Digitized by Google

B. d. K.
Ausl.
4 Per 5 i (3,1

Bestimmungen

für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

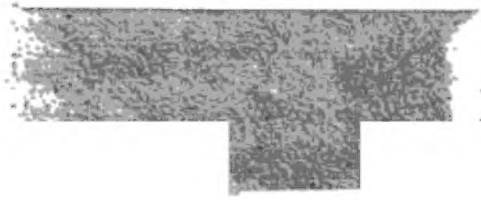
1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um die allseitige und wechselnde Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden.
3) Karten und Werke mit Kupferstichen können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Erlaubniss zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein ausgeliehenes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf die Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehrern zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollten die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung ausser Acht lassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit der Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von den Empfängern zu ersetzen, deswegen bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliothekssaal ist untersagt. Besuchende dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Offiziere in solchen eingeführt werden.
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder des Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, *Gl.-Qtmstr.*

<36619737770015

<36619737770015

Bayer. Staatsbibliothek



Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dritter Jahrgang.

Monat Januar bis Juni.

B.
Cust.

HAUPTCONSERVATORIUM DER KARMELE

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

Gd/65/2253

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Abstand 3263

Digitized by Google

Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.
Monat Januar bis Juni 1830.

Seite

A.

Abu el Kassem, Reisen des 200
Abyssinien, Juden in 191
Aeginetische Bildwerke 664
Aetna 512
Affen, sonderbare Geschichte von . . . 210, 297, 302
Afrika, Flußsystem 237, 242, 246. Neueste Endeckungen 48. Vier Jahre in 59
Aiditschek 37
Alexander, Tod des Kaisers 593
Algier 366. Expedition nach 393. Größere Abhandlung über Algier 1) Geographische Lage 619. 2) Klima, Produkte, Volkszahl 623, 630, 636, 639, 648, 685, 705, 707, 720
Allston, amerikanischer Maler 240
Alter hohes: in Irland 56, in Rußland . . . 117
Amada 85, 172
Amassia 507, 520
Amboina 195
Amerika: Annalen von 338. Eisberge mit Erde bedeckt 148. Fossile Knochen ebend. Postverbindungen 470, 501. Weinbau 108. Wildes Roß 282. Vgl. Vrgt. St.
Anaragoras 389
Anarimander 383
Anarimenes 383
Andrieux, franz. Aesthetiker 98
Anjer auf Java 47
Anzahl der Bekenner der verschiedenen Religionen auf der Erde 699
Apfelbaum von St. Valery 80
Arabisches Soldatenlied 446
Aranda, Schreiben des Grafen — an Carl III. . . 13
Ararat, Höhe des 108
Argensola, spanischer Tragiker 229
Aristoteles 443
Armenier, die, von Mac Farlane 709
Artesische Brunnen 410
Artillerie der Marine, Revolution in der . . 303, 309, 317
Astrolog, der moderne 12

Seite

Astagara, Stadt in Afrika 247
Atbara, Provinz in Nubien 36
Atmosphärisches Phänomen 586
Audschela, Oase 366
Auray, die Gefangenen von . . . 151, 161, 189, 199
Auvergne, Vulkane in der 60
Awarscha, Fluß in Kamtschatka 683, 684

B.

Bahr el Abiad 45
Bahr el Asrek 45
Bailli's irrige Ansicht über die indische Astronomie . 268
Banda-Inseln 195
Bannow, Stadt 44
Barabra's 78, 79
Bavastro, Kapitän, ... 482
Belangers Reisen nach Ostindien 200
Bello, Sultan 128
Benin 243
Berauschungsmittel die, nach ihrer geograph. Verbreitung . 725
Bermudes (Antonio de Silva) 229
Berthereau, Orientalist 144
Bethlehem und die Beduinen I) 439; II) 464; III) . . 471
Biblioteca Petrarchesca 318
Billich, oder der große Siebenschläfer 265
Birmanen: Behandlung der Großen 132
Blakes Visionen 409
Boerios Wörterbuch des venez. Dialekts . . . 274
Boethius, übersetzt durch König Alfred 120
Boston, Kunstausstellung in 210
Botta, italienischer Geschichtschreiber 558
Bourrienne's Memoiren 123, 130
Bouterwecks Geschichte der spanisch. Literatur ins Span. übers. 136
Brambilla 318
Brasilien: Erinnerungen aus 477, 518, 575 (Bälle, Indianerinnen, Leben der Bewohner, Pantherjagd). Periodische Literatur 497. Rio Janeiro 599. Walshs Notizen 449
Brissots Memoiren 240

Digitized by Google

Seite

Buddhismus 271, 288
Buße des Geologen 422
Byron, Lord: Begebenheit bei seinem Leichenzug 109. Glauben an die Geisterwelt 158. Leben in Griechenland 193. Lebensbeschreibung v. Moore 139, 143 Uebertragung der Ars poetica des Horaz 338. — Lady Byron . . . 366

C.

Caillé, 85. Reisen in Afrika I) Erster Ausflug ins Innere 343; II) Aufenthalt unter den Brakna's 349, 356, 364; III) Völker am Rio Nunez 372; IV) Uebersicht der ganzen Reise 405; V) Tunbuktu 479, 499, 531
Calamys Leben 192
Calcutta, Studium der Phrenologie in 92
Californien 554
Campar, malaiischer Staat, ... 646
Canal des Herz. Alexander v. Würtemberg . . . 212
Cannings letzte Worte 394
Cano (Gana), Stadt in Afrika. 248
Cap — neue Strasse 478; Wein 244
Capefigues Geschichte von Philipp August 638
Capodistrias 295
Carabusa 231
Carnes Erinnerungen aus dem Orient 4
Castlereagh und Canew 325
Cato der Censor 624
Celebes 196
Cervantes 230
Chabert, der Feuerkönig 252, 258
Champollion: Angriffe der turiner Akademie auf ihn 318. Resultate seiner Reise, dargelegt v. Acerbi 185, 213, 233, 238. Ueber seine Reise, von Rosellini . . . 523, 555, 486
Chateaubriand, Stifter des franz. Romanticismus . . 93
Chiarini, Theorie des Judenthums 200
Chili, Bildungsanstalten 586
China: Behandlung der Naturwissenschaften 267. Einführung des Buddhismus 589. Europäische Gemüse 168. Färberei 502. Feier des Neumonds und Vollmonds 32. Feier des siebzehnten Märzes ebend. Grillen- und Wachtelkämpfe 506. Medicinischer Kannibalismus 418. Militärverwaltung 534. Mora 502. Pecking 336. Sage über Erfindung des europäischen Alphabets 526. Salz- und Feuerbrunnen 474. Statistik 542. Wörterbuch 582
Cienfuegos, spanischer Tragiker 230, 585
Cirknitz 263
Clifford, Paul 678
Codrington 225, 231
Colmans Einfälle und Bemerkungen 274
Colobes (Verstümmelte) 192
Conder, Josua, der neue Reisende 274
Condor, südamerikanischer. 390
Confucius 465, 563
Coptische Sprache 100
Cordofan 536

Seite

Courier's, P. L. Ermordung 670, 689, 698, 701, 706, 710, 716, 721
Crivelli, Antonio 220
Cromwell und Napoleon, eine Vergleichung 115, 133. Cromwell vor Kathleen Castle 100
Cueva, Juan de la — spanischer Dramatiker 229
Cunninghams Leben britischer Künstler 44
Cuviers Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften. 1) und 2) Indier und Egyptier 266. 3) Egyptier 293, 300. 4) Griechen 331, 340. 5) Griechische Philosophen vor Sokrates 383, 388. 6) Sokrates, Platon, Herodot, Hippokrates, Xenophon, Ktesias 433. 7) Aristoteles 443, 463. 8) Einwirken Alexanders 468. 9) Theophrast 491. 10) Die Ptolemäer 545. 11) Römer zur Zeit der Republik 620, 623

D.

Dakkeh 171, 172
Dampfschiffahrt zwischen Suez und Bombay . . . 694
Dänemark: Dichtkunst 204, 641. Phrenologie . . . 92
Danfodio oder Scheich Othman, Haupt der Fellans . . 152
Dante's Denkmal in Florenz 204
Darien, Isthmus von 626
David, Maler 438
Debot, Tempel von 107
Denderah, Tempel von 266
Derr 172
Dialiba, Fluß 238
Dillons Reise in die Südsee 251, 269
Diorama 240
Dobells Reise in Kamtschatka u. Sibirien 357, 683, 691, 695
Droz, franz. Akademiker 92
Dschellab's 172
Dumont, Etienne 534

E.

Egypten. I. Alt-Egypten: Ackerbau 233. Bücher des Hermes. 291. Chronologie und Geschichte 215. Fischfang 239. Gesang ebendaselbst. Grammatik 100. Häusliches Leben 234. Häusliche Gerichtsbarkeit 238. Jagd 239. Kriegswesen ebendaselbst. Künste und Handwerker 234. Mathematische Kenntnisse 309. Mineralien 293. Musik 239. Mythologie 215. Naturgeschichte 239. Pyramiden 294. Säule im egyptischen Museum zu Turin 306, 318. Schifffahrt 239. Spiele 238. Tanz 239. Vereinigung zu Einem Reich 294. Zeit des Aufenthalts der Juden daselbst 217. Zucht und Wartung der Thiere 233. II. Neu-Egypten: Auswärtige Kriege des Vicekönigs 535, 671. Biban el Moluk 523. Civilisation 398, 402. Neue Militärorganisation und deren Folgen 535. Pascha 52, 586. Pflug 233. Soldatenlied 446
Elektricität der Winde 60
Elephant, afrikanischer 59
England: Allgemeiner Anblick des Landes 488. Altes Drama 346. Angelsächsische Uebersetzung des Boethius 120. Armensteuer 398. Behandlung des Wahnsinns 667, 680, 686, 712. Besteurung von Malz und Bier 459. Budget der engl. Diplomatik 526, 534. Klassisches Theater 257. Eisenbahn zwi-

Digitized by Google

Seite

ſchen Mancheſter und Liverpool 370. Engländer in Frankreich 286. Forbys oſt-engl. Idiotikon 486. Fortſchritte der Phrenologie 91, 310. Geſchichte des konſtitutionellen Geiſtes 105, 115, 133, 141. Gurneys Dampfkutſche 382. Hof und Kabinet 21, 25, 30, 35, 41. Juden 498. Krebsſchaden des Landes 522. Parlamentar. Fleiß 702. Schaubühne 169. Schulweſen 98. Theurung im Jahr 1829, 290. Titel des Königs 274. Verſuche ins Innere von Afrika vorzudringen (Gray, Campbell) . . . 343
Entdeckungsreiſen . . . 28
Ephesus, Ausflug von Smyrna nach — . . . 57, 50, 57, 62.
Eraſiſtratus . . . 546
Erzerum . . . 415, 423
Escurial . . . 113
Etrurier: Etruriſche Ausgrabungen 651, 656, 663, 716. Geſchichte der Etrurier . . . 621, 656, 663, 716
Europäiſche Expeditionen gegen die Barbaresken. 1) (Der Zug Karls V gegen Algier) . . . 411
Europäiſche Literatur — hat unſre Zeit eine — zu erwarten? . . . 241, 279, 288, 322

F.

Fanſhaw, Lady, Memoiren der . . . 305
Fellans oder Fellatas . . . 121, 128, 152, 163, 165
Flints Geographie u. Geſchichte des Miſſiſſippithals . . . 375, 384
Flora Virgiliana . . . 140.
Fox und der Prinz v. Wales . . . 442
Fourier . . . 625, 653
Frais Puits bei Veſoul . . . 12
Frankreich: Altfranzöſiſche Poeſie (le Brut d'Angleterre) 164. Beſitzungen in der Berberei 286. Cenſus 132. Colonie am Huaſualco 538, 554. Einfluß des Repräſentativſyſtems auf Literatur und Sitten 655, 669, 679. Engländer in Frankreich 286. Erziehung durch Reiſen 414. Frankreich und England 245. Getraidebau 426. Koſten des Volksunterrichts 550. Krebsſchaden des Landes 522. Levantiſche Handelsgeſellſchaft 144. Pairs 310. Politiſch-wiſſenſchaftl. Erdkunde 467. Preis und Verbrauch des Zuckers 220. Romanticismus 93. Römiſche Alterthümer 650. Sammlung von geſchichtl. Memoiren 160. Schenkungen an die Geiſtlichkeit 346. Schulweſen 84, 98. Ueberſetzung der Gedichte des Königs von Bayern 119. Ueberſetzung deutſcher Romane 706. Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe 512. Volksvorurtheile 88. Wahlgeſetz . . . 647, 652, 661, 711
Fullers Reiſen durchs türk. Reich . . . 676

G.

Gälen mit den Neugriechen verglichen . . . 391, 407, 580, 585, 597
Galleſus, Gebirg . . . 37
Gells Pompejana . . . 678
Gil Blas . . . 111
Giotti, Coſimo . . . 126
Gouvion-Saint-Cyr . . . 581
Granit als Surrogat des Eiſens . . . 252
Grenville, Lord . . . 201

Seite

Griechenland: I. Altgriechenland: Bildungsgang 331, 340. Vergleichung mit den Hetruriern 657. II. Neugriechenland: Berichte aus 591, 595. Dorf 638. Fanarioten 507, 520. Gränzen 662, 682. Modon 616. Navarin 615. Patras 629. Revolution und europäiſche Diplomatik: 1) Charakter des Kriegs 173; 2) die drei erſten Jahre 186; 3) von 1824 bis zum Vermittelungstraktat 193; 4) Diplomatiſche Verhandlungen bis zum Traktat vom 6 Juli. 201; 5) Traktat vom 6 Juli. und Schlacht bei Navarin 217, 225; 6) Abberufung Codringtons 231; 7) Räumung Morea's 253; 8) Beſtimmung der Gränzen 259; 9) des Sultans Demüthigung und Beitritt zum Londner Traktat 272; 10) Capodiſtrias 295; 11) definitive Gränzbeſtimmung 431, 447. 12) Wahl des Prinzen Leopold 460, 516, 524, 548, (Staatsbudjet.) 573. — Scio 287. Syra 299. Vergleichung der griechiſchen Sprache mit der gäliſchen . . . 598
Gunong Api, ein Vulkan . . . 195
Gurneys Dampfkutſche . . . 582

H.

Hanno, karthagiſcher Reiſender . . . 621
Hanſteens Reiſen in Sibirien . . . 255
Häringe an der ſchottiſchen Küſte . . . 156
Harun ur-Raſchids Ring . . . 188
Hatim Tais Abenteuer . . . 430
Heads Waldſcenen aus Nordamerika . . . 70
Heerman's, Paul, Erinnerungen . . . 418
Helena, St., die Inſel . . . 205, 218
Herfortſhire, Chriſtabendfeuer in . . . 76
Hernani, vorgeſtellt auf dem pariſer Theater 475, 480, 486, 488
Herodot . . . 435
Herophilus . . . 546
Himmalaya, erſter Aufenthalt der Menſchen nach der Sündfluth . . . 267
Hippokrates . . . 455
H'laſſa, Reſidenz des Dalai Lama . . . 271, 280, 566
Holbergs Komödien . . . 184, 641
Holland: römiſche Alterthümer . . . 722
Holländer, der fliegende . . . 60, 97
Hund: Anekdoten über denſelben 103. Einbildungskraft des H. . . . 48
Hyde de Neuville . . . 83

I.

Jackſon, General . . . 104
Jacotots Erziehungsſyſtem . . . 451
Japan: neueſte Nachrichten von Dr. Siebold 429. Reiſe in Japan . . . 695, 700, 703
Java 47. Bantam auf Java 114. Diſtriktsvorſteher 112. Flora Javae 112. Reſidentſchaft Batavia 159, 191. Stadt Batavia 191.
Ibrahim Paſcha . . . 556, 616
Ibrim . . . 182
Ibſambul . . . 183
Jedo, japaniſche Stadt . . . 703

Digitized by Google

Seite

Jefferson 5, 10
Jerome, König v. Westphalen 576
Jerusalem (Osterfest zu) 365
Ildefonso, St. 113
Illyrien und Dalmatien, Ausflüge in . . 263, 607, 616
Indianische Erzählungen 7
Indien: Annalen von Radschastan 353, 360. Botanischer Garten 228. Briefe über Indien: 193, 207 (Kastenverhältnisse, Zustand der Armee); 221 (Landessprache, Volkscharakter); 339 (Kunstfleiß, Handel); 351 (Verehrung von Thieren); 372 (Ueber Behandlung eingeborener Diener); 379 (Begräbungsformen); 395 (Indische Frauen); 587, 591, 608 (Kastenverhältnisse. Ueber das Verbrennen der Witwen.) Britische Provinzen in Hinterindien 642. Examen der Kandidaten für den Civildienst der ostindischen Kompagnie 248. Gerichtshöfe 515, 551, 571. Grundsteuer 655. Indigo und Zucker 466. Kampf mit einem Haifisch 216. Luftspiegelung 95. Proben von Dichtern 527, 539. Ranadschit Sing 478. Upaweda's 268. Verbot des Suttibrauchs 530. Wedas 268. Einwirkung der Indier auf den Gang der Wissenschaften 268
Indigo, neuer auf den Philippinen 80
Johanniterorden mit den Griechen verbündet . . . 187
Jones, Paul, Memoiren 92
Jourdain, griechischer Unterhändler 187
Jovellanos 579, 584, 596, 600
Israelis Geschichte Karls I. 694
Italien: geschichtliche Werke neurer Zeit 558. Selbstmorde 666
Juan de Nova Castella, Entdecker und Benenner von St. Helena 205
Juden in Abyssinien 191; in der Armee Alexanders des Großen 192; in China 359, 363, 369, 373; in England . . 498
Jügungs Zusammenkunft mit dem Geist des Feuerherds 503, 508

K.

Kaffern, Religion, Sitten 59, 60
Kamel 234
Kamelsdorn 28
Kamtschatka 577, 683
Karl I / Karl II } v. England 133
Karporama 578
Katunga (Eyeo) Hauptstadt von Jurriba 241
Kathleen-Castle 100
Kayster 37, 38
Kermanschah, Bäder von 72
Klaproth gegen Davis und Morrison 581, 589
Klutschefsky, Feuerberg in Kamtschatka 697
Knochen-Gelatine 20
Kosciuszko 112
Kuhbaum 386
Kurden 495

L.

Laing, Major 534
Lamartine's Aufnahme in die franz. Akademie . . . 494
Laodsö, des chines. Philosophen Leben und Schriften . 563, 567
Laperouse 269
Laybach 263
Leakes, Besuch in einem griechischen Dorf 638, Reisen in Morea 441
Lenormant über Unternubien . . . 77, 85, 107, 171, 182
Leopold, Prinz von Sachsen-Coburg 342
Lerminiers Einleitung zur Rechtsgeschichte 388
Liegois le nouveau, für 1830 88
Lima im 17. Jahrhundert 90
Literarische Fehden 581, 589
Locke's Leben 15, 27
London: höchste und niedrigste Gebäude 92. Nationalbegräbniß 386. Nationalmuseum 537, 542, 556, 559. Vgl. auch England.
Londonderry, Geschichte des Kriegs v. 1815 u. 1814 604, 610
Lope de Vega 250
Lowrence, Thomas 278
Ludwigs XV Mätressen und Kinder 457
Ludwigs XVIII Gastronomie 388, Hof (Memoiren der Frau von Cayla) 20. Lever und Diner 145
Luftspiegelung in Mittelindien 95

M.

Mac Farlane s. Armenier
Mackenzie's Bemerkungen über Haiti 688
Maddens Muselmann 693
Magaria, Stadt 130
Magdalenengrotte bei Adelsberg 616
Magyaren s. Ungern
Mangili 318
Mannicolo, Insel 270
Marchetti 318
Marokko, Viehzucht in 526
Marzarah, Fluß 238
Mastixdörfer 288
Medicinischer Ehrensold 358
Meroe 86, 268
Messias, der falsche 473, 485
Merico 5. Anhänglichkeit der Eingebornen an ihre alte Religion 240. Französ. Colonie am Huasualco 538. Gemälde aus M. 1) Der Golf 347; 2) Das Fest des Crucifixes 348; 3) Geschichte der Emancipation 355; 4) Xavier Mina 367, 376; 5) Ursprüngliches Verhältniß der Independenten zu den Spaniern 387; 6) Mexicanische Räuber: a) nach Dickson 396, 400, 416, 529, 532, 540, 553; b) nach Beltrami 483; 7) die Stadt Merico 427; Salfagnas Religionsgeschichte v. M. 200; Skizzen aus M. 1) Heilung der Wasserscheu 49; 2) Neuspanischer Priester 69; 3) Wirthshaus in der Stadt Merico 73; 4) Sittenschilderung 82; 5) Perlfischerei 86; 6) Las Casas grandes 88; 7) Indianer am Rio Colorado 97. — Texas 661, 674, 690, 716. Weinbau . . . 622
Modon 616
Mohammeds Siegel 188

Seite

Menembasia oder Napoli di Malvasia 595
Montagu, Admiral 454
Morea, Erinnerungen aus 615, 629
Mosaische Schöpfungsgeschichte der Natur entsprechend . 310
Moskau: Halbmond auf den Kirchen 442
Mungo Park 238
Munro, General, ... 354

N.

Napoleon nach seinen körperlichen Beziehungen . . 635, 645
Napoleon und Cromwell 115. Nap. und der junge Stael 123, 130. Napoleon und Gen. Meerveld 605
Navarin. 615
Neapel: antiquar. Nachforschungen 654
Neger = Wittspiel 446
Nepal, Reise von — bis China 550, 565
Neuholland: Inneres von — 286; Schwanenfluß = Colonie 390
Neu=See=Land: Häuptling der Inselbai 326; Priesterin 325; Wegnahme der engl. Brigg Haweis 2
Neu=Süd=Wales: Gegenwärtiger Zustand 634; Handel 270; Vulkan 220, 590, 610
Newa, Temperatur der 221
Newstead = Abbey 157
Newtons Leben 15, 27
Niederländische histor. Manuscripte 160. Volksunterricht 550
Niger, Lauf des 237. Vereinigung mit dem Nil der Neger 216
Nilander 517
Nil: Kataraften 77, 86. Lauf 257
Noffé 212

O.

Oelquellen in Kentucky 298
Oliviers Land= und Seezüge im niederländ. Indien . . 195
Olla podrida 67
Orientalische Bibelübersetzungen 451. Briefform 184. Litera= tur 598, 605, 673. Wichtigkeit des Siegels . . . 188

P.

Palrhans, über eine bevorstehende Revol. in der Marine = Ar= tillerie 303
Palermo 613
Palm, van der, Prediger, ... 100
Palmyra, verglichen mit Altegypten und Genua . . . 294
Paris: Bronze = Elephant 626. Geographische Gesellschaft 83, 98. Schulwesen 212. Société des Bibliophiles français, 21. Statistische Gesellschaft 144
Pariset 370
Parr, Dr., Leben und Meinungen . 103, 119, 136, 452, 455
Patagonier, Höhe der 498
Patras 629
Pedro, Don, Kais. v. Brasilien 358, 449
Peking 336
Persien: Briefform 181. Gymnastik 79. Handel mit der Türkei 424. Papier 184. Ringer 80. Roman 430. Schrei= ben des Kronprinzen an die königlich asiat. Gesellschaft in London 582

Seite

Pest: ist dieselbe vertilgbar? 9, 17
Petersburg: Bevölkerung 64. Journal des Ministeriums des Innern 200
Phidias 664
Philoe 78
Phonetisches Alphabet, Entdeckung des 285
Phrenologie in Dänemark 92; England 91, 510; Hindustan 92; den V. St. 92
Pierce, Nathanael, ... 666
Pilâwan, persische Ringer 80
Planats Briefe über die Wiedergeburt Egyptens . 535, 671
Platon 433
Portugal: Constitution 342. Die verstorbene Königin 127; Ex= ercitium 138. Feindschaft gegen Spanien ebend. Skizzen über den gegenwärt. Zustand: 1) Gefängniß in Leiria 291; 2) Verhör 307. 3) Einkerkerung in Lissabon 315; 4) Kö= nigliche Hymne 324; 5) Justiz 328; 6) Züge zur Tagsge= schichte 332; 7) Freilassung 335
Potemkin 93
de Pradt, beim Einzug der Alliirten in Paris . . . 224
Prado in Madrid 119
Premmis 182
Pritchard 76
Procida, Tragödie 760
Pseleis 171, 172
Pythagoras 583.

Q.

Qalabscheh 108
Qerfche 171
Quintana, spanischer Dichter 231
Quorra 238, 242

R.

Rabbinische Literatur 521, 557
Radama, Todtenfeier des Königs 101
Raffles, Memoiren des Sir Thomas Stamford . 389
Rainaud: die arab. Schriftsteller über die Kreuzzüge . 144
Reiner, A. S. 438
Rennel, James 582
Rio Janeiro 599, 611
Rita — Christina 112, 116
Robespierres Memoiren: 1) Jugendleben 627, 2) Lobrede auf Gresset 613; 3) erste Reden in der Nationalversammlung 659; 4) Rede gegen die Todesstrafe 675; 5) Rede über die Flucht des Königs 719; 6) Urtheil über Mirabeau und Danton 723
Ronchetti, der kunstliebende Schuster 618
Ronging, javanische Bajaderen 160
Russen: Charakter, Sitten, Lebensart, 117, 125, 135. Dampf= bäder 136. Historisch=geographischer Atlas 570. Kenal des Herzogs Alexander v. Würtemberg 212. Knute 127. Litera= tur 426. Preßgesetze 191. Reisen im russ. Asien 562. Rus= sisches Amerika 566. Trennung der, nach Sibirien Verwie= senen von ihren Verwandten 414

Digitized by Google

Seite

S.

Saccatu . . . 151
Safrankultur in der Lombardei . . . 81
Salina, St. in d. Vrg. St. . . . 248
Sanscrit . . . 268
Sansons Memoiren . . . 249, 256, 260, 275, 287
Savoien, Gesch. der alten Nationalversammlungen von . . . 166
Schädel, merkwürdiger . . . 196
Schaubühne der Ausländer . . . 169
Schellal = Suan . . . 77
Scheltema, über niederländ. Geschichtschreibung . . . 578
Schildknappe der, König Wilhelms, holländ. Roman . . . 413
Schottland: Häringsfang 156. Landleben vor sechzig Jahren 569. Vgl. Gälen.
Schulz's C. F. Papiere 521. Tod . . . 621, 611
Schwanenfluß = Kolonie . . . 682
Schweden: Bildung überhaupt 649; Kunst und Literatur 615; Theater . . . 621, 640
Scott: dramatische Versuche 498; Geschichte von Schottland 6; Honorar 634; poetische Werke . . . 633, 726
Seelenwanderung . . . 311
Seevögel in Australien . . . 306
Sennar . . . 86
Sesostris: kolossales Bild desselben 182; lebte vor Erbauung der Pyramiden 291. Sein egypt. Name . . . 211
Sibirien: Günstige Lage für Astronomie 235. Wasserverbindg. 21
Sicilien: Ausflug nach 511; erloschene Vulkane 216; statistische Notiz . . . 398
Siebold, neueste Nachrichten von ihm aus Japan . . . 429
Sieyes, Abbé . . . 438
Sinai, Inschriften am . . . 606
Singapurs Handel mit der malaischen Halbinsel . . . 474
Siwas . . . 501
Sohar . . . 521, 557
Sokrates . . . 433
Sombreuil . . . 151
Spanien: Bemerkungen über — 1) Erziehung der Kinder 65; 2) Küche 66, 74; 3) Klima, Kleidung, Wohnung, Frauenzimmer, 81, 109; 4) Unterhaltung und Vergnügung, 113, 119; 5) Wissenschaften, Künste, Gewerbe 137, 117; 6) Landwirthschaft 179. — Jüdische Dichter in spanischer Sprache 216 Sammlung älterer span. Reisen v. Navarete 160 Schaubühne 169, 229. Stand der geist. Bildung 601. Uebersetzung von Bouterweks Geschichte der span. Literatur . . . 156
Staël, Frau von: Napoleons Urtheil über sie 123, 130. Romant. Schriftstellerin . . . 95
Staël August von . . . 123, 130
Stuarts: Familienpapiere der 310. Die letzten Stuarts im Exil . . . 561
Suan . . . 77
Sumatra, Menschenfresser auf . . . 341
Sutti von Tschitleh 168. Aufhebung des Suttibrauchs . . . 530

T.

Talleyrand: Plan zu einer Continental = Coalition 215; Vergleichung mit Shaftesbury 133. Witzwort über den gegenwärt. Zustand Frankreichs . . . 522
Tallien . . . 152
Tausendjähriges Reich . . . 61
Tessa . . . 107
Temples Reisen nach Peru . . . 391, 425
Ternate, Insel . . . 196
Teras . . . 661, 674, 690, 716
Theophrast . . . 191
Thiertreue . . . 299
Thiergräber . . . 354
Tierney . . . 203
Tigerhöhle, die . . . 510, 513
Timavo, Fluß, . . . 263
Tinterero . . . 87
Tod des Kaisers P . . . 430
Tokai . . . 598
Tollens Gedichte . . . 155
Tomboro, Vulkan auf Sumbawa . . . 196
Trebisonde . . . 399
Tschand, indischer Dichter . . . 527, 539
Tunbuktu . . . 153, 479, 499, 531
Türkei: türkisches Asien, Skizzen aus: 1) Trebisonde 399; 2) Erzerum 415, 423; 3) Kurden 495. 4) Siwas 500, 501; 5) Amassia 507, 520. — Türkisches Harem . . . 56, 64

U.

Ualan, Insel . . . 167, 175
Ungern: Poesie der Magyaren . . . 278
Ursprung des Menschengeschlechts nach Pritchard . . . 76
d'Urville 81. Wissenschaftliche Ausbeute seiner Expedition 330

V.

Valvasor . . . 261
Van = Praet's Aufnahme in die franz. Akademie . . . 442
Varro . . . 625
Vatteville, ein weiblicher . . . 89
Vendeekriege, Geschichte der . . . 221
Venerianisches Wörterbuch . . . 274
Vereinigte Staaten: Eisenbahnen 510. Katholische Kirchenversammlung 458. Mississippithal 575, 584. Oelquelle 298. Salinen 218. Statistik des Gewerbfleißes 698. Studium der Phrenologie 92. Verhältniß der Heilbarkeit des Wahnsinns . . . 666
Vetulonia, Stadt der alten Etrurier . . . 656
Villanueva del Campo, merkwürdige Naturerscheinung zu . . . 398
Virues, spanischer Dramatiker . . . 229
Voltaire und Rousseau . . . 177
Vorgefühl der Thiere bei Erdbeben . . . 241

W.

Wadi = Alfa . . . 77, 184
Wadi = Esebua . . . 172
Waglers Reisebemerkungen . . . 487, 536, 543, 556, 559
Walths Notizen aus Brasilien . . . 449
Walter Colyton, a tale of 1688 . . . 526
Wangara . . . 241
Washington, General: Denkmal desselben 406; Lever 596.
Washingtonia; amerikanisch = griechische Kolonie . . . 236
Webslers Reisen durch die Krim, Türkei und Egypten . . . 595

X.

Xenophanes . . . 388
Xenophon . . . 433

Z.

Zaria, Stadt . . . 121
Zeichen der Zeit . . . 1, 29, 38
Zeno v. Elea . . . 388
Zigeuner, ihr Ursprung, . . . 262
Zohar, Separatisten von . . . 196
Zuchero, artistisches Genie . . . 662

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 1 und 2. 1 und 2 Januar 1830.

Zeichen der Zeit. *)

Es ist kein gutes Symptom weder bei Völkern noch bei Individuen, wenn sie viel Prognostik treiben. Der Glückliche lebt für die Gegenwart — sie hat der guten Gaben genug für ihn; so auch der Weise, denn sie weist ihm seine Pflichten an. Ohne Zweifel besteht unsere große Aufgabe darin, nicht, daß wir nach Dem blicken, was aus dunkler Ferne auftaucht, sondern daß wir Das thun, was das Leben vor Hand und Auge rückt.

Kennst Du das Gestern nach Zweck und Grunde?
Ist Alles schön und gut, was heute Dir gelingt?
So erwartest Du ruhig die morgende Stunde,
Dir bangt nicht, Du fragst nicht, was ist's, das sie bringt.

Aber Nichts thut der Mensch so gerne, als das er sein Bißchen Vernunft mit dem Vor und Hernach spielen läßt. Ungehalten über die unwissende Gegenwart, unterläßt er nicht herauf zu beschwören die Tage, die da kommen sollen; selten überzeugt sich der Unglückliche, daß er an dem Uebel des Augenblicks genug habe; nie befriedigt den Ehrgeizigen der Glanz von Heute, stets noch glorreichere Triumphe malt er sich auf die Wolkenvorhänge der Zukunft.

Noch schlimmer ist es mit den Nationen. Hier sind die Seher nicht Einer, sondern Viele, und Jeder reizt und bestärkt den Andern, so lange, bis der Wahnsinn, der sich das Schicksal zu ergründen erkühnt, immer weiter und weiter um sich greift, und zuletzt selbst Saul sich in den Chor der Propheten mischt. Mit so magischer Gewalt wirken Geister auf Geister, daß ein Paar Schwärmer tausend Narren machen, bei denen es nicht bloß um ihren Verstand, sondern selbst um ihre leiblichen Sinne geschehen ist. Diese herrliche Allmacht der Sympathie — warum muß sie so selten die Aaronswurzel für Wahrheit und Tugend werden und so oft die Zauberwurzel für Schwäche und Thorheit? Ganze große Gemeinheiten, die aus lauter gescheiten Leuten bestehen, kann sie dahin bringen, daß sie Handlungen für baare Weisheit halten, zu denen sich kein Bösewicht, kein Rasender verirren würde. Einen schlagenden Beweis hat man an mancher Scene der französischen Revolution — ein ganzes Volk trunken von Blut und Dünkel, von Greuel und Grausamkeit, von Verzweiflung und abermals Blut! Leichtsinn schützt so wenig gegen solche Anwandlungen als Ernst des Charakters. Der Puritaner von Neuengland verbrennt Hexen, ringt rastlos Monate lang mit den Schrecken von Satans unsichtbarer Welt und allen Gespensterfantomen—den täglichen und stündlichen Verboten des jüngsten Gerichts; da erwacht er plötzlich zum Bewußtseyn seines Wahns, weint bitterlich und betet brünstig und weit hinter ihm — gleich einem furchtbaren Traum — liegt die Geschichte dieser düstern Zeit!

Auch Altengland hat seine Anfälle von Tollheiten und Aengsten durchgemacht, wiewohl dieses Fieber hier zu guter Letzt wie alle alten Krankheiten einen gelindern Charakter annahm, und seit den Tagen des Titus Oates meist ohne Verlust von Menschenleben, ja fast überhaupt ohne viel andern als den zeitigen Verlust der Vernunft von Seiten der Patienten vorüber ging. In dieser mildern Form ist es jedoch periodisch geworden, so daß verständige Leute es damit halten, wie die Londner mit ihren Nebeln, die, wenn sie auch Nachmittags die Laternen mit sich herumtragen müssen, um durch den dichten Haufen den Weg zu finden, doch es sich um Alles in der Welt nicht nehmen lassen, daß die Sonne noch existire und daß sie eines Tags wieder erscheine. Wie oft sprach man in den letzten fünfzig Jahren von Großbritannien als von einem Wrack, der nah am Sinken sey, während es bis auf diesen Tag noch hoch seine Flagge wehen läßt! Indeß seit Menschengedenken war der Staat vielleicht hundert Mal in Gefahr — die Kirche selten außer Gefahr!

Jedermann weiß davon zu sagen, daß gegenwärtig eine Krisis dieser Art vorsichgeht, und es ist auch kein sonderliches Geheimniß, warum es so kommen mußte. Freilich konnte das Erstaunen nicht klein seyn, in welches so manche Liebhaber des alten Sauerteigs die Zurücknahme des Religionseids und der Strafgesetze gegen die Katholiken versetzte, aber auch den Blindesten mußten die Schuppen von den Augen fallen. Diese Dinge — sie schienen so tiefgegründet und unwandelbar — so fest gebaut als das Gewölbe des Himmels. Und nun — in einem Augenblick sind sie verschwunden, so daß man auch nicht mehr ihre Stelle findet! Unsere würdigen Freunde hielten fälschlicher Weise den schlummernden Leviathan für eine Insel, so oft man sie auch versicherte, daß die Intoleranz Nichts seyn könne als ein Ungeheuer; da hatten sie sich denn unter die Lee gesteuert.

*) Edinburgh Review No. XCVIII.

und lagen sicher vor Sturm und Wellen behaglich an seiner beschuppten Seite vor Anker und sannen, wie sie sich gütlich thäten — was ihnen auch einige Zeit so gut gelang, als sie sich nur immer wünschen mochten. Nun hat ihr Leviathan plötzlich untergetaucht und sie vermögen nicht mehr anzuhalten in dem Strome der Zeit; sie müssen eben auch darauf vorwärts treiben, wie die Schaar der Uebrigen — ein gerade nicht so schreckliches Loos, wir man glauben sollte, wenn sie sich nur darein zu schicken wüßten, ob man dieß ihnen gleich für jetzt noch nicht zumuthen kann. Ihre kleine Insel ist fort, sie ist hinabgesunken tief in die brandenden Fluten, und somit giebt es für sie Nichts mehr in der Welt, was der Mühe lohnte. Denn was liegt ihnen daran, daß der Erdball mit seinen großen Continenten noch steht, daß der Polarstern und alle unsre Leitsterne noch leuchten und ewig leuchten am Firmament? Ihr lieber kleiner Hafen ist fort — so gut bekommen sie es nie wieder! Daher die kläglichen Jeremiaden, die verlautbaren, die Zeichen und Wunder, welche geschehen! Der König hat abgedankt, die Kirche ist eine Wittib, ohne Witthum; mit der öffentlichen Moral ist es aus; mit der Tugend des Privatlebens ist es gleichfalls aus; die Gesellschaft zerfällt in Stücke; die Zeit liegt in Wehen und die Frucht, die sie zur Welt bringt, ist eitel Trübsal! In einer solchen Periode darf man sich nicht wundern, wenn die Schwärmerei ungewöhnlich überhand nimmt. Ueberall Nichts als Seher, Chiliasten und Somnambüle; die Männer der fünften Monarchie weissagen aus der Apocalypse, die Utilitarier aus Bentham; die Einen verkündigen, daß bestimmt im J. 1860 das letzte Siegel geöffnet werde; die Andern predigen das „größte Glückseligkeitssystem," das die Erde zum Himmel macht, und zwar in noch kürzerer Zeit. Wir kennen diese Symptome zu gut, als daß wir es für nöthig oder gerathen hielten, uns damit zu befassen. Nur Geduld: die Zeit bringt Rosen. Der große Bundesgenosse delphischer wie anderer Orakel ist das Echo. Rede man ihnen nicht nach, sondern überlasse man sie sich selbst, so werden sie bald verstummen!"

Wir leugnen nicht, daß die gegenwärtige Zeit eine wichtige sey — denn nothwendig muß es jede Gegenwart seyn. Ist ja der ärmste Tag, der uns vorüber geht, der Zusammenfluß zweier Ewigkeiten — ein Doppelstrom, der mit einem Ende an die fernste Vergangenheit reicht, mit dem andern der grenzenlosen Zukunft entgegeneilt. Könnten wir die Zeichen unsrer Zeit immer richtig deuten, und, nachdem wir ihre Vorzüge und Mängel ermessen, unser Verhältniß zu ihr festsetzen — wie weise wären wir! So laßt uns denn, statt träumend in die dunkle Ferne zu starren, ruhig umher blicken auf der chaotischen Scene, worauf wir stehen. Vielleicht, daß bei ernster Betrachtung dieser Zeit ein Theil ihrer Wirren sich auflöst, daß ihre unterscheidende Merkmale und ihre tieferen Anlagen deutlicher zum Vorschein kommen; wie wir in unsern Beziehungen zu ihr, so werden wir uns auch in unsern Zwecken und unsern Bestrebungen in ihr klarer werden.

Sollen wir dem Kind einen Namen schöpfen, so sind wir versucht, unser Zeitalter nicht ein heroisches, frommes, philosophisches oder moralisches zu nennen, sondern ein mechanisches. Es ist das Zeitalter der Mechanik in jeder eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung dieses Worts; das Zeitalter, welches mit seiner ganzen ungetheilten Kraft, mit all seinem Dichten und Trachten nichts Anders will, lehrt und übt als die Kunst angemessene Mittel zu erfinden. Nichts geschieht mehr direkt und mit der Hand; Alles bewegt sich nach Regel und Schnur und in berechnetem Räderwerk. Selbst für die einfachsten Verrichtungen hat man irgend ein Förderniß, irgend einen Abkürzungsprozeß in Bereitschaft. Unsere alten Verfahrungsarten sind sämmtlich in Mißcredit und beseitigt: aller Orten räumt der lebendige Künstler dem schnellern leblosen seine Werkstätte. Das Weberschiff entgleitet den Fingern des Webers in eiserne Finger, die es rascher tanzen lassen. Der Seefahrer zieht sein Segel ein, legt sein Ruder nieder, und dingt einen starken unermüdlichen Knecht, der ihn auf dampfenden Armen durch die Wasser trägt. Den Ocean durchkreuzt der Mensch mit dem Dampf; Birmingham's Feuerkönig hat den fabelhaften Osten heimgesucht, und ein zweiter Donnergott, noch wundersamer und gewaltiger als jener Vasco de Gama's — wäre nur ein Camoëns, der von ihm ein Lied sänge — hat den Genius des Caps aus seiner Ruhe gestört. Wo will es mit all Dem ein Ende nehmen? Selbst das Pferd wird ausgeschirrt, und dafür ein flüchtiges Feuerroß eingespannt. Und haben wir nicht einen Künstler, der Hühner durch Dampf ausbrütet und die wirkliche Bruthenne ihres Amts entsetzt? Haben wir nicht für alle irdischen und für einige nicht-irdischen Geschäfte unsere Mechanik? Sie hilft uns unsern Kohl schneiden und uns in magnetischen Schlaf lullen, mit ihrer Hülfe versetzen wir Berge und legen Seen zu Poststraßen an; Nichts kann uns widerstehen; immer siegreich und mit Spolien beladen kehren unsere Maschinen aus dem Krieg zurück, den wir der rohen Natur geschworen haben.

Welch außerordentlicher Gewinn an physischer Macht, den so der Mensch sich aneignete und noch täglich aneignet? Daß man gegenwärtig in Hinsicht der Kost, der Kleidung, der Wohnung, kurz aller Lebensgenüsse weit besser daran ist, oder wenigstens bei einer gewissen Quantität von Arbeit besser daran seyn kann — ist ein äußerst erfreulicher Gedanke, der sich Jedem von selbst aufdrängt. Welche Veränderungen dagegen diese Vergrößerung der physischen Macht in der gesellschaftlichen Welt herbeigeführt, wie der Reichthum mehr und mehr und in größern Massen sich aufgehäuft, wie aber auch dadurch alle bestehende Verhältnisse umgewandelt, und die Kluft zwischen Reichen und Armen immer weiter geworden — diese Frage mögen sich philosophische Staatsmänner beantworten, eine verwickeltere und wichtigere werden sie in ihrer Wissenschaft nicht finden. Sehen wir aber, wie der Geist der Mechanik sich auch in andere als die bloß materiellen Gebiete Bahn gebrochen hat! Auch in der geistigen Welt hat Nichts mehr seinen freien Lauf, weiß man Nichts mehr von den alten natürlichen Methoden. Jedes Ding hat sein fein ausgedrechseltes Geräthe, seinen voreingerichteten Apparat: So haben wir Erziehungsmaschinen, lankastrische Maschinen, hamilton'sche Maschinen. Der Unterricht, diese geheimnißvolle Mittheilung des Wissens an die Unwissenheit, ist nicht länger ein unbestimmbarer Experimentirprozeß, der ein anhaltendes

Studium individueller Fähigkeiten erfordert, und und wobei man, um zu seinem Ziel zu kommen, stets neue Mittel und Wege aufsuchen muß, sondern eine unfehlbare universelle Kunst, die mittelst des geeigneten Mechanismus im Großen getrieben wird. Ferner haben wir Religionsmaschinen — z. B. die Bibelgesellschaft, die, trotz ihrem angeblich himmlischen Grund und Boden, sich beim Licht betrachtet als Nichts ausweist, denn als ein sammt und sonders irdisches Machwerk, das von Geld, Eitelkeit, Hochmuth, Intrigue und Kabale lebt und dabei eine treffliche Heidenbekehrungsmaschine abgiebt. Uebrigens ist es hier nicht besser und nicht schlimmer als überall. Hat eine Person, oder ein Verein von Personen, eine Wahrheit auszusprechen, ein Stück von einem geistlichen Werk zu thun, so kann dieß nicht auf einmal und mit den natürlichen Organen geschehen, sondern man beruft zuvörderst eine öffentliche Versammlung, wählt Ausschüsse, theilt einen Prospektus aus und bankettirt einen Nachmittag; mit einem Wort man macht sich oder borgt sich eine Maschinerie, die für Einen spricht und handelt. Ohne sie wären die Leute so hülflos und verlassen als eine Colonie indischer Weber, die in Lancashire hocken. Zudem muß jede Maschine von einer der großen Strömungen der Gesellschaft aus ihre bewegende Kraft erhalten: jede noch so kleine Sekte, Unitarier, Utilitarier, Anabaptisten, Phrenologisten — oder wie sie heißen mögen — brauchen ihr Vierteljahrs- oder Monatsblatt, das gleichsam ihre Windmühle ist, die sie in die Volksluft aushängen, um Mehl für ihre Gesellschaft zu mahlen.

Der Einzelne kommt schlechterdings mit seinem natürlichen Vermögen auf keinen grünen Zweig. Die armseligste Unternehmung — er darf nicht hoffen, sie zu Stande zu bringen, wenn er bloß über seine eigene Hand und über keine mechanische Bundesgenossen zu verfügen hat: er muß einige Corporationen zu Mitinteressenten machen und seinen Acker mit ihren Ochsen pflügen. Emphatischer als je heißt in diesen Tagen leben so viel, als sich an eine Partei anschließen, oder selbst eine bilden. Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur — Alles beruht auf Mechanik. Kein Newton entdeckt jetzt mehr in stiller Betrachtung, durch das Herabfallen eines Apfels, das Weltsystem: sondern da giebt es ganz andere Leute als Newton, die stehen in ihren Museen, in ihren wissenschaftlichen Instituten, hinter ganzen Batterien von Retorten, papinianischen Töpfen, galvanischen Säulen und fragen gebieterisch die Natur, die sich nicht immer beeilt, ihnen zu antworten. In Ermanglung von Raphael's, Angelo's und Mozart's haben wir königliche Akademien der Malerei, der Sculptur, der Musik; der erschöpfte Kunstsinn kann sich hier an der nahrhaften Kost einer öffentlichen Küche erquicken. Die Literatur hat ihre Rosenkränze und Marionetten, ihre Zunftstuben, ihre Verlagsconclave's, nebst ungeheuren Blasbälgen im Erdgeschoß, welche die Luftheizung durch alle Stockwerke bis in den Hirnkasten hinauf fördern, so daß die Bücher durch Maschinerie nicht bloß gesetzt und gedruckt, sondern größtentheils auch verfaßt und geschrieben werden. Nationalbildung, Geistesschätze aller Art werden eben so gehandhabt. Keine Königin Christina braucht in diesen Tagen nach ihrem Descartes zu senden; kein König Friedrich nach seinem Voltaire, um ihn mit theuern Pensionen und schönen Worten zu speisen; sondern jeder Souverän von Geschmack, der sein Volk aufzuklären wünscht, hat Nichts zu thun, als eine neue Taxe umzulegen, und sofort mit dem Ertrag philosophische Institute zu gründen. Daher die Masse von kaiserlichen und königlichen Gesellschaften, Bibliotheken und sonstigen Rumpelkammern, die in allen Hauptstädten paradiren, und wie sauber gedrechselte Bienenkörbe dastehen, zur Erbauung des Publikums, welches erwartet, daß die hier eingeschachtelte todte Weisheit sich beleben, schwärmen und Honig machen werde. Gerade so ist es in England mit der Religion; wenn sie dort glauben, daß dieselbe in Verfall sey, so votiren sie schlechtweg für eine halbe Million Pf. St. Backsteine und Mörtel und bauen neue Kirchen. In Ireland scheinen sie noch weiter zu gehen — denn kürzlich haben sie eine Purgirgesellschaft (Penny — a Week Purgatory — Society) errichtet, bei der man sich um einen Groschen die Woche abonnirt. So muß uns der Genius der Mechanik in allen Nöthen und Verlegenheiten beistehen, und seinem eisernen Nacken laden wir alle unsere Bürden auf.

Thomas Jefferson *).

Thomas Jefferson wurde im Jahre 1745 in Virginien geboren, wo sich sein Großvater zu Anfang des 18 Jahrhunderts niedergelassen hatte, und Peter, der Vater von Thomas, im Jahre 1739 Johanne Randolph ehlichte, welche ihm in Allem zwei Söhne und sechs Töchter gebar. Der Jüngling, welchem es beschieden war, einst das Staatsruder der Republik zu lenken, scheint seine Erziehung hauptsächlich Dr. William Small, Professor der Mathematik, und George Whyth, einem ausgezeichneten Juristen, verdankt zu haben. Im Jahre 1767 ließ er sich in den Stand der Advokaten aufnehmen, welchem er sich fortwährend widmete, bis die Revolution die Gerichtshöfe schloß. Außerdem wurde er 1760 — 24 Jahre alt — zum Mitgliede der Gesetzgebung für sein Geburtsland Virginien gewählt, ein Amt, das er ebenfalls bis zu der besagten Epoche bekleidete. Er heirathete 1772 Mistreß Skelton, eine Witwe von 23 Jahren, deren beträchtliches Vermögen ihn zu einem sehr wohlhabenden Manne machte.

Ohne uns auf sein früheres Leben weiter einzulassen, schreiten wir sogleich zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, über welchen großen Schritt Jefferson höchst interessante Einzelheiten mittheilt. Unter den Gründen, welche im Jahre 1776 für Hinausschiebung dieses wichtigen Entschlusses angeführt wurden, wird man nach der Capitulation bei Tampico im Jahr 1830 besonders folgende mit Interesse lesen.

„Fremde Mächte dürften es eher ablehnen, mit uns gemein-

*) Memoirs, Correspondence and State Papers of Thomas Jefferson, late President of the Un. St. Now first published from the original Mss. London 1829. Bis jetzt zwei Bände.

Digitized by Google

same Sache zu machen; oder möchten, wenn sie uns so sehr in ihrer Gewalt haben, als dieser äußerste Schritt uns wohl darein bringen wird, auf ziemlich harten und uns beeinträchtigenden Bedingungen bestehen. Wir hätten wenig Grund auf eine Verbündung mit Denjenigen zu hoffen, auf welche allein wir bis jetzt unser Augenmerk warfen: Frankreich und Spanien wären berechtigt, der Bildung einer Macht mißtrauisch zuzusehen, welche ihnen eines Tages gewiß alle ihre americanischen Besitzungen entreißen würde."

Hierauf wurde erwiedert:

„Daß nur eine Unabhängigkeitserklärung es mit den Rücksichten, welche Europäer europäischen Staaten schuldig wären, verträglich machen würde, sich mit uns in Unterhandlungen einzulassen oder gar einen Gesandten von uns anzunehmen; daß sie bis dahin unsere Schiffe nicht in ihren Häfen dulden und keinen Ausspruch unsrer Admiralitäts-Gerichte in Bezug auf eroberte britische Fahrzeuge als gesetzlich anerkennen würden; daß wenn für Frankreich und Spanien durch die Bildung unseres Staates auch Besorgnisse entständen, diese Mächte doch bedenken müßten, daß derselbe, wenn er an Großbritannien angeschlossen bliebe, ihnen noch viel gefährlicher werden dürfte, weshalb sie es als eine Forderung ihres eigenen Interesses anzuerkennen hätten, eine solche Verbündung zu hintertreiben. Sollten sie sich jedoch auch weigern, einen solchen Schritt zu thun, so ständen wir nur auf dem Punkte, wo wir uns jetzt schon befänden, während wir, wenn wir den Versuch nicht wagten, nie gewiß seyn könnten, ob sie geneigt wären, uns beizustehen oder nicht."

Ueber die öffentlichen Redner äußert sich Jefferson schon sehr bald nach der Gründung der Republik ziemlich unzufrieden: „Unsere Gemeinde (der Congreß in Annapolis 1783—1784) war nicht zahlreich, aber sehr streitsüchtig. Tag für Tag ging über den unbedeutendsten Angelegenheiten verloren. Ein mit einer krankhaften Debattirsucht behaftetes Mitglied, ein Mann von feurigem Geiste, lebhafter Einbildungskraft und ergiebigem Redefluß, der jede andere Beweisführung als seine eigene mit Ungeduld anhörte, saß einmal während einer unwichtigen aber wortreichen Debatte neben mir, und fragte mich, wie ich doch so still bleiben könne? Ich entgegnete ihm: widerlegen wäre hier allerdings leicht, aber zum Stillschweigen bringen unmöglich; bei Maßregeln, welche ich selbst vorbrächte, nähme ich auch gebührender Weise die Mühe über mich, dieselben durchzuführen, sonst aber machte ich im Allgemeinen lieber den Zuhörer; es wäre genug, wenn ein vernünftiger Vorschlag oder Einwurf nur von Einem Mitgliede besprochen würde, sey derselbe aber nicht vernünftig, so hielte ich es für hinlänglich, auf Nichtvornahme desselben anzutragen, ohne mich in eine Wiederholung Dessen einzulassen, was bereits Andre gesagt hätten; Dieß sey eine nicht zu rechtfertigende Verschleuderung und Mißbrauchung der Zeit und der Geduld des Hauses. — Auch glaube ich wirklich, daß, wenn die Mitglieder einer berathenden Körperschaft aufmerksamer auf den geraden Weg seyn wollten, in einem Tage geschehen könnte, was ihnen sonst eine Woche wegnimmt; und es ist, so wenig man Dieß auch denken mag, die Frage, ob nicht Bonapartes stumme Gesetzgebung, welche Nichts sprach und Viel that, einer solchen vorzuziehen sey, welche viel Lärm macht und Nichts thut. Ich war mit General Washington Mitglied der Gesetzgebung für Virginien noch vor der Revolution, und während derselben mit Benjamin Franklin zum Congreß gewählt. Niemals habe ich gehört, daß einer von diesen Männern zehn Minuten lang fortsprach, und niemals, daß sie über irgend etwas Anderes als den in Frage stehenden Punkt sich verbreiteten. Nur wichtige Angelegenheiten nahmen sie auf ihre Schultern, wohl wissend, daß die unbedeutenden von selbst nachfolgen würden. Wenn übrigens der jetzige Congreß (1783—1784) sich in zu vieles Geschwätz einläßt, wie kann Dieß anders seyn bei einer Versammlung, worein das Volk 150 Advokaten schickt, deren Geschäft es ist, alles Mögliche in Anfrage zu bringen, Nichts zuzugeben und nach der Stunde zu sprechen? Daß 150 Advokaten zusammen Etwas wirklich zu Stande bringen sollten, läßt sich nicht erwarten."

Im Jahre 1785 hatte Jefferson von Paris aus, wo er damals americanischer Gesandter war, eine Zusammenkunft mit Adams, dem Bevollmächtigten seines Vaterlandes in London. Er giebt folgenden Bericht von ihrer Aufnahme am Hofe Georgs III.

„Als ich, dem Gebrauche gemäß, dem König und der Königin bei ihren Levers vorgestellt wurde, nahmen sie Hrn. Adams und mich über alle Vorstellung ungnädig auf. Ich sah augenblicklich, daß mich die noch frische Wunde in den Gemüthern Nichts zu Gunsten meines Geschäftes erwarten ließ, und bei der ersten Zusammenkunft mit dem Marquis von Caermarthen, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bestärkte mich die Rückhaltung und Kälte in seinem Gespräche, die unbestimmte und ausflüchtvolle Art seiner Antworten, in meinem Glauben, daß die Engländer durchaus Nichts mit uns zu thun haben wollten. Gleichwohl übergaben wir ihm unsre Vorschläge, da Hr. Adams an einem Erfolg nicht so sehr verzweifelte, als ich. Nachher kamen wir in wiederholten Noten darum ein, uns eine Conferenz zu bewilligen, was Jener, ohne geradezu eine abschlägige Antwort zu ertheilen, unter dem Vorwande dringender Geschäfte ablehnte. Nachdem wir sieben Wochen gewartet, benachrichtigte ich den Minister schriftlich, daß mein Posten mich nach Paris zurückriefe, und ich mit Vergnügen jeder Bestellung, welche er mir an den englischen Gesandten daselbst etwa auftragen wolle, mich unterziehen werde. Er erwiederte, er habe keine, und wünsche mir eine glückliche Reise, worauf ich London verließ."

Die Bemerkungen, welche im Jahre 1788 über Frankreich gemacht werden, verdienen hier ebenfalls eine Stelle:

„Die Geldverlegenheiten Frankreichs führten dieses Jahr zu einer Maßregel, von welcher man seit beinahe 200 Jahren kein Beispiel gesehen hatte, und deren gute oder üble Folgen jetzt noch nicht zu berechnen sind. Wir müssen, um zu ihren Ursachen zu dringen, etwas zurückgehen. Berühmte Schriftsteller in England und Frankreich hatten über Staatsverfassung gute Gedanken hingeworfen; doch aber scheint erst die americanische Revolution den denkenden Theil des französischen Volkes aus dem Schlafe, in welchem dasselbe unter dem Despotismus

versunken war, erweckt zu haben. Dazu kam, daß die Officiere, welche in America fochten, größtentheils junge Männer waren, von Gewohnheit und Vorurtheil weniger befangen, und geneigter als Andere, der Stimme der gesunden Vernunft, und dem Gefühle für allgemeines Recht Gehör zu geben. Sie kehrten zurück mit neuen Ideen und Erfahrungen. Die Presse begann trotz ihren Fesseln diese Ideen zu verbreiten; die gesellige Unterhaltung nahm einen höhern Aufschwung; Politik wurde der Gegenstand aller Gesellschaften, der Weiber so gut, wie der Männer, und eine sehr verbreitete und eifrige Partei bildete sich, welche den Namen der patriotischen erhielt, und im Gefühl der Mißbräuche der Regierung, unter welcher sie lebte, nach einer Gelegenheit zu Reformen sich sehnte. Diese Partei umfaßte alle rechtlichen Männer des Landes, die Muße genug zum Denken hatten: Gelehrte, wohlhabende Bürger, junge Adeliche — theils aus wirklicher Ueberzeugung, theils der Mode wegen, denn Grundsätze dieser Art waren Mode geworden, und setzten als solche sogar viele junge Damen an den Bund. Glücklicher Weise für die Nation hatten um dieselbe Zeit die Verschwendungen der Königin und des Hofes, der Mißbrauch, welcher mit Pensionen getrieben wurde, und die Unterschleife in jedem Zweige der Finanz-Verwaltung — Schatz und Kredit der Nation dermaßen erschöpft, daß ihre nothwendigsten Lebensäusserungen gelähmt waren. Einer Reform der Mißbräuche würde der Minister nicht gewachsen gewesen seyn; neue Steuern aus königlicher Machtvollkommenheit aufzulegen war als unmöglich erfunden worden, da sich das Parlament entschlossen geweigert hatte, dieselben zu registriren. Keine Hülfe blieb, als eine Berufung an die Nation."

In Bezug auf das Jahr 1789, nachdem die Bastille zerstört und Ludwig XVI die dreifarbige Kokarde von Bailly aufgenöthigt war, schreibt Jefferson:

„Der König war jetzt ein leidendes Werkzeug in den Händen der Nationalversammlung geworden, und wäre er nur sich selbst überlassen geblieben, so würde er seine Zustimmung willig zu Allem gegeben haben, was jener zum Besten der Nation gutdünken mochte. Eine durch weise Gesetze beschränkte, in seiner Linie erbliche Regierung hätte sich gebildet, an deren Spitze er gestellt worden wäre, mit einer Macht, die ihm erlaubt hätte, alles Gute zu thun, und die gleichwohl in so bestimmte Grenzen eingeschlossen war, daß jeder Mißbrauch wegfiel. Diese Stelle würde er treu verwaltet haben, und mehr als eine solche wünschte er, meines Dafürhaltens, nicht. Aber er hatte eine Gemahlin, welche eine ungebundene Gewalt über seinen schwachen Geist und seine schüchterne Tugend ausübte, von einem Charakter, der völlig das Gegentheil von seinem eigenen war. Dieser „Engel", der uns von Burke in seinen Diatriben so pompvoll und mit einem gewissen Flitterschimmer der Einbildungskraft, aber ohne richtigen Verstand, vorgemalt wird, war stolz und unbotmäßig, erbost über jedes Hinderniß, das seinem Willen sich entgegenstellte; vergnügungssüchtig; und entschlossen genug, auf seinen Wünschen zu bestehen, auf die Gefahr hin im Sturm zu erliegen.

„Ihre wilden Lustpartien und Zerstreuungen, verbunden mit denen des Grafen von Artois und Anderer von ihrer Sippschaft, waren eine sehr fühlbare Ursache der Erschöpfung des Staatsschatzes, welche die Reformen der Nation zuerst ins Leben rief; und das Widerstreben der Königin gegen die Verbesserungen, ihre unbeugsame Hartnäckigkeit brachte sie unter die Guillotine, riß den König mit ins Verderben und stürzte die Welt in Verbrechen und Drangsale, welche die Blätter der neuern Geschichte auf ewig besflecken werden. Es war immer meine Ansicht, daß, wenn keine Königin da gewesen wäre, keine solche Revolution entstanden seyn würde Gewalt wäre weder hervorgerufen, noch ausgeübt worden. Der König würde Hand in Hand mit der Weisheit seiner besseren Rathgeber gegangen seyn, welche, geleitet von der vorgeschrittenen Bildung ihrer Zeit, in gleichem Verhältniß mit dieser die Gesetze der gesellschaftlichen Verfassung begründen wollten. — Die That, welche dem Leben des Souveräns ein Ende machte, will ich weder billigen noch verdammen. Ich habe mich nicht davon zu überzeugen vermocht, daß die erste Magistratsperson einer Nation keinen Verrath gegen das Vaterland begehen könne, oder der Bestrafung für einen solchen nicht verfallen seyn solle; und eben so wenig, daß da, wo kein geschriebenes Gesetz und kein anerkanntes Tribunal vorhanden ist, es nicht dennoch im Herzen ein Gesetz, und im Arm eine Kraft gebe, um Recht auszuüben und Unrecht abzuwehren. Von den Richtern des Königs hielten ihn viele für wirklich schuldig; andre waren der Meinung, sein Leben werde die Nation in einen fortdauernden Zwist mit der Schaar der übrigen Könige verwickeln, welche gegen eine Regeneration, die sie in ihren eigenen Landen zu besorgen hatten, ewig Krieg führen würden; und daß es besser sey, daß Einer sterbe, als Alle. Ich hätte nicht mit Diesen gestimmt: ich hätte die Königin in ein Kloster gesperrt, wo sie nicht mehr schaden konnte, und den König auf die ihm gebührende Stelle gesetzt und durch feste Gesetze beschränkt, die er meines Bedünkens genau beobachtet haben würde. Solcher Gestalt wäre kein leerer Platz entstanden, welcher der Usurpation eines militärischen Emporkömmlings Raum gelassen hätte, noch wäre Gelegenheit zu jenen Greueln gegeben worden, welche die Nationen der Erde entsittlichten und ins Verderben stürzten, und noch jetzt Millionen auf Millionen verderben. Es gibt drei Zeiträume in der Geschichte, welche sich durch gänzliches Erlöschen der Nationalmoralität auszeichnen: die erste unter den Nachfolgern Alexanders, ihn selbst mit eingeschlossen; die zweite unter den Nachfolgern des ersten Cäsars; die dritte in unsern eigenen Tagen. Sie begann durch die Theilung von Polen, worauf der Vertrag von Pilnitz folgte; dann die Verbrennung Copenhagens; dann die Greuel Bonapartes, der die Welt nach seinem Willen vertheilte, und sie mit Feuer und Schwert verwüstete, und war der Bund, der auf Bonaparte folgte, ein heiliger? *) ————

*) Es kann unsere Aufgabe nicht seyn, hier wörtlich zu wiederholen, was der Amerikaner, der nicht aus der Mitte der Begebenheiten selbst heraus urtheilen konnte, über die auf Napoleon zunächst folgende Zeit ausspricht. Neugierige verweisen wir auf das Original.

Walter Scott's Geſchichte von Schottland.

Freiheit und Wiſſenſchaft, dieß ſind die beiden Pole, um welche ſich die ganze Geſchichte der Menſchheit bewegt: Freiheit für Jedermann zu thun und zu laſſen, was er ſeinem inneren Berufe angemeſſen findet, Wiſſenſchaft für Jedermann von Allem, was die äußere Welt dem innern Sinne zu begreifen darbietet und was der Geiſt durch freie Entwicklung aus dem dunklen Schachte des Gemüthes zu Tage gefördert hat. Wie die franzöſiſche Revolution für den ganzen Weſten von Europa wenigſtens theoretiſch die allgemeine Anerkennung jener Freiheit zur Folge hatte, ſo bereitet die Umwälzung, welche alle Zweige der Wiſſenſchaften in unſern Tagen erfahren haben, eine allgemeine Verbreitung des nöthigen Hausbedarfs an Wiſſen vor; und in dieſem Sinne können wir ſagen, daß wir bei aller monarchiſchen Form unſerer Staaten der wahren Republik näher gekommen ſind, als Dieß je in den freieſten Demokratien des Alterthums der Fall war.

Die ausgezeichnetſten Geiſter verſchmähen es nicht, ihr Talent, ſtatt auf einſeitige gelehrte Forſchung oder vornehme Dichtung zu beſchränken, zu der Bearbeitung der vorräthigen Schätze des Wiſſens für das Volk, für Jedermann, herabzuſtimmen; und wenn auch hie und da gemeine, niedrige Gewinnſucht als das Motiv ähnlicher Unternehmungen ſich nicht verbergen kann, ſo dienen doch ſelbſt dieſe Ausartungen nur zum Beweis, wie tief, wie allgemein gefühlt, das Bedürfniß ſeyn muß, welches ſie zu befriedigen vorgeben.

Unter Allem, was bisher für Ausbreitung des Wiſſens auf dieſem Wege geſchehen iſt, dürfte leicht die vorderſte Stelle die „Cabinets Encyclopedie" des Dr. Lardner einnehmen, von welcher ſo eben der erſte Band ausgegeben wurde. Die erſten Männer, die berühmteſten und bewährteſten Gelehrten aus allen Fächern der Wiſſenſchaft in ganz England haben ſich verpflichtet, jeder ſeinen Zweig auf allgemeinfaßliche Weiſe zu bearbeiten; und das Ganze ſoll, in einer mäßigen Reihe von Bänden, Alles vereinigen, was ſich als das Reſultat des vereinzelten Strebens aller Geiſter und aller Nationen ergiebt. Lebenswerth ſcheint uns, daß die einzelnen Wiſſenſchaften in zuſammenhängender Folge und nicht, nach der beliebten Manier unſerer Converſationslexica, in disjecta membra zerriſſen werden; und nicht anders als billigen müſſen wir es, daß der Anfang mit populären Bearbeitungen der vaterländiſchen Geſchichte gemacht wird. Für einen großen Theil unſerer Leſer können wir uns vielleicht alles Lob erſparen, ſobald wir ſie nur darauf aufmerkſam machen, daß den erſten Band dieſes Werkes eine Geſchichte Schottland's von Walter Scott einnimmt. Das Zerrbild, welches der große Dichter des caledoniſchen Nordens uns von Napoleon entwarf, hat die wilden, rührenden, erhabenen Scenen nicht aus unſerer Fantaſie verdrängen können, welche er uns aus ſeinem Vaterlande herüber zauberte; hier begegnen wir dem wunderbaren Magier auf ſeinem eigenen Gebiete, er läßt ſich freundlich zu uns herab, er führt uns bei der Hand herum und deutet uns jeden Fels, jeden See, jede Schlucht; die großen Schatten der Vorzeit ſchweben bei uns vorüber und zeigen ſich uns in ihrer eigenthümlichen Geſtalt, und Alles, was die Geſchichte Großes, Schönes und Edles, aber auch was ſie Entſetzliches, Grauenvolles und Abſcheuerweckendes von ihnen kennt, tritt in den friſcheſten Farben der Gegenwart vor unſere Seele.

Aber wir erhalten hier keine Poeſie, keinen hiſtoriſchen Roman, wie dieſe kühnen lebenvollen Umriſſe oft erſcheinen könnten, ſondern die ungeſchmückte Wirklichkeit, ſelbſt da, wo ſie mit dem Zauberglanze der Dichtung bereits umgeben war, unbarmherzig deſſelben entkleidet.

Leſen wir dieſe Namen, ſagt Walter Scott, indem er von Duncan und Macbeth ſpricht, ſo muß es uns ſeyn, als wenn wir plötzlich aus tiefer Dunkelheit in das helle Licht des Mittags treten, ſo bekannt ſind wir mit den Perſonen, welche wir nannten, und ſo hell und deutlich rufen wir uns die Begebenheiten zurück, in welche ſie verwickelt ſind; im Vergleich mit dem unbeſtimmten und nebelhaften Bilde, welches wir uns von den Zeiten vor und nach dieſer berühmten Periode machen. Aber wir dürfen uns nicht verblenden laſſen durch unſeren poetiſchen Enthuſiasmus, und keine größere Wichtigkeit auf dieſe Sagen legen, als ihnen gebührt, weil ſie in die erſchütterndſte Geſchichte von den Verirrungen des Ehrgeizes und der Strafe derſelben verwoben ſind, welche je eine menſchliche Bruſt mit Entſetzen füllte. Der Genius Shakſpeare's fand die Sage von Macbeth in den ſchottiſchen Chroniken Holinſhed's und ſchmückte ſie mit einem Glanze, jenem gleich, welchen ein ſchief auffallender Strahl der Sonne einem Stücke Glas leiht, das in der Ferne dann zwar dem Diamante gleicht, bei näherer Betrachtung ſich aber als werthlos und unwürdig unſerer Aufmerkſamkeit zeigt. Duncan folgte Kenneth II im Jahre 1033; er regierte nur ſechs Jahre. Macbeth, ſein naher Verwandter, gleichfalls ein Enkel Malcolms II, obwohl von mütterlicher Seite, wurde durch den Ehrgeiz verleitet, den Thron dem Beſitzer deſſelben ſtreitig zu machen. Die Gemahlin Macbeth's, deren wahrer Name Graoch war, hatte tödtliche Beleidigungen an dem regierenden Fürſten zu rächen. Sie war die Enkelin Kenneths IV, der im Jahr 1003 gegen Malcolm II blieb; und außerdem bewegten auch noch andere Aufforderungen zur Rache das Gemüth einer Frau, welche ſeitdem als die ſtrengſte aller Weiber geſchildert worden iſt. Die alten Annaliſten fügen noch Anreizungen übernatürlicher Art zu dem Einfluſſe, welchen ein rachſüchtiges Weib auf einen ehrgeizigen Mann hatte. Drei Frauen, von übermenſchlicher Größe und Schönheit, erſchienen Macbeth in einem Geſicht und begrüßten ihn nacheinander mit den Namen eines Thane von Cromarty, Thane von Morny — Würden, die der König nach der Hand ihm verlieh, und eines Königs der Schotten, wodurch die verführeriſchen Hoffnungen in ihm erregt wurden, welche das Drama ſo trefflich ausſpricht. Macbeth brach aber nicht die Geſetze der Gaſtfreundſchaft in ſeinem Angriffe auf Duncan's Leben; er fiel den König an und erſchlug ihn auf einem Platze, der Bothgowan, oder des Schmides Haus genannt war, bei Elgin, im Jahre 1039, und nicht, wie man angenommen hat, in dem Schloſſe von Inverneß. Die That war blutig, wie es in dem Charakter jener Zeiten lag; aber der Wahrheit gemäß waren die Anſprüche Macbeth's auf den Thron, nach den Geſetzen der ſchottiſchen Erbfolge, beſſer, als die Duncans. Als König war der ſo verrufene Tyrann feſt, gerecht und edel. Die Furcht vor einer Partei, welche Malcolm, der älteſte Sohn des erſchlagenen Duncan, in Northumberland gewonnen und in Schottland behauptet hatte,

ſcheint im Verlauf der Zeit das Gemüth Macbeths erbittert und ihn dem Adel furchtbar gemacht zu haben. Gegen Macduff beſonders, den mächtigen Maermor von Fife, hatte er Drohungen geäußert, die dieſen veranlaßten, von dem Hofe von Schottland flüchtig zu werden. Aufgefordert von dieſem neuen Rathgeber fiel Siward, der däniſche Earl von Northumberland im Jahre 1054 in Schottland ein und entfaltete ſeine Banner zu Gunſten des vertriebenen Malcolm. Macbeth bot ihnen in der Nähe ſeines berühmten Schloſſes Dunſinan die Spitze. Er wurde geſchlagen, entkam aber von dem Schlachtfelde und wurde erſt im Jahre 1056 zu Gumphanan getödtet. Die leichteſte Andeutung wird uns zurückrufen, wie ſehr dieſe einfache Darſtellung von dem Drama abweicht, obwohl der Inhalt des letztern genau genug mit den unkritiſchen Geſchichtſchreibern zuſammenſtimmt, von denen Shakſpeare ſeine Materialien entlehnte. —

Die Geſchichten eines indianiſchen Lagers.

Seit Herder zuerſt die Bedeutung der Volkslieder und Sagen für das Volksleben erkannt hat, iſt dieſe erſte und einfachſte Gattung der Poeſie ſo ſehr in die Mode gekommen, daß wir gegenwärtig beinahe von allen Völkern der Erde Proben derſelben beſitzen, echte und unechte, gute und ſchlechte, wie das Glück oder der Geſchmack der Sammler und das Talent der Nachahmer es gerade fügte. Aber eine Sammlung von Geſchichten, welche auf den Lagerplätzen der nordamericaniſchen Indianer erzählt werden, hatte bisher noch Niemand angelegt; und da das Wenige, was wir überhaupt über Sitten, Lebensart und Denkweiſe der rothen Menſchen aus unverdächtigen Quellen wiſſen, uns nicht hinreichend ſcheint, ein feſtes Urtheil zu begründen, ſo müſſen wir es unentſchieden laſſen, in wiefern die „Geſchichten eines indianiſchen Lagers" — Tales of an Indian Camp (London 1829 3 vols 8) —, welche wir bei dem Eintritt der engliſchen Winter-Season über London erhalten, bloß freie Bildungen einer europäiſchen Phantaſie, wie kürzlich die illyriſchen Lieder der Guzla, oder wirklich Das, wofür ſie ſich geben, treue Uebertragungen aus der Chipeway-, Cherokee- oder Creekſprache ſind. Originell ſind ſie wenigſtens alle; wenn nicht in Bezug auf die zum Grunde liegenden moraliſchen oder poetiſchen Ideen, doch auf die Einkleidung; und wir geſtehen, daß wir mit einer Phantaſie nicht theilen möchten, welche z. B. die Heirath der Klapperſchlange ſchuf, wie ſie in folgendem Mährchen erzählt wird.

Eines Tages als Cayenguirogo allein in der Wildniß auf der Jagd war und ſich an einer Stelle befand, die der große Geiſt vergeſſen hatte, eben zu machen, kam er an dem Abhang eines Hügels zu einer großen Höhle. Es war Winterszeit, und ein gewaltiger Regen und Hagelſturm drohte herein zu brechen. Um ſich dem Zorne der Geiſter der Luft zu entziehen, trat er in dieſe Höhle, und ſchleppte viel Holz, ſo wie die Beute, die er auf der Jagd gewonnen hatte, mit ſich hinein. So wie er eintrat, hörte er allerlei ſeltſame und furchtbare Töne; aber Cayenguirogo war ein Krieger, und obwohl ein laſterhafter, doch niemals ſehr um irgend ein Geräuſch bekümmert; er drang daher ſorglos tiefer in die Höhle ein. Es war ſo finſter, wie eine Wolkennacht in der Zeit, die auf den Tod des Mondes folgt; aber er bemerkte, daß die Dunkelheit hie und da durch kleine Sterne erhellt wurde, außerordentlich glänzende Puncte, die den Augen eines Wolfes glichen, obwohl ſie kleiner waren und weit heller leuchteten, und die unaufhörlich in langſamer ſchwankender Bewegung in der Höhle umher ſchwebten. Zugleich ließ ſich ein ſo unabläßiges Klappern, Ziſchen und Klatſchen hören, daß er durch dieß Geräuſch beinahe betäubt worden wäre. So wie er weiter ſchritt, fand er ſich durch Etwas aufgehalten, in das ſeine Füße ſich beſtändig verwickelten, und das er für loſen Sand hielt. Als er weit genug von dem Eingange entfernt war, um den Luftſtrom nicht mehr zu fühlen, der in die Höhle eindrang, legte er das Wild nieder, das er auf ſeiner Schulter getragen hatte, zog Feuerſtein und Zunder hervor und ſchlug Feuer. Nachdem er das Holz, welches er mit ſich brachte, zweckmäßig aufgeſtellt und eine Flamme entzündet hatte, erhob er ſich, um die Höhle zu überſehen. Wer kann aber das Entſetzen beſchreiben, welches die Seele Cayenguirago's ergriff, ſo tapfer und furchtlos er auch war, als er ſich in der Mitte einer unermeßlichen Menge von Klapperſchlangen fand und wahrnahm, daß dieſe tödtlichen Thiere, die auf dem Boden der Höhle ein dickes Pflaſter bildeten, das Lager waren, auf welchem er ſich eine Zeitlang gewälzt? Ihre Augen waren die Sterne, welche die Höhle erhellten, und von ihnen kam das Ziſchen, Klappern und Klatſchen, welches ihn beim Eintritt begrüßte. Unter ſeinen Füßen und auf allen Seiten, ſo weit ſein Auge reichen konnte, erhoben ſich Häupter mit kleinen ſpitzen Zungen, die aus den grünen Kinnladen hervortraten und ſich mit einer ſchnelleren Eile bewegten, als die Flamme eines Sommerblitzes. Die Schlangenhäupter in der Höhle waren dichter als die diebiſchen Raben auf einem Felde milchigten Korns. In dem Augenblicke, wo der Schein des Feuers, das er angezündet hatte, ſie in den Stand ſetzte, den Fremden zu ſehen, ſtürzten ſie alle auf ihn zu, obwohl keine verſuchte, ihm Leides zu thun. Die nächſten blieben ungefähr einen Schritt weit von ihm entfernt; die hinteren klimmten über den Rücken der weiter vorgedrungenen empor, bis ſie auf allen Seiten ſo hoch als die Schultern eines großen Mannes aufgeſchichtet lagen. Umgeben, wie Cayenguirago war, von den giftigſten und gefährlichſten aller Thiere, die der große Geiſt geſchaffen hat, vergaß er nicht ſein Feuer brennend zu erhalten, noch ſeinen Beutel hervorzuziehen, der mit gutem Tabak gefüllt war. Nachdem er ſeine Ruhe und Faſſung wieder gewonnen hatte und wieder ein Mann geworden war, füllte er ſeine Pfeife mit dem beliebten Kraut, zündete ſie an und begann Wolken von Dampf herauszuwälzen. So oft er einen neuen Zug that, bemerkte er, daß die Schlangen ſich weiter von ihm entfernten, bis ſie endlich ganz in das Dunkel glitten, welches die entlegenſten Theile der Höhle einhüllte.

Während er nun an ſeinem Feuer lag und ſich wärmte und Wolken des duftenden Rauches von ſich blies, rief Jemand neben ihm mit ſcharfer kreiſchender Stimme: „Buh!" Cayenguirogo ſah auf und erblickte, hinter ihm ſtehend, ein äußerſt ungeſtaltes Geſchöpf, ob aber einen Menſchen, oder ein Thier fand er im erſten Augenblicke ſchwer zu unterſcheiden. Seine Haut war ſo ſchwarz als Ruß, und ſein Haar ſo weiß als Schnee. Seine großen Augen waren von der Farbe der grünen Fernaugen (Brillen), mit denen die Bleichen Geſichter entfernte Gegenſtände ſehen können, und ſtanden ſo weit aus dem Kopfe heraus, daß wenn eines davon ſich auf der

Mitte der Stirn befunden hätte, ein herabfallender Tropfen nur eben noch die Nasenspitze berührt haben würde. Seine Zähne, die sehr groß waren, glichen an Weiße dem Schnee; und die Ohren, gelb von Farbe, waren kleiner als die Blätter der schwarzen Walnuß, mit denen sie auch vollkommen dieselbe Gestalt hatten. Seine Beine waren nicht so wie die eines menschlichen Wesens beschaffen, sondern bestanden aus zwei geraden Knochen, ohne Fleisch und Gelenke, und waren so schwarz und glänzend, als verkohlte Birken. Was sein Aussehen aber noch schrecklicher machte, als alles Dieß, war, daß Schlangen, giftige Klapperschlangen sich um seine Schenkel, seinen Leib und seine Arme wanden, die um ihn her zischten, sich in Knoten um seinen Hals schlangen und mit grausenhafter Gewandtheit auf und nieder schlüpften. Nachdem Cayenguirago dieses unheimliche Wesen eine Zeitlang in tiefem Stillschweigen betrachtet hatte, redete er den furchtbaren Gesellschafter an: „Wer bist Du?"

„Dein Herr."

„Der Maqua ist ein Mann," antwortete der Krieger kühn, „seine Knie beugten sich nie, er kennt keinen Herrn."

„Du hast mir lange und gut gedient, Cayenguirago — ich bin Ebemutschu, der Geist des Bösen, und dieß ist mein Aufenthaltsort."

„Du hast Dir eine dunkle Wohnung erwählt und seltsame Gefährten," erwiederte der Krieger.

„Es sind nicht meine Gefährten, sondern meine Krieger, meine Tapfern, meine Quäler," antwortete der Geist des Bösen. Mit diesen quäle ich die schlechten Menschen, wie die Maquas sich der alten Weiber bedienen, um die Gefangenen zu quälen, die sie in der Schlacht fangen. Aber fürchte Nichts, Cayenguirago, Du bist mir ein treuer Diener gewesen — ich werde meinen Dienern nicht erlauben, Dir Uebles zuzufügen. Weißt Du, daß ich die Absicht habe, Dir meine Tochter zum Weibe zu geben?" —

„Nein, das wußte ich nicht," antwortete der Maqua.

„Sie soll Dein seyn," sagte der böse Geist, „aber ich sage es Dir zuvor, daß es manche angenehmere Gesellschafter giebt, als sie Dir scheinen wird, denn sie ist außerordentlich reizbar und leidenschaftlich. Dabei ist sie so gefallsüchtig, daß ich überzeugt bin, sie würde auf die scheußlichste Kröte, die je ein Wurm verzehrte, Jagd machen, wenn sie hoffen dürfte, sie zu fangen. Sie ist ein echtes Weib."

„Was will der Vater dem Maqua geben, daß er sie heirathet?"

„Wampum, viel Wampum."

„Ich will sie nehmen."

„Viele Biberfelle und viel Bärenfleisch."

„Cayenguirago wird sie zu seinem Weibe machen."

„Rache an den Huronen, die so viele seiner Krieger im letzten Biebermond erschlugen. Er soll in vollen Zügen ihr Blut trinken, er soll ihre Kinder, am Feuer gebraten, essen, und seine Leute mit Brühe von dem Fleische ihrer Tapfern nähren."

„Sie ist mein."

„Weißt Du auch, daß sie eine Klapperschlange ist?"

„Ich sorge darum nicht, wenn sie mir nur die reichen Geschenke und die süße Rache mitbringt, die Du versprochen hast. Soll der Maqua das Mädchen sehen?"

„Er soll es, nur bittet ihn der Vater, ein Ding nicht aus der Acht zu lassen. Wenn die Hochzeit statt findet, darf der Mann nicht vergessen, den Schwanz seines Weibes abzuschneiden. Davon, daß er Dieß nicht vergißt, hängt sein Leben ab. Wenn er es vergißt, so wird die Braut eine Witwe seyn, ehe sie noch Weib war."

Damit zog sich der Geist in die inneren Theile der Höhle zurück. Bald kehrte er zurück und brachte eine ungeheure unbehülfliche Klapperschlange mit sich: „Dieß," sagte er, indem er dem Maqua sich näherte, dieß ist das Mädchen, von dem ich mit Dir gesprochen, und das Weib, das ich Dir lange bestimmt habe. Sie ist vielleicht etwas fetter, als nöthig wäre; aber um so Weniger wird sie essen. Nimm sie — Du bist ein guter Diener gewesen, und ich bin Dir eine Belohnung schuldig."

Der Maqua wandte sich zu seiner Braut und sprach freundlich mit ihr; er sagte ihr, wie glücklich sie mit einander leben würden, und manche ähnliche Dinge, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind und sich so oft wahr beweisen, als Lerchen vom Himmel fallen. Der böse Geist gebot jetzt Cayenguirago, ihm in ein Gemach, im Innern der Höhle, zu folgen, und sogleich die Heirath zu vollziehen. Er gehorchte, indem er seine keuchende Braut an einem Bande nachzog, das er ihr um den Hals schlang. Die ganze Gesellschaft von Klapperschlangen folgte dem Paar, zischend, klatschend und mit den Schwänzen klappernd und die gespitzten Zungen herausstreckend; aber ob aus Freude oder Leid kümmerte Cayenguirago wenig und er hielt es nicht der Mühe werth dieß zu untersuchen. Endlich kamen sie in ein kleines Gemach, welches durch ein großes blaues Feuer erleuchtet wurde, das in der Mitte brannte. Dieß, sagte der böse Geist, sey die Brautkammer, in der sie die Nacht zubringen sollten, worüber das Mädchen sehr beschämt zu seyn schien. Das Paar beobachtete jetzt die indianischen Heirathsgebräuche und der Maqua wurde der Mann der Klapperschlange, der Tochter des bösen Geistes Ebemutschu.

Sie brachten den Abend sehr angenehm mit einander zu, und Cayenguirago wurde durch die schönen Geschichten, die sie ihm erzählte, und ihren Witz und guten Humor und die Küsse, die sie ihm gab, so gut unterhalten, daß er den Rathe ihres Vaters ganz vergaß. So schlüpfte die Braut, nachdem sie einige Zeit mit Schwatzen und Kosen zugebracht hatten, zu ihrem Bette von Blättern, und der Mann folgte ihr. Nach und nach sagte der Maqua zu seinem Weibe: „Deine Haut ist sehr kalt, liege etwas weiter von mir!"

„Meine Haut ist warm," antwortete die Schlange, „aber Du hast die ganze Decke zu Dir gezogen und der Geist der Kälte bläst aus der Höhle auf mich."

So kamen sie allmälig in einen heftigen Streit über Liebe und Haß und Kälte und manche andere Dinge, die hier nicht erwähnt zu werden brauchen. Lauter und lauter erhoben sie ihre Stimmen, und immer heftiger wurde ihr Streit, bis das Weib die wenige Geduld, die sie besaß, ganz verlor und sich ihres giftigen Stachels der zum augenblicklichen Tode verurtheilt, bediente, um den Mann zu ihrer Ansicht der Sache zu bringen. Ein furchtbarer Schrei kündigte die Wirkung des Giftes an, das durch seine Adern schlich. Nur wenige Augenblicke vergingen, so lag er da als ein steifer, geschwollener, schwarz angelaufener Leichnam.

Und so kam der ruchlose Maqua um, der eine Klapperschlange heirathete und vergaß, ihr den Schwanz abzuschneiden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 4. 4 Januar 1830.

Schreiben des Grafen Aranda an Carl III von Spanien *).

Sire!

Meine Liebe für Ew. Majestät erhabene Person; die Dankbarkeit, welche ich Denselben schuldig bin für die vielen Beweise von Gnade, womit Sie mich beehrt haben; und die Anhänglichkeit an mein Vaterland veranlassen mich Ew. Majestät einige Gedanken mitzutheilen, welche mir bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge von höchster Wichtigkeit scheinen.

Ich habe in Gemäßheit der mir von Ew. Maj. übertragenen Befehle und Vollmacht so eben einen Friedensvertrag mit England unterzeichnet. Dieses Geschäft, welches ich nach den schmeichelhaften Versicherungen, die Ew. Maj. mir mündlich und schriftlich zu geben geruhten, ganz nach dem königlichen Sinne vollzogen glaube, hat ein peinliches Gefühl in meiner Seele zurückgelassen.

Die Unabhängigkeit der englisch-americanischen Colonien ist darin anerkannt worden. Dieß ist für mich ein Gegenstand des Schmerzes und der Sorge. Frankreich hat wenige Besitzungen in America; aber es hätte bedenken sollen, daß sein treuer Verbündeter, der spanische Staat, deren daselbst viele hat, und nun schrecklichen Erschütterungen bloß gestellt ist. Gleich von Anfang hat Frankreich gegen seine wahren Interessen gehandelt, indem es zu dieser Unabhängigkeit ermuthigte, und sie unterstützte; ich habe Dieß den französischen Ministern oft erklärt. Was mochte Günstigeres für Frankreich geschehen, als wenn es die Engländer und ihre Colonien einander gegenseitig in einem Parteikampf verderben sah, der seine Macht nur vermehren und ihm Vorschub leisten mußte? Die Antipathie zwischen Frankreich und England verblendete das französische Cabinet; es vergaß, daß sein Vortheil darin bestand, den ruhigen Zuschauer bei dieser Sache zu machen, und, einmal auf den Kampfplatz geworfen, zog es unglücklicher Weise auch uns, zufolge des Familienvertrags, in einen Krieg, welcher unserem Interesse gänzlich entgegen war.

Ich will mich hier nicht damit aufhalten, die Ansicht mehrerer sowohl spanischer, als fremder Staatsmänner über die Schwierigkeit unsere Herrschaft in America in die Länge zu erhalten — eine Ansicht, welche auch ich theile — näher auseinander zu setzen. Nie wurden so ausgedehnte Besitzungen, wenn sie in einer großen Entfernung vom Mutterstaate liegen, lange beibehalten. Zu diesem auf jede Colonie anwendbaren Grund kommen noch andere Gründe, welche sich auf die spanischen Besitzungen ins Besondere beziehen: nämlich die Schwierigkeit, schnell dorthin Hülfe gelangen zu lassen; die Bedrückungen einiger Gouverneure gegen die unglücklichen Bewohner; die Entfernung der höchsten Behörde, an welche diese sich um Abwendung ihrer Leiden zu wenden haben, so daß ganze Jahre verfließen, ehe man ihnen Recht angedeihen läßt; die Rache, der sie während der Zwischenzeit von Seiten der Ortsbehörden ausgesetzt sind; die Schwierigkeit, den Thatbestand aus einer so großen Entfernung richtig zu erfahren; endlich die Mittel, welche die Vicekönige und Gouverneure als Spanier immer haben werden, eine für ihre Sache günstige Entscheidung in Spanien zu erlangen: all diese Umstände müssen die Bewohner Americas nothwendig unzufrieden machen und zu Versuchen anreizen, sich die Unabhängigkeit bei der nächsten günstigen Gelegenheit zuzusichern.

Ohne mich des Weitern auf eine dieser Betrachtungen einzulassen, beschränke ich mich bloß auf diejenige, welche die Besorgniß zum Gegenstande hat, daß uns durch die neue Macht, welche wir so eben anerkannt haben, Gefahr in einem Lande erwachse, wo keine andere Macht stark genug ist, die Fortschritte von jener aufzuhalten. Diese föderative Republik wurde so zu sagen als Zwergin geboren: sie bedurfte der Unterstützung und der Kräfte zweier so mächtigen Staaten, wie Spanien und Frankreich, um zur Unabhängigkeit zu gelangen. Es wird ein Tag kommen, wo sie eine Riesin seyn wird, ein Koloß, den man selbst hier zu Lande zu fürchten Ursache hat. Dann wird sie die Wohlthaten vergessen haben, welche ihr von den beiden Mächten zu Theil wurden, und wird nur daran denken, sich zu vergrößern. Die Gewissensfreiheit;

*) Es wird unsern Lesern keine unangenehme Zugabe zu dem Artikel Jefferson und der darin berührten merkwürdigen Aeußerung über die bevorstehende Emancipation der spanisch-americanischen Colonien seyn, hier die geheime Note des Grafen Aranda an den König von Spanien nach Abschluß des pariser Friedens von 1783 zu finden. Sie ist dem VI Bande von: L'espagne sous les rois de la maison de Bourbon par W. Coxe, traduit en français avec des additions par Don Andres Muriel — entnommen.

die Leichtigkeit, womit sich auf so ungeheuern Strecken eine neue Bevölkerung anzusiedeln vermag; die Vortheile, welche die dortige Verfassung mit sich bringt, werden Ackerbauern und Handwerker aus allen Nationen dahin ziehen, denn der Mensch läuft nach seinem Glücke; und in wenigen Jahren werden wir mit Schmerz das herrschsüchtige Daseyn des Kolosses, von dem ich eben gesprochen, vermerken.

Der erste Schritt dieser Macht, wenn sie einmal im Großwerden ist, wird seyn, daß sie sich der Florida's bemeistert, um den Busen von Mexico zu beherrschen. Hat sie uns auf diese Weise den Verkehr mit Neuspanien erschwert, so wird sie nach der Eroberung dieses großen Reiches trachten, welches wir gegen die bedeutende Macht, die sich auf demselben Boden mit ihm erhebt, nicht werden vertheidigen können. Diese Besorgnisse sind sehr gegründet, Sire; in wenigen Jahren werden sie in Erfüllung gehen, wenn nicht gar vorher noch traurigere Umwälzungen für uns in den America's Statt finden. Eine solche Ansicht der Dinge wird durch Das gerechtfertigt, was in allen Zeiten und bei allen Völkern, die im Aufsteigen begriffen waren, geschehen ist. Der Mensch ist überall derselbe; die Verschiedenheit des Himmelstriches ändert nicht unsere Natur ab: Der, welcher Gelegenheit hat, sich mächtig und groß zu machen, wird dieselbe immer benutzen. Wie könnten wir hoffen, daß die Americaner das Königreich Neuspanien respektiren werden, wenn es ihnen so leicht ist, dieses reiche und schöne Land in ihre Gewalt zu bekommen? Eine weise Politik gebeut uns, Vorkehrungen gegen drohende Uebel zu treffen. Dieser Gedanke nahm mein ganzes Wesen in Anspruch, seit ich als bevollmächtigter Minister von Ew. Maj. nach Ihrem königlichen Willen den Vertrag von Paris unterzeichnet habe. Ich wandte auf diese wichtige Angelegenheit alle Aufmerksamkeit, deren ich fähig bin, und nach vielfacher Ueberlegung, welche auf die militärischen und politischen Kenntnisse gegründet ist, die ich mir in meiner langen Laufbahn zu erwerben Gelegenheit hatte, glaube ich, daß, um dem drohenden Verluste vorzubeugen, kein anderes Mittel bleibt, als das, welches ich Ew. Majestät vorzutragen mir hiemit die Ehre nehme.

Ew. Maj. muß auf alle Ihre Besitzungen auf dem festen Lande der beiden America's verzichten, und nur die Inseln Cuba und Portorico im Norden und die eine oder andere, welche räthlich dünken wird, im Süden beibehalten, um uns als Stapelplatz oder Niederlage für den spanischen Handel zu dienen.

Um diesen großen Gedanken auf eine Spanien förderliche Art zu verwirklichen, müssen drei Infanten in America niedergesetzt werden; der eine als König von Mexico, der andere als König von Peru, der dritte als König der Terra firma; Ew. Maj. aber würden den Titel eines Kaisers annehmen.

Bedingungen dieser großen Abtretung würden seyn, daß die drei neuen Könige und deren Nachfolger Ew. Maj. und die Prinzen, welche nach Ihnen auf dem spanischen Thron sitzen werden, als oberste Familienhäupter anerkennen; daß der König von Neuspannien jährlich für die Abtretung dieses Reiches einen Grundzins in Silber bezahlte, der nach Barren bestimmt wäre, die man in Madrid oder Sevilla vermünzen lassen könnte. Dasselbe hätte der König von Peru zu Gold zu entrichten. — Der König der Terra firma müßte jährlich seinen Beitrag in Colonialwaaren, namentlich in Tabak, übersenden, um die Niederlagen des Königreichs damit zu versehen.

Diese Souveräne und ihre Nachkommen müßten immer Infantinnen aus Spanien oder aus ihrer Familie heirathen. Ihrerseits würden die spanischen Prinzen sich mit Prinzessinnen aus den überseeischen Königreichen vermählen. Dergestalt würde man einen engen Verband zwischen den vier Kronen herstellen; jeder der verschiedenen Souveräne müßte bei seiner Thronbesteigung einen feierlichen Eid ablegen, jene Bedingungen zu erfüllen.

Was den Handel betrifft, so müßte dieser auf den Fuß vollkommenster Gegenseitigkeit gegründet seyn. Die vier Nationen müßten sich durch das engste Schuz und Trutzbündniß zu ihrer Erhaltung und ihrem Wohlstande vereinigt ansehen.

Da unsre Fabriken nicht im Stande sind, America mit allen Handelswaaren, deren es nöthig haben könnte, zu versorgen, so müßte unser Bundesstaat Frankreich demselben alle Artikel liefern, welche wir selbst nicht dahin zu senden vermöchten, England aber gänzlich hievon ausgeschlossen bleiben. Zu diesem Ende müßten die drei Souveräne bei ihrer Thronbesteigung in förmliche Handelsverträge mit Spanien und Frankreich treten, und England jede Einmischung untersagen. Als Besitzer neuer Staaten können sie ganz frei thun, was ihnen in dieser Beziehung gut dünkt.

Aus der Verwirklichung eines solchen Plans würden sich folgende Vortheile ergeben: Die Beiträge der drei Könige würden weit ersprießlicher für Spanien seyn, als die Steuern, welche dasselbe gegenwärtig von America erhebt. Seine Bevölkerung würde steigen, weil die fortdauernde Auswanderung nach diesen Besitzungen ein Ende nähme. Wären einmal die drei americanischen Reiche nach den vorgeschlagenen Bedingungen in einen engen Verband getreten, so könnte keine europäische Macht ihnen in jenen Gegenden die Spitze bieten, und eben so wenig auf unserem Festlande es mit Frankreich und Spanien aufnehmen. Gleicher Weise vermöchte man dann jede Vergrößerung der americanischen Freistaaten, oder jeder andern Macht, die Lust hätte, in diesem Welttheile Fuß zu fassen, zu verhindern. Zu Gunsten des Bündnisses mit den neuen Königreichen würde der spanische Handel die Nationalerzeugnisse gegen diejenigen Colonialwaaren absetzen, deren wir zu unserem Verbrauche bedürfen. Durch dieses Mittel vergrößerte sich unsre Handelsmarine und unsre gewaffnete Seemacht erhielte auf allen Meeren Ansehen. Die obengenannten Inseln würden, gut verwaltet und in hinreichenden Vertheidigungsstand gesetzt, für unsern Handel ausreichen, ohne daß wir weiterer Besitzungen bedürften. Endlich genößen wir aller Vortheile, welche uns jezt der Besitz von America darbietet, ohne irgend einen von den gegenwärtig damit verknüpften Nachtheilen zu tragen.

Dieses, Sire, sind meine Ansichten über jene schwierige Angelegenheit; erhalten dieselben den allerhöchsten Beifall Ew. Majestät, so werde ich mich in eine weitere Entwickelung ein-

lassen; ich werde die Mittel zeigen, wodurch dieselben mit dem erforderlichen Geheimniß und den nöthigen Vorkehrungen ins Werk zu setzen sind, so daß England Nichts von der Sache erfährt, bis die drei Infanten unterwegs und näher bei Amerika als Europa seyn werden, und jeder Widerspruch vergeblich ist. Das wäre ein Donnerschlag für diesen hochmüthigen Nebenbuhler; wir aber würden im Voraus die Maßregeln treffen, um uns vor seinem Zorne zu schützen.

Zur Ausführung dieses Plans müßte man auf Frankreich das eng mit uns verbündete Land, rechnen, welches sich mit Freuden dazu hergeben wird, in Betracht der Vortheile, welche ihm entspringen, wenn die Familie der Bourbonen die Throne der neuen Welt besteigt, und sein Handel auf jenem Theile der Halbkugel vorzugsweise begünstigt wird, mit Ausschließung von England, seinem unversöhnlichen Gegner. Vor Kurzem erst bin ich von Paris angelangt, indem ich, persönliche Angelegenheiten vorschützend, Urlaub erhielt. Ich werde, wenn es Ew. Majestät gefällt, augenblicklich auf meinen Posten zurückkehren, und sagen, daß dieselben bereits abgethan seyen. Ich genieße der ausgedehntesten Achtung in jener Hauptstadt; König und Königin beehren mich mit ihrem Wohlwollen; bei ihren Ministern bin ich gerne gesehen. Ich glaube mich meiner nicht zu überheben, wenn ich die Hoffnung ausdrücke, dort den fraglichen Vorschlag genehm machen, und die Ausführung mit dem nöthigen Geheimniß und der erforderlichen Klugheit leiten zu können. Ew. Maj. kann auch für die Zukunft hinsichtlich der weiteren Verfolgung des großen Planes, in sofern als derselbe Ew. Maj. Beifall erhalten wird, auf mich zählen; denn Der, welcher einen Gedanken gefaßt hat, ist auch mehr als irgend ein Andrer im Stande, denselben auszuführen. Ew. Maj. kennt meinen Eifer und meine Treue. Noch kein Geschäft, das Ew. Maj. mir anzuvertrauen geruhten, ist mißlungen; ich habe die Zuversicht, daß auch gegenwärtiges glücklich von Statten gehen werde, zum Mindesten wenn ich nach meinem unveränderlichen Wunsch urtheile, meine Zeit, mein Glück und mein Leben dem Dienste Ew. Majestät zu weihen.

Locke's und Newton's Leben.

Locke und Newton! Zwei der größten Namen, welche die Geschichte des menschlichen Geistes kennt; beide einst vergöttert, weil sie gleich Riesen über das Niveau der allgemeinen Bildung ihrer Zeit hervorragten, und beide jetzt ungerecht vernachlässigt, weil Das, was damals — vor wenig mehr als hundert Jahren — noch das ausschließliche Eigenthum der seltensten Genien war, jetzt das Gemeingut Aller geworden ist, die nicht gerade den untersten Rang in der gebildeten Gesellschaft einnehmen wollen. In ihrem Vaterlande wenigstens — wenn auch nicht mehr in demselben Grade diesseit des Kanals — genießen Beide noch der verdienten Achtung; und erst dieses Jahr hat aufs Neue Zeugniß von derselben gegeben, indem es uns zwei Biographien brachte, die indessen sehr ungleichen Werthes sind.

Merkwürdig ist, daß das Leben des Philosophen, für welches wir bei Weitem dürftigere Materialien besitzen, den tüchtigeren, fleißigeren und geistreicheren Bearbeiter gefunden hat; Lord King, der Verfasser des Life of Locke (with Extracts from his Correspondence, Journals and Commonplace Books, Lond. 1829. 4.) hatte freilich einen Vortheil, der Biographen selten zu Theil wird, indem ihm der gesammte schriftliche Nachlaß Locke's zu Gebote stand. Dieser enthielt die Originale von vielen seiner gedruckten Werke, so wie von mehreren, die noch nicht herausgegeben waren, seine sehr ausgedehnte Correspondenz mit seinen Freunden in England und im Auslande, ein Tagebuch, welches er auf seinen Reisen in Frankreich und in Holland führte, seine Excerpte und Locicommunes und verschiedene andere Papiere, welche die interessantesten Aufschlüsse über das geistige Leben des Besitzers geben. Wenigen unserer Leser wird es nicht angenehm seyn, den ersten Entwurf von Lockes berühmtestem Werke, dem Essay on the human Understanding zu sehen, wie wir denselben durch Lord King erhalten: „Die Original-Copie in seiner eigenen Handschrift ist noch vorhanden, und ich finde die erste Skizze dieses Werkes in seinem Excerptenbuche, in folgenden Worten: Sio cogitavit de intellectu humano Johannes Locke, an. 1671. Intellectus Humanus cum cognitionis certitudine et assensus fide.

„Alles Wissen, denke ich, beruht zuerst und läßt sich zuletzt zurückführen auf die Sinne oder etwas diesen Analoges, was man die sinnliche Wahrnehmung (sensation) nennen kann, und was hervorgebracht wird, sofern unsere Sinne sich mit bestimmten Gegenständen beschäftigen. Diese Wahrnehmung giebt uns die einfachen Bilder oder Vorstellungen der Dinge; und so kommen wir zu den Vorstellungen von Wärme und Licht, hart und weich, die nichts Anderes sind, als das Wiedererwachen jener Phantasiebilder (imaginations) in unserem Geiste, welche diese Gegenstände in uns hervorrufen, wenn sie unsere Sinne berührten; ob durch Bewegung oder auf welche Weise thut hier Nichts zur Sache; so ist es, wenn wir uns Wärme oder Licht, Gelb oder Blau, Süß oder Bitter denken, und deßhalb meine ich, daß jene Dinge, die wir sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften nennen, die einfachsten Vorstellungen sind, welche wir haben, und der erste Gegenstand unserer Verstandesbildung (understanding)."

Von dem Grundsatze, den wir in dieser kurzen Stelle angedeutet finden, ging Locke aus, indem er sein neues System der Metaphysik aufstellte, welches die alte griechische Lehre von den angebornen Ideen umstürzen sollte, und, da die Schüler weiter gingen, als der Meister, die Quelle der modernen Schule des Materialismus und Atheismus wurde. In der That, sobald man einmal dahin gekommen war, alle unsere Vorstellungen von Sinneneindrücken abzuleiten, so hatte man nur noch einen Schritt weiter zu thun, und man konnte jeden Unterschied zwischen dem geistigen und physischen Theile des Menschen aufheben.

Aus Locke's Rechnungsbuche und anderen Documenten im Besitze Lord King's geht hervor, daß er für die erste Ausgabe des „Versuches" im Jahre 1689 die Summe von 30 Pf. Sterl. empfing. Durch eine Uebereinkunft, die einige Jahre später getroffen wurde, machte der Verleger sich verbindlich, für jede folgende Auflage dem Verfasser fechs gut gebundene Exemplare zu liefern und für jeden Zusatzbogen 10 Schilling Honorar zu zahlen. Auch für die „Vernunftgemäßheit des Christenthums" erhielt er 10 Schilling für den Bogen; und „andere Bücher" (wahrscheinlich „die Betrachtung über die Erhöhung des Geldwerthes und die Herabsetzung der Interessen") brachten ihm 44 Pf. 15 S. Für die Abhandlung über die Er-

ziehung war die Uebereinkunft 5 Pf. für jede Auflage, und außerdem 25 Exemplare in Lederband.

Die Briefe Locke's sind zum Theil sehr unterhaltend und zeigen uns keineswegs bloß den ernsten Philosophen, mit zusammengezogenen Brauen und gefalteter Stirn, wie manche unsrer Leser erwarten möchten, sondern vielmehr den gewandten Weltmann voll Scherz und Laune, Heiterkeit und Witz; so z. B. der folgende aus dem Jahre 1665, von Cleve, wo sich eben damals der Hof des Churfürsten von Brandenburg befand.

„Bester Herr! die alte Meinung, daß Jedermann seinen besonderen Genius habe, von dem sein Lebenslauf gelenkt und geleitet werde, hat mich oft zum Lachen gebracht, indem ich mir dachte, wie spaßhaft es seyn müßte, wenn wir eben so offenbar, wie hier die Damen zu Pferde reiten, kleine Geister auf den Menschen herumreiten sähen, die sie dahin und dorthin spornten, wohin sie in ihrer Unwissenheit glaubten aus freier Wahl zu gehen. Und würden Sie nicht lachen, wenn Sie sehen müßten, daß sie sich unsrer eben so bedienten, wie wir der Zelter, um auf- und abzutraben zu ihrem Vergnügen, nicht zu dem unsrigen. Aber was soll Dieß von Cleve? Das will ich Ihnen sagen; wenn es irgend solche Wesen giebt, und für das Gegentheil kann ich mich nicht verbürgen, so ist das meinige ein academischer Kobold. Als ich Oxford verließ, glaubte ich für einige Zeit von allen Universitätsangelegenheiten Abschied zu nehmen, und würde am Wenigsten in der Welt erwartet haben, hier in Cleve Etwas der Art zu finden. Aber ich mag thun, was ich will, ich werde immer wieder auf die alte Straße zurückgeführt. Ich war kaum hier angekommen, so wurde ich mit einer theologischen Disputation bewirthet; und kaum war ich diese los, so befand ich mich bis über die Ohren in der Poesie und vom Helicon überschwemmt. Eben so gern hätte ich mich in den Rhein stürzen wollen, gefroren wie er war; denn kälter und unerträglicher als diese Poesie konnte er unmöglich seyn. Die Erinnerung daran bringt mich noch in kalten Schweiß; und wäre ich nicht durch die Verpflichtungen eines Historikers gehalten, Ihnen Alles zu erzählen, so würde es mir sehr schwer werden, diesen Theil meiner Lebensgeschichte mir in das Gedächtniß zurückzurufen. Doch nachdem ich mich mit einem tüchtigen Stück Pudding, der eine große Antipathie gegen alle Poesie in sich trägt, bewaffnet und ein halbes Dutzend Gläser feurigen Weines hinzugefügt habe, so fahre ich fort: Mein unsichtbarer Meister ritt mich also zu einem Platze, wo ich einem gelehrten Barden begegnen mußte, in einem lebenfarbenen Rock und einem Hute, der in seinen jüngeren Jahren einmal schwarz gewesen seyn mochte, doch mit den Haaren seines Herrn grau geworden war. Auch seine Hosen trugen die ehrwürdigsten Spuren des Alterthums an sich; ob er Strümpfe hatte, weiß ich nicht; aber gewiß bin ich, daß seine beiden Schuhe nur einen Absatz hatten, wodurch seine eigenen Füße eben so ungleich gingen, als die seiner Verse. Er war so arm, daß er nicht einmal ein reiches Gesicht oder auch nur das Versprechen eines Karfunkels darin hatte; so daß ich nicht umhin kann zu gestehen: seine Außenseite war poetisch genug. Nach einer kurzen Unterhaltung, in welcher er einige Lorbeern für unsern brittischen Druiden Owen ausstreute, zog er unter seinem Rock einen Foliehand von Versen hervor, und damit Sie an ihrer Vortrefflichkeit nicht zweifeln können, so müssen Sie wissen, daß es Acrostichen auf den Namen und die Titel des Churfürsten von Brandenburg waren. Ich konnte mich dem Vergnügen nicht entziehen, sie zu lesen; nachdem Dieß vollbracht war, wollte ich mich mit dem Poeten etwas belustigen, indem ich seine Gedichte lobte; doch darin ließ er mich weit hinter sich zurück, er pries sie ganz anders als ich, zog sie Lucan und Virgil vor, zeigte mir wo seine Muse ihren erhabensten Schwung nahm, preßte allen Saft seiner Ideen aus, und es gab kein Geheimniß der Kunst, welches er mir nicht eröffnet hätte. Und in diesem Gespräche, so kurze Zeit es auch dauerte, citirte er seine eigenen Verse ein Dutzend Mal und strahlte so in dem vollen Glanze seines Ruhmes. Dieß Meisterwerk war zu einem Geschenke für den Churfürsten bestimmt; als Owens Landsmann hatte sich indeß die Ehre, es vor dem Churfürsten zu sehen; was — wie er mir zu verstehen gab — eine ausgezeichnete Begünstigung war, mit der freilich wohl hundert Andere bereits eben so sehr beglückt worden waren. Ich sagte ihm, der Churfürst sey ihm eine ansehnliche Belohnung schuldig; darüber wurde er aber sehr ungehalten. Er erklärte mir, es sey nur seine Absicht, seine Gesinnung und Theilnahme zu zeigen, und Dieß that er gerade so, als ob er der Meinung sey, es stehe ihm besser an, dem Churfürsten Etwas zu geben, als von ihm zu nehmen; und in der That, wozu bedurfte er auch solcher Geschenke, da er den ganzen Tagus und Pactolus in seinem Besitz hatte, sich ein Tempe hervorzaubern konnte, wo es ihm beliebte, und so viele Elysiums, als er irgend beliebte? Ich billigte und erhob seine Großmuth, dankte ihm für die Gunst, die er mir erwiesen, und kam ihm endlich aus den Händen. Aber mein Universitätskobold ließ mich sobald nicht davon. Denn am nächsten Tage, als ich meinte, ich sey nur ausgeritten worden, um frische Luft zu schöpfen, wurde ich gar zu einer Fütterung von Häckerling oder Logik ausgeführt. Die arme materia prima wurde grausam gemißhandelt, des ganzen lustigen Kleides ihrer Formen beraubt und uns nackt vorgewiesen, obgleich ich gestehen muß, daß meine Augen nicht scharf genug waren, sie zu sehen. Der Disput war indessen ein herrlicher Spaß und würde ein Pferd lachen gemacht haben; und gewiß ich wäre beinahe durch Zügel und Zaum gebrochen. Die jungen Mönche, was man ihnen nicht ansehen sollte, sind subtile Leute und disputiren so eifrig um die materia prima, als ob sie daraus ihr Mittagsmahl machen sollten, und manchmal mögen sie wohl auch darauf beschränkt seyn, was freilich mehr die Schuld der Mildthätigkeit Anderer, als die ihres Magens zu seyn scheint. Der Professor der Philosophie und Vorsitzer bei der Disputation war scharfsinniger als Vater Hudibras, und voll von Distinctionen, die er mit so viel Würde vorbrachte und mit solcher Grazie anwandte, daß ich Ignorant aufs Neue die Logik zu bewundern anfing. Wie hätte ich gedacht, daß simpliciter et secundum quid materialiter et formaliter so schöne Dinge wären; und doch gaben sie ihm, verbunden mit dem Streichen seines Knebelbartes, dem Zurechtrücken des Hutes und dem stattlichen Gang ein Ansehen, das Aristoteles und Demokritus nicht gehabt haben konnten. Er wurde aber so hitzig von einem der Senioren angegriffen, daß ich zuweilen um die Folgen besorgt war und glaubte, der Streit würde nicht anders beigelegt werden können, als mit Ribbenstößen; eine feine Distinction glich jedoch Alles wieder aus, und so schieden sie als gute Freunde. Diese Bocksbeuteleі steht hier noch in voller Blüte, und unsre exforder Disputationen stehen so weit dahinter zurück, als die Rhetorik von Cäsar hinter der von Billingsgate. Aber es ist die Pflicht der Mönche, diese edle Kunst in der Zeit ihrer Abnahme zu pflegen, da sie ihr zuerst das Leben verliehen und sie in die Welt sandten, um ihr eine mühvolle und unnütze Beschäftigung zu geben.“ —

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 5. 5 Januar 1830.

Die Vertilgung der Pest. Ist dieselbe durch das Eindringen westeuropäischer Polizei in den Orient ausführbar?

(Schluß.)

Obgleich der Namen Pestis schon in den frühesten Zeiten der Römer vorkam, so belegten dieselben mit diesem Namen nicht nur jede für Menschen und Thiere verheerende Krankheit, sondern auch in dem moralischen und politischen Leben alles Heillose, was durch Beispiel und Mittheilung sich von den Einzelnen auf die Menge verbreitete. Nennt doch Virgil sogar das Verbrennen der Schiffe eine Pest!

Quatuor amissis servatae a peste carinae.

Aber nicht unter ihren Seuchen und ebenso wenig in der von Thucydides beschriebenen Seuche, welche schon nach der Reihe für Pocken, Scharlach, gelbes Fieber und Pest erklärt wurde, wird des Umstandes erwähnt, daß an den Befallenen im Verlaufe Beulen, Carbunkeln und Petechien zur Entscheidung der Krankheit wesentlich sich erwiesen hätten.

Gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts, als weit verbreitete Natur-Ereignisse, besonders Erdbeben und diesen entsprechende atmosphärische Vorgänge, im Vereine mit der gewaltthätigsten Berührung von Volksstämmen, die in ihrer ganzen Art und Lebensweise höchst verschieden von den Bewohnern des oströmischen Reiches waren, jene Gegenden, besonders Byzanz und Antiochien 20—30 Jahre lang schwer trafen, begann eine auch späteren Zeiten noch einzig erscheinende Seuche, welche von dem durch wiederholte Erdbeben früher so schwer heimgesuchten Antiochien aus zunächst über Konstantinopel und von dort allmählig über das ganze von den Römern beherrschte Europa sich verbreitete und gegen 60 Jahre lang in der Art dauerte, daß sie in einem Zeitraum von 15 Jahren immer wieder dieselben Städte zum dritten, ja zum viertenmal heimsuchte, doch so, daß sie im Anfang nur die Seestädte befiel, und mit der Zeit erst in das Innere des Landes drang. In dieser langen Zeit blieben die Zufälle des Erkrankens nicht dieselben, sondern nachdem diese Krankheit im Anfang einen mehr unregelmäßigen und überaus raschen Verlauf gehabt hatte, so bemerkte man bei ihrer zweiten cyclischen Wiederkehr, daß sich jetzt, und zwar meist bei Kindern, Beulen, gewöhnlich in der Leisten-Gegend erhoben, womit sich die Krankheit denn critisch entschied, (d. h. der Kranke genaß,) aber dadurch auch von Kranken auf Gesunde sich mitzutheilen vermochte. Damals kam der Name pestis inquinaria auf und von da an kommt derselbe häufig in Italien, Frankreich und Spanien vor. Vermöge ihres Ansteckungsstoffs konnte die Krankheit durch susceptible Effecten in allen Jahreszeiten und unter den scheinbar verschiedenartigsten äußern Umständen verpflanzt und ganze Städte dadurch verödet werden. Namentlich erschien die Krankheit im Jahr 565 an den alemannischen und bojoarischen Grenzen, doch meistens noch so, daß fast ausschließend nur Römer und römische Abkömmlinge erkrankten. Es befiel die Menschen der fürchterlichste Schrecken und, wo das Uebel erschien, da ergriff Alles die Flucht. Gegen das Jahr 588 wurde Marseille und das südliche Frankreich bis in die Nähe von Lyon durch die Krankheit fürchterlich verheert; man glaubte sie damals von Spanien her eingebracht. Aehnliche weithin verbreitete Seuchen kommen auch in den folgenden Jahrhunderten vor: z. B. im J. 664, wo auch Britannien heimgesucht wurde und die Krankheit zugleich zu Rom und in Egypten herrschte; und 741, wo sie Calabrien und Konstantinopel vorzüglich verheerte. Bei den spätern Epidemien der Krankheit vom 9 bis zum 12 Jahrhundert war der Brand der Glieder, Anthrax, eine so allgemeine Erscheinung, daß die Krankheit häufig davon ihren Namen erhielt und heiliges Feuer, ignis sacer, genannt wurde. In den letzten Jahren des 12 Jahrhunderts scheint wieder die wirkliche Pest in Spanien und in Egypten große Verwüstungen angerichtet zu haben; auch in Polen und dem jetzigen südlichen Rußland sind aus dem 13 Jahrhundert weit verbreitete und verheerende Epidemien aufgezeichnet. Noch weit mehr zeichnete sich aber die darauffolgende Periode aus: in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts scheint wirklich die Pest die weiteste Ausdehnung gewonnen zu haben, da die Krankheit um diese Zeit unter weit verbreiteten Erdbeben und Meteoren von China bis nach Island und Grönland unter dem Namen des schwarzen Todes wüthete, wobei das Erscheinen von Pestbeulen ein von den Aerzten bemerkter Zufall zumal bei denjenigen Kranken war, welche der Krankheit nicht unterlagen.

Seit jener großen Epidemie, welcher will man nach der Volkssage

in Persien einen großen Cyclus von 500 Jahren wirklich annehmen — allerdings die Pest von 746 entspräche, und deren Wiederkehr in nicht gar zu entfernter Zeit zu erwarten wäre, hat die Pest in Europa besonders noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert oft stark genug sich zu erkennen gegeben, doch gelangte sie nie nach America, sondern höchstens nach den Capverd'schen Inseln, wo sie 1639 geherrscht haben soll.

Im Osten wäre sie, wenn die Seuche, welche die Chinesen Quen-pen nennen, und die nach Deguignes 1503 große Verheerungen anrichtete, wirklich für die Pest gelten sollte, 250 Jahre später noch vorgekommen; nach den Versicherungen von Malcolm soll sie aber längst nicht mehr den Indus überschritten haben.

In Persien will man von der Krankheit schon lange Zeit Nichts mehr wissen; Porter behauptet seit mehr als 200 Jahren sey sie nicht mehr vorgekommen. Doch herrschte sie 1666 in Ispahan und 1805 stellte sie sich nach einer Pause von 80 Jahren sehr verheerend zu Bajazan ein.

Gegen Süden hat die Krankheit wohl selten oder nie den Wendekreis des Krebses überschritten; zu Mecca hielt man sie gar nicht mehr für ansteckend und über Lohelja hinaus kennt man kein Beyspiel; sehr furchtbar erschien sie jedoch im Jahr 1815 zu Yembo und Dschidda; die Flucht war aber auch wegen der Wechabiten damals allgemein. Auch im Nilthal nimmt die Häufigkeit der Krankheit ab, je südlicher die Länder liegen: daß die Pest im Jahr 1811 zu Darfur geherrscht habe, versichert wohl Pugnet, man weiß aber nicht, woher er seine Nachricht hat; Poncet erwähnt dagegen einer Epidemie im Jahr 1696 in Dongola und kraf zwei Jahre darauf noch viele verödete Dörfer. Sonst nimmt man an, daß die Pest, welche in einzelnen Fällen alle Jahre zu Alexandrien vorkommt, alle 3 Jahre zu Cairo, trotz allen Caravanen und Pilgern nur alle 3 Jahre zu Schiout, nach 12 Jahren zu Kenne und nach 80 Jahren zu Assuam erscheine, demnach fiele die Verbreitungsgrenze der Pest in Südosten mit der des Weinstocks und des Walzens zusammen.

Im Nordwesten wichen die Grenzen schon in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts zurück. Im Jahr 1665 raffte die Krankheit zu London noch 68,596 Menschen weg; bis dahin war sie alle vierzig Jahre einmal wieder recht verheerend aufgetreten, seit diesem Jahre erfuhr man aber Nichts mehr, wovon gewöhnlich der im nächsten Jahre darauf gefolgte Brand als Ursache angenommen wird. Im Jahre 1713 war die Krankheit zum Letztenmal in Schweden, zu Wien und in Deutschland überhaupt, sieben Jahre später (1720) raffte sie bei ihrer letzten Erscheinung in Frankreich zu Marseille und in der Umgegend 60,000 Menschen weg; im Jahr 1743 wüthete sie zum letztenmal auf Sicilien und kostete in Messina und in der Umgegend 43,000 Menschen das Leben. Zu Moskau kam die letzte verheerende Pest im Jahr 1771 vor; es starben 70,000 Menschen. Im Jahr 1784 war sie das letztemal zu St. Martino, 1813 auf Malta und 1815 zu Noja in Neapel. Unverkennbar wäre somit ein stetiges Zurückweichen des Verbreitungsbezirks der Pest, und zwar am Allerdeutlichsten in der Richtung von Abend gegen Morgen, so daß die Krankheit, ihre Verbreitung über die Küsten des schwarzen Meeres abgerechnet, nächstens auf ihre ursprüngliche Herde: auf Konstantinopel, die Küsten von Kleinasien, von Syrien und Egypten zurückgewichen erschiene. Ihr Verbreitungsbezirk betrüge aber immer noch 15 Grade in der Breite und ebenso viele in der Länge: auf demselben kann sie auf jedem Punkte ohne Mittheilung von Außen ausbrechen, und hier müßten die Polizei-Maßregeln immer auf eine schon vorhandene, nicht bloß auf die Abwehr einer etwa erst von Außen eindringenden Krankheit gerichtet seyn, d. h. es müßten dieselben von der Art und daher auch zum Voraus Einrichtungen getroffen seyn, daß man zuweilen in mehreren Städten von mehr als 100,000 Einwohnern eine Häusersperre in kürzester Zeit verfügen und der Staat die Verköstigung solcher Städte übernehmen könnte.

Doch vor Allem läßt sich fragen, ob denn dieses Zurückweichen der Pest auf engere Grenzen Folge und Resultat menschlicher Anstrengung, nehmlich der sie zurückdrängenden Quarantäne-Anstalten sey; oder ob der Grund hievon nicht in der Natur der Krankheit selber liege, zufolge welcher diese nun in eine Periode gelangt ist, in welcher sie mit weit geringerer Heftigkeit sich zu äußern vermag? Da hierüber nur Thatsachen entscheiden können, so seyen solche zunächst aus der Geschichte der Quarantäne selbst genommen.

Nicht in Italien, wo die Quarantäne-Anstalten am Frühesten errichtet wurden, sondern in England hörte die Pest zuerst auf. Hier existirte bis zum Jahr 1710 keine eigentliche in dem Parlamente besprochene Quarantäne-Acte. Die Anordnungen von diesem Jahre wurden für sehr unvollständig und zu dem beabsichtigten Zwecke unzulänglich erklärt; es wurde daher als die Pest ihre Schrecken zu Marseille verbreitete, im Dezember 1720, nachdem schon ein halbes Jahr lang die Krankheit dort gewüthet hatte, ein neuer Plan vor das Parlament gebracht, welcher am 25 Januar 1721 erst die königliche Bestätigung erhielt; doch sollten seine Verordnungen nur auf 3 Jahre gelten und von 1735 bis 1753 war wieder die frühere Acte der Königin Anna das einzige Quarantäne-Gesetz, welches in Britannien Kraft behielt. Im Jahr 1754 wurde die Frage über Quarantäne-Anstalten im Parlamente wieder vielfach besprochen und unter andern auch die Klausel hinzugefügt, daß weder Güter noch Kaufmannswaaren, welche von der Pest angesteckt seyn könnten, aus der Levante in irgend einem Theile Großbritanniens zugelassen werden sollten, wofern nicht auf hinreichende Art bewiesen werden könnte, daß dieselben in einem der Lazarete zu Malta, Ancona, Venedig, Messina, Livorno, Genua oder Marseille hinlänglich geöffnet und gelüftet worden seyen. Der Zwang, daß die Schiffe ihre Quarantäne in einem fremden Lazarete beobachten sollten, war nur eine Verfügung auf so lange Zeit, bis der Bau des Lazaretes, den man damals vor Augen hatte, völlig bestimmt seyn würde. Die Errichtung eines solchen Lazarets auf Chedney Hill wurde zwar von dem Parlamente 1765 genehmigt, kam aber gar nie zur Ausführung, und bis ins Jahr 1825 die ganze Frage auch nicht mehr vor das Parlament. Im zweiten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts machte jedoch der zunehmende Handel mit der Levante, die Kosten der Quarantäne und die große Zögerung in der Löschung der Güter, wegen welcher oft die Manufacturen stille stehen mußten, eine zweckmäßige

Abänderung der Quarantäneacsetze sehr wünschenswerth, und solche Wünsche mußten immer dränzender werden, als der Handel mit Egypten auf so erstaunliche Weise zunahm, und in der Baumwolle Nordamerica verdrängte. Es kam die Sache schon 1819, besonders aber 1825, sehr stark in Anregung, es schienen auch die Minister zu Modificationen nicht abgeneigt, der Antrag wurde aber von dem wegen seines Freimuths und seiner Charakterstärke bei der Aristokratie nicht beliebten R. Wilson gestellt; das Oberhaus mochte ein Nachgeben in der Sache für eine Concession in den Volkswillen ansehen, wie ja auch derselben Frage in Betreff des gelben Fiebers in Frankreich gleich beide Parteien sich bemächtigten; die Antragsteller behaupteten auch zu Viel, daß nämlich die Pest selbst in Egypten gar nicht anstecke; zugleich gab der russische Consul Nachricht, daß ein schwedisches Schiff mit Pestkranken in der Ostsee herum irren sollte, und einige italienische Regierungen machten bereits Anstalten, die in ihrer Quarantäne zu nachsichtigen Engländer selbst unter Quarantäne zu stellen: dieß Alles mochte zusammen wirken, daß der Vorschlag zur Vereinfachung im Oberhaus Widerstand erfuhr, und die Belästigung für den Handel einerseits nicht gehoben würde, auf der andern Seite aber immer noch in so fern halbe Maßregeln angeordnet blieben, als in Ermanglung eines Lazarets die Reinigung der Waaren immer noch auf den Schiffen selbst vorgenommen werden muß, oder wenn die Schiffe südlich vom Cap St. Vincent verdächtige Kranke bekommen, sie in einem italienischen oder französischen Lazarete ihre Reinigung durchzumachen haben.

Allgemein anerkannt ist zwar die Consequenz und Gewissenhaftigkeit, mit welcher auf die Beobachtung der Quarantänegesetze zu Marseille gesehen wird; wenn aber Fischer und Mylius in ihren Nachrichten über diese Anstalten behaupten, daß daselbst Pestfälle häufig wirklich vorkommen, so wurden diese Reisenden nicht genau unterrichtet, vielmehr wurde in der Parlamentssitzung vom 30 März 1825 aus glaubwürdiger Quelle nachgewiesen, daß mit Ausnahme einer außergewöhnlichen Geschichte, die sich auf einen Menschen bezieht, der bei Eröffnung eines aus Smyrna gekommenen Ballens Baumwolle sogleich todt niedergestürzt seyn soll, kein einziger Fall einer Ansteckung in diesem Lazaret vorgekommen sey; eine Behauptung, welche von dem für seine Anstalt so eingenommenen Quarantäne-Arzt Robert in dessen Guide sanitaire 1826 Th. I, p. 207 gewissermaßen zugegeben wird, indem er dort erklärt: „Ce serait sans fondement, que l'on pourroit dire, que depuis la peste de 1720 il n'y a plus eu dans notre Lazareth de principe dangereux, introduit par la voie de mer, S'il on veut raisonner juste, on ne reconnaitra ici dans cette immunité qu'un effet preservatif du à l'excellence des moyens employés pour la purification des marchandises infectées, puisqu'on compte sept contagions, qui ont été indroduites dans notre etablissement sanitaire depuis cette célèbre et si calamiteuse époque de 1720. Von den sieben Contagionen erfährt man übrigens gar nichts Weiteres in dem ziemlich voluminösen Werke. Auch in dem Lazarete zu Triest versichert Sandifort nach seinem Besuch im J. 1790, daß seit dessen Errichtung noch kein einziger Pestfall daselbst vorgekommen sey. Die Lazarete zu Messina und auf Malta vermochten dem Ausbruch der Krankheit nicht vorzubeugen, und von der Sanitäts-Anstalt zu Syracus erzählt Blaquiere, daß ihre Bestechlichkeit im ganzen mittelländischen Meere zum Sprichwort geworden sey, indem man gegen Erlegung einiger Dollars die Erlaubniß im Hafen zu handeln erhalten könne. Auch Ziermann versichert in seinem schönen Werke über Sicilien, im J. 1815 haben während der Pest auf Malta die Wächter im Lazarete zu Messina ihre Schuldigkeit so schlecht beobachtet, daß sie für eine geringe Erkenntlichkeit die Uebertretung der Gesetze gestatteten, und selbst aus- und eingingen, somit die Krankheit ungehindert sich hätte verbreiten können, es scheint aber das Pest-Contagium keine weitere Verbreitungskraft von Malta aus gehabt zu haben, dagegen ist es merkwürdig, daß die allgemeine Körperconstitution auf Sicilien damals doch etwas influirt wurde, denn während jener Zeit war auf Sicilien die Neigung zum Brand so groß und charakteristisch, daß selbst Aderlaßwunden leicht und schnell in denselben übergingen.

Zu Noja war die Krankheit 37 Tage verborgen geblieben, ehe die Stadt gesperrt wurde; während dieser Zeit hatten 17 Familien Noja verlassen, andere zahlreich die Messe von Bari besucht und waren bedeutende Ladungen von Baumwolle und Oel aus der bereits inficirten Stadt nach allen Richtungen versendet worden. — Von den österreichischen Quarantäneanstalten am rothen Thurm-Paß auf der Straße von Bucharest nach Herrmannsstadt hat in neuerer Zeit Walsh eine Beschreibung gegeben, aus welcher, wenn nicht die üble Laune der Reisenden ihn zu weit führte, wenig Beruhigung über die Abhaltung der Pest sich gewinnen läßt, und erst lasen wir im Ausland selbst aus Generals von Welden so anziehender Beschreibung Dalmatiens, daß die Morlaken ihre besseren Kleider in Serajewo, Mostar und Livno von türkischen Schneidern sich anfertigen lassen, da diese Nachbarn im Kleidermachen und der Stickerei sehr geschickt sind, auch haltbare Farben zu geben gut verstehen. (Nr. 328. v. Jahrg.)

Noch wäre der russischen Quarantäne-Anstalten zu erwähnen, welche außerordentlich streng zu seyn scheinen, aber doch nicht Odessa im Jahr 1812 vor einer verheerenden Seuche zu schützen vermochten. Auch neuerlichst traf man bei der so lästigen Sperre aller Häuser auf so viel Unerklärbares, daß man sogar die Vermuthung aufstellte, die Krankheit könnte auch durch Mücken disseminirt werden. Sollten einmal an dem schwarzen Meere sehr volkreiche Handelsstädte sich gebildet haben, in welchen eine Häusersperre schon wegen der Kosten nicht ausführbar wäre, auch die Küstenfahrt mit Schiffen unter 20 Tonnen doch nicht ganz unterdrückt werden kann, so würden sich wohl noch manche weitere Erfahrungen ergeben.

Wird nun zu Folge der angegebenen Thatsachen zugegeben, daß die Pest beinahe auf ihren ursprünglichen Heerd sich von selbst zurückgezogen habe und zu Konstantinopel und an den Küsten Kleinasiens, Syriens und Egyptens, wenn nicht ganz regelmäßig, doch in gewissen Epochen ausbreche, und dann in diesem Bereich verpflanzbar sey, so erscheint die Frage, ob durch europäische Polizei sich das Uebel auch an diesen Orten möge austilgen lassen, schwer zu beantworten. Zwar wird man sagen in

einer der neueſten Schriften über die Peſt von Henrico di Wolmar, der als Augenzeuge und Arzt die Peſtepidemien in Egypten 1788—1801 beſchreibt, ſei der Nutzen ſtrenger Abſonderung der Europäer zu Peſtzeiten vollkommen dargethan, indem in den Jahren 1790 und 91 zu Cairo 82,360 Türken, armeniſche Kaufleute, Kopten, Griechen und Juden, dagegen nur 5 Europäer von denen, die ſich eingeſchloſſen hatten, ſtarben; aber dieſe Thatſache auch zugegeben, ſo waren dieß lauter wohlhabende Familien, die ihre Bedienten in der Stadt unterhielten, und ganz von ihren Vorräthen und eigenen Mitteln leben konnten; als dagegen während der franzöſiſchen Occupation die Peſt ausbrach, ſo konnte man ſie mit aller militäriſchen Strenge und Aufſicht nicht unter der ärmern Volksclaſſe unterdrücken. Wie will man überhaupt eine Stadt nur von 100,000 Einwohnern beaufſichtigen, wenn dieſe ſelbſt keinen Glauben an die Sache haben? Dabei darf man nicht vergeſſen, daß die erſten Peſtfälle nie die deutlichen Symptome an ſich tragen, und beſonders die charakteriſtiſchen Beulen ſich erſt im weitern Verlaufe der Krankheit ausbilden, nur zu häufig würde es daher geſchehen, daß die Krankheit vielfach ausgebrochen wäre, ehe man davon Gewißheit erhielte, und man ſomit ſelten mit der Sperre einzelner Häuſer und einem Lazaret dieſelbe gleich in ihrem erſten Erſcheinen zu unterdrücken vermöchte.

Daß durch Pariſets Behandlung mittelſt Chlorkalk die Vertilgung der Peſt erreicht werden könne, kann man wohl kaum erwarten, auch iſt es ſchwer begreiflich, wie bereits ſolche ſanguiniſche Hoffnungen erregt werden mochten, da dieſer Reiſende, den ſchon das gelbe Fieber floh, auch die Peſt weder in Paläſtina, noch in Acra, noch in Beyruth finden konnte, und dieſelbe über Tripoli hin noch immer ſucht.

Weit mehr würde die Austilgung der Peſt durch eine ihr entſprechende Impfung zu bewirken ſeyn; eine ſolche wurde zwar von Europäern ſchon vielfach verſucht aber immer von üblem Erfolg begleitet. Sollte dieſelbe gelingen, ſo müßte ſie auf andere Weiſe als bisher unternommen werden. Es müßten dieſelbe Solche, welche die Peſt bereits überſtanden — in der Art verſuchen, daß nicht von Peſtkranken unmittelbar wieder Menſchen geimpft würden, ſondern es müßte die Gewalt des Peſtgifts nach der Analogie mit den cultivirten Schafpocken auf die Art gebrochen werden, daß das Peſtgift Thieren und von dieſen erſt wieder Menſchen eingeimpft würde. Vielleicht verfällt irgend ein Türke auf dieſen nicht zu entfernt liegenden Verſuch und beſchämt das weſtliche Europa, welches immer die Bekenner des Korans wegen ihres Fatalismus und ihres Unglaubens an die Quarantäne, was Beides weder ihrem Herzen noch ihrem Verſtande Schande macht, verdammt, und dabei ganz vergißt, woher vor etwas mehr als 100 Jahren die Pockenimpfung, welche die Vaccination vorbereitete, nach dem civiliſirten Europa gelangte.

Memoiren über den Hof Ludwigs XVIII.

Kann man ſich einen beſſern Hofgeſchichtſchreiber wünſchen, als der Favoritin des Souveräns, zumal wenn dieſe eine Frau von Geiſt iſt? Ohne Zweifel aber kommt der Frau von Gayla dieß Prädikat in hohem Grade zu, und für ihre Wahrhaftigkeit zeugt die Regel die ſie ſich von Frau v. Genlis abſtrahirt: „Ich will es nicht machen," ſagt ſie, „wie die Gräfin Genlis, die aller Welt Sünden berichtet, nur ihre eigne nicht. Man findet in dieſen Memoiren eine Maſſe von pikanten Anekdoten, die nicht verfehlen werden, ihnen ein zahlreiches Publikum zu verſchaffen, da ſie zum Theil noch lebende Perſonen betreffen. So bemerkt die Verfaſſerin über den Fürſten Polignac: „Er iſt ein Mann von mildem, biederem, offenem Charakter, und hängt an der regierenden Dynaſtie mit Leib und Seele; das Glück hat ihn jedoch beſſer bedacht, als die Natur. Von jeher hegte er eine unglückliche Leidenſchaft für Miniſterien und vielmals ſtreckte er ſeine Hände nach dem Portefeuille aus, das ſeinem Griff immer wieder entſchlüpfte." Auch zur näheren Würdigung — und man darf wohl ſagen — zur höhern Schätzung Ludwigs XVIII liefern dieſe Memoiren intereſſante Belege. „In jeder Lage behauptete der König jene Ruhe, die ſtets ein Kennzeichen eines überlegenen Geiſtes iſt. Seine Unterhaltung war munter, ſelbſt etwas frei, jedoch immer ſo anſtändig, daß die rigoriſtiſcheſte Tugend keinen Anſtoß daran nehmen konnte. Er äußerte ſich unverholen gegen ſeine Vertrauten über den Widerſtand, den ſein königlicher Wille nicht ſelten von Seiten des Hofs und der Geiſtlichkeit fand. Dieſe Autorität, ſagte er, indem er von dem Clerus ſprach, will ſich nicht recht mit dem Geiſt des Zeitalters vertragen. Allein ich werde die Charte proclamiren trotz Allen, denen ihr Privatvortheil mehr am Herzen liegt, als das Wohl der Monarchie. Ich bin entſchloſſen, mit Hülfe Gottes meinen Namen als den des Gründers der franzöſiſchen Freiheit auf die Nachwelt zu bringen." Ein andermal ſagte der König: „Fürſten ſind ſehr übel daran; es iſt nicht genug, daß ſie für ſich ſelbſt Verſtand haben, ſie müſſen ihn auch noch für Andere haben." Kurz vor den hundert Tagen gehörte es am Hof zum guten Ton von Napoleon als einem Verrückten zu ſprechen. Der Graf Blacas ließ ſich auch in dieſer Weiſe aus: „Freund Blacas," ſagte der König, „Du biſt eine ehrliche Haut, aber ich irrte mich ſehr, als ich Deine Ergebenheit für Talent hielt." Vom Grafen Pozzo di Borgo erzählt Frau v. Gayla: „Er rühmte ſich, den Fürſten Talleyrand einmal dahin gebracht zu haben, daß er die Wahrheit ſagte — Dieß ſcheint mir aber ſo unwahrſcheinlich, daß ich es nicht glaube." Ueber andere große Fremde, die das J. 1814 nach Paris führte und die Ludwig XVIII „nos chers amis les ennemis" nannte — enthält das Werk manche Dinge, die dem Publikum neu ſeyn dürften.

Verbeſſerte Art die Knochen-Gelatine zu bereiten.

Hr. d'Arcet, Mitglied der franz. Akademie, hat mehrere Jahre auf Verſuche verwandt, aus den Knochen alle Gelatine zu ziehen, ohne die kalkige Materie dabei mitzubekommen. Sein Unternehmen iſt ihm endlich gelungen, und der von ihm hiezu erfundene Apparat iſt bereits im Hoſpital de la Charité, in der Medaillen-Münze und in andern öffentlichen Inſtituten von Paris in voller Wirkſamkeit. Die nahrhafteſten und angenehmſten Brühen ſollen mit äußerſt geringen Koſten dadurch bereitet werden. D'Arcet und A. de Puymaurin haben intereſſante Abhandlungen darüber bekannt gemacht.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 6. 6 Januar 1830.

Der englische Hof und das Cabinet *).

Man hat vor einiger Zeit Gerüchte von einem Ministerwechsel und seiner Spannung zwischen König und Cabinet verbreitet; Dieß geschah jedoch bloß, um das Volk zu unterhalten und zu täuschen. Der König steht mit seinen Ministern im besten Vernehmen, und namentlich könnten beide Theile über Nichts zufriedener seyn, als über die Lösung der irischen Frage. Die Verbreitung einer anderen Meinung sollte bloß das Publikum beschäftigen und die allgemeine Entrüstung über diese Maßregel beschwichtigen.

Als Canning im Jahre 1822 wieder in Thätigkeit trat, wechselte er seinen politischen Glauben, ward Pitts Grundsätzen untreu und bekannte sich zu denen der Liberalen, bis ihn endlich die Rede über die Angelegenheiten Portugals, im December 1826, zu dem Ehrennamen des ersten Jakobiners in Europa, wie ihn Chateaubriand damals nannte, sattsam berechtigte.

Vor zwei Jahren waren der Herzog von Wellington und Peel noch die entschiedensten Gegner der Emancipation der Katholiken, und jetzt sind sie die eifrigsten Fürsprecher derselben. Wie kommt es, daß diese drei ausgezeichneten Männer, Wellington, Canning, Peel ihre Politik so plötzlich änderten? In fast allen öffentlichen Fragen ist ein System der Zweizüngigkeit, Falschheit und Verrätherei eingeleitet. Das Publikum und dessen Stimmführer scheinen wie bethört und mit Blindheit geschlagen. Bereits hat dieses System ernstliche Umwandlungen herbeigeführt und schreitet mit immer größerer Kühnheit vor; es ist daher Zeit, dasselbe genauer zu beleuchten. Wir wollen die beiden Hauptparteien mit den Namen Hof und Cabinet bezeichnen. Der Hof umgiebt die Person des Königs mit Menschen, deren Meinungen Se. Majestät unmerklich bestimmen, während er nach eigenen Ansichten zu handeln glaubt.

Lord Chatham sagte von der frühern Periode der letzten Regierung: „Die geheimen Rathgeber des Königs richteten das Land zu Grunde — es stehe Etwas hinter dem Thron, das größer sey, als der Thron.“ Der Vorgang dieses Staatsmannes mag unsere Ansicht über die geheimen Rathgeber der jetzigen Majestät rechtfertigen, da der König fremden Einwirkungen eben so zugänglich als sein Vater ist. Jene Einflüsterer verfolgen ihre eigenen Zwecke. Bei der Schwäche und dem beständigen Wechsel des Ministeriums flossen Schutzgelder und sonstige Emolumente den Hofmännern reichlich zu. Georg III und Pitt hatten manchen ernstlichen Kampf über Ernennungen; jetzt kommen dergleichen Streitigkeiten nicht mehr vor. Whigs und Tories haben brüderlich getheilt — mußten aber den Höflingen als dritter Partei ein gut Theil zukommen lassen.

Als Se. Majestät Regent wurde, hielten die Whigs ihren unmittelbaren Zutritt zur Gewalt für ausgemacht; sie glaubten ein Recht auf die Regierung zu haben, da sie die getreuen Satelliten des Prinzen von Wales gewesen. Aber die Hofleute wußten, daß die Whigs eine geldbedürftige, anmaßende Partei waren, welche herrschen und alle Begünstigungen allein an sich reißen wollte; sie redeten daher dem Prinzen eine Verbindung mit denselben aus, und man fand für diesen politischen Undank die Entschuldigung, daß der Regent damals nur eine beschränkte Gewalt hatte. Als diese Beschränkungen zur Zeit von Percivals Tod aufhörten, spannten die Whigs abermals auf die Gewalt und versuchten alle Mittel und Wege, ihre Zwecke zu erreichen; allein der Hof hatte sich, sobald der Regent zu voller Macht gelangt war, gegen die Zulassung Jener erklärt. — Man sah voraus, daß der Tod des Königs einen öffentlichen Kampf in Bezug auf die Prinzessin von Wales herbeiführen würde. Nach Pitts Tod war Perceval unter der Leitung des letzten Königs der Hauptrathgeber der Prinzessin gewesen, und alle Pittisten hatten zu ihrer Fahne geschworen. Der Hof des Regenten suchte deßhalb, indem er selbst dieser Partei Aemter und Würden verlieh, dieselbe der Prinzessin abwendig zu machen; die Whigs, welche mit Eifer die Partei des Prinzen ergriffen hatten, waren von selbst gegen seine Gemahlin gestimmt. Die Pittisten wurden also am Brette gelassen, so lange die Prinzessin lebte; nicht sobald aber war die Gefahr von ihrer Seite entfernt, als ein neues System auf die Bühne trat.

Die Politik des Regentenhofs hatte einige höchst nachtheilige Mißgriffe gethan, indem sie dem Geschrei der Journale und der Pöbelrotten, das sie für die vox populi hielt, Opfer brachte. Die abscheulichsten Schmähschriften über all unsere Institutionen und Staatsmänner durften ungestraft erscheinen. Der Unfug

*) Aus Blackwoods Edinburgh Magazine, einem Organ der High-Tories. Dieß zur gehörigen Würdigung dieses Aufsatzes.

war so schreiend, daß eine Gesellschaft bedeutende Summen unterschrieb, um — was die Regierung hätte thun sollen — die Pasquillanten gerichtlich zu belangen und ihnen den Mund zu stopfen; was auch großen Theils gelang, wodurch dem Vaterlande ein wichtiger Dienst geleistet wurde. In der Hof der Regentschaft ging Anfangs so weit, daß Bonaparte einmal bei ihm hoch in Gnaden stand, und man angelegentlich Frieden mit demselben suchte. Zu jener Zeit wollte ein wohlbekannter Graf, jetzt Marquis, damals Hofmann, „wetten", daß in der und der Zeit Bonaparte den Hosenbandorden erhalten, und der Regent den Orden der Ehrenlegion tragen würde. Damals lebte aber die Prinzessin von Wales noch, und die Pittisten waren hartnäckige Antibonapartisten. Der französische Kaiser fiel — dem Hof war ein Riegel vorgeschoben — und die Völker Europas waren frei.

Das erste Lebenszeichen der nunmehrigen Hofpolitik gab sich nach Cannings Ernennung zum Sekretariat des Aeussern im Jahr 1822 kund. Die politische Laufbahn dieses Mannes stand im auffallenden Einklange mit dem Hofgrundsatze: „divide et impera." Er hatte die Pittpartei, mit welcher er sein öffentliches Leben begonnen, dividirt und subdividirt. Zuerst zog er in seinem ungeduldigen Anstreben zur Macht in den Jahren 1802 und 1803 wider die Addingtons zu Feld, reizte Pitt zu einem Angriff auf sie, trieb sie aus der Verwaltung, und raubte dadurch Pitt das Zutrauen dieses Theils seiner Freunde. Dann brachte er die Verbindung zwischen Fox und Grenville zu Stande, und verlangte, daß Pitt auch von der Partei seyn sollte. Pitt versprach in Gemeinschaft mit Fox die Addingtons zu stürzen, weigerte sich aber, dem Bunde beizutreten. Diese verkehrte Zurückhaltung verlor ihm die Hälfte seiner Freunde. Lord Grenville und viele seiner Hauptanhänger waren durch Canning dermaßen an Fox hingegeben worden, daß sie nicht mehr zurück konnten. Pitt kam ohne Fox ans Ruder und sah sich genöthigt, bei den Addingtons, die er noch Tags zuvor als untüchtig ausgetrieben, einen Rückhalt zu suchen. Canning trat zu Pitt, die Hauptglieder der Partei aber auf Seite Lord Grenville's, und bildeten auf diese Art einen Bund mit den Whigs, welcher sich von da an jederzeit gegenseitig gehemmt hat. Für diese Verlegenheit suchten mehrere Mitglieder der Whigs Jahre lang sich durch grundlose Verleumdungen und giftige Invektiven an Canning zu rächen. Durch seinen Streit und Zweikampf mit Lord Castlereagh theilte Canning den Ueberrest der Pittpartei noch einmal. Als er im Jahre 1821 in Folge seines Lobs auf die Königin Caroline vom Schauplatze abtrat, theilte er diese Partei zum vierten Male, und trat zuletzt nach dem Jahre 1822 völlig zu den Grundsätzen der Whigs über, obgleich er kein geheimes Einverständniß mit ihnen hatte, und auch nachher Keinen ins Ministerium brachte, der ihm seine Allgewalt hätte streitig machen können. Der Plan des Hofs selbst war seit einigen Jahren dahin gegangen, alle Parteien zu schwächen und zu sprengen, indem er Männer von untergeordneter Bedeutung auslas und anstellte. Diesen Plan hatte Canning gefördert, nicht absichtlich, sondern durch die Ungeduld, Hitze und Raschheit seines Temperaments.

Als er in Folge seines Duells mit Lord Castlereagh zurückgetreten war, machten seine Freunde indirekte Versuche, ihn mit den Whigs zu vereinigen; aber die Wortführer dieser Partei im Hause der Gemeinen wiesen seine Annäherung zurück, aus Furcht, er möchte sich durch seine Talente zu ihrem Haupte aufschwingen, und ihnen die Früchte ihrer lang durchfochtenen Parteikämpfe entziehen. Auch trauten sie ihm nicht und hielten ihn für einen Intrikanten, auf den man sich nicht verlassen könne. Canning hatte auch mit Lord Eldon eine Lanze gebrochen; er und Se. Lordschaft sich gegenseitig in dem Parlament die Nativität gestellt. Im Gegensatze gegen die kalte Festigkeit Lord Castlereaghs und die unverhehlte Verachtung Lord Eldons mußte es allerdings einem Mann von dem Selbstbewußtseyn, dem Talente, dem Ehrgeize und der rastlosen Ungeduld Cannings in dem Cabinette nicht behaglich gewesen seyn.

Bei dem Tode Percivals lud Lord Liverpool, damaliger Primierminister, Canning ein, wieder Dienste zu nehmen; er lehnte es ab unter dem Vorwande der Katholikenfrage, in Wahrheit aber, weil Lord Castlereagh zum Leiter des Unterhauses bestimmt war. Dieß geht aus seinem gedruckten Briefwechsel hervor. Canning fragte, wer Leiter in dem Unterhause würde, und als er erfuhr — „Lord Castlereagh" — war seine Lust abgekühlt; sobald aber das Ministerium sich ohne ihn gebildet hatte, brachte er in dem Parlament die Katholikenfrage zur Abstimmung. Bei Gelegenheit von Pitts Geburtstagsfeier lehnte er die Einladung ab, weil der Trinkspruch „das Gedeihen der protestantischen Sache" (protestant Ascendency) ausgebracht werden sollte, und er darin eine Erklärung wider die Emancipation der Katholiken fand, obgleich von Nichts der Art die Rede war. Denn selbst jetzt, da die Katholikenbill durchgegangen, welche den Päpstlern mehr einräumt, als sie jemals verlangt hatten, ist das Uebergewicht der Protestanten ausgesprochen und gesetzlich garantirt.

In den Jahren 1812 und 1813 war übrigens Canning in einer peinlichen Lage. Er hatte den Eintritt in das Ministerium Liverpool ausgeschlagen, und die Whigpartei wider sich. Seine persönlichen Freunde in beiden Häusern waren jedoch zahlreich und ihm mit Wärme zugethan, da sein Geschick und seine Talente zu großen Hoffnungen berechtigten. Er machte Miene, bei der nächsten geeigneten Gelegenheit wider das Ministerium in Opposition zu treten, und verließ sich hiebei wahrscheinlich auf den Wechsel der Dinge, den die Kriegsereignisse herbeiführen müßten. Bonaparte stand auf dem Punkt, mit der schönsten Armee von der Welt gegen Rußland ins Feld zu rücken, und Jedermann versprach ihm seinen glücklichen Erfolg. Der Fall dieses großen Generals (aber schwachen Staatsmanns) scheint für Canning alle Hoffnungen zerstört, und ihn zu den Füßen seines Nebenbuhlers geworfen zu haben. Er nahm die Sendung nach Lissabon an — die sich unstreitig mit seiner Würde, seinem Charakter und vor Allem mit seiner Stellung zu dem Cabinette nicht vertrug. Mehr aber als all Dieß war freilich, daß einige von Cannings Freunden sich nach Diensthätigkeit sehnten, und nun hiezu keine Hoffnung durch Ministerwechsel sahen. Lord Castlereaghs Benehmen hatte ihm den Ruhm des größten

Staatsmannes erworben, und selbst diejenigen Freunde Cannings, welche in Dienst gekommen waren, konnten ihren Aerger über die Glorie der Regierung nicht verbergen. Sie mußten zuerkennen, daß Britannien den Siegeswagen erstiegen, aber sie wollten es nicht verzeihen, daß keine Handelsstipulationen in die Friedensverträge aufgenommen waren, als ob England sie nur hätte diktiren dürfen oder können, ohne Gefahr zu laufen, die große Allianz zu sprengen, welche Frankreich besiegt hatte und darnieder halten mußte. Jeder der großen Monarchen, so gut als Frankreich, hätte die britische Regierung der Selbstsucht bezüchtigt, ihr die Ehre einer Schiedsrichterin in Ausgleichung der europäischen Angelegenheiten verkümmert; die ganze Welt hätte sie gehaßt, statt sie als ihre Befreierin zu begrüßen.

Bei der Rückkehr von Lissabon nahm Canning die Präsidentschaft des Controlbureau's und einen Sitz im Cabinete an. Dieß war ein gelegener Zuwachs für das Ministerium; da sich gegen dieses und die ganze innere Verwaltung ausgedehnte und furchtbare Verschwörungen zusammenthaten. Zu Spafields, Derby, Manchester, in Cato-Street u. s. f. suchten die Mißvergnügten Das in Ausführung zu bringen, was sie von Bonaparte erwartet hatten. Canning vertheidigte die Regierung mit Muth und Geschick, und schnitt den Reformers bis in die Seele ein; sie krümmten sich unter seinen Schlägen und sannen auf Rache. Sie insultirten ihn, daß er unter Lord Castlereagh Dienste genommen, den er doch, wie sie sagten, im Jahr 1809 der Untüchtigkeit angeklagt hätte. Canning hatte sich nie über die Fähigkeiten Sr. Lordschaft beklagt. Als Secretär des Kriegsdepartements sendete Lord Castlereagh damals Emissäre mit halb militärischem, halb diplomatischem Charakter nach Spanien, um das Volk aufzubieten und zu bewaffnen, während Canning als Secretär der auswärtigen Angelegenheiten ebenfalls diplomatische Agenten zu gleichen Zwecken dahin abschickte. Diese Agenten verdarben einander das Spiel, und Canning erklärte: entweder Er oder Lord Castlereagh müsse dem Andern das Feld überlassen. Nachdem man hierüber bei Sr. Lordschaft vergeblich sondirt hatte, und vorauszusehen war, daß Einer von Beiden zurücktreten müsse, wurde der Primierminister, Herzog von Portland, Cannings Verwandter, mit Marquis Camden, Castlereaghs Oheim, darüber einig, daß Lord Castlereagh abtreten sollte. Bei all Dem war aber von keiner Untüchtigkeit Lord Castlereaghs die Rede. Die Angelegenheiten Spaniens waren damals das Hauptaugenmerk der Regierung, in voller Einstimmung mit den Wünschen des Volks, und der Lieblingsgegenstand Cannings, der als Staatssekretär des Aeussern sich zu Leitung derselben berechtigt glaubte. Lord Castlereagh interessirte sich gleich sehr dafür und hielt sich für gleich berechtigt: Dieß war der Differenzpunkt zwischen ihnen. Daß Canning das Versprechen, daß der Lord abtreten sollte, verheimlichte, gab den Grund zu dem Duell — einem Schritte, den selbst die besten Freunde Lord Castlereaghs als mit der Würde seiner Stellung im Staat und Cabinet unverträglich tadeln mußten. Irelander freilich, und selbst solche von hohem Range, die bei jeder andern Gelegenheit die Politik des Lords aufs Hartnäckigste bekämpften, riefen aus: „Ach seht doch, es lebt noch ein Funke vom irischen Geiste in ihm!“ —

Hätte man die Sendung nach Lissabon einem gewöhnlichen Menschen anvertraut, so wäre keine weitere Notiz davon genommen worden: bei Canning wurde sie zum Gegenstand gemeiner Invektiven und Verleumdungen, als ob dieselbe keinen andern Grund gehabt hätte, als dem Abgesandten den Beutel zu füllen; Canning bewies die Nothwendigkeit der Sendung, und zeigte zugleich, wie übertrieben man den Gewinn, welchen ihm dieselbe abgeworfen, angeschlagen habe; aber immer diente der gegen ihn laut gewordene Vorwurf den Interessen des Parteigeschreis, welches nicht nach Wahrheit und Gerechtigkeit fragt! Canning fuhr fort, den Reformers die Spitze zu bieten, die Regierung zu heben und die Minister zu vertheidigen, welche Bonaparte gestürzt hatten, und er that es mit einem Eifer und Geschick, wogegen kein Widersacher Stand halten konnte. Die Faktion beschloß, ihn, gelte es, was es wolle, zu stürzen. Sie machte jedoch wenig Eindruck beim Publikum; mit Grund aber darf man annehmen, daß sie desto größern auf Canning machte — ihn erbitterte. Erbitterung ist ein starkes Wort bei einem Cabinetsminister. Erinnert man sich aber, daß er dem Herausgeber eines possenhaften, gemeinen Pamphlets, welches damals wider ihn herauskam, schrieb, den Verfasser einen Lügner und Schurken nannte, und ihn zum Zweikampfe aufforderte, so wird der Ausdruck „erbittert“ nicht mehr zu stark seyn. So sehr jedoch Cannings Gefühle verletzt waren, so fuhr er doch fort, die Maßregeln der Regierung mit beredter Zunge und unerschütterlichem Muthe zu vertheidigen. Seine Reden über die Unterdrückung der Tumulte in Manchester zu Ende des Jahrs 1810 waren Meisterstücke von Beredsamkeit und Dialektik, welche aber seine Gegner veranlaßten, ihn als einen Unmenschen darzustellen, weil er sich über das Volkslied „The ruptured Mr. Ogden“ lustig gemacht hatte.

Der Tod des Königs, die Rückkehr der Königin Caroline und Cannings übertriebene Lobrede auf sie in dem Parlament machte seinen Rücktritt aus dem Staatsdienste nothwendig. Pitt war vielleicht in der Vertheidigung der Prinzessin von Wales, weiter gegangen, als der verstorbene König gewünscht hatte, un Canning, unter Pitt ihr Hauptrathgeber, weiter, als in de Wünschen seines Freundes, des Primierministers, gelegen habe mochte. Nach dieser extravaganten Lobrede verlangte die Schicklichkeit, daß er außer Dienst trat; daß er aber nunmehr im Parlament schwieg, wurde mit einer der glänzendsten und gewinnreichsten Stellen — der Statthalterschaft von Indien, belohnt. Verschiedene Ursachen bewogen Canning, diesen Post anzunehmen. Er hatte den König durch das Lob der Königin beleidigt. Die Macht Lord Castlereaghs, seines Nebenbuhlers im Cabinet, war nicht zu erschüttern; Lord Eldon opponirte ihm stark; im Ministerrath hatte er keine kräftige Stütze — e mußte die Segel streichen. Sein Haushalt machte Verücksichtigungen nöthig — er wurde von seinen Gegnern hart angelassen, kalt unterstützt von der eigenen politischen Partei — er hatte überall nur mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so daß er müde der politischen Spekulationen und Abenteuer auf die Statthalter-

schaft in Indien als einen ehrenvollen Rückzug — als einen einträglichen Ruheplatz blickte. Die Whigs sahen nicht gut zu seinem nahen Verluste. Sie hatten ihn vor einigen Jahren nicht unter ihre Partei aufnehmen wollen, aber seine eigenen politischen Freunde waren jetzt unzufrieden und neigten sich zu den Whigsgrundsätzen. Sein Entschluß stand jedoch fest. Bereits war sein Haus und seine Geräthschaft verkauft, oder zum Kaufe ausgesetzt, als der unerwartete Tod Lord Castlereaghs die Scene änderte.

Ein Premierminister von mehr Energie, als Lord Liverpool, würde für Lord Castlereagh einen andern Nachfolger als Canning gefunden haben. Aber Lord Liverpool war ein gutmüthiger Mann und Cannings persönlicher Freund; nun Lord Castlereagh nicht mehr da war, stand zu erwarten, daß Canning im Cabinet weniger Widerstand finden, und im Haus der Gemeinen — das Hauptziel seines Ehrgeizes — Leiter, mithin faktisch Primierminister werden würde. Canning besorgte Widerstand vom Hofe. Dieser aber, durch die Schmähungen der Whigs und Radicalen gedemüthigt und mit den Mitgliedern des Cabinets gespannt, fand in ihm ganz den Mann, den er brauchte. Zu seinem Erstaunen erklärte man Canning im Vertrauen: „es wäre für uns sehr wünschenswerth, diese und jene Maßregeln zu treffen, wenn wir es vermöchten, aber in der Katholikenfrage z. B. sind der Herzog von York, Lord Liverpool und Lord Eldon entschieden gegen uns.“ Die Plane des Hofes waren hiebei sehr tief und versteckt angelegt. Canning war Pittist — Hochtory — und somit ganz der Mann, diese Partei zu blenden, während er den Weg der Liberalität einschlug, auf welchem dem unter Georg III beobachteten System gänzlich entgegen gearbeitet werden sollte. So wurde im Jahre 1827 Sir John Copley Lordkanzler, weil er eine derbe Rede gegen die Emancipation gehalten und Canning die Stirn geboten. Man hoffte, eine solche Ernennung müßte dem neuen Cabinet die Farbe des Protestantismus geben und zeigen, daß Canning und die Freunde des Papstthums nicht freies Spiel darin hätten, während Sir John, ein nachgiebigerer Mann auf diesem Posten, als Lord Eldon, eigentlich nur dazu beitragen würde, daß die Bill, gegen welche er opponirt hatte, durchginge, und somit das Publikum, welches auf den Kanzler baute, erst wenn es zu spät wäre, aus seinem Irrthum käme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserverbindungen von Sibirien.

Im westlichen Sibirien sieht man einen Canal, der bereits im Jahre 1584 durch den berühmten Kosaken Yermack gegraben wurde. Unfern der Einmündung des Wagai macht der Irtisch in seinem Lauf einen großen Bogen, die Wagaistaja genannt, den man nur durch einen langen Weg zu Lande vermeiden kann. Yermak verband die beiden nächsten Punkte des Flusses durch einen Canal, der noch bis auf diese Stunde den Namen Peresecop Yermakova, der Durchstich Yermaks, führt. Die Länge desselben beträgt eine Werst, während das Bett des Flusses zwischen denselben Punkten volle sechs Werste einnimmt. Gegenwärtig fließt nur noch wenig Wasser in dem alten Bette, und der Canal hat mehr das Ansehen, als ob er das wahre Bett des Irtisch, als ein künstlicher Durchstich wäre. Im Süden in geringer Entfernung von dem Canal ist auf einer großen Fläche ein nicht unbedeutender Hügel; er hat 60 Fuß Höhe, und auf dem Gipfel einen Durchmesser von 180 Fuß und sehr steile Abhänge. Dieser Hügel scheint aus dem Schutte des Canals gebildet zu seyn. Die Russen nennen ihn Tzarewo Gorodistschtsch.

Sibirien wird von unermeßlichen Flüssen durchströmt, die selbst in ihrem ursprünglichen Zustande von großer Wichtigkeit für die Communication sind; sie würden indessen bei Weitem bedeutendere Vortheile darbieten, wenn man die Portagen (Wolok), die jetzt manchmal die nächsten Flüsse verbinden, durch Canäle ersetzte.

So wäre es z. B. sehr zu wünschen, daß die Gewässer der Kama mit denen des Tobol in Verbindung gesetzt würden. Nicht weniger wichtig wäre es, eine Wasserverbindung zwischen dem Jenisei und dem Ket, einem Flusse aus dem Bassin des Ob, zu eröffnen; denn bis jetzt müssen alle Waaren und Kaufmannsgüter von dem Fort Makew aus 89½ Werst weit zu Lande transportirt werden. Auch die Güter, welche von Kiachta kommen, müssen von dem Fort Peter und Paul in dem Gouvernement Irkutsk aus zu Lande gehen; eben so die für Ochotsk bestimmten von dem Baikalsee bis nach Wercholansko, wo man die Lena hinabfährt, und — nachdem man den Aldan, die Maia und die Youdoma von ihren Einmündungen an hinaufgestiegen ist, — von Youdomskoikrest bis zum Urak oder Ochota, der in den Hafen von Ochotsk fällt. Da dieser letzte Weg außerordentlich beschwerlich ist, so zieht man es beinahe immer vor, die Waaren von Yakutsk bis nach Ochotsk zu Lande fortzuschaffen.

Wenn Rußland zu den Strömen seines Reiches auch den Amur zählte, dessen obere Nebenflüsse, der Argunsk und die Tschitka, ihm angehören, so würde dadurch die Schifffahrt im östlichen Sibirien so wie überhaupt der Handel ungemein gewinnen; denn ungeachtet der Anschwemmungen, welche seine Mündung versperren, ist dieser Strom doch schon jetzt schiffbar und würde Dieß mit Hülfe der Kunst bald in noch höherem Grade werden.

Société des Bibliophiles Français.

Im Jahr 1820 bildete sich zu Paris, nach dem Muster des Roxburgh-Clubs in England, eine Société des Bibliophiles Français, welche den Druck von Werken zum Gegenstand hat, die bisjetzt entweder bloß handschriftlich vorhanden waren, oder deren Alter und Seltenheit eine neue Herausgabe wünschenswerth machen. Die Gesellschaft besteht aus vierundzwanzig ordentlichen und fünf auswärtigen Mitgliedern. Die Sammlung, welche auf ihre Kosten herauskommt, trägt den Namen Mélanges. Jedes besondere Stück, selbst in einem und demselben Band, wird besonders gedruckt, auf eigens dazu bereitetem Papier, und mit den besten Typen von Didot; jedes hat seine eigene Seitenzahl und seinen besondern Titel. Jeder Band aber ist mit dem Jahr, in welchem er gedruckt wurde, bezeichnet, und hat einen allgemeinen Titel, nebst einem Inhaltsverzeichniß, und einer Liste der Gesellschaft. Vier und zwanzig Exemplare von jedem Bande werden an die Mitglieder vertheilt; ein fünf und zwanzigstes kommt in die Bibliothek des Königs; und ein Exemplar ist für jedes auswärtige Mitglied bestimmt. An das übrige Publikum wird das einzelne Exemplar zu einem Preis von 100 Franken abgegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 7. 7 Januar 1830.

Der englische Hof und das Cabinet.

(Fortsetzung.)

Der erste Schritt Cannings als Leiter im Hause der Gemeinen war seine Opposition gegen die Einmischung Frankreichs in die spanischen Angelegenheiten von 1823. Durch die Revolution vom Jahre 1820 hatten die Liberalen in Spanien die Regierung an sich gerissen und Grundsätze aufgestellt, die sich mit einer allgemeinen Zufriedenstellung so wenig vertrugen, als diejenigen, welche die französische Revolution geschändet hatten. Die madrider Klubs gingen selbst weiter, als der Jacobinerklub in Paris; und Frankreich war es noch mehr seiner eigenen Sicherheit schuldig, solchen Vorgängen, die dasselbe mit einer Erneuerung der alten Gräuelscenen in der Heimat bedrohten, Einhalt zu thun, als Pitt es der Erhaltung der innern Ruhe Englands schuldig war, der französischen Revolution den Krieg zu erklären. Obgleich sich nun Canning immer noch zu den pittischen Grundsätzen bekannte, widersetzte er sich dennoch der Einmischung Frankreichs so stark, daß es beinahe zu einem Kriege gekommen wäre. Später beförderte er eine Gegenrevolution in Portugal zu Gunsten des Liberalismus und gab den Portugiesen eine neue — liberale Verfassung, auf daß man, da in Spanien wieder der Despotismus eingesetzt wäre, demselben doch in Portugal den Liberalismus entgegenstellte, und so eine gleiche Umwälzung in dem Nachbar-Königreiche vorbereitete, um den Whigs und Radikalen in England angenehm zu seyn. Im Eifer, das castlereagh'sche System über den Haufen zu werfen, vergaß Canning, daß er zugleich das pittische stürzte. Wirklich scheint er ein besonderes Vergnügen darin gefunden zu haben, die Maximen Lord Castlereaghs, der so glänzend über ihn triumphirt hatte, umzustoßen, was man auch aus seinem Benehmen gleich nach dem Tode dieses großen Staatsmannes ersieht. Bei einem öffentlichen Diner erwähnte Canning die Gerüchte seiner Berufung in das Cabinet; aber kein Wort der Theilnahme oder des Mitleids für seinen Nebenbuhler, der eine ehrenvolle Laufbahn so kläglich geendet hatte, entfuhr seinen Lippen — was selbst seine Bewunderer damals sehr bedauerten, und was die Meinung bekräftigt, daß Canning sich für die liberalen Grundsätze vor Allem deßhalb erklärt habe, um den Ruhm Lord Castlereaghs zu schmälern. Er zog gegen den heiligen Bund, als eine gehässige, von Lord Castlereagh sanktionirte Maßregel los, und rühmte sich, daß er nie zu derselben beigetragen.

Um diese Zeit waren weder die Whigs noch die Tories in dem Geheimnisse Cannings und des Hofes. Es kam im Jahre 1823 in dem Unterhause zwischen Canning und Brougham zu heftigen Persönlichkeiten; diese gaben den Mitgliedern des Cabinets die Ueberzeugung, daß kein Verständniß zwischen ihm und ihren Gegnern bestehe zu einer Zeit, da seine Maßregeln und vor Allem die Sprache, welche er führte, das Gegentheil argwohnen ließen. Des Königs Besuche bei dem Herzoge von Devonshire und seine Artigkeiten gegen andere Whigs erregten Erstaunen und Besorgnisse, und Cannings Erscheinen in der Altstadt beim Diner des Alderman Waithmann so wie sein zuvorkommendes Benehmen gegen den americanischen Minister, waren eben so ungewöhnlich als unerträglich. Die Mehrzahl im Cabinet fühlte sich in verdächtiger Gesellschaft und wußte nicht, was sie thun sollte. Trat sie zurück, so warf sich Canning den Whigs in die Arme, die dann das Ministerium bildeten; blieb sie, so sanktionirte sie wo nicht positive Maßregeln, so doch die Sprache und das Benehmen Cannings, das sie nicht billigte, und welches leicht dem Gemeinwohl verderblich werden konnte. Sie versuchte daher gegen den Liberalismus Cannings und den Radikalismus der Whigs Vorkehr zu treffen, und ließ sich zu großen Fehlgriffen verleiten. Wäre sie ganz zurückgetreten, so würde das Publikum aufgeschreckt und gegen die Whigs auf der Hut gewesen seyn; und diese hätten sich nicht so Viel erlaubt, als unter dem Deckmantel des Torysmus geschehen ist.

Die Sprache und Maßregeln Cannings (und ins Geheim des Hofs) entwaffneten bald seine Gegner.— Einige seiner persönlichen Freunde gaben Versicherungen und machten allgemeine Zusagen. Man drang daher, da es doch vorauszusehen war, daß bei dem eingeschlagenen Gang des Cabinets Veränderungen eintreten müßten, in Jene, Canning durch Einige aus ihrer Mitte zu verstärken. Aber Canning hütete sich wohl, einen Mann von Einfluß und Charakter im Ministerium zuzulassen. Dasselbe bestand jetzt beinahe zu gleichen Theilen aus Whigs und Tories — die Whigs unterstützten Canning auf's Eifrigste, und die Tories rührten sich nicht. Nie war ein Minister allgewaltiger. Gegenstand des Lobs und der Hoffnung der

Reformers, seine Maßregeln von den Tories dem Anscheine nach stillschweigend gebilligt — fühlte sich Canning gegen seine Lage vor fünf oder sechs Jahren, wo er von einer werthlosen Faktion geschmäht und insultirt war, wie auf Rosen gebettet.

Nicht bloß vereinigten sich die beiden Parteien im Parlament, das Verfahren Cannings zu unterstützen oder wenigstens gut zu heißen; nicht allein herrschte Einmüthigkeit in der Gesetzgebung: der Minister hatte auch alle Hauptjournale Londons und fast alle Journale des übrigen Königreichs für sich. Die Oppositionsjournale unterstützten ihn nach Kräften, da sie sahen, daß er in ihrem Sinne handelte; die Regierungsjournale nicht minder, da er an der Spitze der sogenannten Torypregierung stand. Eines oder zwei der londner Wochenblätter machten zwar gelegentliche Angriffe auf ihn, aber ihre Kraft war schwach, ihr Einfluß unbedeutend. Der John-Bull, deutlicher das Hofjournal — diese waren die einzigen, welche hie und da sich einen kleinen Spaß gegen ihn erlaubten. Dieß gehörte zur Hoftaktik: man meinte, den Glauben verbreiten zu müssen, Canning sey nicht beim Hofe beliebt, um die Tories bei gutem Humor zu erhalten. So ausschließlich vereinigten sich die Tagsblätter zu Cannings Gunsten, daß Artikel, welche das damalige System beleuchteten, gar nicht aufgenommen wurden. Die londner Journale füttern und meistern alle Blätter im ganzen Königreiche. Politische Originalartikel in den Provinzialblättern werden fast durchgängig in London von den Verfassern der dortigen Blätter geschrieben und diesen als Correspondenzen bezahlt; so war die Presse, wie das Parlament in Cannings Hand. Eine solche Gewalt hatte nie ein anderer Minister gehabt: einmüthige Unterstützung durch die Journale macht nach dem Zeugnisse all unsrer Staatsmänner die Regierung vollkommen allmächtig. So sehr hatte man jetzt die Radikalpartei in der Gewalt, daß sie, welche früher ein ungerechtes, lächerliches Geschrei gegen die Ausgabe einiger 1000 Pfund zu Erbauung eines kleinen Hauses für den König zu Windsor erhob, jetzt ohne Murren eine halbe Million für Palastveränderungen votirte. Auf diese angenehme Folge des Friedens mit den Reformers wurde Se. Majestät von den Hofleuten ohne Zweifel nachdrücklich hingewiesen. Sie hatten den Weg zu einer Goldmine entdeckt, und Canning als Hauptingenieur war ihr Liebling. Eine Viertelmillion französischen Geldes zur Bezahlung brittischer Reklamanten an Frankreich wußte man ebenfalls zu benützen: und die Verwendung anderer großer Summen — der Levantecompagnie — u. s. f., welche im Augenblicke gerade müßig dalagen, mochte sehr gelegen seyn.

Der Premierminister Lord Liverpool begünstigte die Absichten des Hofs, indem er seinen Freund Canning gewähren ließ. Gütig, zuvorkommend, ohne eigenen Ehrgeiz widersetzte er sich französischer Anmaßung, englischen Reformers und irischen Papisten. Im Gefühle seiner Würde verschmähte er wiederholte Gelegenheiten zu einem Vergleich mit den Gegnern der Regierung, wonach andere wohl begierig gegriffen hätten. Er wurde leicht von seinen Freunden influencirt. Jeder Departementschef erhielt ohne Weiteres die Sanktion zu jeder ihm gefälligen Maßregel. Er gab Allem seine Zustimmung und war Jedermanns Freund. Ein solcher Mann eignete sich vor Allen zum Premierminister im Sinne des Hofs und Cannings, der trotz der Opposition und den sauern Blicken Lord Eldons mit dem besten Erfolge auf ihn einwirkte. Lord Liverpool war für seinen Posten zu nachgiebig gegen Collegen und Freunde, und doch glaubt man, daß Widerstand gegen einige wichtige Maßregeln ihm die Unpäßlichkeit zuzog, von der er sich nicht wieder erholte *).

Schon vor Cannings letztem Rücktritte in das Cabinet, im Jahre 1822, war von einer protestantischen oder Orange-Association die Rede; als er zur Macht gelangte, wurde von mehreren hohen Personen noch ernstlicher auf eine solche gedacht. Der Herzog von York sollte an die Spitze treten und Lord Yarmouth und Kenyon waren thätige Beförderer derselben; allein der Hof war dagegen — der König war unwohl, sein Nervensystem zu sehr geschwächt, so daß eine Parteiung, eine Faktion unter den Freunden der Regierung ihm zusetzen — ihn hätte angreifen dürfen. So sehr waren die Höflinge gegen diesen Plan, daß er zu Anfang des Jahrs 1823 gänzlich aufgegeben wurde. Dagegen trat jetzt im Mai dieses Jahrs die katholische Association in Dublin zusammen — ein halbes Jahr, nachdem Canning ans Staatsruder gelangt war. In diesem Geiste sind die päpstlichen und protestantischen Interessen seither behandelt worden. Das aufrührerische, hochverrätherische Verfahren der katholischen Association blieb unbestraft. Sobald dagegen die Protestanten als Braunschweiger, oder unter andern Namen gegen den Unfug der Päpstler auftraten, schlugen die Hofleute Alarm gegen Parteigewalt und drohten mit den Gefahren eines Bürgerkrieges. Keine Orangeaufzüge, Klubs oder Parteiabzeichen wurden geduldet, während die Rebellen ihre grüne Fahne trotzig entfalteten. Die Protestanten glaubten unter einer schützenden protestantisch-gesinnten Regierung zu leben, die, wenn es Noth thäte, ihren Arm zur Unterdrückung der papistischen Usurpation ausstrecken würde, und ließen sich nicht träumen, daß der Einfluß von Oben — die Hofpartei Englands, die Macht der Papisten zu heben suchte, und den Protestanten, unter dem Vorwande, den Parteigeist auf beiden Seiten niederzuhalten, entgegen wirkte.

---

*) Von ähnlichem Charakter war Lord Sidmouth, der Günstling des verstorbenen Königs, der Despards hochverrätherische Verschwörung vom J. 1802 entdeckte, und ohne zu außerordentlichen Beschlüssen seine Zuflucht zu nehmen, die Theilnehmer mit dem Tode bestrafte; so wie es ihm auch gelang, das 1816 gebildete ausgedehntere Komplott im J. 1819 gänzlich zu unterdrücken. Mild und menschenfreundlich von Natur wurde Lord Sidmouth dafür, daß er seine Pflicht, wenn auch auf noch so schonende Art, erfüllt hatte, eben so angegriffen und verleumdet, als Canning nur je. Nachdem er sich durch eine treue und tüchtige Amtsführung Verräthern verhaßt gemacht, sah er sich genöthigt, aus dem Cabinete auszutreten. Weil Popularität bei den Reformern Hauptstreben der Hofpartei war, die vielleicht glaubte, sich beim Regenten durch Entfernung von seines Vaters bevorzugten Dienern beliebt zu machen, mußte sich Lord Sidmouth zurückziehen; aber er that es nicht eher, als bis er die Natter getödtet und seinem Nachfolger auf Rosen gebettet hatte.

Um den tief angelegten Plan zu fördern, wurde der Marquis von Wellesley, ein bekannter Begünstiger der katholischen Ansprüche auf die Verwendung eines Mitglieds der Hofpartei zum Lordlieutenant von Irland ernannt — (ein Mann, nicht vielbedeutend in den Augen des Publikums, gleichwohl aber von Talent und bedeutendem Einflusse). Die protestantisch-gesinnten Cabinetsmitglieder stutzten, und, um sie zu beschwichtigen, ward Jenem ein antikatholischer Sekretär beigegeben; daß, wenn der Eine rechts wollte, der Andere links ginge, und somit Nichts geschähe. Dieß paßte in den Plan jener verkehrten Politik, welche jetzt mehr und mehr ans Licht trat. Man merkte bald, wessen Macht mehr vorschlug, des Vicekönigs oder des Sekretärs. Canning besuchte unter gewissen Vorwänden Dublin und hatte vertrauliche Conferenzen mit Wellesley und Andern. Conyngham Plunkett, der Generalfiskal von Irland, wußte durch seine Verbindungen in England besser, was das Cabinet thun würde, als dessen Mitglieder selbst. O'Connel und die katholische Association schritten so unbedenklich vor, als hätten sie eine Bürgschaft dafür, daß sie straflos blieben. Wäre den Papisten ausdrücklich gesagt worden, sie könnten ihren Zweck bloß durch Gewalt erreichen — es würde aber Alles zu ihrem Schutze und zur Entmuthigung der protestantischen Opposition geschehen: sie hätten nicht unerschrockener und rücksichtsloser verfahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Locke's und Newton's Leben.

(Schluß.)

Aeußerst interessant ist die Correspondenz zwischen Locke und Newton. In den beiden folgenden Briefen besonders, die sich auf einen uns nicht näher bekannten Vorfall beziehen, spricht sich die ganze Ueberlegenheit eines geistreichen classisch-gebildeten Mannes, der die Welt gesehen hat, über den an Anlagen vielleicht noch reicheren, aber in der Einsamkeit seiner Studirstube verschrumpften Gelehrten aus:

„Mein Herr" — schreibt Newton an Locke — „die Einbildung, daß Sie mich mit Weibern in Verwirrung bringen, und auf andere Weise mir nachtheilig werden wollten, hatte sich so sehr meiner bemeistert, daß ich, als Jemand mir sagte: Sie wären krank, und würden nicht am Leben bleiben, antwortete: es wäre besser, wenn Sie schon todt wären. Ich bitte Sie, mir diese Lieblosigkeit zu vergeben; denn ich habe mich überzeugt, daß Das, was Sie gethan haben, recht war; und ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich deßhalb unbillig über sie urtheilte und es öffentlich aussprach, daß Sie in einem Grundsatze, der in Ihrem Buche über die Ideen (book of ideas) niedergelegt ist und in einem anderen Werke weiter ausgeführt werden soll, die Moralität in ihrer Wurzel angriffen, und wenn ich Sie für einen Hobbesisten nahm. Auch bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich sagte oder dachte, daß es Ihr Plan sey, mir ein Amt zu verkaufen oder mich in Verlegenheiten zu setzen.

Ich bin Ihr ergebenster und unglücklichster Diener,

Isaac Newton.

London, 16 September 1693.

Locke an Newton.

Mein Herr! — Seit ich zuerst Ihre Bekanntschaft gemacht habe, bin ich immer so aufrichtig und ungetheilt Ihr Freund gewesen und habe Sie so sehr für den meinigen gehalten, daß ich Das, was Sie mir von Ihnen selbst sagten, gewiß keinem Anderen geglaubt haben würde; und obwohl es mir sehr unangenehm bleibt, daß Sie so viele üble und unbillige Meinungen über mich hegten: so ist doch, nächst der Erneuung der Dienstwilligkeit, die ich immer aus wahrer Neigung zu Ihnen trug, das Geständniß, welches Sie ablegen, mir das Liebste, was Sie irgend für mich hätten thun können, da es mir die Hoffnung giebt, daß ich einen so werthgeschätzten Freund nicht verloren habe. Nach Dem, was Ihr Schreiben ausdrückt, habe ich nicht nöthig, irgend Etwas zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Ich bin überzeugt, daß Ihre eigene Beurtheilung meiner Handlungsweise mich hinlänglich gegen Sie, so wie gegen alle Menschen rechtfertigen wird. Statt dessen erlauben Sie mir, Sie zu versichern, daß ich bereitwilliger bin, Ihnen zu vergeben, als Sie es seyn können, meine Vergebung zu wünschen; daß ich Dieß so aufrichtig und aus ganzem Herzen thue, daß ich Nichts so sehr wünsche, als eine Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe und schätze, und daß ich stets denselben guten Willen zu Ihnen trage, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre. Um Sie noch mehr hievon zu überzeugen, würde es mir angenehm seyn, mit Ihnen irgend wo zusammenzutreffen, und Dieß um so mehr, als der Schluß Ihres Briefes mich fürchten läßt, daß Dieß nicht ganz unnütz für Sie seyn würde. Ob Sie Solches indessen für zweckmäßig halten oder nicht, überlasse ich ganz Ihnen selbst. Ich werde immer bereit seyn, Ihnen zu dienen, so gut ich Dieß vermag, und verlange nur Ihren Auftrag oder Ihre Erlaubniß, es zu thun.

Mein Buch geht eben in die Presse zu einer zweiten Auflage; und obschon ich die Absicht, in welcher ich es geschrieben habe, wohl verantworten kann, so würde ich es doch, da Sie mir gerade so gelegene Nachricht von Dem geben, was Sie darüber geäußert haben, als eine große Gefälligkeit betrachten, wenn Sie mir die Stelle näher bezeichnen wollten, die Ihren Tadel veranlaßte, damit ich mich deutlicher ausdrücke, um nicht zu Mißverständnissen Anderer Veranlassung zu geben, oder, ohne es zu wollen, Wahrheit und Tugend im Geringsten zu beeinträchtigen. Ich zweifle nicht, daß Sie Dieß und Mehr um meinetwillen thun werden, der ich alle Theilnahme eines Freundes für Sie habe, Ihnen das Beste wünsche und bin, ohne Complimente,

J. Locke.

Vergleichen wir mit dem reichen Stoffe, den Locke's Biographie uns bringt, die ärmliche Ausstattung, die der Lebensbeschreibung seines Freundes zu Theil geworden ist, so können wir die letztere in der That kaum als etwas Anderes, denn als ein völlig werthloses Product der Buchmacherei bezeichnen. Wer den Artikel Newton in der Biographie universelle (Vol. 31) gelesen hat, weiß auch so ziemlich was er in dem Life of Sir Isaac Newton (Lond. 1829. 8.) finden wird. Alle Irthümer und Nachlässigkeiten der Biographie universelle werden hier mit der größten Unbefangenheit wiederholt und bei Gelegenheit mit neuen vermehrt; selbst das alte Mährchen, daß Newton die letzten 35 Jahre seines Lebens nicht recht bei Ver-

stande gewesen, wird uns nicht erlassen; und wir glauben daher aus einem seltenen englischen Werke (Turner's History of Grantham. in Lincolnshire p. 165) eine Scene, die in die letzten Lebensjahre Newton's fällt, entlehnen zu müssen, um dergleichen Alberuheiten, ehe sie auf deutschen Boden hinüber verpflanzt werden, zu begegnen.

„Ich war Sonntag Abends, am 7 März 1725, zu Kensington — schreibt ein gleichzeitiger Gelehrter, Hr. Conduit — bei Sir Isaac Newton in seiner Wohnung, eben als er sich von einem Anfalle des Podagra, welches er im 83 Jahre seines Lebens zum ersten Male gehabt hatte, erholte. Er befand sich jetzt besser; sein Kopf war heller und sein Gedächtniß stärker, als ich ihn seit lange gesehen. Er wiederholte mir in unserer Unterhaltung sehr klar, obwohl mehr in Antworten auf meine Fragen, als in zusammenhängender Darstellung, was er schon öfter angedeutet, nämlich, wie es seine Hypothese sey (mit Gewißheit wollte er Nichts behaupten), daß es eine Art von Revolution in den Himmelskörpern gebe. Die Dämpfe und die Lichtstrahlen, welche von der Sonne ausströmten und ihren Niederschlag hätten, wie das Wasser und andere Materien, sammelten sich allmälig in einen festen Körper, zögen dann mehr Stoff von den Planeten an und bildeten endlich einen secundären Planeten (nämlich einen von jenen, die sich um andere Planeten bewegen). Durch fortwährendes Sammeln und Anziehen von Materie würde dieser secundäre Planet ein primärer, und dann durch noch größere Zunahme ein Komet, welcher nach gewissen Revolutionen, indem er sich der Sonne mehr und mehr näherte, alle seine flüchtigen Theile verdichte und endlich auf diese Weise geeignet werde, die Sonne wieder zu erneuern und anzufüllen (die durch das beständige Ausströmen von Wärme und Licht abnehmen müsse); gerade so, setzte er hinzu, wie ein Reisbündel dieß Feuer erneuen würde, wenn wir es hineinlegten; wir saßen gerade vor dem Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. Dieß, meinte Newton, wird wahrscheinlich, früher oder später, das Ende des Kometen von 1680 seyn; denn nach den Beobachtungen, die an demselben angestellt worden sind, erschien er, ehe er sich der Sonne näherte, mit einem Schweif, der nur zwei oder drei Grade lang war; durch die Wärme, die er in dem Laufe seiner Annäherung an die Sonne zusammenzog, schien er dagegen einen Schweif von 30 bis 40 Graden erhalten zu haben, als er sich wieder von derselben entfernte. Wann dieser Komet in die Sonne fallen wird, können wir nicht sagen; vielleicht muß er, ehe Dieß geschieht, noch fünf oder sechs Revolutionen durchmachen. Sobald sich Dieß indessen ereignet, muß die Hitze der Sonne so sehr vermehrt werden, daß die Erde dadurch verzehrt wird und keine Menschen und Thiere mehr auf derselben leben können. Die drei Phänomene, die Hipparchus, Tycho Brahe und Keppters Schüler sahen, mögen von dieser Art gewesen seyn; denn auf andere Weise ist es nicht zu erklären, wie eine so außerordentliche Lichterscheinung, als jene Phänomene waren, sich plötzlich unter den Fixsternen zeigen könne; denn es sind Sonnen, welche ein Planetensystem erleuchten, auf dieselbe Weise, wie unsere Sonne das unsrige; eine Erscheinung, so groß als Mercurius oder Venus uns erscheint, die 16 Monate lang allmälig abnahm und dann in Nichts zusammenfiel. Newton schien der Meinung zu seyn, daß es vernünftige, uns überlegene Wesen gebe, welche diese Revolutionen der Himmelskörper nach dem Willen des Höchsten leiteten. Auch war er der Meinung, daß alle Künste — wie Schreibkunst, Schifffahrt, Druckerei ꝛc. — innerhalb des Gedenkens der Geschichte erfunden seyen, was nicht der Fall hätte seyn können, wenn die Welt ewig wäre; und daß es auf der Erde offenbare Zeichen einer Zerstörung gebe, die nur eine Fluth bewirkt haben könnte. Als ich ihn fragte, wie die Erde wieder habe bevölkert werden können, wenn sie jemals eine Revolution erlitten hätte, wie jene, mit welcher der Komet von 1680 sie bedrohte, so antwortete er, Dieß erfordere die Kraft eines Schöpfers. Er glaubte, alle Planeten wären aus denselben Stoffen zusammengesetzt wie die Erde, nämlich Erde, Wasser ꝛc., nur auf andere Weise verbunden (concocted). Ich fragte ihn, warum er seine Conjecturen nicht als solche herausgeben wolle und führte ihm an, daß Keppler Dieß gethan; und obwohl er lange nicht so weit gegangen sey, als Keppler, hätten doch Keppters Vermuthungen sich so glücklich gezeigt, daß viele derselben durch ihn zur Gewißheit gebracht worden wären. Seine Antwort war: ich mag mit Conjecturen keinen Handel treiben. Als ich indessen mit ihm über die vier Beobachtungen sprach, die in Bezug auf den Kometen von 1680 in einem Abstand von 574 Jahren gemacht wurden, und ihn um die bestimmten Epochen derselben fragte, schlug er seine Principia auf, die auf dem Tische lagen, und zeigte mir diese Perioden: nämlich erstens Julium Sidus, sodann zur Zeit Justinians, dann im J. 1106 und 1680, und da ich bemerkte, daß er bei jenem Kometen hinzugefügt hatte; incidet in corpus solis und im nächsten Paragraph: stellae fixae relici possunt, sagte ich ihm, daß er Das ja doch bereits ausgesprochen habe, worüber wir uns eben unterhielten, und fragte ihn, warum er sich nicht eben so bestimmt in Bezug auf die Fixsterne erklären wollte, als er dieß in Bezug auf die Sonne gethan habe? Er sagte, daß diese uns näher angehe, und setzte lachend hinzu: für Leute, die ihn verstünden, habe er genug gesagt.

Der Kamels-Dorn.

Diese niedere Pflanze ist in den Wüsten von Africa, Arabien, Persien, Indien und der Tatarei beinahe die einzige Nahrung des Kamels, des unschätzbaren Bewohners jener ungastlichen Einöden. Ihre grünen Blätter und später die schönen purpurrothen Blüten erfrischen das Auge des Reisenden, und die Wurzeln, welche die spärliche Feuchte der Sandfläche einziehen, müssen dem Araber eine angenehme und gesunde Frucht hervorbringen helfen. Der Stengel der Pflanze wird im Frühling nahe an der Wurzel gespalten, darauf steckt man ein Saamenkorn der Wassermelone in den Spalt und bedeckt denselben mit Erde. Der Nahrungsstoff, welchen die saftigen Wurzeln der Melone nicht sammeln können, wird von den tiefergehenden Fiebern des Kamelborns aufgesogen; und der Araber erzwingt auf diese Weise eine Menge der trefflichsten Wassermelonen von einem Boden, der jedes Anbau's unfähig scheint.

Neue Entdeckungsreisen.

In diesem Augenblicke rüsten die Franzosen die Fregatte la Dordogne, Cap. Matthieu, zu einer Fahrt um die Welt aus, und zu Ende des Octobers waren die americanischen Briggs Annawan und Seraph, Cap. Palmer und Pendleton, in Begriff von New-York zu einer dreijährigen Expedition nach dem Südpol unter Segel zu gehen. Der Naturforscher Dr. James Eights aus Albani ging mit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 8. 8 Januar 1830.

Zeichen der Zeit.

Tendenz der Philosophie zum Materialismus.

Ja — wir leben in einem Zeitalter des Materialismus, Alles an uns ist mechanisch geworden, Hand, Kopf und Herz. Der Glaube an individuelle Wirksamkeit, an natürliche Kraft ist erloschen: gilt es innere Ausbildung, gilt es Berechnung und Anordnung äußerer Verhältnisse, Institutionen, Constitutionen — immer bleibt es ein oder der andere Mechanismus, worauf man seine Hoffnung baut, woran man Mühe und Arbeit verschwendet. Werft einen Blick auf die Menschen, ihre Bestrebungen, Neigungen und Meinungen; betrachtet die Zeit in ihren beiden großen Erscheinungsformen — ihre intellectuelle Seite in den Wissenschaften, denen sie vorzugsweise huldigt, und in der Art, wie sie ihnen huldigt; ihre praktische Seite in den Grundsätzen von Politik, Kunst, Religion und Moral, zu denen sie sich bekennt — durchforscht alle Quellen und Ströme, alle Höhen und Tiefen ihrer geistigen und nichtgeistigen Thätigkeit — überall werdet Ihr ein und dieselbe Tendenz zum Materialismus als den Stempel und die Ueberschrift ihres Wesens und Seyns wahrnehmen.

Denkt an den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft überhaupt und Ihr müßt sagen, was brauchen wir weiter Zeugniß? Jedermann weiß und giebt zu, daß der Sinn für speculative und moralische Wahrheit mehr und mehr verloren geht, während das Gebiet der Naturkunde mit jedem Tag an Umfang und sie selbst an Anerkennung und Achtung gewinnt. In den meisten europäischen Ländern gibt es gar Nichts mehr, was man Wissenschaft des Geistes nennen könnte, und die einzelnen Völker unterscheiden sich von einander fast bloß noch durch die mehr oder weniger schnellen Fortschritte, die sie in der allgemeinen Wissenschaft oder in den besondern Wissenschaften der Materie machen. Die Ersten, welche den Dienst der gestrengen Dame Metaphysik aufgaben, waren die Franzosen; seitdem ist sie aus Kummer und Altersschwäche in einen völligen Todesschlaf versunken, aus welchem sie vermuthlich so bald nicht mehr erwacht; denn die künstlichen Versuche, welche neuerdings angestellt wurden, sie wieder zu Kräften zu bringen, vermochten wohl einige galvanische Zuckungen aber keine wirkliche Lebenszeichen in ihr hervorzurufen. Es ist wahr, das Vaterland der Malebranche's, Pascal's, Descartes's und Fenelon's hat auch seine Cousin's und Villemain's; allein in den verschiedenen Fächern der Physik zählt es doch noch ganz andere Namen. In Großbritannien kam die Wissenschaft des Geistes schon als ein verkrüppeltes Kind zur Welt, das zu keiner männlichen Reife gedeihen konnte, kränkelte etliche Jahre und wurde mit ihrem letzten liebenswürdigen Meister Stewart begraben. Eigentlich kann sich nur die deutsche Nation eines entschiedenen Versuchs zu Gunsten der Metaphysik rühmen; eines entschiedenen Erfolgs aber auch sie nicht. Mit einem Wort die Wissenschaft des Zeitalters ist Physik, Chemie, Physiologie — Materialismus in allen Gestalten. Selbst die liebe gute Mathematik, der gepriesene Exponent aller übrigen Wissenschaften, theilt das allgemeine Schicksal der Materialisirung. Um in den höhern Regionen derselben zu excelliren, bedarf es nicht so wohl Talent und Genie als erworbene Fertigkeit in der Handhabung ihrer Maschinerie. Ohne den wundervollen Resultaten zu nahe zu treten, welche ein Lagrange oder ein Laplace durch die Mathematik bewirkten, müssen wir doch bemerken, daß ihr Differenzial- und Integralcalcul im Grunde nichts Anders ist, als eine geschickte Rechenmühle, wo die Faktoren hineingeworfen, der Deckel zugemacht, und das richtige Produkt herausgemahlen wird, ohne daß von unserer Seite mehr zu geschehen braucht, als daß wir rüstig herumdrehen. Wir haben mehr Mathematiker als je, aber weniger Mathematik; Archimedes und Platon wären nicht im Stande, die „Mechanik des Himmels" zu lesen; aber auch das ganze französische Institut würde in dem „Gott-Grometer" Nichts erkennen, als eine sentimentale Prahlerei!

Von Locke an blieb die Metaphysik in Großbritannien stets ihrer materiellen Richtung zugethan. Das außerordentliche Ansehen, in welchem Locke's „Versuch" so lange als wissenschaftliches Werk stand (denn sein Charakter als Mensch verdient alle Verehrung), wird eines Tags ein merkwürdiges Aktenstück zur Charakteristik der Nichtphilosophie unserer Zeit seyn. Seine Lehre ist nach Grund und Folge, nach Form und Inhalt durch und durch empirisch — eine bloße genetische Geschichte des in unsrer Seele Wahrnehmbaren, mag man es nun Bewußtseyn oder Vorstellungsvermögen oder wie sonst immer nennen; die großen Räthsel des Lebens — Freiheit und Nothwendigkeit, wesentliche oder nicht-wesentliche Abhängigkeit des Geistes von

der Materie, Verhältnisse von Zeit und Raum zu Gott und der Welt: all diese Fragen sind darin auch nicht im Geringsten berührt, und so ganz und gar beseitigt, als ob sie die Philosophie rein Nichts angingen. Die meisten Metaphysiker in Schottland hatten zwar eine dunkle Ahnung von etwas Besserm — allein den rechten Weg zu suchen, verstanden sie nicht. Reid ist so gut ein Materialist als irgend Einer, wiewohl seine Schule nicht zunächst Locke, sondern den sonderbaren Schlüssen, welche Hume aus dessen Prämissen folgerte, ihren Ursprung verdankt: auf diese Schlüsse ließen Reid und seine Schüler einen ungeschliffenen Bullenbeißer, den Instinkt, los, der wacker an der logischen Kette zerrte, an welcher Hume so kalt sie und die Welt gegen den bodenlosen Abgrund des Atheismus und Fatalismus hinabzog. Aber nur zu oft entglitt die Kette ihren Händen und das Ende vom Lied war, daß man sich um sie jetzt so Wenig mehr bekümmert, als um ihre Zeitgenossen Hartley, Darwin und Priestley in England. Hartley's Vibrationen und Vibratiunkeln — sollte man meinen — waren materiell genug; doch auf der andern Seite des Canals ging man noch weiter. Einer der dortigen Philosophen hat jüngst entdeckt, gleich wie die Leber Galle secernirt, so secernirt das Gehirn Gedanken; und vor noch kürzerer Zeit hat Dr. Cabanis *) diese erstaunenswerthe Theorie in ihre feinsten Begriffe zergliedert. Der Metaphysik dieses Forschers läßt sich nun doch gewiß nicht der Vorwurf machen, daß sie zu unsubstantiell und nicht handgreiflich genug sey? Er öffnet hübsch das Innere unseres moralischen Baus mit seinem Secirmesser, untersucht es mit der Sonde und legt es dann als ein anatomisches Präparat dem Publikum vor, welches Nichts braucht, als seine Paar Augen und ein Leuwenhoeck'sches Mikroskop, um zu sehen, was an der Sache ist. Daß die Gedanken durch einen Ausscheidungsprozeß des Gehirns gebildet werden, ist eine unumstößliche Wahrheit; da man nun aber nicht bloß denkt, sondern es auch eine Poesie und eine Religion gibt, so sind diese das Produkt der kleinern Gedärme. Wir fühlen alle Bewunderung für den gelehrten Doctor — denn mit welchem wissenschaftlichen Stoicismus wandert er unverwundert durch das Land der Wunder — wie ein weiser Mann durch ein ungeheures, glanzvolles Vauxhall, dessen Feuerwerke, Cascaden, Harmonien den großen Haufen ergötzen mögen, der daran glaubt — er findet hier Nichts als Salpeter, Pappe und Darmsaiten. Sein Buch kann man als das Non-plus-ultra des Materialismus betrachten — eine merkwürdige Verwirklichung von Dem, was bei Martin Scribler noch bloße Idee war, nehmlich wie dem Bratenwender ein Fleischröstvermögen inwohne, so besitze der Körper ein Denkvermögen: worauf gewisse Städter einen Mann von Holz und Leder zu bauen unternahmen, „der so gescheut seyn sollte als mancher Dorfpfarrer." Vaucasson verfertigte wirklich eine hölzerne Ente, die zu essen und zu verdauen schien; indeß das kühne Urbild Martin Scriblers zu realisiren war einem spätern Tausendkünstler vorbehalten.

*) Rapports du Physique et du Morale de l'homme.

Der englische Hof und das Cabinet.

(Fortsetzung.)

Während Marquis von Wellesley Ireland regirte und Conyngham Plunkett daselbst Generalfiskal war, wuchs die katholische Association so sehr an Zahl und Stärke, daß endlich ihre Verbündeten, die Priester, alle Theile dieses Königreichs in ihren Machtbereich einschloßen, Steuern erhoben, große Summen aufbrachten, und Journalisten in England und auf dem Continent in Sold nahmen; aus welchen Gegenden denn nun, um auf London als Urtheile des Auslands zu wirken, Aufsätze für die Emancipation kamen, die in Dublin geschrieben worden waren. Große Schaaren ließen sich in verschiedenen Theilen Irelands im Waffendienste üben und erschienen in militärischen Aufzügen. Warum wurden solche Versammlungen geduldet? Warum wurde nicht die Mutter ihrer aller — die katholische Association in Dublin — unterdrückt? Nachdem diese Schritte zur Rebellion geschehen, traten die Protestanten unter dem Namen Braunschweiger zur Nothwehr zusammen, und alsbald erhob sich ein lautes Geschrei über die Gefahren eines Bürgerkriegs.

Der Marquis von Wellesley ward zurückgerufen, weil er die Papisten aufgemuntert habe, so weit zu gehen, und ein Nachfolger an seine Stelle ernannt, der sich durch eine heftige parlamentarische Rede gegen die Emancipation ausgewiesen hatte, daß er es verstehe, das Publikum zu blenden: der Marquis von Anglesea! Er, hoffte man, würde das protestantische Interesse nachdrücklich zu wahren suchen. Kaum jedoch in Dublin angekommen, wechselte er die Farbe und ward Patron der Papisten. Dieß gehörte mit zu dem in England geschmideten Plan; erst mußten die Katholiken aufgereizt werden, eine furchtbare drohende Stellung anzunehmen und dann, zum Beweise der Gefahr, ihr entschiedenster Gegner unter den Protestanten sich zu dem Geständnisse gezwungen sehen, daß es keine Sicherheit mehr als in Erfüllung der katholischen Ansprüche gebe. Sobald man sich dann für Zugeständnisse wirklich entschieden hatte, wurde der Marquis von Anglesea zurückgerufen, um durch einen scheinbar so antikatholischen Machtstreich das Publikum zu beschwichtigen. Wahrscheinlich weiß Lord Anglesea trotz seiner Verbündung mit der Hofpartei selbst nicht, in wie weit er als bloßes Werkzeug für fremde Zwecke benutzt wurde; noch sind vielleicht O'Connell und Andere im Geheimnisse, daß der Hof sie als seine Maschinen gebraucht. Es ist unnöthig, sie zu Vertrauten zu machen; sie wirken besser auf eigene Faust; — dieß ist die verschmitzte Politik des herrschenden Einflusses hinter dem Throne. Man verbreitete Gerüchte über furchtbare Gefahren in dem Augenblicke, da die Katholikenbill durchgehen mußte. Worin diese Gefahren bestanden, erfuhr man nie. Die Truppen in Ireland sollten unzufrieden und geneigt seyn, sich für die Sache der Katholiken zu erklären. Dieß war ein grober Betrug, an den jedoch der Herzog von Wellington und Hr. Peel geglaubt haben mögen. Gerade so gingen auch während der Untersuchung der Königin Gerüchte um, daß sich ganze Regimenter zu ihren

Gunsten erklärt hätten. Es lag in der Politik der Hofpartei, jedes Mittel zu ersinnen, um England bis zu dem Grade einzuschrecken, daß es die Verfassung Preis gab. — Man hat behauptet, der König habe erst einige Tage vor dem Zusammentritte des Parlaments seine Zustimmung gegeben. Buchstäblich mag Dieß der Fall seyn, der That nach aber nicht. Obgleich nämlich die geheimen Rathgeber Sr. Majestät schon lange auf dieses Ziel hinarbeiteten, und beschlossen hatten, die Sache seiner Zeit zur Ausführung zu bringen, so sind sie allerdings vielleicht erst in diesem letzten Augenblicke nachdrücklich in den König gedrungen, diese Maßregeln zu sanktioniren. Denn es lag mit in dem Plane ihrer verschmitzten Politik, die officielle Sanction des Königs so lang als möglich hinauszuschieben. Der Staats-Anwalt selbst, Conyngham Tindall, der über die Ahndung der Staatsverbrechen in England, wie Conyngham Plunkett über die in Ireland wachen sollte, hatte die Bill ins Geheim entworfen und eingeleitet. Sir Charles Wetherell, der Staatsfiscal, sein Vorgesetzter, war ein zu treuer Freund unsrer protestantischen Verfassung, und zu rechtlich, um damit beauftragt zu werden. Er war mit dem Herzog von Wellington das Jahr zuvor wieder in Dienst gerufen worden, um das Publikum glauben zu machen, die katholische Sache werde nicht durchdringen, obgleich man damals fest entschlossen war, die Bill durch jedes Mittel der Ueberraschung, des Betrugs, der Gewalt und der Verleumdung durchzusetzen.

Bei dem ganzen Kampfe für Erhaltung der protestantischen Verfassung war es wirklich traurig, die Passivität der englischen Geistlichkeit mitanzusehen. Wenige Körperschaften petitionirten; aber unter Tausenden ließ sich auch nicht ein einziger Pfarrgeistlicher angelegen seyn, seine Pfarrgenossen von Dem, was vorging, zu unterrichten; während in Ireland jeder papistische Priester mit unermüdlichem Eifer seine Gemeinde zu Geldbeiträgen und verzweifelter Entschlossenheit ermuthigte. Hätte die englische Geistlichkeit ihre Kirche nur mit dem halben Eifer vertheidigt, womit die päbstlichen Priester sie angriffen, so hätte in dem Parlament auch nicht der geringste Zweifel über die Gesinnungen des englischen Volkes Statt finden können. Aber freilich, wenn ein protestantischer Geistlicher sich für die Sache der Kirche verwendete — und wenige waren ihrer, die es thaten — so erhob die liberale Presse sogleich ein Geschrei, als ob er ein Ungeheuer wäre, während in Ireland eine solche Einwirkung der päbstlichen Geistlichkeit allgemein war. Was war wohl der Grund dieser Apathie unter der englischen Geistlichkeit? Hatten die Bischöfe von den Hofleuten einen Wink bekommen? Gab man der Geistlichkeit zu verstehen, daß es bloß eine politische Farce sey? Was aber immer der Grund seyn mochte, die Geistlichkeit hat sich durch ihr Stillschweigen wenig Ehre gemacht.

Bald nachdem Canning ans Ruder gelangt war, sprach er sich im Parlament darüber aus, daß jeder Zweig der National-Industrie, alle Hülfsquellen des Staats sich in erfreulichem Zustande befänden, ausser dem Ackerbau, den er in Aufnahme zu bringen wünschte, wenn ihm die Mittel angegeben würden; ihm seyen jedoch deren bekannt. Die Unwahrheit dieser Angabe wird in den zwei halbofficiellen von Hatchard in den Jahren 1821 und 1822 herausgegebenen Pamphleten „über den Zustand des Volks" beleuchtet. Gerade die Agriculturisten befinden sich, obwohl sie klagen, nicht in gleicher Noth, wie die übrige Nation; dagegen leiden alle andern Zweige der Industrie seit dem Frieden so empfindlich, wie nur je zu einer andern Zeit. Dieß ist eine Folge des freien Handels; welchem herrlichen Systeme Lord Castlereagh in seinen Negotiationen am Ende des Kriegs, wie ihm Cannings Freunde Schuld gaben, nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenkte. Huskisson hat allerdings Recht, daß der Handel, allgemein genommen, frei seyn sollte: aber Nichts erfordert mehr Schutz und Aufmunterung, als gerade wieder der Handel und die Manufakturen. Der Seidenhandel wurde in England durch Ausschließung fremder Concurrenz zur Vollkommenheit gebracht. Wie dagegen durch Herabsetzung der Zölle auf fremde Seide, zu Erleichterung ihrer Einfuhr, der Verbrauch heimischer Stoffe vermehrt werden könne, ist ein Problem, das der schlichte Menschenverstand nicht zu lösen vermag. Gleich parador ist die Behauptung, daß durch Zulassung fremder Schiffe unter gleichen Bedingungen mit den unsrigen die Marine gewinnen solle. Nur die Marine der Ausländer hat gewonnen, und um diesen Gewinn ist die unsrige verkürzt. Unsre Manufakturisten behaupten, sagt man, durch die fortwährenden Fortschritte, die man bei uns in diesem Felde macht, jeder Zeit ihren Vorrang unter den Nationen; warum unterstützt man aber den Wetteifer anderer Nationen, indem man unsre Kunstverständigen auswandern und unsre Maschinen ausführen läßt! Allerdings hatten einmal unsre Maschinisten einen Mehrverschluß und Vortheil, aber vorauszusehen war, daß unser Handel in demselben Verhältnisse, in welchem er damals lebhafter war, später auf immer nachlassen mußte; und wirklich sind viele dieser Mechaniker jetzt unbeschäftigt. Unsre Manufakturisten fühlen bereits in Folge der den Fremden geleisteten Nachhülfe eine bedeutende Verminderung ihres Absatzes. Hume schlug eine Bill zur Sicherung freier Arbeit vor, und Huskisson unterstützte dieselbe: sie bewirkten das gerade Gegentheil, indem sie Verbindungen zur Erpressung hohen Lohnes autorisirten, und die Ausübung der furchtbarsten Tyrannei über Solche gestatteten, welche ihre Arbeit um freie Preise verdingen wollten. Adam Smith und Andere haben hierin große Mißgriffe gethan. Die Meister eines Gewerbs handeln nicht in Gemeinschaft, außer wenn sie dann und wann den Arbeitslohn bestimmen. Sie leben in gegenseitiger Eifersucht von einander unabhängig. Ihr Umgang ist nicht auf ihre Zunftgenossen beschränkt. Die Mehrzahl hat kein Mittel, die Minderzahl zu drücken. Die Taglöhner dagegen arbeiten in Körperschaften und leben in Klubs. Sie haben selten eine andere Bekanntschaft oder Gesellschaft, als die ihrer Mit-Taglöhner, welche durch Stimmenmehrheit mit eiserner Ruthe herrschen. Ein Katholik vom Pabst in den Kirchenbann gethan, konnte ehmals nicht unglücklicher seyn, als ein Manufakturarbeiter, den seine Kameraden wegen freien Taglohns denunciren. Einen gleich großen Mißgriff beging Huskisson, als er drohte, unsere Schiffe in fremden Häfen ausbessern zu lassen, wenn unsre Schiffszimmerleute ihre Forderungen nicht niedriger stellten. — Im Jahre 1809 verlangte das Druckerpersonale eine Lohnerhö

hung, was es auch schon früher mit Erfolg gethan hatte. Ihre Herren aber beschloßen, ihnen nicht nachzugeben, und vermochten die Buchhändler, mit ihren Reviews, Magazinen und Allem, was sie herausgaben, so lange zu warten, bis sie kräftige junge Bursche die Druckerarbeit gelehrt hätten — da diese sehr einfach war, und bloß Stärke erforderte. Die Herren triumphirten. Dennoch wagte kein einziger Lohnarbeiter von den Forderungen seiner Genossen abzugehen, und keiner wurde wieder angestellt. Als die Herren nachfragten, was aus den Arbeitern geworden, so hieß es, die Einen sepen jetzt Soldaten, andere Matrosen, andere Pförtner u. s. w.; aber so groß war ihr Esprit de Corps, daß sie lieber jederlei Entbehrungen erduldeten — ja lieber Hungers starben — als nachgaben. Hätte Huskisson englische Schiffe zur Ausbesserung in fremde Häfen geschickt, so wären ihnen die englischen Schiffszimmerleute wahrscheinlich gefolgt, und hätten für niedrigern Preis im Auslande gearbeitet, wo sie sich zum Nachtheile des Landes angesiedelt haben würden. —

(Fortsetzung folgt.)

Der siebenzehnte März in China.

Wenn man in den Straßen von Canton umhergeht, sieht man in Nischen oder an den Ecken kleine Steinbilder von einem bärtigen alten Manne und einem alten Weibe, die nebeneinander sitzen. Dieß sind die Tauti Pauseet oder die Schutzgottheiten der Stadt. Ihnen ist der siebenzehnte März, oder der zweite Tag des zweiten Monats im chinesischen Jahre, geweiht, welcher daher Folschin Tauti teen oder die Feier der Schutzgötter heißt. Teen bedeutet eigentlich, in der gewöhnlichen Sprache, den Geburtstag eines Menschen, in dieser Verbindung bezeichnet es aber den Tag, an welchem ein Sterblicher zum Gotte erhoben wurde. An diesem Tage amüsirt sich alles Volk — Philosophen, Gelehrte, Beamte, Kaufleute, Krämer, Handwerker — indem sie Raketen loslassen und Kerzen anzünden, Spanferkel braten und den Tauti Pauseet Gänse, Tauben, Hühner, Früchte und geistige Getränke zum Opfer bringen. Vollständige Anzüge, von Papier gemacht, werden verbrannt, um in ihrem unsichtbaren Zustande diesen vergötterten Personagen zum Gebrauche zu dienen. Besonders eifrig ist man in den Bureaus der Regierung, diese Ceremonien auf das Gewissenhafteste zu erfüllen. Was man an diesem Tage am Meisten fürchtet, ist der Regen; denn dieser bedeutet das Gegentheil, eine Dürre im Jahr; nach dem Sprichworte:

Tapschap Tauti intscheh
Jatpakjat scheh.

D. i. „Die Kleider der benetzten Gottheiten bedürfen hundert Tage, um trocken zu werden.“ Die Verehrer der Schutzgötter sind an diesem Tage mit ihren besten Kleidern angethan; Mützen werden von Denen, die selbst keine besitzen, zu dieser Feier geborgt: wahrscheinlich um den Kopf besser zu verwahren, den sie vor den Idolen zum Zeichen ihrer Verehrung gegen den Boden schlagen müssen. In den öffentlichen Amtsgebäuden geht Dieß nach dem Commando; ein Ceremonienmeister ruft den Eintretenden zu: „Nähert Euch dem Altare! — Kniet! — Schlaget den Kopf auf den Boden! — Steht wieder auf! — Kniet noch einmal! — Schlaget den Kopf auf den Boden! — Steht wieder auf! — Kniet zum dritten Mal! — Schlaget den Kopf auf den Boden! — Steht wieder auf! — Die Ceremonie ist beendigt!“ — Während des Kniens murmelt das Volk seine Gebete und erfleht sich Glück und Segen in seinen zeitlichen Angelegenheiten von den Schutzgöttern. Nachdem diese heiligen Gebräuche vollbracht sind, werden in allen öffentlichen Gebäuden mehrere Tage hintereinander Schauspiele aufgeführt; und das Volk läßt eine ungeheure Rakete los, welche Fee-pau, die Blumenkanone, heißt. An die Mündung derselben ist ein Strohbüschel befestigt, der hoch in die Luft steigt und Jedem Glück bringt, auf den er niederfällt. Das Getümmel, welches entsteht, um sich des Strohbundes zu bemächtigen, kann man sich denken. Der, welcher in den Besitz desselben kommt, hat die Ehre, für das nächste Jahr die Fee-pau zu liefern; was Manche sich an hundert Dollars kosten lassen. Ganz Canton schmaust an diesem Tage von den Tausenden von Opfern, die den Tauti Pauseet dargebracht werden.

Die Feier des Neumondes und des Vollmondes bei den Chinesen.

Der Neumond und der Vollmond sind die Tage, welche die Chinesen zu der Verehrung ihrer Götter bestimmt haben. Vor den Götzenbildern in den Tempeln und Amtsstuben, so wie in den Privathäusern, werden Gold- und Silberpapiere verbrannt, Kerzen angezündet, Raketen losgelassen und Tassen mit Thee zum Opfer hingesetzt. Viele beobachten diese Gebräuche ohne das geringste Zeichen von Andacht; andere beten dabei und werfen sich vor den Bildern nieder. Staatsbeamte verlassen meist schon vor Tage ihre Wohnung und gehen in einen benachbarten Tempel, um den Göttern Weihrauch darzubringen. Besonders feierlich wird der erste und zweite Neumond im Jahr begangen; Opfer aller Art werden den Göttern gespendet, geistige Getränke vor ihnen ausgegossen und in festlicher Tracht Gebete hergesagt; den Kindern und Dienstboten werden Geschenke gemacht, Freunden und Vornehmen wird Glück gewünscht durch persönliche Besuche oder Karten. Das Hofcircular des Gouverneurs von Canton kündigte im vergangenen Jahre an, daß Se. Excellenz an dem zweiten Neumond am frühen Morgen in den Tempel von Wantschsung Pauseet gegangen sey und geopfert habe. Dann gingen Sie in den rothummauerten, gelbbedachten kaiserlichen Tempel der Ghatausend Jahre und hörten die heilige Bekanntmachung, d. i. eine Predigt über die politischen und geselligen Pflichten der Unterthanen, die Jedermann schon so oft gehört und gelesen hat, daß außer den obersten Beamten gegenwärtig nur Wenige darauf achten. Nachdem dieser Gottesdienst beendigt war, begab der Gouverneur sich in den Tempel von Taumaukony (der alten Mutter des großen Bären) und opferte Weihrauch. Hierauf zog er sich in seinen Palast zurück und nahm die Gratulation aller Civil- und Militärbehörden zu der Rückkehr des Neumondes an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 9. 9 Januar 1830.

Gemälde aus Ireland. *)

I Die Eroberung durch die Normannen.

Im Sommer 1826 besuchte ich die Grafschaft Werford und nahm meinen Abstand bei einem Freund in der Gemeinde Bannow. Einige nähere Angaben über diese Gegend werden nicht ohne Interesse seyn.

Zwischen den Häfen Werford und Waterford dehnt sich ein Strich fruchtbaren Landes hin, der ungefähr sechzig (englische) Quadratmeilen enthalten mag, und den Namen der Baronien von Forth und Bargie trägt. Hinten streckt sich ein Gebirgszug, vorne die See aus, so daß das Land gewissermaßen von der übrigen Gegend abgeschlossen ist und Viel von dem Charakter früherer Jahrhunderte beibehalten hat. Ueberdieß liegt es gerade gegenüber von Cardiganshire in Wales, und einige Vorgebirge im Osten sind der jenseitigen Küste so nah, daß sie die Bewohner derselben gleichsam zum Besuch einladen; daher sich denn schon von den frühesten Zeiten, lange vor dem Einfall der Anglo-Normänner, ein freier Verkehr zwischen den beiden Provinzen bildete, und viele irische Familien sich in Wales, viele welsche in Ireland niederließen. Letztere waren so zahlreich, daß ein großer Bezirk in der Grafschaft Werford den Namen Scarla Walsh führt; und ebenso eine lange Strecke Hochlands in der anstoßenden Grafschaft Kilkenny „die welschen Berge" heißt, wo die ausgewanderten Walliser noch auf den heutigen Tag einen eignen Clan ausmachen. Da die Colonisirung sich allmälig auf friedlichem Weg gebildet hat, so stehen die „Wälschen" bei dem Landvolk jener Gegenden in höherem Ansehen, als andere spätere Einwanderer, deren Niederlassung auf irischem Boden gewöhnlich mit Raub und Mord verbunden war. Zudem wurde in Wales wie in Ireland celtisch gesprochen, und selbst gegenwärtig unterscheidet sich die Sprache beider Völkerschaften nur hie und da durch eine Eigenthümlichkeit des Dialekts.

Im Jahr 1169 jedoch wurde dieser freundliche Verkehr unterbrochen, und die Walliser betraten zum ersten Mal feindlich den irischen Boden. Die Normannen nämlich waren nach der Eroberung von England entschlossen, auch nach Ireland überzusetzen und warteten nur auf einen Vorwand, ihr Gelüste auszuführen. Dieser bot sich bald dar. Dermod Macmorrogh, König von Leinster in Ireland hatte die Frau seines Nachbarkönigs zu vermögen gewußt, ihrem Gemahl zu entfliehen, und sich in seinem Schlosse Ferns niederzulassen. Allgemeine Entrüstung erhob sich über diesen Frevel unter den Irländern, und Dermod wurde von seinen eigenen Unterthanen gezwungen, vom Thron zu steigen. In dieser Noth wandte er sich an Heinrich II und die Normannen, welche die Eroberung Englands so eben vollendet hatten, und auch ohne Bedünken auf sich nahmen, den Ehebrecher wieder einzusetzen. Die Dame wurde aus diesem Grund die „irische Helena" genannt, obwohl die Griechen zur Bestrafung, nicht zum Schutz des Verführers, sich erhoben.

Im Maimonat 1169 brachten Robert Fitzstephen, Befehlshaber von Cardigan-Schloß in Wales, und Harvey von Monte Marisco eine Macht von 30 Rittern, 60 Squires und 300 Bogenschützen auf, und schifften sich mit denselben auf zwei Fahrzeugen ein, deren Namen, wie die Volkssage berichtet, Bagg und Ban gewesen seyn sollen. Sie landeten an einem Vorgebirge, das auf den heutigen Tag Baganbun, jenen beiden Schiffen nach, heißt. Folgenden Tages stieß Prendergast mit 10 Rittern und 200 Bogenschützen zu ihnen, so daß sie zusammen jetzt ein Heer von 600 Mann zählten. Dermod war in seinem Schloß zu Ferns im Verstecke geblieben, der Ankunft der Fremden harrend: sie thaten ihm dieselbe also kund, und verschanzten sich mittlerweile auf dem Vorgebirg, bis eine Verstärkung, die Jener zu senden versprochen, anlangen würde. In Kurzem war er im Stand, seinen natürlichen Sohn Donald mit 500 Pferden abzuschicken, mit welchem Zuschuß sie nun nach dem Innern des Landes aufbrachen. Unterwegs wurden sie von eilig zusammengerafften Landesbewohnern bei Feathard angehalten. Hier kam es zum ersten Treffen zwischen den Normannen und Irländern, und noch jetzt heißt der Ort im Mund der Bauern „Schlachtstadt." Auch erzählt die Sage des Landes, Feathard sey der Name der Stadt, welche von dem Eroberer an der Stelle, wo die Schlacht vorfiel, gebaut, und von demselben ursprünglich „Fought hard" (hart gekämpft, harter Strauß) genannt wurde, was im Verlauf der Zeit in Feathard verderben worden.

Von hier zogen die Feinde gegen die Stadt Werford, die

*) Nach Robert Walsh, in einem engl. Unterhaltungsblatte.

ursprünglich von dänischen Seeräubern erbaut, von denselben West- oder Werfiord, d. h. die westliche Bai, genannt wurde. Sie ward genommen, und Dermod schenkte sie an Fitzstephen und Fitzgerald als Belohnung ihrer Dienste. Fitzstephen baute nicht weit davon, auf dem Vorsprung eines Kalkstein-Felsens, ein Schloß, das noch steht. Dasselbe machte auf einen irischen Advokaten, welcher auf dem Weg zu den Assisen in Werford daran vorbei kam, einen solchen Eindruck, daß er nachher in einer Rede im Katholikenverein erklärt haben soll: „die Burg müsse als eine schmachvolle Erinnerung an Irelands erste Unterwerfung niedergerissen werden."

Jenem ersten Eroberungszug folgte die Unternehmung Strongbows, Earls von Chepstow, welcher gewöhnlich der Besieger Irelands genannt wird, wie Americus Vespucius dem Columbus sein Anrecht auf Amerika wegnahm. Strongbow nahte mit seinen Schiffen zuerst dem Hafen Waterford, der wie Werford von den Dänen erbaut und ursprünglich, „Water Fiord", des Waters — Wodans — Hafen, genannt war. Der ziemlich feste Platz wurde erobert, und noch heutigen Tags steht daselbst Strongbows Bild von blauem Kalkstein. Ihm folgte Heinrich II mit einem großen Heer, und wie England ward nunmehr Irland den Normannen unterworfen. Heinrich schenkte Dublin seinen getreuen Unterthanen von Bristol; noch jetzt wird im Archiv des dubliner Schlosses die Urkunde dieser außergewöhnlichen Schenkung einer Hauptstadt an die Kaufleute einer Handelsstadt vorgewiesen.

Da ich den Ort zu beauzenscheinigen wünschte, wo die Normannen zuerst Irland betreten hatten, so setzte ich von der Wohnung meines Freundes aus in einem Boot über die Frith, und verfolgte dann eine Reihe Sandhügel nach dem romantischen, einsamen Dorf Feathard. Kein eigentliches Wirthshaus war dort; ein Mann aber, bei dem ich nach einem solchen fragte, wies mich nach einem Privatgebäude. Die Frau des Hauses setzte mir ein reichliches Frühstück aus Eiern, Thee und Fischen vor, und was ich noch höher anschlagen mußte, einen Folioband irischer Antiquitäten, auf welche sie ungemein Viel zu halten schien. Sie wies mich in der Umgegend zurecht, und ich machte mich alsbald auf den Weg nach jenem Landungsplatze. Schon nahe daran fragte ich einen Bauer, der Kartoffeln grub, ob kein Fußpfad dahin führe. Sogleich warf er seinen Spaden weg und bat mit der Höflichkeit aller Irländer gegen Fremde „den ehrenwerthen Herrn, wenns ihm gefällig sey, begleiten zu dürfen, um ihm Alles nach Außen und Innen zu zeigen." Er war äußerst genau mit der Oertlichkeit bekannt, und ich war froh, einen solchen Begleiter gefunden zu haben.

Das ganze Vorgebirg Baganbun umfaßt etwa dreißig Morgen. Es bildet einen kühnen Schwung gegen die welsche Küste; neben ihm läuft, ungefähr zweihundert Schritte lang und siebzig breit, ein zweites, kleineres hin, das, die äußerste Spitze ausgenommen, voll unnahbarer Klippen ist. Diese Spitze bildet ein großer, hoher Fels, der eine Art Damm gegen die Meerfluth macht, und von welchem aus mehrere kleinere Steinblöcke gegen das Ufer sich hinziehen, eben hoch genug, um über die Oberfläche des Wassers hinauszusehen, so daß man sich ihrer zur Noth als eines Fußpfads bedienen kann. Hier legte Fitzstephen seine Schiffe vor Anker, und begab sich auf dem ebengenannten Steinpfad nach dem Lande. Der Zwischenraum zwischen dem letzten Block und dem Ufer ist sehr bedeutend, Fitzstephen aber sprang in seiner schweren Rüstung hinüber, und noch heut zu Tag heißt die Stelle „Fitzstephens Schritt." Mein Gefährte wollte es seinem Beispiel nachthun, fiel aber, obwohl er nicht so belastet war, in die See.

Von hier stieg der Eroberer das Gestade hinan und schlug oben auf der Ebene sein Lager. Noch jetzt bemerkt man in der Mitte dieses Platzes ein vertieftes Oblongum, etwa wie zur Grundlage eines Hauses, und da der Ort seit der Zeit jener Landung keinen Veränderungen unterworfen war, so ist die Sage wirklich nicht unwahrscheinlich, welche diese Spur im Boden noch von Fitzstephens Zelt herleitet. Dessen nächste Sorge war, sich in seiner Stellung zu verschanzen, um bis zur Ankunft von Macmorroghs zugesagter Hülfe, vor etwaigen Angriffen sicher zu seyn. Die in Eile aufgeworfenen Befestigungen sind noch jetzt sehr wohl erhalten, und liefern einen Beweis, daß die Normannen im Vertheidigungskrieg trefflich unterrichtet waren. Etwa fünf Jahre, eh ich die Stelle besuchte, fanden Arbeiter beim Umgraben des Bodens in einer Tiefe von ungefähr einem Fuß Aschen und Kohlenhaufen in regelmäßigen Entfernungen von einander rund um die Verschanzungen her. Nicht ohne Grund vermuthet man, daß dieselben von den Wachfeuern der Normannen herrührten. Auch einige von den Steinplatten, auf welchen die Feuer brannten, wurden aufgefunden, und da dieselben einer Steinart angehörten, welche in dieser Gegend nicht vorkommt, so mußten sie wohl von dem Heer zu diesem Zweck mitgebracht worden seyn. Gebeine von Rindvieh und Schafen lagen um die Feuerstellen her, besonders Kuhzähne, deren Schmelz sich vollkommen erhalten hatte, obwohl die Knochentheile zerfallen waren; und auf dem ganzen Vorgebirg entdeckte man, wo man nur immer die Erde umwühlte, Stücke von Ringen und Speeren. — Diese Landung war folgebestimmend für England, und noch mehr für Ireland. „Baganbun, wo Ireland verlor und gewann" (in der Landessprache ein Reim: Baganbun, where Ireland has lost and won) — heißt es noch jetzt in aller Irländer Munde, was ihnen als ein geheimnißvoller prophetischer Spruch gilt. Mein Führer fragte mich, als wir von dem Orte schieden, ob ich das alte Sprichwort über denselben kennte. „Ja," erwiederte ich, „aber ich verstehe nicht, wie Ireland an diesem Ort gewonnen haben soll." „O! das kommt erst, heißt es; und wollten nicht die Bursche beim Aufstand von 1798 denselben hier ganz ausfechten?" Wirklich versichert man, einige Häuptlinge der werforder Insurrection von 1798 hätten sich dieses Sprichwortes zu ihrem Vortheil bedienen wollen. Sie berietben sich darüber, ob es nicht gut sey, sich auf diesen Ort zurückzuziehen und es hier zum entscheidenden Kampfe kommen zu lassen, wo jene Prophezeiung auf die Gemüther ihrer Untergebenen gewaltig einwirken mußte.

Der englische Hof und das Cabinet.

(Fortsetzung.)

Huskisson besitzt ausgebreitete Kenntnisse in Handelssachen; er hat einen hellen Verstand und großes Geschäftsgeschick, aber er hängt zu sehr an Theorien und Systemen der Philosophie der neuern Staatswirthschaft. Freilich will der Zeitgeist Alles umschaffen, selbst solche Einrichtungen, welche England auf seine gegenwärtige Stufe des Wohlstandes und Glücks, der Macht und des Ruhmes gehoben haben. Bald nach seinem Wiedereintritt ins Cabinet, zu Anfang des Jahres 1823, erklärte Canning die Absicht, das Land nach dem Geiste der Zeit zu regieren, und doch ist es eines Staatsmanns unwürdig, dem Zeitgeist zu folgen; er selbst soll die öffentliche Meinung schaffen und leiten, nicht von ihr geleitet werden. — Alle Minister, welche seit dem Vorwalten des Hofeinflusses im Cabinet saßen, zeichneten sich durch Zweizüngigkeit aus — sie versicherten immer, Alles beim Alten zu lassen, während sie die wichtigsten Veränderungen im Werke hatten. Als Canning das letzte Mal ans Ruder trat, versicherte er wiederholt in dem Parlament, daß seine Schritte zu Gunsten der neuen amerikanischen Freistaaten bereits völlig vorbereitet gewesen wären; er bringe bloß die Maßregeln in Ausführung, welche nach Lord Castlereaghs Erklärung nicht länger aufgeschoben werden könnten. Er behauptete, das von seinem edlen Vorfahr begonnene Werk zu vollenden — um die Torypartei in dem Cabinet nicht zu alarmiren — während all seine Gedanken und Maßregeln auf Beförderung der Liberalismus gingen. Die Engländer, sagte er, seyen der Emancipation der Katholiken so sehr abgeneigt, daß man selbige vergeblich versuchen würde, obgleich er insgeheim beschlossen hatte, sie der Nation durch Ueberrumpelung aufzudrängen. In der Sitzung vom Jahr 1826 verbaten sich die Minister die Diskussion der Kornfrage, indem sie versicherten, daß im gegenwärtigen Augenblick die Zulassung des fremden Getraides von ihnen schlechterdings nicht zugegeben werden könnte; und doch ging, als die Sitzung beinah zu Ende war und viele Mitglieder die Stadt verlassen hatten, ein Gesetz durch, das eine beträchtliche Einfuhr gestattete. Das neue Parlament ward zu ungewöhnlicher Jahreszeit einberufen, vorgeblich um eine Entschädigungsbill für Zulassung fremden Hafers zu besprechen, allein es ergab sich, daß eigentlich die Absendung eines Heers nach Portugal sanktionirt werden sollte; sobald Dieß geschehen war, wurde das Thor gleich wieder geschlossen.

Als Canning im April 1827 Premierminister ward, erklärte er, daß das neue Cabinet bloß eine Fortsetzung des protestantischen Ministeriums Lord Liverpools seyn sollte, obgleich es in seinen Mitgliedern und seinen Absichten sehr verschieden von jenem war. So sollte später Lord Goderichs Ministerium eine Fortsetzung des canningschen, und das wellingtonische eine Fortsetzung des goderich'schen seyn, wie es sich freilich leider auch erwiesen hat. An die Katholikenbill war seit mehreren Jahren ernstlich gedacht worden; Lord Anglesea mußte, wie gesagt, eine Rede dagegen im Parlamente halten, und ward, nachdem er sich so das Vertrauen der protestantischen Partei erworben hatte, als Statthalter nach Ireland gesendet, wo er kaum angekommen, den Katholiken Eröffnungen machte, und der Kämpe ihrer Sache ward. Nachdem er diesen Charakter gewonnen, wurde er als ein gefährlicher Begünstiger des Pabstthums zurückgerufen in dem Augenblick, da man beschlossen hatte, den Papisten alle ihre Forderungen zuzugestehen. Man versichert, Alles beim Alten zu lassen, während man die größten Veränderungen macht; behauptet, dieselben Grundsätze im Cabinet zu befolgen, die man seit dreißig Jahren befolgt, während man sich allmählig dem Liberalismus und der Revolution hingibt; spricht von Achtung für bestehende Institutionen und individuelle Rechte, in dem Augenblick, da man sie zu opfern gedenkt. Lord Winchelsea war unserer Ansicht, als er gegen das Kings-College sprach. Trauen die Westindier nicht Verheißungen des Schutzes für ihr Eigenthum! Die ostindischen Interessen dürften ebenfalls gar leicht beeinträchtigt werden, da die Direktoren der Compagnie nicht sehr dabei betheiligt sind. Man darf nur ein Paar lumpichte Journale Alarm schlagen lassen: der Hof nimmt es für die öffentliche Meinung — „der öffentlichen Meinung muß man willfahren," „wir müssen dem Zeitgeist gemäß regieren," und sogleich geht es an revolutionäre Reformen, die den Interessen der Nation und den Ansichten von neunzehn Zwanzigtheilen des Volks, der achtungswerthesten Klassen, zuwider sind. Dieß ist eine unglückliche Folge der Art der Repräsentation im Hause der Gemeinen. Der Hof sieht den Ausdruck des Volkwillens nicht in diesem Haus, das, wie die Katholikenfrage und andere neuere Verfügungen zeigen, vom Cabinet nach Belieben gedreht und gelenkt werden kann.

Canning hatte sich durch sein Geschick ein Cabinet zu sprengen, und Parteien zu entzweien für die Absichten der Höflinge ganz besonders geeignet, welche eine ungeordnete Regierung, Ministerwechsel, Verwirrung und Schwäche der Parteien wünschten, um das Patronat und die sonstigen Vortheile der Staatsbedienstungen in der Hand zu behalten. Er war der Kämpfer gegen die Parlamentsreform und deßhalb vertrauten die respektablern Klassen der Gesellschaft auf ihn als einen Feind der Neuerung; und doch war er selbst der größte Neuerer in allen Dingen, nur nicht in der Wahlart der Parlamentsglieder. Er folgte der verkehrten Hofpolitik und machte Neuerungen, während er scheinbar den Charakter eines Gegners der Neuerungen trug. Die Whigs und die Radikalen, welche sahen, wie gut er ihren Absichten entsprach, unterstützten ihn. Die Tories waren unschlüssig; Gewohnheit verhinderte sie an einem übereilten Widerstand gegen den Hof, der doch offenbar Canning aufmunterte. Er schloß sich den Whigs und Radikalen an, und zog einen Theil des Torycabinets und viele andere Mitglieder der Torypartei mit sich. Dieses Faktum kam in dem Parlamente oft zur Sprache; seine Freunde leugneten, die Whigs behaupteten diesen Wechsel der Grundsätze. Man vergleiche Lord Hollands und Anderer Reden. Sie bewiesen zur Genüge, daß Canning seine Partei sprengte, und zu den Grundsätzen der Whigs übertrat, und bald sah er sich selbst zu dem Geständniß genöthigt, daß Lord Dudley und Andere, welche er in das Cabinet zog, bloß auf kurze Zeit darin Platz nehmen sollte, bis die gehörigen Vorkehrungen zur Zulassung der Whigshäuptlinge getroffen wären. Der Herzog von Wellington soll bei der Auf-

nahme Sir George Murrays und Anderer ein Gleiches beabsichtigt haben. Auf diese Weise unterhält man das Publikum; und die Schwäche der Minister, welche auf die Sicherheit ihrer Stellung nicht rechnen können, sucht man dauernd zu machen, damit der Einfluß des Hofes nicht geschmälert werde.

(Schluß folgt.)

Die Provinz Atbara in Nubien.

Ein Fragment aus dem Reiseberichte des französischen Gelehrten Linant.

Atbara ist ein beinahe ganz flaches Land; hie und da erheben sich isolirte Bergkuppen, die einzelnen Steintrümmern gleichen, welche man auf dem ebenen Boden eines Zimmers verstreut hätte. Fast durchgängig ist der Boden mit Bäumen und Pflanzen oder auch bloß mit den letzteren bedeckt. In einigen Distrikten entdeckt das Auge Nichts, worauf es ruhen könnte, außer in der Ferne einige Hügel, die, wenn der Wind der Vegetation seine wellenförmige Bewegung leiht, Inseln ähnlich sind, welche von einem gelblichen Meere bespült werden. Ueberall findet man Ebenen, in denen man keinen Baum, keinen Strauch, ja nicht das geringste Gewächs wahrnimmt; doch ist der Boden vortrefflich, und man kann ihn nach der Regenzeit mit leichter Mühe als Ackerland benutzen; Dieß thut der Araberstamm der Tschukerieh, welcher diese Gegenden bewohnt.

Ich glaubte, zu Mandéra einige Alterthümer zu finden, weil dieser Ort auf der geraden Straße von dem alten Meroë nach Axumites liegt. Mandéra ist indessen nichts Anderes, als ein kleiner Granithügel, wie so viele andere, welche ich in diesem Lande gesehen hatte — mit Kräutern und Pflanzen und einigen Gesträuchen bekleidet, die zwischen den Steinen hervorsprossen. Hier ist der Hauptlagerplatz der Tschukerieh während der Regenzeit und bis in den Monat December hinein. Als ich diese Gegend durchwanderte, hatten sie eben den Fluß Atbara verlassen, weil in demselben das Wasser ausgegangen war. Man hatte mir Viel von den ungeheuren Cisternen von Mandéra erzählt, die in den Fels gehauen wären; ich fand indessen Nichts als sehr mittelmäßige Wasserbehälter, welche das Volk in den flachen Boden um den Berg gegraben hatte, um das Regenwasser für einige Zeit zu bewahren; doch giebt es auch zwei natürliche Teiche zwischen den Granitfelsen auf dem Abhang des Berges. —

Von Mandéra ging ich nach Nera (der heiligen Stadt), einem Berge, der bei Weitem höher ist als Mandéra und aus ungeheuren Granitblöcken besteht. Auch hier ist ein Lagerplatz der Tschukerieh. Nera ist eigentlich eine kleine Bergkette, die von Westen nach Osten läuft; die einzelnen Hügel sind durch Thäler geschieden, welche voll der schönsten Bäume stehen. Auf den Gipfeln, den Abhängen und am Fuße dieser Hügel findet man überall große Teiche, welche durch das Regenwasser gefüllt werden und dasselbe auch während des heißesten Sommers sehr frisch erhalten. Zu Nera sah ich die Reste einer Mauer, die alt seyn mochte; sie diente dazu, ein freundliches Thal zu schließen, in welchem eben die Araber gelagert waren.

Von Gous Regeip giebt Burckhart eine Beschreibung. Was aber die Alterthümer betrifft, die sich hier in der Nähe eines Berges befinden sollen, so muß dieser berühmte Reisende sich getäuscht haben; man sieht nirgends auch nur eine Spur davon. Indessen sind die Granitblöcke so regelmäßig über den Berg zerstreut, daß man sie leicht für ein Werk von Menschenhänden halten konnte. So Viel ist gewiß, daß dieser Ort gegenwärtig ein berüchtigter Schlupfwinkel für Räuber ist. Auf dem Gipfel des Berges bietet eine natürliche Höhle einen sicheren Aufenthalt dar, von wo aus man weit in die Ebene hinabsieht.

Der Scheich Gutal Adindar, welcher mich aufsuchte, war das Haupt dieser Räuber, welche alle zu dem Stamme Adindar gehören, der bisher die Hoheit des Pascha von Egypten noch nicht anerkannt hat. Sie erzeigten mir die Höflichkeit, während ich mit ihrem Häuptling den Berg besuchte, sich in die Ebene zurückzuziehen. Sie nahmen mir nicht das Geringste, und als ich ihnen eine Kuh zum Geschenke machte, waren sie entzückt. Während ich hier verweilte, erboten sich die Scheichs der Bitscharys, der Tschukerieh und der Adindar, unaufgefordert mich zum Bahr-el-Abiad zu begleiten.

Ich besuchte den Hauptstamm der Tschukerieh und der Bitscharys; ich fand, daß sie der unvortheilhaften Beschreibung, die man mir von ihnen gemacht hatte, durchaus nicht glichen: sie waren die gutmüthigsten Leute, die man sehen konnte. Die Tschukerieh sind schöne Menschen, groß, gut gewachsen und nicht dunkler von Farbe, als die Abyssinier. Die Bitscharys dagegen sind klein, schmächtig und schwarz; die ersteren sind stolz, höflich, aber wenig zuvorkommend; die letztern gefällig, geschmeidig, lebhaft und ausgelassen heiter.

Von Gous Regeip aus folgte ich drei Tage lang dem Lauf des Atbara (Astaboras), darauf wandte ich mich zur Rechten nach Tschaindi. Das ganze Land, welches ich durchwanderte, war eine weite Ebene, die mit Pflanzen bedeckt war, im Verhältniß zu der Vegetation des Nilthales jedoch wenig Bäume zeigte. Wir sahen keine Berge; jedoch eine Tagereise von Tschaindi stießen wir auf einige kleine Hügel, von denen man in der Ferne die Berge von Colbotschir und die der Pyramiden sah.

Ganz Atbara ist reichlich mit Wild versehen, besonders mit Hasen, Gasellen und wilden Eseln. Häufig hörte ich auch das Brüllen der Löwen. Im Monat December war die Hitze unerträglich, wann wir der Sonne ausgesetzt waren und kein Wind die Luft erfrischte. Wann der Wind von Norden wehte, war dagegen oft die Kälte so schneidend, daß wir ein großes Feuer unterhalten mußten, um uns zu erwärmen.

Der Landstrich zwischen Gous und Tschaindi ist äußerst ungesund, und selbst die Araber fürchten ihn deßhalb. Der Scheich der Betscharys, mein Soldat und drei Leute, die mich begleiteten, wurden unter Wegs nach Tschaindi vom heftigsten Fieber angegriffen, und ich mußte sie auf ihre Kamele binden lassen, um die Reise fortsetzen zu können. An dem Tage unserer Ankunft zu Tschaindi wurde ich selbst krank, zwei meiner Begleiter starben und ich genas nur sehr langsam. Meine Sinne waren wie verwirrt; Dieß ist bei Jedem der Fall, der von dieser Krankheit befallen wird, und oft kommt es damit bis zum Wahnsinn. Das Fieber richtete in diesem Jahre besonders große Verheerungen an; ganze Dörfer starben aus, und von allen egyptischen Soldaten, die in diesem Distrikt cantonnirten, sah ich nicht einen Einzigen, der nicht krank gewesen wäre.

Berichtigung.

Nr. 7 S. 27 Sp. 1 Z. 4 oben lies eines Mannes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 10 und 11. 10 und 11 Januar 1830.

Ausflug von Smyrna nach Ephesus.

(Fragmente aus dem Werk des Hrn. Majors v. Prokesch, aus welchem wir im vor. Jahrg. die Ansichten von Egypten gegeben haben.)

Die Nacht war regnerisch. Das jonische Klima schien uns zu trügen. Dennoch brach ich mit dem Tage nach Ephesus auf. Das Frankenviertel war noch wie ausgestorben, während in der Türkenstadt Leben in allen Straßen herrschte, denn der Morgenländer liebt die Frische des anbrechenden Tages, und sieht der Sonne gerne entgegen. Ich hatte nur einen Janitscharen und einen türkischen Diener mit mir genommen; außerdem begleitete mich Hr. Grotte, mein Secretär. Eingehüllt in Nebel und Regen, ritten wir wohl drei Stunden über Heide und schwache Waldhügel, bis wir im Ausgang einer Bergschlucht ein einzelnes Haus erreichten, wo zwanzig bis dreißig Türken um einen Zitherspieler versammelt saßen. Diese Leute waren als Wachtposten gegen die Samioten ausgestellt, die sich tief in's Land herein wagten, und kürzlich erst Sedikös, einen Lustort der Smyrner, überfallen hatten. An diesem Hause ließen wir unsere Pferde ausschnauben, nahmen Kaffee und hatten Zeit die übellautenden Gesänge dieser Versammlung und die Mißgriffe des Mohren, der die freie Kunst des Lautenspielers trieb, zu vernehmen. Jetzt begann sich der Himmel aufzuklären. Wir nahmen den Weg nach Südost und ritten über anmuthige Flachhöhen, die sich auf ein Paar Stunden Ausdehnung in der Richtung nach Süd und Südwest hinziehen, nach dem Oertchen Trianda nieder, wo der Reisende ein Karavanenlager, einen frischen Bach (vielleicht den Halys der Alten), eine Kaffeehütte und Platanenschatten findet. Diesen Ort erreichten wir in der fünften Stunde. Nun beginnt eine Ebene, die mit einer Breite von abwechselnd einer bis zu vier Stunden östlich mehrere Tagreisen tief in das Land zieht, und mit der cilbianischen Ebene in Lydien durch das Thal des Kayster Verbindung hat. Die erhabene Kette des Tmolus und Messogis steht dort im Osten und Südosten als Grenze aufgerichtet — schneebedeckte Häupter, die den Gesichtskreis in langer Strecke glänzend von dem Himmel sondern. Im Norden zieht zunächst der Pagus, im Süden der Gallesus, im Westen und Südwesten der Corax hin, und durch eine Felsschlucht in der Richtung von Teos sieht, im mildern Blau, der vielhäuptige Coricus herein.

Wer von Trianda südwärts gerichtet in die Ebene tritt, dem scheint diese zunächst auch nach Südost, wie sie es in Südwesten ist, auf eine Entfernung von 3 bis 4 Stunden durch Mittelgebirge geschlossen. Zwei ganz abgesonderte Hügelchen scheiden sich durch erhöhteres Grün von der ganz ebenen dunkelfärbigen Fläche aus, die hie und da mit Gesträuch, meist aber mit Sumpf bedeckt, und an einigen Stellen wohl auch bebaut ist. Unser Weg führte nach dem östlichen dieser Hügel, den wir nach einer halben Stunde erreichten. Ich bemerkte da Mauerspuren, die längs dem westlichen Abfalle ununterbrochen fortziehen, und konnte über die einstige Bestimmung des Baues, den sie andeuten, nicht lange zweifelhaft seyn, da ich den Rest der Ebene quer bis zu dem am Meisten gegen Nord vorspringenden Hügel, dem Zweige des Gallesus, über welchen der Weg nach dem alten Lebedus führt, durch die Reste einer Wasserleitung durchschnitten sah. Ich ritt längs denselben hin, bis ich den genannten Hügel nach einer zweiten halben Stunde erreichte. Da stehen am Abhange noch einige Bögen völlig erhalten; der Bau ist sehr mittelmäßig und gehört den Zeiten der Byzantiner an. Der Hügel selbst ist nackt und vom Gesteine durchstochen; denselben Charakter trägt der größere Theil dieser südlichen Kette, an welcher nunmehr der Weg in der Richtung nach Süden fortführt.

Man kömmt zunächst an einer ganz abgesonderten, und auf einige hundert Schritte vorgeschobenen Anhöhe vorüber, der in der Ebene ein zerstörtes großes Gebäude entspricht, das mein Janitschar für ein verlassenes Karavanserai ausgab; dann gelangten wir an einen Bach, der aus dem Felsengrunde mit bedeutendem Gesprudel hervorströmt, und hart an seinem Ursprunge fünf und zwanzig Schritt Breite und fast an drei Fuß Wasser hat. Wir folgten demselben bis an ein einsames Wachthaus, wo wir eine Gesellschaft reichgekleideter Juden, Reisende die von Scalanuova kamen, ihre Mittagsrast haltend, fanden. Dieß Haus sowohl, als den Bach und ein türkisches Dörfchen von etwa zehn Häusern, welches eine halbe Stunde südöstlich auf einem Hügelvorsprung in die Ebene hinausgebaut ist, nannte man mir unter dem Namen Aidinscheck.

Noch immer wiesen sich auf dem nahen Abhange die Spuren der Wasserleitung. Wir verloren sie erst eine halbe Stunde

Digitized by Google

später, wo die Höhen eine Meile zurücktreten und solchergestalt eine Einbucht bilden.

Nun hat sich auch bereits die Ebene in ihrer großen Ausdehnung nach Osten hin aufgethan, und der Kranz vielfach sich überragender Berge bis zu den höchsten Spitzen des Tmolus und Messogis steht ohne Beeinträchtigung vor dem Auge. Es schien, als sey diese Ebene von Menschen geflohen und ganz dem unbeengten Besitze der Thierwelt anheim gegeben, denn unzählige Heerden von Kamelen und Rossen trieben sich da herum, ohne daß man die Wohnstätte auch nur eines Hirten bemerkte. Geflügel aller Art, besonders eine unglaubliche Menge von Schwänen, Storchen und kleinen Enten schwirrten von Stelle zu Stelle, und bekümmerten sich um unseren Vorüberzug wenig. Zur Rechten auf den Höhen gewahrt man eine verfallene Feste, und unter derselben das Dorf Jenikoe. Es bleibt auf eine Viertelstunde rechts liegen.

Dieß ist das letzte, an dem man auf dem Ritte nach Ephesus vorüber kommt. Von nun an sieht man nur hier und da die schwarzen Zelte der Turkomanen, eines Wandervolkes, das im Besitze eben jener großen Heerden ist, deren ich erwähnte. Als Chandler diese Gegenden durchreiste, fand er die flüchtigen Haushaltungen dieses scythischen Völkerstammes, so wie ich, hier aufgeschlagen; so wenig Aenderung bringen zwei Menschenalter in diesem verlassenen Eden hervor.

Anderthalb Stunden von Jenikoe, der angegebenen Richtung gefolgt, kömmt man an den Eingang eines nicht über tausend Schritte breiten Thales, links durch eine Hügelreihe von der großen Ebene geschieden, rechts durch den Gallesus begränzt, der hier schroffer sich zu heben beginnt, und rein von Nord nach Süd einbeugt. Das Flüßchen Aldiscbeck (oder Aideleg), welches seit dem Orte gleichen Namens der Mitte der Ebene gefolgt war, tritt in dieses Thal, und an dessen Eingange bemerkt man die Trümmer zweier Bogenbrücken, die eine von der andern nur ein Paar hundert Schritte entfernt. Die Zelte der Turkomanen häufen sich hier unter den kahlen Bergwänden; Grabstätten dieses Volkes sind das Erste, was man in dem Thale findet.

So wie sich dasselbe mehr gegen Westen wendet, tritt auf hoher Felsenspitze des Gallesus ein Bergschloß mit einfacher hoher Mauer und einem einzigen Thurme, ganz unsern Ritterschildern ähnlich, hervor; zur Linken aber zeigt sich schon das Thal des Kayster von jenem, durch welches ich kam, noch durch ein drittes Zwischenthal geschieden. Die mannigfachen, waldbewachsenen Gruppen der Berge, welche die Alten Paktios hießen, bilden dessen südliche Grenze.

Unter die Felsen des Schlosses gelangt, dessen Name Ketschil-Kalessi (Geißschloß) billig auf die Schwierigkeit, es zu ersteigen, deutet, genießt man des bezaubernden Blicks in das doppelte Thal nach Osten — in deren jedes die schneebedeckten Grenzmarken, zwischen Lydien und Phrygien, aus blauer Ferne schauen; und in jenes nach West, das nach Ephesus führt, und wo der Kayster mitten durch das lebendigste Grün der Wiese, die zu beiden Seiten bis an die Berge reicht, mit raschen Wellen eilt.

Die Felsenwände des Gallesus sind von malerischer Steile und ganze Strecken derselben so abgeglättet, als hätte sie irgend ein Demokrates zu Denktafeln für die Geschichte Alexander's vorbereitet. Auch aus den Schlünden dieser Felsen sahen die Zelte der Turkomanen, und ihre Heerden bewaideten die kaystrische Flur. Der Anblick dieser Gegend, ihrer Bewohner, der milde Abend füllten meine Brust mit Frieden; ich möchte sagen, der Segen der Idyllenwelt kam über mich. Dazu wirkte mächtig eine ganz einfache Scene, zu einfach, als daß ihr Eindruck auf anderem Boden, unter anderen Verhältnissen begriffen werde. Ich sah eine Kuh, an der ein Lamm saugte. Jene stand ruhig mit dem ganzen Ausdrucke der Willfährigkeit; dieses aber sog mit so kindlicher Lust, als hätte es die Zitze seiner Mutter. Ich erinnerte mich nicht, daß mich irgend eine moralische Vorlesung jemals so milde gestimmt hätte, als diese Scene.

Bald zeigt sich im Hintergrunde des Thales, noch etwa vier Stunden entfernt, auf einem Hügel ein Thurm. Dieser Gegenstand ist der erste, den man von Ephesus sieht. Ein Berg ragt darüber; es ist der Corissus. Man reitet zwischen dem Gallesus und dem Kayster fort, kommt an eine Stelle, wo der Weg in den Felsen gearbeitet ist, und bald darauf an eine künstliche Grotte, die ich für ein Grab halte und neben der noch eine Art von Opferstelle eingehauen ist. Jetzt zeigt sich Samos als mächtige Bergwand im Südwesten; im Vordergrunde sieht man einen sanften Hügel zur Mittelmasse der Landschaft dienen; ein Tumulus steht zu oberst. Hart an diesem Hügel geht man über eine Brücke des Kayster, aus alten Marmorstücken in vier Bögen erbaut; in neueren Zeiten hatte man andere Bögen, wahrscheinlich für Fälle der Ueberschwemmung, angesetzt; diese liegen in Trümmern. Die Marmorplatten, welche zur Geländerdecke dienen, sind zum Theile bearbeitet und meist aus Ephesus geholt; auf einer derselben stehen Reste einer Inschrift, die des Apollo erwähnt. Eine arme Hütte an der Brücke bewahrt andere Marmortrümmer, nun zu gewöhnlichen häuslichen Diensten benützt.

(Fortsetzung folgt.)

Zeichen der Zeit.

Politik, Moral und Religion.

Die Lage der beiden großen Gebiete des Wissens, wovon das eine — das äußere — ausschließlich nach mechanischen Grundsätzen angebaut ward, das andere — das innere — zuletzt brach liegen blieb, weil man es auf dieselbe Weise bearbeiten wollte, aber, wie natürlich, dabei zu keinem Resultate gelangte — diese Lage, sagen wir, verräth hinlänglich die Geistesrichtung unsrer Zeit. Ueberall Nichts als Materialismus! Längst hat sich die Ueberzeugung verbreitet, und ist auch hin und wieder zur Sprache gekommen, daß es außer der äußern gar keine wirkliche Erkenntniß gebe; daß der einzig denkbare Weg zu der Innenwelt (wofern von einer solchen die Rede seyn könne) durch die Aussenwelt führe; mit Einem Wort, daß, was sich nicht sinnlich er-

forſchen und begreifen läßt, ewig unerforſchlich und unbegreiflich ſey. Abſichtlich ſtellen wir dieſe intellectuelle Phyſiognomie des Zeitalters heraus: denn ſtets hatte das Denken eine doppelte Beziehung auf das Handeln — einmal als Urſache und dann als Wirkung, ſo daß wir aus der ſpeculativen Tendenz einer Periode immer auch auf ihre praktiſche Tendenz ſchließen können.

Nirgends tritt der tiefgewurzelte und faſt ausſchließliche Glaube an den Materialismus ſichtbarer hervor, als in der Politik. Ohnehin ſchließt der Staat ſeinem ganzen Weſen nach Manches in ſich, was rein auf Mechanik beruht und folglich auch ſo behandelt werden muß. Wir pflegen ihn daher eine Geſellſchaftsmaſchine zu nennen und von ihm als dem großen Räderwerk zu ſprechen, von welchem alle Privatmaſchinen ihre Bewegung erhalten, oder nach welchem ſie ihre Bewegung einrichten. Bloß metaphoriſch verſtanden lautet Dieß ſo übel nicht; aber hier, wie in ſo manchen andern Fällen, „härtet ſich der Schaum zur Schale“ und der Schatte, den wir muthwillig heraufbeſchworen haben, ſteht furchtbar vor uns und entweicht nicht mehr auf unſer Gebot. Der Staat enthält auch Dinge, die durchaus nicht mechaniſch ſind, und auch nicht mechaniſch behandelt werden wollen — und von dieſer Wahrheit, ſcheint es, nehmen die Staatsmänner unſerer Tage immer weniger und weniger Notiz.

Schon bei einer oberflächlichen Anſicht von der Sache muß uns das unermeßliche Intereſſe der Menſchen an bloßen politiſchen Organiſationen als ein ſprechendes Kennzeichen eines materialiſtiſchen Zeitalters auffallen. Aus dieſer Quelle entſpringt alles Mißvergnügen in Europa. Daher das allgemeine laute Geſchrei um Staatsreformen, womit die ganze civiliſirte Welt ihre Regierungen beſtürmt, ein Geſchrei, worauf, wie jetzt Jedermann ſieht, nothwendig eine Antwort erfolgen muß. Ein feſtes Gebäude der Geſetzgebung, Schranken und Maß für die ausübende Gewalt, eine zweckmäßige Gerichtsordnung — Das iſts, was man zu menſchlicher Glückſeligkeit bedarf. Der Weiſe dieſes Jahrhunderts iſt kein Sokrates, kein Platon, kein Hooker oder Taylor, der den Menſchen die Pflicht und den unendlichen Werth moraliſcher Güte einſchärft, der ſie überzeugt, daß Heil und Segen von Dem abhängt, was in uns, und nicht von Dem, was außer uns liegt; ſondern da iſt ein Smith, ein Colme, ein Bentham, welche das gerade Gegentheil von all Dem predigen, daß nehmlich die äußern Umſtände Alles ausmachen, und daß ſelbſt die Kraft und Würde des Geiſtes in uns Nichts ſeyen als ein Geſchöpf und Produkt von jenen. Stände es mit Geſetzen und Regierung gut, ſo ſey Alles gut; das Uebrige käme von ſelbſt. Abweichende Anſichten von dieſer hört man ſelten ausgeſprochen oder angedeutet; ſo ſtark und ſo leidenſchaftlich auch in der Anwendung dieſes Grundſatzes die Differenz ſeyn mag, den Grundſatz ſelbſt geſteht Jedermann zu.

Eben ſo einfach ſind die Mittel, welche vorgeſchlagen werden, dieſes Syſtem des materiellen Optimismus in's Werk zu ſetzen, oder, wo daſſelbe bereits beſteht, es zu ſichern. Es iſt nicht mehr das moraliſche, religiöſe, geiſtige Wohl und Weh des Volks, welches in Frage kommt, ſondern ſein phyſiſcher, leiblicher, ökonomiſcher Zuſtand, der unter eine geſetzliche Norm gebracht werden ſoll. Vaterlandsliebe, in einem höhern und edlern Sinn, denn als bloße Anhänglichkeit an den Geburtsort oder als Gewohnheit, hat bei ſolchen Reformen, wie auch bei der Oppoſition dagegen, keine Stimme. Die Leute laſſen ſich allein noch durch ihre perſönlichen Intereſſen leiten, und eine Regierung iſt um ſo vortrefflicher, je beſſer ſie es verſteht zwiſchen den widerſtreitenden Anſprüchen der Selbſtſucht eine Art Gleichgewicht herzuſtellen; beiden Theilen aber iſt ſie eine Maſchine: dem Mißvergnügten eine Beſteurungsmaſchine, für den Zufriedenen eine Eigenthumverſicherungsmaſchine.

Dieſe Maſchine unangetaſtet zu bewahren, oder nöthigen Falls wieder auszubeſſern, und ihr Oel zuzugießen — darin beſteht die Aufgabe des Staats, dem man ſonſt die Erhaltung des Menſchen als eines geſelligen Weſens und ſeine Ausbildung in's Unendliche zur Pflicht machen wollte. Doch was braucht es mehr? Ihr ſetzet Eure Geſetzfabrik gehörig in Stand; ohne ein ferneres Zuthun von Eurer Seite wird dann dieſer göttliche Geiſt der Freiheit, für welchen alle Herzen glühen und auf den Aller Augen warten, unter Euch ſeine Wohnung aufſchlagen und vor ſeinem reinen Odem wird jeder ſchädliche Einfluß verſchwinden, durch ihn jeder gute und heilſame ſich verbreiten. Sonderbar — ſo innig hängen wir an dieſem Prinzip der Freiheit und zu gleicher Zeit ſind wir ſo eingefleiſchte Materialiſten, daß daſſelbe ſelbſt einem neuen Handwerk unter uns das Daſeyn gegeben hat, welches man die Conſtitutionsmacherei nennen mag, wo ein Volk ſich noch leichter einen Patent-Coder beſtellen kann, als Jemand ſich ſonſt Patent-Hoſen anmeſſen läßt; denn von einem Volk braucht man wenigſtens kein Maß zu nehmen.

Uns, die wir mitten unter dieſen Dingen leben und ſie täglich vor Augen ſehen, erſcheint freilich Alles natürlich und als könnte es nie anders geweſen ſeyn. Wenn wir indeſſen nur ein Wenig überlegen, ſo finden wir, daß es allerdings einmal anders war, und daß es wieder anders werden ſollte. Das Gebiet des Mechanismus umfaßte einſt nur einen kleinen Theil der menſchlichen Intereſſen und keineswegs die höchſten. Um pedantiſch zu ſprechen, es giebt eine Wiſſenſchaft der Dynamik ſo gut als der Mechanik im menſchlichen Leben und Treiben: d. h. es giebt eine Sittenlehre, welche die urſprünglichen, unmodificirten Kräfte und Gaben der Menſchen, die geheimnißvollen Quellen der Liebe, der Furcht, der Bewunderung, der Begeiſterung, der Poeſie und der Religion in ihrer ganzen Fülle eines unendlichen Seyns erkennt und ihre praktiſche Bedeutung in Anſchlag bringt, ſo wie es auf der andern Seite eine Sittenlehre gibt, die ſich bloß an die modifizirten endlichen Entwicklungen von jenen hält, wenn ſie die Form individueller Beweggründe als Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe annehmen. Gewiß iſt, daß vor Alters die Weiſen, mochten ſie nun als Staatsmänner, Volkslehrer, Dichter oder Prieſter auftreten, ſich, ohne den mechaniſchen Theil zu vernachläßigen, vorzüglich mit dem dynamiſchen befaßten: ſie befliſſen ſich vor Allem der Erziehung, Ausbildung und Läuterung des innern Menſchen, indem ſie nicht zweifelten, daß hier die Hauptſchwierigkeit liege, hier das ſchönſte Verdienſt zu erwerben ſey. Wie ganz anders geht dieß Alles in

unsern Tagen! Was ist unsere Rechts- Staats- und Moralphilosophie Anders, als Mechanik, als eben die Kunst die Triebfedern der Menschen zu berechnen und zu schätzen, ihre Ansprüche durch Aussicht auf Gewinn und Verlust zu leiten und zu mäßigen und ihren eignen Vortheil mit dem des Ganzen ins Gleichgewicht zu setzen? Aber leider sind diese Triebfedern so unzählig und in jedem Individuum äußern sie sich so verschieden, daß sie sich weder specifiziren lassen, noch einem logischen Calcul unterwerfen. Hat auch ein weise ersonnener Mechanismus noch so Viel für die Menschen gethan, so können wir, wenn wir uns auf den socialen und moralischen Standpunkt stellen, doch nicht glauben, daß er die Hauptquelle ihres Werthes und ihres Glückes war. Jene großen Schätze und Genüsse des menschlichen Geistes, deren Erstrebung oder Besitz das Leben auf seine jetzige Höhe emporhob, wie Viel verdanken sie unsern Institutionen, unserer sittlichen und politischen Mechanik — und wie Viel dagegen jener freiwaltenden Elementarkraft, welche die Natur ihnen lieh und noch stets zu leihen fortfährt? Sind es die Stifter von Schulen und Universitäten, welchen Wissenschaft und Kunst hauptsächlich verpflichtet sind? Waren es nicht die dunkeln Clausen der Roger Bacon's, der Kepler, der Newton's, in welchen die Wissenschaft geboren ward, und groß wuchs — die Werkstätten der Faust und der Watt's, und aller der reichbegabten Geister, wo immer und in welcher Gestalt die Natur sie auf Erden sandte? Gehörten Homer und Shakspeare einer bepfründeten Gilde an oder wurden sie durch eine solche erst zu Dichtern? Hat unsre Voraussicht, haben unsre Kunstanstalten Malerei und Sculptur hervorgebracht? Nein — Wissenschaft und Kunst — von der ersten bis zur letzten — waren ein freies Geschenk der Natur, ein ungefordertes, unerwartetes, oft selbst ein verhängnißvolles Geschenk; sie wurden nicht gepflanzt und gepfropft, sogar ihr Wachsthum wurde nicht sonderlich gefördert in den Gartenbeeten unsrer Institute. Ja man darf sagen, sie erhielten durch diese Institute nur theilweisen Vorschub, und oft genug litten sie durch dieselben Schaden; sie constituirten sich selbst — denn aus der dynamischen, nicht aus der mechanischen Natur des Menschen entsprangen sie.

Oder wählen wir ein unendlich höheres Beispiel, die christliche Religion, welche, was man auch davon für eine Meinung hat, ob man daran glaubt oder nicht, auf jeden Fall als die Glorie und Krone oder vielmehr als das Leben und die Seele unsrer ganzen modernen Civilisation betrachtet werden muß: wie erstand und breitete sich das Christenthum unter uns aus? Geschah es durch Anstalten und Vorkehrungen, durch geschickt in einander greifende Maschinerien? Nicht also, sondern im Gegentheil liefert alle Geschichte kirchlicher Satzungen das unwandelbare Resultat, daß je größer der Reichthum der äußern Ausstattung des Cultus war, desto schneller die Religion geistig verarmte. Das Christenthum ging auf, in den mystischen Tiefen der menschlichen Seele und ward in die Welt gesandt durch die Predigt des Worts, durch einfache, natürliche und individuelle Kraft; es flog — ein heiliges Feuer — von Herzen zu Herzen, bis alle von ihm gereinigt und entzündet waren, und sein Licht leuchtete, wie es noch leuchtet und gleich Sonne und Sternen ewig leuchten wird über die dunkeln Geschicke der Sterblichen. So ward also das höchste Streben des Menschen auf dynamischem, nicht mechanischem Wege erfüllt. Und werfen wir einen gedankenvollen Blick in die Jahrbücher der Menschheit, so werden wir finden, daß überhaupt auf andere Art kein hohes Gut erstrebt, nicht einmal eine weitaussehende Bewegung unter den Menschen angefacht ward. So seltsam es lautet, so wahr ist es, daß die Wechselscheine von Gewinn und Verlust nie die großen Hebel des Lebens waren; daß die heftigsten, erschütterndsten Kämpfe um ein anderes als ein sichtbares Ziel sich erhoben. Die Kreuzzüge hatten ihren Grund in der Religion; ihr sinnlicher Zweck war, um merkantilisch zu sprechen, keinen Heller werth. Es war die grenzenlose, unsichtbare Welt, welche der Einbildungskraft jener kriegerischen Pilger vorschwebte — eine strahlende Sonne, vor welcher die sichtbare Welt zu einem Raketenfeuer zusammenschrumpfte; und es bedurfte Nichts, als der leidenschaftlichen Stimme eines Mannes, als der begeisterten Seele, die diesem Einen aus den Augen blickte, und das rauhe, stahlgepanzerte Europa zitterte unter seinen Worten und folgte, wohin sein Ruf gebot. In spätern Zeiten — dieselbe Erscheinung. Auch die Reformation jagte nach einem unsichtbaren, mystischen, idealen Ziel; ihr Resultat freilich verkörperte sich in äußern Dingen, aber ihr Geist, ihr Wort war innerlich, unsichtbar, unendlich. Die englische Revolution entsprang gleichfalls aus der Religion; die Menschen schlugen Schlachten für ihr Gewissen, nicht für ihren Beutel. Macht ja nicht einmal unsere erkaltete Zeit eine Ausnahme. Oder wäre es der französischen Revolution bloß um wohlfeiles Brod und eine Habeas-Corpus-Akte zu thun gewesen? Hätten in ihr bloß materielle, keine idealen Kräfte gewirkt? Der müßte ein sehr seichter oder bösartiger Beobachter seyn, der in jenem wenn auch blinden und unsinnigen Gewirre von Leidenschaften das Ringen nach etwas Göttlichem und Unendlichen — — Recht, Freiheit, Vaterland — verkennen wollte.

So behauptet der Mensch in jedem Zeitalter — bewußt oder unbewußt — sein himmlisches Geburtsrecht; so wandelt die Natur fort und fort ihre wundervolle Bahn, und all unsere Systeme und Theorien sind Nichts als eben so viele Schaumwirbel oder Sandbänke, welche sie von Zeit zu Zeit aufwirft und wieder wegspült. Ehe wir im Stande sind, den Ocean in unsere Mühlen zu leiten oder die Kraft der Schwere, in Gaskrüge verfällt, auf den Markt zu schicken, ehe dürfen wir noch nicht hoffen, die Unendlichkeit des menschlichen Geistes unter den Formeln von Gewinn und Verlust zu begreifen und ihn zu beherrschen wie eine Patentmaschine mit Kolben, Klappen und Gewichten.

Ueberhaupt was wollen die Leute mit ihren Formeln und Redensarten? Wenn sie im Staate die Freiheit, die Volksgesetzgebung proclamiren, so glauben sie Alles gethan zu haben. Allein die Freiheit, ohne welche jedes geistige Leben unmöglich ist, hängt doch am Ende von unendlich mannigfaltigeren Einflüssen ab, als von der Ausdehnung oder Verkürzung des democratischen Interesses. Wer will a priori darthun, worin diese Einflüsse bestehen, wie tief die Fäden laufen, wie fein gesponnen,

oder unentwirrbar verwickelt sie sind? Der Mensch ist nicht das Geschöpf des Mechanismus, sondern in einem weit wahreren Sinne dessen Schöpfer; ist das Volk gut, wird auch die Regierung gut seyn — selten umgekehrt; Institutionen thun Viel, doch läßt sich bei Weitem nicht Alles machen. Die freisten und höchsten Geister der Welt wirkten oft unter ganz ungünstigen äußern Umständen; St. Paul und seine Brüder Apostel waren politisch Sclaven, Epiktet war es persönlich. Den Einfluß des Christenthums und des Ritterthums bei Seite gesetzt, welche Länder brachten einen Columbus und Lascasas hervor? Oder, um von Tugend und Heldenthum zu bloßer Thatkraft und geistigem Talent herabzusteigen, einen Cortes, Pizarro, Alba, Ximenes? Die Spanier des XVI Jahrhunderts waren ohne Zweifel die edelste Nation Europas und doch hatten sie ihre Inquisition und ihren Philipp II. Dieselbe Regierung haben sie noch bis auf diesen Tag und sind die letzte unter den Nationen. So haben auch die Holländer ihre alte Verfassung noch, aber von einer Belagerung von Leyden, von einem Wilhelm dem Stillen, einem Egmont und Witt unter ihnen hört man Nichts mehr. Nicht immer folgt auf die Ursache die Wirkung, welche man erwartet: vor zwei Jahrhunderten überreichten die Sprecher des Hauses der Gemeinden kniend ihre Adressen der Königin Elisabeth, und mußten sich glücklich schätzen, wenn ihnen der Fuß der Jungfrau keinen Tritt versetzte; und doch führte damals ein Burghley und kein Castlereagh das Ruder, und doch hatte England seinen Shakspeare und Philipp Sidney, während es jetzt seinen Sheridan Knowles und Beau Brummel hat.

Der englische Hof und das Cabinet.

(Schluß.)

Höchst unnöthig und unklug war unsere Einmischung in die Angelegenheiten Griechenlands*). Unser Handel wurde preisgegeben und unsre Fahrzeuge von den im Kampfe begriffenen Schiffen geplündert; und wie es hieß, waren es nicht die Türken, sondern die Griechen, welche sich diese Seeräubereien zu Schuld kommen ließen. Aber eben diese Griechen beschützte Canning auf Ansinnen des Hofs, um den Reformers zu willfahren. Rußland wünschte seit längerer Zeit einen festen Halt in Griechenland, von dem aus dasselbe durch Sperrung der Dardanellen gegen Konstantinopel agiren konnte. In der Moldau und Walachei revoltirte die der griechischen Kirche zugethane Bevölkerung, wie in Griechenland, und zu gleicher Zeit, gegen die osmanische Herrschaft. In diesen Ländern ist die Religion das Band der Gesellschaft, der Nothanker der Regierung, obgleich man uns belehren wollte, daß sie in Ireland bloß geistlichen, nicht weltlichen Einfluß hätte. Nur mit Mühe hielt der Kaiser Alexander die Ungeduld der zur griechischen Kirche gehörigen Bevölkerung in der Walachei und Moldau und im eigenen Heere in Schranken, daß nicht damals schon ein Krieg wider die Türken ausbrach. Festigkeit des Charakters und Gefühl seiner Würde ließen ihm nicht zu, die Empörung türkischer Unterthanen öffentlich zu begünstigen, in dem Augenblicke, da er einen großen Bund gegen die Insurrektion der Völker wider die bestehenden Regierungen zu stiften suchte. Mit seinem Tode sahen die Russen das Feld für die Erfullung ihres Lieblingswunsches offen. Sie zankten sich mehrere Jahre mit den Türken herum und unterhielten ein geheimes Einverständniß mit den Griechen; aber sie konnten die Feindseligkeiten nicht eröffnen, bevor sie sich der Neutralität der europäischen Mächte versichert hatten. Sie brachten einen Krieg mit Persien zu Wege, das sie erdrückten und kampfunfähig machten, damit sie es, wenn der Krieg begänne, bloß mit den Türken zu thun hätten. Nächstdem verleiteten sie Canning zu jener unpolitischen Maßregel, dem Traktat vom 6 Juli, welcher unter dem Schein bloßer Vermittelung eine Allianz zu Gunsten der Unabhängigkeit der Griechen von der osmanischen Herrschaft wurde. Man hoffte und behauptete, Rußland dadurch an einem Krieg zu verhindern; Rußland aber wünschte die ganze Sache nur, um desto sicherer die Feindseligkeiten eröffnen zu können. Nie wurde ein für England nachtheiligerer Traktat geschlossen. Jenes unselige Ereigniß, die Schlacht bei Navarin, erfolgte, wie man sagt, auf ein Privatansinnen, welches, ohne Vorwissen des Cabinets, an Admiral Codrington ergangen war. Die türkische Seemacht ward zerstört, und die Oberhand der russischen in dem mittelländischen wie auf dem schwarzen Meere gesichert. Rußland übertölpelte uns Schritt für Schritt. Es versprach, sich seiner Rechte als kriegführende Macht im Mittelmeere nicht zu bedienen, und sperrte die Dardanellen. Es breitete Gerüchte über die Schwäche und den durch Seuchen verschlimmerten Zustand seiner Heere und seine friedlichen, gemäßigten Absichten allwärts aus, während es wichtige Eroberungen machte. Pitt war über das Wachsthum der russischen Macht im Jahr 1791 so sehr beunruhigt, daß er den Krieg erklärt haben würde, um nur nicht die Veste Oczakow durch die Türken an Rußland abtreten zu sehen. Seit dieser Zeit hat dasselbe sich Polen, Finland und ausgedehnte Länderstrecken am schwarzen Meere einverleibt, verfügt über mehr Volk und ein größeres Areal, als jeder andere Staat in Europa, welches Areal durch den Reichthum seines Ertrags und seine geographische Lage von der höchsten Wichtigkeit ist. Bei all Dem rühmte sich Canning, als Jünger Pitts, dessen Grundsätzen gefolgt zu seyn und einen Vertrag geschlossen zu haben, dessen offenbare Wirkung ist, Rußland dazu zu verhelfen, daß es ein Ländergebiet erwirbt, welches nicht bloß Europa, sondern die Welt seiner Herrschaft zu unterwerfen droht. In den Verhandlungen des Jahrs 1791 nahm Fox die Partei Rußlands und rühmte sich, vor neun Jahren, da er am Ruder gestanden, dessen Eroberungen in der Türkei begünstigt zu haben. Die Opposition verhinderte im Jahre 1791 einen Krieg zur Vertheidigung der Türken. Jetzt fordern die Whigs aufs Angelegentlichste die Vertreibung der Türken aus Europa wegen ihrer Despotie und Tyrannei. Die Hofpartei scheint entschlossen, sich nicht in die Sache zu mischen, um es nicht mit den Whigs und Liberalen zu verderben. Die Türkei ist eine schätzbare Verbündete Englands gewesen; sie trug zur Beschützung unserer

*) Der Art. ist vor dem Frieden von Adrianopel geschrieben.

ostindischen Besitzungen bei, indem sie die Franzosen aus Egypten vertreiben half. Auf unsern Wunsch schloß sie im Jahr 1812 Frieden mit Rußland, damit dieses all seine Kräfte gegen Bonaparte wenden könnte. Als militärischer Stützpunkt und als bedeutender und gewinnreicher Markt ist uns die Existenz und die Macht des türkischen Reichs von höchster Wichtigkeit, und wird es noch mehr, wenn wir bedenken, daß, was sie verliert, einer unersättlichen, vergrößerungssüchtigen Militärmacht zu Gute kommt, welche in reißender Schnelle ihre Nachbarn unterjocht, und im Besitze von Konstantinopel und dem, dem Namen nach, unabhängigen Griechenland, auch den Süden Europas gleich dem Norden, seiner Botmäßigkeit unterwerfen wird. Wenn Oesterreich und Frankreich für ihre Neutralität vielleicht einen Ersatz, etwa einen Antheil an der Beute — das eine in Europa, das andere in Africa — erwarten: so kann die englische Regierung keinen Grund für ihr ruhiges Verhalten anführen, als den, die Freunde des Liberalismus und der Revolution sich dadurch geneigt zu machen und zu verbünden. Der Türkei wird ihre Unkenntniß der gegenwärtigen Politik Englands verderblich werden. Sie widersteht vielleicht zu lang, indem sie von dem Herzoge von Wellington Hülfe erwartet, in der Meinung, daß die Regierung als Torpregierung pittische Grundsätze befolge, bis sie zu spät findet, daß der Hof des Herzogs Politik verfaßt hat, und diese jetzt so whigisch und liberal ist, als es die canning'sche war. Rußland aber wird die Pforte durch unverdächtige Agenten überreden, auf ihrem Sinne zu beharren, wie sie es bereits bei Vernichtung der Janitscharen gethan.

Dieß ist der Plan, wonach der Hof das Cabinet regiert. Welche Veränderungen auch vorgehen, wie verschieden die Ansichten und Absichten der neuen Minister von denen sind, die sie ausgestochen, so soll dennoch die gleiche Politik befolgt werden; durch jeglichen Kunstgriff versucht man das Publikum möglichst lang zu täuschen, bis es zu spät zum Widerspruch und zum Widerstande ist. Es besteht ein tief angelegter und lange verfolgter Plan, die Parteien zu sprengen und zu vernichten, nicht zu versöhnen und zu vereinigen. Die Regierung soll nicht durch Vereinigung der Parteien verstärkt, sondern Ministerium und Opposition sollen durch Ausrenkung der Mitglieder geschwächt werden, damit eine dritte Partei beide beherrschen könne. Aeußerst geschickt spielten der Hof und Canning ihre Rollen während seiner kurzen Premierschaft! Den Whigs drohte er: wenn Ihr mich nicht unterstützt, so muß Alles in die Willkür der Tories gegeben werden; an die Tories ließ er oder der Hof die gleiche Warnung ergehen. Die Whigs lagen ihm auf der einen und die Tories auf der andern Seite an, während er beide kirrte, mit Hoffnungen hinhielt und einige untergeordnete Whigsmitglieder, welche er beherrschen konnte, in das Ministerium aufnahm. Als Se. Majestät Lord Eldon auf das Anliegen des Hofs das artige Abschiedscompliment machte, wußten Alle, welche die Hoftaktik kennen, daß er auf immer verabschiedet war. Von den 14 Mitgliedern in dem jetzigen Cabinet saßen zehn vor den letzten drei Jahren nie darin; unter den vier andern ward der Herzog von Wellington als nicht politischer Charakter betrachtet, und Lord Melville ist mehr ein Geschäfts- als ein Parteimann. Die einzigen Politiker im Ministerium in diesen drei Jahren sind Earl Bathurst und Hr. Peel. Alle andern Staatsmänner, welcher Partei sie auch angehörten, sind abgedankt. — Was ist aus so vielen Talenten geworden?

Unter all den gegenwärtigen Reformen zeigte man keine Lust, in unsern Ausgaben Beschränkungen zu machen. Nach vierzehn Friedensjahren ist unsere Schuld um Nichts verringert, der Tilgungsfond hat aufgehört, die Staatseinkünfte nehmen ab, Jahrgelder sind auf den Centralfond verwiesen, die früher auf die Civilliste kamen, und der Halbsold für das Militär nimmt jährlich zu. Canning setzte während seiner kurzen Premierschaft ein Finanzcomité nieder, welches nicht lange gearbeitet hatte, als man es für räthlich fand, dergleichen Forschungen nicht weiter fortzusetzen. Nach seinem Tode wollten Thierney und die Whigs abermals durch ein kräftiges Comité die nöthigen Untersuchungen betreiben, als zu allgemeinem Erstaunen die Administration auseinander geblasen ward. Herries, damals Kanzler der Schatzkammer und geheimer Finanzagent des Hofs, löste das Ministerium auf; die Whigs wurden ausgeschlossen, aber Herries wohl bedacht, und wir haben Nichts mehr von dem Finanzcomité gehört. Die Finanzen? Hier ist vor Allem aufrichtige, thätige, scharfsichtige und unparteiische legislative Dazwischenkunft nöthig; da bloß durch verminderten Aufwand unseres Staatshaushalts, durch theilweise Abzahlung unserer Schuld und verminderte Besteuerung das Land in eine gedeihliche Lage versetzt und vor den Gräueln einer Staatsbankerotts Revolution bewahrt werden kann. Vor 40 Jahren zahlten 16 Millionen die Interessen unsrer Schuld und die Kosten unsrer Institutionen. Jetzt sind diese Ausgaben verdreifacht, und Nichts wird zu ihrer Verminderung gethan, während der Halbsold für das Militär, zur Friedenszeit, zunimmt. Die Zügelung der Hofpartei und die Vereitelung ihrer Plane ist freilich keine leichte Sache: sie haben zwei mächtige Personen in Händen.

Der Herzog von Wellington hat durch seine Dienste im Felde gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation. Es ist aber zu bedauern, daß dieser Mann bei Maßregeln, über welche so großer Bürgerzwist obwaltet, vorgeschoben ward. Er hätte an der Spitze des Heeres — ferne von aller Parteipolitik, und im ungestörten Besitze der Liebe und der Verehrung des Volkes bleiben sollen.

Der König, das andere Individuum, ist natürlich noch mächtiger durch seine erhabene Stellung, weit mächtiger aber noch durch den Einfluß seiner Persönlichkeit. Kein Mann in Europa besitzt ein so einnehmendes Wesen, so bezaubernde Herablassung, so gefällige Manieren. Ganz als abstrakter Charakter betrachtet, abgesehen von dem Glanze seiner Krone, ist schon der Einfluß seiner Persönlichkeit unwiderstehlich. Er ist keine gewöhnliche Macht in den Händen der Höflinge, welche ihm seine früheren Whiggrundsätze in Erinnerung bringen, seine Consequenz picken, und ihm die Popularität derselben überschätzen. Die Regierung ist aber dem Fürsten zur Förderung des öffentlichen Wohls, und nicht dazu anvertraut, nur den Parteien

zu Gefallen zu leben, deren Absichten gewöhnlich dem Wohle des Volkes straks zuwiderlaufen.

Große Veränderungen sind schon gemacht, noch größere beabsichtigt. Der Zeitgeist soll alle Staatsanstalten zerstören oder umgestalten, die England auf die jetzige Höhe von Ruhm und Macht erhoben haben. Portugal wird liberalisirt, Spanien soll es durch Portugal werden; Griechenland, Italien, die Türkei sind alle in der Schmelzung begriffen; unsere ost- und westindischen Besitzungen sind von Radikalreformen bedroht; die Vereinigten Staaten bedrohen die Canadas; Ireland ist zur Revolutionirung aufgemuntert; während in England selbst Elend und Mißvergnügen in allen Klassen herrscht. Das Meiste hievon verdanken wir der verkehrten Politik seit der Königin Tod, die Canning nicht begründet, sondern der er als Kämpe und Werkzeug gedient hat. Wir befinden uns in dem Vorabend einer Revolution und Jeder sollte sich auf wichtige Ereignisse gefaßt halten.

Der Bahr el Abiad.

Seit mehreren Tagen — sagt der französische Reisende Linant in seinem Berichte, der am 31 Mai d. v. J. der Gesellschaft zur Beförderung von Entdeckungsreisen in Africa zu London vorgelegt wurde — befand ich mich in der Mündung des Bahr el Abiad, um die Lage derselben durch astronomische Beobachtungen zu bestimmen. Ich fand, daß die Insel, welche sich in dem Zusammenfluß dieses Stromes mit dem Bahr el Asrek findet, unter dem 15° 34′ n. Br. und 32° 31′ 58″ w. L. von Greenwich gelegen ist.

Von den beiden Strömen, die nach ihrer Vereinigung den Nil bilden, ist ohne Zweifel der Bahr el Abiad der bedeutendere; seine Wassermasse ist bei Weitem stärker als die des Bahr el Asrek; und obwohl der erstere bei ihrem Vereinigungspunkte in sehr enge Ufer zusammengedrängt ist, bleibt er doch immer noch eben so breit, als der letzte. Auch geben die Fluten des Bahr el Abiad dem Nil ihre Farbe, wenn der Wasserstand niedrig ist. Der Bahr el Asrek ist grünlich, während das Wasser des Bahr el Abiad wie mit Seife gemischt scheint. Auch zu der Zeit der Ueberschwemmung ändert diese Farbe sich nicht sehr, während der Bahr el Asrek, sobald das Wasser steigt, durch den Bahr Toumat, der das Gebiet von Fasuolo durchströmt, röthlich gefärbt wird. Unbegreiflich ist, wie Cailliaud den Bahr Toumat einen Nebenfluß des Bahr el Abiad nennen kann, da er sich doch in den Bahr el Asrek ergießt. In der Zeit der Ueberschwemmungen ist der Toumat hoch geschwellt; während der übrigen Jahreszeiten ist sein Bett trocken und nur stellenweise mit einigen Wasserpfützen gefüllt. Wenn er zu strömen anfängt, geschieht Dieß sogleich mit solcher Gewalt, daß er Alles hinwegreißt, was ihm im Wege steht: weithin hört man das Geräusch der andringenden Wogen und Jedermann entflieht eilig von seinen Ufern.

Wenn wir die Färbung des Wassers ausnehmen, hat der Nil nach seiner Vereinigung in jeder anderen Beziehung mehr den Charakter des Bahr el Asrek, als des Bahr el Abiad; er gleicht dem ersteren sowohl in Bezug auf die Form und Breite seiner Ufer, als auf die Beschaffenheit des Bodens, seiner Krümmungen und der Sandbänke, von denen man keine Spur in dem Bahr el Abiad sieht. Nur in diesem findet man die großen Muscheln, von denen ich mehrere mitgebracht habe, und Austern. Auf dem Bahr el Asrek, so wie auf dem Nil sind wenig Wasservögel, während der Bahr el Abiad mit Tausenden von Schwänen bedeckt ist.

Die Nachrichten, die man über die Quellen des Bahr el Abiad hat, sind sehr verwirrt. Nach Allem, was ich durch die unterrichtetsten Männer, besonders durch Hassan, den Scheich von Fasuolo in Erfahrung bringen konnte, scheint es, daß seine Quellen nicht südlicher als unter der Breite von Fasuolo zu suchen seyn dürften. Denn die Reisenden, welche der Handel von hieraus gerade nach Westen in das Land der Neger führt, so wie Diejenigen, welche in die Gegenden im Süden von Darfur und Kordofan bringen, wie die arabischen Stämme der Korun, Baggaras, Weds-Abref u. a. alljährlich thun, erzählen, daß sie jenseit Fasuolo auf keinen einzigen großen Fluß mehr stoßen, außer dem Toumat, und daß sie nur über kleine Bäche zu setzen haben. Im Sommer, wenn diese vertrocknet sind, finden die Stämme, welche in dieser Jahreszeit längs der großen äthiopischen Bergkette, die sich in weiter Ferne von O nach W zieht *), umherwandern, kein anderes Trinkwasser, als die Pfützen, welche in den Betten der Flüsse oder zwischen Felsen stehen bleiben. Ich fragte diese Araber mehrmals, warum sie nicht dem Laufe des Bahr el Abiad oder irgend eines anderen großen Flusses folgten; sie antworteten mir aber immer, daß dieser große Fluß weit von ihnen gegen Norden ströme und daß es keinen anderen gebe. Wenn ich sie über das Land befragte, von welchem der Bahr el Abiad herkäme, so war ihre Antwort stets einstimmig: Dieß sey von der Seite von Garb oder Sonnenuntergang, und jenseit des Landes der Tschiluken komme er gerade von daher.

Nach allen den verschiedenen Nachrichten, die ich eingezogen habe, bin ich überzeugt, daß die Quellen dieses großen Stromes nicht da seyn können, wo die Carten sie bezeichnen; denn in diesen Gegenden giebt es nur kleine Flüsse, welche bloß während der Regenzeit strömen und nicht von den hohen Bergen weiter im Süden herabkommen. Die Quellen des Bahr el Abiad müssen weiter im Westen liegen, denn unmöglich kann ein so großer Strom seinen Ursprung von Bächen erhalten, die in der heißen Jahreszeit austrocknen.

So Viel ist gewiß, daß man in dem Lande der Tschiluken mehrere Flüsse findet, die von Westen herkommen. Wenn man den Abiad hinaufgeht, begegnet man ihnen in folgender Ordnung: Der erste ist jenseits dem Dschebel dahir, oder dem Berge des Umkreises, so genannt, weil man um denselben herumgehen muß, um zu dem Flusse zu gelangen. Dieser durchströmt das Land Tagalli, und seine Ufer sind mit Negerdörfern bedeckt. Der Fluß, welcher im Süden des Berges fließt, heißt der Nib el Nil (das Fest des Nil) **); man

*) Ohne Zweifel der Nordabfall des großen Plateau's von Südafrica.

**) Aus dem Zusammenhange scheint hervorzugehen, daß der Nib el Nil kein anderer Fluß ist, als der Bahr el Abiad selbst; es müßten denn zwei Flüsse auf demselben Punkte sich in den letzteren ergießen, von denen der südlichere jenen Namen führte, was nicht wahrscheinlich ist. Der Bahr el Sudan kann, in dem Sinne der Araber, kaum einen andern Fluß bedeuten, als den Niger (Dscholiba, Quorra); und so finden wir hier aufs

sagt, daß er aus einem großen See herausströme, für welchen man mir verschiedene Namen gegeben hat, weshalb ich keinen derselben anführe. Dieser See nimmt mehrere Flüsse auf, und darunter ist einer, welcher der Bahr el Sudan genannt wird.

Auf seiner ersten Reise hörte Linant, von Pilgern aus Dar Silleh, daß sie zwei Monate auf dem Bahr el Abiad (abwärts) geschifft hätten, ehe sie zu der Insel Sennar gekommen wären. Ehe sie zu dem Bahr el Abiad gelangten, wären sie auf einem andern Flusse stromaufwärts gegangen. Der Abiad sollte nach ihrem Berichte seine Quelle in dem Lande Bahr el Kesseh haben, von wo viele Gewässer nach Marocco (in das atlantische Meer?) flössen.

Wenn man die Fahrt auf dem Bahr el Abiad von der Mündung des Flusses am Dschebel dähir weiter fortsetzt, so begegnet man zuerst dem Suar, der gleichfalls von Westen strömt, darauf der Reihe nach dem Hor el Canna, dem Hor el Serat und endlich dem Hor el Rahal.

Hassan, der Scheich von Fasuo'o, sagte mir, daß im Süden von dem Lande der Tschiluken der Bahr el Abiad seine Gewässer mit denen von großen Seen vermische, die sich nach Westen hin erstreckten und in der Regenzeit in Verbindung mit einander ständen; das Land umher sey flach und sumpfig (wie um den Tschadsee). Die Beobachtungen, welche ich selbst gemacht habe, bestätigten mir diese Aussage; denn das Wasser des Bahr el Abiad wird nie sehr trübe, was ein Beweis dafür ist, daß er keine Bergströme aufnimmt; in seinem Bett findet man weder Kiesel, noch Sandbänke; der Grund besteht durchgängig aus Thonerde, was wieder beweist, daß er nicht unmittelbar von Gebirgen herabkommt, sondern durch flaches Land fließt. Man sieht hieraus, daß der Bahr el Abiad unmöglich seine Quelle in den Mondgebirgen, oder auf dem Puncte haben kann, wo die Carten sie gewöhnlich angeben. Meine Vermuthung, daß der Bahr el Abiad aus einem großen See heraustrete, beruhte außer den Behauptungen der Eingebornen auf einer merkwürdigen Thatsache. Wenn der Strom zu schwellen anfängt, führt er eine außerordentliche Menge sehr großer Fische mit sich. Diese können den See nicht verlassen, so lange der Wasserstand niedrig ist, sie folgen dagegen dem Lauf des Stromes, sobald der Regen das Bett desselben gefüllt hat.

Der Bahr el Abiad ist bei seiner Ausmündung nur 1800′ breit, weiter hinauf erweitert er sich indessen beträchtlich und oft sind seine Ufer 3 bis 4 engl. Meilen von einander entfernt; ja, wenn er ausgetreten ist, beträgt die Breite an einzelnen Stellen über 21 Meilen.

Die Ufer des Bahr el Abiad sind sehr flach, besonders gegen Westen. Sein Wasser ist nur in der Mitte tief; auf dem linken Ufer ist dasselbe schlammig, ohne die geringste Sandbank; auf dem rechten dagegen zeigt sich ein gelblicher Sand, den aber nicht der Strom absetzt, sondern der Wind während des Winters hineinführt. Dieser Sand, welcher von dem Strome aufgehalten wird, bildet längs demselben eine Art von Dünen, die das Ufer auf dieser Seite höher und steiler machen.

Das Anschwellen des Bahr el Abiad erfolgt etwas später, als das des Bahr el Asrek; ein neuer Beweis, daß der erstere einen längeren Lauf gehabt haben muß als der letztere, wann sie sich vereinigen.

Neue eine Bestätigung für die unter den Arabern, so wie im Innern von Africa allgemein verbreitete Meinung, daß der Fluß von Tunbuctu sich nach Osten wende und mit dem Nil Egyptens ein und derselbe Strom sey. Die größte Schwierigkeit bei dieser Annahme liegt nicht sowohl in der Länge des Laufes als in der geringen Höhe, welche die Terrasse von Haussa haben kann, die der Bahr el Sudan durchströmt, nach Clapperton kaum über 2000′, während Denham im Süden von Mandara, wo der Bahr el Sudan fließen müßte, um nach Egypten zu gelangen, Berge gesehen haben will, die selbst über der Mandaraterrasse noch 3500′ erhaben gewesen wären und gleich Alpenhörnern in die Wolken empor geragt hätten. Das Land Adamowa, welches der Bahr el Sudan nach der Angabe der Fellata's durchfließen soll, wird deßhalb von Denham als ein Hochland bezeichnet; und sofern Dieß richtig wäre, müßte der Strom geradezu bergauf fließen, um seine supponirte Richtung nach Osten verfolgen zu können. Bedenken wir indessen, wie wenig auch der Unerschrockenste in einer Lage, wie jene, in welcher Denham seiner eigenen Beschreibung nach sich befand, geeignet seyn mag, einigermaßen zuverlässige Beobachtungen zu machen; so werden wir seinem Zeugniß eben keine sehr hohe Wichtigkeit beilegen. Nackt und halbtodt vor Erschöpfung, unter einer glühenden Sonne, einen erbitterten Feind, dem er nur durch ein wahres Wunder entgangen war, auf dem Nacken, konnten leicht die unbedeutendsten Hügel in seiner Phantasie und Erinnerung zu riesenmäßigen Gebirgen anschwellen; und wir sind daher sehr geneigt, das ganze Gebirge von Mandara nur als eine ähnliche Hügelkette anzusehen, wie jene, welche Clapperton auf seinem Wege von Bornu nach Sackatu überstieg. In diesem Falle wäre die Möglichkeit einer Vereinigung des Bahr el Sudan mit dem Nil unbestreitbar.

Nicht geringere Schwierigkeiten, als dieser ersten Annahme stehen auch jener entgegen, für die schon Reichardt sich erklärte, daß der Strom des Sudans sich in die Bai von Benin ergieße; denn da die Terrasse, welche derselbe durchströmt, mehr als 2000′ über dem Meere erhaben scheint und bis auf ungefähr 50 oder 60 deutsche Meilen an die Küste herantritt, so müßte der Fluß auf dieser kurzen Strecke ein Gefälle von 40′ für die Meile haben. Dem widerspricht aber der Charakter der Küstengegenden, die als Niederungen, gleich dem egyptischen Delta beschrieben werden, was mit einer solchen Schnelligkeit des Stromlaufes völlig unvereinbar ist.

Cunningham's Leben der britischen Künstler.

Bei den verhältnißmäßig spärlichen Materialien, die wir für die Geschichte der Kunst in Großbritannien besitzen, können „Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten britischen Maler, Bildhauer und Architekten" — The Lives of the most eminent British Painters, Sculptors and Architects by Allan Cunningham (Lond. 1829. 8.) — für den Kunstfreund nicht anders als von dem höchsten Interesse seyn. Der Verfasser, obgleich bisher nur als Dichter bekannt, hat in seinen biographischen Versuchen einen großen Fehler seiner Romane, die unnütze Weitschweifigkeit, vermieden; und sein Werk gewährt daher, wenn wir dasselbe auch bloß als Unterhaltungsbuch betrachten, für Jedermann eine sehr angenehme Lektüre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 12. 12 Januar 1830.

Gemälde aus Ireland.

II. Das irische Herkulanum.

Mein nächster Ausflug ging nach der Stadt Bannow, welche man mit Recht das irische Herkulanum nennt. Da diese meines Freundes Wohnung näher lag, so hatte er die Güte, mich zu begleiten. Wir traten durch ein Verhack in einen großen umzäumten Platz, in dessen Mitte die Trümmer einer verfallenen Kirche standen. Der Boden, hoch mit Sand bedeckt, trug hie und da einen ärmlichen Anwuchs, auf welchem ein Paar Schafe und Ziegen waideten. Wellenförmig erheben sich allenthalben ebne Hügel, zwischen welchen sich lange, gerad hinabgehende Einsenkungen befanden, von regelmäßigerem Ansehen, als man sonst bei Sandhügeln bemerkt. Aus einer derselben stieg ein viereckiges, hohles Mauerwerk auf, von etwa sieben Fuß Höhe, welches nebst den Ruinen der Kirche rund um uns das Einzige war, wodurch man an Menschenhände erinnert wurde. Nachdem ich mich eine Weile auf dem Platze umgesehen, fragte ich meinen Freund, ob wir nunmehr nicht weiter nach der Stadt Bannow gehen wollten. Zu meiner Verwunderung erwiederte er: „Sie stehen jetzt gerade in der Hauptstraße mitten in der Stadt.“ So war es wirklich. Der Ufersand hat dieselbe nach und nach so gänzlich bedeckt, als nur immer durch die Asche und Lava eines Vesuvs hätte geschehen können. Die Hügel waren Häuser; die langen gerad hinabgehenden Einsenkungen waren Straßen; die halb bedeckten zerfallenen Trümmer hatten einst die Hauptkirche gebildet, und jenes viereckige Mauerwerk war der steinerne Rauchfang des Rathhauses, welcher allein noch aus dem Boden hervorsah, der das übrige Gebäude bedeckte.

Bei genauerer Besichtigung dieser Ueberreste konnte man sich leicht den Plan der Stadt entwerfen, wie sie aus mehreren geräumigen Straßen bestand, die einander durchkreuzten, und die man deutlich achtzig bis hundert Schritte weit mit dem Auge verfolgen konnte, ehe sich ihre Spur verlor. Eine derselben lief gegen das Meer hinab; wir folgten ihrem Geleis, und fanden Reste eines schönen Uferdammes am Wasser, der sich wohl auf zweihundert Schritte weit hinzog; weiter einwärts im Lande bemerkte man die Grundlage eines sehr großen Gebäudes, das offenbar zu Zwecken der ganzen Gemeinde gedient haben mußte. Da es denn augenscheinlich war, daß hier eine bedeutende Stadt gewesen seyn mußte, so war mein Wunsch, einige Nachgrabungen anzustellen. Ich räumte, so gut es gehen wollte, den Sand in einer der Einsenkungen weg, und stieß auf Spuren eines ehemaligen Pflasters; ich stöberte in einem Hügel und traf auf die Grundlage eines Gemäuers. Die Kirche war, wie ich bemerkte, von hohem Alterthum. Die Fenster hatten nicht die gothische Spitzgestalt, wie sie von den Normannen eingeführt wurde, sondern die sächsische Form, wie sie in Ireland lang vor dem normannischen Einfalle vorkömmt. Das Innere war mit Sculpturarbeiten verziert, worunter sich ein steinerner Sarg befand, in dessen Bauch man eine zur Aufnahme des Kopfs und der Schultern ausgehöhlte Stelle gewahrte. Neben demselben stand ein Taufstein mit sehr alter Sculptur.

Meine nächste Sorge ging nun dahin, genauere geschichtliche Nachforschungen über die Stadt vorzunehmen. Sie muß zur Zeit der normannischen Eroberung nicht ohne Bedeutung gewesen seyn, da ihrer von fremden und einheimischen Schriftstellern gedacht wird. Unter letztern ist auch Mauritius Regan, der sie Bann nennt. Regan war Geheimschreiber Dermods und Augenzeuge von der Invasion der Normannen. Sein Werk wurde ursprünglich in irischer Sprache verfaßt, aber von einem Normann in französische Verse übersetzt. Die im Allgemeinen angenommene Ursache der Eroberung von Ireland, jener Weiberraub, wird von den englischen Geschichtschreibern, von Cambrensis bis Hume, als ein sehr geringfügiger Umstand behandelt. Regan, trotz aller Partellichkeit für seinen Herrn und seine Verbündeten, gedenkt der Sache mit mehr moralischem Gefühl. „Jene war“, sagt er, „ein schönes und liebenswerthes Weib, das von Dermod außerordentlich geliebt wurde. Durch Briefe und Botschaften warb er mit solchem Feuer um ihre Gegenliebe, daß sie ihm wissen ließ, sie sey bereit, seinem Willen zu gehorchen, und Zeit und Ort bestimmte, wo er sie finden möge. Dermod versammelte seine Vasallen, drang nach Leitrim, fand die Frau, nahm sie weg und kehrte freudig nach Ferns zurück. O'Rourke, ihr Gemahl, voll Gram und gekränktem Stolz, wandte sich an O'Connor, König von Connaught, klagte selbigem das Unrecht und die Schmach, welche ihm von dem König von Leinster widerfahren, und rief seine Hülfe zur Rache der Beleidi-

gung an: O'Connor, gedenkend was Ehre und Mitleid fordere, versprach ihm seine Unterstützung."

Sir James Ware sagt der Name Bannow bedeute „glücklich, was eben die Normannen bestimmt haben soll, in der Nähe zu landen. In den irischen Jahrbüchern des Ennisfallen heißt die Stadt „der Ferkelhafen" von der Menge dieser Thiere, welche in dieser Gegend gehalten wurden und noch gehalten werden. In dem alten Lagerbuche, das ich in Werford nachschlug, sind mehrere Straßen derselben mit Namen angeführt, wie Hochstraße, Weberstraße, obere Straße, St. Georgsstraße, Frauenstraße u. s. w. Mit Schiefer gedeckte Häuser, Mühlen, Gärten und Anderes, woraus sich auf einen ziemlichen Wohlstand schließen läßt, werden in dem Lagerbuche ebenfalls erwähnt.

Die Stadt sandte zwei Mitglieder zum irischen Parlament, die von der Bürgerschaft gewählt wurden; ein Vorrecht, das kurz vor der Vereinigung mit dem britischen Parlament noch einmal ins Leben trat. Mein Freund erinnerte sich, wie öffentlich zur Wahl gefordert ward. Der Aufruf wurde an jenes Kamin des Rathhauses, als einzigen Ueberrest der einstigen Wohnungen geheftet; man stellte sich vor, als versammle sich die Bürgerschaft; Lord Elly rief die Namen der Abgeordneten aus, die Wahlgebräuche gingen in aller Form vor sich, und mehrere Jahre hindurch sandte der Rauchfang zwei Repräsentanten ins Parlament.

Es ist nicht genau bekannt, zu welcher Zeit die Verschüttung mit Sand Statt hatte, aber noch jetzt bemerkt man in der Nachbarschaft die Erscheinung, durch welche die Stadt unterging. Die lange Sandstrecke vor ihr ändert beständig Form und Lage. Ich sah zu, wie sie in kleinen Säulen sich erhob, gleich den Sandhügelchen in der arabischen Wüste. Der leichteste Wind jagte den Sand strömend und wirbelnd auf; stieß dieser auf irgend einen gegenhaltigen Körper, so legte er sich um denselben als einen Kern, und unterwarf so in wenigen Stunden die Oertlichkeit allenthalben einer gänzlichen Verwandlung. Nicht die Stadt allein, auch die angrenzende Bucht hat sich durch diese Ursache ungemein verändert. Noch im Jahre 1657 kommt eine Insel „Slade" vor, die der Stadt in einiger Entfernung gegenüber lag, und zu welcher man von Bannow aus überschiffen konnte, wobei man sich vor einigen Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, zu hüten hatte. Jetzt ist keine Insel Slade mehr da: der Meerestheil zwischen ihr und der Stadt wurde mit Sand ausgefüllt, und dadurch zu Land gemacht, aus dessen Mitte die gefährlichen Felsen, hoch und trocken, aufsteigen; und eine feste Straße, auf welcher ich im Wagen hinfuhr, läuft über den ehemaligen Hafen weg.

Puppibus illa prius, patulis nunc hospita plaustris.

Die Bai von Bannow hat einen Ueberfluß an allen Arten von Seevögeln, von welchen einer zu sehr sonderbaren Meinungen Veranlassung gegeben hat. Es ist ein Vogel, einer wilden Gans ähnlich, den man hier, wie in der Bai von Werford, sehr häufig trifft. Seine Nahrung besteht in der knolleuförmigen Wurzel eines Seegrases, welche reichlichen Zuckerstoff enthält, so daß durch diese Speise das Fleisch des Vogels selbst einen äußerst angenehmen Geschmack bekömmt und sehr hoch geschätzt wird. Was denselben aber lange zu einem Gegenstande der Neugierde machte, war, daß man glaubte, er entstehe nicht aus den Eiern von seines Gleichen, sondern sey das widernatürliche Erzeugniß eines Schalthieres, das man Barnakel nennt, und welches an dieser Küste häufig gefunden wird, wo es sich an Stücke Holz oder andere Dinge, die lang im Wasser gelegen haben, anhängt. Es ist an seine Schale an einem Ende durch eine fleischige Membran befestigt, und von dem andern Ende geht ein faseriger Bart aus, der um die Schale herumläuft, und eine entfernte Aehnlichkeit mit Vogelfedern hat: daher jene Fabel, der man übrigens in England noch bis zu den Zeiten des Botanikers Gerard vollkommenen Glauben beimaß. Dieser liefert in seinem Werke eine lange Beschreibung des Wundervogels, welche er mit den Worten einleitet: „Was meine Augen gesehen, und meine Hände befühlt haben, das will ich beschreiben." Der Abhandlung ist eine Zeichnung beigefügt, wie ein solcher Vogel mit dem Kopfe noch an einer Barnakel-Schale hängt, von welcher er so eben ausgeschlüpft ist. Der vermeintliche Ursprung machte das Thier sogar zu einem Gegenstande kirchlicher Streitigkeiten, die in England mit großer Hitze geführt wurden. Vor der Reformation behauptete man nämlich daselbst, daß der irländische Vogel, als von einem Fische abstammend, kein eigentliches Fleisch habe, und folglich ohne Bedenken an Fasttagen gespeist werden dürfe, was sich dann viele Geistliche sehr gerne gefallen ließen. Ein Gelehrter machte ins Besondere in dieser Beziehung den Syllogismus: „Fleisch ist, was vom Fleische geboren wird; dieser Vogel hat eine solche Abkunft nicht, folglich ist er kein Fleisch *)." Ein Andrer jedoch widerlegte jenen Schluß durch folgenden sinnreichen Satz: „Wenn Einer von Adams Schenkel äße, so wäre er dadurch nicht gerechtfertigt, daß Adam nicht aus Fleisch geboren war **)" — So allgemein war übrigens der Glaube an die besagte Entstehung des Vogels, daß jenes Schalthier bei Conchologisten auf den heutigen Tag Lepas anserigena (die gänsegebährende Lepas) heißt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem niederländischen Indien.

I. Ankunft auf Java.

Wir hatten bei den guten Bewohnern des Cap's der guten Hoffnung einige Tage äußerst angenehm zugebracht; die Ankunft eines niederländischen Schiffes ist hier immer ein wahres Freudenfest, denn noch ist unter

*) Quidquid est caro, ex carne communi naturae cursu gignitur;
Ast talem ortum Bernaculae non habent,
Non sunt igitur Bernaculae carnes. — Stanihurst.

**) Si aliquis enim ex primo parentis carnei quidem, licet de carne non nati, femore comedisset, eum a carnium esu non immunem arbitraremur. — Cambrensis.

der Herrschaft der Engländer das alte Mutterland nicht vergessen werden. Nachdem wir die Umgebungen der Stadt und besonders den kostbaren Fleck, auf welchem der Constantiawein wächst, besucht hatten, setzten wir unsere Reise fort, welche die beinahe ununterbrochen günstigen Winde und das schönste Wetter so glücklich und kurz als möglich machten. Wir sahen die beiden unbewohnten Inseln Paul und Amsterdam und passirten zwischen denselben hindurch; darauf wandten wir uns nach dem Norden, und am Vorabend vor Allerheiligen kündigte der Capitän uns an, daß wir am nächsten Morgen die Insel Java zu Gesicht bekommen sollten.

Auf dem Cap der guten Hoffnung war unsere Gesellschaft durch einen jungen Kaufmann von Surabaja vermehrt worden, mit dem ich sogleich gute Kameradschaft geschlossen hatte. Er gab mir während der Ueberfahrt einige Stunden im Malaiischen und machte mir den Vorschlag, während meines Aufenthaltes auf Java mir zum Cicerone zu dienen. „Es kommt mir eben nicht darauf an, sagte er, bald in Surabaja zu seyn; ich habe in Batavia, so wie in allen unseren Residenzen Bekannte; und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so lassen wir uns zu Anjer aussetzen und gehen zu Lande nach Batavia, wo Sie so lange bleiben können, als Sie wollen. Dann nehmen wir die Post nach Samarang, von wo wir einen Ausflug in das Innere machen, um die Höfe von Solo und Djokjo zu sehen, wofern die Unruhen Dieß erlauben; darauf setzen wir unsere Reise nach dem Oosthoek (dem Ostende der Insel) fort, und ich hoffe, daß Sie mir das Vergnügen erweisen werden, noch vierzehn Tage in meiner kleinen Einsiedelei, auf dem Bezoekje, zuzubringen." Ich war mit diesem Anerbieten sehr wohl zufrieden; denn ich erhielt durch dasselbe die beste Gelegenheit, in der Gesellschaft eines Mannes, der hier überall zu Hause war, die ganze Insel zu durchstreifen.

Am 1 November des Morgens um 7 Uhr war Alles auf dem Verdecke: die Insel Java lag vor uns. Wie groß war meine Ueberraschung! Zu unserer Rechten die fruchtbaren Gestade der Insel, ihr lachendes Grün, ihre zahllosen Cocospflanzungen längs der Küste des Meeres und im Innern die blauen Berge, die sich mit majestätischen Gipfeln in die Wolken erheben; zur Linken in der Ferne die Insel Sumatra, unmittelbar vor uns die kleinen Inseln Prinsenatu, Dwars in de Weeg ꝛc. Gegen 11 Uhr bemerkten wir einige weiße Häuser auf dem Gestade: „Das ist Anjer!" sagte mein Freund, „und da ist auch schon die Schaluppe des Hafenmeisters, die uns entgegen kommt!" Anjer ist als Seehafen an und für sich eben nicht sehr bedeutend, für die Colonie indessen von großer Wichtigkeit, weil in der Jahreszeit, wo die Ostwinde vorherrschen, die Schiffe oft 8, ja 14 Tage brauchen, um von hieraus die Rhede von Batavia zu gewinnen; die Capitäne übergeben dann die Depeschen an die Regierung dem Hafenmeister von Anjer, der sie zu Lande expedirt, so sind sie in wenigen Stunden in der Hauptstadt. Ueberdieß findet man hier das vortrefflichste Trinkwasser, was den Schiffen, welche die sundische Meerenge passiren, und besonders jenen, die von Batavia zurückkommen, sehr erwünscht ist; endlich steht man in täglicher Verbindung mit der Küste von Sumatra; all' diese Vortheile waren der Colonialregierung wichtig genug erschienen, hier eine Niederlage und eine Factorei der niederländisch-ostindischen Gesellschaft zu errichten.

Die Schaluppe von Anjer hatte indessen das Schiff erreicht! vor ihr waren jedoch schon einige kleine Boote angekommen, die uns Ananas, Bananen, Mango's und andere Früchte, Geflügel, Eier u. dgl. anboten. Da man mich vor meiner Abreise gewarnt hatte, ja keine Früchte auf Java zu essen, weil ihr Genuß den unmittelbaren Tod zur Folge haben könne; so wagte ich es kaum sie zu berühren; indessen mein junger Freund machte mir wieder Muth: „Essen Sie unbedenklich von unseren Früchten," sagte er, „nur trinken Sie nicht Wasser, sondern ein Glas guten Wein darauf; und Sie werden nicht die geringsten Beschwerden fühlen. Im Allgemeinen, seyn Sie unseres Climas wegen ganz unbesorgt und legen Sie Sich keine all zu strenge Diät auf, die Sie nur schwächen würde; ändern Sie Nichts in Ihrer gewöhnlichen Lebensweise, aber vermeiden Sie alle Ausschweifungen, und Sie werden sehen, daß man sich bei uns eben so wohl befinden kann, als in dem alten Europa."

Der Beamte von Anjer, Hr. A—, der an Bord gekommen war, erkannte sogleich meinen Reisegefährten, und ich sah wohl, aus der Herzlichkeit ihrer Begrüßungen, daß Dieser sein Heimischseyn in Java nicht übertrieben hatte. Hr. A. hatte kaum von unserer Absicht gehört, uns auszuschiffen und zu Lande nach Batavia zu gehen, als er sich erbot, uns einen Wagen zu leihen und dadurch unsere Reise zu erleichtern, da die Post gewöhnlich nur die Pferde hergiebt. „Ihr Schiff," sagte er, „wird eben so schnell zu Batavia seyn, als Sie, weil die Westwinde einzutreten anfangen; aber Sie haben wenigstens den Vortheil bei Ihrer Ankunft schon einen Theil der Insel gesehen zu haben, welcher nicht der uninteressanteste ist und der selten von Fremden besucht wird." Wir stiegen in die Schaluppe, sobald er seine Geschäfte mit dem Capitän beendigt hatte, und steuerten dem Gestade zu, von welchem wir nur etwas über Kanonenschußweite entfernt waren. Während dieser kurzen Ueberfahrt machte ich die Bemerkung, daß sich zwischen den javanesischen Ruderern und denen einer europäischen Schiffsmannschaft doch ein nicht geringer Unterschied zeige. — „Sie haben Recht," entgegnete mir Hr. A., die Javaner sind bei Weitem weniger stark. So wohlbeleibt und groß sie auch seyn mögen, haben sie doch nie die Energie, den Nerv unserer Nordländer; daran trägt aber hauptsächlich ihre Lebensweise Schuld. Da sie sich von Nichts nähren als von Reis, gedörrten Fischen und Gemüse, und Nichts trinken als Wasser, so können sie nicht so viel Kraft haben. Aber gerade dieser Mäßigkeit wegen haben sie dagegen auf die Länge eine viel größere Ausdauer, als die Europäer, wenn es auf fortgesetzte Anstrengungen unter Entbehrungen ankommt. Der Javaner begnügt sich allenfalls vier und zwanzig Stunden lang mit einer Handvoll Reis und einigen Körnern Salz; setzen Sie einen europäischen Soldaten oder Matrosen auf dieselbe Ration und lassen Sie ihn dann marschiren oder arbeiten! Die Chinesen und Bengalesen, die wir hier haben, sind zwar weniger stark, als die Europäer, aber kräftiger als die Javaner, weil sie bessere Nahrung haben. So sehen wir, daß die Arbeit eines Chinesen um 50% vortheilhafter ist, als die eines Indiers von Madras, und diese um 50% vortheilhafter, als die des Malaien. Es wäre interessant, auf diese Weise alle Nationen der Erde vergleichen zu können; und man würde aus einer Tabelle, welche Dieß leistete, gewiß wichtige Aufschlüsse in Bezug auf die Fortschritte der Civilisation erhalten."

Indem wir uns von dem Hafen in die Wohnung des Hrn. A. begaben, die nur ungefähr fünf Minuten von demselben entfernt ist, konnten wir Alles sehen, was Anjer an Merkwürdigkeiten besitzt: Das alte Fort, die Casernen, den Wasserbehälter, zwei oder drei chinesische Häuser und jenes des Agenten der Handelsgesellschaft. „Dieß ist meine bescheidene Hütte," sagte unser Gastfreund, indem wir in ein Haus traten, welches zwar klein, aber äußerst sauber und selbst elegant eingerichtet war. — Die herzliche Aufnahme, die wir bei Hrn. A. fanden, gab mir einen sehr vortheilhaften Begriff von der gastfreien Lebensweise unserer Landsleute auf Java; ich hatte zwar schon früher Viel davon gehört, aber man hatte mir zugleich gesagt, der Reichthum habe in neuerer Zeit so abgenommen, und die Besoldungen der Beamten wären so beschränkt worden, daß man sich gegenwärtig nur noch das Nothwendigste erlauben könne. „Die Zeiten haben sich allerdings sehr geändert," erwiederte mir mein Reisegefährte, „aber die Herzen sind dieselben geblieben; und das Vergnügen, einen Freund bei sich an seinem Tische zu haben, wird immer das letzte seyn, welches man sich in diesen Gegenden versagt."

Es war angespannt, und wir verabschiedeten uns. Das Erste, was mir auffiel, als ich in den Wagen stieg, war die Tracht des Kutschers und die geringe Größe der Pferde. Der Erstere war barfuß, trug enge Hosen von rothgestreiftem Cuingang, ein indisches Hemd mit großen Blumen, das am Gürtel aufgestreift war und einen großen Dolch zeigte, der in dem Gürtel stak. Statt des Hutes hatte er eine Art umgekehrten Korb auf dem Kopf, der unter dem Kinn durch einen rothen Tuchstreifen befestigt war. „Diese Kopfbedeckung," sagte mir mein Begleiter, „ist eigentlich die der Bouginesen und Macassarier; aber sie wird von den Javanern fast allgemein angenommen, sobald sie eine Reise machen oder ausreiten. Es kann nicht leicht eine andere dem Klima angemessener seyn, weßhalb auch viele Europäer sich derselben bedienen, wenn sie sich zu Pferde in das Innere begeben. Dieser Tudun, wie man ihn nennt, wird von sehr feingespaltenen Bambusflechten gemacht und ist daher ungemein leicht. Er ist gemalt, mit Firniß überzogen und häufig mit Vergoldungen geziert; darunter trägt man einen Hut von Tuch, in welchen man noch ein oder zwei zusammengefaltete Taschentücher legen kann, um den Kopf gegen die brennende Sonnenhitze zu schützen. Da dieser Hut sehr groß ist, so werden durch denselben zugleich die Ohren und der Hals vor der Sonne und dem Regen verwahrt. Zu wünschen wäre es, daß auch die europäischen Militärs, wenigstens im Felde, sich zu dieser Kopfbedeckung bequemten; denn ihr Tschako, der nur die Spitze des Kopfes bedeckt, leistet ihnen in diesem Clima so gut als gar keine Dienste. Der Dolch, fügte mein Freund hinzu, unterscheidet unsern Kutscher von Jenen, die bloß Sclaven sind; daher vergißt er auch nicht, ihn sorgfältig zum Vorschein zu bringen. Alle Javaner, so wie alle übrigen orientalischen Bewohner der Insel, sind immer mit einem Dolch (Kris) oder Messer (Golok) bewaffnet; und gewöhnlich sind diese Waffen vom trefflichsten Stahl. Den Werth bestimmt fast immer das Alter, ohne Rücksicht auf Griff oder Scheide, obwohl diese bei den Vornehmen häufig in Gold oder Silber gearbeitet und zuweilen sogar mit ostbaren Steinen besetzt sind."

Einbildungskraft der Thiere.

Linné führt es als ein charakteristisches Zeichen für den Hund an, daß er „Bettler anbelle." Aber Bettler sind zerlumpt und haben häufig jenes wilde Aussehen, welches die Folge schmutziger Armuth ist; daher sieht die Einbildungskraft des Hundes in dem armen Bettler einen Räuber, der das Haus seines Herrn bestehlen, oder ihn selbst mißhandeln will; und er drückt seine Furcht durch Gebell aus. Ein Hund ist in demselben Verhältniß um so schätzbarer als Wächter, je leichter er in Unruhe versetzt werden kann. Einer der größten Schrecken des Haushundes aber ist ein nackter Mensch, weil Dieß ein ungewohnter Gegenstand für ihn ist. Dieser Anblick soll so große Furcht in ihm erregen, daß selbst der wildeste Hund nicht einmal zu bellen wagt. Eine Lohgrube zu Kilmarnock in Ayrshire (in England) wurde vor einigen Jahren von einem Diebe beraubt, der sich dieses Mittels bediente, um die Wuth eines gewaltigen Newfoundlandhundes zu bezähmen, der lange alle seine Bemühungen vereitelt hatte. Der Schreck, den der Hund bei dem Anblick eines nackten Menschen empfindet, ist freilich nur imaginär; denn der Nackte ist weniger im Stande seinem Angriffe zu widerstehen, als der Bekleidete. Aber gegen jenen hat der Hund keine Erfahrung zu seiner Ermuthigung. Seine Erinnerung aus der Vergangenheit kommt der Geisteskraft nicht zu Hülfe, die eine unbekannte Gefahr in der Zukunft sieht. Die Fähigkeiten des Geistes sind natürlich bei den Thieren in ihrer Thätigkeit eben so gemischt, als bei den Menschen. Der Hund, welcher seinen Herrn bewacht, und sich durch Nichts von demselben hinweglocken läßt, wird zu dieser ausdauernden Treue zugleich durch sein Gedächtniß und durch seine Einbildungskraft bestimmt. So sah man im J. 1827 beständig einen Hund auf dem Kirchhofe von St. Bride in Fleetstreet (zu London), welcher seit zwei Jahren nicht von der Stätte gewichen war, wo sein Herr begraben lag. Er schien durchaus nicht niedergeschlagen; ohne Zweifel aber erinnerte er sich seiner alten Freundschaft mit dem Verstorbenen und bildete sich ein, daß dieselbe wieder erneuert werden würde. Die Bewohner der Häuser um die Kirche fütterten das arme Thier, und der Todtengräber baute ihm eine kleine Hütte. Er verließ diese Stelle nicht einen Augenblick und blieb auf derselben, bis er starb.

Neue Entdeckungen in Africa.

Nach den neuesten Nachrichten aus Liberia hat ein Agent dieser Colonie auf einem Ausflug von 150 Meilen in's Innere eine zahlreiche ungemein civilisirte Völkerschaft entdeckt. Fünfzig Meilen von unsern Grenzen, schreibt der Direktor der Colonie, Ashmum, liegt ein Land, wo man sich des Pferdes wie bei uns zu allen häuslichen Arbeiten bedient, wo große Strecken urbar gemacht und eingefriedigt sind, wo der Boden oder die Industrie alle Bedürfnisse oder Annehmlichkeiten des Lebens hervorbringt; die arabische Schrift dient daselbst zur Erleichterung des täglichen Verkehrs, für den regelmäßige Märkte errichtet sind, und die Einwohner zeigen einen Grad von Intelligenz, dessen man sich bei den Völkern Guineas nicht versieht. So dürfte sich also vielleicht auf diesem Wege bälder als auf jedem andern die Hoffnung realisiren, einmal sichere Communicationen mit dem so schwer zugänglichen Binnenlande zu eröffnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 13. 13 Januar 1830.

Skizzen aus Mexico *).

1. Heilung der Wasserscheu.

Zu den hundert und aber hundert Mitteln, welche gegen diese schreckliche Krankheit schon in Vorschlag gebracht worden sind, kommt uns ein neues aus Mexico, worüber wir den Reisenden, dem wir hier folgen, selbst sprechen lassen wollen:

„Von Don Victores lernte ich eine Heilart der Wasserscheu kennen, welche er selbst in drei Fällen der äußersten Gefahr mit Glück hatte anwenden sehen, und durch welche überhaupt alle Patienten, bei welchen sie angebracht ward, so Viel ihm zu Ohr gekommen, gerettet wurden. Er ist ein so wahrheitsliebender Mann, daß ich in seine Aussage durchaus keinen Zweifel setzen darf. Einer der Kranken, welchen er selbst sah, war mit starken Stricken an einen Pfosten gebunden, und ein Priester war bereits im Begriffe, ihn mit den Sterbesacramenten zu versehen. Der Unglückliche, der einen neuen Anfall herankommen fühlte, bat mit funkelnden Augen den Priester wegzugehen, weil er einen unwiderstehlichen Drang fühle, Alles, was ihm nahe genug wäre, zu beißen. Ein altes Weib unter den Umstehenden bot an, die Heilung auf sich zu nehmen. Obwohl Niemand ihrem Vorgeben wirklichen Glauben beimaß, so schlug doch Hoffnung, es möchte ihr denn doch vielleicht gelingen, und Gewißheit des unausbleiblichen Todes, wenn man kein Mittel versuchte, jeden Widerspruch nieder. Sie schüttete also ein Pulver in ein zur Hälfte mit Wasser angefülltes Glas, mischte es wohl um, und zwängte den Trank dann in den Zwischenzeiten des Paroxysmus dem Kranken in die Kehle. Der Erfolg war ganz so, wie sie vorausgesagt hatte; nämlich der Patient verlor alle seine geistigen und körperlichen Kräfte beinahe vollkommen und verfiel, je nach der Stärke seiner Constitution, in 24 bis 48 Stunden lang in einer Betäubung zubringen, in der kein Lebenszeichen merkmal sich kund gäbe; dann aber hätte man sich einer gemein heftigen 10 bis 15 Minuten lang andauernden Wirkung der Arznei, sowohl als Brechmittel, als in Form einer Purganz, zu versehen, worauf der Kranke im Stande seyn würde, aufzustehen, ohne weiter Etwas zu fühlen, als die Schwäche, welche Folge der Krankheit und Heilart wäre. Sie fügte hinzu, die ausgeleerten Stoffe würden schwarz wie Kohle und sehr übel riechend seyn.

All Dieß traf nach Verfluß von etwa 36 Stunden wörtlich ein, und der Gebissene war von einer der gräßlichsten Todesarten gerettet. Die Alte hatte ihre eigene Weise, die Wirkungen der Krankheit aufzufassen. Sie nannte dieselbe ein örtliches Uebel des Schlundes, was denselben reize und endlich entzünde; erst durch diese Entzündung entstehe das Gift, welches durch die Nerven zum Gehirn aufsteige und zugleich durch den Speichel in den Magen gelange. Das dergestalt im Mund und an der Zungenwurzel gebildete Gift wandle alle im Magen enthaltene Flüssigkeiten in einen schädlichen Stoff um, der, wenn nicht schleunigst entfernt, mit dem Blute sich verbinde und in kurzer Zeit das Leben zerstöre. — Ich enthalte mich jedes Beisatzes zu dieser Vorstellung: genug, daß die Wirkung, welche sie von ihrem Mittel voraussagte, eintraf. Dabei habe ich es für meine Pflicht erachtet, die Erzählung ganz einfach wieder zu geben, um etwa die Aufmerksamkeit eines wissenschaftlich gebildeten Arztes darauf zu leiten.)

Obwohl der Besitz dieses außerordentlichen Recepts in einer Gegend, wie Sonora, wo nicht nur Hunde, sondern auch Wölfe, Füchse, Tiger, Katzen und andere Thiere häufig der Wuth unterworfen sind, höchst wünschenswerth seyn sollte, so war unter den zahlreichen Zuschauern doch nicht ein Einziger, der sich im Geringsten um dasselbe bemüht hätte, ausgenommen Don Victores Aguilar.

Das gepülverte Kraut, dessen man sich bedient, ist, so Viel ich weiß, ein Helleborus (?) und heißt im Spanischen Sevadilla; sein botanischer Name ist, wie ich glaube, veratrum Sebadilla *). Es giebt auch noch ein anderes Kraut, genannt Amole, das eben so wirksam seyn soll, dessen botanische Bezeichnung ich aber nicht kenne. Es wird in der Gegend von Amoles, einer Stadt am Rio de Buen Vista, häufig gegen Wasserscheu angewandt. Beide Mittel sollen nie ermangeln, eine glückliche Heilung zu Weg zu bringen.

Travels in the Interior of Mexico in 1825, 6, 7 and 8. By Lieut. R. W. H. Hardy. London.

*) Also die bei uns unter dem Namen Sabadill bekannte Pflanze die allerdings mexicanischen Ursprungs, aber keine Helleborusart ist.

Folgendes ist eine Uebersetzung des Receptes, wie es Don Victores Aguilar auf mein Verlangen niederschrieb:

„„Welche ein Käfelab*) in etwas mehr als einem halben Schoppen Wasser 5 Minuten lang auf, füge dann von gepülverter Sabadill so Viel hinzu, als man zwischen den Daumen und drei Finger nehmen kann; vermenge die Masse wohl, und gieb sie dem Kranken (— d. h. zwänge sie demselben während der Zwischenzeit des Paroxysmus in die Kehle**). Der Patient ist sofort in die Sonne (oder, wo Dieß nicht möglich, an ein Feuer) zu setzen, und stark in Wärme zu halten. Beruhigt ihn schon die erste Dosis, so braucht ihm nicht Mehr gegeben zu werden; dauert aber die Wuth fort, so wird eine zweite Dosis hinzugefügt, die ihn dann ganz gewiß in Ruhe bringt. Ein tiefer Schlaf folgt hierauf, der 24 bis 48 Stunden anhält (nach der körperlichen Kraft des Kranken), darauf ein heftiges Vomiren und Purgiren, das fortdauert, bis alles Gift aus dem Körper entleert ist.““

In Tukutama lebt ein Indianer, der ein Antidoton gegen das Wuthgift besitzt, welches in die Bißwunde selbst eingebracht wird, und den Ausbruch, nicht nur, wie die Sabadill, das bereits vorhandene Uebel abwendet. Zehntausend Dollars wurden ihm für sein Geheimniß geboten; er ist aber hierauf nicht eingegangen. Er läßt sich zehn Dollars von jedem Kranken bezahlen, und lebt so von seiner Praxis mit vieler Gemächlichkeit.“

Ephesus.

(Fortsetzung.)

Der Weg schließt sich an die letzten Hügel am linken Ufer, während das Thal in eine weite Ebene mündet, die abermals in der Mitte durch einen abgesonderten Hügel gebrochen ist; diese ist die Ebene von Ephesus. Man kömmt an einer Grotte vorüber; da beugen sich die Höhen plötzlich von Westen nach Süden, und nach beiden Richtungen rollt sich die Ebene auf. Im Südwest gewahrt man mächtige Trümmer in schwarzen Massen an einen Hügel gelehnt, welcher vor dem Cerissus gleichlaufend sich hinzieht; es sind die Trümmer von Ephesus am Berge Prion. Am Ueberraschendsten aber fällt gerade im Süden, auf abgesondertem Hügel, eine Bergfeste in's Auge, scheinbar mit wohlerhaltenen Mauern und Thürmen; es ist das Schloß von Aisaluk. Eine Reihe Pfeiler, die ich aus der Ferne zuerst für eine Baumreihe nahm, durchzieht in gerader Linie zwischen demselben und der östlichen Hügelwand das Thal; dieß sind die Reste einer Wasserleitung. Viele Gebäude endlich, mit Kuppeln überwölbt, und Trümmer aller Art drängen sich an die Schloßhöhe. Diese sind die Reste des türkischen Ortes Aisaluk.

Wir hatten dreizehn Stunden zu Pferde zugebracht; der Tag war zu Ende. Unendliche Stille lag über Höhen und Thal, über Schloß und Trümmern und Flur; kein menschliches Wesen schien diese Gegend zu bewohnen. Mein Janitschar rief wiederholt und schreckte eine Menge Gevögel auf, da er durch die Trümmer umher irrte; ich hielt an den Pfeilern der Wasserleitung; auf jedem dieser Pfeiler, ohne Ausnahme, so wie auf allen höhern Trümmern und Resten von Minarets waren Storchennester. In die Heimat dieses Gevögels schien ich gerathen zu seyn.

Mein Ibrahim (so hieß der Janitschar) brachte nach einer Weile einen Neger herbei, dem bald ein zweiter und dritter folgte. Man führte uns in den inneren Raum einer Ruine, und machte dort unsere Lagerstätte zurecht. Sechs Familien, meist Neger, bewohnen die ausgedehnten Trümmer von Aisaluk, und bilden dort einen Wachtposten gegen die Samier. Die Männer versammelten sich bald um uns; sie brachten willig, was wir von frischer und gegohrener Milch wünschten, bereiteten uns selbst das Mahl, und verließen uns die ganze Nacht über nicht. Ich war nicht nur durch die Länge des Weges, sondern auch, weil ich ein sehr unruhiges Pferd geritten hatte, nicht wenig ermüdet. So schliefen wir in den Trümmern von Aisaluk.

Diese wurden lange Zeit hindurch mit den Trümmern von Ephesus, aus denen sie ihr Entstehen nahmen, verwechselt. Tournefort hängt noch diesem Irrthum an, von dem sich Chandler los riß. Aisaluk scheint erst nach dem Verfalle von Ephesus unter den spätern Byzantinern entstanden zu seyn; unter den Sarazenen aber wurde es mächtig. Die Ebene von Ephesus ward der Tummelplatz zwischen Beiden, und für die Fehden, welche die Türken unter sich selber kämpften. Anna Comnena erzählt, daß die Ungläubigen zur Zeit der Regierung ihres Vaters Alexis sich der Reste von Ephesus bemächtigten, und dort von Johann Dukas geschlagen und wieder ausgetrieben wurden. Aus der Schilderung der Schlacht, welche diese Geschichtschreiberin giebt, geht deutlich hervor, daß die Feste von Aisaluck damals schon bestand, und unter dem Namen von Ephesus mitbegriffen wurde, die eigentlich alte Stadt dieses Namens aber bereits völlig verschwunden war. Theodor Laskaris bemächtigte sich des neuen Ephesus im Jahre 1206, die Mohammedaner aber setzten sich zur Zeit der Regierung Andronikus, des Paläologen, abermals darin fest. Tamerlan berief nach der Schlacht von Angora alle einzelnen Haufenführer, die in Anatolien hauseten, nach Ephesus. Einen Monat lang plünderte und kehrte man die neuere Stadt von unterst zu oberst. Ephesus kam damals an Amur, einen Sohn Asin's, dessen Hause ganz Karien und Smyrna zu Theil geworden waren. Aber Cineis, Caraspasis Sohn und Anhänger der Partei Bajaset's, erklärte Asin's Geschlechte den Krieg. Belagernd bald und bald belagert stritten sich Beide um die Feste, bis Amur starb, und Cineis im mißtrauenvollen Bündniß mit den Fürsten von Ikonium und Cotyeium dem Sultan Suleiman entgegen trat, der von Prusa über Smyrna herab ihn zu bekriegen kam, und über die Dogenbrücke des Kayster den Triumphzug in das Schloß that. Mehammed I nahm unbestrittenen Besitz von den aus zwanzig Jahrhunderten aufgehäuften Trümmern. Seit jener Zeit sammelten sich wieder einige türkische Familien um das Schloß von Aisaluk. Da aber der Handel, der in Ephesus nicht die geringste Nachhülfe fand, ganz und gar nach Scalanuova sich gezogen hatte, die Ebene immer

*) Rennet, das Lab, die Milch gerinnen zu machen.

**) Dieses Hinabzwängen möchte bei der krampfhaften Reizbarkeit des Schlundes der Wasserscheuen wohl das Schwerste bei der ganzen Cur seyn.

mehr und mehr versumpfte, und Krankheiten hievon die Folge waren, so sank das neue Ephesus, d. i. Aisaluk, zum ärmlichen Dorfe herab. In unseren Tagen wurden die wenigen griechischen Familien, die da noch wohnten, ausgerottet. Die Samier rächten die Ihrigen an den türkischen Bewohnern von Aisaluk; und so kam es, daß jetzt über den Trümmern und in der nächsten Umgegend des einst so herrlichen Ephesus, der üppigsten, reichsten, größten der jonischen Städte, kein menschliches Wesen eine bleibende Lagerstätte aufgeschlagen hat. Die wenigen Neger, die da Nachtlager halten, sind, wie oben gesagt, nur eine Wache gegen die Samier. Zwischen den Ruinen ruht hie und da ein Nomade in seinem Zelte. Jeder, der da kommt, ist Herr auf diesem herrenlosen Boden.

Vor Sonnenaufgang war ich bereits auf den Beinen, und draußen mitten auf dem Schauplatze der Verwüstung. Es diene zuvörderst zur Kunde, daß ganz Aisaluk sammt Schloß und Wasserleitung, von der Behausung des Bettlers bis zur kaiserlichen Moschee, nur aus Granit- und Marmor-Trümmern des nahen Ephesus erbaut ist. Man erwarte daher nicht, daß ich aufzähle: Hier fand ich diese oder jene Säule, hier einen Altar und dort einen Sarkophag, hier glänzende Fußgestelle, dort die Knäufe.

Ich nahm den Weg nach dem Schlosse, um einen Ueberblick der Gegend zu erhalten. Ueber Haufen von Säulen, Marmorstücken und anderem Baugesteine, womit der Berg ganz bedeckt ist, gelangt man zu einem majestätischen Thore, dem Eingange in die Vorfeste, die durch starke gethürmte Mauern mit dem obern Schlosse verbunden war. Dieses Vorwerk, aus den Zeiten der Byzantiner, ist fast einzig aus behauenem Marmor und größten Theils aus den Sitzen des Stadiums und Theaters erbaut. Man findet da mehrere verstümmelte Inschriftstücke, und die Sitze tragen häufig Lettern, bald ein A, Γ, Η, Χ, Ω, C, Ψ; bald mehrere zusammen, wie AN, ΕΡΩ u. m. Die leichte Art, womit sie eingegraben sind, erinnert an die Schriftzüge auf den Marmorstühlen zu Milo, deren ich an einem andern Orte gedenken werde.

Ueber dem Thorgewölbe waren zur Verzierung des Gesimses drei vielgerühmte Stücke in erhabener Arbeit angebracht, von das mittlere und größte den Tod Hektor's oder Patroklos, das zweite die Uebergabe der Leiche an Achilles, das dritte den todten Hektor, von weinenden Frauen umringt, vorstellte. Diese drei Stücke wurden kürzlich von einem Sicilianer entdeckt. Der Sicilianer kaufte die Erlaubniß, diese Stücke abnehmen zu dürfen, von dem Aga von Aisaluk (es sind 6 Jahre her) für 200 Piaster; miethete dann die nöthigen Werkleute, und um die Last aufzunehmen, legte er eine Menge Säcke voll Kerling unter das Thor, damit die Platten darauf fallen könnten, ohne sich zu beschädigen. Daß die Arbeit nicht ohne Nachtheil für die Kunstwerke vor sich ging, lag meist in der Unart der Werkleute. Wirklich wurde dabei das schönste Stück in der Mitte geschlagen, und die linke Ecke desselben mit dem sterbenden oder gestorbenen Helden, der da ausgestreckt, die Arme über dem Kopfe, liegt, ist noch an seiner ursprünglichen Stelle zu sehen. Der Kopf wurde bei der beschwerlichen und mißglückten Ablösung verstümmelt. Spon nennt das mittlere dieser Stücke eine römische Arbeit. Ich habe sie nicht gesehen und erlaube mir keinen Widerspruch. Nur bemerke ich, daß Pausanias (Buch 10, Cap. 26), von einem Gemälde des Kaliphon aus Samos spricht, das sich auf Patroklos bezog und im Tempel der Diana zu Ephesus aufgestellt war. Dürften jene Basreliefs daher nicht ebenfalls aus diesem Tempel seyn?

Das vierte Stück an diesem Fries stellt ein Bachanal vor: Knaben tragen tanzend Körbe mit Trauben, oder rollen sich auf Weinschläuchen herum. Dieses Stück hatte sehr gelitten, schon als es Tournefort sah; es kann durch die vergeblichen Versuche, es gleich den Uebrigen abzulösen, seither nicht gewonnen haben. Die wirklich abgenommenen Stücke wurden von dem Sicilianer nach Smyrna gebracht, und dort für 30,000 Piaster nach England verkauft.

Mich wundert, daß weder der eben genannte Reisende, noch der aufmerksame Chandler bemerkt haben, daß das Thorgewölbe bemalt war. Deutlich stechen die Farben durch den Schmutz und Rauch, den Menschen und Zeit darüber ausgegossen haben. Diese Pforte trägt wirklich heute noch den Namen des Thores der Verfolgung, entweder weil, wie Einige meinen, die Neugriechen jene Darstellung aus der Iliade auf christliche Märtyrer deuteten, oder aus sonst einem vergessenen geschichtlichen Grunde. Ich bemerkte unter den bearbeiteten Stücken der Mauer das Haupt mit der Schlange auf der einen, und den Bogen auf der andern Seite, was Spon nicht übersah. Dieß ist ein Bild der Hekate Trifermis, worin Proserpina und Diana mit ihren Sinnbildern vermählt erscheinen.

Ich umging die Mauern von Außen und Innen und stieg über türkische Gräber nach dem oberen Schlosse, vor dem große Massen durch Mörtel verbundener Ziegel liegen — Stücke der Hauptmauer. Die Ziegel haben fast einen Schuh im's Gevierte, und sind mit gehöhlten Streifen versehen, auf daß der Mörtel besser halte. Sie scheinen durch Erdbeben gelöset worden zu seyn. Auf einem dieser Blöcke hat sich ein Baum angesiedelt und sendet die Wurzeln durch die Spalten in die karge Erde.

Der Eingang des oberen Schlosses sieht nach der Meerseite. Es umschließt nur die Reste einer Moschee, mehrere Wachgebäude und einen Thurm: überall Marmortrümmer, Inschriftsteine, Granitsäulen als Bausstücke verwendet.

Der Ueberblick der Gegend von dieser Höhe ist vollkommen und dem Reisenden nothwendig. Es breitet sich nach allen Richtungen die Ebene hin, von ansehnlichen Bergen umfangen. Ihre Länge beträgt im Osten nicht über eine halbe Stunde, im Norden und Süden nicht über eine Stunde; dort ist sie von den vielfach eingebuchteten Vorhügeln des Paktles, hier von dem Corissus und Gallesus begrenzt, die Beide westwärts gewandt nach dem Meere hinziehen und somit der eigenthümlichen Ebene von Ephesus als mächtige Bühnenwände dienen. Da erscheint dieselbe wie mit dem Richtscheit abgeglättet, in der Breite einer Stunde und in der Länge von anderthalb Stunden; dann rollt das dunkelblaue Meer sich auf. Die Berge beugen sich am Gestade so nach Süden und Norden ein, daß sie die Bühne gleichsam umfassen wollen, und diese Beschränkung

erhöht das Reizende des Schauplatzes. Ganz zunächst, südwestlich unter dem Schlosse, steht eine große Moschee mit halbgestürztem Minaret; südwärts gewandt übersieht man die Trümmer von Aisaluk und das tief eingehende Thal, wodurch der Weg nach dem alten Magnesia am Mäander führt; südöstlich den schlanken Pfeilerzug der Wasserleitung, der hier an das Schloß, dort an die Hügel des Pactles sich knüpft, südwestlich aber den Berg Prion mit seinen Trümmern, über welchen der Cossus mit andern Trümmern schaut. Zwischen Aisaluk und dem Prion bilden hie und da Ruinen die Verbindung und brechen die Oede. Näher an dem Kayster hin ist keine Spur von Ruinen. Der Fluß schneidet sich tief in den Grund und ist kaum sichtbar; ein Paar Pappeln stehen im Felde, sonst ist kein Baum, nur hie und da Gesträuche sichtbar, das in geringer Höhe die Fläche durchzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Audienz bei dem Pascha von Egypten.

Nachdem der ganze Hof das Triebwerk der Uhr hinlänglich bewundert hatte, bemerkt ein neuer englischer Reisebeschreiber, der zu einer Audienz bei dem Pascha von Egypten zugelassen wurde, zeigte ich Sr. Hoheit die Art, wie Spieluhren in Gang gebracht werden, worüber er sehr vergnügt schien, indem er mehr als einmal ausrief: „Maschallah!" (Gott ist groß). „Ihr Hakkims," sagte er, „könnt Alles; Ihr könnt den Leuten die Leiber ausbessern (der Engländer war ein Wundarzt), und Uhren in Gang bringen; Maschallah!" Dieß sollte ein Witz seyn, und alle christlichen Pascha's, die zugegen waren, lachten über den scherzhaften Einfall, den Se. Hoheit gehabt hatte. Wir bekamen Kaffee, aber keine Pfeifen. Sir Hudson Lowe war einer der letzten Europäer, die bei dem Pascha mit Pfeifen bedient wurden. Der Canzelliere, der neben mir saß, sagte mir wiederholt: „ich möchte nicht so bequem da sitzen, sondern mich gerade nur auf der Ecke des Divans halten, wie die andern Franken thäten; denn," meinte er, „als Sir Hudson Se. Hoheit besuchte, saß er auf eine so ehrerbietige Weise, daß er kaum den Sitz berührte; und Se. Hoheit bemerkte Dieß, nachdem er sich entfernt hatte, und sagte, er habe noch nie einen Engländer von so viel Talent gesehen." Dieß war das erste Mal, daß ich hörte, daß der Sitz des Geistes in dem os sacrum sey; und da ich nicht ehrgeizig genug war, um den Ergeuverneur von St. Helena in der guten Meinung eines Muselmanns zu verdrängen, so fuhr ich fort so zu sitzen, wie jeder englische Gentleman vor einem türkischen Offizier gethan haben würde. Der erste Gegenstand unserer Unterhaltung war die Belagerung von Bhurtpur. Der Pascha fragte, ob es wahr sey, daß die Engländer die Stadt genommen und die Besatzung niedergemetzelt hätten. Hr. Salt erwiederte, es sey kein Zweifel darüber, daß die Stadt genommen worden, und da die Besatzung keinen Pardon gegeben habe, so sey viel Blut geflossen. Der Pascha brach in ein lautes Gelächter aus: „O," sagte er, „Ihr seyd ein feines Volk in England, Ihr führet Krieg in Indien, Ihr massacrirt die Besatzungen der Städte, Ihr verfahrt mit den Gefangenen, wie es Euch beliebt; und Niemand spricht wider Euch, Niemand zeigt auf Eure rothen Schwerter; aber meine Leute dürfen nur ein Paar Giaurs in Missolunghi tödten, so erhebt ganz Franguestan ein allgemeines Geschrei; jeder Christ nennt meinen Sohn Ibrahim einen Bluthund." Hr. Salt hatte die Höflichkeit zu erklären, daß er nie einen solchen Ausdruck gehört habe; er rief mich zum Zeugen, natürlich konnte ich Nichts gehört haben, was mein Consul nicht gehört hatte; der Pascha schenkte uns indessen keinen Glauben und fuhr noch eine halbe Stunde lang fort, über Missolunghi und Bhurtpur zu sprechen. Ich bemerkte, daß er ein französisches Zeitungsblatt vor sich hatte; ohne Zweifel war dasselbe ihm durch einen seiner Dolmetscher übersetzt worden, denn er versteht keine Sprache außer Türkisch, nicht einmal Arabisch, und hat erst vor Kurzem seinen Namen schreiben gelernt. Es mußte in dem Blatte Etwas über den Pabst gestanden haben; denn als wir uns verabschiedeten und Hr. Salt sich eine Privataudienz erbat, fing Se. Hoheit statt des Geschäftes, welches Salt zu verhandeln wünschte, an, sich über den heiligen Vater auszulassen. „Und so küßt man ihm wirklich die Zehe," sagte er, „wie sonderbar, einem Mufti die Zehe zu küssen? Wenn ich nach Rom käme, würde man mich zwingen, ihm die Zehe zu küssen?" Hr. Salt versicherte ihn, er könne nach Rom gehen, wenn es ihm beliebe, ohne daß irgend Jemand sich von ihm küssen lassen werde; auch sagte er ihm, daß wir Engländer unseren eigenen Mufti oder wenigstens ein Haupt unserer Kirche hätten, dem aber Niemand die Zehe küsse. „Oh, ich weiß es," rief Mohammed Ali, Ihr gehört nicht zu dem römischen Mufti; aber habt Ihr nicht die Hälfte Eures Volkes, die ihm angehörig ist, irgend wo außerhalb London's?" — „Gewiß nicht, erwiederte Salt, „ich fürchte, die Franken hier täuschen Ew. Hoheit in Bezug auf die Dinge, die sie Ihnen über England sagen." — „Aber," sagte der Pascha, „sind nicht einige Eurer Rajah's anderen Glaubens als Ihr, und werden sie nicht wie Sclaven behandelt? Empörten sie sich nicht, und habt Ihr sie nicht mit dem Schwerte gezüchtigt? Damals mischte sich der Sultan nicht ein; es waren Eure Rajah's, Ihr behandeltet die Giaur's, wie es Euch beliebte, und wir fragten Euch nicht, warum tretet Ihr diese Hunde mit Füßen. Und jetzt, saget mir, welches Recht habt Ihr, unseren Rajah's Geld und Waffen zu senden, daß sie sich wider ihren Herrn empören? Und warum verlangt Ihr von dem Sultan, daß er sie frei lassen soll?" Das waren bedenkliche Fragen, und Hr. Salt gestand mir, daß er es schwierig genug gefunden habe, sie zu beantworten. Aber das müßte eine schlechte Sache seyn, die sich nicht vertheidigen ließe; und so erläuterte Salt in einer langen Unterredung dem Pascha die Uneigennützigkeit unserer Politik und die Duldsamkeit unserer Gesetze; was Se. Hoheit mit großem Ernste und in der besten Laune anhörte, als ob er jedes Wort glaubte: denn die Türken sind in dieser Beziehung ungemein höflich; sie nehmen lieber den Schein an, als ob sie überzeugt wären, als daß sie sich die Mühe gäben, ihre Mißbilligung zu wiederholen. Der Pascha scheint in seinem drei und sechzigsten oder vier und sechzigsten Jahre; ein frischer wohlaussehender alter Mann, der Nichts an sich hat, als seine durchdringenden Augen, was seinem Gesicht einen nicht ganz gewöhnlichen Ausdruck giebt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 14. 14 Januar 1830.

Die französischen Prediger des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Heinrich Stephanus schrieb unter dem Titel einer Apologie erodots, seines Lieblingsschriftstellers, eine bittere Satire auf ine Zeit. „Ihr beschuldigt den Herodot der Uebertreibung und üge", sagt der gelehrte und geistreiche Buchdrucker zu seinen eitgenossen; „es ist wahr, seine Gemälde von Völkern und indern, die er gesehen und durchwandert, enthalten zum Theil ltsame Dinge; aber müssen sie deßwegen erlogen seyn, weil : Euch neu und fremd sind? Mit demselben Rechte könnten ir an der Sittenverderbniß unsres Zeitalters zweifeln, weil ine Laster und Frevel an's Unglaubliche grenzen." Die schmähhste Schilderung entwirft Heinrich Stephanus aber nicht zuächst von seiner, sondern von der unmittelbar vorhergehenden eriode. „Es dürfte zweckmäßig seyn", bemerkt er, „ehe ich eine Aufgabe in unsrer Zeit weiter verfolge, mich ein Wenig iter unsern Vorfahren umzusehen — ich meine Die vor sechzig er achtzig Jahren. Wen nehmen wir nun zu Wegweisern? ie damaligen Prediger, und zwar, was Frankreich betrifft, den ruder Olivier Maillard und den Bruder Michael Menot; was allen betrifft, den Bruder Michael Vareleta. Denn obwohl die christliche Lehre durch allerlei Träumereien, Faseleien und artiges Geschwätz verfälscht haben, wie denn abwechselnd die wissenheit und der Muthwille aus ihnen gesprochen, so han sie doch auch gewaltig geeifert gegen die Gebrechen ihrer it."

Gewöhnlich erblickt man in diesen alten Predigern, die mit rer derben Sprache und Manier freilich sehr gegen den jetzin verfeinerten Geschmack abstechen, nur Fanatiker oder Buffo's, e uns höchstens zu einem augenblicklichen Spaß verhelfen. Allein, wie schon Heinrich Stephanus richtig erkannte, es liegt in ren Werken die Sittengeschichte ihrer Zeit und man muß sich undern, daß diese historische Quelle bis auf die neueste eit so sehr vernachläßigt blieb. Wer will das Mittelalter und dieses erstreckt sich bei einzelnen Nationen ziemlich weit rab — richtig würdigen, ohne die praktische Bedeutung der rche näher in's Auge zu fassen, in wiefern sie nicht nur das gan der Religion, Wissenschaft und Sitte, sondern auch die einzige Schranke gegen die unbändigen Leidenschaften zuchtloser Barbaren war? Aber nicht die hohen Würdenträger mit Insul und Pallium sind es, bei denen man diese praktische Kirche suchen darf, von denen man Aufschlüsse holen kann; diese vornehmen Herren machten wie immer gar zu gerne auch irdische Geschäfte, und ihr Einfluß beschränkte sich daher meist auf die Sphäre politischen Ehrgeizes oder hofmännischer Intrike, während sie selbst dem allgemeinen Strome folgten. Ganz anders die Männer der Kanzel, die sich gar wohl auch von jenen zu trennen und ihren Beruf als einen höhern gottwohlgefälligern wahrzunehmen wußten; sie waren die Demosthene, welche gegen das Gold des Philippus donnerten, die Johannes, welche den Stolz des Herodes demüthigten, die Juvenale, welche die Geißel über Rom und seine Cäsaren schwangen. — Sonntag den 28 März 1583, lesen wir im Journal Heinrichs III, ließ der König den Mönch Poncet, Fastenprediger in Notre-Dame, in Gewahrsam nehmen, weil er am Sonnabend zuvor gegen die neue Brüderschaft der Büßer gepredigt hatte, welche er eine Brüderschaft der Heuchler und Gottesleugner nannte. „Ja", rief er aus, „ich weiß es aus guter Quelle, gestern Abend, an demselben Freitag, wo sie ihre Prozession hielten, stack der Bratspieß mit dem Souper dieser saubern Büßer am Feuer; sie fasteten mit einem fetten Kapaun und, damit sie auch eine Bescheerung für die Nacht hätten, war ein junges Fleisch zärterer Art für sie in Bereitschaft. Weh Euch, Pharisäer! So macht Ihr Euch also über Gott lustig in Eurer Maske und tragt zum Staat eine Peitsche im Gürtel! Bei Gott, ich sage Euch, die Peitsche gehört an einen andern Ort, sie gehört auf Euren Rücken, auf Eure Schultern, um Euch tüchtig zu striegeln. Es ist Keiner unter Euch, der es nicht redlich verdient hätte." Um dieser Reden willen ließ ihn der König, indem er sagte, der Bursch sey ein alter Narr, in seiner Kutsche durch den Officier von der Wache nach der Abtei von Melun bringen, ohne daß ihm jedoch Etwas zu Leide geschah, wenn man die Angst abrechnet, die er hatte, man möchte ihn unter Wegs in den Fluß werfen. Dort besuchte ihn der Herzog von Epernon, und sagte lachend zu ihm: „Lieber Herr und Meister, Ihr machet, daß die Leute in Eurer Predigt recht lachen; das ist nicht schön von Euch; ein Prediger wie Ihr soll zur Erbauung predigen, nicht zum Schabernack." „Herr", erwiederte Poncet unbefangen, „um so mehr

freut es mich, Euch versichern zu können, daß ich in der That bloß Gottes Wort predige, und wenn Leute in meine Predigt kommen, um zu lachen, es nur Schurken oder Atheisten seyn können. Und wahrscheinlich habe ich in meinem Leben nicht so viel Personen zum Lachen gebracht, als Sie zum Weinen." Es ist zu bemerken, daß der König und der ganze Hof von dieser Brüderschaft war.

So behaupteten viele dieser Prediger, und waren es nur einfache Mönche, trotz ihrem burlesken Humor, selbst ihrem oft bis zur Zügellosigkeit getriebenen Cynicismus, trotz ihrem ganzen theatralischen Wesen und Benehmen, welches indeß in jenem rohen aber kräftigen Zeitalter, wo die Bühne mit ihren geistlichen Schauspielen der Kirche nicht so fern stand, um ihr nicht einen Theil ihrer Scenerie borgen zu können, ohne den Gläubigen ein Aergerniß zu geben — Viele, sagen wir, behaupteten — wenn auch nicht den Ernst der Prophetenwürde des Alterthums — doch den Charakter strenger Sittenrichter, die sich nicht scheuten, dem verdorbensten Hofe Europa's kühn die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, und ihre Verwandtschaft mit den spätern Satirikern ist unverkennbar. Man könnte in Frankreich eine förmliche Genealogie aufstellen: Maillard zeugte Menot, Menot zeugte Rabelais, Rabelais zeugte Moliere und Lafontaine u. s. f.; freilich weiß man nicht gewiß, ob das Geschlecht sich immer in gerader Linie fortpflanzte, um von den zahlreichen Seitenverwandten gar nicht zu sprechen.

Heinrich Stephanus war bekanntlich Calvinist und ein Feind des römischen Clerus, dessen Rache ihn auch nach der Erscheinung seiner Apologie zur Flucht nach Holland nöthigte; er war überdieß ein ernster Mann von feinem, classisch-gebildetem Geschmack, der hoch über seinem Zeitalter stand; so daß es begreiflich ist, warum ihm die komische Seite seiner Maillard's und Menots nicht behagen konnte. Ihm schien dieses Scherzen mit ernsten Dingen Nichts als eine Spielerei, wodurch der Eindruck der Ermahnung geschwächt würde; eine Trübung der Quelle, aus welcher er seine Sittenschilderungen schöpfte. Vielleicht, daß er Unrecht hatte, an diese ersten Versuche roher Volksberedsamkeit, als welche man das Predigtwesen damaliger Zeit betrachten muß, den Maßstab seines hochgebildeten Geistes zu legen, oder daß er die Stellung des Predigers gegenüber einem gemischten Publikum mit seinem Verhältnisse als Satiriker zu dem lesenden Theil, d. h. der Elite der Nation, verwechselte; so Viel er aber an seinen Gewährsmännern in der angegebenen Beziehung sowohl, als mitunter wegen ihres persönlichen Betragens zu tadeln findet, so läßt er doch der Wahrheit ihrer Rügen alle Gerechtigkeit widerfahren und beschuldigt sie nirgends der Uebertreibung — ein Umstand, der sehr für ihre Glaubwürdigkeit spricht; denn wenn Heinrich Stephanus, im edeln Unwillen über sein entartetes Zeitalter die Feder ergreift, um uns ein Werk zu liefern, das sich eben so sehr durch Reichthum der Gelehrsamkeit, als durch Gediegenheit der Darstellung auszeichnet, und worin er alle Anmuth classischer Bildung mit dem gewissenhaftesten Wahrheitssinn seines frommen Gemüthes vereinigt, muß er doch wohl seine Gewährsmänner — als ein echter Philolog — vorher kritisch geprüft haben?

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem —

Mit diesem Motto trat die „Apologie Herodots" in die Welt und das folgende Zeitalter wenigstens hat die Prophezeiung nicht Lügen gestraft.

Die königliche Bibliothek zu Paris enthält eine Sammlung von theologischen Handschriften des Mittelalters wie vielleicht keine andere Bibliothek in Europa, und es bedürfte nur einer geschickten Auswahl, um daraus die interessantesten Beiträge zur Kenntniß jener so viel gerühmten und so viel verunglimpften und so wenig gekannten Periode zu liefern. Denn die Ausgaben von einzelnen derselben, wie von Maillard *) und Menot **), auf welche Heinrich Stephanus sich so oft bezieht, sind so selten, daß, wer in diesem Gebiete ein neues Licht aufstecken wollte, sich doch fast nur an die Handschriften halten könnte. Bei dem tiefer eindringenden wissenschaftlichen Geiste, der sich seit der Revolution in Frankreich äußert, namentlich bei der entschiedenen Neigung der schönen Literatur für individuelle Auffassungen dürften wir vielleicht in dieser Beziehung — und sey es auch nur in historischen Romanen im Geschmack „der Chronik Karls IX — keinen zu gewagten Wunsch ausgesprochen haben. Die Probe, die wir hier aus den Werken des Erstern mittheilen, ist einer Fastenpredigt ***) entnommen, welche derselbe im Jahre 1500 in Brügge über das Anathem und die Zerstörung von Jericho hielt. „Sit civitas Jherico anathema et omnia quae in ea sunt." Der erste Theil der Predigt, der dem Leser erlassen wird, stellte den großen theologischen Kampf vor „zwischen dem glorreichen Freund Gottes, unserem Herrn St. Bonaventura und dem schlauen Doctor Scott (Lescot), der ein falsches Thier war, und recht scheel drein sah." Alle Feinheiten und Spitzfindigkeiten der Scholastik wurden bei dieser Gelegenheit ausgekramt. Besonders war es aber der zweite Theil, worin sich die bald komische, bald erhabene, stets aber feurige und leidenschaftliche Beredsamkeit des Predigers in ihrem vollen Glanze zeigte. „Was sagt Ihr dazu, Damen", redet Bruder Maillard sein Auditorium an, „seyd Ihr gute Theologinnen? Und Ihr Andern vom Hof, was däucht Euch? Werdet

*) Divini Eloquii praeconis celeberrimi fratris Oliverii Maillardi, ordinis Minorum, professoris, sermones de adventu, declamati Parisiis, in ecclesia Sancti Joannis in Gravia. Industria honesti viri Joannis Barbier librarii jurati, impensis vero Joannis Petit, bibliopolae parisiensis, anno Domini millesimo quingentesimo XI pridie Kalendas Decembris.

**) Reverendi Patris, fratris Michaelis Minoti, ordinis Franciscani, sacrae theologiae professoris, zelatissimique praedicatoris, qui lingua aurea sua tempestate nuncupatus est, sermones quadragesimales, ab ipso olim Turoni declamati. Apud Claudium Chevallonum, sub sole aureo, in viâ Jacobea. Anno Domini MDXXV.

***) S'en Sieult Ung Sermon que fist frère Olivier Maillart, l'an mil cinq cent, le cinquiesme dimanche de quaresme en la ville de Bruges. Manuscrit de la Bibliothèque du Roi 244. Sorbonne fR. 307.

Ihr die Hand an's Werk legen? Sagt mir, um Eurer Seele willen, gefälligſt, habt Ihr keine Furcht verdammt zu werden? — Ei, Bruder, werdet Ihr ſagen, warum ſollen wir denn verdammt werden? Sehet Ihr nicht, daß wir alle Tage pünktlich in Eure Predigt kommen? Zudem gehen wir in die Meſſe, wir faſten, wir geben Almoſen, wir beten; Gott wird ſich über uns erbarmen und uns erhören. — Wohlgeſprochen, ihr Herren, aber Ihr ſagt nicht Alles. Denn ich verſichere Euch, ihr Herren, wenn Ihr eine Todſünde auf Euch habt, ſo wird Gott Euer Gebet und Flehen Nichts helfen. Nun merkt auf und gebet wohl acht, St. Jacob redet davon in ſeiner canoniſchen Schrift. Nehlan, ſo laß hören, St. Jacob, mein Freund! Wer an einem der Gebote ſich verſündigt, wird auch der übrigen ſchuldig ſein. Wahrlich, ihr Herren, es iſt mir nicht genug, daß Ihr ſaget: Ich bin kein Mörder, ich bin kein Räuber, ich bin kein Ehebrecher; ſo Du im Geringſten Dich verfehlet, biſt Du überhaupt ſtrafbar. Es bedarf nur eines kleinen Loches, daß das größte Schiff, das auf dem Meere ſchwimmt, verſinke; es bedarf nur eines kleinen falſchen Nebenpförtchens, um die ſtärkſte Stadt oder das feſteſte Schloß der Welt einzunehmen; es bedarf nur eines kleinen offenen Fenſters, um das größte und anſehnlichſte Waarenlager in Brügge auszuplündern. Ach die Sünde, die uns zu Thoren macht! Weil wir ſchon für die Uebertretung eines Gebots aller übrigen ſchuldig ſind, darum thut Ihr ſie täglich alle übertreten. Bei Wem fange ich zuerſt an? Bei denen, die ſich hier unter dem Vorhange befinden — den Fürſten und Ihrer Hoheit (la sua Altese) der Fürſtin. Ich ſage Euch, Herr, es iſt nicht genug, daß Ihr ein guter Katholik ſeyd; Ihr müßt ein guter Fürſt ſeyn, Ihr müßt Gerechtigkeit üben, Ihr müßt Sorge tragen, daß Eure Unterthanen auch unter ſich ein gut Regiment führen. Und Ihr, Frau Fürſtin, es iſt nicht genug, daß Ihr eine gute Frau ſeyd, Ihr müßt Sorge tragen für Eure Familie, daß ſie einen rechtſchaffenen und vernünftigen Wandel führe. Ich ſage das Nehmliche zu allen Uebrigen, weß Standes ſie auch ſeyen. Zu Denen, welche die Gerechtigkeit verwalten, daß ſie Jedem thun, was recht und billig; zu den Ordensrittern, daß Ihr haltet die Gelübde, die Euch Euer Orden auferlegt; um einen Schwur iſt es ein Großes, ſagt man; aber Ihr habt Euch noch einen andern Eid erſonnen, den Ihr beſſer erfüllt: daß Ihr Nichts thut wider Dem, was Ihr geſchworen. Habe ich's getroffen, was meint Ihr? — Ehrlich geſtanden, Bruder, es iſt ſo. — Ziehet Euch zurück. — He! Seyd Ihr auch da, Ihr Garderobe-, Obſt- und Kellermeiſter (officiers de la panneterye, de la fruitterye, de la boutillerie)? Nicht wahr, wenn es nur ein halbes Loth Pfeffer oder eine Faßdaube zu entwenden giebt, an Euch ſoll es nicht fehlen? — Ehrlich geſtanden, Bruder, Ihr ſagt nicht zu viel. — Wo ſind die Schatzmeiſter und Silberkämmerlinge? Ha, ich ſehe Euch, die Ihr Eures Herrn und Eure eigenen Geſchäfte ſo wohl beſtellen wißt! Aufgepaßt; ein guter Zuhörer iſt eine Predigt werth. Ihr Hofdamen, leichtſinniges, junges Frauenzimmer (jeunes garches illeoques), laßt mich Nichts mehr von Galanterien hören. Du drüben, junger Geck mit der ſpitzen Mütze, halte Deine Blicke im Zaume. Ihr lacht? Ihr braucht aber nicht zu lachen, wer Ihr auch ſeyd, Herren oder Bürger, Staatsdamen, Bürgers- oder Kaufmannsfrauen — es geht Euch Alle an. Es thut Noth, daß Ihr Euch losſagt vom Dienſte des Teufels und haltet alle Gebote Gottes; ſo Ihr ſie haltet, werdet Ihr einnehmen und zerſtören die Stadt Jericho: wie es in den Worten meines Textes (tenuse) heißt: „Sit civitas Jherico anathema et omnia quae in ea sunt.“

Sodann folgt eine Digreſſion über die Eigenſchaften eines guten Predigers, ſo wie eine Strafermahnung an Die, welche nur in die Predigt kommen, um den Pfarrer zu bekritteln, während ſie nicht daran denken, daß man ſich auch das Gehörte zu Nutzen machen ſoll. Plötzlich fährt er fort: „Nun aufgeſchaut! Ihr guten Seelen! Was meint Ihr dazu? Seyd Ihr von der Schaar Gottes? Fürſt und Fürſtin, ſeyd Ihr davon? Senket die Stirn. Ihr dicken Pelzröcke, ſeyd Ihr davon? Senket die Stirn. Ordensritter, ſeyd Ihr davon? Senket die Stirn. Ihr jungen Laffen von Edelleuten, ſeyd Ihr davon? Senket die Stirn. Zarte Hofdämchen, lockeres Völkchen, ſeyd Ihr davon? Senket die Stirn. Ihr ſeyd alle eingeſchrieben in dem Buche der Verdammten. Eure Kammer iſt voll Teufelei und Unzucht. Seyd ſo gut und ſaget mir, habt Ihr Euch nicht heute geſalbt, gewaſchen und gebürſtet? Freilich, Bruder! — Ei! wäret Ihr doch eben ſo darauf aus, Eure Seelen zu putzen. — Was räthſt Du uns, Bruder? — Ich will es Euch ſagen, ſintemal unſer bisheriges Leben nur Fehler begangen, ſo laſſen wir davon und Gott wird ſich über uns erbarmen: wo nicht — ſo fahret zu allen Teufeln.“

Vergeſſen wir einen Augenblick den comiſchen Ausdruck, der dieſen Stellen anklebt, und faſſen wir ſie unter dem reflexiſchen Geſichtspunkte ins Auge. Sollte man nicht glauben, daß dieſe bittern Vorwürfe, dieſe unmittelbaren, jedem Zuhörer aus dem Stegreife zugeworfenen Apoſtrophen einen tieferen Eindruck bewirkten, als die vagen und allgemeinen Declamationen, welche in unſrer Zeit von der Kanzel herabtönen, ſeit die Civiliſation alle Anzüglichkeiten von dieſer Stätte verbannt hat? Oder Wer ſteht uns dafür, daß Das, was uns wegen des alterthümlichen und naiven Ausdrucks, der Kühnheit und Seltſamkeit der Gedanken comiſch erſcheint, es auch damals war?

Gemälde aus Irland.

III. Das Land und ſeine Bewohner.

Die ganze Umgegend von Bannow iſt mit Burgen überſät, welche von den Fremden zum Schutze gegen die Angriffe der Eingebornen erbaut wurden. In dem Dorfe Clomines, am Geſtade der bannower Bai, ſind ſieben Burgen zuſammengehäuft, die einen ſehr romantiſchen Anblick gewähren *). Viele Bauern-

*) Früher war dieſer Ort wegen ſeiner Silberminen berühmt, die ſchon vor der Eroberung bearbeitet wurden; einige Spuren der Schachte ſieht man heute noch. Goldminen in der benachbarten Grafſchaft Wicklow hielt man Anfangs für eine Entdeckung

häuser lehnen sich an die Trümmer derselben an, während diese selbst zu Ställen und Wirthschaftsgebäuden dienen müssen. Das allgemeine Ansehen der Landschaft aber ist höchst nett und geordnet, und deutet auf weit höhern Wohlstand, als man sonst in Irland, mit Ausnahme der Umgebungen von Belfast, irgendwo trifft.

Der Boden ist sehr ergiebig und bringt, ohne erschöpft zu werden, mehrere Ernten hinter einander hervor; brach läßt man denselben niemals liegen. Gelegenheitlicher Auswurf des Meeres ist der einzige Dünger. Eine von den Bauern hier vorzugsweise gezogene Frucht sind Bohnen *), die man sonst in Irland so selten anbaut. Ich ging durch einige Felder, die eben in voller Blüte standen, und die Ueberfülle des herrlichen Duftes hätte mir beinahe die Besinnung geraubt. Von den Blüten nährt sich eine Unzahl Bienen, von welchen jeder Pächter mehrere Stöcke in seinem Garten hat.

Die Luft ist eben so mild und gesund, als der Boden fruchtbar. Cambrensis rühmt diese Eigenschaft Irelands im Allgemeinen **), und sie hat seit seiner Zeit sich wenigstens in dieser Gegend nicht verändert. Besonders fällt das hohe Alter auf, welches die meisten Bewohner dieser Gegend erreichen. Ich sah auf einem Dorf-Kirchhof den Grabstein eines Mannes, der im 144 Jahre starb, und fand bei näherer Erkundigung, daß die Sache ihre vollkommene Richtigkeit hatte (?). Einige Leute sagten mir, sie hätten den Sohn von Jenem gekannt, der in einem Alter von 100 Jahren, wo er noch in vollkommener Körperkraft gestanden, durch einen Zufall umkam.

Unter den Volksgebräuchen zeichnet sich besonders die Hochzeitfeier durch ihre Eigenthümlichkeit aus. Die Freunde bringen Eßwaaren aller Art mit sich; die Braut sitzt fortwährend verschleiert am Tische, außer wenn sie zum Tanz aufgefordert wird, während welcher Zeit dann eine der Brautführerinnen ihren Platz einnimmt; Fest und Tanz dauern die ganze Nacht und schließen damit, daß man einen Apfel in kleine Stücke zerschneidet, und unter die Menge auswirft. Die Sitte kommt im übrigen Ireland nicht vor, und wurde wahrscheinlich von den fremden Eroberern eingeführt.

Unter ihren Vergnügungen nimmt das „Pathern" (Wallfahren) die erste Stelle ein. Es ist zunächst eine religiöse Handlung, durch welche dem Schutzheiligen — „Patron" — irgend eines besonders beliebten oder heiligen Ortes Huldigung dargebracht wird; endigt aber jedesmal mit Tanz, und oft mit Raufereien. Der gefeiertste dieser Orte ist „Unsrer Frauen Insel" zwischen Werford und Bannow, welche, wie schon der Name ergiebt, unter dem Schutze der heiligen Mutter steht. Als ich einen Ausflug dahin machte, bewegte sich dort eben eine große Anzahl Menschen in Prozession auf den Knien fort. Sie hatten auf der Landenge begonnen, durch welche die Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhängt, und sich die Pflicht aufgelegt in dieser Stellung rund um das Gestade her zu rutschen bis zu einem kleinen Heiligenschrein, worin sich ein Bild der Jungfrau befindet, zu dessen Fuß sie sodann zugelassen wurden. — Diese Ceremonie wird an dem Bilde so häufig vorgenommen, daß die Nase und ein Theil des Gesichts, trotz dem harten Marmor, aus welchem die Heilige besteht, bereits weggeküßt waren.

Ungeachtet des hohen Interesses, welches sich in gar manchen Beziehungen an die Gegend von Bannow knüpft, ist dieselbe nur wenig bekannt und besucht. Mit Ausnahme eines kurzen und unvollkommenen Berichts vom verstorbenen General Valancey in den Abhandlungen der königl. irländischen Akademie von 1787, und einigen Copien dieser Schrift, ist mir durchaus keine Notiz über jenen Landstrich bekannt. Valanceys Werkchen ist ein Wörterbuch der dortigen Volksmundart beigefügt, in welchem man Ausdrücke findet, die bei Chaucer, Schakespeare, Ben Jonson noch vorkommen, jetzt aber in England veraltet sind. Die Einwanderer aus England bedienten sich ihrer, und da der Platz vom Verkehr mit der übrigen Gegend sehr abgeschlossen ist, so blieben sie noch im Gebrauch, nachdem anderswo derselbe längst aufgehört hatte.

neuerer Zeit; es ist aber erwiesen, daß sie schon sehr frühe bekannt und bearbeitet waren.

*) Beweis des sehr milden Climats; oder sollte blos die Feldbohne, Pferdebohne (horse-bean) gemeint seyn?

**) Aeris tanta clementia, ut nec nebula inficiens, nec spiritus hic pestilens, nec aura corrumpens. Medicorum opera parum indiget. Morbidos etiam homines praeter moribundos paucos invenies. Inter sanitatem continuam mortemque supremam nihil fere medium.

Ein türkisches Harem.

Der englische Arzt Madden erwähnt in seinen Reisen in der Türkei eines Besuches, den er in dem Harem eines Pfeifenfabrikanten zu Constantinopel machte: „Ich wurde in ein Gemach geführt," sagt er, „welches mit den köstlichsten Teppichen und mit herrlichen Diwans versehen war. Ich hatte Nichts erwartet als Armuth und Elend, und Alles war prachtvoll. Unter den schönen Bewohnerinnen des Harems unterschied ich die bleiche Circassierin von der schmachtenden Georgierin, und die schlanke Griechin von der üppigen Türkin. Meine Geschicklichkeit und Erfahrung wurde für alle diese Damen in Anspruch genommen, obwohl nur Eine wirklich meines Beistandes bedurfte. Sie war ein armes Mädchen von Chios, welches erst vor Kurzem von ihrem gegenwärtigen Herrn gekauft worden war, der für dasselbe nicht weniger als 300 Dollars gezahlt haben sollte. Alle Pfeifen in dem Laden des Mannes schienen keine 50 Dollars werth zu seyn; wie es den Türken möglich wird, ihre Harems zu unterhalten, habe ich niemals begreifen können. Fragt man einen Moslim, so antwortet er: „Gott ist groß!" und Dieß scheint in der That die einzige mögliche Erklärung für die Thatsache, daß ein türkischer Pfeifenmacher sechsmal mehr Weiber kleidet und nährt, als hinreichend wären, einen englischen Handwerker in das Arbeitshaus zu bringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 15. 15 Januar 1830.

Ephesus.

Die Moschee. Der Tempel.

(Fortsetzung.)

Ueber den einstmaligen Hauptweg zum Schlosse, noch in seinen großen Marmorblöcken erkenntlich, stiegen wir zur Moschee hinab, einem prächtigen Gebäude, das neben den kaiserlichen Moscheen der Hauptstadt noch seine Bewunderer fände. Man nimmt an, daß an der Stelle dieser Moschee die Kirche gestanden habe, welche Justinian zu Ehren des Apostels Johannes bauen ließ, der nach des Erlösers Tode mit Maria nach Ephesus gekommen seyn soll, und nachdem Timotheus, der erste Bischof von Ephesus, die Märtyrerkrone erworben hatte, die Führung der christlichen Heerde in jener Hauptstadt übernahm. Tournefort leitet selbst, und nicht ohne Grund, den Namen Aisaluk von dem genannten Apostel ab, der den Griechen der heilige Gottesgelehrte Ἅγιος Θεολογος hieß, das sie eben Aioscologos aussprachen, woraus nun das Aisaluk geworden seyn kann.

Diese Moschee ist ein Viereck, 70 Schritte in's Gevierte. Die Mauern, welche diesen Raum umschließen, sind mit dem feinsten geglätteten Marmor überdeckt und besonders die Hauptfronte, die nach dem Meere sieht, mit allem Aufwand sarazenischen Prunkes geziert. Die verschiedene Farbe des Marmors, sorgfältig gewählt und mit Uebereinstimmung angebracht, bildet da eine Art von Mosaik; eine majestätische, prächtig verzierte Spitzpforte, so hoch als die Mauer selbst, erhebt sich, und Marmorstufen von glänzendem Weiß führen zu derselben von beiden Seiten hinauf; der Minaret steigt hoch darüber empor. In der Mauer zur Rechten und Linken zieht eine doppelte Reihe von Fenstern hin, über jedem ist mit goldenen Lettern im weißen Stein ein Spruch aus dem Koran eingegraben. — Zwei hohe Kuppeln mit Blei gedeckt, erheben sich zur Rechten über die mit Zinnen gebrochene Mauer; noch glänzt auf der einen der Halbmond.

Die Seitenthore, wovon das eine nach Nordwest, oder dem Gallesus, und das andere nach dem Paktias sieht, sind ebenfalls mit Inschriften und maurischem Zierath geschmückt. Das eine ist gegenwärtig vermauert, das andere geöffnet. Die Moschee ist überhaupt ganz verlassen und ihr Heiligthum den Ungläubigen Preis gegeben.

Man tritt zuerst durch das Hauptthor in einen Garten, uralter Bäume voll, in dessen Mitte das Marmorbecken eines Brunnens steht. An der Mauer hin lief ein Säulengang, wie Dieß die zwölf unverrückten Fußgestelle und die Säulenschäfte bezeugen, die meist 160 Zoll lang und 30 Zoll dick sind. Sie liegen in Menge umher, von wucherndem Unkraut überwachsen. Marmortreppen führen zu den Seitenpforten hinauf.

Das innere Gebäude zerfällt in drei Rechtecke, welche von den 70 Schritten, die jede Seite des ganzen Baues zählt, 25 der Länge nach einnehmen; die Breite eines jeden ist 20 Schritte, so daß demnach auf die Summe der Dicke der Mauern 10 Schritte kommen. Der Mihrab (d. i. der Hochaltar), welcher im mittleren Rechtecke steht, ist reich mit Vergoldung und Marmorarbeiten geziert; diesem zur Rechten steht, aus Marmor, oder besser, wie aus Elfenbein geschnitzt, der Mimber, d. i. die Kanzel für den Chatib oder Vorsprecher des Gebetes für den Sultan; links der Kursi, d. i. die Kanzel für den gewöhnlichen Vorbeter; das Merkwürdigste aber im Inneren sind vier riesige Säulen aus rothem Granit, wovon zwei die Kuppeln, und die beiden anderen, welche je einen Pfeiler zur Seite haben, Zwischenbögen tragen. Der Umfang jeder der drei mächtigeren ist 130 Zoll; ihre Höhe mag sich auf 5 Klafter belaufen. Wahrscheinlich wurden sie aus jenem berühmten Dianentempel herbeigeschleppt, der seine Säulen bis in die heilige Sophia von Byzanz verpflanzte.

Wenige hundert Schritte westlich der Moschee sind die Reste sarazenischer Bäder, in vielen Gemächern, und, so wie die ganze Moschee, aus alten Trümmern erbaut.

Wir wandten uns nun nach dem Berge Prion, den das alte Ephesus in seine Mauern einschloß, und den Pausanias aus mehreren Gründen unter die Merkwürdigkeiten Jonien's zählt. Die Erzählung von dem Hirten, der zufällig den Marmorreichthum des Berges Prion entdeckte, da die Ephesier, um den Marmor verlegen, über den Bau berathschlagten, war bei den Alten in hohem Ansehen. Zwei Widder seiner Heerde, so hieß es, stritten sich; der eine stieß in diesem Kampfe ein Stückchen Stein ab, das ob seinem Glanze dem Hirten in die Augen fiel. Er, der um die Verlegenheit der Ephesier wußte, lief in die Stadt und wies dem Rathe das Muster vor. Man jubelte bei diesem Funde; der Hirte ward im Triumphe herumgetragen; sein Name

Pyrodoros in den des Bringers der Freudenbotschaft, Evangelos, verwandelt; er selbst dem Rathe zugegeben und ihm bei Strafe anbefohlen, monatlich an der Stelle, wo er die Entdeckung gemacht, den Göttern Dankopfer zu bringen; ja, man ging so weit, daß man ihn zuletzt selbst den wohlthätigen Gottheiten der Epheſier beizählte. Wer kümmert ſich heut zu Tage um dieſe verlaſſene Stelle?

Schon hatte ich von verſchiedenen Stellen zuäußerſt gegen Weſt, wo hohes Schilf einen Sumpf bezeichnet, der da am Koryſſus hinzieht, die größten aller Trümmer, die man heut zu Tage zu Epheſus ſieht, bemerkt, und wir richteten nunmehr unſere Schritte dahin, ohne uns bei mehreren kleinern Zwiſchengebäuden, worunter auch die Reſte einer Kirche, aufzuhalten. Dieſe Trümmer beſtehen in vier rieſigen Mauermaſſen, Thürmen nicht unähnlich, die in einer Breite von 250 Schritten in derſelben Linie von Norden nach Süden, 120 Schritte vom Sumpfe, aufgerichtet ſtehen. Zu ihrer Rechten und Linken gehen auf 100 Schritte unter ſich gleichlaufende Reſte von Mauern und Säulentrümmern vor, welche Gänge von 30 Schritten Breite bilden. Der zwiſchen dieſen Gängen, zwiſchen dem Sumpfe und jener Fronte von Mauermaſſen eingeſchloſſene viereckige freie Raum, liegt etwas vertieft und iſt gegenwärtig Feld eines Turkomanen. An dem Weſtende des nördlichen Porticus, (denn dafür halte ich die beiden Seitenvorſprünge) iſt ein Bogenthor, an das ſich eine neuere Mauer fügt.

Ich weiß nicht, aus welcher Zweifelſucht Chandler und Andere in dieſen vor allen übrigen durch Mächtigkeit, Schönheit und Lage ſo ausgezeichneten Trümmern nicht die Reſte des einſt ſo berühmten Tempels der Diana erkennen wollen. Alle Angaben der Alten deuten auf dieſe Stelle, und man müßte den Tempel dorthin ſetzen, wenn man auch gar keine Spur eines Mauerwerkes fände. Um dieſe Behauptung zu beweiſen, muß ich vorerſt über die Geſchichte dieſes Tempels ſelbſt ſprechen, welcher nicht zu verwechſeln mit dem älteren iſt, den Heroſtrat verbrannte.

Dionyſios, der Geograph, behauptet, daß die Amazonen, da ſie Theſeus zu bekriegen nach Attika gingen, den Dienſt der Diana in Epheſus errichteten, und das ſpäterhin ſo berühmt gewordene Holzbild dieſer Göttin unter einem Baume aufſtellten. Kallimachos ſingt in ſeinem Hymnus auf die Diana von den kriegeriſchen Amazonen, welche unter dem Schatten der Eiche das Bild aufſtellten. Pauſanias (VII, 2) nennt den erſten Tempel ein Werk des Autochthonen Kröſos und des Epheſos, eines Sohnes des Kayſter, deſſen Name, noch bevor Nileus, des Kodrus Sohn, nach Aſien gegangen, berühmt war. — Dieſer Kayſter iſt eben der ſchöne Prieſter, welcher mit der ſyriſchen Derceto die wunderbare Semiramis gezeugt hatte, was mir auf einen uralten Zuſammenhang ſyriſcher und joniſcher Mythen zu deuten ſcheint. Er ſoll das erſte Heiligthum hier gegründet, und den Amazonen die Wohnung um dasſelbe gegeben haben. Barbariſche Karer und Leleger bewohnten damals das Land. Erſt um das Heiligthum mag ſich die Stadt geſiedelt haben, welche Strabo durch Androklus, des Kodrus Sohn, erbaut werden läßt.

Der große Bau des erſten Tempels, der die Könige Aſien's in Wetteifer ſetzte, fällt in die Zeit der Herrſchaft des Kröſus in Lydien, der ſelbſt die Koſten für mehrere Säulen des Prachtwerkes beſtritt. Damals geſchah es, daß Pyrodorus die Marmorſchätze des Prions entdeckte, die man alſogleich für den Tempelbau zu benutzen übereinkam. Man wählte, wie Einige ſagen, Sumpfboden zur Stelle für das Heiligthum, damit es weniger durch Erdbeben leiden ſollte; vielleicht war auch das Feld von Epheſus, wie Herodot ſagt (Euterpe. 10), erſt neu gewonnener, weicher Boden.

Mit ungeheueren Koſten wurden die Grundfeſten gelegt und das Gebäude über unterirdiſchen Gewölben erhoben, der Boden derſelben aber mit einer Kruſte aus Kohlen und Wolle überzogen, eine Erfindung des Theodoros von Samos (Diog. Laert. II 103 — Strabo XIV) — Beides um die Feuchtigkeit abzuhalten, wie Plinius (36 14) verſichert. Zehn Stufen führten zum Tempelgeſchoße hinauf. — Kteſiphon von Kreta und ſein Sohn Metagenes waren die erſten Baumeiſter dieſes Tempels, — Demetrius und Pronius von Epheſus ſollen, 220 Jahre ſpäter, denſelben erſt völlig geendet haben.

Dieſes Wunderwerk zerſtörte Heroſtrat. Aber die Göttin gewann dabei, denn der neue Tempel, der ſich über den Trümmern des alten erhob, überbot dieſen an Pracht und Ausdehnung. Das Entſetzen, welches die Frommen über das Verbrechen Heroſtrat's ergriff, bezeugen die Wahrſager, die da laut verkündigten, der Verwüſter Aſien's ſey geboren; aber die Prieſter beſchworen dieſen Schrecken durch eine glückliche Auslegung, indem ſie vorgaben, die Göttin, welche auch die Schützerin und Helferin der Geburten war, habe, während ihr Tempel zerſtört wurde, eben Olympien, der Mutter Alexanders des Großen, bei der Entbindung von dieſem Sohne beigeſtanden. Denn am Tage der Geburt dieſes Prinzen war der Brand geſchehen. Der macedoniſche Held erbot ſich, da er an der Spitze ſeines Ruhmes ſtand, und Epheſus die Freiheit wieder gab, den Tempel auf ſeine Koſten herſtellen zu laſſen, auf die Bedingung jedoch, daß ſein Name auf den Vordergiebel geſetzt werde; die Epheſier, zu eiferſüchtig auf ihren eigenen Namen, lehnten den Antrag mit der Antwort ab: „Es gezieme ſich nicht, daß ein Gott dem anderen Tempel baue."

Die Epheſier boten nun Alles auf, den neuen Tempel zum herrlichſten von ganz Jonien zu machen. Die Frauen dieſer Stadt gaben all' ihr Geſchmeide; aus allen Städten Aſien's floßen die Schätze zu dieſem Zwecke nach Epheſus. Zum Baumeiſter wurde derſelbe Mann erwählt, der Alexandrien in Egypten erbaut hatte und deſſen fantaſtiſcher Geiſt den Berg Athos in ein Bild Alexander's verwandeln wollte.

Plinius gibt dieſem Tempel 425 Fuß Länge, auf 220 Breite; die Säulen, deren 127 Geſchenke der Könige waren, hatten 60 Fuß Höhe; 36 derſelben waren mit gehöhlten Streifen, die übrigen glatt. Von jenen 36 war Eine von dem berühmten Scopas ſelbſt behauen, und diente zum Muſter; 8 derſelben ſtanden an der Vorderſeite.

Die Pforten waren von Cypreſſen-Holz und 400 Jahre ſpäter ſah man ſie noch ſo glänzend und friſch, als wären ſie

eben eingesetzt worden. Die Decke war von Cedernholz, und die Treppe, welche zum Dach führte, aus einem einzigen Weinstock. Der Altar war des größten Meisters der bildenden Kunst (Praxiteles) größtes Werk. Geboren zu Ephesus wollte er seiner Vaterstadt die Krone seiner Kunst bringen. Mit ihm wetteiferte Apelles, gleichfalls aus Ephesus. Das Bild Alexander's, den er mit dem Blitz bewaffnet dort aufstellte, ward allein auf 20 Talente Goldes geschätzt. Die Opfer und Gaben, die der Göttin in diesem neuen Tempel niedergelegt wurden, sollen alle Schätzung überstiegen haben und der Tempel selbst in Rücksicht der Symmetrie seiner Theile, seiner Vollkommenheit und Pracht ein Werk gewesen seyn, von dem man sagen durfte, „die Sonne sieht auf ihrer ganzen Bahn nichts Schöneres, nichts Vollkommneres." Schon der frühere Tempel genoß des Rechts einer Freistätte. Alexander erweiterte dasselbe bis auf ein Stadium in die Runde — Mithridates schoß von dem Giebel einen Pfeil ab und gab diese Schußweite zur Grenze der Freistätte. — Mark Anton dehnte die Berechtigung selbst auf einen Theil der Stadt aus; aber Augustus hob diesen dem Verbrecher günstigen Schutz wieder auf.

(Schluß folgt.)

Vier Jahre in Südafrica.

Nach „Lichtenstein's Reisen im südlichen Africa" können wir den gewöhnlichen Reisenden wenig bedeutende Aufschlüsse über diese Gegenden erwarten; verdienstlich bleibt es indessen immer, auch das bereits Bekannte in einer neuen, durch den Reiz der Gegenwart anziehenden, Form darzustellen; und ein Mann, der einen Theil von Africa gesehen hat, jenem wunderbaren Continente, der so nahe vor unserer Thür unseren Gelehrten doch noch immer in so vielfachen Beziehungen ein unauflösliches Räthsel geblieben ist, müßte ein sehr schlechter Erzähler seyn, wenn er uns nicht einige Augenblicke festzuhalten vermöchte.

„Es waren zehn Monate — sagt Cowper Rose, ein britischer Offizier, der uns unter dem Titel: Four Years in Southern Africa Lond. 1829. 8. eine Schilderung seines Aufenthaltes auf dem Cap der guten Hoffnung giebt, bei Gelegenheit einer großen Excursion in das Innere — es waren zehn Monate, seit ich die Cap verlassen hatte, die jetzt wieder vor mir lag; und während dieser Zeit hatte ich so Vieles gesehen, das ich mir mein ganzes künftiges Leben hindurch noch oft zurückrufen werde. Ich hatte das mühvolle Leben des Elephantenjägers getheilt, in der Bienenkorbhütte des Hottentotten geschlafen und sein schönes Land durchstreift. Ich hatte das Haus des phlegmatischen holländischen Bauern und die Station des gastfreundlichen Missionärs besucht. Ich hatte die meisten wilden Thiere des Landes gesehen: den Elephanten, das Rhinoceros und den Flußpferd, Hippopotamus. Vergebens hatte ich den Löwen in den jetzt größtentheils colonisirten Gegenden gesucht, wo er einst so häufig war; denn diese Raubthiere ziehen sich zurück, so wie der Mensch in ihrem Gebiete eindringt, als ob ihr Instinct ihnen sagte, daß ein Wesen, wilder und rastloser als sie, in ihre Schlupfwinkel eingedrungen sey. Ich hatte die vielfarbigen Vögel in ihren heimatlichen Wäldern und an den heimatlichen Flüssen gesehen. Ich hatte die düsteren Bogen jener unbegränzten Forste durchwandert, wo die hohen Bäume einen Schatten werfen, der nie durch einen Lichtstrahl gebrochen wird. Ich hatte diese Bäume mit ihren vielfarbigen Blüten in stolzer Schönheit dastehen sehen, während die prächtigen Kriechpflanzen, die wie eine leichte Draperie von den weitausgespannten Aesten herabhingen, unter jedem Lufthauche an ihnen hin und wieder schwankten. Ich hatte sie in dem Herzen ihrer dunkeln Waldnacht, unberührt von der Hand des Menschen, auf dem Boden hingestreckt, vermodern gesehen. Ich hatte die Menschheit unter neuen Formen und die Natur gleichsam in ihrer Wiege geschaut, und jetzt lag die Bai mit ihrem weiten Busen vor mir, in dem englische Schiffe sich drängten; und ich ende, wie ich anfing, mit der Capstadt."

Der afrikanische Elephant ist, obwohl kleiner, doch ein nicht weniger merkwürdiges Thier, als der asiatische. Der Elephantenjäger, den Hr. Rose begleitete, erzählte: „er habe mehr als einmal einen Elephanten seinen gefallenen Kameraden aufrichten und ihm noch beistehen sehen, wenn er auch schon selbst verwundet worden war. Das Thier ließ sich eher tödten, als daß es das andere, welches nicht mehr folgen konnte, verlassen hätte; und so fielen sie beide." Auf die Bemerkung, daß nach den Spuren von ihnen, die das Land in allen Richtungen durchschneiden, ihre Zahl sehr groß seyn müsse, entgegnete er: „das waren sie und sind sie in der That noch. Ich kann sagen, daß ich selbst an den Ufern des Fischflusses bei 3000 in einer Heerde gesehen habe; aber ich glaube, daß während der letzten drei Jahre allein wenigstens eben so viele getödtet worden sind." — Merkwürdig ist, daß die Jäger, welche das Land durchstreifen, nie einen Elephanten gefunden haben, der natürlichen Todes gestorben war, obwohl viele durch ihre Schüsse erlegte. — — Die Jagd ist mit bedeutenden Gefahren verbunden; oft umringen die wüthenden Elephanten den Jäger, der unter sie gefeuert hat, und auch der kühnste wird zuletzt von ihnen getödtet.

Wenn die Kaffern einen Elephanten erlegt haben, so nähern sie sich ihm mit vielen Ceremonien und suchen sich zu entschuldigen, indem sie ihn auf das Ernsthafteste versichern: sein Tod sey nicht ihre Absicht gewesen, sondern ein bloßer Zufall. Darauf schneiden sie den Rüssel ab und beerdigen denselben, indem sie wiederholt ausrufen: „Der Elephant ist ein großer Herr, und der Rüssel ist sein Arm!" Auf ähnliche Weise redet der americanische Wilde den Bären, den er getödtet hat, mit den schmeichelhaftesten Worten an, um sich mit ihm zu versöhnen; und der Araber verbrennt den Kopf der Hyäne, damit er nicht in einen Zauber von übelm Einfluß verwandelt werde.

Unrichtig ist, wie häufig geschieht, den Kaffern alle Religion abzusprechen. Allgemein ist der Glaube an Zauberei, und die Strafen, welche den vermeinten Zauberer treffen, sind schrecklich. Das Land leidet viel Mangel an Regen, und das arme Volk, das seinen Lebensunterhalt größten Theils von dem Ertrage seiner Maisfelder bezieht, stirbt in einem Jahre der Dürre zu Hunderten. Wenn Dieß bevorsteht, wird der Prophet, Regenmacher oder Arzt — denn er vereinigt alle diese Eigenschaften in sich — ein Mann von der höchsten Wichtigkeit, und man beflicht ihn durch ein Geschenk von Ochsen, daß er Regen schaffe. Er verspricht Dieß: in einer gewissen Zeit sollen die Gewitterwolken losbrechen und ihren Regen herabströmen. Kommt dieser nicht, so sagt er, daß das Vieh, welches man

ihm gegeben, zu schlecht sey und das Mißfallen des Regengeistes erregt habe. Schönere Stücke Vieh werden gesandt, und aufs Neue bestimmt der Prophet eine Periode, binnen welcher ihre Wünsche erfüllt werden sollen. Geht auch diese Zeit vorüber, so erklärt er, daß Nichts helfen könne, außer einem Lieblingsochsen des Häuptlings. Dieser wird natürlich lange verweigert, und dadurch ist aufs Neue Zeit gewonnen; endlich wird er ausgeliefert und ein anderer Termin festgesetzt. Jetzt ist der Regenmacher mit seinen Ausflüchten zu Ende, und es bleibt ihm nur noch übrig, einen Mann oder ein Weib als den Hexenmeister oder die Hexe zu nennen, die den Erfolg seiner Beschwörungen vereitelt haben. Gemeiniglich trifft Dieß einen reichen Mann, der große Heerden besitzt. Von einem Beweis ist keine Rede. Der Unglückliche wird mit einem Riemen an den Boden gebunden, indem man seine Knöchel und Handgelenke an Pfählen befestigt; glühende Steine werden dann auf seinen Leib gelegt und Nester von den großen schwarzen giftigen Ameisen auf die verbrannten und wunden Stellen gesetzt. In der Todesangst bekennt er Alles, was man von ihm verlangt, und nun befiehlt man ihm, den Talisman auszuliefern, durch welchen er in den Stand gesetzt worden, Uebles zu wirken. Er giebt irgend Etwas her, eine Schnur Korallen, einen Schmuck; worauf er zu Tode gepeinigt oder als ein Bettler von dem Stamme ausgestoßen wird. — — Jeder Kaffer erwählt sich zum Beschützer den Geist eines verstorbenen Häuptlings oder Freundes, den er in jeder schwierigen Lage um Hülfe anruft und dem er dankt, wann er einer Gefahr entgangen ist. Er opfert demselben einen Theil von dem Ochsen, den er geschlachtet, von dem Wild, das er erlegt hat; und zur Erntezeit streut er ihm einen Theil des Ertrages seiner Felder als Opfer aus. —

Wann der Blitz den Kraal trifft, so wird der Platz entweder verlassen oder ein Ochs auf der Stelle verbrannt oder unter demselben vergraben, als Opfer für den erzürnten Geist des Kraals, oder für Uhlanga, den Geist des Donners. Zuweilen wird ein Kraal durch die Erscheinung eines Todten, Schulanga, beunruhigt, wenn die Wünsche des Sterbenden unerfüllt geblieben sind; dann opfert man gleichfalls einen Ochsen, um den Geist zu besänftigen, und ein Mann stürzt heraus, um das dunkle Phantom zu vertreiben.

Hr. Rose hielt sich einige Zeit in dem Kraal des alten Ennu, eines Kafferhäuptlings am Bikaflusse, auf. Als er diesem eine Kartoffel schenkte und hinzusetzte, daß diese schöne Frucht auch in dem Kafferlande mit geringer Mühe zu ziehen wäre, antwortete der Häuptling langsam und ruhig: „Ich bin sehr alt, zu alt, um etwas Neues zu lernen; aber ich will Alles annehmen, was Ihr mir gebt.“ Wir lachten und sagten ihm, daß dieß eine geschickte Antwort sey. „Ja, ich habe lange Zeit in der Welt gelebt und habe wohl gelernt, schlau zu seyn,“ erwiederte er. Ergötzlich war es, wie er versuchte, zu einem Geschenk zu kommen. „Es ist nicht um des Geschenkes willen; aber Andere würden mich fragen, ob der Landdrost durch meinen Distrikt gekommen sey; und wenn ich antwortete: ja, so würde man das Geschenk zu sehen wünschen, das ich empfangen hätte. Sagte ich nun: ich habe keines, so würde man mir natürlich vorhalten: So mußt Du Dich übel gegen ihn benommen haben, denn er ist sehr großmüthig.“ — Dabei waren seine Worte so einfach und unschuldig, daß man alles Dieß für seine aufrichtigste Meinung hätte halten müssen, wenn ein leichtes Zwinkern des kleinen tiefliegenden Auges seine Lippen nicht Lügen gestraft hätte.

Im Allgemeinen scheinen die Kaffern ein wackeres Volk zu seyn, und manche einzelne Züge, die von ihnen erzählt werden, könnten an die Schilderung erinnern, die Tacitus uns von den alten Germanen giebt. So wurde ein Häuptling, der bei einem Angriff auf das Kafferland gefangen und nach der Capstadt gesandt worden war, von einem Offizier wieder erkannt, der ihn an der Grenze gesehen hatte und sich erinnerte, daß er unter seinen Landsleuten wegen seiner Kühnheit auf der Jagd und wegen seiner Geschicklichkeit im Assegai- oder Wurfspießwerfen berühmt war. Man gab ihm ein Assegai und sagte ihm, er möge es werfen; es entfiel aber seiner Hand und er erwiederte: „er könne nicht; sein Herz sey gebrochen.“

Eine wunderbare Geschichte, die Hr. Rose auf die Bürgschaft eines britischen Seeoffiziers von einem fliegenden Holländer erzählt, beweist, daß der Aberglaube nicht bloß auf die Hottentotten und Kaffern beschränkt ist.

Die Vulcane der Auvergne.

Mitten unter den neueren Vulcanen der Auvergne erheben sich im Westen von Clermont auf dem großen Granitplateau sechs Berge, welche meist die Form eines abgestumpften Kegels oder vielmehr einer umgestürzten Glocke haben; dieß sind der Puy de Dôme, der eine Höhe von 740 Toisen über dem Meere oder von 250 Toisen über dem Plateau erreicht, der Clierzou, der Petit-Suchet, der Grand-Sarcouï, der Chopine und les Gromaneaux, die nicht höher als ungefähr 400 bis 500 Toisen über dem Meere erhaben sind. Alle bestehen aus einer vulcanischen Gebirgsart, die man von dem Puy de Dôme Domit genannt hat, und die durchaus verschieden ist von den neueren Laven und Basalten in ihrer Nähe und dagegen durch ihre feldspathische Beschaffenheit eine große Analogie mit den Trachyten des Mont-Dore darbietet. Besonders merkwürdig ist, daß der Domit immer Bruchstücke von den alten Basalten und Porphyren des Mont-Dore einschließt; und hieraus, so wie aus der Lage und der Textur des Domits überhaupt wird in einem neueren statistischen Werke über die Auvergne (Annales scientifiques, industrielles et statistiques de l'Auvergne par G. Lecoq. Clermont-Ferrand, 1828. 8.) gefolgert, daß der Domit einst in pulverisirtem Zustande gewesen, daß er gleichzeitig mit den trachytischen Eruptionen des Mont-Dores entstanden und auf den Granitplateaus im Westen von Clermont niedergelegt worden sey. Als darauf später die neueren Vulcane der Auvergne sich öffneten, wurde diese Domitlage theils durch dieselben zerrissen, theils — auf jenen Punkten, wo der Domit zu stark war, als daß die Lava ihn hätte durchbrechen können — von derselben in der Form von Kegeln mehrere 100 Toisen hoch emporgehoben.

Elektricität der Winde.

Der Engländer Black will auf dem Mittelmeere bemerkt haben, daß Winde oder Dunstströmungen, die von der See kommen, stets mit negativer Elektricität, diejenigen aber, welche vom Lande, besonders von Berggegenden herwehen, mit positiver Elektricität geladen sind. Treffen solche entgegengesetzt geladene Winde zusammen, so ist eine Umwandlung ihrer Pole hievon jedesmal die Folge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 16. 16 Januar 1830.

Die französischen Prediger des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Zweiter Artikel.

So manche Stufe die Redekunst der Kanzel in Frankreich noch zu durchlaufen hatte, bis sie ihre classische Epoche erreichte, so ließe sich doch darauf schwören, daß die Maillard's und Menot's ihrer Zeit ein ungleich größeres Publikum hatten, als die gepriesenen Meister des goldnen Zeitalters — ein Bossuet, Bourdaloue oder Massillon. Um an der erhabenen Beredsamkeit Bossuets, an dem anmuthvollen und eleganten Vortrage Massillon's Geschmack zu finden bedurfte es schon sehr gebildeter Geister; hingegen jene alten Prediger mit ihrem schlichten kunstlosen aber dramatisch lebendigen Ausdrucke *) sprachen unmittelbar zum Herzen auch des Letzten ihrer Zuhörer, dessen Verstande sie Nichts darboten, was derselbe nicht unmittelbar begriff. Man sehe, wie sie sich an das Volk wenden, wie sie es beklagen, wie sie es trösten. Und ihre schonungslosen Invectiven — Wem gelten sie vornehmlich? Den Unterdrückern dieses armen Volks, dessen Sache sie zu der ihrigen machen. Niemand ist vor ihren Schlägen sicher — Fürsten, Adel, Beneficiatherren (domini beneficiarii), Parlamentsherren (domini do parlamento) Notare, Advokaten — Jedermänniglich ohne Ansehen von Person, Stand, Macht oder Reichthum wird abgekanzelt; sie bilden Das, was wir die Opposition nennen würden und handhaben den Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetz. So fragt sich denn wohl, ob die Kanzelberedsamkeit nicht einen Rückschritt that, als sie sich auf ihre jetzige vornehme Höhe zurückzog, gleich der freien Rede des Forums, die sich in die fade Declamation der Panegyriker verwandelte und in den Hörsälen der Rhetoren vernehmen ließ. Hiezu ein Beispiel aus Menot:

„Die Mutter der Söhne Zebedäi hatte den Herrn Christus über das ewige Leben **) predigen gehört. Sie verstanden ihn so, als ob das Königreich Juda den Händen der Statthalter des Kaisers entrissen und wieder an die Juden gebracht werden sollte. Darum trat ihre Mutter vor den Herrn und flehte und sprach: Mein Neffe, ich habe einen Wunsch und eine Bitte an Euch. — Und was wollt Ihr von mir? — Man sagt, Ihr habet mehrere Herzogthümer, Grafschaften und Baronien zu vergeben; sollte nicht füglich Euren beiden Vettern auch Etwas zu Gut kommen? — Christus, der Herr, der ihre mütterliche Sorglichkeit sah, vergaß der Unverschämtheit und Zudringlichkeit ihres Begehrens und gedachte der Liebe, die sie zu ihren Söhnen, Jacob und Johannes, an den Tag legte. Weil er aber gleichwohl in Betracht zog, daß keine unvernünftige Bitte bewilligt werden darf, und er sie durch eine abschlägige Antwort nicht betrüben wollte, so wandte er sich an ihre Söhne und sprach: Ihr wißt nicht, was Ihr bittet. Möchtet Ihr denn große Herren werden, meine Freunde? — So frage ich auch Euch, meine Damen: was wollt Ihr? Habt Ihr Söhne? Redet. — Ja, Bruder. — Habt Ihr einen Sohn auf der Schule? — Ja, ich habe einen Sohn auf der Schule und ich wünschte wohl, daß er ein Bisthum oder eine Abtei mit 500 Livres Einkünften bekäme; denn alsdann könnte er Hunde und Pferde haben und Frauenzimmer unterhalten; wie es jetzt in der Mode ist.

„Man sagt, Gott habe, um die Welt zu erleuchten, zwei Fackeln am Firmament aufgehängt, nehmlich die Sonne für den Tag und den Mond für die Nacht. Eben so hat er uns zwei Augen verliehen, uns zu Führern zu dienen; eben so hat er zwei Gewalten aufgestellt, die Völker zu regieren, die geistliche, daß sie erhelle die Seelen seines Tages, und die weltliche, daß sie scheine über die Nacht der Leiber und sie bewahre in Zucht und Ehren. Das Auge ist eben so edel als es hoch steht; es nimmt alle unsere Gliedmassen in seine Obhut, und dazu ist seine Stellung sehr passend. Leiden wir z. B. an einem Fußübel, sogleich sieht das Auge nach und untersucht den Schaden; ist aber das Auge selbst verletzt, so will es nicht zugeben, daß man es anrühre, noch daß man es untersuche. So machen es die Herren Geistlichen und Gerichtshalter, die überall Aufsicht führen wollen, aber sich selbst jeder Aufsicht entziehen, obgleich alle Blicke auf sie gerichtet sind. Probiert es einmal und schüttet ein Paar Tropfen Rosenwasser auf das Auge, es wird's nicht aushalten. Die Herren Geistlichen gleichen den Augen; man darf sie nicht anrühren, und doch sieht und weiß Jedermann ihre schwachen

*) Ein Haupttalent, das sie besitzen, das Verdienst der Erzählung, können wir nur gelegentlich berühren.

**) Matth. 20.

Seiten. In Wahrheit, ihre Betrügereien und Hurereien sind so ruchbar, daß Niemanden unbekannt seyn kann, wie eine Menge Ehen durch sie befleckt worden. Doch man muß das Auge in Ruhe lassen; gelt Ihr Herren von der Kirche und der Gerichtsbank? — Ja wohl; man hüte sich, ihnen in ihrer Würde zu nahe zu treten; weder Gottes Wort, noch Predigt sind für sie gemacht. Es sind insgemein verstockte Pharao's, die ihren Gott verleugnen und sich weigern, zu thun, was er durch Moses ihnen befohlen. Und worauf läuft es zuletzt hinaus? Daß der Teufel sein Siegel darauf drückt. —

„Eine arme Witwe hat drei oder vier unversorgte Waisen; sie besitzt ein kleines Stück Feld und hat zum Nachbar einen groben Gauner, der zufällig ein Verwandter von ihr ist. Es versteht sich, daß er ihr keine Rast nach Ruhe läßt, bis sie und ihre Kinder kein Erbe mehr haben. Die Mutter stirbt. Niemand meldet sich, ihre Töchter zu versorgen, es sey denn eine alte Kupplerin, um sie zu einem schändlichen Gewerbe aufzuziehen. Heut zu Tage tragen unsere Herren von der Justiz lange Talare und ihre Frauen stolziren einher wie Prinzessinnen. Würden ihre Kleider ausgedrückt, das helle Blut liefe heraus. Ihr Herren Gerichtshalter, sind die zwei bis dreihundert Livres Renten, die Ihr jährlich zu verzehren habt, von Eurem väterlichen Erbgut? Nein, wahrlich nein . . . . Empfangen die armen Würmer, die Vater und Mutter verlieren, von Euch Vormünder, die sie ein Handwerk lernen lassen? Ja — Ihr gebt sie den Wölfen Preis; denn diese Vormünder sind die Ersten, die sie berauben und ausplündern. Zweifelt nicht daran, daß ihr Geschrei emporsteigt gen Himmel vor den Thron Gottes. Wißt Ihr, Wer das Geschrei der Witwen und Waisen hört? Ich sage Euch, Gott, den sie um Rache flehen gegen Die, welche sie ausplündern, und gegen den Notar, den spitzbübischen Schreiber (traistre tabellion), der den Kaufbrief verfaßt. Aber über Euch Allen ist ein oberster Richter, der Allmächtige. . . .

„Da sind die Herren Steuereinnehmer (impositionneurs), die nagen, beißen und zerren an den armen Kaufleuten, bis sie sich nicht mehr in die Stadt wagen. Um drei Schüsselpfenninge läßt sich machen, daß Jemand mehr als hundertmal Gott verleugnet. Um ein Mittagessen setzt ein Richter seine Seele zwei Zoll neben den Rand der Hölle. Gehet in den Gerichtssaal, sehet und höret, was geschieht — Oeffentliche Schmähungen und Verleumdungen gegen Personen aus allen Ständen sind die ersten Worte der Advokaten. Niemand bleibt unangetastet. Schurke von einem Advokaten und Procurator, auf Umwegen ist Dein Pfad, Verwirrung Deine Kunst, Schriften machst Du, wie sie eine Katze mit ihrer Tatze machen würde — aber Du lebst auf einem hohen Fuße, und da brauchst Du Sporteln; ein anderer Schurke wird Dir helfen. Diese Leute sind unter einander wie Füchse. Man glaubt, sie wollten einander fressen, und doch beißt keiner den andern. Vor den Schranken thun sie, als ob sie außerordentlich auf einander erbost wären; allein sie wissen schon, wie es gemeint ist. Eben so scheinen die Füchse einander zerfleischen zu wollen, und zuletzt theilen sie die Beute. Bald verständigen sich auch diese schändlichen Rabulisten und verzehren das Küchlein des Armen."

Ein Frage drängt sich uns noch auf, die freilich, je nachdem sie beantwortet wird, diesen Predigern eine ganz verschiedene Stellung zum Volke gäbe, als die, welche wir vorausgesetzt haben. Predigten sie französisch oder lateinisch mit eingemischten französischen Redensarten? Wenn man nach den zahlreichen Citaten bei Heinrich Stephanus und aus den beiden Ausgaben, aus welchen diese Citaten entlehnt sind, schließen dürfte, so wäre Letzteres der Fall. Allein dagegen spricht das Zeugniß des gelehrten Le Duchat, des Verfassers der Bemerkungen über die Apologie Herodot's, welcher auf die Autorität La Monnoye's uns versichert, die Predigten seyen allerdings in der Muttersprache des Volks und zwar in einer größern Ausdehnung gehalten, um sie aber mehr als einer Nation zugänglich zu machen, später in's Lateinische *) übersetzt worden.

Ephesus.

Der Tempel. Die Wasserleitung.

(Schluß)

Der Tempel der Diana war Jahrhunderte hindurch der unverletzte Schutzort für Leben und Gut, und kein Eroberer wagte die Hand daran zu legen. Xerxes Benehmen galt Allen zum Beispiel der Achtung für die ephesische Diana. Nero endlich überwand, der Erste, die Scheu; er nahm einen großen Theil der Schätze an Statuen, an Gold und Silber aus dem Tempel. Zweihundert zwei und sechzig Jahre nach Christus, unter der Regierung des Gallienus, kamen die Gothen und plünderten das Heiligthum. Es versank völlig, so wie das Christenthum Ausbreitung gewann. Vor diesem beugte sich und verschwand die große Diana von Ephesus, „die Kommende", wie sie der Hellene hieß, denn sie war gekommen — aus weiter hyperboreischer Fremde, wenn man die Sage von den Amazonen berücksichtiget — während die Mumiengestalt und die schwarze Farbe der Göttin nach Egypten weisen. — Der Tempel sank durch ein Erdbeben in Trümmer und Staub, und christliche Schriftsteller sahen hierin das Vorzeichen von dem Verfalle des Heidenthums. (Clem. Alex. Protrept.)

Was nun dessen Stelle betrifft, so geht aus dem Gesagten bereits Mehreres, was zur Bestimmung dienen kann, hervor. Vitruv im 6 Hauptst. des 10 Buches, wo er von den Werkzeugen spricht, deren sich die ersten Baumeister, Ktesiphon und Metagenes, zur Ueberführung und Erhebung der riesigen Säulen und Gesimse bedienten, sagt auch, daß die angegebenen Maschi-

*) Der lateinische Text ist von einer schwer übersetzbaren Naivität des Ausdrucks: zum Beleg mag eine Fabel Menot's dienen, die sich bei Lafontaine wieder findet. „Catus erat in horreo; et mus habebat nidum ibi: vidit gallum: timuit: et ponebat se juxta illum bonum hominem le chat. O dicit mater; si catis juxta illum, quem vocatis le bon homme et vocatis mitem, comedet vos; alius autem non. — Ecce qui ibi cum sua gravitato et in tribus horis non dicet unum verbum. Dicet bonus agricola: audivi quod estis tam bonus justiciarius; do vobis meum factum inter manus vestros. — O tu ponis te en la griffe du chat.

nen dort brauchbar waren, weil der Tempel in einem ganz ebenen und gleichen Felde stand. Wir wissen ferner, daß er nicht mehr denn 8000 Fuß von der Marmorgrube des Berges Prion entfernt war.

Diese Angaben zusammen genommen berechtigen, die Trümmer an der Spitze des Sumpfes, von denen ich oben sprach, für die Reste des Tempels zu halten.

Ihre Entfernung von den Steinbrüchen ist die angegebene. Die kolossalen Reste, aus mächtigen Steinen gefügt und auf ausgedehnte unterirdische Gewölbe sich stützend, konnten nur einem riesigen Gebäude angehören, und ihre Ausdehnung weicht nicht sehr von dem Maße ab, das Plinius angibt. Dabei stehen diese Trümmer auf künstlich erhöhtem Grunde, wie der erste Blick zeigt; rings umgiebt sie wagrechte Ebene; sie sind zu äußerst im Westen der Stadt und von ihr doch nur wenig getrennt; sie stehen an der Spitze des Sumpfes, der wahrscheinlich der alte Hafen war, und wohin eben ein früherer Schriftsteller den Tempel setzt, den er bis an die Spitze des Hafens sich ausdehnen läßt, wie Chandler (I 39) selbst anführt. Dieser Reisende scheint aus keinem andern Grunde hier nicht die Reste des Tempels sehen zu wollen, als weil die Stelle fast in die Mitte der lysimachischen Stadt fiele, was mir, selbst wenn diese Ortsbestimmung richtig wäre, Nichts zu beweisen scheint. Chandler zieht vor, allen örtlichen Angaben der Alten entgegen, dem Tempel südlich von Alsaluk die Stelle anzuweisen und denselben bis auf die geringste Spur vertilgt zu denken.

Die genauere Untersuchung der Reste weiset auf eine Pracht, die zu der obigen Voraussetzung stimmt. Die kolossalen Steinwürfel, welche die Mauern bilden, waren mit geglättetem Marmor oder mit Metall bekleidet. Die unterirdischen Gewölbe sind ausgedehnt und von erstaunlicher Stärke, jedoch nirgends so hoch, daß man aufrecht stehen könnte. Den stärksten Beweis für die Einerleiheit dieser Ruinen mit dem berühmten Tempel aber geben die Granitsäulen, deren man noch einige dort liegen sieht. Die Schafte haben 48 bis 64 Zoll Durchmesser, an 40 Fuß Länge und sind aus rothem Granit und denen ähnlich, welche in der Moschee, am Schlosse von Alsaluk und in der St. Sophia zu Konstantinopel stehen. Von diesen letzteren aber wissen wir, daß sie aus dem Dianentempel zu Ephesus geholt worden sind.

An den Hintergebäuden des Tempels, die wahrscheinlich Priesterwohnungen waren, ließ ich Diener und Janitscharen, die Beide der Pferde und des Geräthes wegen nach Alsaluk zurückgingen, während ich selbst, von meinem Secretär und zwei Negern begleitet, nach dem Thurme hinaufstieg, der das Gefängniß des heiligen Paulus genannt wird. Es liegt derselbe auf einem Vorsprung des Koryssus, der hier von dem Hauptrücken durch eine Einsattlung getrennt ist. Er weiset sich weithin in's Thal des Kayster, und von seiner Höhe beherrscht das Auge die Ebene.

Der Ueberblick der Flur vom Thurme St. Paul's läßt kaum einen Zweifel über die Lage des Dianentempels. Die Ebene ist geglättet wie mit dem Richtscheit und keine Spur irgend einer Ruine, die auf den Tempel deuten könnte, zeigt sich darin. Selbst Erdbeben könnten denselben nicht so völlig verschlungen haben, daß nicht Ruinenhaufen zurück geblieben seyn sollten. Der Sumpf ist nicht groß genug, dieselben gänzlich zu bergen.

Ich brachte eine Nacht im Thurme St. Paul's zu. Sie war milde und der Mond beleuchtete die verlassene Flur. Große Nachtvögel zogen leisen Fluges an mir vorüber, und der traurige Ruf des Schakals erklang im Gebirge. Meine bewaffneten Neger, in ihre weißen Mäntel gehüllt, mein ermüdeter Diener und ein Turkomane, der sich zu uns gesellt hatte, schliefen am Eingang und außen am Thurm. Da der Tag zu grauen begann, stieg ich die Mauern hinauf, und während ich da saß und das Feld beschaute, war mir als hörte ich, nach dem Gestade zu, Schüsse fallen. Schnell darauf wurde es lebendig in den Zelten der Turkomanen. Die Männer sammelten sich; Weiber und Kinder eilten heraus; einige trieben die Heerden weg in der Richtung nach Alsaluk; andere erstiegen den Berg und blickten ins Weite. Von meinen Negern war der eine zu den Zelten hinab geeilt. Ich sah ihn winken, dann aber die Flucht ergreifen. Der andere blieb, und machte mir begreiflich, daß Samioten gelandet hätten, und einen ihrer gewöhnlichen Raubzüge unternähmen. Panischer Schrecken war über das Turkomanenlager gekommen. Ein Paar Weiber und Kinder, die fürchteten, nicht mehr entrennen zu können, ritten den Hügel herauf und warfen sich uns, den Ungläubigen, zu Füßen, um gegen Ungläubige Schutz zu suchen. Die Männer, meist sehr schlecht bewaffnet, machten eine Art Nachhut und deckten den Zug, der nach Alsaluk ging.

Bald darauf sah ich die Samier, nicht über zwanzig Mann, aber mit Flinten, Pistolen, Ataganen, Messern und Säbeln reichlich versehen, von der Westseite die Einsattlung heraufkommen. Sie fingen einen Turkomanen und erschossen denselben; einen anderen ließen sie schwer verwundet am Abhang liegen. Da sie uns bemerkten, gingen sie auf uns los, und da sie sahen, daß wir Franken waren, so grüßten sie uns und fragten nur, weß Landes wir wären und ob zu Alsaluk eine starke Wache stände? — Sie thaten sogar meinem Neger Nichts zu Leide, der aus falsch verstandenem Eifer aus dem Thurme hervortrat, wo ich den Rest meines Gefolges verborgen hielt. Nachdem sie ein Paar Dutzend Schafe zusammengetrieben, kehrten sie nach dem Gestade zurück. Wie ich später zu Alsaluk hörte, waren ihrer über Fünfzig gewesen, und hatten ziemliche Beute gemacht. — Die Einfälle der Samier sind häufig; Alsaluk verödete durch sie.

Noch bleibt mir von der Wasserleitung zu sprechen übrig, die, aus der Ferne gesehen, eine Zierde der Gegend, in der Nähe betrachtet, ein barbarisches Werk ist. Eine Note zu Chandler's Reise belehrt mich, daß Graf Choiseul im Jahre 1776 nur noch 37 Pfeiler fand. Heut zu Tage stehen aber 51 ganz; 4 halb und von 36 in das Fußgestelle noch sichtbar. Die Entfernung von Pfeilermitte zu Pfeilermitte ist nicht überall dieselbe: sie wechselt zwischen 8 und 10 Schritten. Eben so ist die Höhe verschieden, da der Boden ungleich ist. Mehrere dieser Pfeiler tragen ihre Bögen noch. Diese sind aus Ziegeln, während die Pfeiler selbst nur aus alten Marmorstücken bestehen, die in der Eile

und ohne Wahl zusammengeklebt sind. Stücke korinthischer und jonischer Ordnung, oft von edler Arbeit, sind da ohne alle Schätzung wie ein gemeines Baugestein benützt. Die Menge von Inschriftsteinen, die nicht besser berücksichtigt, bald verkehrt bald schief aufgestellt wurden, ist unglaublich. Viele sind von den Reisenden abgeschrieben worden; vielleicht zwei Drittheile davon sind es noch nicht. Drei Male begegnete mir ein und dieselbe Inschrift zu Ehren der Fabilla, Tochter Marc Aurel's. Spon fand dieselbe Inschrift auf dem Fußgestelle einer Statue an derselben Wasserleitung. Oktavius Strada erzählt von dieser Fabilla, daß sie am Taurus gestorben sey; Herodian giebt ihr einen muthigen Charakter; sie allein habe gewagt, ihrem Bruder Commodus die Verschwörung Cleander's zu entdecken; eine Mittheilung, welcher der Tod dieses Unglücklichen alsogleich folgte.

Herodes-Attikus soll der Erbauer dieser Wasserleitung seyn und dessen Steinbild sie geziert haben. Sie führte das Wasser der heiligen Quelle Halitea aus einem Thale des Paktias nach dem Schlosse von Alsaluk, wo also schon zur Römerzeit eine Burg gestanden haben muß.

Ein türkisches Harem.

Eine türkische Dame von Rang wird von einem unsichtbaren Liebhaber umschwärmt; sie findet gelegentlich eine Hyacinthe auf ihrem Wege, die eine unbekannte Hand fallen gelassen hat, und die Dienerin im Bade übernimmt das Amt eines Mercurius und redet ihr vor von einem Effendi, der die Liebe einer Dame verlange, wie eine Nachtigall sich nach der zarten Neigung der Rose sehne. Eine Nelke, in ein gesticktes Taschentuch gehüllt, ist das geringste Zeichen der Willfährigkeit, welches die Nachtigall erwarten kann; aber ein schriftliches Billetdour wäre Mehr, als die geliebte Rose zu Stande zu bringen vermöchte. Endlich wird bei dem Vater der Dame um ihre Hand angehalten, und dieser befiehlt ihr, sie zu geben und ihren Gemahl zu lieben, zu achten und als ihren Herrn anzuerkennen; kurz sie wird durch Bevollmächtigte verheirathet, und in der Brautkammer erst strahlt ihr das Antlitz des Bräutigams zu. Diese Veränderung wird von jeder Schönen in der Türkei eben so sehnlich erwünscht, als Dieß bei uns nur irgend der Fall seyn kann: wenn sie das einzige Weib ist, so herrscht sie in dem Harem über ein Heer von Sclaven; hat sie noch zwei oder drei andere neben sich, so theilt sie mit denselben das Regiment im Hause. Jede Woche erfreut sie sich wenigstens einmal der Rückkehr der Liebe ihres Gatten; er kommt des Mittags und bei Sonnenuntergang, um sich von der Anstrengung zu erholen, die es ihn gekostet hat, von einem Bazar zum andern, und von dem Kaffehause nach seiner Wohnung zu schlendern. Er verrichtet seine Abendwaschungen. Eine gefällige Dame bemächtigt sich des Fläschchens mit Rosenwasser, um ihm den Bart zu parfumiren; eine andere hält einen Spiegel mit Handgriff von Perlmutter, eine dritte das gestickte Handtuch; eine Menge Sclaven und Sclavinnen bringen das Abendessen herein. Die Weiber stehen vor ihm, während er ißt; und wenn er dieß Geschäft beendigt hat, werden noch einige Schüsseln für die Damen hereingebracht, deren feine Lebensart darin besteht, nur mit dem Vorfinger und dem Daumen zu essen, und die Confituren, die sie außerordentlich lieben, nicht mit unanständiger Gier zu verschlingen. Wenn das Nachtessen vorüber ist und die Sclaven verschwunden sind, werden in den meisten Harems Rosogliosläschchen hervorgezogen, und manche Damen nehmen in zehn Minuten ihre drei bis vier kleine Gläser zu sich. Eine Sclavin bietet dem Herrn knieend die Pfeife dar; und zuweilen bringt ihm eines der Weiber den Kaffee und küßt ihm zugleich die Hand. Diese Ceremonie darf am Morgen keine der Damen versäumen, so wenig als sie sich in der Gegenwart des Mannes niedersetzen darf, wenn sie nicht die Ehre hat, Mutter zu seyn; am Abend wird indessen wenig Etiquette beobachtet, und die Behauptung Pouqueville's, daß die Türken in ihren Harems nicht das Geringste von der Ernsthaftigkeit nachlassen, die sie außerhalb denselben zeigen, ist völlig unbegründet. Gerade das Gegentheil ist der Fall; in den meisten Harems werden wahre Orgien gefeiert, bei denen von der Gravität des Moslims keine Spur bleibt; und man hört das schallende Gelächter bis in die benachbarten Häuser hinüber. Sollte daher nicht zum Theil die Gravität des Türken bei Tage nur eine Folge der Erschöpfung nach den vorhergegangenen Aufregungen der Nacht seyn.

Das tausendjährige Reich.

„Das tausendjährige Reich, nach der Offenbarung Johannis, eröffnet und entsiegelt durch Albert Drokschen" (Het Duizendjarig Rijk, volgens de Openbaring van Johannes, opengelegd en ontsloten door A. Derkschen, Tweede Druk. Alom te bekomen. 1829. 8.) — Dieß ist der Titel einer Denkschrift, welche durch einen Landmann zu Doornweerth bei Arnhem den Generalstaaten des Königreiches der Niederlande vorgelegt wurde, um sie zu überzeugen, daß ihre Funktionen zu Ende wären, indem das so lange erwartete tausendjährige Reich erschienen sey. Die ersten Zeilen des Vorwortes werden unsern Lesern einen Begriff von der Fantasterei geben, die sich hier aufs Neue regt: „An den Leser verehrt. Ein Tag ist vor dem Herrn, gleich tausend Jahren; so ist also ein Tag in der Schöpfung vor dem Herrn gleich tausend Jahren, der zweite gleich zweitausend Jahren und so fort bis zum sechsten Tage, welcher wieder ein Feiertag ist, der in Gottes Willen von Ewigkeit zur Ruhe bestimmt war; und so kommt man zu dem ewigen Sabbat oder dem tausendjährigen Reiche, welches wir jetzt erleben, indem dasselbe mit 1829 auf den Glockenschlag zwölf Uhr begonnen hat ꝛc."

Bevölkerung von St. Petersburg.

Nach dem „Journal von St. Petersburg" betrug die Bevölkerung dieser Stadt im Jahr 1828 nicht weniger als 422,116 Einwohner, wovon 297,445 männlichen und 124,721 weiblichen Geschlechts. In dieser Zahl waren 1761 Geistliche und Kirchendiener, 41,164 Adliche, 56,051 Soldaten und 10,680 patentirte Kaufleute begriffen, 52,568 Meistschainen oder Handwerker und Krämer und 12,980 Fremde; 259,155 Personen werden unter der ziemlich unbestimmten Bezeichnung von Individuen verschiedenen Standes, als Leibeigene, Bauern ꝛc. aufgeführt. Die Zahl der Geburten betrug 9779 (davon 4904 männlichen und 4885 weiblichen Geschlechts); die Zahl der Todesfälle 6324 (davon 4046 männlichen und 2278 weiblichen); und die Zahl der Heirathen 1033.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 17 und 18. 17 und 18 Januar 1830.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid. *)

I Erziehung der Kinder.

In Ansehung der Nahrungs- und Erziehungsart der Kinder herrschen hier, und beinahe im ganzen Lande, manche sonderbare Gebräuche und Vorurtheile.

Die Anzahl der Fehlgeburten und der frühe gestorbenen Kinder ist hier viel größer, als in irgend einem andern kultivirten europäischen Lande. Ich kenne Familien der Hauptstadt, in welchen von zwanzig Kindern kaum zwei oder drei davon gekommen sind, ohne daß besondere Unglücksfälle eintraten.

Alle Geburtshülfe wird durch Wundärzte verrichtet, und man hört selten von Hebammen reden. Bei der Taufe, welche ja nicht verschoben werden darf, ist ein einzelner Pathe hinreichend. So warm auch das Clima ist, so sorgfältig werden die armen Kinder eingewickelt, doch so daß die Arme frei bleiben. Ein breites Stück Tuch schnürt ihnen den Bauch ein, und diesen Gurt müssen sie viele Jahre lang tragen, weil sonst die Mütter das Krummwerden und Erkälten des Leibes befürchten. Auch muß das Kind am Hals eine Schnur oder ein Band mit einem kleinen Beutel tragen, worin ein gewisses, zu diesem Behufe gedrucktes Büchelchen, die Regel des heil. Benedikt, befindlich ist. Diese Art Amulet, wozu oft noch andere heilige Talismane kommen, soll das Kind vor manchem Unglück bewahren, und es wäre Sünde daran zu zweifeln.

Oft giebt man den Kindern, besonders Mädchen, bei der Taufe ganz besondere Zunamen, als z. B. Marienſäule, Lichtmesse, Schmerzenvoll, Empfängniß, Beschneidung, Fleischwerdung u. s. w. Diese Namen werden lebenslänglich beibehalten, und geben oft in Gesellschaft zu sonderbar klingenden Redensarten Anlaß. So hört man die Mutter sagen: „Meine Empfängniß macht mir viel Vergnügen.“ „Mein Mann liebt die Beschneidung nicht; ist doch ein gutes Mädchen,“ u. s. w. Die unglücklichen Nonnen, welche niemals aus ihren Klöstern dürfen, führen beinahe alle solche Beinamen.

Viele Mütter säugen selbst: andere, ja die meisten Vornehmen und Bemittelten, halten, größtentheils aus bloßer Bequemlichkeit, Säugammen in ihren Häusern, welche stattlich gekleidet und gemästet werden, auch einen ansehnlichen Lohn kriegen. Diese Ammen sind gemeiniglich schöne frische, aber großen Theils unverheirathete Weiber aus den nördlichen bergigen Provinzen, welche, nachdem sie ihre Unschuld und ihre Reize irgend einem Burschen angeboten haben, mit ihrem Säuglinge im Korbe auf dem Rücken nach der Hauptstadt wandern, um Dienste zu nehmen.

Manche Weiber säugen ihre Kinder zuweilen ein ganzes Jahr lang, allein sie geben denselben schon im ersten Monate Suppe von Oel, Brod und Knoblauch, auch Wein, aber ja keine fremde Milch; denn es herrscht beinahe im ganzen Lande das sonderbare Vorurtheil, als sey die Milch von Thieren eine schädliche Nahrung für Kinder. Die spanischen Aerzte warnen alle Mütter, ihre Säuglinge ja keine andere Milch kosten zu lassen, als die ihrige oder die der Amme, und versichern treuherzig, zweierlei Milcharten im Magen der Kinder geben Gift. Aus welchem Buche mögen doch die Aerzte diesen für die armen Kinder so nachtheiligen Aberglauben gesischt haben? Sollten sie aber auch zehnerlei Arten Wein, ja sogar Branntwein trinken, liegt ihrer Meinung zufolge Nichts daran. *) Auch erwachsenen Kindern geben die Spanier ungern Milch, denn sie meinen dieselbe zeuge Würmer. Ich kenne sogar einen angesehenen Mann, welcher mich in vollem Ernste versicherte, es sey ihm eine bereits er-

*) Der Verfasser dieser Bemerkungen, ein Schweizer, lebt seit 31 Jahren im Ausland, und hat die 15 letzten als Prof. und Direktor des königl. naturhistorischen Kabinetes in Madrid zugebracht; das einzige Band, durch welches er mit der Muttersprache zusammenhängt, sind sein Briefwechsel und einige deutsche Bücher und Zeitschriften, meist aus der frühern Periode unserer Literatur. Dieß zur Erklärung des etwas veralteten Stiles. —

*) An einem andern Orte schreibt der Vf.: Meine Kinder sind zwar blaß und etwas mager, wie die meisten in großen Städten, übrigens aber gesund, stark und munter. „Gebt Euern Kindern Wein, Branntwein, Gewürze, damit sie rothe Gesichter bekommen,“ sagen die Spanier, und thun es wirklich mit den ihrigen, schicken auch die meisten mit rothen Gesichtern in die andere Welt. Milch, meinen sie, sey den Kindern schädlich, zeuge Würmer und die Meisten begreifen nicht, warum Gott die Brüste ihrer Weiber nicht mit Wein gefüllt habe.

wachsene Tochter gestorben, weil sie oft Milch und Butter gegessen habe. In Spanien leiden zwar im Allgemeinen die Kinder nicht viel an Würmern, weil sie in ihren Speisen viel Oel und Knoblauch genießen; allein dafür haben sie auch oft eine Menge anderer Beschwerden und Krankheiten, als Kolik, Diarrhöe, Rothlauf, Scharlach- und Wechselfieber, gefährliche Katarrhe und Seitenstechen, woran viele sterben.

Man sieht hier viele Kinder, welche kaum gehen können, und dennoch bereits ein Mönchsgewand und einen geschornen Kopf tragen. Diese kleinen Mönche entstehen, wenn die Eltern bei überstandenen Krankheiten oder andern Gefahren ein Gelübde gethan haben, eines ihrer Kinder dem Kloster zu weihen. Auch giebt es noch barbarische Eltern, hier wie in Italien, welche ihre Knaben verstümmeln, in der Hoffnung sie einst als Kastraten in der königlichen Kapelle unterzubringen. Hier nennt man diese unglücklichen Kapaunen, und kleidet sie wie Priester in einen langen schwarzen Rock mit einem sonderbaren Hute.

Stirbt Jemand, so wird er ebenfalls als Mönch angekleidet und so, mit einem Kreuze in der Hand, begraben; was einst einen Fremden veranlaßte, seinem Freunde zu schreiben, er hoffe in diesem Lande sehr lange zu leben, indem nur Mönche begraben würden.

Die Kinder werden frühe zum Beten, Meßgehen und Beichten angehalten; den Katechismus müssen sie auswendig lernen, lange ehe sie denselben verstehen. *) Alle Jahre machen die Pfarrer ihre Besuche von Haus zu Haus, und schreiben alle Bewohner, Kinder und Dienstboten in ihre Register ein. Nach Ostern wird der Besuch wiederholt, und Jedem das Kommunicantenzettelchen abgefodert. Hat er keines und kann er sich nicht gültig entschuldigen, so wird er im Buche als ein schlechter Christ erklärt; ehedem wurden sogar diese Namen an die Kirchen geheftet. Wer jedoch weder beichten noch kommuniziren will, kann das Zettelchen von alten Weibern oder auch von Sacristanen kaufen. Jene Weiber kommuniziren zu diesem Ende in verschiedenen Kirchen, und wuchern so mit Religionswaare, nachdem sie an Reiz und Tugend bankerott geworden sind. Fremde Protestanten stehen unter dem Schutze und der Verantwortung der Gesandten ihrer Höfe. Daß haben die armen Schweizer Niemand, an den sie sich im Nothfalle wenden könnten.

An Lehranstalten öffentlichen und Privatschulen aller Art fehlt es [redacted] Hauptstadt nicht, so daß Eltern ihre Kinder unentgeldlich [redacted]ahe alle Wissenschaften können lernen lassen. In der Jesuitenschule unterweiset man die Humaniora und Alles, was zur Erziehung eines Gelehrten gehört: Philosophie, alte Sprachen, sogar Arabisch, Mathematik und Physik. Zwei besondere, ebenfalls unentgeldliche, Schulen sind der Arznei- und Apothekerkunst gewidmet, und im naturhistorischen Museum wird über Mineralogie, Botanik und Zoologie gelesen, wozu noch ein schöner botanischer Garten und ein Naturalienkabinet gehört. Ferner giebt es zum Behuf der bildenden Künste drei Zeichenschulen; für Musik aber und lebendige Sprachen sind keine öffentlichen sondern bloß Privatlehrer da. Auch zwei ansehnlich öffentliche Bibliotheken findet man hier, welche reich an alten schätzbaren Büchern, aber ziemlich arm an neuern sind.

*) Nur in Spanien?

II Ueber spanische Küche, Essen und Trinken, und Krankheiten.

Wenn man einen in spanischen Diensten gewesenen Deutschen, Franzosen oder Schweizer fragt, was er von der Küche dieses Landes halte, so ist gemeiniglich die Antwort: abscheulich! In was besteht aber das Unangenehme für die meisten Fremden aus dem Norden? Giebt es doch hier wie überall gesottenes und gebratenes Fleisch, Geflügel, Fische, Eier, Milch, Gemüse, Obst, Backwerk und allerlei Süßigkeiten; ja, die Tische reicher Leute strotzen auch hier mit einer Menge leckerhafter überflüssiger und kostbarer Speisen, die so geschickt den Gaumen auf Kosten der Gesundheit und des Beutels kitzeln, als es zu den Zeiten Heliogabals schon Mode war; und insofern mag freilich jeder Fremde an dergleichen Tischen immer genug für seinen Geschmack finden, was auch sogar in Konstantinopel und Peking der Fall seyn dürfte. Hier ist aber die Rede von der gewöhnlichen Kost des gemeinen Mannes und Bürgers, an welche sich ein nördlicher Fremder nur mit Mühe gewöhnt. Zwar ist Dieß nicht so wohl der Fall in Ansehung der Speisen selbst, als ihrer von den Mauren und Juden entlehnten Bereitungsart, welche namentlich mit Oel, Knoblauch, Safran und rothem indianischem Pfeffer überfüllte Brühen verlangt; wiewohl diese noch Nichts seyn sollen gegen die furchtbar gewürzten Tunken, womit die amerikanischen Spanier und Portugiesen ihre Gäste zu bewirthen pflegen. Vielleicht mag es besonders Leserinnen unterhalten, wenn wir ein Wenig in den Küchen der Hauptstadt verweilen, obwohl ihnen diese wenig gefallen werden, wenn sie erfahren, daß hier gewöhnlich ein Ort, den man nicht gerne nennt, in der Küche ist.

Hier wird Alles mit Kohlen gekocht und gebraten, von welchen der Zentner etwa einen Kreuzthaler kostet. Nur Brod-, Pasteten- und Zuckerbäcker brauchen etwas Holz, Wurzeln oder Gesträuche. Auch zum Wärmen im Winter werden bloß Kohlenbecken in den Zimmern auf den Fußboden gestellt; einige vornehme Häuser ausgenommen, welche französische Kamine haben, und etwa drei Monate lang Holz brennen.

Auch gibt es keine Töpfe noch andere Gefäße von gegossenem Eisen, keine sogenannten Kunstöfchen, noch dergleichen Etwas. Blätteisen sind vielleicht das einzige Werkzeug von Gußeisen, welches man kennt, und diese kommen aus Frankreich. Alles Küchengeschirr ist von Thon, Kupfer oder Eisenblech. Da die Glasur dieser Töpferwaaren oft ziemlich schlecht ist, auch viele arme Familien (denn auch der Arme hat seinen Luxus) messingene unverzinnte Löffel und Gabeln den hölzernen oder eisernen des Glanzes wegen vorziehen, so muß man sich bei der Menge von sauern und fetten Speisen nicht wundern, wenn der gemeine Mann viel von Kolik auszustehen hat. Auch Vornehme, welche auf Silber und Porzellan speisen, leiden oft an dergleichen Beschwerden, was theils von den messingenen Schololadegefäßen, Mörsern und Pfannen, theils von den in Kaffeehäusern zum Schöpfen der Limonade gebräuchlichen unverzinnten messingenen

Löffeln herrühren mag. Statt aber die Ursache der häufigen Kolik in Madrid da zu suchen, wo sie von einigen aufgeklärten Chemikern und Aerzten wirklich anerkannt wurde, schieben die meisten Einwohner die Schuld auf die Luft. Auch Podagra, Seitenstechen und Lähmungen sind sehr gemein und werden ebenfalls von den Meisten dem Winde zugeschrieben; ein berühmter Schriftsteller sagt in seiner neuen Geographie der Halbinsel: wenn in Madrid der Südwind einige Zeit weht, so entsteht Unreinigkeit in den Häusern, die Kerker füllen sich mit Gefangenen, und die Gerichtsstuben mit Prozessen. — Die im Winter häufig herrschende Lungensucht wird dem kalten von den Bergen wehenden Nordwinde zugeschrieben, wiewohl — sonderbar genug — die Bewohner jener Berggegenden Nichts von dergleichen Krankheiten wissen. Der Name Madrid selbst wird vom Arabischen hergeleitet und soll ein gesundes Lufthaus bedeuten. Einige Fremde beten sogar diese und andere alberne Meinungen in ihren Reisebeschreibungen nach. Nun ist aber, den Naturforschern und Geographen zu Folge, die Luft in Spanien und Portugal, der Hitze ungeachtet, im Allgemeinen so gesund als in Frankreich, wiewohl man bei dem oft schnellen Wechsel der Witterung Erkältungen und Seitenstechen allerdings leichter ausgesetzt seyn mag. Das sogenannte gelbe Fieber kommt aus den amerikanischen Colonien und wird bloß in südlichen Seehäfen verspürt. Daß aber hier die Ausschweifungen aller Art, wie in allen großen Städten, an den meisten Uebeln weit mehr Schuld haben, als die Luft, beweist die Gesundheit und längere Lebensdauer der Bewohner des Landes und der kleinen Städte, wo mehr Mäßigkeit und weniger Laster herrschen.

Das Brod ist hier sehr gut, weiß, wohlfeil und aus reinem Waizenmehl gebacken; in den nördlichen Provinzen aber wird auch Mehl von Roggen, Gerste und Mais zu Brod genommen. Alle Mühlen der Hauptstadt werden von Maulthieren getrieben, und bestehen bloß aus zwei einfachen frei aufeinander laufenden Steinen, so daß Mehl und Kleie in einem besondern horizontal um die Achse gehenden Siebe müssen abgesondert werden.

In einer spanischen Haushaltung braucht man keine Butter, indem alle Speisen mit Baumöl bereitet werden, welches sehr wohlfeil, aber sonst nicht besonders gut ist, und zugleich als Brennöl dient. Das nämliche Oelgefäß versorgt gewöhnlich Lampe, Pfanne und Salatschüssel. Einige wenige Leckereien werden in Schweinefett gebraten, und mit diesem wird auch der Teig zu Pasteten, Torten und allem übrigen Backwerk verfertigt. Zwar giebt es auch Butter hier, welche aus den nördlichen Provinzen kommt und in Gedärmen und Schweinsblasen gepackt wird, doch meistens nur zum Gebrauche der Fremden. Nebst dieser inländischen wird auch holländische, eingesottene Butter zu dreißig französischen Sols das Pfund verkauft, und viele Spanier essen diese, sonderbar genug, als Leckerbissen auf dem Brode, besonders zum Thee, da sie doch die inländische frische und wohlfeilere verachten. Auch holländischer Käse wird ziemlich viel, und zwar eben so theuer als die Butter verkauft. Ja sogar großen Schweizerkäse kann man im Winter haben, dieser aber kostet zwei französische Franken das Pfund. Spanische Käse, gewöhnlich Schafkäse, sind zwar wohlfeil und werden häufig genossen, behagen aber dem Fremden nicht sehr.

Das Hauptessen der Spanier, dem Armen Alles, dem Reichen nur Vorspiel, ist die Olla oder Puchero, was eigentlich einen Topf bedeutet, im Küchenlexicon aber den Fleischtopf anzeigt. Kommen vielerlei Speisen und Gewürze hinein, so ist es eine olla podrida, was auch das französische Wort pot pourri ausdrückt. Beim gemeinen Manne, auch oft beim Mittelstande, ist die Olla der alltägliche Fleisch- oder Suppentopf, welcher aber nach ganz andern Grundsätzen zusammengesetzt wird, als in Deutschland und Frankreich. Dazu gehört Rind- oder Hammelfleisch, oft beides, ein Stück Speck, und für Den, der es hat, Schinken, nebst einer großen Menge Kichern, einer Art großer Erbsen (cicer arietinum), welche das Hauptgemüse sind und im ganzen Lande in ungeheurer Menge gesät und wie das Getraide geerntet werden; diese Kichern sind sehr nahrhaft, müssen aber beinahe so lange kochen, als das Fleisch selbst. In besagten Topf kommt ferner Knoblauch, Zwiebeln, Petersilie, Fischmünze, Safran, rother Pfeffer, und beinahe immer eine furchtbar gewürzte Rauchwurst, auch grünes Gemüse, wie es die Jahreszeit mit sich bringt. Bei reichen Leuten kommt endlich noch Geflügel und mancherlei Gemüse und Gewürze dazu, und dieß Gericht verdient alsdann den Namen olla podrida mit Recht, denn man riecht es zuweilen bis auf die Straße. Unsern Fremden behagt zwar diese gelbe rothgepfefferte Fettbrühe im Anfange wenig, bis man sich daran gewöhnt hat; dem Spanier hingegen schmeckt sie wie Ambrosia, und er mag keine Suppe ohne Speck, Knoblauch, Kichern und rothen Pfeffer, und richtet die Brühe entweder mit Brod, oder mit Reis, Nudeln und Macaronis an. An Fasttagen macht er gewöhnlich Oelsuppe mit Knoblauch, Gemüse und Gewürze, oft die einzige Speise, welche man auf Reisen in kleinen Wirthshäusern bekommen kann. Auch Stockfische mit Oel, Reis, Safran und rothem Pfeffer gekocht ißt man häufig als magere Kost. Schinken wird sehr viel gegessen, muß aber beinah immer mit Zucker bedeckt seyn. So gern indeß der Spanier im Allgemeinen, wenn er nur kann, sich Etwas zu Gute thut, so genügsam lebt gewöhnlich der arme Landmann und eine Menge armer Handwerker, welche keine Schokolade vermögen und nur zuweilen Olla haben können. Gewöhnlich sieht man diese sich zum Frühstücke mit einer Zwiebel, einem grünen Pfeffer oder Liebesapfel und Brod, zum Mittagsmahl mit einer Knoblauchssuppe begnügen. Den Speck essen viele der gemeinen Leute desto lieber, je älter und ranziger er ist.

Der rothe indianische Pfeffer ist von zweierlei Art, viel hitziger, als der gemeine schwarze Pfeffer und wird als Gemüse und als Gewürze gegessen. Die erste Art ist der große rothe Pfeffer, welcher in Gärten und Feldern in großer Menge gepflanzt, und Anfangs als grüne Schote von der Größe und Form eines Quittenapfels, bald roh, bald gebraten oder gekocht von Jung und Alt gespeist wird. Wenn diese Früchte eine gewisse Reife erlangt haben, so erhalten sie eine schöne zinnoberrothe Farbe, und werden auch so gegessen und in süße und beißende unterschieden. Letztere werden getrocknet und ge-

stampft zu einem feinen Pulver, welches aussieht wie Mennig oder Ziegelmehl, und welches man sackweise oder auch dem Gewichte nach verkauft. Dieses beißende Pulver ist der den Spaniern und Portugiesen so werthe rothe Pfeffer, welcher beinahe an keinem Gerichte fehlen darf, so daß alle ihre Suppen und Tunken aussehen wie Krebsbrühe.

Eine andere noch schärfere Art dieses rothen Gewürzes ist der sogenannte lange indianische Pfeffer, welcher in kleinen länglich zugespitzten Schoten wächst, und, wenn er schön roth ist, ebenfalls getrocknet wird. Diese Frucht ist noch beißender, als die vorige, brennt im Munde unerträglich; dennoch essen sie die meisten Einwohner, kochen sie auch im Fleischtopfe und ziehen den Branntwein darüber ab, um dessen Stärke zu vermehren. Wirft man ein Stückchen von diesem langen Pfeffer auf glühende Kohlen, so entsteht ein äußerst scharfer, Husten erregender Rauch. Den wenigsten Fremden behagen diese rothen Pfefferarten, und so allgemein sie in Spanien, Portugal und Italien gegessen werden, so wissen dennoch alle aufgeklärten Aerzte, Botaniker und Chemiker, daß sie im Grunde schädlich sind. In Frankreich bedient man sich dieser Früchte zuweilen, um damit die Schärfe des Essigs und der eingemachten Gurken zu erhöhen.

Auch die Liebesäpfel (solanum lycopersicum) machen eine wesentliche Speise des Volkes aus, und wo man sie nur haben kann, dürfen sie in keiner Brühe fehlen. Auch roh, im Salat, und auf verschiedene Weise gekocht speist man häufig diese zinnoberrothen Früchte, welche einen etwas säuerlichen Saft enthalten, dem man jedoch keine schädlichen Eigenschaften zuschreibt. Auch in großen Städten Frankreichs und Deutschlands werden diese Früchte zuweilen zu Brühen gebraucht, doch sind sie nichts Gemeines, ausgenommen im südlichen Frankreich.

Noch eine andere Pflanze aus der gleichen Gattung wird hier als ein Leckerbissen gegessen, in nördlichen Ländern hingegen, so wie die vorigen, gewöhnlich bloß als Zierpflanze gezogen; es ist dieß der Melanganapfel oder die Zierpflanze (solanum melangena) mit eierähnlichen weißen oder violetten Früchten, welche bald im Topfe gekocht, bald auf andere Art zubereitet, auch mit Zucker kandirt werden. Auch kleine längliche Kürbisarten werden lange vor ihrer Reife so häufig gegessen als Gurken.

Uebrigens sieht man auf hiesigen Märkten die meisten Arten Früchte und Zugemüse, wie in nördlichen Ländern, ausgenommen Storzonäre, Meerrettig, Rübkohl und Körbel. Die Erdäpfel sind schlecht, die meisten Rüben sehr klein, kaum wie die gelben; doch giebt es auch große in den nördlichen Provinzen.

Das Obst ist allgemein gut, wohlfeil und sehr mannigfaltig. Zwar sieht man weder Ananas noch Bananen, nicht einmal im botanischen Garten, doch sonst manches Andere, was in nördlichen Ländern entweder selten oder gar nicht angetroffen wird. Außer den in Deutschland und der Schweiz gewöhnlichen Früchten giebt es hier in großer Menge saure und süße Citronen, Pomeranzen, Feigen, Melonen, Wassermelonen, Granatäpfel, Oliven, Bataten; auch Datteln, zwar nicht so gut wie die afrikanischen, indianische Feigen und Zuckerrohr werden verkauft. Die Trauben sind sehr süß, ungemein häufig und eine gewisse Art hat Beeren von der Größe kleiner Pflaumen. Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren sind bloß für Reiche, und werden gewöhnlich bis zwei Franken das Pfund verkauft. Auch Azarolen, Johannisbrod und die Früchte vom Erdbeerenbaum (arbutus unedo) werden gegessen. Stachelbeeren, Kornelkirschen und Heidelbeeren hingegen sind unbekannt. Vom August bis Ende des Jahres sieht man beinahe in allen Straßen Melonen und Wassermelonen in Haufen geschüttet, nebst kleinen Tischen, worauf Melonenschnitte für einen halben Sou geordnet sind, so daß Jedermann wohlfeil naschen kann; die weggeworfenen Melonenschalen sammelt oft noch ein Bettelkind, um dieselben vollends abzunagen. Auch Kastanien, Nüsse, Haselnüsse, Eicheln, Erdmandeln, hauptsächlich aber Pinien oder Zwiebelnüsse werden häufig gegessen, und die Kinder naschen letztere auf allen Spaziergängen. Unsere Eicheln sind süß, kommen von der kleinen fruchtbaren Eiche, und geben so wie die Erdmandeln, ein gutes, wohlfeiles Kaffeesurrogat, von welchem indessen wenig Gebrauch gemacht wird.

Es giebt hier eine Menge Pastetenbäcker, Conditoren und andere dergleichen Magenverderber, welche aber, trotz den Lobsprüchen der Spanier, denen von Paris weit nachstehen müssen. Um Weihnachten sieht der große Platz und die benachbarten Straßen wie ein Freßjahrmarkt aus. Da sind überall eine Menge Buden mit Zuckerwaaren, Obst und anderen Leckereien; auch werden gewisse lärmende Instrumente verkauft, von welchen später ein Mehreres. Die Zuckerbäckerbuden befinden sich unter den bedeckten Gallerien (Bogengängen), welche den großen Platz umgeben. Eine Menge Nascher und Leckermäuler (zu welchen auch ich gehöre) spaziren da herum, und es ist gebräuchlich, daß die Männer den Frauenzimmern Zuckersachen anbieten, von welcher Mode die letztern ziemlich Gebrauch machen. Ueberhaupt haben die Spanier gern den Ruf, freigebig zu seyn. Ueberrascht man Jemanden beim Essen, so wird man unverzüglich eingeladen, mitzuhalten; kommt man zum ersten Male in ein Haus, so bietet der Eigenthümer seine Wohnung, Hab und Gut an: was jedoch eine bloße Höflichkeitsformel ist, wie es deren auch in Frankreich so viele giebt.

In Ansehung der Getränke muß ich vor allen Dingen der Schokolade erwähnen, wiewohl dieselbe, so wie sie hier bereitet wird, eher zu den Speisen als Getränken gerechnet werden möchte. Schokolade ist dem Spanier beinahe so nothwendig als Brod, und er schätzt sich unglücklich, sobald es ihm an diesem ausländischen Produkte gebricht. Reiche und Arme, Alte und Junge, Knechte und Mägde, Handwerker, Fuhrleute und Maulthiertreiber, Alles trinkt, wo möglich, des Morgens früh eine Tasse (eine Unze) dicke, breiähnliche Schokolade mit Brod und Wasser; ja Viele wiederholen Dieß zwei bis drei Mal des Tags. Kommt ein Besuch, so wird demselben alsobald Schokolade angeboten, ungefähr wie an andern Orten Kaffee oder Thee. Ist Jemand unpäßlich, so ist Schokolade gemeiniglich das Erste, was gereicht wird, und die meisten Leute können

gar nicht begreifen, wie ein Kranker ohne diese Nahrung genesen, oder ein Weib gebären möge. Manche nehmen indeß ihre Schokolade bloß aus Gewohnheit, oder um Durst zu erregen; denn in diesem Lande wird dieses Produkt nicht etwa wie in Frankreich oder Deutschland mit Milch als ein dünnes Getränke, sondern mit sehr wenig Wasser als ein Brei bereitet, so daß immer ein Glas Wasser muß nachgetrunken werden. Viele Spanier trinken bei keiner andern Gelegenheit bloßes Wasser. Auch giebt es viele Dienstboten, welche ihre Schokolade verkaufen, um dafür Branntwein trinken zu können. Diese Schokolade ist im Allgemeinen zwar ziemlich gut und wohlfeil, doch bei Weitem nicht so süß, noch so fein gerieben, als in Paris; auch gehört zur spanischen Schokolade nothwendig Zimmt. Rohe Schokolade, wie man dieselbe oft in andern Ländern zu naschen pflegt, halten die Spanier für schädlich. Man begreift leicht, daß der Verbrauch dieses Nahrungsmittels ungeheuer seyn müsse, und man kann annehmen, daß hier in Madrid ein jeder Spezereihändler, welche ungemein zahlreich sind, täglich wenigstens fünfundzwanzig Pfund bereitet und verkauft. Viele Vornehme lassen ihre Schokolade alle Monate in ihren Häusern verarbeiten. Diese Fabrikation beschäftigt eine Menge Arbeiter, auch giebt es viele besondere Mühlen dazu, welche durch Maulthiere getrieben werden.

Das Wasser in Madrid ist sehr gut, giebt dem besten in der Schweiz wenig nach und wird mit beträchtlichen Kosten von den mehrere Meilen weit gelegnen Bergen hergeleitet. Umsonst hat man es aber hier so wenig, als in Paris, ja sogar etwas theuerer, dafür ist es aber auch weit besser, als dort. In einer nicht großen Haushaltung, wie die meinige *), braucht man jährlich für etwa zwölf spanische Thaler Wasser, das Eiswasser mitgerechnet, welches man im Sommer in den Straßen trinkt. Eine Menge Wasserträger belagern die Brunnen Tag und Nacht, und beschäftigen sich damit, dasselbe in kleinen Fäßchen in die Häuser zu tragen, wo man es in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt, deren es bei zwölf Schuh hohe giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

II Der neu-spanische Priester.

Man wies mich in der Nacht zur Wohnung Padre Mayen's des Cura (Pfarrers), an welchen ich von dessen Bruder in Opelura mit einem Empfehlungsbrief versehen worden war. Das größte Haus in Batuquo, mit einer Säulenreihe auf der Vorseite, ist Padre Mayen's Eigenthum. Vom Maulthier gestiegen, nahm ich, nach Landessitte, meine Sporen ab, trat in die Thür und fragte nach dem Padre. Das Zimmer war finster; eine volltönende Stimme aber erwiederte: „Ave Maria! Benedito sea Dios! u. s. f. Ich bin Der, nach welchem Ihr fraget, tretet ein.“ Ich folgte der Einladung und überreichte meinen Brief; es wurde um Licht gerufen, bis zu dessen Ankunft wir jedoch lange warten mußten. Diese Zögerung schien die reizbare Gemüthsart des Padre in Bewegung zu setzen; er ging im Gemach fortwährend mit großen Schritten auf und ab. Endlich wurde Licht gebracht; der Padre trat an dasselbe, musterte die Ueberschrift, erbrach das Siegel, öffnete den Brief und begann, nachdem er die Brille aufgesetzt, die aus zwei mächtigen runden Gläsern bestand, welche kaum die Nasenspitze zwischen sich durchließen, den Inhalt bedächtig zu lesen. Diese Pause gab mir Zeit, den Herrn genauer zu betrachten, der mein Beglaubigungsschreiben so aufmerksam zu untersuchen schien, als wäre es eine päbstliche Bulle. Er mochte nicht über vier Fuß Größe haben. Das dunkelbraune Haar hing ihm in zierlichen Locken über die Schultern; unter demselben gewahrte man den rückgeschlagenen Hemdkragen. Sein Anzug bestand in einer blauen Tuchjacke, die auch für einen höher Gewachsenen noch lang genug gewesen wäre; seidenen, um die Hüften sehr weiten Beinkleidern; Strümpfen, welche so viel man nach dem Theil schließen konnte, der zwischen den sübernen mit Steinen ausgelegten Kniespangen und den Stiefeln hervorsah, sehr weiß schienen. Das Hemd war mit langen Manschetten besetzt, welche den größten Theil der Hand bedeckten. Kurz er glich einem Hofmann früherer Jahrhunderte, der eben zum Lever gehen will, obwohl es bereits nahe an neun Uhr Abends seyn mochte.

Nachdem er den Brief gelesen, befreite er die Nase aus der harten Klemmung der Brille und warf einen Blick auf den Ueberbringer, der immer noch bänglich harrend einer Einladung des kleinen Mannes zum Sitzen entgegensah. Aber ach! ich mußte in ein düstres Auge schauen. Hatte ihm meine Miene nicht gefallen, oder war er in tiefe Betrachtung versenkt — genug, er zog mit unendlicher Gravität das feidne, blau grundirte und mit orangegelben Blumen geschmückte Schnupftuch aus der Tasche, dessen zierlicht Falten augenscheinlich nie außer Ordnung gekommen waren; blickte eine Weile darauf, nahm bedachtsam zwei Zipfel desselben mit Daumen und Fingern, die von großen in Gold gesetzten Smaragden glänzten, hob die Hand bis zu den Augen empor und schnellte dann mit einem plötzlichen Ruck das Schnupftuch auseinander, daß die entgegenstehenden Enden wieder zusammenklatschten, und die tiefe Stille, welche bisher im Zimmer geherrscht hatte, unterbrachen. Die Bewegung erfolgte so rasch und der Lärm war so unerwartet, daß ich ordentlich zusammenfuhr. — Zufrieden mit diesem Kraftbeweis führte er nunmehr das Tuch an sein Nasen-Vorgebirge und ließ einen Trompetenschall erklingen, der allenthalben von den hohen Wänden des Hauses zurückgeworfen ward; damit fertig, geruhte er seine Augengläser zu putzen, setzte sie sofort ruhig wieder auf, und nahm den Brief abermals vor, als hätte er dessen Inhalt noch nicht hinlänglich gefaßt. Dies benutzte ich, mich im Zimmer umzusehen.

Die Wände waren weiß getüncht, und etwa 3 Fuß über dem Ziegel-Estrich lief eine Reihe gemalter Figuren hin, die nach des Künstlers Absicht Engel mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen sollten, welche man aber aus einer kleinen Entfernung

*) Der Verfasser hat außer einer Frau mit sechs Kindern sammt Gesinde, ziemlich viele lebende Thiere aller Art, welche in Hinsicht des Wassertrinkens auch zur Haushaltung zu rechnen sind.

leicht für Sonnen-Blumen mit Zweigen und Blättern ansehen konnte. In einem Winkel des ziemlich geräumigen Gemachs befand sich ein Bücherschrank, der ein halb Duzend Foliobände enthielt, deren abgeriebenes Aeußeres wenn nicht auf starken Gebrauch, so doch auf hohes Alter schließen ließ. Im entgegengesetzten Winkel lehnten eine Flinte und eine Lanze, Zeugen der Nothwendigkeit, worin sich der Padre bisweilen befinden mußte, zu weltlichen Waffen zu greifen. Ein Spazirstock mit goldnem Knopf stand in dem dritten Winkel, und in die Nachbarschaft des vierten war ein viereckiger Tisch von nicht glänzendem Aussehen gestellt, auf welchem eine Schatulle prangte, die einst grün gewesen war, deren Farbe aber jetzt mit der gefleckten Haut eines Tigers große Aehnlichkeit hatte. Die Stühle, welche das Zimmer schmückten, waren nur zwei an der Zahl, und alterthümlich genug, um etwa den Verfassern der vorbesagten Folianten zum Gebrauch gedient zu haben. Freilich sah man auch den Wänden entlang noch andere Sitze; diese aber bestanden in Bänken, vor welchen Matten auf dem Boden lagen, um die zarten Füße der weiblichen Besuche des Pfarrers vor der Kälte der rohen Ziegel zu schützen. Auch befanden sich da zwei hölzerne Fenster, die, scheibenlos, Wind und Licht in gleichem Grade zuließen.

Während ich umherschaute, hatte der Cura den Brief wieder zusammen gefaltet, das seidne Schnupftuch in die Tasche gesteckt, und nahm sofort die Brille ab, ob deren Enge er die ganze Zeit über mit dem Mund zu athmen genöthigt gewesen; kaum aber war ihm jetzt wieder vergönnt, die Lippen zu schließen, als er lustig ausrief: „Muchacа, (Mädchen,) zwei Becher Schokolade!" damit wies er auf den einzigen freien Stuhl, (denn von dem andern hatte er so eben selbst Besitz genommen,) und winkte mir, mich niederzulassen. Es war etwas so Eigenthümliches in des Padre's Wesen, daß ich kein Auge von ihm verwenden konnte; mich mechanisch fortbewegend, setzte ich mich auf den Stuhl.

„So, mein Herr," sagte der Cura, „Sie kommen also von Oposura?"

„Ja, mein Herr."

„Und was ist Ihr Geschäft? — wohin gehen Sie, und woher kommen Sie?"

„Mein Geschäft ist, in Auftrag einer englischen Gesellschaft Einsicht von der Perlfischerei zu nehmen. Ich gehe nach Villa del Fuerte und komme von Mexico."

„Sind Sie ein Christ oder ein Ketzer?"

„Ein Christ nach dem Glauben meiner Väter."

„Hm! — Eine lange Pause folgte, die durch Ankunft der Schokolade unterbrochen wurde, zu welcher er mich mit Artigkeit einlud. Als wir mit derselben fertig waren, und ein Glas Wasser getrunken hatten, so kalt, als es hier zu Land zu verschaffen war, bot mir der Padre eine Cigarre an. Da ich selbst einige von besserer Art mitgebracht, reichte ich ihm eine Handvoll davon hin, was von seiner sinnenden Stirn den gewohnten Ernst wegstrich, und seine Gesichtsmuskeln zu einem Ausdruck, der halb Grinsen, halb Lächeln war, frei gab. Das Gespräch begann jetzt vertraulicher zu werden und ein Paar Gläser Branntwein, die ich ebenfalls aus den Hängekörben meines Maulthiers genommen, versetzten den alten Herrn in eine angenehme, aufgeräumte Stimmung. Unter Anderm sprach er vom Stich der Scorpione und Biß der Klapperschlangen, an deren Folgen, wie er mich versicherte, vor seiner Ankunft eine Menge Leute gestorben wären; seit er aber die heilige Georgsmesse lese, seyen alle diese Gewürme verschwunden, in Angst über die Nennung eines so furchtbaren Namens, wie der des Heiligen, welcher den feurigen Drachen getödtet! Gleichen Dienst hatte der Padre mit demselben Erfolg andern Gegenden geleistet. Als ich ihm aber sagte, Sanct Georg sey auch der Schutzheilige meiner Heimat — Englands — hörte er zehn Minuten lang nicht auf, sich zu bekreuzen.

„Noch ein Glas, Doctor!" rief ich, und dieses Glas stellte das Gleichgewicht wieder her, obwohl dasselbe nun durch den starken Zuspruch, der meinem Liqueur zu Theil wurde, aus der Ordnung zu kommen drohte. Bald beurlaubte ich mich, und ging, indem ich ihm den Schutz des heiligen Georgs wünschte, nach meinem Bett.

Der Cura war übrigens im ganzen Land wegen der Einfälle, die ihn in der Trunkenheit ankamen, bekannt. Einmal wandelte es ihn an, einen andern betrunkenen Gesellen mitten auf der Piazza Grande in Oposura beichten zu lassen, was endlich so anstoßerregend wurde, daß die Obrigkeit sich genöthigt sah, Beichtvater und Beichtkind zu trennen, und sie von der Beichte ins Gefängniß wandern zu lassen.

Head's Waldscenen aus Nordamerica.

Kaum sollte man sich eine traurigere Lage denken können, als die, in welche der Verfasser der „Waldscenen aus Nordamerica" — Forest Scenes and Incidents in the Wilds of North-America; being a Diary of a Winters Route from Halifax to the Canadas and during four months Residence in the Woods etc. by George Head, Esq. (Lond. 1829. 12.) — uns versetzt: eine elende hölzerne Hütte, in welcher der Schnee kein ungewöhnlicher Gast ist, mitten in einem unermeßlichen Walde; vom Frost durchschauert und vom Ungeziefer zernagt, ohne Gesellschaft, ohne Bücher. Wahrlich Wenige würden sich in in einem solchen Zustande der Verzweiflung erwehren; Head dagegen sucht denselben freiwillig auf, ist dabei wohl und guter Dinge, läuft Schlittschuh, geht auf die Jagd, fällt Holz zu seinem Gebrauche und erzählt uns von seinem guten Feuer, das ihn erquickt, und von dem schönen Wild, das ihm zur Beute wird, mit solcher Begeisterung, daß wir nur wenig jünger seyn dürften, um einen Winter in den Wüsten von Nordamerica für etwas ungefähr eben so Herrliches zu halten, als einen Sommer auf der phantastischen Insel unsres alten Freundes Robinson Crusoe.

„Als wir in den Wald kamen," beginnt Head die Erzählung seiner Abenteuer, „war mein Erstes, einen ziemlich steilen Hügel zu ersteigen; kaum war dieser überwunden, so befand ich mich in der Mitte mehrerer Hütten, die, aus einer Anzahl von Pfählen aufgeführt und mit Tannenzweigen gedeckt, hie und da zerstreut wa-

ren; aus zweien oder dreien stieg der Rauch auf, den wir in der Ferne wahrgenommen hatten. Von einem Blockhause war Nichts zu sehen; aber ich bemerkte, daß die eine der Hütten etwas sorgfältiger gebaut schien, als die anderen; eine noch größere Auszeichnung gewährte ihr die Flagge, die von dem Dach wehte. Sichtlich konnte keine derselben lange stehen, denn der Schnee umher war außerordentlich tief und der Fußstapfen zeigten sich nur wenige; indessen nahm ich ohne langes Besinnen meinen Weg nach jener mit der Flagge, in welcher ich den Schiffscapitän C. fand. Ich wurde auf das Herzlichste bewillkommt, und als der Capitän meine Absicht vernahm, mich im Walde anzusiedeln, bot er mir sogleich ein Paar seiner Leute an, um mir eine Hütte zu bauen. Ich bezeichnete den Platz, wo ich dieselbe wünschte, und überließ meinem Bedienten die Aufsicht über die Arbeit, um bei meinem braven Capitän ein großes Stück Rindfleisch zu verzehren, welches mein Appetit vortrefflich fand, obgleich es so hart war, daß ich es kaum auf die Gabel stecken konnte. Zwei andere Offiziere, die gleichfalls zu der Ansiedlung gehörten, leisteten uns Gesellschaft, und wir blieben bis um sieben Uhr des Abends in der Hütte des Commodore, worauf ich die Herren verließ, um nach meinen eigenen Angelegenheiten zu sehen. Ich hatte zu meiner Wohnung den Gipfel eines Hügels bestimmt, der sich unfern der Bai erhob; und als ich zur Stelle kam, fand ich meinen Bedienten eifrig damit beschäftigt, meine Habseligkeiten in einem Gebäude unterzubringen, welches, wenn es nicht den Glanz des Wunderpalastes des berühmten Aladdins theilte, wenigstens beinahe in eben so kurzer Frist vollendet worden war. Mit Hülfe einiger Holzpfähle und Aeste hatte ich jetzt mein eigenes Haus, so gut man es hier haben konnte. Wenigstens drei Seiten davon boten Wind und Wetter Trotz, die Vorderseite war war offen, aber vor mir brannte dafür auch ein köstliches Feuer, so groß, daß es für ein londner Gasthaus genügt hätte, und Dieß allein war schon [illegible] von Behaglichkeit. Der Plan der Hütte war nicht von meiner eigenen Erfindung, sondern so, wie die Erfahrung ihn als den besten ausgewiesen hatte: die Vorderseite, wo das Feuer brannte, war sechs Fuß hoch und acht breit; nach hinten senkte sich das Dach allmälig bis zu dem Ende, das nur vier Fuß hoch war, und die Länge betrug gerade zehn Fuß. Der Boden war vom Schnee gereinigt worden, und dieser diente, da er an den Seiten aufgeworfen wurde, die Pfähle zu stützen, welche das Gerüst des Hauses bildeten. Ein Haufen Tannenzweige, der an dem äußersten Ende lag, mit einem Sack Kartoffeln statt des Kopfkissens, machte ein Bett aus; und wenn ich auch keine Thür hatte, so mußte doch die Kälte, die eindrang, erst durch das Feuer und den Rauch passiren. Mein Gepäck, d. i. ein kleines Felleisen, eine Flintenkapsel und einige andere Kleinigkeiten waren in diesem beengten Raume zweckmäßig vertheilt, und sobald es dunkel wurde, war Alles zu meiner Ruhe auf das Trefflichste bereit."

Die Offiziere verlassen den Ort, und Head nimmt hierauf Essen von der Hütte des Commodore. Sie war größer als die meinige, hatte eine Thür und bot überhaupt eine Menge Bequemlichkeiten dar, die ihm bisher abgingen. Aber —

„Ich hatte keine Bücher," sagt er, „und wenn ich deren gehabt hätte, so würde ich keinen Gebrauch davon haben machen können, weil es in meiner Wohnung zu kalt war, um darin still zu sitzen und zu lesen. — Mein Bedienter wohnte in der Hütte der Canadier, die ungefähr 150 Schritte von der meinigen entfernt war. Wenn ich seiner bedurfte, so öffnete ich die Thür und schrie; ging nun der Wind gerade in dieser Richtung, so hörte er meinen Ruf und erschien; wo nicht, so mußte ich durch den aufgehäuften Schnee waten, um ihn zu holen. Mit Tagesanbruch stand ich auf und frühstückte, um 12 Uhr nahm ich mein Mittagsmahl ein, und mit Einbruch der Dunkelheit aß ich zu Nacht. Die Bereitung meines Mahles erforderte keinen großen Aufwand von Mühe, meine Toilette noch weniger; und das Holz zu meinem Feuer, welches Tag und Nacht fortbrannte, fällte ich selbst. Ich hatte eine schöne selbstgemachte Bettstelle, mit trockenem Moos und Reisig gefüllt, und außer meinem Büffelfell vier Unter- und eben so viele Oberdecken."

Am 17 März. Ich hatte mich diesen Morgen mit meiner Flinte auf der Schulter bedeutend weiter hinausgewagt, als bisher. Ich fand eine Stelle, wo der Schnee bereits ganz verschwunden war, der Tag war schön und ich ging weiter, ohne an die Rückkehr zu denken. Da ich mich darauf verließ, daß es mir nicht fehlen könnte, die Spur meiner Fußtritte wieder zu finden, vernachlässigte ich jede andere Vorsichtsmaßregel; und erst, als ich mich entschloß, nach Hause zurückzukehren, bemerkte ich, daß ich mich verirrt hatte und nicht mehr im Stande war den Weg zu finden. Ich wurde bei dieser Entdeckung nicht wenig beunruhigt und lief vorwärts und rückwärts, um den Pfad wieder aufzufinden, auf dem ich zu der Stelle gelangt war, auf welcher ich mich befand; endlich blieb mir nichts Anderes übrig, als ganz stehen zu bleiben, da ich vollkommen von der Richtung abgekommen, die ich einschlagen mußte. Die Vorstellungen, die sich mir aufdrängten, waren wahrlich nicht die angenehmsten, und sie nahmen keine heiterern Farben an, als ich den Gipfel eines hohen Baumes erstieg und von demselben nach allen Seiten Nichts als die schwankenden Spitzen anderer Bäume erblickte. Ohne den Muth sinken zu lassen, verweilte ich einige Augenblicke und überlegte, was zu thun sey. Höher hinauf konnte ich nicht klettern, ohne die augenscheinliche Gefahr, den Hals zu brechen. Indessen ersah ich mir die höchste Erhebung des Bodens; und nachdem ich mir die Richtung bemerkt hatte, die zu diesem Punkte führte, stieg ich herab und ging auf denselben zu, wobei ich die Zweige der Bäume mit dem Messer bezeichnete. Ich wählte jetzt den höchsten unter allen Bäumen aus, den ich sah, und erklimmte diesen. Wie freudig war meine Ueberraschung, als ich von dem Gipfel das Eis der Bai durch die Zweige schimmern sah. Neu belebt drang ich durch den Wald und vergaß nicht, mir bei jedem Schritte die Bäume zu zeichnen; und als ich das Ufer erreichte, fand ich, daß ich nicht weiter als drei Viertelstunden von meinem Hause entfernt war, dem ich mit solcher Hast zueilte, daß ich mehr als einmal über die ungeheuere Baumstämme, die mir im Wege lagen, zu Boden stürzte."

Während er damit beschäftigt war, sich eine Art von Maske zum Schutze gegen die Fliegen zu machen, wurde er durch einen Besuch überrascht:

„Meine Aufmerksamkeit wurde auf die Thür gezogen, die sich öffnete; und in demselben Augenblicke zeigten sich auch zwei recht hübsche indianische Squaws (Frauenzimmer), die nach ihren freundlichen Mienen Einlaß zu erbitten schienen. Selbst in dieser äußersten Wildniß konnte indessen das Weib jene Coquetterie nicht ver-

leugnen, die ihm wahrscheinlich überall in allen Zeitaltern eigen gewesen ist, und von der wenigstens schon vor 2000 Jahren der römische Dichter Zeugniß gab, dem Galatea den Apfel an den Kopf warf. Beide theilten offenbar den Wunsch, mir einen Besuch zu machen; aber darüber, welche von ihnen vorangehen sollte, schienen sie nicht einig; und so stieß die Eine ihre Freundin bei den Schultern hinein. Auf diese Weise konnte die, welche die Erste war, es nicht verhindern, daß sie vorwärts gestoßen wurde, und da sie vorwärts gestoßen wurde, konnte sie nicht umhin, die Erste zu seyn. Sie verloren indessen auf der Schwelle nicht viele Zeit, indem ihre Bedenklichkeiten, welcher Art sie auch seyn mochten, bald beseitigt waren, und fingen an, vorsichtig auf den Zehen Alles zu untersuchen, was ich hatte; besonders schien meine doppelläufige Flinte ihren Beifall zu finden. Da ich mich für verpflichtet hielt, die Honneurs des Hauses zu machen, so war ich gleich artig gegen Beide; und Dieß um so mehr, als meine Höflichkeit seit lange nicht in Anspruch genommen worden war. In der Wüste, in der ich lebte, waren die Complimente und verbindlichen Redensarten eingefroren, wie die Töne in dem Waldhorn des Barons von Münchhausen, und jetzt thaute auf einmal der ganze Vorrath auf. Ich setzte meine Unterhaltung mit dem besten Erfolge fort, obwohl keine der Damen ein Wort englisch sprechen konnte und ich eben so wenig ihre Sprache verstand. Die Schnelligkeit ihrer Fassungskraft war indessen so groß, daß ich mich leicht mit ihnen verständigen konnte. Eine von ihnen nahm die Nadel und nähte mir die Riemen an die Maske, mit der ich eben beschäftigt war, und die sie Beide sehr ergötzte. Zugleich empfahlen sie mir, das Gesicht mit Fett einzureiben, weil Dieß die beste Schutzwehr gegen alle Arten von Insekten sey. So unangenehm Dieß auch seyn mochte, beschloß ich doch, es nicht zu versäumen, wenn mein gegenwärtiger Vertheidigungsplan mir nicht hinreichende Dienste leisten sollte. Nach einem ziemlich langen Morgenbesuche drückten meine Gäste endlich den Wunsch aus, sich zu verabschieden, und ich begleitete sie bis an das Ufer der Bai, wo sie ihr Canoe gelassen hatten. Sie waren ohne alle andere Gesellschaft, und ruderten, nachdem sie leicht in ihr kleines Fahrzeug gehüpft waren, davon, um eine Landspitze zwischen dem Punkte, auf welchem ich stand, und dem Inneren der Bai herum. Sie winkten mit der Hand, so lange sie mir im Gesichte blieben. Ich hatte nie früher Etwas von ihnen gewußt; aber es that mir leid, daß ich sie nicht wiedersehen sollte. Dieß war aber in der That der Fall. In Bezug auf Kleidung und Aeußeres zeichneten sie sich vor allen ihren Landsmänninnen, die ich noch gesehen hatte, auf das Vortheilhafteste aus, und an Gesicht und Gestalt schienen sie mir wirklich schön. Sie trugen silberne Zieraten in den Ohren, außerdem jede ein Halsband von blauen Korallen, und eine Menge Scharlachtuch statt der Bänder auf dem Gewande."

Die Bäder zu Kermanschah in Persien.

Die Bäder von Kermanschah gehören zu den vorzüglichsten im Orient. Ein englischer Reisender, der eines derselben besuchte, giebt uns davon folgende Beschreibung. Die Vorhalle, in welche wir durch einen Porticus eintraten, war ungemein reinlich, und die Wände, so wie das Gewölbe mit Malereien und Sinnsprüchen sauber verziert. Dieser Gegensatz zu den niederen, dunkeln und schmutzigen Gängen, welche gemeiniglich zu den türkischen Bädern führen, war ein günstiges Vorzeichen für die größere Bequemlichkeit und den Luxus im Innern. Als wir das Ankleidezimmer erreichten, sahen wir uns in einer viereckten, durch eine Kuppel von oben hell erleuchteten Halle, die an drei Seiten erhöhte Vertiefungen für die Gäste hatte, an der vierten die Eingänge von dem Porticus in den Saal und von diesem in das Bad; an den Wänden waren Simse angebracht, auf denen die reinen und schmutzigen Kleider, die Kämme, Spiegel und der ganze Apparat der Toilette, unter der unmittelbaren Aufsicht des Badeherrn, standen. Vier Marmorsäulen, mit spiralförmig canellirten Schaften und regelmäßig geformten Capitälern sonderten die niederen Gewölbe der Seitenvertiefungen von dem höheren des Saales; in der Mitte des letzteren war eine große Marmorcisterne mit kaltem Wasser, und an den Enden der Cisterne waren auf hölzernen Ständern farbige Gläser mit allerlei Blumen aufgestellt. Die Wände des Saals waren mit Zeichnungen von Bäumen, Vögeln und Thieren in phantastischen Formen, weiß auf blauem Grunde, verziert, und obwohl diese Malereien keinen Anspruch auf Kunstwerth machten, so geben sie doch dem Ganzen einen Anstrich von Eleganz, Sauberkeit und Reinlichkeit, welcher den Bädern in der Türkei gar sehr fehlt. — Wir entkleideten uns hier und wurden darauf in das innere Bad geführt, wo nicht das Geringste sich zeigte, was das Auge oder den Geruch beleidigt hätte. Das ganze Bad bildete ein längliches Viereck, welches ungefähr fünfzig Schritt lang und fünf und zwanzig breit war, indessen durch eine Wand in zwei vollkommene Quadrate getheilt wurde. Das erstere oder äußere war ein einfacher gepflasterter Saal, ganz gleich dem Ankleidezimmer, nur ohne Seitenvertiefungen; in der Mitte eine Cisterne und das Gewölbe von vier Säulen getragen, die jedoch nicht canellirt waren. Hier legten die Badegäste sich auf den Boden, um sich von den Dienern waschen zu lassen; denn erhöhte Sitze, wie in den türkischen Bädern, gab es nicht. Der ganze Saal war einfach und ohne Verzierungen, außer den Malereien an den Wänden, die denen des Ankleidezimmers glichen. Die zweite Hälfte des Vierecks, zu welcher man aus diesem Badezimmer gelangte, bestand aus drei Abtheilungen: die mittlere ein großes und tiefes Bad, mit warmem Wasser gefüllt, dessen Boden gleiche Höhe mit dem Grundflur des Gebäudes hatte und zu welchem man drei oder vier Stufen hinaufstieg. Zu beiden Seiten dieses Bades war ein Nebenzimmer mit einer Cisterne in der Mitte, zu dem Gebrauche von Personen, die mit besonderer Aufmerksamkeit bedient werden wollen. Das Ganze war so reinlich und schön geordnet, als man es sich nur wünschen konnte; aber bei allen diesen scheinbaren Vorzügen vor den Bädern in der Türkei stand dasselbe doch diesen gerade in den wesentlichsten Punkten nach. Statt des wohlthuenden Reibens und Schmeidigens der Glieder, welches die Türken so gut verstehen, scheuern die Perser ihre Gäste nur ab; und alle Unreinlichkeiten werden dann in die oben erwähnte große Cisterne gespühlt, von welcher kein Ablauf Statt findet; auch fehlen die Hahnen für kaltes und warmes Wasser, mittelst deren man in der Türkei die Temperatur beliebig erhöht oder erniedrigt. Während die Türken nach dem Bade sich von den Aufwärtern durchkneten lassen, was die angenehmsten und behaglichsten Empfindungen erregt, sind die Perser damit beschäftigt, Haar und Bart schwarz, die Nägel an Händen und Füßen dunkelroth und die Hände und Füße gelb zu färben, was mittelst verschiedener Präparationen der Henna geschieht. Dieß ist die unangenehmste Operation, die man sich denken kann. Die Perser rasiren auch nicht den ganzen Kopf, wie dieß bei den Türken und Arabern gebräuchlich ist, sondern sie nehmen das Haar nur eine Handbreit von Stirn, Scheitel und Hinterkopf hinweg und lassen zu beiden Seiten zwei große buschige Massen stehen, die über die Schultern herabfallen und bei Vielen so voll sind, daß sie sich im Nacken vereinigen und ihnen das Aussehen geben, als ob sie ihr Haar ganz ungeschoren trügen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 19. 19 Januar 1830.

Skizzen aus Mexico.

III Das Wirthshaus in Mexico.

Der erste Gasthof in Mexico, die „Gran Sociedad," nimmt die Ecke der beiden Straßen von Espiritu Santo und del Refugio ein — ein großes Gebäude, das nahezu ein Rechteck bildet; zwei Stockwerke hoch und mit dem Haupteingang nach der Straße Espiritu Santo gewendet, der eben weit genug ist, eine Kutsche durchzulassen. Innerhalb desselben etwa fünf Schritte einwärts befindet sich ein zweites Thor von Eisen, zum Theil versperrt, indem in der Mitte desselben eine starke eiserne Schranke herübergezogen ist, so daß nur Fußgänger durch können. Hat man dieses zweite Thor hinter sich, so steht man in einem gepflasterten, viereckigen Hof von ziemlichem Umfang, der auf drei Seiten mit einer Säulenhalle umgeben ist, welche ein plattes Dach tragen, das von unten als Bedeckung oder Portal, von oben als Balkon dient. Die Säulen, einst weiß angestrichen, strahlten jetzt in einem fetten Braun, von der häufigen Berührung schmutziger Hände. Unter dem Portal zur Linken stand ein langer, bemalter Tisch mit einer eben so langen Bank, zur Bequemlichkeit Derjenigen, welche ihren Kaffee im Freien trinken wollen. Auf derselben Seite befindet sich eine Thür, welche in das größte Zimmer des Hauses führt, über welchem Café angeschrieben steht, und worin Abends die ganze schöne und gebildete Welt zusammen kommt, um Eis u. d. gl. zu genießen. Erst vor wenigen Monaten trat ein mexicanischer Herr mit Frau und Töchtern hier ein, um sich dieses harmlose Vergnügen zu machen. Der Aufwärter aber war grob und Jener gab ihm hierüber seinen Unwillen zu erkennen, als ein Offizier von der Armee sich zwischen die Streitenden stellte und dem Herrn gegen die Brust stieß. Der Stoß schien nicht besonders heftig zu seyn und wurde so schnell geführt, daß Wenige denselben bemerkten; der Getroffene jedoch stürzte augenblicklich todt zu Boden. Als man ihn untersuchte, fand sich, daß er mit einem Messer gerad ins Herz gestochen war. Der Offizier wurde in Verhaft genommen, bestand aber darauf, er habe dem Herrn bloß mit der Hand einen Stoß gegeben.

Diesem Zimmer gegenüber, auf der andern Seite des Vierecks, befindet sich ein Billard-Saal, wo nur die besten, kundigsten Spieler ihre Kunst zeigen dürfen, zu welchem Schauspiel sich des Abends eine Menge Leute versammeln. Neben diesem Gemach, nach der Straße zu, liegt ein zweites kleineres, dunkel schmutzig und unheimlich, und weiterhin ein drittes, worin kleine angestrichene Tische stehen, zum Gebrauch Derer, welche Schokolade zu trinken wünschen. In diesen beiden Zimmern kömmt man Abends ebenfalls zusammen, um, ehe das Theater anfängt, eine Stunde zu verplaudern. Ich habe hier oft stundenlang zugehört, ohne daß die Sprecher mir irgend etwas Neues oder Interessantes gaben, aber auch ohne daß sie mir im Geringsten Langeweile gemacht hätten. Ein verständiges Gespräch hört man in der That selten in Mexico, und nie wird es dort gehörig gewürdigt; wie Alle mir hierin beistimmen werden, welche den Sitzungen des allgemeinen Congresses und des Senates beigewohnt haben. Aber jene lebendige Beweglichkeit, wie ich es eher nennen möchte als Beredsamkeit, welche einen Gedanken gefällig und geschmeidig macht, ohne einen festen Sinn damit zu verbinden, ist keineswegs unbekannt in Mexico, selbst nicht unter den niedrigsten Klassen der Gesellschaft. Der hauptsächlichste Gesprächsstoff in diesen Zimmern wird zwei Tageblättern, Sol und Aguila, entnommen, den Organen der zwei Parteien, welche seitdem die Ruhe dieser Gegenden so oft gestört haben.

Steigen wir jetzt in das zweite Stockwerk, ohne uns um die noch übrigen dumpfen Zimmerchen im ersten weiter zu bekümmern. Die Treppe, welche hinaufführt, besteht aus Backsteinen; an ihrem Ende befinden sich zwei Corridors, durch welche man nach dem Speisezimmer und nach der „Sala" gelangt. Letztere wird hauptsächlich von einer Partie Spieler eingenommen, die aber nicht baares Geld einsetzen, sondern ihren „Zahltag" haben, wie wir in England auf der Börse, nur mit dem Unterschied, daß der ihrige statt jedes Vierteljahr jeden Monat eintritt. Die übrigen Zimmer auf diesem Boden sind mit Billardtischen besetzt, auf welchen die Bälle von Morgens eilf Uhr bis Abends eilf Uhr nicht zur Ruhe kommen, so daß der ewige Lärm Einem gerad zu Sinne macht, als träte man in das Haus eines Handwerkers, wo Hammer und Meißel fortwährend in Thätigkeit sind; welche Täuschung jedoch alsbald wieder zerstört wird durch die eintönige Stimme des Marktörs, der ausruft: Viente y quatro y guego (vier und zwanzig; Partie!)

Das Wirthshaus hat keine Table d'hôte; aber das Eßzimmer, das mit dem Namen derselben — „Comedor" — prangt, ist mit einem langen Tisch ausgestattet, über welchen gewöhnlich ein schmutziges Tuch ausgebreitet liegt, wo man seinen Appetit um 1½ Dollar, den Wein extra, stillen kann, wie der Speisezettel besagt. Zwar sind die Gerichte nicht sehr einladend, noch sehr reinlich zubereitet, aber Jedermann versöhnt sich damit durch den Gedanken: So ists gut genug für eine Sociedad. Die Köchin mag hinlänglich liebenswürdig seyn; wenn nehmlich schmutzige Wäsche — Füße ohne Schuhe und Strümpfe — ein Gesicht bedeckt mit strahlenden Halbkreisen, aus welchen das Küchenfeuer wie aus einer Art tragbarem Reverberir-Ofen wiederglänzt — wenn ein zerzaustes Gorgonenhaar — Hände, die seit sie ihr Amt übernahmen, nie mehr gewaschen wurden, und Lippen die eine Reihe schwarzer, verfaulter Zähne nur halb bedecken, und eine Zigarre zwischen sich halten, deren Rauch seinen Ausweg durch die Nasslöcher nimmt — wenn solch ein Bild den Leser anzieht, so mag er immer nach dem Land der Goldminen eilen; er wird dort kaum irgendwo eine Küche finden, die nicht ein lebendiges Original aufzustellen vermöchte, wovon diese Beschreibung nur eine sehr schwache Copie ist.

Hinter dem Comedor, noch einige Stufen höher, sind vier Schlafzimmer, deren sämmtliches Geräthe eine angestrichene hölzerne Bettstatt, ein alter Stuhl und ein Tisch bilden. Von diesen vieren wählte ich das beste, und ließ mir darin mein eigenes Bette, das ich vom Schiff mitgebracht, herrichten, und das Gemach von meinem Bedienten ausfegen, da es nicht schien, als sey Jemand im Hause zu diesem Geschäft aufgestellt, welches auch nicht nöthig ist, wenn der Gast gegen den Schmutz des Ziegelbodens und der zerbröckelten Lehmwände, die man geweißnet nennt, und welche oben und unten eine Blumenguirlande angemalt haben, die den grauenhaften Eindruck nur noch vermehrt Nichts einzuwenden hat. Man lasse sich übrigens gesagt seyn, daß dieses immer noch das beste Wirthshaus in Mexico ist, und schließe daraus, wie die übrigen beschaffen seyn mögen.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

II. Ueber spanische Küche, Essen und Trinken, und Krankheiten. (Schluß.)

Reiche Leute kaufen im Sommer täglich Eis, um ihre Getränke zu kälten. Um das Wasser ohne Eis zu erfrischen, hängt man es in eigenen aus einer sehr porösen Thonerde verfertigten Krügen an die Fenster in einen schattigen Luftzug, wodurch es wirklich beinah eiskalt wird. Diese Gefäße lassen nämlich das Getränke durchschwitzen und die dadurch hervorgebrachte beständige Ausdünstung erkältet dasselbe. Diese Verfahrungsart ist sehr alt, und wird, wenn ich nicht irre, den Arabern zugeschrieben. Uebrigens hat Jeder den Vortheil, in allen Straßen mit Eiswasser, Gerstenwasser, Limonade und gefrorner Mandelmilch den Durst ziemlich wohlfeil löschen zu können. Das Erkälten und Gefrieren dieser Getränke geschieht in großen zinnernen Flaschen, welche in einem mit Eis gefüllten Futterale von Kork stecken.

Wasser trinkt der Spanier gemeiniglich nur in der großen Hitze, oder nach der Schokolade, oder wenn es ihm an Wein gebricht, was auch zuweilen der Fall ist. Doch giebt es auch Ausnahmen, und ich bin nicht der einzige Wassertrinker; der vorige König trank niemals Wein. Sonst trinkt gemeiniglich Jedermann Wein, Alte und Junge, sogar Säuglinge, ungeachtet dieses Getränke, welches nicht in Fässern, sondern in großen Schläuchen, oder ausgepichten Thierhäuten transportirt und aufbewahrt wird, in der Hauptstadt des beträchtlichen Zolles und Transportes wegen nicht sehr wohlfeil ist. Weißen Wein sieht man wenig, es müßten denn süße Weine seyn. Apfelwein kennt man nicht. Die Katalanen üben oft im Trinken eine gewisse Geschicklichkeit aus, vermittelst eines besondern gläsernen, mit einem langen Schnabel versehenen Gefäßes, welches mit dem sogenannten florentiner Recipienten der Chemiker Aehnlichkeit hat. Sie halten das Gefäß hoch über der Stirn in die Höhe, und lassen den Weinstrahl ins Maul laufen, begießen sich auch die Oberlippe und Nase, ohne daß ein einziger Tropfen auf den Boden fällt.

Ich erinnere mich, in einer gewissen Reisebeschreibung von Spanien gelesen zu haben, die Völlerei sey in diesem Lande nichts Gewöhnliches. Diese und manche andere falsche Notizen entstehen gemeiniglich, wenn der Reisende sich nur wenig aufhalten kann, und, statt seine eignen Bemerkungen aufzuzeichnen, die der Eingebornen niederschreibt. In Ansehung jener gerühmten Mäßigkeit im Weintrinken kann sich jeder einige Zeit hier lebende Fremde leicht überzeugen, wie Viel davon wahr ist. Beinah alle Tage, besonders aber an Festtagen, sieht man Halb- und Ganzberauschte in den ungemein zahlreichen Wein- und Branntweinhäusern, auch oft in den Straßen, besonders in gewissen Quartieren; worauf man jedoch wenig achtet. An gewissen Festtagen, oder vielmehr Festnächten, z. B. des heiligen Isidors (Patrons von Madrid), des heiligen Johannes und Petrus, und an Weihnachten, zieht der Pöbel beiderlei Geschlechts halbberauscht, wildtanzend und singend, klappernd und trommelnd die ganze Nacht durch die Straßen, und stört die übrigen Leute im Schlafe. Wahr ist es indessen, daß die Völlerei nicht so häufig ist, als es die große Menge des getrunkenen Weines und Branntweines vermuthen ließe; allein Das kömmt wohl daher, weil eine ungewöhnliche Menge Getränkes erfordert wird, um einen von Kindheit auf an Wein gewöhnten Menschen zu berauschen, was man ja auch in einigen nördlichen Ländern bemerken kann. Und dennoch geben einige hier wohnende Fremde den Inländern nicht selten das Beispiel von Wein-, Bier- und Branntweinsäufern, welche ihnen in der Kunst der Unmäßigkeit die Spitze bieten können. In den hier gewesenen Schweizerregimentern gab es zuweilen, der strengen Disciplin ungeachtet, derbe Vorbilder dieser Art. So soff sich auch vor wenigen Jahren hier der berühmte holländische Miniaturmaler Ducker zu Tode, nachdem er vorher mehrere andere Personen zu Märtyrern von dergleichen Bacchanalien gemacht hatte.

Man erzählt von einem zur Zeit des vorigen Königs in hiesigen Kriegsdiensten gestandenen Schweizer folgende Anekdote. In der Hoffnung, sein Vaterland zu besuchen, hatte der ehrliche Mann etliche Jahre lang mühsam gespart, und auch endlich die Erlaubniß zur Reise erhalten. Unglücklicher Weise aber traf er einige Meilen vor Madrid einen so köstlichen und wohlfeilen Wein an, daß er unmöglich weiter konnte. Er blieb also an jenem Orte bis all sein erspartes Geld vertrunken war, und kam nach einigen Wochen wieder in die Hauptstadt zurück, ohne seinen Kameraden viel Wichtiges von seinen Reiseabenteuern erzählen zu können.

Wem fällt hier nicht jener durch die Schweiz nach Italien reisende Engländer ein, welcher an der Grenze ein so großes Vergnügen am Schlittenfahren bekam, daß er seine vorgehabte Reise vergessend einige Monate damit zubrachte, den Berg etliche hundert Mal hinauf zu reiten und im Schlitten wieder hinunter zu glitschen?

Auch Branntwein, dieses Geist und Körper zerstörende Getränke, wird erstaunlich viel getrunken, und Manche gewöhnen sogar die zarten Kinder daran, um denselben frühe schon den Magen zu verderben und ein schädliches Bedürfniß zu erregen. Gemeine und vornehme Leute beiderlei Geschlechts haben das sonderbare Vorurtheil, als ob Wasser mit Branntwein vermischt den Körper erfrische, und trinken dasselbe häufig. Auch das Weintrinken nennt man hier Erfrischung, ungeachtet es eigentlich, wie das vorige, eine Erhitzung ist. Auch bloßen Branntwein trinken Männer und Weiber der mittleren und untern Volksklasse zum Frühstück, und viele ziehen ihn der Schokolade vor. Ich hatte einst eine Magd, welche mir zuweilen ein Gläschen reinen Alkohol oder Weingeist forderte, und denselben mit besonderem Wohlbehagen trank, ohne sich zu berauschen.

Daß aber diese ganze Lebensart der Spanier im Grunde schädlich ist, wiewohl sich der Mensch an Vieles gewöhnen kann, beweist das schnelle Hinwelken der Kraft und Schönheit, und die Menge von Beschwerden und Krankheiten, welchen sie im Allgemeinen früher, als nördliche (mäßige) Völker unterworfen sind. Nur von kurzer Dauer sind die Reize der schönsten Mädchen, und eine dreißigjährige Spanierin sieht gemeiniglich wenigstens so alt aus, als eine vierzigjährige Deutsche, Französin oder Engländerin. Die meisten alten Leute zittern hier schon lange vor ihrem siebenzigsten Jahre. Die Weiber besonders leiden viel an hysterischen Uebeln, an Magenschmerzen, Kolik und dreitägigem Fieber. Aber ein ganz eigenes Gebrechen derselben, welches ich weder in Frankreich noch in Deutschland bemerkt habe, ist das beständige Rülpsen, welchem die meisten unterworfen sind, und welches einen Fremden von Erziehung ziemlich überrascht. Hier nennen sie es Flato (vermuthlich vom lateinischen Worte flatus) und verwundern sich höchlich, wenn Fremde sie versichern, daß die nördlichen Frauenzimmer dieses Uebel oder diese Unbequemlichkeit nicht kennen; daß sonst diese Töne gewöhnlich nur entstehen, wenn man hastig ißt und dabei viel Luft verschnappt, wie solches bei gewissen Speisen und beim Trinken des Champagnerweins der Fall ist, daß sich aber Niemand jene Ungezogenheit in guter Gesellschaft erlaubt. Cervantes, welcher auch ein Spanier, aber ein gereister Spanier war, tadelte schon diese Unsitte, so wie das häufige Essen des rohen Knoblauchs und der Zwiebeln an seinen Landsleuten in seinem witzigen Don Quixote (Cap. 43.)

Bier wird seit einigen Jahren ziemlich viel getrunken, doch nur von vermögenden Leuten, indem die Flasche im Kaffeehause ungefähr einen Franken kostet, obschon sie dem Fabrikanten gewiß nicht auf die Hälfte zu stehen kommt. Alle unsere Bierbrauer sind Deutsche und bereichern sich mit diesem sehr einträglichen Gewerbe. Die meisten Bierbrauereien und Kaffeehäuser sind nach Heiligen benannt, wie ich weiter unten ausführlicher bemerken werde.

So sonderbar die Vorurtheile der Spanier in Ansehung der Milch sind, und so ungern sie dieselbe ihren Kindern geben, so ist dennoch die Consumtion dieses wichtigen Trankes und Nahrungsmittels in der Hauptstadt sehr groß, und selbst die Ziegenmilch bleibt immer ziemlich theuer, da sie doch in den Provinzen so wohlfeil ist, als in andern Ländern. Kuhmilch vollends ist hier etwas Seltenes und Kostbares, denn es werden bloß auf einigen königlichen Landgütern Kühe gehalten. Alle Milch kommt im Sommer von Ziegen, im Winter von Schafen, und die Einwohner ziehen diese letztere vor, auch ist sie wohlfeiler, doch kostet sie immer noch etwa zwölf französische Sous die Maaß, die Ziegenmilch aber etwa fünfzehn Sous. Viele Milch wird des Morgens früh entweder mit Kaffee oder allein getrunken, und deßhalb hat jeder Ziegen- oder Schafhirt in der Straße seinen Tisch mit Gläsern, wo Jedermann trinkt, auch Brod eintaucht, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, indem es so Sitte ist. Allein wie lachte man mich aus, als ich vor einigen Jahren bei meiner Reise durch die Schweiz in jeder Stadt, wo ich Morgens ankam, den herumlaufenden Milchbauern, mit meinem Milchbecher in der Hand, das Frühstück abforderte! — Die meiste Milch wird in Kannen des Abends, und zwar gefroren mit Zucker und Zimmt verbraucht. Zu diesem Ende sind eine Menge besondrer Kaffeehäuser oder sogenannte Bouteillenhäuser da, wo Jedermann, der es nur vermag, alle Abend nach dem Spaziergange ein Glas gefrorene Milch, Mandelmilch oder Limonade trinkt oder vielmehr ißt, denn das Gefrorne ist ziemlich breiähnlich. Ein gewöhnliches Trinkglas so zubereiteter Milch kostet etwa sechs französische Sous; allein die meisten Durstigen nehmen ein großes oder doppeltes Glas und noch Zuckerbrod (biscuit) dazu; führt ein Mann ein Paar Frauenzimmer mit sich, so geht bald ein Thaler darauf. Eine andere Art Mandelmilch oder Orgeat wird aus den Wurzeln einer bekannten Pflanze, den Erdmandeln (cyperus esculentus), bereitet, und nebst Gerstenwasser in besonderen Buden etwas wohlfeiler, als gewöhnliche Mandelmilch ebenfalls gefroren verkauft. Wer auch dieses Erfrischungsmittel nicht vermag, trinkt Eiswasser, welches, wie gesagt, um eine Kleinigkeit zu haben ist.

Die meiste Milch kommt von umliegenden Dörfern, wiewohl es auch viele Ziegenhirten in der Stadt selbst giebt, welche ihre Thiere täglich vor die Thore auf erbärmliche Gemeinwalden treiben, und des Winters mit Wicken und den auf den Märk-

ten zusammengerafften Kohl- und Salatblättern ernähren. Heu wird keines gewonnen, indem alles Last- und Zugvieh mit Stroh gefüttert wird. In den nördlichen Provinzen Gallizien und Bislapa hält man wie in andern Ländern Kühe, baut Wiesen und macht Butter und Käse.

Von künstlichem Milchrahm weiß man hier Wenig: denn noch ist dieses Volk in der Cultur weit hinter den Bewohnern von Paris zurück, wo es nicht nur Weinfabriken, sondern auch Milch- und Rahmfabriken giebt. Wenige Meilen von der Stadt kostet die Milch nur die Hälfte und ist um Vieles besser; das Gleiche gilt von den meisten übrigen Lebensmitteln, deren Preis durch Transport und Zoll beträchtlich erhöht wird. Komme ich zuweilen einen Monat auf's Land, so thue ich mir, wie natürlich mit Milch Etwas zu Gute, wiewohl dadurch Nichts erspart wird, indem ich in diesem Falle doppelte Portion trinke, so ungefähr, wie es manchem Andern mit dem Weine geht; doch finde ich trotz meiner Unmäßigkeit immer den Rückweg richtig, und taumle nicht wie Viele von Jenen zum Thore hinein. Es wird Manchem beinah unglaublich scheinen, wenn ich versichere, daß ich jährlich für mich und meine Familie für ungefähr fünf hundert und zwanzig französische Franken Milch brauche, wozu ich für hundert Franken gefrorene Milch oder Mandelmilch rechne, welche ich bloß für mich und meine beiden Mädchen in den drei heißesten Sommermonaten auslege. Die übrige Milch wird verbraucht zum Caffee und Thee als Frühstück und Abendessen für Alle, und zu einer täglichen Milchsuppe. Ei! wie manche schöne Kuh könnte ich mir nicht für diese Summe in meinem Vaterlande halten, und wie manche Familie lebte gütlich davon! Hier aber ist es ganz anders — tränke ich und meine Kinder Wein, wie Andere, so würde es mich beinah das Doppelte kosten, ohne zu nähren.

Ich habe bereits oben bemerkt, daß hier die meisten Lebensbedürfnisse kostbarer zu befriedigen sind, als in Paris, und vor 10 bis 12 Jahren war Alles noch theuer. Das Kalbfleisch kostet gewöhnlich 15 bis 20 französische Sous; das Rind- und Hammelfleisch hingegen nur 10 Sous, Schweinefleisch ist nicht theurer, darf aber bloß im Winter frisch verkauft werden. Geflügel und Wildpret sind immer sehr theuer: eine Taube kostet 15 Sous, ein Huhn zwei Franken, und ein gewöhnlicher Truthahn oder eine Gans kommt über einen Thaler. Das Dutzend Eier kostet nur 14 bis 15 Sous. Grüne Gemüse sind ziemlich theuer, indem das Meiste auf Maulthieren, Eseln und Karren weit herkommt; denn das wenige in den wenigen umliegenden trocknen und schattenlosen Gärten und Feldern Gepflanzte ist bei Weitem nicht hinreichend. Für einen vier- bis fünfpfündigen Krautkopf muß ich immer 14 bis 15 Sous bezahlen, denn das Meiste wird dem Gewichte nach verkauft: doch sind andere Zugemüse etwas wohlfeiler. Trokne Hülsenfrüchte, besonders Kichern, sind ziemlich wohlfeil, denn von diesen kostet das Pfund nur 6 bis 7 Sous; und da sie im Kochen aufquillen, so reicht eine Hand voll zu einem guten Gerichte hin. Miethe, gewöhnliche Kleidungsstücke, Brod und Wein mögen ungefähr im gleichen Preise stehen, wie in der französischen Hauptstadt. Hingegen giebt es auch manche Dinge, welche wohlfeiler sind, als dort. Dahin gehören besonders Reis, Seife, Oel, Obst, Salz, Wolle und Seide.

Ursprung des Menschengeschlechts.

Mehrere Gelehrte sind auf verschiedenen Wegen zu der Behauptung gekommen, daß die Stammeltern des menschlichen Geschlechts nicht weiß, wie man gewöhnlich annimmt, sondern schwarz waren. Der verstorbene Dr. Pritchard, ein englischer Arzt, führte für diese Meinung an, daß die wilden Racen der meisten Hausthiere, wie der Ochs, das Pferd, das Schaf, welche diese Geschöpfe in ihrem Naturzustande darstellen, fast alle schwarz sind, und er zeigte, daß die Mannigfaltigkeit der Farben, die wir jetzt an diesen Thieren sehen, sich erst durch die Zähmung entwickelt habe. Die Veränderung des Zustandes, welche wilde Thiere durch die Zähmung erleiden, ist aber offenbar analog mit jener, welche die Civilisation bei dem Menschen hervorbringt; und aus diesen und anderen Gründen schloß Dr. Pritchard, daß die erste Menschenfamilie schwarz war, und von dieser die verschiedenen weißen, gelben und rothen Racen herstammten. Unterstützt wird diese Hypothese, so Viel dieselbe auf der anderen Seite auch gegen sich haben mag, durch die Thatsache, die Brogniart mit so vielem Scharfsinn erwiesen hat, daß die Temperatur der Erde in früheren Perioden ungleich höher stand, als gegenwärtig, und allmälig sich erkältete. Ohne Zweifel paßt der Neger für ein heißes Clima besser, als der sogenannte Caucasier; und selbst jetzt noch scheinen die Gegenden, die Moses als die Heimat des Menschengeschlechtes bezeichnet, und die wir höchst wahrscheinlich zwischen dem Euphrat und Tigris und in der Nähe der Vereinigung beider Flüsse zu suchen haben, besser zur Wohnung für den schwarzen als den weißen Menschen geeignet zu seyn, da das Thermometer sich zu Bassorah im Sommer zuweilen auf 118 bis 120° erhebt.

Die Christabendfeuer in Herfortshire.

In Herfortshire, in England, hat sich eine sonderbare alte Sitte erhalten. Am Vorabende des heiligen Christtages werden auf den Kornfeldern vieler Pächter dreizehn Feuer angezündet, von denen zwölf einen Kreis bilden und das dreizehnte, bei Weitem größer als die übrigen, in der Mitte brennt. Diese Feuer heißen die Jungfrau Maria und die zwölf Apostel, und sobald sie angezündet werden, versammeln sich die Knechte und Arbeiter unter einem Schoppen, oder in einer Hütte auf dem Felde, von wo man die apostolischen Flammen sehen kann. In diesen Versammlungsort wird eine Kuh eingeführt, an deren Hörner ein großer Pflaumenkuchen aufgesteckt ist; Alle stellen sich um das Thier herum, und der Aelteste nimmt einen Eimer voll Cider und spricht folgenden Trinkspruch:

Dieß deinem schönen Gesicht und deinem weißen Horn!
Gott gebe gute Ernte deines Herrn Korn,
An Waizen und Roggen und Gerste ohne Zahl!
Auf's Jahr, wenn wir leben, bringen wir dir's noch einmal.

Darauf gießt er den Cider der Kuh in das Gesicht, die natürlich sich schüttelt und dabei den Kuchen auf den Boden wirft. Fällt er nun vorwärts, so ist Dieß ein Zeichen, daß die Ernte das nächste Jahr gut gerathen wird; fällt er rückwärts, so wird sie dagegen nicht gut seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 20. 20 Januar 1830.

Lenormant über Unternubien.

Ein Beitrag zur Geschichte der champollion'schen Expedition.

Vor noch nicht langer Zeit ging keine Reise in Egypten über den ersten Katarakt hinaus und die Insel Philä bildete die Grenzen. Die bonaparte'sche Expedition hemmte ihre Siegesbahn bei den geheimnißvollen Ruinen von Abatos und pflanzte ihre Standarte auf, wo einst die letzte Legion der Römer lagerte. Einige wären zwar gerne noch weiter vorgedrungen; sie hatten die griechischen Namen von Parembole, Pseleis, Premnis nicht vergessen; ihnen schwebte das Alterthum vor, welches die Größe, Schönheit und Weisheit der Aethiopier preist, und ihr Studium von Egypten verstärkte bei ihnen das Zutrauen zu den Berichten Herodot's; allein das Heer war müde und das Land eben nicht einladend: „Wozu weiter gehen?" sagten zu ihnen die Kascheffs der Nachbarschaft; „Was wollt Ihr mit einem Lande anfangen, wo es Nichts giebt als Sand und Steine?" Dieser eigennützige Rath verfehlte um so weniger seinen Zweck, als ihnen ohnehin Philä die letzte Anstrengung der Civilisation im Kampfe gegen die zumal tödtende und todte Natur schien. Denon sah in der Pracht der Denkmäler der Insel Philä die offenbare Absicht, den Caravanen Aethiopiens bei ihrem Eintritte in Egypten zu imponiren. Betrachtet man die zahllosen Hindernisse, auf welche die französischen Gelehrten in diesen unruhigen Gegenden allenthalben stießen; bedenkt man, daß ein Unternehmen wie das ihrige — ein Freund von Ruhe und Ausdauer ist, so wird man ihrem Eifer und ihrem Verdienste alle Gerechtigkeit widerfahren laßen.

Nachdem einmal durch sie Egypten in allen seinen Theilen genauer durchforscht war, suchte man natürlich auch die Kette wieder herzustellen, durch die es vor Alters mit Aethiopien zusammenhing. Die abenteuerlichen Fahrten eines Caillaud und Linant führten die Wiederentdeckung von Meroe herbei, und so muß nun auch Nubien seine alte Bedeutung in der Geschichte der Civilisation wieder einnehmen — dieses Nubien, das nach dem zweifelhaften Lichte, welches Bruce darüber verbreitete, fast wieder gänzlich in Vergessenheit gerieth, wo aber noch immer die Ruinen von Isambul und Dalabscheh sich erheben. Gegenwärtig, wo die Garnisonen Mohammed-Ali's Sennar, Schendy und die Wüsten von Kordofan besetzen, wo selbst Ausflüge bis an die Grenzen von Darfur und Abyssinien nichts Seltenes sind, ist es für den gewöhnlichen Reisenden keine Aufgabe mehr, dem Katarakt von Wadi-Alfa einen Besuch zu machen. Gewiegt im leichten Kahne wird er kein Bedenken tragen, den geringen Tribut zu entrichten, den der Wächter von Schellal Suan von ihm fordert, um ihn sanft über den Wasserfall zu setzen, dessen senkrechte Höhe, wie Paul Lucas sagt, 300 Schuh mißt; über diesen gährenden Schlund, dessen Wogengebrüll den Leuten zehn Stunden im Umkreise die Ohren betäubt, wie Macrobius erzählt. Mit einem Worte, ein Besuch in Unternubien ist für Den, der Egypten bereist, eine Sache, die sich von selbst versteht, und einem Touristen von gutem Tone würde man in London in's Gesicht lachen, wenn er es unterlassen hätte, auf die westliche Seite des Felsen von Abusir seinen Namen zu schreiben.

Ist der Reisende bis Suan auf dem Nil gefahren, so miethet er dort einige Kamele, die man immer ohne Schwierigkeit an Ort und Stelle haben kann, und läßt sein Gepäcke nach dem etwa zwei Stunden entfernten Hafen oberhalb des Katarakts bringen, wo die plumpen Fahrzeuge Nubiens beizulegen pflegen; er selbst setzt sich bescheiden auf seinen Esel, und schlägt die Straße ein, auf welcher weiland Strabo, wie er mit so vieler Behaglichkeit meldet, in dem Wagen des Gallus dahinrollte; der Weg führt mitten durch gewaltige Trümmer von Mauern hinan auf die verehrte Stätte zu, wo die irdischen Reste der arabischen Eroberer Egyptens ruhen, jener Gefährten Amrus, welche Omar gekannt, und deren Aelteste vielleicht die Hand des Propheten geküßt hatten; man wandert hierauf durch Steine mit cufischen Inschriften, die sechs Monate lang die Redouten des „tropischen Forts" flankirten und jetzt wieder zerstreut umher liegen; große Granitfelsen von blaßrother Farbe verschließen rechts und links und nach vorne zu die Aussicht; die regelmäßigen Ausschnitte, die man an ihnen bemerkt, bezeichnen die Steinbrüche, welche den Obelisk des h. Johannes vom Lateran und die Säulen zu den Bädern des Diocletian ganz fertig geliefert haben. Welch ein Contrast mit dem lachenden Schauspiele, das kaum noch das Auge entzückte! Kehrt man sich dann um, so sieht man sich plötzlich wieder in das fette Thal von Egypten versetzt; man erblickt die Lusthaine von Ele-

phantine, man zählt die Säulen von Syene, wie sie mitten unter den Reben und Palmen ihre röthlichen Häupter emporstrecken; nur muß man vor der Hand für ein Paar Stunden darauf verzichten, seinen Gaumen zu erfrischen, welchen der Sand, der mit der glühenden, alle Lebensorgane beklemmenden Atmosphäre eingeathmet wird, bis zur Verschmachtung austrocknet. Indessen findet man, um seine Beschwerden zu vergessen, einige Unterhaltung an den großen hieroglyphischen Inschriften umher, wo bald ein Reisender, den Pilgerstab in der Hand, den Ortsgottheiten seine Verehrung zollt, bald ein Eroberer, hoch zu Wagen, auf der Rückkehr aus Aethiopien die Huldigung seiner Söhne und Unterthanen auf den Knien empfängt. Am Fuße dieser prunkhaften Inschriften stellen sich im schneidenden Contrast die Trümmer einer langen Mauer dar, des schwachen Schutzmittel eines entarteten Volks gegen seine vormaligen Vasallen, und man wird durch dieses Denkmal des Zerfalls an die berühmte Mauer eines andern Volks erinnert, das, einst eben so mächtig, in seinem Alter zu eben so eiteln Vertheidigungskünsten seine Zuflucht nehmen mußte. Doch das ferne Rauschen der Wasser trifft jetzt das Ohr; lange Streifen von Pflanzenerde, in den Felsenspalten eingesenkt, schmücken sich mit dem gelbenden Grün der Bamié und den hochrothen Blumenbüscheln der Caschringhó; unförmliche Hütten, neben denen das Haus des egyptischen Fella ein Palast ist, blicken aus den Schilfumzäunungen hervor; Kinder von dunkler Bronzefarbe, Frauen mit Armspangen und Halsbändern von Glaskorallen und Porzellanmuscheln; blasse, hagere und schwarze Männergestalten von sanftem Blicke und schüchternem Aussehen künden den Uebergang zu einer neuen Race, zu einem heißeren Himmelsstriche an; die Straße windet sich schlängelnd hinab und bald ruht das Auge auf den Tempeln von Philä, mit ihren Wällen von schwarzen und wie verkalkten Felsen, mit ihrem Rasengürtel und ihrer bläulichen Palmenkrone.

Diese Insel Philäist ein wahrhafter Götterstz und zu Denkmälern wie geschaffen. Auf welcher Seite es sey, ob aus den Engpässen des Nils hinaus, Suan zu, oder durch die mäandrischen Krümmungen des Schellal hinauf, oder den Strom hinab, überall zaubert diese Masse von Felsen, Denkmälern und Grün die lieblichsten Phantasiegebilde hervor. Laneret hat mit Begeisterung, in dem Werke der Commission von Egypten, die tausend Ansichten von diesem heiligen Lande gezeichnet, und man kann sich vorstellen, daß sich bei ihm der Eindruck noch verstärkte durch die romantische Idee des Alterthums, das er den Tempeln beilegte, die er beschrieb. Für den Reisenden, der mit den neusten Entdeckungen Bekanntschaft gemacht hat, ist nun freilich das Vergnügen bei Weitem nicht so lebhaft und anhaltend, und er kann sich eines peinlichen Gefühls der Ungeduld nicht erwehren, wenn er immer und immer die Namen Ptolemäus und Cäsar wieder findet. Einer gebietendern Autorität, als mir, kömmt es zu, von den Resultaten, welche das tiefere Studium dieser Denkmäler hervorgebracht hat, Rechenschaft abzulegen. Von so vielen genialen Deutungen, lichtvollen Hypothesen und glücklichen Divinationen könnte ich nur ein schwaches Bild entwerfen, und was ich gar nicht wieder geben könnte, wäre, was ich selbst fühlte, als auf einmal diese Geisterwelt sich mir erschloß, als der milde und sanfte Strahl des Tags zum ersten Male in den Abgrund drang, wo so viele Theorien und eitle Forschungen sich verloren hatten. Obgleich das Publikum bis jetzt nur einen kleinen Theil der Resultate kennt, zu welchen unserm Champollion die Entdeckung des phonetischen Alphabets verhalf, so kann es doch aus dem Gegebenen bereits auf das Maß von Scharfsinn, Beharrlichkeit und Urtheilskraft schließen, welches solche Arbeiten voraussetzen; aber was nur Wenige zu schätzen Gelegenheit hatten, wie ich, ist jene Schnelligkeit und Stärke der Anschauung, welche unmittelbar zum Resultate gelangt, jene offne Wahrheitsliebe, welche sich nicht scheut, einen Irrthum zu gestehen, jene edle Resignation, die sich bescheidet, Alles zu wissen. — Es war zu Ende Decembers; die Sonne siegte nur wenige Stunden des Tages über die natürliche Frische der Jahreszeit; der Wind, der beständig aus Norden blies, machte die armen halbgekleideten Nubier, welchen der leichteste Eindruck von Kälte eine Qual ist, starren, obgleich der Himmel sich nie trübte, keinen Augenblick aufhörte, sein reiches und reines Licht auszuströmen. Die Vegetation auf der Insel schien in voller Entwickelung begriffen, die Abhänge auf beiden Seiten des Flusses dufteten von Blumen. Wir lagerten zehn Tage theils auf der östlichen Terrasse, theils unter den verlassenen Bogengängen des großen Tempels, und da wir unsrer fünfundzwanzig waren, Herren und Diener, so gaben wir der Insel ein belebteres Ansehen, als sie seit der bonaparte'schen Expedition gehabt hatte. Die Bevölkerung der Nachbarschaft brachte uns Lebensmittel, Alterthümer, Thiere, kurz — was man vermuthete, daß uns neu wäre. Kaum färbte die Morgendämmerung die Gipfel des Felsen — noch ruhten die Helmbüsche der Palmen unbeweglich und kein Lüftchen des Tages schüttelte den tausendlockigen Hauptschmuck der Tamarisken, als schon Baumstämme, von kühnen Schwimmern gestoßen, oder von einem rittlings darauf sitzenden Schiffer gesteuert, den glatten Spiegel des Flusses durchfurchten. Die Nubier des Kataraks kennen wirklich kein anderes Mittel der Communication zwischen den Inseln und dem Land. Besonders zahlreich stellten sich Kinder ein und trugen uns mit einer naiven Traulichkeit ihre Dienste an; sie wußten sich auch durch kleine Hülfeleistungen so gut zu empfehlen, daß in wenigen Tagen ein Jeder von uns eines derselben bei sich hatte, das auf dem Fuße eines förmlichen Dieners zu ihm stand. Wir konnten die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen, die Eleganz ihrer Formen und den lebendigen Ausdruck ihrer Züge nicht genug bewundern. Unsere Ankunft war ein wahres Fest für die guten Barabras und ich hoffe, daß man dort noch lange von unsrer Caravane, unsern fremden Trachten, unsern unbegreiflichen Arbeiten und hauptsächlich unserm Geld sprechen wird.

Der Volksstamm, welcher Unternubien bewohnt, gehört der unermeßlichen Familie der Berbern an, welche von den Arabern, bei ihrer Besitznahme von dem nördlichen Africa vorgefunden, Anfangs verdrängt und nachher bekehrt wurden, und die bis auf den heutigen Tag, trotz ihrem muselmännischen Neophytismus die vaterländische Sitte und Sprache bewahrt haben. Der Barabra ist hager von Gestalt, schwarz, schön nur in der

Kindheit und der ersten Jugend, und erinnert mehr als irgend ein Volk in der Nähe an die Altegyptier, wie man sie auf Denkmälern abgebildet sieht. Die Frauen tragen noch die geflochtenen Haare des Hofes von Sesostris; sie altern noch früher, als die Männer, und sind so gut und so übel daran, als in jedem andern muselmännischen Lande. Alle ledige und verheirathete Männer, fast ohne Ausnahme, gehen nach Kairo oder Alexandria, um bei den Franken Dienst zu nehmen, die sie wegen des Rufes der Rechtschaffenheit, den sie vor Alters hier sich erwarben, den Arabern vorziehen. Haben sie etwas Geld erspart, so lassen sie sich durch Nichts abhalten, nach Hause zurückzukehren, wo sie die Früchte ihrer Arbeiten verzehren. Sind sie damit fertig, so begeben sie sich von Neuem auf die Reise, und so treiben sie es fort, so lange es geht. Einzelne Wenige sind haushälterisch und kaufen sich Ländereien; die Meisten leben in den Tag hinein, ergeben sich dem Spiel und Trunke und nehmen ein trauriges Ende. Die ganze Bevölkerung zwischen dem ersten und zweiten Katarakt auf einer Strecke von 50 Stunden beträgt nicht über 20,000 Seelen; ungefähr eben so viel wohnen weiter hinauf bis an die Grenzen von Sennar. Dem Reisenden verschwindet aber diese so dünngesäte Bevölkerung fast ganz; ihre Hütten, welche nicht so hoch sind, als ein Mensch, und die man wegen ihrer Farbe von Felsen und Erde nicht unterscheidet, lassen kaum ihre Existenz errathen. Vor Mohammed-Ali stand das Land bis über Dongola hinaus unter Kaschefs von türkischem Ursprung, Abkömmlingen Derer, die unter Selim I Egypten den Mamlucken entrissen. Mit den Sitten und Bedürfnissen des Landes so ziemlich identifizirt hatten die Dynastien von Hassan-Kaschef, von Hussein-Kaschef ꝛc. die Barabras an einen milden (wie man bei uns sagen würde) väterlichen Despotismus gewöhnt. Allein bei seinen ausgedehnten Absichten auf Sennar, die er inzwischen verwirklicht hat, verschmähte Mohammed-Ali den Besitz eines Landes nicht, das ihm bei allen Hülfsquellen einer nicht sonderlich gewissenhaften Verwaltung ein Jahr in's andere bloß 22,000 türkische Piaster abwirft, die Regierungskosten zu 20,000 gerechnet. Die Ueberbleibsel der Mamlucken verfolgend beraubte er die Fürsten des Landes ihres Vermögens und ihrer Macht. Genießen die Abkömmlinge dieser Familien auch noch einiges Ansehen, so verdanken sie es weniger ihrer gegenwärtigen Lage, als dem Andenken an ihre Art zu regieren in Vergleichung mit jener Mohammed-Ali's; nach und nach sinken sie aber vollends auf gleiche Stufe mit ihren vormaligen Unterthanen herab, da sie von ihren stammverwandten Herrschern, weil natürlich viel berber'sches Blut in ihren Adern fließt, schlechtweg als Fremdlinge betrachtet werden.

Vor der letzten Unterjochung Nubiens verdienten die Barabra's den guten Ruf, in dem sie noch stehen. Die Oeffnung der Schifffahrt der Kataraktten, die häufige Erscheinung von Fremden, welche das Land durchziehen, der Verkehr mit Egypten — diese und andere Umstände haben jedoch die Spuren einer natürlichen aber nicht tiefen Anlage zur Tugend, die oft bloß eine Folge der Isolirung ist, größten Theils verwischt. Von ihrer geistigen Bildung ist Wenig zu sagen. Vom Schellal bis Wadi-Alfa giebt es drei Mundarten, die, wie wir uns überzeugten, Nichts mit dem Koptischen gemein haben. Das Berber'sche, wenigstens das, welches man an den Ufern des Nils spricht, ist ein sanftes, sonores Idiom ohne alle Aspiration. Die Literatur scheint reich an Liedern und Sagen. Dasselbe Wort, welches den Nil bezeichnet, bezeichnet auch Wasser; für Regen haben sie kein Wort.

Die Gymnastik in Persien.

Unter anderen Sitten und Gebräuchen, die sich in Persien durch alle politischen und religiösen Umwälzungen hindurch von dem frühesten Alterthum bis auf die gegenwärtige Stunde erhalten haben, sind besonders die gymnastischen Uebungen merkwürdig, die ein neuerer englischer Reisender uns, während seines Aufenthaltes zu Schiras, beschreibt. „Als die Trommel gerührt wurde," sagt er, „welche die Athleten oder Gymnasten in dem Sur Kunih oder Hause der Kraft, zusammenrief, folgten wir ihrem Schall, um uns als Zuschauer bei den Uebungen einzustellen. Die Arena war ein weiter Kreis, wie jener in den antiken Amphitheatern für die Thierkämpfe; und die Sitze für die Zuschauer waren in der Runde um denselben angebracht, wie Dieß in Theatern gewöhnlich der Fall ist. Der Boden der Arena war fester Thon. Bald hatten sich ungefähr zwanzig Männer auf derselben versammelt, alle nackt, außer einem starken Gürtel um den Leib und dicken Ballen an den Knieen. Auch waren zwei kleine Knaben und ein schwarzer Sclave zugegen. Auf den Schall einer Trommel und Guitarre begannen die Uebungen, indem die Kämpfer, große Keulen auf den Schultern, sich in abgemessenen Schritten im Tanze bewegten; darauf sprangen sie auf und kauerten plötzlich nieder, als ob sie sich auf den Boden setzen wollten; statt dessen schnellten sie sich wieder empor und schwangen jetzt einige Zeit den einen, dann den anderen Fuß hin und her, worauf ein heftiges Springen und Tanzen folgte und zuletzt eine Bewegung, als ob sie auf der Erde schwimmen wollten, indem sie ihre Brust so nahe an den Boden brachten, daß sie denselben fast berührten und in dieser Stellung sich vorwärts bewegten und wieder erhoben, wobei die stärksten sogar einen Mann trugen, der sich an sie anklammerte. Das Nächste war, daß sie auf den Händen zu gehen anfingen, die Füße in der Höhe; aus dieser Stellung warfen sie sich mit einem Male hart auf den Boden, indem sie sich in der Luft überschlugen. Den Beschluß machte, daß sie mit einander rangen. Alles Dieß geschah nach den abgemessenen Tönen der Musik, und jedem Ringkampfe ging die Recitation eines Gedichtes vorher, um die Kämpfer anzufeuern. Ein junger Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, der sechs Fuß und vier bis sechs Zoll hoch war und mit der außerordentlichsten Muskelkraft die schönste männliche Gestalt vereinigte, die ich je gesehen habe, warf alle seine Gegner. Dschaffer Ali (der Begleiter des Engländers) kannte diesen Ringer von Kindesbeinen auf. Als Jüngling war er so schön, daß alle Weiber von Schiras sich in ihn verliebten. Er hatte regelmäßig das Sur Kunih besucht, und seine Schönheit hatte sich im gleichem Verhältnisse mit seiner Kraft entwickelt; nie, ich muß es wiederholen, hatte ich ein so vollkommenes Modell von männlicher Schönheit gesehen, und nie hätte ich geglaubt, daß so heftige Bewegungen, wie die, bei denen ich hier als Zu-

ſchauer zugegen war, von ſo viel Anmuth begleitet ſeyn könnten; ich ſah das Ideal der Kraft und Schönheit, welches die Griechen in ihren Bildwerken vor Augen gehabt hatten, verkörpert vor mir. Es waren manche ſtarke und ſchöne Männer unter den andern, aber keiner, der ſich mit ihm vergleichen konnte.

Früher genoſſen die Häuſer der Kraft des Schutzes der perſiſchen Regierung, jetzt werden ſie von derſelben nicht mehr begünſtigt, das Volk iſt indeſſen für dieſe Uebungen ſo eingenommen, daß das Geld, welches von den Zuſchauern erlegt wird, einen hinreichenden Fond zu der Unterhaltung des Inſtituts bildet. Am Freitag iſt der Platz gedrängt voll von Zuſchauern, die Geſchenke geben nach ihrem Vermögen. Zu Schiras findet man vier oder fünf ſolche Häuſer, viel mehrere zu Iſpahan, andere zu Kermanſchah und Teheran, und in der That in allen den größeren Städten von Chorasan und Turkmanien, bis nach Bochara und Samarkand. Auch zu Bagdad und Moſul beſtehen ähnliche Anſtalten und unter demſelben Namen: Sur Kuniy, was beweiſt, daß die Sache wie das Wort von den Perſern entlehnt wurde. Nach Bagdad kam vor ungefähr zwei Jahren ein Pihlâwan oder Kämpfer, Namens Melek Mohammed, von Kaswin, der ſich dem Paſcha vorſtellte. Es iſt nämlich die Sitte dieſer Kämpfer, von Ort zu Ort zu ziehen und überall ihre Kraft mit den berühmteſten Ringern des Landes zu verſuchen. Wenn in der Stadt, zu welcher ſie kommen, ſich Niemand findet, der es mit ihnen aufnehmen will, ſo iſt der Statthalter verpflichtet, ihnen hundert Toman's zu geben; ſtellt ſich indeſſen ein Kämpfer, den er beſiegt, ſo muß er ſich mit der Ehre begnügen und kann die Stelle des Beſiegten im Haushalte des Gouverneurs einnehmen. Der Paſcha von Bagdad antwortete Melek Mohammed, daß er bereits einen Ringer an ſeinem Hofe habe, und es wurde ein Tag feſtgeſetzt, an welchem der Mann von Kaswin ſich mit dem von Bagdad meſſen ſollte. Mirſa Baba, des Paſcha's Kabobſchi oder Saucenmacher, erſchien auf dem Kampfplatz; und die beiden Ringer wurden vor dem Hauſe des Paſcha entkleidet und mit dem Gürtel des Sur Kuniy umgürtet. Der Kämpfer von Kaswin faßte den bagdader Koch nur mit einer Hand am Leibe und preßte ihn ſo zuſammen, daß er auf der Stelle ohnmächtig wurde und nach fünf Tagen ſtarb. Der Paſcha belohnte den Sieger hierauf mit 10 Goldſtücken und einem neuen Kleide und machte ihn zu ſeinem Hauptkämpfer. Drei oder vier Monate ſpäter kam ein Mann von Oldſchil, einem Platze in der Nähe des Tigris und nur zehn Tagereiſen von Bagdad entfernt, auf der Straße nach Samara. Er erbot ſich den Kaswiner zu bekämpfen. Ein zweiter Kampf fand Statt, und obwohl dieſer neue Gegner für einen Mann von ungewöhnlicher Kraft galt, ſo ergriff der perſiſche Ringer ihn doch mit einem einzigen Handgriff, ſchwang ihn hoch in die Luft und warf ihn ſo gewaltig gegen den Boden, daß er auf der Stelle den Geiſt aufgab. Hierdurch wurde der Sieger in der Gunſt des Paſcha ſehr befördert, und er empfängt jetzt täglich einen Sold von fünfzig Piaſtern: nämlich fünf und zwanzig als Cawaß (Diener des Paſcha), zehn als Kämpfer des Sur Kuniy und fünfzehn zu ſeinen Ausgaben für Wein, Weiber und verbotene Vergnügungen."

Der Apfelbaum von St. Valery.

Zu St. Valery an der Somme, in Frankreich, ſteht ein Apfelbaum, deſſen Eigenthümer nicht weiß, woher derſelbe gekommen iſt, und der ungefähr vierzig Jahr alt ſeyn mag. Der Baum gleicht in ſeinem Ausſehen ganz dem gewöhnlichen Apfelbaum, ſeinen Blüten fehlen aber die Blumenblätter und Staubfäden (stamina), ſie haben vierzehn Griffel in einem Kelch, der aus zehn unten zuſammengewachſenen Blättchen beſteht. Eine nothwendige Folge dieſer Beſchaffenheit war die Unfruchtbarkeit des Baumes, bis zufällig einſt ein Arzt den Rath ertheilte, die Blüten dieſes unfruchtbaren Baumes durch den Blütenſtaub anderer Apfelbäume künſtlich zu befruchten. Sobald Dieß geſchah, entwickelten ſich vollkommene Früchte, und ſeitdem iſt es ein kleines Feſt für die Frauen und Mädchen von St. Valery, dieß Geſchäft zu verrichten. Alle kommen mit blühenden Zweigen von einem vollkommenen Apfelbaume, mit Blumenblättern und Staubfäden, die ſie bei trockenem Wetter in der Nähe gepflückt haben; man legt dieſe Zweige auf jene des unfruchtbaren Baumes und läßt ſie darauf, bis ſie nach vollbrachter Befruchtung von ſelbſt abfallen; dann befeſtigt man ein farbiges Band an dem befruchteten Zweig, damit Jede im folgenden Herbſt die Früchte finden kann, die ihre freundliche Hülfe geſchaffen hat. Dieß nennt man da zu Lande faire sa pomme; und es iſt eine Art von Hazardſpiel, da weder alle Blüten, die man befruchten will, befruchtet werden, noch alle die jungen Früchte zur Reife kommen. Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Früchte ſind in Bezug auf Größe, Geſchmack und Farbe von einander verſchieden, indem ſie mit den verſchiedenen Apfelſarten, deren Blüten zur Befruchtung gebraucht wurden, übereinkommen; alle unterſcheiden ſich jedoch von anderen Aepfeln durch eine Kerbe, die bis zu zwei Drittheilen der Länge rund um dieſelben herumläuft. Der Griebs beſteht aus vierzehn Faſern, die in zwei horizontalen gleichweiten Flächen liegen; fünf derſelben ſind wie bei den gewöhnlichen Aepfeln in der Mitte, die neun anderen dagegen an der Krone, ſo daß die Frucht beinahe zwei zuſammengewachſenen Aepfeln gleicht, deren Durchſchnitt der Länge nach die Form eines ſogenannten floßförmigen Blattes darſtellt.

Neue Art von Indigo auf den Philippinen.

Das Regiſtro Mercantil von Manilla enthält die Beſchreibung einer neuen Art von Indigo, die kürzlich auf dieſer Inſel entdeckt worden iſt. Den Eingebornen iſt dieſelbe unter den Namen Payanguit und Arangait ſeit Menſchengedenken bekannt geweſen, und ſie haben ſich ihrer beſonders in den Provinzen Camarines und Albay immer zu Bereitung einer ſchönen blauen Farbe bedient. Die Europäer hatten indeſſen keine Kenntniß hievon, bis im Jahr 1827 der Pater Mata, ein correſpondirendes Mitglied der ökonomiſchen Geſellſchaft von Manilla in der Provinz Samar darauf aufmerkſam wurde und durch einen der Indigobereitung ähnlichen Prozeß eine Farbe gewann, die an Schönheit und Tiefe dem Indigo Nichts nachzugeben ſchien. Die ökonomiſche Geſellſchaft, welcher er Proben eingeſandt hatte, veranlaßte mehrere Chemiker zu der genaueſten Unterſuchung dieſes koſtbaren Färbeſtoffes; und nachdem derſelbe ſich als vollkommen identiſch mit dem Indigo erwieſen hatte, entſchied ein Ausſchuß von Kaufleuten, daß es erlaubt ſeyn ſolle, ihn unter dem Namen und zu dem Preiſe des Indigo in den Handel einzuführen.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 21. 21 Januar 1830.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

3. Von Clima, Kleidung, Wohnung, Frauenzimmern u. s. w.

So allgemein die Meinung herrscht, als ob in ganz Spanien das Clima überhaupt sehr warm seyn müsse, so findet dennoch manche Ausnahme Statt, in Ansehung der vielen Höhen und Berge, womit das Land besät ist. Zwar ist der Sommer, das heißt ungefähr die Hälfte des Jahres, sehr heiß in den südlichen Provinzen, wo der Winter kaum diesen Namen verdient. Doch mäßigt der frische Seewind in manchen Gegenden die Sommerhitze, und macht sie zum angenehmsten Aufenthalte, wie Dieß der Fall in Valencia und Granada ist. In nördlichen Provinzen herrscht im Allgemeinen die gemäßigte Temperatur des mittäglichen Frankreichs, ausgenommen in bergigen Gegenden, wo der Winter etwas strenger seyn mag.

In Madrid selbst ist der Sommer gemeiniglich so heiß, daß das reaumur'sche Thermometer im July und August 30 Grade übersteigt; doch ist dessen ungeachtet die Luft gesund. Auch der Winter ist hier ziemlich kalt, was von der nur acht Stunden von der Stadt entfernten, einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Bergkette herrühren mag. Von Ende Novembers bis Februar oder März hat man wirklich kalt von Sonnenuntergang bis neun oder zehn Uhr Morgens, und muß sich wärmen, wenn man keine Bewegung hat. Dieses wird gewöhnlich vermittelst großer messingener oder kupferner Kohlbecken bewerkstelligt, welche in einem hölzernen ringförmigen Gestelle auf den Fußboden der Zimmer gesetzt werden, und um welche sich Alles, Groß und Klein, ja sogar Hunde und Katzen herumlagern. Diese Kohlbecken werden des Morgens früh angezündet, und erst, wenn die Kohlen recht ausgebrannt und mit Asche umgeben sind, in die Zimmer gebracht. Doch ist aller Vorsicht ungeachtet der schädliche Kohlendampf nicht zu vermeiden; er erregt häufige Kopfschmerzen, und in kleinen Zimmern bei armen Leuten zuweilen Ersticken. Auch Feuersbrunst giebt es oft im Winter, wozu das beständige Rauchen aus Zigarren, und die Matten von Stroh oder Spaat, womit in dieser Jahreszeit alle Fußböden bedeckt sind, das Ihrige beitragen mögen.

Die Häuser und Paläste der Großen und Reichen haben außerdem noch einige Zimmer mit französischen Kaminen, und bei einigen Fremden trifft man sogar kleine eiserne Oefen an. Erzählt man den Einwohnern von den großen Oefen, vermittelst welcher man in nördlichen Ländern die Wohnungen so bequem wärmen kann, so bedauern sie die Bewohner, welche in dergleichen Schwitzstuben eingeschlossen ihr Leben zubringen müssen.

Fällt hier Schnee, wie gewöhnlich jeden Winter geschieht, so bleibt er höchstens zwei oder drei Tage; und wiewohl es die Nacht durch gefriert, so thaut doch die dünne Eisrinde gemeiniglich bei Tage wieder auf, die Sonne müßte denn wegbleiben; in diesem Falle jedoch kann das Eis bisweilen stark genug werden, um einen Mann zu tragen und ein Paar Tage lang den Eingebornen das Schauspiel des Schlittschuhlaufens zu geben, was ich in zwölf Jahren wirklich schon vier oder fünf Mal versuchen konnte; doch war diese Freude immer nur von kurzer Dauer. Auch hat man hier beinahe jeden Winter Beispiele von Leuten, Wäscherinnen oder Schildwachen, welche des Nachts wirklich erfroren sind. Doch gefriert das Wasser des Nachts in den Zimmern und Küchen niemals. Im Grunde ist aber dennoch unsere Kälte nur ein Spaß gegen Das, was man in Frankreich und Deutschland so nennt, indem man den ganzen Winter, wenn es nicht etwa regnet oder stürmt, an der Sonne spaziren gehen kann, und dann im Februar von zehn bis vier Uhr wirklich warm hat. Allein die große Hitze des Sommers macht In- und Ausländer so empfindlich, daß sie bei der geringsten Kälte klagen; und kaum tritt im October etwas frisches Wetter ein, so frieren sie und wickeln sich bis über die Nase in ihre sonderbaren Mäntel. Federbetten kennt man hier nicht, es werden statt deren bloß Wollenzeuge gebraucht.

Schon im Juni brennt die Sonne, gleich nachdem sie aufgegangen, und die Hitze ist beinahe unerträglich von sieben Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends, so daß man bloß nach Sonnenuntergang spaziren geht, wiewohl man auch dann immer noch von Wärme und Staub genug auszustehen hat. Die den Sonnenstrahlen ausgesetzten steinernen Mauern der Häuser brennen des Nachts noch die Hände, und das Pflaster brennt durch die dünnen Schuhe vielen Weibern die Füße. Glücklich wer, wie ich, Gelegenheit hat, die beiden wärmsten Monate in den nördlichen Berggegenden, in dem herrlichen Lustschlosse von San Ildefonso zubringen zu können!

Von ein Uhr bis vier Uhr ist Sieste oder Mittagsruhe, denn hier speist man gewöhnlich um ein oder zwei Uhr, die gemeine Klasse um zwölf. Um diese Zeit sind die Straßen im Sommer ziemlich einsam und man darf Niemand beunruhigen. Auch Fremde unterliegen dieser Gewohnheit, und es kostet wirklich Mühe, um diese Zeit der schwülen Hitze munter zu bleiben. Doch mißbrauchen Viele dieses Bedürfniß und schlafen bis fünf Uhr, Manche sogar im Winter; dann aber gehen sie gewöhnlich des Nachts spaziren und begeben sich nicht vor ein Uhr zu Bette. In den heißesten Monaten schwitzt man beinah den ganzen Tag, ungeachtet man die Zimmer durch Storen (Dächer von Leinwand, welche man herabrollen kann vor den Fenstern), durch Schließen der Fensterläden und fleißiges Bespritzen des mit Backsteinen gepflasterten Bodens so gut als möglich vor der Hitze zu verwahren pflegt. Oft stört die schwüle Hitze den Schlaf, und die nächtliche Luft erfrischt sich kaum ein Paar Stunden vor Sonnenaufgang.

Zum Baden im freien Wasser ist hier wenig Gelegenheit. Zwar läuft einen Flintenschuß weit von der Stadt ein Bach, der Manzanares genannt, vorbei, welcher das ganze Jahr von Wäscherinnen belagert ist; allein unglücklicher Weise fehlt es diesem Bache an Wasser, gerade, wenn dasselbe am Nothwendigsten wäre. In dieser Jahreszeit scheinen die zwei schönen steinernen Brücken mit ihren auf Sand ruhenden Schwibbögen so lächerlich, daß die meisten Fremden, welche sie zum ersten Male sehen, beinahe immer die unwillkürliche Bemerkung machen, es fehle diesen schönen Brücken an Nichts als an Wasser. So arm und mühevoll indessen dieser berühmte Bach daher schleicht, so errichtet man dennoch in der heißen Jahreszeit eine Menge Badhütten, und gräbt große Löcher oder Gruben in den Sand, ordentlich um das Wasser zu suchen. Um sich in diese Badbrunnen zu tauchen bezahlen eine Menge Leute von fünfzehn französischen Sous bis einen Franken und darüber. Auch giebt es in der Stadt Badhäuser genug, wo man für drei Franken sich nach Belieben in kalte oder warme Badkästen tauchen kann; und auch diese finden so viele Liebhaber, daß zu dieser Zeit der Preis des Wassers um ein Ansehnliches erhöht wird.

In Cadiz, Sevilla und andern südlichen Städten ist die Mittagshitze im Allgemeinen zwar noch größer, als in Madrid, allein die Einwohner wissen sich auch besser gegen dieselbe zu verwahren; auch erfrischt jeden Abend die Atmosphäre der kühle Seewind. Da es in jenen Städten weniger regnet, als hier, so sind die Dächer nur wenig abschüssig, und mit einer Art von Gallerie umgeben, auf welchen die Einwohner des Nachts spaziren gehen; auch sich von Haus zu Haus von oben herunter Besuche abstatten. Auch verliebte katzenartige Stelldicheins werden auf diesen Dächern veranstaltet, wie es in manchen Morgenländern gebräuchlich ist.

Alle Fenster in Madrid reichen bis auf den Boden, und sind mit eisernen Balkons, zum Theil auch mit Gittern versehen. Daß in den meisten Bürgershäusern die Küche gemeiniglich mit dem Abtritte prangt, habe ich schon oben erinnert, allein noch eine andere Sonderbarkeit dieser Art verdient bemerkt zu werden. Kraft einer polizeilichen Verordnung muß nämlich in dem Eingange eines jeden Hauses, wo es möglich ist, die der Adelichen und einiger andern Vornehmen ausgenommen, ein Pißstein befindlich seyn zum Besten der Vorübergehenden. Um die Mauern von außen zu schonen, werden sie inwendig angebracht, bieten aber den Augen und Nasen der Ein- und Ausgehenden eben keine sehr angenehme Ergötzung dar. Uebrigens werden die Straßen im Allgemeinen ziemlich rein gehalten, sind gut bepflastert, und haben auf beiden Seiten, die Häuser entlang, breite Steine oder Platten für den Fußgänger. Todte Hunde und Katzen bleiben höchstens eine Woche lang liegen, bis sie weggeschafft werden. Des Nachts sind die Straßen nur sehr karg beleuchtet und die Menge kleiner Laternen scheint, nach dem Ausdrucke eines gewissen Dichters, bloß dazu bestimmt, die Finsterniß sichtbarer zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

IV. Beitrag zur Sittenschilderung.

Einen oder zwei Monate vor meiner Ankunft in Tampico fiel dort ein gräßlicher Mord vor, der großes Aufsehen erregte. Ein Bewohner von Guatemala war das Opfer. Derselbe scheint ein Mensch von angenehmem Aeußern, guten Sitten und feiner Bildung gewesen zu seyn. Er hatte die Aufmerksamkeit einer verheiratheten, ältern Dame auf sich gezogen; da er jedoch ihre Gefühle nicht erwiederte, so fand sich das stolze Weib dadurch so beleidigt, daß sie, um sich zu rächen, eine dem Ruf des jungen Mannes höchst nachtheilige Geschichte erfand, welche die Eifersucht ihres Gemahls in dem Grad rege machte, daß er von Stunde an auf Nichts mehr dachte, als seine Wuth an Jenem zu kühlen. Das beste Werkzeug hiezu dünkte ihm sein eigner Oheim, ein alter, halb nackter Schurke, der seine Tage mit falschem Spiele, seine Nächte mit Diebereien zubrachte. Wohl wissend, daß dieser sich zu jeder Unthat hergeben würde, wenn man ihn gut dafür bezahle, sandte er nach ihm, und that ihm kund, daß er einen Dienst von seiner Hand erwarte, welcher Eifer, Schnelligkeit und tiefes Geheimniß erfordre. Sobald er sich versichert hatte, daß der Oheim in die Unternehmung einzugehen geneigt sey, eröffnete er ihm die ganze Sache, und fragte, wie Viel er für die dabei zu spielende Rolle verlange. Tausend Dollars wurden gefordert und sogleich ausbezahlt. Eine Woche verstrich, und noch lebte der junge Mann; nach zehn Tagen erbat sich der Oheim abermals zweitausend Dollars, unter dem Vorwande, die Menschen, die er zu dem Unternehmen gemiethet, seyen mit ihrem Antheil an dem Gelde entflohen, ohne ihre Pflicht vollzogen zu haben. Der Forderung ward Genüge gethan, aber die vorige Geschichte wurde von Neuem aufgetischt: „die Elenden hätten sich abermals aus dem Staub gemacht, ohne ihr Geschäft zu vollbringen.“ Der Neffe gerieth endlich in heftigen Zorn über seinen Verwandten, und forderte die Rückerstattung der ausbezahlten Summe. Dagegen machte Jener Einwendungen und schwor zuletzt, daß er, wenn ihm noch einmal zweitausend Dollars gegeben würden, die That

t auf sich nehmen wolle. Der Neffe war ein Mann schon
en Vierzigen, und hätte während dieser Hinausschiebungen
genug gehabt, zur Besinnung zu kommen, wenn nicht gar sich zu
ndigen, ob es denn mit der Sache auch so stehe, wie er
htet worden; aber der Gedanke an Rache verschlang bei ihm
andere Betrachtung, und er beharrte darauf, seine Leiden-
t um jeden Preis zu befriedigen.

Nicht sobald hatte also der Oheim die noch fernern 2000
lars bekommen, als er sich mit einem großen Messer versah,
auf einer Straße versteckte, wo, wie er wußte, der junge
temalaner Abends bald allein, bald mit seinem Freund Oyar-
, zu lustwandeln pflegte. Eben heute schien der Mond hell,
die Freunde beeilten sich auf ihren gewöhnlichen Spa-
eg zu kommen; kaum aber waren sie an dem Schlupfwin-
des Böswichts vorbei, als derselbe aus seinem Versteck
orkroch, und sachte heranschleichend das Messer dem ahnungs-
n Opfer in den Rücken stieß. Der Jüngling fiel mit dem
ruf: ich bin ermordet! augenblicklich zu Boden und war todt.
rson rannte dem Mörder, sobald er vom ersten Schrecken
igermaßen zu sich gekommen war, nach und verfolgte ihn, bis
denselben unter den Büschen und Felsen am Weg aus dem Ge-
t verlor.

Schon am andern Morgen wußte man, wer die That be-
gen und wer sie angestiftet, und die Verbrecher wurden in
haft gezogen, aus welchem man jedoch hoffte, daß sie ent-
men würden. Wie Alles, was in Mexico geschieht, gleich
Bildung von zwei Parteien, die eine für, die andere wider
Sache, zur Folge hat, so war es auch dießmal der Fall.
e Bewohner von Tampico theilten sich in zwei Haufen, so daß
n wirklich nicht eine einzige unparteiische Person aufzufinden
rmochte.

Auffallen muß es, daß die stärkste Partei für den Neffen
d Oheim war, so daß man sogar besorgte, diese möchten mit
walt aus dem Gefängniß befreit, und im Triumph durch die
tadt geführt werden. Es ist schwer, den Charakter der Mexica-
r ganz zu durchschauen. Mag Apathie oder Eigensinn,
er mag der Wunsch schnell zu handeln, ohne sich viele Ge-
nken machen zu dürfen, welcher ihnen durch die neu errun-
ne Unabhängigkeit eingeflößt wurde, die Ursache seyn: ge-
ß ist, daß sie durchaus nicht durch die Gerechtigkeit einer Sache
ümmt werden, es mit dieser oder jener Partei zu halten.
as Gefühl des Augenblicks reicht bei Jedem vollkommen hin,
h auf diese oder jene Seite zu stellen; und die ganze Richtung
iner Gedanken hängt bloß von dem Führer der Faction ab —
h bediene mich dieses Ausdrucks absichtlich, weil in Mexico Alles
hon Faction ist, was anderswo nur noch Partei seyn würde.

Da die Faction, welche die Missethäter bestraft wünschte,
ie minder starke war, so wandte man sich an Oyarson, der nach
risba, etwa 30 Leguas weit, abreiste, um von dort eine Mi-
tärwache für die Gefangenen zu erhalten. Sein Verlangen
ard gewährt; Jeder aber, der nicht weiß, wie es in Mexico
geht, wird mit Erstaunen hören, daß die Verbrecher dennoch
us dem Gefängniß losgegeben, und endlich der wohlverdienten
Strafe gänzlich enthoben wurden.

Die geographische Gesellschaft und das Schulwesen in Frankreich.

Correspondenz aus Paris.

Allen fühlenden Herzen, welchen angelegen ist, wo der Niger ins Meer fällt — allen uninteressirten Menschenfreunden, welchen der Goldstaub der Sahara nicht gleichgültig ist — und nicht minder den für die Wissenschaft begeisterten Staatsmännern, welche ihren Namen verewigt sehen möchten auf dem Gebirge Kong oder aber durch eine Dedikation, kurz: allen Lesern des Auslandes empfehle ich recht von Herzen und nicht ohne Wehmuth die geographische Gesellschaft von Paris, die sich in einer gefährlichen Krise befindet.

Vor wenigen Jahren zur Welt gebracht, hatte sich die geographische Puppe bald in eine Raupe verwandelt; in diesem Zustand kroch sie eine geraume Zeit, da wurde sie plötzlich zum Schmetterling und flatterte hurtig, wiewohl mit offiziellen Empfehlungsbriefen beladen, nach jeglichem Welttheile. Durch solche lustige Wanderschaft wurde der bunte Schmetterling endlich befruchtet, er gebar, und Jedermann weiß, daß ein Schmetterling für die Geburt mit dem Tode büßt.

Die geographische Gesellschaft hat nämlich einen Preis von 10,000 Franken für Denjenigen ausgesetzt, welcher die Stadt Tunbuctu sehen und bei diesem Anblick nicht des Todes seyn würde. Mit einem solchen Preis geht es eben wie mit dem großen Preis einer Lotterie, welcher oft von der Lotterie selber gewonnen wird. Man konnte höchstens darauf zählen, daß man niemals den Preis auszuzahlen brauchte, und siehe da! Caillé schützte sich vor dem Medusenhaupte Tunbuctu's durch eine gefährliche Operation — man hatte das Unglück, daß der Preis gewonnen wurde.

Die Kasse zahlte bei Heller und Pfenning, und somit liegt der Schmetterling in den letzten Zügen. Er hat daher vor wenigen Tagen das Publikum ins Hôtel de Ville citirt und dort sein Testament gemacht, worin wer da will zum Universalerben seines negativen Vermögens ernannt wird, d. h. er hat um eine Subscription gebeten. Nun muß man wissen, in diesem Augenblick reisen mehrere Franzosen in Africa u. a. Welttheilen, um bereits ausgesetzte Preise zu erlangen; unterliegen sie nicht den maurischen Dolchen oder der Cholera morbus, was doch kein guter Christ wünschen darf, so bedroht den armen Schmetterling, falls er sich für den Augenblick erholt, neue Gefahr.

Gesetzt aber, die Subscription beläuft sich hoch genug, so kann im nächsten Frühling der Schmetterling sich zur Puppe verjüngen und sein zweites Leben kann länger als das frühere dauern, wenn er länger als Raupe kriecht. Wie hat man sich nun in der Verlegenheit benommen? In großer Noth schreitet man zu gefährlichen Mitteln; man hat den Ex-Minister, Hrn. Baron Hyde de Neuville ersucht, die Trauer- oder Freudenrede zu halten. Man wünscht Unterstützung vom Hofe und klopft an eine Porte condamnée; ehe diese Pforte wieder zu Ehren kömmt, kann man nicht eingelassen werden, kömmt aber der Ex-Minister von Neuem in den Conseil, so hat Derjenige der geographischen Gesellschaft einen guten Rath gegeben, welcher ihr Hrn. Hyde de Neuville zum Seelsorger vorschlug.

Daß der Ex-Marineminister mit einem Portefeuille nochmals vorlieb nehmen würde, ergiebt sich aus seiner politisch-geographischen

Rede gar deutlich. Darin traf sich die Gelegenheit, von Columbus zu reden und geschickt sprang er beim Worte America auf die Dienste über, welche er selbst in America dem Throne geleistet hat; da mußte von dem anwesenden Weltumsegler d'Urville die Rede seyn und gewandt drehte er sich zu den Fortschritten, welche die Seefahrt unter seinem Ministerium gemacht hat; aber die Hauptsache: mit der Geographie stehen die Missionen in Verbindung, daher ein pompöses Lob der französischen Missionäre im Kontrast gegen die Missionäre Englands und der Vereinigten Staaten, „deren Verdienst wir respektiren, deren Gott aber nicht der unsere ist" und ein Wort von christlicher Liebe in geographischer Beziehung und von Ludwig XVI und den Söhnen des heiligen Ludwigs.... Fast möchte ich also die Vermuthung wagen, der Redner würde von Neuem mit einem Portefeuille vorlieb nehmen.

So lange man es aber nicht unter dem Arme hat, muß man sich mit allen Partien halten und dann redet man ein behutsam-liberales Wort über eine Angelegenheit, die jetzt von Frankreich mit lautem Schrei gefordert wird, von der Verbreitung nützlicher Kenntnisse in den unteren Volksklassen. Ja im ganzen Weltall sollte man diese Kenntnisse verbreiten und deßwegen ist es vor Allem gut, den Wilden — wie überdieß Ludwig XVI anempfahl — die Werkzeuge und Materialien zu schicken, welche zum Ackerbau und hierdurch zum civilisirten Leben führen. Der Vorschlag Neuville's, der längst in Ausführung getreten, wurde von den Zuhörern mit Enthusiasmus beklatscht, und in sonderbarem Kontraste damit stand ein Rath des Seefahrers d'Urville, der eine halbe Stunde später vorgetragen, und ebenfalls beklatscht wurde. D'Urville war auf der Insel Vanikoro, wo Lapeyrouse gescheitert seyn soll, von den Eingebornen mit Mord und Todschlag bedroht worden; schon bestiegen sie sein Schiff und leicht hätte man ein Entdeckungsschiff auf den Sterbeplatz d'Urville's aussenden können, wie seit vierzig Jahren nach der bis vor Kurzem unbekannten Gegend, wo Lapeyrouse umkam. Aber d'Urville scheiterte nicht in seinem Verhaben: er führte die Wilden nach der Rüstkammer der Korvette und der Anblick des Stahls verstellerte sie. Daher räth Hr. d'Urville: Zeigt den Wilden Pistolen und Säbel; Hr. Neuville: Zeigt ihnen den Gebrauch der Pflugschaar — folglich werden Beide beklatscht.

Zum Andenken von Lapeyrouse ist ein bescheidenes Denkmal errichtet worden, welches vielleicht schon wieder umgestürzt ist; in Vanikoro sind die Franzosen nicht auf dem qui vive. Sie legten, und mit Recht, denn Dieß ist wahrhaft national, großes Gewicht auf jenes Denkmal, und wollten lieber Alle ein gefährliches Fieber, Folge des Klima's, aushalten, als den Zweck ihrer Fahrt unausgeführt lassen. Monate lang fuhren sie längs den gefährlichen Korallenküsten Polynesiens und spürten mit dem Fernrohr nach der Stätte, wo sich die Trümmer von Lapeyrouse finden könnten, und sie fanden so Wenig, als vor ihnen d'Entrecasteaux; glücklicher war der britische Kapitän Dillon, er entdeckte die wahrscheinlichen Trümmer, theilte d'Urville die Nachricht mit und dieser wagte Schiff und Leben um jenes Denkmals willen.

Ein anderes bescheidenes Denkmal — der Entdeckungseifer wird dadurch aufgemuntert — errichtet man seit einem Jahre dem Reisenden Pacho, welchem Niemand das Geld leihen wollte, das ihm ein Gönner vor seiner Wanderschaft vorgestreckt hatte und der sich in seinem Unmuth, der Regierung zum Trotz, den Tod gab. Nun bedauert die Gesellschaft: Pacho sey eben im Begriffe gewesen, den Lohn seiner Mühe zu ernten; aber Niemand will erzählen, daß Pacho sich Jahre lang um Unterstützung, d. h. eine Anstellung beworben hatte, und Nichts davontrug als eine abschlägige Antwort.

In unserer Sitzung *) ist eine kleine Vorlesung gehalten worden, die man mit vielem Antheil vernahm. Der Däne, Hr. v. Abrahamson, dessen Titel mir nicht gegenwärtig sind, überreichte ein von ihm geschriebenes Büchlein und bemerkte: in Dänemark, und in keinem andern Lande, verlange das Gesetz, daß jeder Schüler in der Erdkunde unterrichtet werde. Dadurch komme die Erdkunde nicht weiter, werde aber verbreitet. Reiht man hieran eine zuvor gemachte Bemerkung Neuville's, die Entdeckung America's habe man vielleicht einem Dorfschullehrer zu verdanken, welcher Columbus im Lesen unterwies, so gewinnt die ohnedieß anziehende Bemerkung des Hrn. v. Abrahamson noch an Interesse.

Uebel steht es dagegen um den geographischen Schulunterricht in Frankreich, wie auch in England. In den pariser Gymnasien oder Colleges ist ein Atlas von Vaugondy eingeführt, welcher den besten Maßstab giebt. Zwar hat auch dieser Atlas ein Verdienst, er enthält für zwölf Franken die alte, mittlere und neuere Geographie, auch die mathematische, ist also billig, und darin sollte man Vaugondy nachahmen. Aber nicht minder billig ist es zu sagen, daß er in anderer Hinsicht nichts taugt. Abentheuerlich ist es, auf einer seiner Carten den Wanderschaften der Söhne Sem, Cham und Japhet zu folgen; ein Stamm beginnt an der phönizischen Küste und taucht sogleich unter das Meer, um einer submarinen Strömung nach America zu folgen. Hundertmal hat man wiederholt, von den Himalayabergen ziehe sich keine Kette schnurgerade nach dem Dekan: Hr. Vaugondy hat nicht Zeit, sie auf seiner Carte für das Jahr 1830 auszustreichen. Das innere Africa kennt er, als ob alle Höhen dort aufgenommen wären; kurz, aus diesen Carten lernt man, wie man sie nicht zeichnen soll. In Großbritannien stehen die Outlines of Geography for the use of the Edinburgh Academy, in two parts- Edinburgh 1828 in Ehren — Namen ohne Kritik und voller Citate aus Milton.

(Schluß folgt.)

Safrancultur in der Lombardei.

Der Verbrauch des Safrans ist in der Lombardei, besonders in der Umgegend von Lodi, wo die sogenannte Parmesankäse damit gefärbt wird, außerordentlich groß, und es gehen beträchtliche Summen dafür außer Landes. Erst in dem Jahre 1810 versuchte ein Arzt, Ajocardo Castiglioni, zu Angera, den Safran (Crocus sativus) in seinem Garten zu ziehen, und dieß gelang ihm so gut, daß er gegenwärtig bereits einen kleinen Handel damit treiben kann, und mehrere andere Personen angefangen haben, sich gleichfalls auf die Cultur dieser nützlichen Spezereipflanze zu legen.

*) 11 December.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage. Titelblatt und Register zum vorigen Jahrgang.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 22. 22 Januar 1830.

Lenormant über Unternubien.

Ansicht des Landes.

Nichts ist weniger einladend als der Anblick Nubiens, das hinter Philä betritt. Die hohen Granitgebirge mit ihren gen gerundeten Felsen, welche in dem Helldunkel der nerung der Phantasie die groteskesten Bilder vorspiegeln, ten dem Strom kaum einen engen Durchgang. Weiterhin sich zwar die Landschaft, schließt sich aber über Tessa hinaus weiten Mal, als ob hier die Natur die Barriere zu einem neuen Katarakt hätte anlegen wollen. Wiederum theilen den Fluß und schwarze Felsen steigen aus ihm empor, Fuß der Schaum der Wogen besprützt. Jenseits dieser re wird das Thal wieder freier und behält so ziemlich e Physiognomie bis zu dem Ellbogen, welchen der Nil r Höhe von Amada bildet, wo er sich plötzlich südöstlich , d. h. man sieht fortwährend auf beiden Seiten des eine Sandfläche, welche manchmal blaßgelb ist, am sten entschieden ockerfarbig, und von Zeit zu Zeit von n stehenden Spitzbergen unterbrochen wird, die von einer rtigen Schwärze sind und eben so sehr aller Vegetation ren, als die Wüste selbst. Ohne Zweifel gab es eine Zeit, eses Thal an dem Segen Egyptens Theil nahm, und wo and der Wüste noch nicht, wie gegenwärtig, das fruchtErdreich überschwemmt hatte. Woher hätten sonst die kommen sollen, die erforderlich waren, Denkmäler von Größe aufzuführen oder in den Felsen zu graben? Ein ler Saum von Grün, oft nur mit einem elenden Gevon dornichten Mimosen sparsam bewachsen, ist jetzt Alles, von der alten Herrlichkeit der Natur noch übrig ist. Hin wieder hört man eines der in Egypten so gebräuchlichen (Radbrunnen) knarren; sie bewässern einige magere mit , Wunderbäumen und Hülsenfrüchten von mittelmäßiger tät bebaute Felder; bloß seiner Datteln mag sich Nubien ; darin besteht auch der Reichthum des Landes. Dreiert Fuß Dattelland mit drei bis vier Saklé gelten hier für ein beträchtliches Vermögen. Von Hausthieren kann je gar nicht die Rede seyn: außer den Ochsen, welche die an jenen Bewässerungsmaschinen treiben, trifft man höchstens ein Paar Schafe und Hühner in der Nähe einer Wohnung; die zahlreichen Heerden von Horn- und Wollenvieh dagegen, denen man zuweilen begegnet, gehören nicht den Barabra's, sondern den unabhängigen arabischen Stämmen der Ababdeh und Bischarieh an.

Ist die häusliche Fauna arm, so ist es die wilde fast nicht minder; zu gewissen Zeiten, sagt man, erscheinen, durch Stürme aus ihrer Heimat verjagt, ganze Schwärme tropischer Vögel an den Gestaden des Nils, die sie einen Augenblick mit ihren tausend Farben beleben; in der Jahreszeit, während der ich reiste, waren es Turteltauben, mit schwarzen Hälsen und veilchenblauschillernden Flügeln; ungeheure Raben, weißköpfige Geyer und Falken (letztere beinahe so zahlreich, wie bei uns die Schwalben), welche in der Regel allein die Stille der Einsamkeit störten. Seltener sah man einen Pelikan, der gravitätisch über den Strom setzte; Sichler, die sich auf den Untiefen herumtummelten und ihre kurzen Klagetöne ausstießen, oder ein Paar wilde Gänse mit schwarzem Leib, pomranzgelben Füßen und rauher, durchdringender Stimme, das sich mit lautem Geschnatter über die nackte Felsenspitze hinabstürzte. An Krokodilen fehlt es nicht; sie sind jedoch bei Weitem kleiner als unterhalb Suan und leben weniger in Gesellschaft.

Oberhalb Derr und hinter dem Ellbogen von Amada verändert sich einigermaßen die Scene. Die zuvor in bestimmtern Zügen hinlaufenden Berge entsenden jetzt ihre Zweige nach allen Seiten der sie umschließenden Sandwüste. Bald steigen sie auf einer Seite bis an den Fluß herab, bald entfernen sie sich von demselben bis an den Rand des Horizonts. Stattliche Sycomoren, Mimosen von einer gigantischen Art wechseln mit den einförmigen Dumen und Datteln. Gegen Wadi-Alfa hin zeigt sich das rechte Ufer gut angebaut; eine halbe Tagreise lang geht es an einer Reihe schöner Dörfer vorbei, die von großen Pflanzungen umgeben sind. Während man sich von diesem in Nubien unerwarteten Schauspiel noch gefesselt fühlt, nimmt man plötzlich mit Bewunderung wahr, daß die Barken sich gegen das Land kehren, und man erfährt, daß man vor den Pforten des zweiten Katarakts angekommen ist, dessen Gegenwart durch Nichts, wie etwa bei Suan, angekündigt wird. Um die Ansicht dieser Naturmerkwürdigkeit recht zu genießen, läßt man sich an das linke Ufer führen, so weit hinauf, als die Barken ohne Gefahr

können; worauf man aussteigt und einen zweistündigen Spazirgang antritt, der in jeder Jahreszeit beschwerlich ist; wenn aber die tropische Sonne senkrecht ihre Strahlen schießt, wohl unmöglich seyn dürfte. Je näher man gelangt, desto mehr vervielfältigen sich die Inseln, die Felsen beginnen aufzutauchen, die Woge zerschäumt an ihren starren Wänden und ein dumpfes Getöse ertönt von Ferne. Auf dem Gipfel eines Felsen, an den sein egyptischer Name Abusir (Osiris Grab) religiöse Sagen anzuknüpfen scheint und an dem man auch hieroglyphische Inschriften findet, umfaßt das Auge den Katarakt in einer großen Ausdehnung, und es läßt sich eine interessante Vergleichung zwischen ihm und dem Schellal von Suan anstellen. Hier theilen große und steile Inseln den Fluß in drei ziemlich gleiche Massen und in diesen drei Hauptbetten, von denen europäische Industrie das östliche geebnet und schiffbar gemacht hat, braust er mit Ungestüm dahin; der Sturz des mittleren Arms ist am Sehenswerthesten. Nachdem dieser eine sehr ansehnliche Insel, welche den Mittelpunkt des Flusses einnimmt, auf der östlichen Seite umflossen, wendet er sich schnell links und stürzt sich in einer Diagonale von 15 bis 20 Grad durch einen Raum von etwa 100 Klaftern hinab. Man kann sich nichts Schöneres denken, als diesen breiten und raschen Wellenschlag, nichts Seltsameres als diese kahle Insel, die den Fluß seine Bahn zu krümmen nöthigt, und worauf ein einzelner Baum mit dünngesätem Blätterwerke steht, welchen der dem Strome folgende Luftzug im steten Schwanken erhält. Unten lenkt der Fluß wieder in seine alte nördliche Richtung ein, und zwischen tausend Durchschnitten hindurch, spielend mit den umbrandeten Klippen, mitten zwischen grünen Eilanden und abgeplätteten Felsen von rosenrothem Granit, deren lebhaftes und frisches Colorit die Zeit nicht zu zerstören vermochte, erreicht er Suan. Bei Wadi-Alfa hingegen ist der Fluß auf Gesichtsweite mit schwärzlichen Inselchen bedeckt, zwischen denen er sich zahllose Wege öffnet, ohne daß man übrigens irgendwo einen Hauptfall wahrnimmt, einen Katarakt in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts, wie den von Schafhausen oder den Niagara. Der Fall kann nicht anders als sehr beträchtlich seyn; aber die außerordentliche Theilung der Wasser macht denselben fast unmerklich. Der Fluß läuft hier nicht über den schönen rosenrothen Granit der Obelisken, sondern über die schwarzgrüne von hellern Adern durchzogene Substanz, von den Antiquaren Basalt genannt, ob ihre Bildung gleich nichts Vulkanisches an sich hat. Man weiß, welche bewunderungswürdige Politur die egyptischen Bildhauer diesem Stein gegeben haben, so daß man sich nicht verwundern darf, wenn die beständige Thätigkeit des Wassers eine der Kunst ähnliche Wirkung auf diese ungeheuren Massen hervorbringt. An einigen Stellen sind sie wie zu hellen und glänzenden Smaragden ausgewaschen; an andern glaubt man sich in den Hafen des Ulysses oder vor Catana versetzt, so ernst und düster ist die Färbung des Gesteines. Die Vegetation mangelt der Scenerie nicht, und leiht ihr neue Schönheiten. Eine Menge der wunderlichst geformten Mimosen beschatten die Fluten mit ihrem ausgezackten Schopf, gleich Netzen ausgespannt, den zurückgeworfnen Glanz des Wassers zu dämpfen. Die Gebirge des linken Ufers, die ganz aus einem gelblichen Sandsteine bestehen, treten bis an den Fuß der Felsen hinan, die den Fluß pflastern und auf dieser Zwischenterrasse erhebt sich ein an mannigfaltigen Erscheinungen fruchtbarer Kampf zweier Formationen, der auch das den Geheimnissen der Mineralogie fremdeste Auge überrascht. Die verlängerte Kette dieser Sandsteinhügel kommt in kleiner Entfernung auf dem linken Ufer wieder zum Vorscheine und beginnt, indem sie den Fluß auf allen Seiten durchkreuzt, jenes Land, welches die Araber das Steinthal (bain-el adschar) nennen, wogegen Unternubien ein wahres Paradies ist. Die Schifffahrt ist völlig unterbrochen, und der Reisende, der weder Zeit noch Mühe scheut, sieht sich in dem Falle, zur Fortsetzung seines Wegs längs dem von immer neuen Katarakten versperrten Fluß die benachbarten arabischen Scheichs um Dromedare angehen zu müssen. Wann er dann viele Tage fortgewandert, gelangt er zu den Grenzen der tropischen Regen, und erblickt die grünen von ungeheuren Affenbrodbäumen beschatteten Ebenen von Sennar, mit den unermeßlichen Moorgründen, aus denen eine mächtige Pflanzenschöpfung und tödtliche Dünste aufschwellen; mit den Wäldern, in denen Legionen lärmender Affen hausen; mit den von den Türken zerstörten Dörfern, wo jetzt Elephanten lagern; mit den räthselhaften Pyramiden von Meroe, den Bewahrern des Geheimnisses einer Civilisation, die einst wie ein Leuchtthurm zwischen dem ewigen Indien und dem unerwüstlichen Egypten sich erhob.

Skizzen aus Mexico.

V. Die Perlfischerei.

Wenn Schwimmen schwer ist — bemerkt unser Reisender — so ist Tauchen noch unendlich schwerer. Anfangs kam ich nicht über sechs Fuß hinab, und mußte immer wieder an die Oberfläche; endlich aber brachte ich es doch auf drei bis vier Faden; in dieser Tiefe jedoch ist der Druck des Wassers auf die Ohren so stark, daß ich denselben nur mit einem spitzigen eisernen Instrument vergleichen kann, das man gewaltsam in diesen Theil des Körpers stieße. Mein Verweilen in solcher Tiefe dauerte daher jedesmal äußerst kurz. Belehrt jedoch, daß sobald die Ohren gesprungen wären — wie dieß der Kunstausdruck der Taucher ist — es keiner weitern Schwierigkeit unterliege, so tief, als man nur wolle, hinabzufahren; und vom Wunsche beseelt, ein gemachter Taucher zu werden, beschloß ich der Pein zu trotzen, bis das Springen der Ohren mich von diesen Fesseln befreien würde, welche mein Abwärtsdringen so mächtig aufhielten, als nur immer das Aufwärtsdringen eines Ballons durch Stricke zurückgehalten werden kann. Ich that also aus dem Boot einen Satz, die Hände über meinem Kopf ineinander gefaltet, die Ellbogen fest angeschlossen, und in einer Stellung, welche der Natur schnurstracks entgegenlief, d. h. die Füße gegen den Himmel gerichtet. Die Gewalt des Sprunges riß mich vier Faden tief hinab; erst hier mußte ich, um weiter zu kommen, mit Händen und Füßen nachhelfen; aber ach! Wer kann auf die Festigkeit seiner Entschlüsse zählen! Der Uebergang

:r Temperatur von Wärme zu Kälte iſt höchſt empfindlich. eder Faden weiter füllt die Einbildungskraft mit neuen Bil:rn der nutzloſen Gefahr, noch tiefer in die lautloſen Wohungen fühlloſer Ungethüme hinabzudringen, wo Einem der Tod ine Larve überall entgegenſtreckt, und der gähnende Rachen des ays und Tintereros, oder die tödtliche Umarmung der Manta nſrer harren. Dieſe Empfindungen wurden noch verſtärkt durch ie Unmöglichkeit, die Dämmerung um mich her mit dem Aug durchdringen, und durch den höchſt qualvollen Schmerz in hren und Augen. Kurz, angefallen von tauſend Fratzen meier Fantaſie, ließ ich die Glieder aus dem ſtraffen Schluß los nd ſogleich fühlte ich mich wieder emporgetragen; der freudige Gedanke noch einmal den blauen Himmel über mir zu ſehen ug den Sieg über jede andere Vorſtellung mächtig davon; unillkührlich änderte ich auch die umgekehrte Stellung des Leibes nd im nächſten Augenblick war ich wieder an der Oberfläche. Die ſchlürfte meine Bruſt in ſchnellen Zügen die gewohnte theure uft! Ein unbeſchreibliches Wonnegefühl verbreitete ſich über meinen ganzen Körper, als jauchzte jeder Athemzug über die Befreiung aus den Gefahren der Tiefe. — Wirklich war die Empfindung ſo, daß ich ſie nicht beſchreiben kann. Aber ich gab mich derſelben nicht lange hin — noch einmal machte ich einen Verſuch mit feſterm Willen. Wieder fühlt' ich mich durch das ſchlüpfrige Waſſer hinabgleiten, das wegen ſeiner Zähigkeit den Eindruck giebt, als ſchwämme man durch eine dicke Gallerte; wieder erfuhr ich denſelben Wechſel der Temperatur und abermals durchſchüttelte mich der grauſame Schmerz in Augen und Ohren. Dießmal aber hatte ich Beſinnung und Feſtigkeit genug, weiter hinab zu dringen, obwohl die Pein mit jedem Augenblicke wuchs. In der Tiefe von ſechs bis ſieben Faden war mir plötzlich als würde eine Flinte losgeſchoſſen; mit dieſem Moment verlor ich jede ſchmerzhafte Empfindung und gelangte bald auf den Meeresgrund, den ich nun mit einer Leichtigkeit unterſuchte, die ich für unerreichbar gehalten hätte. Unglücklicher Weiſe traf ich keine Perlmuſcheln, mich für meine Beharrlichkeit zu belohnen, ſo daß ich, als ich mich aus Mangel an Luft erſchöpft fühlte, einen Stein aufgriff, zum Beweis daß ich den Grund, in einer Tiefe von acht Faden*) (48 Fuß) erreicht habe, und mich mit einem Triumph, als hätte ich einen Schatz gefunden, wieder hinauf ließ. Nicht ſobald fand ich mich an der Oberfläche, als ich gewahrte, was mit meinen Augen, Ohren und Lippen geſchehen war: ich blutete aus all dieſen Theilen, obwohl ich nicht den geringſten Schmerz davon hatte. — —

Schwer iſt es unter dem Waſſer in einer beſtimmten Richtung zu bleiben. In einer Tiefe von ſieben bis acht Faden fordert es Uebung, ſich unten zu halten, und greift man mit der Hand nach einem Riff, ſo iſt es ordentlich, als ſchwebte man wie ein Angebundner daran, ſo daß man im Augenblick, wo man daſſelbe wieder losläßt, aufwärts ſchnellt. Die erſte Perlmuſchel, auf die ich traf, befand ſich etwa vier Faden tief unter dem Waſſer; mein Kopf berührte ſie beinahe; in der Freude vergaß ich, die Glieder auseinander zu breiten, und im Augenblick, da ich ſie faſſen wollte, war ſie zu meiner Verwunderung ſchon weit weg von meinem Griff, und ich beinahe an der Oberfläche, ſo daß ich alle meine Mühe verloren ſah. — — —

Die Geſtalt der Gegenſtände iſt in einer ſolchen Waſſer-Tiefe ſehr undeutlich und ihre Größe vermehrt, ſo daß eine ganz kleine Muſchel von großem Umfang erſcheint, was der Taucher wenn er heraufkömmt, gar oft zu ſeinem Verdruß wahrnehmen muß. Auffallen könnte, daß man ſich nicht gleich unten durch das Gefühl von der Täuſchung überzeugt; aber es iſt beinahe, als ob die Augen, wie ſie manchmal die richtige Empfindung des Magens nicht aufkommen laſſen, ſo auch der Hand das Gefühl beizubringen vermögen, als wäre Das, was ihnen ſcheint, die Wirklichkeit ſelbſt. — —

Gewiß giebt es keinen ſtärkern Reiz, als die Hoffnung. Unter ihrem Einfluß fühlt der Taucher keine Gefahr mitten unter Seeungeheuern. Bloß mit einem kurzen Stab bewaffnet zaudert er keinen Augenblick ſich in den Bereich des furchtbaren Hay's zu wagen. Ich ſelbſt ließ mich hinunter, als überall die Floßen von Hayen überſdie Oberfläche des Meers hervorragten, und obwohl ich keine andre Waffe als die eben genannte bei mir hatte, war es mir doch, als wär ich vollkommen ſicher, und ich ſetzte, während die Thiere in der Entfernung von nur einigen Faden um mich her ſchwammen, meine Narforſchungen ruhig fort. Jetzt, bei Ueberlegung der Gefahr, traue ich mir ſelbſt dieſes Wageſtück ſo wenig zu, als daß ich zu einem hungrigen Tiger in die Höhle kriechen würde. Sind aber alle Leidenſchaften auf einen Punkt zuſammengedrängt, und läge dieſer auch am Rande des gewiſſen Untergangs, ſo läßt uns die Hoffnung nicht verzagen.

Don Pablo Ochou, der mehrere Jahre Aufſeher der Perlenfiſcherei war, und ſelbſt ein trefflicher Taucher iſt, gab mir Bericht von einem ſeiner Meerabenteuer. Der Platz de la Piedra negada (des verlornen Felſens) bei Loreto ſtand im Ruf, eine Menge großer Perlmuſcheln zu bewahren; eine Sage, die an Glaubwürdigkeit um ſo mehr gewann, als es äußerſt ſchwer war, den verſunkenen Fels ausfindig zu machen.

Don Pablo fand ihn jedoch endlich auf, und tauchte elf Faden tief unter, in der Hoffnung in dieſer Gegend die ſchönſten alten Perlmuſcheln zu treffen. Der Fels hat nicht über 150 —200 Schritte im Umfang; der kühne Mann umſchwamm ihn von allen Seiten, fand aber ſeine Nachforſchungen vergeblich. Da er ſich überzeugt hatte, daß keine Perlenſchalen hier vorhanden wären, wollte er wieder aufſteigen, und ſah deßhalb empor, wie alle Taucher in dieſem Falle thun müſſen. Gewahren ſie keine von den hungrigen Beſtien über ſich, ſo können ſie ſich ohne Gefahr hinauflaſſen. — Pablo bemerkte, daß ein Tintereró 3 bis 4 Ellen über ihm ſeinen Stand genommen, und wahrſcheinlich ſchon dieſe ganze Zeit über auf ihn gepaßt hatte. Ein oben und unten zugeſpitzter Stab iſt eine nutzloſe Waffe gegen ein ſolches Ungethüm, deſſen Rachen hinlängliche Weite hat, um Mann und Stab zugleich hinab zuſchlingen. Jener ſchwamm alſo zu einer andern Stelle des Felſens, um dadurch der Aufmerkſamkeit ſeines Feindes zu entgehen. Aber was glich ſeiner

*) Der engliſche Faden beträgt ſechs engliſche Fuß; der engliſche Fuß kommt mit dem rheinländiſchen ziemlich überein.

Noth, als er nun abermals hinaufblickte, und der beharrliche Tinterero wieder über ihm lauerte, wie ein Habicht der Taube nachfolgt. Er beschrieb denselben mit großen, runden, flammenden Augen, die vor Gier gleichsam aus ihrer Höhle springen wollten, und einem Maul, das beständig auf und zu schnappte, als ob das Ungeheuer sein Opfer schon in der Einbildung verzehrte, oder wenigstens als ob der Anblick seiner Beute ihm schon eine Vorempfindung von deren Wohlgeschmack gäbe.

Eine schreckliche Wahl öffnete sich vor Don Pablo: entweder sich auffressen zu lassen, oder zu ertrinken. Er war schon so lange unter Wasser, daß er den Athem nicht länger anzuhalten vermochte, und stand auf dem Punkt, sich verloren zu geben. Aber was geht über das Leben! Sich dieses zu erhalten weiß der Mensch fast in jeder Gefahr noch ein Mittel auszusinnen. Plötzlich erinnerte sich der Geängstete, daß er an einer Seite des Felsens eine sandige Stelle bemerkt, zu welcher er denn in möglicher Eile hinschwamm. Sein wachsamer Gefährte nahm seine Richtung ebenfalls dahin, und blieb stets über ihm.

Sobald er den Fleck erreicht hatte, stöberte er den Sand mit seinem Stab auf, daß das Wasser ganz trübe wurde und er weder das Thier, noch dieses ihn sehen konnte. Von dieser Wolke am Anfang geschützt, schwamm er nun weit in einer queeren Richtung hin, und erreichte endlich wohlbehalten, wenn auch todesmatt, die Oberfläche. Glücklicher Weise tauchte er gerade bei einem Boot auf; die Leute, welche sich in demselben befanden, sahen an seinem Zustand, daß ihn ein Feind verfolgen müsse, dem er durch irgend eine List bisjetzt entgangen sey, schlugen nach ihrer Gewohnheit sogleich mit lautem Geplatsche ins Wasser, um durch dieses Getöse das Thier zu erschrecken, und Pablo wurde mehr todt als lebendig in das Boot aufgenommen.

VI. Las Casas grandes.

Dieser Ort liegt an einem Fluß gleichen Namens; unser Reisender giebt hierüber folgenden Bericht:

„Ich quartirte mich in einem alten runden Thurme ein. Die Casas grandes (die großen Häuser) gehören zu der geringen Anzahl von Trümmern, welche aus der mexicanischen Vorzeit noch vorhanden sind; ihre frühesten Bewohner sollen aus Norden gekommen seyn. Ich beschloß ein Paar Stunden auf genauere Besichtigung derselben zu verwenden.

Zuerst besuchte ich am folgenden Tage eine Ruine, die eine halbe Meile von dem alten Thurm entfernt seyn mochte. Nur ein Theil ihrer äußern Mauern stand noch aufrecht. Das Gebäude hat eine viereckige Form und ist von sehr bedeutendem Umfang. Die Wände sind genau von Nord nach Süd gezogen, was bei den Erbauern einige Kenntniß der Astronomie voraussetzen dürfte. Das Dach ist längst eingestürzt; hie und da bemerkt man Spuren von Nachgrabungen, welche von den Apache-Indianern herrühren sollen, die hier Krüge und andere irdene Waaren suchten. Ich selbst war so glücklich ein Stück von einem Krug aufzufinden; auch waren irdene Figuren in egyptischem Stile da, die aber kein Interesse für mich hatten; ich wollte keine mit mir nehmen." — (Was Jedermann sehr bedauern wird!)

„Diese Strecke Landes ist auf mehrere Stunden weit mit Trümmern von Gebäuden bedeckt, welche zusammen wenigstens 20 bis 30,000 Menschen fassen konnten. Die Casas grandes sind, um bewohnt zu werden, sehr günstig gelegen, da sie sich am Ufer eines großen Flusses befinden, welcher periodisch die Niederungen der Gegend überschwemmt; der Pflanzenwuchs währt dort stets ohne Unterbrechung fort. — Auch sieht man Ueberreste von Wasserleitungen; kurz lauter Andeutungen, daß die frühern Bewohner dieses Ortes die natürlichen Vortheile desselben zu benutzen verstanden und dieselben durch Kunst noch erhöhten; kein Geschichtbuch aber giebt uns Kunde, wer diese Menschen waren, und was aus ihnen geworden ist.

Am südlichen Gestade des Rio Gila trifft man ähnliche Ruinen.*) Ueberall bemerkt man, daß, wo dergleichen Trümmer sich finden, die Umgegend fruchtbar ist, und Fülle an Holz und Wasser hat. Ungefähr eine halbe Stunde nordwestlich von den Casas grandes hatten später auch die Jesuiten ein Kloster gebaut. Man weiß, daß dieser Orden eben so darauf Rücksicht nahm, den vortheilhaftesten Boden zu erwählen. Auch dieses Kloster, das sehr groß gewesen zu seyn scheint, liegt jetzt zerfallen.

Die Bevölkerung von Casas grandes mag sich gegenwärtig auf dreihundert Personen belaufen, die in keinem besondern Ruf der Ehrlichkeit stehen."

Der Nouveau Liegois.

Nächstens wird in Paris ein wichtiger Prozeß verhandelt werden. Der Nouveau Liegois für 1830 ist genehmigt worden, nachdem ihn eine Commission mit der Brille durchgesehn hatte. Beim Druck werden drei Zeilen hineingeschoben, welchen zufolge die Hinrichtung Ludwigs XVI der Grund von Frankreichs Glück ist. Etwas Aehnliches war schon beim früheren Nouveau Liegois vorgegangen, ohne daß man den Unheilstifter ausfindig machen konnte. Noch sonderbarer ist, daß die französische Universität ein Buch adoptirt hat (eine Uebersetzung der Germania, von Pancoucke), worin eine Anmerkung gegen die heilige Jungfrau vorkommt. Ein Buchhändler war sogar zerstreut genug, der Universität im Jahr 1820 ein Buch vorzuschlagen, worin der gütige Himmel um das Heil Napoleons ersucht wurde.

Volksvorurtheile.

Es kostet der franz. Regierung die größte Mühe, die Dorfbewohner zu bewegen, sich außerhalb ihres Orts, wenn auch nur zwei Schritt davon, begraben zu lassen. Die Leute hängen am Herkommen; sie wissen auswendig, wie viele Schläge die Dorfglocke am Feiertag von sich giebt, und würden sich empören, wenn sie einen Schlag weniger bekämen, so wie Einige bereits beim Andrehen eines auswärtigen Begräbnisses ihre Sicheln und Hacken ergriffen, um ihre künftigen Manen zu vertheidigen. Besonders aber bestehen sie darauf, daß beim Gewitter geläutet werde, und es vergeht besuche kein Gewitter, ohne daß ein unschuldiger Glöckner, vom Blitze getroffen, vor dem Dorfe begraben wird.

*) Ueber diese Casas grandes am Rio Gila vergl. auch Alex. v. Humboldt im zweiten Band des Versuchs über Neuspanien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 23. 23 Januar 1830.

Ein weiblicher Abbé Vatteville.*)

Nicht mit solchen Gräueln befleckt, aber wo möglich noch wunderbarer, als das Leben des Abbé Vatteville (vergl. Ausl. v. vor. Jahrg. S. 1447), scheint nach den von englischen und französischen Blättern mitgetheilten Auszügen die Geschichte zu seyn, welche den Inhalt des in der Note genannten Werkes bildet. Wäre dasselbe in französischer Sprache verfaßt, so würden wir es ohne Weiteres der Reihe von unterschobenen Memoiren beifügen, deren Fabrikation gegenwärtig in Frankreich ein eigener Erwerbszweig geworden zu seyn scheint; da das Buch aber spanisch geschrieben ist, so verlohnt es sich wenigstens der größern Seltenheit wegen, einige jener Auszüge mitzutheilen, obwohl man sich oft schwer des Verdachtes erwehren kann, der spanische, dem Titel nach in Paris sich aufhaltende Herausgeber sey dem verlockenden Beispiel gefolgt, welches diese Stadt für die genannte Art von Industrie darbietet. Derselbe läßt sich über den Zufall, wodurch die Handschrift in seine Hände gekommen, folgender Maßen aus: „Vor einigen Jahren fand ich unter mehreren andern interessanten Papieren, welche mir von meinem Freund, Sennor Philipp Bauza, ehmaligem Direktor des hydrographischen Büreaus in Madrid, zugestellt wurden, einen Band mit dem Titel: „„Leben und Begebenheiten der Fahnenträger-Nonne, Donna Catalina de Erauso, aus St. Sebastian in Guipuscoa, von ihr selbst niedergeschrieben.““ Das Manuscript war übrigens nur die Abschrift eines andern, welches sich in der Königl. Akademie der Geschichte befindet, und zwar in der von Don Juan Baptista Munnoz veranstalteten Sammlung von Handschriften, die sich auf beide Indien beziehen. — Die Eigenthümlichkeit der Erzählung, und der Umstand, daß die Verfasserin angeblich aus derselben Provinz mit mir herstammte, bestimmten mich, mir das Original vorweisen zu lassen!“ — Anfangs dünkte ihm das Ganze eine Fabel, aber all seine Zweifel verschwanden, als er fand, daß in der „Geschichte von dem Leben und den Thaten des berühmten Monarchen Philippus III“ eines Weibes „von St. Sebastian“ Erwähnung geschieht, „welche aus Spanien entfloh und in Männerkleidern der Schlacht bei den Salzgruben von Araya beiwohnte, dann sich nach Peru begab, fünf Jahre lang Kriegsdienste that, in der berühmten Schlacht von Puren mitfocht und endlich 1624 nach Spanien zurückkehrte.“

Die Geschichte selbst beginnt also:

„Ich, Donna Catalina de Erauso, bin geboren in der Stadt St. Sebastian im Jahr 1585, als Tochter des Hauptmanns Don Miguel de Erauso und der Donna Maria Perez de Galarraga, Beide gleichfalls von dieser Stadt gebürtig. Im J. 1589 ward ich in das Kloster von St. Sebastian, unter die Obhut meiner Muhme, Donna Ursula de Unza und Sarasti, Schwester meiner Mutter und Priorin des Klosters gegeben, woselbst ich nach Erreichung des fünfzehnten Jahres mein Noviziat antrat. Mein Prüfjahr war beinahe zu Ende, als eine von den Nonnen, Donna Catalina de Allra, eine starke Frau, mich schlug. Ich empfand die Schmach. In der Nacht vom 18 März 1600, während der Vigilie von St. Joseph, als die Nonnen eben zur Frühmesse gingen, verfügte ich mich in den Chor, wo meine Muhme mich zu sich rief, und mir den Schlüssel zu ihrer Zelle gab, um ihr Brevier zu holen. Ich ging in die Zelle, sah dort die Klosterschlüssel hängen, und brachte, indem ich die Zelle hinter mir offen ließ, Schlüssel und Brevier der Priorin zurück. Die Nonnen waren im Chor, und die Frühmesse begann. Unter dem Vorwand, daß mir nicht wohl sey, bat ich um Erlaubniß, die Kirche verlassen zu dürfen, was mir zugestanden wurde. Ich nahm ein Licht, ging nach jener Zelle, versah mich mit Linnen, einer Nadel und Faden, einigen Realen, die dort auf dem Tisch lagen und den Klosterschlüsseln, und eilte fort. Ich öffnete nach einander die Thore, warf bei dem letzten, das auf die Straße führte, mein Scapulir von mir, und stürzte hinaus, ohne die Straße jemals vorher gesehen zu haben, noch zu wissen wohin. Ich nahm meinen Weg zu einem Schoppen, der an das Kloster angebaut war, und verbarg mich daselbst drei Tage lang, während deren ich mein Kleid umänderte und verwandelte.*) Ich ließ mein Klostergewand dort zurück, schnitt mein

*) Historia de la Monja Alferez, Donna Catalina de Erauso; escrita por ella misma, è illustrada con notas y documentos, por D. Joaquim Maria de Ferrer. Paris, Didot.

*) Es wird nicht gesagt, ob Donna Catalina für diese Zeit mit einiger Speise sich versehen hatte, die ihr, wie die gleich nachstehenden Zeilen des Textes beweisen, wenigstens in den

Haar ab, und machte mich in der dritten Nacht aus meinem Versteck hervor auf die Straße nach Vittoria, wo ich zwanzig Meilen weit fortging, ohne etwas Anderes zu genießen als Kräuter, die ich an der Seite des Weges abpflückte. Ich betrat Vittoria, ohne zu wissen wo ein oder aus. In wenigen Tagen jedoch fand ich einen Doctor Francisco de Cerralta, der mich in sein Haus aufnahm. Ich entdeckte nachher, daß er ein Verwandter von mir sey, indem er eine Schwester meiner Mutter geheirathet hatte, gab mich jedoch nicht zu erkennen. Drei Monate lang blieb ich bei ihm, und da er fand, daß ich fertig lateinisch las, ward ich sogar sein Günstling; allein da ich mich einmal einem Geschäft, das er mir auftrug, nicht unterziehen wollte, hob er die Hand gegen mich auf. Sogleich beschloß ich, ihn zu verlassen; brachte etwas Geld zusammen, wurde mit einem Maulthiertreiber einig, mich nach Valladolid mitzunehmen, und reiste dahin ab, 45 Meilen weit."

Nachdem sie verschiedenen Herren gedient, und mehrmals in Gefahr gewesen war, von ihrer Familie entdeckt zu werden, segelte die Donna nach Süd-America, und stürzte sich in das Kriegsgewühl, das damals gegen Holländer und Indianer in vollen Flammen stand; war zugegen bei dem Angriff auf Punto d'Araya, litt Schiffbruch und gelangte endlich in die Stadt Lima, damals das Wunder des spanischen America's — „eine Hauptstadt, deren Gebiet 120 größere spanische Städte und eine Unzahl kleinerer, 28 Bisthümer und Erzbisthümer und sechs königliche Gerichtsbezirke (audiencias) umschloß." Die Stadt selbst hatte eine Kathedrale, zwölf Mönchs- und Nonnenklöster, eine Universität, acht Hospitäler, einen Vicekönig und eine Inquisition. Hier fand die Donna große Gunst bei einem reichen Kaufmann, welcher sie mit einem jährlichen Gehalt von 600 Pesos über sein Comtoir setzte. Aber das hielt nicht lange an; eine Dame verliebte sich in sie; sie entfloh und gerieth abermals unter Kriegsvolk.

Folgen wir hier wiederum dem Bericht der Erzählerin selbst:

„Nach einem Marsch von zwanzig Tagen langten wir in der Stadt Conception an. Der Schreiber des Gouverneurs, welcher kam, uns in Augenschein zu nehmen, war kein Andrer, als mein eigner Bruder, Hauptmann Miguel de Erauso, der aber meine Züge im Lauf der Zeit ganz und gar vergessen hatte, da er schon von St. Sebastian wegging, als ich nur zwei Jahre alt war. Als er in der Compagnieliste las, daß ich von Guipuscoa sey, warf er die Feder weg und umarmte mich, unter vielen Fragen nach seinen Eltern, Freunden, und seiner Schwester Catalina, der Nonne. Ich aber gab mich nicht zu erkennen. Mein Bruder nahm mich in sein Haus, und wir speisten zusammen; worauf er bei dem Gouverneur um Erlaubniß einkam, daß ich unter seine Compagnie versetzt würde, was dieser endlich zugestand. In diesem Haus lebte ich drei Jahre, ohne je erkannt zu werden. Mein Bruder aber besuchte häufig eine Dame, die auch von mir Besuche annahm. Er wurde eifersüchtig und zog eines Tags den Degen gegen mich. Ich hatte keine Wahl, als mich entweder erkennen zu geben, oder ebenfalls zu ziehen. Ich ward in die Hand verwundet. Für den Bruch der Disciplin aber wurde ich auf drei Jahre nach Paicabi, einer ungesunden Militärstation, verbannt.

„Dieß war ein trauriger Wechsel gegen das lustige Leben, das ich so lange geführt. Wir mußten dort die Waffen beständig in Händen haben wegen der Angriffe der freien Indianer. Endlich eroberten und verbrannten dieselben Valdivia. Der Gouverneur der Provinz, Alonso de Sarabia, stieß auf diese Nachricht mit allen Truppen von Chili zu uns. Wir brachen auf, und nahmen, unsrer fünf Tausend, eine Stellung in den Ebenen von Valdivia ein.

„Wir hatten mehrere Gefechte mit den Indianern, in welchen diese den Kürzern zogen, und großen Verlust an Todten erlitten; da sie aber Verstärkung bekamen, griffen sie von Neuem an, und thaten uns großen Schaden, indem viele Offiziere getödtet wurden, und unter diesen auch der Fahnenträger meiner Compagnie. Ich bemerkte im Getümmel wie die Standarte weggeschleppt wurde, rief zwei Reiter an, und wir sprengten nach durch das Gewühl der Feinde, die wir nach allen Seiten niedersäbelten und umrannten, wiewohl nicht ohne Verlust von unsrer Seite: Einer der Reiter stürzte todt von seinem Pferd; wir beiden andern aber drangen immer noch vorwärts und erreichten die Standarte. In diesem Augenblick wurde mein Kamerad durch einen Lanzenstoß getödtet, und ich selbst erhielt eine schwere Wunde in den Schenkel. Ich tödtete jedoch den Kaziken, der sich der Fahne bemächtigt hatte, riß ihm dieselbe aus den Händen, wandte mein Pferd und sprengte durch die Menge zurück, Viele niederrennend, aber beinahe des Todes durch mehrere Wunden, da mich nach und nach drei Pfeile getroffen, und eine Lanze mir in die linke Schulter gedrungen war. Doch jagte ich sporastreichs fort, und gelangte wieder zu unsern Truppen; dort sank ich vom Pferd. Mein Bruder war glücklicher Weise unter den Offizieren; er nahm sich meiner an. Ich ward hergestellt, und nachdem wir neun Monate in jener Gegend gestanden, erhielt er vom Gouverneur für mich den Rang eines Fähnrichs bei der Compagnie des Alonso Moreno.

„Diese Stelle bekleidete ich fünf Jahre lang, und war mit in der Schlacht bei Puren, wo die Araucaner eine entscheidende Niederlage erlitten. Bei diesem Strauß wurde mein Hauptmann getödtet, und ich blieb nun etwa sechs Monate hindurch, unter beständigen Kämpfen mit den Indianern, an der Spitze der Compagnie. In einem dieser Treffen kam ich ins Gefecht mit einem indianischen Häuptling, übrigens einem Christen, der Don Francisco Quispinguancha hieß; einem Mann von großer Macht, der uns mit unaufhörlichen Angriffen plagte. Ich schlug ihn mit einem Säbelhieb vom Pferd, nahm ihn gefangen und hängte ihn auf der Stelle an einem Baum auf; ein Verfahren, das nachher dem Gouverneur sehr mißfiel, da er gewünscht hatte, denselben lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dieß war der Grund, warum er mir die Compagnie nicht gab."

---

darauffolgenden Tagen gänzlich abging. Hieraus ließe sich zur Noth eher für als gegen die Authenticität der Geschichte schließen, da ein bloßer Erfinder uns schwerlich im Unklaren darüber gelassen hätte, ob seine Heldin mit einem so nothwendigen Subsistenzmittel versehen war.

Die Donna machte bei dem schönen Geschlecht mehr Glück, als bei dem kriegerischen; überall verliebten sich die Weiber in den Fähnrich, und dieser hatte genug zu thun, um ihrer Heiratsanträge los zu werden. Endlich ward sie bei einer Straßen-Zänkerei, in welcher der Bischof die eine Partie bildete, genöthigt, das große Geheimniß zu enthüllen, und sich als Nonne erkennen zu geben. Der Entdeckung folgte unendliches Staunen, Jubel, guter Rath von Seiten des Bischofs und die Umarmungen der Nonnen aus den zahlreichen Klöstern der Provinz. Der Erzbischof von Lima wünschte die Dame zu sehen. Sie langte in einer Sänfte an, begleitet von 6 Priestern, 4 Mönchen und 6 Bewaffneten. Die ganze Stadt kam auf die Beine. Sogleich verlangte der Vicekönig, Don Francisko de Borja, sie zu sprechen; sobald aber der Besuch zu Ende war, zog sie sich unverweilt unter das schützende Dach des Erzbischofs zurück.

Zuletzt schiffte sie sich wieder nach Spanien ein, und landete 1624 in Cadix. In Madrid machte sie eine Eingabe an den König, und erhielt auf Lebenslang einen jährlichen Gehalt von 800 Escudos. Ihre fernere Laufbahn giebt das gewöhnliche Bild des Treibens in Spanien; d. h. sie kam selten aus den Thoren irgend einer Stadt, ohne auf der Straße beraubt zu werden; noch in die Thore, ohne genöthigt zu seyn, den Degen zuziehen, (denn sie hatte wieder Mannskleider angelegt,) und sich gegen Mörder und Diebe zu vertheidigen. Eines ihrer letzten Abenteuer trug sich auf einer Reise nach Rom in Genua zu.

„Ich ging eines Morgens Pedro de Chararria meine Aufwartung zu machen, und da sein Haus der Frühe wegen noch verschlossen war, setzte ich mich auf einen Stein am Eingang des Palastes Doria. Bald kam ein Mann in ansehnlicher Kleidung, offenbar ein Soldat, und seiner Sprache nach ein Italiener. Wir ließen uns in eine Unterhaltung ein, und er sagte: „Ihr seyd ein Spanier?" — „Ja," sagt' ich. — „Ja," sagte er, „und mithin werdet Ihr hochmüthig seyn, denn alle Spanier sind's, und anmaßlich dazu, obwohl sie sich auf nicht Viel Etwas heraus nehmen können." Ich antwortete, ich hielte dieselben für so gut, als irgend Jemand. „O!" rief er, „ich halte die Besten von ihnen für nicht besser, als Koth!" Ich sprang auf und erwiederte: „Ihr solltet besser bedenken, was Ihr sagt; denn der schlechteste Spanier ist mehr werth, als der beste Italiener." — „Wollt Ihr mir Dieß mit der That beweisen"? — „Allerdings!" — „Nun so laßt uns keine Zeit verlieren!" — „Es sey so!" Wir gingen fort, zogen hinter einer Wasserleitung vom Leder und machten uns an einander. Ein andrer Mensch kam dazu, stellte sich zu meinem Gegner und Beide drangen auf mich ein. Ich that einen glücklichen Hieb nach meinem Italiener, und er fiel. Der Andre war jetzt in meiner Gewalt; plötzlich aber kam ein Dritter, dessen Freund, wüthend herbei, zog den Degen und griff mich an. Da zog ein Fremder, den ich nicht kannte, den ungleichen Kampf bemerkend, ebenfalls aus der Scheide und stellte sich zu mir. Eine Menge Volks sammelte sich um uns her und die Verwirrung wurde so groß, daß ich glücklich an Bord meines Fahrzeugs entkam und nie erfuhr, was die Sache für ein Ende nahm."

In Rom wurde sie Pabst Urban VIII vorgestellt. Seine Heiligkeit hörte ihre Geschichte mit vieler Theilnahme an, gab ihr Erlaubniß, die Männerkleidung fortwährend tragen zu dürfen und empfahl nur: „Kämpfe mit ihrem Nächsten zu vermeiden." Ganz Rom interessirte sich ungemein für sie. Nicht nur Weltleute von hohem Rang, sondern auch Bischöfe und Kardinäle warteten ihr auf, und während der sechs Wochen ihres dortigen Aufenthalts verfloß kaum ein Tag, an welchem sie nicht von einem Fürsten zur Tafel geladen worden wäre. Unter Anderm wurde ihr auch von einer Deputation des römischen Senats ein kostbares Mahl gegeben und sie als römischer Bürger eingeschrieben. „Am Tage Sanct Peters," sagt sie „ging ich zu den Feierlichkeiten in Sanct Peter und ward ehrenvoll empfangen. Am Abend war ich mit drei Cardinälen zusammen, von welchen Einer, der Cardinal Magalon sagte: ich hätte nur Einen Fehler, den, aus Spanien zu seyn; worauf ich erwiederte: „mit Ew. Eminenz Erlaubniß, das ist der einzige Punkt, worauf ich stolz bin."

Fortschritte der Phrenologie in England. *)

Es sind nun 25 Jahre verflossen, seit die Frage wegen der Hirnkunde dem britischen Publikum zuerst vorgelegt wurde. Seit dieser Periode wurde sie abwechselnd in Aufnahme gebracht und kam wieder in Vergessenheit. In der letzten Zeit jedoch hat sie große Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist mit Ernst behandelt worden. Dr. Spurzheim, der sich selbst vor mehreren Jahren nach England begab, trug bei, den Wahrheiten dieser Lehre Eingang zu verschaffen, und hielt Vorlesungen in London, Bath, Bristol, Cork, Dublin und Edinburgh; in Edinburgh allein sieben Monate lang; so daß die neuen Entdeckungen sich schnell in allen Theilen Englands verbreiteten. Nach dreijähriger Abwesenheit von Paris ging Spurzheim wieder dahin zurück, und besuchte England nicht eher wieder als im Jahr 1820. Unterdessen hatte die Lehre heftige Gährung veranlaßt und Gegner und Anhänger gefunden; bis im Jahr 1820 am 22 Februar in Edinburgh die erste phrenologische Gesellschaft gegründet wurde

*) Black's Foreign Quarterly Review. Nr. VIII. Vergl. Nr. 294 der preußischen Staatszeitung v. 1829; und wegen der Lehre die: Vollständige Geisteskunde, oder auf Erfahrung gestützte Darstellung der geistigen und moralischen Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Ein unentbehrliches Handbuch für Erzieher, Aerzte, Rechtsgelehrte, Gesetzgeber, Polizeibeamte, Geistliche, Künstler, Eltern und Geschäftsleute, die Menschenkenntniß nöthig haben. Freie Uebersetzung der sechs Bände von Galls Organologie. Mit einer Steindrucktafel. Nürnberg 1829. Preis 3⅓ fl. Auch unter dem Titel: Neue Physiologie des Gehirns und Psychologie des menschlichen Geistes. Mit Angabe der Ursachen der geistigen Verschiedenheit der Menschen und Thiere; der Mittel, auf eine leichte Art den Charakter und die Fähigkeiten eines Jeden zu erkennen und auszubilden; der Ursachen der Verrücktheit, der Verbrechen, des Selbstmordes und Heilmittel dagegen; Betrachtungen über Erziehung, Ausbildung, Bestimmung des menschlichen Geschlechts, Liebe, Ehe, Ausschweifungen, Kindermord, Mimik und Pantomime ꝛc. Nebst Mitteln, sichere, treue Pferde, Hunde ꝛc., gute Singvögel ꝛc. auf den ersten Anblick zu erkennen, und vielen Nachrichten und Anekdoten von den berühmten und berüchtigten Menschen aller Zeitalter.

an deren Spitze G. Combe trat, welcher Anfangs ein Zweifler gewesen war, später aber sich den Anhängern der Lehre angeschlossen hatte.

Anfangs besaß die Gesellschaft weder Köpfe oder Schedel ꝛc., welchem Mangel übrigens bald abgeholfen wurde, und nun ist sie reich damit versehen und ihre Sammlungen stehen dem Publikum offen. Die Sitzungen sind periodisch, und 1823 gab sie den ersten Band ihrer phrenological transactions heraus.

Es stand nicht lange an, so bildeten sich mehrere Gesellschaften, Büstensammlungen und Vorlesungen in verschiedenen Theilen des britischen Reichs: London, Exeter, Manchester, Glasgow, Liverpool, Cork, Hull, Dublin, Paisley, Dunder eiferten mit einander, und England zählte in Kurzem mehr Phrenologisten als die Länder, wo Gall und Spurzheim zwanzig Jahre lang wirkten. Durch Dr. Murray verbreitete sich die Lehre auch in den britischen Colonien, und Peterson, im Dienst der ostindischen Compagnie, hält Vorlesungen in Kalkutta, welches bereits auch einen Verein für diese Zwecke besitzt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerica gab Dr. Caldwell, Professor der Medicin an der Pensylvania-Universität: Elements of Phrenology heraus, und hielt Vorlesungen in Baltimore, Washington ꝛc. In Dänemark findet die Lehre an Dr. Hoppe zu Kopenhagen einen Verbreiter. Einige gegen die Phrenologisten gerichtete Artikel des Edinburgh Review, die sich aber (wie die meisten ähnlichen) durch Unwissenheit und Unverstand auszeichnen, haben durch die veranlaßte Widerlegung zur Ausbreitung des Systems wesentlich beigetragen. — Auf einem Verbrecherschiffe hat Hr. Deville 148 nach Neu-Süd-Wales bestimmte Gefangene untersucht, und den gefährlichsten daraus herausgefunden, der sich nachher als Rädelsführer bei einem Aufstand benahm; dieser Erfolg veranlaßte die Regierung, Deville mit ähnlichen Aufträgen zu beehren. Diese Diagnose, welche sonst der Psychologie zukam, möchten wir jedoch, wegen des Materialismus, der sich daraus ergäbe, nicht als das Hauptverdienst der Phrenologie betrachten; es kann aber nicht fehlen, daß das galliſche System wenigstens mittelbar zu bedeutenden Resultaten führt, vorausgesetzt, daß dasselbe weniger als eine Erzeugung der Philosophie denn der Naturlehre betrachtet wird!

Die Memoiren des Centreadmirals Paul Jones.

Wem wäre der kühne „Pilot" nicht bekannt — der erste Americaner, welcher der britischen Seemacht an Englands eigenen Küsten die Spitze zu bieten wagte: ein armer Schiffsjunge von Whitehaven in Schottland, der Freund Lafayette's und in seiner abenteuerlichen Laufbahn Admiral in russischen Diensten! Den schönsten und größten Moment in Paul Jones Leben hat Cooper mit hoher poetischer Kraft herausgehoben; auch Allan Gunningham's Roman trug dazu bei, den Ruhm des americanischen Seehelden zu erhöhen, während Sherburne durch seine Biographie bewies, daß die Wirklichkeit in diesem Falle nicht des Schmuckes der Dichtung bedurft hätte, um wunderbar und außerordentlich zu erscheinen. Jetzt erhalten wir durch die Mittheilung seiner nachgelassenen Papiere (Tagebücher, Briefe ꝛc.) unter dem freilich nicht ganz passenden Titel von „Memoiren" (Memoirs of the Rear-Admiral Paul Jones. Edinb. 1830. 2 vols. 12) die erste vollkommen authentische Darstellung der merkwürdigen Lebensumstände und Begegnisse des Helden, die wahrscheinlich auch in ihrer einfachen Nacktheit romantisch genug sind, um selbst den kältesten Geist zur Theilnahme aufzuregen.

Der wichtigste Theil des Ganzen ist Paul Jones Tagebuch während des russischen Feldzuges vom Jahre 1788. Ein Vorfall mit dem Prinzen von Nassau führte zu einiger Unzufriedenheit und Kälte von Seiten des Fürsten Potemkin und diese zu der Entlassung des Admirals aus russischen Diensten. Als die unmittelbare Veranlassung derselben erhalten wir folgenden „Tagsbefehl an den Contreadmiral Ritter Paul Jones:" „Da man sieht, daß der Capudan Pascha in seinem Kirlangisch von der großen Flotte zu den kleineren Schiffen geht und, ehe er diese verläßt, vielleicht Etwas versuchen könnte; so bitte ich Ew. Excellenz, wenn auch der Capudan Pascha eine größere Anzahl von Schiffen hat, sich bereit zu halten, ihn muthig zu empfangen und zurückzutreiben. Ich verlange, daß Dieß ohne Zeitverlust geschehe; wo nicht, so werden Sie für jede Nachlässigkeit verantwortlich gemacht werden."

Fürst Potemkin, der Taurier.

13 October 1788.

Diesem echt russischen Tagsbefehl hatte Jones beigesetzt: „Ein Soldat ist immer bereit, und ich war nicht gekommen, um in die Lehre zu gehen." Diese Bemerkung hatte seine augenblickliche Entlassung zur Folge; und obwohl Jones Anfangs meinte, daß an seiner Ungnade nur die Verleumdungen der Personen, welche den Fürsten umgaben, Schuld wären, so sah er doch bald, daß er sich an die Mißgunst und Launenhaftigkeit des verzogenen Tyrannen allein zu halten habe. „Glauben Sie nicht, daß Jemand mich leite!" rief Potemkin, als der Admiral sich verabschiedete; „mich leiten!" wiederholte er und stampfte mit dem Fuße: „selbst die Kaiserin nicht!"

Das Mißverständniß.

Ueber den Akademiker Droz, welcher unlängst dem zum zweiten Mal unsterblich gewordenen Hrn. Etienne im Institut antwortete, erzählt man Folgendes. Einer seiner Mitbrüder war gestorben, Droz wollte ihm eine Leichenrede halten. Die Stunde der Beerdigung war angesagt und der Redner machte, den Regenschirm unter dem Arm, eine Stunde Wegs nach dem Père la Chaise, unterwegs seine Rede recapitulirend. Dort angelangt, sieht er einen Leichenzug. Er schließt sich an und perorirt. Die Umstehenden verstehen aber von Allem kein Wort, denn der Todte war nie ein Unsterblicher gewesen; der Mitbruder wurde unterdessen am andern Ende von Paris, auf dem Kirchhof Vaugirard, beerdigt. —

Höchste und niedrigste Gebäude in und bei London.

Das höchstgelegene Gebäude in der unmittelbaren Nachbarschaft von London ist ein Wirthshaus auf der Hamstead-Haide, das Jack Straw's Castle. Dieß Haus liegt 443 Fuß über dem Wasserspiegel der Themse. Die Spitze des Kreuzes der St. Paulskirche ist nur 407 Fuß und der Grundflur dieser Kirche nur 52 Fuß über der Themse. Das niedrigste Gebäude in London ist The Bricklayer's Arms, Kentroad, dessen Schwelle nur 6 Zoll über dem Themsespiegel erhaben ist. Die Schwelle des nördlichen Einganges von Westminsterhall liegt nicht höher als 11 Zoll über der Themse.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 24 und 25. [24 und 25 Januar 1830.

Der Romanticismus in Frankreich *).

Nicht ohne Mühe ist der Romanticismus in Frankreich zu seinem Rechte gelangt. Er bot der Journalistik Trotz, denn erst seit wenigen Jahren ergriffen einzelne Blätter seine Partei; jetzt ist er herrschend geworden, und es scheint, als wolle er seinerseits Verfolgungen gegen seine Gegner beginnen; selbst sein Geschichtschreiber, Hr. von Toreinx, wählt zum Motto: Hors du Romantisme il n'est point de salut.

Es ist so weit gekommen, daß man in Paris nicht mehr für einen Homme d'esprit gelten kann, ohne Romantiker zu seyn; Hr. von Toreinx entwickelt daher die Geschichte und die Regeln des Romanticismus aufs Bündigste für diejenigen Leser, welche ohne große Mühe im Gespräche für Hommes d'esprit gelten möchten. Es kann seinem Buche nicht an Käufern fehlen.

Im Jahre 1801 kam der Romanticismus in Frankreich zur Welt. Chateaubriand war sein Vater; die fünf Bände des Génie du christianisme waren die Windeln des Kindes; seitdem hat es öfters neue Kleider angelegt. Sein Ursprung war eine Reaction gegen den irreligiösen Geist des 18 Jahrhunderts, eine neue Anwendung christlicher Ideen auf Werke der Einbildungskraft. Die Akademiker, didactischen Dichter und Philosophen schwuren den Tod des Kindes, aber Frau von Staël nahm sich desselben an. Sie sah ein, vor Allem müsse man dem Kinde einen Namen geben; denn ein Name ist eine Fahne. Sie wußte, das Volk, welches man mit Worten regiert, sey am Sichersten durch Worte zu lenken, deren Sinn es nicht begreift. Sie suchte einen Namen, der eigentlich Nichts bedeutet, sich mithin auf Alles anwenden läßt, und das Wort romantique bereicherte die französische Sprache. Die Feinde des neuen Messias nannte sie Classiker, welches Wort eben so wenig eine Bedeutung hat. Seitdem begann ein regelmäßiger Krieg; die Classiker riefen die Staatsgewalt um Hülfe an, Frau von Staël wurde verbannt, doch konnte sie wie Dupont de Nemours ausrufen: Nous avons beaucoup souffert, mais l'enfant est fait!

*) Histoire du Romantisme en France. Par M. de Toreinx. Paris, chez Dureuil, place de la Bourse. 467 S. in 12. 1829.

In den letzten Jahren der Kaiserherrschaft hielt sich der Romanticismus verborgen, dann trat er wieder auf, aber nicht mehr als Vorfechter der Freiheit, sondern als Verbündeter der frommen Partei. Die, welche Freiheit des Geschmacks verlangten, strebten zugleich nach politischer Knechtschaft. Deßwegen war er dem Volke verhaßt und die Oden Victor Hugo's hatten wenig Beifall. Erst seitdem er die Worte „politische, religiöse und literarische Freiheit" auf sein Panier schrieb, fand er Eingang.

Romantiker sind Die, welche in Kunst und Literatur etwas Anderes, als das Bestehende wollen. Ihr erster Anlauf war gegen die dramatische Einheit gerichtet. Ist der Kopf der Deutschen und Engländer, fragten sie, anders gemodelt, als der unsrige? Und wenn sie an der Darstellung von Hamlets oder Egmonts Unglück Vergnügen finden können, wird dadurch nicht bewiesen, daß man an einem Drama, dessen Handlung mehrere Tage dauert und verschiedener Orten vorgeht, Interesse finden kann? Ihr werft uns vor, sagten sie den Classikern, daß wir die Deutschen nachahmen; habt Ihr denn nicht bis jetzt die Griechen nachgeahmt; und wenn man einmal nachahmt, ist ein neues Muster nicht mehr werth, als ein altes? Glaubt Ihr Classiker wirklich, Eure Einheit des Ortes habe Euch nicht oft zu sonderbaren Folgen verleitet? Ist es wahrscheinlich, um uns Eures Ausdrucks zu bedienen, daß der Westr Acomat zum Cabinet das Serail des Sultans wählt, in welches er bei Lebensstrafe nicht eintreten darf; und kann Brutus die Verschworenen, um ihren Eid zu empfangen, nicht wohl an einem gelegenern Orte versammeln, als in dem Hause Cäsars? Ihr vergönnt der Handlung einen Zeitraum von 24 Stunden, der Zuschauer muß den größten Theil derselben als verflossen annehmen; kann er sich aber nach dem Zwischenakt nicht eben so gut denken, es seyen zwei Tage verflossen, wie zwei Stunden?

Das Publikum wollte sich noch zu keinem Endurtheil entschließen. Schon hatte man einen Versuch gemacht, es in die Geheimnisse der englischen Bühne einzuweihen, aber gerade in einer Zeit politischer Gährung, wo das Volk in den literarischen Neuerern die erklärten Feinde seiner Freiheit haßte. Jacques Bonhomme nahm also den John Bull nicht gut auf, die materielle Gewalt mischte sich in den geistigen Streit ein; man warf den reformirenden Insulanern gefährliche Argumente an den

Kopf; das Auge einer von jenen Damen trug unauslöschliche Spuren der klassischen Kraft nach Albion zurück.

Ganz anders, als im Jahre 1827 Hr. Laurent den Versuch erneuerte. Man hatte bereits in mehreren Theatern, dem Français sogar, romantische Stücke aufführen sehen; Kemble und Miß Smithson in Romeo and Iuliet und Richard III setzten die Reform fort; sie drang vom Odeon bis ins Institut und vergebens widersetzte sich ihr der Einsiedler der Chaussée d'Antin, Hr. Jouy.

Die Romantiker sagten weiter: fort mit Euren Stelzen, die Ihr Kothurne nennt, fort mit dem Purpurmantel, dessen Glanz dem Gesichte wehe thut; zeigt uns das Leben, wie es ist, mit allen seinen Contrasten, und die Charaktere in ihrer ganzen Ungleichförmigkeit. Jede Eurer geschichtlichen Personen sey, wie die Geschichte sie zeigt; Ludwig XI sage Pasque-Dieu! und Ludwig XIV sage unsertwegen jarnicoton! denn Dieß sind individuelle Züge, wodurch Wahrscheinlichkeit entsteht. — Daher eine neue Aenderung im Trauerspiel: das Einweben der gewöhnlichen Unterhaltungssprache in die hohe Schreibart: „Es ist eine schwierige Kunst" bemerkt Toreinx, „nach Belieben Ton und Sprache zu wechseln. Den Fremden, welche uns hierin das Beispiel gaben, ist es nur selten gelungen. Sie sind fast immer entweder zu dichterisch oder zu familiär. Ich kenne nur Einen, der in dieser Hinsicht den Zweck erreicht hat, und nur ein einziges Mal vollkommen. Ich meine Schiller im Wilhelm Tell."

Als die Schriftsteller Stil und System änderten, mußten auch die Schauspieler Haltung und Ton ändern. In alten Sammlungen kann man Baron als Achill mit einer Perücke unter dem Helm sehen; mit rothen Beinkleidern, Spitzenmanschetten und Stiefeln von Saffian. Ihm gegenüber trägt die Champmêle Schuhe mit rothen Absätzen, ein enges Korsett, und von dem Kopfe flattern lange Bänder auf die Hüften herab. Die alten Dilettanten erinnern sich noch, Lekain als Brutus in Stiefeln mit rothen Absätzen gesehen zu haben, den Federhut auf dem Kopfe und zur Seite den Raufdegen. Zu derselben Zeit stand man im Parterre; die Leute comme il faut, Schauspieler und Zuschauer, saßen zu beiden Seiten der Bühne. Dieser Mißbrauch, gegen welchen Voltaire donnerte, wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschafft; zugleich begann die Reform der Tracht. Madame Vestris wagte es, in völlig römischem Anzuge aufzutreten, auf dem Kopfe Nichts als die eignen Haare, Hals und Arme bloß, und im langen weißen, majestätisch drapirten Gewande, wie eine antike Bildsäule. Der Beifall nahm kein Ende. Der junge Talma ergriff denselben Gedanken mit aller Wärme und Kraft; seitdem erschien er nie anders auf der Bühne, als in der Tracht des Ortes und der Zeit, wo die Handlung des Drama's vorging. Ein Gedanke führt einen andern herbei: die Genauigkeit im Costüme machte allmälig die Genauigkeit in der Decoration nothwendig. Wie hätte auch eine Person in der Toga oder mit dem Turban in einem modern ausstaffirten Saal ausgesehen? Vor nicht langer Zeit endlich wurde ein Dekorationsmaler mit großen Unkosten nach Italien gesandt, bloß um an Ort und Stelle die Stadt Neapel gerten aufzunehmen. Man ist sogar zu weit hierin gegangen, denn die Franzosen haben den Fehler de traverser toujours la verité! Man hat so Viel für Costüm und Decoration ausgegeben, daß Nichts für das Werk übrig blieb.

In der Declamation der Tragödie hat man noch keine großen Fortschritte gemacht. Kommen Sie nächsten Sonntag in die Tuillerien, sagte Napoleon zu Talma, ich werde die Könige von Sachsen und Würtemberg, von Neapel und Holland bei mir haben; die andern europäischen Fürsten werden durch ihre Botschafter vorgestellt, und man wird über wichtige Gegenstände verhandeln. Geben sie genau auf diese Personen Acht und sagen Sie mir alsdann, ob sie sich groß aufgerichtet haben, ob sie die Augen aufreißen, viele Geberden schneiden und im emphatischen Ton reden; im Gegentheile, das einfachste Benehmen ist immer das vornehmste, und die Höhe des Ranges, wie der Einsicht kündigt sich durch ein richtiges Maß an, durch Seltenheit der Geberden und der Stimmänderung. — Vor einem Manne wie Talma brauchte man einen Gedanken nicht zweimal zu sagen. Seit seinem Tode hat Frankreich keinen romantischen Schauspieler. Möge nun Gott und Hr. Sosthenes de la Rochefoucauld bald einen andern aufkommen lassen!

Der Etymologie nach bedeutet romantique so viel als ce qui tient du roman, aber was heißt ein roman romantique? Grade hieran kann man sehen, daß die Frau, welche das Wort schuf, Geist besaß. Wäre es einfach, natürlich, verständlich, so hätte es keinen schriftlichen und mündlichen Streit erregt; es hätte weder zu literarischen Vorlesungen, noch zu Journalartikeln Anlaß gegeben, sondern wäre übersehen worden wie chapeau, calendrier oder: je suis votre serviteur; aber romantique! kaum vernommen, wurde es von Jedermann wiederholt; Jeder fragte nach der Erklärung; der Eine sagte Das, der Andere Jenes, kurz es entstand eine Sekte, welche durch Parteigeist angefeuert wurde, welcher endlich den Sieg davontrug. Der romantische Roman ist insofern vom classischen verschieden, als er eher wirkliche Charaktere denn abstrakte Leidenschaften darstellt, oder, mit Hrn. Cousin zu reden, „eher Individualitäten als Allgemeinheiten." Sehr irrten also die Schriftsteller, welche sich einbildeten, sie wären romantisch, wenn sie phantastische Auftritte, monströse Charaktere, kurz Unnatürliches erdichteten. Wer hatte Personen gesehen gleich Musdämen oder Nichol Orugix? Wer ist einem Han von Island begegnet? Wo hält sich auch nur ein Ordener auf, der sich in einen Kampf ritterlicher Großmuth mit einem wilden Thier einläßt, das sein Blut aussaugen will? Andere haben sich für romantisch gehalten, weil sie alltägliche Gedanken in aufgedunsener Schreibart aufzeichneten. Das Beispiel eines Meisters der Schule führte sie irre: wie alle Nachahmer kopirten sie von ihrem Muster nur die hervortretendsten Fehler, und weil Chateaubriand gesagt hatte: Orage du coeur, est-ce une goutte de votre pluie? so dachten sie, der Weg zum Heil sey, ferner nicht französisch zu sprechen.

Der wahre romantische Romandichter ist Walter Scott. Der unbestreitbarste Beweis des unendlichen Verdienstes seiner Schriften ist, daß man so viele schlechte Uebersetzungen von ihm gelesen hat.

Es ist schwer zu sagen, wie viele romantische Schulen es

gegeben hat, seitdem man Geschichte schreibt. Rollin, Crevier, Lebeau, Millot, Vertot, welche Livius nachahmten, bilden die beschreibende; Daniel, den Pater von Orleans u. a. nennt Hr. von Toreinx die servile Schule. Zu Voltaire's Zeit trat ein genaueres Sichten der Thatsachen ein. „Den Mönchen von St. Denis", ruft er aus, „wird von einem Engel eine Fahne vom Himmel gebracht; eine Taube bringt eine Flasche Oel in eine Kirche von Rheims: zwei Schlangenheere liefern sich in Deutschland eine Schlacht in Reihe und Glied; ein Erzbischof von Mainz wird von den Ratten belagert und verzehrt; und man giebt gar die Jahreszahl solcher Abenteuer an. Und der Abt Langlet compilirt diese Abgedroschenheiten; und die Almanachs haben sie hundertmal wiederholt; und so unterweist man unsere Jugend; und mit all diesem faden Zeug hat man das Gedächtniß unsrer Prinzen vollgestopft." Der Eifer gegen priesterliche und militärische Zwangherrschaft leitete die Schule Voltaires. Sie hatte den Nutzen zum Zweck und opferte ihm den Ausdruck der Wirklichkeit. Die neue historische Schule dagegen sucht besonders die Lokalfarbe richtig wiederzugeben, und ihr bedeutendstes Werk ist Barante's Geschichte der Herzoge von Burgund. Sie ist die romantische Schule der Geschichtschreibung.

Dieselbe Wahrheit will die Romantik in das Drama einführen und daher versagt sie ihm die Sprache der höhern Poesie. Man wird erwiedern, es seyen viele schlechte Trauerspiele in Prosa geschrieben worden. Aber ihr Verfasser hieß Lamothe Houdard, und nicht Racine, und ein Stoff wie der von Oedipus Schicksal ist nicht der geeignetste, Wahrheit hineinzubringen. Der Poesie bleibt vor Allem das Epos. Ein romantisches Epos ist Napoléon en Egypte von Barthélemy und Mery, welches freilich nur zu oft eine Versifikation von Kriegsbülletins ist. Das beschreibende und didaktische Gedicht werden nie romantisch seyn und ohne Delille's Talent im Versmachen wären sie in Frankreich nie etwas gewesen. Boileau ging weiter als Horaz, er unterwarf alle Arten der Dichtung verzweifelt bestimmten Regeln, er hemmte das Genie, und Alles, die Unordnung sogar, wollte er in Regeln einschränken: Souvent un beau désordre est un effet de l'art. Die Ode endlich wird immer gekünstelt seyn, so lange man Gottheiten hineinbringt, an welche man nicht glaubt. Der Hang von Griechenland und seinem Glauben nicht zu lassen, hinderte lange in Frankreich die lyrische Poesie: Lamartine und Victor Hugo schufen sie von Neuem.

Hr. von Toreinx führt durch, was in den verschiedenen Theilen der Literatur und Kunst romantisch zu nennen sey; zuletzt spricht er ein Wort über den politischen Standpunkt der romantischen Dichter und Künstler. Welch ein Unglück, ruft er aus, daß heutzutage die Jagd eines Großen kein Unheil mehr anrichten, daß sie nicht mehr das Feld, die Ernte eines unbedeutenden Eigenthümers zertreten darf! Ist es möglich, man setzt einen Herzog nach S. Pélagie wegen zehn Franken, gerade wie einen armen Literator oder wie einen Lumpensammler! Wenn jetzt ein großer Herr das Gesicht Molières im Vorsaale des Königs klutig machte, so hätte der arme Schauspieler das Recht, den groben Menschen herauszufordern. Ich kenne einen edlen Bewohner der Vorstadt St. Germain, von dem ein Handwerker unlängst die Bezahlung seiner Arbeit verlangte. „Kerl" erwiederte Jener, „willst mich zum Besten haben. Hast ja erst vor sechs Jahren die Arbeit gebracht." Der Kerl aber citirt den großen Herrn vors Handelsgericht, und hat ein Recht dazu, eine wahre Schande!

Und seht nur, wohin das führt: Herzog X, Graf, Baron X sind unbekannt, wie nicht verhanden; Frankreich vergißt seine edelsten Familien, um an einen Foy, Beranger, Casimir Delavigne zu denken. Sonst ehrte man auch das Genie, man klatschte im Theater: war aber nicht die persönliche Achtung für die Männer von Geist etwas Seltenes? Racine, Boileau, Corneille waren bei der großen Welt, was Shakspeare bei dem edlen Leycester im Roman Kenilworth-Hall. Ein Blick, eine Protektionsmiene war genug für solche Leute. Der Romanticismus hat Dieß geändert, er hat die Bürgerkronen wieder eingeführt und scheut sich nicht, sie auf das Haupt eines Niedern zu setzen. Delavigne ist im Staate ein wichtigerer Name durch sein Talent und seinen unabhängigen Charakter, als der Herzog von Gulche durch seine Pferde und Ahnen.

Buonaparte sagte, wenn er einen Corneille in seinen Staaten gehabt hätte, würde er ihn zum Fürsten erhoben haben. Das war noch klassisch. Was braucht in unserm romantischen Jahrhundert ein Mann gleich Corneille Hofgarden und Adelstitel? Die, welche man damit beladen hat, waren dadurch nicht gesuchter.

Indessen herrschen noch viele Mißverständnisse über Romantik. So behauptet Hr. Charles Nodier, der Romanticismus sey die Abendglocke, das Morgenlüftchen, der Seufzer des Windes, die Stimme der Wälder oder etwas Aehnliches. Desgleichen hat man gesagt, ein Romantiker sey ein junger Mann mit sträubigen Haaren, mit blassem traurigem Antlitz, ohne Halsbinde, mit gen Himmel blickenden Augen und offnem Mund; so ungefähr hat man den neuen französischen Apoll dargestellt. Mag er immerhin so aussehen, wenn er nur schöne Verse schreibt! Die Stutzer vollends haben sich eingebildet, ein romantischer Dichter sey ein ganz anderer Mensch, als ein andrer. Man hat sich gefragt: schläft er? ißt er? geht er anderswo spazirenu, als im Mondscheine, bei Wasserfällen, Felsen, den Kirchthurm zur Rechten und eine Wolke zur Linken? Und wenn diese Leute alsdann den Romantiker im Palais Royal zu Gesicht bekommen, so rufen sie erstaunt aus: Wie? das wäre Victor Hugo! das wäre Lamartine!

Die Luftspiegelung in Mittelindien. *)

Diese Luftspiegelung findet nur in der kalten Jahrszeit Statt, und die Bewohner von Mern nennen dieselbe Si-kotè (Luftschlösser, oder wörtlich: Schlösser der kalten Zeit). In der großen Wüste des westlichen Hindustans heißt eine ähnliche Erscheinung Tschittram

*) Nouvelles Annales des Voyages. Dec. 1829.

(Bild); in den Ebenen welche der Tschembul und die Dschemna beſpülen, iſt ihr Name Diſſaſer (Vorzeichen der Herberge).

Im Perſiſchen bezeichnet man dieſe, ſchon den Alten bekannte optiſche Täuſchung mit dem Ausdruck Ser-ab oder Sir-ab (das geheimnißvolle Waſſer). Quintus Curtius deutet in ſeinem Gemälde der Wüſte von Sogdiana auf eine ſolche Spiegelung, wenn er ſagt: „man findet in einer Ausdehnung von 400 Stadien keinen Tropfen Waſſer, und die Sommerhitze facht eine ſolche Glut im Sand an, daß Alles ausdörrt. Auch erhebt ſich eine ſolche Ausdünſtung, daß die Ebenen das Bild eines großen tiefen Meeres geben.“ Dieſe Beſchreibung entſpricht dem Tſchittram der indiſchen Wüſte vollkommen. — Serab und Tſchittram aber unterſcheiden ſich vom Sikoté; denn wenn der Wanderer jenem auch zueilt, um Herberge zu bekommen, ſo erwartet er doch ſchwerlich, dort ſeinen Durſt zu ſtillen.

Das erſte Mal, als das Tſchittram ſich uns darſtellte, zog eine dunkle, hohe Mauer von düſterm Rauch, die durch den Horizont begrenzt, oder von deſſen Rand aus ſich zu erheben ſchien, unſre Blicke auf ſich. Allmälig wurde die dicke Maſſe lichter und fing an, die Gegenſtände zu reflectiren: Geſträuch verwandelte ſich in hohe Bäume; das Chyre, ein ganz kleines Gewächs, ſchien zehnmal größer, als der rieſenhafte Amli der Wälder. Auf einmal brach ein Lichtſtrahl die lange dunkle Dunſtwand, und wie durch einen Zauberſchlag erblickte man plötzlich Schlöſſer, Thürme, Bäume in den herrlichſten, laubreichſten Gruppen. So wie das Licht zunahm, entſtanden allenthalben Veränderungen in dem Tſchittram, der von der dicken Mauer, welche er Anfangs darſtellte, ſich in eine zarte, durchſichtige Hülle aufgelöſt hatte, die überall ungeheure Vergrößerungen bildete. Endlich machte die Kraft der Sonne das ganze Gemälde zerinnen: Schlöſſer, Thürme, Laub zerfloßen, wie durch Zauber, in die Luft.

Ich war lange der Meinung, die Natur des Bodens trage zur Bildung dieſer Geſichte bei; da namentlich das Tſchittram der Wüſte in den weiten Ebenen vorkömmt, wo das Sadſchi, eine alkaliniſche Pflanze wächſt, welche, zu Aſche verbrannt, Soda liefert. Aber ich habe die Erſcheinung nachher über jeder Art von Boden wahrgenommen. Man darf alſo nicht glauben, daß etwa ein mit Salzkruſten überzogner Grund dieſelbe verſtärke. Der Unterſchied aber zwiſchen dem Serab oder Tſchittram, und dem Si-koté oder Diſſaſer beſteht darin, daß letzteres nur während der kalten Jahrszeit wahrgenommen wird, wenn die dichtern Dunſtmaſſen ſich nicht erheben können, und daß die Verdünnung dieſer Maſſen, welcher das Tſchittram ſeine Entſtehung verdankt, das Si-koté zerſtört, ſobald ſich die Sonne zu einer Höhe von 20 Graden erhoben hat. Starker Luftzug iſt der Erſcheinung des Si-koté ebenfalls ungünſtig, und gewöhnlich bemerkt man, daß dieſelbe eine windſichre Stelle ſucht; wie ſie ſich denn im Allgemeinen ſtets in einer langen Linie fand giebt, die an irgend etwas Erhabenes, etwa ein Geſträuch oder ein Dorf, angelehnt iſt, als ob ſie einer Stütze bedürfte. Ich ſah dieſes Luftgebild zum erſten Mal im Land von Dholpour; keiner von meinen Reiſegefährten hatte daſſelbe je im britiſchen Indien wahrgenommen. Es ſchien eine ungeheure unmauerte Stadt mit Bollwerken; im erſten Augenblick wollten wir unſern Führern, die verſicherten, daß dieß Alles nur Luftſchlöſſer ſeyen, nicht glauben. Später, aber nur ein einziges Mal, zeigte ſich mir das Si-koté auch in Bewegung: Nichts Schöneres läßt ſich denken. Es war in Kotah, eben bei Sonnenaufgang; ich ging auf dem platten Dach meines Gartenhauſes auf und ab. Als ich den Blick zufällig auf die niedern Hügel am Rand des ſüdöſtlichen Horizontes warf, ſchienen mir dieſelben ſich zu bewegen und ſchwebend fortzuwogen. Bäume und Häuſer waren außerordentlich vergrößert; Alles glich einer Zauberei. Mehrere Minuten verſtrichen, ehe ich mir das Wunder zu erklären vermochte; endlich ſchloß ich, es müßten die Maſſen einer ſchwebenden Dunſt-Spiegelung ſeyn, die eben als ſie bereits ihre zarteſte Form erreicht hatte, und folglich als Bild ſelbſt nicht mehr wahrzunehmen war, durch einen leichten Luftzug allmälig über die Hügel emporgehoben wurde, ſo daß ſie dieſen den Anſchein von Bewegung verlieh. *)

So neu und anmuthig dieſes Schauſpiel jedesmal auch war — nie hatte es mehr den Glanz von jenem Morgen; nur ein einzigesmal bemerkte ich ein dem Sikoté verwandtes Gebilde, das dieſem an Pracht gleichkam — in Hiſſar auf der Terraſſe eines Hauſes, welches von den Trümmern des Schloſſes Feros umgeben ſtand; mitten in einer großen Fläche, deren einziger Bewohner der Löwe war. Stelle man ſich in einer wüſten Ebene, wo Nichts den Blick aufhält, den Geſichtskreis durch eine hohe ſchwarze Mauer von allen Seiten begrenzt vor; denke ſich dann den Moment, wo der erſte Sonnenſtrahl auf dieſe Mauer trifft und dieſelbe plötzlich in eine Unzahl fantaſtiſcher Formen zerbricht: hier geſpaltene Zinnen, dort Thürme, weiterhin ein Bogengang. Jeder dieſer Gegenſtände durchläuft wieder ſeine eignen Verwandlungen bis endlich das ganze Luftgebild verſchwindet. Man nannte daſſelbe dort zu Land: Hertſchend radſcha ka puri — die Stadt des Radſcha Hertſchend — eines berühmten Fürſten aus dem Heroenalter Hinduſtans. Man kann ſich von der Stärke ſolcher Rückſpiegelungen einen Begriff machen, wenn ich ſage, daß die ebengenannte mit das alte Agarroa **) mit ſeiner Feſte und ſeinen Bollwerken vollkommen vors Auge brachte, obwohl dieſes dreizehn Meilen entfernt lag.

Der Unterſchied zwiſchen dieſer ebengenannten Spiegelung und dem Si-koté beruht darauf, daß erſtere wagerechte Lagerungen zeigt, letzteres ſenkrechte, und daß bei letzterem der höchſte Grad der Erhellung und Durchſichtigkeit auch der letzte

*) Wir ſetzen dieſe in dem — überhaupt höchſt nachläßigen Original — undeutlich lautende Stelle wörtlich bei: enfin je décidai que ce devaient être les masses du mirage flottant, qui avait atteint à sa forme la plus tenue, et qui était emporté par un leger courant d'air au-delà des sommets et des flancs des coteaux, tandis qu'il restait imperceptible, les faisait paraitre comme étant en mouvement.

**) Das alte Heriana, und Wiege des Geſchlechts der Aggarwal, welche gegenwärtig größtentheils Kaufleute ſind, und insgeſammt Heri oder Wiſchnu verehren; — vielleicht die Hauptſtadt von Aggrames, deſſen ungeheures Heer den Alexander bedrohte.

Augenblick seines Daseyns ist. In diesem Zustand wird es nur noch von einem bereits an das Phänomen gewöhnten Auge wahrgenommen. Ich bereiste die Ebenen von Mirut mit einem Freund, der seit dreißig Jahren in Indien sich aufhielt, und das Si-koté hier zum erstenmal sah; die Spiegelung war dießmal so vollkommen, daß wir durchaus nichts Anderes als eben jene Stadt mit ihrem Fort bemerkten, nur bei Weitem näher, als dieselbe sich uns wirklich befand.

Dr. Clarke hat diese Erscheinung in seiner Reise nach Rosette sehr gut beschrieben: „Dome, Minarets, Lauben" — sagt er — „schwebten dem Auge über der heißen Ebene vor, welche sich wie ein großer See, der zwischen den Reisenden und der Stadt mitten inne läge, darstellte." Ein Critiker glaubte aus Veranlassung dieser Stelle die Uebersetzung der Septuaginta verbessern zu müssen und hat sich hinsichtlich dieses Gegenstandes in seinem Bericht über die Reisen des Hrn. Lichtenstein im südlichen Africa des Weiteren verbreitet. Der ebengenannte deutsche Gelehrte beschreibt das Si-koté sehr genau, und führt ein Beispiel an, wie mächtig es die Gegenstände rückzustrahlen vermöge. Schon Jeder, der unter jener südlichen Breite auf dem Meer sich befindet, wird über die ungewöhnliche Gestalt der Dinge, welche ihm begegnen, betroffen. Was die Schiffsleute eine Nebelbank nennen, ist der erste Anfang unsres Si-koté. Ich habe dergleichen auf meiner Reise von Indien nach England, häufiger noch auf der von Europa nach Indien bemerkt. Gegen sechs Uhr Abends, bei sehr dunklem Himmel, sah ich, während wir von den Wogen ziemlich stark geschaukelt wurden, ein Fahrzeug mit vollen Segeln so deutlich auf uns zukommen, daß ich besorgt wurde wir möchten zusammenstoßen und Lärm machte; das Steuerruder wurde gewendet, und im nämlichen Augenblick war nirgends mehr ein Fahrzeug sichtbar. Alles lachte auf meine Kosten: ich hatte den fliegenden Holländer*) gesehen, wie der seekundige Offizier auf dem Verdeck sich ausdrückte, und sofort glaubte ich damals, Alles sey wirklich nur eine Täuschung meiner Einbildungskraft gewesen; jetzt aber bin ich überzeugt, daß es entweder die Abspiegelung unsres eigenen Schiffes auf einer vorüberstreichenden Dunstwolke, oder ein entfernter Gegenstand war, der auf diese Art rückgestrahlt wurde. Doch genug von dieser Sache; ich habe nichts Weiteres hinzuzusetzen, als daß wer eine der prachtvollsten Naturerscheinungen sehen will, nur nach der Ebene von Mairta oder Hissar sich zu verfügen, und dort vor Sonnenaufgang als Zeuge des Luftpalastes von Hertschend einzufinden braucht, eines Schauspiels, das unendlich majestätischer ist, als ein Sonnenaufgang auf den Schweizeralpen, und sich allein mit dem Tschittram der Wüste messen darf.

*) Der fliegende Holländer ist eine in jenen Gegenden sehr häufig vorkommende Erscheinung. Die Matrosen sagen, dieselbe sey das Gespenst eines holländischen Seeräubers, der zur Strafe verurtheilt wurde, auf dem Meer umherzuirren; eine Ansicht welche nach den neuesten Nachrichten des Engländers Cowper Rose (vergl. Ausl. S. 60) in dortiger Gegend noch sehr gäng und gebe zu seyn scheint.

Skizzen aus Mexico.

VII. Indianer am Rio Colorado.

Nach einer beschwerlichen Fahrt im Golf von Californien gelangte Hardy an die Mündung des Rio Colorado, und segelte diesen Fluß hinauf, mußte jedoch wegen Mangel an hinlänglichem Fahrwasser das Schiff schon in den ersten Tagen sich vor Anker legen lassen, und die Reise mit wenigen Begleitern in einem Boot fortsetzen. Er mochte eine Stunde von dem größern Fahrzeug entfernt seyn, als er am Ufer Pferde bemerkte, die da ruhig graseten und durch den Anblick fremder Menschen gar nicht erschreckt schienen; weiter hin gewahrte er eine Hütte und bei derselben sechs Greise und zwei alte Weiber. Er trat, bloß von seinem Diener begleitet und unbewaffnet ans Land, gab jedoch den beiden Matrosen in seinem Boot Befehl, ihre Gewehre bereit zu halten und im Fall der Noth sogleich zu feuern.

Der Anblick Hardys und seines Bedienten schien den alten Männern und einem alten Weib, welche ein Kraut kaute, das sie Stück für Stück von einer Schüssel wegnahm und nachher wieder ausspuckte, keineswegs zu gefallen. Die Alte nahte sich zuerst und hielt mit funkelnden Augen und heftigem Ton eine lange Rede; ihre Wuth rührte, dem Reisenden zufolge, von dem berauschenden Kraut her, das sie kaute. Als sie geendet, ergoß sich einer der Männer, der ihr Gemahl seyn mochte, in einen eben so starken Wortstrom, von welchem Jener so wenig verstand, als von der Rede der Frau. Der Greis wies mit dem Finger mehrmals auf den Fluß und auf beide Ufer, ungefähr als wollte er sagen: Macht Euch so schnell als möglich fort, oder das Land speit Leute aus, die es Euch schon lehren werden, Euch zu packen.

Hardy antwortete dem Alten ohne Erfolg spanisch und englisch; dann hielt er ihm baumwollne gedruckte Tücher und Tabak vor, und zeigte wie man denselben rauche; die Wilden aber gaben ihm von ihrem eigenen. Gegen ein farbiges Tuch tauschten sie Fische an ihn aus. — Diese Indianer waren ganz nackt, nur trugen die Weiber um die Mitte des Leibs steif anliegende Binden von Weidenrinde. Die Stirn hatten sie gelb bemalt. Gern hätte Hardy ein niedliches aus Gras gemachtes Netz von ihnen gekauft; sie gaben es aber um keinen Preis her. Als er sich endlich entfernen wollte, streckte jener Alte die Arme nach der ganzen Umgegend zu aus, und zählte hierauf seine Finger, wahrscheinlich um verstehen zu geben, daß sein Volk sehr zahlreich sey; dann umarmte er Hardy, drehte sich noch einmal nach allen Richtungen umher, und schloß mit einer zweiten Umarmung.

Als Hardy zu dem größern Fahrzeug zurückgekommen war, schickte er den Befehlshaber desselben mit zwei bewaffneten Matrosen auf Kundschaft aus. Diese kehrten bald mit zwei Indianern zurück, deren einer einen Mantel von Baumwolle trug; den er jedoch sogleich abnahm, und zum Verkauf anbot; auch hatte er in einem Körbchen noch ungebrauchte Baumwolle, mit welcher er Hardy beschenkte, ohne den Anschein, als verlange

er Etwas zum Gegengeschenk. Man reichte Jedem ein Blatt Taback, womit sie sehr wohl zufrieden waren. Folgenden Tags fand sich eine starke Anzahl Indianer ein. Einer derselben, den man nach seinem Benehmen für einen Häuptling halten mußte, trug eine Art Bauernkleidung, und sagte auf spanisch: Guten Tag. Weiter wußte er nicht; da er jedoch Hardys Taucher bemerkte, sprach er er mit diesem puma'isch, und machte dadurch den Dolmetscher. Hardy gab dem Taucher auf, dem Indianer zu sagen, daß man Lebensmittel und Thierhäute zu kaufen wünsche. Der Häuptling fragte: was für Waaren sie zum Tausch mitgebracht hätten? worauf ihm Tabak und rothes Tuch vorgewiesen ward, was ihm sehr wohl zu gefallen schien. Er antwortete: Thiere mit Hörnern gebe es gar keine, und Pferde nur sehr wenige in seinem Land; der große Führer würde aber Melonen, Kürbisse und Mais schicken, sobald er über die Ursache der Ankunft fremder Menschen unterrichtet wäre.

Nach einigen Stunden kam ein neuer Trupp Indianer; unter ihnen befand sich ein Abgesandter des großen Führers, welchen dieser geschickt hatte, die Fremden zu bewillkommen, zu umarmen und seines Schutzes zu versichern; auch war ein Indianer dabei, der spanisch sprach. Folgenden Tags sammelten sich die Indianer in Haufen um das Schiff: einige mit Bogen und Pfeil, andere ohne Waffen. Gegen Mittag ließ sich Glockengeklingel hören, und drei Schaaren Eingeborner, von ihren Weibern und Kindern begleitet, näherten sich. Bald erschien der große Führer, eine Schelle, die mit jedem Schritt klingelte, um die Mitte des Leibes gebunden, und mit einem Mantel von Baumwolle bedeckt. Er kam an Bord und hatte nicht sobald einige Blätter Tabak und eine Viertelelle rothen Tuchs erhalten, als er seinen Indianern befahl, Mais, Melonen, rohe Baumwolle u. s. w. herzubringen, was diese sogleich vollzogen.

In den nächstfolgenden Tagen kamen außer jenem Dolmetscher noch mehrere Häuptlinge, und die Menge des Volks wurde endlich so groß, daß Hardy dieselbe auf nicht weniger denn 6 bis 7000 Menschen schätzte. Bereits gaben sich auch verdächtige Zeichen eines geheimen Anschlags unter denselben kund, und endlich ließ eine Art Bezauberungsformel, die von einem alten Weib auf dem Schiffe selbst ausgesprochen wurde, befürchten, daß die Verschwörung ihrem Ausbruch nahe sey. Hardy gab Befehl die Kanonen zu laden und der Stückmeister zeigte sich mit brennender Lunte. Allogleich hörte der Zaubergesang auf, und einige Indianer erkundigten sich mit besorgter Miene durch den Dolmetscher, was diese Anstalten zu bedeuten hätten? Ohne zu antworten, näherte sich Hardy der alten Hexe, und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen. Da sie dasselbe nicht zu verstehen schien, hieß er den Schiffspatron sie höflich auf die Seite schaffen; jetzt aber dünkte es der Hexe selbst gerathen, sich der Anweisung zu bequemen, welche sie nicht zu verstehen noch eben den Anschein genommen hatte. Hardy gab ihr einige Blätter Tabak und ein Band aus rothem Tuch; sogleich fuhr sie ganz freundlich seine Hand, und rief: Adios, adios. Sobald sie vom Schiffe weg war, hielt ihr ein junger Indianer seine Waffen hin; sie sah dieselben einen Augenblick an, ergriff sie dann, murmelte Etwas zwischen den Zähnen und warf sie auf den Boden, was allen Indianern zu großem Leidwesen zu gereichen schien. Als sie am Hintertheil des Schiffes vorüberging, gab ihr Hardy noch einige Tabakblätter, die sie mit dem freundlichsten Lächeln annahm, alsbald ein Lied anstimmte, und unter langen Zwischenpausen absang. Diese Worte brachten auf die Indianer eine wunderbare Wirkung hervor; sie ließen die Köpfe sinken, als ob sie sich genöthigt sähen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Man machte den Vornehmsten noch einige Geschenke, sagte ihnen aber zugleich, daß vor sechs Tagen kein Indianer dem Fahrzeug sich nähern dürfe, widrigenfalls Feuer auf ihn gegeben werden würde. Sie versprachen, es solle Niemand von ihrer Uferseite herkommen, für die Bewohner des jenseitigen Ufers aber könnten sie sich nicht verbürgen.

Dieser Volksstamm heißt Arua. Als das Schiff die Anker lichtete, fanden sich noch einige Indianer ein, und boten ein kleines Mädchen zum Verkauf, welches sie Tags zuvor dem Stamm der Yumas geraubt hatten. Man nahm den Handel an, und gab ihnen ein Schnupftuch als Bezahlung. Das arme Kind ließ sich den Tausch sehr gerne gefallen.

Die geographische Gesellschaft und das Schulwesen in Frankreich.

(Schluß.)

Daß es überhaupt in England und Frankreich noch schlimm um das Schulwesen steht, davon ließen sich traurige Beispiele anführen. Z. B. was das Griechische betrifft, so geben in Paris die Lehrer leicht Klassiker mit Interlinear- und nochmaliger Uebersetzung heraus, um in der Stunde den Text ohne Vorbereitung erklären zu können. Fragt man sie, ob das Buch auch für die Schüler bestimmt sey, so sagen sie Nein; es liegt aber in ihrem Interesse, daß die Schüler es kaufen, und Dieß geschieht zuweilen. Die englischen Grammatiken der griechischen Sprache (Buttmann ist erst seit Kurzem an einigen Orten eingeführt *) enthalten keine Accente, den Circumflex ausgenommen, und das griechische Examen der ostindischen Compagnie beschränkt sich noch meist auf das Lesen im späten und unklassischen Texte des Neuen Testaments.

Sehr unvorbereitet gelangen also die Schüler in die Hörsäle der Hochschulen (zur Universität gehören in Frankreich die Collège oder Gymnasien ebenfalls) und der Vortrag der Professoren fällt meist auf unfruchtbaren Boden. In den unteren Anstalten geht die Reform zu langsam, in den oberen fast zu schnell vorwärts. In Paris lehrt man nun auch Aesthetik. Hr. Andrieux spricht im Collège de France über le comique, sur le beau et le bon und ich habe heute seiner ersten Vorlesung hierüber beigewohnt. Sein Saal für 600 wirklich anwesende Zuhörer, ist neu verziert worden, weil Cuvier in demselben Lokal eine Vorlesung über die Geschichte der Naturwissenschaften zu halten gedenkt. Andrieux erklärte vor Allem zwei in diesem Saale aufgestellte Gemälde, welche zu Ehren Hein-

*) Im vorigen Jahr ist auch Thiersch's Grammatik ins Englische übersetzt worden.

richs IV und Franz I verfertigt ſind; die Gemälde ſind ſteif, aber Andrieux erzählte, was nicht Jedermann weiß, Heinrich IV ſey im Lateiniſchen ſtark geweſen und Scaliger erzähle, man dürfe vor dieſem Fürſten nicht in ſchlechtem Latein reden. Ja, derſelbe habe ſich geäußert, bis nach Indien ſolle der Ruf franzöſiſcher Gelehrſamkeit dringen; das nennt der ſchalkhafte Profeſſor une exagération gasconne. In unſerem Saale ſtehn ſchöne Büſten großer Männer, von Homer und Lafontaine, Cicero und Corneille; kein moderner Ausländer, aber Quinctilian und Rollin, jener als guter Lehrer, und dieſer ebenfalls, denn er lehrte vierzig Jahre im Collège de France. Dieß verſtand der Engländer, welcher neben mir ſaß, nicht recht, und er redete ſich laut ein, Quinctilian ſey vierzig Jahre lang Profeſſor of the Collège de France geweſen.

Le beau oder le τὸ καλὸν, denn am le bon ſind wir noch nicht, iſt verſchieden erklärt worden. Platon hält es für ein Archetyp, das in jeder Seele gleichſam materiell vorhanden ſey. Ein Neuerer hält es für „das Nützliche," aber Andrieux bemerkt mit Recht, ein für den Müden nützliches Bett ſey darum nicht immer ſchön. Der ehemalige Lehrer des Hrn. Andrieux hielt den weißen Menſchen für ſchön, den ſchwarzen für häßlich, weil weiß der Sonne ähnlicher ſieht, und Gott die Sonne ſchuf. Unter den Farben hielt er aus ähnlichem Grunde das Gelbe für die ſchönſte, und Violett für die häßlichſte: cependant, ſchloß er, je ne veux me brouiller avec aucune couleur.

Hr. Andrieux ſelber hatte in politiſcher Hinſicht immer den Zweck, de se brouiller avec aucune couleur und er ſetzte es mit ſeiner Klugheit immer durch. In der Revolutionszeit bekleidete er eine bedeutende Stelle, unter dem Conſulat verlor er ſie. Endlich wollte ihn aber Fouché in ſein Intereſſe ziehen und ernannte ihn zum Cenſor. Geradezu auszuſchlagen, wäre gefährlich geweſen; er wandte dem Polizeidirektor nur ein, wenn er die Cenſur übernähme, ließe er gewiß manche freiſinnige Aeußerung paſſiren. Gut, ſagte Fouché, ſeyn Sie ein liberaler Cenſor. Aber, fuhr Andrieux fort, wenn man hierauf aufmerkſam wird, ſo fragt man: wer hat Andrieux zum Cenſor ernannt? Sie könnten dadurch in Argwohn gerathen; Ihrethalben alſo wünſche ich, nicht angeſtellt zu werden. Man ließ ihn frei. Dieſe Thatſache ſteht nicht in den Biographien, iſt aber darum nur deſto wahrer.

Seitdem ich Obiges niedergeſchrieben, habe ich der zweiten Vorleſung des Hrn. Andrieux beigewohnt. Dießmal waren viele Damen zugegen, denn im December kehrt die vornehme Geſellſchaft vom Lande zurück, und den Frauenzimmern bleiben von nun an die beſten Plätze in den Hörſälen und bei den Sitzungen der Akademie vorbehalten. Vor acht Tagen hatten die Schönen ihre Winterteilette noch nicht geordnet, aber Hr. Andrieux nimmt darauf nicht Rückſicht. Im Gegentheil erklärte er, es ſey ihm unmöglich, wieder von vorne anzufangen, denn er gebe einen Curſus. Die Bemerkung war nicht überflüſſig, man hätte leicht den Vortrag für ein unterhaltendes Selbſtgeſpräch halten können. Das Schöne flößt ein sentiment de plaisir ein, mêlé d'un sentiment d'admiration. (Voltaires Worte). Iſt die Bewunderung vorherrſchend, ſo iſt das Schöne erhaben; nimmt das Vergnügen es mit der Bewunderung auf, ſo iſt der Gegenſtand eigentlich ſchön, und hübſch iſt er, wenn das Vergnügen der Haupteindruck iſt. Von den fünf Sinnen ſchließt Andrieux erſtens den Geſchmack von der Aeſthetik aus, natürlich nur den Geſchmack des Gaumens; ein Gourmand müſſe wenigſtens zu einer hohen Stufe gelangt ſeyn, um einen intellektuellen Geſchmack zu haben; wie z. B. wer beim Weintrinken die Jahreszahl des Getränkes auf ſeiner Zunge findet. Zweitens wird der Geruch und das Gefühl (das materielle) ausgeſchloſſen: was man ſchmeckt, fühlt oder riecht, gelangt am Unmittelbarſten zu den Sinnen. Einigermaßen mittelbar der Geruch, daher ſagen die Engländer a fine odour. Mittelbarer bringt das Geſehene und Gehörte zu den Sinnen, und Beides gehört dem Gebiete des Schönen. Was unſer Geſicht oder Gehör einmal gefaßt hat, bringt bis ins Innerſte, bis ins Herz.

So vorzüglich die ſchönen Verſe. Um Dieß darzuthun, las Andrieux eine Stelle aus Lukrez und die voltaire'ſche Ueberſetzung. Er findet aber, es ſey keine Ueberſetzung; man müſſe der Autor ſelbſt ſeyn, um ſeine Gedanken übertragen zu können. Lukrez entwickelt den Gedanken: es ſey ſchön oder angenehm, eine Schlacht, einen Schiffbruch zu ſehen, wenn man nur ſelbſt außer Gefahr ſey. Er deutet als Grund unſere Neugierde an und den Eindruck, welchen das Schauſpiel in uns hervorbringt. Voltaire meint, die Neugierde ſey allein genug; zum Beweis: er hat ſelbſt ein Schiff ſtranden geſehen, und es zu ſehen war bei ihm bloße Neugierde. Es ergriff ihn und zog ihn an, denn er war curieux et sensible. Voltaire ſpricht gegen ſich ſelber; er hatte kurz zuvor geſagt, la curiosité seule ſey der Grund geweſen. Andrieux findet die Hälfte oder drei Viertel in der émotion. Ich für meinen Theil erlaube mir, den Grund in gleiche Viertheile zu theilen: 1) Neugierde, 2) Rührung, 3) Schadenfreude, 4) Zufriedenheit, daß man nicht ſelbſt unglücklich iſt. Jeder theile nach Belieben ein.

Gebildete Leute ſehen auch gern ein Trauerſpiel. Sie kaufen Billette, um Thränen zu vergießen. Ein engliſcher Schriftſteller kann nicht begreifen, wie man der Hekuba halber ſich in koſtſpielige Trauer ſetze, da man im eignen Hauſe ſo viel Malheur habe. Und als man Lemierre in der Revolutionszeit fragte, warum er kein Trauerſpiel ſchreibe, erwiederte er: la tragédie court les rues. In der That, ſagt Andrieux, die Tragödie that es, la tragédie populacière.

Unſer Meiſter kannte Lemierre und war bei der Unterhaltung zugegen. Er findet die Dichtung Lemierre's ſchön, und doch zucken die jungen Franzoſen jetzt dabei die Achſel. Dieſe jungen Leute ſind Romantiker, Andrieux iſt es nicht. Er hält die herkömmliche franzöſiſche Sprache für dichteriſch, und wenn ſie jetzt nicht zur Poeſie geeignet ſcheine, ſo ſey der Grund: Mangel an Dichtern.

Wenn ich eben ſagte, in den unteren Anſtalten gehe die Reform zu langſam vorwärts, ſo wollte ich nicht von den Privatanſtalten reden, in welchen man ſich vor Neuerungen keineswegs ſcheut. Zu dieſen Neuerungen gehören uralte Methoden, die man wieder hervorſucht und die nicht immer viel taugen. Der Eine fängt beim Sprachunterricht mit dem Ueberſetzen an und lehrt keine Grammatik, der Andere giebt gar den Schülern keinen Text ohne Ueberſetzung in die Hand; letztere, der hamilton'ſchen verwandte, Methode macht gegenwärtig Furore. Die Hauptſache iſt vielleicht, den Leuten einzureden, durch ſolche neue Methoden könnten ſie ohne Mühe lernen; denn bis jetzt hatte ſich die Hälfte der Franzoſen nicht entſchließen können, einen Verſuch zu machen; ſeitdem aber die Methode Jacotot's von

den Zeitungen gerühmt wird, ist, in der Hauptstadt wenigstens, kein Handwerker, kein Taglöhner, der nicht Etwas lernt, sey es nur, um die Methode kennen zu lernen. Die vorige Verwaltung, ich meine die martignacsche, benutzte jene Richtung oder folgte ihr aus Politik, und Vatimesnil schickte Gelehrte nach dem Auslande, um sich mit Methoden aller Art bekannt zu machen.

Nach den Niederlanden schickte er Hrn. Guigniaut, der durch eine Bearbeitung von Creuzers Symbolik bekannt ist, und seitdem ist man hier neugierig auf die Beschaffenheit des niederländischen Schulwesens, um so mehr als die Resultate von Guigniauts Reise jetzt nicht benutzt werden. Man rühmt besonders ein neues Institut, das zu Brüssel von Hrn. P. Gaggia geleitet wird; nach dem 24 Seiten langen Prospektus, welcher mir vorliegt, in der Rue du Berger No. 21. 1°. Diese Anstalt hat mehrere Abtheilungen:

1) ein holländisch-deutsches Haus, für Zöglinge von sieben bis zehn Jahren, mit zwei Lokalen, wovon das eine für junge Belgen ist, in welchem Holländisch gesprochen, das andere für Fremde, in welchem Deutsch gesprochen wird. Außer den Sprachen wird hier Unterricht im Rechnen, Schreiben, Zeichnen und Singen ertheilt, nach der pestalozzischen Methode. Bei schönem Wetter giebt man den Sprachunterricht im Freien.

2) Im französischen Hause bleibt der Zögling anderthalb Jahr, auch hier wird die pestalozzische Methode befolgt. In dieser Abtheilung und den folgenden läßt man den Knaben täglich eine Freistunde, in welcher sie sich mit ihrem Lieblingsstudium beschäftigen können; der Zweck dabei ist, zu sehen, zu welchem Fache sie am Meisten Neigung haben.

3) Im englischen Hause bleibt der Zögling drei Jahre; im ersten Jahre wird Englisch gesprochen, in den andern abwechselnd die schon erlernten Sprachen. Zugleich beginnt der Unterricht im Griechischen ꝛc.

4) Zwei Jahre im Hause der Belles-Lettres. Hauptstudium des ersten Jahrs: Mathematik, Physik; beiläufig Italienisch. Im zweiten Jahre Logik, alte Literatur, Geschichte — Das Institut steht unter Aufsicht einer Kommission, zu welcher der rühmlichst bekannte Mathematiker Quatelet gehört; es ist seit dem 1 October 1829 eröffnet, und der Zögling hat jährlich 5 bis 800 Franken zu entrichten.

Egyptische Grammatik.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die Entzifferung der alten demotischen Schrift der Egyptier erregt hat, war es auffallend, daß die Hülfsmittel, welche für die Restauration der egyptischen Sprache uns noch erhalten sind, bisher so sehr vernachlässigt wurden. Daß das Coptische die Sprache des alten Egyptens sey, hatte schon Quatremère behauptet, ehe noch die Entdeckungen des Engländers Young und des Franzosen Champollion die einzige mögliche Bestätigung dieser Vermuthung lieferten, indem sie die Inschriften auf den noch erhaltenen egyptischen Monumenten mit Hülfe des Coptischen erklärten. Beinahe Alles, was in der coptischen Literatur von einigem Werthe ist: — Woide's coptische Grammatik und Lacroze's Lexicon, so wie die woide'sche Ausgabe der Fragmente des neuen Testaments im saitischen Dialekt, und der ganze Pentateuch, nebst dem neuen Testament im memphitischen oder niederegyptischen Dialekt, ein neuer Abdruck des coptischen Psalters von Tuki und eine völlig neue Ausgabe der Evangelien durch Woide — ist in England erschienen; und so eben erhalten die Freunde dieser Studien wieder ein schätzbares Geschenk in Tattam's kurzer Grammatik der egyptischen Sprache (A Compendious Grammar of the Egyptian Language, in the Coptic and Sahidic Dialects by the Rev. H. Tattam, Lond. 1830. 8.), in welcher Alles zu der Kenntniß des Coptischen Nöthige auf eine gemeinfaßliche Weise zusammengedrängt wird. Ein Anhang enthält ein nachgelassenes Werk des bekannten Dr. Young: den ersten Versuch eines egyptischen Wörterbuches in den alten demotischen oder enchorischen Characteren. Mehr als fünfhundert Wörter, die aus den wenigen Texten mit griechischer Uebersetzung entlehnt sind, werden in lexicographischer Ordnung zusammengestellt und mit allen verschiedenen Schreibarten desselben Wortes, welche der Verfasser fand, begleitet. Ohne Zweifel ist Dieß ein wichtiger Schritt zur Förderung unserer egyptischen Studien, indem durch diese Zusammenstellung und Vergleichung allein ein Urtheil über die versuchten Erklärungen möglich wird, die man bis jetzt nur auf die Autorität der Erklärer hin nehmen mußte.

Kathleen Castle.

Das Schloß Kathleen, in Ireland, von welchem sich gegenwärtig nur noch die Ruinen erhalten haben, wurde im siebenzehnten Jahrhundert als eine nicht unbedeutende Festung betrachtet. Als Crom, well mit seinem fanatischen Heere Ireland überzog, versuchte der Besitzer dieses Schlosses dem Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten und fiel in einem verzweiflungsvollen Kampfe mit der Uebermacht. Lady Kathleen, welcher ihr Gemahl in seiner Abwesenheit die Obhut über das Schloß aufgetragen hatte, erhielt die erste Kunde von ihrem Unglück nur durch das Erscheinen der Feinde vor den Mauern. Mit der heldenmüthigsten Entschlossenheit bereitete sie sich zur Vertheidigung und forderte die Besatzung auf, sich lieber unter den Ruinen zu begraben, als den schonungslosen Schlächtern zu ergeben. Sie schlugen den Sturm zurück und widerstanden mit der unerschütterlichen Ausdauer von Männern, die sich dem Tode geweiht haben. Endlich wurden die Außenwerke genommen, und ein Theil des Schlosses in Flammen gesetzt, wobei der unmündige Sohn der Vertheidigerin den Belagerern in die Hände fiel. Der unmenschliche Cromwell ließ das Kind an einen Spieß binden und gegen den Thurm empor halten, in welchem Lady Kathleen ihre Befehle zur Vertheidigung ertheilte. Die mütterliche Liebe entwaffnete die stolze Brust, welche das Schwert des Feindes nicht hatte bezwingen können; und in der Bewußtlosigkeit des Schmerzes befahl sie die Uebergabe. Die ganze Besatzung mit ihrer tapfern und liebenswürdigen Befehlshaberin wurde ohne Erbarmen niedergemetzelt.

Van der Palm's Predigten.

Der ausgezeichneteste geistliche Redner der Niederlande und ohne Zweifel einer der ausgezeichnetsten unserer Zeit ist van der Palm; und nur durch die religiöse Indifferenz, die in unserem Deutschland immer weiter um sich greift, können wir es uns erklären, wenn von der großen Anzahl seiner zum Theil vortrefflichen Predigten nicht eine einzige zu uns herüber gekommen ist. Für unsere Pflicht halten wir es, wenigstens darauf aufmerksam zu machen, daß im Laufe des verg. Jahres bereits das sechste Zehent der Predigten van der Palms (Zesde tiental Leerredenen door J. H. van der Palm, Leyden, 1829. 8.) erschienen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 26. 26 Januar 1830.

Todtenfeier des Königs Radama. *)

Der König war bei unserer Ankunft in Tannariva noch nicht todt. Er ließ uns durch den Fürsten Coreleré, ersten Geheimschreiber, einen sehr verbindlichen Brief zustellen, worin uns zu unsrer Ankunft Glück gewünscht, und Bedauern darüber ausgedrückt wurde, daß seine Krankheit ihn verhindere, uns heute zur Tafel zu laden. Am Fuß der steilen Anhöhe, auf welcher die sonderbare Stadt Tannariva liegt, umgeben von einem weiten, tiefen Graben, der in dem Granit oder vielmehr Sienit des Hügels gezogen ist, fanden wir einen Adjutanten des Königs, welchen er mit zwei prächtigen Pferden und zwei Dienern uns entgegengesandt hatte. Auf diesen Thieren hielten wir unsern Einzug in die Hauptstadt.

Radama starb Sonntag den 27 Julius 1828; sein Tod jedoch wurde, mit Ausnahme von einigen wenigen Personen im Palaste, Jedermann verheimlicht, bis zum folgenden Freitag. Da herrschte allgemeine Bestürzung in der Stadt, die im wörtlichen Sinn von Häuptlingen und andern Leuten aus der Nachbarschaft, so wie von einer starken, im Namen des Königs zusammen gezogenen Truppenzahl vollgepfropft war, welche in der Umgegend lagerte. Mit Tagesanbruch wurde der Tod des Königs kund; zugleich erfuhr man, vier der angesehensten Häuptlinge seyen im Palast mit Lanzenstichen getödtet worden, weil sie den Wunsch geäußert, entweder Rakotob, der Sohn des Fürsten Rataffa und der ältern Schwester von Radama; oder die Tochter des Königs, noch ein Kind, möchten in der Regierung nachfolgen.

Soldatenabtheilungen stellten sich um sämmtliche Häuser der Missionäre auf; aber bald wurden wir unsrer Besorgnisse durch eine Botschaft von Ranavanala Mandschaka, der neuen Königin, enthoben: „Ihr Missionäre, und alle weiße Menschen, seyd nicht erschrocken, wenn Ihr auch gehört haben solltet, daß vier der ersten Edeln diesen Morgen im Palaste mit Lanzen durchbohrt worden sind. Es ist wahr, daß man sie hingerichtet hat, aber es geschah Dieß blos deßhalb, weil sie sich widersetzten, daß ich Königin würde; das ist Alles. Fürchtet Nichts; denn Ranavanala Mandschaka spricht: Ich werde Euch beschützen, ich werde Euch werth halten, und was Radama für Euch gethan, werde ich auch thun, und noch Mehr; also habt keine Besorgniß."

Bald erschienen auch die ersten Kriegsbeamten und Offiziere und versicherten die Missionäre ihrer Hochschätzung und ihres Schutzes. Doch konnte all Dieß die Europäer nicht vollkommen beruhigen, denn wir hörten, wie man sich jeden Augenblick zuflüsterte oder durch Zeichen andeutete, daß wieder einer der angesehensten und unterrichtetsten Männer umgebracht worden sey. Niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß der Königin aus der Stadt. So blieb auch ich bis zum 20 August, trotz meinen drängenden Vorstellungen, eine Art Gefangener. Die Königin ließ mir stets antworten: „Ich kann über den Tag verfügen, wo Ihr aus der Stadt gehen mögt; ist dieser Tag gekommen, so werde ich Euch davon in Kenntniß setzen." Am 30 endlich sandte sie den Fürsten Coreleré zu mir, und ließ mich wissen, daß ich Tannariva verlassen könne, und daß 700 Mann, welche sie nach Tamatawo zu senden Willens wäre, mir bis zu diesem Ort als Schutzwache dienen würden.

Sonntag den vierten August, drei Tage nachdem Radamas Tod bekannt worden war, fand ein großes Kabarre, (Volksversammlung) auf einem öffentlichen Platze von Tannariva Statt. Die Versammlung mochte aus 25 bis 30,000 Personen bestehen, die in Gruppen geordnet saßen, nach den Bezirken, welchen sie angehörten. Die Richter, die Palastbeamten und die ersten Offiziere nahmen auf einer erhöhten Stelle Platz; um sie her ward ein freier Raum gelassen. Zwei Compagnien Soldaten, ganz hübsch in englische Uniform gekleidet und vollständig bewaffnet und ausgerüstet, stellten sich in Reih und Glied hinter den Richtern auf. Etwas über diesen, auf einem noch höheren Punkte des Terrains, waren fünf kleine, geladene Feldstücke aufgeführt, umgeben von Artillerie. Rings um die Stadt her standen in Zwischenräumen Kanonen verschiedenen Kalibers, von 6 bis zu 24 Pfündern, mit den zur Bedienung nöthigen Soldaten.

Nachdem der Tod des Königs noch einmal verkündet worden, erklärte der Oberrichter, daß da derselbe ohne einen Sohn zu hinterlassen, noch einen Nachfolger ernannt zu haben, gestorben sey, Ranavanala, einer der Frauen von Radamas Vater, die Herrschaft zukäme, in Folge der letzten

*) Nouv. Annal. des Voyag. Dec. 1829. Vergl. S. 438 und 736 des vor. Jahrg. unsres Blattes.

Worte des Königs. Der Sprecher endete mit der Bemerkung, daß man dieses Kabarre zusammenberufen habe, auf daß Jedermann für Ranavalana Mandschaka als Königin Gehorsam schwüre. Eine Zeit lang ließ sich ein bedeutendes Gemurmel der Unzufriedenheit in der Versammlung vernehmen, so daß wir üble Folgen fürchteten; aber die Ruhe stellte sich wieder her. Wie es scheint, tadelten die Bezirkshäuptlinge Radamas Umgebungen laut, daß sie ihnen fürs Erste die Krankheit des Königs nicht zu wissen gethan, und daß sie sodann nicht die Missionäre gerufen, um dem König Arzneien zu geben, was von jenen früher schon einmal geschehen sey, und den Monarchen von einer schweren Krankheit gerettet habe. Die Palastbeamten sagten für die Zukunft größere Sorgfalt zu, und Alles bequemte sich, den Eid zu leisten.

Die Art, wie hiebei zu Werk gegangen wird, ist höchst eigenthümlich. Ein Kalb ward inmitten der Versammlung erwürgt und hierauf mit Lanzen durchstochen; dann schnitt man die hintern Theile ab, und legte diese zum Vordertheil des Körpers, in welchen man eine Menge Lanzen senkte. Sofort erhob sich der Oberrichter und rief zuerst die Häuptlinge des ersten Bezirks auf, welche um das Opfer herstanden; worauf jeder derselben eine jener Lanzen anfaßte, während der Richter mit mächtiger Anstrengung der Stimme und Geberden den Eid aussprach, der in einer Erklärung des Gehorsams und einem Fluch gegen Jedweden bestand, der die beschworene Treue brechen würde; indem man demselben wünschte, daß er diesem Kalb gleich werden möge. Jeder stieß die Lanze in den Leib des Opfers als Bekräftigung der ausgesprochenen Worte. Die Huldigung wurde hierauf in gleicher Art von den Häuptlingen der übrigen Bezirke, der Reihe nach, geleistet; sodann von den Palastbeamten, den Ober-Offizieren der Armee und endlich von den Richtern.

Zuletzt ward mit lauter Stimme verkündet, daß der Sitte gemäß jeder Unterthan des Königreichs, ohne Unterschied des Alters, zum Zeichen der Trauer die Haare abzuscheeren habe, und daß wer nach Verfluß von drei Tagen dieser Pflicht sich nicht unterworfen, mit dem Tode bestraft werden würde; daß Niemand, außer Denjenigen, welche mit Bereitung des Grabs, des Sarges, oder was sonst zur Leichenfeier des Königs gehöre, beauftragt wären, irgend ein Geschäft verrichten — Niemand während der Trauerzeit in seinem Bett, sondern bloß auf der Erde schlafen — keine Frau endlich, so hohen Rangs sie auch sey, ausgenommen die Königin, ihre Lamba oder Schulterbekleidung tragen dürfe, indem diese Theile während der Trauer entblößt seyn müßten. Der Befehl die Haare zu scheeren erregte großen Jammer unter Männern und Frauen, denn ein schönes schwarzes Gelocke, auf eine eigenthümliche Art geordnet, war ihre Lust und ihr Stolz.

In der Zwischenzeit, vom Sonntag bis zum 12 des Monats, machte die trauernde Stadt einen erschütternden Eindruck durch ihre tiefe Stille, obwohl Tausende von Menschen die Straßen füllten: Einige mit großen Stücken von Granit, oder mit Balken belastet; Andere Erde zur Aufführung des Grabmals in Körben tragend; Andre, und dieses vornehmlich Weiber, mit nackten Schultern zum Schlosse wandelnd, um dort zwölf Stunden lang zu weinen. Die Frauen der angesehensten Häuptlinge der nächsten Bezirke wurden nach dem Palast und von demselben zurück durch starke Männer getragen, gerade wie die Knaben einander auf dem Rücken herumschleppen.

Am 12 Abends wohnten wir der Leichenfeierlichkeit bei. Der Fürst Geheimschreiber führte uns durch die mit Trauerleuten und Soldaten angefüllten Straßen; die Höfe des Palastes waren besonders vollgedrängt, vornehmlich mit Frauen und Mädchen, welche auf dem Boden hockten oder ausgestreckt lagen, und ihr Klaggeschrei ertönen ließen. Es sind der Höfe mehrere, jeder für einen oder mehrere abgesonderte Paläste, welche durch hohe hölzerne Schranken von einander geschieden werden. Alle Höfe und Paläste zusammen sind von einer starken, 25 Fuß hohen Umzäunung eingeschlossen; diese war ganz und gar mit weißen Linnen bedeckt, und ebenso das alte Schloß, welches am Höchsten geachtet wird. Dasjenige, worin Radama sich am Liebsten aufhielt, und wo er auch starb, heißt der Silber-Palast, und ist ein viereckiges Gebäude von zwei Stockwerken, um welches außen zwei niedliche Gallerien laufen. Sein Name rührt daher, weil es von oben bis unten mit einer Menge silberner, breitköpfiger Nägel, und Plättchen von gleichem Metall, geschmückt ist. Das Dach dieses Palastes hat, wie das aller ansehnlichen Wohnungen, eine spitzige Form und steigt so hoch auf, daß der Raum zwischen dem Giebel und dem unteren Ende demjenigen zwischen letzterem und der Grundlage des Hauses gleichkömmt. Dieß Gebäude war allenthalben mit Atlas, Samt und Seide reich behängt und das Dach mit dem schönsten englischen Scharlach bekleidet. Vor dem Hause hatte man eine Art äußerst kostbaren Zelts errichtet, um welches glänzend geschmückte mit verschiedenfarbigem Seidezeug und Atlas umwundene Säulen standen. Das Zelt selbst, das zehn Geviertschuhe maß, wurde gleicher Weise von prächtig verzierten Säulen getragen. Auf einer derselben befand sich eine platte Tafel von Holz, und über dieser, durch ein Querstange gehalten, ein ungeheurer Baldachin vom reichsten Goldstoff, mit Bändern aus blauem Atlas und scharlachenem Tuch, eingefaßt von einer breiten goldenen Tresse und gleichartigen großen Fransen. All Dieß war mit Geschmack angeordnet und bildete ein sehr prachtvolles Ganzes.

Am folgenden Tag fanden wir uns abermals vor dem Palast ein, wo wir durch Schaaren in Trauer gekleideter Zuschauer hindurch, ja über einige gerade zu hinüber mußten, so wie über zehn schöne Ochsen, welche zu den Lieblingsthieren des verstorbenen Königs gehört hatten. Da sie uns gerade im Weg lagen, so konnten wir nicht Anders, als sie mit Füßen treten. Alle Zugänge waren mit dem weißen oder blauen Tuche des Landes belegt. Am vorigen Abend hatte man den königlichen Leichnam in einen mächtigen Sarg vom stärksten und kostbarsten Holz gebracht. Man trug ihn jetzt mit großem Gepränge vom Silber-Palast nach dem weißen Palast; die Königin und die angesehensten Personen gingen unmittelbar hinter der Leiche; dann folgten wir; doch hatten einige Europäer auch die Ehre, den Sarg tragen zu helfen, welcher dem Anschein nach von sehr bedeutendem Gewicht seyn mußte.

Als der Zug vor dem Silberpalaste ankam, schritt man mit dem

Sarg nicht in denselben hinein, sondern setzte diesen auf die Tafel über dem Zelt, und breitete den Baldachin von Goldstoff darüber, der ihn den Augen gänzlich entzog. Um das Zelt, welches ungefähr sieben Fuß über den Boden erhöht war, lagen Matten, auf welche sich die Frauen der königlichen Familie niedersetzten oder niederwarfen; alle mit den Zeichen des tiefsten Jammers, welcher den ganzen Tag über anhielt; bei Sonnenuntergang, wo der Leichnam in das Grab gesenkt wurde, waren ihre Klagen herzzerreissend.

Den ganzen Tag hindurch war eine große Anzahl Menschen beschäftigt gewesen, das Grab im Hofe, nicht weit von dem Zelt, herzurichten. Zehntausend Personen hatten seit der Todesverkündigung ununterbrochen daran gearbeitet, indem der eine Theil Erde oder Granitblöcke und Zimmerholz herbeiholte, der andere diese Materialien behieb und zubereitete. Das Grab in seiner nunmehrigen Gestalt besteht in einem gewaltigen Tumulus von viereckiger Form aus Erdlößen, die mit Granitplatten umgeben und verkleidet sind. Die Höhe beträgt zwanzig Fuß; auf jede Seite der Basis kommen sechs Fuß, das Ganze spitzt sich jedoch etwas zu, so daß es an seinem Gipfel nur noch zwanzig Geviert-Fuß hält. — In jenem Augenblicke aber zeigte sich noch außerdem der Ort, welcher den Sarg und die dem Leichnam zur Mitgabe bestimmten Schätze aufnehmen sollte, als ein viereckiges Loch oder Gemach im Gipfel des Grabhügels. Dasselbe maß auf jeder Seite zehn Fuß und war aus Granit erbaut, über diesem aber mit Bohlen vom kostbarsten Holze ausgeschlagen. Den größten Theil des Tags hindurch sah man am Fuß des Hügels den großen massiv silbernen Sarg, worein der Leichnam kommen sollte. Er war acht Fuß lang, drei und einen halben Fuß breit und eben so hoch; und bestand aus Silberplatten, die mit Nägeln von demselben Metall fest zusammen genietet, und, wie die Nägel selbst, aus schweren spanischen Piastern verfertigt waren, deren 12,000 bei dieser Arbeit aufgingen.

Gegen sechs Uhr Abends wurde dieser Sarg von einer großen Anzahl Menschen die Hügel-Stufen hinauf gehoben und in das Grab gesetzt. In denselben, oder um ihn her, legte man eine Menge der kostbarsten Gegenstände, welche dem Verstorbenen angehört hatten; eben so schüttete man zehntausend schwere spanische Piaster hinein, um dem Leichnam als Unterlage zu dienen; und endlich wurden theils in den Sarg, noch mehr aber um denselben her, alle Staatskleider des Königs, besonders seine militärischen Anzüge aufgeschichtet, wie z. B. achtzig prunkvolle englische Uniformen, Hüte, Federbüsche, vergoldete Helme und Halskragen, Epauletten, Schärpen, goldne Sporen, prächtige Degen, Dolche, Lanzen, worunter zwei von Gold, schöne Pistolen, Gewehre, Jagdflinten, Uhren, Ringe, Juwelen, Kleinodien; ferner sein ganzes Tafel-Geschirr, so wie ein großer, massiv goldner Becher und mehrere andre Gefäße dieser Art, Geschenke des Königs von England; große Stücke Seidenzeug, Sammt, feine Leinwand, kostbare Lamba's von madagaskarischer Seide. Sechs Lieblingsochsen des Königs waren den Tag vorher getödtet worden: sechs seiner schönsten Pferde wurden heute mit Lanzen erstochen und lagen im Hof neben dem Grabe; den folgenden Tag kam die Reihe wieder an eben so viele. Rechnet man zu allen diesen Ausgaben zwanzigtausend stattliche Ochsen, deren jeder hier fünf schwere Piaster gilt, so müssen, der Schätzung der Missionäre nach, die Kosten des Begräbnisses mindestens zu 60,000 Pf. St. angeschlagen werden.

Als der silberne Sarg an dem Grab niedergesetzt war, wurde der Leichnam in dem hölzernen Sarg von der Tafel über dem Zelt unter Wehklagen aufgehoben und auf den Gipfel des Hügels neben die Graböffnung gestellt. Hier ward der hölzerne Sarg zerbrochen und der Körper den nächststehenden Personen gezeigt. In diesem Augenblick klimmten die Frauen der königlichen Familie, welche den ganzen Tag über ihren Schmerz unter dem Zelt zur Schau getragen hatten, an den Seiten des Hügels hinan, um einen letzten Blick auf die königlichen Reste zu werfen. Die größte Anzahl mußte mit Gewalt abgehalten werden; ihre Klagen gingen in ein lautes, wahrhaft peinigendes Geschrei über. Man übersetzte uns einige ihrer Reden; der Hauptinhalt war im Ganzen folgender: Warum bist Du gegangen und hast uns hier gelassen? Ach komm wieder und nimm uns mit Dir.

Der Leichnam wurde nunmehr von dem hölzernen in den silbernen Sarg gebracht; die hiemit beauftragten Personen schienen von dem Geruch zu leiden, obwohl Andere den Körper fortwährend mit kölnischem Wasser besprengten. Sobald dieß Geschäft vollzogen war, schlug man den hölzernen Sarg in Stücke, und warf dieselben in das Grab.

Den ganzen Tag über, so lang man die Begräbnißkammer zubereitete, waren die beiden Musikbanden des Königs, begleitet von Trommlern, Pfeifern u. s. w. im Hof aufgestellt, und spielten, mit einander abwechselnd, die Lieblingsweisen Radamas. Unter denselben kamen mehrere englische, schottische und irische Stücke vor, so wie Walzer, Märsche u. d. gl. In den Zwischenzeiten wurden Artillerie- und Kleingewehr-Salven außerhalb des Schloßhofes abgeschossen, worauf die zahlreich im Innern des Hofs aufgestellten Soldaten mit Musketenfeuer antworteten.

So war denn diese Leichenfeier das Uebertriebenste, aber zugleich auch das Prachtvollste und Wohlgeordnetste, was man sich bei einem so wenig civilisirten Volk, wie die Madacassen, denken konnte.

Der Hund.

Eine für Hundefreunde wenigstens äußerst interessante kleine Schrift erschien zu Edinburgh im Laufe des vorigen Jahres unter dem kurzen aber sprechenden Titel: „Hunde" (Dogs, Edinb. 1829. 12.), mit dem treffenden Motto von Otway:

I love dogs, for they are honest creatures
Never fawn on those they love not.

Eine reiche Sammlung von Anekdoten, die nach den verschiedenen Hunderacen classificirt sind und deren Glaubwürdigkeit uns schon dadurch verbürgt wird, daß sie sämmtlich aus der Nachbarschaft des Verfassers entlehnt sind, verbreitet in der That über die rühmlichen Eigenschaften unsers treuen Wächters und Begleiters ein neues und oft überraschendes Licht.

Hr. Mac Intyre, patentirter Mangelfabrikant zu Edinburgh, Regent bridge, beſitzt einen Hund von newfoundländiſcher Race, Namens Dandie, deſſen Scharfſinn und Bildungsfähigkeit beinahe unglaublich iſt. Da indeſſen das merkwürdige Thier täglich die auffallendſten Beweiſe dieſer Eigenſchaften giebt, ſo iſt es in der ganzen Nachbarſchaft bekannt, und Jedermann kann ſich durch einen Beſuch von der Wahrheit der Thatſachen überzeugen, die hier von einem Augenzeugen erzählt werden.

Wenn Hr. Mac Intyre in Geſellſchaft iſt, ſo darf er — wie zahlreich dieſelbe auch ſeyn mag — nur zu dem Hunde ſagen: Dandie, bringe mir meinen Hut!" und ſogleich findet ihn dieſer aus allen anderen heraus und überbringt ihn ſeinem Herrn.

Auf dem Sims eines Kamins wurde ein Kamm verborgen und der Hund aufgefordert ihn zu holen, was er ſogleich that, obwohl er unter dem Nachſuchen auf eine Menge anderer Gegenſtände ſtieß, die gleichfalls ſeinem Herrn gehörten und die ihm abſichtlich in den Weg gelegt worden waren, um ihn zu verwirren. Er ließ Alles unangerührt liegen und ſuchte nur den Kamm, zum vollſten Beweiſe, daß er nicht durch den Sinn des Geruchs geleitet wird, ſondern daß er vollkommen verſteht, was zu ihm geſprochen wird.

Eines Abends, als mehrere Freunde in der Geſellſchaft ſeines Herrn waren, ließ einer derſelben zufällig einen Schilling auf den Boden fallen, der ungeachtet des ſorgfältigſten Nachſuchens nicht gefunden werden konnte. Hr. Mac Intyre, der ſeinen Hund ruhig in einem Winkel liegen ſah, als ob er von Nichts wiſſe, ſagte zu ihm: „Dandie, finde uns den Schilling und du ſollſt ein Bisquit haben." Im Augenblicke ſprang der Hund auf den Tiſch und legte den Schilling dort nieder, den er vorher unbemerkt aufgenommen hatte.

Mehrere Herren, die mit Dandie bekannt ſind, geben ihm täglich einen Penny, den er zu einem Bäckerladen trägt, wo er ſich Brod dafür kauft. Einer dieſer Herren, welcher auf St. James Square wohnt, wurde eines Tages, im Vorübergehen, von Dandie begrüßt, der ſein gewöhnliches Geſchenk erwartete. Hr. T. ſagte zu ihm: „Ich habe heute keinen Penny bei mir, aber ich habe deren zu Hauſe." Als er einige Zeit darauf nach Hauſe zurückgekehrt war, hörte er ein Geräuſch an der Thür, welche die Magd kaum geöffnet hatte, als Dandie hereinſprang, um ſeinen Penny in Empfang zu nehmen. Zum Scherz gab Hr. T. ihm einen ſchlechten, den er wie gewöhnlich zum Bäcker trug, aber, da er falſch war, nicht anbringen konnte. Sogleich kehrte er zu Hrn. T. zurück, ſcharrte an der Thür, legte, als die Magd öffnete, den Penny ihr zu Füßen, und ſpazirte mit der größten Verachtung davon. — Obwohl Dandie mit dem Gelde, welches er empfängt, in den meiſten Fällen ſogleich ſeinen Brodeinkauf macht, ſo beweiſt doch folgende Anekdote offenbar, daß er mehr kluge Vorſicht beſitzt, als viele ſogenannte vernünftige Weſen. Eines Sonntags, wo es ſehr unwahrſcheinlich war, daß Jemand ihm Geld gegeben, ſah man Dandie dennoch einen Laib Brod nach Hauſe bringen. Hr. Mac Intyre, hierdurch überraſcht, befahl der Magd im Zimmer nachzuſehen, ob ſich vielleicht Geld verſteckt finde. Während ſie Dieß that, ſchien der Hund vollkommen gleichgültig, bis ſie ſich dem Bett näherte, worauf er nach ihr zurannte und ſie ſanft davon zurückzog. Hr. Mac Intyre hielt jetzt den Hund, der zu knurren und zu heulen anfing, während die Dienerin unter das Bett ſah und dort unter einem Stück Tuch ſieben Pence fand. Von dieſem Augenblicke an konnte Dandie das Mädchen nicht mehr leiden, und oft ſah man ihn ſein Geld in einem Winkel unter Sägeſpähnen verbergen.

Wenn Hr. Mac Intyre Geſellſchaft hat und er ſeinem Hund befiehlt, einen der Herren nach Hauſe zu begleiten, ſo geht er mit ihm, bis derſelbe ſein Haus erreicht, und kehrt dann zu ſeinem Herrn zurück, wie groß auch die Entfernung ſeyn mag.

Ein Bruder Hrn. Mac Intyre's und ein anderer Herr machten eines Tages eine Spazierfahrt nach Newhaven und nahmen Dandie mit ſich. Nachdem ſie ſich gebadet hatten, gingen ſie in einen öffentlichen Garten und verweilten einige Augenblicke in einer Laube, in welcher der Herr ſeinen Hut und ſeine Handſchuh zurückließ, während ſie ſich in dem Garten umſahen. Inzwiſchen kamen Fremde hinein und gingen gerade in die Laube, welche die Anderen ſo eben verlaſſen hatten. Dandie lief, ohne daß ihm irgend Etwas geſagt worden wäre, ſogleich zur Stelle, holte den Hut mit den Handſchuhen und brachte ihn dem Eigenthümer. Er hatte einen der Handſchuhe liegen laſſen, aber kaum war ihm Dieß bemerkt worden, als er zurückkehrte, mitten unter die erſtaunte Geſellſchaft ſprang und ſeinen Handſchuh im Triumphe davon trug.

Vor ungefähr drei Jahren wurde eine Mangel in einem Wagen von dem Magazin (Regent-Bridge) nach Portobello verſandt, während der Hund gerade nicht gegenwärtig war. Später ging Hr. Mac Intyre zu ſeinem Wohnhauſe auf der Canongate und nahm Dandie mit ſich, um die Mangel ablieferu zu laſſen. Unterwegs verlor er den Hund, ſetzte indeſſen ſeinen Weg fort, bis er den Karren einholte, auf welchem die Mangel ſich befand. Der Wagen war nach Edinburgh zu gekehrt, und Dandie hatte ſich der Zügel bemächtigt, ungeachtet der Fuhrmann ſich auf jede Weiſe bemühte, den Hund von ſich abzuhalten. Der Mann gab jetzt an: der Hund ſey plötzlich erſchienen und auf den Karren geſprungen, habe die Mangel unterſucht, darauf die Zügel des Pferdes ergriffen und daſſelbe gerade herumgelenkt. Er wollte die Zügel nicht fahren laſſen, obwohl er ihn mit ſeinem Stocke derb bearbeitete. Erſt bei Hrn. Mac Intyres Ankunft ließ der Hund den Wagen weiter fahren.

Jackſon.

General Jackſon, geboren am 15 März 1767, iſt ein Mann von hohem Wuchs; zwar hat ihn die Natur mit keinem ſtarken Körperbau ausgerüſtet, aber er ſelbſt hat ſich von früher Jugend ſo abgehärtet, daß Niemand leichter Strapazen erträgt als er. Seine Augen ſind von einem tiefen Blau, überragt von feingewölbten Brauen und etwas hervorſtehend, ſein Blick drückt Feſtigkeit und Entſchiedenheit aus und erglänzt bei einiger Aufregung des Gemüths von einem lebhaften Feuer. Seine Manieren ſind leicht und würdevoll; aus ſeinen Geſichtszügen läßt ſich eben ſowohl Tapferkeit und Entſchloſſenheit als Geiſteskraft leſen. Sein Benehmen iſt frei und anſprechend, und macht ihn für Jedermann zugänglich. Von der Ueberzeugung geleitet, daß das Verdienſt den einzigen ſtatthaften Unterſchied unter den Menſchen begründet, achtet er daſſelbe am Armen wie am Reichen. So nieder auch der Rang ſeyn mag, welchen Jemand, der ſich bei ihm Raths erholen will, in der Geſellſchaft einnimmt, der Präſident wird ihn ſtets ruhig anhören und ihm freundlich ſagen, was er für ihn für gut hält. Von Seite ſeines ſittlichen Charakters iſt Jackſon untadelhaft, und je näher man ihn kennt, deſto mehr Achtung fühlt man für ihn. Wohlwollen iſt ein Hauptzug in ſeinem Weſen und nie ſieht er einen Unglücklichen, ohne daß er zu helfen ſucht. So iſt auch Niemand gewiſſenhafter in Erfüllung ſeines Verſprechens, und weiß beſſer, was die Ehre von ihm fordert. Es iſt wahr — er beſitzt Ehrgeiz, aber der Ehrgeiz hat bei ihm zur Grundlage eine von Eitelkeit entfernte Ausübung der Tugend. Dieß iſt das Bild, welches Caton von Jackſon entwirft — und um es zu vervollſtändigen, braucht man Nichts hinzuzufügen, als daß er der warme Freund Jefferſon's war. Wahrſcheinlich dürfte ſeine Verwaltung ganz in dem Geiſte dieſes Staatsmannes geführt werden!

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 27. 27 Januar 1830

Geschichte des constitutionellen Geistes in England.

(Nach dem Urtheil eines Engländers.)

Die Constitution Englands war ursprünglich Glied einer großen Familie; in allen Monarchien des westlichen Europas bestanden während des Mittelalters Einschränkungen der königlichen Gewalt, Grundgesetze des Staats und repräsentative Versammlungen. Im 15 Jahrhundert scheint die Verfassung Castiliens so frei gewesen zu seyn, als nur immer die jetzige englische seyn kann; noch mehr war Dieß mit Arragonien der Fall. In Frankreich hatte der König eine ungebundenere Gewalt; allein auch in Frankreich konnten verfassungsmäßig bloß die Generalstaaten Steuern auflegen; und eben als das Ansehen dieser Körperschaft zu sinken anfing, erlangte wenigstens das Parlament von Paris eine solche Macht, daß es gewisser Maßen als gesetzgebende Versammlung zu betrachten war. Schweden und Dänemark hatten Constitutionen von ähnlichem Geiste. Springen wir nun über zwei oder drei Jahrhunderte weg, und betrachten wir Europa am Anfang des 18 Jahrhunderts, so ist jede frei Verfassung verschwunden, mit Ausnahme einer einzigen: diese einzige ist die Constitution von England, welche durch die Gefahren gestählt allein in vollkommener Sicherheit fortlebt. In Schweden und Dänemark hatten die Könige sich die Streitigkeiten zu Nutze gemacht, welche zwischen Adel und Bürgerschaft Statt fanden, um alle Gewalt der Regierung in ihrer eigenen Person zu vereinen. In Frankreich gedachten nur noch Rechtsgelehrte der alten Staatsverfassung, gleichsam als einer Theorie früherer Zeiten. Sie selbst schlief dort tiefen Schlaf, aus welchem sie erst lange nachher mit furchtbarem Erwachen sich erheben sollte. Niemand erinnerte sich mehr, daß die drei Stände versammelt gewesen; Niemand erwartete, sie je wieder einberufen zu sehen. Ueberdieß hatte Ludwig XIV auch dem Parlament ein sechzigjähriges Schweigen auferlegt. Sein Enkel erdrückte, nach dem Erbfolgekrieg, in Spanien den letzten Funken der Freiheit. In England im Gegentheil war das Parlament gewaltiger, als je. Nicht nur bestand es als gesetzgebende Macht im vollsten Sinne, sondern sein Recht, auch über jeden Punkt der ausübenden Gewalt ein Gutdünken abzugeben, das fast wie ein Befehl galt, war vollkommen anerkannt. Ernennung der Minister; Bündnisse mit fremden Staaten; Kriege und Negotiationen hingen weniger vom Belieben des Monarchen, als von dem der beiden Häuser ab.

Woher rührte diese Verschiedenheit in Bezug auf England? Woher kam es, daß bei dieser unter den Constitutionen wüthenden Seuche bloß die englische dem verderblichen Einfluß entging, oder vielmehr, daß zur Zeit des Wendepunktes der Krankheit eine vortheilhafte Krisis bloß in England eintrat?

Es ist eine gewöhnliche Redensart, daß das Fortschreiten der Civilisation der Freiheit günstig sey. Dieser Satz, obwohl im Allgemeinen richtig, ist doch großen Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen. Wo immer eine unaufgeklärte und arme Nation, welche unter beschränkter Monarchie steht, Reichthum und Aufklärung in bedeutendem Grad sich zu eigen macht, läuft sie gewaltig Gefahr, einer unbeschränkten Fürstengewalt anheim zu fallen.

In dem gesellschaftlichen Zustand des europäischen Mittelalters drohte der untern Klasse allenthalben nicht vom König, sondern vom Adel Gefahr. Der König hatte nur wenig Mittel, die Sprecher des Volks zu bestechen oder einzuschüchtern; er besaß wenig Geld, gebot über wenige Patronate, hatte kein stehendes Heer; ja die Militärmacht, welche im Fall der Noth zusammen trat und nachher gleich wieder auseinander ging, legte der königlichen Gewalt engere Fesseln an, als die gesetzgebenden Versammlungen selbst. Ein Aufstand des Volks war damals fast so leicht, als jetzt die Einreichung einer Petition. In einer Woche hatte sich eine ganze Armee für das Volk bewaffnet, während ein der Nation verhaßter König, wie z. B. in England Edward II oder Richard II nicht einen Mann aufzubringen vermochten. Hume und Andre haben einen voreiligen Schluß auf die Servilität des englischen Parlaments im fünfzehnten Jahrhundert gemacht, weil dasselbe ohne Widerrede jeden glücklichen Thron-Usurpator anerkannte. Daß es nicht servil war, beweist sein Verfahren bei manchen Vorkommenheiten geringern Belangs genugsam; daß aber die Mehrzahl der Edeln und der Gemeinde-Abgeordneten Umwälzungen gut hieß, welche die Edeln und Gemeinden selbst bewirkt hatten, ist sehr natürlich. Das Parlament bequemte sich keineswegs blind dem Kriegsglück, sondern sprach durch seine Sanktionen nur die allgemeine Meinung des

Volkes aus, welches durch seine Mehrzahl dem Krieg die entscheidende Wendung gegeben hatte. So war es denn für die Repräsentativ-Versammlungen Europas überhaupt nicht nöthig, daß sie oft zusammenkamen; daß sie bei jedem Schritt der ausübenden Gewalt ihre Stimme mitgaben; daß sie sorgfältig und mißtrauisch auf Beobachtung der Landesgesetze wachten; kurz daß sie eine fortdauernde Opposition bildeten. Sie selbst waren so stark, der Fürst so schwach, daß wie dieser zu Viel sich herausnahm, Züchtigung und Sturz desselben auf dem Fuß nachfolgten. Das Volk litt vielmehr von der Schwäche seines Oberhauptes, als von dessen Gewalt. Die Zwingherrschaft übermächtiger Unterthanen selbst, nicht die des Fürsten, drückte die Nationen.

Ganz anders bei weiter vorgeschrittener Bildung! Der Krieg wurde eine Wissenschaft, und, als nothwendige Folge, ein besondres Handwerk. Diesem, und somit dem König, fiel jetzt die physische Kraft anheim, welche zuvor bei Adel und Gemeinden durch die natürliche Mehrzahl vorgeschlagen hatte. Die Masse des Volks, ohne Verständniß des Kriegswesens, konnte keinen Einfluß mehr durch Gewalt üben; zwar haben auch in den letzten 150 Jahren vielfache Aufstände des Volks in Europa Statt gefunden, aber immer gelangten dieselben nur da zu einem glücklichen Erfolg, wo das regelmäßige Militär sich mit den Unzufriedenen verband.

So kam allenthalben unbeschränkte Fürstengewalt auf; England entging derselben nur dadurch, daß seine Lage als Insel und die Friedfertigkeit Jakobs I stehende Heere noch nicht nothwendig machten, als diese in den benachbarten Reichen bereits eingeführt waren. Die Engländer hatten Zeit, auf die Folgen dieser neuen Einrichtung aufmerksam zu werden; und sie wurden es Freunde und Feinde der Volksfreiheit sahen den Grund, warum dieselbe in den Nachbarländern verfiel, sehr deutlich ein. Strafford, der Minister Carls I, spielt häufig genug auf diesen Grund an. Er räth dem König, sich vom Parlament die Vollmacht ertheilen zu lassen, nach Belieben eine Armee auszuheben. „Steht dieser Punkt einmal fest," sagt er, „so sichert er die Monarchie auf immer vor jeder Beeinträchtigung und Bedingung von Seiten der Unterthanen." Strafford hatte gewiß Recht; ja die Verfassung Englands war damals, selbst wenn kein ausdrücklicher Plan zu ihrer Untergrabung geschmidet wurde, bei einer nur etwas verschiedenen Wendung der Begebenheiten großen Gefahren ausgesetzt. Hätte z. B. Carl I die Rolle Gustav Adolfs übernommen und einen populären Krieg für die protestantische Sache in Deutschland geführt, oder wäre er auch nur siegprangend aus Ireland zurückgekehrt, hätte er dem Nationalstolz durch eine Reihe von Triumphen geschmeichelt, und bei dieser Gelegenheit ein Heer von 40 bis 50,000 ihm ergebener Soldaten sich erworben; so dürfte England einer unbeschränkten Herrschaft schwerlich entgangen seyn. Das Ansehen des Königs stand bereits im Allgemeinen zu hoch; zwar waren viele von seinen Anhängern ohne Zweifel treue Freunde der Constitution, und würden seine Partei nie ergriffen haben, wenn Carl sich nicht mit den feierlichsten Worten verbunden hätte, das Gesetz des Landes aufrecht zu erhalten; aber sie schlugen die Gefahr viel zu gering an, welche demselben von einem Fürsten drohte, dessen Dichten und Trachten im Grunde doch auf nichts Anders hinausging, als sich vollkommen unabhängig zu machen. Das Parlament ist es, welchem der ausschließliche Ruhm gebührt, die Verfassung in dieser gefährlichen Krise gerettet zu haben. Die, welche glauben, die Stimmführer des damaligen Parlamentes hätten nur die alte Constitution beibehalten wollen, irren eben so sehr, als Die, welche dieselben als Verschworene gegen diese alte Constitution darstellen. In ihrer alten Form konnte die Verfassung nicht beibehalten werden: die Fortschritte der Zeit, der vergrößerte Wohlstand, die weiter verbreitete Bildung, das veränderte Kriegssystem machten es damals jedem Lande in Europa unmöglich, in der Art des Mittelalters fortzudauern. Die Vorrechte der Krone waren durch die ebengenannten Umstände in fortwährendem Wachsthum begriffen; blieben die Privilegien des Volks auf dem alten Standpunkt, so befanden sie sich offenbar gegen jene im Nachtheil. Eine neue Ausgleichung war daher nothwendig. Um den Geist der Verfassung zu erhalten, mußte ihre Form verletzt werden. Wäre diese etwa durch Vertreibung des Königs-Geschlechtes und Berufung eines fremden Prinzen auf den Thron verletzt worden, wie Dieß bei der Revolution von 1688 geschah, so hätte die neue Herrscher-Familie sich in der Nothwendigkeit befunden, dem Volkswillen in jeder Beziehung zu Gefallen zu leben. Da aber die beiden Häuser die Dynastie nicht ändern wollten, so mußten sie auf direktem Wege thun, was sie 1688 auf indirektem thaten. Man hört gar oft sagen, daß, wenn es dem langen Parlament gefallen hätte, eine Veränderung der Regierungsweise in der Art unter Carl I einzuführen, wie eine solche nachher unter Wilhelm III angeordnet wurde, dieses Parlament die höchsten Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation haben würde; daß es aber in seiner Gewaltthätigkeit über die gehörigen Grenzen hinausgeschritten sey. Wie wäre es aber möglich gewesen, dergleichen Etwas unter Carl I zu Stande zu bringen? Dieser war nicht wie Wilhelm, oder die handverischen Prinzen, durch gemeinschaftliches Interesse an die beiden Häuser gebunden; er mußte also durch scharfe Verträge und Satzungen an dieselben gefesselt werden. Die 19 Propositionen wurden ihm vorgelegt, und gewiß enthalten diese keine übertriebenen Forderungen, als etwa die gegen die Katholiken. Ein Veto gegen die Anordnungen der Minister wurde in denselben verlangt; aber besitzt nicht das Parlament seit 1688 faktisch ein solches Veto? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Form, in welcher dieses Vorrecht von dem Parlamente jetzt ausgeübt wird, d. h. die Freiheit der Interferenz bei irgend einer wichtigen Gelegenheit, weit besser ist, als wenn das Parlament bei jedem Vorfall seine Billigung oder Nichtbilligung urkundlich beilegen sollte. Aber so lang keine neue Familie auf dem Thron saß, ist nicht abzusehen, wie diese Gewalt in ihrer jetzigen Form vom Parlament hätte ausgeübt werden können.

Nicht festgesetzt wurde, daß dem König gegen Parlamentsbeschlüsse keine Verweigerung zustehen solle, obwohl die Häuser sehr geneigt seyn mochten, auch dieses Sicherheitspfand zu fordern. Durch die Revolution von 1688 ist dieser Punkt aber ganz und gar feste Regel geworden, als ob er in der Staatsver-

fassung förmlich ausbedingt wäre. Die wirkliche Ausbedingung von Seiten des Parlaments gegen Carl würde also nicht einmal eine so äußerst drückende Forderung gewesen seyn; dem König von England steht eine Negative zu; aber seit 130 Jahren ist dieses Vorrecht nie in Anwendung gekommen.

Die höchste Garantie aber, die, ohne welche jede andere unzulänglich war, lag in der Waffengewalt. Dieß sahen beide Theile gar wohl ein. Das Parlament bestand darauf, daß ihm der Oberbefehl über die Miliz, die Leitung des irischen Krieges zuerkannt werde. „Bei Gott! keine Stunde lang!" rief der König. „Behaltet die Miliz fest," sagte die Königin, als die königliche Partei den Kürzern gezogen hatte, „behaltet die Miliz, Das macht Alles noch gut." Nach der alten Constitution kam dem Parlamente allerdings keine Gewalt in Militärangelegenheiten zu, und Jeder wird wohl auch gestehen müssen, daß diese Gewalt, welche Einheit, Geheimniß, schnellen Entschluß erfordert, nie auf längere Zeit einer ganzen Körperschaft überantwortet werden sollte. Aber auf der andern Seite wäre es höchst unüberlegt gewesen in einer so kritischen Lage das Schwert dem König anzuvertrauen. Die unbeschränkte Macht, welche die Könige von Frankreich über ihre Truppen ausübten, warf ihre Feinde vor ihnen nieder, setzte sie zugleich aber auch in Stand, ihr Volk zu unterdrücken. Einen Mittelweg gab es in dieser Beziehung nicht, als etwa den, welchen das Parlament selbst zu wiederholten Malen vorschlug: beiden Häusern auf unbestimmte Zeit die Militärgewalt anheimzustellen, so jedoch, daß selbige an die Krone zurückfallen sollte, sobald die neue Constitution sich hinlänglich befestigt hätte.

Uebrigens soll dieses in der Regel so heftig angegriffene Parlament hier durchaus nicht in jedem Punkte vertheidigt werden. Noch nie gab es einen vollkommenen Menschen; es wäre also lächerlich, eine vollkommene Versammlung irgendwo zu erwarten. Körperschaften werden immer noch eher in Fehler verfallen, als einzelne Personen. Die Leidenschaften entflammen sich dort durch Sympathie; Furcht vor Strafe aber, oder Gefühl für Schande wird bedeutend vermindert, wenn man diese Uebel zugleich mit vielen Andern zu tragen hat. Dabei begingen die Führer des Parlaments, als es einmal zum Krieg mit dem König gekommen war, den Fehler, nicht gleich zu entscheidenden Maßregeln schreiten zu wollen. Sie wünschten Carl in eine Lage zu bringen, welche ihn nöthigte, ihren gerechten Forderungen Gehör zu geben; aber sie wollten weder die Verfassung ganz neu umschmelzen, noch die regierende Dynastie stürzen. Sie fürchteten in letzterm Falle den Zwecken jener entschlossenern Feinde der Monarchie zu dienen, welche eben jetzt anfingen, sich in den letzten Reihen ihrer Partei kund zu geben. So schleppte sich der Krieg durch drei Feldzüge hin, und rief durch seine lange Dauer eine eigene militärische Kaste ins Daseyn, in welcher der ursprüngliche Bürgersinn in einen bloßen Soldaten-Geist übergegangen war. Endlich hatte das Parlament nur noch zwischen zwei Uebeln zu wählen; entweder den König mit voller Macht rückkehren zu sehen, oder jede Versöhnung unmöglich zu machen. Man entschloß sich zum letztern, und gewiß war dieses auch das geringere.

Cromwell, an die Spitze der Armee gestellt, schlug die königlichen Heere allenthalben; Carl fiel in die Hände des Parlaments, und das Parlament mit dem König bald in die Hände der Armee. Das Schicksal beider Gefangenen war dasselbe. Beide wurden abwechselnd mit Ehrerbietung oder Trotz behandelt und Gewalt endigte zuletzt das politische Leben des einen, wie das physische des andern. Gewöhnlich haben die Menschen Mitleid mit dem Unglück einzelner Personen, aber auf eine gefallene Partei blickt man eher mit Verachtung, als Erbarmen. So wandelte das Unglück eine ehrenwerthe Versammlung in das verhöhnte „Rumpf-Parlament" und einen schlechten König in einen „heiligen Märtyrer" um.

(Fortsetzung folgt.)

Lenormant über Unternubien.

Antiquarische Wanderung.

Wenn man eine antiquarische Wanderung durch Nubien unternimmt, so ist der erste merkwürdige Gegenstand, auf welchen man hinter Philä stoßt, der Tempel von Debot, dessen Lage an das alte Parembole erinnert. Dieser Tempel mit seinen drei Propyläen, und seinen drei Flügeln, die noch jetzt in allen ihren Theilen auf das geheimnißvolle Heiligthum als gemeinsamen Mittelpunkt hinweisen, hat übrigens das Verdienst, daß er eine vollständige Anschauung von der egyptischen Baukunst giebt, indem er noch in seiner vollen Höhe erscheint, während bei allen Denkmälern Egyptens der Schutt mehr als die Hälfte des Ganzen den Blicken entzieht. Freilich die ewig sich wiederholenden Legenden von den Ptolemäern und Cäsarn sind seine interessanteste Seite nicht!

Von Debot, an Qartas vorbei, gelangt man schnell zu dem Pseudocatarakt von Tessa; am Fuße dieser malerischen Bollwerke befinden sich die Reste eines römischen Lagers, dessen zahlreiche Trümmer von einer nachläßigen Bauart zeugen und eine Periode des Verfalls anklagen. An den religiösen Denkmälern daselbst zeigt sich wenig Analogie mit dem egyptischen Stil, so daß es scheint, ihre ursprüngliche Bestimmung sey der alten Landesreligion durchaus fremd gewesen. Noch mehr — die völlige Abwesenheit von Basreliefs und Hieroglyphen weist entschieden auf ein Jahrhundert hin, welches der Epoche der Einführung des Christenthums ziemlich nahe liegen muß, und aus den in dem Innern dieser Gebäude vorgefundenen Inschriften geht hervor, daß diese neue Gottesverehrung bald darin ihren Sitz aufschlug. Aber in einer Beziehung unterscheiden sich die Tempel von Tessa gewaltig von andern Denkmälern aus der Periode des egyptischen Zerfalls: es war nicht sowohl das sichtliche Schwinden der Ueberlieferungen der alten Kunst, als eine gewiße Verjüngung in Ideen und Formen, was mich daran überraschte: der Bogen des Septimius Severus, der Palast von Spalatro beleidigen den Geschmack durch den barbarischen Luxus von Verzierungen, womit sie überladen sind, und durch die auffallende Schwäche in der Ausführung des Ganzen wie der Theile,

und so kann man sich auch einer widrigen Stimmung nicht erwehren in den Ruinen von St. Paul, der Kirche von St. Lorenz, wenn man sie da eingeschachtelt sieht mitten unter den Ueberbleibseln andrer Denkmale, und neben Kunstgebilden, die in Rücksicht der Barbarei des Geschmacks den Bogen des Septimus Severus und den Palast von Spalatro wo möglich noch überbieten.

Ich konnte also wohl dem Studium der bescheidnen Tempel von Tessa einiges Interesse abgewinnen: aber darf ich es sagen, daß ich vor der ungeheuern Masse von Qalabscheh, vor diesen Säulen, die beinahe die höchsten von Louqsor erreichen, diesen Höfen, diesen Portalen, die sich mit einer Dendera's würdigen Pracht aufthun, diesen Farben, die in der Frische von Gestern prangen, kalt geblieben bin? Wie sollte es auch anders seyn? Dieß Alles findet sich bei näherer Ansicht so erbärmlich, nach Anlage und Ausführung so schwach und fehlerhaft, daß man sich über sich selbst ärgert, wie man Anfangs so blind seyn und staunen konnte. Woher nun dieser Ruf von Qalabscheh, der sich fast mit dem von Ibsambul mißt? Ohne Zweifel von der Nähe eines Denkmals, das man in einem Thale westlich vom Nil zu suchen hat, und das nicht leicht einem Reisenden entgeht.

Es ist ein kleiner unterirdischer Tempel (σπίος) mit einer länglichen, nach oben zu geöffneten Gallerie, die in ein Quergemach führt, dessen Felderdecke auf zwei Säulen von jener urdorischen Ordnung ruht, wie man sie in Beni-Hassan findet, nur daß sie kürzer, mehr pyramidalisch und tief ausgekehlt sind, und daß sie eine runde Basis und einen gevierten Würfel zum Knauf haben. In der Mitte ist die Thüre zu dem mit einer jetzt verstümmelten Statue geschmückten Heiligthume; das Ganze ist in einen granitartigen Kalkstein gehauen, der sich auch für die Sculptur so gut eignet, als der schönste Talkstein: darum sind auch die Basreliefs vielleicht sorgfältiger ausgearbeitet, als in irgend einem andern Monument der Regierung des Sesostris. Dazu kommt noch das Interesse, welches der Gegenstand einflößt, den sie darstellen: sie beziehen sich sämmtlich auf die Thaten des berühmtesten der Pharaonen, des Ueberwinders von Asien und Africa. Die zur Rechten mit der hohen Statur, den breiten Schultern, der Adlersnase, dem straffen und spitzigen Bart — es sind die Völker Asiens; die zur Linken mit den platten Nasen, den wulstigen Lippen und dem wolligten Haare — es sind die Libyer, diese auf den Grenzen der Wüste zerstreuten Schildwachen der Barbarei, die, so oft gedemüthigt, mit immer neuen Angriffen das gesegnete Egypten bedrohten. Sesostris ist noch jung; seine ersten Triumphe haben ihn kaum über die natürlichen Grenzen seines Reichs hinausgeführt; aber er sinnt bereits auf größere Eroberungen und in seiner edeln Gestalt malt sich der Stolz des ersten Erfolgs. Welche reiche Ausbeute für das Studium der Kunst und der Geschichte! Welch Leben und welche Anschaulichkeit in der Gruppirung! Hier nur wenige Andeutungen: da flieht eine bestürzte Bevölkerung vor dem Anblicke des Siegers — dort erzählt ein Mann seiner Familie die Fortschritte des feindlichen Heeres; zwei Prinzen, Söhne des Pharao, fahren auf Einem Wagen: der Eine schleudert den Wurfspieß, der Andere treibt die Pferde an, indem er zugleich sich liebevoll nach seinem Bruder umwendet. Indessen die Hauptwirkung concentrirt sich in der großen Scene, wie der Monarch, auf dem Thron, die Huldigung des unterjochten Africa's empfängt. Die Palmen des Sieges emporhaltend, werfen sich die Fürsten Aethiopiens vor ihm nieder und entrichten ihren Tribut: da giebt es Schätze und Kostbarkeiten aller Art; Pelzwerk, Körbe mit Früchten und Blumen, gefesselte Löwen, Wildspiele, die von Negern an der Koppel geleitet werden. Einer kommt mit einem Affen, ein Anderer bringt Gazellen und Antilopen; und über Menschen und Thiere ragt die lange Giraffe; betrachtet man endlich die künstlerische Gediegenheit, die Kraft des Ausdrucks und die individuelle Wahrheit, wodurch sich diese Basreliefs auszeichnen, so muß man gestehen, daß vielleicht nicht einmal Theben etwas Aehnliches aufzuweisen haben dürfte.

Nach solchen Meisterwerken hätte freilich der Tempel von Daudur kaum ein Recht auf die Aufmerksamkeit des Reisenden, wäre es nicht wegen seiner malerischen Lage mitten am Abhange eines abgerundeten Berges, seiner gegen den Fluß vorspringenden Terrasse und des anmuthigen Ebenmaßes aller seiner Verhältnisse. Dieser Tempel, ein Geschöpf der römischen Periode, ist dem Osiris geweiht, in dem nach und nach alle Formen der Gottheit, selbst die der Sonne und des Ammon, untergingen. Als dieses Denkmal seine Weihe erhielt, nahm die incarnirte Dreieinheit von Osiris, Isis und Horus den Thron von Ammon, Neith und Chons ein, und die großen Götter der Vorzeit waren in der Entwickelung des religiösen Mythus auf eine zweite Stufe herabgestiegen. Eben so hatten Jupiter und Juno den Saturn und die Cybele gestürzt; eben so sollte Phanes, der Bacchus der Mysterien, den Jupiter selbst verdrängen.

Höhe des Berges Ararat.

Nach den neuesten, sehr genauen Messungen, hat sich erwiesen, daß der Ararat, welcher einigen Geographen zu Folge blos 8 bis 10,000 Fuß hoch seyn sollte, zum Mindesten 17,000 französische Fuß mißt. Man verdankt diese Aufklärung dem Professor Parrot von Dorpat, dessen Reise wir im vorigen Jahrgang unsres Blattes angezeigt haben. Der Grund, warum man hinsichtlich der Höhe des Berges so lange im Irrthume war, liegt in der großen Ausdehnung seiner Basis; vielleicht auch in seiner vereinzelten Lage mitten in einem weiten Flachland. Wie es scheint, hatten die alten Geographen genauere Kenntniß von der Höhe des Ararat, als die neuern. Das Wörterbuch von Moreri sagt bereits, daß dieser Berg größer sey, als der Kaukasus und Taurus; so wie selbst die Sage, daß die Arche des Noah auf dem Gipfel desselben aufgesessen sey, auf eine beiläufige Schätzung seiner bedeutenden Höhe hinzuweisen scheint.

Americanischer Weinbau.

Die Vereinigten Staaten besitzen 24 Arten einheimischer Reben; als einer der besten bezeichnet man den Scuppernang, so genannt nach einem Moor in der südcarolinischen Landschaft Washington, wo er wächst. Dieser Rebe ist so ergiebig, daß manchmal ein einzelner Stock 25 Gal. Trauben oder 8 Stückfässer trefflichen Wein ausgiebt, der noch mit jedem Jahr schmackhafter wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 28. 28 Januar 1830.

Eine Begebenheit bei Lord Byron's Leichenzug.

Als die irdischen Reste Byron's von Missolunghi in England angekommen waren, wurden dieselben von den HH. Hobhouse und Hanson, als Testamentsvollziehern, in Empfang genommen und sofort von einem prachtvollen Leichenzuge zur letzten Wohnstätte geleitet; doch weder die Gemahlin des Dichters, noch Adda, „seines Herzens geliebte Tochter", folgten seiner Asche nach. Statt der Gattin aber führte ein sonderbarer Zufall eine Frau unter das Trauergeleite, deren verbotene Liebe zu dem Verstorbenen einst das Gespräch des Tages gewesen war. Lady Caroline Lamb hatte ihren Gemahl um Byrons willen verlassen; ihrerseits aber wieder von dem Dichter verlassen, glaubte sie diesen wirklich nicht mehr zu lieben, und bestärkte sich in solchem Glauben durch einen satirischen Roman, welchen ihr gekränkter Stolz sie gegen den Treulosen schreiben ließ. — Rückgezogen auf ihr Schloß Brocket-Hall empfing Lady Caroline dort zuweilen Hrn. Lamb, der das Geschehene großmüthig vergessend, ein Wiedererwachen der frühern Neigung nicht verleugnete. Die Nachricht vom Tode Lord Byrons in Missolunghi traf ein; Caroline aber, welcher einst ihr Ruf und ihr häusliches Glück kein zu hohes Opfer für Jenen war, schien jetzt von dieser Botschaft nur wenig gerührt. Als Hr. Lamb und die Lady eines Tags auf der Straße von Nottingham spazirten ritten, blieben die Pferde plötzlich stehen, stutzig über einen schwarzen, langen Trauerzug. Constables und Wappenherolde gingen voran; dann kam, von zwei Pagen geführt, ein Prunkroß, reich mit schwarzem goldverbrämten Sammt bekleidet; es trug einen schwarzen Reiter, der auf scharlachrothem Kissen die englische Pairskrone hielt. Gleich hinter demselben bewegte sich langsam ein von sechs Pferden gezogener, mit Flor und Trauergehängen bedeckter Wagen, auf welchem eine Todten-Urne stand. Den Zug schlossen andre Trauerwagen, und mehrere Reiter mit gesenktem Haupt und ernstem Blick. Lamb und Lady Caroline waren auf die Seite geritten, um den Zug vorbeizulassen. Bleich und erstarrend hatte Caroline nur zu wohl das Wappenschild des Lords und die Devise erkannt, welche sie als Siegel seiner Briefe einst so oft an die Lippen gedrückt. Halb todt ward sie nach Brocket-Hall zurück gebracht, und eine lange schwere Krankheit folgte dem erschütternden Auftritt. Während derselben war sie beinah fortwährend irren Fantasien hingegeben, und führte eine zurückschreckende Sprache; nur die Gesundheit des Körpers kehrte endlich wieder; ihr Verstand war mit jenen wilden Träumen entflogen. In ruhigeren Augenblicken wurde sie zuweilen der Verwirrung ihrer Gedanken sich bewußt; ihre Erinnerungen aber waren so traurig, daß sie die schneidenden Ausdrücke, welcher sie sich in den Stunden des Delirium bedient hatte, nur noch mehr schärfte. Sie stieß ihren Gemahl, wenn er sich sorglich nahte, zurück, und erklärte ihm, sie könne ihn nur nach langer Zeit wiedersehen, und jedesmal dürfe er nur kurz bei ihr verweilen: „Ich betrog Dich", sagte sie, „nie hab ich aufgehört ihn zu lieben; jetzt aber lüde ich doppelte Schuld auf mich, wenn ich Dich zum Zeugen machte, wie mir ein Schatten mehr ist, als Du. Ja ich liebe ihn noch, im Tode wie im Leben. Ich sehe ihn, ich spreche mit ihm, er bewohnt dieses Schloß; entferne ihn oder laß mich allein mit ihm." Lamb ehrte den Schmerz einer verbrecherischen Leidenschaft, und war barmherzig gegen den Wahnsinn. Jeden Monat einmal kam er, seine Frau zu sehen, und kehrte noch am nämlichen Tage nach London zurück; er schrieb ihr, wenn er nicht bei ihr seyn durfte, und ging in alle ihre Vorstellungen ein. Nur der Tod endete Carolinens Zustand; doch soll sie in der letzten Zeit ruhiger gewesen seyn.

Byrons Leichenzug hatte den Weg nach Hucknell unfern Newstead-Abbey in der Grafschaft Nottingham fortgesetzt, wo des Dichters Familiengruft ist. Seine sterblichen Reste fanden ihren Platz neben denen seiner Mutter, in Folge des Wunsches, den er in einem seiner frühsten Lieder ausspricht.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

3. Von Clima, Kleidung, Wohnung, Frauenzimmern u. s. w.
(Schluß)

Die Kleidung der Männer hat nichts Besonderes, indem sie ganz nach französischem Schnitt geformt ist, und das Mobenthermometer steigt und fällt in Madrid, die Verspätung abgerechnet, ungefähr wie in Paris. Das einzige Eigenthümliche

sind die sonderbaren großen Mäntel, in welche sie sich einhüllen, und welche sie nur in den heißesten Sommermonaten ablegen. Die alte spanische Tracht sieht man nur noch im Theater. Allein es giebt sonst noch in der gemeinen Volksklasse manche sonderbare Kleidungen für Männer und Weiber, von welchen man sich ohne Abbildung keinen Begriff machen kann.

Schuhe und Stiefel sind gut und dauerhaft, und nicht viel theurer, als in Deutschland; Holzschuhe wie in Frankreich sieht man keine in diesen Provinzen, wohl aber eine ganz besondere, aus Bindfaden geflochtene, zum Reisen bei trocknem Wetter sehr bequeme und wohlfeile Art Schuhe, welche vom Volke häufig getragen werden.

Weiber und Mädchen kleiden sich ins Gemein auf französische Art. Nur tragen sie beim Ausgehen gemeiniglich einen schwarzen oder dunkelvioletten Ueberrock, welcher zuweilen mit einer Menge Schnüre und anderem Flitterwerk behangen ist, und über den Kopf und Kamm einen weißen oder schwarzen, zuweilen sehr kostbaren Schleier, welcher bei gemeinen Weibern bloß in einem schwarzen wollenen Lappen besteht. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser letzteren ist, nebst Fluchen, Zanken, Tanzen und Branntweintrinken, das Läusefangen, ein Dienst, welchen sie sich wechselweise in allen Straßen erweisen. Noch vor wenigen Jahren sah man auf der Straße bloß schwarz gekleidete Weiber, welche mit ihren Schleiern wie Nonnen aussahen; jetzt aber sieht man sie in allen Farben gekleidet bunt durcheinander. In Gesellschaften, auf Bällen, im Theater und auf Spazirgängen wetteifern sie in der Mode mit den Französinnen, wobei ihnen jedoch immer ein etwas steifes, gezwungenes Wesen anklebt. Noch vor zwölf Jahren sah ich Reifröcke bei den Hofdamen, allein diese alberne Mode ist nunmehr schon lange von andern verdrängt worden. Hier, wie in manchen andern großen Städten, treiben die Mägde nicht weniger Luxus, als ihre Frauen, und sind oft kaum von diesen zu unterscheiden. Viele alte Weiber haben merkliche Schnurrbärte.

Womit beschäftigt sich denn eine vornehme Spanierin den ganzen Tag, werden vielleicht einige Leser fragen. Ei! die guten Damen haben genug zu thun, und sollten sie sich auch, wie gemeiniglich der Fall ist, weder mit ihren Kindern, noch mit ihrem Manne, noch mit Nähen oder der Küche oder andern zur Haushaltung gehörenden bloß Bürgersweibern angemessenen Dingen beschäftigen! Des Morgens früh (das heißt im Winter um acht oder neun, im Sommer um sieben oder acht Uhr) bringt die Kammerjungfer die Schokolade mit Zwieback oder Zuckerbrod an's Bett; bald nachher läßt man sich ankleiden, betet, hört die Messe, denn die meisten Großen haben in ihren Häusern Kapellen und Priester; und dann erst gehts an's eigentliche Frühstück. Ist das Wetter günstig, so wird zuweilen ein Spazirgang gemacht, sollte es auch nur im Hofe oder Garten seyn, wenn einer da ist. Kann oder will man nicht ausgehen, so giebt es hundert andere Beschäftigungen. Man lies't oder läßt sich das Tagblatt vorlesen, oder es wird gestickt oder Clavier geklimpert, mit dem Papagei oder Galan (cortejo) geplaudert, mit dem Möpschen getändelt u. s. f. Und so rückt unmerklich die Zeit des Mittagsmahles herbei, welches gewöhnlich um ein oder zwei Uhr Statt hat. Nun wird wenigstens eine Stunde lang gegessen und getrunken; ob man Hunger und Durst hat oder nicht, darauf kömmt's bei Vornehmen nicht an: nur bürgerliche Leute und arme Teufel essen und trinken, wenn sie Hunger und Durst treibt, oder wenn sie Etwas haben. Nach dem Essen wird ein Paar Stunden geschlafen oder wenigstens gefaullenzt, und bald nachher gemeiniglich etwas Erfrischung als Abendessen genommen: im Winter Schokolade oder süßer Wein, im Sommer Gefrorenes, bis die Zeit des Spazirganges eintritt. Nun muß die arme Zofe wieder an der Toilette schwitzen, und hat von Glück zu sagen, wenn sie ungehudelt fertig wird. Wer Kutsche und Pferde vermag, was hier keine Kleinigkeit ist, fährt gemeiniglich mit der ganzen Familie im Prado (einem großen mit Bänken und Bäumen gezierten Spazirgang) eine Zeit lang hin und her, bis man sich genug gezeigt hat; zuweilen reitet der Mann; wo nicht, so spazirt man zu Fuße mit Gesellschafterin oder Galan, aber selten mit dem Ehemanne, was in Madrid, wie zu Paris, gar zu bürgerlich und gegen allen Ton wäre. Auch finden Eitelkeit und Coquetterie beim Fußgehen ebenfalls ihre Rechnung: denn im Wagen bemerkt man ja weder Schuhe noch Strümpfe, noch Tanzmeistergrazie.

Nach der Zurückkunft wird, der Hitze und des verschluckten Staubes wegen, nochmals mit Gefrornem erfrischt (ich habe Leute gekannt, welche im Sommer fünf bis sechs Mal dergleichen Erfrischungen nahmen); und nun wird die wichtige Frage erörtert, ob man heute zu Hause bleiben, oder in Gesellschaft, oder in's Theater fahren will; und je nachdem man sich entscheidet, wird auch der Putz eingerichtet. Theater oder Gesellschaft dauern beide wenigstens bis eilf Uhr, oft noch länger. Nimmt man Gesellschaft zu Hause an, so wird gespielt, getanzt, Musik gemacht, an Eitelkeiten gearbeitet, geplaudert, verleumdet u. a. m., je nachdem es kommt; man macht Colacion, d. h. man trinkt Schokolade, Thee, süße Weine, Liqueur, Punsch oder genießt Gefrornes; man ißt Confekt, Kuchen, Obst, beinah wie es auch in meiner Vaterstadt (Basel) in den sogenannten Fraubasengesellschaften Mode ist. Ist die Assemblee weg, so wird zuweilen noch Etwas als Nachessen genommen, und der Rosenkranz gebetet, ehe man zu Bette geht, was selten vor ein Uhr geschehen kann.

Bei einer solchen Menge von Geschäften wird sich nun Niemand wundern, wenn die arme geplagte Dame des Morgens mit Kopfweh und müden Gliedern aufsteht, um seufzend und unzufrieden das nämliche wichtige Tag- und Nachtwerk wieder zu beginnen.

Der Beichtvater spielt in vornehmen Häusern keine unwichtige Rolle, und wird überall mit Ehrenbezeugungen überhäuft; denn es ist leicht zu erachten, wie Viel daran gelegen ist, Den zum Freunde zu haben, welcher alle Sünden vergeben kann. Auch in den Straßen küssen oft Weiber und Kinder den Priestern und Mönchen, besonders aber den Bischöfen, ehrfurchtsvoll die Hände. Doch ist das Ansehen der Beichtväter in den Häusern bei Weitem nicht mehr so groß, als es ehedem war. Sonst pflegte man einem nach Spanien oder Portugal reisenden Ehemann scherzhaft zuzurufen: er solle sich vor den Pantoffeln

hüten. War nämlich der Beichtvater bei der Frau, so ließ er seine Pantoffeln an der Thüre stehen, und diese durfte dann Niemand, auch der Mann nicht, überschreiten.

Ueber Charaktere und Sitten der hiesigen Frauenzimmer, besonders verheiratheter Damen, ließe sich noch manches Interessante anführen, und ich würde mich gerne etwas länger bei so liebenswürdigen Gegenständen aufhalten, wenn ich mich nicht allzusehr vor Weibernägeln und Weiberzungen fürchtete.

Le Sage schilderte das liebenswürdige Geschlecht mit vieler Wahrheit in seinem sinnreichen Roman und versichert, dasselbe sey im Allgemeinen sehr fromm und andächtig, wisse aber die Andacht sehr wohl mit der irdischen Liebe zu verkuppeln. Gil Blas ist ein so treues Gemälde der spanischen Sitten, und des Hofes jener Zeiten, daß einige spanische Gelehrte ganze Bücher geschrieben haben, bloß um zu beweisen, daß der treffliche Roman unmöglich von einem Fremden seyn könne. Indessen beweisen alle jene Beweise im Grunde Nichts, als die mächtige Eigenliebe und Eifersucht der Verfasser. Man sehe übrigens in Ansehung unsrer Schönen das bekannte französische Werk: Bibliotheque britanique, litterature tom. 1. Vieles paßt heute noch.

Skizzen aus dem niederländischen Indien.

II. Durchflug durch die Provinz Bantam auf Java.

Kaum hatten wir Anjer hinter uns, so mußten wir eine bedeutende, stark beholzte Anhöhe ersteigen. Wir erreichten indessen bald den Gipfel derselben, weil unser Kutscher die Pferde in gestrecktem Galopp hinantrieb, und hielten einen Augenblick, um der reizendsten Aussicht zu genießen: zu unseren Füßen lag, sobald wir uns umwandten, das Meer gleich einem Spiegel ausgebreitet, in einiger Entfernung die kleinen Inseln der Meerenge und das Schiff, welches wir verlassen hatten, und das mit aufgezogenen Segeln majestätisch auf der flüssigen Fläche wogte.

Wir hatten vier Posten zurückzulegen, um uns nach Ceram, dem Hauptorte der Residentschaft Bantam zu begeben; wir machten diesen Weg in drei Stunden. Die Pferde, obwohl klein und von dürftigem Aussehen, waren beständig in starkem Trab oder Galopp; und wenn sie einmal in Gang gesetzt waren, hielten sie nicht eher, als auf der nächsten Station, wo zwei Minuten hinreichten, um ein frisches Gespann zu haben. Bei jeder Anhöhe trieb der Kutscher zu meinem großen Erstaunen die Pferde zu verdoppelter Geschwindigkeit an; da sie nun mehr Feuer als ausdauernde Kraft besitzen, so müssen sie eine außerordentliche Anstrengung machen, um einen Berg zu übersteigen; und wenn sie einmal nachlassen oder stehen bleiben, ist es schwer, sie wieder in Bewegung zu bringen. Auch muß man, wenn man höhere Berge vor sich hat, wie den Megamendong bei Buitenzorg, den Polla und andere in den Preangern, Büffel zu Hülfe nehmen.

Die Provinz Bantam hat während der zwanzig Jahre, seit denen sie mit den unmittelbaren Besitzungen der niederl. Regierung verbunden ist, im Ackerbau und in der Civilisation außerordentliche Fortschritte gemacht. Vorher hatte sie einen eigenen Sultan, welcher, so gering auch seine politische Macht war, doch Einfluß genug besaß, um den Wohlstand seiner Unterthanen in Fesseln zu legen; er zeigte indessen feindselige Gesinnungen gegen die niederländische Regierung, und der General-Gouverneur Daendels säumte nicht, einige Regimenter gegen ihn marschiren zu lassen; er war bald gebändigt, apanagirt und seine Staaten der unmittelbaren Herrschaft der Colonialregierung unterworfen. Seitdem die Bevölkerung von Bantam nicht mehr durch willkürliche Auflagen erdrückt wird, sondern nur ihre festgesetzte Grundsteuer zahlt, zieht der Landmann von seinen Arbeiten einen Nutzen, der ihn ohne äußere Aufforderung von selbst zur Thätigkeit antreibt, und der Anblick der ganzen Provinz hat eine andere Gestalt gewonnen.

Nächst dem Reisbau besteht der Reichthum der Provinz Bantam größtentheils in der Viehzucht. Der Büffel, der in Java den europäischen Ochsen ersetzt, ist bei der trefflichen Weide dieser Insel von ausgezeichneter Größe. Auch sieht man eine große Menge Ziegen, welche die Einwohner regelmäßig nach den Bazars in der Umgegend von Batavia treiben, wo sie Gelegenheit finden, dieselben mit großem Vortheil zu verkaufen, weil die Malaien das Fleisch dieser Thiere dem Hammelfleisch vorziehen.

Der grobe Baumwollenzeug, eine Art Guingang, welchen man in der Residentschaft Bantam verfertigt, wird besonders in den östlichen Distrikten der Insel sehr gesucht und bildet daher einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig. Man bereitet auch allerlei Töpferwaaren, Matten von Binsen oder Bambus und eine Art sehr feinen Kalkes, der in dem ganzen Archipel großen Absatz findet, indem er von den Europäern zum Weißen ihrer Häuser und von den Eingebornen zur Bereitung des Betels gebraucht wird.

Als wir uns Ceram näherten, wurde die Straße, die bisher durch ziemlich sumpfige Gegenden geführt hatte, mit jedem Schritte angenehmer; zur Rechten und zur Linken unabsehliche Reisfelder und von Zeit zu Zeit die Baumgruppen, welche die Campong's oder Häuser der Landleute umgeben; einige Warongs oder kleine Herbergen an der Straße bieten dem Reisenden Gelegenheit dar, Erfrischungen zu sich zu nehmen, die Nacht zuzubringen oder während der heißesten Stunden des Tages auszuruhen. Ich fragte meinen Reisegefährten, ob wir zu Ceram ein Gasthaus finden würden? „Ja," antwortete er, „es giebt Gasthäuser in jedem Hauptorte einer Residentschaft; aber der Resident S., der lange zu Sourabaja gelebt hat, würde mir ein schönes Gesicht machen, wenn wir anderwärts als bei ihm abstiegen; seyn Sie versichert, daß Sie ihm willkommen seyn werden!" Und wirklich führte uns der Kutscher gerade nach der Residenz, wo wir auf das Freundlichste und Verbindlichste aufgenommen wurden, und der Herr vom Hause nebst seiner Gemahlin mir die Einladung wiederholte, die mein Freund und Cicerone bereits in ihrem Namen gemacht hatte. Nach einem trefflichen Mahle ergingen wir uns in der Buitenganbery (einer Vorhalle), um uns durch die frische Luft zu erquicken; schwarze Sclaven brachten uns Caffee und Havanna-Cigarren. Ich war nicht wenig überrascht, plötzlich, von seinem Cognac geführt, einen jungen Elephanten ankommen zu sehen, der uns seine Kunststücke vormachte, indem er die Stufen der Vorhalle herauf und hinabstieg, eine Bouteille entstöpselte und leerte, kleine Geldmünzen aufhob u. s. w. „Ich war der Meinung," sagte ich zu meinem Nachbar, „daß es auf Java

keine Elephanten gäbe?" — „Dieß ist auch ganz richtig," erwiederte er; „ich glaube, daß dieser hier von einem der indischen Fürsten unserer auswärtigen Niederlassungen herübergeschickt worden ist, um ihn irgend einem großen Herrn zum Geschenke zu machen, der an seltenen Thieren, besonders wenn sie einen starken Appetit haben, keinen Gefallen findet, und ihn daher vorläufig hier aufziehen läßt, bis sich einmal eine Gelegenheit darbietet, ihn vortheilhaft an den Mann zu bringen."

Einige Zeit darauf kam ein Besuch, der mir interessanter war: der javanische Distriktsvorsteher, der dem Residenten seine Aufwartung machte. Sein Gefolge bestand aus 5 oder 6 Javanern, von denen der eine sein Pajoong trug — einen großen Sonnenschirm, dessen Farbe und vergoldete Stäbe den Rang und die Würde des Eigenthümers bezeichnen — eine anderer seine Betelbüchse, ein dritter den silbernen Spucknapf u. s. f. Als der indische Häuptling sich der Gesellschaft näherte, bemerkte ich, daß er für jeden von uns einen besondern Gruß hatte. Er verneigte sich tief vor dem Residenten, wobei er die beiden Hände ausstreckte, als ob er ihm die Kniee berühren wollte, was dieser verhinderte, indem er ihm freundschaftlich die Hand drückte. Auf eine etwas weniger tiefe Verneigung, die er dem Secretär machte, indem er ihm die Hand bot, folgte ein leichter Gruß und das Tabeh-Tuan (guten Tag, mein Herr), welches an die übrigen Mitglieder der Gesellschaft gerichtet wurde, obwohl die Gegenwart von Fremden dieser Vertraulichkeit einige Unsicherheit beimischte. Endlich nahm er den Stuhl an, den der Herr des Hauses ihm an seiner Seite angeboten hatte, schob denselben aber mehrere Fuß zurück, ehe er sich setzte. Zwei seiner Diener stellten sich hinter ihn und ließen sich auf die Fersen nieder, um ihm die Betelbüchse oder den Spucknapf darzureichen; die übrigen blieben in der Vorhalle. Hierauf wurde die Unterhaltung allgemein, und während derselben boten die Bedienten beständig Thee oder Wein mit Selzerwasser herum, welches man in Indien Ajer Hollanda (holländisches Wasser) nennt, und das in diesen heißen Gegenden ein sehr beliebtes und heilsames Getränk ist. Eine Whistpartie machte den Beschluß dieses angenehmen Abends.

Am folgenden Tage, mit Sonnenaufgang, saßen wir in unserem Wagen; die köstliche Frische des Morgens erhöhte für uns den Reiz der herrlichen Landschaft, die wir durchflogen; besonders zu unserer Rechten konnten wir nicht satt werden, jene hohe Bergkette zu betrachten, welche die Insel in ihrer ganzen Länge durchzieht und die, zu dieser Stunde des Tages, mit Wolken gekrönt, sich in den mannigfaltigsten und malerischesten Umrissen am Horizonte zeichnet. „Welche reizende Natur," rief ich aus, „welche reiche Vegetation! Welche Schätze muß dieses Land den Freunden der Botanik darbieten!" — „Auch ist der größte Theil dieser Berge," entgegnete mein Freund, „von dem gelehrten und unermüdlichen Doctor Blume besucht worden, der glücklicher als seine Vorgänger, die jungen Naturforscher Ahul, Van-Hasselt und Boyé, welche hier ein vorzeitiges Ende fanden, vor Kurzem mit seinen prächtigen Sammlungen nach Europa abgereist ist, um dort seine Flora Javae herauszugeben, ein Werk, das ihm ohne Zweifel eine der ersten Stellen unter den Gelehrten unserer Zeit erwerben wird."

Rita-Christiana.

Die kürzlich in Paris gestorbene Rita-Christina, mit welcher wir unsere Leser als im Allgemeinen bekannt voraussetzen dürfen, war keineswegs einzig in ihrer Art. Am Hofe Jacobs IV, Königs von Schottland, lebte ein solches zweiköpfiges Wesen, das auf königliche Kosten erzogen worden war, mehrere Sprachen verstanden haben und in der Musik nicht ungeschickt gewesen seyn soll. Der eine Kopf, wird behauptet, war verständig und lernbegierig; der andere besaß viel weniger Fähigkeit. Das Mißgeschöpf wurde 18 Jahre alt; die eine Hälfte überlebte die andre um mehrere Tage, und zehrte in dem Maße ab, wie die andre in Verwesung überging.

Das Journal des Savans von 1665 bemerkt, es sey im Jahr 1664 von Orford ein Kind gebracht worden, das zwei, einander gerade gegenüber stehende Köpfe, vier Arme, Einen Bauch und zwei Beine hatte. Man hatte die Mißgeburt zweifach getauft und den einen Kopf Maria, den andern Martha genannt. Das eine Gesicht war von lebhafterem Ausdrucke, als das andre; beide Köpfe hingen auf die Brust herab. Martha, die minder lebhafte, starb zwei Tage nach der Geburt, zuerst; Maria verschied eine Viertelstunde nachher. Bei der Oeffnung fand man alle einfachen und gedoppelten Organe bis zum Grimmdarm zweifach vorhanden; von da an aber Alles nur auf Einen Menschen berechnet. —

Im Jahr 1724 erwähnt das Journal von Trevoux eines Mädchens aus Domremy-la-Pucelle, welches von oben herab bis zum Nabel doppelt war, nach unten zu aber nur an der linken Hüfte den Stumpf eines dritten Schenkels zeigte. Dasselbe lebte einige Zeit; jeder der Köpfe hatte ein eignes Leben, und überhaupt fand nach oben in jeder Beziehung eine doppelte, von einander gesonderte, nach unten zu eine einzige, gemeinschaftliche Empfindung Statt. Ein Schmerz in den untern Theilen wurde von beiden Köpfen zumal empfunden; für Eindrücke auf die obern Theile aber hatte jeder Kopf seinen abgesonderten Sinn, d. h. er empfand nur diejenigen Einwirkungen, welche auf der ihm zugehörigen Hälfte angebracht wurden.

Durch Christina-Rita, wäre sie am Leben geblieben, würde indessen die Wissenschaft Mehr gewonnen haben, als durch die Beobachtungen, welche an den drei eben genannten Mißgeburten vorgenommen wurden, da die pariser Gelehrten sowohl während des Lebens jenes Doppelmädchens gewiß nicht ermangelt hätten, den Organismus desselben auf jede Art zu durchforschen, als nach dem Tode durch Das, was sie während des Lebens bemerkt hatten, geleitet und aufmerksam gemacht, den Körper auf's Genaueste zu secciren; zu welchem Beidem sie bei den Fortschritten, welche Physiologie und Anatomie in neuerer Zeit gemacht haben, geeigneter waren, als jene Vorgänger.

(Schluß folgt.)

Cosciusko.

Wie gewöhnlich plündernd drangen Kosaken in das französische Dorf Gugny, bei Berville. Sie kamen vor ein Haus, wo ihnen ein Greis entgegentrat. Soldaten, sprach er, indem er seine bepanzerte Brust entblößte, achtet die Wohnung eines Soldaten. Und Wer bist Du, erwiederte der Anführer der Horde, der Du unsere Sprachen kennst und es wagst, so mit uns zu reden? „Ich bin Cosciusko." Bei diesen Worten stürzten die wilden Krieger zu den Füßen des Helden und baten um Verzeihung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 29. 29 Januar 1830.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

4. Von Unterhaltung und Vergnügungen.

Wenn ein Fremder ein Paar Monate in der Hauptstadt zugebracht, den königlichen Palast mit seinen Kunstwerken, die beiden Museen der Naturgeschichte und der Gemälde gemächlich bewundert und die öffentlichen Spazirgänge besucht hat, bis er sie auswendig weiß; wenn er die beiden Theater, das Stiergefecht, die berühmtesten Kaffeehäuser nebst einigen Modegesellschaften mit seiner Gegenwart beehrt hat, und sein Herz bei allen Versuchungen frei geblieben ist, so fängt er gemeiniglich an Langeweile zu empfinden und sehnt sich weiter. Dieß ist besonders der Fall, wenn sein Beutel nicht wohl bespickt ist, denn in dieser Stadt sind nur wenige Dinge wohlfeil, und ohne Geld bekömmt er nicht einmal Wasser.

Auch die umliegenden Gegenden werden dem Fremdling wenig Augenweide darbieten; er müßte denn an den öden nur kurze Zeit grünenden Feldern ohne Schatten, und an einigen armseligen Dörfern Geschmack finden. Will er sich aber bemühen, Etwas weiter zu streifen und die drei königlichen Lustschlösser Escurial, Aranjuez und San Ildefonso zu besuchen, so kann er manche wirkliche Schönheit der Natur und Kunst bewundern.

Die beiden ersten Lustorte liegen nur sieben bis acht starke Stunden von der Hauptstadt, aber in ganz entgegengesetzter Richtung. Das Escurial ist zwar nur ein ungeheuer großes Kloster, mit schätzbaren Gemälden und einer seltnen Bibliothek; allein in Aranjuez, welches südlich gelegen ist, und wo die königliche Familie den Frühling zubringt, befinden sich außer dem königlichen Palaste prächtige Gärten, Blumen und Lustwäldchen am Ufer des Tajo, wo der müde Wanderer im kühlenden Schatten sich erquicken kann.

San Ildefonso ist zwölf Stunden von der Stadt nördlich in den Bergen gelegen, und nahe bei Segovia, wo eine prächtige römische Wasserleitung sich findet. Dieser Lustort genießt eine gemäßigte Temperatur, beinahe wie das mittägige Frankreich, und besitzt ebenfalls einen Palast; herrliche Gärten und Tannenwälder, mit Spazirgängen und einer Menge kostbarer Springwasser, wie Versailles. Auch ist dort eine berühmte Glas- und Spiegelfabrik. So ungern ich diesen angenehmen Ort verlasse, wo der König gemeiniglich die heißesten Sommermonate zubringt, so muß ich doch wieder mit meinen Lesern in die Hauptstadt zurückkehren, mich mit ihnen etwas ausführlicher über einige der oben angezeigten Belustigungen zu unterhalten.

Das berüchtige Stiergefecht, dieses barbarische, die Menschheit entehrende Schauspiel, welches noch immer alle Wochen fortdauert, geht dem Spanier über Alles. Vornehmer und geringer Pöbel, Weiber und Kinder, ja sogar königliche Personen, finden ein ungemeines Vergnügen daran, und jauchzen und klatschen um so lebhafter, je mehr Menschen und Pferde dabei verwundet werden. Montags, wenn das Schauspiel Statt hat, ist bei Handwerksleuten und Künstlern an kein Arbeiten zu denken. Wer nur einen Franken erübrigen kann (die guten Plätze kosten einen Thaler und darüber) fährt oder läuft in das ungeheure Theater, welches mit einem römischen Amphitheater viele Aehnlichkeit hat. Da sieht man Leute, welche Bett und Kleider verkaufen oder verpfänden, um etwas Geld zu erübrigen; Mädchen und Weiber, welche, am Eingange spazirend, ihre jungen und alten Reize feilbieten, nur um den geliebten Thierhetzen beizuwohnen. Findet ein Fremder keinen Gefallen an dieser Ergötzlichkeit, so wird sein schlechter Geschmack bedauert. — Doch Alles, was dieses gräßliche Schauspiel betrifft, ist von mehreren Reisenden so oft und umständlich beschrieben worden, daß es überflüssig wäre, hier länger dabei zu verweilen. Eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser Lustbarkeit findet man unter Anderem auch in der schon angeführten Bibliotheque britannique, litterature, tom. 6.

Auch Hahnengefechte sind hier üblich wie in England, doch gemeiniglich nur unter dem Pöbel; auch geben diese Schauspiele hier zu keinen so rasenden Wetten Anlaß, als es in jenem Lande der Wetten Mode ist.

Der gemeine Mann hat, wie überall, seine gymnastischen Spiele. Oft üben sie sich an Festtagen im Ballspiel, und im Werfen einer schweren eisernen Stange. Auch sind sie sehr geschickt, Münzen nach einem gewissen Ziele, z. B. nach einem in die Erde gesteckten Messer, zu werfen, und in dieser Uebung besteht das gewöhnlichste Spiel von Groß und Klein. Von gymnastischen Uebungen der Weiber habe ich schon oben Einiges erinnert. Zur Fastnachtszeit haben die Marktweiber ein besonde-

res Vergnügen daran, eine große aus alten Lappen verfertigte Puppe in einer Decke zu prellen, und den Vorübergehenden einen Schwanz von Papier anzuheften.

In Madrid giebt es zwei mittelmäßige Theater, welche das ganze Jahr hindurch ziemlich leer bleiben, ausgenommen, wenn Oper gegeben wird. Diese ist gewöhnlich größtentheils von italienischen Schauspielern besetzt, welche jedoch denen der Opera bulfa zu Paris beinah so weit nachstehen, als unser Orchester jenem, obschon Alles, Schauspieler, Musikanten und Plätze hier weit theurer bezahlt werden.

Das gewöhnliche Parterre kostet drei Franken, allein dafür herrscht auch in unsrem Theater bessere Ordnung, als in Paris, indem alle Plätze genau bezeichnet sind, und Jedermann den seinigen zu jeder Zeit finden kann. Frauenzimmer dürfen nicht ins Parterre, sondern müssen entweder Balkons bezahlen, welche ziemlich theuer sind, oder in den gemeinen Weiberplatz gehen, welcher sehr treffend der Hühnerstall (gallinero) genannt wird. Uebrigens hört man hier selten andere Singspiele, als von Rossini, und wenn man einen Modedilettanten versichert, es gebe auch deutsche Opern, welche gefielen, so anwortet er mitleidig: „kann seyn, es giebt hübsche Instrumentalmusik deutscher Künstler, doch ihre Vokalmusik ist zu barbarisch für unsre Ohren!" — Französische Musik, sagen sie, sey gut zum Einschläfern.

Was die dramatische Kunst betrifft, so giebt es hier schon seit einigen Jahren keinen ausgezeichneten Theaterdichter, und die Modestücke sind meistens aus dem Französischen übersetzte Melodramen, jedoch ohne Musik. Doch giebt man auch zuweilen Nationalstücke von Calderon, Lope de Vega, Moratin u. a. Auch einige Schauspiele von Kotzebue z. B. Menschenhaß und Reue und die Versöhnung sah ich nach ziemlich kastrirter Uebersetzung aus dem Französischen aufführen; und das schillersche Drama: Kabale und Liebe, würde in ein Lustspiel umgeändert. Trauerspiele giebt es auch zuweilen, doch selten; die Spanier lieben das Tragische bloß im Amphitheater des Stiergefechtes.

Eigentliche öffentliche Concerte giebt es hier nicht oft, und wird je ein Mal eines angekündigt, so besteht dasselbe beinah ganz aus Vokalmusik. Der Spanier, auch der gebildete, hat überhaupt wenig Geschmack an Instrumentalmusik, es müßte denn die Guitarre seyn, welche er so leidenschaftlich liebt und mit so unbeschreiblicher Geduld studirt, daß manche Virtuosen auf diesem Instrument beinah alle Schwierigkeiten des Claviers aufzuführen im Stande sind. Hier ist Guitarre Nationalinstrument und gehört zu allen Volkstänzen. Sie gehört so gut als Bartbecken und Rasirmesser zur vollständigen Haushaltung eines jeden Barbiers, welcher, gewöhnlich des Abends vor seiner Bude sitzend, den Nachbarn auf seiner oft erbärmlichen übelgestimmten Laute Etwas vorkratzt und gemeiniglich auch dazu singt. Befindet sich unter den Zuhörern Jemand mit einer Klapper, und noch ein Anderer mit einer Handtrommel, so ist das Trio zum Nationaltanz fertig und die Freude vollkommen. Der Tanz Fandango, Bolero oder Seguidillas beginnt mit Leidenschaft in einem Zirkel von neugierigen Zuschauern, für welche der kratzende Barbier ein Orpheus ist. Jeden Sonnabend kann man dieses Schauspiel in den Straßen und auf Spazirgängen sehen. Auch im Theater wird täglich als Zwischenspiel ein Nationaltanz mit Klappern und Orchester zum Besten gegeben, was jedoch für einen Fremden, sobald er es ein Mal gesehen hat, sehr langweilig ist. Der bekannte italienische Tonkünstler Mercadante, welcher hier ein Jahr lang Operndirektor war, machte sich außerordentlich beliebt durch eine seiner Opern: die beiden Figarros; ganz im Nationalgeschmack. Die Ouverture ist ein wahrer Pot-pourri von Nationaltänzen, für spanische Ohren das Non-plus-ultra aller Symphonien, und jeder Klavierspieler kann sie auswendig.

Doch nicht nur die Guitarre, auch den Dudelsack liebt das gemeine Volk, besonders in Gallizien, ungemein, und tanzt ebenfalls dabei mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit, welche polnischen Tanzbären Ehre machen würde.

Nächst der Guitarre ist das Klavier seit einigen Jahren ziemlich Mode geworden, und wird fleißig gelernt, besonders zur Begleitung des Gesangs. Es werden hier Instrumente verfertigt, welche den aus der Fremde eingeführten nahe kommen, und es giebt einige geschickte Professoren und Dilettanten beiderlei Geschlechts. Auch einige ziemlich geschickte Violin- und Flötenspieler haben wir, und unter letztern sogar Frauenzimmer.

So selten öffentliche Concerte gegeben werden, so giebt es dennoch im Winter manche Musikvereine (welche man hier Akademien nennt) in Dilettantenhäusern; doch meistens nur für Vokalmusik. Der Nationalgeschmack ist nun einmal so, und kämen auch Spohr und Hummel nach Madrid und gäben Concert, ich bin versichert, diese göttlichen Tonkünstler würden dem größten Theil des Publikums Langeweile verursachen, und einer mittelmäßigen Sängerin, oder einem Lautenspieler nachstehen müssen. Wagt ein Fremder einige Bemerkungen über diesen Punkt, so heißt es wie beim Stiergefecht: Der Herr beweist wenig Geschmack.

Oeffentliche Bälle, wie in Frankreich und Deutschland, habe ich nie gesehen. Doch wird viel in Gesellschaften getanzt; da giebt es französische und englische Contretänze, auch wird zuweilen gewalzt. Der gemeine Mann aber kennt nur Nationaltänze; diese gehen ihm, nächst den Stierhetzen, über Alles, und dergleichen Bälle giebt es, wie schon gesagt, oft auf allen Straßen und Spazirgängen.

Nach dem Abendspazirgang, welcher im Sommer bei Sonnenuntergang erst Statt haben kann, geht der Spanier gemeiniglich ins Kaffeehaus, um sich mit Bier oder Gefrornem zu erquicken. Eines seiner Lieblingsgetränke ist Bier mit gefrorner Limonade vermischt. Dergleichen Kaffeehäuser giebt es hier viele, und zum Theil recht schmucke. Was aber dabei einem Fremden besonders auffällt, sind die größten Theils von Heiligen entlehnten Benennungen, welche sich auch bei den Bierbrauereien und vielen Gasthöfen finden. Dieser Umstand giebt oft zu sonderbaren Reden Anlaß; z. B. „Ich komme von der heiligen Anna, und habe mich da recht sehr ergötzt;" — „heut Nacht wollen wir zur heiligen Katharina gehn und ein Räuschchen trinken." — Und fordert man Bier, so fragt der Bursche: „Wollen Sie Bier

vom heiligen Joseph oder von der heiligen Barbara?" — In allen Kaffeehäusern wird viel geraucht und Billard gespielt.

(Schluß folgt.)

Geschichte des constitutionellen Geistes in England.

Cromwell und Napoleon.

Der Tod Carls I, und das kraftvolle Verfahren, das nunmehr eingetreten war, hoben Cromwell auf eine Höhe, die der jungen Freiheit den Untergang brachte. Männer, welche Monarchien aus Republiken gebildet haben, waren gewiß immer außerordentliche Geister; und dem Glanz, womit die Geschichte dieselben umgiebt, kommt nicht leicht ein anderer Ruhm nahe. Gründer einer Gewaltherrschaft und Söhne der Freiheit — als Könige unter ihren Mitbürgern, als Bürger unter ihren Mitkönigen angesehen, vereinen sie die Attribute des Systems, von welchem sie entsprungen sind, und desjenigen, welchem sie den Ursprung gaben. Unter den Wenigen, welchen das große Wagestück gelungen ist, stehen drei Helden oben an: Cäsar, Cromwell und Napoleon. Die erste Stelle in diesem Triumvirat gebührt ohne Frage Cäsarn; er verband Cromwells Talente mit denen Napoleons, und er besaß, was diesem und jenem abging — wissenschaftlichen Sinn, Geschmack, Witz, Beredsamkeit — war nach Gefühl und Sitten ein vollkommen gebildeter Mensch. Was aber die Vergleichung zwischen Cromwell und Napoleon belangt, so hat man behauptet, jener sey nie, gleich diesem, Gesetzgeber gewesen; habe überhaupt nirgends den Wunsch gezeigt, seinen Ruhm auf der edelsten Grundlage, der Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft, aufzurichten. Allein dieser Unterschied rührt nicht sowohl von dem Charakter beider Männer, als von der Beschaffenheit der Revolutionen, durch welche sie zur Macht gelangten, her. Der Bürger-Krieg in England war zur Vertheidigung und Erhaltung unternommen worden; die französischen Republikaner setzten sich die Zerstörung zum Zweck. In England waren die allgemeinen Gesetze ihrem Prinzip nach nie umgestürzt und viele sogar in ihrer Form aufrecht erhalten worden; in Frankreich hatte man das Gesetz und seine Diener mit einander vertilgt. Hier also war Gesetzgebung nothwendig das erste Geschäft einer wieder befestigten Regierung. Wenn dagegen Cromwell wenig Neues einführte, so geschah Dieß, weil keine vorausgegangene allgemeine Verwüstung ihm hiezu Raum gab. So wie er die Dinge fand, verbesserte er das Repräsentativ-System auf eine höchst zweckmäßige Art und trug Sorge, daß die Gerechtigkeit durch das ganze Reich auf gewissenhafte Art verwaltet werde. In einer Rede an das Parlament im September 1656 sagt er: „Ueber einen Punkt beschwert sich die ganze Nation. Es ist das Gesetz .... Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich so ausgezeichnete Richter im Land habe, als seit vielen Jahren gewesen sind, oder die Nation gehabt hat. Wahrhaftig, ich könnte hier sowohl auf den executiven Theil, als auf die Administration näher eingehen; doch Das möchte Euch jetzt den eigentlichen Punkt aus dem Gesicht rücken.*) Was nämlich hier die Hauptsache ist, sind die schlechten und verdammlichen Gesetze, welche zu ändern Euch zukommt. Einen Menschen um sechs Pfennige, drei Pfennige, um ich weiß nicht Was zu hängen; zu hängen um einer Kinderei willen, und einen Mörder zu begnadigen, das ist Gesetzes-Brauch, weil das Gesetz schlecht abgefaßt ist. Ich bin Zeuge gewesen, wie abscheuliche Mörder los kamen, und Menschen um der geringfügigsten Dinge willen das Leben verloren. Das ist Etwas, wofür Gott Rechenschaft fordern wird; ich wünsche, daß es keinen Tag länger auf der Nation liege, als bis ihr ein Heilmittel dagegen gebet; und ich hoffe Euch darin mit freudigem Muthe beistehen zu können."

Obwohl Cromwell mit Napoleon als Feldherr nicht zu vergleichen ist, so stand doch, was er in dieser Beziehung geleistet, fast eben so hoch über dem Maß der Zeitgenossen, als die Thaten Napoleons. (?) Ueberdieß war dieser in einer der ersten Militärschulen erzogen worden, und die Armee, welche er nach Italien führte, eine der trefflichsten, die je existirten. Cromwell verlebte seine Jugend und die ersten Jahre des Mannesalters in bürgerlichen Verhältnissen. Er sah den Krieg nicht vor seinem vierzigsten Jahr. *) Er mußte erst sich, dann seine Truppen bilden. Aus rohen Rekruten schuf er das tapferste Heer, voll trefflicher Mannszucht; das geordnetste im Frieden, das schrecklichste im Krieg, welches Europa bis dahin gesehen hatte. Nie lieferte er eine Schlacht, ohne den Sieg zu gewinnen; nie gewann er den Sieg, ohne die entgegenstehende Macht zu vernichten.

Dem Geist und Charakter seiner Verwaltung nach muß Cromwell hoch über Napoleon gestellt werden. Der bei Weitem gebildetere Zeitgeist, die ausgesprochenere Vernunft wurden Letzterm keine Veranlassung, seine Leidenschaften zu zügeln oder das Glück seines Volkes sich zum Ziele zu stecken; hielten ihn nicht ab, Ruhm und Macht aufs Spiel zu setzen in wahnsinnigem Kampf gegen die Grundgesetze der menschlichen Natur und der physischen Welt — gegen die Wuth des Winters und die Freiheit der Meere; wahrten ihn nicht vor Berauschung im Glücke oder Kleinmuth im Unglück. Cromwell dagegen, in eine Zeit des tollsten Fanatismus geworfen, ließ sich nie in unausführbare Unternehmungen ein, verwirrte nie sein Verständniß über das allgemeine Beste. Dem Corsen an Genie (invention) nachstehend, machte er einen viel weisern Gebrauch von seinen Gaben, als Jener. Napoleon ist unter den Eroberern, was Voltaire unter den Schriftstellern — ein Wunderkind. Der Glanz seines Genius wurde nicht selten von den verkehrtesten launenhaftesten Grillen und Einfällen getrübt. Cromwell war im vollen Sinn ein Mann. Er besaß in ausgezeichnetem Grad jene männliche, vollkommen gereifte Kräftigkeit des Geistes, jene gleichmäßige Gesundheit der Seele, welche, wenn keine Nationalpartellichkeit uns hierin irre führt, in vorzüglichem Grad Ei-

*) Oder: Das möchte Euch Besorgnisse erregen, (als wollte ich dadurch auf eine Uebermacht von meiner Seite gegen Euch hinweisen;) but that would trouble you.

*) Der Verfasser, welchem man nicht sowohl Ungerechtigkeit gegen Napoleon, als eine zu weit getriebene Vorliebe für Cromwell zur Last legen dürfte, ist hier — unseres Wissens — im Irrthum: Cromwell machte in seiner Jugend wirklich einen Feldzug mit.

genthum der großen Männer Englands ist. Nie war ein Herrscher so zur Herrschaft geboren. Der Becher, welcher fast alle Andern berauschte, verlieh ihm Nüchternheit. Reißend schnell, wie sein Glück wuchs, entfaltete sich gleichmäßig sein Geist. Ohne als Privatmann die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, wurde er plötzlich ein großer Feldherr und ein noch größerer Fürst. Napoleons Auftreten hatte jederzeit etwas Theatralisches, in welchem sich der Ton der Wachtstube aus der Revolution mit der Ceremonie des alten Hofs von Versailles verband. Cromwell zeigte in seinem Benehmen, selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde, die einfache unerkünstelte Hoheit eines Mannes, der sich seiner Geburt weder schämt, noch eitel auf seine Erhebung ist. Leichtweg, bis zur Familiarität, wo es bloß seinem persönlichen Range galt, hielt er bloß in Beziehung auf die Würde des Reichs auf geregelte Hofsitte. Er duldete, daß ein verrückter Quäcker ihn mitten in Whitehall beschimpfte, und bestrafte ihn allein dadurch, daß er ihn sogleich frei ließ, und zur Tafel lud; aber er war daran sich allen — für ihn besonders zu berücksichtigenden — Gefahren eines Kriegs auszusetzen, um das Blut eines einzigen englischen Privatmanns zu rächen.

(Fortsetzung folgt.)

Christina Rita.

(Schluß.)

Christina-Rita wurde in Sassari in Sardinien den 12 März 1829 geboren. Sie war das neunte Kind ihrer Mutter. Bei der Geburt traten keine ungewöhnlichen Umstände ein. Beide Köpfe traten nach einander mit ziemlicher Leichtigkeit aus dem Becken, und zwar dem übrigen Körper voran, d. h. das Ganze war eine Kopf-Geburt. Das Doppelwesen wurde in der Sankt Apollinaris-Kirche zu Sassari getauft; die rechte Hälfte erhielt den Namen Rita, die linke den Namen Christina. Doktor Michelis, Professor der Chirurgie und Anatomie an der Universität zu Sassari, welcher in den Annalen der Medicin von Mailand (Mai 1829) die erste Beschreibung der Mißgeburt lieferte, war gleich Anfangs der Ueberzeugung, daß selbige fortleben und ein Gegenstück zu dem Doppelkopfe am Hofe Jakobs IV werden könne. Starb Christina-Rita dennoch in einem Alter von acht Monaten, so lag die Ursache dieses frühzeitigen Todes Allem nach zu schließen nicht in ihrer Organisation, sondern in der geringen Sorgfalt, welche man auf das Kind verwandte, trotz Dem, daß es unaufhörlich von den geschicktesten Aerzten umgeben war.

Rita war von schwächerer Gesundheit, als Christina; besonders litt erstere weit Mehr von der Reise nach Paris, als letztere, welche eine wirklich sehr starke Constitution besaß. In Lyon hatte sich jedoch Rita wieder ziemlich erholt. In Paris angekommen schien sie mehr von der Reise ermüdet, als wirklich krank. Nachdem sie daselbst die Untersuchungen verschiedener Gelehrten-Corps durchgemacht hatte, suchte ihr Vater Parodi umsonst bei den Behörden um die Erlaubniß an, sein Kind dem Publikum vorzeigen zu dürfen. Die Einschränkungen, welche der Polizeipräfect mit dieser Erlaubniß verband, machten dieselbe ganz unanwendbar. Man schützte Grundsätze der Moral und Besorgniß für die Gesundheit des Kindes vor, um den Zwang, welchen man der Ungeduld und Neugierde des Publikums anthat, zu beschönigen; im Grunde aber liefen alle diese Weitläuftigkeiten auf Nichts hinaus, als jede Discussion, die sich über die Seele des Doppelwesens etwa erheben möchte, abzuschneiden. Der Hr. Polizeipräfekt hatte erhabene Ideen von der Natur, und meinte eine Abweichung von ihrer Regel nicht tief genug verstecken zu können. Sollte man wohl glauben, daß ein so merkwürdiges Geschöpf bis zu seinem Tode tagtäglich von jener Classe verwünscht und verschrien wurde, welche in Frankreich ihren Einfluß gebraucht, um die Fortschritte des Geistes zu unterdrücken? Als das Kind endlich gestorben war, erging alsogleich an die Eltern ein Gebot, dasselbe in den ersten 24 Stunden beerdigen zu lassen, und es bedurfte des Dazwischentritts des Seine-Präfekten, um den dringenden Gegenvorstellungen der pariser Gelehrten gegen diesen Akt bigotter Stupidität Gehör zu verschaffen. Doch wir eilen zu der Beschreibung der körperlichen Verhältnisse der Mißgeburt, wie dieselben die endlich zugestandene Section ergeben hat. Christina-Rita ist doppelt von Kopf bis zum Becken; beide Wirbelsäulen vereinen sich nur an ihrem untern Ende, d. h. am Heiligbein; vom Becken abwärts ist sie einfach. Beide obern Hälften sind mit der Brust dergestalt an einander gewandt, daß Ritas linker Arm seine natürliche Lage auf Christinas Hals hat, und umgekehrt Christinas rechter Arm auf dieselbe Weise gegen die Schwester zu liegen kömmt. Beide Rümpfe vereinigen sich in der Mitte der Brusthöhle, und von der Seite her (d. h. auf Christinas rechter, Ritas linker Seite), so daß beide Brußgegenden gewisser Maßen mit einander verschmelzen. Bauch und Becken sind nur ein Mal vorhanden; letzteres aber besteht augenscheinlich aus der Vereinigung von zwei ursprünglichen Becken. So Viel über den äußern Bau.

Im Innern hat man zwei vollkommen von einander getrennte Lungen-Paare gefunden; eben so zwei Herzen, beide aber in einer einzigen membranösen Hülle, was während des Lebens der Mißgeburt den Glauben veranlaßt hatte, sie habe nur Ein Herz; besonders da beide Herzen so angeordnet waren, daß der Herzschlag immer zugleich erfolgte, und sich mithin blos wie ein einfacher kund gab. Ein einziges Zwergfell trennte die Brusthöhlen von der Bauchhöhle, welcher auffallende Umstand den schnellen Tod Christinas, die doch der kräftigsten Gesundheit genossen hatte, nach dem Verscheiden Ritas erklärt; es mußte nämlich ein Aufhören der Bewegungen dieses Körpertheiles auf der Seite Ritas auch die Bewegungen auf Christinas Seite hemmen, und, da dieselben zum Athmen unentbehrlich sind, Christinas Tod sogleich nach sich ziehen. Letztere saugte eben an der Brust der Mutter, als ihre Schwester nach einem langen Todeskampfe verschied. Plötzlich ließ sie die Brust mit einem tiefen Seufzer los, und war ebenfalls todt.

Man fand zwei Mägen; zwei zu einer einzigen verschmolzene Lebern, die also nicht bei Beiden ihre natürliche Lage gehabt haben können. — Die Gedärme waren bis etwa 10—12 Zoll über dem Grimmdarm doppelt vorhanden. In letzterem Eingeweide traf man eine Anhäufung von Koth, welcher man Ritas Tod zuschreibt, so daß, wie es scheint, ein leichtes Laxir das Leben des Kindes hätte erhalten können!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 30. 30 Januar 1830.

Die Russen.

Von J. C. Petri, Professor in Erfurt.

1 Charakter, Sitten und Lebensart.

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, die Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Westrussen.

Sie sind alle ohne Unterschied der orthodox-griechischen Religion zugethan und ihre Anzahl im ganzen Umfange des Reichs (die Kosaken mit eingeschlossen) steigt über 46 Millionen. Ihre Sprache zerfällt in zwei Hauptdialekte, in das Groß- und Klein-Russische; jenen sprechen die Großrussen, die don'schen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; diesen alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland selbst, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukräne, die Kosaken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammende Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion, Sitten und Wohnungen, und es verräth eine große Unkunde in der Ethnographie Rußlands, wenn man Russen und Kosaken unterscheidet, und die letzteren als einen eigenen Volksstamm, getrennt von den Russen, aufführt.

Die slavischen Volksstämme bewohnen bekanntlich das eigentlich europäische Rußland und die ehmals polnischen Provinzen des Reichs. Sie bilden eine beinahe durchgängig ziemlich große, starke und dauerhafte Menschenrasse, von wohl proportionirtem Körperbau; der Wuchs ist jedoch in mehreren Gegenden natürlich sehr verschieden, meistentheils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohlgebildet und zum Theil schön, im Durchschnitt mehr bräunlich, als blond. Von Natur verunstaltete Menschen findet man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet, und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich dabei vielleicht verhältnißmäßig weniger körperliche Stärke als andere Nationen. Sie sind auch im Allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen, und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, zum Theil sehr hohes Alter. Ich habe mehrere von 100, 110, 120 und 130 Jahren gesehen, ja einen, der sogar 160 Jahre alt war, gekannt, welcher unter Peters I Großvater geboren war, unter Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege als Fähnrich gedient, und sich noch ganz deutlich des lebhaften Eindrucks erinnerte, welchen dessen Tod in der Schlacht bei Lützen in Lief- und Ehstland (die damals noch schwedisch waren) gemacht hatte. Er hatte Rußland unter eilf Regenten blühen und steigen sehen, hatte im 104 Jahre zum dritten Male geheirathet und noch Kinder gezeugt, und besaß in Allem 147 Nachkommen.

Die Hauptgrundzüge der russischen National-Gesichtsbildung mögen ungefähr, so weit es möglich ist, sie zu beobachten und anzugeben, folgende seyn: kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meistens kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattirungen, von der dunkelbraunen bis zur rothen Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmüthigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr sprechende Gesichtszüge sind jedoch seltener. Gehör und Gesicht sind gemeiniglich sehr scharf, die übrigen Sinne aber durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Muthes, fröhlich, thätig (doch nur selten bis zu einem hohen Grade beharrlicher Anstrengung des Geistes und Leibes;) Freunde von Gesang und Musik, gutmüthig aus Temperament, aber aufbrausend, heftig und bis zur Grausamkeit wüthend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — (die nordischen Franzosen!) Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viele natürliche Beredsamkeit, und zugleich (wiewohl nicht ohne Ausnahme) einen gewissen Anstand in seinem Betragen, den man natürliche Höflichkeit nennen könnte.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch im Ganzen bei dem weiblichen Geschlechte, mit dem Unterschiede, daß hier Alles

mehr verschönert, ja hin und wieder auch wirklich veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuthen sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16 oder 17 Jahre, die Braut aber 13 und 14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heirathen: Klima, Erziehung, Lebensart, reichliche und kräftige Nahrung, vielleicht auch der häufige Genuß des Branntweins und die öftern warmen Bäder bringen beide Geschlechter bald zur Reife. Eine Folge ist aber auch, daß die Blüte und Schönheit der Frauenzimmer früh verwelkt. Der Umgang beider Geschlechter ist übrigens, zumal auf dem Lande, wo man enge beisammen wohnt und schläft, ziemlich frei und ungebunden; das Betragen der Männer gegen ihre Frauen aber im Ganzen barsch, rauh und grob, nicht selten hart, und diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt; doch genießen sie schon häufig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten, und würden sich sehr wundern, wenn der Hr. Gemahl seine Liebe, wie es wohl früher bei den Vorfahren Sitte war, durch den Stock beweisen wollte. —

Wenn man ein Volk seinem Charakter nach genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höhern Klassen der Einwohner aufsuchen, sondern in dieser Absicht bei den mittleren und niedern Ständen stehen bleiben. So auch bei der russischen Nation. Die oberen Klassen sind hier, wie überall, von dem ursprünglichen Charakter und der alten Lebensart zu weit abgewichen und gleichen in Wohnung, Kleidung, Manieren, Luxus, Sitten und Geistesbildung ihren westeuropäischen Standesgenossen zu sehr, als daß man in ihnen die wahren und ächten Russen erkennen könnte. Die unteren Classen hingegen, der Bürger und Bauer, sind der natürlichen Lebensweise und dem Nationalcharakter größtentheils treu geblieben. Bei diesen findet sich noch, trotz der harten Leibeigenschaft, wie vor Alters Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit, Biederkeit, Gehorsam, Treue, Geduld und Standhaftigkeit, Genügsamkeit und Zufriedenheit; aber auch Neigung zum Trunke, Unempfindlichkeit und oft bis zur Rohheit gehende Härte, die jedoch ihren Grund mehr in ihrer eigenen Abhärtung als im bösen Willen hat; ferner Sclavensinn und daraus folgende Sclaventücke; Leichtsinn, Jähzorn, Gefräßigkeit (wenn es auf Kosten Anderer geht), Hang zum Stehlen, Aberglauben und Bigotterie. Doch gilt Dieses nur von den niedrigsten Volksklassen und rohen Matrosen.

Der Russe zeichnet sich aber nicht nur durch seinen unermüdeten Fleiß und seine immer rege Thätigkeit, durch Ausdauer auch bei den größten Beschwerden, sehr vortheilhaft vor vielen andern Völkern des Erdbodens aus; sondern er besitzt auch das Talent, mit einer seltenen Leichtigkeit Alles zu lernen und zu fassen, Alles mit großer Geschicklichkeit nachzumachen, auch ohne Anweisung durch bloßes Absehen, nur daß hiebei sein leichter Sinn ihn gemeiniglich auf halben Wege stehen bleiben läßt, so daß er sich schon für einen Meister in seiner Kunst hält, sobald er sie nur oberflächlich begriffen hat; daher es denn kommt, daß man in Rußland von russischen Meistern so viele Stümper- und Pfuscherarbeit erhält.

Der Russe ist übrigens ein allezeit dienstfertiger Gehülfe — versteht sich, wenn er weiß, daß er bezahlt wird — ein geduldiger Arbeiter, ein treuer Unterthan, ein anhänglicher Freund seines Vaterlandes, ein unternehmender Kopf, ein beherzter und tapferer Soldat; scharfsinnig, mehr klug als herzlich, sinnreich die Arbeiten abzukürzen, (daher er auch selten etwas recht Tüchtig macht;) ein gehorsamer Diener, unterthäniger Knecht, selbst bei schwerem Druck nicht widerspänstig; seinem Herrn, auch dem eigensinnigen, harten und ungerechten, unbedingt ergeben, treu und unterwürfig, verschwiegen und ganz zur Bedienung geschaffen. Er begnügt sich mit der einfachsten Befriedigung seiner eingeschränkten Bedürfnisse und nimmt als Kaufmann oder Krämer mit einem geringem Verdienst vorlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung der Trinksucht, der Ueberfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, so wie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müßiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die untern Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele, oder sichtbare, leicht und gewiß zu erreichende Vortheile dazu angeregt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt sich, wenn es angeht, wohl mehrere Tage in den Kabaken (Schenken) herum, denn der Russe hält viel auf sinnliche Vergnügen. Um nicht auszuarten, muß er unabläßig beschäftigt werden, und mit Noth, Mangel und Bedürfnissen zu kämpfen haben.

Zu seinen Hauptvergnügungen gehören Gesang und Musik. Die Liebhaberei für den erstern ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „der Russe lebt nicht ohne Gesang.“ Er begleitet ihn bei allen seinen Beschäftigungen, bei der Arbeit, auf der Reise. Der Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirte bei der Heerde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche; zuweilen auch, wenn er zur Schlacht zieht; und selbst die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht, oder wenn nicht sonst scharf gerudert wird. Kurz, sie singen immer und überall ihr Liedchen. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter aller Orten und in jedem Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz mit einem runden Körper, fast wie eine Zither gestaltet. Selbst im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen herumlaufen.

Daß die gebildeteren Russen, welche Erziehung und Unterricht erhalten haben, alle Geistesanlagen und fast jede Verstandesfähigkeit der verfeinerten Nationen, obschon nicht in gleichem Grade und in derselben Vollkommenheit, besitzen, haben eine Menge Beispiele in den neuern Zeiten hinlänglich bewiesen; doch ist der große Hause, wie fast überall, noch ziemlich roh. Die Erziehung des gemeinen Russen ist noch zu sehr vernachläßiget und die Verfeinerung der Sitten in Rußland noch zu neu, als daß sie schon in die unteren Klassen gedrungen seyn.

könnte. Die aus den höhern Ständen hingegen erhalten ihre Erziehung und Bildung zum Theil durch Ausländer, besonders durch Deutsche; doch ist diese Nation, so wie die französische in Rußland überall gehaßt, weil der Russe die Ueberlegenheit des Geistes und der Bildung an den Deutschen und Franzosen anerkennen muß. Seine völlige Ausbildung erhält der vornehme Russe auf Reisen und nach seiner Rückkehr in St. Petersburg und Moskau.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

4. Von Unterhaltung und Vergnügungen.

(Schluß.)

Die Kinder haben hier, wie überall, ihre besondern Vergnügungen und gymnastischen Spiele, doch weniger als in manchen andern Ländern. Sie spielen Ball und Kreisel, wie in Frankreich, ahmen kleine Stiergefechte nach, und machen viereckige Papierdrachen, welche man hier, wie in Italien, Kometen nennt. Ein Hauptspiel aller Gassenjungen besteht in der Kunst, einen kleinen zugespitzten Stock in einen Kothhaufen zu werfen, wodurch sie in der Folge im Dolch- und Messerwerfen eine große Geschicklichkeit erlangen. Gemeine Leute fordern sich oft auf Messer heraus; auch Weiber, besonders in Andalusien, wo sie gewöhnlich ihre Messer in die Strumpfbänder stecken.

In Spanien, wie in China, fangen die Kinder den ganzen Sommer durch Feldgrillen (Heimchen), sperren sie in kleine, besonders dazu verfertigte Käfige, und hängen sie vor die Fenster, um sich an ihrem Gesang zu ergötzen. Grillen und Käfige werden bei Vogelhändlern verkauft, welche damit handeln, wie in der Schweiz mit Hirschschrötern.

Auch Schäfchen halten viele Kinder, fahren sie auf die Weide und spannen sie an kleine Wagen. Böcke und Widder gewöhnen sie aus Stoßen mit dem Kopfe, und spielen kleine Stiergefechte mit denselben.

Da von Vergnügungen die Rede ist, so kann ich nicht umhin, eines erst seit wenigen Jahren, eine halbe Stunde von der Stadt errichteten öffentlichen Lusthauses und Gartens zu erwähnen, welcher, freilich nur sehr hinkend, das pariser Tivoli einigermaßen nachahmen soll. So jugendlich und unvollkommen auch diese Lustanstalt seyn mag, so hat sie doch, bei gänzlichem Mangel an etwas Aehnlichem, beinah das ganze Jahr einen großen Zufluß von Menschen jeden Standes, Alters und Geschlechts, welche nicht wissen, wo sie Unterhaltung suchen und ihr Geld vergeuden sollen. In diesem Lustgarten findet man Spazirgänge, Kaffee-, Gast- und Badhaus, Billard, Musik, Tanz, Taschenspieler, unterhaltende gymnastische Spiele, Feuerwerke, und sogar ein kleines physikalisches Kabinet, in welchem kuriose Experimente gezeigt werden. Der Gewinnst, welchen alle diese Dinge dem Eigenthümer bringen, ist nicht unbeträchtlich, und nimmt zu, so wie sich die Anstalt vervollkommt. Doch möchte wahrscheinlicher Weise noch wohl ein Jahrhundert hingehen, ehe die Vollkommenheit oder Aufklärung so weit gedeihen wird, als in Paris, wo ich bereits vor vier und zwanzig Jahren sogar in Schuhputzerbuden Lesebibliothek und Pianoforte gesehen habe, und wo man des Ausrufs sich nicht erwehren kann: „O Gelehrsamkeit, o Kunst! wohin hast du dich verirrt!“ —

Einen kürzlich von Paris zurückgekommenen reichen Spanier, welcher die oben angeführte Anstalt besucht hatte, hörte ich klagen; „Um mit meiner Frau hin und her zu fahren, Alles zu besehen, eine Mahlzeit und Erfrischung und Langeweile zu haben, kostet es mich zehn Thaler. In Paris hingegen vergnügten wir uns den ganzen Tag, und Dieß kostete mich, nebst Theater, bloß drei Thaler!“ — In besagtem Lusthaus nämlich kostete den guten Herren seine Mahlzeit zwei Thaler die Person, beim Gastgeber in Paris nur drei Franken; hier bezahlte er für eine besondere Kutsche vier Thaler, dort kostete ihn die gewöhnliche Miethkutsche bloß drei Franken. Aus diesem Beispiel mag der Leser abnehmen, wie Wenig man hier mit vielem Geld ausrichten kann.

Keine Zeit in Madrid ist lustarmer und trauriger als Carneval und Fasten. Da giebt es keine Maskenbälle, wie in andern Ländern, noch Musik, noch Schauspiele; denn alle Theater bleiben bis Ostern fest verschlossen, und die armen Comödianten und Musiker müssen sechs Wochen lang am Hungertuche nagen. Doch bleiben die ungemein zahlreichen Kirchen und Klöster, die Spaziergänge, Kaffee-, Wein- und Bierhäuser offen, und blinde Bänkelsänger singen in den Straßen und auf den Plätzen erbauliche Lieder und Legenden. — Beinah alle Spanier rauchen Tabak, aber nicht aus Pfeifen, sondern aus Cigarren, welche auf zweierlei Art gemacht werden. Die eigentlichen Cigarren sind spindelförmige, aus Tabaksblättern zusammengerollte Röhrchen, welche die Einwohner, wie viele Deutsche, Schweizer und Holländer die Pfeife, beinah immer im Munde haben. Wem aber bloßer Tabaksrauch zu stark ist, mischt zerhackten Tabak in ein Papierröhrchen, und schmaucht so Tabak- mit Papierrauch vermischt. In allen Kaffee- und Gasthäusern befindet sich auf dem Tisch ein ganz kleines, messingenes oder thönernes Kohlbecken, um die Cigarren anzuzünden, und kommt ein Schmaucher in Gesellschaft, so ist gemeiniglich seine erste Forderung eine glühende Kohle. Auch Weiber giebt es hier, welche, wie in der Türkei, rauchen, besonders in Andalusien, und es sieht ganz komisch aus, wenn in Gesellschaft eine schön gekleidete Dame, statt der Stickerei, aus ihrem Arbeitsbeutel ein Päckchen Cigarren hervorzieht, und ihren Gesellschafterinnen anbietet. Doch zeigt diese Gewohnheit in der Hauptstadt keinen guten Ton an.

Unter den verschiedenen, zum Theil ausgedehnten Spazirgängen, welche in der Stadt und um dieselbe mit großen Kosten unterhalten werden, bemerkt man vor Allem das Prado, welches eine lange mit Bäumen, Bänken und Bäumen gezierte Ebene ist, wo alle Abende, im Sommer bis in die späte Nacht, ein ungeheures Gewimmel von Menschen aller Art hin und her spazirt, sitzt, raucht und plaudert; ungefähr wie es zu Paris in den Tuillerien oder im Luxemburg Mode ist. Da sieht man Eingeborne und Fremde, Adliche und Bürgerliche, Reiche und Arme, Herrschaften und Dienstboten, Soldaten, Priester, Offiziere,

Mönche, Bettler und Spitzbuben bunt durcheinander. Für Kutschen und Pferde, welche aber nur langsam fahren und reiten dürfen, ist eine besondere Straße da, und eine zu diesem Behufe verordnete Truppe Dragoner hält strenge Polizei.

Unter den Fußgängern zeichnen sich eine Menge eleganter Stutzer aus (hier heißen sie petimetres), welche, wie überall, den Ton in Modesachen angeben. Diese wissen genau, welche Farbe, welcher Schnitt in Paris Mode ist, und wie jedes Stück muß getragen werden; sie halten Register von Liebeshändeln, und tragen die skandalöse Chronik von einer Gesellschaft zur andern; sie sind also eine Art Liebes- und Modezeitungen, und keineswegs die unnützen Wesen, wofür sie einige sauertöpfische Sittenrichter auszugeben die Dreistigkeit haben.

Beim Mondschein besonders bietet das Prado wirklich ein ungemein lebhaftes, wechselndes Schauspiel dar. Da sind elegante Buden mit Wasserkrügen, Limonade, Zucker, Kuchen, Obst aller Art; Wasser- und Feuerträger; letztere nämlich Buben mit brennenden Lunten, die Cigarren zu bedienen; ferner blinde Bänkelsänger nebst andern Musikanten, und hie und da ein klappernder Nationaltanz. Hier schleichen Bettler und Beutelschneider, dort Kupplerinnen mit Rosenkränzen und Freudenmädchen, welche jedoch weder durch Kleidung noch Geberden die öffentliche Sittsamkeit beleidigen dürfen. An schattigen, abgelegnen Orten giebt es auch Liebeshändel aller Art, doch ohne den Vorübergehenden Aergerniß zu verursachen; Weiber und Männer, Junge und Alte jagen hier nach Liebesabenteuern, und man hat Beispiele von Männern, welche ihre eignen keusch verschleierten Ehefrauen hier antrafen, und sie nach Hause begleiteten. So bunt und lebhaft es indessen auf diesem Platze hergeht, so mahnt doch Jeden bei Anbruch der Nacht die Betglocke den Hut abzuziehen; die Kutschen stehen eine Minute lang still, der Fromme wie der Heuchler murmelt seine Gebete her, oder giebt sich wenigstens den Anschein, und bald kommt Alles wieder in den vorigen Gang. *)

Täglich wird dieser Spazirgang, wenn es nöthig ist, zur Bequemlichkeit der Fußgänger besprützt, welches auf eine sonderbare Art geschieht. Da fahren auf Karren herum mehrere Wasserfässer, welche hinten mit einem ledernen, am Ende wie eine Gießkanne mit kleinen Löchern durchbohrten Schlauch versehen sind. Dieses lederne Rohr bewegt ein hinten drein gehender Mann hin und her vermittelst eines langen Seils, um sich selbst nicht zu begießen, was einen komischen Anblick gewährt. Schon vor mehreren Jahren konnte ich mich nicht enthalten, diesen Wassersprützern zu bemerken, daß man dieß Geschäft weit besser und leichter ausführen könne vermittelst eines bleiernen halbzirkelförmigen, horizontalen, mit einem Hahn versehenen Rohres, wobei nur ein einziger Mann beschäftigt wäre, so wie Solches zu Paris gebräuchlich ist. Die Antwort war, wie gewöhnlich: „Der Herr kann wohl Recht haben, allein hier sind wir die Sache einmal so gewohnt."

Im Prado selbst, welcher nach der ganzen Breite der Stadt von einem Thore zum andern geht, befindet sich auch der botanische Garten, welcher ehedem eine Menge seltner ausländischer Pflanzen besaß, nun aber aus Mangel an Pflege sehr arm und verwildert geworden ist. Hier werden des Morgens Vorlesungen über Botanik und theoretische Landwirthschaft gehalten; des Abends steht in gewissen Jahreszeiten der Garten gut gekleideten Leuten zum Spazirengehen offen; nur müssen die Frauenzimmer am Eingang, ich weiß nicht warum, ihre Schleier vom Kopfe nehmen.

Der größte und angenehmste Spazirgang, so groß als manche Stadt, wo englische und französische Gärten, Brunnen, Wasserbehälter, niedliche Gebäude, Sternwarte, Parks mit fremden Thieren, Wiesen und Feldern abwechseln, heißt das Metiro und bietet Spazirlustigen, wie Solchen, welche Einsamkeit suchen, einen wirklich angenehmen, sehr abwechselnden Aufenthalt dar; nur Schade! daß derselbe, so wie das Prado, ganz am Ende der Stadt sich befindet, und also eine Menge Einwohner eine halbe Stunde Weges durch Staub und Hitze machen müssen, um dahin zu gelangen. Auch hier spazirt in der schönen Jahreszeit jeden Abend bis spät eine ungeheure Anzahl Menschen, jedoch nur Fußgänger. Es befindet sich noch daselbst ein kleiner Palast, die ehemalige Residenz der Könige. Auch eine Porzellanfabrik gab es früher hier, welche aber (wie man sagt, von den Engländern) in die Luft gesprengt wurde.

Außerhalb der Stadt endlich giebt es ebenfalls einige lange mit Bäumen bepflanzte Spazirgänge, welche jedoch wenig Schatten geben. Der ausgedehnteste dieser Spazirgänge folgt einem Kanal, welcher bestimmt ist, die Barken zu tragen, welche aus den einige Stunden südlich gelegenen Hügeln Gyps nach der Stadt führen.

*) Ueberhaupt halten die Spanier viel aufs Ceremonielle in Religionssachen. Die Festtage sind ungemein zahlreich, und die Prozessionen sehr feierlich. Wenn der Geistliche einem Kranken das heilige Abendmahl bringt, so muß Alles, was den Zug auch in der Ferne ansichtig wird, auf die Knie fallen, was bei regnerischem Wetter manchem Stutzer wenig behagt, wenn es ihm nicht gelingt, mit guter Manier in ein Nebengäßchen oder eine Thür zu schlüpfen. Begegnet dem Zug eine Kutsche, so muß der Eigenthümer, wär es auch der König, aussteigen und den Pfarrer einsitzen lassen.

Angelsächsische Uebersetzung des Boethius.

Ein erfreuliches Zeichen der erneuten Theilnahme an altenglischer Sprache und Literatur in einem Lande, wo so viele und so reiche Schätze für die allgemeine deutsche Sprachforschung noch unbenutzt in den Bibliotheken liegen, ist die im Laufe des v. J. erschienen Ausgabe von König Alfred's angelsächsischer Uebersetzung des Boethius: King Alfred's Anglo-Saxon Version of Boethius de Consolatione Philosophiæ, by J. S. Cardale (Lond. 1829. 8.), obwohl weniger für die Forderungen des Gelehrten, als für die Bedürfnisse des Dilettanten berechnet, doch, bei der Dürftigkeit der zugänglichen Quellen des Angelsächsischen, auch für den erstern ein schätzbares Geschenk.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 31. 31 Januar 1830.

Die Fellan's.

Die Stadt Zaria.

Außer so manchen Aufklärungen über Völker- und Länderkunde, die wir Clapperton's zweiter Entdeckungsreise verdanken, hat sie das Verdienst, uns mit dem herrschenden Volke des innern Africa's, den Fellata's, wie sie die Völker des Sudans, oder den Fellan's, wie sie sich selbst nennen, näher bekannt zu machen. Kaum hatte Clapperton den Quorra überschritten, als er überall auf Spuren dieser Eroberer stieß; die Furcht vor ihnen erstreckte sich selbst noch über die Grenzen ihrer Herrschaft hinaus. Man muß sich aber nur verwundern, daß die schonungslosen Kriege, welche in den letzten etlichen und zwanzig Jahren diesen Theil von Africa verheerten, noch so viel Kultur, Wohlstand und Bevölkerung übrig ließen, als an den zahlreichen Städten und Dörfern wahrzunehmen war, welche der Reisende berührte, ob ihn gleich sein Weg mitten durch den Schauplatz dieser langwierigen Kriege führte; wozu nun noch die Reaction kam, die nach dem Tod des furchtbaren Hauptes der Fellan's eintrat und bereits zehn Jahre dauerte, indem mehrere der von ihm unterworfenen Provinzen das Joch abschüttelten und sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß (towia) gegen die Fellan's vereinigten. Clapperton, der an den Hof des jetzigen Herrschers der letztern sich begab, mußte daher aus demselben Grunde das Mißtrauen Vieler auf sich ziehen, als er bei Andern an Wichtigkeit und Berücksichtigung gewann, und es mochte für ihn keine leichte Aufgabe seyn, sich durch diesen Widerstreit der Interessen, die sich an seine Person knüpften, glücklich durchzuwinden. Wie froh war er daher, als er sich endlich wieder unter entschiedenen Freunden befand, als welche er die Fellan's betrachtete, deren König Bello er persönlich kannte und auf dessen Einladung er sich berufen konnte!

Dieß Glück wurde ihm zum ersten Mal wieder in Zaria, der Hauptstadt von Zegzeg, zu Theil. Es war in oder um das Jahr 1800 — denn aus einem oder zwei Jahren machen sich afrikanische Chronologen nicht Viel — als sich die Fellans Zaria's bemächtigten. Die Stadt ergab sich nach einer Belagerung von zwei Tagen; der Sultan mit dem größten Theil der Einwohner floh in die gebirgigen Gegenden im Süden und Westen des Landes und behauptete daselbst seine Unabhängigkeit. Von der alten Stadt sieht man gegenwärtig Nichts mehr, als die in Trümmern liegenden Festungswerke, welche den Hügel umschlossen, worauf sie lag. Dagegen erbauten die Fellan's Neu-Zaria (10° 59′ Br. 8° 42′ L.), dessen Mauern bei dem südöstlichen Ende des Bergs von Alt-Zaria beginnend zwei Meilen weit südwärts bis zu einem andern Berg sich erstrecken, so daß ein großes Areal mit einer Menge Ländereien, kleinen Dörfern und einzelnen Häusern in ihren Umkreis fällt. Ungefähr in der Mitte steht die Hauptmoschee, ein Gebäude aus Lehm mit einem vierzig bis fünfzig Fuß hohen Minaret. Der Marktplatz befindet sich am Südende der Stadt, noch innerhalb der Mauern, wo auch die Karawanen ihr Lager (tonga) aufschlagen. Die Kaufleute entrichten hier eine Abgabe von einem Zwanzigtel; sie machen aber, da sie die Raubgier der Fellan's scheuen, nicht gern in Zaria Halt und umgehen oft auf geheimen Nebenwegen, deren es durch die bewaldete Gegend viele giebt, diese beschwerliche Zollstätte. Der Hof des Statthalters, nördlich von der großen Moschee, bildet eine Festung in der Festung: er besteht aus vielen zimmerartig ineinandergehenden geräumigen runden Hütten (coozies) als Aufenthalt für Weiber, Eunuchen, Sclaven und Pferde, mit Straußeneiern auf den Giebeln, so wie aus einem oder nach Bedürfniß mehreren viereckigen flachbedachten Häusern zur Aufbewahrung der Vorräthe; das Ganze umgiebt eine etwa 20 Fuß hohe Mauer aus Lehm, überragt von einem dreistöckigen, flachbedachten Thurm mit Zinnen, der ebenfalls aus Lehm ist, und dessen obern Theil in Zeiten der Noth der Statthalter einnimmt, während sein Gefolge den untern Theil und das Thor — zugleich den Eingang in das Innere des Hofes — besetzt hält. Im untern Stockwerk sind auf jeder der vier Seiten des Thurms und über dem Thor länglichte Oeffnungen angebracht, hinter welchen sich Bogenschützen aufstellen können, und durch welche den obern Stockwerken Licht zugeführt wird; die Fenster — auf jeder Seite vier — unterscheiden sich der Form nach von den unsrigen nicht, nur ist auf die Symmetrie keine Rücksicht genommen; sie werden gegen den Wind entweder durch eine Matte oder durch Flechten von starkem, gefärbtem Gras verhängt, die, an einem kleinen Stab angefaßt, ihre Enden so herabfallen lassen, daß immer noch ein hinlänglicher Durchgang für Luft und Licht übrig bleibt, zugleich aber auch den Fliegen der Weg versperrt wird. Diese

Methode ist auch bei den Thüren der innern Gemächer in Anwendung und macht die Mühe des Auf- und Zuschließens entbehrlich. Die Häuser ruhen auf Pfeilern, d. h. auf langen zusammengebundenen Pfählen, die einen dicken Ueberzug von Lehm und drüber von Kuhdünger bekommen, damit die weißen Ameisen und andere Insekten das Holz nicht beschädigen; auf dieselbe Weise werden die großen Balken zugerichtet. Die Böden der obern Zimmer werden zuerst mit stämmigen Sparrlatten, hierauf so eng als möglich mit Querhölzern belegt, und dann mit einer sechs bis acht Zoll dicken Lage von Lehm und feinem Sand bedeckt. Um die Wände zu bauen, mischt man Thon mit etwas gehacktem Gras oder Kuhmist, knetet daraus Klumpen, zwei Handvoll groß, und läßt sie an der Sonne trocknen; dieses Material wird nun gehandhabt wie bei uns von dem Maurer der Stein; zwischen jede Lage der so gehärteten Klumpen kommt nämlich eine Lage von wohlverarbeitetem weichem Thon als Mörtel; ihre Hand ist ihr einziges Werkzeug, und ohne Loth oder Richtmaß führen sie recht hübsche Mauern und Gebäude auf. Vor dem Beginn der Regenzeit erhält die Außenseite eine neue Verkleidung, und schadhafte Stellen werden ausgebessert. Zur Ableitung des Wassers von den Dächern haben sie lange backsteinerne Rinnen, die wie große auf den Mauern aufgepflanzte Kanonenläufe aussehen. Die Wohnungen der vornehmern Einwohner gleichen einander in der Bauart so ziemlich. Jedes Haus hat zwei oder drei Dattelbäume innerhalb seiner Ringmauern, welche zweimal des Jahres Früchte tragen — das erste Mal vor den Regen, das zweite Mal vier bis sechs Wochen nach den Regen. Zur Verscheuchung des Vampirs und einer Art Elster, welche den Früchten sehr gefährlich sind, hängen sie zwei Bretter oder Kürbisse, wovon das eine Stück fest, das andere beweglich ist, als Klappern an den Aesten auf. Der Ibis, der Storch, der Kranich, der Adjutantkranich und verschiedene andere Vögel dürfen ungestört in den buschigen Bäumen der Stadt nisten; Tauben hegen die Leute in ihren Häusern, und in Bábádschi, einer benachbarten Stadt von 20 bis 25,000 Seelen, durfte es Clapperton für kein geringes Zeichen der Gutmüthigkeit der Einwohner halten, daß ihm nicht nur Niemand Etwas in den Weg legte, als er in ihren Hofräumen Tauben schoß, sondern daß sie ihm sogar die verwundeten Vögel herbeibrachten und ihre Freude über jeden guten Schuß ausdrückten. Ein lahmer Strauß, der auf dem Marktplatz gehalten wird, soll die Kraft besitzen, die Leute vor dem bösen Auge zu bewahren. Die Zahl der Einwohner von Zaria läßt sich nicht genau bestimmen; nach ihrer eignen Angabe wäre aber die Stadt bevölkerter als Kano, welches zum Mindesten 45 bis 50,000 enthält. Es sind beinahe sämmtlich Fellan's, die sich aus Futa Bonda, Futa Torra und Futa Dschella herschreiben, und die, wie sie versichern, die Franzosen und Engländer wohl kennen; was auch seyn mag, da die Flinten, welche sie besitzen, insgemein von französischer Fabrik sind, wie sie denn von den Franzosen die Gewehre, und von den Engländern vorzugsweise das Pulver schätzen. Diese langen Reihen schattenreicher Bäume, welche jedes Jahr beschnitten werden, um Brennholz zu liefern und die von Ferne gesehen sich wie eine ungeheure Allee gigantischer Pappeln durch die Stadt ziehen; diese Kornfelder, aus denen kaum die Spitzen der Häuser hervorblicken; diese grünen Auen, diese glänzenden Weiher, diese Gärten mit Datteln und Palmen, mit Melonen und Bananen; diese Pflanzungen von Mais, Hirse, Durra, Reis, Yams, süßen Pataten ꝛc. — all Dieß mit den Wohnungen der Menschen zusammengruppirt in dem weiten Bezirk der Ringmauern macht die Scenerie von Neu-Zaria außerordentlich malerisch und belebt. Schon eine Viertelmeile nach der Stadt zu ist das Land mit ummauerten Gärten bedeckt und bis auf vier und fünf Meilen davon ist es von Wald gelichtet; selten einen Fleck ausgenommen kommt man durch lauter angebaute Felder und Waldplätze. Schöne Heerden von Hornvieh, Pferden und Schafen waiden in den Thälern oder ruhen auf den Anhöhen, und der Reis soll hier besser gedeihen, als in jedem andern Theile von Haussa. Auch an Jagd gebricht es nicht; besonders giebt es Rebhühner und verschiedene Arten von Antilopen im Ueberfluß, und zwölf Tagreisen nach Süden, wo ein Gebirg in der Nähe des Salzwassers die Grenze von Zegzeg bildet, Büffel und Elephanten.

Diese blühende Gestalt des Landes blieb sich gegen Kano hin gleich, obwohl es dort einem neuen Kriegsschauplatz entgegenging, da man an der Grenze von Bornu vorbei mußte, dessen Scheich mit dem Gebieter von Haussa und den Fellans in Fehde lag. Städte um Städte und Dörfer um Dörfer folgten ununterbrochen, und allenthalben herrschte (was freilich die Jahreszeit, Mitte Juli's, mit sich brachte) unausgesetzte Thätigkeit; die Landleute waren in Masse auf ihren Durraäckern, wo sie die Feldarbeit verrichteten, und das Erdreich an den Wurzeln der Gewächse auflockerten; in den kleinen Zwischenräumen zwischen den Pflanzungen standen Pferde angebunden, die ihres Reiters harrten; Hunderte von Weibern droschen — etwa auf einem platten Felsen — mit großen Stöcken Korn aus, und ein frischer Westwind diente ihnen statt der Schwingmaschine; drunter hinein hörte man den Ruf ah hea hay! womit die Hirten der Fellan's ihren Rindern lockten. Was vorzüglich dazu beitrug, eine vortheilhafte Meinung von dem industriösen Geiste des Volks zu erregen, war die Sorgfalt, die auf die Baumzucht verwendet wurde: denn nicht leicht sah man einen unfruchtbaren oder unnützen Baum, sondern überall Nichts als Micadanien oder Butterbäume, Durlanen, Tamarinden ꝛc.

Hinter Kano wurden die Spuren der Verwüstung des Kriegsgottes häufiger und sichtbarer; die Mauern vieler Städte waren zerstört oder im Verfall begriffen; die Fruchtbarkeit des Landes zwar verminderte sich nicht, aber wohl der Fleiß des Anbaues. Die Wege wurden immer schlechter, so daß man bis an die Weiden in den Koth sank. Bei der Stadt Duncami hatte man eigentlich gar keinen Weg mehr. Alles war Ein Schlamm und man mußte oft Stunden lang tief im Wasser gehen. Clapperton selbst, bis auf die Haut naß und von einem brennenden Durst gequält, konnte sich kaum auf dem Pferd halten, und nur durch Erbrechen verschaffte er sich einige Erleichterung. In diesem traurigen Zustande erreichte er die kaschnanische Stadt Dschiaja, wo er seinen alten Bekannten, den Gabada, d. h. den ersten Minister des Sultans Bello, traf, der ihn aufs freundlichste

aufnahm. Von diesem erfuhr er, daß der Sultan nicht nur mit Bornu, sondern auch mit einem rebellischen Statthalter in Krieg verwickelt war; daß er Clappertons Brief aus Kulfu erhalten habe und einen Botschafter schicken werde, ihn nach Sacatu zu begleiten.

Mittler Weile begegnete man schon Truppenzügen und die Straßen füllten sich mit Reitern und Fußgängern, Camelen, Ochsen und Eseln, die dem Heer zueilten. Von den Zurmiaern gingen Viele völlig nackt und trugen Nichts als um die Lenden ein gegerbtes Schaffell, das in Franzen ausgeschnitten und mit Kauri's verziert war; ihr Wollenhaar hatten sie zum Theil beschnitten, zum Theil in Form von Büschen, Kreisen ꝛc. geflochten; bei Einigen hing es in zottigen Ringeln herab und gab ihnen ein wildes Aussehen. Von den Statthaltern führte jeder einen Singer oder Schreier (singing or crying man) als Zugabe zu den Pauken mit sich. Einer der abscheulichsten war der von Zegzeg, ein großer Neger, zu Pferd, mit ungeschornem Kopf, welcher krächzte und brüllte, als ob man ihn am Messer hätte, Clapperton einen Kaffr schalt und ihn zu fressen drohte. Bello rückte mit der Hauptmacht vor Cunia, der Hauptstadt von Gubur. Dahin begab sich auch Clapperton, indem er den Truppen des Westens sich anschloß. Auf der weit gegen Sacatu hin sich erstreckenden Ebene von Gondami bilden die Flüsse Zurmi und Zarri eine fortlaufende Kette von Seen oder Morästen, deren Ufer eine Menge Elephanten und andere wilde Thiere beherbergen. An diesen Wassern hin ging der Marsch. Die Acazien waren in vollem Frühlingsschmuck: das Weiß und Gelb ihrer Blüte contrastirte lieblich gegen die kleinen schwarzen Blätter, gleich goldnen und silbernen Tressen auf einem Gewand von dunkelgrünem Sammt; große Fische tauchten aus der Tiefe auf; von den Truppen badeten die Einen, die Andern tränkten ihre Pferde und Lastthiere: glatt wie Glas lag der Spiegel der Seen. Wenn dann die Sonne am Horizont nieder ging, und sie die Schatten der blühenden Acazien über die Fläche der Wasser wie glänzende Metallplatten warf; wenn an den grünen Abhängen der bewaldeten Gestade die Rauchsäulen aufstiegen und die Hörner erschallten und die Trommeln (gongo) wirbelten, und die kleinen ehernen Trompeten schmetterten, und die rohen Hütten von Rasen oder Baumzweigen wie auf einen Zauberwink sich erhoben und die Töne menschlicher Stimmen: Mohammed, Abdo, Mustapha ꝛc. rufend sich mit den chaotischen Naturlauten der Thiere vermischten — so brachte dieß Alles ein Leben in die herrliche Seelandschaft, daß man einen Augenblick vergessen konnte, wie heiß der Himmel brennt und wie breit und tief das Meer der Wüste ist, welches das barbarische Africa von der civilisirten Welt trennt.

Bourrienne's Memoiren.

Eine der wichtigsten Quellen für eine künftige Geschichte Napoleons sind die Memoiren Bourrienne's. Dieselben Eigenschaften, die Bourrienne unfähig machten, sich in der persönlichen Gunst Napoleon's zu behaupten, bürgen uns für die Glaubwürdigkeit seines Zeugnisses in Allem, wovon er unterrichtet seyn konnte. Der Mann, welcher lieber die Freundschaft, das Vertrauen eines Napoleon opfert, als er den Nacken beugte, als er nachgäbe, wo er Recht zu haben glaubt, lügt nicht um kleinlichen Gewinn's oder kleinlicher Rache willen: was Bourrienne über Napoleon sagt, ist gewiß nichts Anderes, als was er selbst von ihm glaubt. Werden wir deshalb aber auch das Urtheil Bourrienne's über Napoleon unterschreiben müssen? — Kaum! Bourrienne konnte es sich nicht abgewöhnen, in dem ersten Consul und in dem Kaiser immer nur seinen alten Schulkameraden zu sehen; er beurtheilte ihn nach demselben Maßstabe, den er an sich selbst legte; und so geschieht es ihm denn natürlich, daß er überall, wo dieser Maßstab nicht ausreicht, unwillkürlich in Exclamationen über die Exaltation, Excentricität, Ambition ꝛc. des Mannes ausbricht. Bourrienne beurtheilt Napoleon, wie immer mittelmäßige Köpfe große Geister beurtheilt haben; aber indem diese Beschränktheit des Blicks uns vor jenen Uebertreibungen sicher stellt, die den richtigen Gebrauch der Schriften eines Montholon, Las Cases, Gourgaud u. s. A. so sehr erschweren, sichert die unerschütterliche Rechtlichkeit, die freilich mit einer gewissen Beschränktheit häufiger vereint ist, als mit eminentem Talent, uns vor jeder absichtlichen Entstellung der Thatsachen.

Komisch ist es, wenn wir Bourrienne ausrufen hören: „wie oft habe ich nicht Bonaparte mit den weisesten und zweckmäßigsten Ideen aus seinem Cabinet gehen sehen; er durchschritt die Reihen der Krieger, die er gewöhnt hatte, unter seinen Befehlen zu siegen, und plötzlich wurde er von einer wahren Trunkenheit ergriffen, kehrte zu seinen alten riesenhaften Planen zurück, vergaß die vernünftigsten Vorsätze und stürzte sich in jene Ungewißheit der Zukunft, welche seine Einbildungskraft ihm immer so unermeßlich und so glänzend malte!" (Bourrienne. T. VIII. S. 233). Mich dünkt, wir hören den alten Polonius, wie er den Unverstand des Prinzen Hamlet bedauert! —

Eine Scene, die so charakteristisch für Napoleon und für die gutmüthige Beschränktheit Bourrienne's ist, daß sie keines Commentars bedarf, scheint uns die Audienz des jungen Barons von Staël in Chambery.

„Es ist bekannt, daß Napoleon (von seiner italienischen Reise) am 1 Januar 1808 nach Paris zurückkehrte. Drei Tage vorher war er zu Chambery, wo er sich kurze Zeit aufhielt, und wo ihn ein junger Mensch seit mehreren Tagen erwartete. Dieser junge Mensch war der siebenzehnjährige Sohn der berühmten Frau von Staël, der den Kaiser sehen wollte, um von ihm die Rücknahme der Verbannung zu erbitten, die „eine kaiserliche Laune" (wie Hr. v. Bourrienne meint) seiner Mutter auferlegt hatte. Hr. August von Staël wohnte bei dem Postmeister von Chambery, und da man den Kaiser in der Nacht erwartete, so hatte er es sich versprechen lassen, daß man ihn davon benachrichtigen wolle, sobald der erste Courier die Ankunft des Kaisers melden würde. Die Couriere hatten sich verspätet, sie kamen erst um sechs Uhr des Morgens an und unmittelbar nach ihnen der Kaiser, so daß Hr. von Stael durch den Ruf: vive l'empereur! geweckt wurde. Er hatte gerade nur noch die Zeit, sich in aller Eile anzukleiden und Napoleon in den Weg zu werfen, um ihm einen Brief zu übergeben, welchen er bereits vorher geschrieben hatte, und in dem er um eine Audienz bat. Lauriston

der Adjutant im Dienſt, nahm den Brief, wie es gewöhnlich war, gleich den übrigen Bittſchriften, mit denen man Napoleon überall überhäufte, wo er durchkam. Der Kaiſer begab ſich in ein Zimmer des Gaſthauſes, in welchem er ſein Frühſtück einnehmen ſollte. Er zog ſich zuerſt in ein anderes Gemach zurück, in welchem er ungefähr eine halbe Stunde verweilte, um die Kleider zu wechſeln, darauf ging er mit dem Großmarſchal (Duroc), mit Lauriſton und zwei andern Offizieren von ſeinem Gefolge zur Tafel. Ruſtan allein machte die Bedienung. Vor dem Eſſen öffnete Bonaparte die Briefe, die Lauriſton angenommen hatte, und ſah nur die Unterſchriften derſelben an, worauf er ſie neben ſich auf den Tiſch legte. Bei einem dieſer Briefe verweilte er: „Ah, ah, ſagte er; Hr. von Staël! er will mich ſehen? — Was will er von mir? Was giebt es, das dieſe Genfer (ces échappés de Genève) noch mit mir gemein haben?" — „Sire, ſagte Lauriſton, es iſt ein ganz junger Menſch, und ſo viel ich bei Lichte und in dem Vorübergehen eines Augenblickes habe bemerken können, ſchien er mir ſehr intereſſant." — „Ein ganz junger Menſch, ſagen Sie? — Gut, ich will ihn ſehen, Ruſtan, geh, ſage ihm, er möge eintreten!"

Hr. von Staël ſtellte ſich, nachdem er hereingeführt worden war, mit Beſcheidenheit, aber ohne übertriebene Sicherheit, vor. Nachdem er den Kaiſer ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, entſpann ſich eine Unterhaltung, während der alle Anweſenden das tiefſte Stillſchweigen beobachteten.

Nachdem Hr. von Staël ſich dem Kaiſer genähert hatte, nahm dieſer zuerſt das Wort, indem er ihn fragte: „Wo kommen Sie her?" —

„Von Genf, Sire."

„Wo iſt Ihre Mutter?"

„Sie iſt in Wien, oder wird bald dort ankommen."

„Gut, dahin gehört ſie, da wird ſie ſich wohl befinden. Sie muß gern in Wien ſeyn, nicht wahr? Dort hat ſie die beſte Gelegenheit, Deutſch zu lernen."

„Sire, kann Ew. Majeſtät glauben, daß meine Mutter ſich wohl befindet, wenn ſie entfernt iſt von ihren Gewohnheiten, ihren Freunden, ihrem Vaterlande? Wenn es mir erlaubt wäre, Ew. Majeſtät die vertrauteſten Briefe meiner Mutter vorzulegen, ſo würden Sie ſehen, Sire, wie traurig und unglücklich ſie durch ihr Exil iſt."

„Ah, bah! Ihre Mutter kenne ich ſchon. Ich will nicht ſagen, daß ſie ein böſes Weib iſt. — Sie hat Geiſt, ſie hat viel Geiſt und vielleicht zu viel, aber dieſer Geiſt iſt ohne Schranken und ohne Maß. Sie iſt in der Verwirrung einer Monarchie, die in ſich zuſammenbrach, und der Revolution erzogen worden, und aus all Dem hat ſie ſich ſo eine Miſchung gemacht. Alles Dieß kann gefährlich werden; mit der Ueberſpannung ihres Kopfes kann ſie Proſelyten machen; ich muß Dieß verhüten; ſie liebt mich nicht. Nach dem Intereſſe aller Derer, die ſie compromittiren würde, darf ich ſie nicht nach Paris laſſen."

Du weißt, ſagte mir Duroc (aus deſſen Munde Bourrienne dieſe Unterredung aufzeichnete), wenn der Kaiſer einmal „losgelaſſen" iſt, ſo wäre Nichts im Stande, den Fluß ſeiner Rede zu unterbrechen; gut, ich habe geſehen, wie der junge Staël mehr als einmal ihm in die Rede fiel, um ihm aus einander zu ſetzen, was er ihm zu ſagen habe, ohne daß der Kaiſer ſich über Etwas erzürnt hätte, was er von Keinem von uns ertragen haben würde. Er hörte den jungen Menſchen aus und fing dann auf's Neue zu ſprechen an, mit einer Ruhe, die Hr. von Staël für Güte nehmen mußte; für uns, die wir ihn kannten, war es indeſſen leicht vorherzuſehen, daß er Nichts erhalten würde. Uebrigens bemerkten wir wohl, daß es dem Kaiſer angenehm war, ihn zum Schwatzen zu bringen, denn von Zeit zu Zeit nahm er die Miene an, als ob er halb überzeugt wäre, damit der Angriff erneut würde. Nachdem er ſein Geſuch, ſo wie die Gründe zur Unterſtützung deſſelben geduldig angehört hatte, ſagte der Kaiſer: „Aber angenommen, ich erlaube Ihrer Mutter nach Paris zurückzukehren, ſo würden keine ſechs Monate vergehen, bis ſie mir die Nothwendigkeit auferlegte, ſie nach Bicetre zu ſchicken, oder im Tempel einſperren zu laſſen. Dieß würde mir unangenehm ſeyn, denn es würde Aufſehen erregen und mir in der öffentlichen Meinung ſchaden. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß meine Partie genommen, daß meine Entſcheidung unwiderruflich iſt. So lange ich lebe, wird ſie ihre Füße nicht mehr nach Paris ſetzen."

„Sire, ich glaube nicht, daß Ew. Majeſtät meine Mutter willkürlich im Gefängniß halten würde, ſobald ſie Ihnen keine Urſache gegeben hätte."

„Sie würde mir zehn Urſachen geben, ich kenne ſie gut!" —

„Sire, erlauben Sie mir, Ew. Majeſtät zu ſagen, daß ich überzeugt bin, meine Mutter würde zu Paris auf eine Weiſe ſich benehmen, die Sie ſelbſt für untadelhaft halten müßten, ſie würde zurückgezogen leben, ſie würde nur einen kleinen Kreis von Freunden ſehen, ſo daß ich es wage, ungeachtet der abſchläglichen Antwort Ew. Majeſtät noch einmal zu bitten, wenigſtens einen Verſuch zu machen, wenn auch nur auf ſechs Wochen oder einen Monat. Erlauben Sie ihr, Sire, nur dieſe Zeit in Paris zuzubringen; ich beſchwöre Sie, vor dieſem Verſuche Nichts unwiderruflich zu entſcheiden."

„Ah, vortrefflich! Ich bin der Mann, den man mit ſolchen Verſprechungen fängt! Ich ſehe wohl, was Sie wollen, aber ich ſage Ihnen, daß es unmöglich iſt. Sie würde der Faubourg Saint Germain zur Standarte dienen. Niemand ſehen! Könnte ſie Dieß denn? Man würde ihr Beſuche machen, die ſie erwiedern müßte, ſie würde tauſend Thorheiten begehen, ſie würde mit der vornehmen Geſellſchaft in Verbindung treten, ſie würde ihre Späße machen: ſie legt keinen Werth darauf; aber ich lege ſehr großen Werth darauf. Meine Regierung iſt kein Spaß, und ich nehme Alles ernſthaft. Es iſt gut, wenn man Dieß weiß, und Sie mögen es daher aller Welt ſagen."

„Sire, erlauben mir Ew. Majeſtät, Ihnen zu wiederholen, daß meine Mutter auf keine Weiſe wünſcht, an der großen Geſellſchaft Theil zu nehmen. Sie würde nur mit einer kleinen Anzahl von Freunden leben, von denen ſie Ew. Majeſtät die Liſte geben könnte. Unmöglich, Sire, können Sie, die Frankreich ſo ſehr lieben, es nicht begreifen, wie hart die Strafe iſt, davon entfernt zu ſeyn; ſtoßen Ew. Majeſtät meine Bitte nicht zurück und zählen Sie uns unter Ihre treuen Unterthanen!

„Sie!" —

„Ja, Sire; oder wenn Ew. Majeſtät auf Ihrer Verweigerung beharren, werden Sie einem Sohne erlauben, Sie zu fragen, was Sie ſo ſehr gegen meine Mutter einnehmen konnte? Einige Perſonen haben mir geſagt, es ſey das letzte Werk meines Großvaters; aber ich kann Ew. Majeſtät ſchwören, daß meine Mutter an demſelben nicht den geringſten Antheil hatte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 32 und 33. 1 und 2 Februar 1830.

Charakter, Sitten und Lebensart der Russen.

(Fortsetzung.)

Die Sitten und die Lebensart der gemeinen Russen sind äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind mehrentheils einstöckige Rauchstuben, hie und da auch, besonders an den großen Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche, über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Dächer, wodurch das ganze Haus ein dichtes, warmes Aussehen bekommt und auch in der That die Wärme gut hält. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude fester, geräumiger, bequemer, ja mitunter zierlicher und bemalt und der Geräthe weit mehr sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden und Menschenfreunde einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige, und trotz dem Erbherrndruck immer frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Bursche und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen, tanzen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Winterabendverkürzungen, daß ein Chor junger Bäurinnen, die hiezu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Tanz und Gesang ergötzt.

In seiner Heimat und unter seinem Dache ist der gemeine Russe sehr genügsam und nimmt mit der geringsten Kost vorlieb. Schwarzes Brod von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Commisbrod, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am Liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnliche Speisen. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Festtagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen, (Pirognen) Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier- und Pfannkuchen sind schon Leckergerichte. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtisch aufgetragen. Saure rothe Rüben oder Kohl mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukräne; auch ist ein Gemengsel von Fleisch, Grütze, Mehlbrei mit Zwiebeln oder Knoblauch gewürzt, überaus beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Quas, der von Roggenmehl, Brod, auch bisweilen aus Malz durch Gährung und Säuerung bereitet wird, dem Kosent ähnlich ist und eine angenehme Erfeischung giebt.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint zum Schacher geboren, wie der Jude, daher auch Peter I einst unter die Bittschrift mehrerer polnischen Juden, welche um die Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier, ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als Ihr.“ Dieser Hang und diese gleichsam natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Er ist Allen wie angeerbt; darin zeigen sie ihre Stärke, ihre Thätigkeit, ihre größte Geschicklichkeit. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine weitere Unterstützung, keine andere Forthülfe; er hat sein Capital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn,“ sagt ein russisches Sprichwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren.“ Seine Sparsamkeit und Genügsamkeit macht, daß er bald erwirbt, wohlhabend, ja reich wird. Die der ganzen Nation eigene Industrie läßt auch die Leibeigenschaft (welche jetzt ohnehin im Abnehmen begriffen ist, nachdem der weise Alexander ihre allmälige Aufhebung decretirt hat) weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie noch vor Kurzem die Ehsten und Letten, an ihren Erbacker geheftet sind. Dem russischen Erbherrn ist es gleich viel, wo sein Leibeigener sich aufhält, wenn er nur seinen Obsok (Geldabgabe) bezahlt und mit einem Passe oder Erlaubnißscheine versehen ist. Hiezu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine Heimat, seine väterliche Religion, über Alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt erhält. Nur selten und nicht ohne Noth wird er das Vaterland aus Liebe zur Veränderung und des Gewinnes halber verlassen, um in einem andern Lande sein Brod zu suchen, und wenn er es je thut, so kehrt er gewiß nach einigen Jahren wieder zurück. Ist er auch durch Umstände genöthigt, seine Wohnstelle zu verändern, so wende,

er sich lieber in eine andere Provinz des russischen Reichs, z. B. nach Astrachan, zu den don'schen Kosaken, nach Odessa, oder an einen andern für sein Geschäft gelegenen Platz, als über die Grenze in ein ganz fremdes Land. Deßwegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Polen, Schweden oder Preußen nur ein sehr selten vorkommender Fall.

Im Allgemeinen sind alle Russen, vornehme und niedrige, reiche und arme, große Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden), gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahrszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, welche für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reichs verführen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, verfertigen hölzerne Geräthe, Töpferwaaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirre, schnitzen allerlei hölzerne Sachen, drechseln Löffel und Schaalen, machen Räder und Wagen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er an seiner Person und in seinem Hause sehr auf Ordnung und Reinlichkeit. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Woche einmal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badstube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt, und seine Kost ist zwar, wie wir schon wissen, ländlich einfach, aber nahrhaft, wie er selbst kraftvoll, reinlich zubereitet, und nach ihrer Art wohlschmeckend. Doch muß der Arme sich oft kümmerlich behelfen und lebt den größten Theil des Jahres von bloßem geschrotenem Brod, in Quas getunkt oder eingebrockt, von Kohl, Zwiebeln, Gurken, Fischen u. d. gl.

Der gemeine Russe läßt noch immer, wie vor 100, 200 und mehreren Jahren, trotz den scharfen, wiederholten Befehlen Peters I, statt sich zu rasiren, den Bart wachsen, und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung ist beim männlichen Geschlechte so ziemlich in allen Provinzen dieselbe; bloß in der Ukräne hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer in langen und weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Aermeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurte gebundenen Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit langen bis über das Knie reichenden und in einigen Falten nach unten zu fallenden Schößen, angezogen wird. In der Mitte des Körpers wird der Rock mit einer Art farbiger wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt Jeder seinen Schafpelz, der Aermere ohne Ueberzug, der Vermögendere einen mit Tuch oder Zeug überzogenen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer in einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber in einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Aermern die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenem Tuche umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rohem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Strümpfe und Stiefel.

Die Hochzeiten der gemeinen Russen auf dem Lande werden, wie sich denken läßt, mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das neue Ehepaar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Eine Woche darauf erfolgt unter dem Vortragen eines heiligen Bildes in der Kirche, wo beiden Brautleuten eine Krone (ein Kränzchen) aufgesetzt wird, die Trauung durch den Geistlichen, welcher unter gewissen Formeln die Ringe wechselt, Beide aus einem Becher trinken läßt, und sie mit vielem Kreuzmachen einsegnet. Bei der Rückkehr aus der Kirche reicht ihnen der Brautvater ein Brod mit etwas Salz, unter Anwünschung eines guten Auskommens, und daß es ihnen nie an diesen beiden Stücken fehlen möge. Nun wird geschmauft, nach Herzenslust gezecht, getanzt, musicirt und damit noch 2 bis 3 Tage fortgefahren. So vergnügt geht es bei wohlhabenden Bauern auch an Geburts- und Namens-, Fest- und Feiertagen her.

In ihrer Religion und deren Gebräuchen sind die Russen im Allgemeinen sehr eifrig. In jeder Stube findet man der Thür gegenüber in einem Winkel eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildniß desjenigen Heiligen befindet, welchen der Hausvater zu seinem Schutzpatrone erwählt hat. In den meisten Fällen ist Dieß der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt hat. Vor diesem Heiligenbilde, vor welchem zwei kleine Vorhänge aufgezogen sind, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein Paar Kreuze mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, begleitet mit dem gewöhnlichen in allen Kirchen unzählige Mal ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie eleison, Herr erbarme Dich!) Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung, nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen, bis zum Weggehen unbedeckt. Jene Verehrung beweisen alle Bewohner des Hauses dem Heiligen jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke; bei wirklichen Zechgelagen aber machen sie sich davon frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige nicht sehe, daß sie betrunken sind. Mit dergleichen Bücklingen und Kreuzen begrüßen sie überhaupt jedes Heiligenbild, welches etwa in einer kleinen Nische der Kirchmauer steht, oder in einer Prozession durch die Straßen getragen wird, am Allerhäufigsten aber in der Kirche selbst. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe angehängt wird, bis an den Tod an einem Bande auf der bloßen Brust, und orthodoxe Geistliche hegen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christenthums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbniß zu gestatten. Vor diesem Heiligthum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber durch dasselbe dennoch nicht abhalten, nach seinen Gelüsten zu handeln; er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriffe steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den

Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen That sey. Nach vollbrachter Sünde hängt er es dann wieder um und deckt den Heiligen, quasi re bene gesta, wieder auf. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirche nicht besuchen, unterlassen nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämmtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuziget sich, schreit mehreremal Gospodi pomilui; die Andächtigsten knien auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dieses Alles geschieht noch weit öfter in der Kirche. Daß die Gebildeten und Aufgeklärten, die Kinder des Lichtes, die Vornehmen, diese Gebräuche nicht mitmachen, oder höchstens verstohlen beobachten, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden.

Daß der Russe der Trinksucht und Völlerei, besonders im Branntwein, ergeben ist, weiß Jeder. Man thut dann wohl, ihm, wie jedem Betrunkenen, aus dem Wege zu gehen. So herzlich, gutmüthig, lustig und frohsinnig er sonst ist, so wild und unbändig ist er im Zorne, in der Trunkenheit und im gereizten Zustande. Er vergißt alsdann jede Rücksicht, unterdrückt alles Mitleiden, dessen Gefühl ihm sonst nicht fremd ist, (er giebt jedem Bettler und Hülfsbedürftigen) setzt alle Menschlichkeit bei Seite, begeht die entsetzlichsten Grausamkeiten und achtet der härtesten Strafen nicht, die ihn erwarten. Im trunkenen Muthe vergreift er sich wohl gar an seinem Herrn, und schont bisweilen selbst das Leben nicht. Nüchtern ist er ganz das Gegentheil: behülflich, dienstfertig, zuvorkommend.— So wild und trotzig er auch aussieht, so ist er doch ehrlich, bieder, treu und bereit, in Gefahr und Noth beizuspringen. Man kann ihm sicher trauen, und wenn man einmal sein Zutrauen gewonnen hat, so haftet er mit Leib und Leben für des Gefährten Sicherheit und Eigenthum. Eben so treu und zuverläßig ist er bei der Arbeit um Tagelohn, so lange nicht Bier und Branntwein den Kopf benebeln. Man darf sich daher nicht fürchten, unter sie zu gehen, wenn sie auch noch so viel schreien und lärmen; nur reizen, höhnen und beleidigen darf man sie nicht, sonst setzt man sich Mißhandlungen aus.

Wendet man dagegen ein, daß sie ja nur durch Schärfe und harte Strafen zum Arbeiten müßten gezwungen werden, so antworte ich, daß billige und gerechte Vorgesetzte und Herren Dieses nicht nöthig haben, was nur von solchen Leibeigenen gilt, die durch lange und harte Knechtschaft an das Prügeln und Ruthenstreichen gewöhnt sind. Leider aber sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe eben nicht immer die Tugenden der russischen Großen und Erbherrn; daher kommt es denn, daß man noch immer so häufig die Klage hört, ohne Prügel und Furcht vor denselben sey mit den Russen Nichts auszurichten. Daher hört und sieht man auch, daß reisende Große die Postknechte prügeln, wenn sie nicht schnell genug fahren, was Andere, z. B. Deutsche, Franzosen, Engländer, welche durch Rußland reisen, nicht nöthig haben, indem sie bei ernster, dabei humaner Behandlung, einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein, eben so weit kommen. —

Im Arbeiten ist der Russe, wie gesagt, unverdrossen und Tag und und Nacht bei der Hand. Er murrt nie, wenn er aus dem Schlafe gerüttelt wird, obgleich sein Schlaf ein Bärenschlaf ist; er ist nicht unzufrieden, wenn er einmal Nichts zu essen bekommt; nur ein Gläschen seines Lieblingsgetränkes, gleich ist er munter und singt sein Liedchen. Dabei ist ihm jede Witterung gleich, weil er stark und abgehärtet ist. Er hat es gern, wenn man mit ihm scherzt; er leidet es, wenn man ihn aufzieht; nur foppen und höhnen läßt er sich nicht. Man mag ihn schelten und schimpfen, wie man will, er macht sich Nichts daraus, wenn er versichert ist, daß man ihn gerne hat und daß man ihm das Zutrauen nicht entziehen wolle. Es muß nur Alles herzlich und gut gemeint seyn, man darf seine Ehre nicht kränken, ihn keine Erniedrigung fühlen lassen; denn einen gewissen Stolz und Ehrgeiz hat auch der geringste Russe. Er nimmt willig Belehrung an und lernt gerne Etwas, denn es fehlt ihm weder an Lust, noch an Geschick, zumal zu Künsten und Handarbeiten; nur darf man ihn nicht schlecht behandeln noch niederträchtig machen, sonst wird man selbst gewiß noch zehnmal schlechter behandelt. Am Besten kommt man mit dem Russen zurecht, wenn man seine Sprache versteht. Er liebt sonst den Ausländer nicht; lernt dieser aber seine Sprache, so ist das gerade so gut, als wenn er ihm eine Wohlthat erzeigt hätte und er kann gewiß auf Dank rechnen.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 50, 60, ja 100 Knutenhiebe *) aus, und ich

*) Die Knute ist eine fürchterliche höchst schmerzhafte Strafe, welche daher bei groben Verbrechern in Rußland die Stelle der Todesstrafe vertritt, denn eigentliche Hinrichtungen mit Schwert, Strang, Feuer oder Rad finden nur äußerst selten, z. B. im Falle des Hochverraths, Statt. Die Knute ist eine etwa 5 Fuß lange und ½ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem 2 Schuh langen harten Riemen von Juchtenleder, von der Dicke eines Thalers, am Stiele 8, an der Spitze 3 Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch und wie Horn oder Pergament wird. Er ist an einen sehr stark geflochtenen Peitschenstiel von 1 Schuh 2 Zoll Länge vermittelst einer eisernen Zwinge befestigt. In den Händen eines starken und geschickten, oder auch grausamen und unmenschlichen Knutenmeisters (Scharfrichters) ist es ein schreckliches, ja tödtliches Strafwerkzeug, mit dem er, wenn er Befehl dazu hat, durch 6—8 Hiebe längs der Seite und dem Rückgrat hinab den Missethäter tödten, aber auch durch schwächeres Zuhauen mit 150—200 Hieben langsam zu Tode martern kann. Bei der Execution tritt der Nachrichter 3 Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche stärkern Nachdruck zu geben, weßhalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke, oder einer dergleichen Bohle, und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber vier solche Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken fest eingespannt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten. Der Verf. sah einen Mörder geknutet werden, der 150 Streiche empfing. Der Knutmeister ließ die Hiebe auf den Rücken des Unglücklichen mit solchem Nachdrucke fallen, daß schon beim sechsten Hiebe das Blut floß und der Rücken wie mit Messern

selbst sah einst einem 250 Stockstreiche geben, ohne daß er umfiel. Viele bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzernen Stäben, liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße knieend festhalten, 400 bis 500 Hiebe, wodurch Rücken, After und Schenkel gänzlich zerfleischt werden, und stehen wieder auf, ohne gehalten und geführt zu werden. Diese Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge theils des rauhen Klimas, theils der harten Erziehung. Mehrere stecken ihre noch ganz kleinen Kinder nackend in den Schnee, und gewöhnen sie durch das Baden in heißem Wasser, wodurch sie so roth wie gesottene Krebse werden, und durch das Wälzen im Schnee gleich hinterher, früh schon an den plötzlichen Wechsel von Hitze und Kälte. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper mit auf die Welt bringen. Von Jugend an wie Stahl und Eisen, behend in allem ihrem Thun und Treiben, müssen sie stets beschäftigt werden, und mit Bedürfnissen kämpfen, wenn sie nicht ausarten sollen. Faule Tage verderben sie so gut, wie jedes andere Volk. So arbeitsam, mäßig und zufrieden sie sonst sind, so gern faullenzen sie auch mit Wohlgenuß, wenn sie es haben können, und sich einmal einen guten Tag machen wollen. Sie lieben die Extreme; Alles thun sie mit einem gewissen Ungestüm. Selbst den besser Erzogenen und Gebildetern aus den höhern Ständen klebt immer noch Etwas davon an, welches aus ihrem Tone und ihrer Art zu handeln sichtbar ist. Sie haben in allen Dingen ihre eigene Manier; schnellen Entschluß, rasche Ausführung, und etwas Festes, Bestimmtes und Zuversichtliches, zuweilen Naives und Offenherziges in Stimme und Geberden, das sich nicht beschreiben läßt. Sie sind kurz angebunden, auffahrend, übereilend, woraus manches Unheil entsteht, was sie dann auf ein unvermeidliches Schicksal schieben, denn sie sind die stärksten Fatalisten. Sie ziehen sich auch daher selten Etwas zu Gemüthe, sondern setzen sich über Alles mit einer Ruhe und Verachtung hinweg, mit einem Gleichmuthe, der sie ehrenwerth macht. Auch in den härtesten Unglücksfällen verlieren sie den Muth nicht, sondern wissen sich immer als Männer zu trösten und zu beruhigen, so leichtsinnig und scherzhaft sie auch sonst bei freudigen Veranlassungen sind.

Die Erziehung ihrer Kinder ist äußerst hart und strenge. Von Jugend auf werden sie an die schwersten Arbeiten gewöhnt, sie geben ihnen wenige und nur harte Kost zu essen, und strafen sie nachdrücklich, auch bei kleinen Vergehungen, obgleich sie sonst große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapatzen ertragen, Alles aushalten, Alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher ihr Muth, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, persönliche Tapferkeit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf der Erde, auf dem Meere, bei den Anfällen jeder Witterung, in Wüsten, wo weder Nahrung noch Bequemlichkeit ist. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Muth und Stärke. Immer machen sie sich Etwas zu schaffen, und wenn sie Nichts zu thun finden, so boxen sie sich herum, laufen, schwimmen, fahren Schlittschuhe u. s. w. Ihre Leibesübungen sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betrachtung zu ziehen hat, wenn man sie nicht halsbrechend finden, oder irgend ein Vergnügen darin entdecken will. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch auf mancherlei Art ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln; das Glitschen auf dem Eise, und das pfeilschnelle Herabfahren mit kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen; auch das schnelle Fahren überhaupt, sowohl im Winter, als im Sommer, lieben alle Russen.

Wenn man von ihrem Hange zum Trinken, besonders von ihrer Vorliebe zu hitzigen und berauschenden Getränken spricht, so darf man nicht glauben, daß Alle die Völlerei zur täglichen Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heute betrunken sich vielleicht auf der Straße wälzt, ist morgen und mehrere Tage, vielleicht Wochen hernach, wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursch, und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. Er fordert auch zu Hause nie barsch (anders ist er freilich als Feind im fremden Lande), sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm Etwas über seinen kärglichen Lohn giebt. Will er sich einmal Etwas zu Gute thun (berauschen), so bittet er ganz naiv um Erlaubniß dazu und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache Alles gut und ordentlich!“ — Man thut nicht wohl, wenn man es ihm abschlägt, oder ihn in dem löblichen Vorsatze stört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Man gönne ihm immer einmal das Vergnügen, einen halben Tag oder Abend wahnsinnig zu seyn; er verrichtet hernach seine Geschäfte noch einmal so willig und tüchtig.

(Schluß folgt.)

zerschnitten war. Der Elende hielt ohne zu sterben die 150 Hiebe aus. Hierauf wurden dem Halbtodten, von dessen Rücken das Blut stromweise floß, die Nasenlöcher und Ohrläppchen aufgeschlitzt, die Stirn und beiden Backenknochen mit einem eisernen Stämpel und dem Worte Wor, d. h. Mörder, Räuber, gebrandmarkt, die Stellen mit Schießpulver eingerieben, wodurch sie unvertilgbar werden, und er sodann ins Gefängniß zurückgetragen, um nach der Heilung nach Sibirien abgeführt zu werden.

Die Fellan's.

2. Die Belagerung.

Bello war noch auf dem Marsch gegen Cunia begriffen, als Clapperton ihn in seinem Lager einholte. Die Residenz des Sultans bestand aus einer Anzahl Hütten (bloß mit Tuch bespannten Pfählen), die zusammen ein kleines Dorf ausmachten. Clapperton wurde sogleich zur Audienz berufen, ohne daß man ihm

nur geſtattete, vorher ſeine Toilette zu machen. Die Aufnahme konnte nicht gnädiger ſeyn. Der Sultan erkundigte ſich nach der Geſundheit des Königs von England, ob daſelbſt noch Frieden wäre, wie der Reiſende ſeine Freunde gefunden, wie es ihm unter Wegs ergangen ꝛc.; indeß beſchäftigt mit den Vorbereitungen zu dem auf den folgenden Tag angeſetzten Sturm wollte er die von Clapperton mitgebrachten Geſchenke erſt in Saccatu in Empfang nehmen, wohin er für den Transport von deſſen Effekten zu ſorgen ſich erbot.

Von militäriſcher Ordnung darf man bei dieſen rohen Feudaltruppen nicht Viel erwarten; die einzige Regel, die ſie beobachteten, war, daß ſie ihren Standpunkt nach Provinzen — Oſten, Weſten, Norden oder Süden — einnahmen, und daß der Statthalter in der Mitte und die Offiziere je nach ihrem Rang in größerer oder geringerer Entfernung von ihm ihre Zelte aufſchlugen; doch blieb während der Nacht immer eine Wache von Reitern in gepolſtertem Wollenpanzer auf den Beinen und mit Untergang der Sonne mußten alle Pferde geſattelt ſeyn, daß man auf den erſten Wink aufſitzen konnte.

Früh um 6 Uhr brach man auf; der Weg führte durch lauter feindliche Durra- und Hirſenfelder. Um 8 Uhr ließ der Sultan Halt machen; ſofort riſſen die Truppen Hirſen- und Durraſtengel ab und machten ſich Hütten, Stacketen und Schirmdächer daraus. Der Sultan, in Hemd und Turban von weißgeſtreiftem Muſſelin und einem feinen Oberkleid (tobo) ſaß im Schatten eines Baumes, umgeben von ſeinen Statthaltern, die, mit Ausnahme jenes von Adamawa, ſämmtlich beſſer gekleidet waren als er.

Nach dem Mittaggebet erhob ſich das Heer und raſch ging's auf die Stadt los, in deren Angeſicht man bald anlangte. Bloß Eunuchen, Kameltreiber und einige Sclaven zur Bewachung der Habſeligkeiten blieben im Lager zurück. Der Marſch war ſo verwirrt, als man ihn ſich nur denken kann — Roß und Mann durcheinander; oft fielen die Leute eines Häuptlings über die eines andern her, die Schwerter fuhren halb aus den Scheiden — aber Alles endigte mit einer Fratze oder einer drohenden Grimaſſe. Die rebelliſche Stadt lag am Ufer eines der Seen von Gondami; ſie maß etwa eine halbe Meile im Durchmeſſer und hatte faſt eine vollkommene Kreisform. Jeder Häuptling begab ſich auf den ihm (wahrſcheinlich vorher) angewieſenen Poſten. Die Zahl der Soldaten, die bald in einer Tiefe von 200 Ellen die Mauern umſchloſſen, mochte ſich auf 50 bis 60,000 Mann belaufen, davon ⅔ Fußvolk. Die Reiter hielten ſich außer Wurfſchußweite, während die Infanterie, je nach Maßgabe der individuellen Kühnheit oder Luſt, vorrückte und mit ihren Bogen und einigen Muſketen ein zerſtreutes Gefecht eröffnete. Die von Zegzeg beſaßen eine, die von Kano ein und vierzig franzöſiſche Flinten; hatte dieſe Schützenzunft, die ganz aus Sclaven zuſammengeſetzt war, gefeuert, ſo zog ſie ſich außer Schußweite zurück, um nochmals zu laden; von den Fellans ſelbſt hatte keiner ein Schießgewehr. Die Feinde ſchienen mit mehr Umſicht und Bedächtlichkeit zu verfahren; ſie ſchoſſen ſelten, ohne ihres Zieles gewiß zu ſeyn. Von Zeit zu Zeit ſprengten einzelne Reiter bis an den Graben, ſchwangen ihre Lanzen, ermangelten aber nie, ſich mit ihrem großen ledernen Schild gehörig zu verwahren und eben ſo ſchnell ſich wieder zurückzuziehen als ſie ſich vorgewagt hatten, indem ſie, ſobald ſie ſich wieder unter den Ihrigen befanden, luſtig und aus allen Kräften ſchrien: „Auf! Mit den Schilden an die Mauer! He! Ihr Burſche des Gadado, des Atego ꝛc., warum wollt Ihr nicht an die Mauer?“ Dann hörte man vielleicht andere Stimmen, die riefen: „Oh! Ihr habt einen guten breiten Schild! Euch kommt man nicht bei!“ Immer hob das Geſchrei: „Mit den Schilden an die Mauer!“ wieder von Neuem an; aber umſonſt, daß die Häuptlinge damit ihre Truppen anfeuerten; ſie rührten ſich nicht von der Stelle. Die Flagge der Fellan's iſt weiß, und der Schaft, an dem ſie ſteckt, ein Palmzweig; die Fähndriche ſind weißgekleidete Sclaven, deren dem Sultan ſechs, den Statthaltern je zwei vorſchreiten. Das Feldgeſchrei iſt Allahu Akber (Gott iſt groß); es ertönt wenigſtens jede Viertelſtunde durch das ganze Heer. Aber auch Dieß half Nichts. Zuletzt wurden die Gepanzerten zum Sturm aufgeboten. Mit den ſchwarzen und weißen Straußenfedern, die auf ihren mit Kupferplatten belegten, in der Sonne funkelnden Helmen wallten — mit ihren langen, geſteppten, buntfarbigen Mänteln, die über die Schultern hinabhingen und das Pferd bis zum Schweif bedeckten — machten ſie keine üble Figur. Die Rüſtung dieſer Thiere war am Hals ſo ausgezackt, daß ſie Aehnlichkeit mit einer Mähne hatte; Vorderkopf und Naſe waren mit einer Platte von Erz oder Zinn, beide Seiten des Kopfs mit einem halbzirkelförmigen Stück Metall bedeckt. Die Laſt des geſteppten Mantels erlaubte dem Reiter nicht ohne Beiſtand auf- oder abzuſteigen, ſondern er bedurfte zweier Männer zur Unterſtützung. Die Statthalter und der Sultan führten jeder ſechs ſolcher Reiter bei ſich. Man hätte meinen ſollen, das Fußvolk würde nun unter dem Schutz dieſer gewichtigen Maſchinen vorrücken; allein die armen Schelmen mußten allein daran glauben. Die Cunier verfügten über eine Muſkete, die wunderſame Wirkung that. Kaum kamen jene — ſo ſchnell als ihre Pferde eben vermochten, d. h. in einem langſamen Schritt — angeſtochen, da fiel ſchon ihr Anführer wie ein Mehlſack von der Mähre; zwei Kugeln hatten ihm die Bruſt durchbohrt. Ein Paar Fußgänger ſprangen hinzu und brachten Mann und Roß zurück.

Die nützlichſte Perſon in der Armee war eine alte Sclavin des Sultans, von dunkler Kupferfarbe, aus Zamfra gebürtig, wo ſie die Amme von fünf Statthaltern geweſen. Ihrem Aeußern nach glich ſie den Eskimoweibern, von denen Capitän Lyon erzählt. Sie ſaß rittlings auf einem langrückigen Hellbraunen mit dürftigem Schweif und geſtutzten Ohren, als ob die Ratten einen Theil davon abgefreſſen hätten; ſie hatte einen kegelförmigen Schüſſeldeckel von Stroh, der ihr als Hut oder Sonnenſchirm diente, auf, und einen kurzen ſchmutzigen Rock an, nebſt großen weißen Pluderhoſen und ein Paar Huſſaſtiefeln, die bis über die Knie hinaufreichten, und mit einem Band um den Leib befeſtigt waren. An ihrem Sattelknopf hingen ein halb Dutzend mit Waſſer gefüllte Kürbisflaſchen und ein kupferner Becher, aus dem ſie den Verwundeten und Ermatteten zu trinken gab.

Gegen Sonnenuntergang verließen die Belagerer ihren Standpunkt vor den Mauern, um in das Lager zurückzukehren. Während der Nacht verbreiteten sich mehrmals Lärmgerüchte, daß der Feind im Anzug sey, wodurch Alles in die größte Bestürzung gerieth. Die Zurnier, die der Stadt zunächst standen, liefen, von panischem Schrecken ergriffen, davon und geradezu nach Haus. Dieß Beispiel der Entmuthigung wirkte ansteckend. Mehrere Statthalter verabschiedeten sich und schlugen die Straße ein, die sie hergekommen waren; der Sultan selbst fand räthlich, sich nach Magaria *), einer Stadt in der Nähe von Saccatu, dem gewöhnlichen Heersammelplatz der Fellan's, zurückzuziehen. Clapperton benutzte die Waffenruhe, die jetzt augenblicklich eingetreten, um seine Geschenke **) zu überreichen. Indessen arbeitete man thätigst an der Befestigung von Magaria ***), und bereits erwartete man den Feind vor den Thoren zu sehen, als die Nachricht ankam, daß Aleva, der rebellische Sultan von Gubur, an einer Wunde, die er in jenem Sturm erhalten, gestorben sey. So nahm der sonderbare Feldzug ein Ende und die Scene verlegte sich nach Saccatu.

Bourriennes Memoiren.

(Schluß.)

Hrn. v. Staëls Bemerkung, ob vielleicht das letzte Werk seines Grnßvaters Mitursache von Napoleons Groll gegen seine Mutter sey, setzten diesen in Feuer.

„Allerdings, erwiederte Napoleon, mit mehr Unfreundlichkeit, als er bisher gezeigt hatte; dieses Buch hat daran großen Theil. Ihr Großvater war ein Ideolog, ein Thor, ein alter Wahnsinniger. Mit sechzig Jahren meine Constitution umstürzen, Constitutionen machen wollen! Die Staaten würden wahrhaftig trefflich regiert werden von diesen Pedanten, von diesen Theorienmachern, welche die Menschen in den Büchern und die Welt auf der Carte beurtheilen."

„Sire; da die Pläne, welche mein Großvater entwarf, in den Augen Ihrer Majestät Nichts als leere Theorien sind, so begreife ich nicht, wie Sie Sich so sehr beleidigt zeigen können? Es giebt keinen Staatsöconomen, der nicht seine Constitutionspläne entworfen hätte."

„Ja, das glaube ich; die Staatsöconomen! Das sind Narren, welche Pläne für die Finanzen eines Landes träumen und nicht im Stande wären, die Stelle eines Steuereinnehmers in dem geringsten Dorfe meines Reiches zu versehen. Das Buch Ihres Großvaters ist das Werk eines alten Starrkopfs, der darüber gestorben ist, seine alten Träume über die Regierung der Staaten wieder zu käuen."

„Nach der Art, wie Ew. Majestät davon sprechen, sollte es mir vielleicht erlaubt seyn, Sire, zu glauben, daß Sie Sich von Uebelwollenden darüber Bericht erstatten ließen und es nicht selbst gelesen haben?"

„Darin irren Sie Sich; ich habe es von einem Ende bis zum andern gelesen."

„Ew. Majestät hat also sehen müssen, wie sehr mein Großvater Ihrem Genie Gerechtigkeit widerfahren läßt."

„Ja, eine schöne Gerechtigkeit! Er nennt mich den nothwendigen Menschen, und nach seinem Buche wäre das Erste, was noch zu thun bliebe, diesem nothwendigen Menschen den Hals abzuschneiden. — Ja, ich war nothwendig, unentbehrlich, um alle die Albernheiten Ihres Großvaters wieder gut zu machen, und die Uebel wieder auszuwischen, welche er Frankreich zugefügt hat. Er ist es, durch den die Monarchie umgestürzt und Ludwig XVI auf das Schaffot geführt wurde."

„Sire, es ist Ihnen nicht unbekannt, daß die Güter meines Großvaters confiscirt worden sind, weil er den König vertheidigt hatte."

„Den König vertheidigt! — Eine schöne Vertheidigung, meiner Treu, Hr. von Staël! — Wenn ich einem Menschen Gift gebe, und ihm dann Gegengift bringe, sobald er im Todeskampfe liegt, werden Sie sagen, daß ich diesen Menschen habe retten wollen? Gut, sehen Sie, auf diese Weise hat Ihr Großvater Ludwig XVI vertheidigt. — Was die Confiscationen betrifft, von denen Sie sprechen, was beweisen sie? Nichts! Man hat auch die Güter Robespierre's confiscirt. Ja, ich sage es Ihnen, Robespierre selbst, Marat, Danton haben Frankreich weniger Uebles erwiesen, als Hr. Necker. Er ist es, der die Revolution gemacht hat. Sie haben sie nicht gesehen; gut, ich, ich war dabei; ich habe gesehen, wie es in diesen Zeiten des Schreckens und des Unglücks herging. Aber bei meinem Leben werden diese Zeiten nicht zurückkehren, das kann ich Ihnen versichern. Eure Planmacher zeichnen Schlaraffenländer auf dem Papier; Schwachköpfe lesen ihre Träume; man bietet sie aus, man glaubt daran; das allgemeine Wohl ist in jedem Munde, und bald darauf hat das Volk kein Brod; es empört sich, und dann haben wir die Frucht aller dieser schönen Theorien. Ihr Großvater war der Urheber der Saturnalien, die Frankreich verwüstet haben; alles Blut, welches in der Revolution vergossen worden ist, muß auf seinen Kopf fallen."

Als er diese letzten Worte sprach, sagte mir Duroc, der Kaiser zu einem Grade der Erbitterung gekommen, der uns für den jungen Staël zittern ließ. Der Kaiser sah nicht sein Gesicht, denn

---

*) Magaria gehört zu der Landschaft Adir oder Tabela; der größte Theil der Einwohner sind Neger, der Rest Mischlinge von Tuaricks und deren Sclaven; die Gegend ist mit niedern felsigen Hügeln bedeckt, dabei aber sehr sumpfig und wasserreich.

**) Die Geschenke bestanden in Folgendem: 1 rothseidener silberbeschlagener Sonnenschirm; 1 silberbeschlagener Heroldsstab; 12 Ellen rother, 12 Ellen himmelblauer Damast; 12 Ellen rother, 12 Ellen blauer Seidenzeug; 24 Ellen Kammertuch; 2 Pf. Gewürznelken; 1 erzbeschlagene einläufige, 1 ordinäre doppelläufige Vogelflinte; 1 Paar Pistolen für Bello's ältesten Sohn; 2 kurze Schwerter; 2 Kisten mit Racketen; eine Quantität Pulver, Kugeln, Flintensteine und Schrot; 1 Ries englisches pro Patria Papier; 2 Päckchen Bleistift; colorirte Porträte der königlichen Familie von England, einige Schlachtstücke; 1 Dutzend Paar weiße baumwollene Strümpfe; 1 Dutzend Paar weiße baumwollene Handschuhe; 1 Chronometer von Rigby; 1 goldene Uhr; 4 Einschlagmesser; eine vollständige Toilette; 1 prächtiger Spiegel; 2 englische Sättel; eine Quantität Arzneiwaaren; 1 arab. N. T.; 1 Koran; 1 Euclid; 1 Exemplar von Ebn Sinna; 1 ditto Geschichte der Tataren unter Tamerlan; 1 ditto Psalmen; mehrere Capitel der Bibel und verschiedene andere arabische Werke. Der erste Minister erhielt eine kleinere Sammlung von Gegenständen derselben Art.

***) Ein tiefer Graben auf der Außenseite nebst einer niedern Mauer mit Pallisaden darauf, um durchschießen zu können. Dieß ist die neuere Befestigungsbaukunst der Fellan's.

wenn er ihn gesehen hätte, würde er ihn gewiß geschont haben. Alle seine Züge waren gewaltsam zusammengezogen, und wir lasen die Anstrengung in denselben, die es ihm kostete, in dem inneren Kampfe, der in ihm vorging, für seine Vernunft den Sieg zu erzwingen. Wahrhaftig, gern hätten wir ihm Muth einsprechen wollen; aber zum Glücke wußte er sich genug zurückzuhalten, um es zu keinem Ausbruche kommen zu lassen; er hatte so viel Herrschaft über sich, daß er dem Kaiser mit ruhiger Stimme, obwohl tief ergriffen, sagen konnte: „Sire, lassen Sie mich hoffen, daß die Nachwelt meinem Großvater günstiger seyn wird, als Ew. Majestät. Während seiner Verwaltung setzte man ihn Sully und Colbert an die Seite, und ich wiederhole es Ew. Majestät, daß die Nachwelt mit mehr Gerechtigkeit über ihn sprechen wird."

„Ja wohl, gewiß, die Nachwelt! vielleicht wird sie seinen Namen nicht kennen."

„Ich hoffe das Gegentheil, Sire."

Der Kaiser kehrte sich jetzt gegen uns, setzte Duroc hinzu: „zum Schlusse der Rechnung, meine Herren", sagte er uns lächelnd, „so ist es eigentlich nicht meine Sache zu viel Böses von der Revolution zu sagen, da sie mir am Ende die Krone gebracht hat." Darauf wandte er sich gegen Hrn. von Stael zurück: „Das Reich der Unruhen ist vorüber; ich will Gehorsam; achtet die Obrigkeit, weil sie von Gott kommt. Sie sind jung, wohlerzogen, schlagen Sie einen bessern Weg ein, gewöhnen Sie Sich an den Gehorsam; folgen Sie nicht jenen schlechten Grundsätzen, die um eitlen Geschwätzes willen die Existenz der Gesellschaft auf das Spiel setzen."

„Sire, wenn ich so glücklich bin, daß Ew. Majestät mich wohl erzogen finden, so können Sie die Grundsätze meines Großvaters und meiner Mutter nicht verdammen; denn in diesen Grundsätzen bin ich erzogen worden."

„Gut, ich rathe Ihnen in Sachen der Politik sich wohl in Acht zu nehmen, denn ich werde Allem, was mit Hrn. Necker in Verbindung steht, nie Etwas verzeihen; es ist gut, wenn Jederman in der Politik vorsichtig zu Werke geht."

Diese Conversation, sagte mir Duroc, hatte die ganze Zeit über gedauert, während wir bei Tafel waren; indem er seinen letzten Satz aussprach: „Es ist gut, wenn Jedermann in der Politik vorsichtig zu Werke geht", hatte der Kaiser sich erhoben. Hr. von Staël wiederholte noch einmal sein Gesuch für seine Mutter, der Kaiser näherte sich ihm indessen, ohne auf diese neuen Bitten Etwas zu antworten, und nahm ihn mit jener Vertraulichkeit, welche Du kennst, wenn er bei guter Laune ist, oder so scheinen will, beim Ohrläppchen: „Sie sind noch sehr jung, sagte er, wenn Sie mein Alter und meine Erfahrung haben, werden Sie besser über die Welt urtheilen. Weit entfernt, mich zu beleidigen, hat Ihre Freimüthigkeit mir gefallen; ich habe es gern, wenn ein Sohn die Sache seiner Mutter vertheidigt. Ihre Mutter hat Ihnen einen schwierigen Auftrag gegeben, und Sie haben sich desselben mit Geist entledigt. Es ist mir angenehm, mit Ihnen geschwatzt zu haben; ich liebe die Jugend, wenn sie einfach ist und nicht zu viel räsonnirt. Bei all Dem will ich Ihnen keine falschen Hoffnungen geben, und ich kann Ihnen nicht verbergen, daß Sie Nichts erhalten werden. Murat hat mit mir bereits über diese Sache gesprochen, und ich habe ihm gesagt, wie ich es jetzt Ihnen sage, daß mein Wille unerschütterlich ist. Wenn Ihre Mutter im Gefängnisse wäre, so würde ich nicht anstehen, Ihnen ihre Begnadigung zu bewilligen; aber sie ist verbannt, und Nichts wird mich vermögen, sie zurückzurufen."

„Aber, Sire, ist man nicht eben so unglücklich, fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, als wenn man im Gefängnisse wäre?"

„Alles Das sind Romanenvorstellungen; Sie haben Das von Ihrer Mutter sagen hören. Sie ist wahrhaftig sehr zu beklagen, glaube ich; mit der einzigen Ausnahme von Paris hat sie ganz Europa zum Gefängniß."

„Aber, Sire, zu Paris sind alle ihre Freunde."

„Mit dem Geiste, den sie hat, wird sie sich auch anderwärts Freunde machen. Ueberdieß, ich begreife nicht, warum Sie einen so hohen Werth darauf setzt, nach Paris zu kommen. Warum hat Sie ein so unwiderstehliches Verlangen, sich in den unmittelbaren Bereich dieser Tyrannei zu begeben? Sie sehen, daß ich es gerade heraus sage; wahrhaftig, ich begreife es nicht. Kann Sie nicht nach Rom, nach Berlin, nach Wien, nach Mailand, nach London gehen? Ah! ja! gehe sie doch nach London! Dort kann sie Pasquille machen. Ueberall werde ich sie mit Vergnügen sehen; aber Paris, sehen Sie, Hr. von Staël, das ist mein Residenzort, und ich will dort Niemanden haben, der mich nicht liebt. Es ist gut, daß man sich Das gesagt seyn läßt. Sehen Sie, was daraus werden würde, wenn ich Ihre Mutter nach Paris kommen ließe: sie würde nur neue Thorheiten begehen; ich spreche davon aus Erfahrung. Sie würde die Personen aus meiner Umgebung verderben, sie würde noch vollends mir Garat verderben. Sie ist es, die das Tribunat gestürzt hat; sie versprach damals alle Wunder der Welt; aber sie konnte sich nicht enthalten, über Politik zu sprechen." —

„Aber, Sire, ich kann Ew. Majestät versichern, daß meine Mutter sich nicht im Geringsten mit der Politik beschäftigt, ihr Geschmack zieht sie ausschließlich nach der Gesellschaft ihrer Freunde und zur Literatur."

„Da sehen Sie es! Literatur, nicht wahr? Damit fängt man mich. Man politisirt, indem man über Literatur, über Moral, über Kunst und über Alles in der Welt spricht. Die Weiber müssen stricken. Wenn Ihre Mutter zu Paris wäre, würde man mir jedes Wort von ihr hinterbringen; man würde ihr vielleicht Manches unterschieben; ich will Dieß nicht, sage ich Ihnen, in der Stadt, die ich bewohne. Alles wohl überlegt, rathen Sie ihr nach London zu gehen; das ist das Beste, was sie thun kann. Was Ihren Großvater betrifft, so habe ich nicht zu Viel gesagt. Nein, Hr. Necker hatte kein Talent für die Administration. Ich weiß, was Das sagen will, seit den zehn Jahren, daß ich mich damit beschäftige."

„Die ganze Welt, Sire, läßt dem Genie Ew. Majestät die glänzendste Gerechtigkeit widerfahren; und es giebt Niemand, der es leugnet, daß die Finanzen Frankreichs sich in einem Zustande befinden, der so glücklich ist, wie kein anderer vor Ihrer Regierung; aber Ew. Majestät wird mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Sie doch wohl einiges Verdienst in den finanziellen Einrichtungen meines Großvaters anerkennen, da Sie mehrere derselben in der bewundernswerthen Ordnung, die Sie einführten, beibehalten haben."

„Dieß beweist Nichts; denn zwei oder drei vereinzelte Ideen machen nicht das Verdienst eines Systems; wie Dem auch sey, ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihrer Mutter nie erlauben werde, nach Paris zurückzukommen.“ —

„Indessen, Sire, wenn geheiligte Interessen ihre Gegenwart für wenige Tage nothwendig machten, dann —“

„Wie? geheiligte Interessen? Was wollen Sie damit sagen?“

„Ja, Sire, wenn sie nicht kommen darf, so werde ich nach Paris gehen müssen, ihres Rathes beraubt, um bei der Regierung von Ew. Majestät die Wiederstattung einer heiligen Schuld zu betreiben.“

„Ah, bah! heilig! Sind nicht alle Schuldanforderungen an den Staat heilig?“

„Gewiß, Sire, aber die unsere ist von Umständen begleitet, die daraus eine ganz besondere Sache machen.“

„Eine ganz besondere Sache! — Das mag seyn. Welchen Gläubiger des Staates giebt es, der nicht von seiner Schuld Dasselbe sagte? Außerdem kenne ich nicht einmal das Verhältniß genau, in welchem Sie in dieser Beziehung zu meiner Regierung stehen; das geht mich Nichts an, und ich will mich nicht darein mischen. Wenn die Gesetze für Sie sind, wird die Sache von selbst gehen; wenn es aber einer Begünstigung bedarf, so werde ich mich nicht darein mischen, denn Dieß würde Ihnen eher nachtheilig als vortheilhaft seyn.“

„Sire, mein Bruder und ich, wir hatten die Absicht, uns in Frankreich niederzulassen; aber wie könnten wir in einem Lande leben, wo es unsrer Mutter nicht erlaubt wäre, zu uns zu kommen?“

„Ich gebe darauf ganz und gar Nichts; ich rathe Ihnen nicht einmal, es zu thun. Gehen Sie nach England, dort liebt man die Genfer, die Schlußmacher, die Salonspolitiker; dahin gehen Sie, denn ich erkläre Ihnen, daß ich in Frankreich eher gegen Sie, als für Sie seyn würde.“

Nach dieser Unterhaltung, sagte mir Duroc, stieg der Kaiser mit mir in den Wagen; er achtete nicht auf die anderen Bittschriften, die ihm überreicht worden waren. Er schwieg, bis wir uns dem Wasserfalle gegenüber befanden, den man einige Stunden von Chambery links von der Straße sieht. Er schien in tiefes Nachdenken versunken. Dort sagte er mir: „Bin ich nicht etwas hart mit diesem jungen Menschen gewesen? — Ich glaube es; gut, es ist mir gerade recht, bei all Dem; die Andern werden nicht wiederkommen. Diese Leute schwärzen Alles an, was ich thue; sie begreifen mich nicht. Duroc, sie gehören nicht nach Frankreich. Wie kann die Familie Necker für die Bourbon's seyn, deren erste Pflicht wäre, sie hängen zu lassen, wenn sie je nach Frankreich zurückkehrten!“

Diese Unterhaltung, die Duroc mir erzählte, interessirte mich so, daß ich sie gleich nach unserer Zusammenkunft zu Papier brachte, beinahe ganz auf dieselbe Weise, wie man sie hier liest. Sie hatte eine Art von Reiz für mich, den ich traurig nennen möchte; denn wenn ich auf der einen Seite Benaparte mit allen den Ideen, die er so oft vor mir über Hrn. Necker geäußert hatte, darin wieder fand, so sah ich auf der andern Napoleon, so vertraut mit dem Despotismus, daß er über seine eigene Tyrannei lachte und mit der Ueberlegenheit, die das Glück eben so sehr, als sein Genie ihm über seine Zeitgenossen verliehen hatte, sein Spiel trieb. —

Behandlung der Großen bei den Birmanen.

Während Crawfurd's Aufenthalt in der Hauptstadt des birmanischen Reiches brach ein Feuer aus, das bedeutenden Schaden anrichtete. Die Besitzerin eines der Häuser, welche dadurch bedroht wurden, war die Gemahlin des Saga-wungy, welcher der Lehrer und Günstling des Königs gewesen war; sie wandte sich an den Hof und klagte, daß die Minister nicht zugegen gewesen wären und versäumt hätten, ihre Schuldigkeit zu thun, um das Feuer zu dämpfen; besonders nannte sie Kaulen-Mengy, den Nachfolger ihres Gatten. Der König, der gerade übler Laune war, berief sogleich die Minister vor sich, ließ ein Schwert holen und zog es aus der Scheide, um einen nach dem andern darauf schwören zu lassen, daß sie bei dem Feuer nicht gefehlt hätten. Kaulen-Mengyi trat vor und gestand, daß er nicht zur Stelle gewesen sey; er sey nach dem Rungd'hau oder dem Stadthause gegangen, um dort die nöthigen Befehle zu ertheilen. Er wurde sogleich aus dem Audienzsaale abgeführt, und um nicht, der Sitte nach, bei den Haaren hinausgezogen zu werden, entfernte er sich so schnell, als es einem schwachen Greise von sechzig bis siebenzig Jahren irgend möglich war. Er entging indessen gleichwohl der ihm zugedachten Züchtigung nicht, obwohl die anderen Minister sich derselben aus verschiedenen Vorwänden zu entziehen wußten. Die Strafe, welche der Premierminister erlitt, wird in der birmanischen Sprache: ni-pu in ha lthae thih, oder das Ausbreiten in der heißen Sonne, genannt. Der Sträfling, dem sie zuerkannt ist, wird von den Strafrichtern auf den Rücken gelegt und so während den heißesten Stunden des Tages den Strahlen der Sonne preisgegeben, indem ihm nach der Art seines Verbrechens ein mehr oder weniger schweres Gewicht auf die Brust gelegt wird. Anfangs glaubte man, daß der Ausspruch des Sultans, welcher diese Strafe dem Minister zuerkannte, eine bloße Drohung sey; nicht so: der treueste und eifrigste seiner Diener mußte sich derselben von ein bis drei Uhr des Nachmittags unterziehen, und zwar auf der offenen Straße, zwischen der Pforte des Palastes und dem Stadthause, vor den Augen einer zahllosen Menge von Zuschauern.

Census von Frankreich.

Ein französisches Journal giebt eine merkwürdige Berechnung über die Einkünfte der Bevölkerung von Frankreich nach den verschiedenen Graden des Reichthumes oder der Armuth. Der Gesammtbelauf alles Einkommens ist zu 6,396,789,000 Franken, und die ganze Bevölkerung zu 32,252,000 Einw. angenommen, wonach 198 Franken, 33 Centimes auf den Kopf für das Jahr, oder 54½ Centimes für den Tag kämen. Nun zerfällt aber jene Volkszahl in verschiedene Classen, von denen die erste auf 152,000 Personen geschätzt wird, welche zusammen 608,000 Franken oder im Durchschnitte 10 Fr. 96 C. für den Tag empfangen; und so geht die Tabelle allmälig herab bis zu der neunten Classe, die aus 3,500,000 Personen besteht und im Durchschnitte 55 Centimen für den Kopf zu verrechnen hat. Die 10, 11 und 12 Classe wird dagegen zu 22,500,000 angegeben, und von dieser hat die erste 41 C., die zweite 33 C. und die dritte nur 25 C, um davon ihren Lebensunterhalt einen ganzen Tag über zu bestreiten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 34. 3 Februar 1830.

Geschichte des constitutionellen Geistes in England.

Cromwell. Carl II. Zweite Vertreibung der Stuarts.

Es ist wahr, Cromwell griff nicht selten zu Maßregeln der Gewalt, aber dennoch gestand er den Unterthanen politische Freiheit genug zu, und war selbst, wenn ihn eine seinem Ansehen und seiner Person gefährliche Opposition beinahe nöthigte, durch das Schwert Gehorsam zu erzwingen, immer darauf bedacht, einen Keim zurückzulassen, aus welchem sich in einem günstigern Augenblick freie Institutionen entwickeln konnten. Hätte sein erstes Parlament nicht damit begonnen, ihm seinen Titel streitig zu machen, so möchte seine Herrschaft im Innern leicht so milde geworden seyn, als sie nach Außen kräftig und klug war. Er war Soldat — der Krieg hatte ihn erhoben: Wäre sein Ehrgeiz so selbstsüchtig und unrein gewesen, als man ihn gewöhnlich darstellt, so hätte er leichten Weg gehabt, sein Vaterland in fortwährende Kämpfe zu stürzen, und die Factionen, die er beherrschte, durch Siegesglanz zu blenden. Einige haben ihm vorgeworfen, daß er zu den Triumphen, welche unter seiner Verwaltung errungen wurden, nicht persönlich beigetragen. Dieser Vorwurf gereicht ihm zum höchsten Ruhme. Feigheit konnte doch wohl Den, der bloß durch kriegerische Talente aus der Dunkelheit emporgestiegen war, nicht abhalten, sich fortan persönlich in kriegerische Unternehmungen einzulassen! Nein! sondern er wollte jetzt Regent, nicht mehr General seyn. Obwohl er demzufolge bei dem Glanz der englischen Seemacht nicht persönlich interessirt war; obwohl ihre Siege seinem Ruhm Nichts beifügen konnten; ihr Wachsthum Nichts dazu beitrug, seine Feinde im Innern niederzuhalten; und obwohl der große Führer der Flotten nicht sein Freund war, machte er sich dennoch ein besondere Angelegenheit daraus, dieses Erweiterungsmittel von Englands Größe auf alle Art zu unterstützen und zu kräftigen.— Hätte Napoleon eine solche Nebenbuhlerschaft geduldet?

Nach Cromwells Tode und der Restauration Carls II scheint der Geist für Volksrechte eine Zeit lang gänzlich erloschen in England. Factionenwuth folgte der Liebe zur Freiheit; Loyalität ging in Servilität über. Umsonst sieht man sich unter den Stimmführern der Parteien nach festen Grundsätzen, ja auch nur nach der gewöhnlichen Treue für den eigenen Anhang um. Die Inconsequenz, Treulosigkeit, Niederträchtigkeit der Männer an der Spitze, denen ihre Parteien nachahmten, und der größte Theil des Volks ruhig zusah, geht ins Unglaubliche. Indeß ist der Mensch immer derselbe, und wenn ein so auffallender Unterschied zwischen zwei unmittelbar auf einander folgenden Geschlechtern hervortritt, so wird derselbe immer in den Umständen seine Erklärung finden. Die einflußreichsten Staatsmänner unter Carl II waren in dem Bürgerkrieg und den darauf folgenden Umwandlungen geschult worden. Eine solche Periode ist der Entwickelung eines schnellen, gewandten Talents ungemein förderlich. Sie bildet schlaue, wachsame, erfinderische Köpfe, deren Verschlagenheit selbst in den verwickeltsten Lagen triumphirt; aber sie ist nicht günstig für festen beharrlichen Männersinn. Es soll hier nicht an einen Mann erinnert werden, der Minister der französischen Republik, Napoleons und Ludwigs XVIII war; jeder Engländer, der die Zeit Carls II kennt, wird selbst einräumen müssen, daß Shaftesbury noch unendlich tief unter jenem Proteus stand, und selbst gegen einen Fouché wäre es Ungerechtigkeit, ihn mit Lauderdale vergleichen zu wollen. Die englische Regierung brauchte im eigentlichsten Sinn einen Schurken, um das abscheulichste System, unter welchem je eine Nation geschmachtet hat, durchzusetzen; und sie fand diesen unter den Häuptern der vorausgegangenen Empörung, unter den Unterzeichnern des Covenants! Die Opposition sah sich nach einem Anführer gegen die Verwaltung um, und wählte dazu denjenigen Minister, der am Tiefsten in derselben betheiligt, der die Seele aller gegen das Volk geschmideten Ränke war. Das ganze Drama der damaligen englischen Politik trug diesen Stempel: keine Einheit des Plans, keine Festigkeit des Charakters und Benehmens in dem wilden Hanswurstspiel! Atheisten wechselten mit Puritanern, Puritaner mit Atheisten; Republikaner vertheidigten ein „göttliches" Recht der Könige; Hofschranzen schrien für die Freiheit des Volks; Richter entflammten die Wuth der Parteien. Der Volksgeist hat seine Fluth und Ebbe; nach einem heftigen Ausbruch folgt gewöhnlich eine Gegenwirkung; aber so außerordentliche, außergewöhnliche Wechsel, wie sie unter Carl II an der Tagesordnung waren, deuten auf einen gänzlichen Mangel an politischen Grundsätzen. Dieser muß einem großen Theil nach den häufigen Aenderungen des Regierungssystems zugeschrieben werden, welche in den zwanzig letzten Jahren vor der Revolution Statt fanden. Hiezu kommt noch die übertriebene

Strenge der Puritaner, welche selbst unter Cromwell oder dem langen Parlament mit der Zeit eine Reaktion hervorgerufen haben würde. Wirklich sprachen sich schon gegen Ende des Protektorats manche Zeichen dafür aus, daß eine Periode der Zügellosigkeit vor der Thür sey. Die Wiedereinsetzung Carls beschleunigte diese Umkehr der Gesinnungen mit wunderhafter Schnelle. Lüderlichkeit wurde ein Zeichen von Rechtgläubigkeit und Loyalität — gab einen Anspruch auf Rang und Amt. Allgemeine, tiefe Befleckung bezeichnete die Sitten der einflußreichsten Classen, und verbreitete sich durch das ganze Gebiet der Literatur. Dichter entzündeten die Leidenschaften; Philosophen untergruben die Moral; selbst die Geistlichkeit, voll knechtischer Wegwerfung an den Hof, leistete der Ungebundenheit Vorschub. Dabei gab sich in dem Mode-Libertinismus eine harte, kalte Rohheit, eine schamlose Niedrigkeit kund, zu welcher man nur in den Helden und Heldinnen der schmutzigen, herzlosen Literatur jener Tage die Nebenbilder zu finden vermag *).

Wo die Sitten der Vornehmen und Begüterten dergestalt beschaffen waren, mußten natürlich diejenigen Stände, welche auch in den besten Zeiten der Bestechung besonders ausgesetzt sind, ein gräßliches Bild liefern. Solche Richter und Anwälte hat England in keiner andern Zeit gesehen. Die Jones, Scroggs, Jefferies, Norths, Wrights sind bis auf den heutigen Tag der Schandfleck englischer Gesetzesgeschichte. In theologischen Schriften wurde das Recht des Königs bis zum Himmel erhoben; die Pflicht des duldenden Gehorsams ward von unzähligen Lehrstühlen herab verkündet. Zum Feuer verdammte die Universität Oxford die Werke selbst der allergemäßigsten Constitutionsfreunde.

So war denn, wenn nicht im Volke, doch bei allen Männern, die sich mit Staatsangelegenheiten befaßten, fast jede Spur von Nationalgefühl verschwunden. Carl II und ein großer Theil seines Hofes hatten viele Jahre in der Verbannung zugebracht — in fremden Heeren dienend, von fremdem Gelde lebend, fremde Hülfe zur Wiederherstellung des heimatlichen Fürstenhauses aufrufend. Eben so schielte diejenige königliche Partei, die in England geblieben war, fortwährend nach Frankreich und Spanien um Befreiung und Rache. Uebrigens nicht bloß die königlich Gesinnten, die Unzufriedenen jedes Namens hätten unter dem Protektorat sehr gerne auswärtige Hülfe erhalten, was nach den damaligen Ansichten nichts Unehrenhaftes in sich schloß, und daher auch den Royalisten von uns nicht zum Vorwurf angerechnet wird. Man sieht indessen, daß ein solches Parteiwesen selbst bei weniger verdorbenen Sitten, als unter Carl II herrschten, höchst verderblich hätte werden müssen: wie denn seine üblen Folgen auch in eine bereits wieder bessere Zeit sich nachschleppten, und erst dann gänzlich aufhörten, als die ergraute jakobitische Partei endlich an Altersschwäche verschieden war. Vorher hatten die Whigs immer noch nach Holland, die Hochtories nach Frankreich geblickt. Erstere schlossen den Barrieretraktat; Einige von den Letztern drangen in den Hof von Versailles, eine Expedition nach England zu schicken. Ja manche im Uebrigen vollkommen ehrenhafte Männer trugen gar kein Bedenken, von auswärtigen dem Prätendenden günstigen Mächten Geld anzunehmen.

Die große Verbesserung des Nationalsinnes entsprang durch die Revolution von 1688. Gleichwohl verdankte diese ihr Entstehen einem sehr großen Theil nach eben der Entsittlichung, deren Heilmittel sie nachher wurde. Es war eine glückliche, eine nutzenbringende Umwälzung; aber ehrenvoll, wie man sie oft genannt hat, war sie keineswegs. Wilhelm von Oranien allein hatte Ehre davon; für England selbst konnte sie beinahe als ein schimpflicher Akt gelten.

Daß ein Tyrann, der die Grundgesetze des Vaterlandes verletzt, die Rechte der höchsten Corporationen angegriffen, die Staatsreligion verfolgt hatte, nur mit Hülfe eines fremden Heeres bezwungen werden konnte, ist eine für den Nationalstolz nicht schmeichelhafte Thatsache. Und doch ist dieselbe noch der bei Weitem am Wenigsten erniedrigende Umstand in der Geschichte jener Tage. Die schamlose Lügenhaftigkeit; die warmen Versicherungen von Treue, welche Jakob bis zu dem Augenblicke erhielt, wo ihn Alles verließ, deuten auf eine Gemeinheit der Gesinnung, eine Schwäche der Moralität, welche jenes Zeitalter brandmarken. Daß die Unternehmung gelang, wenigstens daß sie ohne Blutvergießen gelang, verdankt sie theils einem Treubruch, wie ihn kaum je ein Krieger vorher begangen hatte; theils den abscheulichen Erfindungen über die unechte Geburt des Prinzen von Wales, welche zu verbreiten Männer vom höchsten Rang keinen Anstand nahmen. Eben so sieht man in allen Verhandlungen über die Convention mit Wilhelm jene Kleinheit der Seele, welche dieser Zeit eigenthümlich angehört. Die Bedingungen, für welche beide Häuser zuletzt übereinkamen, waren so unehrenhaft, als immer möglich. Ihre schwache, folgewidrige Sprache zweckte augenscheinlich dahin ab, den Ruf der Tories zu retten, welche sich schämten, das zu nennen, was sie sich nicht schämten zu thun. In der ganzen Verhandlung gab sich kein herrschendes Talent kund — wurde so wenig etwa einer Gefahr muthig entgegengetreten, als überhaupt irgend ein Opfer gebracht.

Gleichwohl war es der Constitution förderlich, daß jene Umwälzung größtentheils durch Männer bewirkt wurde, die es mit ihren politischen Grundsätzen nicht genau nahmen. Glänzende Talente und heftige Leidenschaften möchten auf einem solchen Wendepunkt eher geschadet als genützt haben. Es stand weit mehr zu befürchten, daß zu Großes, als daß zu Geringes versucht werden — daß gewaltsame Bewegungen eine eben so gewaltsame Gegenwirkung hervorrufen würden.

Zeigte sich aber im Gang der Revolution selbst wenig Ruhm

*) Ein Edelmann von vornehmem Rang lief z. B. als ein Hanswurst verkleidet umher; ein anderer hielt von seinem Fenster aus ganz nackend eine Rede an das Volk; ein dritter legte seinem Gegner einen Hinterhalt, um ihn durchprügeln zu lassen. Im königlichen Schloß fand man ein todtes Kind, die Frucht irgend einer verbotenen Liebe. Die ganze Schaar der Possenreißer brachte es im Triumph in das Gemach des Königs, der dasselbe nach ein Paar rohen Scherzen in Stücke zerschnitt. — In einer Sitzung schlugen sich die Pairs einmal mit Fäusten, und warfen einander ihre Perücken und Halskrägen an den Kopf. Einem Sprecher des Unterhauses, welcher dem Hof mißfallen hatte, ließ man von gemeinen Kerlen auspassen, und ihm die Nase bis auf das Bein durchschneiden.

würdiges; so hatten ihre nächsten Folgen noch weniger davon. Aus der Geistlichkeit, welche bis auf den letzten Mann das Recht des Widerstandes gegen Fürstengewalt für unchristlich erklärt hatte, weigerten sich jetzt bloß vierhundert einer Regierung den Eid zu leisten, welche jenem Widerstand ihr Daseyn verdankte. Eine Generation früher hätten die Diener der bischöflichen und der Presbyterian-Kirche ihr Leben zu Tausenden geopfert, ehe Gewissenspunkte von nicht wichtigerem Belang gegen ihre ausgesprochene Ansicht von ihnen eingeräumt worden wären. Und nicht bloß an der Kirche haftet jener Makel. In jedem Zweig der Politik, im Cabinet selbst, überboten sich Zweizüngigkeit und Lüge jeder Art. Dieselben Männer, die Wilhelm mit Wohlthaten überhäufte, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, unterhielten, das Staatssiegel des neuen Beherrschers in Händen, einen Briefwechsel mit dem verbannten Königsgeschlecht. Orford, Carmarthen, Shrewsbury machten sich dieser Verrätherei schuldig. Ein Charakter vollends wie Marlborough konnte jetzt in der Niederträchtigkeit ordentlich schwelgen. Zum Beweis, daß er nicht, wie seine Bewunderer behaupten möchten, in der Revolution aus edlern, als bloß selbstsüchtigen Beweggründen am König zum Verräther wurde, machte er sich nun unverweilt daran, das Vaterland zu verrathen. Er gab dem französischen Hof Wink von einer geheimen Unternehmung auf Brest. Die Folge war, daß das Unternehmen fehlschlug und achthundert britische Krieger ihr Leben verloren.

Die Regierung Wilhelms III war der Nadir, wie des Nationalwohlstandes, so des Nationalcharakters. Unter sie fiel die Ernte der Laster, die während dreißig Jahren der Zügellosigkeit und Verwirrung gesät wurden; aber sie war auch die Saatzeit großer Tugenden.

Die Presse wurde bald nach der Revolution der Censur enthoben; und die Regierung fiel alsogleich unter die Censur der Presse. Die Staatsmänner mußten einer Untersuchung stehen, die Tag für Tag an Strenge zunahm. Die Heftigkeit der Parteimeinungen ließ nach: die Whigs lernten in der Verwaltung Maß halten; die Tories in der Opposition die wahre Freiheit vertheidigen. Beide Theile näherten sich einander immer mehr, trafen oft zusammen, griffen einander hie und da sogar unter die Arme. Zwar läßt sich die Grausamkeit, mit welcher die Tories am Ende von Annas Regierung Einige von den Männern behandelten, welche die öffentlichen Angelegenheiten während der großen Allianz geleitet hatten, so wie die Rache von Seiten der Whigs nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, nicht rechtfertigen; aber beide Theile verfuhren doch jetzt nicht mehr wie jene wüthende Parteien am Ende der Regierung Carls II, die durch gegenseitige Mordthaten Englands Geschichte befleckten.

Beim Sturz Walpoles war man noch weit gemäßigter; und von dieser Zeit an wurde es zum praktischen Grundsatz — zu einem Grundsatz, der, wenn er dem Buchstaben der Constitution auch nicht vollkommen entspricht, doch gewiß höchst wohlthätig sich erwiesen hat — den Verlust eines öffentlichen Amtes und die Mißbilligung des Publikums als hinlängliche Bestrafung für Fehler in der Verwaltung anzusehen. Diese Gelindigkeit trug wohl mehr als irgend Etwas dazu bei, der Charakter der englischen Staatsbeamten zu heben. Der Bewerber um den Staatsdienst unternimmt schon an sich ein Glücksspiel, schwankend und bedeutungsvoll genug, die Leidenschaften zu entflammen; es ist nicht nöthig, daß dabei noch Eigenthum, Freiheit, oder gar das Leben selbst, in Betracht kommen.

Freilich wäre es auch seit der Revolution schon deßhalb ohne die größte Ungerechtigkeit nicht möglich gewesen, einen Minister für den allgemeinen Gang seiner Verwaltung zu strafen, weil seit dieser Zeit kein Minister im Stande war, etwas Bedeutendes ohne Billigung des Parlamentes auszuführen. Die größten Wirkungen, welche die Revolution zur Folge hatte, waren, wie schon bemerkt wurde, diejenigen, welche sie auf indirektem Wege hervorbrachte, indem die Regierung, welche ihr Kind war, jetzt nothwendiger Weise ein und dasselbe Interesse mit dem Volke haben mußte. So wurde es Forderung der vollziehenden Gewalt selbst, Grundsätze zu beschützen, welche sie sonst eher zu verfolgen geneigt ist. König, Minister, Hofleute — zuletzt selbst die Universitäten und die Geistlichkeit, wurden Vertheidiger der Volksrechte; und die Constitution fand sich durch die ausgesprochnen Grundsätze der Whigs, durch die von den Umständen herbeigeführte Lage der Tories, kurz durch das gemeinschaftliche Interesse aller Staatsmänner gesichert wie nie vorher. Besonders die Macht des Unterhauses war in fortdauerndem Wachsthum begriffen. Durch den als Regel angenommenen Gebrauch, die Gelder nur auf kurze Zeit zu bewilligen, und sie nach den besonderen Zwecken besonders zu bestimmen, machte es seine Beistimmung zu jedem Schritt der vollziehenden Gewalt praktisch eben so nothwendig, als diese Beistimmung formell für einen Gesetzesbeschluß erforderlich ist.

Charakter, Sitten und Lebensart der Russen.

(Schluß.)

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens alle Woche eins haben; doch lieben Alle die heißen Bäder mehr, als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein Glas Branntwein, auch wohl zwei, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badstube haben viele Häuser, und wenigstens jedes Dorf zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grade erhitzt werden können, und wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen könne. *) In diesen Badstuben waschen und reiben sie vermittelst grüner oder auch dürrer Birkenbüschel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem sie selbige über das Feuer ausschütteln, oder an den heißen Ofen hängen, da denn die Hitze Alles, was lebt, tödtet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochroth aufgedunsenen Leibe aus der hei-

*) Man kennt sie jetzt auch in Deutschland und hat schon in mehreren Städten russische Dampfbäder.

ßen Badstube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen, oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückgehen, und Dieß so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung mehrerer Personen soll diese verzweifelte *) Cur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Volksklassen machen es wie die Männer und schämen sich ihrer Nacktheit im Geringsten nicht. Die vornehmen und reichen Russen haben ihre Badstuben durchgehends in ihren Landhäusern, und bedienen sich derselben eben so gerne, als der gemeine Mann. Sie sind größer und bequemer, ja in manchen herrscht Ueppigkeit und Wollust. — Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze eines Dampfbades schnell mit der heftigsten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauer ihrer Natur zugeschrieben, da sie von der frühesten Jugend auf ihren Körper dazu gewöhnen.

So starke Mahlzeiten der gemeine Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm Nichts kosten, z. B. in Feindes Lande, so lebt er doch für sich mit seiner Familie zusammen sehr frugal und genügsam, und dieses Zufriedenseyn mit Wenigem macht mit seinem natürlichen gesunden Verstande, seiner Herzlichkeit, Offenheit und seinem geraden Sinne einen Hauptzug im russischen Nationalcharakter aus. Wenn der Arbeiter, Tagelöhner, Soldat ꝛc. Das erhält, was ihm gehört, so ist er zufrieden und behält seinen natürlichen Frohsinn, so gering auch oftmals sein Lohn ist. Ueberhaupt hilft ihn sein glückliches Temperament und seine stets frohe Laune Alles überwinden. In dem Besitze derselben fühlt er die Leibeigenschaft weniger, als früher der Esthe und Lette — weil er nicht so finstern Gemüthes ist, mehr speculirt und raffinirt und die Geschäftigkeit, Erwerbsamkeit, Reinlichkeit mehr liebt. Nur spotte Keiner seines Bartes und seines Kirchenglaubens, oder seines Schutzpatrons und Hausheiligen, sonst wird er wüthend und unversöhnlich, so wenig er, übrigens an sich zur Schwärmerei geneigt ist. Wie gesagt, auf seinen Bart hält der gemeine Russe noch überaus Viel, und dieser ist auch, nebst dem bloßen Halse und der offenen Brust, das sicherste Merkmal des wahren und rohen, noch nicht verbildeten Nationalrussen. Er hält es für die größte Beleidigung, wenn man ihn bei dem Barte zupft und geräth darüber in den heftigsten Zorn.

Die alte Gastfreiheit des Nordländers ist noch jetzt eine auch bei dem Russen durch alle Stände herrschende Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt Jeder seinen Gast, sollte er auch ein Landfremder seyn, freundlich auf, und setzt ihm das Beste vor. Auffallend ist die Art, wie der Mann mittleren und niedern Standes seinen Freund bewirthet. Nach verzehrtem Frühstück, welches meistens aus harten und geräucherten Fleischspeisen, oder getrockneten und gesalzenen Fischen besteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben Dieß thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich auch die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuschlagen die größte Unhöflichkeit seyn würde. Beim Mittagsessen wird Quas, Bier, selten Wein, getrunken: nach Tische Thee mit Kirschbranntwein oder dergleichen, um vier Uhr auch wohl Punsch (mit Branntwein statt Rack), dann wieder Bier, Schälchen, und so auch bei dem Abendessen, und wer alsdann noch bei Verstand ist, geht nach Hause, oder legt sich schlafen. Der rohe, ächte Russe muß dabei lärmen, singen, tanzen, sonst nennt er es hungrig, lumpig; denn er liebt wilde rauschende Vergnügungen, Musik, Tanz und Gesang. Oft begegnen Einem ein Paar betrunkene Russen, Bauern, Soldaten und Matrosen, die sich bald freundlich führen, bald stoßen, niederwerfen und prügeln. Ein Paar Minuten darauf sind sie wieder Herzensfreunde, schlagen sich in die Hände, sind lustig und singen ein Volkslied, und springen so auch bei andern Gelegenheiten von einem Extrem zum andern. In vornehmen Häusern und unter Gebildeten herrscht begreiflich ein anständigerer Ton. Hier paart sich Ueberfluß und Pracht mit Geschmack und Eleganz, ohne daß Einer dem Andern den mindesten Zwang anthut und so, daß Jedermann seine Freiheit hat, zu thun und zu lassen, was er will Tabak wird indessen in allen dergleichen Zusammenkünften wenig geraucht, weil überhaupt die Russen keine Freunde vom Rauchen und Schnupfen sind.

Bei ihren Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen herrscht eine Menge wunderlicher Gebräuche und lächerlicher Ceremonien, von welchen sie aber mit der fortschreitenden Cultur und dem bessern Schulunterrichte immer mehr zurück kommen. So haben sie z. B. bei ihren Hochzeiten eine Art Hauswurst, der zugleich der Bräutigamsdiener ist und auf dem Zuge in die Kirche und nachher eine Menge Possen und schnurriger Späße macht, um die Hochzeitgäste in eine lustige Stimmung zu versetzen. Dem Verstorbenen geben sie ein auf Papier oder Pergament geschriebenes Gebet, oder den sogenannten Beichtzettel mit in den Sarg, worin bezeugt wird, daß er in seinem Leben vorschriftmäßig gebeichtet habe, und zum Abendmahl gegangen sey!

*) Dieser Ausdruck möchte etwas zu stark seyn. Durch die übermäßige Hitze der Badstube und das Schlagen mit Birkenruthen entsteht ein so gewaltiger Zug der Lebensthätigkeit nach der Oberfläche des Körpers, daß auch durch das kälteste Medium nicht leicht ein Rückschlag nach Innen veranlaßt werden kann, und das ganze Experiment eher gefährlich aussieht, als gefährlich ist. Ganz anders würde der Erfolg freilich seyn, wenn man sich erst, nachdem man bereits etwas von der ersten Hitze abgekühlt worden, im Schnee wälzen wollte.

Bouterwecks Geschichte der spanischen Literatur.

Bouterwecks Geschichte der spanischen Literatur hat so viele und so wesentliche Mängel, daß wir bei der Ankündigung einer Uebersetzung und Revision, die zwei namhafte spanische Gelehrte unternommen hätten, kaum etwas Anderes als eine völlige Umarbeitung des Ganzen erwarten konnten. Die Historia de la literatura Espannola, escrita en Aleman por J. Bouterweck, traduzida al Castellano y adicionada por D. J. Gomez de la Cortina, y D. N. Hugalde Molinedo (Madr. 1829. 8.) beschränkt sich indessen darauf, getreu alle Schwächen des Originals wieder zu geben, und dieselben dadurch zu vermehren, daß alle jene Stellen ausgeschnitten werden, in denen Bouterweck sich etwa einmal beikommen ließ, eine freisinnige Ansicht auszusprechen. „Was die politischen und religiösen Streitfragen betrifft, „bemerken die Herausgeber mit dieser Naivetät", über welche Bouterweck sich zuweilen mit einer Freiheit (licencia) äußert, die in dem Lande gewöhnlich ist, in welchem er schreibt, so haben wir es zweckmäßig und nothwendig gefunden, dieselben, „da sie nicht unseres Amtes sind und nicht nothwendig zu dem Gegenstande gehören, den wir uns vorgenommen haben, auszulassen." Die Zusätze, welche der Titel verspricht, sind äußerst unbedeutend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 35. 4 Februar 1830.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

5. Von Wissenschaften, Künsten und Gewerbfleiß.

Schon oben, als von Erziehung der Jugend die Rede war, habe ich bemerkt, daß es in der Hauptstadt Schulen aller Art genug giebt, wo auch der Arme unentgeldlich lernen kann, was er will, obschon hier weder von pestalozzischen noch lankasterischen Methoden die Rede seyn darf. Auch an Privatinstituten für beide Geschlechter und an Lehrmeistern aller Künste und Wissenschaften ist kein Mangel. Es giebt einige gelehrte Philologen, Dichter und Mathematiker, ein Paar Naturforscher und Botaniker, und Theologen die schwere Menge, wiewohl ich noch keinen guten Prediger gehört habe. Auch ein sehr elegantes Observatorium ist da, doch ohne Astronomen.

Von Poeten und Schriftstellern wie ehedem, ist hier die Rede so wenig, als bei unsern Nachbaren. Nur selten hört man Etwas von neuen literarischen Versuchen; zuweilen ein Schauspiel, einige Fabeln, eine Nachahmung alter Klassiker; Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, meist Komödien, Romane, auch Sachen didaktischen Inhalts. So sind nach und nach viele gute Schriftsteller über Arznei- und Apothekerkunde, Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte aus dem Französischen übersetzt worden, und nach diesen Büchern wird gemeiniglich in Lehranstalten gelesen. Sturms Morgengedanken sogar sind aus dem Deutschen übersetzt und wissenschaftlich vermehrt worden, doch ist dieses vortreffliche Werk wegen seines hohen Preises wenig verbreitet.

Gebundene und ungebundene Rede der Spanier hat viel Aehnliches mit dem Italienischen, doch ist sie weder so reich, noch so sanft, und hat etwas Ernsthaftes. Es giebt in der Sprache so harte Töne wie im Deutschen und Holländischen, welche weder der Franzose noch der Italiener, wenn er über ein gewisses Alter hinaus ist, gut nachahmen kann. Ehemals bezeichnete das Wörtchen Don etwas Adliges und Vornehmes, allein schon lange giebt man dasselbe einem Jeden, welcher im Französischen den Titel Monsieur verdient, auch hat es nun beinah dieselbe Bedeutung. Im Gespräche nennt man die Leute bei ihrem Taufnamen; Sennor Don Juan, Sennor Don Jose, Sennora Donna Isabel, klingt wie wenn man im Deutschen sagte: „Mein Herr Johann, Herr Joseph, Frau Isabel" u. d. gl. Königen und Prinzen wird bei der Anrede, auch schriftlich, der bloße Titel Sennor gegeben. Sonst pochen die meisten Großen noch ziemlich auf ihre Namen und Titel, doch nicht mehr so viel als ehemals. In den Provinzen Katalonien und Biskaya giebt es noch manche lange und sonderbar klingende Namen, welche auch für deutsche oder russische Ohren nichts Harmonisches haben. Auch hier in Kastilien hört man zuweilen Namen, deren Aussprache mehr als einen Athemzug erfordert: so kannte ich Einen, welcher Don Juan Antonio Fernandez Garcia y Chinchilla hieß, welcher Name noch keiner von den längsten ist. Bei dergleichen Namen kann man es kaum jenem Gastwirthe verdenken, welcher einen des Nachts an seine Herberge klopfenden Spanier mit den Worten abwies: „Ei ich habe keinen Platz für so viele Leute!"

Eine eigentliche Akademie der Wissenschaften wie in den meisten andern Hauptstädten von Europa, ja sogar in Lisboa, giebt es zwar keine hier; doch sind besondere oder Spezialakademien da für Geschichte, Sprache, politische Oekonomie, Arzneikunde und schöne Künste, ausgenommen Musik.

Unsere Aerzte sind meist nach französischen und englischen Lehrbüchern geformt, sonst aber noch mit vielen Nationalvorurtheilen behaftet. Wundärzte giebt es zweierlei: lateinische oder studirte, und nicht-lateinische. Diese letzteren sind eigentlich bloße Barbiratzer, Aderlasser und Zahnausreißer, lassen sich aber sonst noch zu manchem Andern gebrauchen, ungeachtet sie eigentlich nicht sollten. Das Bartscheren verrichten sie wirklich besser als deutsche Barbiere und französische Perückenmacher. Im Uebrigen sind medizinische und pharmazeutische Polizei hier strenger beobachtet, als in manchen andern Ländern, z. B. Frankreich und Deutschland. So dürfen weder Wurmdoktoren, noch andre Afterärzte öffentlich auftreten und ihre Arzneien verkaufen. Auch keine Taschenspieler sieht man auf den Straßen und Plätzen, wie zu Paris.

Die Spitäler, deren man achtzehn zählt, sind ziemlich gut bestellt; auch ist ein Findelhaus da, an dessen Bevölkerung die Nation sehr emsig arbeitet. Auch ein Institut für Taubstumme haben wir, nach der Methode des Abbé Sicard, allein nichts Aehnliches für Blinde, ungeachtet ihre Zahl, so wie die der Bettler und Krüppel überhaupt, Legion heißt.

Wiewohl gegenwärtig keine ausgezeichneten Architekten vorhanden sind, so kann sich dennoch der Liebhaber schöner Baukunst am Anblick einiger wirklich geschmackvollen Gebäude vergnügen. An dem neuen königlichen Palaste wird zwar Manches getadelt, doch bleibt er immer ein schönes, ansehnliches, geschmackvolles Gebäude, welches eine Menge kostbarer Gemälde aller Schulen, und andere schätzbare Kunstwerke aufzuweisen hat. Noch ist die eine Seite dieses Palastes unvollendet, wird auch schwerlich jemals beendet werden. Auch das Kaufhaus, der Palast de buena vista, das neue Gemäldemuseum, die Sternwarte, nebst einigen Thoren und Brunnen, verdienen Bewunderung.

Kirchen und Klöster sind ungemein zahlreich, von letztern zählt man wenigstens vier und sechzig. Doch bemerkt man in der Hauptstadt keinen wahrhaft schönen, großen Tempel, wie es deren so manche in Italien und Paris gibt. Auch kein ansehnlicher Thurm ist zu sehen. Das Innere der Kirchen ist ebenfalls meist geschmacklos und mit altmodischen Zierathen überladen. Da sind keine Bänke noch Sessel, Alles steht oder kniet; die Weiber sitzen auf Matten. Die Orgeln haben kein Positiv und die Pfeifen der Zungenregister liegen horizontal unbedeckt, welches sonderbar aussieht, und viel Lärm verursacht. So groß die Zahl der Organisten ist, so giebt es doch wenig ausgezeichnete, und man sucht vergebens einen Schatten von Vogler, Daquin oder Sejean. Die Glocken werden nicht an Seilen gezogen, sondern gänzlich umgewälzt: zu dem Ende sind sie durch Balkengerüste ins Gleichgewicht gebracht, so daß sie von Jungen mit leichter Mühe um ihre Achse können gewälzt werden.

Mit vieler Mühe hat es die Regierung seit einigen Jahren dahin gebracht, die schädliche Gewohnheit, in den Kirchen zu begraben, abzuschaffen, und zu diesem Ende sind mehrere Begräbnißplätze außer der Stadt eingerichtet worden.

In Portugal herrschen noch sonderbarere Gewohnheiten und Vorurtheile, als in Spanien. In vielen portugiesischen Kirchen bemerkt man Heiligenbilder, deren Hände und Arme mit einer Menge Papier beladen sind, und wagt der neugierige Fremde deßhalb eine Frage, so heißt die Erklärung, es seyen Bittschriften frommer Weiber um fruchtbar zu werden.

So stark die Aehnlichkeit zwischen Sprache, Sitten und Lebensart beider Nationen ist, so sind sie doch im Grunde abgesagte Feinde. Ein portugiesischer Prediger spricht zu seinen Zuhörern: „Ihr sollt alle Eure Nebenmenschen lieben, sollten es auch Heiden, Türken, Juden, ja sogar Spanier seyn.“

Auch in der Kriegskunst jenes Volkes giebt es noch manches Sonderbare. Ein bei der Musterung gewöhnliches Kommando heißt: „Macht dem Feind ein fürchterliches Angesicht!“ und alsbald muß jeder Soldat eine Grimasse schneiden. — „Noch fürchterlicher!“ fährt der Befehlshaber fort, und alle Gesichter werden noch gräßlicher.

Der berühmte englische Reisende Bruce, welcher Lisboa bald nach dem schrecklichen Erdbeben besuchte, drückt sich sehr treffend aus in Ansehung portugiesischer Sitten und und Gebräuche. In diesem sonderbaren Lande — sagt er — sind beinah alle Gewohnheiten und Gebräuche umgekehrt wie anderswo. Das Wiegen der Kinder sogar geschieht nicht etwa, wie bei andern Völkern, quer nach der Breite des Körpers, sondern der Länge nach vom Kopf zu den Füßen; ein Umstand, welcher vielleicht den portugiesischen Gehirnen ihren unauslöschlichen Hang zum Sonderbaren einimpfen mag.*)

Indessen scheint dennoch Portugal unstreitig gewisse wissenschaftliche Vorzüge vor Spanien zu besitzen. Bekannt in ganz Europa ist die Universität von Coimbra durch ihre vortrefflichen astronomischen Beobachtungen. Lisboa besitzt eine königliche Akademie der Wissenschaften, mehrere schöne Naturaliensammlungen und Bibliotheken, fünf physikalische Kabinette und zwei chemische Laboratorien, vier Sternwarten und eine königliche Musikschule; während das sonst weltberühmte Salamanca nur noch ein Schatten ist.

Mancher Leser wird vielleicht meinen, ich hätte ein besonderes Vergnügen daran, mich über andere Nationen lustig zu machen; allein ich erzähle bloß, was ich selbst gesehen oder von glaubwürdigen Zeugen gehört habe. Sollte es uns nicht erlaubt seyn, zuweilen Etwas von Andern anzuführen, während Franzosen, Deutsche, Italiener, Engländer, sogar Spanier so manches Spaßhafte von den einfachen, redlichen Schweizern berichten? Las ich doch einst in einer französischen Kunst- und Literaturzeitung folgende Anekdote über den Kunstsinn der Basler. „In dieser Stadt — sagt der boshafte Fremde — giebt es auch einen Conzertsaal, wo zuweilen Musik gemacht, aber noch viel mehr geplaudert wird. In einer haydnischen Symphonie sagte eine neben mir sitzende Dame zu ihrer Gesellschafterin: „Ach! laßt uns fortgehen, vor der verwünschten Musik kann man ja sein eignes Wort nicht hören.“**)“

Juden und Freimaurer werden in diesem Lande nicht gelitten, doch giebt es viele der erstern in Gibraltar und Portugal. Auf der ganzen Halbinsel glaubt das dumme Volk noch steif und fest, die Juden hätten Schwänze wie die Thiere, und ermangelt nicht, das Kreuz zu machen, wenn von Juden und Ketzern die Rede ist. Doch verbrennt man schon lange keine mehr. Selbst Leute von Erziehung haben die sonderbare Gewohnheit, so oft sie gähnen, sich das Maul zu bekreuzen.

Der Musik hab ich schon Erwähnung gethan. Doch vergaß ich von einigen sonderbaren spanischen Instrumenten zu reden, welche ich weder in Frankreich noch in Deutschland unter dem Volke bemerkt habe, und welche um Weihnachten eine lärmende Rolle spielen. Das schauerlichste Stück dieses Gassenorchesters nennt man hier Zambomba. Es besteht in einer einfachen hölzernen Trommel, welche bloß von einer Seite

*) Vergl. Bibliotheque britannique litt. tom. 2, 6, 9, 41. Im letzten Theil findet man eine Beschreibung von Lisboa, wie diese Hauptstadt noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war.

**) Zur Steuer der Wahrheit muß doch gesagt werden, daß es jetzt im hiesigen Conzert etwas besser aussieht, als zu der Zeit, in welche obige Anekdote fällt. Obschon noch jetzt boshafte Reisende, wie sie der Verfasser nennt, Stoff genug zu boshaften Anmerkungen und Geschichtchen in unserm Conzertsaal finden könnten.

Anm. des Einf.

mit Pergament bespannt wird, in dessen Mittelpunkt ein dünnes mit Wachs beschmiertes Stäbchen befestigt ist. Reibt man dieses mit der Hand, so entsteht ein schauerlicher brummender Ton, welcher, nach der Größe der Trommel, bald mit Eselsgeschrei, bald mit Wolfsgeheul Aehnlichkeit hat. Wird statt eines Trommelrings bloß ein hohles daumenlanges Stückchen Rohr auf ähnliche Art mit Pergament oder einer Blase bezögen, und in der Mitte ein seidener gewichster Faden befestigt, so entsteht durch das stoßweise Reiben desselben ein stark krächzender Ton, ungefähr wie der des Rebhuhns. Mit einem gewöhnlichen Fingerhute kann man ein solches Ding nachahmen. Noch ein anderes nicht weniger sinnreiches Instrument, welches ebenfalls zum Weihnachtsorchester gehört, ist eigentlich eine possirliche Art Geige, deren Hauptstück in einer aufgeblasenen Schweins- oder Widderblase besteht, über welche ein Paar Saiten gespannt sind. Wenn diese vermittelst eines Bogens gestrichen werden, so geben sie einen krächzenden Ton von sich.

Diese sinnreichen Instrumente werden zur Weihnachtszeit, nebst Kindergitarren, gewöhnlichen und Handtrommeln und Klappern in großer Menge verkauft. Kinder und allerlei gemeine Leute beiderlei Geschlechtes bewaffnen sich damit und ziehen in der Christnacht in lärmendem Schwarm halbberauscht, wildtanzend und singend, jauchzend, klappernd und trommelnd durch die Straßen, welche um diese Zeit gemeiniglich mit halbgefrornem reichlichem Kothe bedeckt sind. Auch in der sogenannten Hahnmesse, welche um Mitternacht Statt hat, giebt es in den Kirchen manche Unordnungen und Ausschweifungen.

In der heiligen Woche hört man, wie bekannt, keine Glocke tönen; allein dafür betäuben eine Schaar Gassenjungen den Leuten die Ohren mit dem Geschnarr einer besondern Art Klappern, welche eigentlich dazu bestimmt seyn soll, zum Gebet zu rufen.

In Barcelona und Lisboa, versichert man, soll mehr Geschmack für Musik und Theater seyn, als in Madrid.

(Schluß folgt.)

Byrons Leben von Thomas Moore.

Es ist ein altes Vorurtheil, daß nur ein Feldherr die Thaten eines Feldherrn, ein Dichter die Thaten eines Dichters würdig beschreiben könne; und wir machen uns daher zum Voraus darauf gefaßt, wenig Beifall zu finden, wenn wir gerade das Gegentheil behaupten; wenn wir behaupten, daß im Allgemeinen Der, welcher am Wenigsten in irgend einem Fache geleistet hat, das tiefste und gediegenste Urtheil über die Leistungen Anderer fällen wird, sobald er nicht an und für sich aller Schärfe des Blicks und aller Bekanntschaft mit dem Gegenstande entbehrt. Jede Thätigkeit, die zu irgend einem außergewöhnlichen Resultate führt, muß aus dem ganzen Menschen, aus seinem innersten Gemüthe hervorgehen, ihn ganz einnehmen, ganz beschäftigen, mit einem Worte, sie muß seine Leidenschaft seyn; Wer wird aber von dem leidenschaftlich Angeregten ein gründliches, unbefangenes Urtheil erwarten? Und überdieß ein Urtheil über einen Gegenstand, der seiner Leidenschaft fremd, vielleicht entgegen ist? Dem Feldherrn ist seine Ansicht der Strategie, dem Dichter seine Auffassung der Poesie eine Geliebte, die ihn blind gegen jede fremde Schönheit macht; und deßhalb hat selbst Napoleon manches untergeordnete Talent, einen Moreau, einen Gneisenau, einen Wellington so ungerecht beurtheilt; deßhalb war Byron außer Stande, den Shakspeare zu verstehen; deßhalb verkennt jetzt Thomas Moore, wie wir aus dem eben erschienenen ersten Bande des Lebens Byron's sehen, den kühnen Feuergeist Byron. Moore scheint Dieß in der That selbst gefühlt zu haben, und er giebt daher seinem Werke den bescheidenen Titel: Lettres and Journals of Lord Byron, with Notices of his Life (by Th. Moore. Vol. I. Lond. 1830. 4.). Aber wenn uns immer nur Briefe und Tagebücher und Notizen angekündigt werden, so erhalten wir darum nicht weniger eine vollständige Biographie, in der wir neben den Thatsachen aus dem Leben des Dichters die Meinungen und Ansichten des Biographen in beständiger Folge fortlaufen sehen, gleichsam um uns zu warnen, daß wir uns ja nicht hinreissen lassen, die Erzählung für eine einfache treue Darstellung der Begegnisse und Begebenheiten zu nehmen, sondern sorgfältig darauf bedacht bleiben, den reinen Thatbestand von der Färbung und Schminke zu sondern, die Moore ihm leiht.

Nach diesem Tadel, dessen Voraussendung wir dem Andenken Byrons schuldig zu seyn glaubten, dürfen wir indessen auch das Lob nicht verschweigen, das Moore in mehr als einer Beziehung verdient. Mit rühmlichem Fleiße hat er eine Menge von Umständen gesammelt, die es uns möglich machen, die Entwickelung des großen Dichtergeistes, den wir bewundern, von den ersten Keimen der Kindheit und Jugend bis zu der Reife des männlichen Alters zu verfolgen, und wenn wir mit dem Urtheile Moore's im Einzelnen nicht zufrieden sind, so können wir ihm doch nicht absprechen, von der richtigen Einsicht ausgegangen zu seyn, daß das innere Leben des Dichters — wie überhaupt des Menschen — in dem Aeußeren nicht bloß seine Nahrung, sondern auch seine Erklärung findet, wie umgekehrt, das äußere Leben in der Hauptsache immer aus dem innern hervorgeht.

Gleich im Anfange bemerkt Moore, daß Byron stolzer auf seine Abkunft von den Byrons der Normandie, die den Eroberer begleiteten, als auf seine Autorschaft des Childe Harold und Manfred gewesen sey; dieß ist eben so wenig unwahrscheinlich, als was man mit gleichem Rechte behaupten könnte, daß der Verfasser von Lallah Rookh und the Love of the Angels stolzer auf seine Gedichte, als auf seine Geburt sey.

Ein anderer zufälliger Umstand, der einen außerordentlichen Einfluß auf Byrons moralische Ausbildung gehabt zu haben scheint, war, daß er einen Klumpfuß hatte.

Durch einen Zufall, welcher bei seiner Geburt statt gefunden haben soll, wurde einer seiner Füße aus seiner natürlichen Stellung gebracht; und dieser Fehler ward während seiner frühesten Jugendjahre hauptsächlich durch die Mittel, deren man sich bediente, um ihm abzuhelfen, eine Quelle von unendlichen Qualen und Unbequemlichkeiten für ihn. Die Mittel, welche man anwandte, um dem mangelhaften Gliede seine Gestalt wieder zu geben, wurden auf den Rath und unter der Leitung des berühmten John Hunters angenommen, welcher mit Dr. Livingstone von Aberdeen über diesen

Gegenstand eine besondere Correspondenz führte; und seine Amme, der das Geschäft zufiel, diese Maschinen oder Bandagen beim zu Bette Gehen anzulegen, pflegte — wie sie selbst dem Berichterstatter sagte — ihn oft in den Schlaf zu singen, oder ihm Geschichten und Mährchen zu erzählen, woran er, wie die meisten Kinder, großen Gefallen fand. Auch lehrte sie ihn, sobald er stammeln konnte, eine große Anzahl von Psalmen aufsagen, und der erste und dreiundzwanzigste Psalm gehörten zu den ersten, die er seinem Gedächtnisse einprägte. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß er durch die Sorgfalt dieses achtbaren Weibes, das selbst von einer sehr religiösen Gesinnung war, eine viel frühere und vertrautere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift machte, als den meisten jungen Leuten zu Theil wird. In einem Briefe, den er im Jahre 1821 von Italien aus an Hrn. Murray (seinen Buchhändler) schrieb, bat er diesen Herrn, bei erster Gelegenheit ihm eine Bibel zu senden und fügte ausdrücklich hinzu: „Vergessen Sie Dieß nicht, denn ich bin ein großer Freund und Bewunderer dieser Bücher und hatte sie durch und durch gelesen, ehe ich noch acht Jahre alt war, nämlich das alte Testament; denn das neue Testament war mir immer eine Arbeit, das andere ein Vergnügen. Ich spreche als ein Knabe, nach meinen Erinnerungen aus Aberdeen, von dem Eindrucke, den ich im Jahre 1796 erhielt. — Die Mißbildung seines Fußes war selbst in dieser frühen Kindheit ein Gegenstand, der eine besondere Reizbarkeit in ihm aufregte. Ein Herr aus Glasgow erzählte, daß die Person, welche bei seiner Gattin als Amme diente, und die noch in seiner Familie lebt, sich häufig der Amme Byron's anschloß, wenn sie mit ihren Pfleglingen aus waren; eines Tages, als sie mit einander gingen, sagte sie zu ihr: „Was für ein hübscher Junge der Byron ist! wie Schade, daß er ein solches Bein hat!" Kaum hörte das Kind diese Bemerkung, als seine Augen vor Zorn glühten, und er mit einer kleinen Peitsche, die er in der Hand hatte, nach ihr schlug und ausrief: Dinna speak of it! (Sprich nicht davon!) — Zuweilen konnte er indessen, wie in seinem spätern Leben, mit Gleichgültigkeit und selbst scherzend von seiner Lahmheit reden; und da ein anderer kleiner Knabe in der Nachbarschaft war, der einen ähnlichen Fehler an einem seiner Füße hatte, so sagte Byron wohl, wenn er mit ihm zusammen war: Komm und sieh die zwei Bübiein mit den zwei Klumpfüßen die breite Straße heraufgehen! (Come and see the twa laddies with the twa club-feet going up the Broad Street!).

Von äußerst nachtheiligem Einfluß auf Byron's Erziehung war es, daß seine Mutter ohne Ueberlegung oder Selbstbeherrschung ihn abwechselnd durch ihre Nachsicht verdarb und dann wieder durch Gewaltthätigkeit erzürnte, oder — was noch schlimmer war — belustigte. Jenes starke Gefühl für das Lächerliche, durch welches er sich später so sehr auszeichnete, und das sich schon so früh in ihm äußerte, besiegte oft selbst seine Furcht vor ihr; und wenn Mrs. Byron, die eine kleine corpulente Person war und in ihrem Gange Etwas schwankte, im Zorne ihn zu fangen versuchen wollte, um ihn zu bestrafen, so rannte der kleine Bursch, stolz darauf, daß er ungeachtet seiner Lahmheit ihr entwischen konnte, lachend wie ein kleiner Puck und alle ihre Drohungen verspottend, in dem Gemach herum. Die wenigen Anekdoten aus seinem frühern Leben, die er in seinen Memorandis berichtete, zeugten, obwohl er den Namen seiner Mutter nie ohne Achtung nannte, auf's Entschiedenste dafür, daß die Erinnerungen, die sie in ihm zurückgelassen, wenigstens die, welche den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatten, meist schmerzlicher Art waren. Eine der merkwürdigsten Stellen in den wenigen Seiten, die sich auf sein früheres Leben bezogen, war die, wo er von seiner Reizbarkeit wegen seines mißgestalteten Fußes sprach und das Gefühl des Grausens und der Erniedrigung beschrieb, welches sich seiner bemeisterte, als seine Mutter ihn in einem ihrer Anfälle von Leidenschaft „einen lahmen Balg" nannte. Da Alles, was er in seinem Leben einmal stark gefühlt hatte, in dieser oder jener Form durch seine Poesie wiedergegeben wurde, so war es nicht wahrscheinlich, daß ein Ausdruck wie dieser vergessen worden wäre. So finden wir denn auch in dem Eingange seines Dramas: „der mißgeschaffene Umgewandelte" die Stelle:

Bertha: Out, hunchback!
Arnold: I was born so, mother! *)

Vielleicht kann man die Frage aufwerfen, ob nicht das ganze Drama seinen Ursprung dieser einzigen Erinnerung verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Flora Virgiliana.

Vor einiger Zeit schrieb Fea zu der in Paris von Lemaire herausgegebenen Sammlung lateinischer Classiker einen botanischen Commentar über die Pflanzen, welche der Dichter von Mantua in seinen Gesängen feiert; er hielt sich dabei hauptsächlich an die Epitheten z. B.: tenui arundine — tenera arundine — fluvialis arundo — deformis arundo — compacta arundine, umbriferis arundinibus etc. oder suavi hyacintho — molli hyacintho, ferrugineos hyacinthos, languentes hyacinthi etc., um darnach die Species wissenschaftlich zu classifiziren. Michael Tenore, Vorsteher des botanischen Gartens und Lehrer an der Universität zu Neapel, entdeckte in Fea's Werk mehrere Verstöße, welche hauptsächlich dadurch entstanden waren, daß Jener sich nicht an die italienische Flora ausschließlich gehalten hatte; die der Dichter vielleicht nur allein kannte, auf die er sich aber jeden Falls, da er für den italienischen Landmann schrieb, beschränkte. Tenore ist hier ganz zu Haus und so mußte es ihm nicht schwer seyn, eine gute Anzahl virgilischer Gattungen und Arten zu berichtigen. Seine kleine Broschüre (Osservazioni sulla Flora Virgiliana) ist eine Schrift voll Gelehrsamkeit, die nicht nur den Mann vom Fach, sondern jeden Gebildeten interessiren muß.

---

*) B. Fort, buckliger Balg!
A. Ich bin so geboren, Mutter!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 36. 5 Februar 1830.

Geschichte des constitutionellen Geistes in England.

Von Georg II bis auf die jetzige Zeit.

Am Meisten consolidirt erscheint Englands innerer Zustand unter der Regierung Georgs II. Die englische Geschichte weist nur noch Eine Periode nach, welche jenem Zeitpunkt entspricht, die Regierung Heinrichs VII. Unter dieser sind die politischen Streitigkeiten, welche England seit der Eroberung durch die Normannen beunruhigten, endlich zur Ruhe gekommen. Der lange, hartnäckige Kampf zwischen der Krone und den Baronen ist geendigt; die Beschwerden, welche Tylers und Cade's Empörungen hervorriefen, sind beseitigt; die Leibeigenschaft giebt sich kaum noch zu erkennen; die beiden königlichen Häuser, welche mit ihren widerstreitenden Ansprüchen das Reich so lange erschütterten, haben sich endlich vereinigt; die gerechten oder ungerechten Einreden gegen das neugestaltete Regenten-Haus sind besiegt; in der Religion spricht sich kein offner Zwiespalt, und wahrscheinlich eben so wenig geheime Ketzerei aus — kurz die früheren Streitpunkte sind sämmtlich verschwunden, und die, welche nachkommen sollten, noch nicht vorhanden.

Bald jedoch gab sich eine neue Geistesrichtung kund; eine Richtung, welche England wiederum zwei und ein halbes Jahrhundert lang bald größern, bald geringern Stürmen unterwarf. Die Reformation theilte das Volk in zwei Hälften; die protestantische gewann die Oberhand; sie selbst theilte sich abermals in Parteien; politische Systeme wurden auf theologische Lehren gepfropft; die Befehdung beider Confessionen trat nach und nach ins öffentliche Leben; zuerst Zwist im Parlament; dann Bürgerkrieg; dann Revolutionen auf Revolutionen, jede begleitet von einer Reihe Verfolgungen und Verbannungen; jede den Sieger zu harter Strenge bestimmend, den Besiegten zum grimmigen Hasse reizend. Unter Georg II neigten sich endlich die Gemüther zum Gleichgewicht. Zu Ende der Regierung dieses Fürsten hatte die Nation die große, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts begonnene Umwälzung durchgemacht, und sah sich zur Ruhe gekommen. Die Wuth der Sekten war erloschen. Die Katholiken wurden wenigstens factisch geduldet, und mehr als Duldung wagten sie selbst nicht zu wünschen. Der Jakobitismus war nur noch ein bloßer Name. Die theuer erkaufte Constitution war von allen Seiten gehoben und höchlich verehrt. Selbst jene Parteiunterschiede, die in jedem freien Staat fast immer vorkommen werden, sprechen sich in dieser Periode kaum aus; die beiden großen Factionen, welche seit der Revolution von 1688 sich einander immer mehr genähert hatten, waren vollkommen vereinigt, und stützten wetteifernd die ruhmvolle Administration, welche beide Häuser der Bourbons siegreich niederdrückte. Es war der Schimmer einer goldnen Zeit der Einheit und des Glanzes — nach Jahrhunderten voll Erschütterung eine kurze Ruhe, welcher Jahrhunderte von neuer Aufregung nachfolgen sollten.

Denn wie bald die Parteisucht sich wieder rührte, ist bekannt genug. In den Juniusbriefen, in Burkes „Gedanken über die Unzufriedenheit" und in vielen andern Schriften werden die heftigen Zerwürfnisse, welche von Neuem die Ruhe des Landes störten, dem Günstlingswesen, welches Georg III einführte, dem Einfluß Bute's, der Schlechtigkeit Derer, welche sich des Königs Freunde nannten, zugeschrieben; nicht ganz mit Recht: jene Schriften wurden zu sehr in der Mitte der Begebenheiten, über welche sie handeln, verfaßt, als daß man ein völlig unbefangnes Urtheil erwarten dürfte. Der Streit, der sich jetzt in der Nation aufthat und von jener Zeit an immer mehr um sich gegriffen hat, entsprach nur wenig demjenigen, welcher das Volk unter den Tudors und Stuarts theilte; obgleich dieses Anfangs sich selbst hierüber nicht klar war. Wie ein Mensch, dem das Bein abgenommen worden ist, hie und da noch Schmerzen in der Zehe zu empfinden glaubt, so schrieb das Volk in den früheren Jahren der Regierung Georgs III sein Mißbehagen Ursachen zu, die längst nicht mehr vorhanden waren. Es bildete sich ein, die Vorrechte des Königs überschritten die Grenzen der Verfassung, die Grundsätze der Revolution von 1688 wären aufgegeben, und das System der Stuarts sey wieder eingeführt. Heut zu Tage wird jeder Unparteiische einräumen, daß diese Beschwerden ganz ungegründet waren; es ergab sich im Gegentheil Manches zu Gunsten des Unterhauses, was die Whigs der ersten Generation für einen glänzenden Triumph gehalten haben würden. Burke selbst sah Dieses gar wohl ein: „Wenn das Haus der „Gemeinen", sagt er, „in seinen Versuchen auf Kosten der übrigen Stände des Landes neue Vortheile für die Gemeinen zu erringen zu harten Maßregeln griff, so war es, wenn nicht gerecht, wenigstens natürlich, daß das Volk dem Hause ein solches Verfahren hingehen ließ, weil wir ja selbst zuletzt

den Nutzen von der Sache hatten. Wenn aber diese Nachsicht auch in einem Streit zwischen unsern Vertretern und uns selbst gefordert wird, wo Nichts in die Wagschale von jenen gelegt werden kann, was nicht von uns genommen wäre, so halten sie uns für Kinder, falls sie uns jetzt noch aufbinden wollen, sie seyen unsre Stellvertreter, unser eignes Fleisch und Blut, und alle Streiche, die sie uns beibrächten, dienten zu unsrem Besten." Eben diese Worte geben zugleich die Erklärung des nunmehr eingetretenen Standes der Dinge, des wirklichen Grundes der Unzufriedenheit. Der Kampf des 17 Jahrhunderts fand zwischen dem Parlament und der Krone Statt. Der Kampf, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann, der noch jetzt unentschieden fortdauert, und auf die Kinder und Enkel des gegenwärtigen Geschlechts übergehen dürfte, wird zwischen einem großen Theil des Volkes auf der einen Seite, und der Krone und dem Parlament, nunmehr zwei Verbündeten, von der andern Seite geführt.

Die Privilegien des Hauses der Gemeinen, zu deren Vertheidigung im Jahr 1642 ganz London die Waffen ergriff; diese Privilegien, welche das Volk als gleichbedeutend mit seiner eignen Freiheit ansah, sind jetzt fast so gehässig worden, als ein Martialgesetz. Das Recht der Einschreitung, welches das Volk sonst von dem Unterhause so gern ausüben sah, erregt heut zu Tage, wenigstens wenn es gegen Pasquillanten geübt wird, das Mißfallen der Nation im höchsten Grad. Gäbe das Unterhaus zu, daß das Haus der Lords Geldbewilligungen amendirte, so kümmerte sich das Volk hierum vielleicht so wenig, als um einen Strohhalm; ja duldete das Unterhaus sogar, daß das Oberhaus aus eigner Vollmacht Geldbewilligungen beschlösse, so ist sehr zu bezweifeln, ob eine solche Ueberschreitung der Verfassung so viel Unwillen erregte, als wenn man die Zuschauer bei einer wichtigen Verhandlung aus dem Parlamentssaal weist. Die Gallerie, wo die Zeitungsreferenten sitzen, ist ein drittes Haus in England geworden; die Bekanntmachung der Debatten, welche den freisinnigsten Staatsmännern von der alten Schule noch als eine die Grundlagen der Freiheit sehr gefährdende Maßregel galt, gilt jetzt bei Vielen als eine Grundlage, als ein Aequivalent und mehr als ein Aequivalent für alles Uebrige.

Burke spricht in einer Rede über Parlamentsreformen, welche um so merkwürdiger ist, als sie lange vor der von ihm so sehr bekämpften französischen Revolution gehalten wurde, in schneidendem Ton den Wechsel aus, welcher in der öffentlichen Meinung eingetreten ist. „Es giebt zu traurigen Betrachtungen Anlaß", sagt er „daß wir in Folge eines wunderlichen Laufs der Begebenheiten nicht mehr über den Charakter, oder das öffentliche Benehmen von Staatsmännern, oder über die Anwendung dieser oder jener Maßregel uns streiten; sondern die Constitution selbst ist uns entleidet; sie giebt gegenwärtig den Zunder zu den Anfeindungen der Engländer untereinander her. Diese Constitution war einst der Neid der Menschheit, das Vorbild aller Staatsmänner, der Stoff der Redner, das Studium der Philosophen in allen Theilen der Welt; dem Engländer selbst war sie sein Stolz, sein Trost. Für sie lebte er, für sie war er bereit zu sterben. Ihre Mängel, wenn sie je deren hat, wurden theils aus Parteilichkeit verdeckt, theils aus Klugheit geduldet. Jetzt sind all ihre Vorzüge vergessen, ihre Gebrechen gewaltsam an Tag gezogen, und durch jeden Kunstgriff einer falschen Darstellung übertrieben. Sie ist verhöhnt und verworfen von den Menschen, und jede Erfindung des Witzes oder der Albernheit wird gegen sie in Anwendung gebracht." Diese Umwälzung in den Ansichten der Nation, von deren Anfang Burke Zeugniß giebt, ist, wie gesagt, noch jetzt in stetem Wachthum begriffen. Die Ursachen des Wechsels liegen zum Theil sehr nahe. Während das Parlament seinen Kampf mit den Stuarts führte, war Tadeln und Anklagen sein Geschäft. Seitdem ist ihm mitunter auch das Regieren geworden. Als angreifende Partei konnte es seine Angriffspunkte wählen, und es wählte natürlich diejenigen, auf welchen es die Unterstützung des Volks für sich hatte. Als herrschende Partei stand ihm weder diese Freiheit der Wahl zu, noch konnte ihm so viel daran liegen, überall nur den Wünschen des Volkes gemäß zu handeln. Sobald es eine vollziehende Gewalt erhielt, mußte es auch theilweise die Fehler, und ganz und gar die Unpopularität jeder vollziehenden Gewalt annehmen. Besonders dem Haus der Gemeinen, das über das Vermögen der Nation und folglich über ihre Kriege zu bestimmen hat, rechnet diese jeden übel geführten Krieg, jede kostspielige nutzlose Verhandlung, jeden ungünstigen Vertrag, jede Handelsverlegenheit an. Eine Saumseligkeit im Kanzlei-Gericht (court of Chancery), das ungerechte Verfahren eines Richters in Van Diemensland, kurz Alles, worüber man in irgend einem Punkt der Verwaltung Beschwerde zu führen hat, wird der Tyrannei oder doch der Nachläßigkeit dieses allmächtigen Hauses zugeschrieben. Selbst mit bloßen Privatangelegenheiten behelligt man dasselbe von allen Seiten her. Ein Kaufmann appellirt an das Unterhaus von den Gerichtshöfen von Rio Janeiro oder St. Petersburg. Ein Maler, der keinen Käufer finden kann für angestrichene Leinwand, welche ihm beliebt ein historisches Gemälde zu nennen, legt demselben die ganze Geschichte seiner Schulden und der Bedrückungen durch seine Nebenbuhler vor. Ehemals glich das Parlament einem Mitglied der Opposition, von welchem man keine Stellen erwartet, keine Gunstertheilungen, keinen Vorschlag zu irgend einer Maßregel fordert, sondern lediglich nur Wachsamkeit und Censur; welches daher, wenn es nicht die gröbsten Mißgriffe begeht, immer bei dem größten Theil des Volkes beliebt seyn wird. Jetzt gleicht das Parlament einem Oppositionsglied, das ein Amt angenommen hat — umgeben von Bittstellern, welchen seine Empfehlung zwanzig Mal nicht genügen wird — verdutzt von Anklagen — begraben unter Eingaben — durch seine Stellung genöthigt, Maßregeln durchzusetzen, welche es früher zu kritisiren und zu tadeln gewohnt war, und unaufhörlich von Einwürfen angefallen, welche vorzubringen früher sein eignes Geschäft ausmachte.

Es läßt sich vielleicht als allgemeine Regel aufstellen, daß eine gesetzgebende Versammlung, sobald sie nicht mehr schwach ist, nicht lange mehr populär seyn kann. Dieweil sie zu ihrem Daseyn der Gunst des Volkes bedarf, wird sie Alles anwenden, sich diese Gunst zu erhalten; und solange dieser Zustand dauert, sind Fehler in ihrer Organisation von sehr unbedeutenden Fol-

en. Aber dieser Eifer für die Sache des Volks ist, wie gesagt, zunächst Wirkung der augenblicklichen Lage, in welcher die Versammlung sich befindet. Sobald diese Lage sich ändert, wird auch jene Einheit mit den Interessen des Volkes bedeutend von ihrer Innigkeit verlieren.

So kam es, daß vor der Revolution eine Reform des Parlaments als eine unwichtige Sache betrachtet wurde. Die Freunde der Freiheit richteten auf eine solche ihre Wünsche nicht in ausgezeichnetem Grad; und auf der andern Seite hatten die heftigsten Tories weiter keine Einwendung dagegen. Cromwell führte bedeutendere Reformen im Parlament ein, als vielleicht heut zu Tage selbst die Whigs wünschen möchten; dennoch scheint es, daß diese Veränderungen im Geist des Hauses nur einen sehr unbedeutenden Unterschied hervorbrachten. Dagegen wurde seit der Revolution von 1688 das Haus der Gemeinen immer mehr Das, was es jetzt ist, d. h. ein großer Staatsrath, in welchen viele Mitglieder freiwillig vom Volke gewählt sind, einige auch wirklich sichs sehr angelegen seyn lassen, die Gunst des Volkes zu erhalten; der im Ganzen aber nach Neigung und Interesse aristokratisch ist. Ferne davon, eine illiberale, eigensinnige Oligarchie zu bilden, ist das Haus auf der andern Seite eben so fern, ein treues Wiederbild des Volkswillens zu seyn. Zwar übt die allgemeine Meinung Einfluß auf dasselbe — sehr bedeutenden Einfluß, aber immer nur langsam und auf Umwegen. Statt dem Sinne der Nation voranzuschreiten, wie es vor der Revolution häufig that, folgt es jetzt demselben ganz gemach und in weiter Entfernung nach. Es muß deßhalb nothwendig unpopulär seyn; und Dieß um so mehr, als das Gute, was es bewirkt, der Menge viel weniger in die Augen fällt, als die Uebel, welche es hervorbringt. Um alles Schlimme, was wirklich oder vorgeblich geschieht, wird das Parlament angesehen; aber man dankt demselben auf der andern Seite nicht für die Verhütung der unzähligen Mißbräuche, die nur deßhalb unterbleiben, weil es ein Haus der Gemeinen giebt.

Ein großer Theil der Nation sehnt sich, ohne Frage, nach einer Verbesserung des Repräsentativ-Systems. Wie groß diese Partei seyn möge, läßt sich schwer bestimmen. Nur in Zwischenräumen ertönt der Ruf um die Reform; es scheint aber, daß in der Zeit, wo er verstummt, das Gefühl selbst an Stärke gewinne, und jeder neue Aufschrei immer heftiger sey, als der nächst vorhergegangene. So mag jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit eine Zeitlang durch die Katholiken-Sache und das Handels-Gesetzbuch abgelenkt werden; aber es ist vorauszusehen, daß in nicht sehr langer Zeit, vielleicht noch während unserer Generation, alle andern Fragen von jener einzigen, welche mit allen gewisser Maßen zusammenhängt — von der Frage über die Parlamentsreform — verschlungen werden dürften.

Gegenwärtig scheinen sich die Zeichen einer unruhigen Zeit, das noch unbestimmte Vorgefühl von etwas Großem und Außerordentlichem in der Nation auszusprechen; man bemerkt die rastlosen, unruhigen Hoffnungen Derer, welche Alles zu gewinnen, die ängstlichen Ahnungen Derer, welche Alles zu verlieren haben.

Ein großer Staatsmann könnte gegenwärtig durch weise und zeitgemäße Verbesserungen, durch Versöhnung der beiden großen Zweige der natürlichen Aristokratie — der Capitalisten und der Grundeigenthümer — durch Herabführung des Interesses der Regierung auch auf die Mittelklasse, die denn doch zuletzt immer die Basis von jener bildet, einen Kampf abwenden, welchen kein vernünftiger Freund der Freiheit und des Gesetzes ohne große Besorgniß herannahen sieht. Man trifft jetzt Neuerer, die einen Präsidenten und eine Nationalversammlung wollen; man findet auf der andern Seite Pedanten, die, während Städte, größer und wohlhabender, als die Hauptstadt manches großen Königreiches, nach Vertretern ihrer Angelegenheiten schreien, in dem vermietheten Sprecher eines alten Fleckens, in einem geistesbeschränkten Pair die geeignetsten Bewahrer der Freiheit sehen. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt eine treffliche Mittelstraße. Die Britten sind in einer Lage, welche mit derjenigen, worin sich ihre Väter unter Jakob I befanden, große Aehnlichkeit hat. Bald wird es wieder nöthig seyn zu reformiren, um zu erhalten; die Grundlage der Verfassung durch Aenderung in ihren untergeordneten Theilen zu retten. So möchte es dann möglich werden, wie es vor zweihundert Jahren möglich war, anerkannte Rechte zu schützen, jede wohlthätige Anordnung zu sichern; und zugleich Neuerungen einzuführen, welche dem ursprünglichen Plan der englischen Constitution nicht entgegen sind.

Byrons Leben von Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Auch in den spätern Jahren Byrons spielte sein Klumpfuß eine so bedeutende Rolle, daß wir dieß Thema noch nicht verlassen dürfen; müssen wir doch selbst seine heißeste Jugendliebe unter dieses Capitel bringen.

Während seines Aufenthaltes zu Annesley brachte er seine Zeit größtentheils damit zu, mit Fräulein Chaworth und ihrer Nichte auszureiten, oder in müßiger Träumerei dazusitzen und, wie seine Gewohnheit war, an seinem Taschentuch zu zupfen, oder auch gegen eine Thür zu feuern, welche sich auf die Terrasse öffnet und die noch die Spuren von seinen Schüssen an sich trägt. Sein größtes Vergnügen war indessen, sich still hinzusetzen und Miß Chaworth spielen zu hören; besonders war das hübsche wälsche Lied „Mary Anne", natürlich schon des Namens wegen (da auch Fräulein Chaworth so hieß) sein Lieblingsstück. Aber diese ganze Zeit über hatte er den Schmerz zu wissen, daß das Herz seiner Geliebten von einem Andern eingenommen war, daß — wie er selbst Dieß ausdrückt:

Her sighs were not for him; to her he was
Even as a brother — but no more *).

Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß selbst, wenn ihre Neigung nicht bereits beschäftigt gewesen wäre, ihre Wahl damals auf Lord Byron gefallen wäre. Wenn ein Mädchen, das an der Grenze der Weiblichkeit steht, zwei Jahre voraus hat, so ist dieß ein Vorsprung im Leben, mit welchem der Knabe nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Fräulein Chaworth betrachtete Byron als einen bloßen Schul

*) Ihre Seufzer waren nicht für ihn; für sie war er gleich einem Bruder, aber nicht Mehr.

knaben. Er war überdieß in seinen Manieren gerade zu jener Zeit so rauh und unbeholfen, daß er — wie ich von mehr als einer Seite gehört habe — bei den Mädchen seines Alters keineswegs beliebt war. Wenn er sich indessen jemals mit der Hoffnung schmeichelte, ihre Liebe zu gewinnen, so mußte ein Umstand, dessen er in seinen „Memoranden" als einer der schmerzlichsten unter den vielfachen Erniedrigungen gedachte, welchen sein Fehler am Fuße ihn aussetzte, ihm die Wahrheit mit furchtbarer Gewißheit auf das Herz legen. Entweder wurde es ihm wieder erzählt, oder er hörte es selbst, wie Fräulein Chaworth zu ihrer Magd sagte: „Glaubst Du, ich könnte mich im Geringsten um diesen lahmen Jungen bekümmern?" Dieses Wort war ihm — wie er selbst es beschrieb — wie ein Stoß durch das Herz. Obwohl es spät in der Nacht war, als er es hörte, so sprang er doch im Augenblicke aus dem Hause und lief, beinahe ohne zu wissen wohin, und ohne einzuhalten, in Einem fort, bis er sich zu Newstead (auf seinem väterlichen Gute) befand. Die Schilderung, welche er von dieser jugendlichen Liebe in einem seiner schönsten Gedichte (the Dream) entwirft, zeigt, wie Geist und Gefühl die gemeine Wirklichkeit des Lebens erheben und den gewöhnlichsten Vorfällen und Gegenständen einen unsterblichen Glanz leihen können. Die alte Halle von Annesley wird lange unter dem Namen des alten Betsaals der Phantasie „das Mädchen und den Jüngling" zurückrufen, die einst in derselben standen; während „the lovers stead" (das Roß des Liebenden), obwohl durch den äußerst unromantischen Wettlaufplatz von Nottingham veranlaßt, deßhalb nicht weniger seinen Theil an dem Reize der ganzen Scene und an der Glorie haben wird, welche nur der Genius darüber breiten konnte. Schon im Knabenalter scheint er Erfahrung genug in der Galanterie gehabt zu haben, um zu wissen, welchen Gebrauch man von den Trophäen früherer Siege machen muß, um neue zu erringen; denn er pflegte sich mit nicht geringem Stolze einer Locke zu rühmen, welche eine schöne Freundin ihm gegeben hatte — vielleicht ein Geschenk der schönen Nichte, von welcher er an einem andern Orte mit so vieler Wärme spricht. Auch war er sich, wie es scheint, nicht weniger seiner Schönheit bewußt, die ungeachtet einer von seiner Mutter ererbten Anlage zur Corpulenz schon damals jenen eigenthümlichen Ausdruck versprach, zu dem später seine Züge sich ausbildeten und erhoben. Mit den Sommerfeiertagen endigte dieser Traum seiner Jugend. Er sah Miß Chaworth nur noch ein Mal im folgenden Jahre und nahm seinen letzten Abschied von ihr auf jenem Hügel bei Annesley, den er in seinem Gedichte the Dream so glücklich, als mit einem eigenthümlichen Diadem bekränzt, schildert. Niemand, erklärte er selbst, würde errathen haben, wie tief er ergriffen war; denn sein Gesicht war ruhig und sein Gefühl in den innersten Busen zurückgedrängt. „Das nächste Mal, wann ich Sie sehe, sagte er, werden sie wahrscheinlich Frau Chaworth seyn; und ihre Anwort war, ich hoffe Dieß." — Im nächsten Jahre wurde Fräulein Chaworth mit seinem glücklichen Nebenbuhler, John Musters (der den Namen seiner Gattin annahm), vermählt, und eine Person, welche zugegen war, als Byron die erste Nachricht hievon empfing, beschreibt die Art, mit der er dieselbe aufnahm, auf folgende Weise. „Ich war zugegen, als er zuerst von der Heirath hörte. Seine Mutter sagte: „Byron, ich habe etwas Neues für Dich." — „Nun, was ist es?" — „Nimm zuvor Dein Taschentuch heraus, denn Du wirst es brauchen." — „Unsinn!" — „Nimm Dein Taschentuch heraus, sage ich Dir." Er that Dieß um ihr zu Willen zu seyn. „Miß Chaworth ist verheirathet." Ein ganz sonderbarer Ausdruck, den ich unmöglich beschreiben kann, flog über sein bleiches Gesicht; und er steckte sein Tuch in die Tasche, indem er mit affektirter Kälte und Gleichgültigkeit sagte: „Ist Dieß Alles?" — „Wie? ich erwartete, Du würdest in den tiefsten Gram gestürzt werden?" — Er gab keine Antwort und fing bald darauf an, von etwas Anderem zu reden.

Correspondenz aus Paris.

Michaud, der bekannte Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge, wird auf Kosten der französischen Regierung eine Reise nach Syrien unternehmen, um die Geographie der Kreuzzüge zu untersuchen.

Es ist die Errichtung einer levant'schen Handelsgesellschaft im Werke, welche Faktoreien in allen Handelsplätzen des mittelländischen Meeres und im schwarzen Meere bis an die georgische Küste errichten will. Man verbindet damit den Plan der georgischen Handelsgesellschaft, welche Terneaux, Gamba und Andere vor einigen Jahren stiften wollten, und deren Zweck war, theils den Carawanenhandel von Mittelasien über Tiflis und Redoute Kale zu ziehen, theils die Seiden- und Baumwollencultur in Georgien im Großen zu treiben. Die Sache hat große Schwierigkeiten, da man damit anfangen muß, die schädlichen Privilegien von Marseille zu zerstören, welche bis jetzt den ganzen Handel der Levante gezwungen haben, sich der elenden provenzalischen Marine zu bedienen, und ihm dadurch das größte Hinderniß in den Weg legen.

Es haben sich hier vor wenigen Tagen zugleich zwei statistische Gesellschaften gebildet; die eine bestehend aus etwa 12 Mitgliedern, Ferüßac, Dupin, Balbi u. s. w., die andere bis jetzt aus Cesar Moreau. Man ist im Zweifel, welche von beiden die größere Masse von genauen und ungenauen Zahlen über mögliche und unmögliche Dinge zusammen bringen wird.

Die zweite Auflage der Auszüge aus arabischen Schriftstellern, die Kreuzzüge betreffend, von Reinaud, ist erschienen (1 Vol. 8.) Die Benediktiner hatten beschlossen, eine Sammlung der Quellen der Geschichte der Kreuzzüge zu veranstalten, und hatten die Bearbeitung der arabischen Quellen Einem aus ihrer Mitte, Berthereau, übertragen. Er sammelte mit unermüdlichem Fleiße dreißig Jahre lang Alles, was die Handschriften der pariser Bibliothek ihm darboten, aber Anfangs der Mangel an arabischen Charakteren, später die Zerstörung des Ordens verhinderten den Druck seiner Sammlung und die Ausführung des ganzen Werks, das ein neues Verdienst dieses nie genug zu verehrenden Ordens um die Kenntniß der Quellen der Geschichte geworden wäre. Reinaud fand die Papiere Berthereau's in der Bibliothek und gab sie vor wenigen Jahren heraus, nachdem er die lateinische Uebersetzung ins Französische übertragen, und nach den arabischen Schriftstellern revidirt hatte. Die neue Auflage ist in besserer Ordnung, als die erste, aber auch bei ihr fehlt der arabische Text, und es ist sehr zu wünschen, daß der Herausgeber auch diesen Theil des Nachlasses von Berthereau bekannt machen möchte; auch giebt es pedantische Leute, welche finden, daß er den Namen des Benediktiners eben so gut auf dem Titel als in der Vorrede hätte nennen können. Suum cuique.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 37. 6 Februar 1830.

Lever und erstes öffentliches Diner Ludwigs XVIII.

Der König schlief in einem kleinen, niedern Bette, das jeden Abend für ihn hergerichtet, und Morgens wieder weggenommen wurde. Jeden Abend bestimmte er die Stunde des Aufstehens für den folgenden Tag, und der diensthuende Kammerlakai hatte Befehl ihn zu wecken, falls er um diese Zeit noch nicht erwacht seyn würde. Noch vorher jedoch verfügte sich der erste Kammerdiener mit einigen Lakaien in das Schlafzimmer des Königs, um das Licht (den s. g. mortier) auszulöschen, im Winter ein Feuer anzuzünden, und die Nachtcollation, bestehend in einem Krug Wein, einem Krug Wasser, Brod, etwas Geflügel, Obst, einem silbernen, vergoldeten Becher und mehreren Serrietten, wegzuräumen.

Sobald der König erwacht war, erhielten der Oberstkammerherr und der erste Gentilhomme de la chambre à coucher Anweisung einzutreten, während ein Bedienter die Küchen-Beamten benachrichtigte, das Frühstück Seiner Majestät zu bereiten. Zugleich trat ein Ceremonienmeister vor die Thür des Schlafzimmers, damit nur Personen, welche ein Recht dazu hatten, durch dieselbe eingingen. Mittlerweile trug Se. Maj. dem ersten Kammerdiener auf, die Grande entrée hereinzulassen. Die Grande entrée aber besteht aus den Großoffizieren des Hauses und der Krone, sonstigen Standespersonen, mehrere Marschällen von Frankreich und einigen bevorrechteten Damen, und theilt die Gunst, die sie genießt, mit dem Cravatier, dem Schneider, dem Pantoffel-Träger, dem Barbier, des Barbiers beiden Gehülfen, dem Uhrmacher und den Apothekern des Königs.

Während diese Leute in das Zimmer treten, gießt der erste Kammerdiener Sr. Maj aus einer silbernen, vergoldeten Flasche Weingeist auf die Hände; die Serviette zum Abtrocknen wird von dem Oberstkammerherrn, oder dem ersten Gentilhomme, oder dem Großmeister der Garderobe oder auch von dem ersten Kammerdiener überreicht. Hierauf präsentirt man ein Gefäß mit Weihwasser, und der König, das Zeichen des Kreuzes machend, verrichtet, bevor er sich erhebt, ein Gebet. Ludwig XVIII zog seine Pantoffeln selbst an; seine Höflinge würden diesen Dienst keineswegs verachtet haben; er aber entschädigte sie für solche Entziehung durch die Ehre, seinen Schlafrock, während er hineinschlüpfte, halten zu dürfen. Damit fertig, setzte er sich in den Armstuhl, in welchem erst die übrigen Kleidungsstücke angelegt wurden. Zuerst aber fragte er hier nach seiner Chambre, d. h. nach Denjenigen, welche noch nicht da waren. Der diensthuende Ceremonienmeister öffnete die Thür, sein Amtsgenosse trat ein und flüsterte dem ersten Gentilhomme die Namen der Prinzen, Gesandten, Cardinäle, Bischöfe, Herzoge, Pairs, Marschälle, Generallieutenants, Präsidenten, Staatsanwälte und Mitglieder der Deputirtenkammer ins Ohr, welche vorgelassen zu werden wünschten. Der Gentilhomme wiederholte die Namen dem König.

War nun der Augenblick des Ankleidens herbeigekommen, so nahmen zwei Pagen die gehörige Stellung an, Sr. Maj. die Pantoffeln, wenn erforderlich, abzunehmen. Das Hemd wurde, bedeckt von weißem Tafft, herbeigebracht. Selbiges dem König zu überreichen war eine ausgezeichnete Distinktion, nach welcher der erste Adel des Reiches geizte. Der König zog es im Angesicht der Menge an, doch hielten Anstandshalber zwei Kammerlakaien während dieses Geschäftes seinen Schlafrock vor ihm ausgespannt. War Dieß gethan, und Beinkleider und Weste durch den Garderobmeister angelegt, so wurden der Degen, das blaue Band und das Kreuz des heiligen Ludwig, und sofort der Ueberrock gebracht. Es war Befehl, daß man den König mit eigner Hand die Taschen in den Kleidern, welche er am vergangenen Tag getragen, ausleeren und ihn seine Halsbinde selbst zuknüpfen ließ. Drei Taschentücher wurden ihm auf silbernem, vergoldetem Teller präsentirt, und er konnte, vermöge der Etikette, entweder nur eines, oder zwei, oder alle drei zu sich stecken. Ein Lakai hielt während der ganzen Zeit des Ankleidens einen Spiegel vor dem König, und zwei andere leuchteten demselben mit Flambeaux, oder hielten diese wenigstens Förmlichkeitshalber in Händen.

Ludwig XVIII frühstückte gewöhnlich eben vor, oder gleich nach der Messe. Er ließ mehrere der ersten Beamten seines Hauses bei der Tafel zu. Er hatte einen guten Appetit und liebte besonders Schöpsenmaul und in Champagner gekochte Trüffeln, die jedoch, wenn sie seinen vollkommenen Beifall haben sollten, brennend heiß aufgetragen werden mußten.

Nach der Messe kehrte der König in seine Zimmer zurück, wo entweder die Minister zum Conseil, oder die Hofleute zum

Privatcercle sich einfanden. Von 1 bis 5 fuhr der König gewöhnlich aus; nach der Zurückkunft wurde zu Mittag gespeist. — — —

Passend wohl schließen wir hier eine Schilderung des ersten Diners in den Tuillerien an, wozu das Publikum eingeladen wurde, seinen König über Tisch zu bewundern — ein Anblick der den Parisern unendlich theuer ist. Hr. von Dreux-Brezé war jene Woche der beschäftigste Mann in Frankreich.

Noch waren nicht alle Beamte, welche die alte Etikette für die königliche Küche vorschreibt, angestellt; doch wurde der Mangel so gut als möglich ersetzt. Die Tische standen in der Hufeisen-Form; glänzend geschmückt mit dem königlichen Geschirr; und das berühmte Nef war nicht vergessen. Das Nef ist eine Art Schüssel von vergoldetem Silber, welche ihrer Form nach den Körper eines Schiffes vorstellt. Man glaubt, es sey ein solches Gefäß ursprünglich einem französischen König von der Stadt Paris geschenkt worden; denn ein Schiff macht das Hauptbild im pariser Wappen aus. In diesem Behältniß werden unter Kissen, die mit wohlriechendem Wasser besprengt sind, die Servietten für den König aufbewahrt. Unentbehrlich ist ein Nef für jede königliche Mahlzeit, und muß auf der Tafel figuriren. Dasjenige, welches die Vorfahren Ludwigs XVIII besaßen, war im großen Schiffbruch der Monarchie untergegangen. Der eifrige Marquis de Brezé hatte keine Ruhe, bis das verlorne durch ein neues ersetzt war, das jedoch, Dank der Eitelkeit des Goldschmids, dem alten Vorbild nicht vollkommen entsprach, so daß Hr. von Dreux-Brezé Anfangs stark damit umging, dasselbe als eine illegitime Anschmiegung an modernen Geschmack zu verwerfen.

Doch es war keine Zeit zu verlieren; der Ober-Ceremonienmeister mußte sich darein schicken, das Nef hinzunehmen, wie es ihm vorgelegt wurde. Ich war bei der ganzen Zurüstung für die königliche Tafel als aufmerksamer Zeuge zugegen, in Gesellschaft des Hrn. von Brezé, welcher mir Alles was vorging, genau erklärte.

Zuerst verfügte sich der Unter-Ceremonienmeister, nach erhaltener Anweisung vom Großmeister des königlichen Hauses, an die Thür der Gardes du Corps, klopfte mit seinem Stab daran und sagte: „Meine Herren, die königliche Tafel ist zu decken!“ Man gab ihm einige Mann Wache; mit diesen schritt er nach der Silberkammer, woraus nun mehrere bei derselben Angestellte irgend ein Geschirr nahmen, und unter Vorausstragung des Nefs nach der Dianengallerie, wo die Tafel aufgestellt war, sich fortbewegten, die Leibwachen zu Seiten des Nefs marschirend und der Unter-Ceremonien-Meister zwei Tischtücher im Pomp vor sich her tragend.

Von dem für den König bestimmten Brod, Wein und Wasser wurde gekostet und gleicher Weise die Zahnstocher des Königs geprüft; eine Serviette wurde auf den Tisch gebreitet, so daß sie zur Hälfte über denselben herabhing, und darauf eine Platte und ein Schenkteller gesetzt, welche Brod, Löffel, Messer und Gabel trugen. In derselben Art wurde Alles, dessen sich die königliche Familie sonst noch bei der Tafel bediente, aufgelegt; wonach der Unter-Ceremonienmeister abermals zu den Zimmern der Leibwächter sich verfügte, wiederum mit seinem Stab an die Thür klopfte und sagte: „meine Herren, zur Speise des Königs.“ Drei Gardisten und ein Unteroffizier traten sogleich ins Gewehr und zogen mit geschulterten Carabinern nach der königlichen Küche, um des Königs Speise zu escortiren. Diese wurde mit nicht geringerem Pomp, als vorhin das Geschirr, gebracht. Ich bemerkte daß jeder Hausofficiant, wenn er an dem Nef vorbeikam, sich vor demselben tief verneigte, und machte Hrn. von Brezé darauf aufmerksam.

„Das würden sie niemals unterlassen,“ erwiederte er, und rieb sich die Hände. „Sie müssen wissen, daß der Etikette der Krone gemäß selbst die Prinzen und Prinzessinnen gehalten sind, dieses Zeichen der Ehrerbietung abzulegen; es ist ein durch die Zeit geheiligter Gebrauch, welchen ich wieder einzuführen mir angelegen seyn ließ; denn das Nef ist zu derselben Verehrung berechtigt, wie das Bette. — Sie wissen, daß Jedermann vor dem Bette Sr. Maj. sich verbeugt. — Nichts der Art geschah in der, so zu nennen beliebten, Hausordnung Bonapartes; denn wahrhaftig, der arme Graf Segür war mit all seinen Talenten ein ärmlicher Ober-Ceremonienmeister.“

Während Hr. v. Brezé den Grafen von Segür noch ins Lächerliche zog, langten die Speisen an, und wurden gekostet; und der erste Maitre d'hôtel, so wie der Mundschenk, Graf d'Escars, begaben sich unter Vortritt des Unter-Ceremonienmeisters zu dem König, um denselben zu benachrichtigen, daß das Essen auf dem Tisch stehe. Se. Maj. ging dem zufolge, begleitet von Ihrer Familie, nach der Dianengallerie, während sowohl die ganze Kirchenmusik, als das Opernorchester ihre Töne erschallen ließen, wie denn diese seltsame Vereinbarung bei zahlreichen Gelegenheiten im Schlosse vorkam. Die Großoffiziere schritten dem König voran. Graf d'Escars überreichte eine nasse Serviette, die Hände zu waschen, welche zuvor von dem Vorsteher der Speisekammer geprüft worden war — „in Gemäßheit des 27 Artikels der Speise-Ordnung Ludwigs XIV von 1681“ sagte der Marquis de Brezé zu mir, und führte — so fest war er in seiner Wissenschaft, — die Worte folgendermaßen an: „So aber ein Maitre d'hôtel nicht vorhanden wäre, dem Könige Nachricht zu geben, solle der diensthuende Kammerherr dessen Stelle vertreten, und solle selbiger die nasse Serviette zwischen zwei goldenen Becken tragen, und solle zurückkehren, vor dem König hergehen, und Sr. Maj. die nasse Serviette zum Waschen präsentiren, nachdem er solche zuvor von dem Vorsteher der Speisekammer habe probiren lassen. So bestimmt von Ludovico XIV, am 5 Sept. 1681.“

Die Auseinandersetzung dünkte mir weniger unterhaltend als dem Marquis, und ich machte mich als eine anziehendere Beschäftigung daran, die Figur zu studiren, welche die anwesenden Herzoginnen durch ihre verschieden gestellten Sitze miteinander bildeten. Altes und neues Regime war hier unter einander, und sah sich wechselsweise auf die Finger. Brezé faßte mich wieder: „Sehen Sie dort“ sagte er, „den diensthuenden Gardehauptmann; er befehligt vierzehn Gardisten, von welchen sieben mit geschultertem Gewehr zu beiden Seiten der königlichen Tafel stehen. Ein andrer steht Wache bei dem Nef

und wieder einem andern liegt ob, den dienstthuenden Kammerherrn zu geleiten, so oft dieser zum Schenktisch geht, um dem König ein Getränke herbeizuholen. Zwei Gardes de la manche stehen in der ganzen Pracht ihres Anzugs, die Hellebarde in der Hand, hinter dem König, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Der Gardehauptmann befindet sich ebenfalls hinter Sr. Maj. und der Tischmeister hält das Nef in Bereitschaft, um auf Verlangen eine Serviette herauszugeben."

Der Marquis wäre in seinen Erklärungen noch weiter fortgefahren, hätte ihm der König nicht gewinkt. Im Flug raunte er zu Sr. Majestät, welche ihn nun die ganze übrige Essenszeit hindurch in der Nähe Ihrer Person behielt. So hatte ich jetzt Muße auf der Pracht des Schauspiels, dem Glanz der Beleuchtung, den verwunderten Blicken der guten Bürger von Paris, welche nach so vielen Jahren sich wieder im Besitz des Rechtes sahen, bei der königlichen Tafel gegenwärtig zu seyn — mit Genuß zu verweilen. Der Ausdruck des Vergnügens war auf den Gesichtern sämmtlicher Zuschauer so allgemein, als nähmen sie alle zusammen an den Freuden der Tafel selbst Theil. Eben so boten der König und seine Familie diejenige Mischung von Freundlichkeit und Majestät in ihren Mienen dar, welche den Bourbonen so eigenthümlich zukommt.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

5. Von Wissenschaften, Künsten und Gewerbfleiß.

(Schluß)

In Ansehung der Malerei muß man gestehen, daß es hier einige ziemlich geschickte Künstler giebt, die jedoch hinter ihren Vorgängern, einem Murillo, Velazquez, Mengs, (welcher eigentlich ein Deutscher war) ungefähr so weit zurückbleiben mögen, als die jetzigen Schriftsteller hinter einem Cervantes, Calderon und Lope de Vega. Auch einige ziemlich geschickte Kupferstecher haben wir, welche jedoch denjenigen benachbarter Nationen merklich nachstehen, und ihre Grabstichel oft lange müssen rosten lassen. Mit Tuschmanier und Farbendruck beschäftigt sich Niemand; doch giebt es eine ziemlich vollkommene Papierdruckerei, wo schöne papierne Tapeten verfertigt werden. Steindruck wurde seit wenigen Jahren mit großen Kosten eingeführt, um so nach und nach die schätzbarsten Gemälde des königlichen Museums schön lithographirt und auf Subscription in ganz Europa bekannt zu machen. Bildhauer führt man gegenwärtig nur einen oder zwei an.

Die Buchdruckereien haben nichts Besonders, sind aber viel zu zahlreich für dieses Land, denn den meisten mangelt es an Beschäftigung. Auch eine Notendruckerei haben wir, wie wohl der größte Theil unsrer Musik entweder geschrieben oder zu Paris gedruckt ist. Der arme Künstler ist ein Deutscher, und hat oft so wenig Arbeit, daß seine Familie nicht selten Noth leiden muß.

Fabrikwesen, Künste und Gewerbe sind in vielen Stücken noch ziemlich unvollkommen, so Manches auch die Regierung und die Kaufleute zum Besten derselben beigetragen haben und noch beitragen. Die meiste Industrie ist in der Provinz Katalonien zu Hause. *)

In beinah allen unsern Fabriken herrscht überhaupt wenig Oekonomie und ein schädlicher Luxus, und so kommt es, daß, der inländischen Industrie zum Verderben, ja sich eine ungeheure Menge fremder Waaren eingeführt wird, welche, des beträchtlichen Zolles und Transportes ungeachtet, sich größtentheils so wohlfeil oder noch wohlfeiler verkaufen, als die Landesprodukte. Eigentlich fehlt es dem Spanier weder an Geduld noch an Geschicklichkeit, Alles was er nur will nachzuahmen, allein seine natürliche Trägheit und sein ehmaliger Reichthum waren die Hauptursachen, warum er immer lieber kaufte als selbst verfertigte, bis ihn die Noth dazu zwang.

Wollen-, Tuch-, Leinwand-, Baumwollen-, Seide-, Hut-, Papier-, Töpferwaaren, Waffen- und Glasfabriken sind besonders häufig im Lande und liefern gute Produkte. Auch viele geschickte Gold- und Silberarbeiter und Juweliere giebt es hier, nebst einer in dieses Fach einschlagenden Fabrik, so groß und schön, als nur irgendwo eine in Europa seyn mag. Allein trotz allen diesen Fabriken und geschickten Künstlern giebt es doch eine große Menge fremder Artikel, vorzüglich Galanteriewaaren, welche bei gleichem Preise besser, oder bei gleicher Güte wohlfeiler sind, als Nationalprodukte. Die Eisenbergwerke von Navarra und Biskaya geben den schwedischen an Reichthum und Vortrefflichkeit vielleicht wenig nach, und doch sind beinah alle unsre Eisen- und Stahlwaaren, die gröbern ausgenommen, fremde; und unserer vortrefflichen Glasfabriken ungeachtet kauft man in Madrid ein schön geschliffenes deutsches Trinkglas so wohlfeil als ein ungeschliffenes inländisches. Ich verliere den Schlüssel zu einem Schlosse: allein ich wäre ja ein Dummkopf, einen andern machen zu lassen, indem ich ein ganz neues deutsches Schloß mit Schlüssel wohlfeiler kaufen kann, als mich der Schlüssel allein beim Schlosser kosten würde. Frage ich den Handwerker, warum er in Vergleich mit fremden Künstlern so theuer sey? so antwortet er: „Ja Das kommt daher, weil die Fremden Vieles mit Maschinen machen, weil hier theurer zu leben ist und ich meinen Arbeitern großen Lohn geben muß!" — Hier gewinnt wirklich ein gewöhnlicher Maurer oder Zimmermann täglich einen spanischen Thaler (fünf französische Franken), und eine Magd erhält gemeiniglich drei Thaler monatlich. Ueberhaupt werden alle Stellen theurer besoldet, als in Frankreich und Deutschland. Ein öffentlicher Lehrer bekommt drei, vier bis sechs tausend Franken; ein Minister zehntausend Thaler, ehemals sogar das Doppelte; und einige Erzbischöfe haben ein Einkommen von acht mal hundert tausend Thalern.

*) Die Katalanen sind im Allgemeinen arbeitsame, gelehrige und ziemlich aufgeklärte Leute, welche jedoch, wie jede Provinz, ihre eigenen Sitten und Vorurtheile haben. Dazu gehört z. B. das ganz unerhörte Ansehen, welches eine jede Familie dem ältesten Sohne zugesteht, und worin derselben sogar oft dem Vater überlegen ist. Dieser Erstgeborne erbt beinah Alles zum Nachtheil seiner Geschwister, ein Mißbrauch, welcher zum Theil im ganzen Lande herrscht.

Tischler, oder wie man sie hier nennt, Ebenisten, giebt es eine große Menge, und zwar zum Theil recht geschickte, worunter auch Deutsche; ihre Meublen sind so schön und geschmackvoll gearbeitet, als in Paris, alleinsieben aus viel theurer; auch kommen alle dazu gehörigen messingnen Zierathen, Schlösser, Schrauben u. dgl. aus benachbarten Ländern. Obgleich hier ziemlich gute Claviere verfertigt werden, so sieht man doch auch viele fremde und sie sind alle sehr theuer: kein neues Instrument wird unter 1000 Franken verkauft, und die ersten wiener Flügel wurden mit 3000 Franken und darüber bezahlt.

Uhren, Thurmuhren ausgenommen, werden in Madrid keine ganz verfertigt; es fehlt indeß nicht an ziemlich geschickten Künstlern. Mit einer ehedem hier unternommenen Uhrenfabrik ging es, wie in manchen andern Ländern: die inländischen Uhren waren viel theurer und unvollkommner, als die ausländischen was leicht zu begreifen ist. Mit deutschen Wanduhren vom Schwarzwalde wird ziemlich einträglicher Handel getrieben. Beinah in jedem Hause sind dergleichen anzutreffen: die meisten Kaffeewirthe und reiche Leute haben aber auch Spieluhren, welche letztere mit tausend Franken und sogar darüber bezahlt werden; gemeine Uhren kosten acht bis zehn Thaler. Viele zu spanischen Städten wohnende schwarzwälder Uhrenhändler leben von diesem Handel ziemlich gemächlich, obwohl Zoll und Transport vielleicht mehr als den Werth der Kunstwaaren selbst betragen mögen.

Die Gebirge der ganzen Halbinsel sind reich an mannigfaltigen Mineralien; doch sind Berg- und Hüttenwesen sehr vernachlässigt, das schöne weltberühmte Quecksilberwerk von Almaden ausgenommen, welches von jeher sehr sorgfältig betrieben wurde, und der Krone ein ansehnliches Einkommen abwirft. Auch die Eisen-, Blei- und Kupferwerke sind wichtig, und mehrere Provinzen haben im Ueberfluß das schönste Steinsalz, gediegnen Schwefel, schönen Marmor und Alabaster. Noch steht unser verarbeitetes Kupfer und Messing dem fremden nach, denn kein Kupferstecher bedient sich des inländischen Kupfers zu seiner Arbeit. Das Blei ist wohlfeil, und der gepülverte Bleiglanz wird sogar (unglücklicher Weise) als Streusand in allen Schreibstuben gebraucht.

Obschon es in verschiedenen Gegenden Steinkohlen giebt, so wird dennoch dieses wichtige Naturprodukt nicht benutzt, und in der Hauptstadt kennt es kaum ein Handwerker. Deßhalb und wegen des Mangels an Eisengießereien ist vorauszusehen, daß auch von Dampfmaschinen und Gasbeleuchtung sobald noch keine Rede seyn kann. In einigen Seehäfen giebt es jedoch nach alter Art eingerichtete Dampfpumpen, und in Sevilla befindet sich seit wenigen Jahren ein in England verfertigtes Dampfboot.

Im nördlichen Seehafen Ferrol wurden ehedem die meisten spanischen Schiffe gebaut. Das dortige Schiffszeughaus war eines der prächtigsten und vollständigsten in Europa; beschäftigte aber größten Theils fremde Arbeiter. Nun ist diese schöne Anstalt, wie so manche andre, ganz eingegangen. Sonderbar wird dem Leser scheinen, was ich von mehrern Augenzeugen gehört habe, daß, trotz der Menge von Tannen- und Fichtenwäldern und dem Reichthume an inländischem Getraide, in jenem Seehafen der Theer zum Verpichen der Schiffe und das Mehl zum Mundbedarf aus Frankreich, ja sogar aus Philadelphia bezogen wurden. So verkauften ehmals Spanier und Portugiesen den Holländern ihr rohes Mahagonyholz, um es ihnen schön gesägt und hübsch theuer wieder abzukaufen. Noch jetzt fehlt es dem Lande an Sägemühlen.

Doch dergleichen Abnormitäten kommen ja auch in andern Ländern vor. So z. B. kaufte Rußland noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Fremden jährlich für tausend Rubel Schreibfedern, obschon es dem grossen Lande gewiß nicht an Gänsen aller Art fehlte.

Als etwas Sonderbares verdient noch bemerkt zu werden, daß die meisten Drechsler, selbst in der Hauptstadt, mit dem Fuße drechseln. Die Bank ist sehr niedrig, der Künstler sitzt auf dem Boden, wie die Schneider, hält den Meißel mit den Zehen und fährt den Bogen mit der Hand. Wohlhabende Arbeiter besitzen indessen auch gewöhnliche Drechselbänke zu gewissen Arbeiten.

Das Mattenflechten beschäftigt eine ungeheure Menge Menschen, besonders in der Provinz Valenzia. Diese Matten sind weit dauerhafter, als die Strohdecken in andern Ländern, und man bedeckt damit im Winter alle Fußböden der Zimmer. Sie werden von Spart, einer äußerst zähen Grasart (stipa tenacissima) geflochten, die an vielen Orten wild wächst. Doch giebt es auch Matten von Stroh, welche aber theurer und weniger dauerhaft sind. Die gewöhnlichen Matten behalten lange ihre eigenthümliche hellgrüne Farbe, werden aber auf verschiedene Weise gefärbt und damascirt. Von dieser Grasart werden sonst noch eine Menge Dinge, vielleicht dreißig- bis vierzigerlei Arbeiten z. B. Körbe aller Art, Stricke, Netze, Ofenschirme, grobe Hüte u. a. m. verfertigt.

Im Sommer und Herbst sind an vielen Orten die Fliegen so unbequem, daß um den Reisenden in den Gasthäusern während des Essens Ruhe zu verschaffen, ein Bedienter vermittelst eines Strikes einen ungeheuren, an der Decke hängenden Fliegenwedel wie eine Glocke unaufhörlich bewegen muß.

Fossile Knochen.

Capitän Beechey landete während seiner Expedition an den americanischen Küsten des Polarbeckens auf einem Vorgebirge in der Eschholzbai (60°). Als man hier ein Wenig grub, fand man mit Verwunderung, daß das Land, welches sich 100 Fuß über das Meer erhob, nichts Anderes war, als ein Eisberg, der, wie alle Eisberge an jenen Küsten, mit dem festen Lande zusammenhing. Diesen Eisberg bedeckte eine Kruste von Erde, die mit einer schönen Vegetation prangte, und darunter auf dem Eis lagen zahllose Knochen und Fangzähne von Mammuths, meist noch im natürlichen Zustande, nur ein Paar versteinert. An einigen Stellen gaben diese Reste sogar, als sie an die Luft kamen, einen Geruch, wie von thierischer Materie, von sich. Prof. Jamieson in Edinburgh besitzt zwei Fangzähne, die ihm Capitän Beechey mitbrachte, und die noch sehr gut erhalten sind; den kleinere, welcher ganz ist, mißt 9′ 9″, der größere 12′, ist aber an der Spitze abgebrochen; beide sind spiralförmig gewunden. Wie Jamieson vermuthet, waren die Thiere, welchen diese Zähne angehörten, wenigstens 15 bis 16 Fuß hoch, und übertrafen folglich den Elephanten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 38 und 39. 7 und 8 Februar 1830.

Französische Uebersetzung der Gedichte König Ludwigs von Bayern.

Frau v. Montigny hat Frankreich mit einer Auswahl der

Réflexions sur la Vie,

Jour de plaisir,
Jour de souffrance,
Chacun doit fuir;
Mais avec eux fuit l'existence.

Bientôt aussi
Des heures sombres
Du noir souci,
On voit disparaître les ombres.

Le tendre amour,
Tel qu'un doux songe
Plane à l'entour
Et du chagrin fait un mensonge.

Leur cours tarit
Dès sa naissance,
Et notre esprit
A peine en garde souvenance.

A maint dessin
On s'abandonne;
On suit sans fin
Un but que n'atteignit personne.

Par les tourmens
De la pensée
Et ceux *) des sens
La route de l'homme est tracée;

Printems serein,
Campagne verte,
L'ouvrent en vain,
Bientôt la trace est recouverte.

*) Unsere Leser werden mit uns fragen: wie kommt die Uebersetzerin zu diesem matten Pronomen? Irgend ein sinnvolleres Substantiv hätte sich so leicht finden lassen.

Gedichte König Ludwigs beschenkt *); ohne uns hier in ein Urtheil über den Werth der Uebersetzung einzulassen, glauben wir dem deutschen Vaterland immerhin eine interessante Mittheilung zu machen, wenn wir einige Proben aus dem französischen Werk in unser Blatt aufnehmen.

Lebensbetrachtung.

Tag der Freuden,
Tag der Leiden,
Jeder schwindet,
Doch das Leben schwindet mit.

Bald vergangen
Sind die bangen
Trauer-Stunden,
Wo die Seele grausam litt;

Alles Trübe,
Alles Liebe
Zart umwindet,
Vorgefühl in sanftem Traum.

Sie verrinnen
Schnell von hinnen,
Wie gesunden;
Die Erinnrung bleibet kaum.

Dieses Leben
Leeres Streben,
Leer Beginnen,
Keiner hat erreicht das Ziel.

Zwischen Schmerzen
In dem Herzen
Und der Hülle
Ach! der Weg des Menschen fiel.

Frühlings-Milde,
Grün Gefilde,
Nie gewinnen
Dauer sie, es schwind't die Spur.

*) Choix de Poésies de S. M. le Roi Louis de Bavière; imitées en vers par Mdme. C. de Montigny. Liège, 1830. (Achtzehn größere Gedichte und neunzehn Distichen.)

Vertu s'enfuit,
Triste misère
Alors nous suit
Et nous enchaine à cette terre.

Question.

Qu'est-ce, dis moi,
Qui toujours m'agite et m'oppresse
Quand je te vois?
Qui fait que mon coeur bat sans cesse
Auprès de toi?
D'où vient, lorsqu'à toi je m'adresse,
Cette rougeur?
Pourquoi ce trouble, cette ivresse
Et cette ardeur?
Quand j'ai juré de tout te dire,
Pourquoi me laissai-je interdire,
Pourquoi ma ferme volonté,
Est-elle entraînée et vaincue?
Qui peut enseigner à nos yeux
A se rencontrer en tous lieux
Pleins d'une langueur inconnue;
Qui peut faire que tour à tour
Mon ame, interdite, éperdue
Tressaille et se trouble à ta vue;
Est-ce l'amour?

Missolonghi.

Ton lot de tous est le plus glorieux
Il est sans pareil dans l'histoire;
Ta défaite surpasse une grande victoire,
La mine te couvrit d'un éclat lumineux.

Non le glaive ennemi n'a pas su te défaire,
Tu n'a succombé qu'à la faim:
Défenseurs de la foi, votre mort volontaire
D'une gloire éternelle est le gage certain.

Les remparts, les maisons, tout vers le ciel s'élance;
Dans le ciel planent les héros.
L'ennemi n'a rien pris que de vastes tombeaux;
Et pour lui le danger à chaque instant s'avance.

Ta chûte est un triomphe, et sur tes murs vengeurs
S'est brisé le pouvoir de tes fiers oppresseurs.
Sur leurs meilleurs guerriers qu'ils répandent des larmes:
La Grèce est éveillée et demande des armes!

A ma femme.

en 1828.

Si le monde sur moi porte un jugement faux
Tu ne m'accuses pas, o femme incomparable!

Tugend fliehet,
Nach ihr ziehet
Sorgenfülle,
Sorgen dieses Leben nur.

Frage.

Was ist es, sage,
Was mir gleich den Athem hemmt,
Wenn ich, Holde, Dich erblicke,
Wenn ich Deine Nähe fühle,
Heftig schlagen läßt das Herz?
Mich erröthen immer macht,
Glut erfüllend meine Wangen,
Wenn mich's drängt mit Dir zu reden,
Zittere, verwirret bin?
Trotz des heißen Willens Ernst
Daß ich aber Nichts kann sprechen,
Vorgenommen Viel zu sagen,
Und vergessen Alles ist?
Was denn lehret unsern Blick
Sehnend immer sich begegnen
Meine Seele ganz verloren
Seyn in Deinem sel'gen Anblick?
Ist's nicht die Liebe?

Nachruf an Missolunghi.

Dein Loos ist das glorwürdigste von allen,
Es zeigt die Weltgeschichte deines Gleichen nicht,
Nie ward so groß gesiegt, wie du gefallen;
Der Minen Flamme dein verklärend Licht!

Des Feindes Schwert, es hat dich nicht bezwungen,
Du unterlagest bloß der Hungersnoth;
Vertheidiger, ihr habet ihn errungen,
Den höchsten Ruhm, in dem freiwill'gen Tod.

Gen Himmel deine Wälle, Häuser flogen,
Und in den Himmel schwebt die Heldenschaar;
Der Feind ist in ein Grab nur eingezogen,
Und größer wird für ihn jetzt die Gefahr.

Dein Sturz ist Sieg; an Missolunghi's Mauern
Gebrechen ward des stolzen Feindes Macht,
Um seine besten Heere muß er trauern;
Ganz Hellas ist kampfsehnend jetzt erwacht.

An meine Frau.

Im Jahre 1828.

Du verkennest mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt!

Je puis donc supporter le destin, qui m'accable:
Quand le soleil paraît, qui veut d'autres flambeaux?
A la bonté des voix et non pas à leur nombre
Il faut mettre du prix; j'ai la tienne pour moi.
La calomnie en vain me couvre de son ombre,
Elle ne saurait plus me causer nul effroi.
Il faut que sans cesse on t'admire,
Lorsque l'on voit briller ton mérite éclatant;
Mais si d'autres jamais n'avaient su me séduire,
Je ne t'aimerais pas autant.
Je n'aurais jamais su comprendre
La beauté du plus noble coeur;
Idéal de ton sexe, ame sublime et tendre;
L'amo, de t'honorer doit faire son bonheur.
Nos êtres, d'un lien intime
Sont unis pour toujours par une douce loi.
Du chêne le zéphir peut agiter la cime;
Ses racines, l'amour les fixe près de toi.

Und so trage ich leicht das Schicksal, das mich getroffen;
Scheint uns die Sonne, dann wird anderes Licht nicht vermißt.
Nicht die Zahl der Stimmen bestimmet den Werth, nur die Güte;
Da Du, Beste, für mich, schmerzen Verleumdungen nicht.
Herrlich in leuchtendem Glanze erregest Du stete Bewund'rung.
Hätt' ich nicht Andre geliebt, liebte ich Dich nicht so sehr,
Würde nicht kennen die Fülle der Schönheit des edelsten Herzens,
Ideal bist Du immerfort Deines Geschlechts.
Du Seelvolle, Du zwingst die Seele, Dich hehr zu verehren,
Und mein Wesen, es ist innigst mit Deinem verwebt.
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für Dich.

Die Gefangenen von Auray.

Eine Scene aus dem französischen Revolutionskriege, nach den Berichten eines Augenzeugen, von Karl Heinrich Hermes.

Es war ein umwölkter Julitag; der Schlaf, dem unsere Sorgen gewichen waren, hielt uns noch auf dem ärmlichen Strohlager gefesselt, als der Generalmarsch uns weckte. Das Regiment Hector trat unter die Waffen; unser tapferer Anführer, Hr. von Soulange, obgleich schwer verwundet, stellte sich selbst an die Spitze, und wir setzten uns in Marsch gegen die kleine Mühle, wo wir Hrn. von Sombreuil mit seiner Division bereits in Schlachtordnung fanden. Kaum waren die ersten Anordnungen getroffen worden, als sich die Spitzen von drei feindlichen Colonnen zeigten, von denen die eine, in der Mitte, gerade auf uns zu marschirte, während die beiden andern zur Rechten und zur Linken längs des Gestades der Halbinsel zogen, um uns in die Seiten zu nehmen. Die Tirailleurs, welche der mittleren Colonne vorausgingen, fielen uns bald sehr beschwerlich; aber sobald die Colonne sich uns auf Flintenschußweite genähert hatte, ging ein großer Theil unserer Soldaten zum Feinde über, indem sie riefen: „Wir sind Republicaner!" Hr. von Sombreuil befahl uns jetzt, uns zu dem Fort Neuf zurückzuziehen, das wir auf der äußersten Spitze der Halbinsel gebaut hatten, und uns dort zu sammeln. Während Dieß geschah, verließen uns aufs Neue Viele, um sich auf den Booten am Gestade einzuschiffen. Die Felsen am Meere waren mit Greisen, Weibern und Kindern bedeckt, die unter unserm Schutze eine Zuflucht vor der Wuth der Revolutionstribunale gesucht hatten; alle stürzten sich jetzt in die Schaluppen, die überfüllt vor unseren Augen untergingen.

Wir hatten uns in das Fort geworfen, und Hr. von Sombreuil vereinigte hier die Reste der verschiedenen Corps. Eine englische Corvette legte sich nahe am Lande vor Anker und beschoß die mittlere Colonne der Feinde, die uns am Meisten drängte, mit ihrem schweren Geschütz. Auf die Dauer war jedoch in dieser Stellung an keinen Widerstand zu denken; und Hr. von Sombreuil trat daher aus dem Fort, um eine Capitulation zu verlangen. Er schritt allein auf den Feind zu und gab ihm ein Zeichen mit der Hand. Die Colonne hielt. General Hoche, der sie befehligte, mit zwei Offizieren seines Generalstabes, ging Hrn. von Sombreuil einige Schritte entgegen, worauf dieser seine Stimme erhob und sagte: „die Männer, die unter meinem Befehl stehen, sind entschlossen, unter den Ruinen des Forts umzukommen; aber, wenn Sie ihnen gestatten wollen, sich wieder einzuschiffen, werden Sie französischen Blutes schonen." General Hoche erwiederte: „Ich kann die Einschiffung nicht zugeben; aber wenn sie die Waffen niederlegen, sollen sie als Kriegsgefangene behandelt werden." — „Sind die Emigranten in dieser Capitulation mit einbegriffen?" setzte Hr. von Sombreuil hinzu. — „Ja," sagte der General, „Alle, welche die Waffen niederlegen." — Er fragte hierauf Hrn. von Sombreuil um seinen Namen; und als er denselben gehört hatte, erklärte er: „Was Sie betrifft, mein Herr, so kann ich Ihnen Nichts versprechen." — „Auch habe ich nicht für mich capituliren wollen," antwortete der edle Führer, „ich sterbe gern, wenn ich meinen tapfern Waffengefährten das Leben erhalte."

Hr. von Sombreuil kehrte hierauf in das Fort zurück, und sagte uns: „Meine Herren, ich habe so günstige Bedingungen für uns erhalten, als unter den gegenwärtigen Umständen zu erwarten waren. Ich habe mich verbindlich gemacht, Sie die Waffen niederlegen zu lassen. Thun Sie Dieß, und der Corvette melde man, daß sie ihr Feuer einstelle. Er verhehlte uns, daß er sich selbst geopfert hatte. Einige von uns, die englisch sprachen, traten an das Ufer und riefen den Schaluppen zu, daß sie nicht zu kommen brauchten; man habe capitulirt. Die Corvette fuhr fort zu feuern; ein Marineoffizier, Hr. von Gery, warf sich

daher in das Meer und schwamm an die Corvette hinan, um ihr zu sagen, daß sie ihr Feuer einstellen solle. Treu den Bedingungen der Capitulation kehrte er zu uns zurück, um einen Tod zu suchen, dem er so leicht entgehen konnte; aber das Andenken dieser That wird, mit der großmüthigen Aufopferung seines Führers, unvergeßlich in dem Gedächtniß jedes edlen Gemüthes leben.

Wenige Augenblicke darauf kamen drei republikanische Offiziere mit mehreren Soldaten in das Fort. Ich machte meinem Freunde, Hrn. von Entrechaux, der an diesem Tage beständig an meiner Seite geblieben war, den Vorschlag, uns einem der ersteren, dessen Züge mir Vertrauen eingeflößt hatten, zu nähern: „Sie sehen, mein Herr," sagte ich ihm, „wie unglücklich wir sind; aber schützen Sie uns gegen Beleidigungen, die uns bitterer seyn würden, als der Tod." Der Offizier neigte sich auf den Hals meines Pferdes; „Wie sollte ich durch ihr Unglück nicht gerührt werden?" erwiederte er, „ich habe derselben Sache gedient, wie Sie; sie ist mir vielleicht nicht weniger theuer. Ich fand für mich, für meine Familie keine andere Zuflucht vor der Tyrannei, als in dem republikanischen Heere; aber um Gotteswillen schiffen Sie sich ein, wenn es irgend möglich ist!" Ich sagte ihm, daß die Schaluppen zurückgeschickt worden wären, weil wir capitulirt hätten; nun forderte er uns auf, ihm zu folgen. Als wir eben das Fort verließen, erschien Tallien, der Commissär des Nationalconventes; seine angenehme und freundliche Physiognomie hatte nichts Niederdrückendes für den Besiegten; „Dieß ist ein unerwarteter Tag!" rief ich aus! — „Ja wohl, mein Herr!" antwortete er bescheiden, und indem er sich Hrn. von Sombreuil näherte: „Ach, wie unglücklich ist Ihre Familie!" — „Ich hoffte sie zu rächen," entgegnete Sombreuil, „aber ich werde wenigstens, wie sie, mein Unglück zu ertragen wissen."

Tallien ertheilte den Befehl, die Gefangenen nach Sainte Barbe abzuführen, wo das Hauptquartier der Armee war; der Offizier, dessen Bekanntschaft ich auf eine so unerwartete Weise gemacht hatte, war unser Führer. Wir kamen auf verschiedenen Wegen durch die Cantonnirungen der republikanischen Armee, aber nirgend widerfuhr uns die geringste Beleidigung, überall sprach sich Theilnahme und Mitleid aus. Als wir zu dem Posten gelangt waren, dem unser neuer Freund uns übergeben mußte, trat er an den Offizier desselben hinan und sagte ihm, indem er auf mich und Hrn. von Entrechaux wies: „Tragen Sie Sorge für diese Herren, sie haben Alles gethan, um republikanisches Blut zu schonen." Er umarmte uns und schied; nie habe ich ihn wieder gesehen. Der Offizier, dem er uns empfohlen hatte, ließ uns in sein Zelt treten und bot uns ein Stück schwarzes Brod an. Er entschuldigte sich, daß es so schlecht und so wenig sey: „Unsre Ration," sagte er, „ist klein; aber ich bin glücklich, sie mit Ihnen theilen zu können." — „Die Republik," fügte er mit halb unterdrückter Stimme hinzu, „ist eine recht schöne Sache; aber wir sterben vor Hunger." — So werden wir, sagte ich ihm, noch mehr zu beklagen seyn, als Sie." — „Glauben Sie Das nicht," antwortete er mir, „Sie haben hier zwei mächtige Fürsprecher, Sie sind Unglückliche und Sie sind Royalisten. Sie werden sehen, mit welchem Eifer man Ihnen überall zu Hülfe eilt. Sie sind hier auf freundlichem Boden; Sie wissen nicht, mit welcher Sehnsucht man Sie hier erwartet hat. Ich bin eben erst durch diese Gegenden gekommen; Alles war in Trauer auf unserm Wege; die Mütter zeigten uns ihren Kindern und sagten: Seht diese Schlächter des Convents! Gewiß, schloß er diese Bemerkungen, Sie haben sich eine schöne Gelegenheit entgehen lassen. Wenn Sie nur im Geringsten vom Glücke begünstigt worden wären, so konnte Ihr Unternehmen große Folge haben. Tallien wußte Dieß, und er hat daher kein Mittel versäumt, das ihm zu Gebote stand, um unsere Truppen zu vermögen, das Fort anzugreifen." Er meinte das Fort Penthievre, welches bei unserer Landung uns von der Besatzung überliefert worden war und unsere Stellung auf der Halbinsel Quiberon deckte; General Hoche hatte es in der Nacht, die jenem verhängnißvollen Tage vorherging, welcher unser Schicksal entschied, durch Ueberfall genommen.

Wir suchten unsere Unterhaltung mit diesem einfachen und gutmüthigen Mann noch länger fortzusetzen, als mehrere republikanische Offiziere, theils durch Neugierde, theils durch wahre Theilnahme geführt, in das Zelt traten. Alle benahmen sich gegen uns mit Anstand und sprachen die besten Gesinnungen aus. Einige waren unter Robespierre's Herrschaft eingekerkert gewesen; sie hatten das Unglück kennen gelernt; sie hatten Mitgefühl damit und wußten es zu schonen. Sie wandten Alles an, uns über unser Schicksal zu beruhigen. Die Armee, sagten sie, habe mit Freuden unsere Capitulation vernommen, und man werde nicht wagen, sie zu brechen. Wir fingen an, wieder einige Hoffnung zu schöpfen, und die Achtung, mit der selbst die gemeinen Soldaten uns begegneten, trug noch mehr dazu bei, uns sicher zu machen. Sie behandelten uns mit der zuvorkommendsten Schonung; und wenn sie einen Offizier aus derselben Provinz, oder derselben Stadt unter uns fanden; so näherten sie sich ihm mit einer Freude, in der man keine Spur von jenem Parteihaß wieder erkennen konnte, der während der ersten Stadien der Revolution so traurige Verbrechen und so entsetzliche Unthaten veranlaßt hatte.

Um vier Uhr des Abends wurde der Generalmarsch geschlagen; man befahl, die Gefangenen zusammen zu ziehen und sich zum Aufbruch nach Auray bereit zu halten.

Die Fellan's.

3. Dan fodio und sein Reich.

Scheich Othman, bekannter unter dem Namen Malem Dan fodio, d. h. der gelehrte Sohn des Fodio, war ein ausgezeichneter Mann, erfahren in aller Weisheit der Araber, ein Meister des Korans und seiner Ausleger, der nicht nur alle arabischen Dialekte, sondern auch die meisten Sprachen des Innern kannte und geläufig sprach, und — was ihn besonders zum Haupt einer Revolution geeignet machte — für einen Propheten galt. Dieser Glaube an seine göttliche Autorität verbreitete und befestigte sich, je mehr die Herrschaft der Fellans um sich griff. Seine Heimath waren die Wälder von Ader, welche er

erließ, um ſich in Gubur niederzulaſſen, wo er eine Stadt baute und die Fellan's ſich um ihn zu ſammeln begannen. Es ſtand nicht lange an, ſo däuchte ihm oft, Dieß oder Jenes in Gubur ſollte ſo oder nicht ſo ſeyn. Da Solches aber dem Sultan von Gubur nicht gefiel, ſo erließ er an ihn den Befehl, das Land zu räumen, und da Danfodio ſich deſſen weigerte, erhob ſich das Volk von Gubur und trieb die ungerufenen Gäſte aus. Der Fellan baute ſich jetzt eine Stadt in Ader. Hier liefen ihm ſeine Landsleute von allen Seiten zu, und bald wurden deren ſo viele, daß er ſie in Rotten eintheilte und Hauptleute über ſie ſetzte. Jedem Hauptmann gab er eine weiße Fahne, und gebot ihnen zu tragen weiße Gewänder und auszuziehen und zu nehmen im Namen Gottes und des Propheten alle Städte und Reichthümer der Kaffern, die Gott ihnen als den allein Gläubigen in die Hände geliefert. Wer verwundet wurde oder in der Schlacht fiel, dem verhieß er das Paradies. Die kleinen Staaten der durch Schwelgerei verweichlichten Negerfürſten vermochten den Angriffen der Eiferer für den Islam nicht Stand zu halten. Kano unterwarf ſich ohne Schwertſtreich. Nun kam die Reihe an Gubur, deſſen Volk zwar noch einmal das Glück der Waffen verſuchte, aber dießmal nicht mehr mit dem frühern Erfolg. Die Fellan's überzogen das Land und erſchlugen den Sultan. Bald beugte ſich ganz Hauſſa nebſt Cubbi, Youri und einem Theil von Nyffé dem neuen Eroberer, der den Sudan mit dem Schrecken ſeines Namens erfüllte. Mehr Widerſtand fand er in Yourriba, wo man die Lehre des Korans von dem Rechte der Gläubigen auf Gut, Leib und Leben der Ungläubigen zu bezweifeln wagte und alle Mohammedaner — mochten es Eingeborne ſeyn oder reiſende Kaufleute — bei der Invaſion der Fellan's tödtete. Deſſenungeachtet bemächtigten ſie ſich Raka's und Ellora's oder Affaga's und einer großen Anzahl anderer Städte an der Seeküſte auf ihren verſchiedenen Heereszügen; ſelbſt die Hauptſtadt Ereo oder Katunga mußte ihnen die Thore öffnen; ſie brannten einen Theil davon nieder, ſchenkten allen mohammedaniſchen Sklaven die Freiheit und ermuthigten ſie, mit ihnen gegen ihre heidniſchen Herren gemeinſchaftliche Sache zu machen. Nachdem ſie ihr Regiment aller Orten gehörig beſtellt hatten, kamen die Araber aus Oſten und Weſten und wünſchten Danfodio Glück zu ſeinen Siegen. Viele begleiteten ihn als Scherifs, und wenn ſie dann heimkehrten, entließ er ſie reich beſchenkt mit Sklaven und Cameelen. Den Fellan's aber, die ſchaarenweiſe in Hauſſa einwanderten, wies er in Zegzeg die Ländereien und Häuſer der nach den Gebirgen des Südens geflüchteten Neger zu Niederlaſſungen und Wohnungen an. So verbreitete ſich der Ruf ſeiner Thaten mit dem Ruf ſeiner Freigebigkeit.

Ehe Danfodio den Fellan's einen Vereinigungspunkt darbot, waren ſie zerſtreut über einen großen Theil des Sudans als ein Nomadenvolk, das in den Wäldern herumſtrich, und mit den Einwohnern der Städte nur ſelten verkehrte. Das Geſchäft die Märkte zu beſuchen, und die Erzeugniſſe der Heerde zu verwerthen, überließen ſie ihren Weibern. Die Männer führten meiſt ein beſchauliches Leben, ſich unterhaltend mit Uebungen der Andacht und Leſung des Korans und anderer heiligen Bücher. Trat zuweilen einer ihrer Gelehrten in die Dienſte eines mohammedaniſchen Sultans, ſo that er Dieß nur ſo lange, bis er ſich etwas Geld erſpart hatte, um ſich damit Vieh zu kaufen, worauf er ſich in ſeine Wälder zurück begab, und fortfuhr mit ſeinen Landsleuten, je nach dem Bedürfniſſe der Jahrszeit, der Fütterung und des Waſſers, bald da bald dort ſeine Hütte von Stroh und Binſen aufzuſchlagen, und Nichts zu wünſchen hatte, als mit aller Welt im Frieden zu leben. Niemand ſtörte ſie auch in ihren harmloſen Beſchäftigungen, da ſie weder durch ihre Zahl, noch durch ihren Charakter Beſorgniſſe erregten. Melli, oder die drei kleinen Königreiche Futa Torra, Futa Bonda und Futta Dſchella in Senegambien nennt man als die Gegenden, von wo aus ſie ſich zuerſt oſtwärts ausdehnten. Und jetzt gehört ihnen faſt alles Land zwiſchen Bornu und Tunbuktu; in der Nähe letzterer Stadt beſitzen ſie bereits Dſchenni*), und der Krieg mit Bornu hatte kurz vor Clapperton's Tod eine ſo vortheilhafte Wendung für den Sultan Bello genommen, daß jener Staat wahrſcheinlich ſeiner Unabhängigkeit verluſtig gehen dürfte. Ob nun gerade für die Civiliſation Afrikas von der Herrſchaft der Fellan's ſehr erſprießliche Folgen zu erwarten ſeyen, läßt ſich ſo beſtimmt nicht ſagen; indeß ſcheint die Aufnahme, welche die arabiſche Literatur unter ihnen findet, von keiner ungünſtigen Vorbedeutung. Viele von ihnen unternehmen die Pilgerſchaft nach Mecca, beſuchen die Türkei und Marocco, Algier, Tunis und Tripoli, und bringen von ihren Reiſen doch manches Wiſſenswerthe zurück.

Im Jahre der Hedſchra 1218 wurde der alte Malem Scheich Othman Danfodio gemüthskrank, und in dieſem Zuſtand ſtarb er nach mehreren Jahren. Der Gedanke, an dem Tod ſo vieler guter Moslemin Schuld zu ſeyn, quälte ſein Gewiſſen. Die Araber benutzten dieſen Umſtand und erpreßten, indem ſie ihm mit der unfehlbaren Verdammniß drohten, Geſchenke, wodurch er die Geiſter der durch ihn Umgekommenen zu verſöhnen hoffte. Nicht ſo die Fellan's. Sie hegten ſtets eine beinahe abgöttiſche Verehrung für ihren Anführer, ſo daß, wenn er ſein Haupt ſcheeren ließ, alle Haare ſorgfältig geſammelt und von ihnen in goldenen und ſilbernen Käſtchen aufbewahrt wurden. Fellan's wie Neger erſchienen aus allen Theilen des Sudans an ſeinem Hoflager, um ihn zu ſehen. Aber er hatte auch eine ſolche geſetzliche Ordnung einzuführen gewußt — die wirklich, wenn es eben nicht Krieg iſt, auch noch fortdauert — daß nach einem Volks-Sprichwort ein Weib mit einem Sack Gold auf dem Kopf unangetaſtet von einem Ende des fellan'ſchen Reiches zum andern gehen konnte.

*) Ueber Tunbuktu erhielt Clapperton von einem daſelbſt anſäſſigen Fellan die Nachricht, daß dieſer berühmte Stapelort, wo die Caravanen des Nordens und Oſtens mit denen des Südens und Weſtens zuſammentreffen, gegenwärtig unter der Herrſchaft der Tuariks ſtehe; daß das Gold, welches dort in den Handel komme, kein Produkt des Landes ſey, ſondern von Aſchanti, Gonga und Bambarra gebracht werde; daß der Verkehr mit Fez und Marocco durch Feindſeligkeiten eines arabiſchen Stammes, Namens Walad Dleim, ſehr leide ꝛc.

Nach seinem Tod (Hedschr. 1232, n. Chr. 1816) folgte ihm sein Sohn Mohammed Bello in der Regierung; den westlich von Haussa gelegenen Theil des Reichs überließ er jedoch seinem Brudersohn Mohammed ben Abdalla. Atego, ein leiblicher Bruder Bello's, bestritt dessen Recht der Nachfolge; es kam zu einem Krieg, worin jener den Kürzern zog, von dem großmüthigen Bruder aber keine andere Strafe erlitt, als daß derselbe ihn ein Jahr lang auf sein Haus beschränkte; seitdem sind sie die besten Freunde, wie zuvor. Danfodio hatte Saccatu erbaut; es ist dieß die bedeutendste Stadt des Innern, welche Clapperton sah; Bello vergrößerte sie. Innerhalb ihrer Mauern leben alle Kinder, welche Danfodio mit seinen zahlreichen Weibern und Kebsweibern erzeugte, geräusch- und prunklos, Atego ausgenommen, der ein sehr glänzendes Hauswesen unterhält. Eine größere Bewegung als in seiner Familie verursachte Danfodio's Tod in seinem Reich. Die Bewohner mehrerer Landschaften schüttelten das Joch der Fellan's ab und ermordeten Jeden derselben, der ihnen in die Hände fiel. Bonaga, der Häuptling von Zamfra, war der Erste, der, wie sie sagen, seinen Speer erhob und schwang. Die Guburianer folgten; ein Sohn ihres vorigen Sultans, der in Saccatu als Sclave lebte, entfloh von da und trat an die Spitze seines Volks. Der nördliche Theil von Kaschna schloß sich ebenfalls unter einem Sohn des vorigen Sultans an; so auch Guari und Katongkora, die früher zu Kaschna gehört hatten, jetzt aber sich von Kaschna unabhängig erklärten — und endlich Cubbi, Youri Doura und der südliche Theil von Zegzeg. Seit jener Zeit hat Bello den größten Theil von Cubur und Nyffé wieder an sich gebracht, und Cubbi, ein Theil von Zamfra, Guari und der südliche Theil von Kaschna kehrten unter der Bedingung, daß sie von ihren eigenen Häuptlingen *), ohne Zuthun der Fellan's, sollten regiert werden, zum Gehorsam zurück.

---

4. Saccatu.

Die Stadt Saccatu liegt auf einer sanften Anhöhe, an einem Fluß, der in einer kleinen Entfernung von ihren nördlichen Mauern vorbeifließt. Dieser Fluß wird gebildet durch die Vereinigung mehrerer Flüsse, die im Süden von Kaschna entspringen; nachdem er Saccatu passirt hat, durchschneidet er in südwestlicher Richtung Cubbi und fällt nach einem Lauf von vier Tagreisen in den Quorra. Er ist sehr fischreich und liefert den Einwohnern von Saccatu einen starken Beitrag zu ihrem Unterhalt. Die Stadt hat eine vier und zwanzig Fuß hohe Mauer mit eilf Thoren — woron sieben seit der Empörung der Vasallen entstanden sind — und einem trocknen Graben. Die Mauer von Lehm, welche die africanischen Städte, Gehöfte und selbst die einzelnen Hütten umschließt, giebt ihnen allen ein tödtlich trübseliges Aussehen, und nur die Menge von Sclaven, die sich hin- und herbewegen, oder unter dem Schatten der Bäume und unter den Thüren ausgestreckt faullenzen, bringt einiges Leben in die Scene. Einen großen Theil der Stadt könnte man für schlechtverzäunte Gärten halten.

Um die Residenz des Sultans geht eine zwanzig Fuß hohe Mauer, mit zwei niedern thurmförmigen Thoren, woron einer auf der Ost-, der andere auf der Westseite. Die Wache an ersterem versehen ausschließlich Eunuchen, deren der Sultan viele hat, vermuthlich weil dort das Harem sich befindet. Das Ganze stellt eine kleine Stadt für sich dar: denn da sind außer einer Masse von Hütten fünf viereckige Thürme, eine Moschee, ein Haus, in welchem der Sultan zu Gericht sitzt und Fremde empfängt, und ein Garten. Das Audienzhaus besteht bloß aus einem einzelnen Gemach und ist im Grunde Nichts als ein Schoppen. Auf zwei breiten Pfeilern ruht das Gebälke — ein Paar Bäume oder einige lange Stangen, die einen Ueberzug von Lehm bekommen und worber Palmenzweige als Sparrwerk gelegt werden; an der Rückwand bemerkt man eine Art Feuerplatz mit einem Ofenschirm davor; und auf jeder Seite sind zwei Sitze, gleichfalls mit Thon verkleistert, und wie Mahagoni angestrichen. Die Verzierung der Lehne ist ungefähr dieselbe wie an manchen von unsern Stühlen und entspricht der Verzierung des Ofenschirms. Die Wände sind theils im europäischen, theils im africanischen Geschmack herausgeputzt. Das Gebäude hat zwei Eingänge, einen vorn nach rechts und einen zweiten hinten nach links, welcher letztere durch eine schmale Gasse von Hütten auf eine ansehnliche Hütte mit zwei Thüren zuführt. Wenn man hier durchgeht, so gelangt man mit wenigen Schritten zu einem stattlichen viereckigen Thurm mit dem Eingang gegen Westen. Diesen Thurm haben so ziemlich alle Herrenhäuser von Haussa. Er hat die Form eines Doms, der sich über acht Bögen wölbt, die unmittelbar vom Boden sich erheben und in deren Mitte ein großes ehernes Becken so angebracht ist, als ob es die Stelle des Grundsteins verträte. Clapperton hatte die Bögen und Pfeiler einer Moschee bauen sehen; sonst, sagt er, würde er geglaubt haben, sie seyen gänzlich von Lehm, da ihr Skelett, das Holz, nirgends sichtbar wird. Ungefähr in einem Drittel der Höhe der Bögen läuft inwendig rings um das Gebäude eine Gallerie mit einem Geländer auf hölzernen Pfeilern und einer Decke von Lehm. Um die Verzierungen, gleichsam die Stuckaturarbeit, an dem Gebäude auszuführen braucht der Künstler Nichts als seine Finger, ein viereckiges Stück Holz, und daß das Material — der Lehm — noch naß sey. Auf drei Stufen steigt man auf die Gallerie, von welcher aus man hört und sieht, was in dem Thurm vorgeht. Auch führen von da Gänge zu kleinen Gemächern, deren jedes ein kleines Fenster oder viereckiges Loch hat und welche theils zu Speichern, theils zu Schlafkammern dienen. Der Fußboden des Thurms war mit schönem weißem Sand bestreut; die Höhe von der Erde bis zu dem ehernen Becken im Mittelpunkt des Gewölbes mochte 35 bis 40 Fuß betragen. In dieser Halle genoß man eine angenehme Kühle, und Bello benutzte sie oft, um während der Hitze des Tages daselbst zu lesen. Einst mußte Clapperton noch spät in der Nacht zum Sultan, und ein altes Weib leitete ihn an der Hand Treppen auf und ab durch verschiedene Räume und Gemächer nach dem Zimmer, wo Bello seiner wartete; ob er sich aber

*) In Youri ist die Häuptlingswürde in gerader Linie erblich; in den meisten andern Staaten des Innern geht sie immer auf den ältesten Verwandten über.

wohl bei dieser Gelegenheit von der großen Ausdehnung der sultanischen Residenz überzeugen konnte, so war es doch zu finster, um sich über den Inhalt und die Einrichtung eines Weitern zu belehren.

Die ganze vornehme Welt von Saccatu wohnt ungefähr wie der Sultan, nur Alles nach einem viel geringern Maßstab. Die Häuser der Aermern sind statt der Mauern wohl auch mit einem Zaun von Durra- oder Hirsenstengeln vermacht. Vor der westlichen Fronte der Residenz ist ein großer freier Platz, von unregelmäßiger Form, dessen westliche Seite die Hauptmoschee einnimmt. Auf diesem Platz steht auch das Gefängniß, ein etwa 80 Fuß langes und ebenso breites Gebäude, mit einem flachen Dach von Thon und Aesten darüber. Eine tiefe Grube darin ist das Verlies für schwere Verbrecher. Wegen Schulden wird Niemand ins Gefängniß gesetzt; nur Diebe, Spionen, widerspänstige Sclaven trifft dieß Loos. Sie bekommen hier zur Nahrung Nichts als Kleien von Hirse und Durra mit Wasser und werden jeden Tag zu schwerer Arbeit angehalten; doch bleibt es ihren Freunden unverwehrt, ihnen zu geben, was sie wollen oder können. Es ist ein abscheulicher Ort, der Schrecken der Sclaven von Saccatu. Noch weiter westlich von der Moschee, auf der Nordseite einer breiten Straße, die zu dem westlichen Thor führt, liegt Danfodio's Grabmal nebst einem Haus, das seine Witwen und sein jüngster noch unmündige Sohn, Abdelgader, innhaben. Innerhalb des Quadrats sieht man noch das Zelt des frommen Herrschers, hinter dem Zimmer, das er im Leben zu bewohnen pflegte. Alle fremden Mohammedaner verrichten daselbst, als an heiliger Stätte, ihr Gebet.

Tollen's neue Gedichte.

Man hat in neuerer Zeit uns Deutschen so viel und so lange von unserer Unparteilichkeit gegen alle Völker des Auslandes und von unserer Ueberschätzung der Produkte desselben vorgeredet, daß es fürwahr nicht zu verwundern ist, wenn wir Etwas, das wir täglich von allen Seiten zu hören bekamen, endlich auch selbst zu glauben anfingen. Mißtrauisch hätten wir freilich wohl werden müssen, sobald wir nur die Augen aufthaten, um zu sehen, mit wie albernen Vorurtheilen wir unsere nächsten Nachbarn mitten in unserem eigenen vorurtheilefreien Deutschland betrachten; wie geringschätzig der Berliner von dem Schlesier, dem Schwaben oder gar dem Oesterreicher denkt; und wie feindselig man dagegen nicht selten in Breslau gegen den Märker, in Stuttgart oder Wien gegen die sogenannten Norddeutschen gesinnt ist, worunter man gewöhnlich die Preußen und etwa noch die Sachsen, Hanoveraner, Mecklenburger u. s. w. versteht. Aber wir können es uns ersparen, diese noch immer nicht vernarbten Spuren unserer alten inneren Zerrissenheit zu berühren, die man zu einer gewissen Periode dadurch zu heilen meinte, daß man sie ableugnete — wie der Vogel Strauß sich vor dem Jäger zu verbergen glaubt, indem er den Kopf in den Sand steckt. Werfen wir nur einen Blick auf das benachbarte Holland! Welches reiche wissenschaftliche und literarische Leben ist dort erblüht und fährt fort, sich immer reicher zu entwickeln; wie leicht zugänglich sind uns alle Schätze des Gedankens, die von einem so nahe verwandten Volke erworben wurden; und wie geringe Anerkennung ist ihnen bei uns in Deutschland geworden? Wenn überhaupt noch von Anerkennung die Rede seyn kann, wo im Allgemeinen gänzliche Unkenntniß Statt findet.

Um uns für's Erste nur auf einen einzelnen Zweig der Literatur zu beschränken; so können wir versichern, daß wir Deutsche, bei unserer ganzen Sündfluth von lyrischen Gedichten, nicht allzu viele Lyriker haben, die sich einem Bilderdijk, einem Loots, einem Tollens an die Seite stellen dürfen. Aber wie viele Deutsche haben nur eine Zeile von diesen Namen gelesen, von denen wenigstens der erste, ungeachtet mancher entstellenden Flecken seiner Persönlichkeit, den größten Meistern aller Völker gleich zu schätzen ist? Und selbst die Dichter zweiten Ranges, ein Feith, Helmers u. A. verdienten gewiß höhere Achtung, als ihnen dadurch zu Theil geworden ist, daß einige der zahlreichen Poesieen des ersteren äußerst mittelmäßig in unser Hochdeutsch übertragen werden sind.

Von allen jetzt lebenden holländischen Dichtern ist der beliebteste, wenn auch nicht der erste, ohne Zweifel Tollens: ein friedlicher Kaufmann, der über den Musen seine Geschäfte nicht versäumt und in seinem bürgerlichen Leben, wie in seiner Poesie, den Nationalcharakter des Holländers von seiner liebenswürdigsten Seite darstellt. Alle seine Gedichte verbinden mit der anziehendsten Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache die edelsten Gesinnungen und Gefühle, die achtungswertheste Biederkeit und Gutmüthigkeit, kurz jenen streng sittlichen und religiösen Ton, der die allgemeine Stimmung aller Stände in Holland so ehrenvoll charakterisirt. Er ist aber auch Volksdichter im vollsten Sinne des Worts, und zum Beweise dafür dürfen wir nur erwähnen, daß von der letzten Ausgabe seiner Werke vor Kurzem noch nicht weniger als 10,000 Exemplare verkauft wurden. — Tollens gehört zu jenen freundlichen harmonischen Seelen, die stets nur an das Glück Anderer denken und nur in diesem ihr eigenes finden; sein Auge ist stets auf die Sonnenseite der Welt gewandt; und die dunkleren Schatten derselben erleuchtet ihm das ewige Licht der Religion; er verweilt mit Wohlgefallen bei den alltäglichsten Gefühlen und Empfindungen, aber auch das gewöhnlichste wird durch seinen milden Blick in Poesie verwandelt.

Hören wir, wie er in einer erst im Laufe des v. J. erschienenen Sammlung von neuen Gedichten: Nieuwe Gedichten door H. Tollens (H. Doelen, 's Gravenhage 1829. 8.) die Erfindung der Buchdruckerkunst feiert, die er natürlich als echter Holländer seinem Landsmanne, dem Harlemer Koster, zuschreibt:

En de Engel der aarde, gevlugt naar den hoogen
Om't woeden der hel,
Ontving, voor den zetel der Godheid gebogen
Het heilig bevel.
Hij greep uit de glansen, die rondom hem schenen
Een sprankel van vuur,
En rocide langs stelsels en sferen zich henen
In lager azuur.

Hij naderde de aarde, van nevels omvangen,
Al digter, al meer,
Maar bleef op de wieken in twijfeling hangen,
En staarde ter neêr.
Daar zag hij het weemlen der staten, der landen,
Der volken in 't rond,
En zocht voor den luister, vertrouw'd in zijn handen,
Den waardigsten grond.
Daar zag hij een plekje, gering en vergeten,
Het diepst aan zijn voet,
Maar dat eens de parel der werelt zal heeten,
Gevischt uit den vloet:
Daar rept hy weêr lager de klapprende veder,
Dat plekjen in't oog,
En schiet uit de verte den luister ter neder,
De vonk van omhoog.
En ijlings, daar breekt zich door nevels en wolken,
Met olammenden glorr
Die straal van den hemel, dat licht voor de volken,
Tot Nederland door.
En, pijnzend verloren in't suizen der blaadren,
(Zoo meldt het de maar')
Wordt Koster den invloed der Godheid in't naadren
Des luisters gewaar:
Hij voelt haar, ontvangt haar; zij stroomt hem in de aadren:
De drukkunst is daar *).

*) Und der Engel der Erde, entflüchtet nach oben
dem Wüthen der Hölle,
Empfing, vor dem Sitze der Gottheit gebogen,
den heil'gen Befehl.
Er nahm von den Strahlen, die rund um ihn schienen,
einen Funken von Feuer
Und schwang sich längs Sternen und Sphären herwieder
in tieferes Blau.
Er nahte der Erde, von Nebeln umfangen,
stets dichter, stets mehr,
Doch blieb auf den Schwingen in Zweifeln er hangen
und starrte herab.
Da sah er das Wimmeln der Staaten, der Länder,
der Völker in der Runde
Und suchte für die Flamme, vertraut seinen Händen,
den würdigsten Boden.
Da sah er ein Fleckchen, gering und vergessen,
das tiefste zu seinen Füßen.
Doch das einst die Perle der Welt sollte heißen,
gefischt aus der Fluth.
Da kehrte er wieder niederer den tönenden Fittig,
dieß Fleckchen im Aug,
Und warf aus der Ferne die Flamme hernieder,
den Funken von oben;
Und eilend, dort bricht sich durch Nebel und Wolken,
mit feurigem Glühn,
Der Strahl von dem Himmel, das Licht für die Völker,
nach Niederland durch.
Und, sinnend verloren im Säuseln der Blätter,
(So meldet's die Mähr')
Wird Koster den Einfluß der Gottheit im Nahen
des Funkens gewahr.

Der Häring an der Küste von Schottland.

Der Häring ist ein äußerst zärtlicher Fisch und stirbt beinahe in dem Augenblicke ab, wie er aus dem Wasser kommt oder in demselben den geringsten Schaden nimmt. Daher wird er auch, obwohl er die seichten Küsten vermeidet und die Tiefe sucht, bei einigermaßen heftigen Winden in ungeheuren Massen an den Strand geworfen; und oft hat man nach einem Sturme die schottischen Küsten Meilen weit mit einer Lage von Häringen bedeckt gefunden, die mehrere Fuß tief war und so lange liegen blieb, bis die benachbarten Bauern Zeit hatten, sie als Dünger abzuführen. Vor wenigen Jahren erst trat ein ähnlicher Fall in dem Hafen der kleinen Stadt Crail ein, wo das Wasser plötzlich sich so voll von Häringen zeigte, daß man nur einen Korb hinein zu tauchen brauchte, um ein halbes Dutzend herauszuziehen. Viele Menschen drängten sich an den Strand und fischten; und der öffentliche Ausrufer ging durch die Stadt, um bekannt zu machen, daß man „Caller Herrin", d. i. Häring frisch aus der See, vierzig zu einem Penny haben könne. So wie das Wasser stieg, vermehrten sich die Fische, bis man in einem Augenblicke ganze Körbe füllen konnte. Es wurde dem Ausrufer eine andere Instruktion gegeben, und er erklärte, man könne einen Wagen voll Häringe für einen Schilling erhalten. Aber jede neue Woge häufte die Masse der Fische und drängte sie näher an das Land, was eine neue Einladung zur Folge hatte: Jedermann möge kommen und sich umsonst so viele Häringe holen, als er wolle. Die Fische fuhren fort sich zusammenzudrängen, so lange die Fluth dauerte, und als die See zu ebben begann, blieben sie auf dem Ufer zurück. Es war noch früh im Jahre, und man fürchtete, daß die Ausdünstung der verfaulten thierischen Substanzen bei warmem Wetter eine Epidemie zur Folge haben könnte; der Magistrat bot daher jetzt einem Jedem, der einen Wagen voll Häringe hinwegführen würde, einen Schilling zur Belohnung, ungeachtet die Fische eben erst aus dem tiefem Wasser gekommen und daher noch auf das Beste erhalten waren. Alles Salz in der Stadt und in der Nachbarschaft wurde sogleich in Requisition gesetzt; aber es reichte nicht für den tausendsten Theil der Masse hin, die folglich beinahe ganz ungenützt umkommen mußte. — In den Buchten oder Lochs auf der Westküste von Schottland, wo zahlreiche Häringsbanken sind, ereignen sich Fälle dieser Art sehr häufig, ohne daß man deßhalb je eine Verminderung in der Menge der Fische wahrnähme. — Die Häringe kommen keineswegs, wie früher allgemein behauptet wurde, im Monat Januar in Myriaden von der Polarsee; weil dort Nichts vorhanden ist, was ihre Vermehrung begünstigte. Noch nirgend hat man gesehen, daß Laich belebt worden wäre, außer indem er auf der Oberfläche schwamm, oder in seichtem Wasser, wo die Sonne darauf einwirken konnte. So lange aber in der Polargegend eine solche Einwirkung möglich wäre, sieht man keine Häringe in derselben; dagegen findet man sie in dieser Zeit, und zwar Junge und Alte, an den schottischen und norwegischen Küsten, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß sie hier, wo sie in so unermeßlichen Massen gefangen werden, auch entstehen.

Er fühlt ihn, empfängt ihn, er strömt ihm in die Adern:
die Druckkunst ist da.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 40. 9 Februar 1830.

Besuch in Newstead, in den Jahren 1815 und 1829 *).

Als ich Newstead-Abbey bald nach Lord Byrons Heirath im Jahr 1815 zum ersten Mal sah, war ich noch sehr jung. Das Gebäude wurde damals in der Regel Fremden nicht gezeigt; durch Vergünstigung eines Frauenzimmers aber, das zur Bedienung des Hauses gehörte, wurde uns gestattet, kalte Küche im Hofraum zu halten. Noch erinnere ich mich gar wohl, wie ich durch die ehrwürdigen Kreuzgänge einherschritt, den Kopf voll romantischer Gaukeleien, und einen Band von Byron's „Gesängen der Hebräer" in der Hand, welchen mir sein Kammerdiener geliehen hatte.

Besagter Mensch — durch seine genaue Verbindung mit dem großen Dichter in meinen Augen ungemein wichtig — war so gefällig, uns zu dem „rauhen Felsen" zu begleiten, einem Denkmal der Thorheit des alten Lords, welches dieser mit vielen Kosten und Mühseligkeiten hatte errichten lassen. Ich hörte die mir bereits längst bekannte Geschichte von dem Schiff erzählen, das der wunderliche alte Herr auf den See hatte bringen lassen, um die Prophezeihung wahr zu machen, daß ein Kriegsmann über den Sherwood-Wald segeln würde. In einem achteckigen Gebäude von neuerem Ursprung, dem sogenannten Schlosse, zeigte uns unser Führer einige Curiositäten, welche er und der junge Lord von ihren letzten großen Reisen mitgebracht, wie ein türkisches Gewand aus Roßhaar, einige albanesische Spielereien u. dgl. — Der Kammerdiener war der Sohn eines Bauern, und, wie man sagt, „ein Spahn vom alten Klotz." Er konnte wirklich als ein entscheidender Beweis gelten, daß Erziehung allein keine Fähigkeiten ertheilt; denn obwohl Lord Byron Viel auf die Bildung desselben verwandt hatte, so schien mir doch der Boden keineswegs günstig für die Aussaat gewesen zu seyn. In wie weit der edle Sänger in der Absicht, einen passenden Reisegefährten aus so geringem Stoff bearbeiten zu lassen, verkürzt worden, kann ich nicht bestimmen; die ehrliche Begeisterung aber, mit welcher der Günstling von den guten Eigenschaften seines Beschützers sprach, bewiesen wenigstens, daß er die Tugend der Dankbarkeit in vollgültigem Grade besaß. „Ach," sagte er, „mein Herr mag wunderlich seyn, aber er hat ein so gutes Herz!" — Doch kehren wir vom achteckigen Schloß nach der Abtei zurück.

Sie befand sich in einem Zustand großen Verfalls und der Garten in vollkommner Wildniß. Im äußern Hofe stand der Brunnen, welcher im Don Juan beschrieben wird:

..... recht wie ihn bunte Schnitzelei erfann:
Bei Frazen, gleich der wildsten Mummerei,
Ein Heil'ger hier, und dort ein Ordensmann.

Besonders sahen die Kreuzgänge düster und verödet aus; sie umschlossen einen zweiten Hofraum, in dessen Mitte ein stagnirender Fischteich war. Der grüne Rasen drum her, die gothischen Fenster, überwachsen und theilweise verdunkelt von dem finstern Laub des rankenden Epheus, trugen die Fantasie in die Dämmerung des Mönchslebens hinüber; ein Eindruck, der sich verstärkte, als wir durch die Gänge hinwandelten. Hier sah man die einzelnen Zellen durch gothische Bögen von einander getrennt, und schmale Streifen von Ziegeln wurden uns als die Gräber der einsamen Bewohner bezeichnet. Mehrere Arbeiter waren emsig beschäftigt, die Grundlage der Gänge aufzugraben, um etwa darunter verborgene Schätze zu entdecken — eine Vermuthung, zu welcher man sich berechtigt glaubte, als man einen großen ehernen, in seinem Bauch mehrere Schriften bewahrenden Adler im Grund des Sees gefunden hatte. Die Nachforschungen blieben jedoch ohne Erfolg, und nachdem mehrere der friedlichen Schlummerer in dem Kreuzgang umsonst aus ihren Ruhestätten gerissen worden waren, stellte man die Arbeit wieder ein. Einige von den Gerippen lagen noch in der Kapelle. — Wir traten in die Abtei durch eine steinerne Treppe, welche nach einer geräumigen Halle führte. Die Wände daselbst, sonst mit in Blenden gestellten Bildsäulen überdeckt, waren von dem verstorbenen Lord dieses Schmuckes beraubt worden. Der Kamin war mit eingelegtem Marmor von verschiedener Farbe seltsam ausgeziert, und zu beiden Seiten hingen die Bilder zweier Lieblingshunde. In dem nicht zu großen, hübsch ausgestat-

*) Newstead-Abbey, das Erbe der Byron's, liegt mitten im Sherwood-Wald, und wurde von Heinrich II zur Buße für den Tod des Thomas a Becket gebaut. Es war fortwährend ein Mönchskloster bis auf Heinrich VIII, der die Geistlichen daraus vertrieb und Sir John Byron damit belehnte. — Während der bürgerlichen Kriege unter Cromwell hielt das Gebäude eine Belagerung aus; nach der Wiedereinsetzung Carls II gelangten die Byron's, welche dem König in die Verbannung gefolgt waren, wieder zu ihrem rechtmäßigen Eigenthum.

teten Speisezimmer befanden sich sechs Familienporträte, von welchen das eine einen schönen Mann in richterlicher Tracht vorstellte. Dasselbe Gemälde sah ich unlängst wieder im St. James-Palast, in den Gemächern, welche Mistreß Leigh, die Halbschwester des Dichters, bewohnt. — Auf das Speisezimmer folgte ein Prunk-Schlafgemach. Das Bettzeug war schwarz und scharlach mit einer Unzahl goldner Zierathen; über dem Bett prankte der große Adler, den man in dem See gefunden hatte. Auch Lord Byrons eignes Schlafzimmer war mit allen Bequemlichkeiten — ja ich darf wohl sagen — mit Luxus ausgestattet, wie denn überhaupt die Verschönerungen in dem ganzen bewohnten Theil des alten Gebäudes mehr auf den Augenblick, als die Dauer berechnet aussahen, und einen nicht angenehmen Abstich gegen den Geist der Verödung bildeten, der Einem aus den ehrwürdigen Hallen entgegenblickte.

War es Vorgefühl des Dichters, daß sein vielfach bewegtes Leben nicht immer die Farben der Rosen tragen würde, oder war es bloß der Geschmack des Tapeziers, was die Wahl des Bettzeugs bestimmte: noch sehr deutlich erinnre ich mich, daß die ganze Draperie von der Farbe eines hohen Rosenhimmels strahlte. Eine kleine Nische, die sich gegenwärtig in das Zimmer öffnet, diente damals als eine Art geheimnißvolles Cabinet. Von hier behauptete Lord Byron — der bekanntlich von jenem unwillkürlichen Glauben an eine Geisterwelt angesteckt war, welcher sich jederzeit mit hoher Aufregung der Fantasie verbunden hat — wundervolle Stimmen zu vernehmen. Sein Page, der in einem Nebenzimmer schlief, wurde von dem Dichter oft zur Probe in dieses Closet verschlossen, und er selbst soll niemals das Zimmer betreten haben, ohne jene Stelle zu untersuchen.

Das Zimmer von Lady Byron, welches man ganz in dem Zustand gelassen, wie es zu ihrer Zeit gewesen war, hatte keinen großen Umfang und führte nach einem Frühstückzimmer, das Nichts von Bedeutung enthielt, ausgenommen ein schönes Gemälde der Verkündigung. Die Bibliothek war nett und elegant eingerichtet. Unter ihren zahlreichen Bildern befand sich ein Stich von dem Senatshause in Cambridge, und zu Seiten des Kamins ruhten auf Piedestalen zwei schön geglättete Schädel. Die Wände des Trinkgemachs waren mit grauem Kalk nach pariser Art angeworfen, das Täfelwerk sehr schön, und der Kamin mit verschiedenen Figuren bedeckt.

Im Hintergrund dieses langen, schmalen Gemaches stand der steinerne Sarg, welchen man unter den Ruinen gefunden hatte, so wie der zu einem Trinkgeschirr umgebildete Schädel, deren Byron in seinen Gedichten erwähnt. Beide düstre Denkmale der Sterblichkeit wurden bei den Banketten des Lords gebraucht — das eine als Weinkühler, das andere als Becher. In einem kleinen anstoßenden Zimmer hing das Bild des alten James Murray, der siebzig Jahre in der Familie gelebt hatte. Die bekannte Inschrift auf den Lieblingshund Boatswain befand sich in der Musikgallerie: ein viereckiges Monument vom reinsten Marmor, auf welchem oben das Bild einer Flamme angebracht war, sprach die Anhänglichkeit des Dichters an diesen einzigen treuen Freund aus, dessen Tugenden hoch über Menschenwerth gestellt wurden. Von jener Gallerie aus übersah man die ganze Reihe der vorhin beschriebenen Kreuzgänge.

So war Newstead im Sommer 1815. Vierzehn Jahre haben in der Weise, wie der Ort sich jetzt der Ansicht darbietet, keine Veränderungen hervorgebracht, als etwa diejenigen, welche Folgen einer regern Betriebsamkeit und des Sinnes für Schönheit sind. Noch immer spiegelten sich in der glatten Fläche des ruhigen Sees die tiefen Schatten des umgebenden Gehölzes ab. Einige leichte Nachen zum Lustfahren lagen vor Anker und eine Schaar Tauchhühner ersetzte die milchweißen Schwäne, die ehmals ihre Kreise durch das Wasser gezogen hatten. An der Abtei waren bedeutende Neuerungen vorgenommen worden; die Ruinen des gothischen Thorwegs hatte man sorgfältig in dieser ihrer Gestalt erhalten, und wenn das ziehende Wolkenheer durch die offenen Lücken hereinsah, schien es beinah, als ob man sich in einem Panorama nordischer Gegenden befände. Die Mauer des äußern Hofs war weggerissen, und der alte Brunnen in den innern Hof, an die Stelle des Fischteiches, versetzt worden. Viele von den wunderlichen Figuren standen jetzt von dem Brunnen abgelöst zu Seiten des Wegs, wie z. B. ein Paar Kreuze; ein ungeheurer Frosch mit offnem Maul; ein mißgestaltetes Menschengesicht, und der Kopf einer egyptischen Mumie. Die steinerne Treppe war abgenommen, und wir hielten dießmal unsern Einzug durch den vorhin genannten großen gothischen Thorweg in die Kreuzgänge. Die Zellen sind jetzt zu Bedientenzimmern umgewandelt. Eh man die Treppe hinaufsteigt, überreicht Einem ein rühriger Zimmervogt eine Feder, um den Namen in das Fremdenbuch zu schreiben.

In der Gallerie hingen die Bilder der beiden Hunde. Die Zimmer hatten eine veränderte Bestimmung; der Charakter des Ganzen aber schien mit Vorbedacht erhalten. Aus einem halb in Trümmer versunkenen Gebäude, das nur theilweise, wie es die Oertlichkeit mit sich brachte, wohnbar eingerichtet war, hatte sich Newstead in eine schmucke Modern-Antiquität umgewandelt — Da sah man Treppen mit hohem Geländer, schön gefirnißt — Schränke aus der Zeit der Königin Elisabeth — Riesenbilder in vollständiger Rüstung u. dgl.

Das Bankettzimmer war in einen heitern Gesellschaftssaal umgeändert, behängt mit Porträten, und geschmückt durch ein großes herrliches Pianoforte, eine kleine zierliche Harfe, und Arbeitstische, die mit allerhand elegantem Schnickschnack und unvollendeten Schöpfungen weiblichen Fleißes prangten. Der steinerne Sarg war gegen einen prächtigen Schreibschrank, worauf man die Schlachten des Julius Cäsar abgebildet erblickt, vertauscht. Was aber meine Aufmerksamkeit am Meisten in Anspruch nahm, war Byron's Porträt, in antiker Kleidung, von Philips, das über dem Kamin hing. Das Gesicht hat einen äußerst bezeichnenden Ausdruck von Schwermuth und Kühnheit. Die hauptsächlichsten andern Bilder waren die von dem Obrist Sir John Byron, dessen Frau, einigen andern Mitgliedern der Familie, und dem Herzog von Sussex, letzterer im strahlenden Fürstenmantel.

In einem der am Fenster stehenden Käfige bemerkte ich Stückchen Seide an die Drähte angenäht, und erfuhr auf Befragen, daß Dieß das Werk des Schneidervogels sey, welcher von den

Damen des Hauses regelmäßig mit Stoff für seine Kunstfertigkeit versehen werde. Die alte Halle und das Speisezimmer waren noch unvollendet, alle übrigen Gemächer aber sind in antikem Stil hübsch und bequem hergerichtet. In dem Zimmer, welches für den Herzog von Sussex, der die Abtei sehr häufig besucht, bestimmt ist, steht ein großes Bette mit prächtigen Zeltvorhängen. Die Gärten sind im besten Zustand, und mit Geschmack der Weise angepaßt, in welcher sich das ganze Gebäude darstellt.

Von einem entfernten Ruheplatz, der durch eine überhangende Thränenweide gebildet wird, hat man eine liebliche Aussicht auf zwei perlende Springbrunnen. Auch ein französischer Garten ist da, worin man durch das plötzliche Auffliattern von sehr schönen Goldfasanen überrascht wird. — Auf der andern Seite der Abtei gewährt ein breiter von allerhand Hängegesträuch umkränzter Wasserspiegel, der auf der Seite nach den Gärten zu eine kleine Insel umschließt, einen sehr malerischen Anblick.

Die alte Kapelle ist hübsch herausgeputzt, und die Fenster sind von buntem Glas. Ein Paar Stufen führen zu einem erhöhten Theil des Bodens, der zu einem Sitz zugerichtet worden ist, auf welchem die Familie jeden Sonntag dem Gottesdienst beiwohnt, den ein eigner Kaplan hält. Gewöhnlich versieht Obrist W. das Amt des Gemeindevorlesers; wenn aber der Herzog von Sussex da ist, so tritt in der Regel Se. Hoheit selbst an des Obristen Stelle und erregt durch ihre helle, feste Intonation die Bewunderung der haufenweise aus der Nachbarschaft herbeiströmenden Landleute.

Zufällig vernahm ich, daß man Byron's Lieblingsschwester auf den folgenden Tag erwarte. Voll von den Bildern, die hiedurch in mir rege wurden, schritt ich durch die Kreuzgänge, und nachdem ich unterwegs nach Boatswains Enkel, einem schönen, stattlichen Thiere, das der Asche seines edeln Herrn aus Griechenland gefolgt war, und jetzt wie ein Schutzgeist der Abtei unter dem Thorweg lag, geliebkost hatte, sagte ich Newstead mein Lebewohl.

Skizzen aus dem niederländischen Indien.

III. Durchflug durch die Residentschaft Batavia.

Drei Posten von Ceram setzten wir auf einem Flosse, das auf einigen kleinen Nachen ruhte, über den Fluß Tschikandie, der seine Quelle in der Residentschaft Buitenzorg hat, wo er den Namen Tschidurian führt, jedoch erst in der Nähe von Sampora, in der Provinz Bantam schiffbar wird und die Grenze zwischen dieser Residentschaft und jener von Batavia bildet.

Wir begegneten hier dem Schout oder Vorsteher des westlichen Distriktes der Residentschaft, in welche wir eingetreten waren; er machte eben eine Runde in seinem Distrikt, wobei zwei oder drei seiner Oppassers, eine Art Gendarmen, ihn begleiteten. Es machte mir vielen Spaß, das mir so neue Costume dieser Leute zu betrachten. Es waren Javaner von ziemlich wildem Aeußeren; sie trugen Pantalons und eine Weste von blauem Tuch, ein Collet mit grünen Aufschlägen und darüber ein weißes Hemd. Wie alle Eingebornen hatten sie ein farbiges Taschentuch um den Kopf geknüpft und auf demselben ein plattes und weißgemaltes Tuban; ein kleiner Infanteriesäbel hing an der Seite und der rechte Fuß war mit einem Sporn bewaffnet. Die Pferde, die nicht viel größer waren, als die Kälber, wie man sie gewöhnlich zu Amsterdam sieht, schienen mir viel zu schwach für Reiter von dieser Größe und Corpulenz; doch bedurfte es nur ein Zeichen ihres Chefs, um die Mähren sogleich in gestreckten Galopp zu setzen.

Der Schout schickte sein Sattelpferd zurück und stieg zu uns in den Wagen, um mit uns zu gleicher Zeit zu Tangerang einzutreffen. Seine Gesellschaft brachte uns den Vortheil, daß wir auf den Poststationen schneller bedient wurden, und daß ein paar Dutzend Javaner, die bei ihrer Feldarbeit waren, uns heraushalfen, als unser Wagen im Koth stecken blieb.

Der Schout war ein kleiner runder Mann, den die Sonne Indiens hinlänglich gebräunt hatte; er gefiel sich, wie es schien, gar sehr darin, mit uns zu schwatzen und uns seine Kenntnisse, besonders in Dingen, welche das Polizeiwesen betrafen, bewundern zu lassen. Er war ungemein thätig und schien uns vollkommen an seinem Platze zu seyn. Durch seine Erzählungen erhielten wir einen ziemlich vollständigen Bericht über alle einigermaßen merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit dem Kriege von Bantam im J. 1809 bis zu der Verschwörung Whalie Bachman's in der östlichen Hälfte der Insel ereignet hatten.

Zwischen dem Flusse Tschikandie und der Wintscherie ist das Land völlig unangebaut; einzelne Stellen sind morastig, andere mit Allang allang (saccharum koenigii) bedeckt. Wir hatten mehrere Flüßchen zu passiren. Die Brücken waren von Bambusrohr und so unsicher, daß sie unter der Last unseres Wagens nachgaben. „Wenn uns hier kein Unglück begegnet ist", bemerkte ich, „so verdanken wir Dieß gewiß nur der natürlichen Elasticität des Bambus und der außerordentlichen Geschwindigkeit, mit welcher die Kutscher über diese gefährlichen Stellen wegeilen." — „Ja", unterbrach mich der Schout, „und zum Theil auch wohl der Vorsicht, mit welcher ich in aller Eil über alle diese Brücken neue Bambusdecken legen ließ, sobald ich hörte, daß angesehene Personen durch meinen Distrikt reisen würden; Dieß ist Alles, was ich von den Grundeigenthümern erhalten konnte, obwohl sie durch ihre Kaufbriefe verpflichtet sind, Brücken und Straßen in Stand zu setzen; aber sie thun Dieß so widerwillig, und es bedarf so vieler Formationen, um sie dazu zu zwingen, daß der öffentliche Dienst nicht wenig darunter leidet. In allen Residentschaften," fügte er hinzu, „wo der Grund und Boden der Regierung gehört, werden Sie treffliche Straßen und gute Brücken finden, die auf das Beste unterhalten sind."

Wir kamen über die Wintscherie auf einer Brücke, die nicht fester war, als die früheren. Der Schout wies uns von hier aus einen schönen Landsitz: „dieß Haus," sagte er, „war vor wenigen Monaten der Schauplatz eines schauderhaften Verbrechens; der Eigenthümer wurde nebst seiner Gemahlin in der Nacht von einer bewaffneten Bande überfallen und ermordet; der Frau, die zwölf gefährliche Wunden erhielte, rettete die Geschicklichkeit des Chirurgs, den sie aus Dankbarkeit geheirathet hat, das Leben." — „Was Sie uns da erzählen", unterbrach ich ihn, „würde mir alle Lust

nehmen, mich in diesem Lande anzukaufen." — „Sie dürfen aus einem solchen Vorfalle keinen allgemeinen Schluß ziehen", entgegnete er mir; „Gewaltthaten dieser Art sind seit den letzten dreißig Jahren außerordentlich selten, und immer ist es nur die eigene Schuld der Personen, die darunter leiden, wenn sie durch ihre Unvorsichtigkeit oder Ungerechtigkeit die Veranlassung dazu geben. Billige und gemäßigte Herren sind hier auf ihren Gütern eben so sicher, als an den Ufern der Maas und des Rheins."

Zwischen der Mintscherie und der Aschidanke oder dem Flusse von Tangerang geht der Weg durch eine weite Fläche, die trefflich angebaut ist; die Wohnungen der chinesischen Arbeiter, die hier und da zerstreut liegen, wechseln mit den zahlreichen Campongs oder Dörfern der Javaner, und das Ganze bildet die freundlichste Landschaft, die man sehen kann. Ueberall waren die Leute, denen wir begegneten, mit ihren Feldarbeiten beschäftigt; alle hatten ein offenes einnehmendes Gesicht und zeigten schon durch ihr Aeußeres, daß sie sich in einer Lage befanden, mit der sie nicht unzufrieden waren.

Wir gingen auf einer Fähre über den Fluß von Tangerang und stiegen auf dem jenseitigen Ufer aus, um uns nach dem Hause unsers freundlichen Begleiters, des Schout, zu begeben, welches in der Nähe des Flusses lag. Von dem Faserbaan oder Köschk hinter dem Hause hatten wir die herrlichste Aussicht, und da am folgenden Tage großer Markt in Batavia war, so herrschte schon jetzt in den Umgebungen der Stadt überall die größte Thätigkeit.

Nach Tische empfingen wir den Besuch eines javanischen Großen, des Faummongong sauta di Laga, der früher in den Diensten der Compagnie stand und jetzt, wie er sich selbst ausdrückte, als vrijman (freier Mann) auf seinen beträchtlichen Gütern lebte. Seine Unterhaltung war uns eben so angenehm, als belehrend; er war nicht ohne Kenntnisse und besonders in Allem, was die Landwirthschaft anging, wohl erfahren.

Des Abends gab man uns ein in Java allgemein übliches Schauspiel, indem eine Anzahl Ronggings oder eingeborne Tänzerinnen eingeführt wurden, die unter dem eintönigen obwohl nicht unharmonischen Schall von einem Dutzend javanischer Instrumente sich vor uns in Bewegung setzten. Fünf oder sechs junge Mädchen, erträglich hübsch und in einem wenig einladenden Costume, die Haare mit Blumen geschmückt, und das Gesicht mit gelber und weißer Schminke bedeckt, fingen an, singend oder vielmehr heulend in der Runde umher zu tanzen und dabei die Arme, Hände und Beine auf das Abscheulichste zu verdrehen. Dabei hielten sie sich beständig den Fächer vor die Augen. „Dieß sind unsere Bajaderen", sagte mir mein Reisegefährte. Man hat mich versichert, daß nicht alle Ronggings so sehr aller Anmuth entbehrten, wie die, welche wir hier vor Augen hatten; die indischen Bajaderen standen indessen in dem Rufe, bei Weitem angenehmer zu seyn.

Literarische Neuigkeiten.

Die seit mehreren Jahren begonnene Herausgabe der großen Sammlungen zur französischen Geschichte geht rasch vorwärts. Die „Sammlung der Memoiren zur Geschichte Frankreichs", mit Einleitungen und Anmerkungen von Petitot, ist jetzt vollständig erschienen. Sie bildet zwei Serien, die erste zu 52, die zweite zu 78 Bd., und hat sehr ausführliche Register. Die „Sammlung der Nationalchroniken (Froissart, Monstrelet) von Buchon in 47 Bd. ist gleichfalls vollendet. Von Guizot's Sammlung derjenigen ältern Memoiren, die Petitot nicht aufgenommen hat, und die hauptsächlich aus den lateinischen Werken der rerum gallicarum scriptorum ins Französische übersetzt sind, fehlen von 30 Bd., aus welchen das ganze Werk bestehen soll, blos noch zwei. Von der „Sammlung vorzüglicher Abhandlungen zur Geschichte Frankreichs", welche Salgues, Leber u. A. herausgeben, sind 14 Bd. erschienen (also noch 4 im Rückstand.) Die „allgemeine Sammlung altfranzösischer Gesetze von 422 bis 1789" mit Dissertationen über verloren gegangene Gesetze, Archive, von Isambert, Taillandier und Decruzy ist kürzlich der 24 Bd. ausgegeben worden, der bis auf den Anfang der Regierung Ludwigs XIV reicht; die Gesetze Ludwigs XVI sind schon früher herausgekommen; mit 4 weitern Bd., welche die Gesetze Ludwigs XIV und XV begreifen und die mit Nächstem erwartet werden, schließt das Werk.

In den Niederlanden ist eine königliche Commission mit der Herausgabe verschiedener Manuscripte zur niederländischen Geschichte, in etwa 30 Bd., beschäftigt. Der gedruckte Prospekt der Sammlung enthält namentlich folgende Werke: 1) die Chronik des Nicolas de Clerk, genannt Rymkronik von Brabant, flämisch; 2) die Chronik Johanns van Heelu, eine Beschreibung der Schlacht von Woeringen im J. 1288, flämisch; 3) Edmund Dinters Geschichte von Brabant, lateinisch; 4) P. van der Heyden's (a Thymo) diplomatische Geschichte von Brabant, lateinisch; 5) Anton Lalaings Reise Philipp's des Schönen nach Spanien, französisch; 6) Bericht über die Unruhen in Gent unter Carl V, französisch; 7) Reisejournal Carls V; 8) Chronik von St. Bavo, lateinisch; 9) Chronik von Gilles-li Muisis (Mucidus), lateinisch; 10) Memoiren von Johann von Hayain, französisch ꝛc. Die Herausgeber, Willems aus Antwerpen, Bernhardi, Bibliothekar in Löwen, Baron Reiffenberg, Prof. an dieser Universität, van Hulthem, Mitglied der Generalstaaten, Raeul, Prof. in Gent, Silvain van der Weyer, Bibliothekar in Brüssel, werden Erläuterungen, Register ꝛc. dazu ausarbeiten.

Von Navarrete's Sammlung älterer spanischer Reisen ist der 3 Bd. in 3 Abtheilungen kürzlich erschienen: die erste Abtheilung liefert unter dem Titel Viages menores Nachrichten über die Reiseunternehmungen der Spanier auf den Küsten des americanischen Festlandes, nach der dritten Reise des Colombus 1498, während der folgenden 27 Jahre. Alonso de Hojeda steht an der Spitze. — Die zweite Abtheilung handelt von Americus Vespucius; sie enthält das noch bei Lebzeiten dieses Seefahrers in Straßburg erschienene lateinische Werk über dessen angebliche vier Reisen, nebst manchen von Navarrete gesammelten Notizen, die ein neues Licht auf den Gegenstand werfen. Die dritte Abtheilung berichtet über die spanischen Niederlassungen auf der Landenge von Darien. Ein Supplement von Documenten zu den beiden ersten Bänden macht den Beschluß.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der G. J. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 41. 10 Februar 1830.

Die Gefangenen von Auray.

Zweites Capitel.

Der republikanische Offizier führte uns auf den Sammelplatz und empfahl uns einem seiner Freunde. Er versprach, uns von Allem zu unterrichten, was vorginge; „doch," sagte er, „seyn Sie ohne Sorge; die öffentliche Meinung hat sich zu entschieden für Sie ausgesprochen."

Um fünf Uhr wurden wir zwischen zwei Reihen Soldaten gestellt und brachen auf nach Auray. Ehe Dieß geschah, sagte der Offizier, welcher die Escorte befehligte, zu Hrn. von Sombreuil, daß man uns alle Rücksichten erweisen würde, welche Kriegsgefangene verlangen könnten, wogegen er hoffe, daß Niemand einen Versuch zur Flucht machen werde. Die Bedeckung war schwach und durch Anstrengungen erschöpft; der schlechte Zustand der Straßen zwang uns jeden Augenblick, aus den Gliedern zu treten und uns über die Felder zu zerstreuen; überdieß war der Himmel noch immer mit Wolken umzogen, und der Abend brach herein. Ich sah mich genöthigt, einen Augenblick stehen zu bleiben, und die Colonne ließ mich hinter sich zurück. Es war bereits so dunkel geworden, daß ich sie nicht wieder auffinden konnte; ich verirrte mich; ich rief, man antwortete mir, endlich stieß ich auf zwei Soldaten, die mich zu dem Detachement zurückführten. Bei unserer Ankunft zu Auray fehlte nicht ein Einziger. Nicht Einer unter uns verbarg sich die Gefahren, denen wir entgegen gingen; aber wo die Ehre eingesetzt war, verlor das Leben seinen Werth, und Keiner hätte Freiheit und Sicherheit um den Preis eines Wortbruches erkaufen wollen.

Ehe wir noch zu Auray ankamen, sagte mir der Offizier der Escorte, daß wir in eine Kirche eingesperrt werden würden, und gab mir den Rath, unter den Ersten einzutreten, um eine steinerne Bank zu gewinnen, die an einem Pfeiler angebracht sey. Wir trafen zu Auray um halb zehn Uhr ein; alle Frauenzimmer des Ortes standen mit Lichtern an den Fenstern. Ich betrachtete sie aufmerksam; alle zeigten das tiefste Mitleid; Thränen flossen aus allen Augen; alle Blicke waren auf uns gerichtet, und Einige schienen mit Schrecken unsere Reihen zu durchlaufen, in der Furcht, einem Sohn, einem Bruder, einem Freunde zu begegnen.

Wir wurden zu der Kirche geführt, die der Offizier mir bezeichnet hatte; ich nahm die steinerne Bank ein. In demselben Augenblicke bemerkte ich Hrn. von Sombreuil, welcher stand und mit den Augen einen Platz zum Sitzen suchte. Ich erbot mich, den meinigen mit ihm zu theilen; er nahm Dieß an, und ich erhielt dadurch eine Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft dieses edlen Mannes zu machen. Er hörte nicht auf, von dem Unglück dieses Tages zu sprechen; sein ganzes Herz enthüllte sich mir: er verbarg sich keineswegs das Loos, welches ihn erwartete; aber unfähig der Furcht beklagte die kühne jugendliche Seele nur den Ruhm, der ihr verloren ging. Auf den ersten Schritten einer glänzenden Laufbahn aufgehalten, empfand er keinen Schmerz, als den, sein Ziel nicht erreicht zu haben. In dieß herbe Gefühl mischten sich mildernd die zärtlichsten Erinnerungen; er hatte sich den Armen der Liebe entrissen, um auf das Schlachtfeld zu eilen, und sollte den süßen Namen des Gatten nicht mit in das Grab nehmen. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages schliefen wir endlich beide ein. Ich erwachte zuerst; unwillkürlich fielen meine Blicke auf ihn. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, indem ich dachte, wie bald diese männliche Schönheit, diese großherzige Jugend mit allen ihren Hoffnungen der Nacht des Todes verfallen sollte.

Um acht Uhr des Morgens kamen die Beamten der Municipalität in die Kirche und verlangten eine Liste der Offiziere um sie von den Gemeinen zu trennen; von den Letztern wurden indessen die adelichen Freiwilligen von Damas und von Blois ausgenommen. Wir waren zusammen unser fünfhundert und fünf und siebenzig, die in ein Gefängniß geführt und in sieben Gemächer vertheilt wurden. Um vier Uhr des Abends holte uns ein Detachement ab und führte uns auf den Weg nach Lorient hinaus, wo drei tausend Mann unter den Waffen standen. Indem wir durch die Stadt zogen, sahen wir überall die Zeichen der innigsten Theilnahme. Die Einwohner waren überzeugt, daß wir zum Tode gingen; viele unter uns glaubten Dieß ebenfalls: wir wurden gerührt durch dieses Schauspiel. Oft habe ich es erfahren, daß, wenn die Seele im Unglück durch Beleidigungen nur gestählt wird, sie dagegen dem Mitleiden erweicht sich öffnet. Die Soldaten suchten das Barbarische, was in diesem militärischen Aufzuge lag, soviel in ihren Kräften stand, zu mildern.

Um acht Uhr kehrten wir unter dem Schall kriegerischer Musik, die aber durch das Freudengeschrei der Einwohner übertäubt wurde, in die Stadt zurück. Man brachte Wein und Früchte herbei, und Alles wurde uns durch die Soldaten treulich überliefert. Am nächsten Morgen kam eine große Anzahl Weiber in unser Gefängniß; sie waren zu unserer Bedienung von der Municipalität requirirt worden; aber diese Requisition war in der That nur ein leeres Wort. Der Zudrang des Volks war so groß, daß es eine Gunstbezeugung, eine Auszeichnung war, zugelassen zu werden. Es war rührend, Frauen und Mädchen von guter Herkunft die härtesten Arbeiten verrichten, die gemeinsten Dienstleistungen erweisen zu sehen, um Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, deren Loos sie nicht abwenden, aber versüßen konnten. Die Weiber aus dem Volke wetteiferten mit ihnen an Güte und Wohlwollen, ein gemeinschaftliches Gefühl beseelte alle und schien jeden Unterschied des Standes aufgehoben zu haben. Ich nahm in einem einsamen Winkel ein junges Mädchen wahr, das sehr eifrig beschäftigt schien; sie war einnehmend von Gestalt, und in ihrer Haltung, in ihren Zügen lag eine gewisse Schüchternheit, die mich anzog, ohne daß ich mir eines Grundes bewußt gewesen wäre. „Sie nehmen viel Theil an unserem Unglück," redete ich sie an. — „Wer könnte es auch sehen, ohne gerührt zu werden?" und indem sie Dieß mit der sanftesten Stimme sagte, fielen Thränen auf das schmutzige Geräth, welches sie in den Händen hatte. „Ich habe einen geliebten Bruder," fügte sie hinzu, „der auch emigrirt ist; wir haben keine Nachricht von ihm." Ich kannte ihn, und konnte ihr beruhigende Auskunft geben. Sie verließ mich hierauf, doch hatte ich bemerkt, daß sie einen Blick auf meine Kleidung warf. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück und brachte mir einen vollständigen Anzug. „Meine Tante," sagte sie „übernimmt es, Sie und Ihre Freunde zu belästigen; ich werde Sie alle Tage besuchen; seyn Sie überzeugt, daß Ihr Schicksal mir beständig am Herzen liegen wird." Ich drückte ihr zärtlich die Hand; ich war tief ergriffen und konnte mich der Bewunderung nicht enthalten, indem ich dachte, wie schnell das Unglück in edlen Seelen die innigsten und zartesten Bewegungen hervorruft. Wie große Gedanken der Einsamkeit zu ihrer Reife bedürfen; so scheinen die Gefühle des Herzens unter dem Drucke des Unglücks sich am Schönsten zu entwickeln. Oder umschlingt ein geheimes Band die Gemüther, welches unsichtbar bleibt in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen, und nur bei außerordentlichen Anlässen plötzlich hervortritt? Ich kannte Sophie erst seit einer Stunde, und schon war sie meine Freundin, schon hatte sie Alles für mich gethan, was die muthigste und thätigste Freundschaft nur eingeben kann. Und von dieser Stunde an hörte sie nicht auf, über mein Loos zu wachen; jedes Gerücht beunruhigte sie und ihre zärtliche Sorge gewährte mir den süßesten Trost, dessen das Herz des Unglücklichen fähig ist.

Die folgenden Tage war unser Kerker stets voll von Einwohnern des Ortes, die uns mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art versahen. Die Soldaten sagten ihnen zuweilen: „Für uns hattet Ihr Nichts; aber jetzt, da Eure lieben Royalisten da sind, habt Ihr Alles!" — „Mein Gott," antworteten sie, „muß man denn nicht den Unglücklichen helfen?" —

Ich las den Bericht, den General Hoche der Convention abgestattet hatte. „Die Emigranten," war der Schluß, „zwischen dem Wasser und dem Feuer, hatten keine andere Wahl als sich zu ergeben." Von unserer Capitulation kein Wort. Dieses Stillschweigen zeigte mir auf Einen Blick unser Schicksal. Ich ließ Sophie bitten, sich zu dem Einlaßpförtchen zu begeben, denn seit zwei Tagen durften die Frauenzimmer uns nicht mehr besuchen. Sie kam sogleich. Ich bat sie, Nachricht über das Loos einzuziehen, das uns bevorstünde, und mich ohne Hehl davon in Kenntniß zu setzen. „Wenn es traurig ist," sagte sie, „werde ich nie im Stande seyn, es Ihnen anzukündigen." Ich versicherte sie, daß der Tod für mich keine Schrecken habe, daß es aber, selbst um ihn vermeiden zu können, nothwendig sey, schnell von der Gefahr unterrichtet zu werden. Wir kamen überein, daß sie im Falle der Gefahr, sofern sie nicht schreiben könne, mit einem schwarzen Schleier vor dem Gefängniß erscheinen solle.

Den Tag darauf kam ein Unteroffizier von der Gendarmerie und holte die HH. von Sombreuil, Joseph von Broglie, de la Londel, einen Chef der Chouans, den Bischof von Dol und vierzehn Priester ab, um sie nach Vannes zuführen. Kühn trat Hr. von Sombreuil vor das Gericht, von welchem er für seine Person kein anderes Urtheil als den Tod erwartete. „Ich lebe und sterbe als Royalist," sagte er. „Im Begriff vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen schwöre ich, daß eine Capitulation geschlossen worden ist, und daß man sich in derselben verpflichtet hat, die Emigranten als Kriegsgefangene zu behandeln." Hierauf wandte er sich gegen die Soldaten, die ihn umgaben: „Ich berufe mich auf Euer Zeugniß, Grenadiere! vor Euch habe ich capitulirt." — „Ja, wir bezeugen es!" riefen sie.

Dennoch wurden mit ihm auch die übrigen Gefangenen verurtheilt. General Hoche hatte ihnen nur versprochen, daß sie als Gefangene behandelt werden sollten; und das Gesetz verurtheilte jeden Franzosen, der mit den Waffen in der Hand wider sein Vaterland gefangen wurde, zum Tode. Am folgenden Tage wurden sie auf den Richtplatz geführt. Als ihnen die Hände auf den Rücken gebunden wurden, wollte sich Hr. von Sombreuil diese Erniedrigung nicht gefallen lassen. „Ist doch Euer König gebunden worden!" sagte man ihm; und er unterwarf sich ohne ein Wort der Gegenrede. Man führte sie auf den Platz La Garenne, der den Bewohnern von Vannes zur Promenade dient, hinaus. Hr. von Sombreuil schritt voran. Seine stolze und adliche Haltung wurde durch die ruhige und sanfte Hingebung des Bischofs von Dol noch mehr gehoben: man sah, daß der eine das Leben verachtete, während der andere den Tod wünschte. Alle Einwohner der Stadt standen umher und zerflossen in Thränen. Als sie auf dem Platze angekommen waren, wurden die Gefangenen in eine Reihe gestellt. Hr. von Sombreuil weigerte sich niederzuknien; der Bischof von Dol bat, ihm den Kopf zu enthüllen. Bei dem Anblick dieser heitern Stirn, über welche ein neues Leben bereits seinen Glanz zu ergießen schien, schwieg der Schmerz; ein heiliger Schauer ergriff alle Gemüther. Man

wollte Hrn. von Sombreuil die Augen verbinden. „Nein," sagte er, „ich sehe meinen Feinden gern in's Gesicht." Als die Soldaten auf ihn anlegten, rief er ihnen zu: „Zielt mehr rechts, Ihr werdet mich fehlen!" Kaum waren diese Worte gesprochen — und er war nicht mehr.

Auch in Auray war indessen ein Kriegsgericht zusammengesetzt worden, aber dieses erklärte, daß es Gefangene, die nach dem eigenen Zugeständniß der Soldaten capitulirt hatten, nicht verurtheilen könne. General Lemoine, ein Mensch, dessen rohes Aeußeres schon seinen wilden und unmenschlichen Charakter ankündigte, cassirte diesen Spruch und ließ statt des Kriegsgerichts von Auray drei andere ernennen, von denen das erste für Auray, das zweite für Quiberon und das dritte für Vannes bestimmt war. Als die Offiziere, auf welche die Wahl fiel, sich weigerten, ihre Plätze einzunehmen, befahl der General, daß die ganze Armee unter die Waffen trete, und drohte, jeden erschießen zu lassen, welcher es ablehnen würde, in einem der Kriegsgerichte zu sitzen. Er wählte jetzt die Richter unter den Belgiern und andern Fremden, bei denen er auf mehr Bereitwilligkeit rechnen konnte, als bei den Franzosen. Hundert und fünfzig der Gefangenen von Auray wurden hierauf durch ein Detachement des 72 Regiments nach Vannes abgeführt. Ich, nebst meinen Cameraden vom Regimente Hector, war von dieser Zahl; nicht ungewarnt, denn schon am Abende zuvor hatte ich von Sophie ein Billet erhalten, mit den Worten: „Mein Herz ist zerrissen; retten Sie sich!" dabei befand sich von einer andern Hand ein umständlicher Bericht über das Verhör und die Hinrichtung der Gefangenen von Vannes.

Die Fellan's.

5. Sitten und Lebensart. Häusliche und politische Verhältnisse.

Die gewöhnliche Hausordnung der höhern — und man kann sagen — aller Classen besteht darin, daß man mit Tagesanbruch aufsteht, sich wascht, seinen Rosenkranz eine halbe Stunde lang abbetet, eine Goranuß kaut, wenn man eine hat, und etwas Senkie oder Furro-Furroeu zu sich nimmt. Diese beiden Artikel sind ein Präparat aus halbgekochten Durrablüten mit einer Beimischung von trockenem Mehl, in Form von Kugeln zu einem Pfund. Senkie unterscheidet sich von Furrofurroeu dadurch, daß jenes in Milch, dieses in Wasser aufgelöst wird. Um 10 Uhr speist man eine Art Reissuppe, woran ein wenig zerlassene Butter kommt. Nun werden Besuche gemacht, man legt sich in Schatten, unterhält sich mit Neuigkeiten, sagt Gebete her, oder zählt seine Beterallen ab, und so treibt man es bis Sonnenuntergang, worauf man das Nachtessen aufträgt, welches ein Pudding *) mit etwas gedämpftem Fleisch oder Fisch ist, und sich zur Ruhe begiebt.

Während des Frühlings und des Herbstes reiten die Gutsbesitzer auf ihre Sclavendörfer hinaus, um nach dem Korn, der Baumwolle, dem Indigo ꝛc. zu sehen, oder auf die Waldplätze, wo sie ihre Heerden haben. Die Hausfrauen — in vornehmen Häusern dem Koran gemäß meist vier, eine Unzahl von Kebsweibern nicht gerechnet — beaufsichtigen die Arbeit ihrer Sclavinnen, kochen, spinnen Baumwolle, putzen ihr Haar, ihre Zähne, ihre Augbrauen und Augenwinkel, wozu sie sich gehörig Zeit nehmen, oder sie senden ihre Sclavinnen auf den Markt, um Baumwolle, Korn, Furrofurroeu, Hirse, Butterkuchen, gebackene Fische ꝛc. einkaufen zu lassen, oder sie empfangen oder machen Besuche — denn sie sind große Klatschmäuler. Ueberhaupt erfreuen sie sich mancher Freiheiten, welche muselmännische Frauen sonst entbehren müssen.

Zur Kleidung der Männer gehört eine rothe Mütze mit blauseidener Quaste, ein weißer Turban, wovon eine Falte die Augen beschattet, eine andere über die Nase geht, Mund und Kinn bedeckt und auf die Brust herabhängt; ein weißes Hemd mit kurzen Franzen, das an der Brust schließt; ein weites weißes Oberkleid; weiße Hosen mit rothen oder grünen seidenen Streifen; ein Paar Sandalen oder Stiefel. So gehen meistentheils die Begüterten. Auf Reisen setzen sie über den Turban noch einen breitkrempigen Strohhut mit runder niederer Krone. Wer nicht gerade für sonderlich fromm oder gelehrt gelten will, trägt ein buntes Obergewand und auf dem Vorderhaupt einen blauen Turban mit nach hinten abfallenden Zipfeln; der Aermere ein weißgesprenkeltes Obergewand, weiße Mütze und Hosen, und Sandalen. Manche begnügen sich mit dem Strohhut allein; aber bei Keinem darf das Schwert fehlen, das über die linke Schulter umgehängt wird. Die Weiber tragen einen blauweiß- und rothgestreiften Rock, der bis auf die Knöchel reicht; silberne Ohrenringe von 13 Zoll im Durchmesser, Armspangen von Horn, Glas, Erz, Kupfer und Silber — je nach Stand und Vermögen; Halsschnüre mit Glas oder Korallen; und endlich Ringe von Zinn, Erz, Kupfer oder Silber an Knöcheln, Fingern und zuweilen selbst Zehen. Modezierath ist ein spanischer Dollar an einem Ring festgelöthet. Das Haar wird gemeiniglich buschförmig auf der Scheitel aufgewunden, in der Art, daß Etwas wie ein Zopf auf beiden Seiten vor den Ohren herabhängt. Einige Weiber haben das Haar rings um den Kopf an den Spitzen gekräuselt; andere in vier kleinen Flechten geflochten, die sie mit Indigo einreiben und wie ein Band um den Kopf winden. Um dem Vorderhaupt eine hohe und feine Wölbung zu geben, wird das Haar tief in die Stirne herein wegrasirt; die Augbrauen werden zu einer feinen Linie ausgeschnitten und, wie die Augenwinkel, mit gepülvertem Bleierz angestrichen. Die Zähne werden mit Goranuß und einer Wurzel von hellrother Farbe; Hände und Füße, Zehen und Fingernägel mit Henna geröthet. Ist eine Dame so ausstaffirt, so kann sie in der besten Gesellschaft erscheinen. Der Spiegel — ein zirkelförmiges Stück

*) Dieser Pudding ist nichts Anderes als Maismehl, das ohne Fett oder Salz in einem irdenen Topf gekocht und mit einem Stecken so lange umgerührt wird, bis es dick genug ist, um sich in Klumpen von etwa zwei Pfund kneten zu lassen; es wird mit Milch oder in einer Brühe aus den gedörrten Blättern einer gewissen Pflanze und etwas Butter genossen, und bildet das gewöhnliche Nachtessen in allen Ländern zwischen Bornu und dem Quorra.

Metall von 1½ Zoll im Durchmesser, in einem kleinen ledernen Beutel — wird bei der Toilette oft zu Rathe gezogen. Mädchen kleiden sich mit 9 oder 10 Jahren ungefähr wie ihre Mütter; vor diesem Alter haben sie fast gar Nichts an sich, als eine rings mit rothem Tuch befranste Schürze (binta), mit zwei langen, breiten, auf dieselbe Weise ausgezackten und hinten bis auf die Fersen hinabhängenden Bändern. Dieß ist die Tracht der ärmern Frauenzimmer, bis sie sich heirathen, so wie eines großen Theils der Sclavinnen.

Die Kinder beiderlei Geschlechts erhalten Unterricht im arabisch Lesen und Schreiben, und zwar Knaben und Mädchen abgesondert. Die Vornehmen lassen ihre Söhne meist in einer benachbarten Stadt erziehen; in diesem Fall thut man sie zu einem Freund in's Haus und hält ihnen einen Lehrer (malem). Aermerer Leute Kinder dagegen besuchen die Ortsschulen — eine Stunde Morgens Früh und eine Stunde Abends gegen Sonnenuntergang; sie lesen ihre Aufgabe laut und gleichzeitig und müssen sie auswendig können, ehe dieselbe von der Tafel abgewischt wird, auf welcher sie aufgezeichnet war. So wie dann der Lehrer ein neues Pensum aufschreibt, so haben die Schüler das Recht (worauf sie sehr erpicht seyn sollen), die abgewaschene Dinte zu trinken. Bei diesem Erlernen einer andern Sprache als ihrer Muttersprache kann man sich denn doch der Bemerkung nicht enthalten, daß all ihre Bildung noch ein ziemlich unreifes Gewächs ist, von dem sich erst später Früchte erwarten lassen. Dieß zeigt sich auch in ihrer Religion, die fast ganz in einem äußern Dienst untergeht. So nehmen sie sich z. B. außer Morgens selten die Mühe, sich vor dem Gebet wirklich zu waschen, sondern sie erfüllen das Gesetz symbolisch, indem sie, mit ihren Händen auf dem Boden herumkrappelnd, das Plätschern im Wasser nachahmen und hierauf die erlernten arabischen Redensarten hermurmeln, welche die Wenigsten von ihnen verstehen.

Die Hausclaven werden im Ganzen gut behandelt und stehen auf einem Fuß der Gleichheit zur Familie. Ist ein Bursch seine achtzehn oder neunzehn Jahre alt, so giebt ihm sein Herr ein Weib und schickt ihn auf ein Dorf oder eine Meierey, wo er sich eine Hütte baut und nach der Ernte für sich selbst zu sorgen hat. Um die Zeit der Aussaat bestimmt der Grundeigenthümer, was er angebaut will, und räumt zugleich dem Sclaven ein Stück für sich ein. Die Arbeitsstunden für den Herrn sind von Tagesanbruch bis Mittag; den Rest des Tages hat er zu eignem Gebrauch. Bei der Ernte bekommt er von den verschiedenen Getraidearten je etwa einen Scheffel, ungerechnet den Ertrag seines besondern Feldes, der ihm gänzlich überlassen wird. In den Jahreszeiten, wo ihn der Landbau nicht in Anspruch nimmt, muß er des Rufs seines Herrn gewärtig seyn, sey es, daß er ihn auf einer Reise begleiten oder ihm in den Krieg folgen soll. Die Kinder der Sclaven werden zuweilen mit denen der Familie erzogen, aber gewöhnlicher noch dazu gebraucht, Ziegen und Schafe, und in einem vorgerückteren Alter Rinder zu hüten; später kommen sie zu ihrem Herrn ins Haus, wo ihnen die Pflege von dessen Pferd und andere häusliche Verrichtungen obliegen, bis sie sich heirathen. Verkauft werden nur diejenigen Sclaven, die man selbst gekauft oder dem Feind abgenommen hat; Hausclaven können sich dieß Loos nur durch unverbesserliche Aufführung zuziehen.

Die Hochzeiten werden ohne Gepräng und Geräusch gefeiert. Die Braut, wie man Clapperton versicherte, wird von ihren Eltern um ihre Einwilligung gefragt; doch soll eine Weigerung von ihrer Seite etwas Unerhörtes seyn. Als Mitgift bekommt eine Tochter von guter Familie Sclavinnen; mit Schnitzwerk verzierte Kürbißflaschen, gefüllt mit Hirsen, Durra und Reis; Tuch zu Schürzen; Armbänder; die verschiedenen Artikel der Toilette; einen oder zwei hölzerne Mörser zum Zerstoßen des Korns, Mahlsteine ꝛc.; all diese Gegenstände tragen Sclavinnen in Prozession vor ihr her, wenn sie zum ersten Mal nach ihres Gatten Haus geht. — Wenn der Mann mit einer der Sclavinnen, die sein Weib ihm zugebracht, Umgang pflegt, so muß er ihr am folgenden Tag eine jungfräuliche Sclavin von gleichem Werth geben. Und damit ist die Sache abgethan. — Von ihren Beerdigungsgebräuchen weiß Clapperton nicht als Augenzeuge zu sprechen; er vermuthet indeß, daß sie den Abgeschiedenen in der Regel hinter seinem Haus begraben. Tags darauf statten Freunde und Verwandte dem Haupt der trauernden Familie einen Besuch ab. Bei dem Tod des Gatten kehrt die Witwe mit ihrem beigebrachten Eigenthum zu den Eltern zurück.

Von dem Regierungswesen der Fellan's läßt sich nicht Viel sagen: Alles ist noch zu sehr in der Kindheit, doch trägt es die Farbe eines vollkommenen Despotismus. Ob das von Danfodio eingeführte Recht der Erstgeburt in der Thronfolge sich behaupten wird, muß die Zeit lehren. Bei der Vergebung der Statthalterstellen herrscht reine Willkür; trifft einen solchen Beamten die allerhöchste Ungnade, daß er entsetzt wird, oder geht er mit Tod ab, so fällt all sein Gut dem Sultan anheim und der Höchstbietende wird sein Nachfolger. Auf gleiche Weise werden von den Statthaltern die untergeordneten Stellen versteigert und die Unterbeamten in den obigen Fällen beerbt. Ein regelmäßiges Finanzsystem scheint nicht zu bestehen. In Kano fordert der Statthalter von jedem Artikel, der auf den Markt kommt, von jedem Oberkleid, das gefärbt, von jeder Bude, worin verkauft wird, eine kleine Gebühr, ja von Datteln und andern Fruchtbäumen ⅛ des Ertrags, so daß dem Eigenthümer bloß ⅞ bleibt; bloß Getraide ist abgabenfrei. Aber Kano ist auch diejenige Provinz, welche den Schatz des Sultans am Meisten bereichert. Der Tribut wird monatlich in Pferden, Kauri's und Tuch abgeliefert. Adamawa entrichtet den seinen jährlich in Sclaven; Dschacoba in Sclaven und Blei; Zegzeg in Sclaven und Kauri's; eben so Zamfra; Hadiga, Kafagum und Zaonima in Pferden, Rindern und Sclaven; Kaschna in Sclaven, Kauri's und Tuch; Ader in Rindern, Schafen, Kamelen und einer groben Art Baumwollenzeug. Jede Stadt, welche ein Statthalter besucht, muß die Reisekosten desselben bestreiten und ihn mit seinem ganzen Gefolge verköstigen.

Altfranzösische Poesie.

Eines der ältesten Denkmale der französischen Literatur — Le Brut d'Angleterre — erscheint nächstens zum ersten Mal vollständig im Druck, in 2 Bd., mit einem erklärenden Register aller Wörter von nichtlateinischer Wurzel. Dieß Werk, welches etwa 20,000 Verse enthält, ist im XII Jahrh. verfaßt, enthält aber Sagen und Erzählungen, die bis in's VII Jahrh. hinaufreichen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 42. 11 Februar 1830.

Die Fellan's.

6. Landwirthschaft, Handel und Gewerbe.

Der Ackerbau wird auf ziemlich einfache Weise betrieben. Will Jemand ein noch nicht angebautes Grundstück in Besitz nehmen und hat er die Erlaubniß des Statthalters dazu eingeholt, so begiebt er sich mit seinen Sclaven hinaus, haut das niedere Baum- und Buschwerk um, und läßt nur die Butterbäume stehen, wenn solche vorhanden sind; Holz, Gesträuch und Unkraut wird dann auf einen Haufen gesammelt und verbrannt. Nachdem (in Haussa im Monat Mai) der erste Regen gefallen, beginnt man die Arbeit: Der Sclave mit dem langbestilten Karst, die Sclavin mit Korb, Schüssel oder Kalabasse, worin sich das Saatkorn befindet. Jener schreitet queer durch das Feld und haut rechts und links in einer zwei bis drei Fuß breiten Linie die Erde auf; diese folgt ihm mit dem Fruchtkorb, wirft den Samen in die von der Hacke *) gemachten Löcher, deckt sie mit Erde zu und drückt sie mit dem Fuß fest. Ist das Gewächs, z. B. der Durra, drei bis vier Zoll hoch aufgeschossen, so wird das Unkraut ausgejätet und die Erde an den Stängeln aufgelockert; hat der Durra die Höhe von drei oder vier Fuß erreicht, so wird dieß Geschäft wiederholt; dieß Mal bleibt aber das Unkraut zwischen den Reihen liegen, und wird nur weggeschafft, wenn die Reihen selbst, wie häufig geschieht, mit kleiner Hirse (calavances) angepflanzt werden. Das dritte Geschäft besteht darin, daß man das durch den Regen indessen zu Mist gewordene Unkraut und die Erde um die Wurzeln herum aufhäuft, kurz vor der Ernte. Ist der Durra reif, so reißen ihn die Sclaven an den Wurzeln heraus und legen ihn zwischen die Reihen der kleinen Hirse, die noch einen Monat zur Zeitigung braucht, und, wo er vier bis fünf Tage liegen muß, bis sie ihm die Köpfe abschneiden, ihn in Garben binden und nach Haus tragen; hier schüttet man ihn nach einigen Tagen, damit er vollends trocknet, auf einen Schoppen von Baumzweigen und, was man dann nicht gleich bedarf, das kommt auf den Speicher. Sobald der Durra anfängt zu reifen, müssen Sclaven beständig dabei Wache halten, um die Myriaden kleiner Vögel zu verscheuchen, welche sonst die Frucht verzehren würden; sie setzen sich zu dem Ende auf einen Baum oder irgend einen erhöhten Ort, schreien und lärmen, und schlagen dürre Kürbisse aneinander. Ein anderer Feind des Durra ist der Brand, den ein schwarzes geflügeltes Insekt verursacht, das wie die Wanzen an einem Kamel aussieht, und so stinkt, daß, wenn man eins zwischen den Fingern zerdrückt, man den Geruch fast nicht ertragen, auch nicht leicht wegwaschen kann. Der Durra wächst neun bis zehn Fuß hoch; oft aber vergreifen sich Gewittersturm, Regen und Wind so an ihm, daß die Wurzeln aus dem Boden hervorstehen, und die Pflanze absterbt, wenn jene nicht am folgenden Tag wieder mit der schützenden Erde bedeckt werden. Die Stängel des Durra benutzen sie zu Umzäunungen und als Sparrwerk bei den Häusern, das Bohnen- und Hirsenstroh zuweilen für die Kamele. Ihre Fruchtbehälter gleichen einer großen Urne; sie ruhen auf einer drei Fuß hohen Grundlage von Stein, sind aus Thon mit gehacktem Stroh gebaut und im Ganzen 11 bis 12 Fuß hoch. Die Dicke der Wände mißt kaum 4 Zoll, doch reicht sie überall hin, eine Mannslast zu tragen; der Durchmesser, wo die Urne am Weitesten, hat 7 bis 8 Fuß, und oben, wo sie am Engsten ist, 3 bis 4 Fuß. Ist das Getraide darin, so wird die Mündung, welche, wie ein irdener Krug eine Schnauze hat, um Vögel, Insekten und Nässe abzuwehren, mit einem kegelförmigen Strohdeckel verschlossen. Hirse und Durra halten sich hier zwei bis drei Jahre; läßt man sie länger liegen, so kommen Würmer und Insekten daran; die Urne selbst hält sich 7 bis 8 Jahre, wenn man die Vorsorge trifft, ihren untern Theil während der Regenzeit mit Matten zu verwahren.

Die Steckzeit für die süßen Pataten, so wie für die nach Geschmack, Größe und Form einer Quitte nicht unähnliche Gasa, fällt gleichfalls in den Anfang der Regenperiode. Beide erfordern einen guten Boden von festem Thon oder Dammerde. Die Gasa ist etwas wässeriger als ein Kürbiß, von dem sie den Stängel und die breiten rauhen Blätter hat; ihre Farbe ein röthliches Weiß, der Geschmack unangenehm. Der Walzen wird erst nach der Regenzeit gesät, wann kältere Witterung eintritt — auf Feldern, die wo möglich neben einem kleinen See oder Fluß liegen, so daß sie täglich bewässert werden können. Er hat ein kleines Korn und braucht ein Vierteljahr zur Zeitigung. Die Araber lieben ihn nicht, weil sie glauben, er beschwere, in welcher Form er auch gegessen werde, die Milz. Das daraus gebackene Brod ist schwarz und grob; woran aber mehr die unvollkommene Art,

*) Spaten und Picke kennen sie nicht.

wie der Walzen gemalen wird, Schuld seyn mag. Mit der Gerste ist es derselbe Fall: sie wird auch nicht geschätzt und deßwegen nur in sehr geringer Quantität erzeugt. Einen Hauptnahrungszweig bildet der Reis, der in und um Saccatu vortrefflich gedeiht. Er wird in langen Beeten gezogen.

Zu Cotton- und Indigopflanzungen wählt man Niederungen, wo der Boden während der Regen zum Theil unter Wasser gesetzt wird, oder wenigstens aus einem guten Lehm besteht, der lang Feuchtigkeit hält. Der Ertrag des Cotton hängt sehr von einem nassen Jahrgang ab. Die Ernte geht in den Monaten December und Januar vor sich. Ein Cottonfeld wird gewöhnlich bloß mit dornigen Aesten eingefriedigt, die Erde tüchtig und fein behackt, der Samen in ein Loch gesteckt und leicht verscharrt. Die Verarbeitung der Baumwolle geschieht ganz durch weibliche Hände: dieselbe vom Samen zu reinigen, zieht man sie durch zwei kleine Schließen über einen flachen Stein, so daß der Same hinten abfällt, die Baumwolle aber vorne heraus kömmt. Der Same wird als ein gutes Mästungsmittel betrachtet und Rinder und Kamele damit gefüttert. Ist die Baumwolle so weit fertig, daß sie gesponnen werden kann, so kommt sie an die Kunkel — ein kurzes, leichtes und niedliches Geräthe, das mit vieler Mühe und Kunst heraus geputzt wird. Ein Stück Kreide, um damit den Daumen und Finger, womit man spinnt, einzureiben, ist immer in Bereitschaft; auch pflegen die Spinnerinnen einen kleinen Spiegel bei sich zu führen, den sie oft aus ihren baumwollenen Körben herauslangen, um ihre Zähne und Augen zu mustern. Sonderbar, daß bloß das Spinnen den Weibern, das Weben und Nähen aber den Männern als Geschäft zusteht. — Was den Indigo betrifft, so wird er in ziemlich breiten Furchen, die in Zwischenräumen von 6 bis 7 Zoll gezogen werden, zu Anfang der Regenzeit gepflanzt und während der Regenzeit wird er auch alljährlich (3 bis 4 Zoll über dem Boden) geschnitten. Die Blätter werden von den Stängeln abgestreift, und auf einen Haufen gesammelt; hier bleiben sie einen Monat lang dem Wetter ausgesetzt liegen, bis sie in Gährung gerathen, worauf sie in runde hölzerne Tröge eingeschlagen werden, in denen sie vollends trocknen. Ein solcher Trog (von 2 Fuß Tiefe und 2 Fuß im Durchmesser) mit Indigo kostet im Frühjahr 300 Kauri's; im Sommer 6 bis 700.

Außer dem Gartenobst, Melonen, Pappaäpfeln, etwas Feigen und Granaten (Datteln kommen nicht fort) besitzt Saccatu eine hübsche Anzahl wilder Fruchtbäume, von denen der Butterbaum der vorzüglichste ist. Neben den Flüssen und Seen giebt es Pflanzungen mit einer Art von Zwiebeln, von der Größe und Güte der portugiesischen; sie werden Morgens und Mittags begossen; ein Schöpfeimer mit einem an einer langen Stange befestigten Seil, dem ein aufrechtstehender Pfahl zur Stütze dient, verrichtet das Werk; das Wasser wird in ausgehöhlte Baumstämme gegossen und so in die kleinen Zwiebelfelder geleitet. Aus den Blättern des Kukabaums (adansonia), die man nach den Regen sorgfältig auflieset und dörrt, wird eine schleimige gallertartige Substanz gewonnen, die alle Suppen und Brühen würzt. Sehr gesucht sind auch die Bohnen des Nittabaums. Diese Bohnen werden von der Hülse weg in einen hölzernen Mörser gethan, zerstoßen und in einem Topf mit Wasser an einem tüchtigen Feuer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gesotten; der Topf wird dann weg gestellt, die Bohnen aber läßt man darin, bis sie gähren. Nun werden sie in dem Fluß oder Brunnen gewaschen, und, wenn sie ganz rein sind, auf Matten in der Sonne ausgebreitet, die Nacht über jedoch pünktlich zugedeckt. Nach einer zweiten Gährung werden sie abermals in einen Mörser geworfen und zu einem feinen Teig zermalmt. Aus diesem Teig macht man kleine kreisförmige Kuchen und trocknet ihn wieder in der Sonne: er sieht dann wie Schokelade aus. Clapperton fand den Geschmack davon höchst widrig; am Erträglichsten noch als Zugabe zu Braten oder Geflügel. Das Volk kennt keine größere Leckerei.

Die Fabrikate der Fellan's beschränken sich auf wenige Gegenstände. Einer der wichtigsten ist das Färben von Ziegenleder. Es wird roth oder gelb gefärbt mittelst rother Hirsenblätter oder der Wurzeln des Kauryabaums, welche man zerquetscht und in Wasser mit Natrum legt: ist die Mischung dick genug, so spannt man die Haut aus und reibt die Farbe ein. Felle von beiderlei Art, doch vorzugsweise die letztern, werden sehr hoch gehalten, und machen einen starken Handelsartikel aus; sie werden zu Polstern, Beuteln, Stiefeln, Schuhen ꝛc. verarbeitet. Der zweite Rang gebührt dem weißen Baumwollenzeug des Landes, aus dem gewöhnlich schon Oberkleider und Hemden verfertigt sind, wenn er Saccatu verläßt. Auch giebt es ein Tuch, Naro genannt, fast wie unser Drillich; eben so bunte und rothgestreifte Zeuge, welche zu Oberkleidern oder zu Wickeltüchern dienen. Die Weber der letztern, wie auch alle Hufschmide, sind Nyffaner. Schuster, Sattel- und Zaummacher giebt es gleichfalls. Ein fernerer Ausfuhrartikel ist der Zibeth; die Thiere, welche ihn erzeugen, werden in hölzernen Käfigen gehalten und mit zerstoßenen Fischen und Korn gefüttert. Im Sclavenhandel werden wenig Geschäfte gemacht; doch stehen die Preise ziemlich nieder: Ein Sclave von 13 bis 20 Jahren kostet 10 bis 20,000 Kauri's; eine jungfräuliche Sclavin von 14 bis 15 Jahren 30,000, eine schöne 40 bis 50,000. Ueberhaupt herrscht hier in manchen Dingen eine unglaubliche Wohlfeilheit: so kostet eine gegärbte Rindshaut 500 Kauri's (= 18 Kr.), die schönste Straußenhaut 4 bis 500 K. Die Artikel, welche die Fellan's in großen Quantitäten ausführen könnten, wenn sich Nachfrage zeigte, wären Elephantenzähne, Felle von Rindern, Ziegen, Antilopen und andern wilden Thieren,*) und arabischer Gummi. Zu Einfuhrartikeln aus Europa

*) Elephanten schießen die Fellans, auf Baumästen sitzend, unter denen Fußstapfen dieser Thieren vorbeigehen, mit einer Art von Harpunen, deren eiserne Spitze vergiftet ist. Das Fleisch essen sie. Auf seinen Jagdpartien in der sumpfigen Umgegend von Magaria traf Clapperton besonders viele wilde Schweine, die sich dort leicht vermehren, da die Fellans als Muselmänner ihr Fleisch verabscheuen. Die afrikanischen Schweine haben einen im Verhältniß zu ihrem Körper sehr großen Kopf, eine sehr breite und runde Schnauze, mit zwei starken Hauern auf jeder Seite, einem in der obern und einem in der untern Kinnlade, beide aufwärts gekehrt, so daß der untere den obern berühret. Der obere Theil des Halses ist mit emporstehenden Borsten von schnupftabakbrauner Farbe bedeckt; sonst hat das

würden sich eignen: grober Scharlach, wovon die Elle zu 10,000 F. abgesetzt wird; grobes gelbes und grünes Tuch, rother Zwirn; rohe Seide von grellen Farben; ordinäre Nähnadeln; Spiegel; Töpferwaaren mit Figuren; Kamelotschärpen von der gröbsten Sorte; gemeines Eisen- und Kupfergeschirr; Papier; Korallen, mit möglichst viel Verzierungen; Platten und Becher von Zinn; hölzerne und pappene Dosen ꝛc.

Ueber die neu entdeckte Insel Ualan *).

5° 21′ 25″ 2 N. Br., 160° 40′ 42″ 5 O. Lg.

Die französische Corvette la Coquille, Capitän Duperrey, vollbrachte während der Jahre 1822—25 eine auf Befehl Ludwigs XVIII zum Behuf geographischer und physikalischer Zwecke unternommene Reise um die Welt. Als eine Frucht dieser Expedition theilen wir die Beschreibung der früher von keinem Europäer betretenen Insel Ualan, (unter den Karolinen,) mit, die durch ihre vortheilhafte Lage in kurzer Zeit eine höhere Wichtigkeit erlangen dürfte.

Wir hatten, sagt Duperrey, die Parallele der (angeblichen) Insel Hope vom 165 Grad östlicher Länge an durchsegelt, ohne irgendwo Land zu bemerken; gleichwohl war stets das herrlichste Wetter gewesen, und die Nächte hindurch hatten wir jedesmal beigelegt, um jene Insel, die überdieß als sehr hoch angegeben wird, nicht zu verfehlen. Weiter gegen Westen fahrend gelangten wir am 3 Juni 1824 in die Gegend der Insel Strong (Ualan bei den Eingebornen), welche der americanische Schiffscapitän Crozer am 20 September 1804 gesehen hatte.

Die Entdeckung der Insel Strong, wie sie der Moniteur vom 1 Februar 1806 lieferte, war mir durch Hrn. Buache, wenige Tage vor meiner Abreise von Frankreich, mitgetheilt worden. Das Blatt enthielt im Wesentlichen, daß diese hohe Insel aus einer Entfernung von 12 Stunden gesehen und auf 5° 12′ N. Br. und 160° 37′ 40″ O. Lg. von Paris bestimmt worden sey. Unsere auf Ualan gemachten Beobachtungen gaben 5° 21′ 25″ 2 N. Br. und 160° 40′ 42″ 5 O. Lg. eine Uebereinstimmung, die wohl mehr als hinlänglich ist, die Entdeckung des Capitäns Crozer zu bestätigen, und zugleich zu erweisen, daß zufolge der Bahn, die wir durchlaufen hatten, die im Jahr 1807 gesehene Insel Hope nichts Anderes seyn kann, als die Insel Ualan unter einen zu östlichen Meridian verlegt.

Da dieses Eiland, das sich durch seine hohen Berge auf einem sonst nur mit flachen Koralleninseln bedeckten Meeresstrich besonders auszeichnet, noch auf keine Karte eingetragen war, so wünschten wir um so eifriger, eine vollkommene Kenntniß desselben zu erlangen. Nachdem wir also in der Richtung der nördlichen Seite hingesteuert waren, entdeckten wir, am 5 Juni, mitten unter den Riffen, die sich auf eine Meile weit um die N W Spitze der Insel herziehen, einen vollkommen sichern Hafen, dem wir den Namen la Coquille (Muschel) gaben. Im Eingang desselben, der dem West ausgesetzt ist, nöthigte uns Anfangs der contrare Wind und eine starke Ebbe 50 Klafter tief auf Felsengrund zu ankern; allein wir warfen sofort starke Taue in die Riffe, und gelangten durch dieses Hülfsmittel bald zu nicht mehr als 16—17 Klafter Wassertiefe und einem vortrefflichen schwarzen Schlammgrund, auf dem wir die Corvette beilegten.

Man kann sich unsere Begierde vorstellen, eine Insel zu betreten, auf der bisher kein Europäer gelandet hatte. Sogleich brachten wir Alles zum Vorschein, was die Aufmerksamkeit fesseln konnte, umfuhren die Insel im Boote, und untersuchten die Oertlichkeit der Landungsplätze.

Nach unsern Messungen erstreckt sich Ualan neun Meilen von N O nach S W und sieben Meilen von S O nach N W. Das Ufer ist, mit Ausnahme des nördlichen, mit schönem Korallensand bedeckten Theiles, fast überall überschwemmt. Die ganze Insel wird durch ein Korallenriff begrenzt, das an einigen Stellen Lücken hat, wodurch sich ein Zugang zu sehr guten Ankerplätzen zwischen dem eigentlichen Ufer und dem Riffe vermittelt.

Die Berge von Ualan, obwohl bis zum Gipfel von einer regen und mannigfaltigen Vegetation, welche sie fast unübersteigbar macht, bedeckt, verrathen durch ihre kegelförmigen und zerrissenen Gestalten einen vulkanischen Ursprung, der durch die Untersuchung des Gesteines auch wirklich bestätigt wurde. Die Höhe des Crozers, welcher sämmtliche Berge der Insel vom Mittelpunkte aus beherrscht, beträgt 657 Mètres *) und die Höhe des Buache (Namen, welche diesen Bergen von der Expedition gegeben wurden), des höchsten Gipfels auf der nördlichen Seite der Insel, 585 Mètres. Buache hängt mit dem Centralgebirge durch einen Hügel mittlerer Größe zusammen, von welchem aus sich zwei tiefe Thäler, das eine gegen Osten nach der Richtung des Hafens Chabrol **), das andere gegen N W, nach der Richtung des Hafens la Coquille, hinziehen. Diese Thäler sind von starken Flüssen (? rivières) durchwässert, die erst brausend von Fels zu Felsen stürzen, und endlich in der Ebene leise zum Ufer fließen.

Der Hafen Chabrol liegt mitten unter den Riffen der östlichen Küste. Seine nördliche Seite wird durch die kleine Insel Lele, dem Wohnsitz der Häuptlinge und fast der ganzen Bevölkerung, gebildet. Er hat vor dem Hafen la Coquille den Vorzug, nach allen Richtungen hin durch ein erhöhtes Terrain gesichert zu seyn. Fahrzeuge jeder Größe können in demselben allenthalben auf 15—17 Klafter

---

Thier keine Haare, außer an dem Ende des Schweifs; man findet keine andere als von einer dunklen Maus- oder Bleifarbe. Ausgewachsen werden sie 3½ bis 4 Fuß hoch und von der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes 5 Fuß. Auf jeder Seite des Kopfs, in einer Linie mit der Nase, haben sie zwei Warzen, die wie Hörner aussehen, die größere 2½ Zoll unter dem Ohr, die andere einen Zoll niederer. Von Vögeln die Clapperton sah, gedenkt er des Perlhuhns, des weißen und grauen Pelikans, der egyptischen Gans, der moscowitischen Ente, der Speckente (widgeon), der Schnepfe, des Ibis, des Adjutanten, des Reihers und eines kleinen weißen Kranichs.

*) Connaissance des temps ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1830.

*) Das Mètre beträgt 3 Fuß 11 Linien französischen Maßes; 657 Metres machen, um eine beiläufige Vergleichung mit deutschen Gebirgen zu geben, etwas mehr als die Hälfte des Fichtelberges (= 1212 Met.) und 583 Metres ein Geringes weniger als die Hälfte des Brockens (= 1140 Met.) aus.

**) Nach dem damaligen Marineminister so genannt.

Tiefe in Schlammgrund Anker werfen, und auf einem Landwinkel gegen Süden, bei dem Dorfe Pepan, würde man an mehreren Stellen vollkommen Sicherheit finden, ein Schiff zu kalfatern.

Der Eingang zu dem Hafen Chabrol liegt im Süden des östlichen Theils der Insel Lele. Seine Tiefe beträgt 35 Klafter, und seine Breite, da wo sie am Unbedeutendsten ist, ungefähr 240 Mètres. Dieser Eingang hat alle Hauptwinde, welche die Annäherung zu jeder Tageszeit leicht machen; um aber hinauszukommen, muß man sich der Landwinde bedienen, welche nur des Nachts wehen, und vor Allem Sorge tragen, bei Windstille nicht zu nah an die äußern Riffe zu gelangen, gegen welche das Meer einen sehr starken Zug hat.

In dem Hafen la Coquille, der unter dem Wind der Insel liegt, vereinigen sich die entgegengesetzten Umstände. Die Ausfarth ist bequem; um aber mit dem herrschenden Wind einzufahren, muß man alle Segel einziehen, ganz nahe an den nördlichen Riffen des Eingangs hinsteuern, und zum Voraus die nöthigen Taue in Bereitschaft halten, um das Schiff gegen den Ankerplatz zu lenken.

Die reiche Vegetation und die zahlreichen Flüsse in der Nähe der Ankerplätze geben für den Bedarf an Holz und Wasser genügenden Vorrath. Auch kann man sich Igname *), Brodfrucht, Zuckerrohr und Bananen verschaffen; dagegen giebt es wenige Vögel und wenige Schalthiere; auch die Fische sind selten. Vierfüßige Thiere würden, wenn nicht Ratten und einige große Eidechsen **) vorhanden wären, auf Ualan gänzlich unbekannt seyn. Selbst der Hund, der sonst unzertrennliche Gefährte des Menschen, findet sich dort nicht.

(Schluß folgt.)

Die Suttie von Tschitleh.

Bekanntlich beabsichtigt die englische Regierung, in ihrem ostindischen Reiche den barbarischen Gebrauch der Witwenverbrennungen, dem schon so viele Tausend Unglückliche geopfert worden sind, abzuschaffen. Wie tief derselbe indessen noch immer in dem Glauben und den Gemüthern der Hindu gewurzelt ist, beweist die Fruchtlosigkeit der Bemühungen, die bisher angewandt wurden, um die armen Opfer durch Güte zurückzuhalten. Ein Missionär berichtet folgende Unterhaltung, die er zu Tschitleh in Bengalen mit einer Suttie hatte, als dieselbe eben im Begriffe stand, den Scheiterhaufen zu besteigen. Er predigte vor einer zahlreichen Versammlung, die ihn indeß mit einem Male verließ, als die Prozession nach dem Opferplatze vorüberkam. Er beschloß daher, seinen untreuen Zuhörern zu folgen, und einen Versuch zu machen, ob es möglich sey, die arme Getäuschte von ihrem Vorhaben, ihr Leben in den Flammen zu endigen, abzubringen. Bei meiner Ankunft, sagte er, drückte ich den Wunsch aus, mit ihr zu sprechen, was mir auch, ohne daß Jemand das Geringste dawider gehabt hätte, zugestanden wurde. „Liebe, redete ich die Unglückliche an, weißt Du denn auch, was Du thun willst?" —

„O ja, ich will mich mit meinem Manne verbrennen."

„Wer hat Dir befohlen, Dieß zu thun!"

„Gott."

„Auf welche Weise sagte Dir Gott, daß Du es thun solltest?"

„In einem Traume."

„Wann befahl Dir Gott, Dieß zu thun?"

„Vor vier Tagen, zwei Tage, ehe mein Mann starb, der im Ganzen nur acht oder zehn Tage krank gewesen ist."

„Bist Du auch sicher, daß Du Dich nicht täuschest, wenn Du glaubst, daß Gott Dir in einem Traume befohlen habe, Dieß zu thun?"

„Ich bin ganz sicher; ich habe keinen Zweifel in meinem Geiste."

„Bist Du nicht durch eine Verwandte und besonders durch die Brahminen überredet worden?"

„Nein; meine Freunde suchten zuerst mich von meinem Vorhaben abzubringen; da sie mich aber entschlossen fanden, ließen sie ab und lobten mich. Die Brahminen haben mir gesagt, daß ich durch diese That den Himmel und die Wiedervereinigung mit meinem Manne erhalten würde."

„Aber denke Dir, wenn Du nun durch diese Handlung, statt in den Himmel zu kommen, in unauslöschliches Feuer geworfen würdest? Du mußt lange und wohl überlegen, ehe Du zu einem solchen Schritte schreitest."

„Ich habe Viel, Viel über die Sache gedacht, und ich bin jetzt gewiß, daß ich wohl handle; ich bin dessen gewiß, daß ich mit meinem Manne in den Himmel gehen werde. Wenn ich mich aber irren sollte, so wäre die Schuld nicht mein, sondern Gottes; denn er hat mir geboten, so zu thun; und auch in den Sastras wird es empfohlen." Sie sagte mir, daß sie schon bei drei früheren Menschwerdungen eine Suttie gewesen sey, und daß sie jetzt im Begriffe stehe, sich zum vierten Male zu opfern. Alle meine Bemühungen, ihr Dieß auszureden, waren umsonst. Die ganze Zeit unserer Unterhaltung über hielt sie die Augen geschlossen, außer wenn sie auf meine Frage antwortete; sie schien Etwas für sich selbst hin zu murmeln und schwenkte dabei beständig einen Büschel grüner Zweige, den sie in der rechten Hand hielt *).

Europäische Gemüse in China.

Merkwürdig ist, daß, während Europa die Einführung eines so großen und schätzbaren Theiles seiner Vegetation dem Orient und der neuen Welt verdankt, auf der anderen Seite auch nicht wenige nutzbare Gewächse von Europa aus der übrigen Welt mitgetheilt worden sind. So finden wir gegenwärtig in China die grüne Bohne und die europäisirte Kartoffel, die wahrscheinlich durch die Holländer eingeführt wurde, da die Chinesen die erstere Hollandbohne, die letztere Hollandyam nennen. Beide sind in allen Provinzen des Reiches auf den Tischen der Großen und Vornehmen unentbehrlich, besonders die Bohne, aus welcher in Peking eine treffliche Suppe bereitet wird. —

*) Eine Pflanze, deren Wurzel statt des Brodes gegessen wird.

**) Duperrey scheint die gewöhnliche Eintheilung der Thierwelt nicht zu berücksichtigen.

*) Vor Kurzem hat der Generalgouverneur gegen die Sitte des Selbstverbrennens ein förmliches Verbot erlassen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der G. J. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 43. 12 Februar 1830.

Rhapsodien über die Schaubühne der Ausländer, und die englische Bühne insbesondre.

Das älteste Schauspiel christlicher Zeit ist nach Einigen der Auszug der Israeliten aus Egypten, welches unter dem Titel Exagoge von einem gewissen Ezechiel in griechischer Sprache verfaßt wurde, und in das zweite Jahrhundert nach Christus fallen soll; richtiger scheint jedoch die Ansicht, nach welcher dieser Ezechiel, von dessen Stück Clemens der Alexandriner und Eusebius mehrfache Auszüge mittheilen, ein Jude war, der etwa vierzig Jahre vor Christus lebte. Erst im eilften und zwölften Jahrhundert kamen dramatische Vorstellungen wieder auf, und zwar, wie es scheint, zuerst in Italien, unter dem Namen strioni oder giuochi strionali. Die Geistlichen gaben dieselben in den Kirchen zum Besten, als wollten sie den Eifer ihrer Vorgänger gegen jede Art solcher Volksbelustigung offenkundig als einen Irrthum und Fehler hinstellen. Noch häufiger wurden theatralische Spiele der Geistlichkeit im dreizehnten Jahrhundert. Eine Stelle in dem berühmten Gesetzbuch Alonso des Weisen zeigt, daß in jenem Jahrhundert derlei Unterhaltungen in Spanien ganz gewöhnlich waren. Es wird dort den Clerikern und andern Personen untersagt, in geistlichen Gewändern weltliche Stücke zu spielen, und ausgesprochen, daß wer das Kleid eines Mönchs oder einer Nonne zu weltlichem Spiel anlege, aus der Stadt, oder von dem Ort, an welchem er diesen Frevel begangen, hinausgepeitscht werden solle *).

Ueberhaupt aber geben die alten Chroniken Beispiele in Fülle, daß biblische oder allegorische Stücke von geheiligten Personen an heiligen Orten und zu heiligen Zeiten aufgeführt wurden. Besonders zeichneten sich hierin die Engländer aus. Die englischen Bischöfe beim Concilium von Constanz feierten die Ankunft des Kaisers Sigismund in jener Stadt mit einer Komödie von der Geburt des Heilandes *). Aehnliche Vorstellungen waren in England bis zur Reformation sehr gewöhnlich, von wo an dann die Verspottung der Mönche und Ablaßkrämer der Hauptinhalt der Komödien wurde; ein Zweck, den die Regierung selbst begünstigte, für welchen aber freilich Jene in der Folge sich gerächt sahen, denn als die Puritaner ans Brett kamen, fiel Schauspielhaus un[d] Regierung. Hatte übrigens die Reformation das biblische Drama daselbst aufgehoben, so erhielt sich das sg. allegorische und scholastische noch eine geraume Zeit; besonders letzteres wurde auf Universitäten und an andern Erziehungsanstalten häufig in Anwendung gebracht; so führte z. B. die Universität Cambridge vor Jakob I eine Komödie in lateinischer Sprache auf, die großen Ruhm erlangte. Diese Vorstellungen gab man gewöhnlich, wie im alten Rom und Griechenland, bei Tage und unter freiem Himmel. Selbst die berühmten Schauspielhäuser Globe, Fortune und Bull waren nur zum Theil bedeckt, und man spielte dort stets nur bei Tage. Uebrigens überwog die Menge der Lustspiele weit die der Tragödien. In diesem Zustand fand Shakespeare das englische Drama, und hob es auf eine Stufe, die bis jetzt für jeden Andern unerreichbar geblieben ist.

Nächst England war wohl Spanien am Reichsten an dramatischen Erzeugnissen. Die Namen eines Cervantes, Calderon,

*) Los Clerigos o los otrós omes non deven facer juegos de escarnio con habito de Religion — qualquier que vestiere habitos de monges, o de monja, o de religioso, para facer escarnioso juegos con ellos, deve ser echado do aquella villa o do aquel logar, donde lo fiziere a ocotes. Tit. 6, leg. 36, part. I. Es ist nicht klar, ob der Gesetzgeber bloß die Profanation verhüten wollte, heilige Gewänder zu weltlichen Zwecken angewendet zu sehen, oder ob er etwa überhaupt auf einen eingerissenen Gebrauch zielt, sich über Mönche und Nonnen in dergleichen Spielen lustig zu machen.

*) L'Enfant in der Geschichte der constanzer Kirchenversammlung sagt: Les Anglois se signalèrent entre les autres par un spectacle nouveau, ou au moins inusité jusqu'alors en Allemagne. Ce fut une comédie sacrée, que les Evêques Anglois firent représenter devant l'Empereur le dimanche 31 de Janvier 1417, sur la naissance du Sauveur, sur l'arrivée des Mages, et sur le massacre des Innocens. Ils avoient déjà fait représenter la même pièce quelques jours auparavant, en présence des magistrats de Constance et de quantité de personnes de distinction, afin que les acteurs fussent mieux en état de faire bien leur rôle devant l'empereur. — Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er den Ausdruck nouveau durch den Nachsatz: où au moins inusité beschränkte, denn schon beinah hundert Jahre früher kommen in der Geschichte Friedrichs des Gebissenen, Landgrafen von Thüringen (starb 1326), Spuren von dramatischen Vorstellungen in Deutschland vor.

Lope de Vega, Moreto, Roras und Solis sind zu bekannt, als daß hier noch besonders auf dieselben hingewiesen zu werden brauchte; außer ihnen giebt es aber noch ein ganzes Heer von Schriftstellern für die Bühne, die, weniger berühmt, dennoch durchaus nicht jeden Verdienstes ermangeln. Eine wundervolle Fruchtbarkeit und Beweglichkeit der Erfindung bezeichnet das spanische Schauspiel in hohem Grade. Es ist schon mehrfach ausgesprochen worden, daß dieser Hauptzug der spanischen Dichtweise mitunter orientalischen Ursprungs sey *). Selbst die ritterliche Hoheit der Gesinnung scheinen die Spanier zum Theil von den Mauren angenommen zu haben; wenigstens finden sich viele Züge dieser Art, wenn auch keineswegs bei allen mit Europa in nähere Berührung gekommenen Mohammedanern, so doch bei den Arabern. Eine hohe Moral spricht sich nicht selten in dem spanischen Drama aus; und wenn diese auch unbestreitbar mitunter Folge einer gewissen Beschränktheit der Ansicht ist**), wogegen z. B. der geringere Glaube eines Shakespears an menschliche Würde und Selbstständigkeit leider nur zu oft gerade als Beweis einer freieren, umfassendern Anschauung der Lebensverhältnisse sich kund giebt, so bleibt es eben auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß dieser Geist voll wunderbarer Tiefe die Dichterweihe nirgends über jene reine Menschenhoheit, jene Intensität der Persönlichkeit ausgesprochen hat, durch deren Hervorhebung der Mensch selbst, nicht die in ihm waltende übermächtige Naturkraft, gefeiert wird, wie Dieß z. B. Calderon in seinem standhaften Prinzen thut. —

Den Italienern ist das improvisirte Lustspiel eigen. Der Plan des Ganzen wird bestimmt, und einige Stellen oder auch bedeutende Scenen sind zum Voraus niedergeschrieben; alles Uebrige aber wird bei der Aufführung von den Schauspielern aus dem Stegreif beigefügt. Diese Art dramatischen Spiels gehörte lang zu den Hauptvergnügungen der Italiener, und erklärt einiger Maßen den Mangel an einer reichhaltigern dramatischen Literatur bei diesem Volk, das sonst so beweglich und erfindsam, ja Erfinder des neuern Dramas selbst ist. Bei dieser improvisirten Comödie sind Charaktermasken üblich; eines der wenigen Ueberbleibsel aus der antiken Welt, die vom Süden Europa's niemals nach dem Norden gewandert sind.

Der Geist der gegenwärtig in Frankreich immer mehr um sich greift, ist zu sehr im Gegensatz mit der frühern französischen Literatur, und die Nation zwischen Classicität und Romantik noch zu sehr gespalten, als daß nicht ein Urtheil über das französische Schauspiel in diesem Augenblick vermieden werden müßte. Gehen wir also zu einer nähern Betrachtung der englischen Bühne heutiger Zeit zurück.

Der fröhliche Sinn, um dessenwillen Altengland ausgezeichnet war (tho merry England!) hat sich verloren, und mit ihm die Liebe des Volks für Festlichkeit und Spiel. Es ist nicht unmöglich, daß die falsche Vorstellung, als ob das Theater in einem feindlichen Verhältniß zur Religion stehe, einiger Maßen hiezu beitrug. Doch war dieser von den Puritanern aufgestellte Grundsatz zu fanatisch, als daß seine Folgen, nachdem die Secte nur erst das Staatsruder wieder verloren hatte, von Dauer gewesen seyn dürften. Ein viel bedeutenderer Grund scheint — was die Masse des Volkes betrifft — die hohe Besteurung von all dergleichen öffentlichen Anstalten des Vergnügens, bei der auf der andern Seite immer mehr überhand nehmenden Armuth der niedern und mittlern Classen, oder vielmehr bei dem beinah gänzlichen Verschwinden einer Mittelklasse. In despotischen Staaten wird von der Regierung oft viel Aufmerksamkeit und Geld darauf verwendet, dem Volk den Zutritt zu Belustigungen jeder Art so leicht als möglich zu machen. Die Maxime entspringt aus sehr illiberalen Rücksichten, und eine solche Anwendung des Nationalschatzes widerspräche allerdings dem Geist der englischen Verfassung; aber mit allem Recht eines freien Volkes könnte andrerseits der Engländer fordern, daß der Menge ihre harmlosen Freuden nicht durch ungerechte Dazwischenkunft verkümmert und vorenthalten werden. Vor einigen Jahren that die königliche Schatzkammer den Ausspruch, daß, da die Bühnenwände so gut wie ein Fußteppich, gemalte Leinwand wären, sie auch eine hohe Steuer zu entrichten hätten; mithin daß nie eine neue Bühnenwand gemalt werden könne, ohne das Haus dem lästigen Besuch des Accisebedienten auszusetzen. Die Sache mag an sich von geringem Belang seyn, aber sie zeigt, wie die Regierung über das Schauspiel gesinnt ist. Dahin gehört denn auch das gehässige und unbillige Monopol, wodurch die Zahl der Theater in London so sehr beschränkt wird, welche Beschränkung sofort wiederum als eine Ursache mehr von dem abnehmenden Sinn des Volkes für die Bühne angeführt werden kann. Ehemals gab es zu London im Verhältniß zur Bevölkerung mehr Schauspielhäuser, als in irgend einer andern großen Stadt Europa's; jetzt giebt es dort, in jenem Verhältniß, weniger als irgendwo.

Wer sollte endlich wohl glauben, daß in England, wo die Preßfreiheit fast schrankenlos ist, jedes Bühnenstück unter Censur steht, und zwar unter der sonderbarsten, die sich denken läßt, unter der Censur des ersten Kammerherrn (the Lord Chamber-

*) Die Araber und Perser haben trotz dem sonstigen Reichthum ihrer poetischen Literatur kein Drama; vielleicht weil der Mohammedanismus eine sündhafte Nachahmung der Schöpferkraft Gottes in demselben findet, wie er bekanntlich die Abbildung lebender Wesen für einen Frevel ansieht. Der orientalische Geist an sich kann wenigstens nicht als Ursache jenes Mangels angeführt werden, da Indier und Chinesen dramatische Dichtungen besitzen.

**) Ein italienischer Gelehrter sagt in dieser Beziehung: Die Spanier könnten keinen Achilleus darstellen, sondern nur einen Don Achilles. — Die fünf Koryphäen der spanischen Bühne, Lope de Vega, Calderon, Moreto, Tellez, Solis waren überdieß theils von Anfang ihrer schriftstellerischen Laufbahn an Geistliche, oder traten doch während derselben in geistliche Orden, so daß ihre wirkliche oder wenigstens ihre gegen die Welt ausgesprochene Ansicht von der Würde der Menschheit durch ihren Stand ohne Zweifel bedingt und gewisser Maßen beschränkt wurde. Auf der andern Seite darf man aber auch nicht vergessen, daß zur Zeit dieser Dichter in der ganzen spanischen Nation ein solch erhabner Aufschwung der Gesinnungen sich kund gab, wie er von einem spätern Geschlecht kaum mehr begriffen werden kann.

lain). Natürlich übt dieser sein Amt nicht selbst aus, sondern überträgt dasselbe irgend einem Bevollmächtigten, der nun peremtorisch darüber zu entscheiden hat, welche Stücke aufgeführt werden dürfen, und welche nicht. Vor noch nicht sehr langer Zeit scheint diese Entscheidung von sehr freisinnigen Grundsätzen abgehangen zu haben; gegenwärtig aber soll dieselbe dem Urtheil Mehrerer zufolge nicht ohne abschreckenden Einfluß auf die Productivität der wenigen Autoren seyn, die in England heut zu Tag für die Bühne schreiben.

Und wirklich, äußere Aufmunterung für diese Art der Dichtkunst liegt schon an sich sehr wenig im gegenwärtigen englischen Volksleben. Wenn die gesellschaftliche Glättung und Gleichung das Hervortreten eigenthümlicher Züge aller Orten dermaßen hemmt, daß überhaupt nirgends mehr ein frisches Leben zur Nachspiegelung der Schaubühne da ist, so hat sich keine Nation enger und tiefer in diese Regeln geselliger Convenienz eingemauert, als die Engländer. Sie sind vollkommne Sclaven derselben, wenigstens diejenige Classe, von welcher, bei den unzureichenden Mitteln der niedern Stände, das Theater allein gehoben werden könnte. Was nicht fashionable, darf nicht existiren; was aber fashionable, ist nicht theatralisch: — Auch scheint der dramatischen Dichtung immer derjenige Zeitpunkt am Günstigsten gewesen zu seyn, wo irgend eine Reihe von Bestrebungen und Kämpfen zu einem glücklichen Ziele geführt, irgend ein Zustand consolidirt und zum vollen Bewußtseyn der Menge gekommen war: nicht aber eine sich erst bildende, noch im Ringen mit sich selbst verflochtene Periode, wie in einer solchen England unbestreitbar, ja mehr oder weniger ganz Europa begriffen ist. Eher wird eine solche Zeit die epische Dichtung, sey es in ihrer höchsten und eigentlichen Form, sey es in der untergeordneten des Romans hervorrufen.

Gehen wir aber auf die innere Bedingungen des Schauspieles, d. h. auf die Spielenden selbst über, so ist die englische Bühne dem Einfluß nicht entgangen, wonach gegenwärtig in England das Leben überhaupt als eine Lotterie genommen wird, worin einige wenige übergroße Treffer, sonst aber bloße Nieten sich befinden. Das englische Publikum ist der Meinung, es könne einige wenige Schauspieler nicht zu hoch in seiner Gunst, die übrigen nicht zu niedrig stellen; daher denn auch wirklich alle zweiten Rollen, ja, mit Ausnahme von einer oder zwei, alle Rollen überhaupt sehr schlecht gegeben werden, und die englische Bühne hinsichtlich des Zusammenspiels z. B. der französischen weit nachsteht.

Lenormants antiquarische Wanderung durch Unternubien.

(Fortsetzung.)

Geht man immer am linken Ufer fort, so kommt man hinter Dandur zu dem unterirdischen Bau von Qerscheh, dessen eigenthümliche Erscheinung Gau in einer schönen Zeichnung treu wiedergegeben hat. Ich war begierig dieses Denkmal in Augenschein zu nehmen, das mir in seinen beinahe barbarischen Einzelheiten eine so bedeutende Abweichung vom egyptischen Stil darbot. Einen ziemlich sanften Abhang mitten durch Trümmer von Sphynxen und Statuen hinankletternd, gelangt man in den äußern Tempelhof; derselbe wird gebildet aus vier Säulen und zwei Reihen von vier colossalen Caryatiden mit gegen einander gekehrtem Gesicht, die ein mit Hieroglyphen verziertes Fries tragen. Hinter dieser Gallerie folgt ein zweiter Vorsaal, der sich nach oben öffnet, in den Felsen gehauen ist und durch sechs Säulen dreifach abgetheilt wird. Von da führt ein Quergemach in das Allerheiligste und zu vier andern Gemächern. Vier sitzende Standbilder nehmen den Hintergrund des Allerheiligsten ein; ein massiver Altar die Mitte. Charakteristisch an diesem Denkmal ist der Contrast zwischen dem Stil der Colosse und dem der Hieroglyphen und Basreliefs. Man denke sich Körper, die man auf den ersten Anblick für eben so dick als hoch halten könnte; Beine und Füße, wozu der Maßstab von Elephanten entlehnt scheint; Arme und Hände, die kaum aus dem Groben gearbeitet sind; endlich wahre Ungeheuer von Köpfen, und neben diesen grotesken Figuren, die dem abenteuerlichen Geschmack einer Pagode Ehre machen würden, Hieroglyphen von so reiner Zeichnung, daß sich kaum die schönsten aus der Epoche von Möris damit vergleichen lassen — Basreliefs von so kühnen Umrissen, von so edler Haltung, daß sich fragt, ob Karnak gleich merkwürdige aufzuweisen hat. Sollte etwa die Ausführung der einen und der andern dieser Gegenstände in ganz verschiedene Zeitabschnitte fallen? Allein der Name Sesostris findet sich überall, und die Colosse geben unverkennbar, wenn auch mit schwachem Ausdruck, das bekannte Gepräge seiner Züge wieder; es kann also kein Zweifel obwalten, daß das Ganze dem Zeitalter des Sesostris angehört. Oder stellten vielleicht die Colosse das Werk eines örtlichen, nubischen Geschmacks dar, während die geschicktesten Künstler Thebens die Basreliefs gemacht hätten? Aber wie käme es, daß die Colosse von Qerscheh allein von nubischer und alle übrigen Denkmale des Landes von egyptischer Arbeit wären? Denn nirgends habe ich etwas diesen Colossen Aehnliches gesehen. Dieß ist das Räthselhafte an Qerscheh, worüber die Aufschlüsse noch zu erwarten sind. Auf jeden Fall behauptet Qerscheh schon durch seine Anlage, durch seine außerordentliche Ausdehnung, durch den Umstand, daß es halb aufgebaut, halb in den Felsen gegraben ist, eine bedeutende Stelle in der Geschichte der Alterthümer des Nils. Die Stunde, in der ich dort war, zeigte mir Alles noch überraschender durch die Beleuchtung: die Strahlen der aufgehenden Sonne, welche wagrecht in die Grotte eindrangen, spielten auf den lebhaften Farben, in welchen die Colosse noch jetzt prangen, und erstarben am Fuß des Altars; ein bläulicher Flimmerglanz bewegte sich an den niedern Seiten der Gallerie, und das schwache Licht, in welchem die Statuen ruhten, schien sie noch zu vergrößern. Ich zweifle, ob das an unterirdischen Tempeln so reiche Indien sich einer prächtigeren und erhabenern Scenerie rühmen kann.

Ich verweise auf Strabon Diejenigen, welche sich für die Geschichte der unter August blühenden jetzt verschwundenen Stadt Pselcis interessiren. Die Sandwellen von Daqqeh haben die letzten Reste der alten Hauptstadt der Candace überflutet: nur

die Pfeiler des Tothtempels, einsam in der unermeßlichen Wüste emporragend, sind der allgemeinen Zerstörung entgangen und ziehen schon aus weiter Ferne die Blicke des Wanderers auf sich, vor dem sie zu fliehen scheinen. Der älteste Name, den man in diesem Tempel liest, ist der äthiopische König Ergamenes, von dessen Vater Atarramon ich zu Debot eine Legende gefunden hatte. Es ist also gewiß, daß schon vor Ptolemäus Evergetes die Könige Aethiopiens ihre Grenze bis an die Thore Egyptens vorgerückt hatten; vielleicht daß diese Erweiterung der Grenze selbst bis auf die Periode der Eroberung Egyptens durch Sabacon hinaufgeht. Man weiß, daß Ergamenes eines Tags alle Priester seines Reichs ermorden ließ; aber eine Theokratie, die in der Zeit und den Sitten begründet war, konnte nicht fallen, ohne daß sie das Volk selbst in ihren Sturz mitriß, und Ergamenes bereitete durch diesen Staatsstreich die Unterjochung Aethiopiens vor, die Evergetes so wenig Zeit und Mühe kostete. Nachdem sich die Ptolemäer des Besitzes von Nubien versichert, so begreift sich, daß man die Namen der Nachfolger dieses Monarchen auf den dortigen Denkmälern trifft. Als Candace später den Nationalthron wieder herstellte, hatte Petronius bald die Römer nach Pseleis zurückgeführt, und man liest den Namen Augusts in dem Tempel von Daqqeh. Mag aber auch die Ungewißheit über die Geschichte eines Landes, das so oft befreit und von Neuem erobert wurde, noch so groß seyn, so Viel bleibt gewiß, daß der Tothtempel selbst für den Occident der Gegenstand einer besondern Verehrung war; was schon die vielen griechischen und lateinischen Inschriften auf den Wänden und an den Pfeilern beweisen. Woher diese Auszeichnung Toths? Und da Toths Dienst doch in ganz Nubien blühte, warum nur nach Pseleis dieß Pilgern von allen Enden der Welt? Wir möchten fast vermuthen, daß der Mythus in seiner örtlichen Entwicklung Toth, den Gott der Wissenschaft, mit Mewi, dem Gott der Vernunft, dem Gemahl Tafne's oder der Stärke verwechselte, und daß es bloß eines philosophischen Textes bedurfte, um der Philosophie befreundete Völker zur Anbetung zu vermögen.

An Meharraqah, dessen Ruinen die über Tessah aufgestellte Ansicht bestätigen, eilen wir vorbei; Wadi Essebua würde uns länger beschäftigen; aber der Sand bedeckt den Tempel; wir werfen daher nur einen flüchtigen Blick auf die halbversunkenen Pfeiler, lesen auf ihren ausgewichenen Steinen den oft wiederholten Namen Sesostris, und bedauern, daß uns die Mittel fehlen, uns einen Weg in diese unterirdisch gewordenen Säle zu öffnen, welche ohne Zweifel fruchtbares Gefild einst umschloß.

Der Nil beginnt hier eine Krümmung nach Westen. Bisher hatte der anhaltende Nordwind unsere Fahrt befördert; jetzt wird er uns eine Zeitlang entgegen seyn. Weilen wir daher einen Augenblick unter dem Schatten der Palmen, unter diesem blumengeschmückten Köschk mit der herrlichen Aussicht auf den Strom. Wir befinden uns in Koroskr, einem armen Dorf, das aber durch die Ankunft der Caravanen aus Sennâr zuweilen etwas Leben gewinnt. Es residirt hier ein Beamter des Pascha, der die doppelte Pflicht hat, dessen Autorität zu handhaben und über seine Handelsinteressen zu wachen. Um diesen Agenten drängten sich die Dschellâbs, die hier ihre Unabhängigkeit aufgeben müssen, um als bloße Commis ein Gewerbe fortzusetzen, dessen Mühseligkeiten und Gefahren durch keine Glückswürfe des freiesten Handels aufgewiegt werden. Soeben ist eine Caravane eingetroffen; die Camele, ihrer Bürde ledig, walden nach so vielen Tagen der Entbehrung zum ersten Mal wieder ein frisches saftiges Gras. Der Dschellab, mit ausgedorrtem Gesicht und mattem Blick, sitzt auf seinen Gummisäcken, mitten zwischen Straußenfedern und Elephantenzähnen und raucht behaglich seine Pfeife; junge Sclaven, mit erzfarbenem Körper, schüren das Feuer oder bereiten das Abendessen, während ein coptischer Schreiber die aufgehäuften Waaren sorgfältig in sein Buch einträgt.

Nach einem Weg von etwa 10 Stunden in südwestlicher Richtung gelangt man nach Amada, einem in eine christliche Kirche verwandelten Tempel, dessen Basreliefs, wie in Daqqeh, Philä ꝛc. nach und nach unter der Kruste, die sie so lange verbarg, hervorgehen. Gegenwärtig, da kein Volksglaube mehr diese geheiligten Entweihungen beschützt, reißt jeder Antiquitäten-Pilger von dem mit groben Malereien bedeckten Anwurf Etwas ab; jeder neue Besuch kostet dem Pferd des heiligen Georgs ein Bein, dem heiligen Nicolas ein Stück von der Mitra, und bringt einen emblematischen Kopfputz von Ammon oder ein Porträt von Möris zum Vorschein. Der Tempel stammt aus dem Jahrhundert des Thuthmosis, dem classischen Zeitalter der egyptischen Kunst. Man findet darin die großen Friesen, die facettirten Pfeiler von Medinet-Abu und Karnac neben den schüchternen Versuchen einer Architektur, die kaum den Todtengewölben entstiegen zu seyn scheint, denen sie ihr Daseyn verdankte. Die Ausführung der Theile ist fein, nur hat sie etwas Affektirtes an sich, was man um so auffallender bemerkt, jemehr man sich der Wiege egyptischer Civilisation nähert.

Derr, beinahe im Angesicht von Amada, mitten in einer ziemlich angebauten Landschaft gelegen, ist ein großes Dorf von 500 Einw, das mit seinen von Gärten umgebenen Häusern, von ungeheuren Sycomoren beschatteten breiten und stillen Gassen meiner Einbildungskraft vorspiegelte, was man uns von Hindustan erzählt. Hat man das Dorf im Süden hinter sich, so geht es durch einen Todtenacker, wo auf den frisch umgeschaufelten Gräbern irdene Gefäße, den groben hellenischen Töpferwaaren ähnlich, zu sehen sind, welche die Verwandten der Verstorbenen alle Tage mit Wasser füllen, um den Vögeln des Himmels zu Trinken zu geben. Am Ende dieses Begräbnißplatzes ist ein Felsentempel, gleichfalls aus der Zeit des Sesostris. Der Vorsaal war mit historischen Basreliefs verziert; aber leider sind sie fast gänzlich zerstört. Die Ausführung so vieler und so unermeßlicher Werke unter Einer Regierung mußte nothwendig ein Mittel werden, das sorgfältigste und unermüdlichste Volk der Erde zur Uebereilung und Nachlässigkeit zu verleiten; und wirklich zeigt sich die Sculptur von Derr so mangelhaft, daß geschickte Künstler daselbst die absolute Kindheit der Kunst zu finden glaubten. Die ungewohnte Nachlässigkeit abgerechnet ist übrigens der Stil derselbe wie in der Periode der ersten Ramses. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich meine, man wird die Kindheit der egyptischen Kunst noch lange zu suchen haben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 44. 13 Februar 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik. *)

1. Charakter des Kriegs.

Der Krieg der Griechen gegen die Türken kann sich an Dauer beinahe mit ihrem berühmten Krieg gegen Troja messen, und hat sich, wie wir hoffen, auf ähnliche Weise mit ihrem endlichen Triumph über asiatische Barbaren geendigt. Der Preis jedoch, welchen zu gewinnen sie unternahmen, ist nicht wie vor Alters eine entführte Schönheit, sondern geraubte Freiheit, so wie auch das Resultat des Kampfes nicht die Zerstörung einer Stadt oder die Vernichtung eines Volks, sondern die Herstellung von Nationalunabhängigkeit und die Begründung erleuchteter Institutionen, wiewohl andrerseits der Charakter des Kriegs und der Streiter, die wilden Grausamkeiten, welche diese Revolution ausgezeichnet und die Unfälle, welche am Schluß derselben ihre tiefen Spuren zurückgelassen haben, in diesen zwei so entfernten Perioden nicht sehr verschieden sind. Von den braven Männern, welche den griechischen Kampf begannen, mögen, ungeachtet sie auf ihrem eigenen Grund und Boden fochten, wohl eben so wenige den Ausgang feiern, als von den Helden der Flotte, welche vor 3000 Jahren von der asiatischen Küste heim fuhren. **)

Es gehörte in der letzten Zeit in England gewisser Maßen zum guten Ton, der griechischen Frage alle politische Bedeutung und dem griechischen Volk jedes Recht auf Theilnahme zu bestreiten, über den Vermittlungstraktat, als einen Frevel gegen britische Interessen um classischer Erinnerungen willen den Stab zu brechen, und die Freunde der griechischen Unabhängigkeit als Schwärmer oder Pedanten, als träumende Schüler oder Medethoren darzustellen. Nichts ungerechter als eine solche Ansicht, Nichts verkehrter als ein solcher Spott. Aus der Lage der Dinge, die man in allen ihren Theilen fast als nothwendig verkettet betrachten kann, ließ sich, ohne daß es gerade einer außerordentlichen Divinationsgabe bedurfte, schon nach dem ersten Jahre der griechischen Revolution voraussehen, oder vielmehr es war fast unmöglich zu verkennen, daß die griechische Frage bis zu ihrer endlichen Lösung der Angelpunkt für die europäische Politik werden würde. Dadurch daß Rußland die griechische Fehde und die Interessen des griechischen Volks zu einem Gegenstand seiner besondern Wachsamkeit machte — zu einem stehenden Vorwand seiner Dazwischenkunft, den es ohne dieselben Beweggründe seit fünfzig oder sechzig Jahre immer von Neuem aufs Tapet brachte, mußte es wohl am Ende der Sache eine wirkliche oder eingebildete Wichtigkeit verschaffen. Aber nicht allein Dieß, sondern der langwierige und blutige Kampf eines christlichen Volks gegen ein barbarisches Reich, das, im Begriff in sich selbst zusammen zu stürzen, umsonst alle Schrecken der Mordbrennerei aufbot, um die Schande seiner Unmacht zu verbergen, dieser Kampf mußte nicht bloß das Mitgefühl des glaubensverwandten Rußlands, sondern unwiderstehlich der ganzen christlichen Welt aufregen. Von dem Triumph oder der Niederlage des mißhandelten Volkes hing es ab, ob der Grenzgott asiatischer Eroberung, welcher, von den Vorfahren desselben Volkes vor mehr als zwei Jahrtausenden in seinem Vorschreiten gegen Westen aufgehalten ward und später, als er unter dem Panier eines wildern Fanatismus Griechenland überwältigte, an den Bollwerken Deutschlands stille stand, für eine lange Zukunft von seiner Stelle verrückt, oder darauf befestigt werden sollte. Griechenlands Erhebung zu einer unabhängigen Macht konnte nicht anders als die Folge haben, daß ein Theil Europa's seiner unwandelbaren Barbarei entrissen, daß diese Barbarei in ihre ursprüngliche Heimat zurückgewiesen oder daß sie genöthigt wurde, sich zu einer guten Nachbarschaft zu bequemen. Es handelte sich hier nicht um einen Kampf zwischen zwei angrenzenden Nationen, die durch gleiche moralische und politische Einflüsse bestimmt werden, oder zwischen verschiedenen Classen derselben Nation, die nach politischem Uebergewicht oder Gleichheit der Rechte streben, sondern zwischen zwei Gattungen — Herren und Sklaven, die seit Jahrhunderten neben einander in demselben Land woh-

*) Foreign Quarterly Review Nro. IX. Das deutsche Publikum kennt den vorstehenden Artikel zwar bereits aus den Auszügen, welche die allg. Zeitung aus den Briefen eines ihrer londner Correspondenten daraus bekannt gemacht; während aber Griechenland auf die Entscheidung seines Schicksals wartet, dürfte es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, dieses merkwürdige Aktenstück in seiner ganzen Ausdehnung zu lesen; und so erscheint es hier.

**) Man hat berechnet, daß während der Revolution mehr als 100,000 Griechen in der Schlacht, durch Metzeleien und Hungersnoth umkamen.

nen, sich aber einander nicht mehr genähert haben, als das Raubthier und seine Beute in demselben Wald — zwischen zwei Religionen, von denen die eine ihren Bekennern zur heiligsten Pflicht macht, die andere auszurotten — zwischen zwei markirten Stufen der Civilisation oder wenigstens zwischen der Fähigkeit und der Unfähigkeit zur Civilisation — kurz zwischen der Barbarei auf der einen Seite, sofern sie aus der Unterdrückung hervorgeht, das Bewußtseyn des Besserwerdens und den Drang dazu aber in sich trägt, und der Barbarei auf der andern Seite, sofern sie ein Uebel ist, das in der ganzen bürgerlichen und kirchlichen Verfassung wurzelt, und nicht ohne eine völlige Umwandlung derselben ausgerottet werden kann. Die jahrelange Ausdauer der Griechen im Widerstand gegen ihre Tyrannen, fast ohne ein Beispiel von Verrath oder Unterwerfung; ihr ausgesprochener Entschluß, nie unter das alte Joch zurückzukehren, dessen Ernst sie durch ihren unverholenen Haß gegen ihre alten Herren und durch beispiellose Opfer bewiesen; die eben so entschiedene Willensmeinung der Türken, die Griechen, falls sie dieselben überwänden, nicht als empörte Unterthanen, sondern als widerspenstige Sclaven zu betrachten — diese Umstände zusammengenommen lassen keinem Zweifel Raum, daß für die Erstern keine Wahl übrig blieb, als Unabhängigkeit oder Untergang. Darauf schienen sie auch gefaßt. Darum, da sie besiegt keine Gnade erwarteten, floh, so oft eine überlegene muselmännische Macht im Anzug war, die Bevölkerung ganzer Städte, Dörfer und Districte in Höhlen, Wälder oder Gebirge — darum wollten sie sammt und sonders lieber der Gefahr eines zweifelhaften Widerstandes trotzen, als die gewissen Folgen einer feigen Unterwerfung auf sich laden — darum waren sie dahin gekommen, wo keine Furcht mehr auf ihren Geist wirkte — nam timor eventus deterioris abest'.

Konnte in dem christlichen Europa, das mit so vielem Edelmuth ins Mittel trat, dem afrikanischen Sclavenhandel ein Ziel zu setzen, der kälteste Staatsmann der Vertilgung eines ganzen christlichen Volkes gleichgültig zusehen — der Vollendung eines Schicksals, wie es über die Bewohner von Chios oder Ipsara in den ersten Jahren der Revolution oder über 50,000 Moreoten in Folge eines unglücklichen Aufstandes in einer frühern Periode erging? Da giebt es denn doch noch Gründe zur Theilnahme für die griechische Sache, unabhängig von classischen oder ritterlichen Grillen, dem poetischen Zauber alter Namen und der Ueberspannung philhellenischer Sentimentalität. Wir können uns übrigens nicht verbergen, daß wir nicht einsehen, warum man eigentlich so spröde thut; warum man z. B., um seine politische Gleichgültigkeit zu beschönigen, keine Verpflichtung zu literarischer Dankbarkeit aufkommen lassen will; warum man sich schämt, für die Griechen etwas mehr Interesse an den Tag zu legen, als für irgend ein anderes Volk unter ähnlichen Umständen, eingedenk des herrlichen Vermächtnisses von Wissenschaft und Kunst, welches von ihren Voreltern auf uns überging, wiewohl ihnen selber leider nur ein sehr dürftiger Antheil von ihrem väterlichen Erbe verblieben ist; warum man endlich so lieblos seyn soll, eine absolute Grenzlinie zwischen dem unsterblichen Volk der alten Griechen und ihren unglückseligen Nachkommen zu ziehen, welche, ungeachtet der erniedrigenden Sclaverei von Jahrhunderten, noch dieselbe Sprache reden, noch dieselbe Lebendigkeit des Geistes entfalten, noch dieselbe praktische Tüchtigkeit zeigen. Was giebt den Entdeckungen von Herkulanum und Pompeji einen Werth über den Kaufpreis des Marmors und des Erzes, die man aus ihren Ruinen gräbt, was anders als die Erinnerung an die Vorwelt, mit der sie verschwistert sind? Oder gälte uns die Ausgrabung einer verschütteten Stadt mehr als die Auferstehung eines gefallenen Volkes?

Die griechische Revolution begann in einer Periode allgemeiner Gährung in dem Süden von Europa. Das Jahr 1820, welches ihr voranging, kann man die Zeitrechnung der Insurrectionen, das Wunderjahr der politischen Wechsel nennen. Das Panier der Volksempörung gegen wirkliche oder angebliche Mißbräuche der Staatsgewalt ward erhoben von den Säulen des Herkules und jenseits derselben bis zu den östlichen Küsten von Sicilien und Kalabrien, und im Jahr 1821 wehte es über die vier Königreiche der spanischen und italienischen Halbinsel. Doch die Griechen standen zu ihren türkischen Herren in einem ganz andern Verhältniß als irgend ein europäisches Volk zu seinen christlichen Fürsten, und ihr Aufstand ist deßhalb aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkt zu würdigen. Die muselmännischen Tyrannen, gegen welche die Griechen die Waffen ergriffen, gehörten einem von ihnen verschiedenen Stamme an und lebten unter verschiedenen Satzungen; sie waren Eroberer, welche sich in ihr Land eingedrängt, ohne daß sie versuchten eine politische Vereinigung mit ihnen zu Stande zu bringen; das Recht des Stärkern hatte ihnen das Uebergewicht verschafft und sie behaupteten es durch rohe Gewalt. Die Türken lagerten in Griechenland, aber man konnte kaum sagen, daß sie sich daselbst einbürgerten, da sie fortfuhren, auf ihren Waffen zu ruhen, mitten unter unwilligen Sclaven, die des Augenblicks harrten, wann ihre Wächter in Schlaf fielen, um sich frei zu machen.

Schiavi siam', si, ma schiavi ognor frementi.

Alles erinnerte den Griechen, daß er ein erniedrigtes Wesen war und daß das Brandmahl der Erniedrigung nur durch Blut abgewaschen werden konnte. Der gemeinste Türke mochte ihn verhöhnen, ihn plündern, selbst ihn tödten — wahrscheinlich that er es ungestraft, oder er risikirte höchstens eine kleine Geldbuße. Der Grieche durfte nicht dasselbe Kleid tragen, sein Haus nicht mit denselben Farben anstreichen, dieselben Waffen führen, mit derselben Miene wie sein muselmännischer Unterdrücker auf der Straße gehen. Umsonst, daß er gegen den Verletzer seiner Ehre oder seines Eigenthums die Hülfe des Gesetzes anrief; für ihn gab es kein Gesetz; sein Weib und seine Kinder mochten zu jeder Zeit von seiner Seite geschleppt werden, um eines Barbaren üppige Indolenz zu pflegen oder dessen viehische Gelüsten zu befriedigen, während dieser im eiteln Muthwillen seiner Machtvollkommenheit, oder im vornehmen Uebermuth seiner Größe über das Elend der armen Raja's spottete und ihren Unwillen verachtete. Ihr Blut floß um Nichts, ihr Vermögen war Preis gegeben, das Leben hatte für sie bloß Mühe und Arbeit. Wenn die Römer ihr Herrschaftsrecht über ihre Provinzen erneuten, so sandten sie ei-

nen Prätor mit Fascen und den Zeichen der richterlichen Würde*). Wann die Türken ihren Lehensakt in den Provinzen erneuen, so senden sie einen militärischen Bramarbas mit drei Roßschweifen, begleitet von einer neugedungenen Rotte von Räubern und Meuchelmördern. Die Bedingungen, unter welchen man den griechischen Rajas den Kopf auf den Schultern stehen ließ, erlaubten ihnen die freie Ausübung ihrer Religion; aber ihre feierlichsten Gebräuche wurden beschimpft, und mit ihren geistlichen Stellen wurde ein profaner Handel getrieben. Die angestammten und unverbesserlichen Laster des türkischen Charakters — ihr unduldsamer Fanatismus, auf welchem ihre Staatsformen beruhen — ihre Unwissenheit, welche ihr religiöser Stolz als die Stütze ihrer Nationalunabhängigkeit betrachtet — ihre Treulosigkeit, welche bei Unterhandlungen mit Ungläubigen Grundsatz ist — ihre Verstocktheit gegen sittliche Beweggründe und ihre Geringschätzung des Menschenlebens — Alles trug dazu bei, den Druck eines Joches zu erschweren, welches nur militärische Gewalt auf dem Nacken des griechischen Volks zu erhalten vermochte. Daß bei einer Nation, welche sich in einer solchen Lage befindet, von keiner Pflicht des Gehorsams gegen ihre Tyrannen die Rede seyn kann, eben so wenig als von einem Verbrechen, wenn sie ihr Joch abschüttelt, braucht nicht lang bewiesen zu werden.

Ueber die neu entdeckte Insel Ualan.

(Schluß)

Die Insulaner schienen Anfangs besorgt und weigerten sich, an Bord der Corvette zu kommen; angelockt jedoch durch unsere Geschenke wurden sie bald vertraut, und mischten sich unter uns, ohne uns je beschwerlich zu fallen. Wir hatten uns bald darüber verständigt, daß ihre Häuptlinge die kleine Insel Lele, unter dem Wind von Ualan gelegen, bewohnten. Die HH. Lesson und Blosseville waren die Ersten, die sich dahin begaben, indem sie den Weg durch die beiden Thäler nahmen, welche die nördliche Hälfte Ualans von der südlichen trennen. Hr. le Jeune und ich unternahmen diese Reise am 8 Juni. Ihre Länge beträgt nur 5 Meilen; der Boden aber ist, sowohl beim Anfange als Ende des Wegs, von Flüssen überschwemmt oder durchschnitten, über die man setzen, oder denen man eine oft ziemlich weite Strecke folgen muß. Auch auf den höhern Punkten, zwischen den beiden Thälern, ist das Fortkommen nicht viel leichter; denn nur, indem man die höchsten Felsen erklimmt, kann man die zahlreichen Bäche, die sich von ihnen herabstürzen, umgehen. Bei all Dem mildert dieser Reichthum an Gewässern die Hitze des Himmelsstrichs außerordentlich, und giebt dem Auge eine Reihe von Gemälden, die mehr als hinreichen, die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise zu überwiegen.

Auf den Gipfel des Hügels gelangt, der die beiden entgegengesetzten Thäler trennt, fanden wir auf einer kleinen Hochebene mehrere Hütten, deren nächste Umgebungen jedesmal mit einer leichten Umzäunung eingefaßt waren. Die Eingebornen eilten heraus, und ließen sich's sehr angelegen seyn, uns einige ihrer Landesprodukte zum Geschenke anzubieten. Als wir nach einiger Zeit unsern Marsch fortsetzten, schlossen sich mehrere von denselben an Diejenigen an, welche uns bereits her begleitet hatten, und trugen die Früchte, welche wir im Augenblicke nicht alle hatten verzehren können, uns voraus. Diese Ebene lieferte alle Lebensbedürfnisse der Bewohner, und schien auch zu ihrer letzten Wohnstätte auserkoren zu seyn; denn wir bemerkten zwischen den dicht stehenden Anpflanzungen eine Menge kleiner Schoppen, welche man uns als Begräbnißorte bezeichnete.

Als wir in das östliche Thal hinabgestiegen waren, folgten wir wiederum dem Laufe der Flüsse bis zum Hafen Chabrol, und näherten uns von da der Insel Lele, indem wir uns über eine mit Wasser bedeckte Korallenbank, welche die nördliche Seite dieses kleinen Eilands mit Ualan verbindet, einen Weg bahnten. Lele hat nur eine Meile Ausdehnung von O nach W und ¾ Meilen Breite. Der östliche Theil bildet einen kegelförmigen, ziemlich erhabenen Hügel: das übrige Land ist sehr flach, und würde wahrscheinlich vom Meer verschlungen werden, hätten nicht die Eingebornen, die diesen Ort zu ihrem Hauptwohnplatz erwählten, die Vorsicht gebraucht, den Boden 15 bis 20 Fuß über den Wasserspiegel zu erhöhen, und die ganze Insel mit einem Kranz von Mauern zu umgeben, der stark genug ist, einen unüberwindlichen Damm gegen die Fluth zu bilden.

Das Hauptdorf, das auf die eben angegebene Art gegen Ueberschwemmungen geschützt ist, wird in verschiedenen Richtungen von Canälen durchschnitten, welche die Eingebornen auf ihren Nachen, sobald das Meer hoch ist, mit Leichtigkeit durchfahren. Die Mauern, welche an beiden Seiten dieser Canäle hinlaufen, bestehen, wie das Mauerwerk, welches die ganze Insel einschließt, aus ungeheuern Basalt- oder Corallenstücken, die künstlich behauen, aber ohne irgend ein Cement auf einander gelegt sind. Die Eingebornen richten die einzelnen Steine mit Hülfe von Stricken und großen Hebeln auf, und geben den Mauern eine beträchtliche Böschung, um dem Druck der Erde, die sie zu halten bestimmt sind, den gehörigen Widerstand zu leisten.

Unsre Ankunft auf Lele verbreitete dort einen ungemeinen Jubel: Männer, Weiber und Kinder stürzten uns in Menge entgegen. Der Gegenstand ihrer Bewunderung war vorzüglich die Farbe unsrer Haut, die sie unter fortwährendem Freudenrufe mit den Händen berührten, oder wenigstens mit den Augen anstaunten. So begleiteten sie uns zum Haros-Ton oder Oberhaupt der Insel, vor welchem sie sich niederkauerten und ein Stillschweigen beobachteten, das uns die Ehrerbietung, die sie seiner Person erwiesen, deutlich zu erkennen gab. Derselbe lag, gebeugt von der Last der Jahre, zwischen zwei Matten im Hintergrunde seiner kleinen, hinlänglich geräumigen, äußerst rein gehaltenen Hütte. Seine Frau und einige Diener waren seine ganze Umgebung. Die größte Stille herrschte in dem Wohnraum, der von dem lauten Treiben des Volks durch Wände von Binsen und Zuckerrohr-Blättern getrennt war. Als der Mann unsre

*) Cur Syracusas, sagt ein Redner im Livius, atque in alias Siciliae graecas urbes praetorem quotannis cum imperio et virgis et securibus mittitis? Nihil aliud profecto dicatis, quam armis superatis vos has leges imposuisse.

Ankunft vernahm, machte er einen mühsamen Versuch, uns entgegen zu kommen; wir enthoben ihn desselben, indem wir uns sogleich auf eine Matte neben der seinigen setzten. Hier richtete er eine lange Anrede an uns, auf die wir, so gerne wir sie auch verstanden hätten, nur mit einigen Geschenken, die wir ihm boten, antworten konnten.

Wir haben nachher noch mehrere Häuptlinge besucht; namentlich denjenigen, welcher unmittelbar unter dem Huros-Ton die Regierung führt. Dieser schien mit der allgemeinen Polizei beauftragt; er war ein rüstiger, obwohl schon bejahrter Mann, dessen vortheilhafter Gestalt ein langer, weißer Bart ein besonders ehrwürdiges Ansehen gab.

Die Weiber durften frei herumgehen, wenn die Männer in hinlänglich großer Anzahl beisammen waren, um uns nöthigen Falls Widerstand leisten zu können; dagegen hielt man jene verborgen, wo wir die Stärkern waren. Die Männer sind von mittlerem Wuchs, ziemlich heller Farbe, und einem offenen gefälligen Wesen. Die Weiber sind hübsch und nicht ohne Anmuth; besonders zeichnen sie sich durch blendend weiße Zähne, lebhafte Augen und eine unerkünstelte Schüchternheit aus, die sie von uns entfernte, sobald unser Benehmen zu vertraulich wurde.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Völkchens betrifft, so fanden wir, daß die 2000 Individuen, aus denen es etwa bestehen mag, in sieben Classen getheilt sind: die Tone, die Penemó, die Lesigné, die Neas, die Metkos und die Memata. Der Titel Huros schien so viel als Oberhaupt zu bedeuten. Er mag sämmtlichen vier ersten Classen zukommen, doch wird er im ausgezeichneten Sinne nur den beiden ersten beigelegt. Der oberste Häuptling, der stets aus der Classe der Tone genommen wird, verbindet beide Titel (Huros-Ton), denen er noch das Wort lealen (Vorrecht) beifügt, indem nur er die Berechtigung hat, bei Besuchen oder Versammlungen aufrecht zu stehen.

Die Huros haben unumschränkte Gewalt über das Volk, das sich vor ihnen in einer ziemlichen Entfernung niederläßt. Zu ihren Vorrechten gehört, daß sie mehrere Frauen nehmen, daß sie allein über die Kokosfrüchte, mit welchen die Insel nur spärlich versehen ist, verfügen, und daß sie ein geistiges Getränk, welches sie Sequa oder Dug-Dug nennen, genießen dürfen. Als alleinige Grundherren haben sie Stadt und Insel unter sich getheilt, und jedes dieser Besitzthümer ist von den übrigen durch eben solche Mauern, wie diejenigen, von denen eben gesprochen wurde, getrennt. Da sonach der Theil der Bevölkerung, welcher ein solches Stück Land bewohnt, von seinem Oberherrn ernährt wird, so arbeitet wiederum das Volk in jeder Beziehung, mag es pflanzen, Häuser oder Nachen bauen, oder Fische fangen, stets nur für das Oberhaupt. So brachten sie denn auch während unseres Aufenthaltes ihren Herren getreulich jeden Gegenstand, den sie auf der Corvette eingetauscht hatten.

Das Volk von Ualan ist nicht kriegerisch. Die Spieße von 10—12 Fuß Länge, die wir bei ihnen sahen, sind bloß zum Fischfang bestimmt. Auch die Mauern, welche die einzelnen Grundherrschaften umgeben, taugen weniger einen Angriff abzuwehren, als den Boden zu halten, und die Waldbäche einzudämmen, welche in der Regenzeit große Verwüstungen anrichten müssen. Eben so wenig gehören unsre Insulaner zu den Schifffervölkern. Sie bauen zwar recht hübsche Nachen, allein sie kennen den Gebrauch der Segel nicht, und wagen sich überdies nur selten über die Riffe hinaus. Kunstfleiß gewahrt man auf Ualan nicht nur in der eigenthümlichen Bauart der Nachen, sondern auch in der Aufführung der Häuser, die ein großes, von einem hohen Giebeldach überragtes Rechteck bilden. Die dreieckigen Giebel sind höher, als die Mitte des Firsts, und an ihrem oberen Theile mehrfach durchbrochen, wahrscheinlich um der Luft einen freien Durchzug zu gestatten. Die Häuser mögen eine Länge von etwa 30, eine Tiefe von 20, und eine Höhe von 30 Fuß haben. Die Seitenwände bestehen aus kleinen, dicht stehenden Latten, und der Boden ist mit sehr reinlichen Binsenflechten bedeckt. In der Mitte des innern Raumes steht ein aus mehreren Steinen zusammengesetzter Heerd, worauf man die Fische, die Bananen und die Brodfrucht kocht, und bei Nacht Feuer unterhält, ohne Zweifel, um den Unannehmlichkeiten, die aus dem fortwährend nassen Boden entspringen, in Etwas abzuhelfen.

Außer den Privatwohnungen giebt es in jedem Distrikte ein großes, nach allen Seiten offenes Haus von 60 Fuß Länge und eben so viel Höhe, von der Spitze des Giebels an gerechnet. Der Häuptling und der seiner Herrschaft angehörende Theil der Bevölkerung halten dort beinahe täglich ihre Zusammenkünfte. Zugleich ist es der Schoppen, unter welchem in einer schicklichen Höhe die großen Nachen aufgehängt sind; und das Magazin, worin alle der Gemeinde nützlichen Geräthschaften sich befinden. Wir fanden darin unsre Aexte und andere Tauschartikel wieder, die wir den Eingebornen gegeben hatten, und überzeugten uns somit, daß, wenn dergleichen Gegenstände Eigenthum des Oberhauptes werden, man sie wenigstens an einem Ort niederlegt, von welchem aus alle Glieder desselben Distrikts ihrer sich nach Gefallen bedienen können.

Das am Meisten bemerkenswerthe Geräth, das wir fast in jedem Hause fanden, ist ein kleiner Werkstuhl, sehr sinnreich zur Bereitung des einzigen Kleidungsstückes, das sie tragen, erfunden. Der Zeug, den sie dergestalt verfertigen, wird mit einem dem unsrigen ähnlichen Weberschiffchen gewoben. Seine einzelnen Fäden haben verschiedene glänzende und unvertilgbare Farben.

Unsere Begleiter nach Lele erboten sich, uns zum Hafen la Coquille zurückzuführen. Sie ließen uns hiezu den Marsch an dem nördlichen Strand von Ualan hin nehmen. Dieser Weg ist bequemer, als durch die Thäler, bietet aber dem Aug nur den einförmigen Anblick von Sand und Corallenbänken. Indessen fanden wir auch hier mehrere Wohnplätze, deren Häuptlinge uns sehr freundlich aufnahmen. Sie luden uns ein, bei ihnen auszuruhen, und boten uns Früchte an, die sie auf Blätterflechten zierlich ausgebreitet hatten.

Man begreift leicht, von welcher Wichtigkeit die Insel Ualan dereinst noch werden kann. Unter den Carolinen gelegen, auf der Straße der Fahrzeuge, die von Neu-Holland nach China segeln, bietet sie Häfen, Wasser im Ueberfluß, und Erfrischungen verschiedener Art. Ihre Bewohner sind gutartig und friedlich; und bald werden sie im Stande seyn, dem Seemann ein unentbehrliches Nahrungsmittel zu liefern, indem wir ihnen zwei trächtige Mutterschweine zurückließen, die sie mit dem lebhaftesten Dank empfingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 45 und 46. 14 und 15 Februar 1830.

Voltaire und Rousseau.

Nach ihrem Einfluß auf das alte Frankreich, vor dem Richterstuhl des heutigen Frankreichs.

Von Saint-Marc Girardin. *)

Zu Ende der Regierung Ludwigs XIV gaben zügellose Sitten einen Grund zur Ungnade bei Hof und zur Gunst bei der Nation. Es galt für eine Art Muth, durch ein wildes Leben der Frömmelei der Maitenon Trotz zu bieten, und der Geist der Opposition, die sich in jedem Verhältniß des Unterthanen immer auf irgend eine Art aussprechen wird, fand es genehm, das Laster auf diese Weise mit einer gewissen Würde auszustatten. Ganz anders zu Ende der Regierung Ludwigs XV; die Ausschweifungen des Königs, die Aergernisse, welches er durch seine letzten Liebesgeschichten gegeben, brachten als Gegenwirkung unter dem Volk eine Art Zucht und Ehrbarkeit hervor; man wurde tugendhaft, um dem Hof entgegen zu handeln; und wo immer gekränkter Ehrgeiz, fehlgeschlagene Hoffnung sich finden mochten, da wurde um die Wette für die Pflichten des Sittengesetzes geeifert: kein in Ungnade gefallener Schranze, der nicht einen übersprudelnden Quell der Erbitterung gegen die Lasterhaftigkeit des Hofes in sich trug. Doch ließ man dabei die Religion aus dem Spiel. Es hätte nach schlechtem Ton geklungen, jene Schandthaten im Namen eines göttlichen, in unser Innerstes geschriebenen Gesetzes verdammen zu wollen. Religiosität war damals aus der Gesellschaft verschwunden; die Freiheitsliebe, im Sinne wie die Alten dieses Gefühl der Kraft verstanden, noch nicht wieder geboren; ritterliche Ehre kannte man nicht mehr: so blieb denn Nichts als eine Art „guter Ton" und äußere Wohlanständigkeit, und höchstens noch das zweifelhafte Ansehen der Tugenden, welche die neue Philosophie einschärfte.

Sehen wir nun zunächst den Einfluß Rousseaus auf jene Zeit.

Jean-Jacques — Menschenfeind, weil unglücklich — fuhr seinem Jahrhundert barsch übers Maul, und war in seinen Werken der vollkommne Gegenfüßler von Allem, was er um sich her vorgehen sah. In Mitten einer überbildeten Zeit predigte er das Leben der Wilden; in Mitten der Monarchie gab er seinen Contrat social heraus; im Angesicht der Laster sprach er für die Tugend, und übte muthvoll dieses Amt, wozu ihn moralisches Bewußtseyn und Genie berufen hatten; wenn auch mehr von der eignen Einbildung, als von seinen Feinden verfolgt, immerhin doch ohne seine Besinnung zu bergen, oder seinen Namen den eingebildeten Verfolgern zu verhehlen. Seine Eigenliebe hob sich im Unglück, statt zu sinken, und ein auf solche Art sich zugezogenes Leiden schien, indem es seiner Eitelkeit schmeichelte, ihn für den Schmerz selbst zu entschädigen. Er war so wenig als seine Zeitgenossen, rein geblieben vom Verderbniß; aber die Erinnerung an seine Fehler entflammte sein Genie, und wenn er die Tugend anpries, so war er wirklich in seiner Sehnsucht nach Dem, was er verloren, weit beredter, als selbst ein Fenelon in Schilderung Dessen, was er besaß. Rousseau ist der Apostel und das Vorbild der Reue; all seine Werke sind voll von diesem Gefühl. Er ist nicht ohne Hochmuth; aber es ist der Hochmuth des Neubekehrten, der, wenn er seine Gebrechen abgeworfen, mit einer gewissen Anmaßung in dem Gedanken schwelgt, sich von solcher Tiefe zu solcher Höhe emporgeschwungen zu haben.

Rousseau begann damit, sein Jahrhundert durch kühne Paradoxen in Erstaunen zu setzen, auf welche er jedoch den Stempel des Genius drückte, wohl wissend, daß Absonderlichkeit ohne Talent ein sehr schlimmer Ruhm sey. In der Folge ergriff er dann die Sache der religiösen Gefühle und der Familienpflichten, und endlich überhaupt Alles, was in Verachtung stand, wie er selbst einst darin gestanden hatte. Seine Fürsprache war erfolgreich; sie führte das Gemüth wenigstens zum Sinn für reinere edle Ideen zurück; aber ein so mächtiger Hauch aus seiner Rede wehete, das lang erloschene Gefühl selbst wieder anzufachen vermochte er nicht. Seine Worte waren an Seelen gerichtet, die unter Gleichgültigkeit und Zweifelsucht gealtert hatten: er bedurfte einer neuen Welt, und redete zu Schülern Voltaires.

Eben die sich widersprechende Einwirkung Voltaires und Rousseaus erklärt den sittlichen Zustand des achtzehnten Jahrhunderts.

Voltaire hatte einen großen Vortheil über seinen Nebenbuhler: er war der Frühere, und überdieß schienen er und sein Jahrhundert für einander gemacht. Er fand eine Gesellschaft vor, in welcher die Gemüthsbewegungen als etwas Veraltetes betrachtet wurden, worüber man hinaus sey; er selbst empfand

*) Revue de Paris.

nur Eine in ihrer ganzen Stärke, die Selbstliebe, und eben diese wird von einer überbildeten Zeit angefacht, nicht weggespielt. Er hatte die bezeichnende Beigabe des Genies: scharfen Verstand — aber nicht den ernsten, gewichtigen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV, sondern einen unruhigen, zur Spötterei sich neigenden Verstand.

Voltaire herrschte über seine Zeit, und machte aus derselben vorzugsweise das Jahrhundert des Esprits. Der Gedanke ward durch ihn keck, das Gemüth scheu und zurückgezogen*). Manche nützliche Wahrheit flatterte unter die Menge, oft aber machten die Philosophen die Hand auch voreilig auf, ehe sie noch selbst Etwas darin hatten. Voltaire zog unter dem Namen von Vorurtheilen Alles ins Lächerliche, was vom alten Glauben etwa noch in der Seele haftete; der Wahlspruch lautete jetzt dahin: geordnete und klare Begriffe hegen. Man mißtraute dem ursprünglichen Gefühl (l'instinct) und setzte blindes Vertrauen in die Reflexion; Alles mußte bekrittelt und bezweifelt werden. Mit Hülfe der Analyse brachte man die Empfindungen auf bloße Begriffe herab, und wünschte sich zu einer Umwandlung Glück, welche jenen mehr Ordnung und Bestimmtheit zu geben schien. Man studirte das Gewissen, statt es zu hören, und hatte durch den Zollstab der Abmessung bald heraus, daß dasselbe lediglich eine Gewohnheitsfolge sey. Der gebildete helle Kopf schien Alles zu ersetzen: Was wäre zu fürchten, sprach man zu Denen, welche eine Umwälzung vorhersagten, wir sind ja so erleuchtet! Um Charakterstärke ließ man sich keine graue Haare wachsen: man gestand die Schwachheit in diesem Punkte offenkundig zu, und bescheidete sich recht vergnügt, ein Mann von Geist ohne das Vermögen der Leidenschaft zu seyn.

So war die unter Voltaires Einfluß gebildete Gesellschaft. Von Ferney schweifte sein Geist, wie von einer Art Warte aus, über Europa, und über Frankreich ins Besondre, hin. An jenem abgeschiednen Ort weilend, schien er in Paris zu leben; seine Freunde, seine Schüler, seine Werke vertraten ihn dort; sein Name war stets in aller Mund. Voltaire und immer wieder Voltaire! Dichtung, Philosophie, Frohsinn, Satire schienen, ohne je zu versiegen, aus Ferney hervorzusprudeln, um sich über Frankreich und von da über ganz Europa zu verbreiten.

Was sollte aus einer Zeit werden, die, so lang an ihren Voltaire gewöhnt, nun plötzlich Rousseau's Stimme vernahm? Sie machte es wie die schwachen Leute; sie brach weder mit dem Einen, noch dem Andern, und suchte sich mit Beiden in gutes Vernehmen zu setzen. Daher eine seltsame Vereinigung zweier entgegengesetzter Einflüsse!

Was die Liebe betrifft, so kannte Voltaire bloß die Liebeleien aus den Tagen der Regentschaft; höchstens daß er in seinen Trauerspielen eine andre Empfindung schildert. In seinen Erzählungen, seinen abgerissnen Stücken, seiner Pucelle ist die Liebe leichtfertig und unheilig — keine Leidenschaft, sondern ein Vergnügen. Rousseau schilderte sie anders: durch die Liebe wollte er die Wiederherstellung aller edlen, hohen Gefühle beginnen. Voltaire führte Candide und Kunegunden vor; Rousseau dichtete Saint-Preux und Julie.

Welche Wirkung brachten diese widersprechenden Lehren auf die Zeitgenossen hervor? Man behielt aus Voltaire's Schule die Leichtfertigkeit, der Alles recht ist, wie es in der Welt hergeht; man borgte sich von Rousseau den Schwung eines Saint-Preux. Romanhafte Leidenschaft folgte den Glücksgängen der Rohés; aber im Grund war Dieß mehr nur ein Modewechsel, als eine wirkliche Umänderung der Sitten — große Worte und kleine Gefühle — mittelmäßig gerührte Herzen und begeisterte Gespräche.

Voltaire hatte in den Ruf aller seiner Zeitgenossen eingestimmt, die Ehe lächerlich zu machen. Es bestand in dieser Beziehung eine Art weltliches Gericht, welches den Gatten verdammte, sich zufrieden zu geben, wenn er unglücklich war; wenn er aber nicht betrogen wurde, sich der Tugend seiner Frau zu schämen.

Rousseau brachte die Ehe wie die Liebe wieder zu Ehren. Er stellte den Romanen des Jahrhunderts seinen Emil entgegen. Man hatte die Ehe als etwas Geringfügiges betrachtet; er machte sie wieder zu etwas Heiligem; man hatte sie einen langweiligen Zustand genannt; er machte sie wieder liebenswürdig; man hatte nur die Unbequemlichkeiten im Aug gehabt, die mit dem Familienleben verknüpft sind; er zeigte die Freuden desselben, wie sie sich eng an dessen Pflichten anschließen.

Das Zeitalter, immer nur halb gehorsam, ließ sich's gefallen, die Ehe in Ehren zu halten, wie Rousseau es wollte, ohne deßhalb die alten Meinungen abzuschwören. Es begnügte sich, dieselben nur ein Bißchen umzumodeln. Man kam dahin ein, daß man zwar nicht mehr bloß um Glück zu machen, aber doch um einer heftigen Leidenschaft willen eine Ausnahme von heiligen Geboten sich erlauben dürfe, und pries eine heiße ehebrecherische Liebe eben so sehr, als eine treue Ehe.

Noch viel wunderlicher war die Mischung der Ansichten in Moral und Politik. Es giebt eine hohe Moral, die den Menschen an die Würde seiner Natur erinnert, ihm große und göttliche Ideen vorhält — die Moral der Religion und Philosophie, wie man sie im Telemach, im Emil findet. Es giebt aber auch eine bloße Verstandesmoral, die lediglich auf Nutzen und Fortkommen absieht, die in der Welt und für die Welt leben, und diejenigen Laster und Lächerlichkeiten, die etwa Anstoß erregen könnten, vermeiden lehrt — die Moral Voltaires. Sie hat Nichts, was das Gemüth in Anspruch nimmt; sie predigt die Resignation, aber nicht als eine Tugend, sondern als eine Nothwendigkeit, und verhilft somit zu einem — je nach dem Charakter des Menschen heitern oder schwermüthigen — Zustand, in welchem man sich um Nichts Sorgen macht.

Eine solche Moral taugt nicht, Republikaner zu bilden; denn die Republik, sagt Montesquieu, bedarf der Tugend. Auch ist Niemand weniger republikanisch gesinnt, als Voltaire. Frondeur ist er und Mißvergnügter, aber nur wie man Dieß in Monarchien ist. Der Freund großer Herren, der Sänger Heinrichs IV

*) Ganz gewiß! Doch sieht sich hie und da selbst Voltaire, im Widerspruch mit seinem sonstigen Wesen, genöthigt, das Gemüth als die Grundkraft des Menschen anzuerkennen: So sagt er z. B. irgendwo: Toutes les grandes pensées viennent du coeur.

will keine Revolution im eigentlichen Sinn. Zwar macht er sich über die Könige lustig; klagt auch wohl über dieselben, besonders nach der Rückkehr von Berlin und dem Verstoß mit Friedrich II; aber es fällt ihm nicht ein, die bestehende Ordnung der Dinge im Ernst umstürzen zu wollen, und er hätte es nicht hoch genommen, auch in der Politik nach Candides Sinne zu sagen: Alles ist aufs Beste angeordnet in dieser möglich besten Welt. Wäre er Zeuge der französischen Revolution gewesen, so hätte er es mit den jungen Herren gehalten, die in den Salons große Vertheidiger der philosophischen Ideen waren, aber nach Coblenz auswanderten, als diese Ideen zur Erklärung der Menschenrechte sich verwirklichten.

Nicht so Rousseau. Als Freund der Religion und Sittlichkeit fürchtet er die Republik nicht; aber er sieht gleichwohl ein, wie die Leute seines Zeitalters sich in die Republik schicken würden, nämlich herzlich schlecht; denn sie hatten keinen Glauben und keine innere Ueberzeugung mehr. Diese erstorbenen Vermögen der Menschheit sucht er daher wieder zu beleben. Habt Ehrfurcht, ruft er, vor Eurer unsterblichen Seele; seyd tugendhafte Menschen, gute Familienväter; kehrt zur Natur zurück, denn die Gesellschaft, so wie sie jetzt ist, wird bald ein Ende nehmen. Ihr spottet über meinen Emil; er ist, sagt Ihr, nicht für Frankreich gemacht. Nein! er ist nicht für das Frankreich Ludwigs XV gemacht; aber wird denn dieses ewig dauern? — Ohne Zweifel sah Rousseau mit Besorgniß auf all die Männer, welche eine Revolution herbeiriefen, und zu ihrer Verwirklichung gleichwohl Nichts als Ideen hatten; als könnte man einen Staat bloß mit Gedanken, wie eine Wissenschaft, erneuen, und von der Sclaverei zur Freiheit übergehen, wie vom System eines Carteſius zu dem eines Newtons.

Dieß giebt Aufschluß über die gedoppelte Richtung von Rousseau's Werken. Er reißt mit der einen Hand ein und baut mit der andern auf. Wie alle Schriftsteller seines Jahrhunderts ist er ein Neuerer, aber er ist es bloß in der Politik. Nebenher ruft er lauter, als irgend ein Andrer, zur alten Tugend und Religion zurück. Nur um diesen Preis will er die Freiheit.

Das Jahrhundert aber suchte zwischen Voltaires und Rousseaus Ansichten einen Vergleich zu treffen. Der Geist, den ihm Voltaire eingeflößt, war nicht so schnell abzuschütteln; auch bleibt es denselben im Innern bei; aber äußerlich nahm man Rousseaus Grundsätze an. Daher eine halb weltmännische, halb schwunghafte Gesinnung; ein Gemisch von innerlicher Gleichgültigkeit und äußerlicher Erhebung; mit einem Wort, Gemüther, die durch den Einen ausgetrocknet, durch den Andern mehr aufgeblasen als wirklich belebt waren, und im Grund leer blieben. So ungefähr sah das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich vor der Revolution aus, und so schritt es bis zu derselben hinan.

Hätte es sich durchschaut, die Dinge im Innersten betrachtet, vielleicht es wäre, erschreckt über seine Schwäche und die Größe des Ergebnisses, auf das es hinarbeitete, nicht weiter vorgeschritten. Doch Das konnte es nicht; das Schicksal läßt sich in seinem Gang nicht aufhalten. Sitten, Gesetze, Ideen der alten Zeit hatten aufgehört; die alte Gesellschaft hatte ihre Macht erschöpft; es bedurfte einer Umwälzung. Ganz getrost ging also das achtzehnte Jahrhundert, der Nothwendigkeit gehorchend, während es nur seinen Hoffnungen zu folgen glaubte, dem unvermeidlichen Wendepunkt entgegen. Ueberall herrschte kindische Zuversicht, als könne der Staat umgeändert werden, ohne daß persönliche Leidenschaften sich darein mischten; verachtendes Mitleiden mit den Vorfahren; leichtgläubige Freude über das Glück, in einer Zeit zu leben, die bald so Großes herbeiführen werde; übermäßige Sucht, England nachzuahmen und mit dessen Parlamentsrednern zu wetteifern; voreiliges Bestreben, Talente, die man in den Salons bewundert hatte, bald auf öffentlicher Rednerbühne zu vernehmen; ungemeine Lust an den Worten Volk und Bürger, die wie Zauberklänge tönten, deren Sinn bisher unverständlich geblieben war. Jedermann glaubte an Frankreichs Verjüngung; Jeder glaubte seinerseits zu derselben beizutragen, und beeilte sich, diese glänzende Zukunft bald möglichst herbeizurufen — die Frauen und die Großen im täglichen Gespräch — die Schriftsteller in ihren Werken — die Parlamente in ihren Verweigerungen — die Geistlichen in ihren Predigten. So schritt die Revolution heran, wie das Verhängniß in Troja unter dem Zujauchzen des Volkes langsam sichern Schrittes einzog.

Scandit fatalis machina muros
Foeta armis: pueri circum innuptaeque puellae
Sacra canunt.

Bemerkungen über Spanien, und besonders über Madrid.

6. Von der Landwirthschaft.

Die erste und wichtigste Kunst, der edelste und ergiebigste Nahrungszweig der Menschen, der Landbau liegt, wie bekannt, in diesem von der Natur so begünstigten Lande sehr danieder. Mehrere meilenweite Strecken sieht man hier um die Stadt herum, welche niemals angebaut werden, im Frühlinge etwas grünen, und die meiste übrige Jahreszeit das Auge mit ihrer dürren Stroh- oder düstern Erdfarbe ermüden. Gras, Malven, Genister, Thymian sind die gewöhnlichen Produkte dieser Felder. Zwar giebt es in allen Ländern öde unfruchtbare Strecken: bei Bordeaux z. B. sind vielleicht bei vierzig französische Quadratmeilen unangebaut, und die Hälfte der Champagne bringt, wie man sagt, Disteln hervor, wo man Waizen gesäet hat; anderer weniger fruchtbaren Länder nicht zu gedenken. Allein die Ursache ist dort beinah immer die natürliche Beschaffenheit des Bodens; Spanien und Portugal hingegen sind fast durchgehends so fruchtbar, daß der Mensch sehr wenig arbeiten darf, um der mütterlichen Erde ihre Schätze zu entlocken.

Mit einem armseligen Pfluge ohne Räder pflügt, oder vielmehr kratzt der Landmann seinen Acker auf, besäet denselben so getrost, als nachläßig, und weiß nur selten von Mißwachs; bloß Heuschreckenschwärme verwüsten zuweilen seine Saaten. Erreicht doch das Getraide in mittäglichen Provinzen mehr als Mannshöhe, so daß im letzten Kriege mit den Franzosen sich ganze Ar-

ween darin verbargen, und erzählt man hier, in Andalusien sey der Bauer so träge, die Natur so freigebig, daß jener gewöhnlich Fleiß seine Rocktaschen mit Waizen anfülle, denselben wie im Spazierengehen aussäe mit den sorglosen Worten: Genug für dieses Jahr!

Was könnte aus einem solchen Lande werden, wenn es von Schweizern, Holländern oder Elsässern angebaut und durch Kanäle bewässert würde! Denn an Flüssen, Bächen und Quellen ist in diesem bergigen Lande eigentlich kein Mangel, wenn sie nur gehörig benutzt würden. In den Provinzen Navarra und Biscaya, wo kraft alter Privilegien etwas mehr Freiheit herrscht und der Landmann weniger gedrückt wird, ist auch die Landwirthschaft besser bestellt: dort hat jeder Bauer seine Kuh, seine Wiesen, und dort wohnt auch die dichteste Bevölkerung, so daß man im Durchschnitt auf jede Quadratstunde acht bis neun hundert Seelen rechnen darf, was freilich nur wenig ist in Vergleich z. B. mit dem Elsaß, wo zwei tausend Seelen auf die Quadratstunde kommen.

In der Provinz Valencia, vielleicht der angenehmsten hinsichtlich des herrlichen Klimas, wo man weder große Hitze noch Kälte verspürt, wird viel Reis gebaut und Seide gezogen, wie auch Baumwolle, Zucker, Datteln. Cochenille giebt es in den südlichen Provinzen; Obst, Oel und Wein sind daselbst so häufig, daß man letztern in ausgemauerten Cisternen oder Brunnen aufbewahren muß. Auch die Bienenzucht muß ungemein leicht und einträglich seyn, denn sogar hier in Madrid kauft man den schönsten, beinah weißen Honig zu zehn französischen Sous das Pfund, also um die Hälfte des Zuckers.

Doch ich will mich begnügen, bloß anzumerken, was ich hier in Kastilien und besonders in der Gegend der Hauptstadt selbst sehen konnte. Die Hauptprodukte dieser Provinz sind Getraide, Gerste, Kichern und andere Hülsenfrüchte; Oelbäume und Reben sieht man nicht viele. Auch bleiben ungeheure Strecken von den Provinzen Kastilien und Asturien bis Estremadura unangebaut, um den vielen Millionen alljährlich hin und herwandelnder Schafe Weide zu lassen. Fragt man einen Bauer in Kastilien oder Estremadura, warum er jene unvollkommnen Wiesen nicht umpflüge und anbaue, so zuckt er mitleidig die Achseln und antwortet: „Man sieht wohl, daß der Herr das Ding nicht versteht. Wissen Sie denn nicht, daß auf diesen Feldern die feinste Wolle des Erdbodens wächst?“ — Leider ist aber so viel als bewiesen, daß zwar die Schafzucht Einem trägen Volke sehr angemessen ist, sonst aber bei Weitem die Vortheile nicht bringt, welche die ungeheuren für diesen Zweck aufgeopferten Strecken eines so fruchtbaren Bodens gewähren würden, wenn man sie gehörig angebaut hätte. Ueberdieß wird beinah alle jene Wolle ungesponnen ausgeführt, und könnte also noch mehr Hände beschäftigen. Doch bieten diese so regelmäßig reisenden und beständig grasenden Schafkarawanen mit ihren Hirten — das hurtige Scheeren derselben — das Waschen der Wolle, nebst andern dazu gehörigen Geschäften, einem Fremden in der Gegend von Segovia einen ganz neuen anziehenden Anblick dar.

Sonst verräth dem Reisenden die Nähe der Hauptstadt in den meisten Ländern ein sorgfältigerer Anbau, schöne Landhäuser, niedliche zahlreiche Dörfer und Flecken, welche zuweilen als Vorstädte gelten können. Hier bemerkt man Nichts dergleichen. Das unebene gebrochene Erdreich bietet, von der Seite, wo keine Berge sind, dem Auge ein langweiliges, einförmiges Schauspiel dar. Ist der Wandrer über die Grenzen der künstlichen Spazirgänge gekommen, so hofft er mehrere Stunden lang vergebens auf Schatten und Abwechslung; da ist im Sommer Hitze und Staub, im Winter oftmals Koth. Doch ist, wie gesagt, diese Jahreszeit von kurzer Dauer, und wenn die Sonne scheint, und die Winde schweigen, spazirt man gemeiniglich recht angenehm von zehn Uhr des Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Im April brennt gewöhnlich die Sonne auf eine unleidliche Weise, ehe noch die Bäume Schatten geben.

In diesem Monat und dem folgenden haben die umliegenden Felder für das Auge etwas mehr Abwechslung, denn da breitet die frühe Gerstensaat ihre grünen Teppiche aus; allein sonderbar! kaum hat diese Saat einen Schuh Höhe erreicht, so kaufen die Ziegenhirten der Stadt die Felder, treiben ihre Heerden hinein, und lassen sie abweiden, bis kein Gräschen mehr zu sehen ist. Sodann wird umgeackert, und Gemüse, Bohnen, Erbsen, Liebesäpfel oder rother Pfeffer gesäet, wodurch das Feld wieder nach und nach ein grünes Ansehen gewinnt. Diese Gewohnheit, bei welcher man nicht umhin kann, sich des französischen Sprichworts zu erinnern: manger son bled en herbe, beschränkt sich indeß auf die Umgebungen der Hauptstadt; als ich das erste Mal einen Bauer fragte, ob das Reifen der Gerste nicht mehr Vortheil brächte, so antwortete er: „O nein, denn so erspare ich Schnitterlohn, Zehnten und noch andre Abgaben.“ In einiger Entfernung von Madrid läßt man viele Gersten- und besonders Waizenfelder reifen, was schon zum Theil zu Anfang Brachmonats geschieht, denn zu Ende dieses Monats ist bereits Alles eingeerntet und eingesammelt, und die Aecker sehen größtentheils wieder so einförmig aus, als im Winter. In der Gegend von Segovia hingegen, nur zwölf Stunden von der Hauptstadt nördlich, wird erst im Heumonat und August geerntet, indem dort das Klima, wegen der hohen Lage *) und der Nachbarschaft der Berge weniger heiß ist.

Hier, wie in Portugal und Italien, wird es mit dem Dreschen und Einsammeln des Getraides ganz anders gehalten, als in nördlichen Ländern. Tennen und Dreschflegel sind ganz überflüßig, und das ganze Geschäft wird unter freiem Himmel verrichtet. Viele Tausend armer Schnitter kommen aus den nördlichen Provinzen Gallizien und Asturien, um im Juni, Juli und August ihr Brod zu verdienen, und zwar ganz eigentlich im Schweiß ihres Angesichts; auch sehen die armen Bursche größtentheils wie Mohrkauer aus, sollen aber nicht ohne dreißig bis vierzig Thaler Jeder in ihr Land zurückkehren. Auch unsere Wasser- und Lastträger sind aus jenen Provinzen, verlassen Weiber und Kinder, um einige Jahre lang in der Hauptstadt Geld zu gewinnen; kehren dann wieder heim und sind oft im Stande einen kleinen Handel anzufangen; eine Lebensart, welche viel

*) In Madrid ist die mittlere Barometerhöhe 26½ pariser Zoll, in San Ildefonso hingegen nur 23½ Zoll.

Aehnliches mit derjenigen hat, welche die armen Savoyarden und Auvergnaten in Paris führen.

Um das geschnittene Getraide zu dreschen, (wenn man anders hier dieses Wort gebrauchen darf) wird solches auf einem großen kreisförmigen Platze aufgeschüttet, und dann läßt man einige Pferde oder Maulthiere mit einer besondern Art Schlitten ein Paar Tage lang darauf herum laufen. Dieser Schlitten ist ein bloßes Brett, dessen untere Seite mit einer großen Menge scharfer Feuersteine besetzt ist, welche Halme und Aehren allmälig in kleine Stücke zerschneiden. Auf der Mitte des Brettes steht der Mann oder die Frau mit Leitseil und Peitsche, hat auch oft noch ein Paar Kinder darauf sitzen, für welche diese Spazirfahrt, des Staubes ungeachtet, eine Art Fest ist. Hie und da haben wohlhabende Landeigenthümer statt dieses einfachen Schlittens eine besondere Art kleiner Wagen mit Walzen und eisernen, messerartigen Spitzen. So werden nach und nach alle Garben in kleine Hälmchen zerhackt, wobei das Korn sich unten sammelt; nur wenige Garben werden ganz aufbewahrt, indem ganzes Stroh wenig gebraucht wird. Die also gesammelten Haufen bleiben nun liegen, bis Wind eintritt, welcher selten drei Tage lange ausbleibt. Vermittelst großer hölzernen Schaufeln wird dann Alles nach und nach in die Höhe geworfen, das Stroh fliegt auf die Seite, das Korn hingegen fällt gerade nieder, und wird endlich durch Sieben vollends gesäubert. Das zerhackte Stroh muß Pferden, Maulthieren, Ochsen und Eseln als Futter dienen, denn in diesem Lande kennt man weder Heu noch Klee.

Auf ähnliche Art werden Gerste, Kichern, Erbsen, Linsen, Wicken, ja sogar große Bohnen gedroschen, worin gemeiniglich die Nachernte besteht. Hafer sieht man wenig, indem das Zug- und Lastvieh neben dem zerhackten Stroh gewöhnlich Gerste bekommt. Mit Wicken werden Tauben und Ziegen gefüttert, besonders im Winter, wann letztere auf den elenden Wälden beinahe gar Nichts mehr finden, und dann größtentheils von den Salat- und Kohlblättern der Märkte leben müssen.

Alle hiesigen Gärten und umliegenden Felder werden täglich auf eine im ganzen Lande übliche eigenthümliche Art gewässert. Vermittelst einer mit einem doppelten Rade versehenen Pumpe, welche von Maulthieren getrieben wird und in der Wasserbaukunst unter dem Namen eines Kasten- oder Paternosterwerks bekannt ist, wird ein großer ausgemauerter, an einem erhabenen Ort erbauter Wasserbehälter täglich ein oder zwei Mal angefüllt, und daraus vermittelst einer Menge kleiner Kanäle der ganze Garten begossen, wobei ein einziger Mann hinlänglich ist, um die Kanäle mit Erde auf- und zu zustopfen.

Landwirthschaftliche Werkzeuge sind sehr einfach und unvollkommen. Zwar befinden sich in dem Museum für mechanische Erfindungen Modelle genug von allerlei Mühlen, Sägmaschinen, verbesserten Pflügen und Wagen u. a.; allein dergleichen Modellen werden, wie es in manchen andern Ländern auch geht, bloß zum Angaffen der Neugierigen hübsch vom Staube gereinigt, aber niemals zum Gebrauche nachgeahmt. Denn wie sollte ein Bauer Etwas vornehmen, was sein Vater und Großvater nicht gebraucht, und wo sollte er Geld herbekommen, um einen Versuch zu machen, wenn er auch wollte? „Dergleichen Maschinen sind gut für Fremde!" — sagen die Meisten — und bleiben beim Alten.

Nichts kann erbärmlicher aussehen, als die Ochsenkarren, welche oft aus nördlichen Provinzen mit Kohlen, Holz u. dgl. hieher kommen und ihr sarrabares Gekrächze beinah eine Viertelstunde weit hören lassen. Die Räder sind aus bloßen Brettern gerundet, laufen mit der Achse um, und werden niemals geschmiert; dadurch entsteht ein so durchdringendes Geheul, daß sie in die Worte einstimmen möchte:

Wenn eine ganze Märzenwelt
von Katern Assembleen hält,
ist's Harmonie dagegen!

Allein gerade dieser schauerliche Lärm ist angenehme Musik in den Ohren der Fuhrleute, und wie sie versichern auch für die Ohren ihrer Thiere, welche stille stehen sollen, sobald die Musik aufhört. Bemerkt man doch etwas Aehnliches bei den oft sehr langen Reihen von Maulthieren: das vordere und hintere Thier tragen ungeheure lange Glocken, und sobald diese nicht tönen, steht gemeiniglich der ganze Zug still. Sonst sind diese Thiere, besonders die in der Stadt vor Kutschen und Kabriolets gespannten, mit einer Menge Glöckchen und farbigen Bändern und Schnüren geziert. Oft schlafen die Maulthiertreiber auf dem Rücken ihrer Thiere ausgestreckt; Arme und Beine hängen nieder, und doch stürzen sie selten herab.

Zur Beherzigung für Reisende, die etwa ihr Unstern auf diese Halbinsel führen sollte, füge ich noch einige Bemerkungen bei:

Träfe Einer etwa an seinem Wege einen Todten, einen Verwundeten, einen von Dieben Angefochtenen, oder sonst Hülfsbedürftigen, so halte er sich ja nicht auf, um Hülfe zu leisten, sondern gehe so geschwind als möglich seines Weges fort, so sehr sich auch sein mitleidiges Herz dagegen sträuben mag. Denn fänden ihn gewisse schwarze Justizspürhunde bei dergleichen christlichen Beschäftigungen, so möchte es ihm übel gehen. Er wird vor der Hand in den Kerker geführt, wo er oft lange sitzen mag, bis seine Unschuld erkannt wird; und um auch dann frei zu werden, kostet es ihn immer eine hübsche Summe, die er weit besser anwenden kann.

Hier, wie in Paris, werden unbekannte Ertrunkene *) und andere Gemordete oder Selbstmörder öffentlich ausgestellt. Allein solltest Du, lieber Leser, in dergleichen Leichnamen auch Deinen eignen Vater, Sohn oder Bruder erkennen, so lasse es ja nicht merken, sondern gehe Deiner Wege und weine auf Deinem Zimmer. Widrigenfalls wirst Du angehalten, Du kommst provisorisch in's Gefängniß, und da geht's, wie gesagt, weit leichter hinein, als heraus.

---

*) In unserm berühmten Bache Manzanares würde es eine schwierige Aufgabe seyn, einen Menschen zu ersäufen, wohl aber kann Dieß geschehen in einem langen, vor der Stadt gelegenen Kanal.

Civil-Todesstrafen gibt es hier nur zweierlei, nachdem man seit mehr als einem halben Jahrhundert weder Ketzer noch Juden, noch Zauberer, noch Hexen mehr verbrennt: man hängt oder erdrosselt. Letzteres geschieht vermittelst eines eisernen, mit einer Schraube versehenen Halsbands, und wird als eine Art Ehre bloß adlichen Delinquenten zugestanden. Auf beide Arten sah ich schon manchen bürgerlichen und adlichen Dieb hinrichten; denn Nichts ist gemeiner hier, als Diebstahl, und es fehlt nicht an Beispielen, daß selbst während der Execution unter dem Galgen gestohlen wurde. In dieser Rücksicht darf kein unteres Zimmer und kein Dachstübchen ohne Gitter seyn; und im Fall das Haus keinen Pförtner haben sollte, darf man kaum unbesorgt spazieren gehen, ohne Jemanden zurück zu lassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, bei der Zurückkunft das Quartier leer zu finden. Jede Thür hat, wie in Klöstern, ihr Guckfensterchen, und man macht nicht leicht Jemanden auf, ohne ihn vorher gesehen oder an der Stimme erkannt zu haben. Auch ist in abgelegenen Gassen der Spaziergang des Nachts unsicher, besonders im Winter, wiewohl es weder an Patrouillen noch an Nachtwächtern fehlt. Diese letztern heißen Serenos, was heiter bedeutet, weil sie nebst den Stunden den Zustand des Wetters ausschreien müssen. Das Gleiche gilt von den Umgegenden der Stadt, welche Tag und Nacht so unsicher sind, daß man kaum allein und unbewaffnet einige Stunden weit spazieren gehen darf, ohne von Spitzbuben angehalten zu werden.

In die nahen Gebirge wagt sich Niemand ohne gute Begleitung, und dennoch geschehen alle Jahr Diebstähle und sogar Ermordungen. *)

Lenormant's antiquarische Wanderung durch Unternubien.

(Schluß.)

Ibrim war vor Mohammed Ali Grenze des türkischen Reichs. Auf einem steilen Berg gelegen und durch gräuliche Schluchten von der übrigen Welt abgeschnitten hatte dieser Platz eine ungemeine Festigkeit; wirklich wurde er auch für einige Zeit das Asil der den Mordscenen zu Cairo entflohenen Mameluken. Als der unermüdliche Mohammed Ali ihnen diese Zufluchtsstätte entrissen, setzten sie sich in Dongola fest; bis die Expedition Ismael Pascha's sie zu neuer Flucht nöthigte, so daß sie zuletzt unstät, alt, erschöpft und zu einer sehr kleinen Zahl zusammen geschmolzen unter den wilden Stämmen Afrika's umherirrten, wo ihnen vor wenigen Jahren, mehr als 600 Stunden von Egypten, Laing und Clapperton begegneten. Ibrim sieht noch vollkommen so aus, wie an dem Tag, an welchem die Beduinen, die Verbündeten der Partei, die ihnen die Plünderung versprach, die elenden Häuser verwüsteten. Nicht eine Seele wohnt in diesen Mauern, die erst gestern verlassen scheinen und deren Grund, von den Römern regelmäßig und fest gebaut, all den Zusammenwurf verschiedenartiger Massen trägt, woran man die unbekümmerte Geschmacklosigkeit der Türken erkennt. Ein egyptischer Giebel, der Fußkranz eines griechischen Denkmals, die geglätteten Wände einer großen christlichen Kirche aus den ersten Jahrhunderten blicken aus dem in Trümmern liegenden Mauerwerk hervor, und in der Höhe des mit Zinnen bekränzten Felsen, der den Fluß beherrscht, öffnen sich kleine Grabkammern, wo man die Namen von Mörls und seinem Sohn findet, die in einem Glanz von Farben prangen, welche die frischesten Zierathen unsrer Boudoirs beschämen würden.

Jenseits Ibrim, dem alten Premmis, verschwinden die Namen griechischer und römischer Souveräne. Die Pharaonen allein haben die Gränzen ihres Reichs weiter gerückt, und ihre beiden Hauptstädte schließen vielleicht nichts seiner Idee nach so Großartiges in sich, als den Tempel von Ibsambul. Etwa eine Tagreise oberhalb Ibrim drängt sich das Gebirg so ganz an das linke Ufer heran, daß kaum ein Pfad längs den senkrecht aus dem Fluß aufsteigenden Sandsteinfelsen übrig bleibt. Der Wind scheint dort einen ungewöhnlich starken Druck auf den Sand auszuüben, den er von der Spitze dieser Felsen stürzt, und der, indem er sich über eine steile Schlucht hinab einen schmalen Weg bahnt, zu einer furchtbaren Kascade anwächst, deren Erguß die Kraft des Stroms vergebens unterwühlt. Ohne den Einbruch des Sandes müßte am Ausgang der Schlucht ein ziemlich weitläufiger Raum bestehen, nur wenig erhaben über den Wasserspiegel des Flusses und von den drei andern Seiten ganz von hohen natürlichen Mauern eingefaßt. Mächtige Terrassen von Backsteinen isolirten diesen Raum noch mehr und schützten ihn gegen die von Westen her anwogende Sandfluth. Noch ragen die obern Theile dieser gigantischen Strebemauer aus dem Sand, die, als sie nicht mehr unterhalten wurde, natürlich dem Gewicht der seit Jahrhunderten auf sie drückenden Last nicht länger widerstand. Dahinter ist der Felsen, der parallel mit dem Flusse läuft, fast senkrecht. Auf dieser compacten Masse, mehr als 25 Fuß über dem Nil, entwickelt sich eine durchaus in das Gestein gehauene Façade, mit sechs Colossen, die in erhabner Arbeit über den Grund, auf dem sie ruhen, hervortreten. Statt die Oberfläche des Felsens überall zu plätten, hat man zwischen den Colossen große Vorsprünge stehen lassen, die sich nach der sanften Böschung des Gebirgs richten, und so dieser Façade eine auf den ersten Anblick nicht zu beschreibende Wirkung verleihen. Die Colosse, welche den König Sesostris und seine Gemalin Nasré-Arris darstellen, zeichnen sich durch ihren geschmeidigen und correcten Stil aus; zumal in den Abbildun-

*) Wißbegierige Leser, welche gerne ein Mehreres über die Halbinsel erfahren möchten, verweise ich unter Anderm auf Volkmanns Reise durch Spanien, so wie auf das schon mehrmals angeführte periodische Werk bibliotheque britannique, litterature, tom. 20, 36, 39, 41, 44. Die im 41 Theile dieses Werkes befindliche Beschreibung von Madrid paßt indeß heut zu Tage gar nicht mehr, und Manches ist durchaus falsch So erhält darin z. B. der Spaziergang Prado drei Meilen — sollten es auch englische Meilen seyn, so wäre es an einer genug. Ich brauchte niemals über eine gute Viertelstunde, um diesen Spaziergang mit gewöhnlichen Schritten ganz zu durchwandern, und in weniger als einer halben Stunde kann man die ganze Länge der Stadt, welche mit jenem rechtwinklicht läuft, durchmessen.

gen der Frau, deren Körper alle Rundung und Weichheit der Natur hat. Abgesehen von der Bedeutsamkeit eines solchen Denkmals der Gattenliebe, hat man seine Freude an dem treuen Porträt einer reizenden Fürstin, deren Schönheit vor drei tausend dreihundert Jahren in der Welt Aufsehen machte, an einem Bauwerk, woran Alles genau seiner Bestimmung zu entsprechen scheint, wo die sanftesten Farben, die sorgfältigste Sculptur den gewähltesten und die Idee des Ganzen auszudrücken geeignetsten Gegenständen sich anschmiegen. Dieser artige Felsenbau gewann für mich durch die Nähe des unermeßlichen Hypogäon's von Ibsambul noch das besondere Interesse, daß es mir eine angenehme Zerstreuung darbot nach den stürmischen Eindrücken, welche sein Nachbar in mir erregte. Vor wenigen Jahren noch sah der Reisende bloß einen Kopf, der in einer beträchtlichen Höhe über dem Ufer sich erhob, gleich einem bleichen Riesen, der unter einer Bergruine begraben liegt. Im J. 1819 unternahmen der englische Consul Salt in Cairo und Banks, ein reicher englischer Kunstfreund, die Arbeiten, wodurch dieß Monument der Bewunderung der Welt wieder geschenkt wurde. Das Resultat war die Aufdeckung von vier sitzenden Figuren, welche die Façade zierten, die vollständige Wegräumung des Schutts von dem besterhaltenen der Colosse, links am Eingang, endlich die Eröffnung endloser unterirdischer Gallerien, wo Ammon's Priester erwachen könnten, ohne an die Abschaffung ihrer Religion zu glauben. Von dem linken Bein dieses Colosses schrieb Banks die vielleicht älteste griechische Inschrift ab, die sich auf Einen der jonischen Krieger bezog, die Psammetich I auf seinem Feldzug gegen seine widerspenstigen Unterthanen in Aethiopien begleiteten, wie denn damals die Griechen in Egypten bereits gern gesehen waren und mancherlei Begünstigungen genossen, welche sie dahin zogen. Seit der Epoche dieser wichtigen Arbeiten hat der Sand einen großen Theil seines vorigen Gebiets wieder eingenommen und der angeführte Coloß ist nur noch bis an die Knie sichtbar. Zwei andere Köpfe ragen noch zu Aeußerst der Façade hervor, der Körper eines vierten Colosses aber zeigt sich in seiner ganzen Höhe und hat kein menschliches Aussehen mehr. Der Kranz des Portals schimmert noch allein durch den Sand; oberhalb davon steht eine symbolische Figur der Sonne mit allerhand mysteriösen Attributen und eine lange Reihe kauernder Kynokephalen läuft über die ganze Façade hin, deren Dimensionen man daraus abnehmen mag, daß die Colosse, die bloß einen Theil davon ausmachen, von dem Gestell ihres Throns bis zur Spitze des Haarschmucks nicht weniger als 65 Fuß messen. Diese mehr als gigantischen Massen sind in einer weniger sorgfältigen als kühnen Manier behandelt, abgesehen von den Köpfen, die, was Wahrheit, Leben and Modellirung betrifft, ihres Gleichen nicht haben. Winkelmann hat für diese ruhige Schönheit, die er als den Gipfel der Kunst betrachtet, keine Regeln aufgestellt; die Juno Ludovisi, die überdieß zum Wenigsten viermal kleiner ist, erregt keinen so harmonischen Totaleindruck. Gebt diesen Felsen Bewegung und die griechische Kunst ist besiegt.

Wer in den Tempel eindringen will, muß sich an die Ababdeh-Araber der Nachbarschaft wenden, welche nach der Entfernung jedes Reisenden den Eingang wieder mit Sand verschütten, um das Verdienst zu haben, ihn für andere Neugierige wieder zu öffnen. Nachdem man in den schmalen Eingang auf dem Bauch hineingekrochen, rutscht man mit dem Sand auf den Boden des Vorhofs hinab, und sind die Augen ein Wenig an das schwache Dämmerlicht gewöhnt, welches durch das Loch hereinfällt, das man passirt hat, so bemerkt man weit über sich die weißen Köpfe anderer Kolosse, die, wie in Querscheh, die drei Abtheilungen einer unermeßlichen Gallerie bilden. Diese neuen Darstellungen von Sesostris stehen aufrecht und scheinen von schöner Arbeit; aber man kann aus Mangel an hinreichender Beleuchtung darüber nicht sicher urtheilen. Um sich eine — wenn auch immer noch so ungenaue — Vorstellung von den unendlichen Einzelheiten dieses Hypogäon's zu verschaffen, ist man genöthigt, eine große Anzahl Wachskerzen anzuzünden, die man, in ein Büschel vereinigt, an lange Stangen bindet und an die Gegenstände hält, welchen man untersucht. Da sich die Luft in dieser finstern Behausung nicht erneut, so würde man riskiren zu ersticken, wenn man Fackeln oder Strohfeuer anzündete. Auf den Eindruck, welche diese lange Folge von Gemächern, die sich gegen das geheimnißvolle Allerheiligste einsenken und verengen, als Ganzes hervorbringen würde, muß man verzichten,. Statt Dessen irrt man tappend in den schweigsamen Gängen umher; man entwirrt nach und nach die fantastischen Züge dieser Figuren, die gleich Nachtgespenstern die Wände bekleiden; man zählt zwanzig Gemächer, rechts und links, nach allen Seiten, und erstaunt, da oder dort noch eines zu finden. Ueberall entrollen und kehren wieder die wechselnden Formen des ewigen Mythus, wie die Wellen eines grenzenlosen Meeres. Nirgends ist der Ausdruck zumal eintöniger und großartiger, und steht man endlich vor den vier sitzenden Statuen, welche die Pforten des Allerheiligsten bewachen, still, hat man ohne zu schaudern den starren Blick dieses stummen Senats ertragen, so fragt man sich, ob die Grotte nicht noch andere Geheimnisse verberge, ob nicht ins Unendliche fort noch andere Rhamses sich folgen, die andern Ammons, andern Phres ihre Opferspenden darbieten. Das religiöse Interesse ist indeß nicht das Einzige, wodurch das Hypogäon von Ibsambul sich empfiehlt. Die beiden Seitenwände der ersten Gallerie sind mit historischen Basreliefs bedeckt, die an Ausdehnung mit denen von Karnac und Medinet-Abu', an Pracht der Farben mit den Gräbern von Biban-el-Moluk wetteifern. Ob die Geschichte viel neue Ausbeute an Thatsachen aus dieser ungeheuren Bilderschrift ziehen wird, weiß ich nicht; aber das Studium der egyptischen Kunst muß jeden Falls dadurch bedeutend gefördert werden; indem man die Sorgfalt wahrnimmt, mit welcher hier an allen Gegenständen das Colorit behandelt ist, muß man von jenem Eindruck der Verworrenheit zurückkommen, welchen die Ansicht der großen historischen Scenen von Theben in den Gemüthern der Beobachter zurückzulassen pflegt; indem man den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Farben, den Schimmer der Waffen, den Putz und Kleiderstaat bewundert, begreift man, wie so starksinnliche Mittel auf die Einbildungskraft der Völker wirken mußten, obgleich die Kunst der Perspektive entbehrte. Wie würde

es erst seyn, wenn der Strahl der Sonne noch auf diese Mauern auf diese tausendfarbigen Colosse schiene; wenn das sanfte Licht eines heitern Tages durch diese Säulenhallen strömte und den Gegenständen ihren festlichen Nimbus wiedergäbe; wenn der Reisende an dem vom Sand der Wüste gereinigten Ufer ans Land stiege, ehrfurchtsvoll auf den Tempel zuschritte und die ungeheuren Maskengesichter, deren dicke Lippen und breite Augenbrauen er jetzt mit ausgestreckten Armen mißt, zum ersten Lächeln sich verziehen sähe!

Doch schon dringt das Gebrüll des Kataraks von Wadi-Alfa in mein Ohr; fürderhin stößt man nur noch auf unförmliche Schutthaufen, die unwürdig sind, nach den Wundern von Ibsambul genannt zu werden. Aber was soll ich zu der wichtigsten aller Fragen sagen? Diese unterirdischen Tempel, diese dunkeln, unermeßlichen, dem Dienst der Gottheit geweihten Grotten, in der Nähe von Egypten, wo beinahe alle Hypogäen Grabmäler sind — weisen sie auf eine gemeinsame Religion, auf eine gemeinsame Kunst hin, mitten unter den Traditionen des Troglodytismus auf der Straße nach Indien, dem Land, wo sich alle Zeit eine abergläubische Verehrung an die natürlichen Grotten knüpfte, wo die Menschenhand sie verschönerte und deren neue schuf? Das ist das Unangenehme an einer antiquarischen Wanderung in Unternubien, daß man einige Schritte auf dem Weg der Welt macht und dann nicht weiter kann. Hoffen wir indeß, daß es glücklicheren Beobachtern gelingen wird, die geheimnißvolle Verbindungskette zwischen Elephanta und Ibsambul herzustellen. Den Denkmälern von Indien fehlt noch ein Champollion!

Persisches Papier und orientalische Briefform.

Die Perser haben mehrere Arten Papier, es ist weiß, gelb, grün, roth, Gold- und Silberpapier. Am Meisten Ehrfurcht bezeichnet das weiße mit Goldblumen, man braucht es zu Briefen an gekrönte Häupter. Der Bogen ist größer oder kleiner, je nach dem Range der Person, an welche man schreibt. Die Briefe der persischen Könige an Ludwig XIV waren gegen drei Fuß lang. In der Türkei ist das Papier größer; die Schriften des Sultans und Großwessiers an die Könige von Frankreich sind bisweilen über sieben Fuß lang.

Man richtet sich hierin, wie gesagt, nach dem Range des Fürsten, an den man schreibt, oder je nachdem man seiner mehr oder minder bedarf. Als die Tatarenfürsten vom Stamme Dschengis-Chans, welche im 13 Jahrhundert Kleinasien und Persien besaßen, mit den abendländischen Monarchen in Verhältnisse traten, schrieben sie ihnen Anfangs zwei Fuß lange Briefe; allmälig wurde ihnen die Freundschaft der christlichen Fürsten nothwendiger, und ihre Briefe verlängerten sich bis zu neun Fuß. So die zwei Schreiben an Philipp den Schönen von Frankreich, in dem königl. Archive zu Paris. Abel Rémusat hat sie in dem siebenten Bande der Nouveaux mémoires de l'Académie des inscriptions bekannt gemacht. Tamerlan wollte einem Sultan Egyptens Ehre erzeigen und schrieb ihm einen Brief von siebenzig Armlängen.

Wenn die Perser schreiben, so schneiden sie vor Allem eine Ecke des Papiers mit der Schere ab. Sie thun es, sagt Chardin, damit das Blatt kein regelmäßiges Ganzes bilde, als ob sie dadurch bezeugen wollten, daß Nichts unter der Sonne vollkommen sey, und wenn man die Vollkommenheit erreichen wolle, so müsse man sich in das ewige Wesen versenken, welches allein vollkommen ist.

Die Höflichkeitsformeln haben immer zugenommen; worauf man aber am Meisten hält, ist, daß der Name des Oberen sich stets vor dem des Untergeordneten befinde. Zwischen Gleich und Gleich ist Dieß nur eine Höflichkeitssache. Seit dem höchsten Alterthum zeigt sich dasselbe Verhältniß. Als Mohammed dem persischen Könige Chosroes einen Brief sandte, welcher begann: „Mohammed, Sohn Abdallah's, Apostel Gottes, an Chosroes, König von Persien" ward Letzterer so aufgebracht, daß er vor Allem den Brief in Stücke zerriß. Zweihundert Jahre später fiel Dasselbe wieder vor. Ein Kaiser von Konstantinopel schrieb an Mamun, Sohn Harun Al-Raschid's und setzte seinen Namen zuerst, der Chalif wurde darüber sehr unwillig.

Will man Jemanden Ehre anthun, so schreibt man dessen Namen nebst den Titeln mit goldenen oder wenigstens farbigen Buchstaben, wie in dem Briefe Suleimans des Großen an Franz I. Zuweilen entfernt man sie, damit sie mehr hervortreten, von ihrer eigentlichen Stelle an den Rand oder setzt sie oben an: als ob man dadurch ausdrücken wollte, die Schrift sey nicht würdig, jene Namen aufzunehmen. Will man mehrere Namen und Titel hervorheben, so giebt man jedem eine besondere Farbe je nach dem Range der Personen. Ist von Gott, einem Heiligen und von dem Landesfürsten die Rede, so wird der Name Gottes mit goldenen, der Heilige mit blauen, der Fürst mit rothen Buchstaben bezeichnet. Spricht man nur von einem Heiligen und dem Könige, so erhält jener die goldenen, der andere die blauen.

Holbergs Komödien.

Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seit Holberg, den wir als den Stifter der gesammten dänischen Literatur betrachten können, zum ersten Male die komische Muse auf die Schaubühne seines Vaterlandes führte; und es giebt in Europa wenige dramatische Dichter, welche nach dem Verlauf einer so langen Zeit noch nicht von ihrem Platze in dem Repertoire verdrängt worden wären. Holberg behauptet sich indessen noch immer in der Gunst eines zahlreichen Publikums; und eine erst kürzlich vollendete neue Ausgabe seiner Comödien (L. Holbergs Comoedier, udgione af K. L. Rahbek. 1—6 Bind. — Kiobenhavn, 1824. 8) beweist, daß auch die gebildete Lesewelt ihn noch nicht vergessen hat. Daß die Dänen besondern Werth auf die Feinheiten der Sprache Holbergs legten, wie Schlegel behauptet, möchte freilich von Kennern der dänischen Literatur nicht zugegeben werden; aber an echter komischer Kraft und dem gesundem Witz ist Holberg bisher von keinem Neueren, auch außerhalb Dänemark nicht, erreicht worden. Die Wahrheit seiner Charaktere ist unübertrefflich; und die kernhafte Gesinnung, die seiner ganzen Auffassung des Lebens zum Grunde liegt, scheint leider! mit der Zeit, der sie in so hohem Grade eigen war, für immer verschwunden zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Mit einer Beilage.)

Literarische Beilage

zum Ausland 1830 Nro. 45 und 46.

Ankündigung.

Allgemeine politische Annalen

herausgegeben von

Karl von Rotteck.

Die „allgemeinen politischen Annalen," welche, nach einer kurzen Unterbrechung, jetzt wieder ins Leben treten, haben sich nachstehende Punkte zum Ziel ihres Strebens gesetzt:

Sie sollen fürs erste eine fortlaufende, möglichst vollständige Zeitgeschichte seyn. Ihre Hauptaufgabe ist die gedrängte und getreue Darstellung aller merkwürdigen Erscheinungen, Verhältnisse und Bewegungen in der politischen Welt. Alle denkenden Menschen richten heute ihren theilnehmenden Blick auf den Gang der politischen Dinge; aber die Tageblätter, mit ihren zerrissenen, vielfach unzuverlässigen, sich bald widersprechenden, bald endlos widerholenden Mittheilungen von Einzelheiten befriedigen das Bedürfniß nicht. Man verlangt einen Ueberblick des Ganzen, eine fortlaufende Orientirung in dem verwickelten Spiel der Ereignisse, eine Einsicht in ihren allseitigen Zusammenhang, in ihre verborgenern Gründe und in ihre Folgen.

Die politischen Annalen werden streben, diesem Bedürfniß nach Thunlichkeit Genüge zu leisten. Gedrängtheit, Zuverlässigkeit und dabei die möglichste Vollständigkeit der Darstellungen wird ihr Gesetz seyn. Sie sollen dadurch allernächst zweierlei Klassen von Lesern nützlich werden. Denjenigen nämlich, welchen weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Eifer mangelte, die verschiedenen Tagesblätter regelmäßig zu durchlesen, sollen sie eine je nach Zeitabschnitten oder nach größern Schauplätzen geordnete Uebersicht zur leichtern Zusammenfassung und zur Wiederholung geben: jenen aber, welchen Amts- oder Berufsgeschäfte oder andere Gründe nicht erlauben, sich durch jene Zeitungslektüre in fortwährender Bekanntschaft mit den Tagesereignissen zu erhalten, sollen sie als befriedigender Ersatz dafür dienen, und ihnen die Kenntniß wenigstens des Wichtigsten der Zeitgeschichte, die Ueberschauung des großen Weltlaufs wie des Lebens der Einzelnen Nationen gewähren.

Das politische Leben der Staaten ist theils ein nach Außen gerichtetes, — in der Wechselwirkung mit andern Staaten bestehendes — theils ein einheimisches, die Gesetzgebung und Verwaltung, die Volks- und Staatswirthschaft und, was zumal die konstitutionellen Staaten betrift, auch die Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk oder Volksrepresentation umfaßendes. Beide Seiten, welche ohnehin unter sich selbst in manigfaltiger Verbindung stehen, sollen eine gleich sorgfältige Beleuchtung in unsern Annalen finden; und es wird insbesondere die kritische Geschichte der Verhandlungen nicht nur der großen Repräsentativ-Versammlungen in Frankreich und England, Niederland und Amerika, sondern auch der bedeutenden landständischen Kammern in Deutschland einen stehenden Artikel derselben bilden.

Neben der fortwährenden Uebersicht des Großen und Ganzen werden wir auch den vorzüglich merkwürdigen oder den verborgenen Einzelheiten der Zeitgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und wir hoffen, theils durch die bereits zugesagte regelmäßige Mitwirkung vieler verehrten Freunde, theils durch gelegenheitliche Mittheilungen kundiger Korrespondenten in den Stand gesetzt zu werden, diese unsere doppelte Aufgabe, wenn auch nicht gleich beim Beginn, doch in einiger Zeit und fortschreitend befriedigender zu erfüllen.

Der Hauptinhalt der Annalen wird hiernach historisch und zwar nicht auf vorübergehendes Interesse berechnet, sondern einen dauernden Werth — als treues Denkmal der Zeit, als reine Quelle für künftige Geschichtschreiber, als der Aufbewahrung würdige Chronik — in Anspruch nehmend seyn. In dieser letzten Eigenschaft werden sie mit den „neuesten Staatsakten," deren geordnete Herausgabe den Annalen den für ihre vielumfassenden Darstellungen nothwendigen Raum gewährt, in fortwährender, sich wechselseitig ergänzender Verbindung stehen, d. h. sie werden sich bei ihren Erzählungen auf jene Aktensammlung beziehen, ihnen als Kommentar, als Verbindungsmittel und Farbengebung dienen, und hinwieder in denselben die nöthige Vervollständigung und Rechtfertigung ihrer eigenen Ansichten und Gemälde finden.

Auch doktrinelle Aufsätze, wissenschaftliche Abhandlungen über politische Gegenstände, welche das Interesse des Tages vorzüglich in Anspruch nehmen, oder welche überhaupt von praktischer Bedeutung sind, werden von dem Zwecke unserer Annalen umschlossen. Doch sollen dergleichen Abhandlungen vom Schulstaube möglichst frei bleiben, und gedrängte Gediegenheit ihr sorgfältig zu erstrebender Charakter seyn.

Unter der Rubrik Miscellen endlich werden wir kleinere Mittheilungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts, als vereinzelte Notizen, Anekdoten, Charakterzüge, Bemerkungen, Maximen u. s. w. sammeln, mitunter auch die Kritik merkwürdiger Erscheinungen in der politischen Literatur, wohl auch Uebersetzungen oder Auszüge aus gewichtigen Schriften des Tages geben.

Die Annalen also, hoffen wir, sollen nicht farblos seyn; doch wird nicht eine Partei-Farbe sie bezeichnen. Sie werden weder weiß noch dreifärbig, weder ein ministerielles noch ein Oppositionsblatt seyn, weder der äußersten Linken noch der Rechten angehören. Wahrheit ist ihre Losung, gesetzliche Freiheit und Recht ihr Ziel. Jeder, der aufrichtig dasselbe Ziel verfolgt, auf welcher

Seite er stehe, er ist ihr Freund, und nur gegen Unlauterkeit oder Verkehrtheit werden sie den Krieg führen. Meinungsverschiedenheiten, in Beziehung auf Mittel und Wege — die Einheit des Zieles also vorausgesetzt — werden sie ehren, und den ehrlichen, offenen, mit Anstand und Würde und mit Achtung des ebenbürtigen Gegners geführten — Kampf gegen dieselben nicht ablehnen. Sie bieten vielmehr ihre eigenen Blätter zur Niederlage aller aus redlicher Ueberzeugung fließenden Ansichten über politische Dinge dar; sie werden dankend jede Berichtigung ihrer Darstellungen und Urtheile, auch freudig jede geistreiche und gediegene Offensive gegen ihre Grundsätze aufnehmen, überzeugt, daß im Streite der Meinungen der Gewinn immerdar auf Seite der Wahrheit, und der endliche Triumph auf Seite des Rechts und der Freiheit sey.

Karl v. Rotteck, Hofr. und Professor.

Die von Posselt unter dem Namen Europäische Annalen begonnene Zeitschrift, welche eine so lange Reihe von Jahren den Beifall der Gebildeten aller Klassen in Anspruch genommen, durch einen gleich würdigen Gelehrten (wie die bisher durch die Herren Murhard, Lindner und Heine geschehen) fortsetzen zu lassen, und somit Posselts Manen den gebührenden Tribut zu zollen, lud die Unterzeichnete Hrn. von Rotteck ein, die Redaktion derselben zu übernehmen. Zu ihrer Freude willfahrte er, und übernahm dieselbe als eine den edelsten Interessen der Zeit gewidmete, auch den beiden Hauptstudien, welchen er sein Leben geweiht, der Geschichte und der Politik gleich innig verwandte Arbeit.

Seine Absicht ist, die politischen Annalen nach dem oben angezeigten, meist in Posselts Sinn gezeichneten, wenn auch nach subjectivem Standpunkt und nach den Verhältnissen der Gegenwart etwas modifizirten Plane fortzuführen.

Im Lauf eines Jahres erscheinen 12 Hefte; das 1ste Heft für den Monat Januar 1830 Ende dieses oder Anfang des nächsten Jahres.

Der Preis für den Jahrgang oder 12 Hefte ist 12 fl. oder 7 Rthlr.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für

Journal-Lese-Cirkel- und Lese-Cabinette.

Allgemeine

Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama

für das Jahr 1830.

Da dieses Journal mit dem nächsten Jahre fortgesetzt werden wird, so glauben wir Vorsteher und Unternehmer von Lesegesellschaften, so wie Gelehrte, Geschäftsmänner und Beamte am Schluß des Jahres auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen, damit, wenn sie es für das nächste Jahr halten wollen, ihre Bestellungen gefälligst schleunig einlaufen mögen.

Der Plan bleibt unverrückt derselbe, und wird dieses Blatt in einer stehenden Rubrik nicht nur eine Auswahl der merkwürdigsten Fälle aus allen Theilen der Rechtswissenschaft, der Polizei, der Verwaltung und des Kameralwesens entweder in kurzen Auszügen mit angehängter Entscheidung, oder, wo es zu Erhöhung des Interesses dienen kann, in gedrängten Bearbeitungen enthalten, sondern auch Anfragen über schwierige Materien und deren Beantwortungen mittheilen.

An diese Abtheilung soll sich eine andere reihen, die auf dem sichern Boden einer gereiften Erfahrung die Vorzüge und Mängel bestehender Institute bespricht, von den Fortschritten in der Gesetzgebung aller Länder Rechenschaft giebt, und als freimüthiges Organ der öffentlichen Stimme die ständischen Verhandlungen verfassungsmäßiger Staaten über wichtige Gegenstände der Gesetzgebung in einer ruhigen, der Wahrheitsliebe würdigen und dem hohen Interesse der Sache angemessenen Sprache begleitet.

Zeitungs- und Correspondenz-Nachrichten, so wie interessante Verhandlungen der Juries und der Assisen werden die Tagesbegebenheiten aus dem Gebiete der genannten Wissenschaften berichten, und, durch ihren reichhaltigen Stoff denkende Männer aus dem Kreise ihres Berufes von Zeit zu Zeit auf einen höhern Standpunkt führen.

In einer besonderen Abtheilung wird der Gang der Literatur verfolgt und jedes Werk angezeigt, von allen bedeutenden wird aber ein gedrängter Auszug oder eine Würdigung ihres Inhalts, und, wenn eine solche schon anderwärts niedergelegt seyn sollte, eine genaue Hinweisung auf die Zeitung oder Zeitschrift, in der sie vorkommt, gegeben werden.

Bei Entwerfung dieses Plans hat man vorzüglich das Bedürfniß des Geschäftsmanns und des Landbeamten im Auge gehabt; während ihn auf der einen Seite sein Beruf ausschließlich in Anspruch nimmt, macht ihm von der andern die Gesellschaft zur Pflicht, mit dem Leben und der Wissenschaft fortzuschreiten, und Alles, was diese Großes und Schönes bieten, zur Weihe seiner einflußreichen Stellung in seinem Wirkungskreise lebendig zu machen.

Zunächst an seinen Beruf gewiesen, bleibt ihm aber bei dem raschen Gange unserer Kultur keine Zeit übrig, der zweiten Anforderung zu genügen, und jeder Mann von edlem Streben wird es daher mit Liebe aufnehmen, wenn wir ihm in dem angekündigten Blatte bei dem kürzesten Zeitaufwande fortwährend einen universellen Ueberblick über das Neueste in der Wissenschaft und durch die literarischen Anzeigen ein Mittel gewähren, ohne eine zu sehr ausgedehnte eigene Nachlese die passendsten Werke auszuwählen.

Dennoch soll dieses Blatt nicht ausschließlich dem Praktiker gewidmet seyn, die Wissenschaft mit allen ihren seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätzen ist arm gegen das allseitige Leben zu nennen; und wie das Vollkommenste, das wir an ihr bewundern, nur durch Erfahrungen von ganzen Menschenaltern gewonnen worden ist, so wird auch die Ausbildung des Vorhandenen nur durch den Reichthum der Erfahrung für künftige Geschlechte lebendig seyn, und darum glauben wir, daß unser Blatt auch dem Gelehrten zuweilen Etwas bieten könnte.

Mehrere deutsche Gesetzgebungen beschäftigen sich schon seit längerer Zeit mit Einführung einer zweckmäßigen Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, und je mehr wir durch den Beistand erfahrener Männer des öffentlichen Interesses an unserem Unternehmen versichert seyn dürfen, desto mehr können wir hoffen, in unserem Blatte jenen langbesprochenen Reformen ein eigenes Fachwerk einzuräumen.

* * *

Indem wir dieses zur öffentlichen Kenntniß bringen, schmeicheln wir uns mit der Hoffnung, daß Gelehrte und Geschäftsmänner, deren Beruf es erlaubt, zur Erhöhung der Gemeinnützigkeit des Blattes gegen angemessenes Honorar uns alles Interessante mittheilen werden, was aus dem Gebiete der genannten Fächer in den Kreis ihres Wissens kommt.

Abbonirten Justiz-, Kameral- und Polizei-Behörden werden alle Bekanntmachungen einmal unentgeldlich eingerückt, wenn sie solche portofrei an die Redaktion zu Stuttgart einsenden.

Die Herren Buchhändler ersuchen wir, uns ihre Verlagswerke aus den einschlagenden Fächern im Wege des Buchhandels zuschicken zu wollen, um dieselben der Redaktion zur Anzeige sofort mitzutheilen.

Von der allgemeinen Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama werden mit Einschluß der monatlichen Inhalts-Anzeigen wöchentlich drei Stücke geliefert. Postäglich kann man sie auf allen Postämtern gegen Vorausbezahlung von 4 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Thaler 18 Groschen preuß. für das halbe Jahr erhalten, jedoch nur am Schlusse eines jeden Jahres abbestellen, da man sich auf den Postämtern wie in den Buchhandlungen, für ein ganzes Jahr verbindlich macht. In Monatsheften liefern sie alle soliden Buchhandlungen um den nämlichen Preis. — Vermöge Verordnung der königl. General-Post-Direktion zu München muß jede Postbehörde, auch an der äußersten Gränze des Königreichs, dieselbe halbjährig für 4 fl. 57 kr. liefern. — Eine ähnliche Verordnung der großherzogl. badischen Ober-Post-Direktion zu Karlsruhe bestimmt, daß in dem Umfange des Großherzogthums Baden keine Zeitungs-Expedition mehr als 20 kr. Speditions-Gebühr über den Ladenpreis halbjährig von den Bestellern nehmen dürfe.

Nur solche Defekte, welche man binnen vier Wochen von der Zeit des Erscheinens des Blattes verlangt, werden unentgeldlich abgegeben. Später verlangte müssen mit 9 kr. per Stück bezahlt werden, falls sie die Expedition noch abzugeben im Stande ist. — Zweckmäßige kleine Beiträge nimmt die Redaktion unentgeldlich auf, wenn sich der Einsender nennt, der auf Verlangen steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf. Sie ist aber auch bereit, größere Ausarbeitungen angemessen zu honoriren und mit Correspondenten, die sich zu fortdauernden Lieferungen anheischig machen, besondere Verträge abzuschließen.

München, Stuttgart und Tübingen 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

* * *

Interessante Schrift.) Im Verlage der Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Auszug aus den Papieren einer erlauchten Person des XIX. Jahrhunderts. — Zwei nach eigenhändigen Schriften bekannt gemachte Erzählungen. — Aus dem Französischen." broschirt Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

* * *

THESAURUS SHAKSPEARIANUS.

Der ausführliche Prospectus nebst beigedruckten Proben des Textes einer neuen kritischen Prachtausgabe von:

SHAKSPEARE'S
WORKS,

welche bei Ernst Fleischer in Leipzig auf Pränumeration erscheint, ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten gratis zu empfangen.

So eben ist erschienen und an allen Buchhandlungen versandt:

Johannes Wit, genannt von Döring.

Fragmente

aus meinem Leben und meiner Zeit

Erster Band.

gr. 8. geglättetes Velinpapier. geh. 2. Rthlr.

Von diesem so großes und allgemeines Aufsehen erregenden Werke, dessen früher herausgekommener 2r und 3r Theil die verschiedenartigsten Beurtheilungen und leidenschaftlichsten Angriffe erfahren hat, erscheint jetzt der erste Theil. Der reiche, höchst interessante Inhalt wird durch den nachstehend gegebenen Auszug des Inhalts der Capitel angedeutet.

Meine Schuljahre. — Die liberale Regierungspartei in Preußen, als Ursprung der spätern demagogischen Umtriebe. — Geist der Studenten und Professoren in Jena. — Ueber das Großherzogthum Weimar, als vermeinte Wiege des deutschen Jacobinismus. — Ueber den Deutschen Bund und dessen Folgen. — Definition der Unbedingten. — Projectirte Ermordung des Kaisers von Rußland, und Absicht des Großfürsten Constantin als Thäter zu bezeichnen. — Ueber die Mord-Pläne der Partei. — Systematische Republikanisirung des Volkes. — Ueber die Carlsbader Beschlüsse, die Mainzer Commission und die Mißgriffe der großen Mächte. — Ursprung des Bundes der Jungen. — Gründe meiner Entfernung aus Jena (1818) und Abreise nach England (1819). — Aufenthalt in England. — Grund meiner Entfernung und Reise nach Paris. — Ankunft in Frankreich. — Der Graf von Schlabberndorf. — Sonderbares Begebniß mit einer Dame. — Die Ermordung des Herzogs von Berry. — Folgen derselben. — Meine Flucht. — Ankunft in Nizza. — Der Gendarmerie-Officier und der Herzog Decazes; Graf de

Serre versteckt mich. — Verborgener Aufenthalt; herrliche Abende beim Grafen de Serre; meine Erlösung. — Schilderung der Doctrinärs. — Ueber das Wesen der Pariser Salons. — Zusammentreffen mit Carl Follenius und Verbindung mit dem Französischen Comité directeur. — Die Unruhen vom 19. Juni. — Anerbieten der Unbedingten, die Bourbonen zu morden. — Bekenntnisse einer schönen Seele. — Ankunft beim Grafen Benzel-Sternau. — Ueber den Einfluß der Oesterreichischen, Preußischen und Französischen Gesandtschaften in der Schweiz, und Schilderung derselben. — Bekanntschaft mit der Herzogin von St. Leu und der Großherzogin von Baden. — Drohbrief des Carl Follenius. — Ankunft in Stuttgart. — Die Königin Catharina von Würtemberg. — Der Freiherr von Wangenheim. — Der Doctor Lindner. — Die exaltirten und die gemäßigten Liberalen in Stuttgart. — Vermeinter Zweck meines Aufenthaltes in Stuttgart; dortige Ansichten. — Herr von Cotta und die Allgemeine Zeitung. — Myrmidonenwesen. — Meine Verbannung aus dem Königreiche — Erneuerter Aufenthalt in Paris. — Der jetzige König, als Haupt einer contrerevolutionären Gesellschaft. — Graf Bozzo di Borgo. — Doppelter Verrath der Polizei. — Plan des Herzogs von Wellington und des Fürsten Talleyrand, England und Frankreich an die Spitze einer constitutionellen Coalition zu stellen. — Schändlichkeiten der Ultra-Partei. — Oesterreichische Politik. — Das jetzige Ministerium, in seinem Ursprunge und seinen muthmaßlichen Folgen dargestellt. — Meine Rechtfertigung gegen mancherlei Angriffe. — Reise nach Turin und sonderbares Abenteuer daselbst. — Verbannung aus Piemont. — Ueber die geheimen Umtriebe der Katholiken in Deutschland, den Legationsrath Pfeilschifter u. s. w. — Ankunft in der Schweiz. —

Für Aeltern, Erzieher und Jugendfreunde.

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Neue (seit Januar 1829 die zweite) wohlfeile Gesammtausgabe der letzten Hand.

Siebenunddreißig Thle. (250 Bog.) mit 52 saubern, theils colorirten, theils schwarzen Kupfern und Karten. 8. fein Velinpap. Subscriptionspreis für sämmtliche 37 Theile 11 Rthlr. oder 19 fl. 48 kr. Rheinl.

Von dieser abermaligen neuen und wohlfeilen Gesammtausgabe der classischen Jugendschriften J. H. Campe's in 37 Theilen, sind jetzt die ersten 22 Bände ausgegeben. Die Theile 23—28 folgen ohnfehlbar Weihnachten d. J., und die Theile 29—37 eben so bestimmt noch vor Ostern 1830. Es werden demnach sämmtliche 37 Bände binnen 4 Monaten geliefert und haftet die Verlagshandlung für das pünktliche Halten der Termine. — Der ungemein billige Subscriptionspreis, welche diese Sammlung auch wenig bemittelten Familien zugängig macht (der Preis der Werke im Einzelnen ist mehr als der doppelte), und wonach der Bogen auf feinem Velinpapier, einschließlich der Kupfer und Karten, nicht mehr als 6 Pf. kostet, erlischt Ostern 1830 bei Erscheinung der letzten Bände, und tritt sodann der Ladenpreis von 13—14 Rthlr. ein. Ueber Plan und Einrichtung dieser Sammlung bittet die unterzeichnete Verlagshandlung die ausführliche Ankündigung, welche an alle Buchhandlungen versandt wurde, einzusehen, und begnügt sich zu bemerken, daß Eltern und Erzieher durch sie eine Haus- und Familienbibliothek erhalten, die an Gehalt und Werth schwerlich durch andere Werke ersetzt werden könnte, die ihren Kindern und Pflegbefohlenen eine unerschöpfliche Quelle von Freude und Belehrung verschafft, in ihrer richtigen Stufenfolge für die allmälige Ausbildung, das Kind bis zum Jüngling und zur Jungfrau geleitet, und auch dem spätern Alter Unterhaltung und Belehrung in dem heiligsten und wichtigsten Geschäfte, der guten und richtigen Erziehung der Angehörigen gewährt. Die einzelnen Theile der Sammlung sind zu allgemein bekannt, als daß es einer Charakteristik derselben bedürfte; es wird genügen, die Titel derselben anzuführen. Diese sind: das ABC- und Lesebuch — die Kinderbibliothek — die Seelenlehre für Kinder — das Sittenbüchlein für Kinder — der Robinson — die Entdekkung von America — das geschichtliche Bilderbuch oder die älteste Weltgeschichte — die Klugheitslehren — die erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen — die neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen — der väterliche Rath für meine Tochter — und der Theophron. — Die Verlagshandlung, überzeugt, daß es nicht leicht ein angenehmeres und nützlicheres Geschenk für die Jugend geben kann (es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sich in größeren Familien, Einzelwerke dieser Gesammtausgabe auch bei verschiedenen Gelegenheiten und für verschiedene Empfänger, nach Alter und Fähigkeiten, verwenden lassen) fordert Alle, denen tüchtige und freudige Jugendbildung am Herzen liegt, namentlich alle Freunde und dankbaren Verehrer Campe's, die aus Erfahrung wissen, welchen Schatz seine Schriften enthalten, auf, dem Unternehmen ihre Beachtung zu schenken. Die bis jetzt erschienenen und in allen Buchhandlungen vorliegenden Bände werden die auch auf die äußere Ausstattung verwendete Sorgfalt bestätigen.

Braunschweig, 1. Decbr. 1829.

Schulbuchhandlung. — Friedr. Vieweg.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 47. 16 Februar 1830.

Uebersicht der Resultate von Champollions Reise in Egypten. *)

Die Begierde, mit welcher die gelehrte Welt den Ergebnissen der champollionschen Reise entgegen sieht, steht in natürlichem Verhältniß zu dem Ruhm, welchen dieser Gelehrte sich durch seine Arbeiten und Entdeckungen über die Sprache und Bilderschrift der egyptischen Denkmale erworben hat. Viele werden mich um das Glück beneiden, einen Theil der Monumente Nubiens und Hochegyptens an der Seite eines solchen Auslegers haben besuchen zu können. Jene gewaltigen Obelisken, jene Kolosse, Pfeiler und Säulen, jene Mauern, bedeckt mit Hieroglyphen, welche dem Wandrer zwanzig Jahrhunderte lang geschwiegen, sprachen zu mir durch den Mund eines lebenden Dolmetschers; ja ich darf mich rühmen, glücklicher gewesen zu seyn, als Strabo und Diodor, und selbst als Herodot, welche insgesammt in den Erklärern ihrer Zeiten minder wahrheitsliebende und aufrichtige, vielleicht sogar minder unterrichtete Führer hatten, als ich. Bonaparte's militärische Expedition bereitete diese glänzende Ausbeute der Wissenschaft vor; allein die Denkmale von Theben und Memphis, die Grotten von Zaccara und Beni-Hassan, die Königsgräber von Biban-el-Moluk wiederhallten wohl vom Waffengeräusch der französischen Siege, aber noch gaben sie Nichts von dem geheimnißvollen Sinn ihrer Ausschmückungen kund, und das neugierige Europa staunte die Riesenmassen in der „Beschreibung Egyptens" an, ohne in der Kenntniß des Alterthums und der Geschichte auch nur einen Schritt vorzurücken. Mittlerweile sammelte Champollion in der Stille seines Arbeitszimmers den Stoff zu einem dauerhaftern Denkmal als dasjenige, dessen sich Venusia's Sänger rühmt, und das Glück schenkte ihm einen Sieg, der den bei den Pyramiden erfochtenen überbietet, da die friedliche Wissenschaft von höherem Werth für die Menschheit ist, als die blutige Schlacht, und wohl Niemand in Zweifel ziehen wird, daß die Kunst die Hieroglyphen zu lesen, welche seit vielleicht 1700 Jahren verloren war, für die glänzendste Entdeckung gelten muß, deren das 19 Jahrhundert sich rühmen kann.

*) Nach Acerbi, einem Mitgliede der französisch-toskanischen Expedition unter Champollion. Biblioteca Italiana, Novembre 1829.

Uebrigens macht uns die Bewunderung für Champollion nicht blind gegen das Verdienst anderer Reisenden, seiner Vorgänger, ja wir glauben behaupten zu dürfen, daß, wenn Champollion seine Reise nach Egypten weiter hinausgeschoben hätte, er in Gefahr gerathen wäre, Andre wo nicht in Entdeckung der Mittel selbst, so doch in Anwendung derselben zur Entzifferung der Bilderschrift sich zuvorkommen zu sehen. Möge deßhalb eine kurze Erwähnung jener Vorarbeiter dem Berichte über die französisch-toskanische Expedition vorausgehen.

Es ist hier nicht der Ort, von den Versuchen des Dr. Young zur Erklärung der berühmten Inschrift des Felsens von Rosette zu sprechen; Versuche, welche zuletzt darauf hinauslaufen, die phonetische Bedeutung gewisser Zeichen in Berenice's und Ptolemäus Namen zur Kenntniß zu bringen. Wir beschäftigen uns bloß mit denjenigen Gelehrten, die Egypten durchreist haben, und der Erste, welcher uns hier entgegen tritt, ist W. J. Banks, der bei Entdeckung einiger Tempeltrümmer in Abydos, auf einer halb zerfallnen Mauer eine Folgereihe mehrerer Schilder oder Felder (scudetti o cartelli) fand, die in drei wagerechten Linien übereinander hinliefen, und in welchen er ein nach der Zeit geordnetes Verzeichniß königlicher Namen vermuthete. Der verstorbene Salt machte diese Reihe in seinem sogleich näher zu nennenden Werk bekannt, und sie erhielt für immer den Namen: die Tafel von Abydos. Banks bemüht sich in einem jenem Werke beigefügten, an Charles York gerichteten Nachtrag sein Eigenthumsrecht auf die Entdeckung einiger Buchstaben im phonetischen Alphabet nachzuweisen, indem zuerst er den phonetischen Namen der Cleopatra gelesen habe. Ohne uns in eine nähere Untersuchung dieses Rechtes einzulassen, glauben wir versichern zu können, daß weder Banks noch Salt durch Auffindung der Tafel von Abydos irgend ein ersprießliches Ergebniß gewannen, da Beide nicht näher zu erklären vermochten, was dieselbe bedeute, worüber man eine Aufklärung lediglich erst der durch Champollion gemachten Entdeckung der Vornamen jener Könige verdankt.

Der Abgang dieses Schlüssels ließ Salt in einem Labyrinth, aus welchem sich heraus zu helfen er in seiner Schrift — Essay on D. Youngs and M. Champollions phonetic system of Hieroglyphics. London 1823 — viele vergebliche Versuche machte. Er kannte von Champollion Nichts als dessen Brief an Dacier

worin jener andeutet, daß es ihm bis jetzt (1822) noch nicht gelungen sey, das phonetische Alphabet mit Erfolg auf die Lesung der pharaonischen Namen anzuwenden. Salt glaubte schon Großes geleistet zu haben, als er im Stande war, die Namen des Rhamses, Sabacon, Taraca u. d. gl. zu lesen. Während er sich aber mit diesen geringfügigen Entdeckungen abmühte, hatte der gelehrte Franzose Riesenschritte gethan, und gab seinen Précis heraus. Salt selbst versicherte mich zu wiederholten Malen, daß er sein Werk, welches zugleich mit dem champollion'schen erschien, nicht würde bekannt gemacht haben, wenn er zuvor dieses gelesen hätte, wie er denn auch in der Vorrede zu seinem Buche sagt: I have been almost deterred from this Publication by a sight of the last work of Mr. Champollion. Nichts desto weniger ist auch Salts Schrift nicht ohne Verdienst.

Nach Salt stoßen wir auf drei andere Engländer, die sich um das Studium der Hieroglyphen verdient machten, die HH. Burton, Felix und Wilkinson. Burton giebt zu Cairo, in Heften von Folioformat, und unter dem Titel Excerpte, eine Sammlung von Gemälden, Obelisken, Inschriften, Schlachten, Festzügen u. s. w. in Steindruck heraus, abgebildet nach den egyptischen Denkmalen, welche von Tanis bis Wadi-Halfa vorkommen. Bis jetzt sind vier Hefte erschienen, welche zusammen über hundert Steindrücke enthalten. Einige derselben sind mit Fleiß und Wahrheit ausgeführt; andere schienen mir ziemlich mittelmäßig und nicht geeignet, eine richtige Vorstellung von der Schönheit der Urbilder zu geben. Die Genauigkeit in Nachahmung der Hieroglyphen geht nach Champollions Zeugniß dem Werke vollends ganz ab.

Felix hat eine Arbeit unternommen, die hinsichtlich der Zeitfolge der egyptischen Dynastien am Meisten Empfehlung verdient. Sie beginnt mit der 17 Dynastie und endigt mit den Lagiden, von welchen sie noch auf die römischen Kaiser herabsteigt. Das Werkchen kommt in Quartform heraus.

Wilkinson hält für den Druck bereit.

1) Ein „egyptisches Pantheon," worin er von den Ansichten Champollions über die Classification der egyptischen Gottheiten sehr abweicht. (Bekanntlich hat Champollion seit seiner Reise die früher von ihm angenommene Ordnung der Gottheiten selbst abgeändert.)

2) Eine Zeitfolge der Könige, mit Angabe der Abweichungen, die sich über einen und denselben Namen und Vornamen finden, (colle differenti variazioni dei loro prenomi e nomi) ihrem gegenseitigen Verwandschaftsverhältniß, und ihren Familien; nebst Nachrichten über ihre Eroberungen.

3) Eine Sammlung der Künste und Handwerker der Egyptier, mit einer Uebersicht der berühmtesten egyptischen Künstler.

4) Ein koptisch-englisches Wörterbuch.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

2. Die drei ersten Jahre der Revolution.

Das erste Jahr der Revolution, obgleich bezeichnet durch Greuel auf beiden Seiten, war außerordentlich erfolgreich für die Griechen. Im Verlauf eines Monats nach dem Ausbruch der Insurrektion wurden die Türken in Morea genöthigt, sich in die Festungen oder ummauerten Städte einzuschließen, wo undisciplinirte und halbbewaffnete Banden von Landleuten und Gebirgsbewohnern sie blokirt hielten. Im Verlauf des Sommers und Herbstes kapitulirten die Besatzungen von Navarin und Monembasia. Tripolizza, die Hauptstadt der Halbinsel, welche 10,000 türkische und albanesische Vertheidiger, überhaupt gegen 30,000 Muselmänner in ihren Mauern enthielt, wurde durch Sturm erobert; unermeßliche Schätze fielen den habsüchtigen griechischen Häuptlingen in die Hände. Demetrius Ypsilanti, Maurocordato und andere Fanarioten schlossen sich an. Die Inseln Spezzia und Ipsara verwandelten ihre Kauffahrteischiffe in eine kleine Kriegsflotte, blokirten mehrere türkische Häfen und erfochten große Vortheile zur See; unter Anderm jagten und verbrannten sie ein türkisches Linienschiff von 74 Kanonen mit 1200 Mann an Bord. Auch über Morea hinaus begleitete die Griechen der Sieg, sie nahmen Missolunghi und belagerten Athen. Um den ferneren Widerstand vorzubereiten und das Errungene zu sichern, errichteten sie gegen Ende des Jahrs eine regelmäßige Regierung.

Der zweite Feldzug stand in Bezug auf die Wichtigkeit seiner Resultate dem ersten kaum nach. Die Akropolis von Korinth ward genommen, obgleich nachmals wieder verloren, und ein Heer von 30,000 Türken, welches unter Dramali-Pascha in Morea einzudringen suchte, ward in Stücke gehauen oder zerstreut. Der Fall Nauplia's, des peloponnesischen Gibraltar's, welches zu entsetzen einer der Hauptzwecke dieser heillosen Expedition gewesen, machte den würdigen Beschluß des Jahres. Die Akropolis von Athen hatte sich schon früher ergeben, und Missolunghi hatte ein starkes türkisches Corps tapfer von seinen Mauern zurückgetrieben. Eine noch entschiedenere Ueberlegenheit behaupteten die Griechen zur See; sie bereicherten sich durch türkische Prisen und griffen die stärksten Linienschiffe an. So sehen wir also am Ende des zweiten Feldzugs ganz *) Morea, mit Ausnahme von Patras und ein Paar kleinen Festungen, vom Feinde gesäubert, Continentalgriechenland befreit und die Seemacht des türkischen Reichs flüchtig vor den kleinen Escadren der Inseln. Gegen diese Erfolge konnten die Türken bloß die entsetzlichen Metzeleien von Scio in die Wagschale legen.

Der dritte Feldzug zeichnete sich durch keine besondern Großthaten der Griechen aus, allein es ging auch Nichts verloren, und ohne die Zwistigkeiten im Innern, welche zunahmen, je mehr die Gefahr von Außen sich verminderte, hätte wohl Griechenland schon damals seine Unabhängigkeit behaupten können. Eine zweite Nationalversammlung trat zusammen; neue Maßregeln gesetzliche Ordnung einzuführen kamen aufs Tapet. Es bedurfte nur einer Regierung, welche im Stande war, die

*) Ueber die beiden ersten Feldzüge s. m. Memoires sur la Grèce; par Maxime Rayband. Par. 1825. 2 Vol. — eines der besten Werke, welche über die griechische Revolution erschienen sind. In Betreff der späteren Ereignisse giebt Howe gute Aufschlüsse (Historical sketch of the Greek Revolution. By Samuel G. Howe, M. D., late Surgeon in Chief to the Greek Fleet. New-York 1828).

vorhandenen Hülfsquellen zu benützen, um lange blutige Kriegsjahre zu ersparen. Einer solchen Regierung standen gegen 200 kleine Kriegsschiffe zu Gebot und 15,000 der geübtesten Seeleute Europa's, welche bereits drei zerstörte türkische Linienschiffe und eine Fregatte zu ihren Trophäen zählten; ins Feld stellen konnte sie 30,000 Mann, zum Mindesten so gute Truppen als ihre Gegner, den Kern einer Bevölkerung, unter deren Rachesschwert 100,000 Türken gefallen waren; endlich konnte sie sich den Besitz von Morea sichern, von Euböa, Livadien, Westgriechenland und beinahe allen Inseln des Archipels, die größten Theils, wo nicht ganz, ihrer Unterdrücker sich entledigt hatten.

Eines der amüsantesten Zwischenspiele in dem Drama der griechischen Revolution von diesem Jahr bildet ein Traktat, welchen der französische Schiffscapitän Jourdain, nachdem er als griechischer Abgeordneter umsonst sein Glück auf dem Congreß von Verona versucht hatte, mit den Rittern des heiligen Johannes von Jerusalem abschloß. Wir geben diese Episode, wie er sie selbst mit unverdächtiger Naivität erzählt, ihrer Curiosität halber, ob sie gleich auf den Ausgang des Stücks so wenig Einfluß gehabt hat, als die Intrike des frommen Aeneas mit der Dido auf die Ansiedlung der Trojaner in Italien.

Die griechische Regierung hatte ihre Hülfsquellen erschöpft und in der Person ihres Agenten war sie von der heiligen Allianz zurückgewiesen worden; da nun der Geldverlegenheit auf irgend eine Art abgeholfen werden mußte, jüdische und christliche Börsenmänner aber den classischen Erinnerungen keinen Einfluß auf ihre Contrakte gestatten, so sah sich Jourdain in einer andern Sphäre nach einem Verbündeten um, und entdeckte den souveränen Orden des heiligen Johannes von Jerusalem. Diese weiland berühmte Corporation, von der man in den letzten fünf und zwanzig Jahren in Europa Wenig gehört hatte und die man erloschen glaubte, wie die sächsische Heptarchie, konnte, wie sich jetzt zeigte, noch ihre Würdenträger versammeln, politische Verträge abschließen, sich Länder abtreten lassen und Inseln vertheilen, so freigebig als der Ritter von Mancha. Ohne ein Land oder eine Festung, oder eine Muskete, oder einen Matrosen, oder einen Soldaten, oder einen Schilling boten sie ihr Schutz- und Trutzbündniß der armen Republik Griechenland an. Der souveräne, religiöse und hospitable Orden, mit seinem Kanzler, Großprior und Comthur, versammelte sich zu einem großen Kapitel, nicht in seinem Kapitelsaal auf einem seiner alten Schlösser, sondern in einer Dachstube zu Paris, und geruhte einen Bevollmächtigten zu ernennen, um mit Hrn. Jourdain, dem beglaubigten Abgesandten der griechischen Regierung, in Unterhandlung zu treten. Ein Bevollmächtigter, mit einem langen Schweif von Titeln hinter seinem Namen, erhielt sofort seine Bestallung, und nachdem er seine Vollmachten mit dem griechischen Repräsentanten ausgewechselt, unterzeichnete er am 25 Juli 1825 im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit das Schutz- und Trutzbündniß mit obbesagter Republik: „der souveräne Orden" durch acht Jahrhunderte des Ruhms zu seinem Rang berechtigt, bekleidete sich mit der Autorität des Patronats, und erkannte in dem ersten Artikel des Traktats „die Unabhängigkeit der griechischen Nation" feierlichst an. „Die hohen contrahirenden Theile" erklärten in dem zweiten Artikel sich zu Schutz und Trutz verbunden „gegen alle ungläubigen Mächte." In dem sechsten Artikel kamen sie dahin überein, sich nach zu erobernden Inseln und Ländern umzusehen, die demjenigen Theil von ihnen eingehändigt werden sollten, der mit diesem Attribut der Souveränität noch nicht versehen war. Die Ritter ihrerseits gaben großmüthigst ihre Einwilligung, nicht nur die freie Ausübung der griechischen Religion in den Gebieten, welche ihnen die Griechen verschaffen würden, zu erlauben, sondern diese Ketzer und Schismatiker sogar zur Ehre des Ritterthums in ihrer katholischen Brüderschaft zuzulassen. Dafür, daß die Griechen sich anheischig machten, jenen eine Insel zu überliefern, wo sie ihre Standarte aufpflanzen könnten, entsagte „der andere hohe contrahirende Theil" allen seinen Ansprüchen auf die Halbinsel Morea und die große Insel Negreponte, wovon der Orden seit 400 Jahren Nichts mehr besaß. Ja sie ließen es bei dieser edelmüthigen Protektion durch Verzichtleistung und Anerkennung nicht bewenden, sondern der Bevollmächtigte der Ritter verstand sich sogar zu einer, bei Ausführung des Traktats, in Fristen zahlbaren Subsidie von 160,000 Pf. St., die der bedrängten Republik wohlbekommen mußte. Woher aber diese Subsidie nehmen? Etwa aus dem Schatz des Ordens? Keineswegs. Denn sie bekannten frank und frei, daß sie kein Geld hätten. Oder durch Vorschuß irgend eines europäischen Staats? Auch nicht, denn keiner dieser Staaten würde es sich auch nur einen Heller haben kosten lassen, um dem Orden selbst aufzuhelfen, vielweniger um Rebellen zu unterstützen. Also durch ein Anlehen auf den Credit des Ordens? Nein — denn veraltete Titel und vermoderte Archive sind schlechte Unterpfänder auf dem Geldmarkt. Und doch war der Hocus Pokus, um das Geld in die Kosser des Ordens hineinzuzaubern, ein Anlehen und lediglich Nichts als ein Anlehen. Nun in Wessen Namen und auf Wessen Bürgschaft? Ey, auf Namen und Gewähr der Griechen selbst! Mit andern Worten die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem bewilligten den Griechen eine Subsidie aus dem Ertrag eines Anlehens, das von den Griechen aufgenommen, durch griechischen Credit versichert, und, wenn je heimbezahlt, aus den Einkünften der griechischen Inseln, welche die Griechen für ihre huldvollen Alliirten erobern mußten, heimbezahlt werden sollte. Die auf diese Weise zu erhebende Summe sollte 10,000,000 Fr. betragen, davon dachten die Ritter den Löwentheil mit 6,000,000 Fr. sich zu, und die Griechen, die das Ganze herbeizuschaffen hatten, durften sich mit dem Rest begnügen.

Diesen Traktat in der Tasche reiste unser diplomatischer Agent, Hr. Jourdain, nach Griechenland zurück, begleitet von einem Gesandten der „Capitelversammlung" des Ordens, der den Auftrag hatte, bei der griechischen Regierung die in Folge der neuen Allianz zu treffenden einzelnen Maßregeln einzuleiten, und die Insel in Augenschein zu nehmen, welche der Orden brauchte, um seine Banner aufpflanzen zu können. Dieser Herr hatte, gleich andern großen Bevollmächtigten, zweierlei Instruktionen bei sich, einmal von sehr geheimer Art, und dann solche, die sich nach Zeit und Umständen vorzeigen ließen. Die ersteren, die jetzt bekannt geworden, lassen uns das Gewebe des beabsich-

tigten Betrugs durchblicken und enthüllen uns die Meinung, welche die Schelmen von einander hegten. Ihr diplomatischer Agent wird erinnert, daß die Griechen ein verschlagenes, gewandtes, falsches, treuloses Volk seyen, gegen das man auf der Hut seyn müsse; er solle ihnen ja die Größe des Ordens und den Werth seiner Allianz recht zu Gemüthe führen, da sie selber weder Geld, noch Credit, noch Land, noch Schiffe, noch Soldaten, noch Matrosen hätten!

Uebrigens war dieß nicht der einzige Abgesandte, dessen sich der Orden bei dieser günstigen Wendung seiner Angelegenheiten bediente. Ungeduldig, die Früchte einer so unehrenhaften Genossenschaft allein zu ernten, sandten sie einen zweiten Bevollmächtigten nach London, um für sich selbst einen Handel zu machen, wobei sie es eben sowohl auf eine Prellerei der englischen Darleiher, als ihrer griechischen Alliirten abgesehen hatten. Mit der Erscheinung des Prospekts und einer Subscriptionsliste zerschlug sich jedoch der Plan; in dieser neuen londner Ausgabe des Traktats lautete das Anlehen statt auf 10,000,000 auf 15,000,000 Fr. So endete die politische Allianz zwischen der classischen Regierung von Griechenland und dem „souveränen und religiösen Orden" von Malta, wie sie begonnen, durch eine Verhandlung voll Lug und Trug, eine Speculation, welche dem Beutel englischer Geldwucherer stärkere Zumuthungen machte, als irgend eine Schwindelei in dieser so schwindelhaften Periode, und welche, wenn es nicht schmerzte, durch sie eine gute Sache so schmählicher Weise in Mißkredit gebracht zu sehen, wegen ihrer Ostentation feierlicher Formen und ihres diplomatischen Kauderwelsches ein besseres Thema des Lächerlichen abgeben würde, als alle Manövers des Caziken von Poyais oder des Gouverneurs von Barataria.

Wichtigkeit des Siegels im Orient.

Im Orient bedient man sich nicht, wie bei uns, der Schlösser und Schlüssel. Will man Etwas nicht offen liegen lassen, so thut man es gewöhnlich in einen Koffer, bindet eine Schnur darum und versiegelt diese mit weichem Wachs. Der Koffer kann alsdann nicht geöffnet werden, ohne daß man es merkt. Diese Sitte rührt von den Alten her. Zuerst erfand man einen verwickelten Knoten. Ulyß stand im Ruf, denselben geschickt zu lösen, was ihn Circe gelehrt haben soll. Den Knoten versiegelte man mit Wachs, und diese Sitte hat seitdem fortwährend bestanden. Bei den Römern war sie allgemein; sie versiegelten sogar Speise und Trank. Plinius spricht davon und flucht Dem, welcher sich zuerst des Siegels bediente; unterläßt aber, ein Mittel anzugeben, welches besser gegen Gaunerei schützte. Es scheint übrigens, daß jene Sitte aus dem Abendlande nach dem Orient kam. Tacitus erzählt, ein zu Rom erzogener persischer Fürst, welcher dieselbe an seinem Hofe in Ctesiphon einführen wollte, habe den größten Unwillen unter dem Volke erregt; bald nahmen aber die Asiaten, Fürsten wie Unterthanen, ohne Ausnahme die Sitte an. Der Chalif Hescham im 8 Jahrhundert hatte in seinem Palaste siebenhundert Koffer voll Kostbarkeiten, alle versiegelt. Jetzt sind im Orient nur geringfügige Sachen nicht mit dem Siegel versehen. Die persischen Könige gingen zu Chardin's Zeit so weit, ihre Staatssiegel selbst zu versiegeln, nur das kleinste behielten sie bei sich, um sich desselben für die alltäglichen Geschäfte zu bedienen; es hing ihnen um den Hals. Die Staatssiegel waren in einem kleinem, mit Wachs versiegelten Koffer, der unter der Obhut der Königin Mutter stand. Hatte man ein Papier zu siegeln, so ließ man den Koffer holen. Der König versicherte sich vor Allem, ob das Siegel nicht beschädigt sey, erbrach es darauf, und versiegelte den Koffer von Neuem, sobald man das Staatssiegel nicht mehr brauchte. Dasselbe gilt von der Türkei. Der Sultan von Konstantinopel hat vier Siegel; drei zum Verschließen der Geräthschaften des Serails, eines führt er mit sich. Deßgleichen in Indien. Wer an Schloß und Riegel gewöhnt ist, findet alles Dieß unbequem; die Orientalen ihrerseits spotten gegen Riegel und Schlösser, worüber man sich nicht zu wundern braucht, denn die wenigen, welche sie besitzen, sind äußerst schlecht.

Die Siegel werden zuweilen gestohlen oder nachgemacht, und die Strafen gegen dieß Unwesen sind sehr streng. Die Siegelstecher bilden gegenwärtig in Persien eine eigene Zunft, welche über den Verkauf ihrer Siegel Rechenschaft ablegen müssen; findet man, daß sie zwei gleiche Siegel machen, so werden sie mit dem Tode bestraft. —

Die ersten römischen Kaiser hegten eine abergläubische Ehrfurcht für das Siegel des Augustus und bewahrten es sorgfältig. Galba verlor es und man sah Dieß für eine sehr üble Vorbedeutung an. Eben so verhielt es sich mit dem Siegel Mohammeds; als der Chalif Omar es in einen Brunnen fallen ließ, gerieth Alles in die tiefste Trauer, man nannte das Jahr „Jahr des Siegelverlustes" und fand später darin eine Andeutung des bald eintreffenden Unglücks. Hadrian hatte einen Ring mit seinem Wahlspruch; als er ihn wenige Tage vor seinem Tode verlor, zweifelte er nicht, daß er bald sterben würde. Etwas Aehnliches wird von Sultan Selim, dem Eroberer Egyptens, erwähnt. Jedermann kennt die Geschichte von Polykrates Ring, welche durch Herodot und Plinius auf uns gekommen ist; nicht sehr verschieden davon ist, was man über Harun Al-Raschid berichtet. Er hatte von seinem Vater einen sehr schönen Rubin erhalten, den er in den Tigris warf, weil sein ältester Bruder ihm denselben wegnehmen wollte. Bald darauf starb Harons Bruder; ein Fisch brachte dem neuen Chalifen den Rubin zurück, und Harun war nach dem zweiten Besitze des Kleinods glücklicher als Polykrates. Cicero und Plinius reden von dem Ringe des Königs Gyges, mittelst dessen man sah, ohne gesehen zu werden: die Orientalen schreiben Salomo's Ring dieselbe Kraft zu.

Gälische Prediger.

Ein Hochländer beschwert sich in einem Sendschreiben an eine englische Zeitung über die Prediger, die man ihnen schicke, und schlägt vor, daß man Jedem, der eine solche Stelle annehme, zur Pflicht machen solle, vorher die Landessprache gründlich zu erlernen. „Wir hören gälische Predigten", sagt er, „in welchen Masculina und Feminina, Singularis und Pluralis so durcheinander geworfen werden, daß der ernsthafteste Christ sich eines Lächelns nicht enthalten kann. Ja, ich sage die reine Wahrheit, wenn ich versichere, daß ich einmal dabei war, als der Pfarrer ein Kind im Namen des Vaters, der Söhne und der heiligen Geister taufte."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 48. 17 Februar 1830.

Die Gefangenen von Auray.

Drittes Capitel.

Die fünf Lieues von Auray nach Vannes legten wir in vier Stunden zurück; bei unserer Ankunft wurden wir in der Kirche des Seminar's untergebracht. Bald war diese voll von Männern und Frauen, welche uns dieselbe Theilnahme bezeugten, wie die guten Einwohner von Auray. Lebensmittel aller Art hatten wir in Ueberfluß; Jeder beeiferte sich, unsre Bedürfnisse zu befriedigen, und Jeder wollte vor dem Andern vorgezogen werden. Arme und Reiche drängten sich untereinander, alle waren durch ein Gefühl vereinigt. Wie rührend war diese Gleichheit! Alle Schrecken unserer Lage verschwanden; eine süße Täuschung löste unsre Fesseln: wir fanden in dem Gefängniß unser Vaterland wieder, Jeder sagte sich: „Ich werde wenigstens nicht auf fremder Erde sterben!" und schöpfte neuen Muth in diesem Gedanken.

Wir waren unser hundert und fünfzig in dieser Kirche, größten Theils Offiziere von der Marine. Die vier Tage, vom 31 Juli bis zum 3 August, die ich in derselben zubrachte, haben einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurückgelassen. Alles trug hier das Gepräge des Todes; alle Stände und alle Alter waren unter einander gemischt. Hier schlief ein Kind neben dem Greise, der es mit zärtlichen Blicken betrachtete; dort schloß der Vater seinen Sohn in die Arme. Der Gatte netzte mit seinen Thränen die letzten Worte, die er seinem Weib schrieb; zwei Freunde hielten sich fest umarmt und schwuren, sich bis zu ihrem letzten Hauche nicht zu trennen. Wurde Einer von uns aufgerufen, um zum Verhöre, d. h. zum Tode zu gehen, so wollten Alle ihm folgen und riefen ihm Alle ein ewiges Lebewohl zu.

Diesen Bildern des Schmerzes und des Entsetzens folgten zuweilen auch süßere und rührendere Scenen. Es bildeten sich Gruppen. Ein Schiffskapitän lag auf seinem Strohlager, ihn umgaben die Offiziere, die unter seinen Befehlen gestritten hatten. Die ernsten Gedanken des Alters, die schönsten Erinnerungen der Jugend beherrschten abwechselnd die Unterhaltung. Die Sammlung eines bejahrten Mannes ward oft durch die Freude des Jünglings oder durch den liebevollen Blick eines Kindes gestört; aber in allen den verschiedenen Stimmungen, die sich neben einander geltend machten, sprach sich dieselbe Ergebung, dieselbe Resignation aus. In diesem Tempel des Todes waren die Opfer die einzigen, welche ruhig blieben. Die Bewohner der Stadt, welche uns besuchten, waren tief bewegt, erschüttert. Erhaben war der Eindruck, den es machte, als wir nach einem öffentlichen Gebete, Alle, wie durch eine höhere Eingebung, zugleich Hand und Stimme erhoben, um vom Himmel Glück für Frankreich zu erflehen. Die Soldaten der Wache waren Anfangs unbeweglich vor Staunen und Bewunderung; bald erwachten aber auch in ihnen die Gefühle der Religion, sie gesellten sich zu uns und unterbrachen unsere Gebete durch ihre Seufzer.

Am 31 Juli wurden zehn von uns verhört, am 1 August sechzig, und am 2 vierzig. Ein republikanischer Offizier, der Zeuge ihres Verhörs gewesen war, sagte mir, daß die Festigkeit und Würde ihrer Antworten alle Anwesenden in Staunen versetzt habe. Keinem Einzigen war auch nur die leiseste Anwandlung von Schwäche begegnet. Einer meiner Cameraden, Tronjolly, sagte zu den Richtern: „Ich nehme Ihre Gerechtigkeit für meinen Bedienten in Anspruch; als ich Frankreich verließ, kannte er meine Absichten nicht; er hat nie die Waffen getragen; ich allein bin Schuld an seiner Auswanderung!"

Ein anderer, Hr. von Coatudavet, hatte ein sehr jugendliches und einnehmendes Aussehen. Als er um sein Alter befragt wurde, antwortete er: er sey dreißig Jahre alt. „Das ist unmöglich," bemerkte einer der Richter, durch eine menschliche Bewegung zum Mitleiden und zu dem Wunsche, ihn zu retten, hingerissen: „Sie sehen ja nicht aus, als ob Sie zwanzig wären" — „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen," entgegnete Hr. von Coatudavet.

Am 2 August wurden siebenzig Verurtheilte zugleich erschossen, am folgenden Tage zwei und vierzig. Wir hörten das Abfeuern der Gewehre; auch der Stärkste konnte sich bei diesem Schalle eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren; ein Priester, der unter uns war, sprach mit lauter Stimme die Gebete für die Todten.

Indem ich diese schrecklichen Scenen schildre, durchrieselt mich wieder jenes entsetzliche Gefühl. Nie sind vielleicht in so

kurzer Frist so viele ausgezeichnete Opfer hingeschlachtet worden. Eine Minute sah Alles umkommen, was Verehrung, was Bewunderung, Liebe einflößen kann. Nichts wurde geschont, nicht das ehrwürdigste Alter, nicht die ausgezeichnetsten Dienste oder Talente, nicht die erhabenste Tugend, noch die zarteste Jugend. Das Corps der Marine verlor hundert Offiziere, die theils seinen Stolz, theils seine Hoffnung bildeten. O, meine unglücklichen Cameraden, ich habe Euch überlebt, ewig werde ich Euch beweinen! Ich wollte durch Eure Namen diese Zeilen adeln; aber welche Ehre könnte ich Euch erweisen, die Eurem Werth entspräche?

Es blieben noch vierzig Personen in unserer Kirche, welchen zum Theil der Aufschub zugestanden wurde, den der Repräsentant Blad den Bedienten und Jenen bewilligt hatte, die noch nicht sechzehn Jahre zählten, als sie auswanderten, oder die vor dem Jahre 1789 ausgewandert waren. Auch ich, nebst meinem Freunde Entrechaux, befand mich in jener Zahl; weil wir es für erlaubt hielten, in dieser Lage unser Leben durch eine List zu retten. Am 3 August, des Morgens um sieben Uhr, wurden wir vor das Kriegsgericht gefordert. Ich stand dem Präsidenten gegenüber; die Gallerie hinter mir, welche an hundert Personen einnahmen, war lautlos, als die Frage an mich gerichtet wurde: „Ihr Name, Bürger?"

Ich nannte mich ***

„Zu welcher Zeit sind Sie ausgewandert?"

Ich bin nicht ausgewandert, ich habe Frankreich vor der Revolution verlassen.

„Haben Sie die Waffen gegen die Republik getragen?"

Nein.

„Aber Sie waren bei dem Zusammenlauf von Quiberon?"

Dieß ist wahr, aber ich war nicht als Militär angestellt.

„Waren Sie von Adel?"

Nein.

Hierauf fragte der Präsident: „Welches sind die Ursachen, Bürger, die Sie veranlaßten, Frankreich zu verlassen?"

Ich antwortete: Ich verließ Frankreich im Jahre 1789, um ausstehende Gelder für das Haus *** einzuziehen, welches seine Capitalien in San Domingo angelegt hatte. Ich schiffte mich im Laufe des Mais zu Nantes ein, und trat in Verbindung mit einem Kaufmann, Namens Ewerewenden, in London. Dieser Mann, der sich als Vater meiner annahm, machte Banqueroute und war gezwungen nach Schottland zu gehen; ich trennte mich von ihm. Nach Frankreich zurückkehren wollte ich nicht, so lange Robespierre die Herrschaft hatte; und da ich mich zu London ohne alle Hülfsmittel sah, so war es mir erwünscht, als der Quartiermeister der französischen Regimenter mich einlud, ihn als Rechnungsführer zu begleiten. Als wir aufbrachen, glaubte ich, daß wir nach Jersey gingen; statt dessen fand ich mich zu Quiberon, und ich stand bereits im Begriff, nach England zurück zukehren, als das Fort genommen wurde. Wenn ich bei dieser Gelegenheit nicht, nebst meinen übrigen Effecten, auch alle meine Papiere verloren hätte, so würde ich für meine Aussage die vollständigsten Beweise beibringen können; aber ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie mir eine Frist verstatten werden, um Dieß zu thun.

Der Präsident: „Bürger, war der Kaufmann, bei dem Sie sich befanden, von der Opposition?"

Seine politischen Ansichten waren mir nicht bekannt.

Der Präsident sagte mir hierauf mit vieler Milde: „Seyn Sie unbesorgt; man wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen." Bei diesen Worten bezeugten die Gallerien, die bisher ein düsteres Stillschweigen beobachtet hatten, ihren Beifall in den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude. Ich kehrte hierauf in das Zimmer zurück, wo sich die Personen befanden, die verhört werden sollten; ich bat sie, den Schein anzunehmen, als ob sie mich nicht kennten. Hr. von Entrechaux gab sich für einen Bedienten aus. Gegen Mittag wurde die Sitzung aufgehoben, alle Verhöre waren beendigt. Um ein Uhr kam Sophie mit einer ihrer Freundinnen und fragte nach mir. Sie nannte mit lauter Stimme meinen wahren Namen. Dieß konnte für mich die gefährlichsten Folgen haben; ich trat daher an das Fenster und sagte ihr: „Der Bürger, nach dem Sie fragen, ist nicht hier; kommen Sie diesen Abend zu dem Gefangenhause; der Bürger *** wird Ihnen Nachricht von ihm geben." Sophie war so verwirrt, daß sie nicht begriff, was ich ihr andeutete; ihre Freundin hatte mich indessen verstanden und führte sie hinweg.

Ich brachte den Nachmittag in demselben Zimmer mit den übrigen Gefangenen zu, die nach mir verhört worden waren. Die Annäherung der Todesstunde schien die Ruhe, die sie bisher behauptet hatten, nur zu vermehren. Ein Marinecadet, Hr. von Peyen, der nur sechs Monate jünger zu seyn brauchte, um den Aufschub zu erhalten, gab sein Alter an, obgleich sein Aussehen ungemein jugendlich war. Der Präsident drang vergebens in ihn; er konnte ihn nicht retten.

Um vier Uhr Abends kam das Detachement an, welches zu der Execution beordert war; der Gerichtsschreiber rief die Verurtheilten auf. Von einem derselben, le Noir, war der Name auf der Liste falsch geschrieben; er antwortete nicht. Der Schreiber ging zu den Nächsten über und wollte sich bereits entfernen, als Le Noir ihn zurückrief, indem er ihm sagte: „Es ist ohne Zweifel mein Name, den Sie genannt haben." Er folgte seinen Cameraden.

Nachdem dieser Aufruf beendigt war, band ein Corporal den Verurtheilten die Hände auf den Rücken. So wurden sie zum Tode geführt; vor ihnen her die Sapeurs, welche ihre Gräber graben, hinter ihnen die Grenadiere, welche ihnen den Tod geben sollten. Als die Unglücklichen sich zum letzten Male nach uns umwandten und uns sagten: „Vergeßt uns nicht; wir sind glücklich, daß wir Euch gerettet haben," ergriff uns ein Gefühl, das qualvoller war, als der Tod, dem wir uns entzogen hatten: wir waren im Begriff, uns selbst zu verrathen, und zu verlangen, das Schicksal unserer Kameraden zu theilen. Aber schon hatte die Thür sich hinter ihnen geschlossen, und wir blieben zurück in dumpfer Betäubung. Nach einer halben Stunde hörten wir den schrecklichen Schall des Gewehrfeuers; und einen Augenblick darauf wurden die blutigen Ueberreste unserer Freunde unter unsern Augen vorüber getragen. Ich sank halb bewußtlos

auf mein Lager; aber umsonst versuchte ich, einige Ruhe zu genießen; die furchtbarsten Bilder drängten sich in meiner Phantasie. Endlich vernahm ich, mitten in dieser fieberischen Aufregung, eine freundliche Stimme, die den Sturm meiner Gefühle beruhigte: es war Sophie, die, ohne daß ich sie gesehen hatte, in das Zimmer getreten war.

Am folgenden Tage wurden Alle, welche von den verschiedenen Commissionen des Kriegsgerichtes Aufschub erhalten hatten, nach Vannes abgeführt. Wir waren unser hundert und acht.

Skizzen aus dem niederländischen Indien.

IV. Batavia.

„So sind wir denn endlich in Batavia angekommen", sagte mir mein Reisegefährte; „die Seite, von welcher wir hinein kommen, ist nicht die glänzendste; es ist das chinesische Quartier. Eine außerordentliche Thätigkeit, großer Lärm, übler Geruch und kleine Häuser, die von vielen Menschen bewohnt werden, zeichnen diesen Theil der Stadt aus."

Wir fuhren durch einen Bazar, der mir mit Waaren aller Art, mit Früchten, Gemüse und Fischen reichlich versehen schien und darauf begleiteten wir einige ziemlich schmale Canäle, bis wir den Waterplaats (Glodok) erreichten, von wo wir uns rechts wandten und längs eines Canales einen herrlichen Baumgang und zwei Reihen der schönsten Wohnhäuser vor uns sahen. „Das ist das Rotenvliet", sagte mein Freund, „und hier sind wir vor dem Hotel de Provence, dem Gasthofe des Hrn. Ghaulan, bei dem uns wahrscheinlich ein gutes Mittagsmahl erwartet." Es war in der That gerade die Stunde der Table d'hote, und wir hatten Nichts zu thun, als an derselben Platz zu nehmen.

Nach dem Essen machte mein Begleiter Besuche bei einigen seiner Freunde; ich wollte diesen Augenblick benutzen, um einige Briefe abzugeben, und wandte mich deßhalb an einen jungen Menschen, der an der Table d'hote mit gespeist hatte, um ihn zu bitten, mir die Wohnung des Hrn. P. zu bezeichnen, von dem man mir gesagt hatte, daß er einer der ersten Beamten in dem Departement der Finanzen sey. „Er ist nicht mehr angestellt", sagte mir der Fremde, „obwohl er in Europa eine glänzende Laufbahn gemacht hatte und Mitglied der Generalstaaten gewesen war." Ich wollte eben dem Lohnbedienten den Auftrag geben, einen andern Brief an den Kapellmeister — zu besorgen: „Wie, an den Kapellmeister des 18 Regiments? Ei, wenn Sie Etwas auf dem Bureau der Finanzen zu thun haben, kann Ihnen dieser Brief gute Dienste erweisen; der Mann, an den er gerichtet ist, nimmt eine der ersten Stellen der Regierung ein und bewohnt eines der schönsten Häuser auf der Cornelisstraat. „Sehen Sie", sagte mir mein neuer Bekannter in scherzhaftem Tone, indem er sich bei meinem Erstaunen des Lachens nicht enthalten konnte; „Ihr Brief an den Finanzdirektor hilft Ihnen jetzt zu Nichts, und der an den Kapellmeister bringt Sie in Verbindung mit einem Finanzinspektor von nicht geringem Einfluß."

Ich eilte indessen nicht so sehr, als er erwartet hatte, diese Verbindung anzuknüpfen, sondern zog mich auf mein Zimmer zurück, um zu schreiben. Aber es ist Zeit, daß ich aufhöre, denn ich habe das Fenster offen gelassen und werde nun von einem Schwarme von Mosquitos überfallen, die — wie man mir sagt — besonders erbittert gegen Neuangekommene sind. Zugleich hat sich eine Legion von anderen geflügelten Insekten auf meinen Tisch, mein Papier und selbst in mein Schreibzeug geworfen, welches so voll davon ist, daß ich kaum noch meine Feder eintauchen kann.

Die Stadt Batavia hat seit langer Zeit den traurigen Ruf, einer der ungesundesten Plätze der Erde zu seyn. Diese Ungesundheit rührt indessen weniger von ihrer geographischen Lage, als von anderen Ursachen her, unter denen ich nur die Bauart anführen will, welche bei ihrer Gründung befolgt wurde. Nach der europäischen Sitte jener Zeit angelegt, hat sie enge Straßen, in denen die Häuser dicht an einander gedrängt sind; so daß jeder freie Luftzug abgeschnitten wird. Ueberdieß grub man zur Zierde, nach holländischer Art, in den Hauptstraßen Canäle, die man mit Bäumen besetzte, und von denen viele im Verlaufe vernachläßigt wurden, so daß sie keinen Abfluß hatten und mit morastigem stehendem Wasser sich anfüllten. Die großen chinesischen Kirchhöfe in der Nähe der Stadt vermehrten die Pestluft; endlich hatte sich an der Ausmündung des großen Flusses eine Bank gebildet, auf welcher sich all der Unrath anhäufte, den man in den Strom warf; und da diese Bank durch jede Ebbe trocken gelegt wurde, so mußten die Seewinde alle üblen Ausdünstungen der Stadt zuführen. Seit zehn Jahren sind hier jedoch große Veränderungen vorgegangen; die meisten jener Ursachen sind theils weggeräumt, theils wenigstens bedeutend vermindert worden; und man kann jetzt ohne Anstand sagen, daß Batavia gegenwärtig nicht ungesunder ist, als irgend eine andere europäische Niederlassung, die unter den Wendekreisen und an den Ufern des Meeres gelegen ist. Den meisten Dank ist die Stadt in dieser Beziehung den trefflichen Anordnungen des Generalgouverneurs, Baron van der Capellen, schuldig; auf seinen Befehl und unter seinen Augen wurden mehrere Canäle ausgefüllt, und die beibehaltenen gereinigt und hergestellt; in dem gesundesten Theile der Stadt (der Koningsplein) wurden neue Straßen angelegt; die Gerbereien und Schlachthäuser wurden aus der Nähe der Stadt an die Mündung des Flusses Flut verwiesen; die alten chinesischen Kirchhöfe wurden geschlossen und dagegen neue in einer Entfernung von drei Viertelstunden von der Stadt eröffnet; endlich wurden Maßregeln getroffen, den Fluß beständig rein zu erhalten, und es ward zu diesem Ende ein Molo an der Mündung angelegt, der sich weit in das Meer hineinerstreckte. Die Strömung erhielt dadurch größere Kraft, was die Vergrößerung der Bank verhindert; und seit dieser Zeit können sogar beladene Fahrzeuge über dieselbe ohne Gefahr hinwegsegeln.

Die Juden in Abyssinien *).

Portugiesische und spanische Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, so wie in unsern Tagen Bruce und Salt, haben von ei-

*) Hienach ist zu berichtigen Ritter's Erdkunde (Berl. 1822) Th. 1 S. 222.

nem jüdischen Stamme gesprochen, welcher seit unendlichen Zeiten in Abyssinien angesiedelt ist. Sie werden von den übrigen Einwohnern des Landes, den christlichen, so wie den mohammedanischen und heidnischen Falaßjan oder die Verbannten genannt. Seit ihrer Niederlassung in Abyssinien, die man mit vieler Wahrscheinlichkeit bis auf das Jahr 330 v. Chr. zurückführen kann, werden diese Juden von israelitischen Fürsten regiert, welche von dem ersten Jahrhundert v. Chr. G. bis zu dem Jahre 1542 n. Chr. in einer Stadt, auf einem äußerst steilen Felsen, zu Ambahay residirten; sie liegt in dem nördlichen Theile des Gebirgslandes Samen. Im Jahre 1542 wurde der Sitz dieses jüdischen Hofes nach Foloen, von da nach Regaretsch, und noch später nach Genzaray und Misseurat verlegt.

Vor der Bekehrung der Abyssinier zum Christenthume, die in das Jahr 325 nach Chr. fällt, besaßen die jüdischen Könige nicht allein das Land Samen, sondern auch das ganze Gebiet zwischen demselben und der See. Seit dem Jahre 330 verloren sie nach einander alle ihre Besitzungen bis auf das Gebiegsland Samen, welches sie sowohl gegen die christlichen Beherrscher von Abyssinien, als gegen die Mohren von Adel tapfer und siegreich vertheidigten. In der Folgezeit entschädigten sie sich sogar für ihre früheren Verluste, indem sie die Gegenden im Westen von Samen bis zu dem See Dembea in Besitz nahmen und sich in denselben bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts behaupteten. Von dieser Periode datirt sich der Verfall des jüdischen Reiches in Abyssinien; im Jahre 1630 hatten sie alle ihre Eroberungen wieder eingebüßt und sahen sich genöthigt, den christlichen Fürsten einen jährlichen Tribut an Geld, Vieh, Wollentuch und Eisen zu entrichten. Seitdem sind beide Theile ihren gegenseitigen Verbindlichkeiten treu geblieben; und als Bruce das Land besuchte, waren die Juden von Samen noch immer im Stande, eine Macht von 50,000 Mann in das Feld zu stellen. Um das Jahr 1800 erlosch ihre königliche Familie und jetzt erkennen die Juden in Samen kein anderes Haupt an, als den Fürsten, der auch den christlichen Theil von Abyssinien beherrscht.

Nach den abyssinischen Geschichtschreibern d. h. nach der Sage der Abyssinier wäre die Ansiedlung der Juden in ihrem Lande bis auf die Zeit der Regierung Salomos zurück zu versetzen, nämlich in das Jahr 980 v. Chr., wo die Königin von Saba von Jerusalem in ihr Reich zurückkehrte. Nach den Berichten der auswärtigen Juden wären die von Abyssinien unter der Regierung Rehoboams, des Sohnes Salomo's, ausgewandert, als Palästina in die beiden Königreiche Juda und Israel zerfiel. Wahrscheinlicher ist indessen, was Philostorgius, ein griechischer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, in seiner Kirchengeschichte *) sagt: „Im Süden der Axumiten längs der Küste bis zu ihrem äußersten Ostende (dem Cap Gardafui) wohnen die Syrier (Syroi). Die ursprünglichen Einwohner des Landes um sie her kennen sie noch jetzt unter diesem Namen. Sie sind durch die Hitze der Sonne, deren Strahlen senkrecht auf sie herabfallen, ganz dunkel von Farbe geworden, doch sprechen sie noch immer die Sprache ihrer Voreltern. Sie wurden durch Alexander den Großen von Syrien in diese ihre neue Heimat versetzt." Der römische Dichter Claudian, der beinahe zu derselben Zeit schrieb, und selbst in Egypten gewesen war, nennt die abyssinischen Juden (in seinem Panegyricus in Eutropium) geradezu Judaeos. Wir lesen bei Eusebius, bei Tzetzes, bei Johannes Malala, in dem Talmud, so wie in dem jüdischen Historiker Joseph ben Gorion, daß der macedonische Eroberer eine siegreiche Expedition gegen die Bewohner von Meroe unternahm; und da nach Josephus viele Juden sich freiwillig dem macedonischen Heere anschlossen, so wäre es wohl möglich, daß Alexander in Aethiopien zur Sicherung seiner Eroberungen eine jüdische Colonie gestiftet hätte, wie er auf anderen Punkten zu demselben Werke griechische Colonien anlegte.

*) Hist. Eccles. lib. III. c. 4. pag. 518.

In einem Artikel des Journal Asiatic, welcher diesen Andeutungen zum Grunde liegt, wird die Vermuthung ausgesprochen, daß wir diese jüdischen Einwanderer in dem äthiopischen Stamme zu suchen haben, dessen mehrere alte Schriftsteller unter dem Namen der Colobes, der Verstümmelten, gedenken. Agatharchides sagt: „Die meisten Troglodyten lassen sich nur theilweise beschneiden, gleich den Egyptiern; die, welche die Griechen Colobes nennen, beschneiden ihre Kinder aber, sobald sie geboren werden, und zwar ganz." Dieß ist die Art, wie der Pentateuch die Beschneidung vorschreibt, und in dem Alterthume waren die Juden das einzige Volk, welches jene Sitte auf diese eigentliche Weise befolgte. Auch erklärt Artemidorus, ein griechischer Schriftsteller um das Jahr 100 v. Chr., gerade zu, daß die Colobes ihre weiblichen Kinder auf dieselbe Weise beschnitten, wie die Juden; und in diesem Augenblicke geschieht Dieß noch bei den Juden in Abyssinien, obwohl alle anderen Juden nach dem Gebote der Talmudisten diesen Gebrauch aufgegeben haben. Diodorus Siculus sagt endlich, daß an dem südlichen Ende der Straße Bab-el Mandeb ein Troglodytenstamm wohne, welcher glaube, das Bett des rothen Meeres sey zweimal vierundzwanzig Stunden trocken gewesen. Diese Sage scheint bestimmt auf jüdischen Ursprung hinzuweisen, denn bei keinem anderen Volke des Alterthumes, außer bei den Juden, finden wir auch nur die geringste Spuren von derselben.

Calamy's Leben.

Dr. Calamy war ein berühmter heterodoxer Gottesgelehrter, der unter Karl II, Jakob II, Wilhelm und Marie, Anna und Georg I in England lebte, und während dieser Zeit mit eben so vieler Umsicht als Unparteilichkeit alle die einzelnen kleinen Umstände aufzeichnete, welche zu den großen Staatsveränderungen jener Zeit führten. Die Existenz dieses Werkes im Ms. war längst bekannt; indessen besaß man so viele andere Berichte über jene Periode, daß es überflüßig schien, die Zahl derselben durch einen neuen zu vermehren, bis die in unseren Tagen erweckte Vorliebe für Alles, was Memoiren ähnlich sieht, auch den „historischen Bericht über das Leben Calamy's (An Historical Account of my own Life with some Reflexions on the Times I lived in (1671—1731) by Edmund Calamy, edited and illustrated with Notes by J. Towill Rutt. Lond. 1830. 2 vols 8.) an das Licht förderte. Wichtige politische Aufschlüsse dürfen wir von Mittheilungen dieser Art nicht erwarten, doch werden auch in dieser Beziehung manche wesentliche Fehler von Burnet und Clarendon verbessert, während besonders für die Sittengeschichte sich uns eine reiche Fundgrube eröffnet, die durch die früher erschienenen Memoiren eines Evelyn und Pepys keineswegs entbehrlich gemacht wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 49. 18 Februar 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

3. Griechenland von 1824 bis zum Vermittelungstraktat.

In Bezug auf ihre politische Organisation befanden sich zwar die Griechen im vierten Jahr der Revolution noch auf dem alten Fleck, allein je länger sie kämpften und je mehr die Aussicht auf einen endlichen Erfolg stieg, desto lauter sprach sich die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten aus. Sogar, als mittlerweile der Patriotismus des Volks durch Mißleitung und Unthätigkeit zu erlöschen drohte, als die Raubsucht und die feindselige Zwietracht der Häuptlinge auf dem sich erweiternden Schauplatz des Kriegs einen um so gefährlichern Spielraum gewann, blieb sich dieß Vertrauen und diese Theilnahme eine Zeit lang gleich. Jetzt begann das goldene Zeitalter für Börsenspekulationen und philhellenische Missionen — für Geldmäkler und Constitutionsschmide — für militärische Abenteurer, die classische Dienste suchten und philanthropische Projektmacher, die das Reich der Anarchie verlängerten — für Ungläubige, welche religiöse Kreuzzüge predigten und für Juden, welche sich für das Christenthum interessirten. Obgleich aber die zahlreichen Hülfsvereine, welche sich in Europa bildeten und die Schaaren von Kampflustigen, welche nach Griechenland strömten, in sofern eine wohlthuende Erscheinung waren, als sie das Mitgefühl der Welt für eine verfolgte Sache bewiesen, so konnte es doch nichts Verfehlteres, Zweck- und Sinnloseres geben, als die Rathschläge und Einmischungen Einzelner von den Parteien. Während die Türken noch ungeschmälerte Garnisonen im Lande hielten, und sich anschickten, dasselbe mit neuen Barbarenschwärmen aus Asien und Africa zu überziehen, überzeugte sich ein Projektmacher, daß, was den Griechen vor Allem Noth thue, eine Zeitung sey, um ihre Siege zu verkünden, vergessend, wie ein rauher Häuptling nachher bemerkte, daß die Schlacht von Marathon gewonnen worden war, ehe man Zeitungen schrieb. Einige legislative Apostel nahmen das griechische Gerichtswesen unter ihre Obhut und drangen auf die Nothwendigkeit der Einführung des Geschwornengerichts, als die Nation bloß von dem Rechtsweg der Waffen hätte hören sollen. Andere kamen mit Entwürfen zu Finanzsystemen für den neuen Staat, dessen sämmtliche Hülfsquellen in den aus der Beute zusammengescharrten Schätzen der Häuptlinge und in einem verödeten Lande bestanden, über das die Feinde jeden Augenblick herfallen mochten. Ein erleuchteter Freund der Humanität schlug vor, die Türken mit Bibeln und ABC-Büchern, mit Preßbengeln und lankaster'schen Schulen zu bekämpfen. „Es ist mir sehr ärgerlich," schreibt Obrist Stanhope im Februar 1824 aus Missolonghi, „daß Ihr die Quäcker nicht vermocht habt, uns einige Schulmeister zu senden. Hätte ich drei wohlgeeignete Personen dieser Art zu meiner Verfügung, so würde ich die lankaster'sche Methode verbreiten, so weit die griechischen Eroberungen reichen. Mit der Presse und der Bibel ließe sich aller Geist in Griechenland urbar machen." Ein anderes Mal ereifert sich der Obrist wegen Anlegung von Posten in einem Land, wo es kaum eine Straße gab, und wo Wenige vom Volk lesen und schreiben konnten; in Einem Athem schreibt er um Schriftgießereien und Pulverfässer, um Kanonen und Gesetzbücher, um neue Testamente und Kartätschen, um Schulschriften und Feldartillerie, um Druckpressen und congrevesche Raketen.

Agenten, wie diese, paßten für die Krisis nicht; sie konnten überhaupt keiner Sache von großem Nutzen seyn. Unter den Zugvögeln von Gecken, Heuchlern oder Eigennützigen, welche um diese Zeit Griechenland heimsuchten, finden wir indessen einen unsterblichen Namen, dessen Glanz wenigstens ein wohlthätiges Licht auf die Scene zu werfen versprach; wir meinen Lord Byron, welcher seinen jugendlichen Hohn gegen das griechische Volk, „die gebornen Sclaven", dadurch sühnte, daß er sein Leben für ihre Wiedergeburt aufopferte. Der Lust und des Weihrauchs satt, gürtete sich der Sänger Don Juan zu Mühseligkeiten, wonach es dem Ritter Harold nicht gelüstete — er gedachte seine Genüsse zu schärfen durch die Würze der Gefahr — er hoffte den Schimmer seiner Dichterkrone durch den Glanz zu erhöhen, der von dem Helm des Kriegers wiederstrahlte. So lange er lebte, war es für ihn Bedürfniß, in den Augen der Welt zu leben, und wo hätte er eine bessere Bühne gefunden, um aufzutreten, als in dem von der heiligen Allianz aufgegebenen Griechenland? Aber trotz der romantischen Begeisterung, die ihn zu diesem Schritt hinriß, ist sehr zu vermuthen, daß seine Bemühungen völlig fruchtlos gewesen wären. Während der vier oder fünf Monate, die er der griechischen Sache auf den jonischen Inseln

oder in Missolonghi weihte, planderte, disputirte und räsonnirte er über die Lage von Griechenland, schrieb er Briefe an neutrische Häuptlinge, dingte und verabschiedete er sulliotische Diener, lachte er über Jeremias Bentham und die Philhellenen, traf er Anstalten zu einer Expedition nach Lepanto, die immer wieder verschoben wurde, ritt er aus, rauchte er Cigarren und dichtete er Verse; für die griechische Unabhängigkeit that er wirklich Nichts. Uns bedünkt es sehr zweifelhaft, ob es überhaupt eine Sache war, wo er wesentliche Dienste leisten und bleibenden Ruhm einernten konnte. So mächtig sein Saitenspiel erklang, so war es doch nur für englische Weisen gestimmt; um die wilden Landsmänner des Orpheus zu rühren, hätte sein Gesang die Sprache dieses felsenbewegenden Barden beseelen müssen. Hielt er sich aber an die neutrischen Banden, durch deren Mitwirkung er allein eine militärische Unternehmung auszuführen vermochte — an Banden, angeführt von Häuptlingen, die seine Talente nicht zu schätzen, seine Autorität nicht zu achten wußten — so gerieth er in ein Chaos, wo seine Stimme verhallte. Er war kein Hercules, um den klestischen Kapitanis Respekt einzuflößen, kein Prinz, um den intriguirenden Primaten zu imponiren, kein militärischer Führer, um das Zutrauen des unwissenden Soldaten zu gewinnen. Er konnte weder eine Armee befehligen, noch eine Compagnie exerciren. Die gierigen Mitglieder der griechischen Regierung blickten auf ihn, als einen Spender des griechischen Anlehens, und seine unbotmäßigen Sulioten huldigten ihm mit ihrer eigennützigen Vergötterung so lange, als sie ihn wie einen großen Sack voll spanischer Piaster betrachteten.

Gegen Ende dieses Jahres, in welchem die Griechen einige Lorbeern zur See pflückten, ohne einen Verlust zu Land zu erleiden, wenn man Ypsara abrechnet, welches in einen Schutthaufen verwandelt wurde, geriethen die ausübende und die gesetzgebende Gewalt, unter dem Einfluß der Faction der Kapitani und der Inselgriechen, aneinander, wobei die militärische Partei den Kürzern zog; mehrere Häuptlinge, unter andern Colocotroni, wurden eingekerkert und es sollte ihnen der Prozeß gemacht werden. Ungeachtet dieser Spaltungen hatte die Unabhängigkeit und Ruhe, deren Morea und Continentalgriechenland im Allgemeinen sich erfreuten, eine merkliche Verbesserung in der Lage des Landes hervorgebracht. Die Rechtspflege ward mit einem gewissen Grad von Unparteilichkeit verwaltet, den Ausbrüchen von Privatleidenschaft ward Einhalt gethan, das Landvolk kehrte an seinen Heerd zurück und begann seine Felder zu bauen.

Dieses Jahr ist übrigens im Grunde dasjenige, welches die letzten erfolgreichen Anstrengungen des auf seine eignen Mittel angewiesenen Griechenlands sah; denn wenn auch die edle Vertheidigung Missolonghis vom Sommer 1825 bis zum Frühjahr 1826 jedem frühern Sieg an die Seite gestellt werden darf, so ging es doch mit den griechischen Angelegenheiten schnell auf die Neige. Ein Feind, furchtbarer als jeder der frühern Gegner, erschien jetzt im Feld, während die Widerstandskräfte durch das Erlöschen der vaterländischen Begeisterung, durch die fortdauernden Zwistigkeiten der Regierung und der Gesetzgebung, durch den Bürgerkrieg zwischen den Insulanern und den Häuptlingen von Continentalgriechenland, sich verminderten. Ibrahim Pascha landete auf Morea mit einem wohldisciplinirten, von europäischen Officieren befehligten und mit allen militärischen Bedürfnissen ausgerüsteten Heer von 20,000 Mann, das, gelegentlich ergänzt oder verstärkt, das Land nicht eher wieder verließ, als bis ihm das französische Hülfscorps im Jahr 1828 die Losung zum Abzug gab. Ob wohl der egyptische Feldherr bei der Einnahme von Navarin auf einen tapfern Widerstand stieß, so bemächtigte er sich doch fast ohne Hindernisse des übrigen Theils der Halbinsel, und nachdem er dem von Reschid Pascha, einem Anführer von bedeutendem Ruf, commandirten Belagerungsheer vor Missolonghi, das aus 11,000 Mann bestand, eine Verstärkung von 10,000 Mann zugeführt hatte, ergab sich ihm und der Kunst seiner französischen Ingenieure auch dieß Bollwerk des westlichen Griechenlands. Die Bestürzung, welche diese Ereignisse verbreiteten, war so entmuthigend, und die Schwäche, zu welcher die Regierung durch die Unbotmäßigkeit ihrer Truppen und die Zwietracht der Häuptlinge herabsank, so hoffnungslos, daß einige der verständigsten Mitglieder der ausübenden Gewalt vorschlugen, ihre zu Grund gerichtete Sache unter englischen Schutz zu stellen — ein Vorschlag, der einen äußerst seltsamen Widerspruch von Seiten zweier Personen mit Namen Reche und Washington veranlaßte, die, von den Griechenvereinen von Frankreich und den Vereinigten Staaten wegen zweckmäßiger Vertheilung ihrer milden Gaben gesandt, in der bunten Maskerade des Augenblicks, und der allgemeinen Verwirrung, in der jede Art von Autorität aufhörte, keinen Anstand nahmen, sich einen diplomatischen Charakter beizulegen.

In den letzten Monaten des J. 1826 und den ersten des J. 1827 machten die Griechen bedeutende Anstrengungen Athen zu entsetzen, das nach dem Fall von Missolonghi berennt worden war, doch ohne einen entscheidenden Vortheil zu erlangen. Die Flotte war indessen, wie gewöhnlich, in ihren Angriffen auf die übelgeleiteten Geschwader des Feindes glücklich. Die Ankunft zweier Engländer, Lord Cochrane's und General Church's, des Großadmirals und des Generalissimus, am Anfang des siebenten Feldzugs, brachte die gehoffte Wirkung auf die Kriegsoperationen nicht hervor und — was auch die eifrigsten Philhellenen sagen mögen — die Lage Griechenlands, unmittelbar vor dem Vermittelungstraktat, war täglich, wo nicht rettungslos. Ibrahims Araber und Nubier hielten ganz Morea besetzt, mit Ausnahme des einzigen Nauplias, wo noch ein Schatten von griechischer Regierung sich befand. Der Pascha hatte alle festen Plätze mit Besatzungen, Waffen, Munition und Lebensmitteln versehen, und in Erwartung der ansehnlichen Verstärkungen aus Egypten, denen er täglich entgegensah, schickte er sich bereits an, die Sphäre seiner Plünderungen, Verwüstungen und Schlächtereien über Morea auszudehnen. Einige Guerilla'shaufen hauseten zwar in den Gebirgen, allein in der Ebene ihm die Spitze zu bieten und seine Fortschritte zu hemmen waren sie nicht im Stande. Die Regierung — wenn anders von einer solchen die Rede seyn konnte — in die letzte ihr übrig gebliebene Festung zurückgedrängt, ein Opfer häuslicher Zerwürfnisse, während Ibrahim vor den Thoren streifte, und vielleicht bald bestimmt,

den Triumphwagen des Eroberers zu ſchmücken — lag in den letzten Zügen; ihr Lord Großadmiral und ihr Generaliſſimus vermochten für die Vertheidigung des Landes nur Wenig zu thun, da es vor Allem an Geld fehlte. Ausländiſche Cabale, die wahrſcheinlich den Fall von Athen beförderte, überhaupt in dieſer allgemeinen Demoraliſation durch den Zauber des Geldes leichtes Spiel trieb, hörte nicht auf, die Parteien zu hetzen und den Samen der Zwietracht auszuſtreuen, um das letzte Bollwerk der griechiſchen Unabhängigkeit je bälder je lieber zu Fall zu bringen, und dadurch jeden Vorwand einer europäiſchen Dazwiſchenkunft abzuſchneiden. Die Kleften, im Beſitz der verſchiedenen Batterien von Nauplia, ſtanden keinen Augenblick an, auf einander zu feuern und bombardirten wirklich einmal die Stadt. Der Sultan, von den Nachtheilen eines getheilten Commandos überzeugt, hatte den Sohn ſeines egyptiſchen Satrapen von der Gegenwart des Capudan-Paſcha befreit, und ihm die alleinige Leitung des Kriegs gegen die Rebellen zu Waſſer und Land anvertraut. Die bereits im Peloponnes verſammelte Heeresmacht, verbunden mit der neuen Sendung aus Egypten, ſchien hinreichend, jeden Widerſtand zu bewältigen, in einem Feldzug die Eroberung oder Entvölkerung des Landes zu vollenden und ſomit Se. Hoheit aller Zudringlichkeiten von Seiten der europäiſchen Mächte in Betreff der Inſurgenten zu überheben. *)

*) Damit es nicht ſcheine, als ſey unſere Schilderung übertrieben, ſo vergleiche man, wie Becker, Sohn des Generals dieſes Namens, in ſeinem „Gemälde von Griechenland vom Jahr 1827“ (Revue française, Nr. 9) ſich über die damalige Periode als Augenzeuge äußert: „Nachdem die Hoffnung auf mächtige Beſchützer verſchwunden, dachte Jeder nur noch an ſein Privatintereſſe, und ſuchte aus dem allgemeinen Schiffbruch ein Stück an ſich zu bringen, um ſich zu guter Letzt mit dem Sieger vortheilhaft abzufinden: ſo nahm Guras von Athen, Grivas von dem obern Fort von Nauplia, Photomara von dem niedern Fort Beſitz; die Hydrioten trennten ſich von der Flotte. Die Häupter der engliſchen Partei intrikirten um das Hoſpodariat; Ziami wollte Hoſpodar werden. Weil er aber fürchtete, die militäriſchen Häuptlinge möchten ſich ſeinen Abſichten widerſetzen, ſo erſah er ſich eine Stütze an Captän Hamilton, mit dem er übereinkam, den Obriſt Fabvier, den die Freunde der abſoluten Unabhängigkeit mit einer Föderativregierung als ihren Anführer betrachteten, zu entfernen und einen Generaliſſimus an die Spitze zu ſtellen, der die Operationen und die Meinung der Truppen im Sinn der engliſchen Partei leiten ſollte. Man dachte an Church, in der Vorausſetzung, daß die griechiſchen Häuptlinge, die vordem in einem Regiment auf Zante größtentheils unter ſeinen Befehlen ſtanden, eher ihm als irgend einem Andern ſich fügen würden; inzwiſchen wurde Fabvier in Athen müßig hingehalten. Der ſeit mehr als einem Jahr angekündigte Retter, Cochrane, erſchien endlich; eine Nationalverſammlung, die in Aegina zuſammentrat, ernannte den Grafen Capo d'Iſtria zum Präſidenten, Cochrane zum Großadmiral, Church zum Oberegeneral; eine proviſoriſche Commiſſion von drei Mitgliedern ward bis zu Ankunft des neuen Präſidenten mit der ausübenden Gewalt beauftragt. Die Engländer ſtellten den Griechen ihre neuen Anführer als Schutzgeiſter dar, die ſie mit einem Druck des Rings retten würden. Zehntauſend Mann Truppen wurden aufgeboten, um das Glück der neuen fremden Feldherren zu erproben, aber eine Handvoll türkiſcher Reiterei ſchlug dieſes Heer, das zahlreichſte, das die Griechen ſeit ihrer Revolution aufgebracht, aus dem Feld. Die Akropolis von Athen verlangte zu capituliren; ſie erhielt eine Capitulation durch Vermittlung des Admirals Rigny. Die Griechen hatten nachher die Unverſchämtheit, den Admiral zu beſchuldigen, daß er Athen verkauft habe. Die Engländer thaten, als ob ſie dieſem lächerlichen Geſchwätz Glauben beimäßen; eiferſüchtig, daß ſie an der Verhandlung keinen Theil gehabt, machten ſie aus einem Akt der Humanität einen Gegenſtand des politiſchen Intereſſes. Cochrane, der alle Achtung verloren, begab ſich auf einen Kreuzzug vor Alexandria: dieſe Expedition bewies bloß, daß er nicht Herr über ſeine Schiffsmannſchaft war. Jetzt blieb Nichts mehr zu thun übrig. Alle Zuſagen einer Hülfe von Außen hatten ſich als eitle Täuſchung gezeigt, die Sache der Griechen ſchien verloren für immerdar.“

Oliviers Land- und Seezüge im niederländiſchen Indien.

Eines der unterhaltendſten und zugleich der lehrreichſten Werke, welche bisher über das niederländiſche Indien erſchienen ſind, Jan Olivier's Land-en Zeetogten in Nederlands Indie, gedaan in de jaren 1817 tot 1826 (Amsterd. 1828. 8.) wurde durch den kürzlich erſt herausgegebenen zweiten Theil vollendet. Während der erſte ſich auf Java und das benachbarte Bali beſchränkte, führt dieſer uns durch die Molucken über Celebes, Borneo, Sumatra und Banca, alſo durch den Reſt der niederländiſchen Beſitzungen in Aſien. Olivier iſt ein entſchiedener Gegner des berüchtigten Specereimonopols, welches den Wohlſtand der herrlichen moluckiſchen Inſeln noch immer gefeſſelt hält. In dem Lobe von Amboina iſt er unerſchöpflich. Die Vegetation dieſer Inſel iſt von ſo außerordentlichem Reichthum, daß ſelbſt das Leben des älteſten Mannes nicht hinreichen würde, nur alle die verſchiedenen Baumarten kennen zu lernen, welche die Gebirge und Höhen bedecken. Kaffee, Zucker, Indigo, ja ſelbſt der Theebaum könnten mit dem beſten Erfolge gebaut werden; außerdem weiß man, daß Amboina die vorzüglichſte Heimat des Gewürznelkenbaumes iſt, von dem wir hier eine ausführliche Beſchreibung erhalten. Von der Bevölkerung von Amboina, welche 45,000 Seelen beträgt, hat bereits faſt die Hälfte den chriſtlichen Glauben (proteſtantiſchen Bekenntniſſes) angenommen; und was das Wichtigſte iſt, dieſe neuen Chriſten, die ihre eingebornen Lehrer haben, ſind viel geſitteter, ordnungsliebender und im Allgemeinen gebildeter, als ihre mohammedaniſchen Landsleute, bei welchen noch große Rohheit und Barbarei herrſcht; ſo daß hier wenigſtens Religion und Civiliſation Hand in Hand gehen.

Weniger angenehm, als auf Amboina, wird der Aufenthalt auf der Gruppe der Bandainſeln geſchildert, wo der furchtbare Vulcan Gunong Api, der allein eine ganze Inſel bildet, oft den ganzen Archipel erſchüttert und durch die Erdbeben, von denen ſeine Feuerausbrüche begleitet ſind, in Schrecken ſetzt. Auf dieſe Inſeln hatte bekanntlich die eiferſüchtige Politik der alten holländiſch-oſtindiſchen Compagnie den Anbau des Muscatnußbaumes beſchränkt, von dem es nach der Ausſage der Eingebornen nicht weniger als acht verſchiedene Arten giebt. Alle werden umſtändlich beſchrieben. Unter den Einwohnern von Banda ziehen beſonders die Harafuras, oder Kopfabſchneider, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, welche die barbariſche Sitte haben, daß Niemand heirathen darf, der nicht dem Prieſter das Haupt eines getödteten Menſchen bringt; deſſen ungeachtet verſichert uns Olivier, daß ſie äußerſt gutartig,

einfältig und selbst unschuldig sind, und in dieser Beziehung vor den Mohammedanern des malaischen Volksstammes sich vortheilhaft auszeichnen. Von Banda ging der Verfasser nach Ternate über, einer Insel, die er noch höher preist, als selbst das gesegnete Amboina. Gleich dem nahebei gelegenen Timor, ein einziger Berg, der eine Höhe von ungefähr 6000 Fuß erreicht, hat Ternate ein wahrhaft paradiesisches Clima; die Einwohner, obwohl Mohammedaner, sind ein äußerst liebenswürdiges Völkchen, und der Sultan, unter dessen Herrschaft sie stehen, ist aufrichtig den niederländischen Interessen ergeben. Hier ist der Sammelplatz der englischen Wallfischfänger, die durch ihre Thätigkeit jährlich mehr als 3000 Matrosen beschäftigen und Materialien zu einem Werthe von 12,840,000 Gulden in ihr Vaterland einführen, während die Niederländer, die sich diesen einträglichen Erwerbszweig in ihren eigenen Gewässern entgehen ließen, von ihrem Specereimonopol, das nur ungefähr 80 Arbeiter erfordert, nicht mehr als 1,440,000 Gulden ziehen.

So unregelmäßig, als die äußere Form von Celebes, so wenig regelmäßig ist auch die Form der inneren Verwaltung. Die ganze Insel ist in eine Anzahl kleiner Königreiche vertheilt, von denen Boni und Makassar die ansehnlichsten sind; zugleich bildet aber ein zahlreicher und mächtiger Adel eine Menge kleiner aristokratischer Republiken in denselben, und hierzu kommt dann noch die überall mehr oder weniger anerkannte Oberhoheit der niederländischen Regierung. An Mineralien, besonders an Gold, ist Celebes reich; dagegen ist der Landbau in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts so tief gesunken, daß Reis und andere Lebensbedürfnisse von Java eingeführt werden müssen. In der Nachbarschaft von Celebes liegt das Eiland Sumbawa mit dem Vulcan Tomboro, dessen unermeßliche Verheerungen Alles übertreffen, was uns auf irgend einem anderen Punkte der Erdoberfläche in dieser Art bekannt ist. Die Erschütterung des Erdbebens, welches seine Ausbrüche begleitet, wird auf einem Flächenraume von mehr als 1000 geographischen Meilen gespürt; und ein Radius von 300 Meilen wurde durch die schrecklichsten Verwüstungen bezeichnet. Auf Java und Celebes glaubte man am Anfang des letzten Ausbruches, wegen der unaufhörlichen Donnerschläge des Berges, daß in der Nähe eine große Seeschlacht geliefert werde. Die Sonne wurde durch die Asche so verdunkelt, daß es mitten am Tage finstre Nacht wurde; diese Asche fiel in einem dichten Regen nieder und bedeckte den Boden zwei Zoll hoch. Große Massen Bimsstein füllten auf Sumbawa selbst die Buchten und bildeten Banken, die sich weit in die See hineinerstreckten.

Von Sumbawa begab sich Olivier nach Timor, welches zwischen den Niederländern und Portugiesen getheilt ist. Die Einwohner sind keine Mohammedaner, sondern Heiden, und haben manche sonderbare Sitten und Gebräuche. So wird jährlich den Krokodilen, von denen die Fürsten abstammen wollen, am Ufer des Meeres eine Jungfrau geopfert, was den Verfasser an die Andromeda der Alten und an Ariosto's Olympia erinnert. — Das ausgedehnte Borneo ist gegenwärtig, wie Sumatra, an den Küsten ganz dem Einfluß der Niederländer unterworfen. Die Dayaks auf Borneo scheinen demselben Stamme anzugehören, wie die Harafura's auf Banda, mit denen sie die gleiche barbarische Sitte des Kopfabschneidens haben; und wahrscheinlich müssen wir auch die wilden Battats im Innern von Sumatra, die eine eigene Schrift besitzen und doch Menschenfresser sind, zu jenem weitverbreiteten Stamme zählen.

Am Maaersten ist der Verfasser in seinen Berichten über das wichtige Zinnelland Banca; unangenehme Erinnerungen scheinen ihn bestimmt zu haben, Manches zurück zu halten, was sich über diese und andere niederländische Niederlassungen in seinen Portefeuilles fand.

Die Separatisten von Zohar.

Im April des Jahrs 1817 wanderten ungefähr 200 Separatisten aus der Gegend von Heilbrunn nach America aus. Sie stiegen im August in Philadelphia ans Land, wo sie bei den Quäckern, mit welchen sie in mehreren Glaubensartikeln übereinstimmen, eine gute Aufnahme fanden. Man bot ihnen in der Nähe des Ohio eine Landstrecke von 5000 Morgen (den Morgen zu 7 fl. 30 kr.) an; hier ließen sie sich nieder und erbauten das Dorf Zohar (12 Meilen von Canton). Diese Colonie besteht aus 190 Mitgliedern, wovon zwei Drittheile weiblichen Geschlechts sind. Ihr Vorstand, Bäumler, ertheilt jeden Morgen seine Befehle für die Arbeiten des Tags; er hat drei Aufseher unter sich; auch giebt es Aufseherinnen. Die älteren Häuser liegen größten Theils dicht an einander und sind aus ganzen Baumstämmen mit einem Aufwurfe von Mörtel aufgeführt; die neuern sind aus Dielen und mit Ziegeln bedeckt. Die Wohnung des Häuptlings hat eine Umzäunung, sonst aber nichts Besonders; in Bezug auf die Kleidung zeichnet er sich mit den Seinigen nur durch größere Einfachheit aus; die Männer tragen jeder Zeit blaue Oberröcke und kleine Strohhüte. Am Sonntag predigt Bäumler vor diesen Sectirern, die keine Sacramente anerkennen; die Taufe, sagen sie, müsse von Feuer, d. h. vom h. Geist seyn, und zur Communion müsse man in seinem Gewissen gehen; und was die Ehe betrifft, so halten Sie es mit dem Apostel Paulus, welcher meint, es sey gut zu freien, noch besser aber ledig zu bleiben. Seit die Colonie besteht, hat es bloß zwei Paare gegeben, die sich geheirathet und je ein Kind erzeugt haben. Nichts desto weniger nehmen sie Familien mit ihren Kindern auf. Es herrscht unter ihnen vollkommene Gütergemeinschaft; die Angelegenheiten der Colonie haben aber dabei den besten Fortgang; ihre Fabrikate verbrauchen sie zwar fast meist selbst, doch setzten sie viel Tuch ab. Hinter den schönen Gärten, welche Bäumlers Wohnung umgeben, sieht man eine Dreschmaschine, eine Bräuerei und Branntweinbrennerei mit Kellergewölben, eine kleine Wollenmanufaktur und ein Backhaus. Getraide-, Oel-, Gips-, Walk-, Sägmühlen giebt es gleichfalls; auch eine Cardätschmaschine. Die Colonie besitzt achtzig Kühe; mit der Schweinszucht befaßt man sich nicht. Zwei Hügel sind mit Reben angepflanzt, deren Ertrag sich mit jedem Jahre mehrt.

Merkwürdiger Schädel.

Dr. Ludwig Valentia beschreibt einen Schädel, der in dem Naturaliencabinet zu Marseille aufbewahrt wird, und einem Mann, Namens Borghini, angehörte, welcher in dieser Stadt im J. 1610, 50 Jahre alt, starb. Der Mann war nur 4 Fuß hoch, aber sein Kopf maß drei Fuß im Umfang. Die Knochen waren dünn, und in der Gegend, wo die Pfeilnaht mit der Kranznaht zusammentrifft, befand sich ein Loch von der Größe eines Kronenthalers. Borghini besaß nur schwache Fähigkeiten und in vorgerückten Jahren mußte er auf jeder Schulter ein Polster tragen, um seinen Kopf darauf zu stützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 50. 19 Februar 1830.

Briefe über Indien. *).

Erster Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Hier folgen meinem Versprechen gemäß die Briefe, welche ich früher an Karl **) geschrieben habe. Der erste handelt im Allgemeinen über die Gegenstände, welche dem Europäer, wenn er zum ersten Mal in Indien landet, am Ungewohntesten und Fremdesten erscheinen werden; der zweite bezieht sich auf die Art in Hindustan zu reisen, so wie auf ein Unglück, das Karl begegnete, indem er auf dem Weg zu seinem Regiment von seinen Bedienten beraubt und verlassen wurde. Fälle dieser Art sind hier zu Land gar nicht selten; ich denke aber, Du wirst die Gefahr vermeiden, wenn Du den Oberbedienten, den Du gegenwärtig hast, ganz in deine Dienste nimmst. Obwohl man hier mehr Diener braucht, als in England, so wirst Du dieselben doch keineswegs minder gut finden, als bei uns, und für das Land selbst bei Weitem geeigneter, als es irgend ein Europäer seyn könnte. Wirklich habe ich von vielen Engländern den Ausspruch gehört, daß sich ihnen im Ganzen ihre indischen Bedienten durch Treue, Anstelligkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe mehr empfohlen hätten, als irgend Andre. Der dritte Brief beginnt mit einer kurzen Einleitung in die indische Geschichte, worauf ich die verschiedenen Klassen der indischen Gesellschaft obenhin bezeichne und endlich zu einer Schilderung unserer Armee in Hindustan übergehe. In dem vierten Briefe spreche ich über die Nothwendigkeit, daß der europäische Offizier den Charakter und die Sitten seiner hindustanischen Untergebenen genau kennen lerne.

Erste Anlage.

Satára.

Lieber Karl!

Ich habe den Brief, welcher mir Deine Ankunft in Indien meldet, erhalten, und wünsche Dir von Herzen Glück. Der Schauplatz, den Du jetzt betrittst, ist höchst neu und anziehend, aber nicht ohne seine eigenen Gefahren und Schwierigkeiten. Ich denke daher, es wird Dir nicht unangehm seyn, einige Verhaltungsregeln von einem Mann zu bekommen, der alle Proben durchgemacht, und seine Erfahrungen in einem 26jährigen, vielfach bewegten Dienst erkauft hat.

Der Europäer hat im Allgemeinen ein Vorurtheil gegen den dunkler gefärbten Menschen, als ob sich mit dem tiefern Schatten der Haut irgendwie auch Barbarei und Brutalität verbinden müßten. Dazu kommt, daß so viele Verschiedenheiten der Kleidung, der Religion, der Sitten dem Reisenden in Europa aufstoßen mögen, im Ganzen dort dennoch immer ein Anklang an Das bleibt, woran er von Jugend auf gewöhnt ist. So findet man z. B. in Europa bei allem Wechsel der Volkstrachten doch nirgends vollkommene Nacktheit, wie diese jedem Ankömmling in Indien ungemein auffällt. Besonders in Madras tritt Einem dieselbe gleich höchst überraschend vors Auge. Dort gehen die Schiffer, mit Ausnahme eines schmalen linnenen Streifens um die Lenden, und einer spitzigen, unsern Nachtmützen ähnlichen Kappe aus Blättern, ganz nackt. Ein Europäer glaubt kaum einen Menschen zu erblicken, wenn er da ein dunkles Wesen auf drei, bloß durch Fasern der Kokosnuß zusammengehaltenen Stücken Holz knien sieht, mit welchen dasselbe mehrere Meilen weit, ganz allein, in die See hineinrudert. Aber, so seltsam es lautet! diese Männer fahren auf ihren unbehelfenen Schiffchen durch die fürchterlichste Brandung des Ufers hin, in welche sich kein englischer Matrose und kein englisches Boot getrauen. Die Boote an solchen Stellen gehören daher immer den Eingebornen und werden von ihnen muthig zu Ueberführung

*) Lettres addressed to a young person in India; calculated to afford instruction for his conduct in general, and more especially in his intercourse with the natives, by Lieut. Col. John Briggs, late resident at Satà. Diese Briefe, für deren Gründlichkeit schon der bekannte Name des Verfassers bürgt, liefern sehr genaue Aufschlüsse nicht nur über das Leben und Treiben in Indien im Allgemeinen, sondern besonders auch über die britischen Institutionen daselbst, die Verhältnisse der ostindischen Compagnie u. dgl. Wir erachten die Einrückung einer größern Reihe derselben in unser Blatt um so geeigneter, als der im Jahr 1832 zu End laufende Freibrief der Compagnie jene Verhältnisse in England ohne Zweifel in Kurzem zu häufiger Sprache bringen, und daher eine nähere Aufklärung darüber in Deutschland wünschenswerth machen dürfte.

**) Georgs Bruder, für den Kriegsdienst bestimmt, während Georg selbst in die Civilverwaltung Indiens zu treten beabsichtigt.

der europäischen Reisenden gebraucht, und zu Lebensrettungen, indem sie selbst bei Nacht und Tag der Gefahr trotzen, nicht nur zu ertrinken, sondern mit Haifischen zusammen zu gerathen, denen sie in der That nicht selten zur Beute werden. Zur Belohnung der den Schiffbrüchigen geleisteten Dienste sieht man denn diese nackten Indier gar häufig mit Medaillen geschmückt, welche ihnen von der Regierung für ihr braves Benehmen verliehen werden, und worauf sie mit Recht so stolz sind, als irgend ein Kriegs- oder Seeheld, der für König und Vaterland gefochten hat.

Der indische Himmelsstrich macht die Kleidung nicht zum Bedürfniß, daher die arbeitende Klasse beinah so gut als gar keine trägt. Mittlere und vornehme Stände kleiden sich in lang herabwallende leinene Gewänder, was ihnen in den Augen eines Europäers ein weibisches Ansehen giebt. Die Männer scheren den Kopf sowohl der Reinlichkeit, als Bequemlichkeit wegen, und tragen statt der Hüte baumwollne Turbane von verschiedener Farbe. Diese abzunehmen — sey es aus welchem Grund es wolle — gilt für unanständig, so daß, was bei uns ein Zeichen der Höflichkeit ist, dort für einen Beweis schlechter Erziehung angesehen wird. Die Weiber tragen den Kopf unbedeckt, und haben das Haar nach Art der Griechinnen geflochten. Die Mohammedaner bestreichen die Augenlider mit Antimonium, um dem Auge Glanz zu geben; die eigentlichen Hindu's malen sich mit Safran das Gesicht häufig gelb; und die Zähne der mohammedanischen Weiber werden nach der Verheirathung schwarz wie Ebenholz gefärbt.

Bei der Trockenheit und Hitze des Klimas braucht man keine Stühle oder Sophas wie in Europa; dagegen sind die Böden in den Häusern der Vornehmern mit Teppichen von Brocad oder feiner Leinwand bedeckt, auf welchen man sitzt, ißt, und liegt; daher die im Morgenland überall herrschende Gewohnheit, die Schuhe abzunehmen, ehe man ins Zimmer tritt, um die Bodenbekleidung nicht zu beschmutzen. Dieser Gebrauch ist sehr alt; schon im 2 Buch Mos. 3, 5 spricht Jehovah: „Tritt nicht herzu, zeuch deine Schuh aus von deinen Füßen; denn der Ort, da Du aufstehest, ist ein heilig Land." Dennoch braucht jeder Europäer eine geraume Zeit, bis er sich an den Anblick gewöhnt hat, die Leute mit nackten Füßen in sein Gemach treten zu sehen, um ihm hiedurch ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

Laß mich bald von Dir hören, und gieb mir Nachricht bei Wem Du wohnest, und welche Vorkehrungen Du für Deine Reise ins Innere gemacht hast. Je bälder Du bei Deinem Regiment anlangst, und je früher Du den Seehafen verläßt, desto besser. Da Du übrigens unterwegs weder Miethkutschen, noch Postchaisen, noch Wirthshäuser trifft, so wird es nothwendig seyn, daß Du Dir nicht nur ein Pferd kaufest, sondern Dich auch mit Mundvorrath und sonstigen Bedürfnissen versehest. Diese bestehen in Folgendem: einem Zelt; einem Feldbette mit Bettzeug; einem Tisch und einem Stuhl; einem Kistchen für etwas Weißzeug, und einem andern für Teller, Messer, Gabel und Löffel; endlich in einem kleinen Vorrath von Bier und Wein in Flaschen, die in Körbe gepackt werden können; jedes dieser Packete von der Größe einer halben Ochsenlast. Als Lebensmittel rathe ich Dir Brod, Zwieback, Thee und Zucker mitzunehmen, von welchem Allem Du Dir unterwegs Nichts verschaffen kannst; denn, mit Ausnahme von Milch, Butter, Geflügel und Schöpsenfleisch, findest Du selbst in den großen Städten keine Speise, welche wir Europäer zu genießen pflegen.

Zweite Anlage.

Satára.

Lieber Karl!

Das ist ein schlimmer Anfang; und wenn ich auch zu Deinem Mißgeschick keine Vorwürfe häufen will, so kann ich wenigstens nicht umhin, in großen Sorgen wegen Deiner zu seyn! Mein einziger Trost beruht auf der Schilderung, die mir Hr. M. von Deiner Reue über das Geschehene und Deinem Widerwillen, Geld zu borgen, gemacht hat. Achtzig Pfund am Spieltisch zu verlieren ist wahrlich keine Kleinigkeit für einen so jungen Menschen.*) Doch hoffe ich, die Klugheit, mit welcher Du abgelehnt hast, Revenge zu nehmen, werde Dich nun für immer sicher stellen, noch einmal in eine solche Ungelegenheit zu gerathen.

Du mußt Dein eigenes Unglück, oder eigenthümliche Fehler an Dir haben, daß Deine Bedienten auf die Art, wie es geschehen ist, ihren Abschied nahmen, denn daß sie selbst nicht so gar schlimme Leute sind, beweist der Umstand, daß sie Dich nicht, wie Deinen zwei Begleitern von ihren Dienern widerfuhr, zugleich beraubten, als sie Dich verließen. Waren sie auch nicht vom besten Schlag, so hat doch sicherlich eine sehr gegründete Ursache vorgewaltet, aus welcher sie Euch allen auf Einmal davon gelaufen sind. Sehr froh bin ich, daß Du bei meinem Freund, dem Obristen C. Aufnahme gefunden. Es wäre jetzt am Besten, Du kämest um Erlaubniß ein, in Puna bleiben zu dürfen, bis das 20 Regiment nach Kalra marschirt, wo das Deinige in Garnison liegt; mittlerweile aber bei den Reiterregimentern, die sich gegenwärtig in Puna befinden, Dienste zu thun. Schnell von einem Corps zum andern über 500 Meilen weit zu reisen, hat seine Unbequemlichkeiten, wogegen der langsame Marsch mit dem 20 Regiment Dir hinlängliche Gelegenheit verschaffen würde, nicht nur das Land einzusehen, sondern Dich zugleich an das Leben im Lager zu gewöhnen. Ich bitte Dich aber, Dich nicht von Deiner Fertigkeit im Waidwerk verleiten zu lassen, alle Tage auf der Jagd nach wilden Schweinen, oder auf dem Enten- und Schnepfenschießen aus zu seyn. Ich weiß, wie verlockend dergleichen Lust für einen jungen Menschen ist; namentlich kann die Bärenjagd als ein die Gesundheit stärkendes, kühnes Vergnügen nicht genug empfohlen werden; wenn man sich jedoch den senkrechten Sonnenstrahlen zu lange aussetzt, so entstehen leicht Fieber oder Leberbeschwerden, die noch insbesondere durch die vielen geistigen Getränke, wie Bier, Wein, Liqueure

*) Wir lassen diese an sich unbedeutenden Umstände deßhalb nicht weg, weil sie ein Bild von der Unbesonnenheit und dem Uebermuth geben, mit welchem der junge Engländer sich hie und da in das „indische Leben" stürzt.

u. d. gl. welche die gewöhnliche Beigabe aller Jagdpartien sind, begleitet werden. Ich will Dich zwar keineswegs gegen die männliche Kraftübung der Jagd entmuthigen; aber vor dem Spiel und Trunk, welcher dieselbe in der Regel begleitet, muß ich Dir aufs Ernstlichste abrathen.

So lang Du bei deinem Regiment noch nicht angekommen bist, wirst Du wohl nicht Viel von der Landessprache lernen können; indessen solltest Du diesen Punkt immer im Auge behalten, und wenn Du in Puna oder auch auf dem Marsch nach Kalra Unterricht erhalten kannst, Dir diesen unverweilt zu Nutze machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen von Auray.

Viertes Capitel.

Es befanden sich in Vannes an zwei tausend gefangene Royalisten, Gemeine und Offiziere, die letzteren in einem Thurme an der alten Stadtmauer, die ersteren gegenüber in einer Art von Lager, welches man auf der öffentlichen Promenade aufgeschlagen hatte. Dagegen belief sich die republikanische Besatzung nur auf sechshundert Mann, und die Chouans der Umgegend hatten daher den Anschlag verabredet, sich in der Nacht der Stadt zu nähern und die Gefangenen, die gleichzeitig aus ihrem Gefängniß brechen sollten, zu befreien. Zwei Soldaten vom Regiment Hervilly verriethen diesen Plan. Es wurden Kanonen vor dem Gefängniß aufgestellt, und sieben Chefs der Chouans, die den Republikanern in die Hände gefallen waren, auf der Stelle erschossen. General Lemoine kam in unseren Thurm und erklärte uns, daß er bei der geringsten Bewegung uns mit Kartätschen zusammenschmettern würde. Diese Rohheit empörte selbst die republikanischen Soldaten.

Nach einigen Tagen kam der Befehl von dem Convente alle royalistischen Offiziere und selbst ihre Bedienten, ohne Ausnahme, erschießen zu lassen; sobald wir diese schreckliche Nachricht empfingen, waren wir nur mit dem Gedanken beschäftigt, uns einem — wie es schien — unvermeidlichen Tode durch die Flucht zu entziehen. Sophie war krank, aber sie hatte durch eine Verwandte mich, nebst meinem Freunde, mit Kleidern versehen lassen, in denen wir von den Wachen nicht erkannt zu werden hofften. Schon vor einigen Tagen hatte ich in dem obersten Stockwerk des Thurmes, unmittelbar unter dem Dache, einen Winkel ausgefunden, der nur bei einer sorgfältigen Nachsuchung entdeckt werden konnte. Wir verloren jetzt keine Zeit, sondern stiegen ungesäumt hinauf und nahmen unsere Matratzen mit, um uns hinter denselben zu verbergen. Gegen Mittag wurden die Gefangenen abgezählt, um vier Uhr hörten wir das Feuern, welches uns den Tod unserer Cameraden ankündigte. Um sieben Uhr kam ein Offizier, welcher fragte, ob sich keine Gefangene mehr in dem Thurm befänden. Man antwortete ihm: nein.

Denke man sich jetzt unsere Lage: in einem Raume, der nicht sechs Fuß in's Gevierte hielt, gezwungen aufrecht zu stehen, und kaum athmend hinter unserer spanischen Wand, jeden Augenblick in Furcht entdeckt zu werden. So brachten wir zwei Tage zu, während welcher wir jede Stunde alle Schrecken des Todes vor Augen hatten. Nach dem Tode der Gefangenen drängten sich die Einwohner in den Thurm, um die verschiedenen Gegenstände zurück zu verlangen, die sie zu unserm Gebrauche hinein geliefert hatten. Man wollte ihnen Nichts herausgeben. „Was," schrien sie, „nachdem Ihr diese Unglücklichen geschlachtet habt, wollt Ihr uns jetzt auch noch bestehlen?" Ein gemeines Weib, welches sich wüthender gebehrdete, als alle anderen, entdeckte unsern Versteck, und ergriff eine der Matratzen; kaum hatte sie uns indessen gesehen, so entfernte sie sich, indem sie sagte: „Nein, ich habe mich geirrt; ich habe hier Nichts."

Um neun Uhr des Abends entkamen wir in unserer Verkleidung aus dem Thurm. Man hatte uns ein Haus in der Stadt bezeichnet, welches zu unserer Aufnahme bereit sey. In der Dunkelheit verfehlten wir dasselbe und traten in ein anderes. Wir fürchteten sogleich verrathen zu werden. „Seyn Sie ohne Sorge," redete uns der Hausherr an, „ich sehe, daß Sie zu diesen unglücklichen Emigranten gehören; mein Haus ist das Ihrige; bleiben Sie darin, so lange es Ihnen gefällig ist." Thränen der Dankbarkeit sprachen unsere Gefühle aus. Er führte uns nach dem Hause, welches uns angezeigt worden war, und in diesem hielten wir uns acht Tage verborgen.

Am 8 September des Morgens um neun Uhr verließen wir, als Landleute verkleidet, die Stadt: zwei Bauernweiber begleiteten uns. Nachdem wir ungefähr eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, traten plötzlich hinter einer Hecke vier Männer hervor, welche mit eisenbeschlagenen Stäben bewaffnet waren: „Bei Gott," sagten sie uns lachend, „wenn Ihr von den Blauen *) gewesen wäret, waret Ihr verloren; aber wir kennen Euch." Wir setzten unsern Weg fort, und gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten wir das erste Dorf. Eine unserer Begleiterinnen führte uns in ein Haus; sie sagte unseren Wirthsleuten einige Worte in ihrer bretagnischen Sprache, und unser Mittagessen wurde aufgetragen. Als wir weiter gingen, überhäuften uns diese guten Menschen mit Glückwünschen und Segnungen, und es war uns unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie Etwas von uns angenommen hätten. Ehe wir in das nächste Dorf gelangten, mußten wir über einen kleinen Fluß setzen; am Ufer desselben riefen die Bauern uns zu: „Die Blauen kommen!" Wir verbargen uns einige Augenblicke und sahen ein republikanisches Commando von zwölf Mann aus dem Dorfe gerade auf uns zu kommen. Sobald sie uns aus dem Gesichte waren, gingen wir über den Fluß.

Der Mann, an den wir empfohlen waren, sagte uns: „Morgen früh um zehn Uhr werden Sie nach dem Orte gebracht werden, wo Sie sich einschiffen sollen; ich werde Ihnen zwei meiner Leute zur Begleitung mitgeben, von denen der eine vor-

*) Bekanntlich wurden während der französischen Revolution die Republikaner mit dem Namen der Blauen, die Royalisten mit dem Namen der Weißen bezeichnet.

ausgehen wird, um Sie zu warnen, wenn eine Patrouille sich nähert."

Ein Geräusch, das wir in diesem Augenblicke hörten, unterbrach ihn. Es war ein neues Detachement, welches eben in das Haus des Nachbars eintrat. Wir verbargen uns in einer Scheuer unter dem Stroh, und des andern Morgens in aller Frühe brachen wir mit unsern Führern auf. Wir gingen quer über die Felder, die in diesen Gegenden überall mit Gräben und Hecken umgeben sind und daher dem Flüchtlinge Schutz und Sicherheit vor seinen Verfolgern bieten.

Nach zwei Stunden kamen wir zu einem Hause, wo man uns bereits erwartete; in der Nacht führte uns ein Fischerkahn zu der englischen Escadre, auf welcher wir mit der menschenfreundlichsten Theilnahme aufgenommen wurden. Schon an Bord empfing ich noch einen Brief von meiner geliebten Sophie; sie sandte mir das wenige Geld, welches ihr übrig geblieben war und schloß: „Fliehen Sie dieses unglückliche Land!"

Wohl mußte ich fliehen; ich habe seitdem mein Vaterland wieder gesehen, aber von meiner Freundin keine Spur mehr gefunden. Nur in meinem Herzen lebt ihr Andenken unvergeßlich.

Literarische Neuigkeiten.

Der Abbé Chiarini, Professor der orientalischen Sprachen in Warschau ist im Begriffe, eine „Theorie des Judenthumes" herauszugeben: im ersten Theile eine Kritik aller europäischen Schriftsteller, die über das Judenthum geschrieben haben; im zweiten eine Kritik des Talmuds und seiner antisocialen Tendenz; im dritten Vorschläge zu einer sittlichen Reform des Judenthums. Eine vollständige französische Uebersetzung des Talmuds mit Commentarien soll folgen. Se. Maj. der Kaiser Nicolaus hat die Zueignung beider Werke angenommen und dem Verf. 6000 fl. für den Druck des erstern, und 12,000 fl. per Band für den Druck des zweiten Werkes anweisen lassen. In der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat Cuvier über die wissenschaftlichen Sammlungen Carl Belanger's (vom J. 1825 bis 1829 incl.) einen sehr günstigen Bericht erstattet. Das Werk soll der Regierung empfohlen werden. Einstweilen ist ein Prospektus davon ausgegeben worden, welcher es unter dem Titel: Voyage aux Indes orientales, par le Nord de l'Europe, les provinces du Caucase, la Georgie, l'Armenie et la Perse; suivi de détails topographiques, statistiques et d'autres sur le Pegou, les iles de Java, de Maurice et de Bourbon, sur le Cap de Bonne Espérance et de Ste Helène" ankündigt. Es wird 4 Bd. in 4., mit zwei Atlassen in Fol. (200 Bl., wovon 80 colorirt) bilden; drei Bände werden den erzählenden, der vierte den botanischen und zoologischen Theil enthalten. Die Herausgabe ist in 35 Lieferungen, je zu 10 Fr., beabsichtigt. — Von Caillé's Reise nach Tunbuctu, herausgegeben von Jomard, ist der erste Bd. erschienen. Wir werden einen ausführlichen Bericht geben. — Vier neue Journale sind mit Anfang dieses Jahres entstanden, die uns beachtungswerth scheinen; in Paris die Gazette littéraire, Revue française et etrangère de la littérature, des sciences, des beaux-arts etc.; in London die foreign literary Gazette und The Ausonian, or Weekly Journal for Italian literature; diese drei nach dem Muster der Literary-Gazette; in St. Petersburg das „Journal des Ministeriums des Innern"; letzteres soll enthalten: 1) die Ukasen des Kaisers, Berichte an Se. Maj., die Jahresrechnungen dieses Departements, Patente und andere Aktenstücke — in Extenso und nöthigen Falls mit Erläuterungen der Regierung; 2) statistische Nachrichten über Bevölkerung, Produkte des Bodens und des Gewerbfleißes ꝛc., Consumtion, öffentliche Anstalten ꝛc. 3) Neuigkeiten. Dieses Regierungsblatt soll in Heften zu 10 bis 12 Bogen alle zwei Monate erscheinen. — Aus der ungedruckten Religionsgeschichte Mexico's, von Pabre Saljaqua, ist in Paris ein Auszug erschienen. Der Verf. schrieb sein Werk 25 Jahr nach der Eroberung. Das erste Buch handelt von Namen und Eigenschaften 22 mexicanischer Götter, die zum Theil griechischen entsprechen; das zweite von dem mexicanischen Calender, von Festen, Opfern und religiösen Feierlichkeiten; das dritte vom Ursprunge der Götter, von Unsterblichkeit, Begräbniß, Erziehung, Priesterthum; das vierte von Astrologie und Weissagen; das fünfte von Vorbedeutungen der Vögel, der Vierfüßler und Insekten; das sechste von Rhetorik und Theologie. Manche interessante Parallelen mit Römern und Griechen und andern ältern Nationen bieten sich dar. Das mexicanische Jahr bestand aus 360 Tagen oder 18 Monaten, zu 20 Tagen; begann am 2 Februar und hatte 5 Schalttage. Am Ende jeder Woche (die Woche zu 5 Tagen) war Markt; die unbeweglichen Feste wurden an den Decaden, am 1, 10, 20 gefeiert. — Ein anderes merkwürdiges Werk, welches kürzlich in Paris erschienen, ist die Geschichte der Völker des Caucasus — Des peuples du Caucase, ou Voyages d'Abou el Cassem — eine Sammlung der in arabischen, persischen und armenischen Autoren enthaltenen Nachrichten über die Bewohner dieser Gebirge im X Jahrhundert. Aus dem Garten des Gelehrten, einer persischen Universalgeschichte (geschrieben ums Jahr 1320), lesen wir daselbst: „die Hauptstadt (Capitale) der Franken ist Rußland, welche gegründet ward durch Saturn, der ein und dieselbe Person ist mit Nimrod. Nach dem siebten König aus dem Blute des Romulus wählten sie eine andere Art Fürst, den sie immer am Schlusse eines Jahrs wieder absetzten. Gegenwärtig ist der Vornehmste unter den Franken der Pabst, den sie für den Abgesandten des Messias halten. Der Zweite nach ihm ist der, den sie in ihrer Sprache Kaiser nennen, ein Titel, der so viel bedeutet als Sultan der Sultane. Wenn zu Rom der Pabst die goldene Krone auf des Kaisers Haupt gesetzt, so setzt er seinen Fuß ihm auf Haupt und Nacken und schreitet so über den ganzen Leib des Kaisers. Ist Dieß geschehen, so besteigt der Kaiser sein Pferd und wird anerkannt und begrüßt als Herrscher. Der Gebieter über die zwei Inseln Ibernia und Inglata heißt Stettland und auf diesen Inseln giebt es wundersame Dinge: die Vögel wachsen auf den Bäumen. Die Bäume haben nämlich außerordentlich große Bohnenhülsen, von denen jede einen Vogel in sich schließt; sobald die Hülse gezeitigt, pickt der Vogel durch und fliegt davon. Die Leute aber fangen diese Vögel und füttern sie zehn Jahre, bis sie so groß sind als eine Ente, worauf sie sich gütlich thun mit dem Fleisch und es verspeisen."

Berichtigung.

Seite 183 Zeile 14 v. u. l. Karnak st. Larnak.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 51. 20 Februar 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

4. Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen bis zum Traktat vom 6 Juli.

Der denkwürdige Akt der europäischen Diplomatik, der Traktat von London, welcher dem ungewissen Stand der Dinge ein Ziel setzte, indem er das Gewicht dreier Escadern in die Wagschale der Revolution warf, wurde beschleunigt durch die Kunde von den zunehmenden Streitigkeiten im Innern und der steigenden Gefahr von Außen, welche aus Griechenland einlief, und die alliirten Unterhändler in England und die alliirten Botschafter in Konstantinopel befürchten ließ, es möchte, wenn die Unterzeichnung des Traktats länger verzögert oder bis zur Ankunft der großen Expedition aus Alexandria hinaus geschoben würde, keine Regierung mehr in Griechenland bestehen, um ihre Vermittlung anzunehmen und den Maßregeln derselben Folge zu geben. Ohne uns in eine Prüfung dieses Traktates, oder in eine Erörterung des darin in Anwendung gebrachten Grundsatzes der Intervention einzulassen, erlauben wir uns bloß eine Bemerkung, die uns aber entscheidend zu seyn scheint. Blutvergießen zu verhindern oder den Ausschweifungen politischer Bedrückung, so viel an uns, Einhalt zu thun, ist eine positive Pflicht, die bloß einer Einschränkung unterliegt, sofern voraussichtlicher Weise unsre Dazwischenkunft größeres Unheil nach sich zöge, als zu erwarten wäre, wenn man der rohen Gewalt freien Lauf ließe, wie in den Fall des Jungen, den der Ritter von Mancha im Wald von der Strafe befreite, der aber dafür zu Haus eine desto schärfere Züchtigung erhielt; es müßte also von den Gegnern bewiesen werden, daß die mit der Vermittlung verknüpften Nachtheile die dadurch beabsichtigten Wohlthaten überwogen, oder daß dieser Vorgang dazu diente, künftig jede noch so unstatthafte Einmischung in die Verhältnisse von Souveränen und Unterthanen zu rechtfertigen. Um dem erstern Einwurf zu begegnen, brauchen wir nur auf die Ruinen von Ipsara zu verweisen und an die Metzeleien von Scio zu erinnern, die sich in Morea und in jedem Gau und auf jeder Insel Griechenlands wiederholt haben würden. Den letzteren Einwurf aber erwiedern wir mit der Frage: wenn ein ganzes Volk gegen seine Eroberer sich erhebt, die es — mit Recht oder Unrecht — als seine Unterdrücker betrachtet, wenn es sechs oder sieben Jahre im Aufstand sich behauptet, ohne Unterwerfungs- oder Vergleichsanträgen Gehör zu geben, wenn dann zuletzt auswärtiger Beistand diesem Volk zur Unabhängigkeit vollends verhilft, ist da so sehr zu besorgen, daß voreilige Vermittlungskriege unternommen oder Empörungen wider gesetzliche Autorität leichtsinnig ermuthigt werden dürften? Die Dauer des entschiedenen und einmüthigen Widerstandes versöhnt das Verbrechen des Aufruhrs, was auch dessen ursprünglicher Charakter gewesen seyn mag.

Ehe wir uns mit der ausführlichen Geschichte der sonderbaren diplomatischen Proceduren befassen, die auf den Abschluß des londner Traktats folgten, und welche die Welt bis jetzt nur theilweise und unvollkommen kennt, von denen aber bald das britische Parlament Akten-Einsicht nehmen muß — Proceduren, die eines der merkwürdigsten Kapitel in den Annalen der neuern Zeit bilden, über das wir im Stande sind, Aufschlüsse aus ungedruckten Quellen mitzutheilen, deren officielle Authentizität unsre diplomatischen Leser nicht verkennen werden — ehe wir also an unsere eigentliche Aufgabe gehen, müssen wir zuvor einen Blick auf die frühern Unterhandlungen zurückwerfen, aus denen jener Traktat hervorging.

Obgleich im J. 1822 der Congreß von Verona jede Verwendung zu Gunsten der Griechen so gänzlich ablehnte, daß er ihren Abgeordneten sogar den Zutritt in die Mauern der Stadt verweigerte, den er mit seiner erhabenen Gegenwart beehrte, und ihnen bloß erlaubte, zwei oder drei Monate in Ancona zuzubringen, ohne sie auch nur eines Schattens von einer Antwort zu würdigen; obgleich der Kaiser Alexander, auf dessen Freundschaft sie zählen zu können glaubten, sich gegen alle Gemeinschaft mit ihren Interessen feierlichst verwahrte, indem er sie weder in seiner Gegenwart zulassen, noch von seiner Thüre fortschicken wollte; obgleich England durch sein Benehmen auf den jonischen Inseln die Bestrebungen der Griechen für ihre Unabhängigkeit nichts weniger als aufmunterte; so hatte doch schon in dieser frühen Periode die griechische Sache angefangen, die Aufmerksamkeit des nordischen Autokraten zu beschäftigen, der sie bei seinen Verbündeten ernstlich zur Sprache brachte, in der Absicht eine definitive Ausgleichung herbeizuführen. Indessen hatte es bei dem auf dem Congreß gefaßten Beschluß sein Bewenden, daß

die griechiſche Frage, wenn es je darüber zu einer politiſchen Berathung käme, als eine Frage der Allianz und nicht Rußlands allein angeſehen, auf keinen Fall aber dem griechiſchen Volk eine unabhängige Exiſtenz zugeſtanden werden ſollte. Als die Inſurrektion durch Errichtung einer griechiſchen Regierung Feſtigkeit gewonnen hatte, drang der Kaiſer Alexander nicht bloß auf eine Verſtändigung mit den Inſurgenten von Seite der Pforte, ſondern er machte ſpezielle Vermittelungsvorſchläge, die im Weſentlichen mit den Stipulationen des Protokolls von St. Petersburg, April 1826, und des londner Vertrags, July 1827, übereinſtimmten. In einer Denkſchrift, welche Rußland bereits im Winter 1823 den allirten Höfen überreichen ließ, äußerte der Kaiſer ſeine Anſichten über die Beruhigung Griechenlands, und entwickelte die Nothwendigkeit einer ſolchen Maßregel aus Gründen, die theils aus der Lage ſeiner Regierung insbeſondere, theils aus der Lage von Europa überhaupt geſchöpft waren, wozu er noch ausdrücklich die Erklärung fügte, daß die über dieſen Gegenſtand einzuleitenden Verhandlungen nicht bald genug begonnen und nicht thätig genug betrieben werden könnten. Wäre der große Punkt der griechiſchen Inſurrektion in Ordnung, ſo verſicherte Se. Kaiſerliche Majeſtät, welche ſeit 1821 keine Geſandtſchaft mehr in Konſtantinopel hatte, Ihre Bereitwilligkeit, ſofort einen Botſchafter dahin zu ſenden, um in Bezug auf Ihre Privatintereſſen mit dem Sultan ein Uebereinkommen zu treffen. Wie ſehr es dem ruſſiſchen Kabinet mit dieſer Sprache Ernſt war, beweiſt folgende Stelle der obenerwähnten Denkſchrift: „Rußland kann der Verlängerung eines Zuſtands der Dinge im Orient, wodurch ſein Verkehr mit der Levante unterbrochen, ſein Handel gelähmt und ſeine theuerſten Intereſſen beeinträchtigt werden, unmöglich mit Gleichgültigkeit zuſehen. Es iſt wahr, die andern verbündeten Höfe haben nicht dieſelben Motive ſich ins Mittel zu ſchlagen, wie Rußland; aber verträge es ſich mit den Grundſätzen einer geſunden Politik und mit dem Edelmuth, der ihr erſtes Attribut iſt, einem Nothſtand nicht ein Ende zu machen, unter dem beide, Griechenland und die Türkei, leiden? Die hohen Mächte betrachten als eine heilige Pflicht ihre Vereinbarung zur Erhaltung des allgemeinen Friedens, allein ſo lange der Kampf zwiſchen der Pforte und Griechenland fortdauert, ſo lange dieſer Theil der Welt von den Stürmen der Revolution und der Anarchie erſchüttert wird, iſt dieſer Friede, der Gegenſtand ſo gerechter Fürſorge, nicht wirklich und vollſtändig. Man kann nicht ſagen, daß er phyſiſch realiſirt ſey, denn augenſcheinlich iſt der Kampf noch lange nicht beendigt; er kann es eben ſo wenig moraliſch ſeyn, denn eben dieſer Streit unterhält in dem öffentlichen Geiſt von Europa eine Unruhe, deren Vorhandenſeyn eine wirkliche Gefahr iſt.“ Der Kaiſer fordert nun ſeine Verbündeten auf, dieſelben Rückſichten, die ein Einſchreiten gegen die Revolutionen von Neapel, Piemont und Spanien veranlaßt hätten, auch in Bezug auf Griechenland eintreten zu laſſen. Ja der Kaiſer geht noch einen Schritt weiter: er ſchlägt vor, dieß Mal eine Inſurrektion zu ſanktioniren, um den revolutionären Geiſt zufrieden zu ſtellen, oder künftigen Revolutionen vorzubeugen, namentlich einen Vorwurf von ſich zu entfernen, der für ihre Sicherheit bedenklich werden könnte — den Vorwurf, daß ſie ein chriſtliches Volk von Neuem ungläubigen Barbaren Preis gäben, daß ſie zwiſchen Chriſtenthum und Mohammedanismus keinen Unterſchied machten. Nach dieſen einleitenden Bemerkungen legt der Selbſtherrſcher den Allirten ſeinen Pacificationsplan vor, worin er davon ausgeht, daß weder der Sultan in eine Anerkennung der vollen Unabhängigkeit der Griechen einwilligen, noch die Griechen das türkiſche Joch, wie es vor dem Krieg auf ihnen laſtete, wiederum ſich aufladen laſſen würden. Um alſo den Einwendungen des Divans im Voraus zu begegnen, nimmt er eine Staatsform zum Vorbild, die bereits in dem türkiſchen Reich beſtand, nämlich die der Fürſtenthümer an der Donau, und trägt auf Errichtung von Hoſpodariaten in Griechenland an. Er bezeichnet drei Fürſtenthümer, in welche das griechiſche Gebiet nach ſeiner natürlichen Lage zerfiele: erſtens in Theſſalien, Böotien, Attika, mit dem Reſt von Oſtgriechenland; zweitens in Epirus, Acarnanien und Weſtgriechenland; drittens in Morea oder Südgriechenland mit der Inſel Candia. Die Inſeln des Archipels ſollten eine Municipalverfaſſung, unabhängig von Griechenland, bekommen, ungefähr in derſelben Art, wie ſie dieſelbe ſchon ſeit längerer Zeit genoſſen. Der Sultan ſollte der Oberherr dieſer neuen Staaten bleiben und von ihnen einen beſtimmten Tribut beziehen; nur ſollte er ihnen keine Paſchas oder Statthalter ſenden dürfen. Ihr Handel ſollte gänzlich frei ſeyn, alle Civil- und Militärſtellen ſollten von Eingebornen bekleidet werden, ſie ſollten ihre eigene Flagge führen, und bei der Pforte ſollte ſie ihr Patriarch vertreten, welchen der Kaiſer deßwegen, wie einen fremden Geſandten, unter den Schutz des Völkerrechts geſtellt wiſſen wollte. Zur Behauptung ihrer Souveränität ſollten die Türken in einigen feſten Plätzen Beſatzungen unterhalten, die Truppen ſollten aber beim Fourragiren auf einen gewiſſen Umkreis beſchränkt ſeyn. Da der Kaiſer zu befürchten ſchien, der türkiſchen Regierung möchten die Vortheile dieſer Ausgleichung nicht ſo geradezu einleuchten, oder ſie möchte ſich nicht ſo gar beeilen, dieſe Akte ihrer Demüthigung zu unterzeichnen, ſo ließ ſich die Denkſchrift weitläufig über die Gründe aus, die den Sultan bewegen müßten, ſeine Beiſtimmung zu geben. Der Tribut würde künftig beſſer entrichtet, die Autorität Sr. Hoheit würde durch keine meuteriſchen Paſcha's, wie ſo oft in Epirus geſchehen, künftig mehr verkannt. Fürſtenthümer mit bedingter Unterwerfung unter die Pforte wären nichts Neues. Die Zulaſſung auswärtiger Dazwiſchenkunft in den Angelegenheiten des türkiſchen Reichs wäre auch nichts Neues. Daß auf der andern Seite die Griechen einen ſolchen Vorſchlag ſich gerne würden gefallen laſſen, war kein Zweifel. Sie hatten jetzt ihren dritten Feldzug glücklich vollendet; bei fortgeſetzter Fehde aber ſtand ihnen doch Niemand dafür, daß ſie nicht noch zuletzt unterlagen. Nahmen ſie das Anerbieten an, ſo war freier Handel und der Beſitz der Mittel ihre Ruhe zu ſichern und ihren Wohlſtand durch weiſe und heilſame Geſetze zu vermehren kein zu verachtender Gewinn. „Uebrigens ſelbſt wenn ſie ſich deſſen weigerten,“ ſetzte die Denkſchrift in dem eigenthümlichen Geiſte des Kaiſers hinzu, „ſo könnten doch die verbündeten Höfe nicht wohl ihre völlige Unabhängigkeit ausſprechen, ohne von den Grund-

sätzen abzuweichen, auf welchen sie die Ruhe von Europa begründet hätten."

Diese Erklärung wurde gegen Anfang des J. 1824, zwei Jahre vor dem Tode des Kaisers Alexander, an den Höfen von Europa herumgeschickt, während die Botschafter der christlichen Mächte nicht aufhörten, die Pforte zu bestürmen, daß sie sich mit ihren empörten griechischen Provinzen zurechtstellte. Die mittlerweile zu einer thatkräftigern Vermittlung eingeleiteten Unterhandlungen hatten nur einen langsamen Fortgang, da Oesterreich die Maßregel bekämpfte, und die Griechen, so weit sie davon Kunde erlangten, sich gegen die Bedingungen sträubten. Die folgenden Feldzüge fielen unglücklich aus, und, was der Kaiser gefürchtet, traf bis auf einen gewissen Grad ein — Griechenland wurde der Sammelplatz der Revolutionsmänner aus allen Gegenden Europa's. Da brachte der Tod des Kaisers Alexander die Sachen zur Krise. Ueberzeugt, daß wenn die andern Mächte keinen Zug thäten, Rußland den ganzen Handel auf seine Faust nehmen, und sowohl die eigene, als die griechische Streitfrage erledigen würde, benützte Canning den Moment der Thronbesteigung des neuen Kaisers, und sandte den Herzog Wellington im J. 1826 nach Petersburg, unter dem Vorwand, dem Kaiser Nicolaus die Glückwünsche des britischen Königs darzubringen, in der That aber, um die griechische Frage auszugleichen. Das Protokoll vom 4 April, welches die Grundlage des Traktats von London abgab, war das Resultat. Die englische Regierung, unter der Leitung Cannings, hatte jedoch schon vor dieser Mission sich ins Mittel geschlagen; denn am 18 Februar 1826 erhielt der britische Admiral im mittelländischen Meer, Sir Harry Neale, Befehl, sich zu Ibrahim Pascha zu verfügen und ihm zu bedeuten, daß die englische Regierung es mit Mißfallen sehen und selbst durch ihre Seemacht zu verhindern suchen würde, wenn es wahr wäre, was man sagte, daß er den Plan trüge, die Einwohner von Morea auszurotten, oder sie als Sclaven nach Egypten zu verpflanzen. Das Protokoll von St. Petersburg, obwohl mit solch anscheinender Eile abgefaßt, wurde den andern Höfen nicht sogleich mitgetheilt; und was etwa geschah, um die Pforte von der Nothwendigkeit der Pacification Griechenlands zu überzeugen, blieb während des J. 1826 noch immer wie bisher, den vereinzelten Bemühungen der Gesandten überlassen. Als im Herbst dieses Jahrs Canning Paris besuchte, so sondirte er das französische Ministerium, wo er aber wenig entgegenkommendes Vertrauen fand. Bald darauf wurde das Protokoll den Höfen von Oesterreich und Preußen zugestellt, mit der drängenden Aufforderung, die Bestimmungen desselben anzunehmen und der vorgeschlagenen Allianz beizutreten. Der Kaiser von Oesterreich gab seine endliche Entschließung durch den Fürsten Metternich unter dem 29 oder 30 December 1826, und der König von Preußen die seinige unter dem 4 Januar 1827. Ersterer zeigt in einer an die englischen und russischen Botschafter am wiener Hof gerichteten (noch nicht öffentlich gewordenen) Note den Empfang des Protokolls von St. Petersburg an, bezeugt den verbündeten Höfen für ihre confidentielle Mittheilung seinen Dank, und lobt den Geist, aus welchem ihr menschenfreundliches Projekt entsprungen. Bevor jedoch der Kaiser seinen wirklichen Beitritt zu dem angesonnenen Traktat erklären kann, wünscht Se. Maj. nachträglich über die Art der Ausführung desselben eines Weitern belehrt zu werden, und nimmt Gelegenheit Ihre Ansichten über die Frage darzulegen. „Se. Maj. war und ist noch immer gegen jede Dazwischenkunft mittelst Gewalt, gegen jeden Angriff auf die Rechte des Türken und selbst gegen jede Bedrohung dieser Macht." In diesem ganzen Document ist von den Griechen nur als von Insurgenten die Rede, welche die Pforte berufen war niederzudrücken, wenn sie konnte. Auch wird der Gefahren gedacht, welche aus einem politischen System erwachsen müßten, das berechnet wäre, Empörung zu rechtfertigen und Aufruhr zu ermuthigen, indem dem Triumphe derselben Vorschub geleistet würde; ein Argument, das bei dem verstorbenen Kaiser Alexander den beabsichtigten Eindruck selten verfehlt hatte, dessen Beweiskraft aber bei seinem Bruder Nicolaus und bei dem englischen Minister, der entschlossen war, die heilige Allianz zu sprengen, indem er ihr Einigkeitsprinzip zerstörte, verloren ging. Die Antwort des preußischen Ministers lautete etwas liberaler, doch lehnte Graf Bernstorf die Theilnahme an dem Traktat ab, weil, wie er anführte, Preußen in keiner unmittelbaren Berührung mit der Pforte stünde, keine Flotte im mittelländischen Meer hätte, und die Dienste des preußischen Gesandten bei der Pforte im Fall, daß die beiden Mächte ihre Minister abberiefen, von Nutzen seyn könnten. Da nun damals zwischen Canning, aus Veranlassung einer Rede über die portugiesische Frage, und dem Hof der Tullerien, eine Spannung herrschte, so war auch hier nicht gleich Etwas zu machen. Die Unterhandlungen zwischen den drei Höfen zu London wurden daher nicht vor dem Frühjahr 1827 eröffnet, aber in Kurzem nahm die französische Regierung eine so entschiedene Stellung in der Trippelallianz ein, daß Se. Allerchristlichste Majestät sich mehr als einmal die Hauptstütze derselben nannte.

Tierney.

Mit dem kürzlich verstorbenen Tierney verlor England Einen der letzten aus jenem außerordentlichen Vereine von Staatsmännern, deren glänzende Talente durch die Leidenschaften, die Intelligenz und das Interesse der französischen Revolution geweckt worden waren. Eine neue Generation hat sich in den letzten zwanzig Jahren im Parlament festgesetzt und Form und Wesen der parlamentarischen Beredsamkeit völlig umgewandelt. Mit Ausnahme von Fox und Tierney würde Keiner von der alten Schule die Aufmerksamkeit des Hauses zu fesseln vermögen: die Sophistereien Pitts würde man unerträglich finden; Sheridan's Witz und seine rednerischen Kunstausstellungen würde man als einen Zeitverlust für die Geschäfte betrachten; selbst an den prachtvollen Umrissen von Fox würde man die Studien, d. h. den staatswissenschaftlichen Kern, vermissen. Tierney's Beredsamkeit war von weit eigenthümlicherer Art, als die jedes seiner Zeitgenossen. Seine Reden waren Geschäftsreden, aber sie trugen immer das Gepräge der Zeit. Er war der Swift seiner Periode, er war im Hause der Gemeinen, was der Dechant an seinem Pult — ein Humorist voll Sarkasmen und Ironie, bieder

und einfach, aber tief, derb, aber zermalmend, und ein Meister in jenen treffenden epigrammatischen Einfällen, welche die Zuhörer zu convulsivischem Lachen reizen, während sie einer Sache oder einer Person einen unauslöschlichen Charakter des Lächerlichen anhängen. Tierney im Parlament glich Sir James Scarlett vor der Bar, aber er hatte eine edlere Haltung, eine lebendigere und tonreichere Declamation, seine Beweise waren eben so schlagend und lothrecht und mit einer ähnlichen Beugung der Stimme geführt, aber sie waren mit unendlich mehr kühnem Witze beleuchtet und durch ein ausgebreiteteres Wissen und durch gewaltigere Geisteskräfte verstärkt. Tierney würde einen der trefflichsten Redner vor den Gerichtsschranken abgegeben haben. Er blieb selten beim Allgemeinen stehen, sondern ging meist auf die Sache ein. Wenn man Sheridan hörte, so wurde man von dem Genius des Mannes bezaubert, vergaß aber die Sache; bei Fox fühlte man sich sehr durch den Gedanken gepeinigt, daß doch immer seine erhabensten Absichten von der officiellen Gemeinheit seiner Gegner vereitelt wurden; hörte man nun Tierney, so liebte man den Menschen, bewunderte seine Rede, verachtete seine Gegner, und vergaß dabei die Sache nicht. Tierney trat ins Parlament im J. 1786, seinen ersten ausgezeichneten Erfolg aber erwarb ihm seine Rede über die Bank-Restriktionsakte im J. 1797. Beinahe alle seine Reden handelten über die Finanzen, und in allen hatte er die verwickeltsten Gegenstände auf einfache Wahrheiten zurückgeführt — daß zweimal zwei vier ist, daß, wenn man Gleiches von Gleichem nehme, die Reste gleich sind, daß, wenn man Geld aus einer Hand in die andere stecke, nicht Mehr wird, daß, wenn man borge, man Schulden bekommt ꝛc. Die ganze englische Politik beruhte damals auf entgegengesetzten Grundsätzen, und Lord Grenville ist der einzige Mann in England, der so viel Verstand und Ehre besitzt, die Täuschungen jener Tage jetzt einzugestehen. Tierney deckte diese Täuschungen mit unnachsichtlicher Strenge auf, und obgleich alle seine Ansichten nur zu wahr erprobte Prophezeiungen waren, so läßt sich der Rest der alten Schule doch von keinem seiner Irrthümer bekehren. Tierney trieb die Minister so häufig in die Enge, daß Pitt zuletzt sich hinter Gemeinplätzen, officiellen Entstellungen von Akten und spekulativen Orakelsprüchen verschanzte. Als Fox sich in Verzweiflung aus dem Hause zurückzog, kämpfte Tierney gegen die ganze Macht der Bänke der Schatzkammer; er sprach jede Nacht und erregte die höchste Meinung von seinen Talenten. Seit längerer Zeit trat er nur noch selten auf, aber seine Rede hatte den alten guten Klang nicht verloren. Eine gute Ausgabe von Tierney's Vorträgen wäre unschätzbar; doch möchte es schwer halten, ihnen darnach volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; die Grazie der Darstellung läßt sich nicht vom Blatte lesen.

Landers Bericht über Clapperton's letzte Reise in Africa.

Lander, der treue Diener Clapperton's, ist in der Mitte vorigen Monats nebst seinem Bruder auf dem Kauffahrteischiffe Alert von England nach der westlichen Küste von Africa abgesegelt. Die beiden Reisenden haben einen offenen Brief von dem Ministerium mit sich, worin dem Capitän des ersten königlichen Schiffes, welchem die Alert begegnet, der Befehl ertheilt wird, Lander und seinen Bruder nach Badagry zu führen und dem Könige dieses Ländchens als Personen vorzustellen, für deren Wohlergehen die britische Regierung sich besonders interessirt. Von da werden sie nach Katunga, der Hauptstadt von Yarriba gehen, und von dort nach Boussa (wo Munko Park umkam), um den Niger bis zu seinem Ausflusse zu verfolgen. Sollte der Niger sich in die Bucht von Benin ergießen, so sollen die HH. Lander auf diesem Wege zurückkehren; sofern es sich dagegen fände, daß er ostwärts nach dem Tschadsee in Bornu strömte, so sollen sie sich durch die große Wüste nach Tripolis begeben. Vor seiner Abreise gab Lander noch unter dem Titel: Records of Captain Clapperton's last Expedition to Africa by R. Lander, the only survivor (Lond. 1830. 2 vols. 8.) einen Bericht über die Reise heraus, die er mit Clapperton von Badagry nach Saccatu (wo Clapperton starb), und von da allein zurück nach Badagry gemacht hatte. Etwas Neues ist in diesen „Records" nicht enthalten, da das Wesentlichste bereits in der Form eines Anhangs Clapperton's Reise (in Quart) beigefügt war.

Uebersicht über die dänische Dichtkunst.

Unter dem Titel: „Beitrag zu einer Uebersicht über die dänische Dichtkunst unter König Christian dem Siebenten" (Bidrag til en Udsigt over dansk Digtekunst, ved H. L. Rahbek og R. Nyerup; 1 Deel Kiobenhavn 1828. 8.) erschien im Laufe des v. J. die Fortsetzung eines literarisch-historischen Werkes, welches vor drei Decennien begonnen wurde, und sich jetzt seiner Vollendung nähert. Zu bedauern ist nur, daß eine so ausführliche und in mehr als einer Beziehung so gründliche Arbeit uns noch immer den Wunsch übrig läßt, endlich einmal eine pragmatische, mit selbstständigem Urtheil verfaßte Geschichte der neuesten dänischen Poesie zu erhalten. Die Materialien sind in dem Beitrage und seinen Vorläufern (Bidrag til den danske Digtekunst Historie, Kjöbenh. 1800 u. f. f.) mit lobenswerthem Fleiße zusammengestellt; eine kritische Bearbeitung derselben ist indessen durch die Leistungen Nyerups, Rahbeks u. a. noch keineswegs entbehrlich gemacht worden.

Dante's Denkmal.

In dem Pantheon zu Florenz wird gegenwärtig dem Andenken Dante's ein colossales Denkmal von weißem Marmor errichtet. Die Ausführung ward Stephano Ricci übertragen, einem Künstler, der sich bereits durch mehrere treffliche Werke ähnlicher Art ausgezeichnet hat. Das Monument besteht aus einem Kenotaph, über welchem der Dichter auf einem Stuhle sitzt, neben sich zwei Figuren — die Poesie und den Genius Italiens; es kommt in die Mitte zwischen jenes Michel Angelo's und Alfieris zu stehen, und soll das letztere, (das von Canova ist), an Schönheit übertreffen. Dieses Denkmal ist ein neuer Beweis von dem in Italien herrschenden Streben, den schlummernden Nationalgeist durch Erinnerung an die großen Männer der Geschichte, die zugleich echte Italiener waren, wieder zu erwecken.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 52 und 53. 21 und 22 Februar 1830.

Die Insel St. Helena. *)

Mitten in dem atlantischen Ocean erhebt sich der Fels von St. Helena mit seinen hohen, calcinirten, senkrecht abstürzenden Seitenwänden. Auf den ersten Anblick erscheint dieses Eiland als die Behausung des Dämons der Langenweile, wie sich eine geistreiche Frau ausdrückte. Kommt man aber näher, so sieht man in den Bergschluchten, welche hin und wieder in die vulkanischen Felsen einschneiden, mitten zwischen schwarzen Trachyten, Lavamassen und rothem, oft buntscheckigem Ocker, eine Mischung lachenden Grüns, die das Auge erquickt. Diese Massen von Grün, diese Quellen frischen Wassers, die hervorsprudeln aus den engen, durch das unterirdische Feuer ausgebrannten Felsenklüften, wo nicht einmal Moose und Flechten gedeihen, erregt durch den Wechsel von Schönheit und Oede ein wunderbares Gefühl, das den Busen des Reisenden bald erweitert, bald beklemmt.

Die Insel St. Helena liegt in der Austral-Hemisphäre in 15° 55′ 00″ s. Br. und 7° 59′ 08″ w. L., gegen 1200 M. von der africanischen Küste, 900 M. von Südamerica, 600 M. von der Insel Ascension und ungefähr 1200 M. von Tristan d'Acunha. Ihre größte Länge von NO nach SW beträgt nicht über 3, ihre Breite 2, und ihr Umfang wenig mehr als 8 Stunden; ihre Oberfläche begreift 20,300 Morgen; aber ihre Lage auf dem Weg nach Indien, den sie beherrscht, hat ihr bei den Gebietern des Welthandels den Namen eines Gibraltars der indischen Gewässer verdient.

Der Florentiner, Americus Vespucius, soll die Insel im J. 1503 entdeckt haben. Er fand sie als einen dichten Wald von zahlreichen Bächen bewässert, an denen Selerie, Kresse, Portulak und Salzkraut in üppiger Fülle wuchsen; Robben, Seelöwen und Riesenschildkröten bevölkerten ihre Gestade. Kein menschliches Wesen war zu sehen. Man nimmt jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit an, daß es der Portugiese Juan de Nova Castella war, der schon am 21 Mai 1502 an ihr landete, und ihr den Namen der Mutter des Kaisers Konstantin gab. Castella machte die berühmte Expedition des Vasco de Gama mit. Als ersten Ansiedler nennt man Fernandez Lopez, der im J. 1513 auf Befehl des berühmten Albuquerque als Rebell und Verräther verstümmelt und auf diesem isolirten Eilande ausgesetzt wurde. Sir Thomas Cavendish, der die Insel am 9 Juni 1588 besuchte, traf eine den Portugiesen unbekannte Colonie an, die sich seit siebenzehn Jahren daselbst niedergelassen hatte. Diese Niederlassung stand in schöner Blüte, als der Capitän Lancaster, der Befehlshaber der ersten Expedition der Engländer nach Indien, neunzehn Tage dort verweilte. Später bemächtigten sich die Holländer, lüstern nach den portugiesischen Besitzungen, auch der Insel St. Helena, und behaupteten dieselbe bis zum J. 1651, wo sie die Kolonie zerstörten. Nach dieser Zeit setzten sich die Engländer darauf fest, wurden aber im J. 1672 durch die Holländer vertrieben, die jene ihrerseits im folgenden Jahre wieder verjagten. Im J. 1674 überließ sie der König von England der ostindischen Compagnie. Dampier besuchte St. Helena im J. 1691, und den 1 Juni 1706 griff eine französische Flotte unter Desbugueres den Platz an und bohrte unter den Batterien desselben eine gute Anzahl Schiffe in den Grund. Seit dieser Zeit hat die Insel ihre Herren nicht mehr gewechselt; und die Engländer erkennen auch ihren Werth zu gut, um sie nicht eifersüchtig zu bewachen. Deßhalb darf kein Fremder im Innern frei herumgehen, und wenn je einer die Erlaubniß erhält, geben ihm die Behörden immer eine militärische Begleitung mit.

Das Klima soll äußerst gesund seyn. Man bemerkt hier weder Stürme, noch Erdbeben. Der Himmel ist immer heiter. Donner und Blitze sind sehr selten, ein linder Wind kühlt die Hitze des Tages, und die in Wolken eingehüllten Berge *) unterhalten eine beständige Feuchtigkeit und senden starke Regen nieder, welche Frische und Leben in die Thäler

*) Notice sur l'île de Ste. Helène, par R. S. Lesson.

*) Die Engländer haben die verschiedenen Höhen der Insel folgender Maßen berechnet:

Dianenpik	2607	englische	Fuß
Cuckoldspitze	2677	—	—
Halley	2467	—	—
Flag-Staff-Hill	2272	—	—
Barnes-Hill	2015	—	—
Alarm-House	1960	—	—
High-Knoll	1903	—	—
Longwood-House	1762	—	—
Ladder-Hill	592	—	—

bringen, die ohne dieselben in Kurzem ausgedorrt wären; indessen stirbt doch bei hie und da anhaltender Trockenheit das Vieh hinweg, weil es ihm an dem nöthigen Futter gebricht. Die Regenzeit tritt im Januar und Februar, Sommers; im July und August, Winters, ein, und dauert gewöhnlich neun bis zehn Wochen. Diese zu andern Zeiten so seltenen Regen sind oft so stark, daß sich in den Schluchten Waldströme sammeln, welche Alles mit sich fortreißen. Wenn die Insel durchaus gleich überwaldet wäre, so würde die Bewässerung des Landes regelmäßiger seyn. Vor einigen Jahren ergossen sich schwarze Wolken auf das Gebirge, über dem Thale Rupert, durch welches sonst nicht einmal ein Bach fließt, so daß plötzlich ungeheure Wassermassen hervorbrachen, die Brustwehren der dort errichteten Festungswerke zerstörten und einige Kanonen, die darauf standen, fortschwemmten. Während unseres Aufenthalts war die Hitze ganz erträglich und kühl. Reichlicher Thau bedeckte den Boden, so lange die Sonne nicht über dem Horizonte stand. Wolken zogen sich um die hohen Gipfel der Berge zusammen, schieden sich ab und lösten sich in Regen auf, der jedoch nicht auf die Insel, sondern in einiger Entfernung auf das Meer unter dem Winde niederströmte. Kurze, aber starke Windstöße strichen durch die Becken der Thalgründe, ohne die Wipfel der Bäume auf den hohen überragenden Bergabhängen zu bewegen. Das Meer blieb mehrere Tage auf unsrem Ankergrunde ruhig; am Ende aber gerieth es in Aufruhr und schlug heftig gegen die Klippen am Gestade. Das Barometer hatte als Maximum 28° 2′ 6″ und als Minimum 28° 1′ 9″; das Thermometer als Maximum um Mittag 27°, gewöhnlich aber 26°

Auf der nordöstlichen Spitze von St. Helena ist ein pyramidalförmiger Berg, dessen Fuß das Meer bespült. Die Engländer nennen ihn den Zuckerhut (sugar loaf). Auf seiner Spitze ist ein Telegraph errichtet, und an seinem Fuße sind drei Batterien in geringen Zwischenräumen aufgeführt, deren eine Buttermilk, die andere die hohe, die dritte die niedere Strandbatterie heißt. Auf der Südwestseite deckt den Eingang des Thales Rupert eine starke Verschanzung, in welcher Feuerschlünde von dem größten Kaliber liegen. Die Spitze Munden trennt das Rupertsthal von dem sogenannten James- oder Kapellthale, an dessen Eingang Jamestown liegt. Südwestlich wird die Stadt von einer senkrechten Felswandung, Ladder Hill genannt, beherrscht, auf deren gegen 600 Fuß über der Meeresfläche erhabenem Plateau eine Batterie von 30 Kanonen den südwestlichen Theil der Insel, die Rhede und das Jamesthal bestreicht. Außerdem wird sie noch vorn durch eine weitere Batterie geschützt, auf der sich Oefen zu Feuerkugeln, Brandhaubitzen und Schießscharten für das Kleingewehr befinden. Hinter dieser Linie und unter den Kanonen des Ladderhill vorbei geht der einzige Weg, der nach der Stadt und dem Innern der Insel führt und der so schmal ist, daß nicht zwei Fußgänger neben einander Platz haben. Die Felsen, welche diesen schmalen Thalgrund umthürmen, und senkrecht emporsteigen, verbergen in ihrem Bauch geheime Gänge für die Garnison, um den Feind, der sich der Außenwerke bemächtigt hätte, von hinten zu nehmen. Die Sandy-Bay, im Süden der Insel, wo auch eine Landung möglich wäre, da man daselbst keine Brandung spürt, ist gleichfalls durch die Kunst vertheidigt. Ueberhaupt alle Punkte der Insel, selbst die abschüssigsten Bergkuppen, sind mit Kanonen besetzt, deren furchtbares Feuer diesen nackten Felsen unüberwindlich macht. Dennoch besteht die Besatzung bloß aus 1,100 Mann, größten Theils Artillerietruppen, und würde im Fall eines Angriffs nicht einmal zur Bedienung aller Geschütze hinreichen. Auf den Bergspitzen sind Wachen aufgestellt, welche einander Signale geben, die dann durch den Telegraphen nach den Forts laufen. Das Erscheinen eines Fahrzeugs am Horizont kündet die Wache, welche es zuerst erblickt, durch einen Kanonenschuß den andern Posten an, die das Signal wiederholen, bis es zu dem Alarmschloß (alarm-house) gelangt. Entdeckt man mehrere Schiffe, so feuern die Forts fünfmal, und beim Anblick einer Flotte schlägt man Generalmarsch. Jeder eilt zu seinem Kampfposten, bis der Gouverneur durch die kleinen abgeschickten Fahrzeuge erfährt, welcher Nation jene angehört, und Retraite schlagen läßt.

Die Fahrzeuge, welche auf der Rhede von Jamestown vor Anker gehen wollen, müssen ein Boot nach der Zuckerhutecke (sugar-loaf-point) schicken, und sich von zwei Offizieren der Garnison untersuchen lassen. An einem Pfosten steht in großen Schriftzeichen geschrieben: send boat here. Nach dieser Förmlichkeit fährt man längs dem Rupertsthal um die Mundenspitze, auf der die Zittadelle dieses Namens steht, nach der Rhede. Am äußersten Ende dieser Spitze, 30 bis 40 Klafter vom Lande, sind an einer Klippe unter dem Wasser schon viele Schiffe zu Grunde gegangen. Die Ankerbank ist nicht über 8 — 15 Klafter tief und erstreckt sich nordwestlich von dem Rupertthal bis an die Rosswaidespitze (Horse-pasture-point) auf der Südwestseite. Das zwei Meilen südwestlich von Jamestown entfernte Lemonthal wird von einem Bache frischen Wassers durchschnitten; hier nehmen die Schiffe, wegen der den Eingang begrenzenden Klippen mit vieler Beschwerlichkeit, ihr Wasser ein.

Das Jamesthal, mit dem Städtchen gleichen Namens, ist eine schmale Schlucht, die sich jedoch nach dem Meere hin allmählig erweitert. Die Häuser, zwischen die senkrechten Bergwände eingezwängt, werden in beträchtlicher Höhe von furchtbaren Felsmassen überragt. Die Seitenwände sind nackt und von röthlicher Färbung; den grünen Thalgrund dagegen durchschneidet zwischen Baumgruppen und einem breiten Teppich von Kresse (sysinbrium nasturtium) hin ein kleiner den Felsen entsickernder Bach, der jedoch zu bestimmten Jahreszeiten anschwillt und in geschlossenen schäumenden Wassergüssen 200 Fuß hoch über eine Basaltcolonnade herabstürzt. Diese aus leichtgewölbten, von Farnkraut übergrünten Oeffnungen hervorsprudelnden Quellen contrastiren lebhaft gegen die düstere Umgebung, wo das Auge Nichts denn geschwärzte, verkalkte Felsen und vulkanische Auswürfe erblickt.

Von der Rhede aus gesehen, ist die Batterie des Jamesthales von der Stadt durch eine Allee von Paradiesfeigenbäumen getrennt, an deren einem Ende der Bazar sich befindet, wo die Seefahrer einige Gemüsarten zu Kauf bekommen. Jamestown hat nichts Sehenswerthes; die Kirche ist einfach; des Gouverneurs

gebäude in gothischem Stile und kaum bewohnbar; der angrenzende Garten der Compagnie — zugleich Promenade — enthält meist vom Cap eingewanderte Gewächse. Die ganze sogenannte Stadt besteht aus einer gepflasterten Straße, deren Häuser sehr reinlich gehalten werden; an sie, gegen das Ende des Thales hin, schließt sich eine Allee ostindischer Feigenbäume, ein Waffenplatz von 100 Quadratfuß, Kasernen für die Besatzung, ein Militärspital und der botanische Garten an. Dieser enthielt lange Zeit seltene und kostbare Pflanzen, und auch jetzt noch, obgleich er sehr vernachlässigt wird, findet man daselbst Cocos-, Oel-, Würznelken-, Cocarsebäume und Bananen. In diesem Stadttheile trifft man auch viele schlechte, schmutzige, stinkende und räucherige Hütten von Holz, von Indiern und Chinesen bewohnt, welche die Kolonisten als Bediente gebrauchen; um so anmuthiger nehmen sich dann im Hintergrunde des Thals die Lusthäuser der reichen Engländer aus. Zur Linken über der Mitte des Bergs hat die Kunst der todten Natur eine in letzter Zeit berühmt gewordene Oase abgewonnen.

Die über die Hälfte aus schwarzen Sclaven bestehende Bevölkerung von St. Helena wird auf 5000 Köpfe geschätzt; Rivalitäten und Eifersuchten, die unter einer militärischen Bevölkerung niemals fehlen, spalten aber diesen kleinen Gesellschaftskreis so, daß an keine freundschaftlichen Zirkel, Feste und Ergötzlichkeiten, wie man sie sonst wohl findet, zu denken ist.

(Schluß folgt.)

Briefe über Indien.

Des ersten Briefs dritte Anlage.

Satára.

Lieber Karl!

Es freut mich sehr, daß Du Deinem letzten Brief zufolge mit den Soldaten in so gutem Vernehmen zu stehen, und folglich Deine Vorurtheile gegen die Eingebornen abgelegt zu haben scheinst. Ich nehme hievon Gelegenheit, Dir einige Belehrung über die verschieden Kasten der Hindu's und Mohammedaner zukommen zu lassen, und zu einem Ueberblick über den Zustand der Landesarmee zu verhelfen.

Das feste Land von Indien, im Norden von Kaschmihr, im Osten vom Himmalaya-Gebirg, westlich vom Indus-Strom und südlich vom indischen Meere begrenzt, wird gewöhnlich zu etwas über 50,000,000 Einwohnern angeschlagen, und war vor dem Einfall der Mohammedaner, Anfangs des eilften Jahrhunderts, in vielfache Königreiche und Herrschaften getheilt, die sich alle zu Einem Glauben bekannten. Diese Völkerschaften werden von den Europäern Hindu's genannt, im Gegensatz gegen ihre Besieger, die Mohammedaner, welche gegenwärtig nicht ganz den zehnten Theil der Gesammtzahl der Nation ausmachen sollen. Wurden indeß die Hindu's von den Mohammedanern besiegt, so haben sie gleichwohl Sprache, Institutionen, Religion auf eine so wunderbare Art erhalten, daß wirklich zwischen dem Charakter der Hindu's heutigen Tages, und ihrem Charakter, wie ihn die ältesten Nachrichten schildern, beinahe kein Unterschied Statt findet.

Die Mohammedaner führten das Scepter und vergrößerten ihre Eroberungen sechs Jahrhunderte lang, bis die Umstände endlich die Maratten, einen indischen Stamm der Deccans, in Stand setzten, sich gegen ihre Gebieter aufzulehnen; ja im Lauf des vorigen Jahrhunderts stürzten jene sogar das Reich des Groß-Moguls, und gründeten auf dessen Trümmern eine lose, unzusammenhängende Herrschaft. Innerliche Zwistigkeiten erschütterten in der Folge dieses übel aufgeführte Gebäude, und der Stoß, welchen dasselbe in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren durch die britische Macht empfing, hat es beinahe völlig zu Boden geworfen, so daß wir eigentlich die Herren darin sind.

Doch ich eile, Dir einen Umriß der indischen Menschheit zu geben. Die Hindu's sind in Klassen oder Kasten abgetheilt, welche wenig Verkehr mit einander haben. Die Braminen, (Priester,) gelten als die reinste, die sich denn auch besonders hütet, in Berührung mit irgend einer andern Kaste zu kommen. Ihre Gesetze sind hierin so streng, daß sie bloß der Möglichkeit wegen, von Jemand aus einer andern Kaste, oder überhaupt von irgend einem unreinen Gegenstand berührt worden zu seyn, jedesmal ehe sie Speise nehmen, baden müssen, und beim Essen nur ein einziges, seidenes, Gewand tragen dürfen, das als ein Abhaltungsmittel gegen die Besteckung angesehen wird, welche etwa der Schatten eines unreinen Dinges auf sie werfen möchte. Ihre Nahrung besteht einzig in Pflanzenstoff, mit Ausnahme von Milch und zerlassener Butter; dagegen dürfen sie selbst aus dem Pflanzenreich Mehreres nicht genießen, wie Zwiebeln und geistige Getränke irgend einer Art. Ferne davon, Fische oder Geflügel zu essen, enthalten sie sich sogar der Eier; Blut dürfen sie nicht vergießen, außer bei gewissen Opferfeierlichkeiten, die jedoch sehr selten vorkommen. Wenn sie zu Hause speisen, so sitzen sie auf schmalen hölzernen Täfelchen, die sich etwas über dem Boden des Zimmers erheben; wenn im Freien, so bestreuen sie jedesmal einen Fleck von 5 bis 6 Fuß ins Gevierte mit Kuhmist, auf welchem sie ihr Mahl sowohl bereiten, als zu sich nehmen. Sollte Jemand aus einer andern Kaste diesen geheiligten Kreis überschreiten, so wird die Speise unrein und muß weggeworfen werden.

Die zweite Kaste bilden die Kschetry. Sie bestand ursprünglich bloß aus dem königlichen Geschlechte, und wenn dieses heut zu Tag auch beinah gänzlich erloschen ist, so legt wenigstens noch der Radscha von Udipur seiner Linie unbefleckte Reinheit bei. Die Radsch-puts oder Radsch-putra's betrachten sich als Abkömmlinge vom königlichen Blut. Sie dünken sich Viel mit ihrem Stand, als dem kriegerischen, und wirklich kommen täglich Beispiele vor, daß sie von einer Gesinnung belebt werden, wie sie einst den europäischen Rittern eigen war. In Bezug auf ihre Reinheitsbegriffe sind sie so umständlich, als die Braminen, genießen auch beinahe dieselbe Nahrung; doch dürfen sie das Fleisch von Schafen, wilden Schweinen, Wildpret und von einigen Fischen essen; aber kein Geflügel.

Die Vyse, welche die dritte Kaste bilden, bestehen aus Kaufleuten und Künstlern. Sie enthalten sich wie die Bramiuen jeder thierischen Nahrung, und tragen gleiche Sorgfalt, sich nicht zu verunreinigen.

Die vierte Kaste, (Schudr) begreift Ackerbauer und Arbeiter jeder Art in sich. Diese dürfen thierische Nahrung genießen (doch Nichts vom Rindvieh); jedoch sowohl ihre Armuth, als das Beispiel der höhern Kasten bewirken, daß diese Erlaubniß nur sehr mäßig benutzt wird.

Noch giebt es eine fünfte Kaste, welch bei den übrigen als Auswurf gilt. Dieß sind die Dhr Paria's oder Purwaris, wie sie je nach verschiedenen Gegenden Indiens genannt werden, und welche mit dem Schambar, d. h. Gerber, einen Bestandtheil jeder Dorfgemeinde ausmachen, aber nicht innerhalb der Mauern des Ortes wohnen dürfen. Zu diesen Dorfauswürflingen können noch gerechnet werden die herumziehenden Classen der Cisternengräber, Wildschützen, Grobschmide, Blechschläger, Strohflechter und Quacksalber. All dieses Volk (welches nach Einigen der Rest der Urbewohner des Landes von der Zeit noch vor der Einwanderung der Hindu's her seyn soll) nimmt jede Art von Nahrung zu sich, und trägt kein Bedenken, selbst Schlangen, Guana's, Schakals, Füchse, Frösche, Ratten und andre unsaubere Thiere zu verzehren. Bei den eigentlichen Hindu's gelten diese Menschen jedoch für so unrein, daß sie weder den Körper, noch auch nur das Eßgeschirr von irgend Jemand aus einer andern Kaste berühren dürfen; ja in einigen Gegenden Indiens halten es die Bramiuen für nothwendig, sogleich zu baden, sobald sie nur von dem Schatten eines solchen Auswürflings getroffen worden sind; und Haus und Geräthe eines Braminen würde entsetzlich befleckt, wenn Einer aus dieser Classe dasselbe beträte oder berührte.

Die zweite große Abtheilung der indischen Gesellschaft besteht aus Mohammedanern. Diese sind besonders in der Umgebung von Delhi, der alten Hauptstadt des Moguls, zahlreich, so wie in der Herrschaft Lucnow und in mehreren Strichen Bengalens und Malwas. Im Süden bewohnen sie das Fürstenthum Nisam; geringere Ueberreste von ihnen finden sich auch in Guserat, Candeisch, Amidjahsggor, Bidschapur und den meisten bedeutenden Städten von Deccan. Außer diesen halten sich einige Mohammedaner auch in den Ländereien auf, welche sonst den Nabobs von Arcot, Masulipatam, Kornul, Cuddapa, Melsur — dieses zuletzt bekanntlich das Königreich Heiders (Hyders) und seines Sohnes Tippu — gehorchten. Die Mohammedaner aus den letzt genannten Fürstenthümern, welche unmittelbar von Europäern und nicht zunächst von hindustanischer Gewalt unterwürfig gemacht wurden, zeichnen sich durch einen besondern Haß gegen uns aus, und sind höchst eifersüchtig auf unsre Vergrößerungen.

Der bedeutendste Theil der Armee von Bengalen, sowohl was Fußvolk als Reiterei betrifft, besteht aus Hindus, und besonders aus Radsch-puts, Männern voll feinem kriegerischem Ehrgefühl, so daß man ihnen hinsichtlich der soldatischen Zucht sehr große Zugeständnisse und Einräumungen angedeihen lassen muß; dafür stehen sie aber auch, wenn man sie wirklich gut behandelt, wie Dieß nunmehr von den englischen Offizieren geschieht, die unter ihnen selbst heranwachsen *) keinen Truppen in der Welt an Muth und Ausdauer nach.

Die Armee von Bombay besteht aus Radsch-puts, ackerbauenden Hindu's und einigen Wenigen jener Auswürflinge. Letztere beurkunden sich indessen bei jeder Gelegenheit als treffliche Soldaten, werden jedoch als Offiziere bei den Eingebornen nicht geachtet, obwohl sie durch ihr gutes Verhalten diese Auszeichnung im Feld häufig erhalten. In der Reiterei der Armee von Bombay befinden sich viele Mohammedaner. Das bombay'sche Heer war bis in die neuesten Zeiten an Anzahl sehr gering, stand aber an Muth und Betragen den Corps der übrigen Präsidentschaften keineswegs nach. Das Andenken an das glänzende Benehmen des Grenadierbataillons bei der Belagerung von Mangalur im Jahr 1784, und der Widerstand, welchen das zweite Bataillon desselben Regiments im Jahr 1818 bei Corygaum gegen das ganze Heer des Peschwa leistete, wird fortleben, so lang es eine Geschichte des britischen Indiens giebt. Kein Seegefecht im persischen Golf, auf dem rothen Meer, an den Küsten von Arabien oder bei den französischen Inseln wurde ohne eine Abtheilung der Bombay-Sipoys geliefert, und bei all diesen Gelegenheiten wichen diese keinen Schritt hinter die englischen Soldaten zurück, und verdienten sich den Namen braver Kameraden.

Es ist Dir bekannt, daß die Eingebornen auch höhere Stellen in den Regimentern erhalten, jedoch immer nur in der Weise, daß sie von unten auf dienen müssen. Sobald sie den Rang eines Subidar's erreichen, bekommen sie eine Soldzulage, und je nach der Länge ihrer Dienstzeit noch besondere Vorrechte; alle aber haben Ansprüche auf eine Pension, wenn sie Wunden oder Alters halber die Waffen nicht mehr tragen können.

Zu jeder Compagnie und jeder Schwadron gehören dem Gesetz nach ein oder zwei europäische Offiziere; in Friedenszeiten ist aber gewöhnlich nicht einmal Ein solcher bei jeder Compagnie vorhanden; und im Krieg haben schon häufig die Zufälle eines einzigen Feldzuges die Zahl der Europäer dermaßen geschmälert, daß mehrere Regimenter lediglich von Eingebornen angeführt wurden, und in der Schlacht nicht selten bloß zwei bis drei englische Offiziere auf ein ganzes Regiment kamen. Und wie brav benahmen sich die Sipoys dennoch bei jeder Gelegenheit! Ich frage, ob die besten Truppen von der Welt, welche mit Dem, was den Nerv jedes Heeres ausmacht — mit Anführern — so dürftig ausgestattet waren, sich in gleicher Lage eben so gut angelassen haben würden. **).

Das bezeichnende Merkmal des Sipoys ist Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Gehorsam, Ergebenheit für den europäischen Offizier, wenn

*) Die für den Kriegsdienst in Indien bestimmten jungen Engländer treten schon im 15, 16 Jahr als Kadetten in die dortigen Regimenter ein.

**) Es ließe sich ein ganzes Buch über die Unzweckmäßigkeit und Ungerechtigkeit des Verfahrens schreiben, die Armee der Eingebornen so spärlich mit Offizieren zu versehen. So lang ihre Anzahl dort nicht eben so groß ist, als bei den europäischen Regimentern, kann man nie auf einen eigentlich kräftigen Stand der Hindnarmee zählen.

Meser ihn mit Güte behandelt, und Treue gegen die Regierung, welcher er dient. Ausreißer oder Meuterer kommen selten vor; aber Unaufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse und Nichtachtung ihrer Religion haben die Hindu's bei mehreren Gelegenheiten zur höchsten Wildheit und Grausamkeit getrieben. Sie gerathen bei derlei Veranlassungen in Verzweiflung, so daß man sie mit derselben Lebensverachtung, welche sie im Kriege beweisen, auf ihre Offiziere losgehen und dieselben ermorden sah, obwohl sie wußten, daß sie sich selbst dadurch den Tod zuzogen. Glücklicher Weise ist das Prügeln in Reih und Glied bei der ostindischen Armee nicht mehr im Gebrauch. Früher war dasselbe in Indien so sehr eingeführt, daß — ich sage es mit Schamgefühl — beinahe nur noch Leute aus den niedersten Kasten sich anwerben ließen, und die unglücklichsten Folgen sich nicht selten ergaben. So erinnere ich mich, daß ein Rittmeister den Hufschmid seines Regimentes (einen Mohammedaner) schlug; der Mann fuhr zurück und sagte mit Entrüstung: „Herr, ist Dieß eine Behandlung für einen Soldaten? Wisset, mein Herr, ich lasse mich von keinem Menschen schlagen." Der Schlag wurde unter Schmähworten und Fußtritten wiederholt. Der Schmid, welcher eben ein Pferd beschlug, und das Instrument zum Auswirken des Hufs in der Hand hielt, (welches in Indien wie eine scharfe, starke Sichel gestaltet ist,) griff den Offizier mit solcher Wuth an, daß er ihm mehrere Wunden beibrachte, und denselben für todt liegen ließ. Er entfloh, wurde aber später ergriffen, verhört und zum Tod verurtheilt, den er auch wirklich erlitt; er konnte aber schlechterdings nicht zu dem Zugeständniß gebracht werden, daß seine That ein Vergehen gewesen sey. Bemerkenswerth ist, daß der Obrist desselben Regiments einige Jahre nachher von einem Reiter erschossen wurde, als er durch die Reihen hinging. Der Mörder hatte ein persönliches Unrecht von dem Offizier erfahren, suchte aber keineswegs zu entkommen. Er gab sich willig verloren, war seiner That beim Verhör eingeständig, und bereitete sich selbst sein Loos, indem er unumwunden erklärte, er habe seiner Rache Lauf gelassen, und dem ganzen Regiment eine Wohlthat erwiesen, indem dieses durch ihn von einem Tyrannen befreit worden sey.*)

Während aber die Sipoys einerseits eine angethane Kränkung lebhaft empfinden, und sehr geneigt sind, eingebildetes oder wirkliches Unrecht zu vergelten, sind sie, sobald sie gütig behandelt werden, die getreuesten, ergebensten Soldaten. Nirgends erprobten sich diese Eigenschaften mehr, als in dem Krieg gegen Helder. Die Armee war sechs Monate lang ohne Sold; Hungersnoth wüthete durch das ganze Land; der Feind stand vor den Thoren von Madras und bot unsern Sipoys Geld und Vortheile aller Art, falls sie übergingen; aber umsonst. Mehrere hitzige Gefechte fielen vor, und oft war es durchaus nöthig, die Schlacht zu gewinnen, nur um Herr des Bodens und des Wassers zu werden, das sich in der Gewalt der Feinde befand. Das Betragen unsrer indischen Krieger erregte allgemeine Bewunderung, und bekanntlich sagte Friedrich der Große nach Lesung von „Ormes Bericht über den Krieg in Indien": mit Truppen, wie sich die Sipoys in diesen Kämpfen erwiesen hätten, wollte er ganz Europa seiner Botmäßigkeit unterwerfen. Obschon nach dem Gesetz ihrer Religion ihnen nicht erlaubt ist, Speisen am Bord eines Fahrzeugs zuzubereiten, schifften sich dennoch die Sipoys, als die Regierung ihrer Dienste bedurfte, ohne Zaudern ein, lebten einem großen Theil nach ganze Wochen lang bloß von getrockneten Früchten und geröstetem Korn, und waren gleichwohl allenthalben, wo man zu Angriffspunkten kam, bereit zu landen, und sich den französischen Truppen in Egypten, auf Mauritius und Java in Reih und Glied entgegen zu stellen. Von ihrer Anhänglichkeit an die europäischen Offiziere, ihrer Dankbarkeit und ihrem hohen kriegerischen Muth, giebt es der Beispiele genug; ein Paar schweben mir gerade vor, die unterhaltend und belehrend für Dich seyn werden.

Die britische Armee war bei der Belagerung von Bhurtpur im Jahr 1805 nacheinander in vier Stürmen mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen worden. Beim fünften und letzten Angriff bemerkte ein eingeborner Unteroffizier, der dem Lord Lake als Ordonnanz beigegeben war, wie dieser General sehr bekümmert zu seyn schien, und bat um Erlaubniß, sich zu seiner (der Grenadier-) Compagnie begeben zu dürfen, welche sich eben anschickte, die Gräben zu verlassen und zum Sturm vorzurücken. Seinem Gesuch ward nicht gleich Aufmerksamkeit geschenkt, bis ein Stabsoffizier in der Umgebung des Generals ihn unterstützte. Lord Lake hieß ihn da bleiben, er habe jetzt bei der Compagnie Nichts zu thun; da aber der Unteroffizier sehr in ihn drang, erlaubte er ihm endlich zu gehen. Dieser legte die Hand an die Mütze und sagte: „Geben Sie die Hoffnung nicht auf, mein General. Die Schurken! haben Sie Acht, wie wir sie zusammenschmelßen wollen. Bhurtpur, Mylord, fällt heute, oder Sie sehen mich nie wieder!" Das zum Sturm bestimmte Corps setzte sich in Bewegung; die Sipoy-Grenadiere, angeführt von einem tapfern europäischen Offizier, gewannen eines der Bollwerke, und pflanzten bereits die britische Fahne auf. Sie leisteten das Aeußerste, um sich in dieser Stellung zu behaupten; da sie jedoch keine Unterstützung bekamen, waren sie nach einem beträchtlichen Verlust an Mannschaft, und nachdem ihr europäischer Anführer gefährlich verwundet worden, genöthigt, sich zurückzuziehen. Alle wandten sich, nur Lord Lakes Ordonnanz nicht. Vergeblich war jeder Versuch, ihn zur Umkehr zu bewegen. Er hatte sich tapfer gehalten, bis jetzt aber noch keine Wunde bekommen. Das Weichen von dem Orte für Schmach achtend, stand er am Eingang der Bresche und lud eine Muskete, die er unter den Getödteten aufgegriffen hatte; als ihm sein verwundeter Offizier zurief, sich um Gotteswillen zurückzuziehen, wandte er sich um und rief: „Sagen Sie Lord Lake, wo Sie mich gelassen haben; Bhurtpur ist nicht gefallen, und ich kann ihn nicht wieder sehen." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als man ihn stürzen, und in Einem Augenblick vom Feind in Stücken gehauen sah.

Als Beispiel von Anhänglichkeit und Treue können die gefangenen Sipoys von Madras angeführt werden, die sowohl von

*) Seit der Zeit, da diese Briefe geschrieben wurden, sind noch drei Beispiele vorgekommen, daß Offiziere der Reiterei Angriffe von ihren Soldaten erfuhren.

Heider, als von den Franzosen bei verschiedenen Gelegenheiten als Verräther behandelt wurden, um sie dadurch zum Uebertritt zu vermögen. Sie blieben unerschüttert, und wollten lieber auf's Schmählichste mit sich verfahren lassen, als ihre Ehre beflecken. Die Sypoys in Siringapatam darbten sich sogar noch Geld an ihrer Gefangenen-Ration ab, und brachten dasselbe den Offizieren, um durch diese Beisteuer ihre Noth zu erleichtern. Ich selbst erinnere mich, daß, als wir einmal ins Treffen rückten, ein alter Sipoy, der in ein andres Regiment versetzt worden war, und den ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, neben mich zu stehen kam. Wir erkannten einander alsogleich und ich richtete eben einige Fragen über ein Paar alte Kameraden an ihn, als der Feind den ersten Schuß that. Da schmunzelte der alte Kriegsmann, und sagte: „Da Herr, sie fangen an, aber laßt uns ihnen nur auf den Leib kommen, und Ihr sollt den Spaß sehen!" In wenigen Minuten befanden wir uns im Handgemenge und nach einem heißen Kampf erlitten unsre Gegner eine Niederlage. Tags darauf erkundigte ich mich nach meinem alten Freund; aber er lag unter den Todten! Etwa drei Wochen nach dem Gefecht, da ich auf Dienst bei dem Ober-General war, besuchte ich mit demselben die Spitäler, welche 4—500 Verwundete enthielten. Die Sipoys, welchen die europäischen Aerzte die höchste Sorgfalt hatten angedeihen lassen, sagten zu Sr. Excellenz: „General, unser Dolter (der mit der Aufsicht über die Feldhospitäler beauftragte Wundarzt) hat große Sorge auf uns verwendet; Sie müßen jetzt Sorge für ihn tragen." Das Gesuch war nicht in den Wind gesprochen; der Arzt erhielt eine schöne Belohnung, genoß aber diese Frucht seines menschenfreundlichen Benehmens nicht lange, denn er starb bald darauf.

Während des letzten Marattenkriegs befahl der Peschwa, der erfahren hatte, daß viele Sipoys in der Bombay-Armee aus seinem Gebiet angeworben werden wären, die Familien derselben festzunehmen, um jene dadurch zu vermögen, ihre Fahnen zu verlassen; allein umsonst. Ein indischer Offizier wurde von den Agenten des Peschwa zu bestechen versucht, er zeigte die Sache aber sogleich seinen Obern an. Man hieß ihn sich anstellen, als ob er auf die Anträge einginge; während er auf diese Weise den Feind täuschte, und versprach, das Regiment zur Desertion zu verleiten, wurden ihm von den Feinden sehr wichtige Nachrichten mitgetheilt, die er regelmäßig meldete. Am Tag der Schlacht bei Kirky rückte der Feind, in der Meinung das Regiment werde übergehen, ohne einen Schuß gegen dasselbe an, und lud es zur Desertion ein; er empfing aber gleich eine tüchtige Musketenladung, und wurde mit dem Bajonett zu Paaren getrieben.

Dieß sind die Soldaten, welchen Du befehlen sollst. Ich bitte Dich zu bedenken, daß die europäischen Offiziere allein die Angel sind, um welche sich die ganze Maschinerie des indischen Heeres dreht. Kein Tag vergeht, wo nicht irgend ein Schritt eines europäischen Offiziers die Anhänglichkeit der Sipoys an die fremde Regierung schwächer oder stärker macht. Die einheimischen Offiziere können, obschon man ihnen Folge leistet, nie auf mehr, und vielleicht nicht einmal auf so viel Respekt rechnen, als ein Corporal bei einem europäischen Regiment. Sie sind gewöhnlich aus der niedern Classe genommen, ohne wissenschaftliche Bildung, und erhalten dieselbe militärische Erziehung in den Barraken, wie die Gemeinen, wozu oft noch kommt, daß die Kaste, zu welcher der eingeborne Offizier gehört, ihm zum Nachtheil gereicht. Ein Stück Pergament mit dem Staatssiegel und den Namen des Rathes der Direktoren ändert den Mann nicht ab, und Du wirst den Unterschied der Achtung, in welcher der europäische und der einheimische Offizier steht, gar bald inne werden. Indessen sind diese Leute in der Regel brave alte Soldaten, verdienen für ihre Person Achtung, Aufmerksamkeit und gütige Behandlung, und müssen in gar mannigfachen Beziehungen das verbindende Glied zwischen dem Sipoy und seinem europäischen Anführer abgeben.

Ein seltsamer Brief aus Südafrica *).

Ich berichtete Ihnen schon früher alle Umstände unserer Ansiedlung in diesem Welttheile, und daß wir alle Aussicht auf einen friedlichen und angenehmen Aufenthalt hätten. Es ist wirklich ein sehr schönes Land und von einem feinen Schlage Menschen bewohnt; denn die Kaufr's sind, so viel ich ihrer gesehen habe, ein einfaches, sinnreiches Völkchen. Capitän Johnstone hatte die Freundschaft und den Schutz ihres Häuptlings gewonnen; wir lebten in der vollkommensten Eintracht mit denselben, die durch einen kleinen Tauschhandel befestigt wurde, indem sie uns Ochsen, wir ihnen dagegen Eisen und Kupfer lieferten, welches erstere dort in hohem Werthe steht. Inzwischen hat sich ein Unglück zugetragen, das unter Menschen noch nie erhört worden ist.

Sie kennen meine Agnes von ihrer Kindheit her. Sie waren bei unserer Verlobung zu Beatlok und müssen sich erinnern, welch ein liebenswürdiges Mädchen sie damals war. Sie sagten, sie hätten noch nie ein so schmuckes Bräutchen auf den Knien gewiegt. Sie werden mir aber kaum glauben, daß ihre Schönheit sich später zu einer Blüte entwickelte, von welcher man damals noch keinen Begriff hatte. Wenn sie mit unsrem kleinen Knaben in unsrer Ansiedlung umher ging, dachte ich mir oft, daß ich noch nie ein so liebenswürdiges Geschöpf gesehen hätte.

Sey Dem, wie ihm wolle, der Häuptling Karu kam eines Tags mit seinem Dolmetscher zu mir und ließ diesen einen langen Palawer über seine Macht, seine Besitzungen, seine Tugenden und sein eifriges Bestreben, recht viel Gutes zu thun, halten. Die Sprache die-

*) Unter diesem Titel theilt das Novemberheft v. Blakwoods Magazine einen Artikel mit, für den man aus Lucian's „wahren Geschichten" zum Motto nehmen könnte: γράφω περὶ ὧν μήτ' εἶδον, μήτ' ἔπαθον, μήτε παρ' ἄλλων ἐπυθόμην. ἔτι δὲ μηδὲ ὅλως ὄντων, μηδὲ τὴν ἀρχὴν γενέσθαι δυναμένων. Wir wissen nicht, welche specielle Bewandniß es mit diesem Scherze haben mag; auf jeden Fall scheint er uns aber unterhaltend genug, um ihn den Lesern des Auslandes nicht vorzuenthalten. Soll vielleicht die gegenwärtig in England herrschende Auswanderungssucht persifflirt werden?

ses Burschen war eine Mischung von Kaffrisch, Holländisch und Englisch und kam mir äußerst lächerlich vor, am Meisten aber, als er schließlich den Wunsch seines Herrn ausdrückte, meine Frau zu besitzen, wofür er mir vier der besten Ochsen aus seiner Heerde versprach!

Da dieser Vorschlag in Gegenwart meines Weibes gemacht wurde, fand sie die Sache so possirlich, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrach. Karu hielt Dieß für eine freudige Beistimmung, warf ihr einen Blick zu, der über alle Beschreibung ging, und ließ seinen Dolmetscher einen zweiten Palawer an sie richten und ihr alle Annehmlichkeiten ihrer Zukunft schildern, worunter nicht die letzte war, daß sie auf einem Ochsen mit goldgetüpften Hörnern reiten dürfe. Ich dankte dem großen Karu für seine gütigen Absichten, erklärte ihm aber, daß ich mich nicht von meinem Weibe trennen könnte, wir seyen Ein Fleisch und Blut, Nichts könnte uns scheiden, als der Tod. Er konnte ein solches Band, wie dieses, nicht begreifen. Alle Männer verkauften ihre Weiber und Töchter nach Belieben, hörte ich jetzt — die Weiber seyen ein Eigenthum der Männer. Er habe von den Tambuki's viele Weiber erhandelt, und überdieß noch als Jungfrauen, und niemals für eine mehr denn zwei Kühe gegeben; da er nun meine Frau zu haben wünsche, biete er mir so Viel für sie, daß er vier der besten Weiber in den beiden Ländern darum bekäme, und ich also wohl zufrieden seyn könne. Als ich Dessen ungeachtet auf meiner ersten Erklärung beharrte, schien er beleidigt, biß sich in den Daumen, runzelte die Stirn, dachte lang stillschweigend nach, indem er bedeutungsvolle, schmachtende Blicke auf Agnes warf; endlich stieß er seine Lanzenspitze in den Boden und bot mir zehn Kühe, nebst einem Bullen, gegen mein Weib, und noch das schönste Mädchen in den Kauf. Als auch dieses Anbot ausgeschlagen wurde, lächelte er höhnisch, sagte mir, ich sey ein Sohn der Thorheit und ich werde es bereuen. Dieß wiederholte er zu drei Malen und eilte dann in vollem Ingrimm fort.

Mein Wilhelm war damals elf Monate alt und trank noch an der Brust. Eines Tags wurde unsre kleine Ansiedlung nächtlicher Weile von einem Stamme großer Paviane, Urangutangs, Pongos oder wilder Waldmenschen angefallen, welche unter unsern Früchten, Brodwurzeln und Möhren großen Schaden anrichteten. Von dieser Zeit an hielten wir eine große Anzahl Flinten geladen und stellten eine Wache aus; endlich ließen sich die Räuber wieder blicken. Wir rückten in Masse gegen sie aus, nicht ohne Besorgnisse, denn sie sind gewaltige, rachsüchtige Thiere, und unsere Flinten waren bloß mit gewöhnlichem Schrote geladen. Sie flohen bei unserem Anblicke mit solcher Schnelligkeit, daß wir eben so leicht Hirsche eingefangen hätten; wir gaben ihnen indeß eine volle Ladung und verwundeten ohne Zweifel eine Anzahl derselben, da ihr Lauf an den Kayefluß, so weit wir sie verfolgten, mit Blut bezeichnet war. Hier schwammen sie über und wir verloren sie aus dem Gesicht.

Von allen diesen Räubern fiel keiner, außer einem Jungen, das ich auf meine Arme nahm, wo der Kleine mich so erbärmlich anblickte, und so kläglich wimmerte, wie ein Kind, daß ich Mitleiden fühlte. Ein mehr denn sechs Fuß hohes Ungethüm kehrte, eine mächtige Keule schwingend, nach seinem Liebling zurück und grinste mich an. Ich wollte keineswegs, daß der häßliche Balg, der einer menschlichen Kreatur so ähnlich sah, umkomme; ehe ich ihn aber seinem Vater zurückgeben konnte, hatten meine Begleiter mehrere Schüsse auf diesen gethan, daß er wieder Reißaus nahm, sich auf der Flucht aber noch oft wendete und drohende Grimassen schnitt. Als das Junge starb, ließ ich es durch einen Kaffi-Diener beerdigen.

Am zweiten Morgen nach diesem Vorfalle molk meine Agnes mit ihrer schwarzen Dienerin unsre Kühe auf dem Anger, und Wilhelm kroch umher nach Blumen, als die Frauen plötzlich einen furchtbaren Urangutang gewahrten, der aus unserem Hause herauskam. Sie geriethen vor Bestürzung außer sich, als das Unthier auf den Knaben zusprang, ihn ergriff und sich mit ihm auf und davon machte. Durch ein furchtbares Geschrei wurde ich aufmerksam; ich lief nach dem Milchanger, indem ich glaubte, die Kühe wären über die Frauen her; da das Hornvieh jener Gegend, wenn es verwundet oder gereizt wird, leicht aufbezehrt. Ehe ich aber den Platz erreichte, wo die Kühe standen, war der Urangutang eine volle Viertelstunde voraus, und die armen, schwachen Weiber keuchten jammernd hinter ihm her. Eine gute Weile wußte ich gar nicht, was geschah, folgte aber mit dem Spaten in der Hand unwillkürlich in derselben Richtung. Ehe ich die Weiber einholte, vernahm ich die Stimme meines Wilhelms; da ging mir ein schreckliches Licht auf. Was ich in diesem furchtbaren Augenblicke fühlte, kann ich nicht beschreiben. Meine Sehnen erschlafften, all meine Körperkraft war dahin. Ich glaube, ich rannte schneller, als ich sonst vermochte, aber ich fiel öfters zu Boden, und wie ich an Agnes vorüberkam, sank diese in Ohnmacht. Das schwarze Mädchen, Kalakal, lief mit merkwürdiger Geistesgegenwart ungeheissen zurück und bot die übrigen Ansiedler auf. Ich setzte mittlerweile athemlos die Verfolgung fort, aber die Todesangst hemmte mich dergestalt, daß der Urangutang immer mehr Vorsprung gewann.

Ich glaube, wenn ich alle meine Kräfte aufgeboten hätte, würde ich das Unthier dennoch eingeholt haben, die Verzweiflung am glücklichen Erfolge aber machte mich schwach. Wahr ist, er lief nicht mit der gewohnten Schnelligkeit dieser Thiere; denn das Kind beschwerte ihn sehr. Wenn diese Thiere gemächlich oder bergab gehen, schreiten sie aufrecht einher wie die Menschen; werden sie aber auf der Ebene oder bergauf gejagt, so gebrauchen sie ihre langen Arme als Vorderfüße und laufen dann mit unglaublicher Geschwindigkeit. Fliehen sie mit ihren Jungen, so laufen sie meist zwei Mal so schnell als ein gewöhnlicher Mensch, da jene sich mit Händen und Füßen fest anklammern; mein armer Wilhelm aber schrak vor der Berührung des Ungeheuers zurück, so daß er ihn mit der einen Pfote festhalten mußte und mit den drei andern lief; aber auch so lief er immer noch schneller als ich. Endlich erreichte er den Fluß Kayo und hier erlosch mein letzter Hoffnungsschimmer — ich konnte nicht schwimmen, während der Urangutang das Kind über seine Schulter warf, mit der einen Pfote hielt, und mit der andern die hohe Strömung mit erstaunlicher Geschwindigkeit theilte. Noch warf das geliebte Kind seine Augen auf mich, wie ich über die Ebene herbeigelaufen kam, ich sah, wie es mitten unter der strömenden Flut sein Händchen emporhielt und Pa! pa! pa! rief.

Ach! sein Anblick sollte nicht lange währen, in zwei Minuten war der Räuber unter dem Schilf und dem [illegible]

Flusses verschwunden; ich stand still; in den Fluß mich zu stürzen, hieß einen Selbstmord begehen, und eine hülflose Witwe in fremdem Lande zurücklassen. Ich warf mich zur Erde und ergoß meine Seele in Klagen. Aus diesem Zustand hoffnungslosen Jammers riß mich die Erscheinung von zwölf Landsleuten, welche in größter Hast mir über die Ebene nachgelaufen waren. Vier derselben, vortreffliche Schwimmer, warfen sich in den Fluß, und erreichten nicht ohne Mühe und Gefahr das Ufer.

Wir andern Neun gingen eine halbe Tagreise an dem Ufer hinauf, nach einem Orte, Schekah genannt, und ließen uns durch die Tambuki's in einem Flechtkahn übersetzen, fanden auch einen Kauf mit einem Hund, der nach dem Vorgeben seines Herrn die Fährte eines Urangutang über die ganze Welt verfolgte. Halb hoffend, halb verzweifelnd liefen wir den ganzen Nachmittag dahin, und trafen mit Einbruch der Nacht Peter Carruthers, der von den andern Drei sich verirrt hatte. Ein einziges Abenteuer war ihm aufgestoßen. Er und sein Begleiter hatten verabredet, sich in Hörweite zu halten; als er weiter vorgedrungen, glaubte er die Stimme eines Kindes hinter sich zur Rechten zu vernehmen und wandte sich nach dieser Richtung hin, als das Gewimmer verstummte. Bei weiterer Nachforschung bemerkte er, wie ein Urangutang sich aus einem Dickicht schlich, das er ungern zu verlassen schien. Als er ihm nachsetzte, floh derselbe langsam, als wolle er ihn aus seinem Verstecke herauslocken; wenn er sich aber nach dem Dickicht kehrte, folgte er ihm sogleich wieder. Peter war mit einer Pistole und einem Raufdegen bewaffnet; Pistole und Pulver waren aber beim Durchschwimmen des Flusses unbrauchbar geworden, so daß er bloß noch seinen Degen zur Schutzwehr hatte. Der Affe stutzte Anfangs über die Pistole, und hielt sich fern; da er aber sah, daß sie kein Feuer gab, kam er näher und näher und schien entschlossen, mit Carruthers über den Besitz des Dickichts sich zu raufen. Endlich schüttelte er den Kopf, grinste Jenen verächtlich an und bedeutete ihm die Pistole als unbrauchbar wegzuwerfen. Er ging fort und brachte ihm zwei mächtige Keulen, und ließ ihm die Wahl, mit welcher er kämpfen wollte. Es lag etwas so Kühnes und Edles in diesem Benehmen, daß Peter eine aufhob, als nähme er die Ausforderung an, zückte aber im Moment seinen funkelnden Degen und sprang auf den Waldmenschen los, daß dieser, bestürzt, zwei oder drei Mal gleich einem Schweine grunzend, davon lief. Bald aber kehrte er zurück und warf seine Keule mit solcher Sicherheit nach Peter, daß er ihn beinahe getödtet hätte. Er sah jetzt Nichts mehr von dem Thiere, schlich aber, als wir ihn fanden, noch immer an dem Dickicht umher, indem er überzeugt war, daß mein Kind darin sey, und daß er es, wenn es noch am Leben wäre, bald wieder müßte schreien hören. Wir bewachten das Dickicht die ganze Nacht, und in der finstersten Stunde hörte ich, beinah dicht neben mir, das Schreien eines Kindes und konnte unterscheiden, daß es aus einem Munde kam, den ich zu hundert Malen des Tages geküßt hatte. Wir stürzten alle unwillkürlich in das Dickicht, nach demselbem Punkte hin, rannten aber nur gegen einander und fanden weiter Nichts. Ich rief den Namen meines Kindes, aber Alles war verstummt. Es that nur noch drei Schreie, und dann hörten wir deutlich, wie ihm Etwas in den Mund gestopft wurde. Ich wundere mich, wie ich bei Verstande blieb, gewiß ist noch kein Vater in so peinlicher Lage gewesen. Vor Tagesanbruch hörten wir eine Bewegung in dem Dickicht, glaubten aber Alle, sie rühre von einem der Unsrigen her, und lange nach Sonnenaufgang entdeckten wir endlich ein Lager unter dichten Baumzweigen, nicht über zwölf Schritte entfernt — aber leer, und kein Zweifel blieb, daß die Flüchtlinge weit aus unserem Bereiche waren. Dieß war der schmerzlichste Gedanke — so nah, und jetzt so ferne; ich brach in einen Strom von Thränen aus. Jetzt versuchten wir es mit dem Hund und verfolgten die Fährte der Flüchtlinge; allein als der Tag warm ward, verloren wir jede Spur. Wir durchstreiften noch viele Tage das ganze Land, ohne irgend Etwas von meinem Kinde ausfindig zu machen.

(Schluß folgt.)

Der Canal des Herzogs Alexander von Würtemberg.

Unter diesem Namen ist im Mai des J. 1828 eine schon von Peter I angedeutete Verbindung des weißen Meeres mit der Wolga und der Ostsee, Archangels und Petersburgs mit Astrachan zu Stande gekommen — durch einen Canal, der in einer Länge von 70 Werssten mittelst verschiedener kleiner Flüsse und Landseen, die er benützt, die Schekna, einen Zufluß der Wolga mit dem kubenskischen See verbindet, aus welchem man durch die Flüsse Porosowitza und Suchona in die nördliche Dwina und durch diese in das weiße Meer gelangt. Der ganze neuangelegte Wasserweg hat eine Länge von 145 Werssten; auf dieser Strecke befinden sich 13 große Kammerschleussen (jede 140 Fuß lang, 30 breit und 5 Fuß tief) und eine Menge andrer hydraulischer Werke, welche durch die große Verschiedenheit des Niveaus und durch die ungeheuren Moräste, welche der Canal durchschneidet, nöthig gemacht wurden. Dessen ungeachtet ist dieses wahrhaft große Unternehmen, wobei sich die Masse der ausgegrabenen und weggeschafften Erde auf wenigstens 160,000 Kubikfaden belauft, in dem kurzen Zeitraume von nicht mehr als drei Jahren völlig beendigt worden; die Arbeiten begannen im Jahre 1825 und im Mai 1828 hat das erste Fahrzeug von 57 Fuß Länge und 16 Fuß Breite den neueröffneten Wasserweg passirt. Diese Wassercommunication zwischen den beiden Handels- und Kriegshäfen Archangel und Petersburg gewinnt besonders dadurch eine hohe Wichtigkeit, daß sie die Verproviantirung Archangels und die Versorgung der dortigen Admiralität mit den verschiedenen Erfordernissen zum Schiffbau erleichtert, wozu vornehmlich die großen Eisentransporte aus den perm'schen und andern Fabriken gehören, welche bis jetzt mit ungeheuren Kosten einen Theil des Wegs zu Land zurücklegen mußten.

Schulwesen in Paris.

In Paris zählt man 577 Priester, 80 Armenschulen mit 12,000 Zöglingen beiderlei Geschlechts; 403 Elementarschulen, wovon 112 Freischulen mit 25,582 Zöglingen; 7 Collegien; 118 Pensionen für Knaben mit 7,669 und 329 Pensionen für Töchter mit 10,240 Zöglingen; für die höhern Zweige der Bildung giebt es 20 öffentliche Anstalten, die meisten auf Kosten der Regierung, mit 817 Professoren und 17,825 Studenten. Im Ganzen erhalten also 73,222 Personen, d. h. nicht ganz der zwanzigste Theil der Bevölkerung eine mehr oder weniger vollkommene Erziehung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 54. 23 Februar 1830.

Uebersicht der Resultate von Champollions Reise in Egypten.

(Fortsetzung.)

Aus dem Vorausgeschickten erhellt, wie nothwendig es für Champollions eigenen Ruhm war, seine Reise nicht länger aufzuschieben. Er trat sie endlich an, ausgerüstet mit so vielen Mitteln, befeuert von solcher Thätigkeit, von einer Menge Künstler und von seinem talentvollsten Schüler (dem toskanischen Professor Rossellini) dermaßen unterstützt, daß es ihm möglich wurde, in einem Jahr sämmtliche Hieroglyphen abbilden zu lassen, die von Memphis bis Wadi-Halfa d. h. auf den Denkmalen von ganz Egypten und Unternubien vorkommen. Wir haben die Bilder mit eignen Augen gesehen, und die gewissenhafte Treue und Sorgfalt, womit dieselben entworfen sind, nicht genug bewundern können. Sie bestehen in ungefähr 2500 größern und kleinern Zeichnungen, ohne das umfassende Hieroglyphen-Portefeuille zu rechnen, welches bloß von der Hand Champollions und Rosellinis gefertigt worden ist. Die Hieroglyphen an den Königsgräbern in Biban-el-Meluk allein haben so reichlichen Stoff gegeben, daß derselbe sich kaum in zwei große Quartbände wird fassen lassen.

Es möge uns, der leichtern Uebersicht wegen, erlaubt seyn, die Leistungen der champollionischen Expedition in fünf Classen zu theilen, über deren jede wir uns dann ins Besondre aussprechen werden; nämlich in eine philologische, eine geschichtliche und chronologische, eine mythologische, eine artistische und ethische, und endlich eine geographische.

I Philologie.

Champollion hatte schon vor seiner Ankunft in Egypten eine koptische Sprachlehre und ein koptisch-hieroglyphisches Wörterbuch nach egyptischen Denkmalen, so weit solche ihm in Frankreich und Italien zugänglich waren, verfaßt; namentlich nach der berühmten Inschrift des Felsens von Rosette. Wie wurde er aber hierin erst in Egypten selbst über Erwartung gefördert, besonders durch die Inschriften auf Gräbern von Privatpersonen, wo die alten Egyptier alle Gebräuche des bürgerlichen Lebens, die Bebauung des Feldes, die Vergnügungen der Jagd und des Fischfangs, die Zucht der Thiere, kurz Alles, was dem Menschen gewöhnlich vorzukommen pflegt, abbildeten, und, was noch mehr besagen will, sich nicht begnügten, die genannten Gegenstände bloß durch Malerei oder Sculptur darzustellen, sondern auch noch den Namen derselben in Hieroglyphenschrift beisetzten, so daß z. B. da, wo ein Pferd ausgehauen ist, auch der koptische Name des Pferdes darüber steht — wo man einen Mann mit Heilung kranker Thiere beschäftigt sieht, darüber die Worte Arzt und kranke Thiere geschrieben sind — wo Korn gedroschen wird, der koptische Ausdruck für Korn darüber steht ꝛc.

II Chronologie und Geschichte.

Wir besaßen bisher eine griechische und römische Iconographie; Champollion hat in Egypten den Stoff zu einer egyptischen gesammelt. Daß gewisse Bilder getreue Porträte bestimmter Könige seyen, kann man gar nicht in Zweifel ziehen. Die auch an den verschiedensten Orten sich immer wieder findende Aehnlichkeit der Züge, und das jedesmal darüber gesetzte Zeichen dieses oder jenes bestimmten Königs bringen die Sache zur augenscheinlichen Gewißheit. Eine weitere Bürgschaft liegt in der Nationaleigenthümlichkeit der Physiognomie. Die äthiopischen Könige z. B. haben den Gesichtswinkel der Neger; einige andre sind von so ungemein einfältigem Ausdruck, daß die Bildner, wenn Aenderungen oder Verbesserungen von ihrem Willen abgehangen hätten, diese sicherlich angebracht haben würden. Sie mußten sich einen andern Weg der Schmeichelei suchen, und der von ihnen eingeschlagene kommt dießmal glücklicher Weise der Wahrheit zu Hülfe. Statt nämlich die Könige nach dem Vorbild der Götter zu gestalten, gestalteten die egyptischen Künstler die Götter nach dem Bild ihrer Könige, so daß z. B. in einem von Möris oder Sesostris geweihten Tempel alle daselbst befindlichen Gottheiten dem Möris oder Sesostris gleichen.

Was die Geschichte betrifft, so verbreitet sich der erste hellere Lichtstrahl über dieselbe mit der achtzehnten Dynastie, d. h. mit dem Jahr 1822 vor unsrer Zeitrechnung. Ueber den Einfall der Hirtenvölker hinaus liegt ein undurchdringlicher Nebel, der diese Dynastie von den vorhergehenden scheidet — in dessen Dunkel die Erbauung der Pyramiden von Memphis und vieler andrer Grabmale Hoch- und Nieder-Egyptens fällt, und aus welchem sich wohl noch einige Königsnamen, aber keine Bilder mehr erhalten haben.

Die 18 Dynastie besteht nach Manetho aus siebzehn Königen. Champollion hat in seinen Briefen an den Herzog von Blacas die Folgenreihe dieser Könige aufzustellen versucht, wird aber seine damalige Ansicht in das Werk, welches er nach seiner Reise herauszugeben gedenkt, nicht mit aufnehmen. In Paris konnte ihm der Gedanke nicht kommen, daß die Könige zweierlei Namen hätten, einen, den sie auf den Denkmalen, und einen andern, den sie im gewöhnlichen Leben führen: So heißt z. B. der erste König der 18 Dynastie, dessen Name Manetho zufolge Thothmosis ist, auf den Denkmalen Amenoph.

Das Portefeuille der 18 Dynastie enthält die Bilder sämmtlicher 17 Könige, nebst ihren Frauen und Kindern, so weit derselben die Denkmale ebenfalls erwähnen.

Die 18 Dynastie ist die wichtigste von allen, sowohl in Bezug auf Volks- als Kunstgeschichte. Ihr Gründer ist Amenoph, der die Hirten austrieb und die Unabhängigkeit der Nation wieder herstellte. Die bedeutendsten Könige aus diesem Geschlecht sind Amenoph III, bei den Griechen unter dem Namen Meno bekannt; Horus, dessen anderer Name Menephta ist; dessen Sohn, Rhamses der Große, welchen Champollion früher für den berühmten Sesostris hielt, womit aber die Denkmale nicht ganz einstimmen. Wer war denn also Sesostris? Die Monumente sprechen für den Gründer der 19 Dynastie, d. h. für Rhamses Mejamun.

Auf die genannten Pharaonen, d. h. auf Menephta, Rhamses den Großen und Rhamses Mejamun, und vielleicht noch einen Andern, beziehen sich die großen historischen Basreliefs zu Ibsambul in Nubien, und zu Theben, welche von großen Siegen in Asien, Afrika und selbst Europa, nämlich Griechenland, Kunde geben.

Ein Portefeuille in Folio ist bloß mit hieher gehörigen Abbildungen angefüllt; Europa wird über die Vollkommenheit staunen, zu welcher die Zeichenkunst schon in so frühen Zeiten es gebracht hatte.

Die 19 Dynastie besteht bloß aus sechs Königen. Von dreien fanden sich die Bilder und die Angabe ihrer Familien; von den übrigen nur die Namen und die Zeichen, welche ganz in Uebereinstimmung mit der Chronologie des Manetho sind.

Aus der 20 Dynastie fanden sich die Bilder vieler Könige und von den übrigen wenigstens die Namen, welche die von Manetho gelassenen Lücken vollkommen ausfüllen. Mit diesem Geschlecht endigt das Haus der thebanischen und diospolitanischen Herrscher, und in diese Zeit, scheint es, müssen die innerlichen Streitigkeiten zwischen den mächtigen Familien verlegt werden, worauf endlich eine tanitische Dynastie zur Regierung kam, welche die 21 Dynastie bildet, von der sich keine Bilder vorfanden, weil kein Monument von ihr existirt.

Nicht so verhält es sich mit der 22 Dynastie, (der bubastitischen) deren Gründer der berühmte Sesonchis, der Sesak der Bibel ist, über welchen, so wie über dessen ganzes Geschlecht, ein Theil des Palastes von Karnak die erwünschtesten Aufschlüsse giebt, die mit den Nachrichten der heiligen Schrift einstimmen. Weniger glücklich war Champollion in Bezug auf die 23 Dynastie, über welche sich keine Denkmale, folglich auch keine Namen oder Zeichen finden.

Die 24 Dynastie führt Manetho unter dem Namen der saitischen auf, und nennt nur Einen Namen aus derselben, den des Bocheris. Die Monumente geben keine Nachweisung über diesen König und dessen Familie, deren Herrschaft durch die 25 Dynastie unterbrochen wurde, die aus äthiopischen Königen bestand. Von ihr kommen Namen und Bilder auf Monumenten vor.

Als 26 Dynastie tritt wiederum das saitische Geschlecht auf; hier kommt jener Psammitich vor, der im Widerspruch mit den Grundsätzen seiner Vorfahren Fremden den Zutritt erlaubte, welche die alte Politik stets von Egypten entfernt gehalten hatte; er erbitterte durch diese Maßregel seine Unterthanen, und bereitete den Untergang des Reiches vor, der, drei Regierungen nach ihm, durch Cambyses erfolgte. Von einigen Königen dieser Dynastie fanden sich die Bilder, und beinahe von allen die Zeichen.

Die 27 Dynastie bilden die persischen Könige. Kein Bild, kein Monument von Diesen findet sich in Egypten, und eben so wenig in Nubien. Doch kommen die Namen von Cambyses, Darius, Xerres und Artaxerres auf den Trümmern einiger Denkmale zu Cosseir am rothen Meer vor.

Die 28, wiederum saitische, Dynastie besteht bloß aus Amirteus, dessen Bild und Abzeichen sich über zwei von ihm wieder hergestellten Thoren des Tempels von Kons in Karnak (Theben) befindet.

Hinsichtlich der fünf Könige, welche die 29 Dynastie (des Mendes) bilden, fanden sich die Bilder von zweien und die Namen von allen. — Von den Dreien, aus welchen die 30 (sebenitische) Dynastie besteht, fanden sich die Bilder und Namen der beiden Nectanebo's; von dem dritten König (Teos) aber nicht einmal der Name. Dieses Geschlecht wurde von den persischen Königen verdrängt, welche wiederum die nächste Dynastie, die 31, bildeten. Von dieser, die aus dem Könige Ochus, Arares und Darius besteht, sind weder Bilder, noch Namen vorhanden.

Die 32 Dynastie ist die lagidische oder ptolemäische. Die Successionsfolge dieses Geschlechts spricht sich auf den Denkmalen nach Namen und Zeichen aufs Bündigste aus. Nur von Alexander dem Großen läßt sich das Abzeichen nicht mit Gewißheit ausfindig machen. Es kömmt der Name von Philippus Aridäus und von allen Ptolemäern, sammt ihren Gemahlinnen, bis zu Ptolemäus Cäsar, genannt Cäsario, vor. In Bezug auf die Bildnisse aber ist — mit Erlaubniß Champollions, der hierüber anders denkt — meiner Meinung nach gerade diese Dynastie die am Wenigsten zuverläßige. Fürs Erste befand sich während ihrer Zeit die Sculptur schon an sich in solchem Verfall, daß es eine schwere Aufgabe seyn mußte, die Natur getreu nachzuahmen; sodann gleichen sich wirklich die Abbildungen einer und derselben Person häufig nicht; endlich entsprechen die Züge, wie sie hier die Sculptur giebt, denen auf noch vorhandenen Münzen keineswegs; so hat z. B. das Gesicht der berühmten Cleopatra, das man von Münzen her so wohl kennt, nicht die ent-

fernteste Aehnlichkeit mit dem Profil auf diesen Denkmalen. Gleiches gilt von Arsinoë und Berenice.

Bemerkt werden muß, daß alle ptolemäischen Denkmale, von welchen besonders Nubien von Philä bis Dakke voll ist, Restaurationen — ja man darf wohl sagen — ganz neue Aufbauungen der von den Persern zerstörten Tempel sind, was ein schönes Zeugniß giebt, wie angelegen die Ptolemäer sich's seyn ließen, die Zuneigung der Nation zu gewinnen. Diese Bemerkung wird theils durch die Bruchstücke der alten Tempel, welche in die neuen hinein gebaut sind; theils durch die bald hieroglyphischen, bald griechischen Inschriften in diesen Tempeln augenscheinlich erwiesen. Das gegebene Beispiel ahmten selbst die römischen Kaiser nach, deren Namen (nicht aber Bildnisse) von August bis Caracalla und Geta vorkommen. Nach beiden Letztern gab das zum Christenthum übergetretne Egypten den Gebrauch der Hieroglyphen auf. Der Mangel an Bildern zu einer Zeit, wo es so leicht gewesen wäre, dieselben nach Münzen zu entwerfen, beweist daß die Bildnerei die Gewohnheit gewisser Formen so geistlos und mechanisch beibehalten hatte, daß sie sich von derselben nicht so weit loszumachen vermochte, um die Gestalten, welche sie auf den Münzen sah, wiederzugeben. Zur vollständigen Reihe der Kaiser fehlen bloß Vitellius, Pertinax und Albinus. Auch in die Römerzeit fallen, wie gesagt, verschiedene großartige Bauwerke und Restaurationen von Gebäuden, wie z. B. der Tempel von Denderah, der Bogen des Antinous u. s. f.

So Viel über die chronologische Ausbeute der Expedition. Was die Ergebnisse für die politische Geschichte betrifft, so sind diese freilich weder so zahlreich noch so wichtig, als die Gelehrten vielleicht erwarten möchten. Es kommen drei oder vier berühmte Eroberer vor, wie Rhamses der Große, dessen Vater Menephta, und Rhamses Mejamun, deren Siege, nebst den Namen der besiegten Völker und unterworfenen Lande, angegeben sind; außer diesen — für die alte Geschichte und Länderkunde allerdings schätzbaren — Denkmalen begegnen uns aber für eine so lange Reihe von Jahrhunderten nur wenige Monumente, aus welchen sich auf etwas Geschichtliches schließen ließe, und diese haben überdieß einen Ausdruck und eine Aehnlichkeit in der Ausführung, welche den gegründeten Verdacht erregen müssen, die Begebenheiten, welche auf den ersten geschildert werden, haben auch den zweiten, dritten u. s. f. zum Vorbild gedient. Man sieht da denselben Kriegswagen, dieselben Zierathen, denselben Zug in der Haltung des Königs, dieselben Pferde, dieselben Federbüsche, denselben Wurf der Beine, des Kopfes und Halses, denselben Aufzug der Bewaffneten, dieselbe Musterung über die Krieger, dasselbe Beiwesen eines Triumphzugs. Der König sitzt auf demselben Thron, wird von denselben Beamten bedient, von denselben Gottheiten beschirmt, die wieder ganz dieselbe Kleidung tragen; um ihn die Schreiber, welche die Zahl der getödteten Feinde eintragen, immer mit denselben Umständen, denselben Zugaben und Beifügungen.

Champollion nannte diese Einförmigkeit Monumental-Stil; wir nehmen indeß keinen Anstand dieselbe Handwerksmäßigkeit der Kunst und Armuth an Erfindung zu nennen. Ist man einmal des Riesenhaften und Wunderbaren dieser Massen, wodurch die Einbildungskraft des Betrachters Anfangs überrascht und eine Zeit lang wie niedergeschmettert wird, gewohnt, so stießen Einem an allen Gebäuden nur drei bis vier Arten des Entwurfs auf, die immer und immer wiederkehren. Bloß bei einigen ungeheuren Bauwerken, wie z. B. in Luxor und im Saale von Karnak trifft man gewisse Unregelmäßigkeiten, deren Grund man sich nicht angeben kann, die aber der wundervollen Wirkung des ganzen Gebäudes eher Abbruch thun.

Ein andrer Umstand, den man sich ebenfalls schwer zu erklären, oder mit der Geschichte in Einklang zu bringen vermag, ist folgender: Auf allen Denkmalen aus der Ptolemäerzeit finden sich immer wieder dieselben Bilder, welche den König stets im nämlichen Kriegsgewand darstellen, mit dem nämlichen Pack Feinde, deren Haare seine Linke faßt, während die Keule in seiner Rechten sie zu zerschmettern droht — oder etwa wie der König in der Linken den scharf gespannten Bogen hält, und stets der nämliche mit Pfeilen beladene Köcher an ihm hängt. Diese Schilderung möchte auf Ptolemäus Evergetes den Ersten, den einzigen Eroberer, passen; aber man begreift nicht, wie sie auf die Denkmale der spätern, unkriegerischen Ptolemäer, angewandt werden konnte. Champollion sucht die Schwierigkeit durch die Annahme seines Monumental-Stiles wegzuräumen, indem er beifügt, daß die wirklichen Eroberer immer auch die ganze Ausstattung der wirklichen Geschichte um sich hätten, wie Musterungen der Krieger, Abmärsche, Schlachten, Uebersetzen über Ströme, Angriff von Festen, Eroberungen von Städten und Ländern, Namen der unterworfenen Völker, Rückkehr aus dem Krieg, Triumphe, Abzählungen der Besiegten, Vergötterungen des Siegers u. s. w. — während die friedfertigen Könige stets nur mit zwei oder drei Umänderungen der Scene vorkämen, und in vergrößertem Maßstab dargestellt wären, um die mächtigen Felder zwischen den Pfeilern an der Vorderseite der Tempel auszufüllen und zu verschönern. Vor einem Königletzterer Art stände dann immer eine Gottheit, und das ganze Bild verrathe jedesmal mehr eine Allegorie, als eine Thatsache der Geschichte.

III Mythologie.

Die egyptische Mythologie bietet ein unentwirrbares Chaos dar, sobald man sie bloß oberflächlich betrachtet. Champollion aber fand im Gegentheil die Grundzüge der tiefsten, auf Betrachtung und Durchforschung der Natur gestützten Weisheit darin. Das egyptische Pantheon, welches er noch in Paris herausgegeben anfing, war kein gereiftes Werk; es mußte zu einem solchen Unternehmen eine Reise im Lande selbst gemacht werden. Indessen behauptet Champollion, dieses Pantheon führe Dem, welcher in Lesung der Namen, Titel und Attribute der Götter eingeweiht sey, eine Religionslehre vor, deren innersten Grundsatz die Einheit Gottes bilde. Dieses einige Wesen werde unter einem Zeichen vorgestellt, welches zugleich „allgemein", „unendlich", „das All" und „den Aether" bedeute. Von ihm gingen zu wiederholten Malen Dreifaltigkeiten aus, welche allmälig den Himmel mit der Erde, den Geist mit dem Stoffe verbanden. So sind denn alle männlichen und weiblichen Formen der Gottheit nur

Ausströmungen jener Grundursachen, nach verschiedenen Stufen der Theogonie, welche an Göttlichkeit abnimmt, je weiter sie sich von ihrem Urquell entfernt. Die erste Dreiheit, welche aus dem unendlichen Wesen entsprang, besteht aus:

Ammon, Muth, Kons:

Ammon bedeutet geistiges Licht: Muth ist die Nacht, und Mutter von Kons, welcher Name Intelligenz bezeichnet. Diese Gottheiten gingen von Dreiheit zu Dreiheit bis zur letzten, der irdischen, über, welche die von Osiris, Isis und Horus ist.

Osiris, der Grund der unmittelbaren Wirklichkeit — das Princip der Thätigkeit im Allgemeinen (come principio attivo fondatore) wurde als die physische Ursache vom Steigen des Nils betrachtet, während Isis als die Ueberschwemmung selbst galt. Horus, Beider Sohn, war das Princip der That, (principio attivo) wie Dieß das koptische Wort Hor ausdrückt, welches Handlung bezeichnet; und so wird denn Ammon, ursprünglich das moralisch Prinzip, wenn er alle Dreiheiten durchgemacht, ein physisches Agens, das seine wohlthätigen Einflüsse über das Menschengeschlecht verbreitet.

Erloschene Vulkane in Sicilien.

Dunkel und sparsam sind die Andeutungen der Alten über des Vorhandenseyn noch andrer Vulkane in Sicilien, als des Aetna, welcher die Aufmerksamkeit ganz für sich allein in Anspruch genommen zu haben scheint. Bis auf die neueste Zeit wußte man selbst in Sicilien Wenig von den erloschenen Vulkanen des Val di Noto, die jedoch das Interesse in hohem Grad in Anspruch nehmen, da sie gleichzeitig mit dem Urbildungs-Prozeß des Landes gewesen seyn müssen. Selbst nachdem Dolomieu die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt hatte, fehlte noch jede Untersuchung über die geologischen Beziehungen dieser Vulkane zu den benachbarten Meeresklippen, so wie über den eigentlichen Brennpunkt, aus welchem die Menge vulkanischer Stoffe, die sich allenthalben im Val di Noto finden, herzuleiten seyen.

Diese Untersuchung hat nun vor Kurzem Karl Gemellaro auf sehr befriedigende Weise gegeben, (Sopra i vulcani estinti del Val di Noto in den Atti dell, Academia di scienze naturali di Catania) indem er neun vulkanische Brennpunkte in dem Thal annimmt, und genauen Beobachtungen zufolge zwei Bildungsepochen des in jener Gegend vorherrschenden Kalkfelsengrundes, so wie zwei Epochen der vulkanischen Ausbrüche festsetzt. „Der alte Kalkgrund, aus welchem die dortigen Gebirge bestehen" — sagt er — „rührt offenbar von dem ersten Ausbruch her, der aus neun noch jetzt wahrnehmbaren Mündungen erfolgte. Der neuere Kalkgrund, derselbe, der allenthalben die Niederungen Siciliens bildet, legte sich später drüber her, und bedeckte Vieles von dem zuerst Ausgeworfenen. Erst nach diesem letzten Bildungsprozeß des Bodens, kamen dann die zweiten Ausbrüche, welche besonders Lava zum Stoff hatte, die sich nach verschiedenen Richtungen hin und zwar weiter, als die Auswurfsstoffe der ältern Vulkane sich verbreiteten, ergoß, und mit den Bestandtheilen des angeschwemmten Landes vermischte." — Der Abhandlung ist eine geologische Karte beigefügt, über welche sich die Bibliotheca italiana, der wir diese Notizen entnommen haben, sehr günstig ausspricht.

Kampf mit einem Haifische.

Ich machte einen Spaziergang an den Ufern des Ganges, berichtet ein Correspondent des Asiatic Journal aus Calcutta, während gerade die Boote, welche den Strom herabgekommen, ausgeladen wurden. Eine beträchtliche Anzahl von Lastträgern war an dem Ufer beschäftigt; aber plötzlich sah ich alle, mit Schrecken in den Mienen, davon laufen, dann wieder mit unruhiger Neugierde sich an dem Fluß drängen und bald wieder mit gleicher Hast zurückziehen. Ich eilte zur Stelle, um zu sehen, was es gäbe; und da sah ich denn ein furchtbares Ungeheuer von Hai daher schwimmen, wie er bald auf der Oberfläche des Wassers forttrieb, bald in die Tiefe stieß, um seine Beute zu verfolgen. Ein Eingeborner stand auf dem Verdeck eines der Boote, ein Seil in der Hand, welches er langsam zusammenwickelte, und beobachtete die Bewegungen des Hai's mit einem Blicke, der unverkennbar die Absicht ausdrückte, sich mit dem Unthiere in seinem eigenen Elemente zu messen. Plötzlich, als das Thier ungefähr sechs oder acht Ellen von dem Boote auftauchte, stürzte der kühne Bootsmann sich in die Wogen; der Hai wandte sogleich sich herum und schwamm langsam auf den Mann zu, der ihm seinem Arm entgegen hielt, und seinerseits sich ihm näherte. Als er nur noch einen oder zwei Fuß von dem Hai entfernt war, tauchte er unter, und zugleicher Zeit schoß auch der Hai in die Tiefe. Bald war jedoch der furchtlose Schwimmer wieder oben, und zwar auf der andern Seite des Hais, unter dem er hinweggegangen war und hielt mit der einen Hand das Tau hinter sich, indeß er die andere zum Schwimmen gebrauchte. Schon schwamm auch der Hai wieder auf ihn zu; er war im Begriff seine Beute zu verschlingen, als der Mann durch eine unerwartete Bewegung sich senkrecht in dem Wasser emporrichtete und dann mit seinen Füßen voran hinabfuhr, in demselben Augenblicke von seinem furchtbaren Gegner verfolgt, so daß ich glaubte, er müsse handgemein mit ihm geworden seyn. Zwanzig Secunden blieben sie unter dem Wasser, während ich athemlos den Ausgang des Kampfes erwartete. Endlich erschien der Verwegene, beide Hände über dem Kopf haltend; und freudig seinen Cameraden in dem Boote zurufend, daß sie das Seil anziehen sollten. Dieß geschah, und das gebändigte Ungeheuer, welches in ohnmächtigem Zorne die Wogen peitschte, wurde an das Ufer gezogen, es fand sich, daß seine Länge sechs Fuß neun Zoll, sein Umfang drei Fuß sieben Zoll betrug. Der eingeborne Bootsmann, der diese kühne That verübte, hatte keine andere Verletzung davon getragen, als einen Schnitt am linken Arme, der ohne Zweifel durch eine Flosse oder den Schwanz des Thieres verursacht worden war, mit dem er in Berührung kam.

Jüdische Dichter in Spanien.

So lange die Juden in Spanien geduldet wurden, wetteiferten viele derselben mit den spanischen Christen im Felde der Poesie, z. B. Rabbi Don Santo, der ums Jahr 1360 lebte. Auch nach der Vertreibung aus dem Lande behielten sie noch eine große Vorliebe für die castilische Mundart bei, und fuhren fort, in Prosa und Versen in derselben zu schreiben. Santo sagt:

Por nascer en espino
La rosa, ya non stiento
Que pierde, ni el buen vino
Por salir del sarmiento.

Nin vale el azor menos
Porque en vil nido siga;
Nin los en exemplos buenos,
Porque Judio los diga.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 55. 24 Februar 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

5. Der Traktat vom 6 Juli und die Schlacht von Navarin.

Der Traktat vom 6 Juli war nicht sobald geschlossen, als die Contrahenten ihn auszuführen begannen. Er wurde der griechischen Regierung vorgelegt, die seine Bedingungen mit Freuden annahm; und der Pforte, die ihn eben so unzweideutig verwarf. Zwei der Contrahenten unterhielten in den Gewässern der Levante schon seit längerer Zeit eine Seemacht, welche sich bereits glorreicher Thaten der Humanität rühmen mochte, indem sie nie eine Gelegenheit versäumte, den Kriegführenden die ihnen unbekannte Kriegssitte civilisirter Völker einzuschärfen, Seeräuberei zu unterdrücken, bei Vollziehung von Capitulationen mitzuwirken, die Wiederholung allgemeiner Schlächtereien zu verhindern und den unglücklichen Opfern barbarischer Feindseligkeit von beiden Seiten eine unverletzliche Freistätte anzubieten. Diese so nützlichen Escadern mußten jetzt verstärkt werden, je umfassender ihre Aufgabe wurde, je achtunggebietender die Stellung, die sie einnahmen, je wahrscheinlicher die Gefahr einer Collision mit den Streitkräften der Pforte. Die englische Regierung ließ demnach einige weitern Schiffe von der Linie, nebst etlichen kleinern Fahrzeugen, zu der Flotte im Mittelmeer stoßen; Dasselbe geschah von Seiten Frankreichs. Mit diesen beiden Escadern vereinigte sich die russische, die im Monat August unsre Küste passirte. Unterm 12 Juli ging ein Courier mit geheimen Instruktionen, die noch nicht officiell bekannt gemacht worden sind, an unsern Admiral, Sir Edward Codrington, ab, der sie nebst einer Abschrift des Traktats, dessen Vollziehung ihm aufgetragen wurde, unterm 10 August empfing. Die Aufgabe, sofern es sich nunmehr um eine wirksame Intervention handelte, war einmal, die Kriegführenden zu vermögen, daß sie die Feindseligkeiten zur See einstellten, und dann zu verhindern, daß an den Küsten von Continentalgriechenland, Morea und den benachbarten Inseln keine Verstärkungen aus Asien, von den Dardanellen oder aus Africa landeten. Eine solche Verfügung verschloß dem egyptischen Heer und dessen Besatzungen auf Morea, so wie den türkischen Truppen und Garnisonen im Norden der Halbinsel das Meer, und beraubte sie dadurch jeder Hülfe aus den übrigen Theilen des Reichs. Ehe aber die verbündeten Gesandten in Konstantinopel, an welche die Admirale im Falle eines Anstandes sich zu wenden angewiesen waren, ihre Instruktionen in diesem Sinn erklärten oder erweiterten, und ehe noch die verbündeten Streitkräfte, welchen diese Instruktionen galten, den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten, segelte eine starke egyptische Flotte von Kriegsschiffen und Transportschiffen mit Truppen an Bord — die so lang vorbereitete Expedition aus Alexandria — an der Insel Candia und den südlichen Küsten von Morea unversehens vorbei und ankerte am 9 September in der Bai von Navarin. Diese Verstärkung eines Heeres, dem es durch Morden, Sengen und Brennen mit der Ausrottung der Bevölkerung und der Zerstörung der Städte und Dörfer in diesem Theile von Morea so ziemlich gelungen, bedrohte die Sache der Griechen mit völligem Untergang, wenn die Schiffe an der Küste frei operiren durften, um Truppen von einem Punkte nach dem andern zu führen und die Festungen, die sich mit einer oder zwei Ausnahmen wieder sämmtlich in den Händen der Türken befanden, von Neuem zu verproviantiren. Allein die Instruktionen der Admirale enthielten keine Weisung, Communicationen zu unterbrechen von einem Punkte oder Hafen von Griechenland, den die Türken inne hatten, nach einem andern Punkt oder Hafen von Griechenland, den sie gleichfalls inne hatten. Unser Admiral hätte z. B., wenn es in seiner Macht stand, die egyptische Flotte auf dem Wege von Alexandria nach der Insel Hydra (auf diese glaubte man es nähmlich abgesehen, weßwegen er sich in ihrer Nähe postirte), oder auf dem Weg nach Morea anhalten mögen; aber seine Instruktionen sagten ihm nicht, was zu thun wäre, wenn sie von Navarin nach Patras auslise. Er schrieb daher, um die nöthigen Aufklärungen zu erhalten, nach England, und zugleich seiner ursprünglichen Weisung gemäß an unsern Gesandten bei der Pforte, Hrn. Stratford-Canning, von dem er sich Verhaltungsregeln erbat. Der letztere sandte ihm — gleichsam als eine zweite Auflage seiner Instruktionen — das Protokoll einer zwischen den drei verbündeten Gesandten am 4 September in Konstantinopel Statt gefundenen Conferenz, welches die verbündeten Admirale ermächtigte, nicht nur diesen feindlichen Küstenexpeditionen von einem Hafen zum andern Einhalt zu thun, sondern jedem Theil der egyptischen oder türkischen Flotte,

welcher Griechenland zu verle[illegible] und nach Alexandria, der Küste von Asien, oder den Dardanellen zurückzukehren, sich geneigt bezeugte, eine Bedeckung dahin mitzugeben. Die Mittel, den Krieg zu Land zu einem schnellen Ende zu bringen durch Erzwingung eines Waffenstillstandes zur See wurden auf diese Art vervollständigt: denn jetzt konnten die Admirale einmal den Türken alle Zufuhr aus ihren Besitzungen außerhalb Griechenlands abschneiden; zweitens konnten sie alle Truppentransporte zu Schiff von einem Theile Griechenlands zum andern verhindern; drittens konnten sie jedem Theil der türkischen Land- oder Seemacht, der sich dazu verstand, Griechenland ruhig zu verlassen, einen ungestörten Abzug garantiren. Die vom 16 Oktober datirte Antwort, welche unserem Admiral in der Folge aus England zukam, war in der Hauptsache gleichlautend mit den Bestimmungen des Protokolls vom 4 September.

Da letzteres Aktenstück noch nicht zur öffentlichen Kunde gebracht ist, dasselbe aber, abgesehen von den ausgedehnteren Vollmachten, die es den Admiralen verleiht, wegen der darin provisorisch festgesetzten und nachmals von denselben Gesandten in Poros bestätigten Grenzlinie des griechischen Staats, der unter den Schutz der Verbündeten gestellt wird, eine noch höhere Bedeutung gewinnt, so brauchen wir uns nicht zu entschuldigen, wenn wir es seinem wesentlichen Gehalte nach hier einrücken. Es ist unterzeichnet von den Gesandten von Großbritannien, Frankreich und Rußland und besteht aus sieben Artikeln: 1) Da die Türken den Waffenstillstand verworfen haben, so muß er durch die alliirten Flotten erzwungen werden, indem sie weder Truppen, noch Kriegsvorräthe, noch Kriegsschiffe, die der Pforte gehören, nach Griechenland lassen; 2) die Griechen sind einzuladen, die verbündeten Escadern bei der Blokade der Häfen, worin die Türken sich noch behaupten, zu unterstützen; 3) die verbündeten Admirale haben die schärfsten Maßregeln zu ergreifen, um die Seeräuberei zu unterdrücken; 4) die Continental-Küsten von Griechenland nebst den anliegenden Inseln sind gegen Angriffe der Türken zu schützen; 5) um Mißverständnissen vorzubeugen, wird bemerkt, daß die Küstenlinie, über welche der Schutz der Verbündeten sich erstreckt, die ganze Küste von Continentalgriechenland und den anliegenden Inseln d. h. alles Land zwischen dem Golf von Volo im Osten und der Mündung des Aspropotamos im Westen, mit Einschluß von Cubba, Salamis, Aegina, Poros, Hydra, Spezzia und den andern benachbarten Inseln, jedoch ohne Rhodos, Samos und Candia, in sich begreift." Besonders merkwürdig ist der siebte Artikel, weil man darin eine Rechtfertigung der Schlacht von Navarin finden dürfte: „Der Zweck, den die Admirale im Auge haben, soll die Vollziehung des Traktats seyn; sie werden daher jede Abtheilung der egyptischen oder türkischen Flotte, die die sich anheischig macht, an den bestehenden Feindseligkeiten keinen Theil zu nehmen, nöthigen Falls beschützen, und diesem Grundsatze gemäß die Rückkehr jedes egyptischen oder türkischen Kriegsschiffes, jedes Transportschiffes mit Truppen an Bord nach Alexandria oder Konstantinopel möglichst befördern. Was aber die türkischen und egyptischen Schiffe betrifft, die gegenwärtig in den Häfen von Navarin und Modon liegen, so müssen sie sich, sofern sie sich hartnäckig anlassen, daselbst zu bleiben, gleich den Festungen auf alle Wechselfälle des Kriegs gefaßt halten.

(Schluß folgt.)

Die Insel St. Helena.

(Schluß.)

Auf der rechten Seite des Thals von Jamestown ist mit großen Anstrengungen eine Straße nach dem Gipfel des Leiterbergs (Ladder Hill) im Zickzack angelegt, den man jetzt ohne Schwierigkeit hinanfährt oder reitet. Ein Weg zur Linken (Sidepath) geht in das Innere und die östlichen Theile der Insel; Fußpfade kreuzen sich nach verschiedenen Richtungen, und führen zu den hier und da in den Thälern zerstreuten Wohnungen. Die Scenerie verändert sich; an die Stelle der Schrecknisse der nackten Felsen treten romantische, malerische, lebendige Landschaften. Der Boden bekleidet sich in fantastische Formen, und neben dem chaotischen Bild der Bergstürze und geborstenen Felsblöcke erquickt sich das Auge am Anblick frischer Matten und lauscht das Ohr dem Murmeln der kristallenen, von Thränen-Weiden überhangenen Bäche. Einen Begriff von dieser glücklichen Vereinigung einer bald düstern, bald lachenden Natur giebt am Besten das mehrfach berühmte Sinnthal. Dieses kleine Thal in der Mitte der Insel ist im Vordergrund mit geradästigen, schwarzen Fichten überwachsen, hinter denen sich in dem weiteren Becken ein frischgrüner Rasenteppich ausbreitet, wo scharlachrothe Geranien blühen, Apfel- und europäische Castanienbäume und vier oder fünf gigantische Thränenweiden ihre Schatten ausbreiten. Aus den Seiten der Schlucht entspringt unter hohen Farnkrautbüschen eine Quelle, die sich bald wieder verliert, indem sie den Rasen bewässert. Alles lacht in diesem Theil des Thales — einige Schritte weiter und Alles wird nackte Wildniß — die Bergwände roth und schwarz; von bläulichen Streifen und Okeradern durchlaufen; von tiefen Rissen überfurcht; losgerissene Felsen, die das Becken verschütten; ganze Seiten, die den Einsturz drohen und von Zeit zu Zeit unter furchtbarem Gekrache Trümmer in das Thal senden. Hier sind die Blendwerke des Lebens, hier das Bild des Nichts; und als wollte die Natur dem Ganzen einen noch höhern Charakter verleihen, ruht hier unter Felsblöcken, über denen mächtige Weiden ihren Schleier weben, Napoleon Bonaparte.

Auf der Ostseite von St. Helena ist Longwood, die alte Residenz des Statthalters der Insel, auf einer Fläche von ausgedehnterer Gleichförmigkeit, als man sonst irgendwo hier findet. Seinen Namen hat Longwood von mehrern Alleen heimischer Bäume, welche dahin führen und (sonderbar!) ausschließlich der Familie der Syngenesisten*) angehören. Longwood liegt 1762 Fuß über dem Meere, und seine Fläche bis Flag-Staff wird auf 1500 Morgen geschätzt. Die Waide, welche das Panicum dactylum liefert, ist vorzüglich; dieser Theil der Insel hat aber den großen Nach-

*) Goom-wood-tree, conyza gummifera bei Roxburgh.

theil, daß er bloß vom Regen bewässert wird. Um aus dem Sinnthale dahin zu gelangen, muß man über eine Berggräte, die sich zwischen tiefen Schluchten hinzieht, wo man vergeblich auch nur das kleinste Gräschen suchen würde. Die Umgebungen von Longwood sind traurig, nackt und unfruchtbar; die Aussicht wird von ungeheuren Felsen und hauptsächlich von dem Berge Barnes begrenzt. In der nahen Meierei Deadwood unterhält die Kompagnie zahlreiche Heerden Hämmel, mit deren Fleisch ihre Ostindienfahrer sich verproviantiren.

Das Wasser für den Gebrauch der Besatzung und der Schiffe wird eine Meile weit von Jamestown in bleiernen Röhren nach dem Hafendamm geleitet; dort füllen es die Schaluppen mittelst irderner Schläuche in ihre Tonnen; auch sind dort zwei Krahne zum Aus- und Einschiffen der Lebensmittel, Munitionen und Handelswaaren aufgerichtet. In Ermangelung des Brennholzes, welches die Insel entbehrt, bedient man sich des Stechginsters (ulex europaeus), der in Menge auf den unfruchtbaren Plätzen wächst. Von Gemüse, welches man, obwohl in geringen Vorräthen, zu Markte bringt, nennen wir Kohl, Kartoffeln, Möhren, Steckrüben, türkische Bohnen, Salat; die gewöhnlichsten Früchte sind Aepfel und Pfirsiche. Die Lage der Pflanzenerde ist nicht überall gleich tief, sie nimmt aber natürlich an Tiefe zu, je weiter man in das Innere der Thäler eindringt. Vor dem Gouverneur Beatson war der Landbau sehr vernachlässigt. Ihm verdankt man die Einführung mehrerer nützlicher Pflanzen, und die größere Sorgfalt in der Kultur einiger tropischen Früchte. Die Gerste kommt in Longwood aufs Beste fort, aber vom Weinbau, den man einzuführen versuchte, erhielt man bloß Trauben für die Tafel. Die neuesten und bestunterhaltenen Gärten sind die von Plantation-House, einem der Kompagnie zugehörigen Gebäude vom Jahre 1791, das für den jeweiligen Gouverneur bestimmt ist. Die auf die Insel eingeführten Ochsen oder Kühe werden höchstens in der äußersten Noth als Schlachtvieh benützt; die Besatzung lebt hauptsächlich von englischem Pökelfleisch und Fischen, wovon das Gestade wimmelt. Geflügel giebt es nicht viel; das Huhn kostet sechs Franken. Am Leichtesten verschafft man sich noch ein paar Säcke Erdäpfel. Jamestown hat ein ziemlich elegantes Gasthaus, wo man um den mäßigen täglichen Preis von 30 Schillingen (etwa 18 fl.) lebt. *)

Die Insel Helena verdankt gleich andern ihr Daseyn vulkanischen Ausbrüchen; die vorherrschende Gebirgsart besteht aus fester, zelliger, entweder durchaus brauner, oder auch häufig von farbigen Adern durchlaufener Lava. Dichte Schlackenlager bedecken große Strecken auf den Abhängen des Ladder Hill und mehrern andern Bergen. Hin und wieder erheben sich lange, unvollkommen obeliskenförmige Colonnaden von dunkelgrauem Basalt, die sehenswerthesten sind Loth und seine Frau, unfern der Sandybai. Der Loth ist 1444 Fuß über dem Meer. Sein Umfang beträgt an seinem Fuße eine halbe Meile; Nichts als Flechten und Haidekraut gedeiht auf ihm. Compacte oder gegitterte Lava von schwarzblauer oder röthlicher Farbe findet man überall im Ueberfluß. Die Einwohner gebrauchen sie zum Bauen. An den Wölbungen der Höhlen oder in den Rissen der Felsen hängen Stalaktiten von kalkartigem Alabaster; auf der kleinen Georgsinsel sind Gypslager. Kohlensaure Schwererde, aus Muschelüberresten gebildet und mit einer Species von Hornblende vereinigt, hat man auf einem Berge auf der Ostseite, mehr denn 4000 Fuß über dem Meer, getroffen. Diese Muscheln müssen von Seevögeln dorthin gebracht worden seyn. Hübsch geäderte Achate, die sich zu allerlei Schmuck verarbeiten lassen, giebt es in dem Thale des Türkenkaps; eisenhaltigen Kies auf der Sandybai und in Longwood; schwarzangelaufene Quarzkristalle in den Felsen von Jamestown. Hinter der Stadt ist ein kleiner Hügel von Pozzolanerde, der mit Vortheil ausgebeutet wird; Bimssteine sind am Fuße des High-Knoll und des Ladder-Hill. Auch Eisen ist daselbst nicht selten. Was die Spuren von Kupfer und Gold betrifft, die man gefunden haben will, so beruhen diese Angaben wahrscheinlich nur auf oberflächlichen Untersuchungen.

Die zum Behuf der Kolonie nach St. Helena verpflanzten Hausthiere sind Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Esel, Maulthiere und Hunde. Die Ratten und Mäuse haben sich, wie auf allen andern Kolonien, von selbst angesiedelt und über die Maßen vermehrt. In den Monaten Juny, August und September zeigen sich Wallfische in diesen Gewässern und die Seekühe (seacows) erscheinen an den sandreichen, untiefem Gestaden der Insel. Das gemeine Volk schätzt ihr Oel als ein zuverlässiges Gegenmittel in einigen Krankheitsfällen.

Die Vögel, die man trifft, gehören fast alle zu solchen Familien, welche ihren Unterhalt auf dem Meere suchen, als da sind: der Fregattenvogel (man of war), der Phaethon oder Tropenvogel, der Tölpel, die dumme Meerschwalbe, der Sturmvogel vom Cap. Der Fasan ward im Jahr 1788 von Bombay gebracht; auch hat man den Gold-Fasan, das französische Rebhuhn, das Perlhuhn, die gewöhnlichen Hühner und die Tauben mit Leichtigkeit einheimisch gemacht. Die Jagd auf dieses Wildbrät ist bloß sechs Monate des Jahrs gestattet. Die Vögel, welche die Gesträuche beleben, sind die Turteltauben von der Barbarei, der Calfa oder Sperling von Java, der senegalische Amadura, der Kanarienvogel, die Laria orix (vere-bird). Die großen grünen Schildkröten besuchen die flachen Sandufer von Februar bis Juny, und ein kleiner Gecko wohnt in dem Innern der Häuser. Von Fischen, deren Reichthum trotz der großen Consumtion, nicht abnimmt, sind die Hauptarten: Haifische, Makrelen, Hechte, Boniten, Muränen, Meeraale, Riesenbarben, Sohlen, Kurten ꝛc. Barnes versichert uns, daß man ein Jahr in das andere 4000 Dutzend Makrelen, 2856 Dutzend Ochsenaugen und 15,614 Pfd. verschiedene Arten, seltnere Fische nicht einmal mit einbegriffen, fängt. Auf den Riffen unter dem Wasser findet man eine Menge Krabben, Meerigel, Seesterne, Actenien, Polypen. Austern und eine schöne Patelle hängen sich an die Klippen an, in der Bai schwimmen häufig ganze Myriaden von Zenthinen.

Die einzigen giftigen Insekten sind der Scorpion und der Vielfuß. Außerdem giebt es Grillen, Schmetterlinge, Wespen

*) Ein Mehreres über St. Helena giebt John Barnes in seinem Werk Tour through the island of St. Helena.

Muskito's, Schaben ꝛc.; von Schleimthieren nackte Schnecken und Schnirkelschnecken.

Nutzbare, nahrhafte Pflanzen aus den Aequatorialgegenden kommen gut fort. Aber auch die heimische Pflanzenwelt zählt mehr als hundert Pflanzen auf, darunter viele, die sich anderswo nicht finden, und welche neue Arten oder Gattungen bilden. Der interessanteste Punkt für den Botaniker ist der Dianenpik, wo die Mehrzahl der heimischen Pflanzen eine Alpenorganisation und eine eigenthümliche fleischige Consistenz gewinnt. Die Farnkräuter verdienen, daß man die schöne Dicksonia (treefern), einige Polypien und Trichomanen anführt. Die Solidago (cabbage tree) zählt fünf, die Conyza zwei, der Zweizahn eine, und die Aster zwei Species. Eine kleine Pflanze, von Dr. Roxburgh nach General Beatson Beatsonia portulacifolia genannt, wird als Thee gebraucht. Die Lobelia scaevolifolia, die Micania arborea, die Dombeya melanoxylon, die Fimbristylis textilis, die Phylica's, die Plantago-robusta, drei herrliche Roellia's sind Pflanzen, welche die europäischen Botaniker bloß dem Namen nach kennen. Ein wohlriechendes Gummi (toddy genannt) schwitzt aus dem Stamme der conyza robusta Roxburgh. Unter den exotischen Gewächsen sind die bemerkenswerthesten: arum colocasia, der Würznelken-, der Kastanien-, Citronen-, Kaffee-, Mango-, Avogaden-, Dattel-, Oel-, Goyava-, Teakbaum, das Franzosenholz, der Indigo, der Pisang, das Zuckerrohr, der Mais ꝛc. Die Palma Christi wächst mitten unter Steinhaufen in Menge und eine ursprünglich eingeführte Brombeerart (rubus pinnatus) drängt sich trotz allen Zerstörungsversuchen in die angebauten Grundstücke ein. Die Physalis peruviana trägt säuerlichte, sehr erfrischende Beeren, und wächst mitten aus Felsritzen hervor. Die Gipfel der höchsten Berge sind mit der Solidago (cabbagetree), dem Rothholz (redwood, dombeya? erythroxylon)?, der Akalypha rubra R. (stringwood), der Hedyotis arborea R. (dog-wood) und andern der Insel St. Helena ausschließlich eigenen Pflanzen bedeckt.

Antonio Crivelli.

Der am 15 August vorigen Jahres zu Mailand gestorbene berühmte Naturforscher, Professor Antonio Crivelli, war daselbst am 2 Februar 1783 geboren, und erfuhr von sämmtlichen Regierungen, welchen diese Stadt während seines Lebens nach und nach unterworfen wurde, die ausgezeichnetste Anerkennung. Im Jahr 1817 schickte er sich mit Genehmigung der österreichischen Staatsbehörde zu einer Reise nach Persien an; hingehalten jedoch durch den damals zwischen dieser Macht und Rußland geführten Krieg, entschloß er sich die Krim zu besuchen, ging von da nach Konstantinopel, und durchwanderte sofort ganz Griechenland. Auf dieser Reise gewann er eine so vollständige Kenntniß von der Bereitung der berühmten damascener Klingen, daß er nach der Rückkehr in sein Vaterland die goldene Ehrenmünze des mailändischen „Instituts für Wissenschaft und Kunst" gewann, worauf er in Wien, vor einer Commission des Hofkriegsrathes, Proben ablegte, welche die entschiedenen Vorzüge der nach seiner Art bereiteten Säbel vor allen andern bewiesen. Der Kaiser belohnte ihn mit einer goldenen, reich mit Brillanten besetzten Dose, und bald darauf mit der goldenen Civil-Verdienst Medaille. Später gewann er noch von dem mailändischen Institut die silberne zu Beförderung der Nationalindustrie ausgesetzte Ehrenmünze. Eine abzehrende Krankheit, welche er sich wahrscheinlich durch seine rastlosen, die Gesundheit beeinträchtigenden Versuche in dem Gebiete der Physik und Chemie zugezogen, machte seinem Leben ein Ende.

Vulcan in Neu-Süd-Wales.

Dieser Vulcan, dessen Existenz durch einen gewissen Hrn. Mackie außer Zweifel gesetzt worden, liegt nicht weit von den Ufern des Pag'sflusses; man bemerkt ihn aber nicht eher, als bis man sich ihm auf ¼ Meile genähert hat, wo man durch den Anblick einer dicken Feuermasse überrascht wird, die zuweilen, selbst wenn die Sonne leuchtet, hell auflodert, noch öfters aber, zumal bei kaltem Wetter, mit Rauch vermischt, und von dunkelröthlicher Farbe erscheint; bei Nacht unterscheidet man jedoch deutlich die Flamme, wie sie sich in einer schwefelbläulichen Säule erhebt und in der Luft ausbreitet. Die Mündung dieses Vulcans befindet sich zwischen den Pics zweier Gebirge, welche in der Sprache der Eingebornen Ningen heißen. Der Krater mißt 12 Fuß in der Breite, 30 in der Länge; der Boden, weit umher, ist schwarz, erdharzig und jeder Feuchtigkeit beraubt. Hr. Mackie berichtet, daß er längs den steilen Seiten jener beiden Berge kein Wasser finden konnte. Das Erdreich war überall verbrannt und ermangelte der Festigkeit; und auf einer Strecke von 1½ M. bemerkte er beim Hinabsteigen bloß verkohlte Stumpen, sonst keine Spur von Vegetation. Wie es scheint gewinnt der Vulcan mit jedem Moment mehr Raum. Er beobachtete selbst die raschen Fortschritte des Verbrennungsprozesses; in einer gewissen Entfernung von dem Crater war ein unaufhörliches Bersten des Grundes, von dem ganze Schichten sich ablösten, um in den Vulcan hinabzustürzen, dessen Flamme einen Augenblick erlosch, dann aber, genährt durch den neuen Stoff, mächtiger emporstieg. Als Mackie eines Tags, um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, nachgraben ließ, brach der Boden unter ihm, und es kostete viel Mühe ihn herauszuziehen, und nicht ohne daß er sich tüchtig verbrannte. Einreibungen mit Harz erleichterten die Schmerzen seiner Wunden außerordentlich. Ein wirklicher Ausbruch des Vulcans scheint noch nicht Statt gefunden zu haben, denn es war keine Spur von Lava wahrzunehmen; augenscheinlich unterhält eine Ader von Bergöl das unterirdische Feuer.

Preise des Zuckers in Frankreich und andern Ländern.

In einer der letzten Numern der Revue encyclopédique wird die merkwürdige Thatsache angegeben, daß der Zucker, welcher aus Frankreich nach der Schweiz ausgeführt wird, hier wegen des Ausfalls der Consumtionssteuer um die Hälfte wohlfeiler verkauft werde, als an Ort und Stelle. Wegen des hohen Preises, den der Zucker in Frankreich hat, ist die Consumtion desselben außer unter den höhern Ständen nur sehr gering; im Durchschnitte nur fünf Pfund jährlich für jedes Individuum, während dieselbe in den Vereinigten Staaten acht Pfund, in England vierzehn Pfund, in Hamburg zehn Pfund und in dem übrigen Deutschlande sechs Pf. beträgt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 56. 25 Februar 1830.

Briefe über Indien.

Des ersten Briefs vierte Anlage.

Satára.

Lieber Karl!

Möge hier ein Fingerzeig folgen, wie Du Deine Sipoys zu behandeln hast. Eine genaue Kenntniß der Landessprache ist Dir durchaus nöthig; es genügt hier nicht, bloß die Kommandoworte für die Parade oder den Exercirplatz zu lernen; Du hast noch andere Pflichten zu erfüllen: Du hast Deinen Leuten den Sold auszuzahlen; ihre Rechnungen zu führen; Aufsicht zu halten, daß Waffen, Rüstzeug, Kleidung sich in gutem Stand befinden; ihre kleinen Beschwerden anzuhören; auf Das, was ihnen etwa abgeht, zu achten, und für Anschaffung des Fehlenden zu sorgen. Ja noch mehr: so lang Du nicht Namen, Charakter und Verhältnisse jedes Sipoys in Deiner Schwadron kennst, bist Du, meiner Ansicht nach, nicht geeignet, sie zu befehligen. Du mußt Dich also, um die Sprache gehörig zu erlernen, unverzüglich nach einem Munschei (Lehrer) umsehen, und allen Fleiß auf die hindustanische Mundart wenden. Ich verspreche Dir im Ganzen nicht viel Genuß von der Literatur dieses Dialektes, obwohl ein Paar schöne Gedichte in demselben verfaßt sind; da er aber der bei Weitem am Allgemeinsten verbreitete in Indien ist, so kannst Du seiner nicht entbehren. Laß Dir besonders die Aussprache und die Einübung gewisser eigenthümlichen Redeformen recht angelegen seyn, was für einen Europäer die beiden schwierigsten Punkte in Erlernung der morgenländischen Sprachen sind. Die Redeformen weichen nämlich von dem Geiste westlicher Nationen ganz und gar ab, und in Bezug auf die Aussprache wirst Du Töne finden, die von Allem, was Du bisher gehört, so verschieden sind, daß Du lange Zeit brauchen, ja vielleicht gar nie dahin gelangen wirst, sie richtig auszusprechen; auch ist der Unterschied der Betonung zwischen einigen Wörtern so unmerklich, daß viele Europäer dieselben nicht von einander zu unterscheiden vermögen, während sie doch eine ganz verschiedene Bedeutung haben.

Keine Sprachen der Welt sind so voll von Redefiguren, als die morgenländischen. In Europa drückt der Ton oder die Art, mit welcher man einen Gedanken ausspricht, häufig dessen nähern Sinn aus. Im Osten wird derselbe Sinn auf eine andere Art gegen den Fürsten, auf eine andere gegen den Bauer ausgedrückt, und die Sprechart richtet sich immer nach der Person, an welche dieselbe geht. Diese Unterscheidung mag allerdings auf den indischen Inseln noch stärker vorherrschen, als auf dem Festlande, im Ganzen aber ist dieselbe doch aller Orten mehr oder minder im Gebrauch. Du wirst finden, daß Dein Munschei, wenn er anders ein Mann von Erziehung ist, stets in der dritten Person zu Dir spricht, wie wir im Englischen die Vornehmen mit „Euer Gnaden will;" „Euer Lordschaft hat;" „Ew. Excellenz ist" u. d. gl. anreden.

Nur Leute von geringerem Rang dürfen in Indien in der zweiten Person — mit Du oder Ihr — angeredet werden; zu Personen von gleichem Rang wendet sich der Sprechende in der dritten Person;*) der Anrede an Höhere fügt man, wie in Europa, immer deren Titel hinzu; bei niedern, oder mittlern Ständen setzt man, wenn man höflich seyn will, den Namen des Angeredeten bei. Weiß man den Namen nicht, so ist es nicht unschicklich, die Person geradezu darum zu befragen; im Gegentheil, man gewinnt sich durch eine solche Frage die Zuneigung des Fremden. Die Gewohnheit, den Leuten bei der Anrede Titel zu geben, auf welche sie eigentlich kein Recht haben, ist in Indien noch häufiger, als in England. So sagt man z. B. zu einem Arbeitsmann: „hoh patail," zu einem Soldaten: „hoh dschimadar" (Offizier) gerade wie wir zu Einem aus der arbeitenden Classe „Pächter" oder „Meister" und im Allgemeinen zu jedem Land- oder Seeoffizier „Kapitän" sagen. Noch giebt es aber eine andere Eigenthümlichkeit, die Du nicht außer Acht lassen darfst, nämlich den Gebrauch der Mehrzahl, wenn man zu, oder von einer angesehenern Person spricht; so sagt man z. B. sowohl wenn man zu, als auch wenn man von Jemand dieses Standes redet: „Sie sind gekommen; Sie haben es gethan" u. s. w. Durch Beobachtung von dergleichen Feinheiten im Gespräch zeichnet sich in Europa der Mann von Erziehung vor dem Ungebildeten aus; im Morgenlande aber macht man Jeden, so gering auch sein Stand seyn mag, schon in früher Jugend auf diese Unterschiede aufmerksam, und Ge-

*) Also ganz wie im Deutschen.

schliffenheit im Sprechen wird dem Orientalen fast zur andern Natur.

Die reine hindustanische Sprache ist nur im eigentlichen Hindustan üblich, d. h. in der Gegend um die Hauptstadt von Delhi her. Doch wird sie zuweilen auch in ziemlicher Reinheit in einigen Städten Dekkans von wohl erzogenen Mohammedanern gesprochen, deren eigentliche Mundart sie bildet. Sie brachten dieselbe vom Norden mit, als sie in den Süden eindrangen und sich dort niederließen; und obwohl sie gegenwärtig Alle den gewöhnlichen Dialekt derjenigen hindustanischen Völkerschaften brauchen, unter welchen sie ihren Sitz haben, behalten sie doch unter sich das reine Hindustanische so vollkommen bei, daß Niemand vom mohammedanischen Glauben, sey es Mann oder Weib, in Indien zu treffen ist, der jene Sprache nicht fertig redete. Dieß ist ein Hauptgrund, warum Du dieselbe sobald als möglich lernen solltest; für die Zukunft aber rathe ich Dir aufs Ernstlichste, Dich auch auf Erlernung des Provincialdialektes Deines Regiments zu legen, damit Du nicht bloß mit den Hindu's in demselben, sondern auch mit dem gemeinen Volk des Landes verkehren kannst, welches nicht hindustanisch spricht. Unter den Heeren der drei Präsidentschaften ist allein bei der Bombay-Armee ein Preis ausgesetzt, um zu Erlernung der marattischen und guserattischen Sprache zu ermuntern; nur aber hiedurch, d. h. wenn die europäischen Offiziere sämmtliche in ihren Regimentern vorkommende Mundarten selbst sprechen, können sie unparteiische Vorschläge zu Beförderung ihres Untergebenen machen. In der Madras-Armee wird, obwohl dieselbe ihre Mannschaft aus den Landschaften von Telugu, Tamul und Canar bezieht, und folglich eine Menge dieser Sipoys nicht hindustanisch sprechen, keine Aufmunterung getroffen, daß die englischen Offiziere jene Dialekte sich zu eigen machen; wer daher unter den Eingebornen die hindustanische Sprache nicht versteht, hat eben damit keine Hoffnung auf Beförderung. Die Folge ist, daß obwohl wenigstens zwei Drittel der Gemeinen bei dem Madras-Fußvolk Hindu's sind, doch hinsichtlich der eingebornen Offiziere gerade das Gegentheil Statt findet, indem zwei Drittel derselben aus Mohammedanern und nur ein Drittel aus Hindu's besteht; ein Mißverhältniß, welches die Regierung beklagt, und welchem abzuhelfen schon seit zwanzig Jahren vergebliche Versuche gemacht wurden.

In Deinem Alter, wo der Geist schnell auffaßt, müßte es Dein eigener Fehler seyn, wenn Du nicht bald sowohl Sprache, als Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen kennen lerntest. Außer dem täglichen Umgang mit Deinem Munschei, (den ich Dir nicht oft genug als höchst nöthig empfehlen kann,) steht Dir noch die Unterhaltung mit den einheimischen Offizieren offen, denen es, wenn sie einer Meldung wegen zu Dir kommen, sehr schmeichelhaft seyn wird, wenn Du sie sich niedersetzen heißest, Dich nach ihrem Dienstalter erkundigst, fragst, in welchen Regimentern sie gestanden, wo sie gebraucht worden, und vor Allem, wenn Du sie aufmunterst, die Schlachten zu beschreiben, welche sie mitgemacht. Nichts gewinnt Einem mehr das Herz eines alten Soldaten, als wenn man ihn anfeuert, von den Diensten, die er geleistet, zu sprechen; und wahrlich diese Gunst bei dem Regiment ist wohlfeil erkauft, wenn Du Nichts weiter zu thun hast, als gelegentlich eine Stunde auf Anhören der einheimischen Offiziere zu verwenden.

Unter keinen Umständen wirst Du Dich jemals verleiten lassen, einen Eingeborenen zu schlagen, und am Allerwenigsten einen Soldaten. Schon die Beispiele von Rache, die ich in meinem letzten Brief angeführt, müßten Dich abschrecken; ich bin aber überzeugt, daß die Betrachtung, wie unmännlich es sey, einen Eingeborenen zu schlagen, da dieser weder die Uebung noch die Körperkraft besitzt, einen Schlag zurückzugeben, Dich sichern wird, jemals zu einem so unedlen Verfahren herabzusinken. Auch mußt Du Dich hüten, grobe und unanständige Ausdrücke zu gebrauchen, welche unter den niedern Klassen allerdings sehr häufig vorkommen, die Du aber bei einem Mann von Erziehung äußerst selten hören wirst. Menschen von niedrigem Ursprung werden zuweilen ihres guten Verhaltens im Felde wegen zu höhern Stellen befördert. Sehr häufig tyranniſiren sie dann die Gemeinen und behalten ihre von Kindheit angewöhnten rohen Ausdrücke gegen Männer aus den eigentlichen Kasten bei. Solche Behandlung hat schon die besten Leute in den Regimentern zum Auslaufen bewogen; ja zuweilen haben diese sogar Offiziere dergleichen Schlags zuvor noch ihrer Rache geopfert.

Bei dieser Gelegenheit kann ich einen Vorfall erzählen, der zeigt, wie die Eingebornen über rohe an sie gerichtete Worte denken. Ein General, der bei den Truppen sehr beliebt war, führte seine Division zum Angriff gegen eine Batterie. Da er es noch nicht zum offnen Kampf kommen lassen wollte, auch den Platz gern mit dem Bajonett genommen hätte, so sprengte er, als ein Theil der Division zu feuern anfing, im Galopp herbei, und befahl den Offizieren, dem Schießen Einhalt zu thun. Als jedoch das Feuer nicht im Augenblick nachließ, rief er den Sipoys mit lauter Stimme auf hindustanisch zu, sie sollten aufhören, und bediente sich hiebei eines gewöhnlichen, aber sehr beleidigenden Ausdruckes. Ein einheimischer Offizier, der den reizbaren Charakter seiner Landsleute wohl kannte, versah an diesem Tag Adjutanten-Dienste bei dem General. Ohne zu irgend Jemand ein Wort zu sagen, ritt er stille hart an Jenen heran, legte seine Hand auf dessen Arm und sagte mit gelassener Stimme: „Herr, Herr! bedenken Sie, wo wir sind — um Gotteswillen achten Sie auf Das, was Sie in einem Augenblick, wie der gegenwärtige, sagen!" Der tapfere General kannte die Angemessenheit dieses Vorwurfs durch ein sehr huldreiches Lächeln an, und gewann sich die Truppen auf der Stelle wieder, indem er ihnen eine von den gerne gehörten Benennungen gab, auf welche er sich sehr gut verstand. Wirklich kann man die männliche und gerade, zugleich aber bescheidne Weise, mit welcher der Adjutant seinen Obern zurechtzuweisen sich herausnahm, nicht genug bewundern, mag nun dieselbe in den Verhältnissen des Augenblicks ihren Grund gehabt haben, sofern die Truppen gerade gegen die Mündung von sechzig Tod und Verderben speienden Feuerschlünden anrückten, der General aber durch barsche

Worte sie zur urplötzlichen Umkehr gar leicht hätte bewegen können; oder lag derselben bloß die Absicht unter, Jenem zu verstehen zu geben, daß im Moment, wo die Soldaten ihr Leben daran setzten, seinen Ruhm zu erhöhen, es nicht Zeit sey, Schmähworte gegen dieselben auszustoßen.

Nach Dem, was ich über die Kasten gesagt habe, wirst Du die Nothwendigkeit einsehen, die kleinen Kochkreise der Sipoys im Lager nicht zu betreten, und wenn sie gerade mit Kochen beschäftigt sind, weder sie selbst, noch ihre Geschirre zu berühren. Noch besser ist, wenn Du Dir genau merkst, welche Dinge sie für befleckbar halten, und was berührt werden darf, ohne daß es dadurch unrein wird. Zum Erstern gehört z. B. irdenes Geschirr jeder Art, Wasser in Töpfen und zubereitete Speise; ebenso wird der Kochkreis, wenn denselben der Fuß eines Fremden betritt, nicht nur selbst befleckt, sondern es wird auch Alles, was sich innerhalb desselben befindet, unrein. Zu den Dingen, die durch fremde Berührung nicht verunreinigt werden, gehören frische oder getrocknete Früchte, Korn aller Art und überhaupt diejenigen Gerichte, mit welchen noch kein Küchenprozeß vorgenommen worden ist. Hievon machen bloß Zucker und Salz eine Ausnahme, welche, obwohl beides eingesottene Substanzen, durch Berührung eines Fremden nicht unrein werden.

Kein Hindu, zu welcher Klasse er auch gehören mag, darf von einem Mohammedaner zubereitete Speise genießen, obwohl diesem zu essen gestattet ist, was ein Hindu gekocht; dagegen haben die Mohammedaner selbst die Kastenvorurtheile der Hindu's so angenommen, daß auch sie keinem Auswürfling gestatten, ihre Gefäße zu berühren, oder ihnen Wasser zu bringen. Europäer nehmen hieran natürlich keinen Anstoß, und gelten daher trotz ihrem sonstigen Ansehen, hinsichtlich der Reinheit sowohl bei den Hindu's als den Muselmännern, für nicht besser, als jene verachtete ausgestoßene Klasse. Doch kommen auch Beispiele vor, daß gebildete Mohammedaner sich über diese Vorurtheile erheben, und kein Bedenken tragen, mit uns zu Tisch zu sitzen, zufrieden wenn nur der Koch und die Bedienten, welche bei Tafel aufwarten, keine Auswürflinge sind.

Wenn Du an der Wohnung eines Eingebornen, namentlich eines Sipoys selbst, vorüberkommst, so tritt nicht ohne Weiteres ein, und vermeide Aeußerungen über den weiblichen Theil der Familie. Sie sind sehr zur Eifersucht geneigt; besonders die Mohammdaner dermaßen, daß Du Dich nach dem Befinden einer Frau, selbst wenn diese eben am Sterben ist, schicklicher Weise nicht anders erkundigen darfst, als mit den ganz allgemeinen Worten: „Wie stehts zu Hause?" Es ist ihnen sogar nicht angenehm, wenn man nach ihren Kindern fragt, besonders nach Mädchen, sobald diese über drei bis vier Jahre alt sind. Während es aber die Sipoys nicht gerne sehen, daß man in ihren Familienkreis eintritt, fühlen sie sich sehr geschmeichelt, wenn die europäischen Offiziere ihren Aufzügen an Festen und Feiertagen beiwohnen. Sie laden dieselben bei derlei Gelegenheiten gewöhnlich ein, und Du wirst einer solchen Aufforderung wo nicht aus Neugierde, wohl schon aus Höflichkeit Folge leisten. Dort wirst Du denn nicht selten einen Gemeinen als Anführer und Aufseher des Schauspieles sehen, zu welchem vielleicht der Offizier seiner eignen Compagnie, je nachdem er einer Klasse angehört, keinen Zutritt hat. Doch kommt Letzteres in neuerer Zeit seltener vor, seit die englische Regierung mehr Rücksicht auf den Unterschied der Kasten nimmt, als früher geschah, wo wir mit den Eigenthümlichkeiten der Nation noch weniger bekannt waren.

Als Offizier von der Armee wirst Du von Deinen Leuten, schon Schuldigkeitshalber, jederzeit begrüßt werden, und Du wirst den Gruß aus freiem Antrieb zurückgeben. Uebrigens mußt Du in diesem Punkte wirklich auf Deiner Hut seyn, denn die Begrüßung eines Eingeborenen nicht erwiedern gilt für die geschärfteste Beleidigung, die Du ihm zufügen kannst. Weder Deine Studien, noch Deine Vergnügungen werden Dich in häufigen Verkehr mit den höhern Ständen der Eingebornen bringen. Ihre Sitten und Gewohnheiten weichen von den unsrigen so sehr ab, daß, wenn wir Europäer nicht ein eigentliches Geschäft mit denselben haben, wir immer nur wenig mit ihnen umgehen werden; obwohl Du vielleicht hie und da junge Leute von unabhängigem Vermögen treffen magst, die zur Noth eine Jagdpartie u. d. gl. mitmachen. Weit häufiger wird es vorkommen, daß Du der Dienste der mittlern Stände — als da sind Pächter, Ackersmänner u. s. w. bedarfst, z. B. um Dir das Wild aufsuchen zu helfen. Bei solchen Gelegenheiten werden eine zutrauliche Sprache, ein gütiges Benehmen und ein kleines Geschenk in Geld, wenn Du dabei zugleich Nachsicht gegen ihre Vorurtheile oder etwaige Unwissenheit beobachtest, Dir jederzeit alle Art von Hülfe und Aufmerksamkeit verschaffen; während ein entgegengesetztes Betragen in Zank und Händel verwickelt, die oft blutig enden. Ich erinnere mich in dieser Beziehung folgenden Vorfalls: Ein Offizier, der die Landessprache nicht verstand, reiste vor einigen Jahren mit einer kleinen Bedeckung von Sipoys durch das Gebiet von Nisam, und bedurfte, um von einem Dorf weiter zu kommen, eines Führers. Die Einwohner, gewohnt von den europäischen Offizieren und andern Reisenden zum Tragen des Gepäckes gezwungen zu werden, schlossen, als sie bemerkten, wie klein die Bedeckung sey, ihre Thore, und bereiteten sich zum Widerstand. Weder Bitten noch Drohungen von Seiten der Sipoys konnten irgend einen der Landleute bewegen, heraus zu kommen, so daß zuletzt Einige von den Soldaten über eine niedrige Stelle der Mauer kletterten, und auf diese Weise in das Ort eindrangen. Da sie nur wenige Männer und viele Weiber vorfanden, mußten sie sich mit einem ältlichen Mann begnügen, den sie fortschleppten, um ihnen den Weg zu zeigen. Zufällig war dieser der Obere des Dorfes. Die Weiber rannten in das Feld, und benachrichtigten ihre Männer von dem Vorgefallenen, die nun zur Befreiung ihres Oberhauptes im Getümmel herbeistürzten, größtentheils mit Stöcken oder Ochsenstacheln bewaffnet, womit sie das Vieh vor ihren Pflügen angetrieben hatten. Der englische Offizier, der nicht mit ihnen sprechen konnte, ja nicht einmal die Ursache ihrer Wuth verstand, hieß seine Sipoys laden und sich in Vertheidigungsstand setzen, während er selbst auf den höchsten Punkt der Umgebung sich stellend, den Anstürmenden durch Zeichen zu verstehen gab, sie sollten nicht näher herankommen. Diese forder-

ten mit lautem Geschrei die Freilassung ihres Obern, und ein junger Mensch, der sich am Weitesten voran befand, stürzte hinzu, faßte jenen bei der Hand und suchte ihn gewaltsam wegzuführen. Im nämlichen Augenblick flogen einige Steine auf die Sipoys; so daß der Offizier, der sich jetzt hinlänglich berechtigt zu thätigem Widerstand glaubte, feuerte, und den Jüngling durchs Herz traf. Es war der älteste Sohn des Oberhauptes; todt stürzte er zu den Füßen seines Vaters. Nun kam es allgemein zu Schlägen und Schüssen, und noch mehr Blut floß auf beiden Seiten. Als aber der arme junge Offizier den wahren Hergang der Sache erfuhr, ward er davon so ergriffen, daß er allen Lebensmuth verlor und nie wieder heiter wurde. Er starb bald darauf. Hätte er die Landessprache verstanden, und sich nach Regeln der Klugheit und Mäßigung betragen, so würde das ganze Unglück nicht geschehen seyn. Zutrauliches Benehmen von seiner Seite, und ein unbedeutendes Geldgeschenk hätten ihm ohne Zweifel einen Wegweiser aus derjenigen Klasse verschafft, die sich in der Nähe eines jeden Dorfs aufhält, und deren ausdrücklicher Beruf es ist, Reisende zu geleiten.

Höchlich zeichnet sich die indische Nation durch ihre Mäßigkeit aus. Nur unter der niedrigsten Klasse findet man Liebe zum Trunk, und die Eingebornen sehen insgemein die Völlerei als Etwas an, das nur dem Pöbel zukommen könne. Wir haben keineswegs nöthig, unsre Gewohnheiten aufzugeben, um die ihrigen anzunehmen; aber wir werden uns das Ansehen beim Volke am Besten dadurch erhalten, wenn wir demselben keinen Anlaß geben, uns zu verachten. Ich möchte keinen Bramine in mein Zimmer laden, wenn Rindfleisch auf der Tafel stünde, und eben so wenig einen Mohammedaner, wenn eben ein junges Ferkel aufgetischt wäre; aber beide noch viel weniger, wenn ich zu Viel getrunken hätte. Wir können uns den Ekel kaum vorstellen, mit welchem die Eingebornen einen betrunkenen Europäer sehen; ein Schauspiel, das nicht gar zu selten vorkommt. Uebrigens läßt sich das Volk da, wo es an die europäischen Sitten schon gewöhnt ist, immerhin Manches gefallen; wo wir aber noch wenig bekannt sind, kann man die Ansichten der Landesbewohner nicht eifrig genug studiren, und nicht vorsichtig genug auf das eigene Benehmen seyn, wenn es anders unsre Aufgabe ist, uns bei Jenen Achtung zu verschaffen.

Beobachtungen über die Temperatur der Newa.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 15 d. M. wurde ein Schreiben des Obristen Raucourt über die Temperatur der Newa mitgetheilt. Am 13 März 1825 ließ der Verfasser mehrere Oeffnungen in das Eis hauen, in einer Gegend, wo der Strom etwa 1000 Fuß Breite hatte. Auf der ersten Stelle, 400 F. vom Land, betrug die Tiefe 63 Fuß. Die Schnelligkeit der Strömung auf dem Grunde 20″ in der Secunde, die Temperatur des Wassers an der Oberfläche war = 0, auf dem Grund = — 2°, die Temperatur der Athmosphäre = + 4° (des hundertgr. Therm.) Der Grund bestand aus grobem Kies von der mittlern Dicke eines Centimeters; Eisschollen fand man nicht. Auf einer zweiten Stelle bei einer Tiefe des Flusses von 41 Fuß betrug die Schnelligkeit der Strömung auf dem Grunde bloß etliche Zoll, die Temperatur auf der Oberfläche des Wassers ergab sich = 0, auf dem Grund = — 1°, und Eisschollen von der Dicke mehrerer Zoll wurden bemerkt, die noch Sandtheile von dem Grunde, von dem sie sich losgerissen hatten, an sich trugen. Auf einer dritten Stelle, 70 F. vom Ufer, wo die Tiefe 26 F., die Schnelligkeit der Strömung auf dem Grund absolut = 0 war, lösten sich ziemlich feste, 6 bis 8 Zoll dicke Eisschollen los, zusammengesetzt aus mehr und mehr zertheilten Kristallisationen, wodurch das Eis trüb, leicht und zerbrechlich wurde. Auf einer vierten Stelle, nahe am Ufer, wo der Fluß eigentlich stagnirte, war die ganze Wassermasse mit losen Eiscristallen gefüllt, wie man sie beim Cristallisationsprozeß der Salze antrifft. Der Obrist wiederholte seine Beobachtungen in den Jahren 1826 und 1827. Eines Tages war die mittlere Temperatur der Luft = — 6°, die Temperatur des Flusses in einer Tiefe von 63 Fuß = —3°.! Gegen das Frühjahr näherte sich die Temperatur des Grundes allmälig dem Zero, und während des Eisgangs erreichte es die ganze Wassermasse der Newa, worauf sie stieg, ohne eine Anomalie darzubieten. Die von Thenard aufgeworfene Frage, ob die Beobachtungen Raucourts sich nicht vielleicht aus dem Eindringen des Meerwassers auf dem Grunde des Flusses erklären ließen, vorausgesetzt, daß Ebbe und Fluth Statt fänden, konnte aus dem Schreiben nicht beantwortet werden, einige Mitglieder bemerkten aber, daß die Newa Ebbe und Fluth nicht habe.

Die Geschichte der Vendéekriege.

Im J. 1824 gab der Generaladjutant Savary, nicht zu verwechseln mit dem Herzog von Rovigo, ein Werk über die Vendéekriege (Annales des Departemens de l'oust pendant les guerres de la Vendée 2 Vol.), wo er die Geschichtschreiber der Vendée, die HH. Beauchamp, Berte de Bournizeaux und Barente, den Redacteur der Memoiren der Frau von La Roche-Jaquelin, mit dürren Worten Lügen straft. Er ist ein um so gefährlicherer Gegner, als er ihnen überall mit den Akten in der Hand zu Leibe geht. Diese guten Leute wollten die Welt glauben machen, die Chouans wären lauter Heilige und Helden, die Republikaner lauter Ungeheuer gewesen. So hatte z. B. Hr. v. Barente, der doch im Jahr 1805 Unterpräfekt in Bressuire war, wo er also den wahren Verlauf der Sache wissen konnte, die Republikaner die Stadt Cholet anzünden, und darin die schändlichsten Gräuel verüben lassen. Hr. v. Savary beweist nun, daß der Memoirenschreiber sich in den Personen irrte — es waren die Royalisten unter Stofflet!

De Pradt bei dem Einzuge der Alliirten in Paris.

„Parbleu, ich bin überall gewesen. Wer war der Erste, der vive le roi rief? Wer hat zuvor die weißen Cocarden vertheilt?" Mit diesen Worten griff Hr. de Pradt in seine Tasche, um die Beweise seines royalistischen Eifers an den Tag zu bringen, und zog eine — dreifarbige Cocarde heraus. In dem Augenblicke, wo er sie der Schönen übergeben wollte, vor welcher er seine Vertheidigung führte, nahm er seinen Fehlgriff wahr, und steckte seine Beweise haßig wieder in die Tasche, aber nicht ehe sie Zeit gehabt hatte, sie zu bemerken. „Das ist ein kleines Uebersehen Ew. Eminenz," sagte sie; „wenn Sie nur diesen Morgen nicht in die falsche Tasche gegriffen haben."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 57. 26 Februar 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

§5. Der Traktat vom 6 Juli und die Schlacht von Navarin.

(Schluß.)

Um den „Wechselfällen des Kriegs“ zu begegnen, geschah es, daß die verbündeten Geschwader am 20 October (wenige Wochen, nachdem sie das Protokoll vom 4 September bekommen) in die Bai von Navarin einliefen, in der Absicht den Ungläubigen den Vorschlag zur Räumung Morea's zu wiederholen, wodurch sie aber gerade die Collision herbeiführten, welche sie vermeiden wollten. Bei Empfang dieser letzten Instruktionen hatten der engl. und franz. Admiral den ottoman. Admiral in Navarin benachrichtigt, daß sie Befehl hätten, jede feindliche Bewegung gegen die Griechen zur See zu verhindern, weßhalb sie ihn ersuchten, keine zu unternehmen. Kurz nachher, am 25 September, hatten sie eine Zusammenkunft mit dem egyptischen Admiral und zwar auf dessen Verlangen in Anwesenheit aller muselmännischen Ober-Offiziere — ein Verlangen, das mit dem Wunsch des englischen Admirals, die Verhandlung durch die Gegenwart so vieler Zeugen möglichst feierlich zu machen, zusammentraf. Bei dieser Zusammenkunft wurde man mit den Ottomanen über einen Waffenstillstand einig, zu dem die sämmtlichen Oberoffiziere ihre förmliche Beistimmung ertheilten, wobei man ihnen zu verstehen gab, daß man eine in dieser Weise getroffene Abrede für bindender betrachte, als einen geschriebenen Vertrag. Dieser Waffenstillstand bezog sich auf Alles, was von Streitkräften zu Land oder zur See damals im Hafen von Navarin lag, oder mit andern Worten auf jeden Theil der kürzlich aus Egypten angelangten Expedition, wovon sogar manche Schiffe in dem Augenblick, als der Vertrag abgeschlossen wurde, sich außer dem Hafen befanden. Er sollte gültig bleiben, bis Ibrahim auf eine Anfrage wegen seiner künftigen Operationen von der Pforte oder seinem Vater Antwort erhielte, und wenn er höhern Orts nicht genehmigt würde, nicht eher aufhören, als nachdem die Admirale davon in Kenntniß gesetzt worden wären. In Erwartung des endlichen Abzugs der Ottomanen schickten sich die französische und englische Escadre mittlerweile an, jene nach den Dardanellen und Alexandria zu geleiten — so ganz glaubten die verbündeten Befehlshaber wegen der Bereitwilligkeit, mit der ihre Anträge aufgenommen worden waren, auch auf treue Erfüllung des Vertrags rechnen zu können. Eine Antwort konnte in weniger als zwanzig Tagen nicht erwartet werden; aber kaum war eine Woche vergangen, als eine etwa vierzig Segel starke Abtheilung der egyptischen Flotte Navarin verließ und gegen Norden steuerte. Codrington hatte sich nach Abschluß des Waffenstillstandes arglos nach Zante begeben, wo ihn die Nachricht von diesem Ereigniß traf; unvorbereitet wie er war, bestieg der Admiral die Asia, und nur von zwei kleinern Fahrzeugen, dem Talbot und dem Zebra, unterstützt, ging er den Egyptiern entgegen und machte Miene ihrer Fahrt nach dem Golf von Lepanto sich zu widersetzen. Als der Anführer der feindlichen Abtheilung hierauf in Patras einzulaufen um Erlaubniß bat, ward ihm dieselbe rund abgeschlagen und ihm in unwilligen Ausdrücken seine Wortbrüchigkeit vorgeworfen, daß er Navarin verlassen hätte, nachdem er selbst von dem feierlichen Abschluß des Waffenstillstandes Zeuge gewesen. Diese Abtheilung kehrte nun gen Süden zurück, unter der Escorte der englischen Schiffe, die sich schlagfertig hielten; sie kam jedoch nicht weiter als in die Straße zwischen Cephalonia und Zante, wo Ibrahim Pascha selbst, mit zwei andern Admiralen und 14 bis 15 Kriegsschiffen, am 3 Oktober zu ihr stieß. Das ottomanische Geschwader war jetzt bei Weitem Mehr als eine Spielpartie für die Paar englischen Schiffe; aber der englische Befehlshaber, des großen Interesses, das auf dem Spiele stand, und der schrecklichen Gefahr eines unsichern schwankenden Benehmens in Gegenwart von Barbaren, die bereits ihr Ehrenwort gebrochen hatten, eingedenk, segelte unverzüglich darauf zu, um den Türken Achtung für den Waffenstillstand einzuflößen. Dieser Beweis von Entschlossenheit wirkte; die ganze ottomanische Seemacht machte linksum, obgleich der Wind noch immer günstig auf Patras wehte. An dem folgenden Tag wurde indeß Ibrahim mit vier andern Admiralsflaggen und mehrern kleinern Schiffen im Golf von Patras signalisirt, den sie unter dem Schutz einer dunkeln windischen Nacht glücklich erreicht hatten. Wie Tags zuvor steuerte Codrington rasch darauf zu und feuerte diesmal auf sie, bis sie ihre Flagge aufzogen, was sie zögernd thaten, als ob sie sich schämten, Dem unter die Augen zu treten, gegen den sie sich eines Treubruchs schuldig gemacht hatten. In der folgenden Nacht

schlug der Wind zu einem Orkan um, Ibrahim suchte wieder die hohe See, und als die englische Flotille am Morgen des fünften sich von Neuem Patras näherte, von dem sie durch den Sturm entfernt worden war, zählte sie zwischen Zante und Cephalonia 30 ottomanische Segel. Diese Schiffe sammt und sonders zwang der englische Admiral umzuwenden, nicht ohne daß er mehrere derselben beträchtlich beschädigte. Wir erwähnen die Thatsachen dieses gefährlichen Dienstes, der den ganzen Muth eines Mannes erforderte, um so mehr, als sie bis jetzt unbegreiflicher Weise meist übersehen wurden, ob sie gleichwohl am Besten geeignet sind, uns den Maßstab zur richtigen Würdigung der unerschrockenen Wachsamkeit des Admirals zu liefern, während sie zugleich theils darthun, mit welcher Frechheit die Ottomanen den Waffenstillstand verletzten, theils uns die feindselige Stimmung erklären, in welche der Argwohn ihres bösen Gewissens sie versetzen mußte, als die Verbündeten am 20 October in Navarin einliefen. Am 13 langte das russische Geschwader an, und da die englischen Verstärkungen aus Malta gleichfalls eingetroffen, so war die verbündete Flotte jetzt vollzählig. Inzwischen hatte Ibrahim, nachdem ihm zur See Zaum und Gebiß angelegt worden, seine Mord- und Zerstörungswuth zu Land verdoppelt. Die verbündeten Admirale faßten daher nach reiflicher Ueberlegung den Beschluß, ihn im Namen ihrer Regierungen zur Rückkehr mit seiner Flotte nach Egypten aufzufordern, da ihnen Dieß das einzige Mittel schien, die Einwohner Morea's vom Untergange zu retten und so den Zweck des Traktats zu erfüllen. Um diesem Vorschlage mehr Nachdruck zu geben, hielten sie es für angemessen, ihm denselben an Bord der vereinigten englisch-französisch-russischen Seemacht in der Bai von Navarin zu überreichen. War der Pascha von der offenen See lieber in den Hafen zurückgekehrt, als daß er es zu Thätlichkeiten mit der kleinen englischen Eskader kommen ließ, so konnten sie um so weniger besorgen, daß er sich gegen eine so imposante Autorität auflehnen würde, als diese drei Flotten waren, zumal, da es allgemein hieß, er wünsche selbst nach Egypten zurück, und warte bloß auf einen passenden Vorwand dazu, der ihn bei dem Sultan rechtfertigen solle. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß das Resultat die berühmte Schlacht von Navarin war, welche mit der völligen Vernichtung der ottomanischen Seemacht an der Küste von Griechenland endigte.

Die große Hauptfrage, welche sich hier aufdrängt, ist: waren die Admirale durch die Bestimmungen des Traktats oder durch den Inhalt ihrer Instruktionen berechtigt, diese categorische Sprache gegen Ibrahim zu führen und auf seine unmittelbare Rückkehr nach Egypten zu dringen? Fällt die Antwort bejahend aus, so mußten sie auch die Anwendung der Gewalt in ihren Calcul ziehen — oder mit andern Worten: die Möglichkeit einer Schlacht, als ein Mittel Nachgiebigkeit zu erzwingen, (wie es schon bei der ersten Begegnung zur See dazu gekommen wäre, wenn Ibrahim umzukehren sich geweigert hätte), lag innerhalb der Grenzen des Traktats. Der Zweck des Bundes der drei Mächte war, zu bewirken, daß die Feindseligkeiten eingestellt, oder daß ein Waffenstillstand eingegangen würde, der nachher in einen Frieden verwandelt werden könnte, und das Verfahren, diesen Zweck zu erreichen, bestand darin, die Kriegführenden zur See von einander zu trennen, und den Türken, die sich der Vermittlung nicht fügten, jede Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsmaterial oder Truppen abzuschneiden. Bedenkt man, daß aus Egypten erst nach dem Traktat die Verstärkungsexpedition abging, zu einer Zeit also, wo die Admirale ihr das Einlaufen in der Bai von Navarin bereits füglich verwehren konnten, was sie ohne Zweifel auch gethan hätten, wenn sie nicht von der Spur abgekommen wären; bedenkt man ferner, daß sie aus einer leidigen Erfahrung wußten, daß die Türken sich Vorstellungen machen lassen und Zusagen geben, die sie nichts weniger als zu halten gesonnen sind, wie denn die Fortsetzung ihrer barbarischen Kriegsweise und ihr Treubruch vom 3, 4 und 5 October Dieß hinlänglich bewies; so fragt sich abermals: waren sie berechtigt, auf Abfahrt derselben, wozu sie ihnen sicheres Geleit anboten, zu bestehen? Waren sie Dieß, so thaten sie durch ihr Einlaufen in die Bai von Navarin am 20 October im strengsten Sinne Nichts als ihre Schuldigkeit, und im Falle, daß sie statt zu siegen eine Niederlage erlitten, konnten sie für die Folgen aus keinem andern Grund als dem eines ungeschickten Rechnungsfehlers verantwortlich gemacht werden. Ein großer Theil des Dunkels, welches bis jetzt über diesem Ereignisse schwebte, rührt wohl von der mysteriösen Art her, mit der Codrington — vielleicht unabsichtlich — in seinem Schlachtbericht sich äußert, wenn er von „Vorschlägen im Interesse der Pforte selbst" spricht, welche die verbündeten Geschwader an Ibrahim zu bringen hatten, als sie in Schlachtordnung mit brennenden Lunten in die Bai einliefen. Diese Vorschläge im Interesse der Pforte, wie im Geiste des Traktats, betreffen schlechterdings nichts Anderes, als die Abfahrt der ottomanischen Flotte von Navarin, theils nach Egypten, theils nach den Dardanellen. Die Instruktionen der Admirale bevollmächtigten sie, der Türken-Flotte sicheres Geleit zu gewähren, wenn sie absegeln wollte; ob sie ihnen aber auch auftrugen, diese Abfahrt zu verlangen? Wahrscheinlich nicht; wäre indeß die Drohung, unabhängig von der Schlacht, gelungen, so hätte Männiglich in das Lob einer so außerordentlichen Geschicklichkeit eingestimmt; allein konnten sie nicht aus den bisherigen Vorgängen, nach allen Wahrscheinlichkeitsregeln, auf ein solches Ergebniß schließen? Der Traktat mußte doch früher oder später durch einen Akt der Feindseligkeit eingeschärft werden, wenn die verschmitzten treulosen Barbaren sich nicht gutwillig zum Abzug verstanden, sofern den Admiralen ihre Verhaltungsbefehle die Pflicht auferlegten, die Bewegungen der Türken an der Küste zu verhindern und somit ihre Operationen gegen die Griechen zu lähmen. War aber ein solches Ereigniß unvermeidlich, so mag man von Glück sagen, daß der Feind zu dem Kampfe, der ihn außer Stand setzte, ferner Barbareien zu begehen, selbst das Signal gab.

Nie erregte ein Sieg so viel Mißbehagen und Verlegenheit unter den Siegern, als der Triumph von Navarin. Frankreich und Rußland freuten sich der Lorbeeren, welche ihre Flotten im Dienste der Humanität erfochten; während die englische

Regierung zwar den Officieren, die sich bei diesem Siege ausgezeichnet hatten, Decorationen sandte, zugleich aber an den Admiral wegen seiner Gründe, eine Schlacht zu liefern, eine Reihe von Fragen richtete *). Doch darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß das Ministerium, obwohl noch aus den liberalen Staatsmännern zusammengesetzt, die mit Canning eingetreten waren, zu dessen Grundsätzen sie sich auch jetzt noch bekannten, doch zu wenig Vertrauen in seine Stärke setzte und in der königlichen Gunst zu wenig fest stand, um seine Maßregeln mit Entschiedenheit zu verfolgen; später aber schied mit der Erhebung Wellington's an die Spitze der Verwaltung der canning'sche Geist aus dem Cabinet, wenn gleich der Herzog sich noch eine Zeit lang die Miene gab, der bisherigen Politik treu zu bleiben. So kam es, daß ein Ereigniß, wegen dessen Lord Godrich eine Untersuchung einleiten zu müssen glaubte, von seinem Nachfolger förmlich mißbilligt wurde.

Wir dürften schwer zu widerlegen seyn, wenn wir behaupten, daß das schwankende System, welchem das englische Ministerium jetzt huldigte, indem es einen Sieg von sich stieß, den es als einen der herrlichsten Rechtstitel unsers Nationalruhms in die Annalen von Großbritannien hätte eintragen sollen, von Folgen begleitet war, die den wirklichen Interessen „unsers alten Alliirten" sehr zum Nachtheil gereichten. Es ist kein Zweifel, daß, wenn man die so begonnenen Offensivoperationen mit vereinter Kraft fortgesetzt hätte, der Zweck, wozu die Mächte sich verbunden hatten, in Bälde erreicht worden wäre. Die Pforte, wie gewöhnlich, taub gegen die Vorstellungen der Vernunft, hätte sich in die Beschlüsse des Schicksals ergeben, und gezwungen ihr griechisches Glied abschneiden lassen, wozu keine diplomatische Ueberredungskunst sie vermochte. Hätte auf diese Weise die Trippellianz im Süden alle Gerechtigkeit erfüllt gehabt, und zwei von den Verbündeten hätten Lust bekommen, nun der türkischen Macht unter die Arme zu greifen, so hätten sie leicht sich erbieten können, den Halbmond gegen Rußland, ihren „alten Verbündeten im Norden" zu vertheidigen.

Die verstorbene Königin von Portugal.

Charlotte Joachime von Bourbon, welche am 7 des vorigen Monats im Palast von Queluz unfern Lissabon, ihre Tage beschloß, war geboren am 25 April 1773, gerade 9 Jahre 6 Monate vor ihrem Bruder Ferdinand, und zwar soll sie wirklich eine Tochter Karl's IV und nicht Godoy's seyn. Kaum hatte sie ihr neuntes Jahr zurückgelegt, als die Eitelkeit ihrer Eltern vor dem ganzen spanischen Hof ein Examen im Lateinischen mit ihr vornehmen ließ, das sie auf's Glänzendste bestand. Die Schnelligkeit ihrer Antworten bei dieser Gelegenheit, verbunden mit ihrem äußerst lebendigen Wesen, verrieth eben so sehr die frühe Reife ihres Alters, als sie eine hohe Vorstellung von ihren Talenten erweckte. Zwei Jahre darauf feierte sie bereits ihre Verlobung mit dem neunzehnjährigen Don Joao, Infanten von Portugal, und nach Vollendung des fünfzehnten Jahres wurde sie Gattin. Diesen Aufschub fand sie sehr verdrießlich, man hörte sie oft darüber klagen und zu ihrem Manne verlangen. Wer hätte gedacht, daß diese zärtlich ersehnte Verbindung eine der unglücklichsten königlichen Ehen in Europa werden würde? Aus Veranlassung ihrer Vermählung verehrte ihr die Gemahlin des Infanten Don Joseph, welche Königin von Portugal geworden wäre, wenn dieser Prinz länger gelebt hätte, einen Fächer von hohem Werthe, den die junge Braut mit der den spanischen Damen eigenthümlichen Beweglichkeit des Fächerspielens sofort in eine so schwunghafte Thätigkeit setzte, daß dieses Toilettenstück wegen seiner außerordentlich feinen Arbeit in Gefahr war, gleich das erste Mal zerbrochen zu werden. Ihre neue Verwandte machte ihr daher bemerklich, ein solcher Fächer sey eigentlich nicht zu täglichem Gebrauch, sondern für irgend eine große Gelegenheit aufzuheben. Auf diese Bemerkung hielt sie mit der Bewegung augenblicklich inne; aber auf ihrem Zimmer angekommen zerbrach sie den Fächer mit den Worten, er habe seine Bestimmung erfüllt und bei der nächsten großen Gelegenheit werde sie schon wieder einen andern haben. So scheinbar unbedeutend solche Anekdoten sind, so werfen sie doch einiges Licht auf einen Charakter, von dem so lange alles Unheil in Portugal ausging. Von dem ersten Tag ihrer Ehe trat sie in Opposition gegen ihren Gemahl, welcher seinerseits — ob mit Recht oder Unrecht wollen wir nicht entscheiden — eben so bald ihre Treue in Zweifel zog — ein Punkt, worüber ihm zuletzt kein Zweifel übrig blieb. Ehe der portugiesi'che Hof im J. 1807 sich nach Brasilien einschiffte, machte sie den ersten Versuch zur Gewalt zu gelangen. Sie entwarf zu dem Ende den Plan, ihren Gemahl für wahnsinnig erklären zu lassen, und sich selbst, als Mutter Don Pedros, des präsumtiven Thronerben, mit der Regentschaft zu bekleiden. Don Joao, der hinter das Complott kam, begnügte sich damit, ihre Mitschuldigen zu verbannen und die Sache blieb auf sich beruhen. In Brasilien fuhr sie fort zu intrikiren. Die spanischen Colonien in America begannen das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, und Charlotte Joachime hätte gern aus diesen neuen Staaten ein Reich gebildet und sich die Krone aufgesetzt. Bei einer mit Dr. Francia und dessen Agenten angeknüpften Unterhandlung hatte sie diesen Zweck im Auge. Im J. 1812 erkannten die Cortes von Cadix ihr mit ihren Kindern das Recht der Successien auf dem spanischen Thron zu, im Fall, daß Ferdinand und seine Brüder im Ausland gefangen blieben; sie gab sogleich ihre Beistimmung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die spanische Nationalversammlung und schickte sich an, nach Europa zurückzukehren, um die ihr zugefallene Regierung zu übernehmen, als der Friede und die Rückkehr Ferdinands die Hoffnung ihres Ehrgeizes vereitelte. Die Ereignisse, die später auch die königliche Familie von Portugal zur Rückkehr nach Europa

*) Wir haben eine Abschrift der dem Admiral vorgelegten Fragen nebst dessen Antworten darauf gesehen; sie belaufen sich auf neun. Die wichtigste bezog sich auf den mit Ibrahim abgeschlossenen Waffenstillstand. War es eine schriftliche oder eine mündliche Uebereinkunft? Wie lange sollte er dauern? Wie sollte sein Aufhören angekündigt werden? In welcher Zeit konnte eine Antwort aus Konstantinopel oder Alexandria nach Navarin gelangen? Hatte Ibrahim vor dem 20 Oktober eine Antwort empfangen? Eine dieser Fragen lautete: „Worin bestanden die Vorschläge der Admirale an Ibrahim, welche zu wiederholen sie in die Bai einliefen? Die Antwort war: ihn zum Abzug aus Griechenland zu veranlassen.

bestimmten, sind bekannt. Als die Königin, die ihren Gemahl begleitete, wahrnahm, daß er einiges Bedenken trug, die in seiner Abwesenheit eingeführte neue Ordnung der Dinge zu sanktioniren, so war Dieß für sie Grund genug, der constitutionellen Partei den Hof zu machen; wirklich verband sie sich mit den überspanntesten Neuerern aufs Innigste, immer den Gedanken verfolgend, sich an die Spitze der Regierung vorzuschieben. Der König ließ sich endlich die Revolution gefallen — von dem Augenblick an hörte sie nicht auf, eine unversöhnliche Feindin derselben zu seyn. Sie weigerte sich hartnäckig, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und da man ihr die persönliche Gefahr vorstellte, welche ihre Weigerung leicht für sie haben möchte, erwiederte sie: „Ich fürchte mich nicht; was können sie mir auch thun?" Im J. 1822 war sie es, welche den Aufruhr des Marquis von Chaves veranlaßte; doch der Marquis vermochte sich nicht gegen die Constitutionellen zu halten, und sie warf ihre Blicke jetzt auf Don Miguel. Unter ihrer Leitung zettelte der Prinz eine Verschwörung gegen seinen Vater an; der König, genöthigt seinen Palast zu verlassen, begab sich nach Villa Franca, wo ihn Don Miguel und seine Mutter gefangen nahmen und die Verfassung aufhoben. Der Einfluß der in Spanien stehendem französischen Armee verschaffte der Contrerevolution einen vollständigen Sieg; allein der Königin genügte Dieß nicht. Denn der König regierte noch, oder vielmehr er ließ sich regieren von Personen, die nicht zu ihrer Partei gehörten. Im folgenden Monat April setzte sie ihren verwegensten und verruchtesten Plan ins Werk. Der König sollte zur Abdankung gezwungen, oder wenn er sich Dessen weigerte, ermordet werden. Ihre Maßregeln hatte sie so geschickt genommen, daß aller Verdacht auf die Constitutionellen fallen mußte, welche sie das Verbrechen büßen lassen wollte, das ihr die Herrschaft brachte. Don Miguels Proclamation war dahin berechnet. Es ist bekannt, daß die Dazwischenkunft des diplomatischen Corps das Leben des Königs rettete und der Königin die Beute aus den Händen riß. Während der Krankheit des Königs gewann sie es nie über sich, ihn zu besuchen; der Monarch bezeichnete sie auch in seinen letzten Ihren nie mehr als seine Gemahlin oder als Königin, noch nahm er ihren Namen in den Mund, sondern wenn er von ihr sprach, so geschah Dieß nur durch das Wort Sie. Diese Sie hatte sein ganzes Leben vergiftet und quälte und verfolgte ihn bis in's Grab. Man erzählt, als die Frage wegen ihrer Verbannung berathen werden sollte, versammelte sich der Staatsrath unter dem Vorsitz Sr. Maj. in einem Zimmer des Palastes Ajuda. Die Frage war noch nicht entschieden, als der König aufsprang und mit bewegter Stimme ausrief: „Großer Gott! In diesem Zimmer war es ja, wo sie das Complott anlegte, mir zumal die Krone und das Leben zu rauben." Vor seinem Tod hatte der König eine Regentschaft ernannt, welche die Rechte Don Pedros wahren sollte; die Königin, von der Theilnahme daran ausgeschlossen, schickte den Marquis von Chaves wieder ins Feld, doch führte sie ihre Entwürfe erst bei der Rückkunft ihres Sohns Don Miguel ganz aus; denn sie war es, welche vom 22 Februar 1826 bis zu ihrem Tod am 7 vor. Monats in Portugal regierte. So kam für sie endlich die Zeit der Rache, und die Welt weiß, daß sie dieselbe nicht ungenützt verstreichen ließ. Sie trug stets eine Proscriptionsliste bei sich, um keine Gedächtnißfehler zu begehen; wen sie aber am Meisten verabscheute, das waren die Freunde König Johanns, ihres Gemahls. Daraus erklärt sich die Thatsache, daß unter den portugiesischen Auswanderern so manche Individuen sich befinden, die nichtsweniger als des Liberalismus verdächtig sind, während dagegen manche entschiedene Liberalen ungekränkt in Portugal zurückblieben. Wahrscheinlich dürfte ihr Tod einige Neuerung in dem bisherigen System veranlassen — eine Abänderung des Systems nicht, denn die Wunden, welche sie Portugal schlug, werden sobald nicht vernarben, also auch Unruhe und Gründe zur Strenge so bald nicht verschwinden. In ihrem bis zur Raserei leidenschaftlichen Temperament, ihrer bis zum willkürlichsten Absolutismus getriebenen Herrschsucht, ihrer tiefen Befangenheit im crassesten Aberglauben blieb sich die Königin bis an ihr Ende unverändert gleich; aber diese Eigenschaften und ihre sonstigen Gewohnheiten waren eben nicht geeignet, ihr ein gesundes Alter zu versprechen. Wenn die medicinische Kunst, die freilich in Portugal auf keiner sonderlich hohen Stufe steht, der hohen Patientin keine Erleichterung verschaffte, wurde nach Quacksalbern gesandt, und zuletzt nach Heiligenbildern und Reliquien. Umsonst — ihre letzte Stunde hatte geschlagen; ihre jüngste Tochter, Donna Anna, wachte an ihrem Krankenlager und einen Augenblick sah man auch Don Miguel, in einer Hand das Wunderbild haltend, in der andern die Schlüssel zu den Koffern und dem Diamantenschrank seiner Mutter und dann wegeilend, um an den Effecten der Verblichenen seine Blicke zu weiden. Der Tod der Königin Mutter verbreitete Verwirrung durch ganz Lissabon; die regulären Truppen wurden in ihre Casernen gesperrt, die Straßen mit Polizeiwachen und Garden besetzt; die Constitutionellen konnten ihre Freude darüber nicht verbergen, daß sie zuletzt mit ihrer eigenen Partei zerfallen war, aus deren Händen sie die Tröstungen der Religion zurückwies, in deren Namen sie die ausgezeichnetsten Familien Portugals verfolgt hatte. Glaubt Ihr, es sey schon so weit mit mir gekommen? sagte sie zu den Geistlichen. Ihren Arzt Azevedo ließ sie gar nicht mehr vor sich. Sie behielt ihr volles Bewußtseyn bis zum Verscheiden, kurz vor welchem sie mehrere Briefschaften von Lord Beresford und einem andern Engländer, unter dem Namen Major Dodswell, herzuholen und vor ihren Augen zu verbrennen befahl. Sie soll in Rio Janeiro und Lissabon Schulden zum Belauf von 120,000 Pf. St. hinterlassen haben.

Neuer botanischer Garten in Indien.

Zwischen dem Ganges und der Dschumna, auf einem Punkt, der 6300 Fuß über dem Meer liegt und dem Nordwind ausgesetzt ist (was ihm mitten in Hindustan die Temperatur vom mittäglichen Europa giebt,) haben die Engländer kürzlich einen botanischen Garten angelegt, um daselbst Gewächse anzupflanzen, die sie später nach Europa übersiedeln wollen: darunter sind eine Laureola, eine Daphne cannabina, woraus man in Nepal Papier bereitet, Symplocus racemosa, wovon man die Wurzel als Färbestoff gebraucht; eine Getraideart von der chinesisch-tatarischen Grenze, die dort in einer Höhe von 10,600 F. und das Hordeum coeleste aus dem Himmalaja, das in einer Höhe von 12,000 F. wächst. Diese Cerealien wurden Ende Octobers ausgesäet, und man erwartet ihre Reife Ende Aprils.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 58 und 59. 27 und 28 Februar 1830.

Ueber das spanische Theater *).

Die Komödie bildete sich in Spanien sehr früh als ein einheimisches Gewächs, von keinem andern Volke geborgt; nicht so die Tragödie, die gewisser Maßen als exotische Pflanze auf spanischem Boden zu betrachten ist. Den ersten Schritt soll Boscan gethan haben, der in Spanien den Namen des Vaters der Dichtkunst erhielt, weil er für die schwerfälligen Monorimen, die man von den Arabern angenommen, die leichten, zierlichen Versarten Petrarchs und Boccacios einführte. Sein Versuch bestand in der Uebersetzung eines Stückes von Euripides, welche nicht auf unsre Zeit gekommen ist. Unmittelbar nach ihm, ums Jahr 1520, schrieb der gelehrte Humanist Fernan Perez de Oliva, welcher in Rom am Hof Leos X die Sophonisbe des Trissin hatte aufführen sehen, zwei andre Uebersetzungen oder doch Nachahmungen griechischer Dramen — die Rache des Agamemnon, wozu ihm die Elektra des Sophokles den Stoff gab; und die Hekuba, eine Uebersetzung nach Euripides. Indessen wurden diese beiden Trauerspiele, die in eleganter und correkter Prosa geschrieben waren, außerhalb der Universitäten nicht bekannt, und Alles berechtigt zu dem Glauben, daß man sie niemals vor dem Volke aufführte.

Von wirklicher Darstellung eines Trauerspiels auf der Bühne weiß man erst ums Jahr 1570. Drei Städte hatten damals ihr Theater und ihre eigene literarische Schule. In Sevilla ließ Juan de Malaza mehrere Tragödien aufführen, deren Stoff aus der heiligen Schrift gezogen war, wie z. B. Absalon, Saul ꝛc. In Madrid, das eben erst zur Hauptstadt des Reiches erwählt worden, gab ein Mönch, Fray Geronimo Bermudés, unter dem Namen Antonio de Silva, zwei Trauerspiele zum Besten, die eine umständlichere Erwähnung verdienen. Das erste behandelt unter dem Titel Nise Lastimosa die berühmte Geschichte der Ines de Castro, die der Dichter ohne Zweifel dem Antonio Ferreira entlehnte, obwohl das spanische Stück viel früher im Druck herauskam, als das portugiesische. Das zweite, welches dem Bermudes selbst angehört, jenem ersten aber weit nachsteht, hat den Titel Nise Laureada. Der Stoff desselben ist die Rache, welche der Infant nach der Thronbesteigung an den Mördern seiner Gemahlin nahm, und die Krönung der Ines nach ihrem Tode. Diese beiden Dramen, die je in fünf Akte getheilt sind, mit eingemischten Chören nach Art der Alten, können als die ersten Tragödien in castilischer Sprache betrachtet werden. In Valencia, dessen erstes Theater Eigenthum des Hospitals war, gab man ungefähr zur nämlichen Zeit verschiedne Stücke des Virues, die noch beachtenswerther sind. Virues war eines der Häupter der Schule in Spanien, welche von Anfang an ihren Ruhm darein setzte, die Regeln des Aristoteles zu vernachlässigen, und jede Art von Fessel abzuschütteln. Sein Erstling war eine Tragödie mit Namen die große Semiramis. Statt der griechischen fünf Akte theilte er das Stück, wie man bei den Komödien pflegte, in drei Jornadas, oder eigentlich in drei verschiedne Tragödien, welche das ganze Leben der Semiramis umfassen. Die erste spielt in Baktra und endigt mit dem Tod des Memnon; die zweite in Ninive und endigt mit dem Tode des Ninus; die dritte in Babylon und endigt mit dem Tod der Semiramis. Diesem sonderbaren Werke folgten mehrere andre Tragödien, wie Cassandra, Attila ꝛc, welche Virues nach und nach auf der Bühne seiner Vaterstadt geben ließ. Eine derselben, welche schon durch ihren Titel die antike Richtung anzeigt, und wirklich auch die einzige ist, in welcher die Regeln der Alten einigermaßen beobachtet sind, führt den Namen Elisa Dido. Dieselbe behandelt indessen nicht die berühmte Episode Virgils, sondern Dido bleibt dort ihrem ersten Gemahl Sichäus treu, und tödtet sich, um nicht den Jarbas zu heirathen. Juan de la Cueva, ein Gefährte des Virues in dem Krieg gegen die classischen Regeln, ließ, nachdem er früher eine Nachahmung des Ajax von Sophokles geschrieben, um diese Zeit in Sevilla zwei von ihm selbst erfundne Trauerspiele aufführen. Das eine hieß Los Siete infantes de Lara, und war nach einer Volkssage bearbeitet; das andre, viel bedeutendere, der römischen Geschichte entnommen, umfaßte einen doppelten Gegenstand, nämlich den Tod der Virginia und des Appius Claudius.

Das Theater in Madrid bereicherte sich gleich darauf mit neuen Werken. Den Trauerspielen des Mönchs Bermudes folgten diejenigen des Lupercio de Argensola, welchen Cervantes im Don Quixote ein so großes Lob spendet, die indessen desselben kaum werth sind. Ein Beispiel möge unser Urtheil bekräftigen

*) Vergl. Nr. 346 im vorig. Jahrg. des Ausl.

In der Alexandra, deren Inhalt der Geschichte der Ptolemäer entlehnt ist, sterben zuletzt alle Personen ohne Ausnahme; nicht Einer bleibt übrig, welcher wie im Sainete des Manolo sagen könnte: „und wir, was sollen wir thun? wollen wir auch sterben?" Die Lobsprüche des Cervantes müssen um so mehr in Verwunderung setzen, da er sonst nichts weniger als freigebig damit ist, und zu gleicher Zeit selbst eine Tragödie herausgegeben hatte, die, wenn auch keineswegs über alle Mängel erhaben, doch weit über allen denen des Argensola steht. Gewiß ist nämlich die Numancia, welche wir hier meinen, das beste Bühnenstück von Cervantes: in den heldenhaften Gesinnungen eines Volkes, das sich dem Tode weiht, um frei zu bleiben — in den rührenden Episoden, welche, mitten in der ungeheuern Katastrophe, die Liebe, die Freundschaft, die mütterliche Zärtlichkeit herbeiführen — entfaltet sich der ganze Genius seiner stolzen, gefühlvollen Seele. Der Zusammenhang des Ganzen aber ist höchst mangelhaft, der Plan unbestimmt und lose, die Einzelheiten greifen nicht in einander; das Interesse ermüdet, weil es zu sehr getheilt wird, und geht endlich, weil es an Nichts bleibend haften kann, unter. Lesen allerdings läßt sich die Numancia noch immerhin, aber nicht darstellen; wiewohl Cervantes, der fühlte, wie sehr durch den Eindruck der äußern Darstellung ein Stück selbst an Wirkung und Macht gewinnen müsse, sich große Mühe gab Alles aufzubieten, was seine Zeit in dieser Beziehung zu leisten vermochte. Die Anmerkungen, welche dem alten Text der Numancia beigedruckt sind, beweisen, in welcher Kindheit das äußere Bühnenwesen sich damals noch befand. „Um den Donner nachzuahmen" — sagt er an einer Stelle — „muß man Steine in einem Faß rollen." An einem andern Ort äußerte er sich über die Soldaten des Scipio dahin: „Sie müssen nach Art der Alten bewaffnet seyn, und dürfen keine Feuergewehre tragen."

Trotz den Unvollkommenheiten der spanischen Tragödie, kann man dennoch behaupten, daß dieselbe zu Ende des 16 Jahrhunderts der italienischen gleichkam, und sowohl über der englischen, ehe Shakespear um diese Zeit erschien, als über der französischen, ehe ein halbes Jahrhundert später Corneille auftrat, weit erhaben war. Ausgezeichnete Geister mußten sich jetzt der bereits nicht mehr unbedeutenden Anfangsversuche bemeistern, Schule machen und ein Nationaltheater bilden. Ein solcher Geist ging Italien ab; aber Spanien fand den seinigen wie England und Frankreich. Ein mächtiger, umfassender, schöpferischer Genius wurde ihm zugetheilt; aber seine Kraft mißbrauchend und seine Bestimmung mißkennend, erstickte derselbe die Keime, welche er beleben sollte, und riß die Grundlagen, auf welchen er weiter bauen sollte, nieder. Wir haben bereits von Lope de Vega gesprochen; wir haben gezeigt, wie er seine wunderkräftige Natur bis dahin erniedrigte, wissentlich die wahren Interessen der Kunst einem geringfügigen Effekt, und die Würde des Genies engherzigen Berechnungen der Eitelkeit zu opfern. Die Tragödie starb unter Lope's Händen. Unfähig seine schwelgerische Fantasie zu regeln und die Ausfälle seines spöttischen Geistes zu fesseln, vermochte er sich nicht der ernsten Haltung der Tragödie zu bequemen. Er zog es vor, sich in die schrankenlose Bahn der heroischen Comödien zu werfen, wo seine Einbildungskraft nach Gefallen umherschweifen konnte; und die tragischen Stoffe, die ihm etwa zu Sinn kamen, durch Einmischung von Charakteren, Begebenheiten, Reden, wie sie nur in die Komödie passen, verderbend, hob er alle Unterschiede auf, und mengte alle Gattungen durcheinander.

Wohl wußte Lope de Vega, daß er eine Seite der dramatischen Literatur zerstöre; denn unter seinen 1800 Bühnenstücken erhielten nur sechs von ihm den Namen Tragödien; und auch diese, wie es scheint, eher aus einem gewissen Eigensinn, als aus reifer Ueberlegung; wenigstens entsprechen sie ihrem Namen keineswegs. Später rief er den barbarischen Namen Tragi-Komödie, ins Leben zurück, welchen Plautus für seinen Amphitryon erfunden hatte, weil in demselben unter einander Götter, Könige und Bedienten vorkommen. Der Name machte Glück; die meisten spanischen Bühnendichter nahmen ihn, und die Art des Dramas, welche er bezeichnete, an, und selbst in Frankreich führte Corneille's Cid Anfangs diesen Titel.

Lope, der unbeschränkte Beherrscher der spanischen Bühne, war lang auch ihr einziges Muster. Alle Dichter folgten dem von ihm eingeschlagnen Weg. Unter der Regierung Philipps III und Philipps IV, im goldnen Zeitalter der spanischen Literatur, als die Bühne von einem unerschöpflichen Quell von Schauspielen ordentlich überschwemmt war, gab unter sämmtlichen vierzig Schauspielergesellschaften, welche man damals zählte, auch nicht eine einzige jemals eine Tragödie. Selbst der Cid, welcher dem französischen Stücke dieses Namens zum Vorbild diente, war nur eine heroische Komödie.

Dieser gänzliche Mangel an Tragödien auf einer Schaubühne, die mehr Stücke aufzuweisen hat, als alle andre Völker zusammengenommen, schien so sonderbar, daß man in den verschiedensten Ursachen eine Erklärung suchte. Die Meinung, welche in dieser Beziehung am Meisten Ansehen gewann, ist, daß die Tragödie weder in dem Geschmack, noch in den Sitten der spanischen Nation einen Halt finde; allein warum sollte dieselbe einem ernsthaften, strengen Volk, das sich mit Wuth zu den blutigen Schauspielen der Stiergefechte drängt, nicht so gut zusagen, als die übrigen Arten des Dramas? Ueberdieß sind Uebersetzungen schöner ausländischer Trauerspiele in Spanien jederzeit mit Begeisterung aufgenommen worden. Ja noch mehr! unbestreitbar herrscht das tragische Element in einem großen Theil der spanischen Bühnenstücke selbst vor. Also nicht der Geist, sondern lediglich die Form der Tragödie ging den Spaniern ab.

Als nach der Thronbesteigung Philipps V das französische Theater aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV in dem Lande eindrang, machten die spanischen Dichter einige Versuche, die französischen Tragiker auf andre Weise, als bloß durch knechtische Uebersetzung nachzuahmen. Man kann aus jener Zeit die Virginia und den Ataulfo des Montiano anführen. Später, unter dem Ministerium des Marquis Aranda, wurden diese Versuche durch Fernandez de Moratin, Cadalso und Garcia de la Huerta fortgesetzt. Ihre Werke jedoch, obwohl nicht ohne Verdienst, waren nicht schlagend genug, um eine noch unbekannte Art des Dramas einheimisch zu machen. Erst am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts führte Cienfuegos die wirklich tragische Schaubühne

sein Vaterland ein. Er wurde hierin besonders von Isidor Maquez unterstützt, einem Schauspieler von solcher Trefflichkeit, daß man ihn billig dem französischen Talma an die Seite stellen darf, vor welchem er sogar noch den Vorzug hatte, in jedem Bühnenfach, selbst im hochkomischen, gleich ausgezeichnet zu seyn.

Gegenwärtig lebt in Spanien Quintana, der eine wirklich schöne, schwungvolle und erhabne Tragödie — Pelayo — verfaßt hat, deren kräftigste Stellen die Spanier zu recitiren pflegten, wenn sie, wie einst ihre Väter, zum Kampf gegen den fremden Unterdrücker auszogen. Auch Martinez de la Rosa selbst — dessen Werken dieser und die vorangehenden Aufsätze über die spanische Bühne, nach den Mittheilungen des Globe, entnommen sind — hat die „Witwe von Padilla," ferner „Morayma," ein Stück nach Art von Voltaires Merope, und einen „Oedipus" geschrieben, in welchem letztern es ihm trotz des Vorganges von Sophokles, Seneka, Corneille, Voltaire, Lamothe und Dryden, gelungen seyn soll, etwas wirklich Eigenthümliches zu liefern.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

6. Die Abberufung Codrington's.

Nach der Schlacht von Navarin fuhr der Kaiser Nicolaus fort, seine Verbündeten zu gemeinschaftlicher bewaffneter Dazwischenkunft aufzufordern. Er schlug vor, und dieser Vorschlag ward an seinen Admiral im mittelländischen Meere gesandt, die Pforte durch die vereinigten Geschwader im Archipel, und durch Bedrohung der Fürstenthümer im Norden mit einer Invasion, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die neuen Verhaltungsmaßregeln, welche Admiral Heyden aus St. Petersburg erhielt, gingen von der Voraussetzung aus, daß die Admirale den Sieg bei Navarin verfolgen würden. Diese Mittheilung wurde dem Admiral Codrington zugestellt, und von diesem der britischen Regierung übermacht. Bei den beabsichtigten Feindseligkeiten hätte man einige Schiffe mehr zur Verfügung gebraucht und in sechs Monaten wäre die Frage der griechischen Unabhängigkeit entschieden gewesen. Selbst wenn man sich der Dardanellenschlösser und der Festungen des Bosporos bemächtigen mußte, so würden diese ja von den Verbündeten, nicht von den Russen allein, in Besitz genommen, und konnten folglich, wie Frankreich im J. 1818, ohne Gefahr einer künftigen Invasion, wieder herausgegeben werden. Die englische Regierung ließ sich jedoch weder auf das Eine noch auf das Andere ein — sie wollte den Traktat weder vollziehen, noch sich von demselben losesagen; so mißleitete sie ihren ottomanischen Alliirten, ohne dessen nordischem Nebenbuhler Einhalt zu thun. Eine widersinnige Hoffnung auf unsre Hülfe, oder auf die Auflösung der Trippelallianz bestärkte den Sultan in seiner Hartnäckigkeit; er erließ seinen Hatischerif gegen den Vertrag von Akerman, und die russischen Heere setzten über den Pruth.

Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin hatte in Konstantinopel keine Folgen, als daß sich die Abgeneigtheit des Sultans, dem griechischen Traktat beizutreten, worauf die Gesandten unermüdlich bei ihm gedrungen hatten, um so unverholner aussprach und diese abzureisen drohten. Eine Versammlung des Diwans, dem ein ganzer Troß Wesire, Pascha's, Molla's, Vorsteher von Corporationen ꝛc. — in Allem 160 Personen — beiwohnten, und wo der Sultan, der die hier spielenden Marionetten am Schnürchen hielt, hinter einem nach dem Sitzungssaal sich öffnenden Fenster zusah, warf das Los — es lautete lieber Krieg als Zugeständnisse — und so blieb ihnen keine andere Wahl, als ihre Drohung auszuführen. Die Hauptstadt war bekümmert, aber der Eigensinn des Sultans befriedigt. Uebrigens ist es doch merkwürdig, daß, trotz den wirklichen oder eingebildeten Besorgnissen der Franken in der Levante, die Schlacht von Navarin keinen einzigen Ausbruch von Rache veranlaßte, Niemand deßhalb auch nur die geringste Unannehmlichkeit erlitt.

Die verbündeten Admirale übertrugen jetzt der griechischen Flotte die Blockade der Häfen, die sie zu verlassen im Begriffe standen. Dieß war ein Dienst, wozu die Griechen, nachdem sie von den größern türkischen Kriegsschiffen Nichts mehr zu befürchten hatten, wegen der Beschaffenheit ihrer Schiffe und ihrer Sucht nach Beute, sich bestens eigneten. Die Admirale selbst schickten sich an, einen andern Theil ihrer Pflichten zu erfüllen — die Unterdrückung der Seeräuberei. Das große Piratennest jener Zeit war das kleine Eiland Carabusa, auf der Höhe von Candia, in dessen seichten Hafen nur die leichten Raubschiffe einlaufen konnten, und dessen starkes Bergschloß diesen Beutejägern eine sichere Zufluchtsstätte gewährte. Als Sir Thomas Staines Carabusa angriff, lagen im Hafen nicht weniger als 28 Raubschiffe, deren Unwesen daselbst von den Griechen nicht eben ungern gesehen wurde, da sie die Insel als einen geschickten Punkt zu einer Expedition gegen Candia betrachteten. Die Operationen des Geschwaders glückten und das Raubnest ward zerstört. Der letzte Akt seemännischer Diplomatik in diesen Gewässern ist der von Sir E. Codrington mit dem Pascha von Egypten abgeschlossene Vertrag wegen der Räumung Moreas. Diese Unterhandlung, welche der englische Admiral nach einer Conferenz mit seinem russischen und französischen Collegen am 25 Juli 1828 einleitete, und mit großer Geschicklichkeit zu Ende brachte, hatte das Resultat, daß der Pascha einwilligte, seine Armee aus Morea zurückzuziehen, mit Ausnahme von 1200 Mann Besatzungstruppen in den Festungen. Am 22 August übergab Sir E. Codrington seinem Nachfolger das von ihm seit dem 28 Februar 1827 bekleidete Commando der Escadre.

Wir haben bereits die Punkte erwähnt, in Bezug auf welche die verbündeten Admirale am Anfange der Vermittlung Verhaltungsmaßregeln verlangten und erhielten. Es gab jedoch noch einen Punkt, an den Niemand dachte, weder sie selbst, weil sie sich darüber nicht Raths erholten, noch auch ihre Regierungen und deren Gesandte bei der Pforte, weil sie ihnen keine Instruktionen ertheilten, und dieser Punkt mußte zu guter Letzt den Vorwand liefern, unter welchem der britische Admiral zurückberufen wurde. Der Punkt, den wir meinen, betraf das Recht, die ottomanischen Kriegs- oder Transportschiffe bei

Digitized by Google

ihrem Absegeln von den Küsten Griechenlands zu durchsuchen. Die Gelegenheit, bei welcher es sich um eine praktische Entscheidung dieser Frage handelte, begab sich zwei Monate nach der Schlacht von Navarin. Es ließ sich voraussehen, daß Ibrahim Pascha, verdrüßlich über eine Lage, die ihn in Collision mit den großen Seemächten Europa's brachte, und ihm so wenig Hoffnung auf einen endlichen Erfolg in Morea ließ, die Heimkehr nach Alexandria, sobald seine Ehre oder seines Vaters Interesse es erlaubten, nicht länger verschieben, daß er namentlich darauf Bedacht nehmen würde, sich Derer zu erledigen, die, ohne seine Streitkräfte zu verstärken, bloß seine Vorräthe aufzehrten. So geschah es: er ließ zum Transport der Kranken und Verwundeten, der Weiber und Kinder, die zu der Expedition gehörten, die zerstreuten Ueberreste seiner Kriegs- und Lastschiffe ausrüsten, und am 17 oder 18 December ging eine Flotte, die aus 45 Fahrzeugen bestand, wovon 30 Kriegsschiffe, unter Segel, und zwar unbemerkt von der englischen Brigg und den französischen Schiffen, welche die Bewegungen des Pascha zu beobachten in der Nähe des Hafens aufgestellt waren. Wären alle Personen an Bord Türken oder türkische Truppen gewesen, so hätten sich die Verbündeten zu ihrer Entweichung Glück wünschen mögen, da es unmöglich ihre Sache seyn konnte, dieselben aufzufangen, noch auch die Griechen zu bedauern, weil diesen dadurch eine gute Prise entwischte; allein die Flotte führte auch griechische Sklaven, deren Anzahl man verschieden zu 7000, 5000 und 600 angegeben hat, welche aber die letztere Berechnung nicht so sehr übersteigen, als sie unter der erstern bleiben dürfte. Bei ihrer Ankunft in Alexandria befand sich die lebendige Ladung aus Mangel und Elend in der schrecklichsten Lage; ein — wahrscheinlich übertriebener — Bericht von dieser Waarenlieferung für den Sklavenmarkt gelangte nach England und unser Admiral bekam einen Verweis, daß er die Ausfuhr nicht verhindert hätte. Codrington hatte selbst den Verfall nach Haus berichtet, ohne daß er sich einfallen ließ, daß es in seiner Macht gestanden, denselben zu verhindern. Die Antwort kam einen Monat nachher (um den 18 März) in einer unwirschen Note, worin es hieß, er hätte sollen gegen die Verübung eines solchen Frevels Maßregeln ergreifen, er hätte sollen die griechischen Häfen stark blockirt halten, was er müsse nicht gethan haben, wie man aus dem Entwischen der egyptischen Flotte ersehe; er hätte sollen untersuchen, ob Truppen an Bord der Schiffe seyen, und wenn er griechische Sklaven getroffen, hätte er sie sollen in Freiheit setzen; da er Nichts von all Dem gethan, so könnte er nicht dafür stehen, daß diese Flotte nicht nächstens mit frischer Zufuhr von Leuten und Vorräthen aus Alexandria zurückkehre.

Auf diesen Vorwurf antwortete Sir E. Codrington mit einer bündigen Rechtfertigung seines Benehmens, die ihn vor Jedermann, nur vielleicht vor seiner Regierung nicht gehörig entschuldigte. Er setzte aus einander, wie es seine Aufgabe war, den londner Vertrag im friedlichen Geiste zu vollziehen, wie er also über eine Blockade, welche immer eine kriegerische Procedur ist, nicht zu verfügen das Recht hatte; wie er daher die Griechen, die nach der Schlacht von Navarin dazu Kraft genug besaßen, ihrem Charakter als Kriegführende gemäß, aufforderte, Blockadegeschwader zu bilden; wie das unbeobachtete Entkommen der egyptischen Flotte keine Nachlässigkeit verrathe, da sie so unvorbereitet absegelte, daß, ehe sie Alexandria erreichte, ihre Vorräthe auf die Neige gingen, während die Schiffe selbst in einem so wenig ausgebesserten Zustande sich befanden, daß eines der größten, ein Linienschiff von 74 K., unterwegs untersank; wie ihm, selbst wenn er ihnen an der Mündung des Hafens begegnete, seine Instruktionen nicht erlaubten, nach ihrem Inhalt zu fragen, wofern er nur die bestimmte Ueberzeugung hatte, daß sie heim fuhren; wie die Personen, welche unter die Rubrik von Sklaven gehörten, aus dem Harem des Pascha's und den Weibern der Türken bestanden, die man nicht hätte untersuchen oder wegnehmen können, ohne einen Akt der Feindseligkeit zu begehen; wie endlich die meisten derselben freiwillig mitzogen und, Falls man sie befreien gewollt, nur hätten gezwungen werden müssen, da zu bleiben.

Ob jedes Vorgeben in Sir E. Codrington's Vertheidigung so ganz in Richtigkeit sey, vermögen wir nicht zu entscheiden; so Viel aber ist gewiß, daß der Admiral in der Sache keine Instruktionen hatte, und daß sie selbst in dem Ministerium zuvor gar nicht zur Sprache gekommen waren. Der einzige Vorgang, der seinem Benehmen etwa hätte zur Richtschnur dienen können, und worauf ihn der Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten verwies, war die Erklärung, welche sein Vorgänger, Sir H. Neel, im Jahre 1826 gegen Ibrahim von sich gab, daß die britische Regierung nicht gleichgültig zusehen könnte, wenn die Einwohner von Morea ermordet oder in Sklaverei geschleppt würden. Darauf erwiederte der Admiral, daß es bei dieser Erklärung damals sein Bewenden gehabt, und daß seine eigenen Instruktionen, die er achtzehn Monate später empfing, auch nicht die geringste Beziehung darauf enthielten. Noch müssen wir, weil es nicht anders als billig ist, die Umstände in eben dem Maße von allen Seiten zu beleuchten, als sie bisher unverantwortlicher Weise im Dunkel gelassen wurden, hinzufügen, daß die beiden andern Admirale, Codrington's Collegen, welche unter denselben Instruktionen handelten, ihm, als er sie um ihre Ansicht bat, vollkommen beipflichteten. Beide stimmten darin überein, daß ihre Verhaltungsbefehle wegen Deportation von Sklaven aus Morea Nichts verschrieben, so daß, wenn ihnen Ibrahim's Flotte auf der Fahrt nach Alexandria aufgestoßen wäre, sie sich nicht würden für berechtigt gehalten haben, seine Schiffe anzuhalten, um Sklaven zu befreien. Sir E. Codrington schrieb wiederholt an seine Regierung um neue Instruktionen über diesen Gegenstand zwischen dem Monat März und dem Empfang seines Abberufungsdekrets; allein die einzige Antwort, der man ihn würdigte, war, daß ihm bereits von Sr. Maj. ein Nachfolger bestellt sey. So verlor der tapfere Admiral die Gunst seiner Regierung, weil er einen Sieg für die Befreiung Griechenlands erfochten, und wurde verabschiedet, weil er zugegeben, daß Griechen in die Sklaverei abgeführt wurden.

Uebersicht der Resultate von Champollions Reise in Egypten.

IV. Künste, Gewerbe, Sitten, bürgerliches und häusliches Leben.

a) Ackerbau.

Die Gelehrten behaupten, der heut zu Tag in Italien übliche Pflug sey ganz derselbe, welchen schon Ennius und Virgil besungen, Varo und Columella erklärt haben. Der egyptische Pflug mit seinem Ochsenjoch und ganzem übrigen Beiwesen verräth aber ein noch viel höheres Alter. Das Ackergeräthe, welches man in diesem Lande sieht, ist noch das nämliche, wie es schon vor der 18 Dynastie vorkommt, d. h. vielleicht mehr als dreitausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Wirklich scheint es, als seyen die Werkzeuge für die nöthigsten Lebensbedürfnisse gleich ursprünglich aus der Hand des Menschen hervorgegangen, wie Minerva aus Jupiters Haupt — gut und vollkommen. So grob und unbeholfen Einem auch der egyptische Pflug auf den ersten Anblick vorkommt, so möchte es doch schwer halten, einen einfachern und zugleich den Zwecken der Landwirthschaft angemessenern zu ersinnen. Alle Verrichtungen des Landbaus, wie die Weinlese, das Einhelmsen der Bamien *), das Säen, Ernten, Dreschen gehen auf den Bildern gerade, wie noch heute, vor sich. Bei Gelegenheit des Dreschens kann ich nicht umhin, eines Bildes zu gedenken, das würdig wäre, den Stoff zu einer Eklogе zu geben. Dasselbe stellt zwei Ochsen auf der Tenne vor, bis zur Hälfte des Leibs in Kornähren steckend, und vom Stachel eines Landmanns angetrieben, im Kreise herum zu treten, mit einer Ueberschrift in Hieroglyphen folgenden Inhalts: „Dieß ist das Dreschen (Treten) der Aehren, und dieß das Lied, welches der Landmann singt.“ Das Lied**) steht ebenfalls dabei, und lautet wörtlich also: „Tretet, tretet gut, ihr Ochsen, ein Theil des Kornes ist für euch, der übrige dem Herrn, der übrige dem Herrn.“ Die Wiederholung der Schlußworte ist genau nach dem Original. Noch drei andre Personen gehören zum Ganzen dieses Gemäldes, nämlich ein Landmann, der vom Feld zurückkommt, mit einem Korb voll Garben (manipoli); ein anderer, der mit leerem Korb aufs Neue dahin abgeht, nachdem er seine Ladung auf einen Haufen geworfen, und endlich ein Knabe mit einem Besen in der Hand, um die Körner, welche zwischen dem Streh des ganzen Schobers herausgesprungen sind, zusammenzukehren. Das Geschäft, welches mich am Meisten ergötzte, ist die Weinbereitung. Dank den Basreliefs und Gemälden von Beni-Hassan und Elethia — wir kennen jetzt aufs Genaueste die Art, wie die alten Egyptier die Trauben auspreßten, und den Most in irdenen Gefäßen aufbewahrten, um ihn daselbst gähren zu lassen. Die Mittel waren einfach, unvollkommen, ohne Anwendung künstlicher Kräfte. Keltern kannte man nicht; die Trauben wurden durch die Füße mehrerer Landleute ausgestampft, welche sich mit der Hand an einem vom Dach herabhangenden Strick hielten, dessen unterer Theil, je nach einem der Stampfenden zu, in mehrere Strahlen auslief. Um die Trestern auszudrücken, steckte man dieselben in einen Sack, der dann gewunden wurde, wie schwarze Wäsche am Trog. Die Gefäße zum Wein waren klein; keines mochte über fünfzig, höchstens hundert Flaschen halten.

Auffallen muß, daß auf diesen sonst doch mit den kleinsten Umständen ausgeführten Gemälden, sich kein Bild der Sakieh findet, welches arabische Wort eine auf Rädern gehende, von Ochsen gezogene Bewässerungsmaschine bezeichnet, die heut zu Tag in Egypten üblich ist. Man sieht kein anderes Bewässerungsgeräth als den sogenannten Sedus, d. h. eine Art Pumpe, ein sehr unvollkommnes Instrument, das gegenwärtig in Egypten und Nubien ebenfalls noch gar häufig vorkommt, was denn beinahe zu dem Glauben berechtigt, daß die große Kultur des altegyptischen Bodens bloß auf den Bewässerungen durch den Nil beruht habe. Bedenkt man aber, daß Egypten unter den Pharaonen eine Bevölkerung von nahe zu 14 Millionen zählte (— gegenwärtig kaum 3 Millionen! —), so müssen die von dem Nil bewässerten Gegenden damals nothwendig einen viel größern Raum eingenommen haben, folglich die Menschen in der Kunst des Kanalbaues ungemein betriebsam und erfahren gewesen seyn. Bewässerung durch Menschenhand fand wohl nur in Gärten Statt. Auf der andern Seite aber wären somit vier Monate des Jahres hindurch mehrere Millionen gänzlich unbeschäftigt geblieben, deren Muße nun von den Herrschern weislich zu Errichtung der Riesengebäude verwandt wurde, welche Egypten bedecken. Nur als Vermuthung kann ich Dieß aufstellen; jedenfalls aber deuten Alles, was man an jenen Denkmalen bemerkt, auf angelegene Sorge hin, unbeschäftigten Kräften einen Stoff zu geben.

b) Zucht und Heilung der Thiere.

Das Portefeuille ist reich an Einzelheiten über diese beiden Gegenstände. Man sieht da einen Hirten mit einer großen Heerde Schweine, was beweist, daß der Genuß des Schweinfleisches nicht für unrein oder irreligiös galt. Zwar glaubt Herodot, die Egyptier hätten sich der Schweine dazu bedient, um durch ihr Umtreten die Saat im Nilschlamm bedecken zu lassen, was man demnach als den einzigen Grund ansehen könnte, aus welchem sie von den Bewohnern gehalten wurden; allein eben jene Verrichtung sieht man auf den Bildern durch das Rindvieh ausgeübt. Jedenfalls kann wenigstens das Schwein schon deßhalb nicht sehr verachtet gewesen seyn, weil dasselbe in der Person der Osi, der Mutter des Typhon, sogar zur Gottheit erhoben war. Ferner bemerkt man einen Viehhirten, einen Ziegenhirten, einen Ochsentreiber und die ganze Fortpflanzungsart des Rindviehs, d. h. die Begattung, die Geburt und das Saugen des Kalbs; in letztrem Akt leistet ein Kind dem Kalb Gesellschaft. Kommt dann das Melken, das Käsemachen, das Schlachten einer Ziege und das Abziehen ihres Fells. An einem andern Ort ist eine Gruppe von Eseln mit höchster Wahrheit dargestellt. Die Heilung der Thiere hat, wie gesagt, ebenfalls ihr

*) Hybiscus esculentus.

**) Wir haben dieses Lied zwar schon in einer Miscelle S. 1292 des vorigen Jahrgangs des Auslandes gegeben, es wird unsern Lesern aber nicht unangenehm seyn, dasselbe hier in umständlicherer Beziehung auf das entsprechende Bild noch einmal zu finden.

eigenen Bilder. Einem Stier wird der Sprungriemen angelegt, um ihn zu Boden zu werfen; der Thierarzt hält demselben den Arm in das Maul. Eine Gruppe von drei kranken Ochsen ist ungemein natürlich ausgeführt. Auf einem andern Bild werden Gänse ärztlich behandelt; einer schneidet man eben den Pips. Man sieht einen Arzt für Ziegen und einen andern für Gaseln, so wie einen Storchenwärter, woraus wir schliessen, daß die alten Egyptier die zweitgenannte Thierart zu zähmen, und das Fleisch der dritten zu genießen pflegten. In letzterer Beziehung machte ich in Nubien selbst einen Versuch, und fand in dem dortigen Storchenbraten eine köstliche Speise. Merkwürdig ist, daß sich auf keinem Gebäude irgend eine Andeutung des Kamels und des Büffels findet, welche, wie es scheint, erst von den Arabern eingeführt wurden. Immerhin läßt sich freilich schwer erklären, auf welche Art der Handel mit Indien und dem innern Africa ohne den Gebrauch von Kamelen vor sich gegangen seyn soll. *)

c). Künste und Handwerker.

In diesem Fach ist das Portefeuille so reich, daß wir seinen Inhalt nur obenhin angeben können. Man sieht da viele Abbildungen von Töpfern, deren Töpfe häufig ganz dieselbe Gestalt haben, wie die nach heut zu Tag bei den Arabern üblichen sogenannten Bardakka's. Die Scheibe jedoch, die jetzt mit dem Fuß gedreht wird, wurde damals mit der Hand in Bewegung gesetzt. Ferner erblickt man alle zum Bereiten des Zeugs nöthigen Verrichtungen, vom Spinnen an bis zum vollendeten Gewebe. Auch hier ist das Verfahren ganz so, wie es noch jetzt unter dem Zelt des Beduinen vorkommt, und wie es von den Patriarchen der Bibel geübt ward. — Man sieht das Holzhauen abgebildet, sowohl in der Stadt, als im Walde; sodann Tischler, Verfertiger von Hausgeräthe, Schuster, Lederarbeiter, Waffenschmide, Anstreicher von hölzernen Instrumenten. Man sieht Träger von großen Balken, Bildner von Sphynxen, Behauer, Glätter und Maler von Kolossen, Verfertiger eines Kriegswagens mit dessen ganzem Zubehör; Steinmetzen, Farbenreiber, Gold- und Silberschmide, Künstler in eingelegter Arbeit, Seiler, Bootmacher, Gießer, Glasperlenbläser, Aushöhler von Hypogäen, Goldwäger, Wäscherinnen ꝛc. Einige Bilder stellen auch Beschäftigungen vor, die man sich gegenwärtig nicht mehr erklären kann, und bei den Gießern bemerkt man eine Art Blasbälge, die ein Mann mit Händen und Füßen auf sehr unbeholfene Weise in Bewegung setzt. Die Wagen bieten etwas sehr Merkwürdiges dar, worüber ich eine Deutung bloß Champollion verdanke. Auf der einen Wagschale sieht man eine kleine Statue, die einen Ochsen vorstellt, und auf der andern liegen viele goldne Ringe; auf einigen Bildern befindet sich auch wohl statt des Ochsen ein Kalb, auf andern eine Ziege, auf noch andern ein Frosch. Nun ist bekannt, welch ein Dunkel auf dem Münzverhältniß unter den Pharaonen liegt; Champollion glaubt daher, daß die Scarabäen, die man in Egypten sehr zahlreich, von jeder Größe und in jeder Gestalt, sowohl gestreift als glatt, vorfindet, statt des Geldes gebraucht worden seyen, wogegen man für Dinge von bedeutenderem Werth sich der goldnen und silberuen Ringe als Münze bedient habe; daß also, wenn man z. B. sagte eine Rüstung, ein Geräth kosteten zwei Ochsen oder zwei Kälber, man damit so viel Gold, oder so viel Ringe aus diesem Metall ausdrücken wollte, als nöthig waren, um zweimal dem bestimmten, allenthalben bekannten Gewicht der kleinen Ochsen- oder Kälberstatue gleichzukommen. Ich muß mich begnügen, diese Vermuthung bloß anzuführen. Vielleicht wird sie einleuchtender werden, wenn erst Champollion seine Bilder und deren Erklärungen bekannt gemacht hat.

Als eine für die Menschlichkeit und die Kunst der Egyptier sehr demüthigende Bemerkung darf leider nicht verschwiegen werden, daß man bei den genannten Gewerben fast immer einen Aufseher mit der Gerte bemerkt, als ob sie von Sklaven betrieben würden, obwohl derselbe sogar bei Malern und Bildhauern häufig vorkommt.

d). Häusliches Leben.

Das Portefeuille ist hier eben so reich. Aller Hausrath findet sich: Sopha, Betten, Schränke, Sessel, eine glänzende Ausstattung an goldnen und silbernen Gefäßen jeder Art, von seltsamer Form; Gläser, Wasserseiher; ja Einen sieht man zur Reinigung des Wassers einen Mandelteig mit der Hand hinein strecken, gerade wie man noch jetzt zu thun pflegt. Ferner die Toilette der Männer und Frauen, wozu die Harfe gerührt wird. Man bemerkt die Zwerge oder Spaßmacher, und die Hausſklaven; auch fehlt die Küche nicht, wo man den Koch sieht, wie er Fleisch zurichtet und in verschiedne Formen legt, um Aug und Gaumen zugleich zu befriedigen; als Nachtisch sieht man Früchte und Süßigkeiten. Hier werden grüne Zwiebeln abgehäutet; dort macht man Teig an; an einem andern Ort bereitet man Brod, indem der Teig mit den Füßen geknetet wird (ohne ein weiteres mechanisches Hülfsmittel); hier mästet man Gänse; dort rupft man dieselben; anderswo werden sie gebrüht oder in den Topf gesteckt. Fleischer theilen Ochsen in mehrere Stücke; und wie es scheint, stand das Fleischerhandwerk sogar in hohen Ehren. Man sieht Frauen, die vom Gemüsmarkt zurückkommen, mit dem Eingekauften beladen, und eine Art Haushofmeister oder Rechnungs-

*) Vielleicht, indem die Araber die Spediteurs machten; wenigstens scheinen diese vermittelst ihrer Kamele bereits in den ältesten Zeiten mit Egypten Karavanenhandel getrieben zu haben. Schon bei Josephs Verkauf durch seine Brüder heißt es 1 Mos. 37, 25: „und sahen einen Haufen Ismaeliter (Araber) kommen von Gilead, mit ihren Kamelen, die trugen Würze, Balsam und Myrrhen, und zogen hinab in Egypten." Unter den in Egypten einheimischen Thieren kommt das Kamel allerdings auch bei Moses nicht vor: 1 Mos. 47, 15 f. „kamen alle Egypter zu Joseph und sprachen: schaffe uns Brod ꝛc. — Joseph sprach: Schaffet Euer Vieh her ꝛc. Da brachten sie Joseph ihr Vieh, und er gab ihnen Brod um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel." Unter den Thieren, welche die Israeliten aus Egypten mitnahmen, wird das Kamel nicht genannt, 2 Mos. 12, 38. Daß gleich nach dem Auszug dasselbe umständlich beschrieben wird, 2 Mos. 11, 4 kann nicht auf eine in Egypten erworbene Kenntniß bezogen werden, denn bekanntlich kommt das Kamel als Hausthier der Israeliten schon vor ihrer Einwanderung in jenes Land vor, wie z. B. 1 Mos. 24; 1 Mos. 32.

führer, der die Preise aufschreibt, um dem Herrn darüber Auskunft zu geben. In demselben Hefte sah ich zwei Abbildungen von Sänften; eine sehr reich ausgeschmückt und auf den Schultern von Männern getragen; die andre auf dem Boden stehend, ohne Räder, mit zwei gekrümmten unter ihr hinlaufenden Hölzern, wie ein Schlitten.

(Schluß folgt.)

Hansteen's Reise in Sibirien.

Aus einem Schreiben des Professor Schumacher, Irkutsk, den 11 April 1829.

Es dürfte nicht leicht ein Land geben, das für astronomische Beobachtungen so günstig ist, als Sibirien. Von dem Augenblick an, wo in dem Angara, der aus dem Baikalsee entspringt und einen Theil von Irkutsk umfließt, das Eis sich festsetzt, bis zum Monat April ist beständig heiterer Himmel; man bemerkt kein Wölkchen, die Sonne geht auf und geht unter in ihrer ganzen Herrlichkeit und obgleich das Thermometer — 30° bis 35° R. anzeigt, so hat sie doch nicht jenen röthlichen Schein, den sie bei uns Winters über den Horizont verbreitet. Die hohe Lage des Landes, wo vom 9 Februar bis jetzt das Barometer zwischen 737′ und 700′ wechselte, so wie seine große Entfernung vom Meer machen die Luft trocken und dunstfrei. Im Frühjahr gewinnt deßwegen bald auch die Sonne so viel Kraft, daß, während das Thermometer im Schatten noch auf — 20° bis 30° steht, das Wasser bereits von den Dächern stürzt, wo sie den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind.

Am 12 December brachen wir von Tobolsk auf, und während unserer ganzen Hieherreise, hatten wir fast ununterbrochen eine Temperatur von —20° bis 34° R.; nichts destoweniger stellte ich jeden Tag mit Sonnenaufgang eine Stunde lang in freier Luft Beobachtungen an. Wann die Kälte — 30° beträgt, bleibt die Luft glücklicherweise immer ruhig, und in Folge ihrer Trockenheit leiden wir durch diese Temperatur hier zu Land weniger, als bei uns zu Haus durch eine Temperatur von — 15°. Indessen da Nase und Ohren die der Kälte am Meisten ausgesetzten Theilen des Körpers sind, so kommt es mir doch ziemlich häufig vor, daß mein Bedienter mir sagt, meine Nase sey ganz weiß und müsse unverzüglich gerieben werden. Ich habe die Schrauben an meinen Instrumenten mit einem dünnen Leder überzogen, weil man mit bloßer Hand kein Metall anrühren darf, wenn man nicht einen Schmerz empfinden will, als ob man eine brennende Kohle angefühlt hätte; man bekommt davon auch eine weiße Blase, wie von Berührung eines glühenden Eisens.

Ein Chronometer von Arnold blieb mir dreimal während des Beobachtens stehen, als die Kälte — 26° bis 30° betrug; dagegen leisteten meine beiden Secuhren von Kessel gute Dienste. Indessen zeigte doch bei einer Temperatur von — 31° bis 32° ihr Gang weniger Regelmäßigkeit, als gewöhnlich; im Allgemeinen aber sind sie vortrefflich. Während des letzten Theils meiner Reise trug ich das arnold'sche Chronometer und eine der kessel'schen Uhren in meiner Westentasche; die andere kessel'sche Uhr, welche sich in einer Schachtel befand, bestand die Kälte in einer härenen Decke. Sie hielt auch sehr gut die Stöße eines Wagens aus. Der Gang des arnold'schen Chronometers variirte zwischen + 6″ bis + 29″; wogegen die kessel'schen Chronometer, trotz allen Wagenstößen und sonstigen Mißlichkeiten von Christiania bis hieher bloß 2 bis 3″ abwichen.

Nach langen Nachforschungen entdeckte ich endlich die Stelle des Observatoriums, dessen Abbé Chappe im Jahr 1770 in Tobolsk sich bediente. Der Artillerieoberst Cramer, jetzt ein Mann von 48 Jahren, wies mir das Haus, in welchem im J. 1805 Schubert seine Beobachtungen anstellte, und die in einer jetzt verfallenen Schanze befindliche Bastei, wo Chappe sein kleines Observatorium hatte. Cramer erhielt vor 20 Jahren Befehl, letzteres abbrechen zu lassen, man sieht jedoch davon noch die Grundmauern, welche ein Viereck bildeten, und die Reste eines Pfeilers, woran Chappe vermuthlich seinen Sector befestigte. Ich habe die Lage dieses Punktes trigonometrisch bestimmt, im Verhältniß zur Lage von zwei Kirchen in der Stadt, von Schubert's und meinem Observatorium. Die von diesem Gelehrten angegebene Breite stimmt mit der meinigen bis auf einige Secunden überein. Unglücklicherweise konnte ich keine Längenberechnungen machen.

Ungeachtet unsre Chronometer in hölzernen Schachteln und dicken Decken gepackt, und in die Seitentaschen unseres Reisewagens gesteckt waren, fanden wir sie oft gefroren. Mit unserem Thermometer wäre es ebenso gegangen, wenn ich ihn nicht zwischen meinen Beinen gehalten und auf jeder Station in ein warmes Zimmer gebracht hätte. Am 30 Januar 1829 auf der Station von Tunskaja (56° Br. 114½′ L. Ferr.) Morgens um 7¼ Uhr, zeigte das Weingeist-Thermometer — 34° 4; in dem Quecksilber-Thermometer war das Metall ganz in der Kugel und vollkommen fest; oben hatte es ein beträchtliches Loch. Die Röhre des Thermometers geht bis auf — 35°. Am Abend, in Bagranowskaja (55½° Br. 115¾° L. Ferr.), wurden die Thermometer in freier Luft aufgehängt. Um 9 Uhr fand ich das Quecksilber des pistor'schen Thermometers bereits in der Kugel, aber noch flüssig, so daß, wenn man das Instrument umkehrte und mäßig rüttelte, das Metall ganz gegen das Ende der Röhre lief. Das Weingeist-Thermometer gab — 30° 2 an, eine Viertelstunde nachher aber schon — 30° 4, und das Quecksilber in den beiden pistor'schen Thermometern war fest und unbeweglich, mochte man auch das Instrument rütteln und umkehren, wie man wollte. Im folgenden Nachtquartier schüttete ich gegen 3 Pf. Quecksilber in ein Becken und stellte es in die Luft. Am andern Morgen (den 31) vor 7¼ Uhr, war Alles zu einer compakten Masse zusammen gefroren, die ich nur mit meinem Messer von dem Boden des Beckens losmachen konnte; ich zerschnitt es wie Blei. Da das Messer aus einem warmen Ort kam, so wurde das Quecksilber in der Gegend des Schnittes gleich flüssig. Das Weingeist-Thermometer gab — 31° 35 an. Nachdem das Metall eine Zeitlang in ein warmes Zimmer gebracht worden, löste es sich von dem Gefäß, aber es blieb so schwach, daß man es zerbrechen konnte.

Das Weingeist-Thermometer stimmte mit den beiden pistor'schen Quecksilber-Thermometern bis — 10° überein: unter diesem Punkt bezeichnete es immer eine höhre Temperatur; diese Differenz nahm zu, je niedrer die Temperatur wurde.

Pister'ſches Thermom.	— 10	Differenz	0 0
	— 15° 9	=	+ 0° 40
	— 23° 7	=	+ 0° 95
	— 25° 1	=	+ 1° 78
	— 30° 0	=	+ 2° 00

Gemit, wenn das Merkur-Thermometer auf — 30° ſtand, ſo zeigte das Weingeiſt-Thermometer — 28°; ſank aber die Temperatur unter 30°, ſo fiel den Merkur in dem erſtern ſogleich in die Kugel. Den magnetiſchen Pol fand ich ungefähr um 119° 1 öſtl. v. Ferro — alſo 8 bis 9° öſtlicher als ich mir in Chriſtiana gedacht hatte. Ich bemerkte gegen Oſten von Niſchnei Nowgorod bis zu dieſem Meridian eine ſtarke Zunahme der magnetiſchen Intenſivität. Dr. Erman iſt von hier nach Jakutsk und Ochotsk abgereiſt, von wo er ſich nach Kamtſchaka zu begeben gedenkt. Lieutenant Due hat gleichfalls die Richtung nach Jakutsk eingeſchlagen, um ſich dann womöglich nördlich zu wenden und die Lena nach Schigansk hinabzufahren. Ich warte nur bis die Angara aufgeht, dann werde ich den Lauf dieſes Fluſſes nach Jeniſeisk verfolgen und hierauf den des Jeniſei nordwärts bis Túrúkansk unter dem Polarkreis. Auf dem Rückweg hoffe ich in Krasnoiarsk mit Due zuſammen zu treffen und mit ihm über Orenburg nach Aſtrachan und von da über das caſpiſche Meer nach Baku zu reiſen und über Tiflis, die Krim und Nikolajew zurückzukehren.

Waſhingtonia.

Die Zeitungen haben uns von einer Kolonie Kunde gebracht, welche Howe, der Agent der amerikaniſchen Griechenvereine, auf der Landenge von Corinth anlegen ließ. Das Nähere darüber giebt folgender Bericht Howe's an ſeine Committenten. „Nachdem der Winter vorbei war, ſagt er, gedachte ich eine Anzahl armer Familien im Ackerbau zu beſchäftigen, in der Hoffnung, daß ſie bald im Stand ſeyn würden, nicht nur ſich ſelbſt fortzubringen, ſondern auch eine Rente zu entrichten, die dann zur Unterſtützung anderer Unglücklichen verwendet werden könnte. Nach einer Reiſe, auf der ich mich etwas im Lande umſah, ſchien mir die Landenge von Corinth für mein Vorhaben der geeignetſte Ort. Ich ließ mir von der griechiſchen Regierung 5000 Stremata Landes, mit fünfjähriger Abgabenfreiheit, verleihen, ſechs und zwanzig Familien aus den Flüchtlingen von Scio, Aivali und Athen hatten ſich bald gefunden, und ſofort traf ich Anſtalten, meine Colonie, die ich Waſhingtonia nannte, in Stand zu ſetzen. Zuerſt nahm ich bloß die Männer mit, wenige Tage reichten zu einer vorläufigen Wohneinrichtung hin, und wir ließen die Frauen und Kinder nachkommen. Nun ging es raſch an die Urbarmachung des Bodens und an den Bau der Häuſer, wobei ich meinen Coloniſten durch zwei hundert arme Leute, die in der Nähe müßig umherirrten, helfen ließ. Da die Trümmer der während des Kriegs zerſtörten Dörfer Steine lieferten, den Mörtel ſie ſich aus Sand und Erde ſelbſt bereiteten, ſo war man, mit Ausnahme von Fenſtern und Thüren, der Dazwiſchenkunft von Handwerkern völlig überhoben, und das Hauptgeſchäft koſtete Nichts, als die Verpflegung der Arbeiter. Während dieſe Werke fortſchritten, blieben die Landarbeiten nicht zurück. Ich mußte freilich Anfangs für Alles ſorgen; doch Griechen haben keine zu großen Bedürfniſſe; 1½ Pf. Mehl auf die Perſon täglich war hinlänglich, und die bevorſtehende Ernte von 200 bereits mit Mais und Coton angepflanzten Strematen überhob mich dieſer Ausgabe. Der Ertrag ſollte zwiſchen dem Aufſeher der Colonie und den Anſiedlern zu gleichen Theilen getheilt, mit der eine Hälfte ihr Unterhalt beſtritten und mit der andern die Vorſchüße gedeckt werden. Männer und Frauen arbeiten auf dem Feld, und da ſie abgeſonderte Grundſtücke haben, und ſo viel anbauen dürfen, als ſie können, ſo entſteht ein löblicher Wetteifer. Für Wohnung und Kleidung hatte ich geſorgt; meine erſte Sorge richtete ich nun auf die Erziehung. Ich war ſo glücklich, einen Griechen zu finden, der in England geweſen war und einige Kenntniß der lankaſter'ſchen Methode beſaß. Dieſer übernahm die Aufgabe des Schulmeiſters und er zählt gegenwärtig 35 Zöglinge die von ihm die Anfangsgründe des Leſens und Schreibens erlernen. Ich beſuche dieſe Schule oft, und die erſtaunenswürdige Gelehrigkeit dieſer Kinder bürgt mir dafür, daß ſie ſich ihres alten Geſchlechts dereinſt würdig zeigen werden. Die Nützlichkeit einer ſolchen Anſtalt hat mich bewogen, ſie zu erweitern; ich ließ deßhalb das alte Haus des Bey von Corinth ausbeſſern, worin ich wenigſtens 200 Zöglinge unterbringen kann, nicht zweifelnd, daß die benachbarten Dörfer mir ihre Kinder ſchicken werden. Da die Angelegenheiten über alle Erwartung glücklich gingen, ſo beſchloß ich die Zahl meiner Coloniſten zu vermehren und ihnen die Bewohner des alten Dorfes einzuverleiben. Von 36 Familien, die dieſen Diſtrikt früher inne; gehabt, exiſtirten nur noch 14; den Reſt hatte der Krieg aufgerieben. Sie hauſten in unterirdiſchen Löchern und Höhlen auf dem Iſthmus. Bloß vier von ihnen hatten einige Habſeligkeiten gerettet, die übrigen waren von Allem entblößt; aber keine begehrte mehr Unterſtützung als ſie nothwendig brauchte, um ſich wieder anſäßig zu machen. Das Beſte, was ich alſo für ſie thun konnte, war, ihnen Geld vorzuſtrecken und was glaubt Ihr, daß ſie verlangten? Jede Familie bloß 100 Piaſter (keine 50 Gulden), und zwar mit dem Verſprechen dieſe Summe zu verzinſen und in fünf Jahren heim zu zahlen. Als Pfleger der Armen glaubte ich ihnen den Zins nicht erlaſſen zu dürfen, ich ſetzte ihn jedoch von dem landläufigen Fuß zu 10 Proz. auf 8 Proz. herab. Wie viel kann man mit geringen Mitteln in Griechenland nicht ausführen? Wir haben hier einen Hafen, vor Alters Kenchreä genannt, der aber durch Zerſtörung der Dammwerke unbrauchbar geworden. Ich habe jedoch im Sinn, meine Coloniſten aus den Hügeln, welche den Hafen beherrſchen, Steine brechen zu laſſen, und den Damm wieder aufzubauen; dadurch bekäme der Hafen das Einzige, was ihm fehlt — Schutz vor den Winden und er dürfte in kurzer Zeit wegen der Nähe von Corinth für den Handel der Levante von Wichtigkeit werden. Bewilligt die Regierung endlich meine Bitte, mir die Einkünfte dieſes Hafens zur Unterhaltung eines Spitals zu überlaſſen, ſo hat Dr. Ruß mir bereits 20,000 Doll. zugeſagt, womit ich dieſes Spital gründen werde. Ein geſunder Ort, gelegen an einem Bach, wo man von beiden Seiten den Zugang zum Meer hat, wäre auch ſchon ausgemittelt. Vielleicht kann man mit der Zeit die beiden Meere durch einen Canal verbinden."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 60. 1 März 1830

Ueber das africanische Flußsystem *).

(Mit einer Karte.)

Kein Gegenstand hat den Geographen mehr zu schaffen gemacht und macht ihnen noch fortwährend so zu schaffen, als die Frage nach dem Lauf des Nigers oder des Nils der Neger. Die Vorstellungen, welche wir über diesen Fluß bei den Alten finden, sind schwankend und unsicher. Herodot berichtet, fünf junge Nasamonier hätten sich mit Lebensmitteln und Wasser versehen, wären in die Wüste eingedrungen und nach mehreren Tagereisen gegen Westen zu kleinen schwarzen Menschen gekommen, deren Stadt an einem großen Fluß lag, welcher ostwärts lief und wo sie Krokodile sahen. Allein wenn diese Nasamonier immer gegen Westen zogen, wie konnten sie von der großen Syrte, in deren Nähe sie zu Haus waren, nach Nigritien gelangen? Plinius spricht von zwei africanischen Flüssen, dem Ger (Andere lesen Niger), den er offenbar diseits der Sahara setzt, da der römische General, der denselben ihm zu Folge erreichte, kaum den Atlas überschritt; und dem Nigris, welcher allerdings ein Fluß des Sudans seyn könnte, denn Plinius läßt ihn jenseits der Wüste fließen (intervenientibus desertis) und behauptet öfters, daß er die Grenze zwischen Africa und Aethiopien bilde, d. h. zwischen dem Land der Mauren und dem Land der Neger. Aus diesen beiden Flüssen, die man ungeschickter Weise identificirt hat, entstand die Verwirrung. Plinius trägt selbst zu der Verwirrung bei, indem er dem Nil seine Quellen in Mauritanien anweist und annimmt, daß der letztere Fluß der Nigris sey, welcher sich zweimal unter dem Sand verliere. Merkwürdig ist, daß eine ähnliche Meinung unter den Chuaa-Arabern in Bezug auf den Tschadsee besteht, dessen Wasser, wie sie versichern, durch einen unterirdischen Abfluß mit dem Nil zusammenhänge. Da Plinius gleichfalls eines Sees Erwähnung thut, so könnte man vermuthen, daß diese sonderbare Ansicht schon zu seiner Zeit unter den Eingebornen im Umlauf gewesen wäre und daß er darauf sein System über den Ursprung des Nils gebaut hätte. Die Verwechslung des Niger und des Nigris kommt bereits bei Solin vor, welcher sich zu der nämlichen Hypothese über den Ursprung des Nils wie Plinius bekennt, und sich auf die Schriften der Karthager und auf die Denkwürdigkeiten des Königs Juba beruft. Hingegen Pomponius Mela verlegt die Quellen des Nils zu den westlichen Aethiopiern, wo dieser Fluß den Namen Nuchul führt, und, abweichend von allen andern Flüssen, die sich gegen den Ocean wenden, eine östliche Richtung gegen das Binnenland einschlägt, um in einer unbekannten Gegend zu verschwinden und später unter dem Namen des Nil wieder zum Vorschein zu kommen. Man sieht, daß alle diese Schriftsteller das Innere von Africa bloß aus unbestimmten Sagen kannten; was auch die Namen beweisen, welche sie den Eingebornen geben, die sie Satyrn, Aegipane, Kynokephaler, Hymantopoden, Blemmyer ꝛc. nennen. Der weniger leichtgläubige und besser unterrichtete Ptolemäus *) zeichnet in dem innern Libyen den Lauf zweier Flüsse, des Nigir und des Gir, in welchen die neuesten Entdeckungen den Dialiba und den Yeu erkennen lassen dürften. Er spricht nur beiläufig von dem Verschwinden des Gir, und indem er die Vereinigung des Nigir und des Nils zurückzuweisen scheint, läßt er den letztern Fluß aus Seen am Fuß der Mondsgebirge hervorgehen. Indeß identifiziren die Araber, welche seit Jahrhunderten die Wüste nach allen Seiten durchstreifen, in ihren geographischen Arbeiten fast immer den Nil der Neger und den Nil Egyptens, jedoch nur, was ihre Quellen und den ersten Theil ihres Laufes betrifft. Nach dem System Edrisi's und der Araber, sagt Walckenaer in seinen geographischen Untersuchungen über das Innere von Nordafrica, hat der Nil seine Quellen in den Mondsgebirgen; die verschiedenen Zuflüsse desselben vereinigen sich dann in einem See und hier theilt er sich in zwei große Ströme, von denen der eine — der eigentliche Nil — nordwärts, der andere — der Niger oder der Nil der Neger — westwärts fließt, in den See Ulil sich ergießt und eine Schifffahrtstagreise von diesem See in das finstere Meer mündet. Edrisi giebt übrigens noch die Existenz eines andern Flusses zu, der sich in den Niger ergießt; in dem Land, fügt er bei, das diese beiden Flüsse bewässern, wohnen die Neger. Einige Widersprüche zeigen sich dann doch auch bei den arabischen Geographen. Nach Schehha Eddin fällt der Niger nicht ins Meer, und der „africanische Löwe" weiß nur von einem Fluß,

*) Chauvet im Octoberheft der Revue encyclopédique.

*) Ein Näheres s. Ausl. Jahrg. 1828 S. 13.

welcher westlich fließt, und den ein durch einen unterirdischen Ausfluß des egyptischen Nils gebildeter See entsendet.

Genöthigt unter diesen Hypothesen zu wählen, geriethen die Geographen unsrer Zeit in ein Labyrinth von Vermuthungen. Alle betrachteten den Niger und den Nil der Neger als einen und denselben Fluß. Die älteren derselben ließen sich durch den örtlichen Namen Bafing, schwarzes Wasser, täuschen, fanden größtentheils diesen Fluß in dem Senegal, verwechselten die Quellen des blauen Nils mit denen des weißen Nils, und der See Dembea und Abyssinien mußten in den Mittelpunkt von Africa wandern. Da, in einem großen See, nahmen zumal der Niger, der Nil, der Zaire und die großen Flüsse ihren Ursprung, die dem Südosten des Continents zuströmen. Delisle erschien und änderte Alles; Abyssinien trat in seine wirklichen Grenzen zurück, der Nil schied von den übrigen Flüssen, der Senegal vom Niger, während der letztere, drei verschiedene Namen — Guien, Gambaru, Camodu — annehmend, in Borno seinen Lauf beschloß. Danville versetzte die Quellen des Nils in zwei Seen am Fuß der Mondsgebirge und ließ den Niger einzeln nordwärts, Tunbuktu zu, und von da östlich wieder in zwei Seen fließen, wo er sich verliert, nachdem er zuvor von Süden den Fluß Lamlem aufgenommen hat. Endlich ließ Rennell den Dialiba, den er für den Niger hielt, in den See von Wangara, mitten in Nordafrica, fallen und untersagte dem Nil jede Gemeinschaft mit den Gewässern des Sudans. Seit Rennell ist immer größere Verwirrung eingerissen, so daß die Geographen bereits an der Auflösung des Problems verzweifelten, bis Mungo Park und Clapperton neues Licht darüber verbreiteten.

Lassen wir den wunderlichen Namen Niger und verfolgen wir den Lauf des Flusses von Tunbuktu *). Die Quelle dieses Flusses, der Anfangs Tembié, weiterhin Dialiba heißt (Namen, welche großes Wasser bedeuten), soll nach den von Mollien erhaltenen Nachweisungen im Süden von Timbo seyn. Major Laing bezeichnet die Gegend genauer als das Gebirg Loma (9° 25′ n. Br. 12° 6′ L. von Par.), einen Punkt, der keine 100 Stunden von den Küsten Senegambiens entfernt ist, und Laings Schätzung nach etwa 1600 Fuß über dem Meer liegt. Von dort läuft der Fluß zuerst nördlich bis Bammaku, sodann nordöstlich an Sami, Sego, Sansanding, Silla, dem See Dibbi und Tunbuktu, oder vielmehr Kabra, dem Hafen dieser Stadt vorbei, von hier unter dem Namen des rothen Flusses der Wüste (bahr el-ahmar-el Sahara) südwestlich. Dieser Fluß, den Gray's und Dochard's Reisekarte angiebt, ist augenscheinlich die Marzarah des Matrosen Adams; er ist der Bach, von dem Sidi Hamet mit Riley spricht; er ist endlich den Fluß, der in dem Tagebuch Scheich Hagg Kassem's eine Stunde westlich von Tunbuktu passirt; denn in Africa kann, je nach der Jahreszeit, dasselbe Wasser ein Bach oder ein Fluß genannt werden. Soweit wäre über den Lauf des Dialiba kein Zweifel. Dochard sah ihn von Bammaku bis Sego; Mungo Park, der ihn gleichfalls an diesen beiden Orten sah, fuhr ihn auf seiner ersten Reise von Sego bis Silla hinab, und sein Vorbeifließen bei Kabra bezeugen einstimmig die Eingebornen und die Mauren. Unterhalb Kabra nun scheint der Dialiba den Namen Quolla, Quorra, Quarra oder vielleicht Korua anzunehmen, da das Wort rua in der Sprache von Haussa Wasser ausdrückt; er fließt wahrscheinlich in südöstlicher Richtung vier Tagreisen westlich von Sakkatu, wo der südwestlich von dieser Stadt fließende Kouarrama sich mit ihm vereinigt, lenkt hierauf gegen Süden ein und bewässert Yuri und Bussa. Hier theilt er sich in drei Arme, von denen der westliche Menai genannt wird; an diesem Arm und auf der benachbarten Insel ist Bussa erbaut; auf dem gegenüberliegenden Arm kam Mungo Park um. Da er sich auf seiner zweiten Reise in Sansanding einschiffte, und in Bussa Schiffbruch litt, so ist die Identität des Flusses, der Sego, Sansanding und Kabra, mit dem, der Yuri und Bussa passirt, unbestreitbar; nicht weniger ist es die südliche Richtung des Flusses; denn die Breite von Sami unterhalb Sego bestimmte Mungo Park zu 13° 17′ und die von Bussa Clapperton zu 10° 14′ (6° 11′ L. v. Greenw.) Bussa liegt somit ungefähr vier Grade oder 120 Stunden von dem Golf von Benin. Hinter Bussa strömt der Quorra rasch nach SSO; weiter unten sah ihn Clapperton gen W, und noch weiter unten bei dem Dorf Songa auf einem Bett von Felsen zwischen zwei Porphyrhügeln durchströmen, welche wie ausgehauen waren, um das Wasser durchzulassen; er begleitete die Ufer des Flusses von Bussa bis Comi, also etwa auf einer Strecke von 14 Stunden. Schade, daß Clapperton keine Höhenberechnungen anstellte; allein wie es scheint, hatte der Transport oder die Hitze seine Barometer unbrauchbar gemacht. Clapperton verließ den Quorra 100 Stunden vom atlantischen Meer, auf das er rasch zusteuert. Soweit hat die Ansicht, nach welcher der Quorra in den Golf von Benin sich ergießt, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Ausl. Jahrg. 1829 Nr. 86 und 92.

Uebersicht der Resultate von Champollions Reise in Egypten.

IV. Künste, Gewerbe, Sitten, bürgerliches und häusliches Leben.

(Schluß.)

e) Häusliche Gerichtsbarkeit.

Das Portefeuille enthält einige Bilder, die zu beweisen scheinen, daß der Herr des Hauses innerhalb desselben auch Richter war. Einmal handelt es sich um einen Landmann, der angeklagt ist, einen Ochsen geraubt zu haben. Der Bauer steht vor einem Richter und einem Schreiber, der die Untersuchung aufzeichnet. Das Urtheil ist in Hieroglyphenschrift über das Bild geschrieben, und lautet also: „Gieb ihm zweihundert und fünfzig Stockprügel!“ Der Richterspruch wird auf der Seite sogleich ausgeführt. Auf einem andern Bild handelt es sich um ein ähnliches Vergehen, nur sind es hier Ziegen statt eines Ochsen.

f) Spiele.

Von diesen kommen einige vor, die man sich nicht mehr recht zu erklären vermag; so z. B. eines mit einem Igel ohne Ste-

chen, mit den durch ihr Herausnehmen entstandnen Löchern in seiner Haut. Sehr erkennbar dagegen ist ein unserm Damenziehen ähnliches Spiel, wo eben zwei Spieler die Steine fortrücken. Diese gleichen den Steinen in der arabischen Dame, welche etwas höher, als die bei uns gewöhnlichen sind, aber nicht, wie etwa beim Schach, Figuren vorstellen. Auf einem andern Bild befindet sich eine Art Zielscheibe, nach welcher von einigen Personen Spieße oder spitzige Pfähle geworfen werden, so daß Derjenige gewinnt, der am Nächsten zum Mittelpunkt trifft. Nie jedoch hätt' ich geglaubt, auf den Gräbern der alten Egyptier einem Spiel zu begegnen, das jetzt in den Schenken Europa's vorkommt, den gegenwärtigen Bewohnern Egyptens aber gänzlich unbekannt ist; ich meine das Spiel zwischen zwei Personen, welche die Finger aufheben, und deren Zahl einander errathen lassen. Dieses Spiel bezeichnete man in der egyptischen Sprache mit einem Wort das „Errathen" bedeutet. Unter die Spiele rechne ich auch die Leibesübungen, welche die Reisecommission in das Fach des Kriegswesens eingetragen hat. Dahin gehören ungefähr zweihundert Stellungen und Ausfälle nackter Ringer, welche, im Kreis umher, eine Wand der Grotte von Beni-Hassan schmücken, die an dergleichen Scenen aus dem häuslichen Leben überhaupt sehr reich ist. Der Maler hat, um den Bewegungen der Glieder mehr Ausdruck zu geben, das Mittel gebraucht, stets einen Kämpfer weiß, und den andern schwarz zu machen.

g) Kriegswesen.

In dieser Abtheilung des Portefeuilles befinden sich die Kriegswagen, die verschiedenen Angriffswaffen, die Köcher, Bogen, Pfeile, Schilde, Spieße, Panzerhemde, und mehrfache Zierathen von großer Schönheit und Pracht. Beim Anblicke dieser Geräthe kann man nicht mehr zweifeln, daß die Künste in Egypten schon mehrere Jahrhunderte vor dem trojanischen Krieg in hoher Vollkommenheit standen. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß der Krieg von den alten Egyptiern zu Fuß und zu Wagen geführt wurde; Reiterei gab es nicht. Wohl aber waren die Eilboten oder Poststaffeten zu Pferde, wie wir diesen bisher unbekannten Umstand aus den Denkmalen nachgewiesen haben. Nach Strabo befanden sich vierzig Botenstationen zwischen Memphis und Theben, auf deren jeder die Pferde gewechselt wurden; denn Botendienste wurden zu jener Zeit bloß von Reitern verrichtet. Die Griechen fingen das Reiten erst mehrere Jahrhunderte später an.

h) Gesang, Musik und Tanz.

Wir dürfen unsre Vorstellung von dem Gesange der alten Egyptier nicht hoch spannen, wenn derselbe dem der jetzigen Landesbewohner glich; und wirklich scheint er diesem geglichen zu haben, wenn man nach der auf den Bildern angedeuteten Begleitung desselben durch in die Hände klatschen der Umstehenden oder Choristen schließen darf. Indessen sieht man auch wiederum Harfen von sehr schönen und mannigfachen Formen; Cithern, welche den später bei den Griechen üblichen zum Vorbild gedient zu haben scheinen, Doppelpfeifen, Handtrommeln, sowohl Quer- als Langflöten, Trompeten, endlich eine Mandoline mit sehr langem Stil, wie man sich deren noch heut zu Tage bedient. Von Instrumenten mit dem Bogen sieht man keine Spur. Ein Bild stellt die Erziehung eines Knaben zu diesen Künsten dar, und möchte vielleicht dem griechischen Geiste die Idee zu dem schönen Gemälde von der Erziehung Achills durch Chiron gegeben haben, welches man in Herkulanum mehrmals wiederholt findet. Der Tanz scheint bei den alten Egyptiern keineswegs in Unehren gewesen zu seyn. Die Männer tanzen mit einander, und eben so die Weiber; eine aus beiden Geschlechtern gemischte Tanzgruppe kommt nicht vor. Uebrigens hat es das Ansehen, als ob die Frauen zugleich getanzt und gesungen hätten, wie es noch jetzt die s. g. Almé in Egypten thun, nur daß die Alten sich durch schönere Formen auszeichneten, wie denn Einige so leichte, zierliche Bewegungen darbieten, als nur immer die Gemälde im Vatikan; andere tanzen auf eine mehr rohe Art, und machen, wie man zu sagen pflegt, Force-Stücke, indem sie z. B. den ganzen Leib nach hinten beugen, und eine Art Schwib-Bogen mit demselben bilden, dessen Pfeiler die Beine und Arme sind.

i) Schiffahrt.

Es kommen Nachen verschiedener Größe, mit sehr reichen Verzierungen, und im besten Geschmack vor. Die Segel sind entweder viereckig oder dreieckig (vele quadre o latine). Man sieht Barken mit und ohne Ruderer. Diejenigen zum Reisen unterscheiden sich von denen, welche zum Waarentransport dienen, und haben zwei Kajüten. Die Segel sind zwei- oder dreifarbig mit einem großen, verzierten Saum rings umher. Das Steuerruder ist zu irgend einer besondern Figur ausgeschnitzt; die Kajüte mit durchbrochener Arbeit geschmückt; ein schöner, thronartiger, reich mit eingelegtem Schmuck verzierter Sitz, auf dem Verdecke, diente wahrscheinlich dem Schiffsherrn, wenn er im Freien seyn wollte.

k) Jagd und Fischfang.

Ein einziges Bild fand sich über die Krokodiljagd, und überdieß ein sehr unvollkommenes. Zu wiederholten Malen aber sieht man Jagden von Hasen, Gasellen, Antilopen und andern, wohl auch wilden Thieren. Sehr deutlich dargestellt findet man den Vogelfang mit Garnen, nur begreift man nicht, warum zur Bewegung dieser Netze eine solche Menge von Armen nothwendig ist, als ob sie eine Last von vielen Centnern ziehen müßten.

Auf einigen Denkmalen sah ich sogar die Götter mit dieser mühsamen Arbeit beschäftigt, indem zehn bis fünfzehn derselben an dem Seile des Fanggarns zogen, während unter letzterem sich viele Enten, Gänse und große Vögel befanden. Auch der Vogelfang mit Sprenkeln fehlt nicht, und entspricht vollkommen der heut zu Tag üblichen Verfahrungsweise bei dieser sinnreichen Art, die Vögel zu täuschen, sowohl nach Kroten und Schlinge, als nach jedem andern Zubehör.

l) Naturgeschichte.

Das Portefeuille enthält in dieser Beziehung so viele Abtheilungen, als es Haupttheile der Naturgeschichte giebt. Die zoologische Section ist die merkwürdigste wegen der Wahrheit und der feinen Ausführung mancher Gegenstände. Man sieht da

Vögel, gerade wie man sie heut zu Tage malen würde, und Fische und Vierfüßler, die wahre Porträte sind. Aber man trifft auch wiederum Thiere, die theils als bloße Ausgeburten der Fantasie sich aussprechen (wie z. B. ein geflügeltes vierfüßiges Thier), theils einer jetzt untergegangenen Gattung anzugehören scheinen. Einige sind auch roh hingeworfen, wie z. B. die Giraffe und einige andere.

Das Diorama.

Wer ein Diorama sieht, wird sich nicht vorstellen, daß so wundervolle Wirkungen durch einen so einfachen Mechanismus hervorgebracht werden. Die Hauptansicht wird auf Leinwand gemalt, in einen Rahmen gefaßt, oder über ein Rollholz mit Gewichten am Boden so aufgezogen, daß man ihr nach Belieben eine gleichmäßige, freie oder gespannte Lage geben kann. Das Gemälde ist durchsichtig und empfängt sein Hauptlicht durch das große Fenster, vor dem es aufgehängt ist; zwischen ihm und dem Fenster hängen mehrere seidene, leinene oder baumwollene Vorhänge von verschiedener Schattirung oder Färbung; mit Hülfe von Schnüren können diese so gekehrt, zusammengezogen oder ausgedehnt werden, daß sie irgend eine Quantität von Licht zulassen oder diesen Schatten auf das Gemälde werfen, je nachdem Sonnenschein, ziehende Wolken, Sturm, Wasser oder Himmel dargestellt werden sollen. Auf diejenigen Theile, welche die stärkste Beleuchtung erfordern, fällt noch ein besonders Licht durch ein vor dem Gemälde angebrachtes Gewölbfenster, welches gleichfalls mit Vorhängen versehen ist, und durch welches das Licht, wie man es braucht, in vollem Glanz oder in einem bestimmten Grad gemildert, sich ergießt. Durch das Querlicht, welches auf die gefärbten Vorhänge fällt, wird der Sonnenschein so vollkommen nachgeahmt, daß der Zuschauer darauf schwören könnte, es sey ein heiterer oder trüber Tag; durch die Zurückschiebung der Vorhänge wird es die Bewegung von Wolken, von Flüssen; und wir wissen nicht, was wunderbarer ist — das erstaunenswürdige Bild lebender Natur oder die anmuthigen durch so einfache Mittel bewirkte Täuschungen, die der Künstler vor unsern Augen vorüber führt. London hat vielleicht auch in dieser Hinsicht das Schönste aufzuweisen — so einen Brand von Edinburgh, mit den abwechselnd auflodernden Flammen und aufqualmenden Rauchmassen — so eine Ueberschwemmung in Paris mit einer furchtbaren Wasserfläche, worin eine ganze lebende und leblose Natur untergeht.

Brissots Memoiren.

Die erste Lieferung der Memoiren Brissot's (Mémoires de Brissot, — sur ses Contemporains et la Revolution française; publiés par son fils; Paris, 1830 8.) welche uns so eben zugekommen ist, hat die gespannte Erwartung, mit welcher wir derselben entgegen sahen, nicht ganz gerechtfertigt. Statt mit einem Schritte von der unbedeutenden Existenz eines eben nicht ausgezeichneten Flugblätter-Journalisten zu den großen Scenen überzugehen, an denen er als eines der einflußreichsten Häupter seiner Partei thätigen Theil nahm, führt er uns durch alle die Bureaux und Studirstuben der alten Freunde und Bekannten seiner Schüler und Lehrjahre hindurch bis in die Küche seines Vaters zurück, der seines Zeichens ein ehrlicher Speisewirth zu Chartres war und — wie Dies bei Leuten jener Art keine Seltenheit ist — den Beruf zum Reformator in seinem Sohne so wenig anerkannte, daß er ihn bei einem Besuche, den Brissot kurze Zeit nach seinem ersten literarischen Auftreten in seiner Vaterstadt machte, nicht vor Augen lassen wollte. Aeußerst geschmacklos scheint uns das Selbstporträt, mit dem Brissot sein Vermächtniß an seine Söhne — wie er sein Werk nennt — eröffnet; charakteristisch ist in dieser Beziehung schon die Wahl des Namens, Feder, den er sich beilegt, um ohne Verletzung seiner republicanischen Bescheidenheit sich einen Theil des Lobes zukommen zu lassen, das er verdient. Scharfsinn, Geist, Energie, Alles geht in der Pedanterei des Gelehrten unter; und das größte Verdienst dieser Memoiren besteht darin, daß sie es uns, wider den Willen des Verfassers, begreiflich machen, wie ein Marat, ein Robespierre so leichten Kaufes alle die glühenden Republikaner des Conventes ihrem Joche unterwerfen konnten.

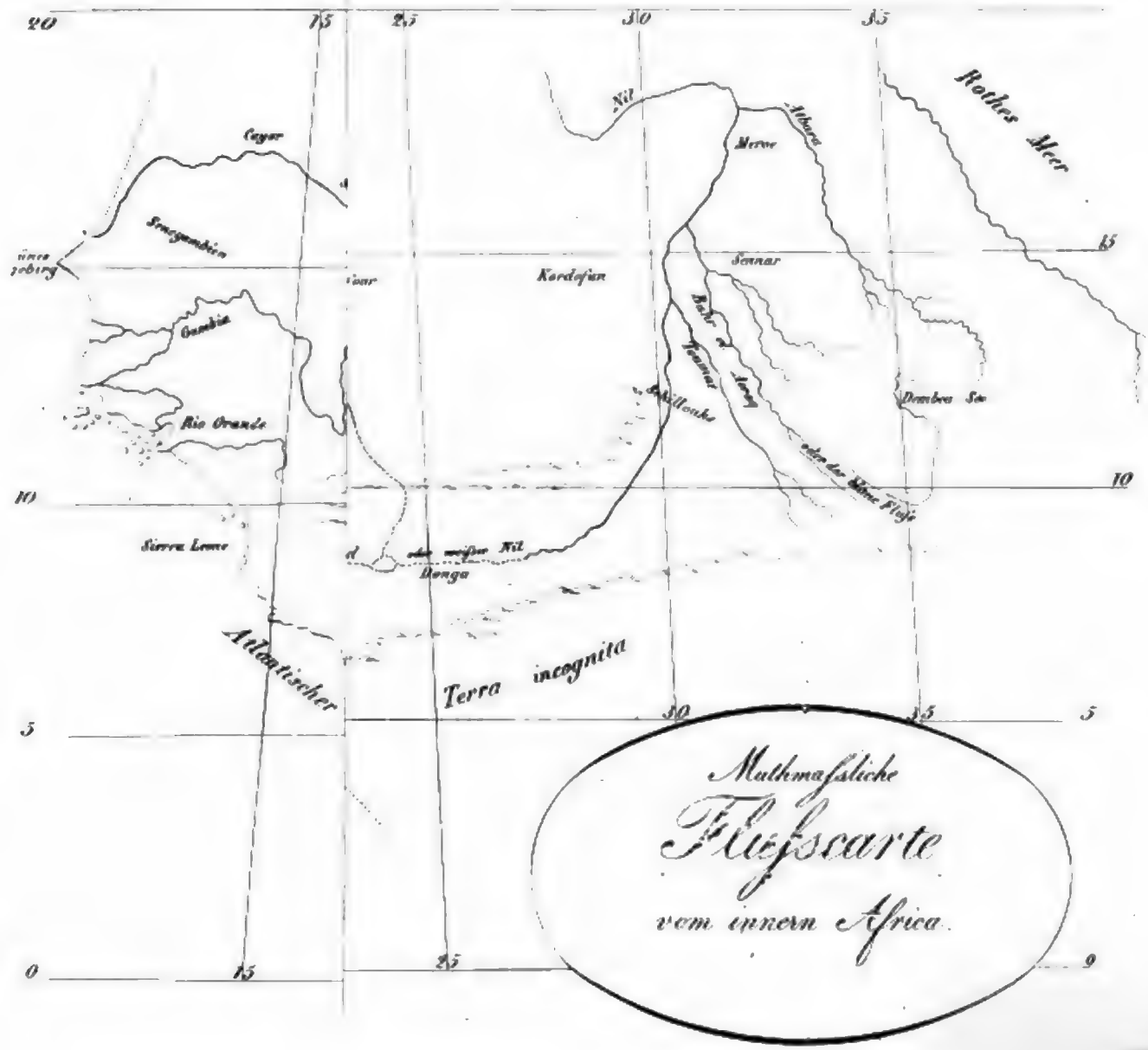
Aus Paris.

Es sind neulich in Amerika einige merkwürdige Beispiele von der Hartnäckigkeit vorgekommen, mit welcher sich alte Meinungen und Sagen in den Völkern erhalten, wenn gleich eine andere Civilisation seit Jahrhunderten darüber hingegangen ist, und für das uneingeweihte Auge alle Spuren des alten Zustands längst verschwunden sind. In der Nähe von Quito waren der Tradition nach alte Gräber, und die Regierung beschloß dieselben aufgraben zu lassen. Man nahm aus den benachbarten Dörfern 50 Personen zum Graben, und die Arbeit hatte kaum angefangen, als man eines Morgens alle Arbeiter getödtet und in Stücke gehauen fand. Die Thäter sind nie bekannt worden, aber man weiß, daß im Gebirg, als die Nachricht von der Sache unter die dortigen indianischen Stämme kam, eine Gährung Statt fand, und bis auf 60 Stunden hin in jenen Nächten leise Bewegungen bemerkt wurden. In Mexico lagen auf dem Alameda (öffentlichen Platz) einige colossale steinerne Götterbilder von alter Zeit. Die Regierung ließ sie vor ein Paar Jahren aufrichten, und seitdem fand man alle Morgen Früchte oder Blumen oder kleine Münzen und goldene Plättchen von unbekannten Händen vor ihnen, und an ihnen angeklebt.

Kunstausstellung in Boston.

America will in keinem Stück zurückbleiben. Bereits zum dritten Mal hat Boston eine Kunstausstellung, und wenn wir dem darüber erschienenen Programm glauben dürfen, so hat America alles Recht, sich der Fortschritte seiner Künstler zu freuen. Das Programm (Catalogue of Pictures in the Athenaeum Gallery. Boston 1829) rühmt hauptsächlich Copley, West, Stuart, Allston, Trumbull, Newton, Sully, Doughty, Fisher, Harding, als diejenigen, welche bedeutende Beiträge geliefert haben. Doch scheint die Sammlung meist Studien oder Copien nach berühmten Meistern, Ruysdael, Salvator Rosa zu enthalten. Der Ausfall aus Gibraltar, von Trumbull, ein Lear, von West, ein Gebirgssee, von Doughty, nebst mehreren andern gelungenen Landschaften sind Original. Allston, der gepriesenste der americanischen Künstler, hatte sich mit keinem neuen Werk eingefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.



halb, weil er ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft und der Literatur in Italien giebt, an Interesse nicht verlieren.

**) Bekanntlich hat Göthe diese Worte vor einiger Zeit in seiner Zeitschrift über Kunst und Alterthum ausgesprochen; da uns das Heft im Augenblicke nicht zur Hand ist, geben wir bloß die Rückübersetzung aus dem Italienischen.

anfange voranstehen. Dieselben scheinen uns einen gr… in sich zu schließen, ein Ergebniß tiefer Betrachtung … Gang der Zeiten zu seyn; während sie zugleich den … zwischen antiker und moderner Literatur bezeichnen. W… wir, daß Vielen der Ausdruck „europäische Literatur … eine Vernichtung alles Nationalgeistes, jedes eigenth…

eben zugekommen ist, hat die gespannte Erwartung, mit welcher wir derselben entgegen sahen, nicht ganz gerechtfertigt. Statt mit einem Schritte von der unbedeutenden Existenz eines eben nicht ausgezeichneten Flugblätter-Journalisten zu den großen Scenen überzugehen, an denen er als eines der einflußreichsten Häupter seiner Partei thätigen Theil nahm, führt er uns durch alle die Bureaux

Sully, Doughty, Fisher, Harding, als diejenigen, welche bedeutende Beiträge geliefert haben. Doch scheint die Sammlung meist Studien oder Copien nach berühmten Meistern, Ruysdael, Salvator Rosa zu enthalten. Der Ausfall aus Gibraltar, von Trumbull, ein Lear, von West, ein Gebirgssee, von Doughty, nebst mehreren andern gelungenen Landschaften sind Original. Allston, der gepriesenste der americanischen Künstler, hatte sich mit keinem neuen Werk eingefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 61. 2 März 1830.

Hat unsre Zeit eine europäische Literatur zu erwarten *)?

> Ich sehe einer europäischen Literatur entgegen: kein Volk wird ein ausschließliches Recht auf dieselbe nachweisen können; alle werden zu ihrer Begründung beigetragen haben.
>
> Göthe **).

Worte großer Geister enthalten, je dunkler sie auf den ersten Anblick scheinen, nur eine um so tiefere Wahrheit. Im Flug streicht der Genius durch die Geschlechter der Lebenden hin und dringt in die Geheimnisse des Universums; ein einziger Blick enthüllt ihm das Höchste; die Gesetze, welche das Leben ganzer Nationen bestimmen, geben sich ihm kund; Vergangenheit und Gegenwart erklären einander gegenseitig vor seinem Auge, und aus beiden offenbart sich ihm die Zukunft, denn das Genie ist immer ein Prophet. Weil aber die Stärke, mit der er selbst empfindet, die Vorliebe für schnelle, nicht lang besprochene Gedanken, endlich die zur Gewohnheit gewordene Concentration ihm nicht genehm machen, sich nach dem Verständnisse Andrer zu richten, drückt er sich mit kurz hingeworfnen, kräftigen Zeichen, auf eigenthümliche, kühne Weise aus, daher er von Dem, der ihn aus bösem Willen nicht versteht, oder aus Unmacht nicht faßt, als dunkel und absonderlich verschrien wird.

Die Nothwendigkeit einer Umänderung in der Literatur der Völker springt übrigens zu sehr in die Augen, als daß hierüber viele Worte verschwendet zu werden brauchten. Verkehr, Institutionen, neue Ansichten, veränderte Sitten, anders gewendete Leidenschaften haben das Bedürfniß einer neuen Literatur hervorgerufen, welche dem Standpunkt und den Bestrebungen der jetzigen Civilisation entspreche. Es ist dieß nicht bloß ein Bedürfniß des 19 Jahrhunderts; gleich nach Verscheuchung der Nacht des Mittelalters ward dasselbe fühlbar; aber freilich, wenn es in frühern Zeiten nur unter Wenigen sich aussprach, bei den Uebrigen durch Unwissenheit oder Tyrannei unterdrückt wurde, so giebt es sich jetzt mit mehr Kraft der Vernunft, und als allgemeineres Verlangen kund.

In ganz Europa scheint neuer Lebenshauch die Geister zu durchdringen und nach bisher unversuchten Bahnen sie zu lenken; durch ganz Europa geht die Sehnsucht nach einer neuen Literatur; die alten Formen wollen nicht mehr genügen, die alten Muster nicht mehr befriedigen. Da nun weder die augenblickliche Gestaltung äußerer Umstände, noch die Unduldsamkeit der Vorurtheile den Ruf der Völker auf ewig übertäuben können, so wird die Literatur allerdings demselben Folge leisten: wann aber und wie, wer vermöchte Dieß zu bestimmen, ohne sich seiner selbst zu überheben? Wenn das allgemeine Bedürfniß und der Diensteifer einiger Wenigen hinreichten, so würde die Zeit nicht sehr ferne liegen: aber die Erfordernisse zu jener Entwickelung sind zu groß und gewichtig; und so stark die Sehnsucht auch seyn mag, noch hängt der Erfolg ungewiß in den Wolken der Zukunft. Merken wir einstweilen auf die Nothdurft, die Verhältnisse, die Wünsche und Leidenschaften der Völker im 19 Jahrhundert; Betrachtungen dieser Art, so wenig bündig sie Dem auch erscheinen mögen, der sie vereinzelt vornimmt, sind nie ohne Nutzen. Früher oder später dürfte dann ein mehr philosophischer Geist, Alles aus dem Mittelpunkte zusammenfassend, die Aufgabe vollenden, und die Grundzüge einer Literatur angeben, die vielleicht den Stolz des 20 Jahrhunderts bilden wird.

Ein wesentlicher Charakter dieser Literatur ist, unseres Bedünkens, in den Worten Göthes ausgedrückt, welche diesem Aufsatze voranstehen. Dieselben scheinen uns einen großen Sinn in sich zu schließen, ein Ergebniß tiefer Betrachtung über den Gang der Zeiten zu seyn; während sie zugleich den Unterschied zwischen antiker und moderner Literatur bezeichnen. Wohl wissen wir, daß Vielen der Ausdruck „europäische Literatur" als eine Vernichtung alles Nationalgeistes, jedes eigenthümlichen

*) Antologia giornale di science, lettere ed arti. Firenze. (Novembre e Decembre.) Wenn der hier gegebene Aufsatz auch mehr vom italienischen, als von einem allgemein europäischen Standpunkt aufgefaßt ist, so wird er doch eben deßhalb, weil er ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft und der Literatur in Italien giebt, an Interesse nicht verlieren.

**) Bekanntlich hat Göthe diese Worte vor einiger Zeit in seiner Zeitschrift über Kunst und Alterthum ausgesprochen; da uns das Heft in Augenblicke nicht zur Hand ist, geben wir bloß die Rückübersetzung aus dem Italienischen.

Charakterzuges der verschiedenen Völker vorkommen wird; Andern aber als eine Grille, als ein Traum aus Utopien. Die Erstern verwechseln geistige Vereinzelung einer Nation mit deren geistiger Persönlichkeit — ein Irrthum des Verstandes; die Zweiten verzweifeln an den Menschen und den Dingen — ein Fehler des Herzens! Was uns belangt, so haben wir weder den kleinstädtischen Hochmuth, uns vor dem Gedanken an eine Literatur zu sträuben, welche die ganze Menschheit umfaßt; noch lacht uns die nackte Wirklichkeit des Lebens dermaßen an, daß wir jedem heitern Blicke der Fantasie entsagen möchten. Allerdings führt eine bloße Bewegung des Herzens nicht immer zur Wahrheit; aber eben so wenig der dürre Calcul des Verstandes, wenn das Herz denselben nicht befruchtet. Göthes Verkündigung ist keine Täuschung; ja sey sie auch Dieses, so ist sie wenigstens eine erhabene Täuschung, und haben nicht die erhabenen Täuschungen ein Recht vielleicht auf drei Viertheile der hohen Thaten, welche Unsterblichkeit auf Erden ertheilen?

Bei oberflächlicher Betrachtung der Literaturen der verschiedenen Völker, von Anbeginn ihrer Geschichte an, treten Einem nach Form und Wesen solche Verschiedenheiten entgegen, daß man auf den ersten Blick lauter abgesonderte Charaktere, lauter eigenthümliche, vom Geiste der übrigen Nationen verschiedene Richtungen zu bemerken glaubt, als ob die Natur, welche den Bestrebungen des Einzelnen Berge und Ströme zu Grenzen gesetzt hat, auch jeder Nation ihren geistigen Bereich umschrieben hätte. Woher diese Verschiedenheiten? Sind die Ursachen, aus welchen sie hervorgingen, fest und unveränderlich, und mithin die Folgen ewig? Oder sind sie, zugängig für Abänderungen durch die Zeit, der Verwirrung, der Verwickelung und auch wohl der Abnutzung und endlichen Aufhebung fähig? — Aus der Beantwortung dieser Fragen muß, wie man sieht, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer europäischen Literatur sich ergeben.

Als die Wissenschaften, irre geleitet durch akademische Anmaßungen, erstarrt im Froste der Arcadier, bestochen durch Gunst der Großen, nicht einmal das Andenken an die alte Würde, an die ursprüngliche Bestimmung mehr bewahrten, hielten die Gelehrten, gewohnt ihre Kunst eher als einen Ohrenschmaus der wenigen Mächtigen, denn eine Dienstleistung für die Menge zu betrachten, fürderhin nicht das Wesen, sondern nur noch die Form im Auge; und weil ihnen nicht gegeben war, zu schaffen, so warfen sie sich darauf, den Ruhm vergangener Jahrhunderte wiederzukauen: es entstanden Commentare, Lebensbeschreibungen, Literatur-Geschichten. Hiebei betrachteten sie die Verschiedenheiten in dem Entwicklungsgang der einzelnen Völker und die Eigenthümlichkeiten jeder Literatur als besondre Thatsachen einer ursprünglichen, bei jeder Nation eigens gestalteten Sinnesart. Verführt durch das Ansehen der Alten und durch die Lehrsätze neuerer Rechtsphilosophen, welche den Völkern das Vermögen zur Freiheit oder die Nothwendigkeit ewiger Sklaverei je nach den ihnen supponirten Fähigkeiten zusprachen, behaupteten sie, die Natur habe den Menschen im Verhältniß ihres geographischen Vorkommens auch eine bestimmte geistige Richtung gegeben, und der Himmelsstrich sey die erste und höchste Bedingung der ganzen Sinnesart; eine durchaus verderbliche Ansicht, welche, wie so viele dieses Schlags, den Geist in Fesseln legen wollte, während er doch eine allgemeine Schöpferkraft in sich wahrnahm. Wirklich trug endlich der Sinn des Bessern den Sieg davon. Das Gefühl der Freiheit folgte auf das Wahnbild der Autorität: man gestand den Menschen aller Zonen gleiche Rechte und gleiche Fähigkeit, dieselben auszuüben, zu; aber in Empfindungen und Gedanken wollte man noch von keiner Brüderschaft hören. Man fand die Gesetze des einen Staates denen eines andern, weit entlegenen, entsprechend; man studirte Sitten und Bräuche aller Völker, und viele falsche Meinungen sanken in Vergessenheit, viele Vorurtheile verwischten sich: aber das Vorurtheil von dem unbedingten Einfluß des Himmelsstriches auf den Geist der Literatur blieb noch, und jedem Versuch zu einer Neuerung, jeder Aufmunterung, die Meisterstücke der Fremden kennen zu lernen, hielt man die köstliche Phrase: „Italiens classischer Boden, Italiens schöner Himmel", entgegen — Töne, die Denjenigen allerdings imponiren mochten, welche den vaterländischen Sinn nach Worten abmessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das africanische Flußsystem

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel rührt die Ungewißheit, die noch über das africanische Flußsystem herrscht, zum großen Theil davon her, daß die Berichterstatter in der Regel nicht als Augenzeugen sprechen, sondern sich auf Angaben der Eingebornen stützen, welche sie eben so oft nicht richtig verstanden haben, als sie von ihnen absichtlich getäuscht worden sind. Indessen versuchen wir, uns durch das Gewirre hindurch zu arbeiten.

Im J. 1824 hörte Clapperton in Kano einen Botschafter des Statthalters von Katagum zu einem Inländer, der in seinen Diensten stand, sagen: Der Quorra ergieße sich bei Raka ins Meer; das Land heiße Yarriba; die europäischen Schiffe gehen bei dieser Stadt, die vier und zwanzig starke Tagreisen von Nyffé liege, vor Anker; der Fluß daselbst sey so breit als zwischen Kano und Katagum (was nichts Anders besagen kann, als die Entfernung zwischen beiden Städten betrage mehr als 48 Stunden) und die Wasser seyen salzig. Wirklich liegt Raka in Yarriba und der Quorra fließt zwei kleine Stunden davon vorbei; aber diese Stadt ist nicht am Meer, und Nyffé ist gleich auf dem andern Ufer des Flusses. Dieß Zeugniß setzt also ein Mißverständniß von der einen oder der andern Seite voraus. Um dieselbe Zeit erzählte der Gadado des Sultans Bello dem englischen Reisenden, dem er auf dem Weg nach Saccatu begegnete, er komme von einer Expedition her, die von Labodschi, einer Stadt in Nyffé, ausgegangen; sie hätten den Lauf des Quorra fünfzehn Tagreisen weit verfolgt und vier Tagreisen vom Meer Halt gemacht; doch kenne er die Gegend nicht, wo dieser Fluß seine Mündung habe. In Saccatu sagte der arabische Häuptling Mohammed Gomsu zu Clapperton, er sey drei Jahr in Yar-

riba in Gefangenschaft gewesen, einem Land westlich vom Quorra, der sich bei Funda, etwas unterhalb Raka, ins Meer werfe. Allein auch Funda ist so wenig eine Seestadt, als Raka. Hier müssen wir jedoch an Sultan Bello erinnern, der den Lauf des Quorra in den Sand zeichnete. Clapperton bemerkte, daß der Fluß mehrere Tagreisen parallel mit dem Meer lief, von dem er an einigen Punkten nur fünf bis sechs Meilen entfernt lag. Und der Sultan fügte bei, daß die Mündung dieses Flusses sich gegenwärtig zwei Tagreisen südlicher befinde, daß derselbe indeß in der Regenperiode sein voriges Bett wieder einnehme.

Neue Notizen sammelte Clapperton auf seiner letzten Reise. In Tschaki, einer Stadt in Yarriba, erfuhr er von dem Cabocir, daß der Quorra, nachdem er Dschabu durchschnitten, sich in das Meer von Benin ergieße, mit dem Beisatz, daß er über Felsen ströme. Dieß läßt sich hören! denn Dschabu ist eine Benin benachbarte und tributpflichtige Gebirgslandschaft. Die Einwohner von Enfukosu, einem Dorf auf dem westlichen Abhang der nämlichen Gebirge, erzählten ihm von Pirogen, welche den Quorra in zehn Tagen von Owarri nach Nyffé hinaufführen. Nun liegt aber Owarri an der Küste von Binin, und Nyffé auf dem östlichen Ufer des Quorra gegen Boussa hin. Der König von Yarriba äußerte sich auf Clapperton's Erkundigung über den Lauf dieses Flusses mit sichtlicher Zurückhaltung; jeden Falls aber ließ er den Quorra in das Meer ausmünden, wenn er auch als den Punkt, wo Dieß geschehen sollte, abweichend bald die Gegend zwischen Dschabu und Benin, bald Benin selbst angab. Dieselbe Erkundigung hatte Clapperton bei dem Sultan von Bussa angestellt: „Ich weiß es nicht," erwiederte dieser; „aber ich habe gehört, daß er bis Bini fließe;" (unter Bini, bemerkt Clapperton, versteht man hier Bornu). „Hast Du schon Einwohner von Bini gesehn? Kommen sie zu Euch den Fluß herauf?" „Nein, ich habe keine gesehen; wie man sagt, gehen sie nicht weiter herauf als bis Nyffé." Hier ist ein offenbarer Irrthum; wenn Bini so viel als Bornu seyn soll, so sind diese Antworten unerklärlich: der Quorra läuft nicht durch Bornu, und Nyffé liegt nicht zwischen Bornu und Bussa. Aber nehme man Bini gleich Benin, so wird Alles klar und deutlich. In Comi erfuhr Clapperton von seinem Wirth, welcher einer der Officiere des Königs von Nyffé war, daß der Quorra zuletzt bis ans Meer, worein er bei der Stadt Funda sich ergieße, überall durch Felsen unterbrochen werde; daß die Bewohner dieses Landes mit dem untern Theil von Nyffé zwar in Verkehr ständen, daß sie aber zu Land sich dahin verfügten und wenn sie es vermeiden könnten, nicht zu Wasser, weil der Fluß ihr Fetisch sey; daß der Quorra unterhalb Komi eine mehr östliche Richtung verfolge, bis er mit dem von Osten kommenden Kabania vereinigt sich westwärts wende und ins Meer stürze. Damit stimmt überein, was der Sirtain-Fada oder Minister des Königs von Nyffé Clapperton berichtete: „der Quorra ergieße sich bei Funda, hinter *) Benin in die See; Die von Nyffé und Benin seyen Ein Volk ꝛc. Auf seiner Rückreise von Haussa erreichte Lander, ehe er in Dunrera, auf der Südgrenze von Zegzeg, ankam, eine Anhöhe, auf welcher man eine unermeßliche Aussicht genoß. Nach allen Seiten hatte man auf eine Strecke von acht Tagreisen offenes Land vor sich. Eine Tagreise von diesem Punkte östlich erhebt sich ein hohes Gebirg, an dessen Fuß die Stadt Dschacoba liegt. Sein Diener Mohammed versicherte ihn, eine halbe Meile von dieser großen Stadt fließe der Fluß Schar oder Schary, der aus dem Tschadsee entspringe und bei Funda in den Quorra falle; in allen Jahreszeiten fahren Barken aus dem See nach dieser Stadt; der Quorra selbst, nachdem er die Mauern von Cottom, Corrdschi, Gattu und Dschibbo bespühlt habe, falle in das Salzwasser. Von den Namen Benin wußte Mohammed Nichts. Noch müssen wir den Eunuchen des Königs von Guari anführen, der Lander seine Geschichte erzählte. Aus Dschibbo, am Quorra, vier bis fünf Tagreisen von Funda gebürtig und an den Beherrscher des letzteren Landes als Sclave verkauft, brauchte er acht Tage, um sich zu Wasser von Dschibbo nach Funda zu begeben, da er eine Strömung von fünf Meilen in der Stunde gegen sich hatte; umgekehrt, sagte er, lasse sich die Reise in drei bis vier Tagen machen.

Vergleichen wir nun mit den Aussagen, welche die Reisenden im Innern sammelten, die Zeugnisse der Küstenbewohner. Da vernehmen wir denn, daß Benin bei den Eingebornen unter den Namen Benni, Binnin und Binni bekannt ist; wir stoßen auf die Stadt Dschabem, Dschabo oder Dschabu, den Hauptort des Landes gleichen Namens, an einem der Zuflüsse des Formosa gelegen und offenbar identisch mit unserem Dschibbo, und auf die Stadt Gattu oder Gatto am Formosa oder am Fluß von Benin, der sich 12 Stunden von der Mündung in den erstern ergießt. Können wir nun kaum zweifeln, daß Gatto Mohammeds Gattu sey, so dürften wir wohl auch in Oudo, der Hauptstadt von Benin, Funda suchen. Die Entfernung Oudos (nach de Flotte und Robertson 43 und 50 Lieues) wäre nicht entgegen. Um so sicherer aber kennt man die Lage von Owarri an einem östlichen Arme des Formosa, so wie die Gewohnheit der Einwohner, den Strom in ihren Pirogen ziemlich weit hinauf zu fahren; und nach einer auf der Küste allgemein verbreiteten Meinung entspringt nicht bloß der Formosa, sondern alle Flüsse, welche der Golf von Benin empfängt, aus einem großen See, durch den der Dialiba fließt, worauf er sich in die zahlreichen Arme theilt, welche das Cap Formosa vom Rio Lagos bis zum Rio Camaroens durchschneiden. Nach einigen in Aouany am Lagos ansässigen Arabern, welche Robertson sprach, gäbe es einen solchen See Namens Issibi, in einer Entfernung von fünf Tagreisen. Einen Zusammenhang des Rio Lagos mit dem Flusse von Benin, mit einem zwischen dem Land der Mahis und Haussa gelegenen See und dem Dialiba behaupteten gegen Robertson auch andere Personen, die seit langer Zeit an den Ufern des Lagos wohnten. Eben so erzählten die Eingebornen von Bonny eines Sees im Innern, aus dem nicht nur ihr Fluß entspringe, sondern der überhaupt den Flüssen der Küste zum gemeinsamen Wasserbehälter diene.

*) Chauvet wundert sich, daß der Sirtain-Fada die Stadt Funda über Benin hinaus (au-delà de Benin) setze; allein Clapperton (Journal S. 122) sagt ausdrücklich „behind Benin."

Sueigrave vernahm aus dem Munde eines portugiesischen Mulatten, den er in dem Lager des Königs von Dahomey traf, daß mehrere Flüsse des Gelfes von Guinea in einem großen See in dem Königreiche Hio ihre Quelle hätten; anderswo hörte Dupuis von einem See, der sich im Osten von Wangara befinden sollte, in welcher Gegend er denn auch die großen Seen von Yarraba anbringt. Hio, Ayoh, Yarraba aber sind ein und dasselbe Land, nehmlich Yurriba, dessen Hauptstadt Katunga (früher Eyeo), heißt und dessen Bewohner sich Eyeo's nennen, und dieses Wangara ist nichts Anderes, als die Niederung des nördlichen Guinea. Wangara, sagt Walkenaer, bezeichnet nach Capitän Lyon ein niederes, Ueberschwemmungen ausgesetztes Land; was am Besten auf die Küste des nördlichen Guinea paßt. So hätten wir also die von vielen Zeugen erhärtete Existenz eines großen Sees östlich vom Cap Formosa; setzen wir nun Funda an diesen See und vergessen wir nicht, daß das Wort Bahr gleichviel Fluß, See oder Meer bedeutet, so begreifen wir, wie so viele Leute sagen oder verstehen konnten, der Quorra ergieße sich bei Funda in's Meer. Daß der Name Quorra auf der Küste unbekannt zu seyn scheint, macht Nichts aus; die Europäer, in ihrer Sucht Namen zu schöpfen, die so viel geographische Irrthümer veranlaßt, nennen ihn Formosa; wie ihn das Volk von Benin nennt, sagt uns kein Reisender.

Uebrigens zwischen dem Punkt, wo Clapperton den Quorra verließ, und dem Golf von Benin, erheben sich die Kongegebirge; wie fragt man, kommt der Quorra hinüber? Die Antwort ist leicht; diese Gebirge bilden keine fortlaufende Kette; diese Ansicht hat Bowdich von seiner Reise zu den Aschantis zurückgebracht, und das Bild, welches Clapperton von der Gestalt des Landes entwirft, liefert dazu eine Bestätigung. Warum aber die Gelegenheit zur Schifffahrt zwischen Benin und Timbuktu nicht benutzt wird? Man denke an die Felsen, auf denen Munge-Park Schiffbruch litt; an den Glauben eines Theils der Eingebornen, daß der Fluß ein unnahbarer Fetisch sey; an die Sage, die in Africa geht, und welche die Mauren nicht ermangeln zu beglaubigen, daß die Weißen auf dem Wasser leben, daß sie zu Schiff in die Länder eindringen und die schwarzen Völker unterjochen: so wird man sich nicht wundern, daß der Eingeborne dem Reisenden, der ihn fragt, selten reinen Wein einschenkt. Vielleicht, daß jene Hindernisse noch durch einen Katarakt vermehrt werden!

(Schluß folgt.)

Der Capwein.

Die Quantität des Capweins, der von 1816 bis 1824 wuchs, beträgt 20,700,000 Gallonen, d. h. ein Jahr in's andere 2,300,000, wobei aber der Unterschied so bedeutend ist, daß z. B. das Jahr 1817 bloß 1,600,000, das J. 1823 hingegen 3,200,000 G. hervorbrachte. In demselben Zeitraum belief sich die Ausfuhr auf 8,500,000 also im Durchschnitt des Jahrs auf 950,000 G.; sie wechselte ebenfalls sehr; das J. 1820 steht mit 650,000, das J. 1824 mit 1,200,000 G. in den Registern. Der Preis des Ausstichweins fiel im J. 1815 von 300 Rthr. das Legger zu 152 G. auf 250 und der Preis des ordinären Weins von 145 auf 50 Rthlr. Als Grund dieses Ausfalls in den Preisen nennt man die fehlerhafte Behandlung des Weins durch die Kaufleute, die meist nur geringe Sorten auf den Markt bringen und damit diese die lange Seereise aushalten, ihnen einen beträchtlichen Zusatz von Branntwein geben, so daß man in London unter Capweinen bloß Weine von geringer Qualität versteht. Wenigstens scheint Dieß bis zum J. 1825 der Fall gewesen zu seyn; mit Ausnahme des Constantia und Pontac warf man alle Sorten durch einander und die bessern, wie der Hochheimer und der Steinwein bildeten nur einen sehr unbedeutenden Theil von diesem Mischling. Da nun der auf der Colonie selbst aus Trestern gebrannte Branntwein von zu schlechtem Geschmack war, um dem Wein beigemischt zu werden, ehe man neuerdings auch hierin auf eine bessere Bereitung Bedacht nahm, so sah man sich genöthigt, zum Behuf jener elenden Weinfabrikation, ungeachtet eines hohen Zolls, der den Franzbranntwein belastet, diesen bis zum Betrag von 1,350,000 Rthlr. (in den sieben Jahren von 1820 bis 1826) einzuführen. Im den Jahren 1826 und 1827 haben einige Colonisten Versuche mit sortirten Wein-Sendungen gemacht, und der verhältnißmäßige Gewinn, den sie an dieser Speculation hatten, läßt erwarten, daß diese Ausscheidungsmethode beim Weinbau wie bei der Ausfuhr des Weins künftig mehr und mehr beobachtet wird. Bis zum J. 1826 durfte kein Wein ausgeführt werden, der nicht zum Mindesten 18 Monate alt war, und ein von Staatswegen aufgestellter Weinschmecker (vine taster) hatte das Recht, auf schlechte Fässer oder solche, die seiner Vermuthung nach Zusätze von fremdem Wein enthielten, Beschlag zu legen. Diese Stelle hinderte aber nicht, daß nicht der schlechteste Wein ausgeführt wurde, während sie durch ihre Dazwischenkunft nur den Verkehr belästigte und den Wein vertheuerte. Sie hörte am 4 Juli 1826 auf.

Vorgefühl der Thiere bei Erdbeben.

Das große Erdbeben in Calabrien im J. 1783 kündigte sich durch eine allgemeine Bestürzung an, die im Thierreich herrschte. Bei einigen Thieren äußerte sich diese Bestürzung früher, bei andern später; bei einigen stärker, bei andern schwächer. Kurz vor dem ersten Stoß und während der ganzen Periode der großen Stöße erschienen die Fische längs den Küsten von Kalabrien in einem Zustand wie von Erstarrung auf der Oberfläche des Wassers und wurden in ungewöhnlicher Menge gefangen. Wilde Vögel flogen krächzend umher und gingen leicht in Garne und Netze; bei Gänsen, Tauben, sämmtlichem Geflügel — dieselben Merkmale von Angst. Hunde und Esel verriethen noch ein früheres und gewaltigeres Vorgefühl. Sie rannten, wimmerten und geberdeten sich entsetzlich. Pferde, Ochsen, Maulthiere drängten sich an einander, keuchten und zitterten an allen Gliedern; sie ließen die Ohren vorwärts hängen und rollten die Augen. Bei dem ersten Stoß spreizten sie die Beine auseinander, um fester zu stehen; viele aber fielen nichts destoweniger um. Einige ergriffen unmittelbar vor dem Stoß die Flucht; als sie jedoch die Erde unter sich wanken sahen, blieben sie bewegungslos. Schweine schienen das Vorgefühl der Gefahr am Wenigsten zu besitzen; Katzen weniger als Hunde und Esel, aber ihre Angst zeigte sich auffallender: ihre Haare sträubten sich auf dem Rücken empor, ihre Augen liefen blutroth an; sie stießen klägliche Schmerzenslaute aus. Indessen ergoß sich ein glühender Regenschauer; der Wind heulte und das Meer brauste; unter der Erde brüllte es wie Donner; die Erde barst; Seen und Flüsse thaten sich auf und Städte und Dörfer versanken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 62. 3 März 1830.

Frankreich und England *).

Nationalhaß und Nationalneid sind etwas Widersinniges; mögen dieselben zwischen Frankreich und England sich nie wieder erheben; gleichwohl spricht sich die eifersüchtige Politik von St. James zu deutlich aus, als daß Frankreich diesen Geist mißkennen sollte. Gewiß ist diese Eifersucht weder nothwendig, noch vernünftig: kein großes wirkliches und dauerndes Interesse, macht die Niederhaltung Frankreichs für England zum Bedürfnisse; keine wohl verstandene Handelsberechnung zwingt dasselbe scheel auf die Franzosen zu sehen. Das Gedeihen des französischen Handels und Gewerbfleißes bringt Britannien keinen Schaden, der nicht auf andere Weise wieder gut zu machen wäre; die Staatswirthschaft spricht Dieß aufs Klarste aus. Vollkommne gegenseitige Unbeschränktheit wäre somit bei Weitem die beste Partie, welche beide Völker treffen könnten; ja die Hoffnung zwischen beiden fortan gegenseitiges Wohlwollen und Maßregeln einer wahrhaften Klugheit und Weisheit vorwalten zu sehen, hat sogar die französischen Staatsmänner hie und da auf den Gedanken einer innigern Verbindung, zum Wunsch eines festern Bündnisses geführt. Dahin gehörte z. B. der Plan des Hrn. von Talleyrand auf dem wiener Congreß — eine Continental-Coalition zu bilden, um Rußlands wachsende Macht in Schranken zu halten. Der Gedanke war wirklich großartig, und in den Versuchen, denselben zur Ausführung zu bringen, mag sich eine glänzende Gewandtheit beurkundet haben; aber das Ganze beruhte, wie man jetzt sehen kann, auf einer gewaltigen Täuschung. Die Staatsinteressen hatte man ohne Zweifel mit in Berechnung gezogen, aber die Vorurtheile hatte man vergessen. Nun haben aber ganze Staaten so gut ihre Vorurtheile, als einzelne Menschen, und ihre Wirksamkeit ist sogar anhaltender und mächtiger, als der Einfluß der Nationalinteressen oder Nationalleidenschaften. Gewohnheit schleppt sie fort und fort; Scheindrian macht sie zu einem Grundgesetz, zu einer ewigen Regel der Staatsweisheit. Die Cabinette stehen zur Politik ungefähr in demselben Verhältniß, wie die Akademien zur Wissenschaft: sie schreiten nicht vorwärts. Unglaublich Viel würde die Welt gewinnen, wenn man ein einziges Ding aus der Diplomatik wegbringen könnte; und dieß ist weder die Unbilligkeit, noch das Mißtrauen, sondern lediglich die Schulfüchserei. Unter die Menge der von ihr geheiligten Irrthümer gehört der im englischen Cabinet vorherrschende Gedanke, das Interesse des Landes erfordere, daß Frankreich nur einen zweiten Rang einnehme. Nicht das wahre Verhältniß der Dinge, und eben so wenig die Charakterverschiedenheit zwischen beiden Völkern, oder der Machiavellismus, den man der britischen Regierung gewöhnlich auf ziemlich unbegründete Art vorwirft, ist es, was jenen Gedanken eingiebt und unterhält; sondern ein politisches Vorurtheil, über welches Rechenschaft abzulegen Denen selbst, welche sich dasselbe zur Verhaltungsregel machen, schwer fallen dürfte, und zu dessen Vernichtung vielleicht noch ganze Jahrhunderte nöthig sind. Immer, oder wenigstens noch sehr lange, wird dieses Vorurtheil von Neuem zum Vorscheine kommen, mit derselben Lebenskraft, welche jede Ueberlieferung in England hat. Es ist Thatsache, daß England für nothwendig achtet, Frankreich dürfe im Staatenvereine nicht als Planet, sondern nur als Trabant mitzählen, und diese Meinung, von welcher vielleicht kein einziger englischer Minister sich jemals aufrichtig losgesagt hat wird der Herzog von Wellington schwerlich aus seinem Cabinet verbannen. Arthur Wellesley kann Frankreich nicht lieben; Frankreich haßt ihn bis zur Ungerechtigkeit. Zwischen Beiden liegen Vorfälle, die nie wieder gut gemacht werden können, und es wäre thöricht, sowohl von dem vaterländischen Gefühl einer großen Nation, als von dem Stolz eines großen Feldherrn irgendwie Unparteilichkeit fordern zu wollen.

Die Regierung eines Königs muß erhaben über die Leidenschaften des Volkes seyn; diese aber nach Gefallen reizen, verkennen was in denselben Gegründetes und Bewußtes liegt, darf der Fürst nicht. Für jeden König von Frankreich wäre es ein großer Mißgriff, unbedingtes Vertrauen in ein Cabinet zu setzen, an dessen Spitze ein Wellington steht, oder gar dieses Cabinet zu seinem Stützpunkte zu machen. Klugheit und Vorsicht müssen die Regeln französischer Politik gegen Britannien seyn, so lang dieses sich nicht aufklären läßt, nicht richtiger über das Festland denkt.

Aber freilich was kümmern die Interessen Frankreichs als einer europäischen Macht das gegenwärtige französische Ministe-

*) Nach dem Globe.

rium? Nicht diplomatische Berechnungen haben dieses zum Verbündeten Englands gemacht; sondern dieselben Gründe (vielleicht selbst die Bestechung nicht abgerechnet), welche einst die Stuarts und deren Räthe an Ludwig XIV hingaben, und sie ganz gegen den Vortheil und den Wunsch ihres Volkes bald an Frankreich, bald wieder an Holland ketteten. Es ist jene alte Gemeinschaft der Interessen, welche Pitt zwischen einem Theil der Ausgewanderten und sich selbst, unbeschadet des fünfundzwanzigjährigen Kriegs, welchen er gegen Frankreich unterhielt, zu schaffen wußte. Es ist endlich die Absicht, Meister im Innern des Landes zu seyn, und vom englischen Cabinet jeden Schritt begünstigt zu sehen, der, ohne daß man gerade offne Gewalt anlegt, darauf abzielt, die Entwicklung des constitutionellen Geistes in Frankreich, und folglich die Fortschritte des französischen Wohlstands und der französischen Macht zu hemmen. Letzteres ist eigentlich der geheime Zweck Englands; um den constitutionellen Geist kümmert es sich im Grunde nicht, als nur insofern derselbe Mittel zur Unabhängigkeit und Kraft ist. Umgekehrt ist es bloß die bürgerliche Freiheit, was dem französischen Premierminister, und noch mehr der Partei, welche ihn gehoben hat, Sorge macht. Frankreichs Macht, Glück und Ruhm wären ihm nicht gerade zuwider, aber er opfert sie großmüthig dem Vortheil, der Nothwendigkeit, im Innern ein stationäres, oder wo möglich rückschreitendes System festzuhalten.

Karl II hatte Ludwig XIV versprochen, England katholisch zu machen; Jedermann weiß heut zu Tag, daß Letzterer diese Bekehrung viel weniger aus Frömmigkeit, als aus Herrschsucht wünschte. Noch weit mehr aber, als bei Ludwig XIV, ist es gegenwärtig zu London ein politischer Grund, was die Minister eines freien und protestantischen Staates bestimmt, die Apostolischen und Unfreien in Frankreich zu unterstützen. Ludwig XIV lag daran, England von Holland geschieden zu halten, und ersteres zu hindern, sich wieder zu dem Rang zu erheben, zu welchem Cromwell dasselbe gebracht hatte. England fürchtet die Größe, welche die Revolution und das Kaiserthum Frankreich lieben, und sucht daher jede engere Verbindung zwischen diesem und Rußland zu hintertreiben.

Vergeblich aber würde man dem französischen Ministerium vorstellen, daß, ganz abgesehen von der innern Freiheit, noch eine Menge Gründe für ein ganz anderes System, als dasjenige, welches es befolgt, sprechen; daß Frankreich, als der zweiten europäischen Seemacht, daran liegen muß, eine dritte Seemacht zu bilden, die ihm dereinst helfe, England die Wage zu halten, Frankreich mithin die Ansprüche Rußlands auf die Schifffahrt im schwarzen Meer unterstützen sollte, ohne sich vor dessen Vergrößerung in jenen Gegenden zu sehr bange seyn zu lassen; daß es Frankreichs Interesse ist, sich mit Preußens steigender Macht zu verbünden; daß Frankreich überhaupt mit jedem neuen Staate in engere Beziehungen treten, und überall die Sache der allgemeinen Civilisation schützen sollte.

Ueber das africanische Flußsystem.

(Schluß.)

Wenn der Quorra in den Golf von Guinea sich ergießt, was soll dann aber aus der berühmten Hypothese der Vereinigung des Nigers und des Nils werden? Aus dem System der arabischen Geographen, welche beide Flüsse während eines Theils ihres Laufes als identisch betrachten? Ein um so schwerer zu lösendes Problem, als in Ländern, welche periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, die Flüsse keine so bestimmt abgemessene Gebiete haben! Es sind zwei Flüsse, die sich vereinigen, oder die aus demselben See sich ergießen — uns erscheinen sie als Nil und als Niger — der Araber nennt beide Bahr — sie fallen ihm unter denselben Begriff, sie bilden in seinen Augen gewissermaßen Ein Ganzes. Diese Bemerkung könnte uns vielleicht den Schlüssel geben. Wir haben bereits aus Landers Reisebericht angeführt, daß sein Diener Mohammed in der Nähe von Dschacoba eines Flusses Schary Erwähnung that, der aus dem See Tschad entspringe, zu jeder Jahrszeit schiffbar sey und bei Funda in den Niger falle. Daß der Schary nicht aus dem See Tschad entspringt, sondern in denselben fällt — Dieß hat Denham bewiesen; der besagte Fluß kann also der Schary nicht seyn. Aber die Anzeige eines Flusses, der von Osten kommt und sich in den Quorra ergießt, ist nichts desto weniger höchst wichtig. Während seiner Expedition in Mandara, einer Gebirgslandschaft im Süden von Bornu, begegnete Denham einem gewissen Kaid Mussa ben Jussuf, der sich für einen Sohn des Reisenden Hornemann ausgab. Wie Kaid Mussa Denham erzählte, hatte er Adamawa, ein Land zehn Tagreisen südlich von Mandara, bereist; es war eine von hohen Gebirgen eingeschlossene Ebene; er sah daselbst mehrere große Seen und einen Fluß, der zwischen zwei sehr hohen Gebirgen durchlief und von Osten kam; dieser Fluß, sagte er, ist der Quona oder Quolla, derselbe, der bei Nyffé und Raka vorbeifließt, nicht der Schary. Dieser Kaid Mussa kommt gerade recht, um uns die Aussage Mohammeds zu berichtigen und zu vervollständigen. Der Fluß, von dem beide sprechen, ist höchst wahrscheinlich derselbe; aber Kaid Mussa macht aus dem Quorra und seinem Zufluß Einen Fluß, während Mohammed, welcher weiß, daß dieser Zufluß aus einem See hervorgeht, diesen See mit dem Tschad und den Fluß mit dem Schary verwechselt. Allein wenn er nicht aus dem Tschad entspringt, wo hat er seine Quelle denn? Ein arabisches Manuscript, welches Clapperton zurückgebracht, läßt den Quorra aus den Mondsgebirgen entspringen. Was in Bezug auf den Quorra selbst nicht möglich ist, sollte es nicht von seinem Zufluß gelten? Befinden sich nicht zwischen diesen Gebirgen und denen, die Denham im Süden von Mandara gesehen, die Seen von Adamawa, wovon Kaid Mussa spricht? Einen andern Beweis bietet die Karte dar, welche Clapperton auf seiner ersten Reise von Bello erhielt, und worauf in Widerspruch mit des Sultans eigenen Versicherungen der Fluß unterhalb Nyffé und Raka sich plötzlich gegen Osten wendet, mit folgender Bemerkung: „Hier ist das Wasser Quorra, welches nach Egypten fließt und Nil heißt.“ Abgesehen von den in peserter Ergebnisse, die sich [illegible]

diese Annahme erheben, ist es wahrscheinlich, daß der Fluß, kaum 90 Stunden vom atlantischen Meer, noch so viel Höhe hat, um ganz Africa zu durchfließen? Kaid Mussa und Mohammed beantworten die Frage. Was die arabischen Geographen für eine Fortsetzung des Quorra gehalten haben, ist nichts Anderes als dieser Zufluß, der aus denselben Gegenden und vielleicht aus denselben Quellen herstammt, wie der Bahr el-Abiad oder der weiße Nil; dieser Zufluß wäre dann der eigentliche Nil der Neger. Linant, der den Nil bis zum Lande der Schillucks hinaufreiste, versichert, daß die Quellen desselben viel westlicher liegen, als man sonst glaube. Darauf machte schon Caillaud aufmerksam, und Jomard bemerkte dazu: Wie! wenn die Mohdsgebirge, das unermeßliche Hochland, wo der weiße Fluß entspringt, einen See gleich dem Dembea enthielten, dem der blaue Fluß sein Daseyn verdankt? Und wenn dann aus diesem See auf der westlichen Abdachung des Gebirgs irgend ein anderer Fluß, etwa der Bahr Kulla ꝛc., entspränge, der nach Wangara oder sonst einem Wasserbehälter zuflöße, welcher von der andern Seite den Dialiba empfinge? Pilger aus dem Westen trafen dort mit Linant zusammen, die bereits seit zwei Monaten dem Lauf des weißen Nils folgten, und ehe sie an diesen Fluß gelangten, an einem andern Fluß hinaufgezogen waren. Hassan, Scheich von Fasuole, sagte ihm, der weiße Nil stehe in Verbindung mit großen Seen, die sich weit gegen Westen verlängerten, und in der Regenzeit mit einander zusammenflössen. Man ersieht aus allen diesen Berichten, daß Bello's Karte, die den Quorra in Verbindung mit dem Nil bringt, kein zu verachtendes Beweisstück ist. Bowdich verschaffte sich von einem Araber ein Itinerarium, mit dessen Hülfe er den Lauf des Quorra verfolgt. Das Reisebuch beginnt auf dem Fluß in Yawura oder Yauri und führt uns, nach einer sechszehntägigen wie Bowdich meint, immer östlichen Fahrt nach der Stadt Atagara, wo man sich nun im Innern von Africa denken sollte. Dieses Atagara figurirt mit allen Buchstaben auf unsrer Karte — aber freilich seltsamer Weise neben Dahomey und es steht dabei zu lesen: „Atagara, wo die Vögel sprechen und die Christen hinkommen, Handel zu treiben." Daraus ergiebt sich, daß wir Atagara auf der Küste von Guinea — in Ardra zu suchen haben. Während also Bowdich auf seinem östlich fließenden Niger rastlos auf das Innere von Africa lossteuert, führt ihn, ohne daß er es merkt, der Quorra nach dem Gestade zurück, wo er über seinem System brütet. Hingegen die Lage von Quolla-Robba oder Quolla-Liffa, wovon das Itinerarium die Entfernung von Atagara zu dreißig Schiffahrttagreisen angiebt, ist nicht auf der Küste zu suchen. Hier hat das Itinerarium den Quolla verlassen, um dessen Zufluß hinauf zu gehen, und Quolla-Robba oder Quolla-Liffa ist ohne Zweifel derselbe Ort, der als der östlichste Punkt auf Bello's Karte, unter dem Namen Cora-Massa, angegeben wird. „Der Quolla", schließt Bowdich, „fließt hierauf gegen die Berge und wird in dem Maße, als er sich denselben nähert, unansehnlicher." Ein Beweis, daß dieser Quolla (Quorra) ein Fluß ist, den man hinauf, nicht den man herunter kommt. Ferner — Abd-Arrahman-Aga, ein Abgesandter des Pascha von Tripoli, sagte zu Niebuhr, der große Fluß, welcher aus den Bergen von Abyssinien entspringe, fließe westwärts, längs den Reichen Afnu (arab. Name von Haussa) und Bornu hin, von welchem letzten Bergherme (Begarmi) und Andam (Adamawa), das Land der Yemvems (Danville's Lamlem) Theile seyen. Abdarrahman macht somit aus dem blauen, dem weißen und dem schwarzen Nil Einen Fluß. Jackson, englischer Consul zu Mogador, hörte erzählen, im Jahre 1780 hätten sich siebzehn Neger von Dschenni nach Tunbuktu begeben und wären gen Osten fortgeschifft, bis sie nach Cairo gekommen. Sie sahen unterwegs mehr als 1200 Städte. Mehrere Mal waren sie genöthigt, ihre Kanots zu Land weiter zu schaffen, namentlich bei drei Kataraften, wovon der bedeutendste am Eingang von Wangara; nach diesem Kataraft stiegen sie wieder zu Schiff und fuhren durch einen unermeßlichen See. Sie kehrten über Marocco in ihr Land zurück. Eben so weiß der Reisende Badia, bekannt unter dem Namen Ali-Bek, von einem Araber, Namens Sidi-Math-Bulai, daß der Nil Abid (der schwarze Nil) einen ungeheuern See bildet, der mit dem Nil von Egypten in Verbindung steht; und ein gewisser Hadschi Hamet sagt zu Ritchie, es gebe in Nyffé ein großes Binnenmeer von süßem Wasser, aus welchem der Tschadi entspringe, der nach Egypten fließe. Das Meer von Nyffé ist ohne Schwierigkeit der See von Ereo; nun haben wir gesehen, daß dieser Fluß von Egypten aus sich darein ergießt, nicht davon ausfließt; wenn er aber wirklich Tschadi heißt, so läßt sich Sidi Hamets Zadi darin erkennen, und es begreift sich, wie Mohammed den Tschad und den Schary verwechseln konnte. Sciabini berichtet, daß er den Dialiba hinabschiffend nach Ghinea (Gana) gekommen, in dessen Nähe ein See sey, in den der große Nil (der schwarze Nil) sich entlade. Hadschi Thaluk erzählte dem Obristen Fitz-Clarence, der Fluß von Tunbuktu werfe sich in einen großen See, genannt Bahr Sudan, aus dem der egyptische Nil entspringe (d. h. worein der schwarze Nil sich ergießt). Ein Marabut, der die Pilgerschaft nach Mecca gemacht, sagte zu Mollien, der Dialiba ergieße sich in den Nil (den schwarzen Nil) und beide fließen vereinigt in's (atlantische) Meer. Eben diesen Reisenden haben zwei Fula's versichert, in weiter Entfernung von Sego bilde der Dialiba einen ungeheuren See, dessen Wasser einen Abfluß habe in den egyptischen Nil (durch den schwarzen Nil mit dem weißen Nil in Verbindung stehe.) So wäre der Zusammenhang zwischen dem Fluß von Tunbuktu und dem Nil, den man bisher hartnäckig an der Mündung des letztern und in der Verzweiflung ihn hier zu finden, in unterirdischen*) Klüften suchte, durch Vermittlung eines dritten Flusses wirklich vorhanden. Dieser dritte Fluß — der schwarze Nil führte, wie gesagt, den Namen Tschadi oder Zadi und wahrscheinlich auch Adamawa, d. h. den Namen des Landes, das er durchfließt. Sultan Bello versprach Clapperton, auf dessen zweiter Reise,

*) Graen Sir Rufane Donkin, der im vorigen Jahre eine Dissertation geschrieben um den Niger durch einen unterirdischen Weg in die große Syrte münden zu lassen, spricht hauptsächlich die Form des Landes. Nach den Barometerbeobachtungen Lutney's und Denham's liegt die Wüste 12 bis 1500 Fuß über dem Meer und fällt gegen S den ins ab.

ihn Adamawa und den Schary besuchen zu lassen; da nun Schary ein Fluß ist, so sollte man meinen, Adamawa müsse es auch seyn. Er wollte ihm im Süden von Zegzeg, der südlichsten Provinz von Haussa, ein Meer zeigen, an welchem eine zweite Stadt Kano liege. Es kann aber im Süden von Zegzeg kein anderes Meer geben, als unsern See; und die Stadt Cano kann wohl keine andere seyn, als Gana, die alte Hauptstadt von Wangara, von der Guinea seinen Namen hat. Wie sehr ist zu bedauern, daß Clapperton diese Reise nicht mehr unternehmen konnte!

Examen der Candidaten des Civildienstes der ostindischen Compagnie.

Die Pensen, auf welche sich die Candidaten gefaßt halten müssen, sind folgende:

1) Alte Sprachen:

a) Griechisch: Neues Testament, Homer, Herodot, Demosthenes, die Scenikers. Das Minimum ist grammatische Exegese der vier Evangelien.

b) Lateinisch: Livius (5 BB); Virgil (Eklogen und Georgica oder 8 BB. der Aeneide); Horaz (Oden, Epoden und Poetik, oder Satiren und Episteln); Cicero (ein Stück so groß, als die Officien;) Tacitus (ein Stück so groß als die zwei ersten BB. der Annalen). Das Minimum ist bloß grammatische Exegese zweier dieser Stücke. Die Candidaten haben die Wahl der Stücke, nur müssen sie zuvor mit dem Examinator Rücksprache nehmen.

2) Wissenschaften: Arithmetik bis zur Lehre von den Brüchen; die vier ersten BB. des Euklid, oder die Elemente der Algebra mit Einschluß der einfachen Gleichungen. Von der heiligen Geschichte, Chronologie und Geographie so Viel zum Verständniß des N. T. erforderlich. Dieß ist das Minimum. Sonst gehören auch das sechste B. des Euklid, ebene Trigonometrie und Mechanik; neue Geschichte, nach Russel's „Neuem Europa"; Paley's Beweise des Christenthums in den Plan.

3) Orientalische Sprachen: das Minimum ist Persisch und Hindustanisch. Wenn der Candidat die Charaktere, in denen diese Sprachen gewöhnlich vorkommen, leserlich schreibt; wenn er die Anfangsgründe derselben nach Jones's und Shakspears' Grammatik kann; wenn er leichte Stellen aus dem angeführten Werke von Jones, aus Sadi's Gulistan und Shakspear's Chrestomathie liest, übersetzt und grammatisch zu erklären versteht; so ist er befähigt, was ihm auch in den europäischen Fächern abgehen mag. Je nach dem Erfund der Prüfung, namentlich im Orientalischen, werden die Candidaten classificirt, und darnach richtet sich der Grad, in welchem sie ihre Anstellung zu erwarten haben. Nach diesem Plan wird von Mariä Verkündigung 1830 an examinirt.

Salinen in den Vereinigten Staaten.

In der Stadt Salina, im Staat New-York, in gleicher Entfernung von Albany am Hudsonfluß und von Buffalo am Eriesee, liegen die ausgedehntesten Salzwerke, welche die Vereinigten Staaten aufzuweisen haben. Die erste Kunde davon verdanken die europäischen Einwanderer den Indianern, welche, wie es scheint, Jahrhunderte vor der Entdeckung des amerikanischen Continents durch Columbus aus diesen Quellen schöpften. Einer der frühesten Ansiedler erzählte dem Verf. der vorliegenden Notiz (Notice of the Salt springs and Manufactures of Salt at Salina, Syracuse etc. by Stephen Smith, Superintendent at Salina), wie er, um für seine Familie Salz zu holen, vor etlichen und vierzig Jahren mit einem indianischen Führer in einem Canoe einen kleinen Fluß in den Onandagasee hinab schiffte, dessen südöstliche Küste eine kurze Strecke verfolgte, und dann in die Mündung eines Baches (jetzt Mud-creek genannt) einlief, worauf er bald zu einer Salzquelle gelangte. Das Salzwasser befand sich damals 4 bis 5 Schuh unter der Oberfläche des süßen Wassers des Sees, und er verschaffte sich davon, indem er nur ein eisernes Gefäß auf den Boden senkte, das er augenblicklich mit der schwereren Flüssigkeit gefüllt wieder heraufziehen konnte. Diese Flüssigkeit sott er, da er aber die in der Auflösung dabei befindlichen Erdtheile nicht zu scheiden wußte, so bekam er ein bräunliches noch ziemlich unreines Salz. Seit dieser Zeit sind auf verschiedenen Punkten der Küsten des Sees noch viele andere Quellen entdeckt und in Brunnen gefaßt worden. Die Brunnen sind nirgends über 18 Fuß tief, aber in dem Wasser, das sie enthalten, ist ein bedeutender Unterschied, welcher nach den Jahrszeiten variirt, mit dem merkwürdigen Umstand, daß es mit dem Vorrücken des Sommers und dem Trocknen des anstoßenden Landes manchmal fünfzehn bis zwanzig Proz., ja in Fällen, ein Drittel abnimmt, wenn der See, der im Frühling die Brunnen überströmt, sich um 6 bis 8 Fuß gesetzt hat. Bis zum Sommer 1822 wurde das Salzwasser durch Menschenhände gepumpt; gegenwärtig bedient man sich einer hydraulischen Maschine, die nicht nur in der Stunde 15 bis 20,000 Galonen in eine Höhe von 70 Fuß empor arbeitet, sondern durch ihre Operation auch ein rascheres Zufließen der Salzbrühe bewirkt, wobei diese zugleich 20 bis 25 Proz. an Stärke gewinnt.

In dem letzten Jahrzehnd machte man mehrere Bohr-Versuche, um Steinsalz zu entdecken; auch wollte man sehen, ob sich nicht noch ergiebigere Salzquellen auffinden ließen. An einer Stelle, bei Syracuse, bohrte man 250 F., 80 Fuß tiefer als der tiefste Punkt im Onandagasee. Anfangs ging es durch Lager von gehärtetem Thon, bald aber gerieth man auch auf Felsen, und da die Unternehmer denselben für Granit hielten, so stellten sie unverrichteter Dinge die Arbeit ein. An einer andern Stelle kam Salz-Wasser von geringerer Qualität zu Vorschein; man gab jedoch die Arbeit in einer Tiefe von 50 Fuß gleichfalls auf, wegen der Schwierigkeit, den Bohrer, der aus Gußeisen war, durch ein Bett runder geglätteter Steine durchzutreiben. Glücklicher war man am Ufer des obenerwähnten Bachs, eine Meile von der Südspitze des Sees; nachdem man 80 Schuh tief gegraben, enthielt der Eimer (Gallon) bereits 22 Unzen Salz und der Gehalt nahm mit der Tiefe zu. Man brennt bei den Salzwerken bloß Holz, wovon das Klafter 1 fl. 54 kr. bis 3 fl. 45 kr. gilt. Die Salzwerke erweitern sich seit 1797 mit jedem Jahr; im J. 1827 betrug das in Salina fabricirte Salz 1 200,000 Bushels und der Bushel (zu 56 Pf.) kostete an Ort und Stelle, ohne die Abgabe, die der Staat davon erhebt, 19 kr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 63. 4 März 1830.

Memoiren von Sanson, Scharfrichter in Paris *).

Dieses Buch, von welchem uns bis jetzt bloß der erste Band zugekommen, ist allerdings merkwürdig genug, und eine Mittheilung darüber gehört unstreitbar in unser Blatt; denn die Memoiren Hrn. Sanson's liefern einen wesentlichen Beitrag zur „Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker." Nachdem Kaiser, Könige, Herzoge, Marschälle, Sergenten, Priester, Schauspieler, Ceremonienmeister, Polizeispionen, Galeerensklaven und das ganze übrige Heer der Männer und Weiber von Qualité und Nicht-Qualité als Herausgeber von Memoiren figurirt haben, scheint es zum Voraus nicht mehr als billig, daß man auch einen Scharfrichter die Stimme erheben lasse; und vollends welchen Scharfrichter! — einen, der die ganze französische Revolution hindurch am Brett war, eine der Haupt-Personen in dem großen Trauerspiele! Wahrlich der Mann könnte, wenn er anders schriftstellerisches Talent besitzt, oder einen tüchtigen Bearbeiter des von ihm gelieferten Stoffes fände, einen Epilog zu Mignet oder Thiers abfassen, wie ihn die ganze historische Sektion der Akademie nicht zu liefern vermöchte; und da die Menschen in den Stunden, worin er sie zu beobachten Gelegenheit hatte, sich gewöhnlich geben, wie sie sind, so stünden ihm hinsichtlich der psychologischen Wahrheit seiner Charakterschilderungen Vortheile zu, um welche ihn die Zunft seiner unzähligen Mitarbeiter in der Memoiren-Literatur insgesammt beneiden dürfte. Monsieur Sanson wäre — wenigstens den Erfahrungen nach, die er gemacht haben muß — die geeignetste Person, die Geschichte der französischen Revolution im Stil des Tacitus zu entwerfen.

Aber man erwarte Nichts dieser Art. Das Buch ist weder von dem Scharfrichter selbst geschrieben, noch macht es Ansprüche darauf, das Publikum unter dieser Maske irre zu leiten. Nicht in dieser Beziehung haben wir es ein merkwürdiges Buch genannt, sondern weil es die Memoirensucht und Memoirenfabrizirung der Franzosen heutigen Tags, so wie die Abwege einiger Koryphäen der neuen Schule, welche Hinrichtungen und Brandmarkungen als Stoff eines romantischen Effekts nicht verschmäht haben, auf eine Art persiflirt, die uns einen Begriff davon geben kann, wie unsern Nachbarn unter der mächtigen Aegide des Spottes oder wohl auch der Neuheit selbst das Ungeheuerste keck geboten werden darf: denn das Werk ist nicht etwa in einem Winkelverlage, sondern in einer angesehenen Buchhandlung in Paris heraus gekommen; und dasselbe rührt nicht von einer rohen bloß eine gewisse Gattung von Lesern berechnenden Seele her, sondern ist keineswegs ohne Geist, ohne eine gewisse Anmuth und künstlerische Berechnung geschrieben.

Nachdem sich der angebliche Verfasser am Eingange seines Werks, wie zu erwarten steht, Etwas über Kastenvorurtheile, über den unverschuldeten Fluch, der auf einem Paria haftet u. dgl. herausgelassen, schreitet er alsbald zu einer sehr pikanten Situation, zum Zusammentreffen mit einem Manne, der dem Tod noch öfter, als er selbst, und vielleicht eben so unerschüttert in's Auge gesehen hat! — Da diese Episode zugleich rein von dem Kannibalenthum ist, welchem das Buch sonst aufs Eifrigste nachstrebt, so möge dieselbe hier in gedrängtem Auszug ihren Platz finden.

„Ich war in der Magdalenenkirche, deren Bestimmung so eben durch ein Dekret abgeändert worden war. Man fing an, den Schutt aus derselben wegzuführen. Da ich nicht reich genug bin, um Pferde zum Nichtsthun zu nähren, so hatte ich die meinigen einem Kärrner überlassen, der an jener Arbeit Theil nahm, aber bald hören müssen, daß der Mann die Thiere mit wenig Schonung behandle. Um mich hievon mit eigenen Augen zu überzeugen, und zugleich selbst nicht bemerkt zu werden *), stellte ich mich hinter eine Säule des unvollendeten Gebäudes. Eine Lektüre, die ich bloß dann und wann unterbrach, um einen Blick auf die Arbeiter zu werfen, versetzte mich in eine Täuschung, die nicht ohne Annehmlichkeit war: ich vergaß mich und meine Verhältnisse über einem Capitel der „römischen Nächte", und dachte schon nicht mehr daran, warum ich eigentlich hergekommen, als ich aus meinen Träumen durch einen Lärm von Reitern erweckt wurde, welche sich am Eingange der Bret-

*) Memoires pour servir à l'histoire de la revolution française, par Sanson, exécuteur des arrêts criminels. Paris, de la librairie centrale, 1830.

*) Weil die Gesellschaft ihn als Paria flieht.

terwand aufstellten, die dem Boulevard entlang geht. Gleich darauf kamen drei Männer rasch gegen den Ort, wo ich stand, hergeschritten.

„Wo ist denn der Bauplatz?" sagte der Kleinste von ihnen, der zugleich am Aermlichsten gekleidet war; „man hat mir von Ueberhäufung mit Material, von ganzen Steinbrüchen, die man hergeführt haben wollte, gesprochen."

„Nun, hören Sie die Sägen nicht?"

„Eins, zwei, drei, vier; nicht weiter! Was, zum Henker! denken die Bauunternehmer? warum so wenige? die Pariser hören ja eine solche Musik so gerne."

Während dieses Gesprächs zogen die Drei an mir vorüber, und ich folgte ihnen aus Neugierde nach, indem ich mich stets hinter den Granitblöcken verborgen hielt.

„Seht einmal!" rief der kleine Mann, indem er seinen breitkrempigen Hut tief in die Stirne drückte, als sie eben an einem gewaltigen Blocke vorüber gingen, welchen die Arbeiter auf Walzen zu legen suchten — „die Leute verstehen Nichts; ich wette, Keiner von ihnen ist ein Artilleriſt. Pardieu! ich muß sie's besser lehren! — „„Sie könnten sich beschädigen"" meinte der Jüngere von den Begleitern des Kleinen. — „Fürchte Nichts, ich verstehe mich noch auf Kraftstücke." — „„Wir werden nicht dulden, daß so kostbare Tage auf's Spiel gesetzt werden."" — „Wie! ist es doch der Tempel des Ruhms, den man hier aufführt. Du muß jeder Franzose Hand anlegen." Mit diesen Worten nahte sich der Kleine den Arbeitern. „Na! Kinder, Ihr wißt nicht, wie Ihr's anfangen sollt? Legt Bretter auf den Boden, und nehmt einige von den Walzen weg; sie reiben sich dann weniger." — „„Nun, hab' ich's nicht gesagt"", rief selbstzufrieden Einer der Arbeiter, ein Stelzfuß — „„ich wette, der Herr ist Soldat gewesen?"" — „Richtig! und Ihr wohl auch? bei welcher Waffe?" — „„Unter den Kanonirn, im Regiment des kleinen Corporals."" — „Gerad wie ich selbst. Ihr wert denn mit in Egypten?" — „„Lieber Gott! mit dort gewesen: Malta, Alexandria, die Pyramiden, die Pompejussäule, den Josephsbrunnen, das Haus der heiligen Jungfrau hab ich gesehen und bei Bulak hab ich mein Bein gelassen! Sie wissen wohl, es ging dort heiß her."" „Der Kaiser hat Euch doch gehörig belohnt?" — „„Nun ja, 250 Franken Pension; mit so Viel muß unser Einer, wenn er Frau und Kinder hat, taglöhnen!"" — „Ihr müßt um das Kreuz einkommen." — „„Ach ja doch! einkommen, bei Wem denn?"" — „Beim Kaiser." — „„Hm! wenn ich nicht so einen Stotzen da zu wenig hätte, das Kreuz ist nur für Solche, die noch gut an's Messer sind."" — „Glaubt so Etwas nicht! es giebt auch Kreuze für Invaliden. Alexander — (zu einem der Begleiter) — schreibe den Namen des Kanonirs auf. Wie heißt? Ihr (zum Stelzfuß) — „„Jacques Foissac."" — „Gut! ich gelte Was bei Napoleon; kommt Morgen auf die Parade; es werden Kreuze an 25 Invaliden ausgetheilt; stellt Euch in die Reihe; wir werden Euch empfehlen. — Kommen Sie, meine Herren, halten wir diese Leute nicht länger von der Arbeit ab." —

Der kleine Mann ging einige Schritte vorwärts, blieb dann stehen, und sagte mit feierlichem Ton. „Sie haben's gehört, meine Herren! man sprengt aus, der Kaiser bekümmere sich um diejenigen Soldaten nichts weiter, welche kein Blut mehr für ihn vergießen können. Das ist eine gefährliche Meinung, wenn sie allgemeine Wurzel faßt." — „„Der Tempel des Ruhms ist für die Todten"", entgegnete der Aelteste von den Dreien, „„er wird die Lebenden zufrieden stellen."" „Ja; aber wann?" rief lebhaft der Kleine; „in fünfzig Jahren; vielleicht gar nie. An Geld fehlt es nicht, und auch der Ruhm hätte noch seine Zahlbanken — Italien, Oesterreich, Holland, Preußen; aber die Baumeister sind schläfrig; wenn es so langsam fortgeht, wird diese Kirchenruine nie zu dem dekretirten Tempel. Ueberdieß, was die Zukunft betrifft" . . . . . hier nahm mir ein starker Luftzug die folgenden Worte vor dem Ohre weg. Die drei Männer begaben sich gleich darauf in den Schoppen, wo der Marmor gesägt wurde. Eine dienstfertige Hand hob den Verhang, welcher den Eingang in die Werkstätte bedeckte, auf, und der Kleine trat zuerst hinein, worauf der alte Lumpen sogleich wieder herabfiel, und ich Nichts mehr von Jenem sehen konnte; aber unbemerkt schlich ich hinzu, und hörte ganz deutlich, was inwendig gesprochen wurde: „Was ist Euer Verdienst? — Sieben, acht, zuweilen auch wohl zehn Franken. — „Zehn Franken! nun das ist hübsch genug; so viel eben hat ein Bataillonscommandant." — Sie meinen, es wäre zu viel? — „Nicht doch! im Gegentheil, der Schweiß muß belohnt seyn; der Arbeiter muß eine Familie ernähren, muß sich hie und da Etwas zu Gute thun können."

In diesem Augenblicke schlug mir Etwas auf die Schulter; ich fuhr herum und erblickte einen großen Mann mit einem Schnurrbart, der mich alsogleich bei der Gurgel faßte und die Spitze eines türkischen Dolchs auf meine Brust setzte, während er mit gebrochener Aussprache in gräßliche Flüche übersprudelte. „Mir Du nach! daß Kopf Dir abhaue, wenn Sultan will, Schurke Du! den Herrn mein tödten wollen. Ausgelebt hast!"

Ich gestehe, daß ich bestürzt war, und Jeder wär' es wohl an meiner Stelle gewesen. Selbst unter meinem bejammernswerthen Stand ist keine so feste Seele, die nicht hie und da erschräcke. War der Unbekannte eine Erscheinung, ein Schatten, ein zürnender Geist? Die Nähe des Friedhofs der untergegangenen Monarchie machte mich starr vor Entsetzen. Ich fürchtete nicht den Tod, aber ich zitterte, unvorbereitet vor Gott treten zu müssen. Aus diesen qualvollen Gedanken, die mir fast den Verstand raubten, brachte mich eine unter dem Volke entstehende Bewegung wieder zu mir selbst: die Leute rannten, und ein Geschrei: „Es ist der Kaiser; hoch lebe der Kaiser" flog in die Lüfte. Ich stand vor dem kleinen Mann, ehe ich mir's versah. Eine Lächeln auf seinem Gesicht schien mir von günstiger Vorbedeutung; seine Augen blitzen vor Freude: „Ihr betäubt mich" rief er den Umstehenden zu; „genug! genug! Ihr sollt hundert Napoleons bekommen, und den Strauß werde ich in's Wasser stellen!" Der Jubelruf verdoppelte sich; auf mich achtete man noch gar nicht. Gleichwohl war ich ein Gefangener, der nothwendig vorgeführt werden mußte; mein Herumschleichen

unter den Bautrümmern hing vielleicht mit einem Geheimniß, einer Verschwörung zusammen. Man stellte mich dem Kaiser dar. Bei meinem Anblick schauderte er zusammen, wie ein scheues Pferd; seine Stirn wurde düster. Ich aber hatte jetzt meine ganze Unbefangenheit wieder gewonnen, und das gute Gewissen mußte sich auf meinen Zügen ausdrücken.

„Wer ist der Mensch da?" fragte Napoleon, als ich noch weit von ihm weg war: „gewiß ein Chouan; ein Stück aus England! Rustan wache über den Gefangenen." — Die Offiziere, welche den Kaiser begleiteten, eilten sogleich, mich zu durchsuchen; es waren Alexander Berthier und der Großmarschall des Palastes. Sie fanden Nichts bei mir, das den geringsten Verdacht hätte erwecken können; der kleine Band der römischen Nächte wurde durchblättert, um und umgewandt, ob er nicht irgend ein Papier enthielte, das Aufschluß gäbe. Mehrmals wollte ich sprechen, aber der Mameluk schloß mir immer wieder den Mund mit den Worten: „Schweig, oder ich Kopf abhau."

Ich war jetzt beinahe ganz entkleidet; der Kaiser, überzeugt, daß ich in diesem Zustande nicht gefährlich seyn könne, trat bis auf vier Schritte vor mich. — „Wie heißt Ihr?" fragte er mit berechneter Kälte. — Sanson. — Er zog die Brauen zusammen und drückte den Hals in die Schultern; augenscheinlich hatte mein Name einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht. „Was thatet Ihr, als ich hieher kam?" — Ich las. — Sein Gesicht klärte sich wieder Etwas auf. „Wer seyd Ihr?" — Vollzieher des Criminalgerichts. — Bei diesen schüchtern ausgesprochenen Worten warf Berthier mein Buch, das er in der Hand hielt, bestürzt weg, und der Großmarschall, der hart neben mir stand, wich mit Entsetzen zurück. Der Mameluk im Gegentheil wurde ganz freundlich und betrachtete mich mit der Bewunderung eines Asiaten.

Den Kaiser schüttelte krampfhafte Bewegung, die er umsonst zu verbergen suchte. „Ich habe die Pestkranken in Jaffa berührt" — — murmelte er halblaut. „Nun, Düroc, ich glaube der Alte macht Ihnen bange?" „Laß ihn los", befahl er meinem Wächter. „Sanson, wie lang seyd Ihr im Amt?" — Seit 1778. — „Also habt Ihr im Jahr dreiundneunzig" . . . ? Er redete nicht aus; aber er wies mit der Hand nach dem Ort, wo damals die Guillotine stand. Ich verhüllte mein Gesicht und nahm das Schnupftuch vor, meine Thränen abzuwischen. „Also Ihr seyd's!" nahm er wieder das Wort; „und wenn man eine neue Convention käme; wenn sie wagten" . . . . . Sire, erwiederte ich mit tiefer Verbeugung: — — **ich habe Ludwig XVI hingerichtet.**

Des Kaisers Aug hing starr an mir, seine Lippen bebten wie im Fieber. — Er würde uns Alle guillotiniren, rief der Fürst von Neufchatel. „Gehen wir!" sagte Napoleon, aus seiner Unbeweglichkeit erwachend; und sie verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Dillon's Reise in der Südsee.

Eine einfache seemännische Erzählung von Begegnissen, die schon durch die Ferne des Orts, noch mehr durch die Fremdartigkeit der handelnden Personen, so wie ihrer ganzen Umgebung für uns friedliche Landbewohner den Anschein des Wunderbaren erhalten, ist, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe, der damit verbunden seyn mag, immer gewiß, die volle Theilnahme der großen Lesewelt zu gewinnen. Auf ein ausgezeichneteres Verdienst macht, dem bescheidenen Vorworte nach, „Dillon's Erzählung von einer Reise in die Südsee, veranstaltet auf Befehl der Regierung des britischen Indiens, um das Schicksal der Expedition La Perouse's auszumitteln (Narrative and Successful Result of a Voyage in the South Seas, Performed by order of the Government of British India, etc, by the Chevalier Capt. P. Dillon, 2 vols 8 Lond. 1829) keinen Anspruch; doch müssen wir dieses dem Verfasser in um so höherem Grade zugestehen, als das Gebiet, in welches er uns einführt, bisher größtentheils noch völlig unbekannt war, und selbst, wo dieß nicht der Fall ist, sein langer Aufenthalt unter den wilden Völkerschaften jener Gegenden ihn in den Stand setzte, ihre Lebensart, Sitten und Gebräuche vollständiger und treuer aufzufassen als dasselbe irgend einem seiner Vorgänger gelingen konnte.

Die Einleitung giebt eine kurze Notiz über die Reise La Perouse's, der am 1 August 1785 mit den beiden Fregatten la Boussole und l'Astrolabe von Brest auslief und mit seiner ganzen Schiffsmannschaft auf einer bisher unbekannten Insel der Südsee umkam, so wie über die Expedition des Hrn. d'Entrecastrux, der im J. 1791 in See ging, um seine verunglückten Landsleute aufzusuchen. Darauf folgt Dillons eigene Geschichte, die nicht weniger reich an merkwürdigen Abenteuern ist. Im Jahr 1813 befand Dillon sich als Lieutenant auf dem Schiffe Hunter, als der Capitän desselben an einem Kriegszuge der Bowinsulaner gegen die Bewohner von Vitear — einem Eiland, welches gleich Bow zu dem Archipel der Beti-Inseln gehört — Theil nahm. Bei einer Landung begingen die Europäer die Unvorsichtigkeit sich zu zerstreuen; sie fielen in einen Hinterhalt der Feinde und wurden, bis auf Wenige, erschlagen. Zuletzt erreichte Dillon allein, während unzählige Wilden seine flüchtigen Cameraden verfolgten, den Fuß eines steilen Felsens, der mitten in der Ebene lag und wenigstens für den Augenblick Schutz und Sicherheit versprach. Da es unmöglich war, erzählt er, durch die Schaaren der Eingebornen, die uns den Weg abgeschnitten hatten, zu den Booten durchzudringen; so rief ich meinen Cameraden, von denen ich einige in der Nähe sah, zu: „Auf den Berg! auf den Berg!" Wir erreichten glücklich den Gipfel desselben, wo ich mich mit folgenden Personen zusammen fand: mit Charles Savage, dem Chinesen Luis, Martin Bushant, Thomas Dasny und William Wilson. Die drei ersteren lebten auf der Insel Bow und hatten sich uns bloß zu der Expedition angeschlossen; die beiden letztern waren Matrosen und gehörten zu dem Schiffe. Dasny feuerte seine Flinte noch in der Ebene ab und zerbrach sie darauf, indem er die Wilden von sich abwehrte. Er war vielfach verwundet und hatte vier Pfeile im Rücken stecken. Zum Glück war der Hügel, auf welchen wir uns gerettet hatten, so steil, daß nur wenige Personen zugleich hinaufsteigen konnten; auch war er zu hoch, als daß die Eingebornen

uns mit ihren Speeren oder Schleudern hätten belästigen können; und die Pfeile wurden durch einen heftigen Wind von uns abgewendet. Da unser erster Offizier gefallen war, so übernahm ich, als der Nächste im Rang, das Commando, und stellte meine Mannschaft so zweckmäßig auf, als möglich, um unsere Posten zu vertheidigen. Ich ließ nicht mehr als eine oder zwei Flinten auf einmal abfeuern und gebrauchte den Verwundeten zum Laden. Mehrere der Eingebornen stiegen den Hügel hinan, bis auf wenige Schritt von uns; sie wurden aber erschossen, so wie sie sich näherten, und nachdem einige von ihnen auf diese Weise erlegt waren, hielten die übrigen sich in der Entfernung. Da wir nur noch wenig Schießvorrath übrig hatten, so gingen wir mit demselben so sparsam um, als möglich; auch wollten wir die Eingebornen nicht noch mehr reizen, als bereits durch unser Feuern geschehen war, wenn wir nicht durch die unumgänglichste Nothwendigkeit dazu getrieben wurden. Von dem erhabenen Punkte, den wir einnahmen, hatten wir eine freie Aussicht bis zu dem Landungsplatze, wo die Boote vor Anker lagen, die unsere Rückkehr erwarteten. Unsere letzte Hoffnung beruhte darauf, daß wir voraussetzten, der Capitän werde sich mit sechs indischen Soldaten, die an Bord waren, und zwei oder drei Europäern bewaffnen und an die Spitze der Bowleute stellen, die uns in ihren Canots begleiteten. Aber auch diese Hoffnung verschwand, als wir die Boote der Bowinsulaner unter Segel gehen und gerade nach ihrer Insel zusteuern sahen, ohne daß sie das Schiff angerufen hätten.

Die Unglücklichen sahen von ihrem Felsen, wie die Cannibalen die Oefen bereiteten, in denen sie die Erschlagenen backen wollten; und da diese Beschäftigung ihre Wuth etwas milderte, so erinnerte Dillon sie, daß noch acht von ihren Leuten als Gefangene auf dem Schiffe wären, und daß diese, wenn man ihn und seine Begleiter nicht unverletzt entließe, sicher den Tod finden würden. Da der Bruder des Hohenpriesters sich an Bord befand, so vermochte diese Rücksicht sie, einen Mann dahin zu senden, um die Freilassung der Gefangenen zu verlangen.

Während dessen, fährt der Verf. fort, trat ein Waffenstillstand ein, der nicht gebrochen worden wäre, wenn Charles Savage nicht durch seine Unvorsichtigkeit die Eingebornen in eine Versuchung geführt hätte die zu groß war, als daß sie derselben hätten widerstehen können. Es klommen mehrere von den Häuptlingen der Eingebornen den Hügel hinauf, bis auf wenige Schritt von uns, und versicherten uns ihrer Freundschaft und vollkommener Sicherheit, wenn wir uns zu ihnen hinab begeben wollten. Ich traute diesen Versprechungen nicht, und gestattete auch meinen Leuten nicht, ihnen zu folgen, bis Charles Savage, der sich fünf Jahre lang auf dem Archipel aufgehalten hatte, und daher die Sprache der Eingebornen redete, mich wiederholt um die Erlaubniß bat, ihn hinabgehen zu lassen, da er überzeugt sey, daß die Häuptlinge ihre Zusage halten und uns insgesammt sicher zu dem Schiffe zurückkehren lassen würden. Ich konnte meine Einwilligung ihm nicht länger verweigern, sagte ihm aber nochmals, daß es gegen meinen Willen geschehe, und daß er seine Flinte und Munition uns zurücklassen müsse. Dieß that er und ging ungefähr zweihundert Schritt von dem Fuße des Hügels zu dem Platze, wo Bonahar (der König) saß, umgeben von seinen Häuptlingen, die ihn mit Freuden empfingen, aber für sich bereits entschlossen waren, ihn zu tödten und zu verzehren. Sie unterhielten sich mit ihm einige Zeit und riefen mir dann zu: „Komm herab, Peter! wir werden Dir Nichts thun, Du siehst daß wir Karl Nichts thun!" Ich antwortete, daß ich nicht eher herabkommen wollte, als bis die Gefangenen gelandet wären. Während dieses Gespräches stahl der Chinese Luis sich ohne mein Wissen, mit seinen Waffen, auf der andern Seite des Hügels hinab, um sich unter den Schutz eines Häuptlings zu stellen, mit dem er genau bekannt war, und dem er in frühern Kriegen wesentliche Dienste geleistet hatte. Da die Insulaner sahen, daß sie mich nicht vermögen konnten, mich in ihre Macht zu begeben, so erhoben sie ein Geschrei, welches die Luft erfüllte; und in diesem Augenblicke wurde Charles Savage bei den Beinen ergriffen und von sechs Männer mit dem Kopfe in einen Quell frischen Wassers gehalten, bis er erstickt war; während ein anderer Wilder sich hinter den Chinesen stellte und ihm mit seiner ungeheuern Keule den Schädel einschlug. Die Unglücklichen waren kaum entseelt, so wurden sie aufgeschnitten, ausgeweidet und in Oefen gesteckt, die zu diesem Zwecke schon bereit standen. Wir, die drei Vertheidiger des Hügels, wurden darauf von allen Seiten von den Cannibalen mit größter Wuth angefallen; die Häuptlinge feuerten sie an, hinan zusteigen und uns herabzuholen, wobei sie dem, welcher mich tödten würde, die größten Versprechungen machten, und häufig ihre Leute fragten, ob sie sich denn vor drei weißen Menschen fürchteten, da sie deren heut doch mehrere getödtet hätten. Da wir vier Flinten unter uns dreien hatten, so blieben zwei davon immer geladen; denn Wilson war ein schlechter Schütze und ich befahl ihm daher, die Flinten bloß zu laden, während Martin Bushard und ich sie abfeuerten. Bushard war ein ausgezeichneter Schütze; er erlegte auf acht und zwanzig Schüsse sieben und zwanzig der Cannibalen; auch ich tödtete und verwundete mehrere. Da sie also fanden, daß sie uns nicht ohne großen Verlust bezwingen konnten, so ließen sie ab und schwuren uns Rache.

(Fortsetzung folgt.)

Der Granit als Surrogat des Eisens.

Das Projekt, zwischen Havre und Paris eine Eisenbahn anzulegen, scheint gegenwärtig gänzlich aufgegeben, wegen der ungeheuren Kosten, die es verursachen würde. Indessen hat diese Idee doch Früchte getragen, indem ein alter Ingenieur heraus gebracht hat, daß das Eisen sich vortheilhaft und zwar mit einem Ersparniß von $\frac{9}{10}$ durch Granit ersetzen lasse. Die Gegend von Flamanville, unfern Cherbourg, liefere den Stein und die Blöcke könnte man zur See und auf der Seine an Ort und Stelle schaffen. Ein Plan soll deßhalb unverzüglich dem Ministerium des Innern und dem Generaldirektor der Brücken und Straßen vorgelegt werden.

Chabert, der Feuerkönig.

Das Geheimniß des Feuerkönigs, dessen Herrschaft zu Ende zu seyn scheint, soll darin bestehen, daß man die Hände nur mit einer Salbe von armenischem Bolus, 2 Unzen, Queckſilber 1 Unze, Kampher $\frac{1}{2}$ Unz., und Branntwein, 2 Unz., einzureiben brauche, um sie unbeschädigt in ein Gefäß mit flüssigem Blei stecken zu können. Habe man vollends flüssigen Storax, so könne man getrost in den glühenden Backofen schlüpfen, Feuer essen, einen Seetzund auf der Zunge braten lassen, und siedendes Oel verschlucken.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 64. 5 März 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

7. Räumung Morea's.

Der Traktat zur Räumung Morea's, welchen die englische Regierung ihren Admiral in Alexandria abschließen ließ, nachdem sie ihm drei Monate zuvor seine Abberufung angekündigt hatte, erwies sich als ein nutzloses Stück Papier (denn dießmal machte der Admiral wohlweislich seine Sache schriftlich ab), da zu gleicher Zeit in London wegen der Ausrüstung einer französischen Expedition in den mittelländischen Häfen Frankreichs unterhandelt wurde. Als Capo d'Istria um die Mitte Januars 1828 in Griechenland auftrat, äußerte er die unbestimmte Hoffnung, daß Morea ohne auswärtige Hülfe vom Feind gesäubert werden könnte. In dieser Erwartung durch die Hartnäckigkeit des egyptischen Befehlshabers getäuscht, sah er sich unter der Hand nach französischem Beistand um. Die französische Regierung zeigte sich gleich geneigt, eine Expedition abzusenden; allein die englische Regierung hatte dawider Allerlei einzuwenden; Conferenzen um Conferenzen wurden gehalten, Protokolle um Protokolle abgefaßt. Indeß das Cabinet der Tuillerien blieb fest und setzte sein Vorhaben durch. Zuerst behauptete der englische Minister des Auswärtigen, es wäre gegen den Geist des londner Vertrags, zu Zwangsmitteln zu schreiten, um die Türken aus Morea zu entfernen, und wenn die Schlacht von Navarin, die einzig um desselben Zweckes willen geschlagen wurde, ein verdrießlicher Bruch jenes Traktats zu nennen war, so hatte dieser Einwurf volle Gültigkeit. Doch die Franzosen ließen sich nicht überzeugen; jetzt bewies ihnen der edle Lord, eine solche Maßregel wäre gegen die Wünsche des Präsidenten von Griechenland, der sie als eine Beeinträchtigung seiner Autorität ansehen würde. Umsonst! Die Antwort, welche der an Capo d'Istria deßhalb abgesandte Courier umgehend zurückbrachte, beseitigte auch diese zarte Bedenklichkeit: der Präsident gab nicht bloß seine Beistimmung von sich, sondern ersuchte sogar dringend um Beschleunigung der Ankunft der französischen Truppen. Also gut! aber wie weit sollen die Operationen der Franzosen in Griechenland sich erstrecken, und wie lange soll ihr Aufenthalt dauern? Darüber erhob sich nun eine neue Reihe von Anständen. Endlich sprach das französische Kabinet unterm 25 Juni 1828 seine Entschließung aus, und — Wer hätte es glauben sollen? — die britische Regierung erklärte sich damit einverstanden — ja sie ging in ihrer Bereitwilligkeit so weit, daß sie, wenn sie auch die Theilnahme an der Landerpedition ablehnte, ihre Kriegsschiffe zum Transport der französischen Truppen anbot!! Die letzten Verabredungen über die Expedition wurden getroffen in einer am 19 Juli zwischen den Bevollmächtigten der drei Mächte Statt gefundenen Conferenz, wozu sich der englische Minister eine nachträgliche Erklärung vorbehielt, die wir so glücklich sind mittheilen zu können, da sie dazu beitragen kann, die Ansichten unsrer Minister ins Licht zu setzen.

„Entwurf einer englischen Erklärung als Zusatz zu dem Protokol vom 19 Juli 1828. Die Absicht, welche dem Traktat vom 6 Juli unterlag, ging nicht dahin, aus Griechenland eine Eroberung zu machen, noch die Pforte einer schätzbaren Provinz zu berauben, noch Griechenland die Unabhängigkeit zu verleihen, sondern den Frieden in der Levante dauerhaft zu begründen, einen Frieden, den eben so sehr die Menschlichkeit, als das Interesse aller europäischen Mächte erheischte. Die Maßregeln, welche der Traktat in Betracht zog, waren zuvörderst freundliche Vorstellung und Zurede; und erst, wenn man auf diesem Wege nicht dazu käme, fernere Collisionen zwischen den kriegführenden Theilen zu verhindern, sollten Zwangsmaßregeln eintreten, die allerdings bis zu kriegerischen Demonstrationen gehen könnten, sofern der obige Zweck sich absolut nicht anders erreichen ließe. Aber die drei Mächte hatten sich vor der Welt das Wort gegeben, nicht Partei zu nehmen. Bei dieser Ansicht der Dinge und weil überdieß die Regierung Sr. britischen Maj. diese Verpflichtungen in der Ueberzeugung einging, daß die ottomanische Pforte darauf verzichten müßte, ihre Autorität durch Waffengewalt herzustellen, hatte Sr. Maj. Bevollmächtigter die Weisung erhalten, von jedem Schritt wirklicher Feindseligkeit abzurathen, es sey denn, daß die Verbündeten, im Verfolg ihres Zwecks, Collisionen zwischen den kriegführenden Theilen zu verhindern, dazu positiv sich genöthigt sähen. Endlich ist es Thatsache, daß der Präsident Capo d'Istria die Einführung europäischer Truppen nach Morea sich verbat.

„Die Ereignisse haben indessen die Lage der Dinge wesentlich verändert. Man hatte erwarten können, einmal zwölf Schiffe von der Linie und mehr als die verhältnißmäßige Anzahl kleinerer Fahrzeuge sollten im Stande seyn, den Egyptiern, die sich im Besitz der drei Festungen Navarin, Coron und Modon befanden, alle Communication mit Egypten und überhaupt jede Zufuhr von der See her abzuschneiden; sodann die Griechen sollten dafür zu sorgen wissen, daß Ibrahim Pascha seine Streitkräfte nicht vertheilen könnte, um die Ernte in Morea einzuheimsen. Daß mancherlei Umstände beitragen mußten, diese Erwartungen zu vereiteln, ist bekannt; ebenso, daß die Griechen Ibrahim Paschas Entfernung zu bewirken, oder nur seine Lage zu erschweren nicht vermögend sind. Auch scheint jetzt Graf Capo d'Istria selbst die Hülfe fremder Trüppen zu begehren. Mittlerweile haben sich in andern Gegenden wichtige Dinge ereignet, und es ist nothwendig, daß sich die Verbündeten auf die möglichen Folgen gefaßt halten. Unter diesen Umständen erklärt sich Sr. Maj. Regierung mit den Vorschlägen Sr. Allerchristlichsten Maj einverstanden. Se. Maj. sieht sich zwar außer Stand, Ihre eignen Truppen in Morea zu verwenden, dagegen kann Sie versichern, daß Sie gern mit jedem der Ihr zu Gebot stehenden Mittel sich zu Diensten erbietet, um den Erfolg der Expedition zu befördern, indem Sie entweder, wenn Ihre Verbündeten es wünschen, Ihre Seemacht im mittelländischen Meer verstärkt, oder derselben eine solche Stellung anweist, daß sie Sr. Allerchristlichsten Maj. bei Ausführung Ihres Unternehmens möglichst behülflich seyn kann. Se. Maj. hegt dabei zu Sr. Allerchristlichsten Maj. das Vertrauen, daß diese Maßregel nach den echten Grundsätzen des Vertrags vom 6 Juli 1827 vollzogen wird, daß die Operation auf die Nothwendigkeit des Falls beschränkt bleiben und daß, sobald Ibrahim zu Land und Meer Morea geräumt hat, die Truppen zurückgezogen werden."

Die französische Expedition lief ungefähr zwei Monate nachher aus, und mit einer militärischen Parade und dem Abfeuern einiger Kanonen um der Form willen endete ein Feldzug, dessen Hauptinteresse darin bestand, daß ein Marschall von Frankreich und ein Pascha von drei Roßschweifen mit einander Complimente wechselten, Revüen hielten und Kaffee tranken. Da es in Morea Nichts zu thun gab, so war die weiße Flagge bereits im Begriff, den Isthmus von Corinth zu überschreiten, unter Connivenz, wo nicht auf geheimes Anstiften, der französischen Regierung, als das englische Ministerium die Lärmtrompete blies und Frankreich durch den Telegraphen den Befehl Halt zu machen an seine Armee ergehen lassen mußte, weil die weisen Athener auf der andern Seite des Wassers entschieden hatten, daß Morea Griechenland sey und daß Attica das Leibgedinge des schwarzen Verschnittenen vom Serail verbleiben solle.

Memoiren von Sanson, Scharfrichter in Paris.

Die Familiengeschichte.

Eines Abends las mein Vater im Mercure Galant. Plötzlich hielt er inne — „Unseliges Loos! ach mein Karl!" — er vermochte nicht weiter zu sprechen; das Buch fiel ihm aus der Hand; ich nahm es und las mit lauter Stimme: Arras. Ein sonderbarer Vorfall hat sich hier ereignet; gestern sollte der Sohn des Scharfrichters aus unsrer Stadt zum ersten Mal ein junges Mädchen henken; Morgens hatte er noch den Galgen zugerichtet, als aber der Augenblick zur Hinrichtung herbeikam, war er nirgends zu finden. Man wartete auf ihn, man verlor die Geduld, man suchte ihn auf. Er war todt. — Man erschöpft sich in Muthmaßungen über dieses Ereigniß.

„Ohne Zweifel eine Liebesgeschichte," meinte meine Mutter.

„O Gott!" sagte mein Vater; „Wer weiß was noch Alles Deiner wartet, Karl. Ich bitte Dich, sey vor der Liebe auf der Hut!"

„Ist er doch unschuldig wie ein Kind in diesem Stück," rief die Mutter, „Was meinst Du mit einem solchen Rath?"

„Es ist gut ihn zu warnen. Du weißt, was Heinrich Sanson geschehen ist."

„Das ist auch wahr."

„Und heute noch soll er dessen Geschichte lesen." Mein Vater öffnete einen großen Schrank, und nahm eine Rolle Papier heraus. „Da! er selbst hat sie geschrieben."

Alsobald begab ich mich auf mein Zimmer, und machte mich mit Heißhunger über das Manuscript her, aus welchem ich folgende Auszüge machte:

Margareta.

Ich verheimlichte sorgfältig den Stand meines Vaters. Meine größte Lust war, das Theater im Hotel de Bourgogne zu besuchen, wo ich bald eine heftige Neigung zu einer Schauspielerin faßte Sie hieß Gogo und gab mir vor vielen angesehenen Bewerbern einen entschiedenen Vorzug. Vielleicht mochte sie sogar auf eine ernstliche Verbindung denken. Ohne mich Etwas merken zu lassen, zog sie Erkundigungen über meinen Stand, meine Familie ein, und eines Morgens, nachdem sie die Wahrheit entdeckt hatte, war sie verschwunden. Niemand hat jemals erfahren, was aus ihr geworden. Dieß Ereigniß machte dem wilden Leben, das ich bisher geführt, ein Ende. Mein Vater ließ verlauten, daß er mir sein Amt abzutreten gedenke, und legte mir dessen Pflichten ans Herz. Ich wurde sehr trübe gestimmt, und konnte nicht ohne ein Gefühl von Schauder an den Tag denken, wo ich als sein Nachfolger auftreten würde.

Eines Tages begab ich mich nach Versailles, um die Wasserspringen zu sehen. Es war herrliches Wetter, die Sonne warf ihre vollen Strahlen auf eine unzählige Menschenmenge, die einem goldnen und silbernen Meßgewand glich, so reich waren die Kleider der meisten Anwesenden. Mitten in dem Gewühl bemerkte ich ein junges Mädchen. Schwarze Locken quollen aus den Schleifen ihrer Kopfbedeckung. Sie schien traurig; ihre Augen brannten von düsterm Feuer. Ihr Anzug bestand in einem einfachen grünen Kleid. Vielleicht war sie nicht ausgezeichnet schön, aber ich fand in ihrer Miene Etwas, was den übrigen Weibern abging. Sie allein machte jetzt für mich das ganze Fest von Versailles aus. Das liebliche Kind führte eine alte Frau am Arm, welche der untersten Volksklasse anzugehören

schien. Beide stiegen, als die Wasser aufgehört hatten zu springen, die Marmortreppe bei der Statue der Latona herab; ich folgte ihnen nach. In der großen Allee wurde durch das tobende Gedränge die Begleiterin von dem Mädchen weggerissen. Man hörte Geschrei; der König mit dem Hof nahte.

Mit Anstrengung aller Kräfte gelangte ich bis zu meiner Unbekannten, welche eben in der höchsten Gefahr schwebte, gegen das Fußgestelle einer Marmorstatue gedrückt und zerquetscht zu werden. Ihre Augen drückten eine gewisse Ergebung in das drohende Schicksal aus; als ich ihr jedoch den Arm bot, und sie muthig aus der gefährlichen Lage befreite, funkelten dieselben zu Blitzen auf; aber schnell bedeckte wieder Blässe ihr Antlitz. Ich theilte kräftig die Haufen auseinander, und in wenigen Minuten befanden wir uns auf einem freien Platz. Wir schwiegen beide. Plötzlich rief sie, den Blick auf die Vorübergehenden geheftet: „Da ist meine Mutter!" Sie ließ meinen Arm los, und lief auf die alte Frau zu, welche sie vorhin geführt hatte.

Betroffen über die gesuchte Unhöflichkeit, mit welcher sie ohne ein Wort des Dankes von mir schied, ging ich ihr langsam nach. Sie eilte auf ein Gatter an der bretagner Straße zu. Als ich dort ankam, trat die Alte hervor, und sagte verstohlen: „Meine Tochter und ich bitten Sie, mein Herr, uns nicht nachzufolgen." Hiemit kehrten sie gegen Versailles um.

Ich begab mich nach Paris zurück. Zwei Tage lang dachte ich nur an meine Unbekannte; am dritten war ich wieder in Versailles. Ich ging nach dem Orte, wo ich sie vielleicht vom Tod gerettet. Sie selbst war dort. Sie erblickte mich, und wollte wegeilen; aber ich hatte sie bald eingeholt. „Ich bitte Sie mein Herr," sagte sie mit Thränen im Aug, „verlassen Sie mich. Ich bin ein armes Mädchen; Sie sind ein Mann von Stande."

„Ich bin kein Mann von Stande"

Ein Seufzer entfuhr ihr wider Willen.

„Und vielleicht bedürfte ich eher Ihres Mitleids," fuhr ich fort, „als Sie des meinigen."....

Ich wagte nichts Weiteres zuzusetzen; ich bot ihr den Arm, und wir machten einen köstlichen Spaziergang. Ich erfuhr, daß sie Margareta heiße, und sagte ihr: mein Name sey Heinrich. — Wir kamen überein, daß wir uns in zwei Tagen wieder sehen wollten. Eine Zusammenkunft folgte der andern, und bald war Margareta überzeugt, daß ich sie aufrichtig liebe; aber den Stand meines Vaters bewahrte ich noch als Geheimniß vor ihr.

Eines Tages ruhten ihre großen schwarzen Augen schüchtern auf mir. „Liebst Du mich recht?" fragte sie endlich mit muthiger Stimme.

„Ja."

„Würdest Du mich auch lieben, wenn ich die Tochter eines Verbrechers wäre?"

„Ja."

„Eines Galeerensclaven?"

„Ja."

„Eines Reregaten?"

„Ja."

„Eines Verräthers, der Frankreich verkauft hätte?"

Ich stockte.....

„Eines Scharfrichters?"

Sie wurde bleich, wie der Tod, als sie dieses Wort aussprach.

„Nimmt Dir denn Deine Geburt eine einzige von Deinen Tugenden, Deinen Vorzügen, Margarete?"

Sie athmete tief auf, erröthete, schlug die Augen nieder, ließ den Kopf auf meine Schulter fallen, und blieb versunken in seliger Stille.

„Ich bin die Tochter des Scharfrichters von Versailles," sagte sie mir ins Ohr.

Dann fiel sie auf die Knie, und rief mit himmlischer Stimme: „Mein Gott! er verstößt mich nicht!"

„Dich verstoßen, Margarete? wie könnt' ich Das? bin ich doch selbst....."

„Was?" schrie sie mit erschrockenem Ton.

„Der Sohn desselben Mannes in Paris."

(Fortsetzung folgt.)

Classisches Theater in England.

Bekanntlich gehört es zum Staat der englischen Collegien, classische Theaterstücke zu geben. So wurde kürzlich auf der Westminsterschule der Phormio von Terenz aufgeführt. Prolog und Epilog waren von eigner Fabrik. Ersterer suchte das unpassende Costüme zu rechtfertigen, in welchem die Schauspieler auftraten — vornehmlich aus dem Grund, daß ja die gelehrtesten Philologen über die Tracht der verschiedenen Classen der attischen Gesellschaft nicht eins seyen, „haud constat satis doctissimis." Ob es nun gleich Traktate de re vestiaria genug giebt, aus denen sich die Scholaren hätten Raths erholen können, so tritt doch Chremes, der gerad von der Reise nach Lemnos im Piräus an's Land steigt, unbedenklich in voller Hofgalla auf, nur mit der kleinen Abweichung, daß er statt des Zopfs einen Haarbeutel trägt. Dieß macht aber Nichts aus, daß nicht im Verlauf des Spiels Geta, indem er die Art beschreibt, wie er hinter das Geheimniß kommt, um welches sich das Stück dreht, sagt:

— puer ad me accurrit Mida
Pone prehendit pallio.

Sah man Geta's anliegende rothe Plüschhosen und erbsengrünen Rock an, so wußte man in der That nicht, wo irgend ein kleiner Schalk ihn zupfen konnte, es sey denn an den Nestelschnüren, die über die Schultern, nur unglücklicher Weise meist vorne, herunter hingen: so daß also dieser kleine Haupt-Umstand gar nicht dargestellt war. Ein anderer Grund, womit man den Nichtgebrauch der antiken Kleidung entschuldigte, war, daß die jungen Herren, wegen Ungewohnheit derselben, sich darin nicht mit der gehörigen Leichtigkeit ausnehmen würden und zum Beweis berief man sich auf den ungraziösen Gang des drolligen Jungen, der die Rauffstrata, involutus fasciis, spielen sollte. Allein es zeigte sich gerade das Gegentheil: das Herrchen tänzelte daher, als ob es sein Lebtag in einem Weiberrock gesteckt wäre. Ueberhaupt spielten diese hoffnungsvollen Ros-

eier im Ganzen vortrefflich. Der Epilog brachte eine große Zahl neuer Rollen auf die Bühne: die Bühne verwandelt sich in ein Polizeiamt, wo die drei Rechtsmänner im Phormio nun als präsidirende Magistratspersonen erscheinen. Demipho schleppt den Phormio, der in einen Polizeiinspektor metamorphosirt ist, vor dieß Gericht und klagt über dessen Einmischung in sein Hauswesen. Phormio rechtfertigt sich mit seinen Instruktionen, welche ihm die Pflicht auferlegen, sich mit Demipho und den Bewohnern seines Hauses bekannt zu machen. Darüber äußert Demipho seinen Unwillen; man darf nach seinem Leumund fragen — er hat keine Schulden — er entrichtet seine Steuern regelmäßig — er ist bis auf den Rückgrat loyal:

Fama bona est; — nil debeo; solvo tributum;
Quod rex sit salvus semper in ore fuit.

Man entgegnet ihm, jene Vorsichtsmaßregeln seyen, daß er ruhig bei Tag seine Straße wandeln und des Nachts sicher schlafen könne. Immer schlimmer, ruft Demipho aus:

— Odi alta silentia noctis,
Me turbae et strepitus et crepitacla juvant.

Und was Tumult und Lärm bei Tag betrifft, so kümmert ihn dieser wenig, sintemal er sich auf seinen ausgestreckten Arm und nicht auf den Stab des Constabler's verläßt. Nach einigen weitern Schmähungen, die erüber den Phormio ergießt, der von ihm als

Alguazil, Inquisitor, profugus Janisarius

geschildert wird, weisen die Richter seine Klage ab; was ihm Veranlassung giebt, seinen lauten und herzlichen Fluch über die „nova Codificatio" auszusprechen, welche den Grundsatz der Unverletzbarkeit des Engländers in seiner Hausburg antaste. Die Magistratspersonen lassen hierauf den Inspektor Phormio über die Vorfälle seiner Station Bericht erstatten. Dieß geschieht in aller Förmlichkeit. Er beginnt:

Distrahor hinc illinc: sed me magis Omnibus unum
Distrahit.

Natürlich entsteht die Frage, was dieß Eine Ding sey. Quid tandem est? fragt Einer der Beamten. Phormio erwiedert: Omnibus, und nun beschreibt er ziemlich weitläufig dieß neue Fuhrwerk, welches er, weil er es immer auf der New-road wahrgenommen, für eine Erfindung der neuen londner Universität hält. Er erzählt sodann, wie er seine Untergebenen behandelt:

— Qui cigaria sugit,
Hunc moneo fumum devoret ipse suum.

Seiner Wachsamkeit verdankt es die Stadt, daß, Wem man von der Halle William des Rotzen bis zur Templebar begegnet, dieß bestimmt ein ehrlicher Mann ist (vir bonus atque pius.) Diese Nachricht freut die Beamten außerordentlich, sie machen ihm Complimente über seinen Diensteifer, Einer redet ihn an:

Vir frugi, civibus invigilas.

Phormio fällt im Augenblick ein:

Nec minus externis: puer, introduce Chabertum: *)

Extraxi e furno: vir prope tostus erat.
Ardens plumbum, oleumque coquens et phosphorus intus:
Mille venena bibit: mille venena vomit.

Der Feuerkönig wird eingeführt; er hat das lose dicke Wollenkleid an, und dieselbe Mütze auf, womit er in den Ofen zu gehen pflegt; aber verschieden von dem wirklichen ist dieser Feuerkönig eine stumme Person. In dieser Weise kommen noch eine Menge Anspielungen auf die londner Tagsgeschichte aufs Tapet; da stürzt plötzlich Chremes auf das Polizeiamt in größter Angst und schreit um Hilfe. Die Diebe, aus Westminster vertrieben, haben unermeßliche Streitkräfte in der City gesammelt; sie finden ihr Gewerb auf der Westseite der Templebar ruinirt und verlangen von Sr. Lordschaft eine Entschädigung für die Interessen in den Taschen ihrer Nachbaren, um die man sie so unartig gebracht hat. Der Lordmajor, oder Praetor Civicus, wie er hier heißt, hat umsonst versucht, sie heimzuschicken; Chremes holt deswegen Verstärkung. Diese wird bewilligt, und Einer der Beamten befiehlt dem Phormio, die Truppen in Schlachtordnung zu stellen: Instruito turmas. Phormio verspricht es zu thun, Chabert, Chremes und die beiden andern Beamten eilen von der Bühne — gleich muthigen Streitrossen; Einer bleibt weislich zurück, um dafür zu sorgen, daß das Polizeihaus nicht davon laufe — reliqua hic curabo. Demipho lobt seinen geschiedenen Entschluß — laudo manentem und ergreift die Gelegenheit, den Zuschauern zu sagen, da jetzt Diebe und Wächter überall seyen, so gedenke er sein Geld am Besten in Acht zu nehmen, wenn er es immer in seiner Tasche trage. Mit dieser platten Bemerkung schließt das Ganze.

Das Stück wurde von dem zahlreichen, zum Theil vornehmen Publikum mit vielem Beifall aufgenommen. Die beste Schule für classische Latinität möchte indeß eine solche Bühne nicht seyn.

*) Der Feuerkönig scheint damals noch in seinem vollen Ansehen gestanden zu seyn. Neulich war jedoch das Publikum sehr ungehalten über ihn; er hatte Versuche mit Blausäure angekündigt die er an sich anstellen wollte. Statt dessen beschränkte er sich auf Hunde.

Wegnahme der englischen Brigg Haweis durch die Neuseeländer.

Ein englischer Schiffskapitän, der bei der Insel Mattora an der Küste von Neu-Seeland vor Anker ging, um Schweinfleisch einzunehmen und zu pöckeln, beging die Unvorsichtigkeit, indem er sich selbst mit dem größern Theile seiner Mannschaft an das Land begab, einen eingebornen Häuptling mit mehreren Begleitern an Bord des Schiffes zu lassen, in welchem nur der zweite Mate mit drei Mann zurückgeblieben war. In seiner Abwesenheit bemächtigten sich die Eingebornen des Schiffes, und er selbst mußte sich glücklich schätzen, da er kein Feuergewehr in dem Boot hatte, nach Tourenga, einem benachbarten Landungsplatze, zu entkommen, wo ein anderes englisches Schiff, der Neu-Seeländer, vor Anker lag. Capitän Clarke, der Befehlshaber dieses Schiffes, rüstete dasselbe sogleich aus, um den Wilden ihre Prise abzunehmen. Als sie zur Stelle kamen, fanden sie das Schiff verlassen, aber das Verdeck mit Blut und Haaren bedeckt, wo die Eingebornen den unglücklichen Seemännern mit ihren Keulen den Kopf zerschmettert hatten. Capitän Clarke nahm die Brigg an das Schlepptau und führte sie nach Tourenga. Hier hörte man, daß der zweite Mate noch am Leben sey; es wurden daher sogleich einige Eingebornen abgesandt, um ihn zu ranzioniren. Nach drei Tagen kehrten sie mit ihm zurück, indem sie für eine Vogelflinte, eine Doppelbüchse und drei Kistchen Pulver seine Freiheit erhalten hatten. Wenn Capitän Clarke nicht in der Nähe gewesen wäre, so hätte ohne Zweifel die ganze Mannschaft der Wuth der Wilden unterliegen müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 65. 6 März 1830

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

8. Bestimmung der Grenzen des künftigen griechischen Staats.

Nachdem die französische Expedition den einzigen Gegenstand, welchen die englische Regierung gut hieß, nämlich die Räumung Moreas von ottomanischen Truppen, vollbracht hatte und die Nachricht davon nach England gekommen war, versammelten sich die Minister der drei Mächte abermals zu einer ihrer endlosen Conferenzen und setzten abermals eines ihrer tausend und einen Protokole auf. Letzteres, vom 16 November 1828 datirt, enthält zwei Beschlüsse von Wichtigkeit: einmal daß es dem Ermessen Frankreichs anheimgestellt werde zu entscheiden, ob es für die Zwecke der Allianz nothwendig sey oder nicht, einen Theil seiner Truppen länger in Morea zu lassen; zweitens daß die verbündeten Mächte Morea und die Cycladen unter ihre provisorische Garantie nähmen, unbeschadet jedoch der Frage der künftigen Grenzen Griechenlands, welche in den mit der Pforte zu eröffnenden Unterhandlungen erledigt werden sollte. Dieses Protokol wurde der Pforte mitgetheilt, die wenigstens gegen seine bedingte Form Nichts einzuwenden hatte, hingegen dem Präsidenten von Griechenland, der doch auch hätte sollen von dem Inhalte desselben Etwas wissen, wurde ein offizielles Geheimniß daraus gemacht, bis es in Folge der einem andern berühmten Protokol, dem vom 22 März 1829, gegebenen Oeffentlichkeit zu seiner Kunde gelangte. Die erste dieser Verhandlungen ist hauptsächlich durch eine treffliche Denkschrift merkwürdig, welche der französische Minister bei der Conferenz übergab; „Um die Zwecke zu erreichen, welche die Verbündeten im Auge hätten," heißt es in diesem Dokument, „böte sich die Wahl zwischen Zweierlei dar: die Griechen gegen die Türken zu beschützen oder dieselben in eine Lage zu versetzen, wo sie sich selbst beschützen könnten. Das erste dieser Resultate könnte erreicht werden durch einen Waffenstillstand, zu dem sich die türkische Regierung verstünde, oder durch die Erklärung der Verbündeten gegen die Pforte, daß sie Morea und die Cycladen unter ihren provisorischen Schutz stellten; das zweite Resultat könnte erreicht werden, wenn das französische Heer über Morea hinausrückte, um Griechenland eine Grenze zu geben, die unangreifbar oder leicht zu vertheidigen wäre. Im letztern Falle müßte die französische Expedition, unterstützt von der englischen, Morea, Attika und Euböa befreien und das griechische Gebiet bis zum Golf von Arta und Volo erweitern."

Schon früher hatte die Bestimmung der Grenzen von Griechenland eine Menge Conferenzen und Unterhandlungen veranlaßt. Als die verbündeten Flotten im mittelländischen Meer ihre Operationen zur Vollziehung des londner Vertrags begannen, ward ihnen eine gewisse Küstenlinie bezeichnet, wo sie keine türkische Ausrüstung zulassen durften. Diese Küstenlinie begriff die oben erwähnten Grenzen; der Sultan weigerte sich, auf diese oder andere Grenzen zu unterhandeln; da jedoch die Griechen die Bedingungen des Traktates annahmen, so wurde schon wegen der Ausdehnung ihrer Operationen eine provisorische Grenzbestimmung nothwendig. Nach ihrer Abreise von Konstantinopel und Zerstreuung gegen Ende des J. 1827 traten die verbündeten Gesandten im Sommer des J. 1828 in Poros zusammen, wo sie in Gemeinschaft mit der griechischen Regierung und im Bereich aller Mittel, sich Aufschlüsse zu verschaffen, die Frage einer passenden Grenze prüften und ihre Ansichten darüber in einem Protokol niederlegten. Die Grenzen, die sie festsetzten, waren ungefähr dieselben, die sie bereits in Konstantinopel vorgeschlagen hatten. General Guilleminot, einer dieser Diplomaten, entwarf einen sehr lichtvollen und überzeugenden Aufsatz über diesen Gegenstand. „Fünferlei Grenzscheidungen," sagt er unter Anderem, „sind zu verschiedenen Zeiten zur Sprache gekommen, wovon die engste bloß das Land südlich von der corinthischen Landenge, die weiteste, wie sie ursprünglich von der russischen Regierung beantragt wurde, Macedonien, Thessalien und Epirus in sich schlösse. Die Grenzen, für welche die Gesandten zu Poros und Konstantinopel stimmten und die ihres Dafürhaltens noch enger gezogen werden dürften, würden den Peloponnes, die Cycladen, Böotien und Attica umfassen — also Westgriechenland und Missolonghi, den Schauplatz des glänzendsten griechischen Ruhmes und der größten griechischen Opfer, das Grab Lord Byrons und das Grab Marco Botzaris, des edelsten griechischen Helden — ausschließen. Von einer Beschränkung der Grenzen auf Morea vollends könnte nur dann die Rede seyn, wenn man den Zweck, um den es sich handelte, den Griechen politische Sicherheit und Ruhe zu schenken, absichtlich selbst ver-

eitein wollte, denn der Golf von Lepanto mit den Schlössern auf den gegenüberliegenden Küsten würde der Gegenstand ewiger Fehden seyn und zu beständigen Invasionen einladen. Und Wer würde es nicht schmählig finden, wenn Europa sich ins Mittel schlüge einen griechischen Staat zu begründen, und den schönsten Theil des classischen Bodens, die Akropolis von Athen und den Hafen Piräus, in den Händen der Barbaren ließe? Hingegen die Grenze zwischen Arta und Volo würde eine leichte Vertheidigungslinie darbieten; es würde für die Entwicklung eines beträchtlichen Staats Raum genug hineinfallen; das Land wäre größten Theils schon im Besitz der Griechen und könnte ihnen also ohne große Störung des Eigenthums oder der Bevölkerung zugetheilt werden. Zwischen dieser Linie und dem Isthmus von Korinth leben gegenwärtig 180,000 Griechen, während die Zahl der Bewohner in den türkischen Besatzungsorten mit den Truppen sich nicht über 7 bis 8000 Mann beläuft. Giebt man dem Sultan diese Provinzen zurück, so zieht sich die griechische Bevölkerung in die Gebirge und der Kampf geht von Neuem an. Griechen und Türken müssen von einander getrennt werden — eine Bergkette von 55 Lieues, die man bei Arta und Volo zur Grenze erhielte, würde diesen Vortheil gewähren."

Die Vorstellungen und Erörterungen über den Grenzpunkt so wie über die Beschaffenheit der türkischen Oberherrlichkeit und den Betrag des griechischen Tributs nahmen inzwischen kein Ende, so sehr auch die englische Regierung auf die engere Begrenzung erpicht war und Alles aufbot, die Gefahr abzuwenden, daß sich Griechenland in Griechenland ausbreiten könnte. Mit dem Protokoll vom 22 März bewaffnet, mußte unser Generalconsul in Griechenland die Zurückziehung der griechischen Truppen nach Morea verlangen und die jonische Regierung erhielt Befehl, die Blockade von Prevesa aufzuheben. Capo d'Istria, welcher der Sache auf den Grund sah, sträubte sich gegen dieses sonderbare Ansinnen, und die französische Regierung drang in einer Depesche vom 23 Juni auf Erklärung wegen des unverantwortlichen Benehmens der Behörden von Corfu. „Bis jetzt," äußert sich Se. Allerchristlichste Maj., „habe Sie in der griechischen Sache keinen Schritt gethan, ohne Ihre Verbündeten zu Rathe zu ziehen; bis jetzt betrachte Sie den londner Vertrag als eine Bürgschaft des guten Vernehmens zwischen den großen Mächten, wovon die Ruhe Europas so wesentlich abhänge; bis jetzt habe jeder der Verbündeten sich bestrebt, die Pflichten zu erfüllen, welche ihnen sämmtlich der Bund auflege: wenn aber Einer, wie in diesem Fall, allein handle, so sey es um die gemeinschaftliche Sache geschehen und der Bund löse sich auf."

Das vielbesprochene Protokoll vom 22 März, zu welchem die Pforte durch den Vertrag mit Rußland endlich ihren Beitritt erklärte, enthält folgende Bestimmungen:

1) Die Continentalgrenze des griechischen Staats geht von dem Golf von Volo bis zu dem Golf von Ambracien. Alle Länder südlich von dieser Linie, mit den anliegenden Inseln, Euböa und den Cycladen bilden den griechischen Staat.
2) Dieser griechische Staat entrichtet einen jährlichen Tribut von 1,500,000 türkischen Piastern *). Griechenland zahlt davon im ersten Jahr nur ein Drittel, die Summe nimmt dann mit jedem Jahr zu, bis sie im vierten Jahr das Maximum erreicht.
3) Die türkischen Unterthanen, welche das griechische Gebiet zu verlassen haben, werden entschädigt.
4) Griechenland bleibt unter der Oberherrlichkeit der Pforte, mit einer eigenen Regierung, die berechnet ist, ihm Religions- und Handelsfreiheit zu sichern. Die Regierung soll sich so viel als möglich der monarchischen Form nähern und in der Familie eines christlichen Fürsten erblich seyn, der das erste Mal von den drei Mächten, im Einverständniß mit der Pforte, gewählt wird. Er darf keinem der regierenden Häuser angehören, welche den Traktat vom 6 Juli unterzeichnet haben.

*) Vor der Revolution schätzte man den Tribut zu 12,000,000 Piastern, und damals hatte der Piaster einen Werth von 20 Pence, wie man aus den Noten zu Byrons Childe Harold ersieht; jetzt nur noch von 5 bis 6 Pence. Die Summe wäre also nicht bedeutend; allein auch der Tribut nur von einem Piaster, nur von einem Gerstenkorn schließt Feudalabhängigkeit in sich, und Feudalabhängigkeit von der Türkei ist ein Brandmahl der Infamie.

Memoiren von Sanson, Scharfrichter in Paris.

Die Amts-Ertheilung.

Am folgenden Sonntag fuhren mein Vater und meine Mutter mit mir nach Versailles. Wir hielten vor einem kleinen, vereinzelt stehenden Haus.

Ah da ist der „Pariser!" rief ein großer Mann, als er meinen Vater erblickte. Willkommen, mein Alter! „fügte er hinzu, und half ihm aus dem Wagen." Du kommst gelegen, morgen hängen wir zwei Soldaten; Du wirst mir die Ehre erweisen, zu kommandiren."

„Dazu brauchts nicht viele Worte", erwiederte mein Vater; „wir bleiben bis Dienstag bei Dir, denn wir haben Ernsthaftes mit einander zu bereden."

Noch am nämlichen Abend waren beide Familien über meine Verbindung mit Margareten einig. Vater und Mutter der letztern schienen ganz stolz, mich zum Schwiegersohn zu bekommen.

Folgenden Tags ließ sich Margarete nirgends blicken. Ihr Vater sagte uns, daß sie bei Hinrichtungen niemals ihr Zimmer verlasse.

Als ich am Abend zu ihr ging, um ihr Lebewohl zu sagen, sprach sie mit ergreifendem Ton: „Heinrich, ich weiß, daß mein Vater sich sehr freute, als er hörte, daß Du dem Deinigen im Amt nachfolgen würdest; aber wenn Du Dieß thust" — ihre Stimme fing an zu zittern — „so kann ich nie Dein Weib werden." —

„Heinrich, Junge! steh auf, Faullenzer!" rief mein Vater am Freitag Morgen. „Mach, daß Du zu Deinem Barbier kommst, und sey bald wieder da; denn wir essen heute zeitig zu Mittag, daß Deine Arbeit Dich nicht an der Verdauung hindert. Heute sollst Du beginnen; ich hoffe Du wirst mir Ehre machen."

Bei diesen Worten richtete ich mich auf, und schilderte mit

einem Muth, den ich mir selbst nicht zugetraut hätte, den Widerwillen Margaretens gegen eine solche Bestimmung.

„Heinrich," sagte mein Vater, „wenn es von mir abhinge, dieselbe zu ändern .... ich zauderte nicht ...."

Diese mit sanfter Stimme gesprochnen Worte schlugen plötzlich die Empörung meines Herzens nieder.

„Margarete liebt Dich nicht."

Ich machte meinem Vater ein Zeichen, daß ich ihm nicht glaube.

„Nein, sie liebt Dich nicht. Was wäre Das für eine Liebe! Will sie denn eine Prinzessin werden? Kinderei! Indessen würde ich dennoch in ihr Verlangen willigen, weil Du einmal Dein Glück drein setzest. Aber, mein Sohn, was willst Du gegen das Parlament machen?"

„Gegen das Parlament?" rief ich bestürzt.

„Ja!" entgegnete er und zog ein Pergament aus der Tasche, „hier ist Deine Bestallung, mit Siegel und Unterschrift. Auf Lebenszeit bist Du mit dem Amte bekleidet, das man wie die Königswürde und Priesterweihe nie mehr ablegen kann." — Er sah mich fest an, wie um seinen Worten noch besondern Nachdruck zu geben, und ließ mich dann mit dem fürchterlichen Pergament allein.

Ich ging aus und verfügte mich nach der Bude eines Haarkünstlers, Namens Vimontel, der im Rufe stand, neben seinem eigentlichen Gewerbe noch von anderer Industrie Gewinn zu ziehen. Ich hatte mich sonst gewöhnlich dort frisiren lassen, ohne — aus leicht zu errathenden Gründen — mich jemals näher zu erkennen zu geben. Als ich vom Hinterhof aus zu den Scheiben hineinsah, schwebte ein grünes Gewand vorüber, und ich gewahrte ein Paar Füßchen, die ich schon zu oft bewundert hatte, um nicht alsobald an ihnen Margareten zu erkennen. Mein Blut kochte; ich zog mich in einen Winkel des finstern Hofraumes zurück, entschlossen diesem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Ich hörte Margareten seufzen, weinen, gehen und wiederkommen.

„Heut Abend um vier Uhr ist eine Hinrichtung," sagte drin ein Kaufmann; „die Fenster werden theuer seyn auf dem Greveplatz."

„Hat lang angestanden, bis man den Schurken kriegte," rief Vimontel. „Der war geübt in seinem Handwerk."

„A propos!" entgegnete ein Edelmann, „wurde er zum Sprechen gebracht? Hat er seine Mitschuldigen angegeben?"

„Bah! an Dem haben die Richter ihre Kunst verloren," sagte Vimontel.

„Noch ist nicht Alles am Ende!" meinte ein kleiner schwarzer Mann. „Heute kommt er noch auf die außerordentliche Folter."

„Es wird voll werden, daß die Dächer brechen," begann wieder der Kaufmann; „der Sohn des Scharfrichters nimmt die Execution vor. Ein hübscher junger Mensch, um dessen willen die Gogo sich erhängt hat."

„Die Gogo!" rief der Edelmann, wie vom Schlag gerührt.

„Nicht doch!" schrie Vimontels Frau, „ich weiß, daß des Scharfrichters Sohn den Stand seines Vaters nicht annimmt."

„Spaß!" sagte der kleine Schwarze, „bin ich doch gestern selbst dem Gerichtsdiener begegnet, der ihm seine Ernennung brachte."

Diese Worte wiederhallten im Zimmer, und beherrschten alsbald das Gesumme der Menge, die, auf den Kamm wartend, herumsaß. Im nämlichen Augenblick erschien das grüne Gewand wieder am Fenster. Schnell gefaßt trat ich in die Bude; aber bei dem Geräusch, das ich verursachte, eilte die Fremde weg; nur ihren Kopfputz erblickte ich noch, und — es waren Margaretens wohlbekannte Schleifen.

„Ah Landläufer! seyd Ihr auch wieder da?" rief mir die Vimontel entgegen. „Nun was hat er denn! sieht er doch weiß wie Seifenwasser. Was mag ihm wurmen?"

Ich gab ihr den Arm, und führte sie in die Hinterbude: „Nicht wahr, Mama, Sie haben frisirte Vögelchen im Hinterhaus?"

„Behüte der Himmel! bloß meine Nichte, die heut bei mir angekommen ist."

„Von Versailles?"

Die Vimontel erblaßte bei dieser Frage. „Nun," sagte sie und wollte das Erblassen wegscherzen, „was weiß ich, wo sie herkommt? Ein junges Mädchen hienach fragen, hieße von der Schwalbe fragen, wo sie hin fliegt."

Der Vorhang eines Fensters im Hinterhaus bewegte sich. „Es ist Margarete!" rief ich.

Ich fühlte die Hand der Haarkräuslerin auf meinem Kopf beben, und wirklich sah ich sie mit einem Blick an, der wohl zittern machen konnte, denn ich argwohnte irgend ein schändliches Geheimniß.

„Verderben Sie uns nicht! Jetzt weiß ich wer Sie sind!" lispelte sie mir ins Ohr. „Wenn man erführe, daß meine Schwester die Frau des Versaillers ist, hätte es mit unsrer Kundschaft ein Ende."

Das brachte mich wieder zu mir selbst. Ich stand auf, denn die Frisur war fertig. In diesem Augenblick glaubten wir einen Schrei im Hinterhaus zu hören. Ich sprang die Treppe hinauf, und klopfte an die verschlossene Thür.

„Gretchen! Gretchen!"

Keine Antwort. — Die Vimontel, die mir nachgefolgt war, beschwor mich, keinen Lärm zu machen.

„Nur ob sie mich noch liebt, will ich wissen."

„Ziehen Sie sich zurück, und ich schließe auf!"

Ich unterwarf mich der harten Bedingung, und setzte mich auf die letzte Treppenstufe.

Die Vimontel fragte ihre Nichte mit sanfter Stimme, ob sie unwohl sey.

„Tante," erwiederte diese mit erstickter Stimme, die mir das Herz zerriß, „ich befinde mich sehr wohl. Ach Tante, was liegt an meinem Leben! aber ihn verlieren! verlieren während er lebt! — weil er das gräßliche Gewerbe treibt."

Ich lag zu ihren Füßen. Ein Ausdruck der Heiterkeit kehrte auf das verweinte Gesicht zurück. „Ja Du bist noch mein Heinrich!" Sie nahm meine Hand und küßte sie. „Diese Hand ist noch rein .... und dieser Kuß hat keine Nebenbuhlerin zu fürchten."

„Sie spricht im Wahnsinn," rief die Vimontel.

„Ja im Wahnsinn," rief Margarete, „im Wahnsinn um ihn. Heinrich, warum nicht Alles um die Liebe? Die Menschen haben ein vorausbestimmtes Schicksal. Folge Deiner Laufbahn; wir Beide werden glücklich seyn!"

Mit diesen Worten preßte sie mich an die Lippen, und mit einem schnellen Sprung war sie die Treppe hinab. Ich stürzte nach. Noch sah ich ihr grünes Gewand in einer Ecke der Straße Saint Denis. Im Flug eilte ich hinzu; aber sie war nicht mehr da. — — — —

Als ich nach Hause zurückkam fand ich meine Mutter sehr verstimmt. Der Schneider hatte meine Kleider noch nicht gebracht, und ich lief Gefahr, in einem Anzug auftreten zu müssen, welcher der Würde des Tages nicht entsprach. Doch kehrte gleich darauf einer der Knechte meines Vaters vom Schneider, zu welchem er gesandt worden, mit der Nachricht zurück, daß ich in längstens einer Stunde meinen braunrothen Rock und meine runde Weste erhalten sollte. Mein Vater hatte zwei Gehülfen, Patience und Mercredi genannt, welche mich schon den ganzen Morgen mit prüfenden Blicken betrachteten, ob ich auch wohl im Stand seyn würde, seine Stelle zu vertreten. Es war jetzt gegen eilf Uhr, und meine Mutter deckte mit Hülfe der Beiden den Tisch; wobei auch ich, um meine Gefühle zu verbergen, Hand anlegte.

„Bleib doch ruhig, Heinrich!" sagte die Mutter. „An Executionstagen verrichtete Dein Vater nie ein andres Geschäft."

„Ja, Monsieur Henri, Sie müssen sich schonen," rief Mercredi; „und heut gilt das Essen ja ohnehin Ihnen."

„Ihr geht mir also was Apartes zum Besten, Mutter?"

„Wundert Dich Das? Trittst Du doch heut in Dein Amt ein. Warum bist Du auch nur so niedergeschlagen? Jetzt hast Du Deine Pfeifen auf Lebenslang geschnitten. Ich wollte nur Deinem Bruder Jacques wüchse in Lyon oder Bourdeaux das gleiche Pöstchen. Aber Der hat das Alter noch nicht; und dann giebt es auf diesen Punkt so viele Intriken! Nur um den Dienst in Melün, sagt mir der Vater, hätten sich ihrer dreißig gemeldet!"

In diesem Augenblick wurde an die Thür gepocht; Patience öffnete und der Laufer des Herzogs von ..... trat ein.

„Der gnädige Herr fühlt so heftiges Stechen in der linken Hüfte; da kein Mittel der Aerzte anschlagen will, so hat der Hausmeister ihm Eure Salbe empfohlen. — Ich soll mir also bei Euch welche geben lassen" — setzte er geheimnißvoll hinzu *). —

„Wir haben Jahre gehabt," sagte Patience, als der Lakai wieder weg war, „wo wir unsre fünftausend Thaler mit der Salbe verdienten; weißt Du noch Mercredi?"

„In der großen Seuche, wo sie wie Mücken umfielen. Ob ich's wohl wisse? Gott über uns! ce que c'est que l'idée! ... Mehr als dreißig Personen sind geheilt worden, bloß weil sie an die Salbe der Gehenkten glaubten! — Was Ihre erste Verrichtung Unangenehmes hat, Monsieur Henri (sagte Mercredi sich zu mir wendend), ist, daß Alles wie auf der Post geht. Wenn's noch ein Henken wäre! Aber beim Rädern heißt's gleich: „unser Leib ist Staub geworden." u. s. w.

Wo ist denn der Vater? fragte ich.

Der Vater? Wo wird er seyn, als im Garten bei seinen Tulpen? Seit heut früh gärtelt er. Dein Bruder und Deine Schwester machen ihn mir gewiß noch böse, denn sie laufen ihm zwischen die Rabatten.

Ich trat in den Garten, und vernahm Freudenruf. Was habt Ihr Vater? fragte ich, als ich sah, wie er sich behaglich die Hände rieb.

„O Heinrich! komm! sieh! Da ist eine Tulpe, die in Amsterdam ihre tausend Thaler werth wäre. Erst heute früh ist sie aufgegangen. Sieh, das Braun und das Roth! und die gelben Punkte drauf! und der goldne Grund, der Schmelz und die orangenfarbigen Fäden! Ein lebendiger Juwelirkasten! Aber Das ist noch nicht Alles! Da sind sieben Ranunkeln in's Blühen gekommen, während ich drüben bei den Rosenstöcken grub. Wie niedlich! Gott, was ist es etwas Schönes um eine Blume. Nie ist mir's so wohl, Heinrich, als unter dem kleinen Blütenvolk; denn es sind Creaturen .... und dann der herrliche Geruch, den ich in meinem Garten einziehe! — Daß dich! ein Unkraut bei dieser Iris. Heraus damit!"

Eine Execution, Vater!

„Stille, stille davon! Hier sind wir unter'm Himmel, zwischen Bäumen und Blumen, in Frieden und Ruhe!"

„Ach Papa! welch ein niedliches Vögelchen!" rief meine kleine Schwester, und brachte eine Nachtigall, die Jacques gefangen hatte.

„Daß Ihr noch einmal Nester auf diesen Bäumen ausnehmet!" — er ließ den Vogel fliegen und sah Jacques strenge an — „Die lustigste Musik, die man Morgens hören kann! Die Vögel sind unsre Freunde. Ohne Scheu flattern sie hier umher; die Thierchen lieben mich. Du wirst sie auch lieben, wenn Du einmal so alt geworden bist, als ich, Heinrich." —

Nie hatte ich so tief in die Seele meines Vaters geblickt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Fortsetzung dieser Episode ist zu stark, als daß sie hier eingerückt werden sollte. Man muß gestehen, daß wenn einige neuere französische Kritiker von dem Dichter fordern, er solle die Dinge darstellen, wie sie sind, dieser Anforderung hier auf eine Art Genüge geleistet wird, die selbst den muthigsten Segler nach dem gebenedeiten Lande der Romantik leicht seekrank machen könnte.

Die Zigeuner.

In der asiatischen Gesellschaft zu London wurde in einer ihrer letzten Versammlungen eine Abhandlung von dem Obristen Harriet über die Sprache und den Ursprung der Zigeuner vorgelesen; ein beträchtliches Verzeichniß von Wörtern, die der Verfasser selbst aus dem Munde englischer Zigeuner aufgenommen hatte, war mit verschiedenen orientalischen Sprachen, besonders dem Hindustani, verglichen; darauf folgten einige Bemerkungen über den Ursprung der Zigeuner, den Obrist Harriet nach Indien zurückführt. Ihre Einwanderung in Persien erfolgte, wie aus Ferdusi's Schah Nameh und anderen Quellen erwiesen wird, im fünften Jahrhundert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 66 und 67. 7 und 8 März 1830.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Aus Reisehesten mitgetheilt von Dr. C. Michaelles.

1. Cirknitz.

Ein neblichter Septembermorgen des Jahres 1829 war eine traurige Aussicht für die Fortsetzung unsrer Reise von Laybach, dessen schmutzige Straßen und dumpfe, ungesunde Lage uns während der drei Tage, die wir dort verweilten, unangenehm genug wurden. Daß wir Laybach sahen, können wir dennoch nicht behaupten, denn nur London mag ähnliche, täglich wiederkehrende Herbstnebel aufzuweisen haben. Laybach, die größte Stadt Illyriens nach Triest, ist durchaus slavisch; nur der Kaufmann und Beamte spricht Deutsch; Merkwürdigkeiten besitzt es nicht; die dortige juridische und philosophische Fakultät sind schlecht bestellt, doch hat Laybach vorzugsweise vor andern rein slavischen Städten aus allen Perioden Gelehrte aufzuweisen, die sich besonders um Topographie und Naturgeschichte ihres Vaterlandes verdient machten. Langsam bewegte sich unsre Calesche durch eine ziemlich hübsche Gegend: links waren die sumpfigen Ebenen der Laybach, rechts waldige Hügel, im Hintergrunde Krains Alpen mit ihren von ewigem Schnee bedeckten Spalten und Kuppen. Fuhrwerke aller Art beleben die Straße, die das Innere der österreichischen Monarchie mit dem adriatischen Meere verbindet. Unausstehlich wird das Knarren der Wägen der dortigen Krainer. Jeder Krainer verfertigt sein Fuhrwerk selbst; kein Stückchen Eisen ist am ganzen Wagen. Die Räder nähern sich bald mehr dem Ovalen, bald mehr dem Viereckigen, als dem Runden; acht über das Kreuz gelegte Speichen tragen die Schienen des holpernden Rades. Eine Art Joch ist fest an der Deichsel; ein Stab wird hineingeschoben und der Ochse ist dann unvermögend, seinen Kopf herauszuziehen. Wir haben die Wägen im Isonzothal, um Verona und Mittelitalien gesehen, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie wahre Plaustra sind, aber so einfach, so unbeholfen als die der krainer Bauern sind sie nicht. Das Zugvieh ist klein, roth, unansehnlich; wenn es das Wetter nur halbweg erlaubt, wird im Freien die Nacht über campirt. Die Tracht der Männer ist ein ungemein breitrandiger, flacher Hut mit kleinem Kopfe, ein braunes Wamms mit großen glänzenden Knöpfen, kurze, dabei weite schwarzlederne Hosen, und als nationell fehlt selten ein hölzerner, thurmförmiger mit Perlmutter reich eingelegter Pfeifenkopf an einem ungemein kurzen Röhrchen. Die Weiber tragen öfter Schafpelze, ihr gewöhnlicher Anzug weicht aber nicht sehr von der deutschen Tracht ab; um den Kopf haben sie ein weißes Tuch mit hinten herabhängendem Zipfel, wie man es im Bambergischen und der Oberpfalz sieht. Regnet es, so vollendet ein Regendach von hellgelber Wachsleinwand das Ganze. Gasthäuser trifft man nicht; desto mehr Fuhrmannswirthshäuser; mit Triestern und Görtzern. Wein ist überall zu bekommen, Bier hat mit Laybach aufgehört. Zu Oberlaybach trafen wir mit dem berühmten jetzt verstorbenen Davy zusammen, der sich vor seiner Reise nach Rom lange in Laybach aufgehalten hatte, um seiner Leidenschaft für Jagd und Forellenfang ungestört zu leben. Etwas entfernter von Oberlaybach, links von der Straße, quillt unter einem Felsen aus zwei Löchern die Laybach gleich als floßbarer Fluß hervor. Krain, dieses Feenland hinsichtlich seiner unterirdischen Merkwürdigkeiten, enthält häufig genug das bewundernswürdige Phänomen, daß Flüsse sich auf einmal tief in die Erde verlieren, meilenweit darunter fortströmen, und oft mit anderm Namen, doch in der That als dieselben, wieder an das Tageslicht kommen. Nichts ist in dieser Hinsicht schöner als der Timavo. Kaum hat sich dem von Görtz nach Triest Reisenden das Meer in seiner herrlichen Schönheit zum Erstenmal gezeigt, kaum hat er den italienischen Typus zu beachten Musse gehabt, wie er aus den mit Melonen durchzogenen Olivenwäldern, Mais- und Reispflanzungen und Weingeländen immer deutlicher hervortritt, als der Vetturin bei einem kleinen alten Kirchlein zu San Giovanni hält und ihn auf einen schmalen ins Land hineintretenden Meeresarm aufmerksam macht. Man steigt aus und siehe da, dieß ist der classische Timavus, der als Strom dicht unter der Straße schiffbar emporstrudelt und nach 100 Schritten seinen kurzen Lauf im Meer beschließt!

Die Straße führt von Oberlaybach einen ermüdenden Zickzack bergauf, die Gegend hat durch ihre mit Föhren und Fichten bewachsene Kalkfelsen ein düsteres, gar sehr von italienischen Formen abstechendes Ansehen. In Alben (Planina) war, als wir anlangten, Alles in Bewegung. Es war so eben eine Abtheilung Infanterie von Laybach eingerückt, die nun in verschiedenen Haufen getheilt auf die Grenzräuber, die in der Gegend ihr

Unwesen treiben, streifen sollte. Diese Grenzräuber kommen durch den birnbaumer Wald, der sich auf den zum Nanas, zur Merslavodiza und zur Kapelle gehörigen Gebirgen bis nach türkisch Albanien erstreckt, häufig in diese Gegenden. Doch sind es seltner türkische Unterthanen als österreichische Ausreißer, die sich mit anderem Gesindel der Militärgrenze verbinden und die verwegensten Streiche ausführen. So wurden vor wenig Jahren in dem krainerischen Städtchen Godschee *), Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, mit offener Gewalt, unter klingendem Spiel, in der Mittagsstunde, alle Staatskassen von diesem Raubgesindel weggenommen, ohne daß die Einwohner Widerstand zu leisten wagten. Vor wenigen Tagen hatten sie zu St. Johann bei Fiume einen Pfarrer ermordet; überhaupt schienen sie es auf Plünderung der hier meist isolirt stehenden Pfarrhäuser abgesehen zu haben.

Unser Weg führte uns nun links von der Heerstraße auf eine neu angelegte Vicinalstraße nach Cirknitz. Rechts sahen wir unsern alten befreundeten Nanas wieder, der wie der Tafelberg am Cap bei beträchtlicher Höhe und Länge ein flaches Plateau darbietet und dadurch den Schiffenden schon weit im adriatischen Meere erkenntlich ist. Der Weg war ziemlich einförmig: links kahle Berge, rechts schwarze Fichtenwälder; die Pferde wurden angefeuert, sehnlich erwarteten wir den Anblick des cirknitzer Sees, einen Anblick, den ich mir schon in der Schule als den merkwürdigsten der Welt vorstellte, als unser Meturin mit einem Ecco Circniza alle unsre Erwartungen zu Boden schlug. Ja wo ist der See? riefen wir alle zugleich. Das ist es, war die Antwort, und wir sahen ein Stück Moorland mit wässrigten Stellen, das bloß im Hintergrunde von einer geringen Wasserfläche bedeckt wurde — Dieß war Alles. Eine ziemlich hohe, links kahle, rechts waldbedeckte amphitheatralisch sich erhebende Gebirgsgruppe umschloß die Scene, deren Hintergrund einige weiße Kirchlein und Capellen einnahmen, die, während die Gegend rechts schon im dunkeln Schatten lag, links noch der letzte Strahl der untergehenden Sonne röthete, was der Landschaft einen lieblichen Ausdruck verlieh. Wir fuhren sanft bergab, an einer Ruine vorbei, die ehedem den Carthäusern als Lustort diente. Diese Herren hatten das ausschließliche Fischrecht auf dem See und gaben bei den Fischereien manchmal Gastmäler auf diesem Schlosse, denen der benachbarte Adel beiwohnte. Züge von Enten flogen bei dem jetzt immer mehr anbrechenden Abend zurück in die Rohrdickichte des Morastes. Das Städchen Cirknitz, das vor wenigen Jahren fast ganz abbrannte, jetzt aber vollständig neu aufgebaut ist, nahm uns freundlich auf und es wurde noch bei Mondlicht ein Spazirgang an den See beschlossen. In einer Viertelstunde erreichten wir Seedorf und bald den Anfang des Morasts und des Sees, in dem sich jetzt ruhig der Mond spiegelte. Wir lagerten uns, die feierliche Stille des schönen Abends durch kein Gespräch unterbrechend, nur durch das Geschrei der Wasservögel zuweilen gestört, an sein Ufer. Spät kehrten wir zurück, und am folgenden Tage, von einem heitern Morgen überrascht, wiederholten wir unsre Wanderung nach dem Gestade. Schon eine halbe Viertelstunde, ehe wir es erreichten, bewiesen uns die vielen zerstreut liegenden Schaalen gewöhnlicher Sumpfschnecken (paludina vivipara, Lymneus stagnalis etc.), daß sich das Wasser zuweilen bis hieher erstrecke. Ein Fahrzeug konnten wir auf diesem Punkte (unweit Seedorf, im Krainischen Jesero genannt) nicht erhalten; da die Ufer so flach waren, so hätten wir weit hinein waten müssen, und die Flöße, mit denen der See wegen seiner geringen Tiefe allein zu befahren ist, sind äußerst roh gearbeitet, oft schlechtweg bloß zwei an einander befestigte unbehauene Stämme. Wir begaben uns nun längst des westlichen Gestades zu einer an der Halbinsel Dervoseck befindlichen Glashütte. Das südliche Ufer des Sees bilden die Abhänge des waldigen Javornick-Gebirges. Hier ist der See ziemlich tief, und man sieht mehrere Inseln, Vorneck, Venetek und Velka Goritza, deren Umfang je nach dem Standpunkte des Wassers ab- oder zunimmt, die aber nie ganz unter Wasser gesetzt werden und bei steigendem See ein Zufluchtsort der vielen Sumpfvögel sind. Dort befinden sich auch mehrere Höhlen im Uebergangskalk, die während unsers Hierseyns alle trocken waren, aus denen indeß zuweilen und unerwartet sich eine große Masse Wassers mit unterirdischem Donner stürzt, welche Steine und Felsstücke aus dem Innern des Gebirgs an den Tag rollt und ein bedeutendes Steigen des Meers verursacht. Laschke Studenz, Treßenz, Otoschke, Oberch, Urania Jama, Sucha Dulza ꝛc. sind Namen solcher temporären Quellen. An der westlichen Seite des Sees befinden sich die zwei Höhlen Vela- und Mala Karlanza, in die sich der sehr angeschwollene See ergießt, worauf er als Strom unterirdisch fortläuft und erst im Walde von St. Canzian wieder zum Vorscheine kommt. Mehrere kleine, mühlentreibende Flüsse ergießen sich fortwährend in das Becken des Sees.

Eine antiquarische Untersuchung, ob der heutige cirknitzer See der lacus lugeus der Alten gewesen sey, möchte hier nicht am rechten Orte seyn; Valvasor und Steinberg haben im vorigen Jahrhundert sich mit diesem Gegenstande ausführlich befaßt. Ersterem verdanken wir einen ziemlich guten Grundriß und eine Menge Sage. Daß ein Mann wie Valvasor, dem Hexen und Kobolde unwiderlegbare, gewiß vorhandene Dinge waren, das Meiste übernatürlich erklärt, läßt sich denken, er ist der Plinius Krains, der Wahres und Falsches, Gutes und Schlechtes ohne Auswahl zusammenwirft. Steinberg, ein Mann, den gesunder Menschenverstand, physikalische Kenntnisse und ein 16jähriger Aufenthalt in Cirknitz weit mehr zum Geschichtschreiber des Sees berechtigen, ermüdet durch seine Weitschweifigkeit, doch weiß er Wahres vom Falschen zu scheiden.

Die gewöhnlichen Angaben der Geographen, daß der cirknitzer See im Frühjahre voll Wasser und schiffbar sey, im Sommer so versiege, daß man darauf Getraide baue und den Herbst über darin jage; also auf demselben Platze alle Jahre regelmäßig fische, ernte und jage, sind nur insofern wahr, als Dieses

*) Dieses kleine Fürstenthümchen liegt 8 Stunden nördlich von Fiume, in der Gegend, wo die Kulpa entspringt; seine Einwohner sind Franken, sprechen ein verdorbenes Deutsch, und leben mitten unter Wenden. Sie treiben Hausirhandel in allen illyrischen Provinzen, stehen aber in keinem bessern Rufe, als die — Juden.

manche Jahre geschieht; geschähe aber Dieses auch regelmäßig alle Jahre, so verdiente die Sache aus näher zu erörternden Gründen bei Weitem nicht so viel Aufsehen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß der cirknitzer See auf der Nord-, Ost- und Südseite von ziemlich hohen Gebirgen, an der Westseite von Hügeln eingeschlossen werde. Man stelle sich nun den so beengten Raum als eine in ihrer Mitte etwas vertiefte Ebene vor, so wird man sich leicht erklären, wie bei starken Regengüssen das Wasser von den Gebirgen herab in das Thal stürze und es wegen seiner Fläche leicht und schnell überschwemme. Solche Gebirgsthäler mit ähnlichen Ueberschwemmungen haben wir in Tyrol genug. Was sodann die kesselförmigen Vertiefungen *), die in diesem See allerdings zahlreich vorhanden sind, anbelangt, so ist ihr Vorhandenseyn in dieser Ebene für Den, der Krain geognostisch kennt und in allen Richtungen durchreiste, durchaus nichts Auffallendes. Krain, meist aus Uebergangsgebirgen bestehend, ist voll Höhlen, den schönsten und größten der Welt; nur in wenige ist man bis jetzt eingedrungen, unzählige sind noch zu durchforschen. Die wenigsten dieser Höhlen haben aber schiefe Eingänge, die meisten öffnen sich als weite Kessel und gehen senkrecht in die Tiefe. Viele solche Kessel giebt es z. B. auf der steinigen Umgegend Triests, dem Carso (Wüste), wo sie der dort ungemein häufigen Stammmutter unsrer zahmen Taube (columba livia und dem krainerischen Ohrenkäuzlein (strix scops) einen sichern Aufenthaltsort gewähren. Stunden lang lauerte ich oft an ihnen mit meinem Gewehre auf das Herausfliegen der wilden Tauben, die sich vor meinen Augen hinabgestürzt hatten, aber vergebens; ein neuer Umstand, der auf verschiedene unterirdische Ausgänge dieser Klüfte schließen läßt. Aus einigen dieser Löcher, die in Bezug auf die Tiefe sehr verschieden sind, schießt im cirknitzer See Wasser empor und erregt auf der Oberfläche einen kleinen Wirbel, und in einem heißen Sommer geschieht es wohl auch, daß das ganze Wasser sich in dieselben allmälig zurückzieht, und das Bett des Sees dadurch trocken gelegt wird; die Fische (besonders cyprinus tinca) folgen mit, werden aber auch oft in Pfützen zurückbleibend eine Beute der Menschen und Wasservögel. So ist mit einem Mal der See seiner Fische beraubt, das Gras und Schilf, das nun üppig wächst, wird abgemäht und das ganze Seebett ist dann allerdings von arbeitenden Menschen belebt. Daß bei starken Regengüssen der See schnell wieder anschwillt, daß sich die bisher zusammengedrängten Fische schnell wieder über den ganzen See verbreiten, ist so natürlich, daß nur ein Valvasor hier Mirakel rufen konnte. Mit der Getraidernte verhält es sich eben so natürlich. Alljährlich werden die flachen Ufer des Sees mit verschiednen Feldfrüchten angebaut. Tritt das Wasser zuweilen auf kurze Zeit ein Wenig über sein gewöhnliches Maß, so schadet Dieß den Früchten kaum, schwillt aber der See nach den dort oft furchtbaren Gewittern oder nach langem Regenwetter an, so geht dann wohl das Meiste, was auf den niedern Feldern steht, zu Grunde. Wir können jedoch nicht sagen, daß auf einer und derselben Stelle regelmäßig gefischt und geerntet werde, eben so wenig kann man ein Land, das nur in seltnen Fällen von einem See überschwemmt wird, zu dessen Bette rechnen. Die Sache ist ganz einfach: der See überschwemmt in manchen Jahren die anstoßenden flach liegenden Felder. Das thun hundert andere Seen auch. Die sich so widersprechenden Berichte der Reisebeschreiber über die Größe des cirknitzer Sees und den Eindruck, den sein erster Anblick hervorbringe, kommen, wie leicht zu erachten ist, daher: der Eine sah ihn auf sein Minimum reducirt, der Andere wie er die Ebene überschwemmt, wo er allerdings einen sehr beträchtlichen Wasserspiegel darbietet, während er im mittlern Standpunkt ungefähr eine Stunde lang und eine halbe breit ist. Schilf, Binsen und saures Gras liefern auch unsre im Sommer großentheils versiegenden Weiher, und ich kann versichern, daß der Pfrentschweiher in der obern Pfalz größer und im Ganzen tiefer als der ganze cirknitzer See ist. Die Herbstjagden sind eben so wenig wundervoll; einige Schuh tiefes Wasser bringt ja ein leidenschaftlicher Schnepfen- und Entenschütze nicht sehr in Anschlag. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen die wasserspeienden Quellen. Daß Dieß nur periodisch und zwar oft auch bei heiterem Wetter geschieht, mag sonderlich erscheinen. Allein man bedenke nur, daß es wahrscheinlich ziemlich lange dauert, bis das Wasser manche große im Innern der Berge befindliche Höhle ausfüllt, die ihren Ueberfluß dann durch jene Quellen ergießt. Ohne daß in der Nähe Gewitter vorfallen oder daß es längere Zeit regnet, ergießen sich diese temporären Quellen nie, wie mir sachkundige Bewohner der Gegend einstimmig versicherten.

Als wir ermüdet am Abend vom See nach dem Gasthof zurückkehrten, fanden wir eine Gesellschaft Jagdfreunde daselbst, mit denen wir uns den Abend verkürzten. Sie wußten nicht genug von der Manchfaltigkeit der Wasser- und Sumpfvögel zu sagen, die besonders in der Strichzeit den See besuchen und daselbst nisten. Das Sandhuhn (glareola austriaca) wird öfters in der Umgegend des Sees erlegt. Die Gebirge enthalten wenig Rothwild, zuweilen Bären, deren Spuren wir selbst bald darauf bei Adelsberg bemerkten. Gemsen haben schon vom Loibel an aufgehört. Ein merkwürdiges, eigenthümliches, in der dortigen Gegend besonders häufiges Thier ist der Bilch (myoxus glis, der große Siebenschläfer), braun von Farbe und von der Größe eines Eichhörnchens; sein Fleisch und Balg ist gut **); er wird zu Tausenden gefangen und in großer Menge nach Laybach zu Markte getragen. Die Hauptfangzeit ist im Herbst, wo sie von der Buchmast feist und fett sind. Valvasor erzählt gar artige Teufelsgeschichten, die beim Bilchfang vorkommen; auch weiß er genau, was man den krainer Krebsen, damit sie sich fangen lassen, vorpfeifen müsse.

Alle Wälder Illyriens bis in die Wallachei und Bosnien werden zur Gewinnung des Feuerschwamms, der auf verschiedenen Nadelhölzern wächst, benützt. Das kanzische Handlungshaus,

*) Bubnarza, Gebnu, Kotu, Vadonos ꝛc.

**) Dies ist der glis der Alten, den sie in eignen glirariis mästeten.

das wir hier nachträglich als die einzige erhebliche Merkwürdigkeit Laybachs erwähnen, hat das Monopol davon, und unterhält zu dem Ende an verschiedenen Orten Faktoreien. Fast ganz Europa wird aus dieser Fabrik, die ihre jetzige Einrichtung einem jungen Bayer, Hrn. Cunradi, verdankt, mit Feuerschwamm versehen.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Vorlesungen von Cuvier *). (Erste und zweite Vorlesung.)

Man kann für eine Geschichte der Naturwissenschaften drei Abschnitte annehmen: eine religiöse Epoche, eine philosophische Epoche und endlich eine Epoche der Scheidung in die einzelnen Elemente oder eine eigentlich scientifische Epoche. Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit, während deren die Wissenschaft in die Tempel eingeschlossen blieb, als ausschließliches Eigenthum der Priester, welche sie als ein Geheimniß vor dem Volke bewahrten, oder wenigstens demselben nur unter der Hülle von Bildern mittheilten. Die zweite Epoche beginnt mit der Zeit, wo die Wissenschaften, die noch als bloßer Keim von Egypten nach Griechenland herüber gebracht worden waren, sich nach einer langen Pause hier zu entwickeln begannen. Vom Augenblicke dieser Wiedergeburt an nahmen sie eine neue Richtung, trennten sich gänzlich von der Religion, und wurden nicht mehr von Priestern, sondern von Philosophen betrieben, welche die Früchte ihrer Forschungen ohne Rückhalt oder Einhüllung mittheilten. Jeder Weise vereinigte damals in sich den ganzen Umfang des menschlichen Wissens, und war zugleich Metaphysiker, Sittenlehrer, Meßkünstler und Naturforscher.

Die dritte Epoche bezeichnet sich durch die Scheidung, welche zwischen den einzelnen Theilen der Wissenschaft entstand. Jeder Zweig wurde jetzt von Männern bearbeitet, welche sich demselben ausschließlich widmeten. Wenn diese Epoche nicht schon mit Aristoteles begann, so trägt derselbe hievon nicht die Schuld; denn dieser große Geist hatte bereits jedem Theil des Wissens seine natürlichen Grenzen angewiesen. Unglücklicher Weise ließ er keine würdigen Nachfolger zurück, und selbst die von ihm gegründete Schule der Peripatetiker sank nach einigen Jahrhunderten in Verachtung. Erst also nach der langen Zwischenzeit des Mittelalters — erst mit Beginn des 16 Jahrhunderts fängt jene dritte Epoche im eigentlichen Sinne an — und die wohlgeordnete Bearbeitung der Naturwissenschaften ist mithin erst dreihundert Jahre alt.

Was die erste Epoche betrifft, so kann man, trotz der wenigen Fingerzeige, welche für dieselbe vorhanden sind, dennoch mit Hülfe der gegenseitig für einander Zeugniß ablegenden Geschichte und Geologie zu mehreren nicht unbefriedigenden Ergebnissen gelangen. Wie sich z. B. in den Ueberlieferungen aller Völker das Andenken an eine große Umwälzung erhalten hat, welche der Erdoberfläche eine andere Gestalt gab, und beinahe das ganze menschliche Geschlecht vernichtete, so lehrt uns die Erdkunde selbst, daß unter den vielfachen Revolutionen, die unser Weltkörper durchzumachen hatte, die letzte augenscheinlich der Zeit entspricht, in welche man die Sündfluth geschichtlich setzt.

Gewisse Bildungen müssen unmittelbar nach der letzten Erschütterung begonnen haben, und sind von da an bis auf unsre Tage mit großer Regelmäßigkeit fortgeschritten. Dahin gehört z. B. der angeschwemmte Boden an der Mündung von Flüssen; die Abhänge am Fuß von Gebirgen, die sich durch das von Oben herabfallende Gebröckel bilden. Beiderlei Niederschläge nehmen jedes Jahr in einem Verhältnisse zu, welches sich durch Beobachtung genau bestimmen läßt; es ist also sehr leicht, die Zeit zu berechnen, deren sie bedurften, um zu ihrer gegenwärtigen Ausdehnung zu gelangen. Für die Vergabhänge haben sich nach den angestellten Berechnungen fünf bis sechstausend Jahre ergeben; für die Anschwemmungen eben so viel. So ist auch durch alle übrigen Nachforschungen im Gebiet der Natur die Richtigkeit der Ueberlieferungen immer bestätigt worden. Diese Ueberlieferungen selbst, bei welchen Völkern sie auch vorkommen, stimmen wunderbar mit einander überein. Die Genesis setzt die Sündfluth ins Jahr 2349 vor Christus. Die Indier lassen das vierte Weltalter d. h. dasjenige, in welchem wir leben, mit dem J. 3012 (?) beginnen; die Chinesen ebendasselbe ums Jahr 2384 vor unsrer Zeitrechnung. Confucius sagt sogar von dem ersten Könige Yao: er habe die Wasser des Oceans abgeleitet, die bis zu den Gipfeln der Berge gestiegen wären.

Natürlich können die Menschen erst lang nach dieser Periode die ersten Schritte zur Wissenschaft gethan haben. Die ältesten Spuren finden sich in Bezug auf Sternkunde, welche in mehreren Ländern zugleich hervorzutreten scheint. Die erste Beobachtung einer Sonnenfinsterniß, deren Zuverlässigkeit verbürgt ist, kommt bei den Chinesen im Jahr 776 vor Christus vor. Die älteste Beobachtung, welche die Chaldäer in Babylon machten, ist vom Jahr 747. Zwar hat man behauptet, dem Aristoteles sey durch Kallisthenes aus Babylon aus eine Reihe von Beobachtungen zugeschickt worden, die zusammen einen Zeitraum von 1900 Jahren umfaßt hätten; allein diese Nachricht, welche zuerst bei Synesius, einem Schriftsteller aus dem sechsten Jahrhunderte, vorkommt, verdient durchaus kein Vertrauen. Aristoteles, der in seinen Werken mehrfach über Astronomie spricht, würde nicht ermangelt haben, einer so wichtigen Thatsache zu erwähnen.

Aus den Thierkreisen auf den Mauern einiger egyptischen Tempel hat man schließen wollen, daß die Sternkunde in diesem Lande seit sehr alten Zeiten gepflegt worden sey; allein wie man diese Thierkreise auch auslegen mag, so weiß man wenigstens seit Champollion's Entdeckungen, wie es mit dem Alter dieser Tempel steht. Namentlich der Tempel von Denderah wurde erst unter Tiber gebaut und trägt den Namen Nero's. Ein anderer ist aus der Zeit des Domitian. Man kann also für hinlänglich erwiesen achten, daß die Wissenschaften erst im achten Jahrhundert vor Christus zu einem gewissen Grade der Ausbildung kamen, obwohl schon mehrere Jahrhunderte vorher

*) Diesen Winter zu Paris gehalten. Wir werden dieselben der Reihe nach, jede Woche eine, mittheilen.

in verschiednen Erdgegenden große, bereits als solche zusammenhaltende Nationen vorkommen. Ums Jahr 1500 vor Christus findet man deren bereits vier: Indier, Chinesen, Babylonier, Egyptier.

Die Chinesen hielten sich von Anfang abgeschlossen, und die Fortschritte, welche sie etwa machten, waren mithin nur ihnen selbst von Nutzen, ohne zu einer allgemeinen Bildung Etwas beizutragen. Eine Geschichte der Wissenschaft kann folglich auf sie keine Rücksicht nehmen. Was aber die drei andern betrifft, so giebt sich eine solche Aehnlichkeit in ihren allgemeinen Lehrsätzen, so wie in den Bildern kund, unter welchen diese Lehren verhüllt sind, daß sie offenbar in Verbindungen mit einander gestanden haben müssen.

Da der Gegenstand der Metaphysik für alle Nationen derselbe ist, so begriffe sich immerhin, wie mehrere, ohne mit einander in Verbindung gewesen zu seyn, zu denselben Religionsbegriffen kommen mochten; es begriffe sich auch wohl, wie sie in der Wahl der Bilder für dieselben zusammentrafen, da diese gewöhnlich denjenigen Naturgegenständen entlehnt sind, welche der Mensch am häufigsten um sich hat. Wie aber ließe sich die Gleichheit bürgerlicher Einrichtungen anders erklären, als durch Mittheilung eines Volkes an's andere? Wir kennen die Standesverhältnisse der Indier: noch heute sind es dieselben, wie sie vor unsrer Zeitrechnung waren: das Volk ist in vier Hauptkasten getheilt. Diese eigenthümliche Verfassung, die offenbar von einem mächtigen Geist ausgehen mußte, da sie, um auch nur bei einem einzigen Volke durchzudringen, nothwendig der außerordentlichsten Hülfsmittel bedurfte, findet sich Punkt für Punkt wieder bei den Egyptiern. Niemand wird wohl glauben, daß ein solches Zusammentreffen bloß zufällig sey.

Eine noch merkwürdigere Aehnlichkeit — weil sie bei noch willkürlichern Gegenständen vorkommt — stellt sich bei den Bauwerken jener drei Nationen dar. Allerdings konnte die Bauart mit Säulen zugleich in den künstlichen Höhlen von Hoch-Egypten und in den unterirdischen Pagoden von Indien von selbst entstehen, da der Gedanke sehr nahe lag, die Decke von dergleichen Gemächern mit Pfeilern, die aus dem Felsen des Ganzen selbst gearbeitet waren, zu stützen; aber die Aehnlichkeit der Gebäude über dem Boden läßt sich nicht dadurch erklären, daß man etwa auch hier einerlei Baustoff gehabt habe. In Assyrien bediente man sich statt des Granits oder Sienits bloß der Backsteine. Gleichwohl sehen wir aus den wenigen Ueberbleibsein der assyrischen Tempel, daß die größern architektonischen Formen in diesem Lande ganz dieselben waren, wie in Indien und Egypten.

Endlich glichen sich noch alle drei Völker gewissermaßen in ihrer geographischen Lage; indem jedes derselben in der Nähe eines großen Stromes wohnte, in Ländern, wo die Schiffahrt im Innern durch zahlreiche natürliche Canäle begünstigt wurde. Die Geschichte zeigt uns die Indier zuerst in den großen Ebenen des Ganges, so wie einige Niederlassungen derselben am Indus. Die Babylonier bewohnten das Delta des Euphrats, die Egyptier das Ufer des Nils. Sämmtliche drei Länder befanden sich auf derselben großen Handelsstraße, die unter dem Schutz der Religion stand. Wirklich kommt kein heiliges Gebäude bei ihnen vor, das nicht zugleich einem Theil nach zur Waarenniederlage, zum Karavanserai gedient hätte.

Obwohl die Art der Mittheilung, welche während der ganzen religiösen Periode herrschte, den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht sehr günstig war, so würden die Wissenschaften in jenen drei Ländern, welche als ihre Wiege betrachtet werden können, dennoch wahrscheinlich einen hohen Grad der Ausbildung erreicht haben, wenn sie nicht zu wiederholten Malen durch Einfälle von Barbaren aufgehalten worden wären. Die von den Babyloniern, Chinesen und Indiern bewohnten Gegenden bilden nämlich einen reichen Gürtel um eine weit ausgedehnte, großentheils aus Hochebenen bestehende, sandige Strecke her, welche nur Hirtenvölker zu nähren vermag. Diese Völker können nie zur Bildungsstufe der ackerbauenden oder gar der handeltreibenden Menschen gelangen; aber sie sind mäßig, tapfer, rührig, wenig an einem bestimmten Boden hängend, gemacht zu Eroberern und bereit, sobald ein unternehmender Führer auftritt, in unzählbarem Heere über ihre reichen Nachbarn herzustürzen. Auch zeigt uns die Geschichte zu allen Zeiten die gebildetern Nationen bald in glücklicher Gegenwehr gegen die Hirtenvölker, bald von denselben unterjocht. China wurde wiederholt von den Tataren überschwemmt und zuletzt unterworfen; Indien von den Mongolen, Babylonien von den Assyriern und später von den Persern.

Auch Egypten ward mehrmals von Nomaden überwältigt. Die erste Eroberung fand durch die sgn. Hirtenkönige um's Jahr 1750 vor Christus Statt. Zwei Jahrhunderte hatten sie das Land inne. Während dieser Zeit wurde der Priesterstand gänzlich niedergehalten und der Aufschwung der Wissenschaften gehemmt. Der zweite Einfall geschah durch die Meder und Perser unter Kambyses; und nachdem unsre Zeitrechnung bereits begonnen, kamen noch andere Nomaden, zuerst Sarazenen, endlich Türken, welche Beide Egypten unterjochten. Die Eroberung durch Alexander gehört nicht hieher; diese war der Bildung keineswegs hinderlich, da die Griechen damals höher, als die Egyptier selbst standen.

Im Morgenland, durch fortwährende Einfälle der Barbaren beständig gehemmt, befanden sich die Wissenschaften erst nach ihrem Eindringen in das Abendland in einer Lage, welche ihre Entwickelung wahrhaft begünstigte, d. h. nachdem sie von den Egyptiern zu den Griechen, und von diesen in das übrige Europa eingewandert waren. Die Indier hatten keinen direkten Einfluß auf unsre Bildung, und erst seit ganz kurzer Zeit sind zwischen ihrem Land und unserem Erdtheile wissenschaftliche Verbindungen angeknüpft worden.

Trotz Dem ist es allem Anscheine nach Indien, wo man den Ursprung der Wissenschaft zu suchen hat. Hier mußten sich die Menschen niederlassen, welche der letzten großen Ueberschwemmung entgangen waren. Die höchsten Berge der Welt, die Ketten des Himalaya und der tibetanischen Gebirge dienten ihnen zum Schutzort; der Fuß derselben Berge gab ihnen

vor allen andern Gegenden einen des Anbaus fähigen Boden. Babylonien mußte damals fast noch ein bloßes Moor seyn, Egypten gar noch unter dem Wasser stehen. Ganz Niederegypten ist, wie schon die Priester zu Herodot sagten, ein Geschenk des Nils. Alljährlich legt dieser Strom eine neue Schlammdecke im Lande nieder. Zählt man diese über einander geschichteten Schlammdecken, deren jede einzelne von den übrigen sich leicht unterscheiden läßt, so kann man bemerken, um wie viel der Boden sich in einer gegebenen Zeit erhoben hat, und gelangt auf diese Art durch eine sehr einfache Rechnung zur Gewißheit, daß 2000 Jahre vor Christus ganz Niederegypten noch nicht vorhanden war.

Der Vorgang der Indier dürfte auch durch eine Ueberlieferung bewiesen werden, welche bisher nicht hinlänglich beachtet worden zu seyn scheint. Man findet in den auf unsre Zeit gekommenen Auszügen aus den Werken Manethos, daß unter der Regierung Amenophs, eines Königs aus der 16 Dynastie, Einwanderer vom Indus her sich in Aethiopien niedergelassen hätten. Nun leiten Diodor von Sicilien und Alle, welche sonst noch über die Religion der Egyptier geschrieben haben, diese Religion von Aethiopien oder Ober-Nubien her; Theben selbst war nur eine Insel, nur eine Kolonie von Meroe, der äthiopischen Priesterstadt. So wäre denn die Cultur von Indien nach Nubien, von Nubien nach Egypten gekommen; von Egypten aus ließe sich dann vielleicht wieder ihr Gang nach Babylonien verfolgen, da, Diodor zufolge, die Chaldäer, die heilige Kaste der Babylonier, ursprünglich nur eingewanderte egyptische Priester waren.

Man sollte von den Indiern, den Ur-Begründern der Wissenschaft, große Aufschlüsse über die Geschichte derselben erwarten, zumal da dieß Volk, trotz den verschieden Eroberungen, welchen das Land unterworfen wurde, sich in seiner Eigenthümlichkeit dermaßen erhalten hat, daß es heute noch gerade ist, wie zur Zeit Alexanders des Großen. Aber beinah gar keine Nachweisung in jener Hinsicht findet sich bei ihnen. Nicht als ob sie nicht Viel und seit uralter Zeit geschrieben hätten! aber sie haben durchaus keine Geschichte. Es ist sogar ein Glaubenssatz bei ihnen, daß keine Geschichte aufgezeichnet werden dürfe. „Das vierte Weltalter", sagen sie, „ist zu armselig; Alles, was in demselben sich zuträgt, zu geringfügig, als daß man sein Andenken erhalten sollte." — Bei diesem Mangel an Geschichtwerken bleibt denn keine Hoffnung, als etwa aus ihren sonstigen Schriften, oder ihren Denkmalen einige Fingerzeige zu bekommen. Die Denkmale jedoch können in dieser Beziehung nur wenig Ausbeute geben, denn obwohl sie keine Jahresangaben tragen, kann man doch vermuthen, daß sie jünger, als das Zeitalter Alexanders oder der Ptolemäer sind. Wären sie damals schon vorhanden gewesen, so hätte gewiß der eine oder andere griechische Schriftsteller derselben Erwähnung gethan, da ihre riesenmäßige Größe sie jederzeit zu einem sehr besprechungswürdigen Gegenstand machen mußte. Ueberdieß kann man nach den Bildern, welche auf ihnen vorgestellt sind, bis zu einem gewissen Grade auf ihr Alter schließen; diese Bilder nämlich gehören alle der gegenwärtigen indischen Religionslehre an, welche jünger ist, als die Weda's, die insgesammt den Pantheismus lehren. Die Tempel scheinen folglich nicht so alt zu seyn, als die Weda's. Das Alter der Weda's, oder heiligen Bücher der Indier, läßt sich aber mittelst eines Kalenders, welcher einem derselben beigefügt ist, und den Stand der Frühlings-Nacht-Gleiche angiebt, nachweisen. Zufolge der bekannten Gesetze über das Vorrücken der Nachtgleichen kann man bestimmen, in welchem Jahre dieser Kalender geschlossen wurde. Er geht 1500 Jahre über Christus hinaus.

Die Weda's enthalten die Religionsphilosophie der Indier; die Upaweda's, die eben so alt sind, geben Abhandlungen über Tonkunst, Arzneilehre, Kriegswesen, Baukunst, Mechanik u dgl. Beiderlei Werke sind im Sanscrit geschrieben, einer jetzt nicht mehr gesprochenen, aber ungemein ausgebildeten Sprache, welche die Wurzeln zu verschiednen europäischen Mundarten enthält, wie der griechischen, lateinischen, deutschen, slavischen, so daß es scheint, man müsse auch hinsichtlich der Urbedingung aller Wissenschaft, der Sprache, zu den Indiern zurückgehen. Der astronomische Theil der Weda's enthält wenige Regeln; diejenigen, nach welchen die heutigen Indier Sonn- und Mondsfinsternisse berechnen, sind viel späteren, ihrem Ursprunge nach genau bezeichneten Werken in gebundener Rede entnommen, welche diejenigen Braminen, die zur astronomischen Abtheilung gehören, auswendig lernen.

Bekanntlich stellte Bailli den Satz auf: es müsse früher in Indien eine sehr ausgebildete Astronomie gegeben haben, von welcher die jetzt noch dort vorhandne nur ein schwacher Ueberrest sey. Er berief sich hiebei besonders auf den Umstand, daß die Indier im Besitze von Rechnungsweisen wären, die sich aus dem sonst sehr niedern Grade der Ausbildung, auf welchem die mathematischen Wissenschaften bei ihnen ständen, gar nicht erklären ließen. Aber, die Thatsache zugegeben, welcher Schluß läßt sich nach einer richtigen Logik aus derselben machen? Daß die Indier in früherer Zeit etwas unterrichteter waren, als jetzt. Diese frühere Zeit liegt jedoch vielleicht nicht sehr entfernt. Man könnte sogar mit Delambre annehmen, die Indier haben jene Rechnungsformeln gar nicht selbst erfunden, sondern dieselben bereits fertig von den Arabern überkommen. Dabei sind diese Formeln weit nicht so vollkommen, als Bailli glaubte; ja gerade ihre Fehler haben auf merkwürdige Art die Falschheit von Bailli's Ansicht dargelegt. Die Indier nämlich rühmen sich, eine Reihe von astronomischen Beobachtungen zu besitzen, die 4000 Jahre über Christus hinausreichen, zu welcher Zeit, ihrem Vorgeben nach, eine Conjunktion aller Planeten Statt gefunden haben soll. Hat diese Conjunktion wirklich Statt gefunden, so kann man sich heut zu Tage durch Berechnung hievon vergewissern. Man suchte Dieß zu thun, hat aber gefunden, daß eine solche Conjunktion damals nicht vorkommen konnte, daß aber, wenn man statt der genauen Formeln, welche wir jetzt besitzen, sich der irrigen der Indier bedient, allerdings ein Erfund sich ergiebt, nach welchem es scheint, als wäre damals jene Conjunktion eingetreten.

Aus diesen Thatsachen sowohl, als aus mehrern andern, welche man den Forschungen eines gelehrten Engländers verdankt, geht hervor, daß die alten Indier weder eine besonders

ausgebildete Astronomie, noch eine regelmäßige Geometrie besaßen. In Bezug auf die Naturwissenschaften mußten sie wohl zu einigen oberflächlichen Kenntnissen gelangen, da ihr damals sehr blühender Handel eine Menge Naturerzeugnisse durch ihre Hand gehen ließ. Große Fortschritte können aber gleichwohl jene Wissenschaften niemals bei ihnen gemacht haben. Das Verbot, todte Thiere zu berühren, ihr Abscheu sogar vor dem Felle derselben setzten unübersteigliche Hindernisse entgegen. Kurz, Alles was die Indier den Egyptiern mittheilen konnten, war ihre Metaphysik, ihre Götterlehre und ihre gesellschaftliche Verfassung.

Dillon's Reise in der Südsee.

(Schluß.)

Zuweilen, obgleich nicht oft, quälen die Bell-Insulaner ihre Gefangenen auf das Entsetzlichste. Sie ziehen ihnen die Haut von den Füßen ab und peinigen sie dann mit Feuerbränden, so daß sie in diesem Zustande vor Schmerz außer sich herumspringen. Andern reißen sie die Nägel von den Fingern; oder sie schneiden dem Gefangenen die Augenlieder ab und legen ihn dann mit dem Gesicht in die Sonne, was eine furchtbare Qual verursachen soll. Dergleichen wird indessen immer nur zur Strafe an Personen geübt, die sie auf das Aeußerste gereizt haben, wie dieß allerdings bei uns durch unsern hartnäckigen Widerstand der Fall war. Da wir nicht mehr als sechzehn oder siebenzehn Patronen übrig hatten, so beschlossen wir, so bald es dunkel seyn würde, unsere Flinten uns mit der Mündung auf die Brust zu stemmen und uns auf diese Weise selbst zu erschießen, um den Cannibalen nicht lebendig in die Hände zu fallen. In diesem Augenblicke stieß das Boot von dem Schiffe ab und war bald an dem Ufer, wo ich zu meinem Schrecken die acht Gefangenen landen sah. Ich hatte erwartet, daß nur ein Theil in Freiheit gesetzt werden würde, um ihre Freunde und Landsleute zu bestimmen, uns freien Abzug zu gestatten, damit auch die übrigen entlassen würden. Da diese Vorsicht nicht beobachtet worden war, so verschwand jetzt alle Hoffnung, und das Einzige, was uns noch übrig blieb, schien der schreckliche Entschluß, den wir gefaßt hatten, unserm Leben selbst ein Ende zu machen. Bald nachdem die Gefangenen gelandet waren, wurden sie unbewaffnet zu uns auf den Felsen geführt, der Priester voran, der mich unterrichtete: Capitän Robson habe die acht Männer entlassen und eine Kiste mit Messern und andern Eisenwaaren zum Geschenke für die Häuptlinge an's Ufer geschickt, mit dem Befehl, daß wir unsere Flinten ausliefern sollten, wogegen er uns sicher an Bord bringen wolle. Ich antwortete: so lange ich lebte, wollte ich mich von meiner Flinte nicht trennen; denn ich wisse wohl, daß sie mich und meine Cameraden schlachten wollten, wie sie Savage und Luis gethan hätten. Der Priester wandte sich hierauf an Martin Bushard und suchte diesen zu überreden. In diesem Augenblicke kam mir der Gedanke, daß wir den Priester gefangen nehmen und entweder tödten oder durch ihn unsere Freiheit erhalten könnten. Ich setzte ihm meine Flinte vor die Stirn und sagte ihm, daß ich ihn todtschießen würde, so wie er einen Versuch machte zu entweichen, oder so wie einer seiner Landsleute mich oder meine Gefährten beleidigte. Dann befahl ich ihm, uns nach dem Boote voranzugehen, und drohte ihm unmittelbaren Tod, sofern er nicht Folge leistete. Der Priester ging, wie ich ihm befohlen hatte, und so wie wir durch die Menge kamen, ermahnte er sie, nieder zu sitzen und Peter mit seinen Landsleuten ungefährdet zu lassen, weil er erschossen werden würde, so bald sie uns beleidigten; sie müßten wissen, daß Dieß den Zorn der Götter in den Wolken erregen würde, welche zur Strafe ihres Ungehorsams die See aufschwellen und die Insel mit allen ihren Einwohnern verschlingen lassen würden. Das Volk bezeugte den Geboten des Priesters die tiefste Verehrung, und Alle setzten sich auf den Boden nieder. Der Nambetty (so heißt der Priester) ging weiter, wie ihm befohlen war, auf das Boot zu, die Mündungen der Flinten Bushard's und Wilsons an den Ohren und die meinige auf dem Rücken, bis wir beinahe das Ufer erreicht hatten. Jetzt hielt er plötzlich ein, und als ich ihn aufforderte weiter zu gehen, erklärte er, daß er Dieß nicht thun werde, und daß ich ihn erschießen könnte, wenn ich wollte. Ich drohte ihm, es zu thun, und fragte ihn, warum er nicht bis an das Ufer gehen wolle? Er antwortete: „Ihr wollt mich lebend an Bord bringen, um mich dort zu martern." Es war keine Zeit zu verlieren, da der Abend bereits herankam; ich sagte ihm daher, er solle stehen bleiben, und kehrte ihm das Gesicht zu, indem ich die Flinte vorhielt und ihn zu erschießen drohte, so wie er sich von der Stelle bewegte, ehe wir in das Boot gekommen wären. Wir gingen darauf rückwärts zum Ufer und bis an die Brust in das Wasser, wo uns endlich das Boot einnahm; aber kaum waren wir in dasselbe eingestiegen, als auch die Wilden in Masse herabkamen und uns mit einem Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen begrüßten. Wir dankten Gott für unsere Rettung und eilten nach dem Schiffe, das wir gerade mit Sonnenuntergang erreichten.

Bei seiner Ankunft zu Mannicolo (im Jahr 1827), wo Dillon bei einer frühern Reise bereits Spuren von La Perouse entdeckt hatte, wandte er Alles an, die Eingebornen zu vermögen, ihm die Reste, die von den beiden Schiffen Astrolabe und Boussole noch unter ihnen waren, auszuliefern. „Die Bewohner der Insel, erzählte er, gleichen vollkommen dem Völkchen, welches ich im Jahre 1826 auf der Insel Santa Cruz fand. Sie sind schwarz wie Ebenholz, haben wolliges Haar, welches sie rückwärts kämmen und hinten zusammenbinden, daß es in den Nacken und auf die Schultern herabfällt. Um den Leib haben sie ein ungefähr vier Zoll breites Band gegürtet, an welchem vorn ein Stück Tuch befestigt ist, das — wie man Dieß auch bei andern Südseeinsulanern sieht — zwischen den Beinen durchgezogen und hinten wieder fest gemacht wird. Sie tragen Halsbänder von weißen Muscheln, mehrere Bracelets von weißer und schwarzer Farbe am Arm über dem Ellenbogen, und gewöhnlich zehn bis zwanzig Ringe von Schildpatt in den Ohren. Auch die Nase ist durchbohrt, und zwei weiße Federn des gemeinen Haushahnes oder Huhnes zieren die Oeffnungen; Lippen und Zähne werden durch eine Mischung von Leim und Betelnüssen roth gefärbt; und um die Aehnlichkeit mit dem leibhaften Gottseibeiuns, wie er in unsern Bilderbuden dargestellt wird, vollständig zu machen, hängt hinten von dem Gürtel ein langer Zweig der Fächerpalme als Schweif herab."

Von einem alten Häuptling erhielt er folgenden Aufschluß über das Schicksal des unglücklichen La Perouse:

Frage: Hast Du je zuvor einen weißen Mann gesehen?

Antwort. Nein.

Fr. Hast Du die Leute nicht gesehen, die das Schiff zu Paiow bauten?

A. Ich lebe auf dieser Seite der Insel, und wir sind beständig in Krieg mit den Leuten, die zu Paiow und Wannow (auf der andern Seite) wohnen. Der Häuptling, welcher das Schiff zu Paiow baute, trug Kleider, wie Du.

Fr. Wie gingen die Schiffe verloren?

A. Die Insel ist in einiger Entfernung vom Ufer mit Klippen umgeben; sie stießen des Nachts auf die Felsen und ein Schiff strandete bei Wannow und ging sogleich zu Grunde.

Fr. Wurden von den Leuten, die auf diesem Schiffe waren, keine gerettet?

A. Die, welche von dem Wrak entkamen, landeten zu Wannow, wo sie von den Einwohnern erschlagen wurden. Einige wurden auch von den Haifischen verschlungen, während sie an das Land schwammen.

Fr. Wie viel Leute wurden zu Wannow erschlagen?

A. Zwei zu Wannow, zwei zu Amma, und endlich zwei zu Paiow. Dieß waren alle die weißen Leute, welche erschlagen wurden.

Fr. Wenn aber nur sechs weiße Leute am Ufer getödtet wurden, woher kamen dann die sechzig Schädel, die in dem Geisterhause zu Wannow waren, wie Ta Fow, der bucklige Tucopier, aus gesagt hat?

A. Dieß waren die Köpfe der Leute, die von den Haifischen gefressen wurden.

Fr. Aber hätten die Haifische nicht die Köpfe der weißen Leute eben so gut gefressen, als alles Uebrige?

Keine Antwort.

Fr. Wie ging das Schiff bei Paiow zu Grunde?

A. Sie stießen des Nachts auf eine Klippe und trieben darauf über dieselbe hinweg an einen guten Ort. Das Schiff wurde nicht gleich zertrümmert, sondern die Leute hatten Zeit genug, um die Dinge davon zu nehmen, mit denen sie ein zweimastiges Schiff bauten.

Fr. Wie viel Monate brauchten sie, um das Schiff zu bauen?

A. Viele Monate.

Fr. Woher bekamen sie Etwas zu essen?

A. Sie gingen in die Tarofelder und gruben die Wurzeln aus; und dann pflanzten sie die Schößlinge wieder, um eine neue Ernte zu erhalten. Nachdem sie hinweggesegelt waren, brachten die Eigenthümer ihre Felder wieder in Ordnung.

Fr. Hatten diese Leute keine Freunde unter den Eingebornen?

A. Nein; sie waren Schiffsgeister, ihre Nasen standen zwei Hände weit von den Gesichtern ab. Ihr Häuptling sah immer nach der Sonne und den Sternen und winkte ihnen zu. Einer von ihnen stand als Wache an ihrer Umzäunung; er hatte einen eisernen Stab in der Hand, den er um das Haupt schwenkte. Dieser Mann stand nur auf einem Beine.

Aus dieser letzten Antwort scheint hervorzugehen, daß die Federhüte der Offiziere von den Eingebornen für natürliche Auswüchse des Kopfes gehalten wurden; um mich noch mehr hievon zu überzeugen, ließ ich meinen Federhut von dem Schiffe holen, setzte ihn auf und fragte, ob meine Nase jetzt den Nasen der weißen Leute zu Paiow gliche; ich konnte jedoch keine Antwort aus ihnen herausbringen.

Auf dieser Insel sind, in den Wäldern und in dem Gebüsch, Schlangen, so lang, als ein tucopisches Boot (zwanzig Fuß) und so dick als ein Mannsarm. Sie greifen auch Menschen an. Die Eingebornen vergiften ihre Pfeile mit einer Mischung, die aus der Frucht eines Baumes von kegelförmiger Gestalt mit Leim und Betelnuß bereitet wird. Das Ganze wird so lange geknetet, bis es die Consistenz eines zähen Harzes hat; in diesem Zustande kommt es auf die Pfeile, die dann mit einer Nuß gerieben werden, von welcher sie ihre röthliche Farbe erhalten. An diesen Pfeilen soll das Gift Jahre lang wirksam bleiben. Man findet nur wenige Hühner und Schweine und gar keine Hunde auf der Insel. Es giebt mehrere kleine Flüsse auf derselben, an denen man einige wilde Enten sieht. Der Handel zwischen Mannicolo und Tucopia (einer benachbarten Insel, die Dillon früher besuchte) besteht hauptsächlich in dem Austausche von Tappar (dem eigentlichen Tuche der Südseeinsulaner) welches zu Tucopia verfertigt wird, und feinen Matten, gegen eine Art Perlmutter und andere Muscheln zum Schmuck der Arme, des Halses und Kopfes; von Muschelhalsbändern, auch wohl Bogen und Pfeilen aus Mannicolo, von denen indessen die friedlichen Einwohner von Tucopia wenig Gebrauch machen, da sie weder unter sich, noch mit Fremden Fehden kennen. Mehrere Jahre hindurch wurden die Tucopier von Mannicolo mit Eisen, Porzellan, kleinen Messingglöckchen, gläsernen Flaschen, Corallen und ähnlichen Artikeln versehen, die von den gestrandeten französischen Schiffen herkamen. Mehrere Gegenstände dieser Art, die sich noch auf der Insel vorfanden, und darunter besonders einen Leuchter mit dem Wappen eines der Offiziere La Perouse's, kaufte Dillon auf und brachte sie nach Europa, wo er zur Belohnung seiner Dienste und zum Zeichen der Anerkennung seiner wenn gleich nicht von vollem Erfolge gekrönten Bemühungen von der französischen Regierung das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von vier tausend Franken erhielt.

Kurze Zeit nach Dillon besuchte bekanntlich ein französischer Seefahrer, Capitän D'Urville Mannicolo; und auffallend ist es, daß in dem Bericht, den derselbe der geographischen Gesellschaft zu Paris über seine Expedition vorlegte, von seinem Vorgänger nicht die geringste Erwähnung geschieht. Dieß Stillschweigen ist indessen nur durch kleinliche Nationaleifersucht zu erklären, da es erwiesen ist, daß Capitän D'Urville während seines Aufenthaltes an der Küste von Neu-Süd-Wales, von wo er nach Mannicolo unter Segel ging, von dem Erfolge der Nachforschungen Dillon's Kunde erhielt.

Handel in Neu-Süd-Wales.

Der Ertrag des Caschalottfangs in Sydney betrug vom 4 Juni 1825 bis zum 29 Januar 1829 2232 Tonnen oder 1272 Stückfässer, was auf dem londner Markt nach mittlern Preisen das Stückfaß zu 70 Pf. St. einen Erlös von 89,040 Pf. St. abwarf. Ein zweiter bedeutender Gegenstand des Aktivhandels ist die Wolle, woron im J. 1828 8000 Centner (1500 aus Van Diemensland mit eingerechnet) ausgeführt wurden. Dagegen sind einer der bedeutendsten Einfuhrartikel geistige Getränke; die Consumtion derselben war in Sydney im J. 1828 um 30.000 Gal. stärker als im J. 1827, in Van Diemensland blieb sie ziemlich gleich, doch zeigte sich eine lebhafte Nachfrage nach Cap- und Franzwein und Porter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 68. 9 März 1830.

Der Buddhismus.

I. H'lassa, der Sitz des Dalai-Lama *).

Tübet ist ein von hohen Schneebergen umschlossenes Land, daher es das Schneeland (ghang dschian yul) heißt. Mitten in dieser wilden Gegend, in der Provinz Wui, öffnet sich ein großes und schönes Thal, in welchem der Bezirk H'lassa (das Götterland) 30° 45 Br. 89° 30′ L.) mit dem Dorfe gleichen Namens liegt. Dieses Dorf, der Berg Botala und eine große Zahl von Tempeln und Klöstern bilden zusammen, was man die Stadt H'lassa nennt. Das Clima ist mild, der Sommer ziemlich warm und der Winter selten streng, und der Boden eignet sich zum Anbau verschiedener Arten von Früchten, z. B. Reis, Wein, Aprikosen ꝛc., die man von einem doch im Ganzen kalten Lande, wie Tübet, nicht erwarten würde. Ein reißender Fluß — die Tübetaner nennen ihn Dzang Tsiu, die Mongolen Galdschoamuren oder das wüthende Wasser — strömt durch das Thal; er läuft südlich von H'Lassa, nimmt daselbst den Fluß der Mitte (wui tsiu) auf, der diese Stadt durchschneidet und wendet sich gen SW, um sich mit dem großen Flusse Yaru Dzangbo Tsiu zu vereinigen, der von W kommt. Nach dieser Vereinigung führt der letztere durch den übrigen Theil von Tübet, den er bewässert, den Namen Tzang Tsiu, den er später in dem Lande der Birmanen mit dem Namen Irrawaddy vertauscht.

H'lassa ist von alter Zeit her der Sitz der Könige von Tübet und seit der zweiten Hälfte des XV Jahrhunderts wurde es der Sitz des Dalai-Lama, dessen Kirchenthum sich von dieser Epoche herschreibt. Nach der Sage fällt die Einführung des Buddhismus in Tübet ungefähr in das J. 407 n. Chr. G., unter die Regierung des Königs H'la-totori Nian-schai, welcher der Erste gewesen zu seyn scheint, der seinen Aufenthalt im Bezirk von H'lassa nahm; sein Palast lag auf dem Marbo-ri, d. i. dem rothen Berg, welcher einer der Gipfel des Botala ist. Seine Nachfolger wählten andere Orte zur Residenz. Erst der Urenkel dieses Monarchen, der berühmte Strongdzan-Gambo, unter dem der Buddhismus in Tübet einen neuen Schwung erhielt, erinnerte sich, als er einen gut gelegenen Platz suchte, wo er eine Hauptstadt erbauen könnte, wieder an den Ort, den sein Ahnherr dazu erkoren hatte. Mit dieser Absicht machte er sich — so lautet die Legende — auf den Weg; die Nacht brachte er in dem Walde Nalba-Dod zu; am folgenden Morgen schlug er sein Lager im Angesichte eines Felsen auf, auf welchem der geheimnißvolle Spruch om-ma-pad-me-hûm zu lesen stand. Während er sich im Flusse badete, ging von dem Wasser ein bunter Farbenglanz aus — eine Erscheinung, die er von der Kraft dieser sechs mystischen Silben herleitete, welche nach dem Glauben der Buddhisten das Göttlichste und Erhabenste sind, was die Religion in sich begreift.

Der Berg Botala ist von sehr mäßiger Höhe; er erhebt sich in drei verschiedenen Gipfeln. Der erste Gipfel heißt Marbo-ri; ihn ziert der Palast des Dalai-Lama, genannt Pobrang-Marbo, oder die rothe Stadt, weil die vielen mehrstöckigen Gebäude, woraus er besteht, roth und weiß angestrichen sind; das Hauptgebäude ist 367 chinesische Fuß hoch. Der Palast enthält 10,000 Zimmer; man erblickt darin eine Menge goldener und silberner Idole und Obelisken; das Dach ist vergoldet. Man sagt, der Palast sey erbaut worden von dem König Srong Dzan Gambo um das Jahr Chr. 630; seine klösterliche Bestimmung erhielt er von Awang Lobzang ghiamtso, dem Großlama der fünften Menschwerdung. Er liegt 4 Li von H'lassa. Ihm zur Seite steigt der zweite Gipfel empor — Dziagh-ri, der Eisenberg; sein Hauptgebäude hat die Form eines Mühlsteins, weßwegen ihn die Chinesen den Mühlsteinberg (mo-phan-schan) nennen. In zwei großen Klöstern wohnen dort fremde Lama's, die ihre theologischen Studien zu vollenden nach H'Lassa kommen. Zwischen dem Marbo-ri und dem Dziagh-ri steht eine Pyramide. Diese beiden Gipfel gewähren einen majestätischen Anblick, das Volk betrachtet sie als die Behausung der lebenden Gottheit, und sie sind in hohen Ehren, wo der Buddhismus hingedrungen ist. Der dritte Gipfel, nordöstlich von dem Palast gelegen, heißt Pahmu-ri; auf demselben befindet sich ein See mit einer Insel und dem schönen Lusthaus Dzonzio-lu-chang darauf.

Der Haupttempel von H'lassa, H'lassa-tsiò-chang (das Haus des Tsiò von H'lassa) genannt, empfing diesen Namen von dem Tsiò oder Dschu, einem Bilde, welches den Buddha Schalla-muni als zwölfjährigen Knaben darstellt und in Folge der Vermäh-

*) Klaproth in dem Decemberheft der neuen Annalen der Reisen vor. J.

lung der chinesischen Prinzessin Wen tschhing kung tschu mit dem König Srong dzan gambo nach Tübet kam. Die Prinzessin sträubte sich sehr dawider, China zu verlassen, und setzte Alles in Bewegung, den Willen ihres Vaters zu beugen; indeß da sie ihn unerschütterlich sah, so ergab sie sich in ihr Schicksal und bat sich nur die Erlaubniß aus, jenes Bild mitzunehmen. Man verfertigte zu dem Ende einen eignen Wagen, worauf man das Bild setzte. Angelangt in dem Thal Ramotschó, blieb der Wagen im Sand stecken und keine menschliche Kraft vermochte ihn vorwärts zu bringen; man mußte das Bild da lassen und errichtete ein Dach darüber, das auf vier Säulen ruhte. Einige Zeit nach der Hochzeit begann man in H'lassa einen Tempel zu bauen, worein man das Wunderbild setzen wollte. Dieses Werk erfuhr große Schwierigkeiten, denn was man bei Tag arbeitete, zerstörten bösartige Dämonen wieder bei Nacht. Durch göttliche Eingebung ward endlich dem König offenbar, daß der Tempel über einem kleinen See am Fuß des Botala gebaut werden sollte; Dieß geschah. Man umgab den See mit einer vollkommen viereckigen Ringmauer und der Tempel wurde vollendet, nicht ohne daß eine gute Anzahl von Wundern dabei sich ereigneten, welche die Tradition sorgfältig berichtet; ausgebessert und vergrößert wurde er um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Tübetaner nennen diesen Tempel gewöhnlich Labhrang, eine Abkürzung, wie man behauptet, der Worte Lasa prul nang, d. h. der Ort des wunderbaren und erhabenen Gottes. Die Vorderseite des Tempels liegt gegen Morgen; hier ist ein viereckiger Platz mit einem 62 Palmen hohen Obelisk, worauf der im J. 821 zwischen dem chinesischen Kaiser Mo-tsung (von der chinesischen Dynastie Thang) und dem tübetanischen König Thi srong te dzan abgeschlossene Allianzvertrag geschrieben ist. Dieses Denkmal steht zwischen zwei Weiden, deren Stämme auf seltsame Weise verdreht sind; sie sollen so alt seyn, als der Obelisk selbst.

(Schluß folgt.)

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

9. Des Sultans Demüthigung und Beitritt zum londner Traktat.

Der Sultan, welcher noch kein Ultimatum sah, und dem bei den gemeinschaftlichen Procedüren der Gesandten der Mangel an Gesinnungseinheit nicht entging, blieb taub gegen alle Vorschläge, die man ihm machte. Er hatte den Traktat von London in jeder Form von sich gewiesen — wegen dieser Hartnäckigkeit zogen wir unsern Gesandten zurück; er fuhr inzwischen mit seinen Protestationen fort und — offenbar um diese Hartnäckigkeit zu rechtfertigen — sandten wir unsern Gesandten wieder hin. Das Kabinet der Tuillerien — im Einverständniß mit dem von St. Petersburg — schlug vor, der Rückkehr der Gesandten eine erläuternde Erklärung vorangehen zu lassen rücksichtlich der Gründe, warum die Unterhandlungen erneut würden, um, im Fall sie einen abermaligen Korb bekämen, ihre Würde zu sichern. Darauf entgegneten wir, daß wir uns auf die Großmuth und die verträgliche Gemüthsart unsers „alten Verbündeten" verließen. Unser französischer Verbündeter auf der andern Seite weigerte sich, seinen Repräsentanten der Gefahr neuer Beleidigung auszusetzen, und bloß dadurch, daß Fürst Polignac von seinen Verhaltungsbefehlen abzuweichen sich erlaubte — ein Benehmen, welches die damaligen französischen Minister in ihrer schwankenden Stellung nicht ahnden konnten — geschah es, daß der französische Gesandte mit dem unsrigen wieder nach Konstantinopel abgeordnet wurde. Doch ertheilten sie dieser Maßregel keineswegs ihre volle Zustimmung — und General Guilleminot ging bloß als außerordentlicher Gesandter mit dem speciellen Auftrag, einen Vertrag wegen der griechischen Angelegenheit zu unterhandeln, nicht als residirender Botschafter bei der Pforte ab. Daher der Unterschied in der Behandlung, die ihm und Hrn. Gordon bei ihrer Ankunft dort widerfuhr — daher die Bevorzugung des Letztern in Geschenken von Shawls und arabischen Pferden. Noch war aber der Sultan in Bezug auf den Gegenstand ihrer Sendung so unerbittlich, als vor achtzehn Monaten, wo er sie über das ägäische Meer wandern ließ, gleich der verfolgten Göttin, ehe sie die Insel Delos entdeckte, um einen Ort der Sicherheit zu suchen, an dem sie ihre Protokole und ihre Protestationen niederlegen könnten. Wirklich weigerte er sich zum vierzehnten Mal, irgend einer Vorstellung Gehör zu schenken. Gegen Ende des Augusts langte die Nachricht hievon, mit der Kunde von den russischen Erfolgen, in London an; es ward eine Conferenz berufen, und der französische und russische Minister hörten zu ihrer Verwunderung ein Schreiben des Herzogs Wellington verlesen, worin der edle Lord an der Spitze der englischen Regierung der Meinung war, man solle sich in Zukunft um die Hartnäckigkeit des Sultans nicht bekümmern, ohne Zuthun desselben das Schicksal Griechenlands entscheiden, und wenn er keine feineren Saiten aufziehe, ihm weder Hospodariat noch Tribut zukommen lassen. Sofort wurde deßhalb ein Protokoll aufgenommen und alle Parteien lebten der freudigen Hoffnung, daß man nun doch zu guter Letzt die Sache mit Energie zum Ziel führen würde.

Die nächste Depesche von unserem Gesandten in Konstantinopel brachte die Nachricht von dem Uebergang der Russen über den Balkan und dem endlichen Beitritt des Sultans zu dem griechischen Traktat. Wie? und unter welchen Bedingungen? Ey nun, wenn Morea unter einen Hospodar seiner Wahl zu stehen käme, Griechenland auf diese Halbinsel sich beschränke, ihm einen hohen Tribut entrichte und auf jedes Zeichen von Unabhängigkeit, Militärstaat und Nationalflagge, Verzicht thue. Nur Ein Mitglied der Conferenz konnte in diesen illusorischen Bedingungen einen genügenden Beitritt zum Traktat von London erblicken, und sogleich beschlossen die beiden andern zuzuwarten. Bei dieser außerordentlichen politischen Verwicklung, dieser wahrhaften Begriffs- und Sprachverwirrung, die bei einem gemeinschaftlichen großen Werke herrschte, das man nur mit dem Bau zu Babel vergleichen konnte, wäre höchst wahrscheinlich das Gebäude der griechischen Unabhängigkeit so unvollendet geblieben als jener berühmte Thurm, wenn nicht die Gewalt der Ereignisse und des Sieges für seine Vollendung Mehr gethan hätte

als die Weisheit oder die Menschenliebe seiner ursprünglichen Baumeister.

Am 13 August zog General Diebitsch in Adrianopel ein und schob seine Kosaken gegen das Serail vor. Das Reich und die Kraft des Sultans war gebrochen, und der folgende Artikel in dem einen Monat nachher unterzeichneten Vertrag entschied durch das alleinige Ansehen Rußlands eine Frage, welche die Tripelallianz mit mehr Schonung gegen den Türken und weniger Blutvergießen zwei Jahre zuvor hätte lösen können: „Art. 10. Die hohe Pforte erklärt ihren völligen Beitritt zu den Bestimmungen des am 24 Juni (6 Juli) zu London abgeschlossenen Traktats zwischen Rußland, Großbritannien und Frankreich, so wie zu der unter gegenseitiger Uebereinkunft derselben Mächte auf die Grundlage des besagten Traktats und zur endlichen Vollziehung desselben entworfenen Akte vom 10 (22) März 1829. Unmittelbar nach Auswechslung der Ratification des gegenwärtigen Friedenstraktats wird die hohe Pforte Bevollmächtigte ernennen, um mit denen des kaiserlichen Hofes von Rußland und der Höfe von England und Frankreich die oben erwähnten Stipulationen und Anordnungen in Vollzug zu setzen."

Welche Bedingungen auch der Selbstherrscher aller Reußen dem Großherrn in dieser Capitulation auflegen mochte (denn eine Capitulation kann man es eher nennen, als einen Friedenstraktat); mit dem türkischen Reich in Europa war es zu Ende, und die griechische Unabhängigkeit mußte eine Folge davon seyn. Bis dahin hatte dieser Coloß von Barbarei, obwohl so oft erschüttert durch äußere Gewalt und längst zum Untergang reifend durch innern Zerfall, sich noch auf seiner breiten Basis behauptet, und konnte, während er dem christlichen Europa einen falschen Trotz bot, durch seine dünkelhafte Positur und seine gleißnerische Ansprüche auf Macht seinen Vasallen ein Blendwerk vormachen. Seine nördlichen Provinzen mochten überzogen werden, seine Satrapen mochten sich empören und ihre meuterische Unabhängigkeit vertheidigen, bis ihr Nachfolger mit der seidenen Schnur erschien; sein Lebensprincip war noch nicht erloschen und sein Fanatismus vereinigte immer wieder die Masse, wenn die störende Kraft entfernt war. Die letzten Verschanzungen des türkischen Lagers waren noch nicht überwältigt, das Prätorium des Sultans noch unverletzt, die Minarets von Stambul hatten noch keinen fremden Eroberer gesehen, die heilige Standarte des Propheten sich noch nicht entfaltet zum Schutz des kaiserlichen Harems und seine asiatischen Horden — fliehend aus Europa nach ihren heimatlichen Sitzen — den Bosporos passirt. Jetzt ist der Zauber der Unverletzbarkeit dahin, der Fanatismus eines barbarischen Glaubens hat aufgehört seine Streiter zu entzünden, die hochtrabenden Redensarten der Pforte sind ihren eigenen Vasallen zum Gespött geworden und das geweihte Panier des Propheten ist Nichts mehr, als ein goldbefranstes Stück Seide. Ein kleiner Haufe von empörten Sclaven — elenden Rayas — Christenhunden — ohne einen rebellischen Pascha, sie anzuführen und von Europa verlassen, hielt sieben Jahre Stand gegen die sämmtliche Macht des Reichs, und in achtzehn Monaten warfen die Heere Rußlands die Bollwerke des Balkans nieder und zwangen den übermüthigen Barbaren um Frieden zu bitten; da er kein Schiff mehr besaß, das sich auf die See wagte, kein Regiment, das ins Feld rückte, da drohend vor ihm sich erhob die Gestalt des nordischen Riesen, der seinen Arm nach ihm ausstreckte von den Quellen des Euphrats bis zur Mündung der Donau, ihn drängend in der Mitte und auf den Seiten, und bereit mit einem Streich ihn zu zermalmen. Der Stolz des osmanischen Geschlechts ist gebeugt: sie haben den Eroberer in ihren Städten gesehen, sie haben ihn als Befreier begrüßt, sie haben ihn als Beschirmer ihrer Personen und ihres Eigenthums achten gelernt. Der Bosporos und die Dardanellen sind geöffnet; und nachdem die Russen ohne Erlaubniß des Padischah in seinem Serail gelagert, wird er seinen Unterthanen nicht mehr der König der Könige der Erde seyn, sondern der Vasall einer christlichen Macht. So werden sie sich an Respekt gewöhnen gegen die Gebieter ihres Herrn, und ihr fanatischer Uebermuth wird von jener Höhe herabsteigen, wo es zu ihren vornehmsten Belustigungen gehörte, Rayas zu tödten.

Wir freuen uns über dieses Resultat, wiewohl wir bedauern, daß es nicht durch vereinigte Anstrengungen erreicht wurde und bloß dazu dienen mußte, eine ohnehin schon gigantische Macht noch mehr zu vergrößern. Nie konnten wir denken, daß es wegen des politischen Gleichgewichts von Europa nothwendig sey, den greuelvollen Despotismus ungläubiger Barbaren mit all seinen Anhängseln aufrecht zu erhalten und in das Herz der Civilisation, mitten unter die Ruinen der griechischen Kunst, eine Macht zu pflanzen, welche das Licht der Wissenschaft verachtete und die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt; deren Haß gegen die Meinungen, Sitten und Künste aufgeklärter Völker eine Hauptbedingung ihrer Existenz bildet; welche auf ihrem Privilegium die Gefangenen zu ermorden *) beharrt, und Säulen von Schädeln und Säcke mit Nasen und Ohren als Denkmäler ihrer Triumphe zeigt; welche sich des Meuchelmords und der Metzelei als eines gewöhnlichen Regierungsmittels bedient; welche den Menschen durch die Abscheulichkeiten der Polygamie und die Einkerkerungen des Harems entwürdigt; welche endlich Sklavenmärkte in Europa unterhält, wo christliche Weiber und Kinder zur Schau ausgestellt und zu den Mühseligkeiten der Zwangsarbeit und zu den Greueln viehischer Lust um wenige Dollars verschachert werden!

Colman's Einfälle und Bemerkungen.

Wenn wir eines Beweises bedürften, um uns zu überzeugen, wie weit unsere Nachbaren, namentlich die Engländer und Franzosen, uns an geselliger Bildung überlegen sind; so dürften wir uns nur an die unversieglichen Ströme von Witz und Humor erinnern, die beinahe jedes Blatt der Tagesliteratur von Paris und London mit sich führt, und an den geringen Aufwand, der von jenen Ei

*) Nach dem Treffen bei Athen am 22 Mai 1827 ermordeten die Türken alle ihre Gefangenen, gegen fünfhundert, auf Befehl des Pascha. Als wir über das Schlachtfeld gingen, sagt Becker, kamen wir zwischen lauter Leichnamen durch, die alle ohne Kopf waren, da man ihnen die Köpfe abgeschlagen hatte, um sie dem Großherrn zu senden.

Digitized by Google

genschaften erforderlich ist, um in den bedeutendsten Städten unsers Vaterlandes Furore zu machen. In einem einzigen kleinen Werke, welches vor Kurzem zu London erschienen und wahrscheinlich in diesem Augenblicke auch bereits wieder vergessen ist — (Random Records by Colman Lond. 1830. 8) — finden wir mehr Laune und Lauge als in zehn Jahrgängen aller humoristisch-satirischen Zeit- und Flugschriften von Berlin, Wien u. s. w. zusammengenommen; und wir können uns nicht enthalten, wenn vielleicht ein neuer Witzbold unter uns um sein Auftreten verlegen seyn sollte, ihm das Folgende aus der Vorrede des erwähnten englischen Buches zur Nachachtung zu empfehlen: „Man fragt mich, warum ich mein Buch geschrieben habe," sagt Colman, „und ich weiß in der That hierauf Nichts zu antworten, als daß ich meinen Lesern eine alte Geschichte von einer Anzahl Schulknaben erzähle, welche die neuerer Zeit unter Commis und Lehrjungen wieder beliebt gewordene Sitte hatten, Tabak zu rauchen. Es war in den Tagen Jacobs des Ersten, der seinen Haß gegen dieses schädliche Kraut durch seinen pedantischen „Gegendampf" (Counterblast) verewigt hat. Die Verbote des Königs hatten keine Wirkung auf die muthwillige Jugend; sie dampften fort, wie kleine Whigs, um Sr. Maj. ihre Independenz zu beweisen. Kurz die kleinen Grasteufel rauchten Tag und Nacht, wie die Schornsteine eines Wirthshauses; was indessen natürlich vor dem Domine (dem Vorsteher der Pensionsanstalt) so gut verheimlicht wurde, als sich eben ein übler Geruch verheimlichen läßt, bis an einem unglücklichen Abende, als die Bursche alle um das Caminfeuer in ihrem Schlafgemache zusammenhockten und sich in den Dampf ihrer Pfeifen einhüllten, plötzlich der Lehrer eintrat und in grauenvoller Würde vor ihnen stand: „Was!" sagte der Domine zu dem Ersten: „wie darfst Du Dich unterstehen, Tabak zu rauchen?" — „Hr. Doctor," antwortete der Schalk, „ich habe Kopfweh, und eine Pfeife Tabak ist gut dagegen." — Und Du? — und Du? — und Du? — und Du? — fuhr der Pädagog fort, indem er die Buben der Reihe umfragte. Der eine hatte ein „rasendes Zahnweh", der andere die Kolik, der dritte einen Husten, der vierte — kurz Alle hatten Etwas. „Nun Bursch," brüllte der Doctor den letzten an, für welche Krankheit rauchst Du?" — Leider waren alle Entschuldigungen bereits erschöpft; doch der befragte Zögling sah, nachdem er seine Pfeife aus dem Munde genommen hatte, dem erzürnten Lehrer ernsthaft in das Gesicht und sagte in klägtichem, heuchlerischem Tone: „Hr. Doctor, ich rauche für Hühneraugen." — Und so, nachsichtiger Leser, da meine Vorgänger mir bereits alle anderen Entschuldigungen hinweggenommen haben, erlaube ich mir in Ermanglung einer bessern, Dir zu versichern, daß ich schreibe, um mir die Hühneraugen zu curiren."

Boerio's Wörterbuch des venezianischen Dialects.

Einer der feinsten und ausgebildetsten unter den zahlreichen italienischen Dialecten ist der venezianische; um so auffallender ist es aber, daß gerade die liebliche Mundart der Inselstadt, die eine so reiche einheimische Literatur aufzuweisen hat, beinahe die letzte seyn sollte, welche ein eigenes Wörterbuch für ihre Idiotismen und Eigenthümlichkeiten erhielt. Der Erste, welcher in Italien mit dem Beispiele eines solchen mundartlichen Wörterbuches voranging, war der Mailänder G. Capis, der zu Ende des 16 Jahrhunderts ein Verzeichniß von milanischen Wörtern herausgab, die zu seiner Zeit in der Stadt nicht mehr gebräuchlich waren und sich nur noch in den Hügeln von Brianzi erhalten hatten. Ihm folgte Montalbani mit seinen Origine del dialetto bolognese; doch waren diese Bücher lediglich von dem Wunsche ausgegangen, die heimatliche Mundart zu erheben, indem ihre Uebereinstimmung mit dem alten Römischen gezeigt wurde. Der erste Ort, welcher ein praktisches Wörterbuch erhielt, das wirklich zum Zweck hatte, durch Vergleichung mit der italienischen Schriftsprache zu der Kenntniß der Volkssprache Italiens beizutragen, war Brescia, darnach kam Mantua, mit dem Inder, den Tarenga den Werken Folengo's beifügte; sodann Neapel, wo der gelehrte Galliani sich um die Volksmundart verdient machte; Piemont, wo Pipino denselben Weg einschlug; Sicilien mit dem ausgezeichneten Werke des Abbate Pasqualino, und endlich Padua, dem Patriarchi sein treffliches Wörterbuch schenkte, von welchem nach einander drei Ausgaben erschienen. Das laufende Jahrhundert verdankt Capello und Zalli ihre piemontesischen Idiotica, Melchiorri das Wörterbuch des Dialects von Brescia, Ferrari das von Bologna; Nannini, Cherubini und Peschieri die von Ferrara, Mailand, Mantua und Parma. Selbst Friaul erhielt wenigstens eine Probe in Zorruttis indice friutano zu den Werken des Colloredo; Verona in den Wörterverzeichnissen von Venturi und Angelli; und Cremona in dem von Bercelli. Nur Venedig blieb zurück, bis endlich der gelehrte und gründliche Boerio durch sein Dizionario del Dialetto Veneziano (Ven. 1829. 4) *) die so lange fühlbare Lücke mit dem rühmlichsten Fleiße ausfüllte. Nur von den Mundarten Sardiniens, Friauls, Genuas und Calabriens, die so viel Eigenthümliches haben, fehlen uns noch immer Idiotica, die indessen vielleicht jetzt durch das Beispiel Boerios früher hervorgerufen werden, als Dieß sonst zu hoffen wäre.

Der neue Reisende.

Unter diesem Titel ist in London eine geographische, historische und topographische Beschreibung der verschiedenen Theile der Erde, von Josia Conder, mit zahlreichen Karten und Kupfern, erschienen, die kürzlich mit dem 30 Band vollendet worden ist. Wahrscheinlich besitzt kein Volk und keine Sprache ein Werk, das sich in Bezug auf Reichthum des Inhalts mit dieser geographischen Encyclopädie messen könnte. Es ist dem König von England zugeeignet, dessen Verhältniß zu der Welt mehr als jeden andern Monarchen berechtigt eine solche Zueignung anzunehmen. Diese Zueignung selbst erinnert uns stark an jene großartigen Titulationen des Orients, nur vielleicht mit dem Unterschied, daß hier keine Uebertreibung Statt findet. Sie lautet nehmlich folgender Maßen: „An den König, unter dessen friedlichen Scepter die göttlichen Vorsehung mehr als den „sechsten Theil des Menschengeschlechts gestellt hat; den constitutionellen „Monarchen der britischen Inseln; König von Hannover; Lord-Protektor des jonischen Griechenlands; souveränen Oberlehnsherrn „von Indien, Ceylan und Australien; Beschirmer der polynesischen „Eilande; Gebieter von Südafrica und Senegambien, von Westindien, „den Canadas und dem hohen Norden von America." Hat die britische Nation nicht einige Ursache stolz zu seyn?

*) Die erste Abtheilung dieses trefflichen Werkes erschien bereits im J. 1827, das Ganze wurde jedoch erst im Laufe des J. vollendet.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 69. 10 März 1830.

Memoiren von Sanson, Scharfrichter in Paris.

Katharina.

Heinrich, sagte mein Vater, Du zeigst Dich heute zum ersten Mal vor dem Publikum. Laß Dir Dein Glück angelegen seyn, und strauchle nicht beim ersten Schritte. Wohl ist da ein Hochgericht, wo wir erscheinen; denn es heißt in die Rechte Gottes eingreifen, einem Menschen vor der Zeit das Leben zu nehmen. Du bist der König im andern Sinne; denn was dieser auf seinem Throne, das bist Du auf dem Blutgerüst: Du repräsentirst die ganze Gesellschaft.

Auf dem Schaffot halte Dich fest, sieh Niemand an, laß Dir's nicht bange werden; und wenn Du nicht das Herz hast, das Geschrei des Missethäters anzuhören, verstopfe Dir die Ohren mit Wachs. Das Mittel hat mir treffliche Dienste geleistet, als ich zum ersten Male rädern mußte.

Mit diesen Worten griff mein Vater nach einer eisernen Keule, die er mir nicht ohne eine Art Ehrfurcht überreichte. Da ist die Familien-Keule, sprach er; kein Fleck haftet auf ihr; führe sie fortan mit Ehren. Sey stark wie sie *)!

Mercredi und Patience traten herein, und Ersterer nahm auf ein Zeichen des Vaters die Keule unter den Arm.

„Patience! Der stellt noch seinen Vater! was meinst Du?"

„Seinen Vater stellen?" erwiederte Mercredi halblaut, „einen Mann, der seine Keule führte wie" . . . . . .

Er vollendete das Bild, indem er die rechte Hand mit ungemeiner Behendigkeit bewegte, und stieß sofort einen Seufzer aus.

„Fort jetzt!" rief der Gerichtsdiener, der mich zu holen gekommen war; „denn wir können nur langsam vom Platze; alle Straßen sind gedrängt voll."

Wir gingen; am Ende der Straße Saint-Denis war das Gewühl so stark, daß wir nicht weiter vor konnten. Wie ein Meer umfluthete uns die Menge. Da stellte sich Mercredi vor mich, und hob die Keule hoch auf, daß Jedermann sie sehen konnte. „Platz für den Nachrichter!" rief er mit Donnerstimme. — Und wie durch ein Wunder war im Augenblicke das ganze tobende Gedränge auf beide Seiten entwichen.

Ah, ah! der Mercredi! schallten noch ein Paar Stimmen durcheinander.

Todesstill ließ mich die Menge zwischen sich durch.

Des Volksgewühls wegen mußten wir durch den sogenannten „Strohhof" in das Chatelet. Dieß war der Ort, wo man diejenigen Schuldner verhaftet hielt, die nicht genug Geld besaßen, ein eigentliches Zimmer zu bezahlen. Sie schliefen auf kleinen, mit Stroh bedeckten Lagerstätten.

Die pestartige Luft dieses kleinen viereckigen Hofes, in welchem die Gefangenen auf und ab gingen, benahm mir fast den Athem. Alle waren zerlumpt, schmutzig, ekelhaft, vor Elend verwelkt. Ich glaube die Hölle könnte keinen entwürdigendern Anblick darbieten. Kaum schienen diese magern, bleichen, von Leidenschaften durchwühlten, nach Freiheit schmachtenden Gestalten, wie sie da müßig und thatlos umherirrten, noch Menschen zu seyn.

Wahnsinnige Fröhlichkeit belebte sie. Die Einen spielten mit Würfeln, Andere rauften sich, Einige aßen auch wohl Etwas; aber wie wilde Thiere waren sie mit einer bewundernswürdigen Scharfsichtigkeit für alles Ungewöhnliche begabt, was sich in ihrem großen Steinkäfig zutrug. Wie ein Echo wiederhallten mein und des Gerichtsdieners Name, sobald wir uns sehen ließen; aber in so wilden, zerrissenen Tönen, daß ich zusammenschauderte. Gespensterhaft erhuben sich die Teufelslarven, und wellenartig kamen sie alle auf uns zu geschwebt. Schnell eilte ich mit dem Gerichtsdiener an ihnen vorüber nach der Wohnung des Kerkermeisters.

„Ah Sie da, Monsieur Heuri!" rief hier sogleich ein Mädchen; „ich habe heute Morgen gehört, Sie würden Ihres Vaters Stelle vertreten. Ist's also richtig?" — Ich nickte mit dem Kopfe.

„Oh wie mich Das freut! denn somit werden wir uns öfter sehen, nicht wahr?"

Die Naivität, mit welcher diese Frage vorgebracht wurde, überraschte mich. Ich hatte sonst, wenn ich dann und wann in's

*) Im Original folgt hier eine vollständige Beschreibung der sanson'schen Rüstkammer, von dem breiten Schwert, womit der Herzog von Biron geköpft worden, durch die Folterinstrumente, bis zu den Eisen, womit gebrandmarkt wird.

Chatelet kam, mit dem Mädchen, der Tochter des Kerkermeisters — gelacht und gehandelt, und sie wie ein Kind behandelt. Ohne daß ich daran dachte, war sie groß geworden. Was mir an Katharinen — so hieß sie — dießmal besonders auffiel, war ihre heitere Miene; sie war so leicht hin, so froh; eine echte Französin, voll raschen, tollen Wesens, und doch zugleich die Herzensgüte selbst. Unwillkürlich verglich ich sie Margareten. Inmitten alles Glanzes von Versailles hatte diese düster und scheu geblickt; Katharina war lachend und wie ein Bräutchen in dem Elend des Chatelet. Ihre Kleidung ging beinah über ihren Stand; besonders waren ihre Schuhe zierlich. Als ich mit Verwunderung auf den kleinen, niedlichen Fuß sah, sagte sie: „Wenn Sie mich in so hübschen Schuhen finden, so kommt Das daher, weil ich jetzt gleich Tanzstunde habe. Ach, mein Vater ist so gut; er schlägt mir Nichts ab. Ich kann Klavier spielen; oh! ich habe Fortschritte gemacht, seit ich Sie nicht gesehen. Und lesen kann ich geläufig, und beinahe schreiben. Ich zeichne auch schon gut genug, um das Profil eines Gefangenen entwerfen zu können."

Käthchen sprach das Alles wie eine Art Eingeständniß; war ein Bekenntniß heraus, so mußte das zweite und dritte nach; aber ohne alle Heimlichthuerei; denn junge Mädchen aus dem Volke haben etwas Offenes und Zutrauliches in ihrem Wesen, dem sie sich ganz und gar hingeben können, ohne dadurch der Sittsamkeit und Zucht im Mindesten Eintrag zu thun.

Sie bemerkte, daß ich sie insgeheim betrachtete, und schlug die Augen nieder. Schweigend wandte sie sich gegen einen kleinen, magern, wohlgekleideten Mann, der eine Sackgeige stimmte. In diesem Augenblick trat Vater Badebout, der Kerkermeister, herein: „Ah, bist Du da, Junge! Nun Du trittst heute ins Amt; mein Kompliment! Ich begreife übrigens nicht, wie Dein Vater quittiren mochte; sicherlich stand er sich doch des Jahrs auf seine 25 bis 30,000 Livres. Nie wurden die Leiber der Hingerichteten so theuer verkauft. Selbst wenn mir einer von meinen Leuten drauf geht — (er wies mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung nach dem Strohhof) — schlag ich ihn immer noch um 150 bis 200 Livres bei dem Barbiervolke los. 'Sist eine rechte Wuth aufs Seciren jetzt. — Aber wie gefällt Dir Käthchen?"

„Allerliebst!"

„Nun eile nur nicht so;" (er hielt mich beim Arm zurück) „Dein Vogel ist unter Mercredi's und Patience's Händen, die ihn zurichten. Die drei schäkern zusammen. Hr. Nonclair ist noch nicht da."

„Er ist stolz, der Hr. Henri," sagte Katharina; „ich glaube man hat ihm den Mund vernäht."

„Deine Mutter ist nicht wohl, Käthchen, sie hat sich zu Bette gelegt, Du kannst heut keine Stunde nehmen. Gehen Sie immer wieder, Hr. Lafotte."

„O! warum ihn fortschicken; ich hab nun schon einmal die Tanzschuhe an. Könnten wir nicht in die Gerichtsstube?"

„Nun meinetwegen!"

„Ohne Adieu? Monsieur Henri?....." rief Katharina mit einem schalkhaften Blick, und machte einen kleinen Knicks.

„Ah!" rief ihr Vater, der hinausgesehen hatte; „da ist endlich Hr. Nonclair mit dem Aktuar. Auf Deinen Posten, lieber Junge. Die Folterkammer ist neben der Gerichtsstube."

Hr. Nonclair mit dem Aktuar traten ein, und wir verfügten uns alle drei nach dem verhängnißvollen Zimmer, wo ich mein Amt beginnen sollte. Patience und Mercredi hatten den Missethäter schon auf die Folterbank gelegt. Es war ein ausgezeichnet schöner Mann, noch ziemlich jung; er schien mir nicht über 32 Jahre zu haben. Seine weiße zarte Haut deutete auf einen angesehenen Stand. Er hatte prächtige schwarze Haare, und sein stolzes flammendes Auge warf Blitze auf uns. Wenn sein Blick aber auf die Keile, den Hammer, oder auf seine Beine fiel, die schon zwischen die eichenen Bohlen eingeschnürt waren, spielte ein verächtliches Lächeln um seinen Mund. Wohl mußte er Hauptmann Vieler gewesen seyn; er schien uns gebieten zu wollen.

„Macht Euch ans Werk," sagte Hr. Nonclair.... „Nun was zaudert Ihr?"

„Kopf hinab! aufrecht! Kopf hinab! aufrecht!" — hörte man im Nebenzimmer Lafottes grelles Stimmlein — „gut so! tiefer! mit Grazie! aufrecht, mehr Gelenkigkeit im Kniebeugen!"

Ich nahm den Hammer und schlug herzhaft die ersten kleinen Keile ein, wodurch Beine und Arme des Verbrechers zusammengepreßt wurden. Als die Bohlen mehr auf seine Glieder drückten, erhöhte sich seine Gesichtsfarbe, und er nahm offenbar alle ihm zu Gebot stehende Kraft in Anspruch, wie die glänzenden Blicke, die marmorweiße Stirn deutlich anzeigten. Es war, als wüßte er gar nicht, daß man ihn folterte. — Als ich mich aber auf Befehl des Richters anschickte, die großen Keile einzuschlagen, machte Bat-la-Route (wie der Räuber beim Volke genannt war) ein Zeichen. Ich hielt an, der Richter näherte sich: „Ah Ihr wollt sprechen?"

„Ja, mein Herr." — Er erhob den Kopf, und sagte lächelnd: „Ich wollte bloß den jungen Mann da (— auf mich zeigend —) bitten, im Takt mit dem Herrn zu schlagen, der drüben die Geige spielt. Entschuldigen Sie mich; ich bin ein Italiener, und es ist eine Qual für mein Ohr."....

Wirklich vernahm auch ich jetzt die Töne der Geige, welche durch das Klopfen des Hammers vorher für mich unbemerklich gewesen waren. Unwillkürlich bewunderte ich die Steigerung der Empfindungen in diesem Manne, denn Keiner von uns andern hatte vorher Lafottes Spielen im Nebenzimmer unterschieden.

„Ich will Jungfer Käthchen sagen, daß sie zu tanzen aufhört."

„Warum Das?" erwiederte Nonclair, „Das schadet dem Delinquenten Nichts."....

„Im Gegentheil," unterbrach dieser, „es ist mir angenehm. Ein wundernettes Scheimengesicht, die Kleine! Ihr fröhlicher, konfester Gesang hat mich oft erlabt, und wenn der Hr. Richter Nichts dagegen hat, möchte ich ihr wohl ein kleines Vermächtniß hinterlassen, unter der Bedingung, daß sie ein Paar Seelmessen für mich stiftet."

„Ihr seyd also reich?" fragte der Richter.

„Der König begnadigte mich, wenn ich ihm meine Schätze gäbe.“

„Nun also?“ rief Hr. Nonclair.

„Ich werde meine Gefährten nicht verrathen,“ erwiederte Bat-la-Route mit festem Ton. Es war sein letztes Wort, denn die großen Keile, welche ich während des Gesprächs vollends eingeschlagen hatte, preßten seine Glieder so schrecklich zusammen, daß er in eine Ohnmacht sank.

„Was für ein Mann! wenn er auf guten Wegen gewandelt hätte!“ rief ich.

„Mein Freund,“ bemerkte grämlich Hr. Nonclair, „Ihr seyd nicht zum Moralisiren da.“ Er war so verstimmt, kein Geständniß von Bat-la-Route herausbringen zu können, daß er rief: „Die glühenden Zangen müssen jetzt her!“

Mercredi löste die Bohlen und trug den Delinquenten auf ein Bett, das hiezu in Bereitschaft stand. Dann ging er hinaus, und brachte den Wundarzt des Chatelet herein. Der geschworne Dolmetscher der Schmerzen fühlte dem Unglücklichen den Puls, untersuchte Arme und Beine, und versicherte, daß, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, dem Blutgerüst sein Opfer zu entziehen, wenigstens eine Stunde lang mit der Folter ausgesetzt werden müsse.

Auf Dieß verließ ich das Zimmer mit Mercredi, und trat in die anstoßende Gerichtsstube: „Käthchen! wie können Sie hart neben dem Ort, wo gefoltert wird, tanzen?“

Sie blieb mitten in einer Tour stehen, und sagte schüchtern: „Das ist also unrecht?“

„Sagt Ihnen das Ihr Herz nicht? Sind Sie von Erz?“ — Thränen stürzten über ihre Wangen, aber schnell sich wieder erheiternd, wies sie auf den Strohhof: „da sind tausend Unglückliche, die einer ewigen Folter verfallen sind; — und dort“ — auf einen andern Theil des Gebäudes zeigend — „sind die Verbrecher, welche gehenkt oder gerädert werden. Seit zwölf Jahren wohne ich hier. Ich esse, ich trinke, ich schlafe da. Ganz klein bin ich an diesen Ort gekommen, und bin hier groß geworden. Wo wär ich, wenn ich alle Schmerzen, die diese Gitter und Mauern umschließen, hätte auf mich nehmen wollen? .... Könnte ich Dem, welchen ich liebe, noch ein Herz anbieten? Verwelkt wäre es, abgenutzt! Ich wäre todt. Wenn ich aber singe und fröhlich bin, werden die Strohhöfler ruhig, und hören mir zu. Sie haben ihre Freude daran.“ —

„Haben Sie je eine barmherzige Schwester in einem Spital gesehen?“ fragte sie nach einer Pause. Ich antwortete nicht. — Auf der alten Brustmauer des Fensters wuchs rauhes Moos, aus dessen Mitte eine liebliche kleine Feldblume aufgesprossen war. Katharinens Auge fiel auf die schönen blauen Glocken; mit einem Lächeln zeigte sie darauf.

„Warum ist hier“ ....

Sie ward nachdenklich. „Gehen Sie, Hr. Lafotte, ich fühle, daß ich heut nicht weiter tanzen kann.“ — Der Tanzmeister machte eine Verbeugung und entfernte sich.

„Aber wissen Sie auch schon damit umzugehen, einen Menschen lebendig zu rädern?“ fragte sie mit Theilnahme und Unbefangenheit. Ich schauderte; Margaretens Bild, meine Hoffnungen, mein Leben, das Tageslicht verdüsterten sich vor diesem entsetzlichen Gedanken. — „Was ist Ihnen?“ rief Katharine betroffen; „Sie wechseln die Farbe? Hab ich Sie beleidigt?“ — Ich versuchte zu lächeln: „Nein,“ erwiederte ich, „Sie sagen nur Rechtes und Gutes. Unsere Seele ist ein Geheimniß.“

„Das sagt auch der Hr. Pfarrer!“ setzte sie bei, und wir beide gingen in das Zimmer, wo Vater Badebout war. — Hier erfuhr ich, daß Hr. Nonclair nur noch auf den Anblick des Rades selbst seine Hoffnung setze, den Delinquenten zu Geständnissen zu bringen, und sich deßhalb bereits aufs Rathhaus begeben habe. Es war gegen drei Uhr. Mercredi verfügte sich zum Karren, um den Gaul einzuspannen, Patience auf den Greveplatz, um nachzusehen, ob Alles in Bereitschaft sey.

Der Beichtvater des Gefängnisses eilte durch das Zimmer. Sein Anblick machte mir das Blut gerinnen. Ich hatte ein Vorgefühl, als ob die Hinrichtung nicht Statt finden würde.

(Schluß folgt.)

Die Pharaonen.

Es ist allgemein anerkannt, daß das goldne Zeitalter der egyptischen Kunst und Macht unter die Regierung der achtzehnten und neunzehnten Dynastie Manetho's, während eines Zeitraumes von ungefähr sechs Jahrhunderten, fällt. Dieser Periode gehören die meisten pharaonischen Gebäude und Inschriften an, die bisher entdeckt worden sind; und es ist die Ansicht, daß auch der Aufenthalt der Juden in Egypten in dieselbe fällt. Die usser'sche Theorie, welche gegenwärtig fast allgemein angenommen ist, macht die achtzehnte Dynastie gleichzeitig mit dem Aufenthalte der Israeliten und die neunzehnte mit den Zeiten der Richter; die ältesten der neuerer Zeit wieder hergestellten Inschriften würden nach diesem Systeme beinahe vierhundert Jahre über das Alter des Pentateuch hinaufgehen und einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren umfassen, während welcher die Geschichte der beiden Nationen nicht nur in der engsten Verbindung stünde, sondern in der That eigentlich nur ein gemeinschaftliches Ganzes ausmachte. Auffallend war es daher dem Leser von Champollion's Briefen und ähnlichen Mittheilungen, daß in den neuentdeckten Inschriften nirgends die geringste Erwähnung von den Juden, oder von den Thatsachen der biblischen Geschichte von der Zeit Joseph's bis auf Moses zu finden war. So lange die Juden in dem Zustande der Sclaverei lebten, und in Bezug auf die unglücklichen Ereignisse, die mit ihrer Auswanderung verbunden waren, ließ dieses Stillschweigen sich vielleicht noch erklären; aber auf welche Weise soll man es verstehen, daß auch über Joseph und die wichtigen Begebenheiten seiner Zeit, die neue agrarische Gesetzgebung ꝛc. ein gleiches Stillschweigen beobachtet wird? Alle diese Schwierigkeiten verschwinden indessen, sobald man sich nur überzeugt, daß die usser'sche Ansicht, welche die Verfolgung und Auswanderung der Juden unter die Regierung der beiden letzten Fürsten der achtzehnten Dynastie, Ramses Miamoun und Amenophis, versetzt, völlig grundlos ist.

Nur Eusebius und Syncellus, die beiden letzten Copisten Manetho's oder der Fragmente dieses verloren gegangenen Historikers,

versetzen die Auswanderung in die Zeiten der achtzehnten Dynastie, und auch diese nicht in den Schluß derselben, so daß die Administration Josephs doch noch in die siebenzehnte Dynastie gehörte. Alle frühern Autoritäten stimmen darin überein, daß die ganze achtzehnte Dynastie erst nach der Auswanderung der Juden zur Regierung kam. Diese Ansicht finden wir bei Josephus, bei Theophilus von Antiochien und bei Julius Africanus, den drei ältesten Nachfolgern des Manetho; und Dasselbe behaupten Tatian, Justinus der Märtyrer und Clemens Alexandrinus, die dem egyptischen Priester Ptolemäus von Mendes folgten, so wie v. a. Alle diese Autoren setzen die Austreibung der Hirten durch Amosis und Thothmosis, die Stammväter der Dynastie, mit dem Auszuge der Juden in Verbindung, wofür auch namentlich das berühmte Fragment aus dem 40 Buche des Diodorus spricht. Dadurch wird das goldene Zeitalter Egyptens um vier Jahrhunderte herabgesetzt; und es erscheint natürlich, daß die Monumente desselben von Ereignissen schweigen, die einer viel frühern Zeit angehören.

Ein indirekter Beweis für unsere Ansicht liegt darin, daß die egyptischen Monate, wie wir sie auf Champollion's Inschriften finden, dieselben Benennungen haben, welche auch die griechische Schriftsteller anführen. Nun ist es bekannt, daß die Juden in Babylon die chaldäischen Monate annahmen und seit ihrer Rückkehr sich derselben bedienten; hieraus geht hervor, daß Moses, der „in aller Weisheit der Egyptier" erfahren war, den egyptischen Kalender Champollion's und der Griechen noch nicht kannte, weil er sonst ohne Zweifel ihn angenommen haben würde. Der Kalender der egyptischen Inschriften und folglich auch diese selbst müssen daher nothwendig in die nachmosaische Zeit fallen.

Thomas Lawrence.

Am 7 Januar d. J. verlor England in Sir Thomas Lawrence, dem Präsidenten der Königl. Akademie der schönen Künste zu London, einen der ausgezeichnetsten Künstler unserer Zeit. Seit mehr als dreißig Jahren als der erste unter allen lebenden Porträtmalern anerkannt, hätte Lawrence bei den hohen Preisen, die ihm zugestanden wurden — wir vernehmen, nicht weniger als 150 Pf. St. für das Porträt — ein reicher Mann werden müssen, wenn seine leidenschaftliche Kunstliebhaberei ihn nicht verleitet hätte, Ausgaben zu machen, die selbst zu seinen fürstlichen Einkünften in keinem Verhältnisse standen. So gab er einem geschätzten englischen Künstler den Auftrag, den berühmten Giorgione im Louvre für ihn zu copiren, und setzte ihm dafür die Summe von 500 Pf. St. aus; einem einzigen Kunsthändler soll er bei seinem Tode 10,000 Pf. St. geschuldet haben; und die Zerrüttung seiner finanziellen Angelegenheiten wird allgemein als eine der Hauptursachen seines Todes angeführt. Lawrence's Vater war ein Mautbeamter, der nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines Geistlichen einen Gasthof zu Bristol und darauf einen anderen zu Devizes übernahm. Dieß Geschäft hatte indessen nicht den besten Fortgang, und er zog sich daher nach Bath zurück, wo er längere Zeit durch den Fleiß seines Sohnes Thomas unterhalten wurde, der von frühester Kindheit auf ein entschiedenes Talent für die Kunst zeigte. Kaum war er acht Jahre alt, als seine Porträte schon allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Im J. 1784 erhielt er als vierzehnjähriger Knabe den Preis, welchen die Gesellschaft für bildende Künste zu London (Society of Arts) für die beste Handzeichnung ausgesetzt hatte; und von diesem Augenblicke an war jeder Schritt seiner rühmlichen Laufbahn von der entschiedensten Gunst des Glückes begleitet, bis nach dem Tode West's seine Wahl zum Präsidenten der Akademie ihm die höchste öffentliche Anerkennung gewährte, welche die Kunst in seinem Vaterlande zu hoffen hat.

Poesie der Magyaren.

Während Ungern selbst noch keine Sammlung seiner Volkslieder besitzt, und auch das benachbarte Deutschland bisher nur wenige Proben derselben kennen gelernt hat, kann England sich einer gelungenen und ziemlich vollständigen Uebertragung des Besten rühmen, was die Literatur der Magyaren in dieser Art aufzuweisen hat. Bowring's „Poesie der Magyaren" (Poetry of the Magyars by J. Bowring, Lond. 1830. 8) ist von einer kurzen Geschichte der ungrischen Literatur begleitet, welche von eben so lobenswerther Gründlichkeit, als feinem Geschmack und seltenem Scharfsinn zeugt. Von den Gedichten, die indessen keineswegs alle eigentliche Volkslieder sind, wollen wir hier nur eines der kürzesten mittheilen, da wir ungern aus der zweiten Hand nehmen, was unsere Verbindungen uns in den Stand setzen, von der ersten erwarten zu dürfen.

Die drei Müßiggänger.

Ein Sprichwort sagt: die Faulheit sey
Der Fluch der Welt; und meiner Treu
Ihr findet Dieß in der Geschichte,
Von der ich Euch hier unterrichte.

Mathias setzt in trunk'nem Muth
Drei lustige Brüder Thunichtgut,
Die faulsten unter seinen Gästen,
Einst in ein Haus, um sie zu mästen.

Durch Zufall brach ein Feuer aus;
„Seht," rief der Eine, „da brennt das Haus!"
„Braucht uns der König," sagt der Zweite,
„So retten uns schon seine Leute."

„Was schwatzt Ihr da?" ruft voll Verdruß,
Daß man die Ruhe stören muß,
Der Dritte. Keiner will sich trennen
Von seinem Sitz, bis sie verbrennen.

So giebt es hier noch manche mehr',
Die stehen mit offnem Mund umher
Und sehen, ob die gebratnen Tauben
Nicht einspaziren, wie sie glauben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 70. 11 März 1830.

Hat unsere Zeit eine europäische Literatur zu erwarten?

(Fortsetzung.)

Nie bildete sich eine Literatur so ganz und gar aus dem Innern eines Volks heraus, daß sich derselben nicht einige fremde Züge beigemischt hätten; nie war der Geschmack eines Volkes so tief mit demselben verwurzelt und so mächtig, daß er nicht mit Jahrhunderten Abänderungen unterworfen gewesen wäre, denn der Geschmack ist selbst nur ein Ergebniß der jeweiligen Bildung, und bezeichnet die Stufe, welche ein Volk in der Geistesentwickelung einnimmt. So trug die italienische Literatur bei ihrem Entstehen das Gepräge, welches die Araber dem Süden Europas aufgedrückt hatten; sie war in dem einen Jahrhundert platonisch, mystisch, zum Idealismus sich neigend; in einem andern dem Materialismus verfallen; das eine Mal streng und dem Vaterlande ergeben, sprach sie von Unabhängigkeit und Zwingherrnhaß; das andre Mal die Fremden knechtisch nachahmend, erschien sie läppisch und sittenlos; und doch strömte der italische Himmel den Zauber seines ewigen Lächelns so gut über die Zeit der akademischen Reden, als die Zeit Dantes aus. So hat Spanien, das Anfangs mit den Bildern und Redeformen des Morgenlandes prangte, später lange Zeit tief in Nachahmung der Italiener, seit das Studium Dantes von Villena und Mena angeregt worden, und später durch Garcilasso und Boscano der Petrarchismus sich verbreitet hatte *) — und doch war die Sonne, welche Spanien unter Karl V leuchtete, dieselbe, welche auf die Thürme der Alhambra strahlte, als die Mohren Granada beherrschten. Der Himmel Britanniens ist dunkel, kalt, regnerisch; kein Frühlingslächeln, keine herbstliche Fülle: gleichwohl erhoben sich von diesem Boden, aus diesen Nebeln Lieder voll unbeschreiblicher Kraft, und während der letzten dreißig Jahre kann kein anderes Land einen Dichter aufstellen, der wie Burns, Crabbe, Wordsworth und Andere die Sprache der Einsamkeit gefunden, welche die Seele der Natur in seine Gesänge hätte ausströmen lassen. Man hat dem kalten Klima die Tiefe der Betrachtung, die Neigung zur Abstraktion zuschreiben wollen, wodurch sich die nördlichen Völker Europa's auszeichnen: aber man findet denselben beschaulichen Geist, dieselbe Hingabe an die Idee auch in den Ansichten und Religionen der Morgenländer, namentlich der Indier. Die Wissenschaft wurzelte eben so gut in dem heißen Egypten, als unter den Eisbergen Islands, mit derselben Unabhängigkeit vom Himmelsstrich, mit welcher sie in Attika blühte, während sie in dem benachbarten Böotien keine Stätte fand.

Von welchen Ursachen wird also der Gang der Literatur bei einem einzelnen Volke bestimmt? Vor Allem sey ausgesprochen, daß Wer über die Urbestandtheile, die Eigenthümlichkeit und die Entwickelung einer Literatur irgend sonst wo, als in der Geschichte des betreffenden Volkes selbst, Aufschlüsse sucht, nach Wahnbildern läuft. Im Leben der Völker, wie im Leben der Einzelnen, steht Alles in genauem Zusammenhange. Wenn die Literatur frei und selbstständig erscheint, giebt sie von dem moralischen, wenn beengt und bedingt, nur von dem politischen Zustande des Volkes ein Bild, denn sie ist, um mit Shakespeare zu reden, ein Spiegel der Zeit. Nur die Betrachtung der Zeit kann die Finsterniß erhellen, welche sich oft um einzelne literarische Thatsachen herlegt; nur Rücksichtnahme auf gesellschaftliche und staatsbürgerliche Verhältnisse kann uns auf den Ursprung des verschiedenen Geschmacks leiten, der sich in dieser gegen jene Nation offenbart. Die Liebe ist vielleicht die einzige Empfindung, auf welche äußere Einrichtungen des Staats wenig oder gar keinen Einfluß üben; weil sie Den, welcher sie fühlt, über alle menschliche Berechnung hinaushebt, in eine Welt, wo nur zwei Wesen sind; daher denn der Ausdruck dieser Leidenschaft als ein einziger und allgemeiner sich beurkundet, der in den Gesängen des Italieners so gut wie in denen des Persers oder Arabers, von dem nämlichen Geiste eingegeben zu seyn scheint. Da gleichwohl gesellschaftliche Einrichtungen eine allmächtige Kraft ausüben, so sehen wir z. B. in Italien das reine heilige Gefühl des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts später unter dem Hauch der Tyrannei in Liebelei oder Satyrlust umgewandelt, weil die Liebe in einer Sklavenseele nicht Wurzel fassen kann.

Die Verschiedenheiten zwischen der nördlichen und südlichen Literatur Europas scheinen auf ursprünglichen, ewigen Gesetzen der Natur zu beruhen, nach welcher die Tiefe des Verstandes, und das zu Verstande Bringen der Schönheit den Menschen des Nordens aufgespart, die lebendige Empfindung des Schönen dem

*) Vergl. Ausl. S. 229.

Südländer angeboren wäre: ein festeres Gepräge eigenthümlichen Wesens spricht sich in den Schriften des Nordens aus, eine Hingabe an die Welt des Gedankens und die Abstraktion beurkundet sich dort fortdauernd. Allein abgerechnet, daß die Zeit diese Verschiedenheiten Tag für Tag mehr aufhebt, scheint uns, daß auch zu ihrer Begründung äußere Verhältnisse einen großen Einfluß ausgeübt haben. Die Verbindungen des Nordens mit dem Morgenland waren im Mittelalter weit nicht so bedeutend, als die des Südens, und eben die Umstände, welche die nordischen Völker das Wesen der antiken Literatur mit ihren vollendeten Verhältnissen und Formen nicht so in der Nähe sehen ließen, gestatteten denselben, obwohl später als den Südländern, aus heimischen Bestandtheilen eine mehr eigenthümliche Literatur zu erschaffen. Die Reformation erzeugte in den Deutschen jene Neigung, die Dinge nach verschiedenen Beziehungen zu betrachten, und jenen Geist philosophischer Meditation, der sich zuerst lange Zeit an religiösen Streitpunkten übte, später auch auf literarische Gegenstände und schöne Kunst ausdehnte. Diese Aktivität in der Gedankenwelt mußte großartige Folgen haben; da aber äußere Einrichtungen die Anwendung auf wichtige Nationalinteressen und das wirkliche Leben selbst hinderten, so ergingen sich die auf sich selbst zurückgeführten Gemüther in Systemen und Abstraktionen. Da sie keinen positiven Gegenstand hatten, so erhoben sie sich zu höhern Sphären, zu bloß idealen Vorwürfen und Verhältnissen, und knieten vor ihrem eigenen Geiste nieder (idoleggiarono le proprie immaginazioni). So bildete sich eine äußerlich sonderbare und unzusammenhängende, aber dem innern Wesen nach umfassende und tiefe Literatur: so entstand eine psychologische und, wie sie sich ausdrücken, ganz subjektive Dichtungsweise, die mehr auf die Zukunft hindeutet, als daß sie Dolmetscherin der Gegenwart wäre; die ihre Grenzen in einer unbekannten Welt sucht; melancholisch und rührend wie eine ungewisse Hoffnung. England im Gegentheile ist das einzige Land, wo man das Positive vielleicht am Meisten berücksichtigt; die Staatseinrichtungen eröffnen dem Geist ein weites Feld, und keine von den Kräften, auf welchen die äußere Macht und das Glück der Nation beruhen, wird dort auf bloß intellektuelle Zwecke verwandt. Der Gewerbfleiß, der Handel, der Ackerbau, die drei Grundlagen der englischen Größe, leiten fortwährend auf das wirkliche Leben, und da die Gegenwart verdienter Maßen Werth vor den Briten hat, fühlen sie nicht so lebhaft das Bedürfniß, sich in die Zukunft zu verlieren; daher ist die englische Literatur, im Allgemeinen gesprochen, ganz positiv, historisch, auf Thatsachen beruhend; die Poesie beschreibend, sinnliche Eindrücke umfassend. Gestärkt durch große Erinnerungen, freudig im Bewußtseyn fast schrankenloser Gedankenfreiheit, kehrt sie oft zur Vergangenheit zurück und wendet sich dann wieder auf die Gegenwart.

Uns Italienern haben bald rohe oder veraltete, bald unmächtige, oft tyrannische, nie mit dem allgemeinen Wunsche im Einklange stehende äußere Einrichtungen eine Poesie zu Wege gebracht, voll harmonischen Außenwesens, schimmernd von Färbung und Bildern, aber fast durchgängig unbedeutsam, marklos, stumm für den Geist; und unsere wissenschaftliche Literatur, bald in Akademien, bald an Höfen gepflegt, war gelehrt, fein, unterhaltend; aber niemals wirklichen Nutzen schaffend oder volksthümlich — wenn man einige historische Schriftsteller, einige Philosophen, und wenige Dichter, die in Zwischenräumen ganzer Jahrhunderte erschienen, ausnimmt. Und doch hängen wir mit einer Hartnäckigkeit, die eines besseren Gegenstandes würdig wäre, an einem Palladium, welches von der Zertrümmerung zu retten sich kaum verlohnt. Unmächtig schreien wir Jedem von Vaterlandsliebe vor, der das alte Leben des Geistes wieder erwecken will. O Italiener! wohl ist es gut, die Ehre des Volks und den Ruhm vergangener Zeit zu hüten; aber die Ehre des Volks begründet sich weit mehr dadurch, wenn man die Schuld desselben wieder gut macht, als wenn man die Vorzüge desselben zum Himmel hebt; und alter Ruhm erhält sich durch neuen. Unsre Väter haben Viel gethan: aber so lange wir nicht beherzigen, daß die Zeit, wie sie neue Rechte ertheilt, auch neue Pflichten auflegt; so lang wir uns begnügen, bloß den Gräbern zu huldigen, so wird Italien's Nation, einst die erste unter allen, ewig im Hintergrunde bleiben, weil weder Himmel noch Sonne allein hinreichen, auch die Palme des Geistes zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buddhismus.

I. H'lassa, der Sitz des Dalai-Lama.

(Schluß.)

Der Haupttempel von H'lassa hat drei Stockwerke; das Portal geht unter einem Porticus durch, der auf sechs hölzernen Säulen ruht, an deren oberm Theil sich die Kunst des Bildners, des Malers, und des Vergolders zeigt. Die Mauern sind mit Arabesken von Bronze verziert, innen von Eisen. Das erste Gemach, in das man aus dem Porticus tritt, ist ein Vorsaal, den man in gerader Richtung durchschneidet, um zu einem zweiten Thor zu gelangen, welches in das Innere des Tempels führt. Zu beiden Seiten an der Wand stehen zwei colossale Statuen, welche die vier Maharadscha's, die himmlischen Wächterfürsten der vier Weltgegenden, darstellen, wie sie an dem Eingang jedes Buddhatempels vorkommen; der erste hat das Gesicht weiß, der zweite roth, der dritte gelb und der vierte blau. Nun tritt man in das große Peristylium, ein längliches Quadrat, mit einer schönen Colonnade umgeben. Wie der Tempel überhaupt empfängt es sein Licht von oben; denn Fenster bemerkt man nirgends. Den Hintergrund verschließt ein silbernes Drahtgitter, vor welchem an Ringen von demselben Metall kostbare Vorhänge hängen, die man nach Belieben vor- und zurückschieben kann. An der Mitte der westlichen Mauer ist eine Glocke angebracht, an welche die Gläubigen, die vorübergehen, mit einem hölzernen Hammer leicht anklopfen. Auf der Nord- und Südseite sind kleine Zelte ausgespannt; ringsherum zählt man fünfzehn Ramen von massivem Silber und mit Edelsteinen besetzt, welche mystische Darstellungen des Weltsystems, der verschiedenen Stationen der Seelenwanderung, der

Geschichte Schakia Muni's und anderer göttlichen Incarnationen umschließen. Hinter der Glocke befinden sich zwei Treppen, auf welchen man in das Allerheiligste emporsteigt. Letzteres ist ein Viereck mit je drei Kapellen auf der Nord- und Südseite und in der Mitte mit einem Platz für einen Altar, den man daselbst zuweilen hinstellt, um die heiligen Kegel, Turma's genannt, welche zu Opferspenden dienen, darauf zu legen. Auf der Westseite ist eine viereckige Capelle mit dem Bild des Schakia; links vor dem Eingang steht der mehrstufige und mit fünf reichen Polstern bedeckte Thron des Dalai-Lama; daneben der Thron des Lama Rimbotschè, und um diese beiden Throne nach ihrer Rangfolge die Sitze der andern Großwürdenträger der Kirche;] gegenüber dem Thron des Dalai-Lama, rechts von der Thür der Kapelle des Schakia, der Thron des Königs von Tübet, ob es gleich seit der chinesischen Unterjochung des Landes keinen König mehr giebt; an dem westlichen Ende der Kapelle endlich steht der Hauptaltar mit breiten Marmorstufen, und auf den obern dieser Stufen die goldnen und silbernen Standbilder der vornehmsten Heiligen; auf den niederern Gefäße, worin Rauchholz brennt; kleine buntangestrichene Tische mit Turma's von Gerstenmehl und Butter und einer Menge Blumen und Palmzweigen aus demselben Stoff; auf der höchsten Stufe hinter einem Drahtgitter von vergoldetem Silber erscheint das gegossene Riesenbild des Schakia Muni mit der Mitra auf dem Haupt und dem Seidebund der Lama's; er ist von gelblicher Gesichtsfarbe und das Werk eines chinesischen Künstlers. Der Tempel enthält auch das Bild der chinesischen Prinzessin, der Gattin des Erbauers, und einer andern Gemahlin desselben, einer Prinzessin aus Bhalbo oder Nipal; außer einer Unzahl von Idolen, die von dem Thron des Kaisers von China stehen. Hier herrscht ein Duft von Räuchereien, ein Glanz und eine Pracht von Blumen und Schalen aus orientalischer Jade, daß man sich in ein Feenreich versetzt glaubt. Die südöstliche Ecke des Tempels nimmt der Saal der hundert H'lamo ein; die Tübetaner beten vor diesen Gottheiten an, wenn sie sich von ihren Sünden reinigen wollen. Auf einer der Wände ist Yüan-phoei gemalt, einer der vier chinesischen Gesandten, die da kamen, Buddha's heilige Schriften und göttliche Bilder zu begehren. Um den Tempel herum sind viele Mani zu sehen, Cylinder von Leder oder Holz, die sich wagrecht um ihre Axe drehen und leicht in Bewegung gesetzt werden können; jeder Vorbeigehende dreht diese Mani, welche mit den hundert und acht Bänden des Kanghlur und andern religiösen Büchern beschrieben sind — nach dem Glauben der Buddhisten, daß eine Umwendung derselben so verdienstlich sey, als wenn man ihren Inhalt lese. Die Außengebäude enthalten den Schatz und die verschiedenen Geräthschaften, welche zum Gottesdienst gehören. In den obern Stockwerken dieser Gebäude wohnen die funktionirenden Geistlichen und die höhern Staatsdiener. Auch sind hier Zimmer für den Dalai-Lama, wenn er sich nach dem Labhrang verfügt. Keine Frau darf während der Nacht in dem Umfang des Tempels und seiner Nebengebäude verweilen.

Von dem Labhrang eine halbe Li östlich kommt man in den Tempel Garmachia, auch Tsio kiong tsio chang genannt, d. h. das göttliche Haus der Zauberer-Lama's. Die Bilder, die man hier sieht, sind entsetzlich. Die Zauberer, die diesen Tempel bewohnen, heirathen, und gleich ihren chinesischen Collegen vererben sie ihre Geheimnisse von Geschlecht zu Geschlecht. Am 2 und 16 jedes Monats steigt ein Genius, einen goldenen Helm mit Hahnenfedern auf dem Haupt und fünf kleinen Fahnen hinter sich, vom Himmel herab. Sein ganzer Leib ist in weiße Sacktücher (ghadhaks) gehüllt; er trägt Stiefel von Tigerfell; in seinen Händen hält er einen Bogen und ein Schwert. Er setzt sich auf einen erhabenen Ort und weißagt den Menschen Glück und Unglück. Geht er wieder fort, so verkleiden sich die Leute als Gespenster und begleiten ihn unter Trommelschlag. Jeder große Tempel hat seinen Tsio kiong, und nicht selten spielen Weiber diese Rolle.

Der Tempel Ramotsié ist in dem Thal gleichen Namens, eine halbe Li von dem vorhergehenden entfernt, und hat wie dieser die oben erwähnte nipalische Prinzessin zur Erbauerin; auch sieht er ihm an Schönheit nicht nach. Hier sieht man das Bild der göttlichen Menschwerdung des Tsio Dagbo, eines jüngeren Bruders Tsio Schakia Muni's; derselbe ist dargestellt als ein Knabe von acht Jahren. Die Priester dieses Tempels sind Anhänger der beschaulichen Weisheit des chinesischen Lama Aschang, der in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Tübet war. Dieser Tempel enthält zwei und dreißig Göttergruppen in verschiedenen Stellungen fleischlicher Vermischung. Die Chinesen und Monzolen nennen den Haupttempel den Tempel des großen Dschu, diesen den Tempel des kleinen Dschu.

Ungefähr 10 Li von dem Dorf H'lassa liegt der Tempel von Sera; er wurde im J. 1419 erbaut. In diesem Tempel, der drei vergoldete Säle von der Höhe mehrerer Stockwerke hat, hebt man das Sera-phun-dzé auf, d. h. den heiligen Stößel *) (pilon), der aus Indien durch die Luft nach Tübet gewandert. Jährlich am 27 des ersten Monats wird dieser heilige Stößel in großem Aufzug durch die Lama's nach dem Labhrang getragen, von da in den Palast Bitala zu dem Dalai-Lama, der ihn feierlich begrüßt, hierauf zu den chinesischen Generalen, die in H'lassa commandiren und endlich zu den Ghalong. Eine Schaar Andächtiger begleitet den Zug. Nachdem die Lama's für die Gebete, die sie bei dieser Gelegenheit hersagen, die Gebühren empfangen, bringen sie den heiligen Stößel, der von Eisen, dreieckig und etwa zwei Fuß lang ist, nach Sera zurück. Südöstlich von Sera und 7 Li nördlich von Ramotsié ist das feste Dorf Dschaschi mit der chinesischen Besatzung.

Der Tempel Mo-ru, oder Moru-ghiu-bha liegt östlich von dem Ramotsié. Er hat nicht wie letzterer die Fronte gegen Morgen, sondern gegen Mittag. Hier befindet sich eine schöne Druckerei nebst einer großen Quantität von Bildern und kostbaren Kirchengefäßen. Westlich vom Kloster ist ein Garten und eine Werkstätte, wo man die Schrift flicht und die heiligen Bücher druckt. In diesem Tempel vorzeitlich ertheilen die Vorsteher der Magier (ngao ramba) Unterricht in der Zauberkunst und den geheimen Wissenschaften, nach den Regeln, welche

*) Wahrscheinlich ein Phallus.

das Buch Ghlud, eine Abtheilung des Kanghiur, darüber aufstellt.

Zwanzig Li westlich von H'lassa, an der großen Straße nach dem südlichen Tübet, liegt der im J. 1416 erbaute Tempel Bhrábung (Reishaufen); mit den Gebäuden und Wohnhäusern, die ihn umgeben, erscheint er als eine beträchtliche Stadt. Um den Haupttempel herum liegen vier andere kleine Tempel (trasang oder traba-tsang), von deren der erste Lo-sel-ling (der erleuchtete Theil der Seele), der andere ko mang (der mit vielen Thoren), der dritte Te yang ba (Volk des allgemeinen Friedens) und der vierte Ngá-kba (Zauberer) heißt. Man zählt in diesen Tempeln mehr als 5000 Priester (worunter 300 Zauberer) nebst deren Dienern. In dem Umkreis des Haupttempels ist ein Lusthaus für den Dalai-lama, der sich während eines Theils der heißen Jahreszeit dort aufhält; einmal im Jahr begiebt er sich auch dahin, um das göttliche Gesetz auszulegen. Viele der Theologie Studirenden, die H'lassa besuchen, wohnen in Bhrábung. Am Fuße des Bergs, auf welchem der Tempel liegt, ist ein Kloster für Zauberer-Lama's, die nicht heirathen. In der Nähe des Tempels ist auch der Obelisk, unter welchem die Gebeine Yondan Ghiamtso's ruhen, des Dalaï-Lama der vierten göttlichen Wiedergeburt, welcher um das Jahr 1616 starb.

Das Kloster Ghaldhan (zur himmlischen Seligkeit) liegt 50 Li östlich von H'lassa; es wurde erbaut im J. 1409 von Tzong Chaba, dem Oheim des ersten Dalaï-Lama, der es gewöhnlich bewohnte. Gegenwärtig hat daselbst ein Kambo-Lama seinen Sitz, welcher das von diesem Tzong-Chaba eingeführte sogenannte gelbe Gesetz lehrt. Südlich von Ghaldhan und südöstlich von H'lassa liegt Sampeï. Dieser Tempel ist von den Chinesen, seit sie Herren von Tübet sind, zur Verehrung des Bildes Kuanti-kün's, eines vergötterten Feldherrn, den die regierende Mandschudynastie als ihren Beschützer betrachtet, bestimmt worden. Man erzählt, zur Zeit der Dynastie der Thong wurde diese Gegend von bösen Geistern heimgesucht; dieser Gott kam von Himmel herab und reinigte das Land, und der Spuck verschwand. Darum steht jetzt sein Bild in diesem Tempel, wo der Dalaï-Lama ihm jährlich einmal seine Aufwartung macht. Unfern von dem Tempel Sampeï ist der Tempel Dordzidscha; er ist von sehr hohem Alter und liegt auf dem Gipfel des 200 Klafter hohen Berges Dschapang-Dzong; man steigt auf einer Treppe von Holz hinauf. In einer Felsengrotte daselbst findet man eine weiße Erde, die sich essen läßt, und die sich, soviel man auch davon verzehrt, nie vermindert. Man kann in diese sehr dunkle Grotte nicht ohne Fackeln gehen, um so mehr, als im Hintergrund derselben ein ziemlich beträchtlicher See ist, in welchen alle Bösen unfehlbar hineinfallen, wenn sie sich ihm nähern. Die Tübetaner sollen sich sehr vor dieser Grotte fürchten.

Von sonstigen Merkwürdigkeiten H'lassa's erwähnen wir noch folgende: den 5 Li westlich von Botala gelegenen Garten Kadzi-rawa; hier genießt der Dalaï-Lama Sommers der Kühle; hier ist auch ein See voll mit Fischen und man pflanzt eine Menge der seltensten Blumen, weßhalb man diesen Ort auch den Blumengarten nennt; den noch zwei Li westlich von Botala gelegenen Garten der heiligen Bücher (schuschigang, oder Iking yüan), wo der Dalaï-Lama den Bandschin-Bochda empfängt, und mit ihm Thee trinkt; den Park Dzumghio, zwei Li nördlich von Botala, ein buschiges Lustwäldchen, gleichfalls zum Gebrauch des Dalaï-Lama; die Brücke von glasurten Ziegeln (dzia Zamba) über den Dzang Tsiu, welche man von H'lassa nach Botala passirt; das Schloß Tzumdz Gang, vormals Residenz des Dalaï-lama — jetzt Sitz des chinesischen Gerichtshofs ꝛc.

Das wilde Roß in Nordamerica.

Auf den ausgedehnten Wiesen im Westen des Mississippi findet man ganze Heerden von wilden Rossen, welche von Pferden stammen, die aus den spanischen Besitzungen in Mexico entflohen sind. Früher waren sie auch in dem Lande der Kutanni's, um die nördlichen Zuflüsse der Columbia, auf der Ostseite der Rocky Mountain's sehr häufig; neuerer Zeit sind sie jedoch in diesen Gegenden beinahe ausgerottet worden. Weiter vorwärts als bis zu dem zwei oder drei und fünfzigsten Grade der nördlichen Breite hat man sie in wildem Zustande nie gesehen. Die jungen Hengste bilden besondere Heerden, indem sie von den alten hinweggetrieben werden, und sind leicht zu fangen, wenn man sie mit zahmen Stuten lockt. Die Kutanni's sind mit der spanisch-americanischen Fangweise mittelst des Lasso bekannt. Bei den Osagen sind die Pferde ein Hauptgegenstand der Jagd. Sie gehen in zahlreichen Gesellschaften in das Gebiet des canadischen Red River, wo die wilden Pferde in beträchtlicher Menge zu finden sind. Entdecken sie nun eine Heerde, so vertheilen sie sich in drei Abtheilungen, von denen die eine den aufgescheuchten Trupp der andern zujagt, bis die ermüdeten Thiere, da ihre Verfolger sich beständig frischer Pferde bedienen, nicht länger zu entfliehen im Stande sind. Das zahme Pferd ist für die nomadischen Indianerstämme, die in den weiten Ebenen zwischen dem Sackatschewan und dem Missuri umherschweifen, von unschätzbarem Werthe; denn dasselbe ist ihnen nicht nur bei der Abführung ihrer Zelte und Familien von Nutzen, sondern auch zu der Büffeljagd, die ihre liebste Beschäftigung ausmacht, unentbehrlich. Die Pferde eines feindlichen Stammes stehlen wird für eine eben so heroische That gehalten, als einen Feind auf dem Schlachtfelde erschlagen; und die weiten Räume, die sie Behufs dieser Pferdediebstähle durchmessen, so wie die Entbehrungen, die sie erdulden, sind unglaublich. Ein Indianer, welcher ein gutes Pferd besitzt, wagt nach Einbruch der Nacht kaum zu schlafen; er sitzt an der Thür seines Zeltes, den Zügel in der einen Hand, in der anderen die Flinte; zugleich sind die Vorderbeine des Pferdes mit ledernen Riemen zusammengebunden; und dennoch wird er oft, wenn er sich nur wenige Augenblicke vom Schlaf hat übernehmen lassen, durch das Geräusch erweckt, welches der Dieb macht, der mit seinem Pferde davon sprengt. Die Spokan's, welche das Land zwischen den beiden Hauptströmen der Columbia bewohnen, so wie mehrere andere Indianerstämme lieben das Pferdefleisch als Nahrungsmittel, und auch die Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie in den Posten an diesem Flusse sehen sich häufig beinahe ausschließlich auf dasselbe angewiesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 71. 12 März 1830

Memoiren von Sanson, Scharfrichter in Paris.

Die Hinrichtung.

(Schluß.)

Als es halb vier auf dem Chatelet schlug, vernahmen wir den lauten Ruf der harrenden Menge. Ein Offizier der Marechaussée trat ein und sagte mir, daß der Karren vor der Thür sey. Der Aktuar begleitete uns zu dem Kerker, um mir den Gefangenen zu übergeben. Bat-la-Route lehnte sich auf den Priester; Mercredi hielt ihn am Strick. Wir stiegen die Treppe hinab. Bat-la-Route setzte sich auf eine Bank des Karrens zwischen Mercredi und den Geistlichen. Ich selbst mußte, dem Gebrauch gemäß, allein auf einem Sitz nach vorne zu Platz nehmen. Bis jetzt hatten wir bloß Leute von Stand, Damen aus der Stadt, zu Zuschauern, von welchen sich der alte Badebent das Vorrecht, die Missethäter im Chatelet selbst zu sehen, tüchtig bezahlen ließ. Auch die Gefangenen stiegen einander auf die Schultern, um uns zu belugen. Eine junge Frau hielt mich für den Verurtheilten. Als wir aus dem Chatelet herausfuhren, glaubte ich in einer andern Stadt zu seyn. Ganz Paris schien von der Stelle gerückt. Die breite Straße de Gesores war ganz schmal, war ein einziger Ocean von Menschengesichtern geworden. Ein lichter Sonnenstrahl zog sich gerad durch die Mitte derselben hin; aber nirgends wurde die Helle zurückgeworfen, so viel waren überall schwarze Hüte. Ich glaubte auf dem Meer zu seyn und das Brausen der Wogen zu hören:

Hüte ab! — Da ist er! — Er ist's! — Noch so jung! — Das Ungeheuer! — Rädern will da noch Wenig sagen. — Er brannte Einem die Füße weg! — Er erwürgte lebendig. — Das Scheusal! — Es ist ein Italiener! — Hat er eingestanden? — Mehr als hundert Menschen hat er umgebracht! — Ein hübscher Bursche! — Blickt herzhaft! — Dem ist nicht bange! — Wie? gerädert wird er? — Ein so schöner junger Mann! — Hüte ab! — Puff! — Der führte seinen Namen nicht umsonst! — Mama, welcher von ihnen wird umgebracht? — Der Kerl muß ja keine Seele im Leibe haben; so ruhig! — Hüte ab! — Teufel! man bestiehlt mich! — Ein Dieb! — Ein Dieb! ein Dieb! — Ist Dir's übel? — Das Ungeheuer! — So wahr Gott lebt, Der fährt zur Hölle! — Welch ein Räuber! —

All diese verschiedenen Rufe drangen uns zugleich in's Gehör. Eine einzige Stimme, aus vielen tausend Stimmen zusammengesetzt, sprach fortwährend mit uns. Ein mächtiges Summen, wie von einer ungeheuren Baßgeige, diente dem Strom von Flüchen, Ausrufungen, und Zwischenreden zur Begleitung. Ueberall vernahm man diese dumpfen Töne des Wohlgefallens wie etwa bei einer schönen Stelle im Theater. — Es waren mehr Weiber, als Männer da. Einmal — schon in der Nähe des Schaffots — hielt der Karren, ich weiß nicht mehr durch welches Hinderniß, an, und ich bemerkte im nämlichen Augenblicke einen großen, hagern Mann auf der Straße, der dem Bat-la-Route einen bedeutsamen Blick zuwarf, welchen dieser jedoch nur mit einem mitleidigen Lächeln erwiederte, indem er mit den Augen nach dem Blutgerüst und der Marechaussée hin wies. Der Unbekannte aber zeigte mit dem Finger auf die barmherzigen Brüder am Fuße des Gerüstes. Der Karren kam sofort wieder in Gang und Beide konnten einander nicht länger sehen.

Wie ein Nervenfieber fühlte ich's über mich kommen, und mir Muth zur That geben. Auf der andern Seite flößten mir die Winke des Unbekannten wieder eine Art Hoffnung ein. Ich sah Patience auf dem Gerüste beschäftigt, das Rad und die Leisten zuzurichten, auf welchen die Glieder Bat-la-Route's gebrochen werden sollten. Wie ich aber die Treppe hinauf ging, sank mir von Neuem das Herz, ich erblaßte, schwankte und mußte mich auf Mercredi lehnen. Endlich blickte ich, oben angekommen, um mich, und sah, wie der Verurtheilte die Treppe eben wieder hinabstieg .....

Ein Geschrei, das ich für Freudenruf hielt, brach tobend aus der Menge. — „Er will nur Zeit gewinnen", sagte Patience zu mir; „er hat auf's Rathhaus verlangt." — „Ach, ich glaubte, er sey begnadigt worden; also schrien diese Leute" ..... „Weil sie warten müssen!" erwiederte Patience mit einem Schmunzeln, das mich dunkel an die Hölle mahnte.

Wenige Augenblicke nachher kam der Aktuar, geleitet von zwei Leuten der Marechaussée, aus dem Rathhause gerade auf's Schaffot zu.

„Gott Lob!" rief ich, „also wenigstens heute nicht!" Aber meine Freude verwandelte sich in Entsetzen: Bat-la-Route wollte mich sprechen. Als wir im Saal des Rathhauses anka-

men, lächelte der Italiener. „Solltet gar Ihr selbst sein Mitschuldiger seyn?“ fragte der Beichtvater; „nur in Eurer Gegenwart, sagt er, könne er sprechen?“

Schrecken durchrieselte mich. Ich ward roth, aber Nonclair machte mich wieder blaß mit einem durchdringenden Blicke, der mir wie ein langer Degen durch den Leib ging. Ich trat auf den Italiener zu: „Habt Ihr mich jemals gekannt?“

„Ahah! ahah!“ rief Nonclair, daß mir's einer Säge gleich in's Ohr knirschte.

Eine grausenhafte Stille trat ein. Mercredi und Patience waren blaß; ich sah, daß diese Menschen — Antheil an mir nahmen.

„Mein Herr“, fragte Bat-la-Route mit einer kleinen Beimischung von Spott, „haben Sie sich erholt, sind Sie im Stand, Ihr Amt zu vollziehen?“

„Ja!“ sagte ich, „weil es meine Pflicht ist.“

„Nun, mein Herr!“ wandte er sich mit krampfhaftem Lachen zum Richter, „wenn ich Zeit gewinnen wollte, so war Dieß nur darum, weil ich sah, daß es dem Herrn da schwach wurde, und ich nicht will, daß ein Mann wie ich (er nahm eine stolze Stellung an) von einem nassen Hühnchen den Todesstoß empfange.“

Der Richter war wie vom Schlag getroffen.

„Meiner Seel! ein ganzer Kerl!“ rief ein Soldat.

Ich athmete freier; man machte sich wieder auf den Weg. Auf der Treppe des Rathhauses überreichten mir Patience und Mercredi die Keule. Sie war mit Bändern umwunden und mit einem mächtigen Blumenstrauß geschmückt.

„Unglückliche!“ rief ich, und gab ihnen meine Börse, indem ich Bänder und Blumen herabriß und auf den Boden warf.

Darum hatten sie sich heute Morgen so oft angesehen: Wird er uns Geld geben? hatten sie sagen wollen.

„Jetzt macht sich ja das Ding, lieber Herr!“ sagte Bat-la-Route ganz kalt ... „Das ist so eine Art von letztem Kuß, den ich in die andere Welt mitnehme.“

Ein donnernder Beifallsruf schallte uns entgegen, als wir wieder aus dem Rathhause traten.

Rasch, sagte ich nach kurzem Bedenken zu mir selbst; jetzt gilts deine Pflicht zu thun. Ich erhob die Keule; sie fiel auf den Arm des Missethäters, und ich war über und über mit Blutropfen bespritzt.

„Heinz, stellt er seinen Vater?“ .....

Diese Worte des Patience zu Mercredi waren Alles, was ich im Lärm, den die Zuschauer erhoben, vernahm. Der Schlag war so heftig, daß er den Arm Bat-la-Route's gänzlich zerschmetterte.

Im Augenblicke, wo das zum ersten Mal vergossene Menschenblut mich überströmte, wurde mein Ohr wie zerrissen durch einen Ruf, durch ein einziges Wort.

„Heinrich!“

Margarete hatte meinen Namen gesprochen. Es war mir, als stünde sie auf dem Gerüst — blaß wie eine Todte; ihre Kleider schienen zu triefen. Sie floh; die Augen sanken ihr zu. Ich stürzte der Länge nach nieder.

Wir haben in dieser Erzählung Manches gemildert, Manches ganz weggelassen; wie z. B. eine kleine Vorlesung, welche der alte „Pariser“ seinem Sohn über die beste und menschenfreundlichste Art zu rädern hält. Indessen sind sämmtliche Henker- und Folterscenen der „Familiengeschichte“ nur Kleinigkeiten gegen andere Abschnitte des Buchs, z. B. eine im Sansculotten-Stil beschriebene Hinrichtung eines Aristokraten, die volle fünfzehn Seiten des Buches wegnimmt. Sie ist wirklich unübersetzbar.

In die Execution des Bat-la-Route, bei welcher sich im Gegensatz mit Victor Hugo's Verurtheiltem der Scharfrichter als der Leidende, der Verbrecher als der Held benehmen, drängt sich sofort da, wo Hugo den Vorhang hat fallen lassen, noch ein kühnes Zwischenspiel. Wir finden nämlich im nächsten Capitel den jungen Henri, eben aus einem bewußtlosen Zustand erwachend, auf dem Bett, in seinem elterlichen Haus. Vater und Mutter sitzen bei ihm, und Mercredi erzählt, wie alsbald nachdem der junge Herr — der übrigens ein ganzer Kerl sey, denn er habe mit dem ersten Schlag den Ellbogen des Verbrechers Zoll tief zwischen die Leisten hineingewettert — nachdem er in Ohnmacht gefallen, Einige von der Bande des Bat-la-Route, welche sich verkleidet unter die barmherzigen Brüder eingeschlichen, das Schaffot gestürmt und ihren Hauptmann befreit hätten, wobei sie von dem Volke selbst unterstützt worden, dessen Mordlust plötzlich in Mitleid mit dem Missethäter übergegangen wäre. Der „Versailler,“ der auf diesen Tag nach Paris gekommen war, tritt ein und verkündet, wie natürlich, daß er seine Tochter einem Menschen ohne Herz und Amt (denn letzteres muß Henri offenbar verlieren!) nicht gebe. Er liest bei dieser Gelegenheit dem alten Sanson tüchtig den Text, seine Kinder nicht besser gezogen zu haben: Par Saint Gibet! il faut morigéner les enfans et les conduire dans la bonne voie!

„Parbleu! Alter,“ entgegnet Hr. Sanson, „predige mir nicht so Viel, da doch zuletzt Deine Tochter Schuld an all dem Jammer ist.“

„Meine Tochter?“

„Ja! — Die wollte nicht, daß Heinrich meinen Stand ergreife; ich wette, sie steckt bei der ganzen Geschichte im Hintergrund! — Wann hast Du sie zum letzten Mal gesehen?“ fuhr er barsch den Sohn an.

„Auf dem Schaffot, Vater.“

„Unser Herr verfällt wieder ins Fantasiren,“ sagte Mercredi.

„Nein! nein! Margarete ist ja heute nach Paris gekommen, zu ihrer Tante Vimontel.“

„Unmöglich!“ rief Margaretens Vater. — — —

Aber im nämlichen Augenblick kommt Patience mit einem Brief Margaretens herein, den Jean, des Versailliers Knecht, gebracht hat. In diesem Schreiben nimmt Margarete von Heinrich Abschied, bittet ihn Messen für ihre Seele lesen zu lassen, die ewig ihm angehöre, und welche sein Bild selbst im Himmel bewahren werde, wenn Gott Solches erlaube. Bei dieser Stelle

ſtößt Heinrich einen Schrei aus. Man läßt Jean hereinkommen. Was iſt geſchehen? fragt man.

„Jungfer Gretchen hat ſich im großen Canal unſeres (des verſaillers) Parks erſäuft.“

„Wie, wann?“

„Um vier Uhr etwa. Ich merkte Was und ging ihr nach; unglücklicher Weiſe kam ich zu ſpät. Sie hat an Sie gedacht, Hr. Heinrich, denn ein Piqueur des Königs hörte ſie ſchreien: Heinrich, Heinrich! als ſie ins Waſſer ſprang.“

„Ich weiß es! Das Geſchrei iſt bis zu mir aufs Schaffot gekommen und ſie ſelbſt mit. — Wo iſt die Keule? wo iſt der Verurtheilte? Wohlauf, Mercredi! jetzt könnt ich einen Fürſten rädern — Paris könnt ich zuſammenbrennen! .... Jetzt bin ich, was ich ſeyn ſoll, fühllos gegen Alles.“

„Es iſt kein Verurtheilter mehr da!“ rief traurig Mercredi. — — —

Man hört ein Gefährt vor dem Hauſe halten, und Käthchen ſtürzt voller Freude in's Zimmer: „Ich ſoll Ihnen nur ſagen, hat mir der Vater befohlen, daß Bat-la-Route wieder gefangen iſt, und in ſeinem Gefängniſſe ſitzt. Man verbindet ihm den Arm. — Man ſagte, Sie hätten Schaden genommen, Henri?“ fragte ſie erröthend.

Allgemeines Schweigen. — „Seyn Sie außer Sorge“, fährt ſie fort, „Monſieur Henri verliert den Platz nicht. Vater meint, die Schuld ſey an der Scharwache, der Marechauſſée und den barmherzigen Brüdern gelegen, die falſche Kameraden unter ſich ſchleichen ließen; ſo daß, weil Jedermann ſchuldig iſt, man ſich an Niemand halten wird. Da überdieß die Sodalten in Verey auch die ganze Bande des Bat-la-Route aufgegriffen haben, ſo wird ſogar Hr. Neuclair ſich nichts Beſſeres wünſchen!“

„Nun denn“! ſagte mein Vater und ſchloß Käthchen in die Arme, „Du machſt Viel wieder gut, liebes Kind. Es hängt nur von Dir ab, vollends das Uebrige zu thun!“

Mit drei Worten hatte meine Mutter Katharinen über Alles aufgeklärt. Die liebliche Kerkermeiſters-Tochter ſah mich mitleidsvoll an. „Armer Henri!“ rief ſie mehrere Male.

„Morgen!“ ſagte mein Vater.

Ich verſtand ihn, und wiederholte:

„Morgen!“

Kritiſche Beleuchtung.

(Eingeſandt aus Rom.)

In einem kürzlich in Frankreich erſchienenen Werk bringt Klaproth die Frage nach der Priorität der Entdeckung der ſogenannten alphabetiſchen oder phonetiſchen Hieroglyphen, deren Verdienſt Young und Champollion ſich ſtreitig machen, von Neuem zur Sprache. Um dieſe wichtige Frage zu entſcheiden, muß man ſich erinnern, daß zwei und zwanzig Jahre, ehe der Streit bei Gelegenheit der angeblichen Entdeckung, die im Jahr 1822 gemacht worden ſeyn ſollte, im J. 1824 ausbrach, ein ſolcher Gebrauch der egyptiſchen Symbole in einem in Deutſchland im J. 1802 gedruckten Brief über die Hieroglyphen dargethan, namentlich mittelſt alter Autoritäten, Monumente und Beiſpiele der Beweis geführt worden war, daß die beiden *o*, *y*, *n*, *r* etc. des egyptiſchen Alphabets, welche Akerblad aus dem Monument von Roſette gezogen, die Symbole von Oſiris, Orus, Iſis, Neith, Herr oder König ꝛc. bilden. Die im J. 1803 über denſelben Gegenſtand in Gotha herausgekommenen Briefe enthalten die phonetiſche Entzifferung des Namens Ramſes auf einem Obelisk. Die Analyſe der Hieroglypheninſchrift auf dem Monument von Roſette (Dresden 1803) liefert S. 47 eine phonetiſche Entzifferung des überall verkannten Namen Ptolemäus; S. 25 und S. 29 iſt von Worten und Namen die Rede, welche mit ihren entſprechenden Lauten nach einer der chineſiſchen ähnlichen Methode ſich wiedergeben laſſen müſſen, ſo der alphabetiſche Ausdruck des Namens Jao, zuſammengeſetzt aus der Vereinigung dreier göttlicher Bilder. Die letzte wie die folgende Seite beſchäftigt ſich ganz mit der Unterſuchung dieſes Gebrauchs der Hieroglyphen, zum Theil mit Bezugnahme auf Hompollen I, 7 und die jüdiſche Cabala, deren Urſprung oder Wiederherſtellung in Egypten außer Zweifel ſteht. Es wird ferner S. 90 bemerkt, daß das Zeichen, welches in der chineſiſchen Schrift an der Ecke jedes Charakters von mehrdeutigem Laut angebracht wird, um den wirklichen Laut und die Abſpirationen der Töne zu bezeichnen, ſich ebenfalls an der Ecke des Charakters befindet, der die neunte Zeile der Inſchrift eröffnet, und dieſer Charakter iſt der des Wortes Byſſus. Endlich S. 17 wird von dem Arm mit einer Hand, die einen Pfeil hält — der chineſiſche Charakter für Beſitz — geſagt, daß dieſer Arm die Figur der Buchſtaben *π* und *p* des altegyptiſchen Alphabets darſtelle, und aus der Bedeutung des Hieroglyphen, die ihm zum Modell dient, wird geſchloſſen, daß man ſie pa und pha ausgeſprochen habe, womit der Chineſe das Verhältniß des Beſitzes bezeichnet. Der Verf. des Précis du Système hiéroglyphique des anciens Egyptiens Par. 1828 wiederholt dieſe Worte und dieſen Grund, indem er den Arm als Charakter des Beſitzes annimmt. Von dieſem Symbol in dem zweiten Charakter, woraus die erſte Zeile der Inſchrift beſteht, bis zu dem Schriftzeichen, womit die letzte Zeile anfängt, eignet ſich der Verfaſſer dieſes Abriſſes nach und nach die von dem Verfaſſer der obigen Analyſe nachgewieſenen Bedeutungen von Charakteren, eine um die andere, an: ſo z. B. von den fünf Charakteren, welche unter Nro 1 und 2 der dritten Zeile der Inſchrift die fünf Worte ausdrücken: „Dieſer Tag in dem Tempel“ verſteht er die vier letztern in derſelben Bedeutung. — S. 37 der Analyſe heißt es: „ich weiß nicht, ob man die Ausſprache dieſes Namens ſchon mit Berenice geben wollte ꝛc.“; S. 62 iſt die Hieroglyphe des altegyptiſchen Buchſtaben *t* gezeigt; S. 93 handelt über ſechs Arten von Hieroglyphen mit Einſchluß der Imitativſchrift der Töne, welche den ſechs Arten der chineſiſchen Schrift entſprechen. Dieß iſt eine der Grundlagen des Syſtems des Verf. der Analyſe, worüber er ſich in ſeine Fragmenten über das Studium der Hieroglyphen (Paris 1811) weitläufig verbreitet, mit Anführung einer Menge von Beiſpielen, in denen der Gebrauch alphabetiſcher, toniſcher oder phonetiſcher Hieroglyphen vorkommt. Um die Grenzen eines Journalartikels nicht zu überſchreiten, beruft er ſich nur auf Tom. 2, S. 16. 65. 67. 72. 101. 148 ꝛc. Tom. 3. S. 6. 16. 20. 45. 47. 215 ꝛc. Tom. 4, S. 153. 173. 186. 187. 190. 191. 223. 224. 232. 23

257. 264. 287. 288 ꝛc. Tom. 5, S. 46. 139 und 151, wo der Verf. ein Resumé der Charaktere für auszusprechende Töne nebst deren grammatischen Modifikationen ꝛc. auf eine Reihe von Erklärungen, die er gegeben, folgen läßt. Alle andern Citate enthalten alphabetische und phonetische Entzifferungen von verschiedenen Königsnamen, selbst von dem eingerahmten Namen eines Privatmannes meist mit Angabe der symbolischen Bedeutungen der Charaktere, wie sie wirklich ausgesprochen wurden. Weil der Verf. den Namen Pfamenoph auf der Statue zu Theben (Tom. 4, S. 191) erklärt und dabei seinen Zweifel äußert, ob dieser Name nicht zugleich phonetisch und alphabetisch wie der des Ptolemäus in der Inschrift von Rosette ausgedrückt sey, so ist nicht zu vergessen, daß er damals nur die schlechte Copie von Norden vor sich hatte. Der Verf. des Precis von 1828 erkennt diese Charaktere als den Ausdruck des Namens Amenophis, den er aber auch in andern ganz verschiedenen Namen finden will, selbst in dem großen Namen Gottes, der denselben als den ewigen Schöpfer und Gebieter des Alls, den Offenbarer von Milde und Wahrheit, von Macht und Liebe immer und überall bezeichnet. Unter Anderem ertheilt er diesen Namen auch einem König, den er gelehrt Parietarius nennt. An derlei Ungereimtheiten fehlt es dem englischen Doctor eben so wenig, sowie er auch sowohl im Ganzen als in den Theilen nicht minder Nachahmer ist.

Indem man diese Thatsachen heraushebt, und eine Täuschung bedauert, wodurch Alles entstellt wurde, so geschieht Dieß nicht, um es jenen beiden Nebenbuhlern zu verargen, daß sie die nützlichen Ideen eines Unbekannten wieder vorgebracht haben, der es nur mit Vergnügen sehen kann, daß man dieselben verbreitet und ihnen Popularität verschafft. Als vor sechzig Jahren Franklin und Priestley in der Stille ihre Entdeckungen über die Elektricität machten, so mußte es sie freuen, als gute Leute damit ihr Brod verdienten, daß sie diese Versuche in den Städten und Dörfern Europas wiederholten; hatte sich ja doch dieser ehrsame Kunstfleiß das stolze eripuit caelo fulmen nicht angemaßt und noch weniger sich um ihre Mühe und Arbeit gestritten. Der Zweck vorstehender Beleuchtung ist daher einzig dieser, neuen literarischen Vergeblichkeiten vorzubeugen, welche der Wissenschaft so nachtheilig und ihren Freunden so peinlich sind.

Engländer in Frankreich.

Nach einem officiellen Document, das in England erschien, beliefe sich die Anzahl der gegenwärtig in Frankreich residirenden Engländer auf 31,000, mit einem jährlichen Aufwand von 74,000,000 Fr. Nun haben aber auch die französische Behörden, über denselben Gegenstand Erkundigungen eingezogen und ein Resultat herausgebracht, welches dem britischen Stolze bei Weitem weniger günstig ist. Die Anzahl dieser peregrinirenden Engländer beliefe sich nehmlich auf 52,000, davon könnten jedoch 10,000 nicht in ihr Vaterland zurückkehren, ohne von ihren Gläubigen verhaftet zu werden; 1946 wären als zahlungsunfähig anerkannt, 20,401 Schuldenhalber in Frankreich verurtheilt worden; die Totalsumme ihrer Einkünfte möchte zwar in England 40,000,000 Fr. betragen, davon gingen aber für Staatsabgaben, Zahlungen an englische Gläubiger, Wechsel- und Bankgebühren ꝛc. so Viel ab, daß ihnen, um in Frankreich zu leben, nur 17,400,000 Fr. übrig blieben, und daß sie allein im J. 1828 mehr als 6,000 000 Schulden gemacht hätten.

Französische Besitzungen in der Berberei.

Es ist eine wenig bekannte aber für die bevorstehende Expedition nach Algier nicht unwichtige Thatsache, daß Frankreich auf der Küste von Algier eine Territorialbesitzung hat, und daß der König Oberlehnsherr eines arabischen Stammes ist. Die Küste längs den Corallenfischereien gehört von der Grenze von Tunis an, auf eine Länge von 10 Meilen, Frankreich, welches ehemals einen Statthalter dort hielt, der in einer kleinen Festung, la Bastion, seinen Sitz hatte; jetzt ist die Festung zerstört, heißt aber noch Albastione bei den Arabern. In der Nähe lebt ein arabischer Stamm, genannt Nabi's, welcher die Oberherrschaft von Frankreich anerkennt, und noch vor 6 Jahren zu nicht geringem Erstaunen der Administration die Bestätigung eines neuernannten Scheichs von der französischen Regierung verlangte. Alle Tradition über dieses Verhältniß war in den Ministerien während der Revolution verloren gegangen, aber die Ernennung wurde natürlich bestätigt, und die alte Verbündung wieder angeknüpft. Es ist ein neuer Beweis, wie schädlich der gänzliche Mangel historischer Studien bei der neuen diplomatischen Schule für die Staaten seyn muß.

Das Innere von Neuholland.

Kapitän Sturt drang im v. J. zwei Längengrad weiter gegen Westen vor, als Oxley im J. 1818. Dieser letztere kehrte um, weil ihn Sümpfe nicht weiter ließen. Sturt fand das gerade Gegentheil davon. Dasselbe Land, das sich vor Jenem als ein unermeßlicher See ausgebreitet hatte, lag trocken; der Macquarrie hatte aufgehört ein Fluß zu seyn: keine Spur mehr von seinem Lauf in diesen Ebenen, die in der Ferne seine Wasser bedecken. Unter 45° L. 30 Br. kam Sturt zu seiner großen Verwunderung an einen Fluß, der ungefähr ½ M. breit war und nach S W floß und sehr salziges Wasser hatte; er verfolgte diesen Fluß 4 M. weit, konnte aber nirgends trinkbares Wasser entdecken, ja es zeigte sich, daß das Wasser im Fluß immer salziger wurde; er kehrte hierauf um und begab sich nach Mount-Harris, einem Hügel, den der Macquarrie bespühlt; von hier ging es weiter bis zu Oxley's Castlereagh, an dem er hinzog bis zu dessen Vereinigung mit dem Salzfluß, ungefähr 50 M. von dem Punkt, wo Oxley denselben zuerst gesehen. Mit der Reise war es natürlich in einem Land, das der Karawane weder Futter für Ochsen und Pferde, noch süßes Wasser darbot, aus; man hatte indeß so viel gewonnen, daß man jetzt wußte, daß das Land jenseits des Harris völlig unbewohnbar sey, weil es während der trocknen Jahreszeit sechs Monate lang kein Wasser enthält, das man trinken kann, ohne Leibschmerzen und andre Uebel zu empfinden, und die andern sechs Monate überschwemmt ist. Der Salzfluß, den man Darling zu nennen vorschlägt, ist, wie man vermuthet, ein Fluß, den der Castlereagh, der Macquarie, der Peel ꝛc. bilden; er ist ¼ bis ½ M. breit und hat steile rothe Ufer. Seinen Salzgehalt verdankt er ohne Zweifel den zahlreichen Salzquellen, die überall aufsprudeln, wenn man kaum einen Fuß tief gräbt. Was soll aber aus diesem Fluß werden? Diese Frage hat noch Niemand gelöst. Der bekannte Allan Cunningham, der diese Notiz im Asiatic Journal giebt, glaubt, daß er trotz der südwestlichen Richtung, die Sturt bemerkte, doch später nordwestlich läuft und auf der Nordwestküste unter 17° Breite in's Meer mündet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 72. 13 März 1830.

Die griechischen Inseln *).

1. Scio.

Zwischen Tschesmé und Scio herrscht, wie in allen Canälen des Archipels, kein anderer Wind, als der Richtung des Canals nach, Nord oder Süd; man hat daher den Wind immer von der hohen See her und die Ueberfahrt macht sich sehr leicht. Wirklich besteht auch eine ganz regelmäßige Communikation zwischen der asiatischen Küste und Scio, welche hauptsächlich dadurch erhalten wird, daß die Insel ihren Bedarf von Vieh von dort bezieht. Man bedient sich zu diesem Zwecke der sgn. Sacoleven, und da man wegen der Untiefen genöthigt ist, mit einem ziemlichen Umweg auf den Hafen loszusteuern, so pflegt man die Thiere in der Nähe des gegenüberliegenden Gestades in's Meer zu werfen, um sie vollends schwimmend übersetzen zu lassen. Die Ochsen sind von einem kleinen und unansehnlichen Schlag, mit kurzen Hörnern; sie halten die Mitte mit den unsern und den arabischen. Der prachtvolle Anblick Scio's, der Küste von Asien, der Spitze Caraburnu, der Spalmadoren und der Insel Samos, den man zumal vor sich hat, läßt sich nicht beschreiben. Beim Landen wird freilich dieser Eindruck grausam gestört; von der Stadt ist Wenig mehr übrig, als die mit Gräben umgebene Festung; Jussuf-Pascha mit einer türkischen Besatzung hatte auf ihr seinen Sitz. Dieser Pascha war ein Greis von ehrwürdiger Gestalt, ein langer weißer Bart bedeckte seine Brust; er regierte mit vieler Milde und suchte die zersprengte Bevölkerung wieder zu sammeln, indem er den alten Eigenthümern ihre vormaligen Ländereien gegen eine mäßige Abgabe zu Pacht anbot. Wer aus Asien kommt, wo er Nichts als elende Baracken gesehen hat, wird von den großen, geräumigen und lustigen Häusern der Stadt Scio angenehm überrascht; jetzt — d. h. um die Zeit der Schlacht von Navarin — standen deren nur noch wenige, die den Katholiken angehört hatten und sich um die Consulate herum befanden; die Wohnungen der Griechen stellten eine ungeheure Schuttmasse dar, und man muß die Stadt in ihrem Flor gekannt haben, um sich einen Begriff davon bilden zu können, wie weit fanatische Rache geht. Scio war das Asyl solcher Griechen, die im Besitze eines hübschen Vermögens sich ruhige und vergnügliche Tage machen wollten; sie bauten prächtige Stadt- und Landhäuser, und ihre Primaten übten eine Municipalgewalt aus, welche der Pascha achten mußte, weil er sich vor dem Einflusse zu fürchten hatte, den ihre Reichthümer ihnen in Konstantinopel verliehen. Sein Regiment beschränkte sich deßhalb auf den Einzug der Steuern und die Aufsicht über die Mastixernte. Kein Wunder, wenn auch die Institutionen civilisirter Völker auf Scio Eingang fanden, und die Insulaner bald auch in Bezug auf Bildung einen bedeutenden Rang unter ihren Landsleuten einnahmen; aus dem Collegium zu Scio gingen eine Menge junger Griechen hervor, von denen Viele und zwar die Ausgezeichnetsten kein Bedenken trugen, das Glück ihres harmlosen Friedens mit den Gefahren einer stürmischen Revolution zu vertauschen, und von denen gegenwärtig mehrere in den ersten Stellen des neuen Staates glänzen. Die Schönheit des Climas und die Freiheit, der man sich erfreute, hatten den Wohlstand von Scio begründet und man zählte daselbst mehr als hunderttausend Einwohner, als der Kapudan-Pascha Cara-Ali seinen asiatischen Horden das Signal zu Plünderung, Brand und Mord gab. Der Pascha der Insel zahlte Anfangs 12 Piaster für jeden Kopf, den man ihm brachte; es stand aber nicht lange an, so setzte er den Blutsold auf 3 Piaster herab, und wieder nicht lange, so gab er gar Nichts mehr. Man schätzt die Zahl der Erwürgten auf 40,000 und tief in Asien, auf den Sclaven-Märkten von Bagdad und Bassora traf Fontanier sciotische Frauen; nicht minder grausam war das Schicksal der Kinder, die zum Islam gezwungen und für die schmachvolle Lust barbarischer Tyrannei aufgespart wurden. Ein einziges dieser Ungeheuer soll achtzig Personen geschlachtet haben. Bekanntlich bringt die Insel viel Orangen und Citronen hervor; wenn man diese einhelmst, thut man sie in Weidenkörbe (Kufen genannt), packt die Weidenkörbe auf Esel und führt sie in die Stadt. Auf dieselbe Weise führte man dem Pascha damals die Köpfe zu, daß er sie nach Konstantinopel spedirte; als aber Se. Exc. nicht mehr zahlte, so warf man die Ladungen in's Meer; und noch jetzt, wann die Wogen von den Klippen zurücktreten, kommen manchmal solche Kufen mit menschlichen Schädeln zum Vor-

*) Voyages en Orient entrepris par ordre du gouvernement français de l'année 1826 à l'année 1829, par V. Fontanier. Constantinople, Grèce, évènemens politiques de 1827 à 1828. Par. 1829.

ſcheine. Als es Nichts mehr zu morden gab, ſtürzten ſich die Wüthenden über die Gebäude her, die ſie in Hoffnung verborgene Schätze zu entdecken bis auf den Grund zerſtörten; ja man kann ſagen, daß man ſich das Zerſtören ſo viel Mühe koſten ließ, als das Bauen; denn meiſt blieb kein Stein auf dem andern, was bei der maſſiven Bauart der Häuſer keine gar leichte Aufgabe war. Was die Expedition nach Scio ſo entſetzlich machte, war die Planmäßigkeit, mit der die Rache genommen wurde — denn erſt drei Tage nach der Landung begann der Gräuel der Verwüſtung.

Die Katholiken und die Bewohner der Maſtixdörfer hatte man die Abſicht zu verſchonen; es iſt indeß begreiflich, daß die einmal entzündete Mordgier ihre Opfer nicht lange mit Bedacht wählte. Von zweiundzwanzig Maſtixdörfern ſind gegenwärtig nur noch zwölf in Anbau; die Maſtixpflanzungen liegen zuſammen auf einer herrlichen Ebene, die man Maſtiko-chori nennt. Der Weg von der Stadt nach dem Hauptdorf geht durch lauter Pomeranzen-, Citronen- und Weingärten nach einem kegelförmigen Berg, von wo aus man den größten Theil der Inſel überſchaut. Dieſes Dorf hat Thore und eine Art Ritterburg, wo ein Aga wohnt, der über die Maſtixdörfer geſetzt iſt. Er brauchte nur in dem oberſten Gemach eines kleinen Thurmes, mit einem guten Fernglas bewaffnet, unter das Fenſter zu ſitzen, ſo konnte er das ganze ſeiner Obhut anvertraute Feld durchmuſtern; allein er dehnte ſeine Beobachtungen bis auf das Meer aus, und oft erhielt durch ihn der Paſcha die Nachricht, wann griechiſche Corſaren ſich am Horizont zeigten. Wiewohl es dieſen auch nicht ſelten gelang, ſeine Wachſamkeit zu täuſchen, ſo daß ſie ſich ſogar türkiſcher Fuhren unter den Mauern der Feſtung bemächtigten, indem ſie ſich hinter den im Norden gelegenen ſpalmadoriſchen Inſeln, die unbewohnt ſind, verſteckten, oder von Samos her einbrachen und die ſüdliche Seite der Inſel überſchwemmten. Die Bewohner der Maſtixdörfer genoßen mancherlei Vorrechte — unter Anderem gleich den Türken weiße Turbane zu tragen und in ihren Kirchen mit den Glocken läuten zu laſſen — aber trotz dem Schutze der Sultaninnen, denen die Inſel als Leibgeding gehörte, ſchien ihre Lage eben nicht beſſer, als die der übrigen Bewohner. Vielleicht, daß es vor der Kataſtrophe des Jahres 1822 anders war; ihr beträchtlicher Weinertrag und ihr Schleichhandel mit Maſtix ſollte wenigſtens dieſen Leuten ein gutes Auskommen ſichern. Die Maſtixcultur geſchieht folgender Maßen: Man klopft die Erde unter dem Maſtixbaum ſorgfältig, und im Monat Juni, wo das Wachsthum in ſeiner größten Stärke iſt, macht man mit der Meſſerſpitze kleine Einſchnitte in Stamm und Blätter; im Monat Auguſt klebt das Harz an den Bäumen oder es iſt abgefallen, und das ganze Dorf begiebt ſich hinaus, um daſſelbe zu ſammeln und nach der Schönheit der Tropfen zu ſortiren. Alles geht unter den Augen eines Beamten vor ſich, dem man das Geſammelte in Begleitung von Muſik überbringt; was der Großherr bekommt, wird gewogen, in irdene Gefäße gethan und verſiegelt: der Reſt wird im Lande vertheilt. Um das Schmuggeln zu verhindern, ſind um die Erntezeit überall Wächter aufgeſtellt, und wer ertappt würde, daß er Maſtix kaufte oder verkaufte, oder daß er nur einen Zweig an einem Baume abſchnitte, hätte unfehlbar die Todesſtrafe zu gewarten. Deſſen ungeachtet wiſſen die Bauern wenigſtens die Hälfte des Ertrags ſich anzueignen, ſo daß es nicht ſchwer hält, ſich Maſtix zu verſchaffen. Dem Branntwein ertheilt der Maſtix, aufgelöſt, den Geſchmack von Aniswaſſer und dazu dient er gewöhnlich; ſonſt gewährt er aber auch noch Frauenzimmern das ungemeine Vergnügen, ihn zu kauen. Fontanier fand ihn ziemlich aromatiſch und bemerkt, daß er die Eigenſchaft beſitze, auf den Speichel zu wirken. Nach der Ausſage der Einwohner wächſt der Maſtix bloß in den Gegenden der Inſel, wo er wirklich vorkommt, und Verſuche, ihn anderswo anzupflanzen, wären insgeſammt fehlgeſchlagen. Dieß dürfte übrigens wohl kein Vorurtheil ſeyn.

Die Inſel Scio beſteht gänzlich aus Kalkgebirg; man findet hier ſelbſt einen Steinbruch, der einen verſchiedenfarbigen, am Häufigſten mit rothen und ſchwarzen Adern durchzogenen Marmor liefert, den man polirt und aus dem man Säulen ſchneidet, die man an den Häuſern anbringt. Ein hohes Gebirg, das von N nach S lauft, trennt die Inſel in zwei Theile und giebt ihr ihre längliche Formen — der alte Pöllneus. Auf einem kleinen Berge in der Nähe der Stadt, der Turluti heißt, hatten die Genueſer ein Fort errichtet, von dem noch einige Spuren wahrzunehmen ſind. Die ſgn. Schule Homers, im NW der Inſel, ſah Fontanier nicht.

Hat unſere Zeit eine europäiſche Literatur zu erwarten?

(Fortſetzung.)

Politiſche Verſchiedenheiten der Völker haben die literariſchen Verſchiedenheiten derſelben hervorgerufen, und da die Staatsverfaſſungen heut zu Tag nach Form und Urſprung unendlich abweichend ſind, ſo ſchiene demnach auch die Abweichung in dem Weſen der Literatur unvermeidlich; allein hiegegen erhebt ſich eine gegründete Bemerkung. So lang die Bildung eines Volkes noch im Anfange oder mindeſtens nicht weit von demſelben entfernt ſteht, iſt das Fortſchreiten derſelben wenigen, mit Sinn und Kraft ausgeſtatteten Männern anheimgeſtellt, während die unwiſſende, thatloſe Menge zufrieden iſt, die Früchte jener Anſtrengungen zu genießen. Die Literatur, noch auf keine allgemeine Meinung geſtützt, ſpiegelt eher nur den äußerlichen und materiellen Zuſtand der Geſellſchaft zurück, als daß ſie in das moraliſche Princip der Nation ſelbſt eindränge; ſie ſchildert nur ab, aber ſie ſchafft noch nicht. Auf dieſer Stufe üben die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe den alleinigen Einfluß, und drücken der Literatur jene Volkseigenthümlichkeit, jenes Ortsgepräge auf, von welchem bisher die Rede war. Iſt dagegen die Bildung einmal ſo weit vorgeſchritten, daß ihr die Zeit ihres erſten Erſcheinens ſchon ſelbſt veraltet bedünkt, ſo gebietet die Macht der politiſchen Verhältniſſe nicht mehr unbeſchränkt oder blind. Ueber den Trümmern allgemeingültiger Autoritäten erhebt ſich allmählig die Gewalt einer öffentlichen Meinung. Durch ſie gewinnt die Kultur einen raſchern, freiern Gang, und der Wirkſamkeit politiſcher Verhältniſſe wird die Wage gehal-

ten. Langsam und klug in ihrer Heranbildung, gebietend über unendliche Mittel, rein in ihren Absichten, auf die Zeit und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache gestützt, kann sie beschleuniget, verhöhnt, unterdrückt, aber niemals vernichtet werden, und wird früh oder spät die letzte Entscheiderin der Dinge. Denn sie ist die laut gewordene Vernunft. Auf diesem Standpunkte der gesellschaftlichen Einrichtung ändert sich denn auch die Bedeutung der Literatur ab. Wenn sie sonst nur Gegebenes aussprach und Gegebnem nachfolgte, so schreitet sie jetzt voran und errathet.

Wenn nun aber der geistige Standpunkt aller europäischen Völker gegenwärtig eine Gleichheit darbietet, wenn ein gegenseitiges Streben zu immer größerer Annäherung nicht in Zweifel gezogen werden kann, wenn die allgemeine Meinung über Nationalvorurtheile siegt, und die Völker ein gemeinschaftliches all umschließendes Band fordern, so ist es von geringem Belang, wenn der Eigensinn oder Vortheil einiger Wenigen, wenn diese oder jene Verordnung sich einer solchen Vereinigung entgegensetzen: der Gang der Literatur bleibt dennoch bestimmt: sie muß sich zur Schützerin, zur Leiterin jenes Strebens aufwerfen, dasselbe mehr und mehr ausbilden, eingedenk der Wahrheit, daß Das, was eine Folge ganzer Jahrhunderte ist, seine Laufbahn trotz jeder Gewalt fortsetzen wird.

Sind wir aber im 19 Jahrhundert auch wirklich zu demjenigen Grad von moralischem Bewußtseyn gekommen, daß dessen Ausdruck durch ganz Europa ein und derselbe ist? Ein kurzes Gemälde der europäischen Gesittung möchte vielleicht hierüber am Besten Aufschluß geben.

Ein langer Zeitraum deutet in dunkeln Allegorien, in ungewissen Ueberlieferungen die ersten Schritte an, welche das Menschengeschlecht zu einem gesellschaftlichen Verbande that. Schwankend noch zwischen dem wilden vereinzelten Leben, aus welchem sie so eben getreten, und den neuen Verbindungen, hielten die Menschen zusammen, hatten ihre Oberhäupter, hatten Anfänge von Religion; aber ein eigentlich sittlicher Zustand war noch nicht vorhanden. Den Kampf zwischen Gut und Uebel, zwischen der sich entwickelnden geistigen und der übermächtigen leiblichen Kraft spiegeln die Sagen von Horus und Typhon, Ormuz und Ariman, Zeus und den Titanen ab. Die ersten Hindeutungen des Geistes auf eine schönere Zukunft offenbarten sich in einigen lyrischen Ausströmungen, in einigen Kriegsgesängen; aber eine Literatur im eigentlichen Sinne gab es nicht. Doch ersieht man aus den wenigen Ueberbleibseln aus jener Periode, daß ursprünglich alle Völker einander gleich sind, und daß der Menschengeist unter den verschiedensten Himmeln beinahe dasselbe Schauspiel darbietet, so lang er noch mit der ersten Barbarei kämpft. Der Mangel und der höchste Grad der Civilisation gleichen einander darin, daß beide den Völkern die unterscheidenden Merkmale nehmen. Daher beinahe dieselben Grundideen in den ältesten Götterlehren; daher die Aehnlichkeit in der Form der ältesten Werke, zwischen den Distichen der griechischen Gnomiker und den metrischen Sprichwörtern der Indier. —

Der Kampf nahm ein Ende: die Menschen hatten jetzt Städte, Gesetze, Religionen, Bräuche; aber einander unähnlich, nach Charakter und Neigung der Wenigen, welche Uebermacht des Geistes oder Schlauheit zu Gesetzgebern bestellt hatte. Jetzt begann sich das gleichförmige Gepräge, welches die Natur ihren Söhnen aufgedrückt, mannigfach zu gestalten, und die einzelnen Stämme gewannen mit ihren verschiedenen gesellschaftlichen Einrichtungen eine verschiedene Physiognomie. Der Same geistiger Bildung wanderte von Asien nach Europa; unfruchtbar gemacht an einigen Orten durch tyrannische Gesetze oder die Eifersucht einer Kaste; niedergetreten an andern durch immerwährende Kriege oder Einfälle, fand derselbe in Asien keinen Boden zum Keimen. Erst Griechenland, durch eine Menge Eilande auf die Fahrstraße der asiatischen Welt hinausgeschoben, abgeschlossen durch's Meer oder umgürtet von hohen Gebirgen, sicher vor Einbrüchen der Fremden, Mutter eines freisinnigen, kräftigen Menschenschlags — konnte jenen Samen aufnehmen und befruchten; und von seinen felsigen Klippen stieg hoheitsvoll die Morgenröthe empor, die einst mit ihren Strahlen ganz Europa erhellen sollte. Griechenland ist der Ort, wo die Menschheit zuerst zu einer Civilisation gelangte; und mit dieser ging auch ihr Wiederbild, eine Literatur hervor; aber eine ganz griechische und lokale Literatur, wie Oertlichkeit, Himmel und Bewußtseyn der eignen Ueberlegenheit dieselbe eingaben. Begünstigt durch weise und kraftvolle Staatseinrichtungen erreichten die Griechen bald ein Ziel, um welches wir sie noch jetzt, in vielen Beziehungen, beneiden dürften, allein je höher sie stiegen, desto mehr entfernten sie sich von den übrigen Völkern. Vereinzelt in ihrer Welt, wie eine Oase in einer Wüste, blickte Hellas mit Verachtung auf die umliegenden europäischen Völker und brandmarkte sie mit dem Namen Barbaren. Ueberdieß wird schon an sich der erste Zeitraum der Civilisation nie eine Zeit der Ausbreitung seyn, weil ein Bau sich erst festigen und vervollkommnen muß, ehe er an Umfang gewinnen kann; und Griechenland, genöthigt oft mit dem eigenen Blute seine Unabhängigkeit zu schützen, vermochte den Bereich seiner Cultur nicht zu erweitern, ausgenommen durch einige Colonien, welche die Keime der Gesittung nach Sicilien oder an die Küsten Italiens — in dessen Schoß das Schicksal einer Welt schlief — hinübertrugen. Die Vaterlandsliebe war das Abzeichen jener Periode, die ausschließliche, eng umschriebene Vaterlandsliebe, nach welcher der Nichtgrieche, ja selbst der Nichtbürger einer und derselben Stadt der Sklaverei würdig geachtet wurde. Die Literatur mußte dieses übermächtige Gefühl der eignen Persönlichkeit abspiegeln. Daher so selten in den griechischen Gesängen umfassende Gefühle; daher so selten eine Moral im vollkommenen Sinne des Wortes.

Die moralische Welt strebt so gut, als die physische, ewig nach dem Gleichgewicht. Ein Volk, das sich von den andern abschließt, und dessen Civilisation auf keiner breitern Grundlage ruht, als auf den Grenzen des eigenen Lands, kann nicht ewig leben, weil diese Ungleichheit zu ewigem Krieg zwischen jenem stolzen Richterspruch und der Kraft, zwischen geistiger und körperlicher Gewalt führt. Griechenland fiel. Rom erhob sich, und gründete auf unbegrenzter Vaterlandsliebe, auf dem höchsten

Grade von Kriegergeist und auf verbrecherischer Staatsklugheit einen Thron, dessen Spitze das Capitol, dessen Basis der ganze Süden Europas war. Mit dem gefallenen Griechenland welkte wohl auch die Blüthe des griechischen Genius, aber die Frucht, die er bereits getragen, blieb. Nationen leben und sterben, wie einzelne Menschen; eine einmal gegründete Cultur stirbt nie wieder: der Geist ist ewig. Sie gewann jetzt an Ausdehnung, was sie an Glanz und Hoheit verlor. Gleich einem zerbrochenen Gefäße, dessen köstliche Essenz nach allen Seiten hinfließt, breitete Griechenland Kunst und Wissen rings umher. Mittlerweile floß das Morgenland mit dem Abendlande zusammen, denn das eiserne Scepter der Römer beugte die verschiedensten Völker unter Ein Joch, die denselben Einflüssen, demselben Schicksal hingegeben, sich einander mehr annäherten; zum Mindesten hatten sie einerlei Leiden, einerlei äußeres Verhältniß und einerlei Wünsche. Selbst die Verschiedenheiten der Religionen begannen sich abzuschleifen; man fand, daß viele derselben in ihren Grundzügen einander ähnlich sahen. Während sich die Menschheit auf diese Art unwillkürlich zu einer allgemeinen Religion vorbereitete, warfen die verschiedenen philosophischen Schulen eben durch ihre Mannigfaltigkeit, indem jede von den übrigen in einigen Punkten verschieden war, in andern mit denselben einstimmte, den Samen zu jenem Eklekticismus aus, der ein bezeichnendes Merkmal der europäischen Welt werden sollte. Der Ausdruck dieses gemeinschaftlichen Strebens, dieses Vorschreitens sämmtlicher südlicher Völker hätte sich ohne Zweifel in der Literatur jener Zeit abgespiegelt, wenn nicht bürgerliche Zwietracht und ungezügelte Eroberungssucht, wenn nicht wie Anfangs ewiger Wechsel von Gefahr und Kampf, so später argwöhnische Zwingherrschaft und militärisches Joch die Römer an einer freien, volksthümlichen Literatur gehindert hätten. Die Würde und Großartigkeit der Sache, die schöne, vollendete Sprache, der unternehmende rührige Geist schienen ihr entgegenzukommen, aber es fehlte den Römern so zu sagen an der Zeit, dieselbe aus den Bestandtheilen, welche in jener Epoche bereit lagen, zu erschaffen. Statt volksthümlich zu werden, ahmte sie den Griechen knechtisch nach, und ward so nur einfach, gewann aber kein dramatisches Leben; ward nur äußerlich schön, erhielt aber keine Tiefe der Empfindung. Gleichwohl erweitert sich in der römischen Literatur, verglichen mit der griechischen, die Poesie Etwas, wenn auch freilich nur um Weniges. Die Gemüthsbewegungen werden unter einen mehr moralischen Gesichtspunkt gestellt — Virgil's Schilderung der Liebe — die Saite des Herzens wird häufiger berührt; man fühlt, daß ein Schritt mehr zur Enthüllung des innern Menschen gethan ist. Und bald gab das Christenthum die erste Probe dieser erhabenen Enthüllung. Die Christuslehre schloß die zweite Civilisation auf. Sie betrachtete die Menschen von einem hohen Standpunkte, ohne Bezug auf äußere Dinge oder bürgerliche Einrichtungen, und stellte so die ursprüngliche Gleichheit wieder her. Sie legte den Grund zu einer Geschichte, in welcher nach und nach alle Nationen auf dem Wege unendlicher Vervollkommnung sich verbrüdern sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Thierestreue.

Ein schönes Bauernmädchen aus dem Dorfe Monte-orsano (in der Brianza) war durch eine Krankheit, die sie oft mitten unter ihren Gespielen bei einem ländlichen Feste oder während ihrer kirchlichen Andacht zu Boden warf, zu einer Art von trauriger Berühmtheit gekommen. Jeder Arzt in der Lombardei, jeder Heilige im Kalender war bereits um Hülfe angefleht worden; aber weder Heilmittel noch Gelübde vermochten ein Uebel zu heilen, das unheilbar war, eine eingewurzelte Epilepsie. Wenn indessen die Heiligen Clementine verließen, so hatte sie doch einen Freund, dessen Wachsamkeit nie schlummerte: es war ihre Katze, die nicht nur ihr Bett und ihre Polenta theilte, sondern sie auch auf allen Schritten und Gängen von dem Weinberge bis zu dem Altar begleitete. Das erste Mal, als Mina ihre junge Gebieterin in einem ihrer Krankheitsanfälle niederstürzen, und sich an einem Grabsteine im Kirchhofe verwunden sah, zeigte sie die außerordentlichste Unruhe. Bald lernte sie bei häufigerer Wiederkehr jener Anfälle ihre Annäherung vorhersehen; und endlich erwarb sie sich eine so genaue Kenntniß von den Zeichen, welche diese Annäherung meldeten, daß sie bei der ersten Spur derselben zu den Eltern Clementinen's lief, so lange sie an den Kleidern zupfte, kratzte und miaute, bis es ihr gelungen war, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, worauf sie kläglich schreiend vor ihnen hertief, und sie zu der Stelle führte, wo ihre Gebieterin leblos da lag. Bald erhielt Mina für ihre Warnungen das unbeschränkteste Vertrauen, und bei dem ersten Schrei der treuen Katze flogen die Freunde Clementinens zu ihrem Beistande, ehe sie sich noch durch einen plötzlichen Fall hatte verletzen können. Mit fünfzehn Jahren brachte die Krankheit der schönen Clementine sie in ihr Grab. Die Katze ging hinter der Bahre her, auf welcher sie, nach italienischer Sitte, mit Blumen geschmückt, ausgestellt war. Während des Todtenamtes saß sie vor der Bahre und starrte unverwandten Blickes auf die leblosen Züge ihrer Gebieterin; als das Grab gefüllt wurde, machte sie einen vergeblichen Versuch hinein zu springen; sie wurde von den Umstehenden zurückgehalten und nach Beendigung der melancholischen Ceremonie mit nach Hause geführt. Am nächsten Morgen sah man sie indessen auf dem neugemachten Grabe ausgestreckt liegen, und sie besuchte dasselbe seitdem täglich, bis sie es, wenige Monate nach dem Tode ihrer Freundin, zum letzten Male besuchte; indem man sie todt auf dem grünen Hügel fand, welcher die Ueberreste ihrer geliebten Herrin bedeckte.

Theurung in Großbritannien im Jahr 1829.

Die Getraideeinfuhr in England und Schottland im J. 1829 war:

Waizen	4,810,932	Hektolitres	zu 28 Fr.	=	134,706,096 Fr.
Gerste	920,055	—	— 15 — 50 C.	=	14,270,152 —
Haber	1,342,779	—	— 10 — 25 —	=	13,763,480 —
	7,074,366				162,739,728 —

Jeder Einwohner von Großbritannien zahlte in diesem Jahr so mit über 12 Fr. für ½ Hektol. fremdes Getraide, da die Total-consumtion 49,000,000 Hektol. beträgt. Ohne diese Hilfe vom Au land, die ¼ des Bedarfs ersetzt, hätte man sich mit 42,000,00 begnügen oder in 6 Tagen die Nahrung für den 7 ersparen, ob da die Theurung nur die höhern Stände trifft, hätten 2,000,0 Arme ohne Brod bleiben müssen. Vor einigen Jahrhunderten wü eine Hungersnoth erfolgt; in civilisirten Ländern gleicht sich A durchs Geld aus.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 73 und 74. 14 und 15 März 1830.

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand. *)

I. Das Gefängniß in Leiria.

Ich verließ Lissabon am 24 Mai 1828, um nach Leiria zu den Meinigen zurückzukehren, und ließ mir hiezu einen von dem Oberintendanten der Polizei unterzeichneten Paß ausstellen. Zu Wasser gelangte ich bis Corregado, wo ich übernachtete, und folgenden Tags ein Maulthier bestieg, das bloß mit einem Saumsattel, ohne Steigbügel, versehen war. Es gab kein andres in der Gegend. Ich mochte etwa eine Stunde fortgezogen seyn, als ich einem wohlberittnen Maulthiertreiber begegnete, der von Lissabon kam und sich nach Coimbra begab. Eben hatte ich mich in ein gewöhnliches Gespräch mit demselben eingelassen, als ein Milizmann aus Leiria zu uns stieß, der ein Maulthier und ein Pferd führte. Dieser lieh mir ein Paar Steigbügel, und wir setzten unsre Reise gemeinschaftlich weiter. In Rio Major trafen wir das 22 Regiment. Mehrere Offiziere und Soldaten umarmten mich, der Landessitte gemäß, als ob wir alte Bekannte wären, fragten mich um Neuigkeiten aus Lissabon, ob die königlich gesinnten Truppen nach dieser Stadt gezogen wären u. dgl. Ich theilte ihnen die Gerüchte mit, welche damals in Umlauf waren, und benachrichtigte sie, daß die Truppen noch nicht dahin aufgebrochen seyen.

In Carvalhos blieb ich mit meinen beiden Gefährten über Nacht und langte am folgenden Morgen gegen neun Uhr in Leiria an. Da ich längere Zeit abwesend gewesen war, stellten sich alsbald wohl über dreißig Bekannte bei mir ein. Ich hatte keinen Gedanken an Gefahr und fühlte mich den ganzen Tag über im Schoß meiner Familie sehr glücklich. Gegen Einbruch der Nacht wurde mein Haus von einer starken Anzahl Truppen und vom Pöbel umringt. Sie drangen mit Gewalt ein, und griffen mich, eben da ich mit meiner Frau den Thee trank. Der Pöbel schrie: „Faßt ihn, schneidet ihm die Ohren ab; er ist ein Freimaurer.“

Der Anführer der Soldaten ließ mich kein weiteres Wort mit meiner Frau sprechen; gewaltsam ward ich aus dem Zimmer und die Treppe hinabgestoßen, und erhielt in der finstern Hausflur mehrere Kolbenschläge in den Nacken. Auf der Straße flogen Steine nach mir, die Soldaten jedoch fingen dieselben, mich hart umschließend, auf, und schlugen mich zum Ersatz mit ihren Gewehren, unter dem Ruf: „Lauf doch! lauf!“ Endlich begannen sie zu renneu; ich rannte mit, und wenn jemals Einer gewünscht hat, bald ins Gefängniß zu kommen, so war ich es. Bei diesem angelangt, bildeten sie einen Kreis, und durchsuchten mich. Sie fanden den Paß, welchen sie mir zu meiner großen Verwunderung ließen. Alles Uebrige wurde mir genommen, nämlich einige Geldstücke, ein Federmesser, ein Bleistift, ein Schnupftuch, meine Halsbinde und mein Hosenträger.

Seit der Reihe von Jahren, während welcher ich in Leiria wohnte, hatte ich das Stadtgefängniß noch nie in Augenschein genommen, obwohl ich häufig in den Saal des Stadtrathes, welcher unter gleichem Dach ist, gekommen war. Während meiner Durchsuchung sprach der Unteroffizier leise mit dem Kerkermeister, worauf dieser sich mit den Worten: „folgt mir!“ gegen mich wandte. Wir stiegen eine schmale steinerne Treppe hinauf, zu welcher man unten durch eine Thür gelangte. Ganz oben öffnete sich eine zweite Thür. Man stieß mich in ein Gemach, und die Thür schloß sich hart hinter mir wieder ab. Ich horchte auf, und nahm bald wahr, wie die untere Thür verriegelt wurde. Da ich mich im hintersten Raum des Gefängnisses befand, drang das Geschrei des Pöbels kaum zu mir; der Geruch meines Lochs aber war so entsetzlich, daß ich bald auf Vermuthungen über die wahre Bestimmung desselben gerieth, und mich, indem ich mit den Händen umhertappte, denn wirklich überzeugte, daß man mir das heimliche Gemach des Hauses zum Aufenthalt angewiesen. Von Mattigkeit erschöpft, sank ich endlich gegen Mitternacht in Schlaf, bis mich die Glocke, welche vier schlug, wieder erweckte. Ich konnte Nichts sehen, denn die Läden waren sorgfältig verschlossen worden, folgerte aber aus dem Geräusch der Vorübergehenden, daß mein Kerker nach der Straße hin liege.

Damals bestanden alle Truppen in Leiria bloß aus der Stadt-Miliz und dem Corps der Studenten, welche den Prorektor an der Spitze von Coimbra eingerückt waren. Letzterer hatte den

*) Portugal and Don Miguel. By William Young. Unsere Leser erinnern sich des Engländers Young und seiner Schicksale in Portugal aus den öffentlichen Blättern vom vor. Jahr. Hier diese Auszüge aus der seitdem von ihm bekannt gemachten Schrift.

Titel eines Civilgouverneurs von Leiria angenommen und alle andern Behörden vertrieben, mit Ausnahme des Corregidors, eines sehr einflußreichen Mannes.

Das Corps der Studenten stieg nie über sechzig. Sie waren Anfangs von einem gewissen Pedro befehligt, der nicht nur bei den Studenten selbst, sondern bei der ganzen Einwohnerschaft Coimbras, welche seine ausnehmende Unwissenheit und Einfalt kannte, den stehenden Namen „der Esel" (Burro) führte

Der Prorektor hatte sich in Leiria im Palast des Bischofs einquartirt und war von diesem mit offnen Armen aufgenommen worden.

Ich hörte draußen den Pöbel oft meinen Namen rufen, aber noch wußte die tobende Menge nicht, in welchem Theil des Gefängnisses ich mich befände. Gegen zehn Uhr trat der Schließer herein — eine ehrliche Haut. Er drückte mir sein inniges Bedauern über das Vorgefallene aus: „aber Sie wissen wohl, ich muß thun, was meines Amtes ist." Ich erwiederte, daß ich von seiner Seite auf Nichts Ansprüche mache, als auf ein freundliches Betragen, und setzte bei, daß ich etwas Nahrung zu mir zu nehmen wünsche. — „Ich will gleich fragen, ob Sie frühstücken dürfen," entgegnete er, und stieg wieder hinab. Nach einiger Zeit brachte er die Nachricht, daß mir gestattet sey, zu essen. Ich bat ihn also, in meinem Namen zu meiner Frau um Speise zu schicken, was er sogleich that.

Der Pöbel lärmte den ganzen Tag fort und brannte Schwärmer ab; gegen Nachmittag entdeckte derselbe, wo ich mich befände, und schleuderte sofort Steine gegen mein Fenster mit dem Geschrei: „Tod diesem Satan von Engländer." Einige fügten bei: „Reißt ihn heraus und schneidet ihm die Ohren ab." Das Toben dauerte bis Abend. Als der Schließer mir mein Essen brachte, sagte er, dasselbe sey schon längst von meiner Frau hergesandt, er habe aber bis jetzt nicht Zeit gehabt, es näher zu untersuchen. Obwohl vom höchsten Hunger gepeinigt, mochte ich Nichts zu mir nehmen, so ekelerregend wirkten der Schmutz und der üble Geruch meines Kerkers auf mich, welche durch die starke Hitze noch unerträglicher gemacht wurden. Ich fühlte mich sehr krank, und meine Kehle war entzündet von wiederholten Anfällen von Erbrechen.

Ich saß oder lag ganze 24 Stunden lang auf dem Estrich, und war nicht ohne große Unruhe über das Schicksal meiner Familie. Als es draußen endlich ruhig wurde, was aber erst gegen zehn Uhr geschah, gewann ich meine Geistesgegenwart wieder, und fing an, kalt über meine Lage nachzudenken. Ich war überzeugt, daß ich in großer Gefahr schwebte, denn ich wußte, daß man jeden Augenblick die königlichen Truppen erwartete. Ihr Kommen erregte mir am Meisten Besorgniß.

Da mein Uebelbefinden fortdauerte, beschloß ich, mir körperliche Bewegung zu machen, was ich aber bloß dadurch bewerkstelligen konnte, daß ich von einem Abtritt zum andern auf und ab ging, ein Raum, der gerade sechs Schritte hielt. Drei Stunden lang setzte ich den Spazirgang fort, entschlossen, möge sich auch ereignen was da wolle, meinen Feinden die kalte Verachtung entgegen zu setzen, welche einem Engländer und einem Offizier des Königs geziemt.

Ermüdet legte ich mich endlich wieder auf den Boden und schlief bis gegen Morgen, wo mich losgelassene Racketen und das grauenhafte Geschrei der Menge erweckten, das nun abermals den ganzen Tag fortwährte. Brachte man einen Gefangenen, so verdoppelte sich der Lärm, indem sich Flüche und Schmähworte, welche gegen das Schlachtopfer ausgestoßen wurden, dem gewöhnlichen Toben noch beigesellten. Gegen neun Uhr kam der Schließer mit meinem Frühstück. Ich fragte ihn, ob etwa auch von meinen Bekannten einige eingekerkert worden seyen. „Mehrere," sagte er. — „„Habt Ihr meine Frau gesehen?"" — „Sie ist wohl."

Ungefähr um Mittag zogen die königlich-gesinnten Truppen in der Stadt ein. Sie waren gegen 1600 Mann stark, unter den Befehlen des Generals Povoas. Das Jauchzen, die Racketen, die Musik und Gesänge der Royalisten erschreckten die Gefangenen nicht wenig. Die Soldaten fingen gleich damit an, sich zu betrinken, wozu sie von den Priestern und Mönchen reichlich mit Geld versehen wurden; Nachmittags zogen sie dann in den Straßen umher, brüllten ihre Lieder und beleidigten jede Familie, die ihnen als constitutionell bezeichnet worden war. Auch das Gefängniß umzingten sie und der Pöbel schrie: „Her mit ihnen, daß man ihnen die Ohren abschneidet." Der Schließer brachte mir mein Essen gegen vier Uhr, und sagte, man habe eine Wache von acht Mann vor die Gefängnißthore postirt; es sey also wohl Nichts zu fürchten. Ich erwiederte, daß die Menge mich tödten könne, aber meine Ohren sollten sie nicht bekommen, so lang ich lebe; sie würden es mit einem Engländer zu thun haben, der nicht wie ein Feiger stürbe.

Nachts wurde die Stadt beleuchtet, und das ganze Gesindel trieb sich deßhalb auf dem Platz vor dem Rathhaus herum. Sie tobten und sangen bis nach Mitternacht, und schmähten mich fortwährend. Als mir der Kerkermeister folgenden Tags um eilf Uhr mein Frühstück brachte, sagte er, daß er unmöglich früher Zeit gefunden, zu kommen, so viele Gefangene habe er! Er machte mir Hoffnung, die Erlaubniß zu erhalten, mein Fenster öffnen zu dürfen. Als er Nachmittags mit dem Essen kam, öffnete er jenes wirklich zur Hälfte, so daß ich frische Luft schöpfen konnte. Als ich aber den scheußlichen Ort, wo ich mich befand, bei dem eindringenden Licht näher sah, verlor ich beinah die Besinnung.

Ich durfte mein Fenster nicht offen halten wegen der Steine und Schwärmer, welche das Volk nach mir schleuderte; erst Nachts, wenn Alles sich verlaufen hatte, konnte ich öffnen. Dann steckte ich den Kopf, so weit mirs möglich war, zu dem Gitter hinaus, um etwas reine Luft einzuziehen, und fuhr damit fort, bis es anfing hell zu werden.

Morgens gegen sechs Uhr wurde mein Aufenthalt — seiner Bestimmung gemäß — von vielen Gefangenen besucht, die sich theils unter Bedeckung von Soldaten, theils bloß unter Obhut des Schließers einstellten. Mehreren war die Nothwendigkeit, in welcher sie sich befanden, zu dem angedeuteten Zweck vor mir zu erscheinen, eben so peinlich, als mir der Zwang, Zeuge ihrer Verlegenheit seyn zu müssen. Unter andern kamen Sir John Milley Doyle, Don Jose de Souza — Sohn des Grafen Lin-

bares — und ein bei dem Civildepartement angestellter Edelmann; kurz ich erhielt wenigstens fünfzig Besuche dieser Art, welche von den draußen lauernden Pöbelrotten beständig mit Schmähworten überhäuft wurden.

Bald sagten mir die Gefangnen, ich würde erschossen, bald ich würde gehenkt werden. Die Speisen und was mir sonst von Haus geschickt ward, wurde streng untersucht. Einmal jedoch fand ich in der Suppe ein Bleistift. Der Schließer stand gerad neben mir; voller Angst, er möchte den Fund bemerken, bat ich ihn, mir etwas Wasser herbei zu holen. Er verstand sich gutwillig hiezu, ich aber untersuchte sogleich alle übrigen Speisen samt dem Korb, in welchem sie mir von Hause geschickt worden, fand aber nichts Weiteres. Gleichwohl begriff ich, daß meine Frau mir nicht bloß ein Bleistift könne gesandt haben, und bat daher den Gefangenwärter, als er mit dem Wasser zurückkam, mir den Korb zu lassen, und meinem Diener zu sagen, daß er denselben später abholen möge, indem ich jetzt durchaus keinen Appetit habe. Er merkte Nichts, und gab Alles zu.

Sobald er weg war, machte ich mich ans Werk, und stand eben im Begriff den Korb zu zerreißen, als ich plötzlich die ganze sinnreiche Fürsorge meiner Frau entdeckte. Sie hatte mehrere kleine Papierstreifchen wie Röhren oder kleine Stäbe aufgewickelt, dann einige Stäbchen aus dem Geflecht des Korbes ausgebrochen und die Papierwickeln an deren Stelle eingeschoben. Alles war so geschickt und täuschend angeordnet, daß es sehr schwer war, hinter das Geheimniß zu kommen. Auf den Papierstreifen fand ich mehrere Zeilen von ihrer Hand, durch welche ich erfuhr, daß sie schon drei Tage vorher sich derselben List bedient, ohne daß ich Etwas davon geahnt hatte; das Bleistift aber, welches mich auf die ganze Entdeckung leitete, war mir heute zum erstenmal von ihr zugekommen.

Von diesem Augenblick an verkehrten wir ganz gemächlich mit einander. Sie schrieb mir, was sich in unsrem Haus seit meiner Abwesenheit zugetragen, und ich trug ihr auf, sich an meine Freunde in Lissabon zu wenden. — Um dieselbe Zeit erhielt ich auch die Erlaubniß, mich einer Matratze zum Schlafen bedienen zu dürfen.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Dritte Vorlesung.

In Egypten vereinigten sich Umstände, welche sehr geeignet waren, die selbstständige Entwicklung der im ersten Keim von Indien überkommenen Wissenschaft zu fördern. Bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens *) stand den Egyptiern Muße genug zu Gebot, sich Forschungen dieser Art hinzugeben, und überdieß mußte die äußerliche Unthätigkeit, zu welcher sie der Nil bei seinem jährlichen Austreten zwang, nothwendig Uebungen der Denkkraft veranlassen, während die Ueberschwemmung selbst und deren Folgen sie zu einer Menge nützlicher Entdeckungen führte. Das Bedürfniß, ihre liegenden Güter wieder richtig aufzufinden, wenn der Fluß zurückgetreten war, leitete zur Feldmeßkunst; das Bedürfniß, den Ab- und Zufluß des Wassers zu erleichtern, lehrte sie Kanäle graben. Frühzeitig mußten sie sich auf die Sternkunde legen, da bloß diese ihnen ein Mittel an die Hand gab, die Bewegungen des Nils voraus zu bestimmen; und da sie hierin noch besonders durch ihren reinen Himmel begünstigt wurden, so eilten sie allen andern Völkern in dieser Wissenschaft mächtig voraus.

Eben so machten sie große Fortschritte in der Baukunst, denn Gründe, von welchen wir weiter unten sprechen werden, bestimmten sie, einen großen Theil ihres Reichthums auf Gebäude zu verwenden; dabei besaßen sie das trefflichste Material hiezu in Fülle, und der Strom bot ihnen Gelegenheit, dasselbe leicht von einem Ort an den andern zu schaffen.

Die Religion war in Egypten nicht, wie in Indien, ein Hinderniß der genauern Kunde der Natur; im Gegentheil, sie machte diese Kunde gewissermaßen zur Pflicht. Nicht nur hatte sie einen großen Theil ihrer Abzeichen dem Thierreiche entlehnt, sondern sie mußte auch nothwendig den Geist der Beobachtung auf alle diejenigen Thiere lenken, welche von ihr zu einem Gegenstand der Verehrung erhoben worden waren.

Dieser Theil der egyptischen Religionslehre kam nicht aus Indien. Er hatte sich in Egypten selbst gebildet. Vermuthlich waren die Aethiopier vor der Ankunft der hülsischen Auswanderer dem Fetischdienst ergeben, wie im Allgemeinen alle Neger, und nahmen nun die neue Religion nicht an, ohne Einiges von ihrem frühern Aberglauben mit in dieselbe überzutragen. Wie übrigens die Sache sich auch gebildet haben mag: gewiß ist, daß die Priester jeder Gottheit ein Thier beifügten; so dem Osiris den Sperber, der Isis den Ibis oder die Kuh, dem Saturn das Krokodil. In den Tempeln, wo diese Gottheiten verehrt wurden, zog man immer einige von den ihnen geweihten Thieren auf, denen selbst in gewissem Betracht göttliche Ehre zukam; man hatte also fortwährend Veranlassung, ihre äußere Gestalt, ihre Lebensweise sich zu merken; ja es fehlte sogar die Gelegenheit nicht, ihren innern Bau umständlich kennen zu lernen, da es Pflicht war, sie nach dem Tode einzubalsamiren.

Man hatte in Egypten nicht den Abscheu vor todten Körpern, wie in Indien. Nicht nur gestorbene heilige Thiere, sondern sogar die menschlichen Leichname wurden einbalsamirt. Daher war es Egypten, wo zuerst die Anatomie sich bildete; die Griechen gingen dahin, um dieselbe sich zu eigen zu machen. Galen unternahm ausdrücklich eine Reise nach Egypten, um dort die Abbildung eines menschlichen Gerippes in Erz zu sehen.

Was die Mineralien betrifft, so boten sich dieselben gewisser Maßen der Untersuchung von selbst dar, weil sie in Egypten nicht, wie in den meisten andern Ländern, tief vergraben waren. Wirklich kannte man dieselben dort nicht nur ihren äußern Merkmalen nach, sondern auch in Bezug auf Das, was man heute den chemischen Charakter nennt, und es sey im Vorbeigehen gesagt, daß das Wort Chemie selbst von „Chim," der alten Bezeichnung Egyptens, herrührt. Was man später „egyptische"

*) Vergl. über die Ursachen dieser Fruchtbarkeit auch Acerbi, Ausl. S. 233.

oder hermetische Kunst nannte, d. h. die Kunst die Metalle zu verwandeln, ist eine Träumerei des Mittelalters, wovon die antike Welt Nichts wußte. Die sogenannten Bücher des Hermes sind augenscheinlich den echten unterschoben und von Griechen aus dem Verfall des Kaiserreiches geschrieben.

Alle Bücher der Egyptier sind verloren, und so besitzen wir, um den Gang zu verfolgen, welchen die Geschichte der Wissenschaften unter ihnen nahm, vielleicht noch weniger Mittel, als uns selbst bei den Indiern in diesem Bezug zu Gebot standen. Ein Verzeichniß der heiligen Bücher des Hermes ist noch vorhanden im sechsten Buche der Stromata des Clemens von Alexandria. Diese Bücher waren in Egypten ein Gegenstand großer Verehrung; man trug sie bei religiösen Festen in feierlichem Gepränge einher, und jeder Priester mußte wenigstens denjenigen Abschnitt aus denselben auswendig wissen, welcher sich auf die Zukommenheiten seines Amtes bezog. Sie handelten über Gottesdienst, Künste, Arzneilehre und mehrere andre Wissenschaften; aber, merkwürdig genug, keines behandelte die Geschichte, so daß es scheint, die egyptischen Priester haben hiegegen denselben Widerwillen gehabt, wie die Braminen. In Ermangelung einer wirklichen Geschichte sind indessen durch Eusebius und andre Schriftsteller mehrfache Verzeichnisse ihrer Könige auf uns gekommen, welche, an sich von geringem Belang, immer noch nützliche Fingerzeige geben können, wenn man sich nur stets die Ursache der darin vorherrschenden Verwirrung merkt. Es scheint nemlich, Egypten sey ehemals in mehrere von einander unabhängige Staaten getheilt gewesen. Die Namen der Beherrscher all dieser kleinen Reiche haben sich erhalten, aber statt neben einander zu stehen, stehen sie alle in Einer Folgereihe, so daß mehrere neuere Schriftsteller auf den Irrthum gerathen sind, den Ursprung des egyptischen Volkes ins fernste Alterthum hinauszuschieben.

Die Eroberung durch die Hirtenkönige machte allen jenen kleinen Fürstenthümern ein Ende, und unterwarf Egypten einer einzigen Herrschaft. Nach Austreibung der Eroberer war dann die siegende Dynastie ihrerseits allein Herrscherin und von jener Zeit blieb das Land fortdauernd vereinigt. Erst durch diese Vereinigung ward die egyptische Nation wahrhaft mächtig, und erst von jetzt an konnte sie große Werke unternehmen. Champollions neueste Entdeckungen liefern uns hiefür den unwiderleglichen Beweis. Dieser Gelehrte, der es dahin gebracht hat, die auf den Denkmalen in Hieroglyphenschrift stehenden Namen der Könige zu lesen, fand keinen einzigen, der über die 17 oder 18 Dynastie hinausginge, d. h. über diejenigen Dynastien, durch welche die Nomaden vertrieben wurden; ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der größere Theil der Gebäude, auf welchen die Namen dieser Fürsten stehen, und welche vermuthlich zu ihrer Verherrlichung dienten, erst lange nach dem Tod derselben errichtet wurden.

Da wir in Ermangelung der Bücher hauptsächlich auf die Denkmale angewiesen sind, so ist es von Wichtigkeit wenigstens das Alterverhältniß derselben gegen einander zu bestimmen, und Dieß kann durch Vergleichung des Baustiles, der, Anfangs einfach und roh, ausgebildeter und feiner wird, je mehr er sich der neuern Zeit nähert, so ziemlich geschehen.

Die Pyramiden, Riesenmale, die jedoch augenscheinlich der Kindheit der Kunst angehören, sind sicherlich älter, als die Gebäude mit Säulen und in eleganten Verhältnissen; selbst diese Pyramiden aber wurden nach dem Zeugniß Manethos erst nach der Regierung des Sesostris, des Besiegers der Hirten, aufgeführt. Gewiß bestanden sie auch zur Zeit der israelitischen Auswanderung noch nicht, denn die heilige Schrift erwähnt derselben nirgends; ja es scheint, daß die Egyptier sich damals nur der Backsteine zu ihren öffentlichen Gebäuden bedienten, weil sie die Juden zwangen, eine so ungeheure Menge derselben zu bereiten. Eben so wenig dürften die Pyramiden zur Zeit, wo Cecrops und Danaus auswanderten, vorhanden gewesen seyn, weil die Griechen die Pyramidalform niemals nachahmten. Die erste Hinweisung auf prächtige Gebäude in Egypten findet sich bei Homer, der von dem hunderthorigen Theben spricht, und unter diesem Ausdruck ohne Zweifel die riesenhaften Säulenhallen an den in jener Stadt allerdings sehr zahlreichen Tempeln versteht. (?)

Die uns bekannten egyptischen Gebäude müssen größtentheils vom Jahr 1000 bis 550 vor Christus, d. h. bis zum Einfall der Perser, erbaut worden seyn. Dieß war die Blütezeit Egyptens. Indessen würde man sich eine übertriebene Vorstellung von den Kräften des Landes machen, wenn man dieselben bloß nach der Zahl und Pracht der auf uns gekommenen Bauwerke beurtheilen wollte. Man darf nicht vergessen, daß ihre Menge sich von Jahrhundert zu Jahrhundert anhäufte, ohne, wie in andern Ländern, jemals abzunehmen; denn unter einem ewiggleichen Himmel dauern Gebäude von Granit, wenn man sie nicht absichtlich zerstört, ewig fort. Auch ist zu bedenken, daß Egypten, welches durch seine Lage den Handel Afrika's beherrschte, unermeßliche Reichthümer gewinnen mußte, welche es nun sammt und sonders bloß auf das Nilthal anwenden konnte, da es weiter hinaus Nichts als Sand fand. In der Unmöglichkeit seinem Boden ausgedehntere Grenzen zu stecken, überhäufte es denselben wenigstens mit Palästen. Dieselben Ursachen brachten zu Palmyra dieselbe Wirkung hervor. Palmyra ist eine grünende Oase in der Wüste; sie hatte weiter Nichts für sich, als den Besitz einiger Quellen; aber Dieß reichte hin, den Zug der Karawanen, welche sich vom Euphrat nach dem Mittelmeer begaben, dorthin zu bestimmen. Dieselben kamen mit den köstlichen Erzeugnissen des Morgenlandes, und ließen, während ihres kurzen Verweilens in der Oase, dort eine Menge Goldes zurück, welches die Einwohner seinem bedeutendsten Theil nach kaum anders verwenden konnten, als zu Errichtung von Tempeln und Palästen. — In neuerer Zeit hat Genua, gleicher Weise durch den Handel bereichert und zwischen Meer und Apenninen hineingezwängt, in gewisser Hinsicht die Wunder Palmyras und Egyptens wiederholt.

(Schluß folgt.)

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

10. Capo d'Istrias.

Die erste Frucht der gewaltigen Revolution in den Angelegenheiten des östlichen Europa's, welche das russische Waffenglück herbeiführte, war die Emancipation der Fürstenthümer an der Donau und die Gründung eines griechischen Staats. Leicht würden wir auch dem letztern nunmehr weitere Grenzen, Befreiung von türkischer Vasallenschaft und Zinspflichtigkeit auswirken. Zu den Conferenzen, welche das Schicksal Griechenlands zu bestimmen haben, sollten deßwegen griechische Bevollmächtigte so gut zugelassen werden, als Agenten des Sultans. Denn wenn auch der Bund der drei Mächte anfänglich die Griechen in ihrem Kampfe von sich ferne hielt und gleich ihrer Schutzgöttin im Homer bloß sagte, „laßt uns beispringen und retten *)", ohne sich herabzulassen, mit ihnen in Unterhandlung zu treten; so ist jetzt, nachdem ihre Regierung durch die Gegenwart von Consuln und die Anknüpfung diplomatischer Verhältnisse in das europäische Staatensystem aufgenommen worden, der Fall ganz anders. Capo d'Istrias, der anerkannte provisorische Präsident Griechenlands, sah dieses Ergebniß des russischen Feldzugs voraus und traf seine Maßregeln für diese Wendung des Schicksals seines Landes. Er berief eine neue Nationalversammlung der griechischen Staaten, welche am vorigen 23 Juli in Argos zusammentrat und bis zum 18 August ihre Berathungen fortsetzte, in welcher Zeit sie zweiundzwanzig Sitzungen hielt, nach Anhörung eines Rechenschaftsberichts über den diplomatischen Verkehr der Regierung mit dem Auslande dreizehn Dekrete erließ, das Finanzwesen ordnete, den Zustand des Heeres und der Flotte untersuchte, die verschiedenen zum Theil erst begonnenen, zum Theil schon ausgeführten Verbesserungen im Innern prüfte, und ein Budjet für die Ausgaben des folgenden Jahres entwarf. Es herrschte eine Ordnung in dieser Versammlung, die nicht musterhafter hätte seyn können, und das Benehmen des Präsidenten erfuhr die schmeichelhafteste Anerkennung, die sich in den beiden Adressen an ihn aussprach, womit seine Botschaft bei der Eröffnung und seine Rede am Schlusse dieser interessanten Sitzung erwiedert wurde. Alle Handlungen des Präsidenten wurden vollkommen gut geheißen, namentlich des großmüthigen Opfers, das er mit seinem ganzen Vermögen — 30,000 Pf. St. — den Staatszwecken darbrachte, Erwähnung gethan und ihm zugleich Vollmacht ertheilt, mit den Verbündeten bei den zu eröffnenden Conferenzen über die griechische Sache zu unterhandeln. Der Graf hat sich auf diese Art doch wohl einiges Recht erworben, die Stellung, die er in Griechenland einnimmt, bleibend zu behalten.

Unter der Aegide der europäischen Mächte müßte der Graf Capo d'Istrias einen untadeligen Machthaber für Griechenland abgeben. Die Verbündeten sind unter sich übereingekommen, daß kein Prinz aus einem ihrer regierenden Häuser es werden solle, und die Person eines Fürsten, der nicht mit den großen Mächten in Verbindung steht, ist schwerlich geeignet, den Griechen mehr zu imponiren, als ihr gegenwärtiger Präsident. Der Graf war von den Griechen selbst berufen worden, lange ehe die europäischen Mächte ihre Dazwischenkunft erklärten, und als er in der Folge nach Griechenland kam, übernahm er die Regierung mit Einwilligung der Verbündeten. Obgleich ein vormaliger russischer Minister, fuhr er auf einem englischen Kriegsschiffe von Ancona nach Malta, wo er mit dem britischen Admiral über die zu Vollziehung des londner Vertrags zu ergreifenden Maßregeln eine Unterredung hatte, und von Malta nach Griechenland, wo er am 8 Januar 1828 landete, ein Jahr nach seiner Erwählung durch die Nationalversammlung des griechischen Volks in Troezene. Wir brauchen nicht zu erzählen, in welcher Lage er sein Land fand. Selbst Grieche, ist er leidenschaftlich für die Unabhängigkeit Griechenlands, für welche er größere pecuniäre und persönliche Opfer gebracht hat, als irgend Jemand. Seit er seine jetzige Stelle einnimmt, hat er Talente von hohem Rang, namentlich als Staatsmann eine seltene Umsicht und seltnen Scharfsinn an den Tag gelegt *). Seine Aufgabe war äußerst schwierig: nicht genug, daß er die Raubsucht und Gesetzlosigkeit im Innern zügelte; daß er Europa das Bild einer geordneten Regierung zeigte, damit die Verbündeten mit derselben zu unterhandeln geneigt würden; daß er mit den Verbündeten ein gutes Vernehmen unterhielt, weil ihre Freundschaft hauptsächlich seiner Autorität zur Stütze diente — noch mehr — er hatte sich zwischen den entgegengesetzen Ansichten und den streitenden Interessen der verschiedenen Mitglieder der Allianz selbst durchzuwinden. Denn verrieth er Vertrauen gegen Rußland, gleich hieß er ein russischer Agent und Großbritanniens Mißfallen war ihm gewiß; äußerte er seine Dankbarkeit gegen Frankreich, das ihm mit Geld und Truppen beistand, so verdroß Dieß wiederum das englische Ministerium, das ihm Geld und Truppen verweigerte. Und doch — wie konnte er dasselbe Herz haben zu einer Macht, die ihn beargwohnte, die jede Gelegenheit benützte, ihr Mißvergnügen über seine

*) Ὀλλυμένων Δαναῶν κικαδησόμεθ', ὑστάτιόν περ
Οὐκ ἂν δὴ κακὸν οἶτον ἀναλήσαντες ὀλώνται.

*) In einem Schreiben aus Malta von ziemlich neuem Datum heißt es: „Capo d'Istrias fand bei seiner Ankunft das Land von Faktionen zerrissen; augenblicklich trat eine sichtbare Veränderung ein; Alles vereinigte sich um ihn. Die meutrischen Häuptlinge legten ihre Feindseligkeiten bei Seite und mit freudigem Vertrauen unterwarf sich Griechenland seinen Verfügungen. Mit einem ihm eigenthümlichen Talente beruhigte er die Leidenschaften, welche das Land verwirrten; wie mit einem Zauberstabe entwaffnete er das Volk. Durch die vortreffliche Einrichtung, die er der Marine gab, trug er kräftig zur völligen Unterdrückung der Seeräuber bei. Durch die wohlthätige Polizei, die er im Peloponnes einführte, hielt er mehr als Ein Mal die Fortschritte der Pest auf, welche die egyptischen Barbaren emsig in den Dörfern verbreiteten. Spitäler für Kranke, Asyle für Waisen, Schulen für die aufwachsende Generation — sind sein Werk. Kein Wunder, wenn ganz Griechenland den Schöpfer seiner Wiedergeburt mit Jubel begrüßt."

Erhebung zu erkennen zu geben und ihr Bedauern, zur Unabhängigkeit Griechenlands mitwirken zu müssen, wie zu einer Regierung, welche sich der griechischen Sache wohlwollend annahm?

Ehe er nach Griechenland abreiste, erhielt er von den verbündeten Regierungen (im September 1827) die Zusage, daß sie, um der dort herrschenden Geldnoth abzuhelfen, sich für ein von ihm aufzunehmendes Anlehen verbürgen wollten. Rußland und Frankreich blieben ihrem Versprechen treu, England zog seine Hand zurück. Im folgenden Frühjahre sandten die drei Regierungen Consularagenten nach Griechenland: der russische Consul brachte eine Subsidie mit, und durch seine Instruktionen (vom Mai 1828) ward auch der französische zum Anerbieten eines Vorschusses von monatlich 500,000 Fr. für wenigstens ein Jahr ermächtigt. Der englische dagegen hatte statt mit klingender Münze bloß mit weisen Redensarten aufzuwarten. Der Graf, in Betracht, daß ihm gemeinschaftlich eine Geldhülfe von den drei Mächten verheißen worden war, lehnte, um jeder Mißdeutung von Seite Englands vorzubeugen, den französischen Vorschuß anfänglich ab, und erst nach einer Conferenz mit dem britischen Admiral, dem er die Bedürfnisse seiner Lage schilderte und seine Bedenklichkeiten, die Beisteuer einer einzelnen Macht anzunehmen, auseinandersetzte, ließ er sich in dieser Beziehung mit Frankreich ein. Seit dieser Zeit nahmen seine Verlegenheiten zu und in demselben Verhältnisse die Aufgabe der Klugheit, die er zu lösen hatte. Genöthigt, seine französischen Beschützer zu begrüßen und dem französischen Feldherrn seinen Dank für die Befreiung Moreas abzustatten, gerieth er ewig und abermals in Gefahr, England zu verstimmen, welches gegen die Expedition gewesen. Während er das von Einem der Verbündeten vorgestreckte Geld sehr passend zum Sold der Truppen verwandte, welche die Grenzen seines Vaterlands erweitern sollten, befahl ihm ein Anderer der Verbündeten, diese Eroberungen fahren zu lassen. Während der Eine ihn aufforderte, Prevesa zu blockiren, verlangte der Andere von ihm, daß er die Blockade aufhöbe. Unmöglich konnte er seine Anhänglichkeit zwischen den Verbündeten gleich theilen, desto mehr aber mußte der Eine Gedanke in ihm lebendig seyn, daß ein großes Pfand in seine Hände gelegt war, welches er ohne besonnene Festigkeit und einen über alle persönlichen Rücksichten erhabenen Muth nicht zu bewahren vermochte. Griechenland hatte ihn zum Herrscher bestellt, um Griechenlands willen durfte er seine Truppen nicht nach Morea zurückrufen, durfte er den Eroberungen, die sie in ihrem eigenen Lande gemacht, nicht entsagen, und sey es, daß er dadurch England wie die Türkei zum Feind bekäme — und siehe der Preis seines Patriotismus war die Unabhängigkeit von Continentalgriechenland. Durch die Fortschritte der russischen Waffen versichert, daß der Zeitpunkt der endlichen Erledigung der griechischen Frage nicht ferne sey, bot er alle Kraft seines Willens auf, den Parteikampf zu beschwichtigen, die Einigkeit zu fördern, die Ordnung herzustellen, die Segnungen der Erziehung zu verbreiten, eine Armee zu schaffen, die Verwaltung zu organisiren, die Liebe und das Vertrauen des Volks sich zu erwerben — kurz ein Capital von Verdiensten bei der Nation und den Verbündeten anzulegen, welches ihn berechtigte zu hoffen, daß seine provisorische Gewalt in eine bleibende verwandelt würde. Darin liegt der Schlüssel zu seinem letzten Benehmen; und in der That — ward er von den Griechen vor dem Vermittlungstraktat gewählt und ist er ihnen noch immer der rechte Mann; so kann man kaum denken, daß die Verbündeten dazwischentreten könnten, um ihn seiner Gewalt wieder zu berauben — eine Ausdehnung der Intervention, die sich weder durch einen Vorgang, noch durch eine Gefahr rechtfertigen ließe, und am Wenigsten von Staatsmännern, welche die anerkannte Usurpation Don Miguels dulden. Mag es seyn, daß die Nationalversammlung in Poros, welche die Maßregeln des Präsidenten billigte und seine Autorität verlängerte, keine sehr würdevolle Haltung behauptete, nicht sehr aufgeklärt in ihren Berathungen, noch sehr unabhängig in ihren Abstimmungen war; daß sie meist aus den Anhängern des Grafen bestand, von seinen Truppen im Schach gehalten oder durch seine Intriken geleitet wurde; aber sie enthielt wenigstens die einzigen Elemente für eine solche Versammlung, die man in Griechenland auftreiben kann; sie war besucht von den vornehmsten Primaten und Capitani, von den Colocotroni's und dem tapfern Miaulis, und wahrscheinlich war sie so verständig und so patriotisch, als irgend ein griechischer Congreß, der ein Prospekt des Königthums aus dem gemeinschaftlichen Treibhause des Sultans und der Alliirten in den griechischen Boden verpflanzen konnte. Kein Fürst aus dem Ausland oder dem Inland, aus Deutschland oder dem Fanal brächte zu seinen Funktionen halb so viel Kenntniß mit oder jene Rechtstitel auf administrative Fähigkeit und erprobte Uneigennützigkeit, wodurch Capo d'Istrias sich ausgezeichnet, der, wenn er nicht der Souverän Griechenlands wird, gebeten werden sollte, sein Minister zu werden.

Wen aber auch das Schicksal zu diesem neuen Beherrscher bestimmt, auf jeden Fall muß der griechische Staat Stärke und Festigkeit und völlige Unabhängigkeit von der Pforte erhalten. Denn bei der jetzigen Abhängigkeit der Pforte von Rußland würde letzteres jeden Einfluß ausüben, welcher jener bliebe. Die Macht des Islam in Europa ist zu Ende; um so wichtiger, daß ein unabhängiges Griechenland erstehe, von dem Sitte, Kunst und Wissenschaft über das griechische Volk ausströme. Die Sache ist keineswegs so unbedeutend, als Manche sie gerne erscheinen lassen möchten; das gegenwärtige Gebiet von Griechenland begreift zwar keine Bevölkerung von einer Million, aber drei Millionen Griechen giebt es in Europa und vermuthlich zwei Millionen in Asien. Diese alle gedenken noch Athens und ihres ursprünglichen Vaterlands, diese alle reden dieselbe Sprache, bekennen dieselbe christliche Religion; diese alle sind thätig und gewerbsam, sind sich nahe genug, um leicht mit einander zu verkehren: so daß jeder Bildungskeim, der in Athen erblüht, bald seinen Weg nach Smyrna, Salonichi oder Candia finden muß. Das Glück von drei oder vier kleinen Inseln, welches deren Bewohner als Frachtfahrer auf dem mittelländischen und dem schwarzen Meere machten, die Nachfrage nach griechischen Matrosen zur Bemannung der türkischen Marine beweisen die Neigung des griechischen Charakters zum Seemannsleben und

zugleich die Elasticität des griechischen Geistes, der sich gleich aufschwang, wenn auch nur ein kleiner Theil des Druckes der Tyrannei nachließ. Sollte es deßwegen eine zu gewagte Voraussetzung seyn, wenn wir diesem Volke unter einer liberalen Regierung, die auf die Fortschritte der europäischen Civilisation aufmerksam und von lebendiger Erinnerung an den altgriechischen Ruhm in Kunst, Tapferkeit und Weisheit durchdrungen ist, eine große und glorreiche Laufbahn, commerciellen Wohlstand, politische Macht und intellektuelle Bildung verkünden? Aber dann darf von keiner türkischen Einmischung die Rede seyn. Das griechische Volk darf nicht in seinen eigenen Augen herabgewürdigt, nicht in der Meinung der Welt erniedrigt werden — durch Anerkennung der Feudalautorität der Ungläubigen; eine kräftige Centralgewalt muß es der Lokaltyrannei seiner Häuptlinge und Primaten entreißen; ein Zweck, der um so leichter erreicht werden möchte, als mit dem Aufhören der gemeinschaftlichen Gefahr und der Nothwendigkeit des gegenseitigen Schutzes das besondere Zusammenhalten der Einzelnen als Parteien und Banden auch aufhören muß; der Präsident, Regent oder König, oder wie er sonst heißen mag, muß endlich ein regelmäßiges Heer bilden und sich beträchtliche Geldquellen eröffnen, weil er dadurch allein in den Stand gesetzt wird, seinen Befehlen Nachdruck zu geben und die benöthigten Reformen auszuführen.

Sind Dieß die Schwierigkeiten, mit welchen der künftige Lenker des griechischen Staats zu kämpfen hat, so hat er auf der andern Seite auch einige Vortheile, die ihm zu Statten kommen. Obgleich die große Mehrheit der Häuptlinge, seit sie ihren Nacken aus dem türkischen Joch gezogen, das Brandmal der türkischen Unterdrückung an sich trägt, so gab es doch immer und giebt es noch rühmliche Ausnahmen von der diese Classe charakterisirenden Raubsucht und Unbotmäßigkeit. Seit den Tagen des Leonidas und der Thermopylen kennt die Geschichte keinen edleren Streiter und keinen edleren Kampf als Marko Botzaris und das Treffen, worin er fiel. An Mauro Cordato, Demetrius, Ypsilanti, Rizo, Sutzo ꝛc. findet die künftige Regierung aufgeklärte Bürger, an Miaulis und Canaris Patrioten. Die große Quantität des durch die Austreibung der Türken herrenlos gewordenen Landes, das der Regierung zur Verfügung steht, kann, dem Ackerbau zugewendet, unter dem Schutze einer weisen Verwaltung dem Staat Etwas von dem Unternehmungsgeiste und der Thätigkeit einer Colonie geben. Der Handel des Archipels, der den Griechen vorzugsweise zufallen muß, wird die Einwohner der Inseln und auch Manche vom Continent bereichern; vor allen werden Korinth und der Piräus zu schönem Gedeihen erblühen; niedere und höhere Schulanstalten werden die Griechen belehren, mit denkendem Gemüthe unter den Ruinen ihres alten Ruhmes zu wandern, wo nicht demselben nachzueifern. Die zahlreiche griechische Bevölkerung von Kleinasien, Macedonien und Thrazien darf nur im Verlangen nach geistiger Ausbildung sich gehemmt oder ihre persönliche Sicherheit durch ihre türkischen Herren gefährdet sehen, so wird sie die Blicke nach der alten Wiege ihres Geschlechtes wenden, um dort das Licht der Civilisation und ein Asil gegen Verfolgung zu suchen, welches das freie und unabhängige Griechenland der ganzen, wenn auch noch so zerstreuten griechischen Nation darbietet. Westasien wird sich nicht länger europäischer Sitte verschließen und die Schlacht von Navarin wird in ihren Folgen für die Civilisation der Schlacht von Marathon gleichen.

O Sommets de Taygète, o débris du Pirée,
O Sparte, entendez-vous leurs cris victorieux?
La Grèce a des vengeurs, la Grèce est delivrée,
La Grèce a retrouvé ses héros et ses dieux.

Seltsamer Brief aus Südafrica.

(Fortsetzung.)

Drei Monate nach dem Verlust meines Kindes kehrte ich eines Abends von der Arbeit heim und meine Agnes fand sich nirgends. Weder ihr Dienstmädchen, noch ein Pflanzer wußte Etwas von ihr. Mein Verdacht fiel sogleich auf den Kaffirhäuptling Karu, denn ich wußte, daß er in unserer Nachbarschaft gejagt hatte, und gedachte seiner Drohung. Um Alles zur Rettung meines geliebten Weibes aufzubieten, was in meinen Kräften stand, zog ich mit drei Begleitern Tag und Nacht fort, bis wir in das Hauptquartier des Häuptlings kamen. Karu leugnete die That, aber auf eine Weise, die mich nur in meinem Argwohn bestärkte. Ich drohte ihm aufs Furchtbarste mit der Rache Kapitän Johnstone's und der englischen Armee auf dem Cap, und schwur ihm, daß ich ihn mit all seinen Weibern und seinem Volke in den Flammen verbrennen würde. Er weinte vor Furcht und Aerger, wollte mich unter seinen Weibern wählen lassen, zeigte mir eine große Menge derselben, wovon er mir viele wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und Fettigkeit empfahl und ich glaube, er hätte mir derselben so viele gegeben, als ich wollte, wenn er mich hätte zufrieden stellen können. Da uns aber die Worte des Dolmetschers großen Theils nicht verständlich waren, glaubten wir alle, dieser habe mehrmals wiederholt, daß Karu die Lady nicht heraus geben wollte.

Was nun zu thun? Wir waren auf unsrer kleinen Ansiedlung nicht Mannschaft genug, Karu zur Rückgabe zu nöthigen. Ich kaufte einen Reitochsen und ritt nach der nächsten britischen Ansiedlung; da man hier zu Lande keine Pferde hat. Ich fand Kapitän Johnstone mit drei Kompagnien des 72 Regiments, welche er gegen die Einfälle der wilden Buschmänner beschligte. Er war auf Karu äußerst aufgebracht, und schickte den Lieutenant Mac Kenzie nebst fünzig Mann mit mir ab, um ihn zu züchtigen. Als der Häuptling die Hochländer sah, bot er mir in der Angst noch einmal die Wahl unter seinen Frauen an, was ich natürlich nicht annahm, worauf er sich zur Gegenwehr rüstete. Wir waren eben im Begriff einen Krieg zu beginnen, der wahrscheinlich den Ruin unserer Ansiedlung herbeigeführt hätte, als Adam, Johnstone's schwarzer Diener, daher kam, und mich beschwor, seinen Herrn nicht zu tödten, da er für den Raub des weißen Weibes Nichts könne. Er sagte, er habe selbst mit angesehen, wie meine Frau von einem Trupp Pongos (Urangutangs) über den Fluß gebracht worden, habe aber bisher geschwiegen, um mich nicht zu betrüben, da sie schon zuweit entfernt gewesen, um noch eingeholt zu werden; sie hätten sie gebunden sanft auf den Armen getragen, sie müßte aber todt oder in Ohnmacht ge-

wesen seyn, da sie nicht geschrien und ihr langes Haar vom Nacken gehangen sey. Ich hatte bisher unter allen Schlägen des Schicksals ausgehalten; diese Nachricht machte mich wahnsinnig; wäre ich aber nicht vom Verstande gekommen, ich hätte diese Katastrophe nicht überlebt. Ein ganzes Jahr ging wie ein Traum über meinem Haupte hin; ein zweites begann und den größten Theil desselben blieb mein Geist verwirrt; endlich entlud ich mich in langen Thränengüssen, bis ich allmählig wieder zum vollen Bewußtseyn all meines Elendes erwachte. Ich schlich auf der Ansiedlung umher, und konnte den Ort nicht verlassen, wo ich einst so glückliche Tage verlebte. Meine Freunde bebauten vereint meine Felder und meinen Garten, in Hoffnung, daß ich mich mit der Zeit in den Willen des Herrn und die Fügungen seiner Vorsehung würde schicken lernen.

Zu Anfang des nächsten Jahres, nachdem es in meinem Innern etwas ruhiger geworden, kam ein seltsames Gerücht auf unsere Ansiedlung. Zwei Kambumädchen hatten auf den Gebirgen von Norrowelbt Früchte gesammelt und einen Pongo gesehen, der größer als alle Kaufi war, dieser hatte einen weißen Knaben mit sich, für den er die besten Früchte las; der Knabe machte Sprünge, spielte um ihn her und hüpfte auf seine Schultern. Die ganze Geschichte lag so außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, daß wir überzeugt waren, sie könnte nicht erdichtet seyn, und uns sogleich aufmachten, der Sache auf die Spur zu kommen. Wir baten den Häuptling Karu um seine Beihülfe, da er eine große Anzahl Sclaven aus diesem Lande besaß, die ihm sehr ergeben waren, und die Sprache des Ortes, wohin wir gingen, so wie auch alle Pässe des Landes kannten. Er willfahrte uns gerne, gab uns einen tüchtigen, verständigen Führer mit so vielen von seinen Leuten, als wir wollten. Wir wählten in Allem fünfzig Malayen und Kaufi's, neun britische Soldaten und alle Pflanzer, welche Waffen tragen konnten, schlossen sich an; so daß wir uns gegen hundert beliefen. Die Schwarzen waren mit Picken, wir andern mit Degen, Büchsen und Pistolen bewaffnet. Wir zogen eine ganze Woche fort, indem wir Nachts reisten, bei Tag im Schatten ruhten, bis wir die abgeschiedene Gegend erreichten, die wir suchten. Es befand sich daselbst das Lager eines inländischen Stammes, der bei unserer Annäherung in Aufruhr gerieth und zu den Waffen griff; als aber unser Führer, der aus demselben Stamme war, unter sie trat, und ihnen unsre Absicht mittheilte, empfingen sie uns freundlich und boten ihren Beistand an.

Hier sagte man uns, die Pongo's hätten sich des Landes bemächtigt und würden es nächstens ganz inne haben, weil der große Geist ihnen aus dem Lande jenseits der Sonne eine Königin gesandt, um sie reden, arbeiten und Krieg führen zu lehren; sie übe unumschränkte Gewalt über dieselben und lasse sie Niemand Etwas zu Leide thun, der sie nicht zuvor beleidigt hätte; sie verstünden Alles, was sie ihnen sage, antworteten ihr, lebten in Häusern, zündeten Feuer an, wie andere Leute und föchten gleich diesen in Reihe und Glied. Dieses Pongovolk hätte aus ihrem Stamm ein Mädchen geraubt, um das Kind seiner Königin zu warten; da das Mädchen aber geweint, habe die Königin befohlen, es in Freiheit zu setzen.

Ich zweifelte nicht, daß dieß meine Frau und mein Kind seyn müßten; zugleich ängstete mich der Gedanke, daß diese wilden Ungeheuer sie eher in Stücke zerreißen, als herausgeben würden. Darüber beruhigten mich jedoch die Lockos (so hieß der wandernde Stamm) indem sie uns versicherten, daß jene gewiß lieber Jeden aus ihrer Mitte sterben, als der Königin ein Haar krümmen ließen. Wir müßten aber sogleich einen Kordon ziehen; denn wenn sie einmal merkten, daß wir ihnen zu Leibe wollten, würden sie sich aus dem Staube machen, wo dann keine Menschenmacht sie aufhalten könnte. Die Lockos vereinigten sich mit uns und wir schlossen die Kolonie noch in derselben Nacht in einem weiten Kreis ein, und rückten immer näher zusammen, bis wir sie mit Anbruch des Tages völlig umringt hatten. Die Pongos liefen unerschrocken zu den Waffen auf ein Kommandowort, stellten sich um ihr Lager und ihre Königin, die stärksten männlichen vor, die weiblichen hinter ihr auf, alle gleich bewaffnet und mit derselben ernsten Haltung. Da der Kreis so dicht war, daß ich nicht hineinsehen konnte, stieg ich mit den neun Rothröcken auf einen nahen Felsen, von dem man zum Theil das Lager überschaute, damit meine Agnes, wenn sie wirklich hier wäre, erführe, Wer ihr nahe sey. Immer konnte ich Nichts entdecken, was im Innern vorging; ich rief aber ihren Namen mehrmals mit lauter Stimme und in fünf Minuten darauf warf die ganze Schaar dieser thierischen Krieger die Waffen weg und öffneten ihre Reihen, um mir freien Zutritt zu ihrer Königin zu gestatten. Mit dem peinvollsten Gefühle trat ich mit meiner Bedeckung von Soldaten und meinem Gefolge von Pflanzern in das Spalier und hier erblickte ich mein Weib, meine geliebte Agnes, welche mit dem kleinen Wilhelm an der rechten Hand, und einer schönen, blühenden Tochter, ungefähr zwei Jahre alt und das täuschendste Ebenbild der Mutter, an der Linken zu meinem Empfange bereit stand. Man denke sich ein solches Wiedersehen! Trafen ein Gatte und eine Gattin sich in solchen Umständen je zuvor? Nie seit die Welt geschaffen ist. Die beiden Kinder sahen gesund und blühend aus mit ihren Fellschürzen; mein Weib aber schien auf den ersten Anblick sehr verändert. Jedoch war es bloß innere Aufregung der Gefühle, die ihr Herz bewältigten, und denen die Natur unterlag; denn sie sank in meinen Armen in eine Ohnmacht und hielt uns lange Zeit in der gespanntesten Angst und Verwirrung. Die Kinder flohen, nach der Mutter schreiend, bestürzt von uns weg und suchten Schutz bei ihren Freunden, den Pongos, welche äußerst betroffen waren und sich zurückzogen, als ob sie sich verbergen wollten.

(Schluß folgt.)

Oelquelle in Kentucky.

Beim Graben nach Salzwasser hat man kürzlich in der kentuckyschen Landschaft Cumberland eine Ader reinen, wahrscheinlich bituminösen, Oeles entdeckt. Das Oel quoll in Pausen von zwei zu fünf Minuten auf und strömte bei jedem Guß ganze Tonnen hervor; es hatte einen durchdringenden widrigen Geruch, der fünf bis sechs Meilen weit bemerkbar war. Die Quelle liegt an den Ufern eines kleinen Flusses, welchen das Oel nach dem eine halbe Meile entfernten Cumberland hinab führt; den Cumberland selbst bedeckt es oft Meilen weit seiner ganzen Breite nach und die Spuren davon sieht man auf einer Strecke von 500 M. Man kann sich kein großartigere Schauspiel denken, als den Feuerstrom, den ein Knabe verursachte, als er das Oel auf dem Fluß gefälliger Weise entzündete. Die Flamme spiegelte sich am Himmel, machte die Nacht zum Tag und unaufhörlich steigen neue Blutsäulen aus dem abgrundlosen Abgrund zu den Wolken empor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 75. 16 März 1830

Die griechischen Inseln.

2. Syra.

Syra ist eine der Cykladen, d. h. sie gehört zu jenem Inselnkranze, der sich um Delos zieht, und von allen Inseln des Archipels ist sie diejenige, die während der Revolution am Ruhigsten blieb (weßwegen der Sultan sie mit dem Namen der treuen beehrte), am Blühendsten wurde und der meisten Handelsvortheile sich erfreute. Die Bevölkerung hob sich auch in dieser Zeit von 3000 Seelen bis auf 30,000, und die vier oder fünf Magazine in der Nähe des Hafens erwuchsen zu einer Stadt, welche den Namen Hermopolis erhielt. Früher hatten die Katholiken die ganze Insel inne, und noch jetzt wird die eine halbe Stunde vom Hafen entfernte Altstadt, die auf einer kegelförmigen, schwer zugänglichen Anhöhe liegt, größtentheils von ihnen bewohnt; ihr Haß gegen die Griechen als Andersgläubige und der hohe Grad von Freiheit, welche ihnen die türkische Regierung gestattete, machten sie zu natürlichen Feinden der griechischen Unabhängigkeit. Darüber wird man sich um so weniger wundern, wenn man hört, daß die Besteurung der Insel sich bloß auf 7000 Piaster und die Unterhaltung eines Aga mit drei oder vier Hausbedienten belief. Zwar ist die Insel von ziemlich beschränktem Umfang (vier Lieues in der größten Breite und drei in der größten Länge), aber 7000 Piaster wollen doch fast gar Nichts heißen. Zudem lastete diese Auflage eben so gut auf den Kaufmannsgütern, als den Personen und hatte die Gemeinde diese Summe entrichtet, so stand es dem Einzelnen frei, ohne daß ihn sonst irgendwo eine Duane belästigte, nach Konstantinopel oder jedem Theil des türkischen Reichs zu handeln. Syra genoß eine völlige Municipalverfassung; dem Aga stand bloß ein Recht der Aufsicht über das Land zu; die wirkliche Gewalt lag in den Händen eines Ausschusses von Primaten, welche die Gesetze handhabten und nöthigen Falls ergänzten; die Institutionen waren einfach und wenig zahlreich und drückten sich mehr in der Form der Sitte aus: so wurde z. B. darauf gesehen, daß die jungen Leute sich nach Konstantinopel begaben, um daselbst ein Gewerbe zu treiben und nicht eher nach Haus zurückkehrten, als bis sie sich einiges Vermögen erworben hatten; sonst traf sie die allgemeine Verachtung. Gewöhnlich traten die Syrioten dort bei Europäern als Domestiken in Dienst; sie brachten dann nicht selten die Eitelkeit heim, immer in fremden Sprachen zu reden und die Anstandsformen nachzumachen, welche sie in den Salons von Pera gelernt hatten, wobei sie sich darin gefielen, in ihren alten Livreen einherzustolziren. Dieß scheint indeß ihrer ursprünglichen Sittenreinfalt keinen Abbruch gethan zu haben; es herrschte eine solche Ehrlichkeit unter ihnen, daß, wenn man Etwas verlor, man nur Sonntags in die Messe zu gehen brauchte, um es an der Kirchthüre wieder zu finden, und wenn es die kostbarsten Gegenstände waren. Will man es ihnen unter diesen Umständen verargen, daß sie sich nicht sogleich den griechischen Interessen anschlossen, die sich ihnen durch übermäßige Auflagen, durch Plünderung und Anarchie ankündigten? Nach und nach gewannen aber auch in Syra die neuen Ideen die Oberhand, die religiösen Vorurtheile verwischten sich und gegenwärtig zeigt sich wenig Feindseligkeit mehr zwischen den Schismatikern und den Orthodoxen: Alle beschäftigen sich mit dem Handel und Manche haben sich beträchtlich bereichert. Was hier von Syra bemerkt wird, gilt im Grunde von allen Inseln des Archipels, diejenigen ausgenommen, wo die türkische Bevölkerung sehr zahlreich war, wie in Cypern, Candia, Rhodus, Negroponte.

Es ist übrigens schwer zu sagen, was es eigentlich war, was in Syra unter allen Anfechtungen der drangvollen Zeit doch immer die Ordnung aufrecht erhielt. Das Schattenbild einer Regierung, welches es daselbst gab, konnte diese verborgene Ursache nicht seyn; denn die Vollmacht dieser Herren war so beschränkt, sie selbst waren so oft genöthigt, sich dem Einflusse der Dinge und der Menschen zu beugen, daß ihr Thron jeden Augenblick in Gefahr schwebte, umgestürzt zu werden. An der Spitze des Ganzen stand eine Epitropie, ihr zur Seite ein Hafen- und Quarantäneamt. Bei all diesen Stellen schien Alles mehr auf den Privat- als auf den öffentlichen Nutzen berechnet: Dieß fiel Einem insonderheit bei der Quarantäneanstalt auf, welche die wehrhaften Schiffe frei einlaufen ließ, während sie Kaufleute und Reisende anhielt. Die Polizei verwaltete ein Politarche, der nach türkischer Mode sich nie anders zeigte, als umgeben von Bewaffneten mit Pistolen und Dolch. Da dieser ein Hydriote war, so hieß es, das Land gehöre den Hydrioten. Diese Hydrioten hatten sich bald nach der Revolution, das Gastrecht begehrend, in Syra eingefunden; nicht lange, so wußten sie sich,

in stärkerer Anzahl, und sie endeten damit, daß sie sich mit Gewalt in Besitz von Ländereien setzten, welche die Syrioten ihr Eigenthum nannten. Einwohner von Scio hatten sich gleichfalls in Syra angesiedelt, sie machten eine kleine Nation für sich — wenig geachtet von den Andern wegen ihres friedlichen Charakters, aber mächtig durch Reichthum, Gewerbfleiß und Verbindungen. Später langten Candioten an, die auch nicht ermangelten, in Syra herrschen zu wollen; endlich Capitani mit den Palikaren Rumeliens, um Contributionen zu erheben. Letztere, unter welchen der berüchtigte Vasso, hatten sich bereits der Stadt bemächtigt und den Gemeinderath versammelt, in dessen Mitte sie präsidirten, als der Admiral Rigny *) erschien und sie zum Abzuge nöthigte. Ungeachtet dieser Quellen der Unordnung überwog das Interesse der Erhaltung, und Syra kann sich rühmen, daß es der einzige Ort im Archipel war, den die Furien des Kriegs verschonten; sogar während allenthalben Barbarei einriß, geschahen dort unter den von allen Enden zusammengelaufenen Griechen Fortschritte zur europäischen Civilisation. Die lydriotischen Frauen hielten den Schleier nicht mehr für absolut nothwendig; die Männer nicht mehr ihre Nationaltracht; man fing an, sich europäisch zu kleiden. Zugleich entäußerte sich aber auch die Religion ihrer Herrschaft über das Gemüth; und mit der Beschränktheit des Geistes ging auch die natürliche Biederkeit des Charakters verloren. Die Piraten stiegen ohne Scheu ans Land und mitten auf dem Basar prägte man Falschmünzen, die man sich beeilte, so schnell als möglich in den Handel zu bringen. Diese sittliche Verschlechterung ist nun allerdings direkt keine Folge des Umgangs der Syrioten mit den Europäern; aber sie ist es wenigstens mittelbar, indem den Einwohnern durch sie noch mehr der Kopf verrückt wurde. Allein wie hätte es anders seyn sollen? Alle Fremden, die nach Griechenland kamen, um der Sache der Unabhängigkeit zu dienen, versammelten sich in Syra. Jeder Zeit traf man eine Menge Europäer, die hier residirten, oder sich zur Erholung von ihren Strapazen für den Augenblick aufhielten. Hier konnte man alle Agenten der philhellenischen Vereine sehen — den Dr. Bailly, den Abgeordneten des Vereins von Paris; den Dr. Gosse, den Abgeordneten des Vereins von Genf; den Obrist Heidegger aus Baiern. Alle Philhellenen gruppirten sich um diese Agenten; die Franzosen hielten sich an Dr. Bailly, die Engländer an Dr. Gosse, der den Lord Cochrane repräsentirte: die Deutschen an den Obrist Heidegger. Man kann sich denken, welche Schwierigkeiten eine solche Sendung auf sich hatte. Jeden Tag gab es neue Prätensionen abzuweisen; Jedermann glaubte sich zu der Unterstützung der Vereine berechtigt; Regierung, Marine, Korsaren, Kapitani, Taktiker — Alle schrien um Geld, Lebensmittel, Munition, Kleidung; Alle waren für oder wider die Vereine, je nachdem der Erfolg ihrer Bemühungen ausfiel.

*) Bekanntlich führt der König von Frankreich seinen Titel der Allerchristlichste als Schutzherr der Katholiken des Orients.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Dritte Vorlesung.

(Schluß.)

Während seiner Blütezeit war Egypten den Fremden stets verschlossen gewesen, als aber etwa sechs Jahrhunderte vor Christus Unruhen ausbrachen, die einen Bürgerkrieg zur Folge hatten, suchte die schwächere Partei eine auswärtige Stütze, und Psammitich war der Erste, der aus Kleinasien Hülfstruppen herbeizog. Jetzt erst konnten die Griechen sich die Fortschritte, welche die Egyptier im Feld der Wissenschaften gethan, zu Nutze machen — konnten Thales, Pythagoras und vielleicht noch andre Weise, deren Namen nicht erhalten worden sind, in der Schule der egyptischen Priester sich unterrichten.

Um zu beurtheilen, was die Griechen durch diese Mittheilung gewannen, müssen wir einen Blick auf den damaligen Stand der Wissenschaften in Egypten werfen. Berücksichtigen wir zunächst die Mathematik.

Die Egyptier mußten nothwendig hydraulische Kenntnisse besitzen, da sie im Kanalgraben sehr geschickt waren; sie mußten Etwas von Mechanik verstehen, da es ohne Maschinen von großem Kraftaufwand nicht möglich war, die Obelisken zu errichten, oder die ungeheuren Steinblöcke, welche bei einigen ihrer Gebäude vorkommen, emporzuheben; sie mußten in der Stereometrie sehr wohl unterrichtet seyn, wie die Genauigkeit des Durchschnittes ihrer Steine beweist. Endlich wissen wir, daß sie tüchtige Feldmesser waren. All Dieß sollte zu dem Glauben berechtigen, daß sie es in der Mathematik sehr weit gebracht hatten. Wenn aber auf der andern Seite wahr ist, daß Thales die egyptischen Priester zuerst die Höhe einer Pyramide nach deren Schatten berechnen lehrte; wenn es wahr ist, daß Pythagoras erst nach der Rückkehr von seinen Reisen den berühmten Lehrsatz über das Quadrat der Hypotenuse entdeckte, so muß man gestehen, daß die Geometrie der Egyptier sich noch in der Kindheit befand, oder wenigstens daß sie eine rein praktische war.

Zur Zeit der ersten Auswanderungen nach Griechenland stand die Astronomie noch sehr niedrig in Egypten, denn man kannte daselbst nur Mondsjahre. Da aber diese Wissenschaft, wie schon gesagt, den Egyptiern sehr nothwendig war, legten sie sich mit vielem Eifer auf dieselbe und machten schnelle Fortschritte; so daß, als die Verbindung mit den Griechen unter der Herrschaft Psammitichs wieder hergestellt wurde, Egypten bereits ein Sonnenjahr von geradezu 365 Tagen hatte. Kurz darauf fügten sie sogar einen Vierteltag hinzu und waren dergestalt der wahrhaften Jahreslänge schon ziemlich nah. Dieses verbesserte Sonnenjahr wurde für das bürgerliche Leben angenommen; das kirchliche Jahr blieb bei der ungebrochenen Zahl von 365 Tagen, daher die Feste allgemach von der Stelle rückten, der Kalenderepoche ihrer Einsetzung nicht mehr entsprachen, und ehe sie auf dieselbe zurückkamen, vorher alle Jahreszeiten durchmachen mußten. Eine solche Periode, nach deren Ablauf sich Alles wieder auf dem ursprünglichen Stand befand, nannten die Egyptier das große Jahr, oder das Jahr des Sirius.

Wahrscheinlich lernten die Egyptier lediglich nach dem helia-

chen Auf- und Untergang *) der Hauptgestirne die Jahreslänge kennen, denn ihre Mittel zu astronomischen Beobachtungen waren sehr unvollkommen, und man glaubt, daß sie zur Messung der Sonnenhöhe kein andres Werkzeug gehabt, als den Gnomen.

Eben so möchte man die Egyptier für sehr wenig unterrichtet in der Naturlehre halten, wenn sie das Feuer wirklich als ein Thier betrachteten, welches die Gegenstände, an welche es gerathe, auffresse; allein vielleicht war Dieses bloß eine Vorstellung des Volks und nicht der gebildeten Kaste.

Ueber mehrere Theile der Erdkunde walteten bei den Egyptiern sehr richtige Begriffe vor. Sie hatten die Gesetze der Anschwemmung sehr wohl beobachtet und schon zu den Zeiten Herodots erklärte man die Bildung des Deltas ganz so, wie heute. Sie hatten das Vorhandenseyn von Flüssigkeit nicht nur in lockerem Boden, sondern sogar im Gestein richtig bemerkt, und wenn Thales in Griechenland das Wasser als den Urgrund aller Dinge darstellte, so dürfte er wohl nur einen Satz der egyptischen Priester, daß die Erde aus dem Wasser hervorgegangen, in eine andre Form eingekleidet haben.

Die Mineralienlager dehnten sich sehr weit aus. Die Berge, welche das Nilthal begrenzen, boten nackte Felsen von verschiedener Art; unten Kalk-, weiter oben Sandstein, und gegen Syene zu Porphyr und Granit. Wirklich war Egypten in gewisser Art ein offenes Mineralienkabinet. Die Nothwendigkeit, die kleinen Thäler gegen das rothe Meer hin zu durchstreifen, führte auf die Entdeckung andrer Mineralien, die sich nicht in so großen Massen vorfinden. In einem dieser Thäler stieß man auf jene Smaragdenmine, woraus alle im Alterthum vorkommenden Edelsteine dieses Namens stammten.

Die Art, wie die Egyptier die feinen Steine — Porphyr und Granit — bearbeiteten, zeigt, daß sie sehr scharfe Instrumente besessen haben, und folglich in der Kunst, das Eisen zu härten, sehr wohl erfahren gewesen seyn müssen. Zwar hat man in ihren Städten und Gräbern nur wenig Eisen vorgefunden; allein dieses Metall ist auch sehr leicht der Zerstörung unterworfen. Ueberdieß hat man mehrfache andre Metalle gefunden, z. B. Erz, Gold von ausgezeichneter Reinheit. Man bemerkt ferner, daß sie alle unsre Schmelze, unsre gebrannten Erden kannten; daß sie die glänzendsten und dauerhaftesten Farben, selbst das Himmelblau (Ultramarin) nicht ausgenommen, zu bereiten wußten; kurz, daß sie in den chemischen Künsten unendlich höher standen, als es die Griechen oder Römer jemals gebracht haben.

Bereits ist gesagt worden, daß der Gebrauch, heilige Thiere in den Tempeln zu halten, den Egyptiern Gelegenheit gab, das Wesen dieser Thiere genau zu studiren: in der That stellten sie dieselben auch durch Pinsel und Meißel mit ungemeiner Wahrheit dar. Wir finden auf den egyptischen Denkmalen mehr als fünfzig Thierarten, die sich so unverkennbar aussprechen, daß man selbst da, wo die Gestalten nur klein, und bloß dem Umriß nach gegeben sind, über dieselben unmöglich im Zweifel seyn kann. So unterscheidet man deutlich die große Antilope, die Giraffe, den Hasen, den Sperber, den Geier, die egyptische Gans, die Wachtel, den Kibitz, den Ibis u. s. f. Gau giebt in seinem Werk über Nubien die Abbildung eines Siegeszuges, welchen ein egyptischer König hält: die besiegten Völker bringen demselben die ihren Ländern eigenthümlichen Thiere als Huldigung. Da sieht man den Jagdtiger, ein Thier, welches man in Europa erst seit etwa dreißig Jahren kennt, die Natter (Coluber hagios), das Krokodil ꝛc. All diese Thiere, selbst Insekten und Fische, sind so gut gehalten, daß ein Naturkundiger über ihre Bedeutung nie in Zweifel gerathen wird. Auf einem Gemälde, das Caillaud mitgebracht hat, und welches den Fischfang vorstellt, findet man über zwanzig genau bestimmte Fischarten.

Kaum kann man annehmen, daß ein Volk, das so beharrlich und erfolgreich die Natur beobachtete, sich begnügt habe, Thatsachen zu sammeln, ohne diese in Verbindung zu bringen und zu ihrem Endgrunde hinanzusteigen; vielmehr ist zu vermuthen, daß zu einer gewissen Zeit unter dem Priesterstand nicht nur philosophische und religiöse Lehren, sondern auch positive Wissenschaften verbreitet gewesen seyen. Diese letzteren gingen ohne Zweifel nur in Folge der Bedrückung des Priesterstandes durch Kambyses wieder verloren.

Die Anführer der egyptischen Auswanderer besaßen im Allgemeinen nur einen geringen Theil der Kenntnisse der Priesterkaste. Bloß die praktischen Resultate derselben nahmen sie mit sich. Nicht so der Gesetzgeber der Hebräer. Dieser war von den egyptischen Priestern erzogen worden und kannte folglich nicht bloß ihre Künste, sondern auch ihre Lehrsätze. Seine Schriften zeigen wie vollkommen seine Ideen über mehrere der höchsten philosophischen Fragen waren. Seine Schöpfungsgeschichte ist, bloß vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, außerordentlich merkwürdig, weil die Folgereihe seiner Schöpfungsepochen genau dieselbe ist, worauf auch die Erdkunde führt. Nachdem Himmel und Erde gebildet und vom Lichte belebt waren, wurden die Wasserthiere erschaffen, dann die Pflanzen, dann die Landthiere, und zu allerletzt der Mensch. Ganz auf das Nämliche weist uns die Geologie hin. In dem ältesten, mithin am Tiefsten liegenden Erdreich findet man durchaus keine Ueberreste von organischen Wesen; die Erde war da noch ohne Bewohner. Im Verhältniß, nach welchem man sich den mehr nach Oben zu befindlichen Lagen nähert, trifft man zuerst auf Muscheln und Ueberreste von Fischen, dann auf Spuren großen Gewürmes, endlich auf Knochen von Vierfüßern. Menschliche Gebeine findet

*) Heliacischer Auf- oder Untergang eines Sternes heißt, wenn derselbe in der Morgendämmerung in Osten auf-, in der Abenddämmerung in Westen untergeht. Wenn nämlich die Sonne so nah bei einem Stern sich befindet, daß er ungefähr mit derselben zugleich aufgeht, so kann man ihn vor ihren Strahlen nicht sehen (kosmischer Aufgang); bald jedoch hat sich die Sonne wieder so weit nach Osten von ihm entfernt, daß der Stern lang genug vor ihr aufgeht, um am östlichen Horizont in der Morgendämmerung noch eine Weile sichtbar zu seyn (heliacischer Aufgang). Hat sich die Sonne endlich ganze 180° von ihm entfernt, so geht er beim Aufgang der Sonne unter (kosmischer Untergang). Dann nähert sich ihm die Sonne von Neuem, und immer mehr geht er nun wieder nicht sowohl hinter dem Horizont, als in den ihn überglänzenden Sonnenstrahlen unter (heliacischer Untergang).

man nur im lockern obern Boden, in Höhlen und Felsenspalten, was beweist, daß der Mensch erst nach allen andern Arten von lebenden Wesen auf Erden erschienen ist.

Seltsamer Brief aus Südafrica.

(Schluß)

So bald Agnes wieder zu sich gekommen, schlug ich ihr vor, das Lager ihrer wilden Kolonie zu verlassen; sie aber sagte, daß sie in gutem Vernehmen und ohne den Anschein von Zwang von ihren Beschützern scheiden müßte, sonst würden sie es übel nehmen; wir ruhten daher während der großen Hitze des Tages unter dem Schatten des Forstes in Mitte seiner wilden Bewohner. Meine Gattin begab sich nach ihrem Magazin und vertheilte an Jeden der Pongos seinen Antheil an Früchten, saftigen Kräutern und Wurzeln, die sie mit allem Anstand verzehrten. Es war eine seltsame Scene, wie man sie etwa in Menagerien sieht. Mein kleiner Wilhelm versorgte die jungen Urangutangs, puffte sie herum und verwies sie in dem breiten annandaler Dialekte zur Ordnung, befahl ihnen Dieß und Jenes, und sie gehorchten nicht nur, sondern hielten sich durch seine Aufmerksamkeit und Zurechtweisung geschmeichelt. Man bot uns dann gleichfalls die köstlichsten Früchte, ich hatte jedoch keine Lust zum Essen, und wünschte mit Ungeduld meine Familie aus dem Bereich dieser Thiergesellschaft; denn so lange wir noch hier waren, hielt ich sie noch nicht für sicher und in meiner Gewalt.

Agnes stand jetzt auf und hielt eine Rede an ihre Unterthanen, indem sie ihre Worte mit heftigen Bewegungen und Geberden begleitete, um sich verständlich zu machen. Sie begriffen sie auch vollkommen; denn als sie hörten, daß sie und ihre Kinder sie verlassen würden, erhoben sie ein so schnatterndes Wehgeschrei, wie britische Ohren noch niemals gehört hatten. Viele derselben liefen heran und kauerten vor ihr nieder und schmeichelten ihr; sie legte ihnen die Hand auf die Köpfe; auch die Jungen liefen herbei, hoben die Händchen der Kinder und legten sich dieselben auf den Kopf. Wir bildeten jetzt einen dichten Kreis um Agnes und die Kinder, um die Pongos, welche heulend und wehklagend folgten, abzuhalten. Die kommende Nacht brachten wir in dem Lager der Lockos zu, indem wir eine Dreifache Wache ausstellten; die sehr nothwendig war; drei Tage lang belauerte eine beträchtliche Anzahl Urangutangs unsere Schritte; und jeden Tag kämen einige furchtlos zu uns, um, wie Agnes sagte, zu sehen, ob sie wohl sey, und ob ihr Nichts zu Leid geschehe. Sobald wir in unserer Ansiedlung angelangt, setzte ich mich noch vor Einbruch der Nacht in ein Schiff und fuhr nach dem Cap; meine Habe und mein Vieh überließ ich meinen Landsleuten, die mir versprachen den Werth an Korn und Früchten hieher zu schicken. Da lebe ich nun mit Agnes und meinen zwei Kindern auf einem Gut fünf Meilen von der Kapstadt.

Von den Abenteuern meiner Agnes kann ich nur in einer kurzen und allgemeinen Skizze Nachricht geben, da im Verkehr mit Thieren, deren Zeichen und Geberden so vielfach mißdeutet werden können, Vieles auf bloßer Muthmaßung beruht.

Diese Thiere leben hordenweise unter der Herrschaft eines Häuptlings, dem so wie dessen untergeordneten Häuptlingen sie unbedingten Gehorsam leisten. Auf ihrer Expedition nach unsern Gärten hatten sie ihres Souveräns einzigen Erben mitgenommen, da sie aus Furcht vor einem Ueberfall nie ein Glied ihrer Königsfamilie da hinten lassen. Wir hatten den Erbprinzen getödtet, und da die Königin Mutter über den Tod ihres Lieblings untröstlich war, brach der alte Monarch, in der Nacht auf, um ihn wo möglich noch zu retten; da er ihn nicht fand, nahm er statt dessen mein Kind und brachte es seiner Gemahlin zum Säugen! Sie säugte es auch drei Monate lang, und nie ist ein Kind besser gediehen. Jetzt begann der Junge zu laufen und versuchte zu sprechen, indem er jeden Laut von Vierfüßlern und Vögeln nachahmte. Die Pongos hielten es für einen großen Verlust, daß ihr junger Prinz nicht sprechen sollte, wofür er so großes Geschick verrieth. Man beschloß seine Mutter zu stehlen, um seine Lehrerin zu werden, und führte den Plan aufs Meisterlichste aus. Sie banden und knebelten sie in ihrem eigenen Hause, und trugen sie mitten aus einem bevölkerten Dorfe am hellen Vormittag davon. Sie erwiesen ihr auf dem Wege jede Art von Wohlwollen und versahen sie aufs Reichlichste mit Früchten und Wasser; sie gab sich aber ganz der Verzweiflung hin, bis sie zu ihrem kleinen Wilhelm geführt ward, welcher fröhlich und wohlgemuth unter seinen Gespielen, für die er große Zuneigung bewies, einhersprang. Agnes nahm sogleich ihren Knaben unter ihre Obhut und bald setzte sie sich in ein solches Ansehen, daß ihr Wille der Gemeinde als Gesetz galt. Unsrer kleinen Tochter, welche sie sechs Monate und sechs Tage nach ihrer Entführung gebar, gab sie den Namen ihrer mütterlichen Großmutter Beatrice. Agnes rühmte von den Pongos die Gelehrigkeit, den Edelmuth und die warme Zuneigung der Ehegatten unter sich und gegen ihre Kinder. Sie hielt dieselben für weit vollkommner als die übrigen Affenarten, und konnte sie nie anders denn als stumme Menschengeschöpfe betrachten. Ich gestehe, daß ich während unsres Aufenthalts in ihrer Ansiedlung beinah selbst auf diese Ansicht verfiel; denn viele der jungen weiblichen Pongos insbesondere waren weit hübscher als die wilden Negerinnen, die wir öfters zu sehen bekamen. Sie lachten und schrien wie Menschen. Auf Befehl, oder nach dem Vorgang meiner Frau trugen sie Schürzen, und ließen ihr Haupthaar lange wachsen. Es war glänzend schwarz und weder geringelt noch wollig, und im Ganzen muß ich sagen, daß ich diesen Geschöpfen nicht böse seyn konnte. Sie würden die gelehrigsten, kräftigsten und treusten Sclaven seyn; wenn sie nicht sehr bald ausgewachsen wären, und nur sehr kurze Zeit lebten. Hierin nähern sie sich wieder der thierischen Schöpfung. Sie nähren sich bloß von Früchten, Wurzeln und Vegetabilien, und rühren keinerlei Fleisch an. Ich fragte Agnes über ihr Betragen gegen sie; sie beschreibt sie als durchaus ehrerbietig. Eine Zeitlang hielt sie sich in der Nähe der Königin für nicht ganz sicher; ihre Unfreundlichkeit schrieb sich aber einzig von ihrer unbegränzten Zärtlichkeit für den Knaben her. Keine Mutter konnte ihr eigenes Kind mehr lieben, als sie Wilhelm liebte; sie war eifersüchtig auf seine Mutter, da diese ihn sogleich zu sich nahm und entwöhnen ließ. Aber der Pongokönig ließ die beiden Königinnen nie beisammen; sie hatten Tag und Nacht eine Wache.

Ich habe Nichts gegen die Bekanntmachung dieser Abenteuer in Europa, obgleich ich weiß, daß sie keinen Glauben finden werden; nur wünschte ich nicht, daß sie in die Sydney-Zeitung kämen, weil ich entschlossen bin, dorthin auszuwandern, sobald ich mein hiesiges Besitzthum verwerthet habe; denn ich glaube meine Familie kaum sicher, so lang ich auf der Küste von Südafrica weile. Und was namentlich meine Kinder anbelangt, so wünschte ich eben nicht, daß man dort erführe, sie seyen unter Geschöpfen aufgewachsen, die man noch immer unter die unvernünftige Thierwelt rechnet.

Will. Mitchell.

Vander Creek, bei der Capstadt, den 1 October 1826.

Munchen, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 76. 17 März 1830.

Bevorstehende Revolution der Artillerie in der Marine *).

Vor mehr denn fünfzig Jahren hatten Gribeauval und andere tüchtige Ingenieure durch Verbesserungsversuche in dem Landgeschütz dessen Wirkungen in den Schlachten bedeutend gesteigert, und der Eifer, womit die Franzosen jede auch die unbedeutendste dahin einschlagende Vervollkommnung benützten, und ihre in dem Bau und der Bedienung des Geschützes gewonnene Ueberlegenheit haben zu dem glücklichen Erfolge mehrerer ihrer glänzendsten Feldzüge wesentlich beigetragen. Die Hauptaufgabe des Feldgeschützes ist schnelle Bewegung; und diese Aufgabe wäre vollkommen erreicht, wenn es mit gleicher Leichtigkeit wie die Reiterei auf die verschiedenen Punkte des Schlachtfelds versetzt werden könnte. Die Franzosen aber gingen in der Einführung eines leichteren Kalibers und Gestelles, und besserer Bespannung, wodurch sie ihre Artillerie eine Zeit lang zur furchtbarsten in Europa machten, mit gutem Beispiele voran. Natürlich blieben sie nicht lange in diesem Alleinbesitze; und wenn noch überhaupt eine Verschiedenheit besteht, so dürfte (nach dem Urtheil eines Franzosen selbst) die englische vor der auf dem Festlande noch den Vorzug haben.

Seltsam scheint es, daß während die Artillerie für den Landdienst so wichtige Verbesserungen erhielt, dieselbe Waffe, welche zur See fast einzig und allein entscheidet, nur wenige und unwesentliche Veränderungen erfuhr; denn mit Ausnahme der Karronaden, welche im Jahre 1779 oder 1780 in der britischen Marine in Gebrauch kamen, ist die Bewaffnung der Kriegsschiffe dieselbe geblieben. Die Ursachen dieser Vernachlässigung liegen nicht sehr fern. Die Lage der Flotten und der Heere der kriegführenden Mächte in dieser Zeit war sehr verschieden. Die letztern waren in beständigem, furchtbarem Kampfe begriffen; welche Vortheile auch der eine Theil gewann, nie fielen sie so bedeutend aus, daß nicht der andere sich aller Mittel zu künftigem Siege zu versichern suchte. Die französische Marine dagegen, welche der englischen zuvor nur eine Zeit lang und theilweise obgesiegt, in ihren Elementen aber ihrer Nebenbuhlerin sehr weit nachstand, hatte seit dem 1 Juni 1794 aufgehört erfolgreichen Widerstand zu leisten. Seit diesem Zeitpunkte herrschte der Stern von Britannien — eine Reihe von Siegen erfolgte und endigte mit dem von Trafalgar, der die französische Seemacht vernichtete. Englands Ueberlegenheit war so entschieden, daß jede weitere Anstrengung unnöthig schien, und jeder Versuch Frankreichs, sich wieder aufzuraffen, vergeblich ward. Dieser Stand der Dinge erzeugte den natürlichen Glauben, daß die britische Seemacht unübertrefflich sey; so zuversichtlich hatten die Engländer ihr Glück gemacht, daß sie sogar einigen ihrer kleinen Geschütze einen Vorzug vor den schweren Geschützen anderer Nationen beilegten, und diesen Vorzug in der vollkommensten Vereinigung des besten Materials mit dem besten Personale fanden, während sie ihn allein der tüchtigern Handhabung des Materials — ihrer größern Seemannsgeschicklichkeit verdankten. Sobald sie es nämlich mit den americanischen Seeleuten, die ihnen gewachsen, ja in manchen Stücken überlegen waren, zu thun bekamen, zogen sie trotz ihren gerühmten Schiffen, und ihrem anerkannt besten Kaliber oft den Kürzeren, ja der Abstand zwischen ihnen und ihren neuen Feinden erschien größer, als er in ihren wiederholten Triumphen über die Franzosen gewesen war. Diese Unfälle hatten einige Veränderungen zur Folge, die man bisher für unnöthig hielt; sofern aber die andern Marinen gleichen Schritt halten, so dürfte es nicht bei einzelnen Verbesserungen sein Bewenden haben, sondern allmälig eine völlige Revolution im Seekriege herbeigeführt werden.

Diese Revolution im Interesse Frankreichs zu beschleunigen, ist das Problem, welches Paixhans zu lösen unternimmt, und zwar dadurch, daß er Bombencanonen vorschlägt. Bombencanonen, sagt er, müssen jede Art von Schiffen zu Grunde richten, so daß die gegenwärtigen Flotten großen Theils, wo nicht

*) Nouvelle Force maritime et Application de cette force à quelques parties du service de l'Armée de Terre; ou Essai sur l'état actuel des moyens de la force maritime; sur une espèce nouvelle d'Artillerie de mer, qui détruirait promptement les vaisseaux de haut-bord; sur la construction de navires à voile et à vapeur de grandeur moderée, qui, armés de cette artillerie, donneraient une Marine moins couteuse et plus puissante que celles existantes; et sur la force que le système de bouches à feu proposé offrirait à terre pour les batteries de siége, de place, de côtes et de campagne. Par H. J. Paixhans, ancien élève de l'ecole polytechnique etc. Paris.

ganz unbrauchbar werden müssen, und Seedespotie in Zukunft äußerst erschwert, wo nicht unmöglich wird. Ob es nun mit dem Sturze der britischen Seeherrschaft gerade so schnell gehen wird, als der Verf. meint, scheint denn freilich sehr parador; allein zweifeln läßt sich doch kaum, daß für den Seekrieg höchst wichtige Reformen bevorstehen. „Sind nicht", fragt er in seinem Vorworte, „Linienschiffe leichter zerstört als erhalten? Braucht es solch große Vorkehr, diese gebrechlichen Gebäude zu demoliren, da wenige Pfund Pulver in der Mine die stärksten Schutzmauern auseinander werfen? — Nein, gewöhnlichem Geschütze widerstehen sie vielleicht, aber Nichts ist leichter, als ihnen solches entgegenzustellen, wider welches jeder Widerstand vergeblich wird."

Pairhans tritt nicht als Erfinder auf, er zeigt vielmehr, daß seine Hauptneuerung längst bekannt, mit Erfolg schon erprobt und von Sachkennern anempfohlen ist, daß — merkwürdig genug — Napoleon selbst der Lösung dieses Problems am Nächsten gekommen war. Sein Werk hatte im J. 1809 begonnen; er gab es aber erst im Jahre 1822 heraus, wiewohl er es schon im Jahre 1819 der französischen Regierung vorlegt. In Betreff der Bekanntmachung seines Systems bemerkt er sehr richtig, daß Erfindungen für kriegerische Zwecke ohnehin nicht lange Geheimniß bleiben. Nur durch Versuche im Großen und nach reiflicher Berathung würden sie angenommen, nie seyen durch ähnliche Geheimnisse Schlachten gewonnen worden. Der Nutzen dieser Erfindung sey vornehmlich der, daß in Zukunft die Seemacht der einzelnen Staaten im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung stehe, und sich nicht wie jetzt auf den erfahrnen Theil ihrer Seebevölkerung beschränke. Die Aufgabe einer guten Marine würde nicht viel schwerer seyn, als die eine gute Landmacht zu besitzen. Lauter Vortheile, welche Frankreich andern Völkern nicht vorenthalte, da der Erfolg der ersten Schlacht niemals einen Krieg beendige.

Bekannter Maßen rechnet man zu den bisher in Bau und Bewaffnung der Schiffe gemachten Verbesserungen namentlich die, in einem Schiffe die größtmöglichen Kanonen in dem kleinsten Raume aufzustellen. Diese Ansicht sprach schon Montalembert aus; allein bei näherer Betrachtung der Sache zeigt sich, daß sogar Viel dabei nicht genommen wird. Auf den Schiffen mit langen Kanonen ist das Minimum des Raums zwischen den Stückpforten wahrscheinlich erreicht. Sieben Fuß sechs Zoll Raum zwischen den Stückpforten einer Batterie von 32 Pfündern ist vielleicht der kleinste Raum, der bei solchen Kalibern noch die nöthigen Manöver zuläßt. Bei Vermehrung der Kanonenzahl stiege auch das Personal, was bei Kriegsschaluppen und andern kleinen Schiffen noch besondere Nachtheile hätte. Könnten auch die Karronaden bei ihrer Leichtigkeit, ihrem besondern Bau und ihrer bequemen Handhabung noch etwas näher zusammengerückt werden, so stünden dann die Leute zu dicht auf dem Verdeck, man bekäme fast bei jedem feindlichen Schusse Todte oder Verwundete, das kleinere Gewehrfeuer dränge bei vermehrten Oeffnungen leichter ein, und der bisherige Uebelstand dieser Fahrzeuge, daß sie sich schon bei ihrer gegenwärtigen Bemannung nicht auf längere Fahrten mit Munition und Proviant versehen könnten, würde noch fühlbarer. Was auf der andern Seite das Kaliber betrifft, so dürfte wohl in dieser Beziehung das Maximum erreicht seyn. Die Americaner waren die Ersten, die das Maximum und die Gleichheit des Kalibers zuerst versuchten und Pairhans gesteht ihren Schiffen die hiedurch gewonnene Ueberlegenheit zu, bemerkt aber mit Recht, daß man auch hier Maß halten müsse, und daß Jene dieses Maß überschritten, indem sie auf den größern Linienschiffen die 32 Pfünder mit 42 Pfündern ersetzten; denn wenn der 32 Pfünder 10 Mal schießt, bis der 42 Pfünder 7 Mal, so giebt Dieß bei längerem Kampfe einen bedeutenden Unterschied. Da ersterer auf den Rumpf und die Spieren die erforderliche Wirkung thut, so ist ein größerer Kraftaufwand überflüssig; nicht der größte, sondern der beste Effekt soll erzielt werden; dann wird ein schnelles und pünktliches Feuer das Uebrige thun.

Eine bedeutende Verbesserung, welche Pairhans vorschlägt, bestünde darin: daß zwar die langen 36 Pfünder auf der Hauptbatterie beibehalten würden, hingegen auf die nächste Batterie ein Geschütz von gleichem Kaliber käme, das jedoch nicht mehr als der gewöhnliche 24 Pfünder wöge und mit reducirten Ladungen zu 7 bis 8 Pfund feuerte; daß die gewöhnlichen 24 Pfünder auf der obern Batterie mit 36 Pfündern vom Mittelgewicht der 12 und 18 Pfünder vertauscht wurden, während die bisherigen 36 Pfund-Karronaden für den Ueberlauf der Kriegsschiffe und der Fregatten blieben. Eine zweite Hauptverbesserung wäre die Einführung des Gebrauchs von Hohlkugeln. Die bisherige Seeartillerie schießt massive Kugeln von 36 Pfund, deren Wirkung unbeträchtlich ist, da Hunderte auf ein Schiff geschossen werden können, ohne es in den Grund zu bohren. Bei Lord Exmouths Angriff auf Algier im Jahr 1816 erhielt der Impreguable 263 Schüsse, 50 unter das Unterdeck, und drei 68 Pfundschüsse unter die Wasserlinie, und doch kam dieses Schiff wohlbehalten in Gibraltar an. Was wäre aus ihm geworden, wenn es 268 Hohlschüsse erhalten hätte? Der Verlust an Mannschaft in einer Seeschlacht steht mit dem in einer Landschlacht in keinem Vergleiche. England verlor in den zwölf großen Revolutionsschlachten an Todten bloß 1720, im ganzen americanischen Freiheitskriege 1243, in dem siebenjährigen Kriege 1512, in den drei großen Kriegen zusammen nicht mehr denn 4475 Mann. Als man die furchtbare Wirkung der Hohlkugeln erprobte, suchten die Feuerwerker deren Kaliber zu vergrößern, um durch mehr Pulvergehalt die Wirkung der Explosion zu verstärken; man versuchte es mit Haubitzen-Bomben; bis jetzt aber haben diese die erforderlichen Bedingungen eines sichern Laufs und Effekts so wenig erfüllt, als die congrevischen Raketen, und dem gewöhnlichen Gebrauche auf Kriegsschiffen nicht entsprochen. Pairhans zweifelt übrigens nicht, daß man nicht nur Bomben von 48—80 Pfund Kaliber, sondern Bomben von 150—200 Pfund Kaliber schießen — daß die zerstörende Kraft der Bomben selbst noch mehr gesteigert werden kann. Für den horizontalen Lauf der Bomben und jederlei hohler Kugelmassen ist nur zweierlei erforderlich: eine ihrem Umfang entsprechende Schußkraft und die Symmetrie der Form. Man hat die Bomben bisher nur in großen Höhewinkeln geworfen und oft gleich furchtbare Wir-

kungen durch ihre Schußkraft in vertikaler Richtung, wie durch ihr folgendes Zerplatzen hervorgebracht. Bei Angriffen auf feste Plätze, wo die Stelle, aus welcher und in welche geschossen wird, niemals wechselt, kann jede Bombe mit unheilbringender Sicherheit geschleudert werden, und überall, wohin sie fällt, richtet sie beinahe gleich großes Verderben an; auf Schiffen aber ist der Fall ein anderer, da die beiden Zielpunkte, an sich nur beschränkt, jede Minute sich verändern, und man keinen Augenblick auf den gewünschten Höhewinkel halten kann. Schießt man Bomben aber horizontal, so verbinden sie mit der Kraft der Kanonenkugel noch die der Explosion. Untersuchen wir die mögliche Erfüllung beider Bedingungen — der Schußkraft und der Symmetrie. Die Schußkraft gleich schnell sich bewegender Kugeln ist gleich den Kuben ihres Durchmessers, während die Raumfläche, die sie durchlaufen, dem Quadrat ihres Durchmessers gleich ist; oder, was Dasselbe ist: wenn zwei Kugeln, nach einer Schiffwand geschossen, den gleichen Widerstand finden, so muß dieser Widerstand, den sie zu überwinden haben, d. i. der Raum, den sie in das Schiff bohren sollen, im Verhältnisse zu dem Quadrat ihrer Durchmesser stehen, während die Kraft, diese Räume zu durchbohren, gleich dem ihrer Kuben ist. Weil nun die Kubikkraft schneller als die Quadratkraft steigt, so wird diese Kraft bei dem größern Kaliber noch vermehrt; und trotz dem durch den leichteren Inhalt verminderten Gewicht wird sich bei näherer Untersuchung des Gewichts und des Umfanges zeigen, daß sie die volle Kraft besitzen, unter allen gewöhnlichen Umständen die Schiffwand zu durchdringen. Aber auch angenommen, daß sie stecken bleiben, so thun sie höchst wahrscheinlich durch ihr Zerplatzen hier größern Schaden, als innerhalb der Batterie, weil es mehr Splitter giebt, und der unregelmäßige Leck, besonders unter der Wasserlinie, so leicht nicht verstopft werden kann. Schon bei dem jetzigen Kaliber wird ohne Veränderungen in der Artillerie das Gewicht der Hohlkugel die gewöhnlichen Wirkungen thun und hiemit noch die Explosionskraft verbinden.

Was die Symmetrie betrifft, so wird diese leicht erreicht. Das Schießen von Hohlkugeln ist keine neue Kunst. Läßt man die Henkel oder sonstige unnöthige Unebenheiten weg, so ist die Oberfläche der Bombe völlig kugelförmig. Die neuen Bombenkanonen selbst wären leicht zu verfertigen. Mit dem bei den bisherigen Kanonen verwendeten Metall gewänne man, ohne das Gewicht zu vermehren, für dieselben bei gleicher Dicke, aber geringerer Länge, genug Durchmesser, die Bomben abzuschießen, genug Festigkeit, die Erschütterung auszuhalten, genug Länge, die Stückpforten zu überreichen, und endlich die zur Entkräftung des Rückpralls nöthige vis inertiae. —

(Fortsetzung folgt.)

Memoiren der Lady Fanshawe.

In den Memoiren der Lady Fanshawe (Memoirs of Lady Fanshawe, Lond. 1829. 8), die im Laufe des v. J. zu London erschienen und bereits früher, jedoch nur beiläufig in diesen Blättern erwähnt wurden, macht uns eines der liebenswürdigsten weiblichen Wesen, deren wir in der Geschichte begegnet sind, auf eine eben so einfache und naive, als anziehende Weise mit den wichtigsten Personen an dem Hofe und aus der Zeit Karls von England bekannt, indem sie ihrem einzigen Sohne (der damals, im Jahr 1676, noch in den Knabenjahren stand) die Entbehrungen, die Gefahren und die Wechselfälle ihres Lebens erzählt. Ihr Held ist ihr Gemahl, ein treuer Diener des unglücklichen Fürsten, und Nichts ist rührender, als die zärtlichen Erinnerungen, denen sie sich hingiebt, so oft sie seinen Namen nennt. Durch eine Freundin wurde sie eines Tages verleitet, ihren Mann auf eine Probe zu stellen, die wohl die schwerste ist, welche ein Mann bestehen kann — die Probe, ob das Gefühl der Pflicht oder der Liebe stärker in ihm sey. „Ich war jung und unerfahren und hatte bis auf diesen Tag nie Etwas von Politik gehört; ich bildete mir daher ein, daß es doch wohl mehr auf sich haben möge, wenn man sich in Staatsgeheimnisse einweihen ließe, als ich wüßte, und daß ich dann, weil es so sehr in Mode war, von meinem Manne — wenn Dieß möglich gewesen wäre — noch mehr geliebt werden würde. Als er aus dem Staatsrath nach Hause kam, und seiner Gewohnheit nach, nachdem er mich begrüßt hatte, mit seinen Papieren auf eine oder ein Paar Stunden in sein Arbeitszimmer ging, so folgte ich ihm daher; er wandte sich heftig um und sagte: „Was willst Du haben, meine Liebe?" Ich sagte ihm: ich hätte gehört, der Fürst habe ein Packet von der Königin empfangen, und ich vermuthete, daß es das in seiner Hand sey und wünschte zu wissen, was darin stehe; er antwortete lächelnd: „meine Liebe, ich werde sogleich zu Dir kommen; ich bitte Dich, geh! denn ich habe sehr Viel zu thun." Als er aus seinem Zimmer kam, wiederholte ich meine Bitte; er küßte mich und sprach von etwas Anderem. Bei dem Abendessen aß er Nichts; er saß wie gewöhnlich neben mir und trank mir oft vor, wie seine Sitte war, und war sehr gesprächig gegen die Gesellschaft, die sich bei Tische befand. Als wir zu Bett gingen, fragte ich ihn wieder und sagte: ich könne nicht glauben, daß er mich liebe, wenn er mir nicht Alles sage, was er wisse; aber er antwortete Nichts, sondern stopfte mir den Mund mit Küssen. So gingen wir zu Bett; ich weinte, und er ging schlafen; des andern Morgens früh weckte er mich, wie seine Gewohnheit war, und fing zuerst mit mir zu reden an, worauf ich keine Antwort gab. Er stand auf, trat an das Bett und küßte mich; darauf zog er die Gardinen zu und ging an den Hof. Als er nach Hause zum Essen kam, ging er sogleich zu mir, wie gewöhnlich; und da ich ihn bei der Hand hatte, sagte ich zu ihm: „Du kümmerst Dich nicht darum, ob Du mich auch betrübt siehst"; worauf er mich in seine Arme schloß und antwortete: „Meine theuerste Seele, Nichts auf der Welt kann mich so schmerzen als Das; aber als Du mich nach meinem Geschäft fragtest, stand es nicht in meiner Macht, Dich zu befriedigen, denn mein Leben und Vermögen soll Dein seyn und jeder Gedanke meines Herzens, in welchem keine Geheimnisse meines Amtes liegen; nur meine Ehre gehört mir allein, und diese kann ich nicht behalten, wenn ich Dir die Angelegenheiten des Fürsten mittheilte. Ich bitte Dich, sey mit dieser Antwort zufrieden." Seine Vernunft und seine Güte machten einen so großen Eindruck auf mich, und meine Thorheit erschien mir so widrig, daß ich von diesem Tage bis zu dem Tage seines Todes nie wieder daran dachte, ihn um seine Geschäfte zu fragen." Welch herrliches Weib; glaubt man nicht Shakspeare's Desdemona zu hören, wenn man diese Zeilen liest?

Griechisch-egyptische Säule im Museum von Turin.

Im egyptischen Museum zu Turin befindet sich eine Säule, über welche eine vor Kurzem herausgekommene Abhandlung (Illustrazione d'una stele Greca del R. Museo Egizio di Torino, di Amedeo Peyron, Soc. del. R. Acad. del Scienze. etc. Torino 1829) in diesem Augenblick um so mehr an der Zeit war, als dieselbe sich an die champollionischen Entdeckungen auf eine interessante Art anschließt.

Die Säule besteht aus drei Abtheilungen. Die erste stellt auf der einen Seite Ammon dar, welchem von einer Person, die vermuthlich Cäsario ist, ein Opfer gebracht wird; auf der andern Seite den Gott Mandu, welchem von einer Frau, die Cleopatra seyn könnte, geopfert wird. Zwischen diesen beiden Vorstellungen befindet sich eine Inschrift in Hieroglyphen, die bloße leere Titel enthält, und in so fern keine geschichtliche Aufklärung giebt. Die zweite Abtheilung enthält wiederum eine Inschrift in zwölf Zeilen und in egyptischer Volks-Sprache, die aber dermaßen zerstört ist, daß sich kein einziges Wort derselben ganz herausbringen läßt. Sie entsprach indessen Allem nach der griechischen Inschrift von 32 Zeilen, welche den dritten Theil der Säule einnimmt; aber die Risse in dem Stein und die Unbilden der Zeit lassen auch diese griechische überall durch Lücken unterbrochene Inschrift nicht mehr ganz lesen. Peyron bringt durch Ergänzungen den Sinn des Ganzen folgender Maßen heraus:

„Unter der Regierung Cleopatra's, der göttlichen Tochter Philopators und des Ptolomeus, genannt Cäsario, des göttlichen Philopator's Philometors, im Jahr x, am Tag x des Monats Artemisios und x des Monats Phamenot, beschlossen die Priester aus der großen Diospolis, Diener des großen Gottes Ammonrasonter, so wie die Aeltesten und alles übrige Volk also: Sintemal Kallimachus, der Vetter des Königs, Vorsteher und Oberaufseher über die Einnahmen von Peri-Theben, Gymnasiarch und Anführer der Reiterei sowohl früher, als in der jetzigen schwierigen und wechselvollen Lage der Stadt, eben so sehr in Bezug auf Das, was die hohen und vaterländischen Götter betrifft, als was das ganze Volk anbelangt, jene (Stadt) so zu regieren wußte, daß sie großen Glückes genoß, und er ihr in den Zeiten der Theurung angelegentlich Vorschub leistete; dergestalt, daß als Alle von Lebensmuth verlassen den Tod anriefen, er die Hülfe des großen Gottes Ammonrasonter anflehte, und, allein mit großmüthiger Seele die ganze Last des Unglücks auf sich nehmend, glänzte wie ein heller Stern, und wie ein guter Genius, und sein Leben für die Bewohner von Peri-Theben weihte und Alle mit ihren Frauen und Kindern rettend das Schiff aus Stürmen in den ruhigen Hafen brachte; vor Allem aber das größte und höchste Lob dadurch verdiente, daß er religiöse und angelegene Sorge um die Verehrung der Götter trug, wie schon der Vater des Vaters des Kallimachus, Vetter des Königs und dessen Geheimschreiber, gethan hatte, und die Feste der Vorstädte und die Panegyrien wiederherstellte: Also haben sie ob all Diesem unter Anrufung des guten Glückes beschlossen, daß Kallimachus als Retter der Stadt begrüßt, und dieser Titel an seinem Geburtstag an den ausgezeichneten Stellen des Tempels des großen Gottes Ammonrasonter bekannt gemacht werde; daß sein Geburtstag namengebend seye, (sia Eponimo) und an demselben den vaterländischen Göttern geopfert werde und man sich bekränze; und solle dieser Beschluß auf eine Steinsäule in griechischer und egyptischer Volks-Sprache eingegraben, und in demselben Tempel aufgestellt werden, auf daß das Andenken an seine Wohlthaten ewig daure.

(Schluß folgt.)

Seevögel in Australien.

Kapitän Flinders erzählt von einem Schwarm rußschwarzer Sturmvögel (sooty petrels), den er an den Küsten von Van Diemensland sah; derselbe bildete einen Strom von 50 bis 80 Ellen Tiefe und 300 Ellen Breite; die Vögel flogen nicht zerstreut, sondern so dicht auf einander, als der freie Schwung ihrer Flügel es ihnen gestattete — und dieser Strom bewegte sich anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung vorüber, in einer Geschwindigkeit, welche dem Flug der Tauben beinahe gleich kam. Nimmt man nun die Tiefe des Stroms zu 50 und seine Breite zu 300 Ellen und die Strecke, die er in einer Stunde zurücklegte, zu 30 Meilen an und gesteht man jedem Vogel 9 Kubikellen Raum zu, so mußte sich die Summe der Vögel auf 151,500,000 belaufen. Diese Vögel brauchten nicht weniger als 75,750,000 Nester und die Nester — eines zu einer Quadratelle angenommen — bedeckten nicht weniger als $18\frac{1}{2}$ geogr. Quadratmeilen. Bekanntlich eigt sich an den Küsten von Peru eine ähnliche Erscheinung. Dort sind gleichfalls wie an den Küsten von Van Diemensland viele kleine Inseln, die Legionen von Seevögeln zum Aufenthaltsort dienen, deren Zahl man etwa nach den Bergen von Dünger (guaco) schätzen kann, den sie in der Nähe absetzen. (Vergl. Ausl. vor. J. Num. 41 folg.) Sollte die Ansicht, wornach es vornehmlich Seevögel wären, welche man als die Hauptbaumeister des supermarinischen Theils der neuen Lande in der Südsee zu betrachten hätte, so widersinnig seyn? Wenigstens nach ihrer Menge zu schließen läge darin keine Unmöglichkeit.

Das Lever des Generals Washington.

Nach langem Widerstreben war Washington endlich vermocht worden, ein Lever nach Art der europäischen Potentaten zu halten, wovon er die Anordnung Humphreys und einigen andern Freunden überließ. Es wurde daher eine Antichambre und ein Audienzsaal eingerichtet; und als Die, welche ihre Aufwartung machen wollten, versammelt waren, verfügte sich der Präsident, dem Humphreys voranging, in ihre Mitte. Nachdem er durch das Vorzimmer gekommen war, wurden die Thüren des innern Gemaches geöffnet, und Humphreys, der zuerst eintrat, rief laut: „der Präsident der Vereinigten Staaten." Der Präsident wurde dadurch so sehr aus der Fassung gebracht, daß er die ganze Zeit des Levers über nicht zu seiner gewohnten Ruhe zurückkehrte, und als die Gesellschaft auseinander gegangen war, sagte er zu Humphreys: „Gut, einmal habt Ihr mich gefangen; aber bei Gott Ihr werdet mich kein zweites Mal hinein bekommen."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 77. 18 März 1830

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

2. Das Verhör.

In der Nacht, da ich ins Gefängniß geführt worden, hatte sich meine Frau, sobald sie vom ersten Schreck zurückgekommen, mit einer Abschrift der Charte, welche eine Menge Artikel über den zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrag enthält, zu dem Corregidor begeben. Unter Anderem befindet sich in der Charte eine besondre Clausel, welche Jedermann verbietet, in das Haus eines Engländers gegen dessen Willen einzutreten, wenn hiezu nicht besondre Vollmacht von den Behörden nachgewiesen werden kann.

Der Corregidor blickte nicht auf das Papier, und lachte ihr ins Gesicht. Sie hielt hierauf um Erlaubniß an, mich wenigstens sehen, und mir Speise und ein Bett bereiten zu dürfen. Er erwiederte, ich sey gut aufgehoben, und der Civilgouverneur von Coimbra werde Sorge für mich tragen. Meine Frau begab sich auf Dieses zum Bischof und bat ihn, sich beim Prorektor für mich dahin zu verwenden, daß ich bald verhört und ihr gestattet werden möge, mich mit Speise und einem Bett zu versehen. Der Bischof hieß sie, mit verächtlicher Miene, nach Haus gehen, und mir, wenn sie mich je wieder zu sehen bekäme, rathen, in Zukunft vom Freimaurer-Handwerk zu bleiben.

Da auch dieser Versuch fehlgeschlagen, fiel ihr ein Priester ein, den ich mir bei wiederholten Gelegenheiten verbindlich gemacht hatte, ein sehr ehrenwerther obwohl höchst fanatischer Mann. Sie schrieb ihm und er antwortete, daß er das Möglichste thun wolle, und hoffe, sein Gesuch werde berücksichtigt werden. Folgenden Tags jedoch kam er in unser Haus, und sagte meiner Frau, wie leid es ihm thue, mir nicht nützlich seyn zu können, indem ihm von dem Corregidor und den übrigen Behörden kein weiterer Bescheid geworden, als daß er sich schämen solle, sich bei einer solchen Gelegenheit, und vollends gar für einen Freimaurer, betheiligt zu fühlen. Der Bischof und der Prorektor wuschen ihm über den Schritt, zu welchem er sich verstanden, tüchtig den Kopf, und als er entgegnete, wie er doch nicht gefehlt zu haben glaube, für einen Mann aufgetreten zu seyn, dem er, so wie viele Bewohner von Leiria, mehrfach und für wichtige Dienste verbunden wären, erwiederte man ihm: „Ja! durch dergleichen Mittel haben sich die Freimaurer die Gunst eines schwachen Volkes erworben. Aber ihre Kunstgriffe sind entdeckt, es ist aus mit ihnen.“

Als die Antwort, welche meinem Freund ertheilt worden, im Publikum bekannt wurde, wagte kein Mensch mehr Mistriß Young zu besuchen; ja meine Bekannten vermieden sogar, an unsrem Haus vorüber zu gehen, so sehr waren sie in Schrecken gesetzt. Die Behörden dagegen quartirten so viele Soldaten in dasselbe, als es fassen konnte, und dieses Gesindel plünderte oder zerstörte Alles, was ihm unter die Hände kam.

Am zehnten Tag meiner Einkerkerung vernahm ich einen ungewöhnlichen Lärm. Man schrie: „Schneidet ihnen die Ohren ab, her mit ihnen Allen!“ Ich hörte wie der Unteroffizier die Wache ins Gewehr rief und die Soldaten auf ihre Posten eilten, zugleich aber die untre Thür sich öffnete. Ueberzeugt, daß jetzt der wüthende Haufe nahe, um seine Drohung zu vollziehen, nahm ich mich mit aller Kraft zusammen, entschlossen lieber zu sterben, als mich der angedrohten Schmach zu unterwerfen.

Wie die zweite Thür aufging, trat zu meiner Verwunderung bloß der Wärter herein, der mich schweigen und ihm nachfolgen hieß. Abermals sagte ich ihm, daß sie mich erschießen oder henken könnten, wie's ihnen gefiele, allein meine Ohren sollten sie nicht bekommen, so lang ich lebte. Er erwiederte ganz ruhig: „Halten Sie sich fest an mich, und kommen Sie so schnell als möglich; ich habe Befehl, Sie anders wohin zu bringen, damit Platz für einen Neuen wird.“

Wir mußten mehrere Stufen hinabsteigen und einen langen Gang durcheilen, auf welchem die Wachen und der Pöbel sich um den Gefangenen her aufgestellt hatten, welcher meinen Platz einnehmen sollte. Sobald mich die Elenden ansichtig wurden, stießen sie ein Geschrei aus, doch erhob Keiner nach mir die Hand. Ich wurde mit Sir John Milley Doyle und den beiden andern schon genannten Edelleuten in ein Zimmer gesperrt. So waren wir denn unsrer Vier in einem kleinen Stübchen; eine Wache, bisweilen auch ihrer zwei, beobachteten uns durch ein viereckiges Loch in der Thür. Ueber die Wache wachte wieder ein Korporal, und dieser selbst stand unter Aufsicht eines Offiziers; solcher Ueberfluß von Sicherungsanstalten zweckte bloß dahin ab, jede Verbindung mit Außen abzuhalten.

Nach einigen Tagen wurden meine drei Gefährten nach Lissabon abgeführt. Sie verließen Leiria gegen elf Uhr Morgens, und bei der Wuth des Pöbels hätte ich nicht geglaubt, daß sie ungefährdet entkommen würden. Sie wurden von 16 Dragonern geleitet, welche bei ihrem Eintritt in das Gefängniß von der Menge fast überwältigt worden wären; und hätte der Unteroffizier nicht augenblicklich Befehl zum Aufbruch gegeben, sobald nur die Gefangenen zu Pferd saßen, so würden diese sicherlich von den Wüthenden zerrissen worden seyn. Sonderbar, daß unter dem tollen, blutdürstigen Haufen sich beinah so viele Weiber als Männer, und überdieß eine Unzahl Kinder befanden. Alle schrieen fortwährend: „nieder mit den Freimaurern!" Man kann wohl leicht denken, daß diese rohen Gewaltthätigkeiten von der Regierung, d. h. von den Fanatikern und Priestern, wenn nicht offenkundig autorisirt, wenigstens stillschweigend begünstigt seyn mußten. Zu gleicher Zeit, als die Menge ungehindert gegen die Freimaurer tobte, untersagte der Bischof einem unbedeutenden italienischen Taschenspieler, der in Leiria seine Kunststücke sehen lassen wollte, dieses Schauspiel aus der zarten Besorgniß: „dasselbe möchte verderblich auf die allgemeine Moral einwirken!" Ein Missionär sagte in einer zu Leiria gehaltenen Predigt, daß, wenn der heilige Geist zu den Menschen herabkomme, er jedesmal auf einer Leiter in den Himmel zurücksteige, und durch eine Fallthüre hineinschlüpfe, ohne daß es irgend Jemand merke. Einer meiner Bekannten lachte über den tollen Einfall; unglücklicher Weise nahmen Dieß Einige aus dem Volk wahr, und zeigten es dem Bischof an; noch am nämlichen Abend wurde der arme Bursche von der Inquisition ergriffen, und verurtheilt, vier Stunden lang auf Steinplatten zu knieen, was ihm solche Angst einjagte, daß er von da an nicht mehr derselbe Mensch war. Er selbst erzählte mir die Geschichte, sagte mir aber durchaus nicht, was der Bischof mit ihm gesprochen habe.

Am achtzehnten Tag meines Verhaftes wurde ich durch den Schließer benachrichtigt, daß ich ins Verhör geführt werden würde. Gleich darauf geleiteten mich zwei Soldaten in den Gerichtssaal. Franzisko Rodrigues Malheires Trancoso, der Sutomajor, von dem Corregidor in Leiria zu meinem Verhör angewiesen, saß an einem Tisch; ihm zur Seite zwei Notare, die ich Beide gar wohl kannte, und deren Einer mir große Verbindlichkeiten schuldig war. Alle erhoben sich von ihren Stühlen, als ich eintrat; der Sutomajor hieß mich sitzen, und befahl den Soldaten, abzutreten. Er trug den höchsten Ernst und die größte Milde zur Schau, um mich glauben zu machen, er habe wirklich Mitleid mit meinem Schicksal; aber die heimlichen Blicke, die er hie und da den Notaren zuwarf, zeigten mir deutlich, wie im Grund ganz andre Gefühle in ihm verherrschten. Das Verhör begann etwa folgender Maßen: „Ihr Name?" — William Young. — „Verheirathet?" — Ja, seit 17 Jahren, an eine Portugiesin. — „Sind Sie zur See oder zu Land nach Portugal gekommen?" — Zur See. — „Wissen Sie die Ursache Ihres Verhafts?" — Nein. — „Gehen Sie, gehen Sie; Sie wissen dieselbe wohl." — Nein; ich habe durchaus nichts Strafwürdiges begangen. — „Was hat man Ihnen bei Ihrer Verhaftung gesagt?" — Daß ich ein Spion sey. — „Also gestehen Sie doch selbst zu, daß Sie als Spion verhaftet wurden?" — Das eben räume ich nicht ein; ich bin kein Spion. — „Aber Sie haben's zugestanden; auch kann Sie diese Beschuldigung nicht kränken, denn Sie sind ein Engländer, folglich ein Republikaner, folglich ein Freimaurer. Nicht wahr?" — Ich mag ein Freimaurer seyn; aber zuerst muß ich wissen, Was Sie hierunter verstehen, ehe..... „Sagen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Grund Ihres Hasses gegen Don Miguel den Ersten und dessen Regierung." — Ich habe nie ausgesprochen, daß ich ihn oder seine Regierung hasse. — „Warum sind Sie neulich bewaffnet, auf einem Maulthier mit Glöckchen, gekommen, und haben das Volk durch üble Nachrichten in Schrecken gesetzt?" — Ich war nicht bewaffnet, und habe nie üble Nachrichten verbreitet. — „Sind Sie nicht dem 22 Regiment begegnet und haben den Soldaten gesagt, Sie wollten ihnen den Weg zum Ruhme zeigen? Haben Sie nicht ferner denselben gesagt, das eilfte Regiment sey desertirt?" — Ich habe ihnen in Rio Major gesagt, das eilfte Regiment sey desertirt, wie denn Dieß nicht anders war. Das Uebrige ist falsch. — „Haben Sie nicht im Jahr 1820 auf einem Triumphwagen durch die Straßen von Leiria die Geige gespielt?" — Ja, und mit mir der Doktor Saraiva und viele Andre — „Darauf kommt es jetzt nicht an. Haben Sie sodann nicht im Jahr 1820 einen Schmaus gegeben, wobei gewisse Trinksprüche ausgebracht wurden, und ein Feuerwerk in Ihrem Garten abgebrannt?" — Ja. — „Wer war zu dem Essen geladen?" — Wenn Sie alle Geladenen aufschreiben wollen, so werd ich sie nennen; wo nicht, werde ich schweigen. — „Ich habe schon gesagt, daß wir Niemand sonst in Ihren Proceß verwickeln wollen, daß wir uns bloß an Sie halten. Gestehen Sie Alles, Das wird Ihnen günstig seyn." — Ich werde nichts Weiteres sagen. Ich bin in Ihrer Gewalt, verfahren Sie mit mir nach Ihrem Gefallen. —

Der Sutomajor flüsterte den Notaren Etwas ins Ohr, und sie beendigten das Protokol, das wir alle Vier unterschrieben; doch sagte ich, daß ich gegen ihr ganzes Verfahren protestire wegen der mir dadurch gewordenen Einbuße an Zeit und des Schadens an meinem Vermögen. Darüber lachten sie hoch auf; der Sutomajor klingelte, und hieß den Schließer mich in mein Zimmer zurückführen. — Noch am nämlichen Abend erhielt ich durch Jenen ein Billet, folgenden Inhalts: „William Young, der Engländer, hat unter militärischer Bedeckung abzureisen, mit der Erlaubniß, ein Maulthier für sich zu miethen." Sogleich bat ich den Kerkermeister, sich zu meiner Frau zu begeben, und sie um einen Mantelsack, Geld für die Reise und zwei Maulthiere, eines für mich, das andere für meinen Diener, anzusprechen. Dieß geschah. Meine Frau kam selbst mit dem Diener ins Gefängniß. Unser Wiedersehen war sehr traurig.

Bevorſtehende Revolution in der Artillerie der Marine.

(Fortſetzung.)

Die furchtbare Wirkung horizontal abgeſchoſſener großer Bomben ſpringt von ſelbſt in die Augen. „Liegt es", fragt Pairhans' „nicht am Tage, daß horizontal geſchoſſene Bomben, deren Maſſe fünf bis ſechs großen Kugeln gleichkommt, die Schiffwand, auf die ſie treffen, aufreißen und zerſchmettern müſſen, oder daß ſie, falls ſie ſtecken bleiben, durch ihre Exploſion große, unregelmäßige Lecke bis unter die Waſſerlinie öffnen, durch die das Waſſer wie durch geöffnete Schleuſen eindringen wird? Schlägt eine Bombe in den Maſt, ſo wirft ſie ihn ſammt Segelſtangen, Mars und Tauwerk über Bord. Durchdringt ſie die Schiffwand, ſo zerſpringt ſie in Mitte der Kämpfenden, des Geſchützes, der Munition, entladet ſich mit einem Hagel von Eiſenſtücken, erſtickendem Rauch und Feuermaſſen, reißt die Verdecke auf, ſetzt Alles in Feuer und verbreitet ringsumher Verderben."

Schon im Jahre 1690 erfand Deſchiens eine Methode, Bomben in horizontaler Richtung wie gewöhnliche Kugeln aus Kanonen zu ſchießen. Sein Geheimniß that ihm die beſten Dienſte. Auf einer Fahrt von Breſt nach Toulon ward er von vier größern, engliſchen Schiffen angegriffen. Er hatte zwei Bombenkanonen, ſchoß auf zwei dieſer Schiffe und ſetzte das eine in Brand. Erſtaunt über dieſe neue Erfindung, fürchteten die Engländer für ihre andern Schiffe und ſuchten das Weite. Ein anderes Mal, von zwei holländiſchen Schiffen angegriffen, verſenkte er das eine und trieb das andere auf den Grund. Im Jahre 1798 ward zu Meudon eine Scheibe erbaut, welche die Form und Dimenſion einer Schiffſeite mit 80 Kanonen hatte. Innerhalb fünf Monaten machte man mit Brandkugeln verſchiedene Verſuche, die, wie es ſchien, nicht die erwarteten Reſultate lieferten. Später ſchoß man aus 36 Pfündern Haubitzkugeln; von ſechs und zwanzig, die mit verſchiedenen Ladungen nach dem 12—1800 Fuß entfernten Ziele flogen, drangen mehrere ganz durch die Holzmaſſe und zerplatzten hinter ihr; keine wäre verloren geweſen, wenn ſie zwiſchen den Verdecken oder in der Gegenwand hätten zerplatzen können; drei blieben in der Schiffwand ſtecken und zerſprangen — die erſte 18 Zoll tief in dem Holz und riß zwei Stücke der äußern Bohlen ab, deren eines 18 Fuß lang war; die zweite riß 4 Bohlen, ſo wie Stücke zu 3, 6 und 18 Zoll von den Inhölzern ſelbſt ab — machte einen Leck von drei Fuß in einem der letztern, warf einige Splitter in eine Ferne von 26 Fuß und ſchlug Klammern, Schrauben, Nägel ꝛc. ab; die dritte fuhr 24 Zoll durch die Maſſe, drang durch zwei Doppelinhölzer, ſchlug 22 Zoll von den Bohlen ab, brach die Klammern, nahm dann eine andere Richtung, blieb ſtecken und riß beim Zerplatzen Balken, Stützen ꝛc. mit ſich fort.

Einer Menge von Verſuchen über die Wirkung von Bomben jeder Art gegen Kriegsſchiffe, meiſt in Gegenwart der angeſehenſten Ingenieure, eines Vauban, Belidor und Gribeauval gemacht, fügt Pairhans noch die Urtheile berühmter Männer über dieſen Gegenſtand an. Statt aller geben wir das von Napoleon. Napoleon war überzeugt, daß Bomben die wirkſamſte Waffe gegen Schiffe ſeyen. Aus den Maßregeln, die er gegen Annäherungsverſuche engliſcher Schiffe traf, läßt ſich ſchließen, was er geleiſtet hätte, wenn er ſein Hauptaugenmerk auf Seegefechte gerichtet haben würde. Er wollte die Kugeln der 36 Pfünder auf den Küſtenbatterien durch Hohlkugeln erſetzen, und befahl, was bisher noch nie geſchehen war, jede Kanone mit 30, einige ſogar mit hundert ſolcher Hohlkugeln zu verſehen, und die zu Vertheidigung der Küſten beordnete Mannſchaft in deren Behandlung einzuüben. Um ſeine Anſicht über jeden Zweifel zu erheben, ſetzen wir in ſeinen eigenen Worte bei, was er an den Kriegsminiſter ſchrieb: Je vous charge de faire faire un projet pour des pièces propres à tirer des bombes ou obus de huit pouces; lorsque la fameuse pièce turque, dont on s'est tant moqué, a tiré aux Dardanelles, elle a jeté un boulet qui a produit un grand effet et qui a imprimé du respect; ces pièces d'un gros calibre sont tres utiles contre les vaisseaux." Am 10 December 1810 beauftragte Napoleon's Miniſter einige Artilleriſten mit Entwerfung eines Plans zu Haubitzen von 8 Zoll Kaliber und 7500 Pfund Gewicht, die mit einer Ladung von 20 Pfund Pulver abgefeuert werden könnten. Am 21 Auguſt des ſ. J. wiederholte er dieſen Befehl in folgenden Worten: „Je desire que vous me fassiez couler comme essai, à la fonderie de Douai, un canon qui puisse tirer des oubus de huit pouces. Faites egalement quelques boulets du calibre de 78. pour tirer avec ces nouvelles pièces et voir l'effet que cela produirait."

Den Gedanken, Hohlkugeln gegen Schiffe und auf Schiffen zu gebrauchen, hatte man nicht bloß in Frankreich gehabt. Verſchiedene Vorſchläge und Verſuche wurden auch in England gemacht, aber nicht mit dieſer Gründlichkeit und Befriedigung, wie es Pairhans gethan. Als die Karronaden zuerſt eingeführt wurden, zeigte ihr Erfinder, General Melville, wie ſie ſich nicht bloß zu maſſiven Kugeln, ſondern auch zu Carcaſen und Herzkugeln (cored shots) eigneten. Man ſtellte auch noch in demſelben Jahre (1779) in Gegenwart Sir Adolph Oughton's, General Melville's und einer Anzahl Ingenieur-Officiere zu Carron, wo dieſelben gegoſſen worden, Verſuche an, deren Reſultat für die Anwendbarkeit der Karronaden entſchied und von der großen Wirkung der Exploſion überzeugte. Sie wurden für den Land- und Seedienſt empfohlen. Im J. 1780 wurde mit dieſen Verſuchen auf Befehl Lord Townsends auf dem Fort Languard fortgefahren, und man fand dieſe Geſchützart viel vorzüglicher, als die Achtzollhaubitzen. Die Einwürfe gegen den Gebrauch ſo ſchwerer und unbehülflicher Kugeln würden beſeitigt, wenn man ihr Gewicht von 68 (das Kaliber der erſten Carronaden) auf 42 Pfund reducirte. Die Verſuche vom J. 1781, denen der Herzog von Richmond und General Melville beiwohnten, beſtätigten das obige Reſultat. Wenn der Gebrauch der Hohlkugeln aber ſchon ſo lange bekannt und von ſo erprobter Wirkſamkeit iſt, warum wurden ſie nicht ſchon lange angewendet? Dieſe Frage beantwortet Pairhans mit Gegenfragen, wie ſie ſich bei jeder großen und wichtigen Entdeckung ergeben. Warum

gebrauchte man das Pulver für die Minen erst 150 Jahre, nachdem es zum Schießen gebraucht worden war? Die Haubitzen erfand 1607 ein Franzose: warum vergingen 150 Jahre, bevor sie bei den französischen Heeren zugelassen wurden?

Von den neuen Kanonen, welche Pairhans an die Stelle der verschiedenen Kaliber in der französischen Marine vorschlägt, sind die drei ersten von gleichem Kaliber, 48 Pfünder, aber von verschiedenem Gewicht.

1) An die Stelle der kleinern Kanonen und 36 Pfund-Karronaden, welche 2500 Pfund oder 69 Mal so viel als ihre massiven Kugeln wiegen, träte eine gleichfalls 2500 Pfund wiegende Haubitzkarronade, aber mit einem Kaliber von 48, welche eine Hohlkugel von 35 Pfund schöße, und somit 72 Mal so schwer als ihr Schuß seyn würde.

2) An die Stelle des gewöhnlichen Achtzehnpfünders von 4200 Pf. eine Haubitzkanone von 4200 Pfund mit einem Kaliber von gleichfalls 48 Pfund. Dieses Stück wäre 120 Mal so schwer als sein Geschoß, und würde auch mit größeren Ladungen schießen.

3) Den Vierundzwanzigpfünder ersetzte eine Haubitzkanone von 5100 Pfund, mit demselben Kaliber, wie die andern (48), welche 145 Mal schwerer als ihre Ladung wäre.

4) Die gewöhnlichen Sechsunddreißigpfünder blieben ihrer Form nach unverändert, nur würden sie zu einem Kaliber von 48 gebohrt. Sie könnten zu einem noch größern Kaliber gebohrt werden, aber das zu 48 reicht hin; insbesondere um eine Einheit des Kalibers zu erhalten. Wir hätten so eine sehr starke 48 Pfund Haubitzkanone, welche 201 Mal schwerer als ihr Geschoß wäre und in große Entfernung reichte.

Mit diesen vier Kanonenmodellen, welche alle Hohlkugeln von 48 Pfund schößen, und dasselbe Gewicht wie unsere jetzigen Kanonen von diesem Kaliber hätten, bekämen wir für Linienschiffe und Fregatten eine gleichförmige, bequeme und wirksame Artillerie. Diese Kanonen haben dasselbe Volumen wie ihre Vorgänger, und die Hauptveränderung besteht in der Entfernung der Tulpe oder Schwellung an den Mündungen. Das erübrigte Metall wird zur Verstärkung des Hinterlaufs verwendet und rückt so den Schwerpunkt des Geschützes weiter zurück, und damit die Laufringe ihre Stelle zu diesem Punkte erhalten, werden auch sie näher an das Hintertheil gesetzt. Bei dieser Verkürzung der Karone verkürzt sich auch ihr Gestell und giebt mehr Raum hinter ihr.

Bei Füllung seiner Bomben beschränkt sich Pairhans nicht auf die Wirkung der Explosion, sondern vermischt das Pulver noch mit Brandstoff, von welchem jede Bombe eine beträchtliche Zuthat erhält, welche einen dicken Rauch durch das ganze Schiff verbreitet und dieses unbewohnbar macht. Dieser Brandstoff besteht aus den deutschen sogenannten Dampfkugeln, welche man zum Verpesten von Minen und bei Tag als Rauchsignale gebraucht. Sie werden aus Talg, Harz, Schwefel, Pech, Terpentin ꝛc. bereitet, und sind eine wahrhafte pestilentialische Composition.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Pairs.

Zur Zeit der Restauration bestand die Kammer der Pairs in Frankreich aus 91 Mitgliedern; sie ist in diesem Augenblicke beinahe eben so zahlreich als die Kammer der Deputirten, indem sie bereits 367 Mitglieder zählt, während die Zahl der Abgeordneten der „Gemeinden" auf 430 beschränkt ist. Bei vier verschiedenen Gelegenheiten ist die Pairwürde en masse ertheilt worden. Nach den hundert Tagen fand man, daß sieben und achtzig neue Mitglieder nothwendig wären, um die ursprünglichen ein und neunzig zu controlliren, die größtentheils in dem alten Senat gesessen hatten oder glückliche Krieger waren, und im Allgemeinen der Sache der Revolution zu sehr anhingen. Um den Einfluß dieser sieben und achtzig aufzuheben, wurden von einem andern Ministerium im Jahr 1819 sechzig neue Pairs geschaffen; und die Nachfolger dieses Ministeriums sahen sich in den Jahren 1822 und 1828 genöthigt, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, den letzten sechzig nicht weniger als 122 entgegen zu setzen.

Im J.	1814	bestand	die	Kammer	aus	91	Mitgliedern 91
	1815	hinzu	—	—	—	87	machte 178
	1816	—	—	—	—	1	— 179
	1818	—	—	—	—	2	— 181
	1819	—	—	—	—	60	— 241
	1821	—	—	—	—	5	— 246
	1822	—	—	—	—	6	— 52
	1823	—	—	—	—	3	— 255
	1824	—	—	—	—	23	— 278
	1825	—	—	—	—	2	— 280
	1826	—	—	—	—	1	— 281
	1827	—	—	—	—	76	— 357
	1828	—	—	—	—	3	— 360
	1830	—	—	—	—	7	— 367

Es scheint gegenwärtig kein Zweifel darüber obzuwalten, daß das Ministerium Polignac selbst bei den Pairs keine Majorität zu hoffen hat; und sofern dasselbe wirklich sich zu halten versuchen sollte, würde daher eine neue Vermehrung des Oberhauses unerläßlich werden.

Die phrenologische Gesellschaft in London

scheint gegenwärtig die Charaktere noch lebender Personen an ihren Schädeln zu studiren. In einer der letzten Sitzungen widerfuhr diese Ehre dem bekannten Buckingham; ein Abguß seines Schädels wurde vorgelegt und die Gesellschaft überzeugte sich von der ausgezeichneten Entwicklung seines Humanitäts-, Idealitäts-, Orts-, Sprachsinns ꝛc. kurz sie fand den Mann in seinem Schädel, so daß sie jetzt mit um so mehr Vertrauen seinen Vorlesungen über die Tyrannei der ostindischen Compagnie beiwohnen kann.

Daß die Papiere der Familie Stuart

sich in England befinden, wollte man bekanntlich in Italien bezweifeln. In Bezug auf diesen Zweifel äußert die Literary Gazette, es möge allerdings ein großer Theil der Stuart'schen Archive in die Hände des Königs von Sardinien übergegangen seyn, nichts destoweniger aber könne sie versichern, daß von Tagbüchern, Privatcorrespondenzen ꝛc. dieser Familie genug nach England gekommen, um ein geräumiges Zimmer im St. James Palast zu füllen. Diese Papiere, die viel schätzbare und neue Documente enthalten, werden gegenwärtig auf Befehl Sr. Maj. geordnet, und was sich dazu eigne, werde im Druck erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 78. 19 März 1830.

Die Seelenwanderung. *)

4. Der Cannibale.

Ich habe eine sehr dunkle und unvollkommene Erinnerung davon, daß ich einmal in einem wilden Zustand im Innern der ungeheuren Insel Borneo existirte. Die Zeit meines dortigen Vorhandenseyns, der Theil der Insel, den ich bewohnte, der Name des Volks, dem ich angehörte, sind Thatsachen, von denen ich durchaus Nichts mehr weiß, ohne Zweifel weil ich mir nie derselben bewußt war. Denke ich über diesen Abschnitt meines Lebens nach, so fühle ich mich von einer Ungewißheit befangen, von welcher mein wunderbares Sehervermögen nie umwölkt wird, wenn ich die Ereignisse der andern Zustände oder Lebensformen, welche ich nach und nach durchwanderte, in mein Gedächtniß zurückrufe. Nichts desto weniger will ich versuchen, ein möglichst vollständiges und zusammenhängendes Gemälde von diesem furchtbaren Zwischenspiele zu entwerfen; ob ich gleich lieber wollte, es wäre jede Spur davon ganz und gar ausgetilgt aus meiner Seele!

Meine Erinnerungen aus diesem verworfenen Zustande beginnen ziemlich spät. Das erste Mal, daß ich überlegt zu haben scheine, wer ich war oder was ich war, mochte ich etwa fünf Jahr alt seyn. Ich war damals ein unsaubres, garstiges Thier von schwarzbrauner Farbe, das eben so oft vierbeinig als zweibeinig ging und Alles haschte und verschlang was ihm in den Weg kam — Unrath, Gewürm, Insekten, Gras, Kräuter, und selbst Dreck. Langsam dämmerte die Vernunft über meinen umnachteten und entmenschten Geist, wenn anders die Pflanze, welche aus dem Samen der Gewohnheit und Beobachtung in mir allmälig aufging, diesen Namen verdient. Wie lache ich über die Thorheit Eurer Philosophen, die von angebornen Vorstellungen sprechen! Ich kannte anfänglich durchaus keine Vorstellungen als solche, welche mir durch die Gewohnheit oder das Gefühl des natürlichen Bedürfnisses und seiner Befriedigung gegeben wurden; ihre Zahl nahm zu mit meiner Erfahrung. Wäre ich mir selbst überlassen geblieben, d. h. ohne meines Gleichen aufgewachsen, so wäre ich ein bloßes Thier geworden, unfähig des Gedankens oder der Rede, und einzig und allein damit beschäftigt, mich von den zufälligen Erzeugnissen der Erde zu ernähren, oder von dem Fleisch anderer Thiere, die ich zu bemeistern Stärke genug besessen; und wahrscheinlich hätte das Beispiel, welches mich in der Gesellschaft der Menschen menschliche Verrichtungen lehrte, unter andern Umständen mich dahin gebracht, gleich den Thieren um mich her auf allen Vieren zu kriechen.

Als ich das Mannesalter erreichte, unterwiesen mich meine Eltern und Verwandte in allerlei Künsten — wenn ich Künste sagen darf — im Spitzen von Steinen, im Verfertigen von Bögen und Pfeilen, Beilen und Speeren, so wie in den Mitteln, die zum Unterhalt benöthigten Thiere zu fangen. In der Folge, nachdem ich eine lange Schule in den verschiedenen Methoden, empfindende Wesen zu quälen, durchgemacht, erhielt ich Erlaubniß an einer Expedition Theil zu nehmen, die einem Stamm auf der entgegengesetzten Seite des Gebirgs galt, wo wir uns einige Personen holen wollten, um sie bei einem großen Feste zu verspeisen. Bis jetzt hatte ich kein Menschenfleisch kosten dürfen; aber ich spürte eine solche Lüsternheit nach dieser Leckerei, daß ich oft meinen eignen Leib mit unendlicher Sehnsucht betrachtete und in starke Versuchung gerieth, ein Maulvoll davon zu nehmen, wenn ich nicht befürchtet hätte, entdeckt und bestraft zu werden. Denn die Sitte unseres Stammes versagte jedem jungen Mann diesen Genuß, ehe er durch Erlegung eines Opfers die Berechtigung dazu erlangte.

Unsere Unternehmung fiel glücklich aus, und wie ich glaube, gebührte das Hauptverdienst dem Ungestüm, zu dem mein unbändiger Appetit nach Menschenfleisch mich hinriß. Es kam mir sauer an, die Sättigung meines Heißhungers auf die geeignete Zeit aufzuschieben, und ich musterte die Opfer, als wir mit ihnen davon eilten, ungefähr mit denselben Gefühlen, mit welchen ein londner Alderman an einem fetten saftigen Rehschlegel, ein Chinese an einer Schüssel fauler Eyer, oder ein Lapländer an einer Suppe mit ranzigem Thran seine Augen weidet. Indem wir unsere Gefangenen in einen Kreis zusammentrieben, fielen wir auf ein gegebenes Zeichen mit unseren Steinärten und Knochenspeeren über sie her. Kaum war kein Athem mehr in ihren Lungen, als unsere Krieger und vor allen ich bereits die Fangzähne in ihrem warmen und noch zuckenden Fleisch stecken hatten. Mit welcher Hastigkeit, mit welcher wahnsinnigen Wollust zechte ich das laue Blut, zerfleischte ich den zerstümmelten

*) Fortsetzung der Art. im vor. Jahrg. S. 1117 flg.

Leichnam! Aus all den wechselvollen Zuständen meines Daseyns, wovon mein wunderbares Gedächtniß mir Kunde giebt, erinnere ich mich keiner so vollkommnen thierischen Befriedigung. Ich fraß mich wörtlich toll und voll und in der augenblicklichen Anwandlung von Raserei, welche das erste Mal diesen unnatürlichen Genuß, zumal wenn er im Uebermaß geschieht, immer zu begleiten pflegt, bildete ich mir ein, ein Theil des Muths der Person, die ich verzehrt hatte, sey in mich übergegangen; ich fing an zu lärmen und zu hadern, und ließ nicht eher nach, als bis ich meine Mutter durchbohrt hatte und ein heftiger Keulenschlag mich zu Boden streckte, wo ich mehrere Stunden bewußtlos lag, während meine Gefährten fortfuhren, zu zechen und zu schmausen, zu jauchzen und sich zu balgen, bis auch sie zuletzt vor Saus und Braus nicht mehr konnten und, wie eine Heerde Schweine, mitten unter den Resten ihrer Mahlzeit in Schlaf sanken.

Nachdem ich so mein Novizíat bestanden, wurde ich bald ein thätiger und erfahrner Menschenräuber, und wenige meiner Zeitgenossen mochten sich einer reicheren Schädelsammlung rühmen. Es muß nämlich bemerkt werden, daß es bei uns so wie bei unseren Nachbaren und den Stämmen jenseits des Gebirges Sitte war, so viel als möglich Menschen zu tödten, um mit den Köpfen derselben die Hütten auszustaffiren, da man darin eben so viele Proben der Tapferkeit und der Geschicklichkeit erkannte; gerade wie die Fuchsjäger in England die Spollen der von ihnen erjagten Thiere zeigen, obwohl sie das andere Endstück zu dem Ende abzuschneiden vorziehen, was aber lediglich Geschmackssache ist. Der Numismatiker mit seinen kostbaren Reliquien, der Bibliomane mit seinen Manuscripten und Incunablen, die alte Witwe mit ihren schmucken Porzellankästen könnten sich nicht halb so selig dünken, nicht halb so stolz auf ihre Schätze hinweisen als ich auf die Sammlung von Todtenköpfen, die um meine Hütte grinsten. Ich kannte von jedem noch die Züge, wenn auch Fleisch und Haut verschwunden waren, und ich hätte mir lieber einen Zahn ausgerissen, als einen davon stehlen lassen.

Das Menschenjagen und das Schädelsammeln, welches mir eine Quelle des Vergnügens war, schärften zu gleicher Zeit unsere Sitten als eine Pflicht ein: Kein Mann durfte einem Weib nahen, sie um Liebe zu bitten, ehe er einen Kopf abgeschlagen, den er der Dame als Creditiv seiner Unerschrockenheit überreichte. Wie manchen jungen Bursch sah ich, der, einen Kopf in der Hand, um seine Geliebte freite, und wenn er eben am Ziel seiner Wünsche stand, von einem andern überboten wurde, der mit einem Paar frischer Köpfe erschien, und die Schöne im Triumph heim führte. Dieses entsetzliche Geschäft war das einzige ernste Thun unseres Lebens. Je Mehr Einer dieser Trophäen besaß, desto höher stieg sein Ansehen, desto fester begründete sich das Vertrauen auf seinen Muth. Doch es ist thöricht vom Muth der Wilden zu sprechen; sie haben keinen. Auf unsern Mordzügen, mochten wir sie zusammen oder einzeln unternehmen, war List und Verrath unsere Kriegskunst; nie fochten wir Mann gegen Mann, wenn wir es vermeiden konnten, und wagten wir es je, so konnte das kleinste Geräusch uns so erschrecken, daß wir davon liefen, und mochte auch die Zahl der Feinde nur der dritte Theil von uns seyn. Meine ganze Tapferkeit beschränkte sich darauf, daß ich mich in der Nähe einer Hütte oder eines Platzes, wo die Leute von einem andern Stamm vorbei mußten, versteckt hielt, hinterrücks ein Opfer niederschoß oder niederschlug und entfloh, was das Werk eines Augenblicks war. Wirklicher Muth ist eine Tugend, von welcher der Wilde keinen Begriff hat. Aber wiederum, was spreche ich von Tugenden unter Wilden? Wir besaßen deren keine. Gewöhnlich schreibt man den Barbaren einen gewissen Sinn für Gastfreundschaft nebst der natürlichen Anlage zum Guten zu. Allein diese sittlichen Anklänge mögen sich wohl bei uncivilisirten Nationen finden, nicht aber bei dem Thier gewordenen Wilden. Ob ich einen Gast umbrachte, der sich unvorsichtiger Weise unter uns begab, oder einen Feind — Beides erregte in mir gleich wenig Gewissensbisse. Von Religion war bei uns überhaupt Nichts zu verspüren. Ich fühlte keine Scheu vor überirdischen Wesen, und wurde ich auch manchmal durch unbekannte Laute in Angst und Schrecken gesetzt, die ich hörte, wenn ich durch die Wälder ging, in Gegenden, wo kein Mensch seyn konnte, und nahm ich mich auch bestens in Acht, solche Stellen nicht mehr zu betreten, so vermochte ich doch nicht zu sagen, und in der That kam es mir auch nicht ein, darüber zu forschen, was die Quelle meiner Furcht gewesen. Unsere Hütten waren von der rohesten Art; wenige zusammengeflochtene Zweige bildeten die Wände, und andere, mit Gras und Laub bedeckt, das Dach. Die eigentlichen Anfangsgründe der Baukunst, welche man schon bei einigen Stämmen trifft, die man zu den Wilden rechnet, die aber ein höchstes Wesen oder mehrere verehren, waren uns durchaus unbekannt, und zwar wahrscheinlich deßwegen, weil der Beweggrund, für Gebäude von abergläubischer Bestimmung Verzierungen zu ersinnen, bei uns wegfiel. Ich weiß nicht, ob man wahrgenommen, wie Viel die schönen Künste und die Architektur insbesondere der Religion und selbst dem Aberglauben verdanken. Man schaue auf die Tempel Egyptens, Griechenlands und Roms, Indiens und China's, und auf jene herrlichen Denkmäler der gothischen Baukunst und daneben auf die dumpfen Hütten und die morschen Gemächer, worin die Reichen wohnten wie die Armen, während die Götterhäuser, die Kirchen und die Moscheen, die Abteyen und die Kathedralen, dem Zahn der Zeit durch Jahrhunderte trotzend, im Glanze hoher Vollendung sich erhoben. Der denkende Mensch kann nicht umhin, sich aus dieser Betrachtung einen starken Beweis zu folgern, daß der Einfluß der Religion — ob sie auch in einer noch so niedern Form erscheine, als ein bloßes irres Umhertappen des führungslosen Geistes nach dem unbekannten Gott — dahin wirkt, die geistigen Kräfte — wenigstens bis auf einen gewissen Grad — zu erhöhen und zu erweitern, und es ist vielleicht ein Irrthum, in den kostbaren und prächtigen Gebäuden, welche der Aberglaube der Welt einem Wesen errichtet hat, das seiner Natur nach allgegenwärtig ist, mehr die Bestimmung zu einem bleibenden Aufenthalt oder temporären Sitze für dasselbe zu erblicken, als vielmehr das mißverstandene aber unschuldige Bestreben, dem Allmächtigen das erhabenste Werk menschlicher Geschicklichkeit und Denkkraft zu weihen und zu heiligen.

Ich kehre von dieser Abschweifung zur Schilderung meiner hassenswürdigen Lage zurück, die, wie man sieht, die niederste Stufe der Barbarei war, wie sie selten oder nie in den Kreis der Beobachtung gesitteter Nationen gelangt. Wir kannten den Gebrauch des Feuers nicht; unsere thierische Kost verzehrten wir roh, und bei kalter Jahrszeit war jede Hütte so von Bewohnern vollgepfropft, die sich wie Schafe zusammenkauerten, daß man einander gegenseitig wärmte. Von einem Ding, das den Namen einer Regierung verdient hätte, hatten wir keine Ahnung. Alle Zwistigkeiten wurden von alten Männern geschlichtet; da der Begriff des Eigenthums fehlte, so gab es bei uns bloß Einen Gegenstand des Streits — die Weiber. Ob aber wohl der Stärkste eine Zeit lang den Uebrigen Trotz bieten mochte, so war es doch meist nicht die Gewalt, welche entschied, sondern die Schlauheit; so daß im Ganzen in dieser Beziehung Jeder mit dem Andern auf gleichem Fuß stand und jedes ihm zugefügte Unrecht zu rächen im Stande war.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Ereignisse dieser Epoche meiner Existenz ins Einzelne verfolgen. Könnte ein Ochse oder ein Pferd seine Geschichte erzählen, so möchte sein Bericht so gehaltreich ausfallen als der meinige, sintemal der Unterschied zwischen uns beiden so gar groß nicht wäre; denn zwar schauten meine Augen aufwärts -- was ein römischer Schriftsteller als ein wesentliches Attribut des Menschen bezeichnet — allein um diesen Vortheil zu benützen, hätte nicht all mein Dichten und Trachten in irdischen und thierischen Dingen befangen seyn dürfen.

Ich eile zu dem Zeitpunkt meiner Erlösung aus dieser peinlichen Gebundenheit des elastischen Geistes. Eines Tags dehnten wir unsere Streifereien ungewöhnlich aus und kamen zu einem großen Fluß. Wir zogen an den Ufern desselben hin, Thiere zu suchen, da uns unser eigentliches Jagdrevier dieß Mal im Stich gelassen hatte. Noch waren wir nicht weit gekommen, als wir in einer beträchtlichen Entfernung — denn bekanntlich besitzen Wilde eine außerordentliche Schärfe des Auges — zwei Geschöpfe gewahrten, die aufrecht gingen, aber von so seltsamer Gestalt waren, daß eine unwiderstehliche Furcht uns übermannte. Wir liefen in den nahen Wald und legten uns auf den Boden nieder, bis die fremden Wesen vorüber wären. Hatte uns schon ihr Anblick aus der Ferne in Schrecken gesetzt, so verzehnfachte sich unser Staunen als sie so nahe kamen, daß wir sie genau besichtigen konnten. Ihre Gesichtshaut war glatt und weiß; an ihrem übrigen Körper aber wuchsen, wie uns bedünkte, Häute von verschiedenen Farben, entsetzlich anzusehen. Während wir unsere gespannte Aufmerksamkeit auf ihre Person richteten, hob Einer von ihnen seinen Arm zu seinem Kopf, auf welchem er einen wunderlichen Auswuchs hatte, den er abnahm und wieder aufsetzte. Ueber diese Erscheinung geriethen wir dermaßen außer uns, daß wir einen gellenden Schrei ausstießen. Diese grauenhaften Wesen rannten sogleich nach der Stelle zurück, wo wir uns befanden. In Verzweiflung schossen wir einen Hagel von Pfeilen auf sie und beide fielen.

Eine lange Zeit verstrich, ehe wir so viel Muth faßten, um uns zu vergewissern, ob sie wirklich todt seyen. Zum ersten Mal kam in meine Seele der Gedanke an die Existenz von Wesen höherer Art als wir. Auf Händen und Knien krochen wir nun nach dem Ort, wo die Körper lagen. Der Anblick von Blut überzeugte uns, daß keine Gefahr mehr vorhanden sey. Sie waren todt. Wir kehrten sie um und um, und so oft wir sie umkehrten, immer neue Aeußerungen der Verwunderung, des Entsetzens! Zuletzt schickten wir uns an, den Körpern die Haut abzuziehen — aber wie staunten wir erst, als wir entdeckten, daß diese Häute aus verschiedenen Stücken bestanden, die so leicht weggingen, daß sie offenbar nicht, wie bei andern Thieren, mit dem Fleisch zusammenhängen konnten. Nachdem wir die Spolien unter uns vertheilt hatten, so fragte sich, was wir mit den Körpern selbst anfangen wollten. Ich schlug vor sie zu verspeisen, wovor es aber den meisten meiner Gefährten ekelte und graute. So wenig sie sonst kritische Leckermäuler waren, so schien doch ihr Magen vor dem Anblick weißen Fleisches zurückzuschaudern; dagegen blieb meine Lüsternheit nach dieser Art von Speise sich gleich, und ich beschloß, trotz Allem, meinen Appetit zu stillen. Gesagt, gethan. Ich machte mich über die Todten her und ließ mir ihr Fleisch trefflich schmecken, das ich äußerst angenehm für den Gaumen fand.

Ehe wir indeß das Lager unsers Stammes erreichten, wurde mir unwohl. Meine Gefährten erleichterten dadurch mein Uebel nicht, daß sie mich versicherten, ich sey durch den Genuß des weißen Fleisches vergiftet. Ich war gleichfalls dieser Meinung; meine Krankheit nahm mehr und mehr zu, so daß ich mich zuletzt außer Stand fühlte, weiter zu gehen. Ich legte mich auf den Boden; ein kalter Frost schüttelte meine Glieder; ich brüllte vor Schmerz. Meine Kameraden warteten eine Zeit lang, in Hoffnung, ich möchte mich erholen; als es sich aber mit mir zusehends verschlimmerte, waren sie im Begriff meine Leiden durch einen Kolbenschlag zu endigen, als mir plötzlich der Gedanke aufstieg, eine kleine Portion Fleisch von einem schwarzen Menschen könnte mich retten; ich bat also darum. Man willfahrte meinem Wunsch; ich führte den Bissen zum Mund; allein noch ehe ich davon kostete, sank meine Hand wieder zurück. Die Sinne schwanden und ich verschied, indem ich an mir einen Beleg zu jener Wahrheit lieferte, welche ein englischer Satiriker ausspricht:

Die herrschende Leidenschaft übt noch Gewalt im Tod.

Die französische wissenschaftliche Expedition nach Morea.

Correspondenz aus Lyon.

Humboldts Reise in das asiatische Rußland machte das Interesse Deutschlands und Europas darum hauptsächlich in so hohem Grade rege, weil die öffentliche Aufmerksamkeit jeden Schritt eines so berühmten Reisenden verfolgt; die französische wissenschaftliche Expedition nach Morea hatte aber der Wahl des Ortes wegen der Theilnahme aller Alterthumsforscher sich zu erfreuen. Welche Resultate ließen sich von ihr erwarten als sie abging, welche jetzt, da sie zurückgekehrt ist?

Wer den französischen Charakter so wie die Art und Weise kennt, in der sich alle Dinge in Frankreich machen, die Stellung des Mi-

nisteriums, die seine Intrike, mit der eine Cotterie die Plane der anderen zu zerstören sucht, die hämische Schadenfreude, womit sie das Mißglücken derselben belächelt — der rechnete eben auf keine glänzenden Resultate. War doch die ganze militärische Besetzung Moreas die Improvisation einer rüstigen Frühstunde des Ministeriums, ohne Klarheit, ohne Wie und Warum, Wie lange und Wo hinaus, ganz ex abrupto beschlossen; so läßt sich vielleicht noch mit mehr Recht von der wissenschaftlichen Sendung sagen, daß sie Nichts war, als ein schöner Morgentraum im Gehirne der Minister entsprungen. Je hastiger desto besser suchte man ihn zu verwirklichen. Eigenliebe und Ruhmsucht, in Frankreich die gewöhnlichsten, oft noch die besten, Triebfedern aller Stände, haben auch hier ihr Recht behauptet, so daß die Expedition der Welt im Allgemeinen, wie den Franzosen im Besondern, nicht den zwanzigsten Theil des Vortheils bringen wird, den man erreichen konnte. Um sie ersprießlich zu machen, hätte es eines Zeitraums von wenigstens einem halben Jahre zur Vorbereitung bedurft. Ein gründliches Studium der griechischen Classiker für diesen Zweck war um so nothwendiger, als erst seit kurzer Zeit in den Schulen Frankreichs das Griechische Eingang gefunden hat und die Alterthumskunde noch sehr darnieder liegt. Ebenso nothwendig war die Benutzung aller französischen, deutschen, holländischen und englischen Hülfsmittel, so wie eine Correspondenz mit einheimischen und fremden Gelehrten. Man verwechsle hier bei Leibe nicht den Standpunkt der deutschen Gelehrsamkeit mit dem der französischen. Es ist nicht lange, daß man sich in Frankreich mit Erlernung der neuern Sprachen abgiebt, und daß man gegen ausländische, namentlich gegen deutsche Literatur gerecht zu werden anfängt. Von belletristischen Werken sind manche übersetzt, aber wissenschaftliche wenig, obgleich Werke wie „Niebuhrs römische Geschichte," „Schlegels Vorlesungen," „Herders Philosophie der Geschichte der Menschheit" u. s. w. mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Nothwendig war den reisenden Gelehrten die Erlernung des Neugriechischen, von dem kein Einziger vielleicht unter allen hinreichende Kenntniß nach Morea gebracht hat. Alle diese Vorarbeiten hätten nach einem bestimmten Plane von einer Commission geleitet werden müssen. Gemeinschaftlich wollte man arbeiten, gemeinschaftlich mußte man vorarbeiten. Man hätte sich kennen gelernt; man wäre über die Anschaffung der nöthigen Bücher und Hülfsmittel übereingekommen, kurz der Vortheile theilhaftig geworden, die gemeinsame Berathung gewährt. Statt Dessen beförderte man die Herren mit Reiserouten nach Toulon, so daß ein großer Theil derselben sich zum ersten Male auf der Fregatte begrüßte. Es ist natürlich, daß die Seekrankheit nicht geeignet ist, freundliche Mittheilungen und näheres Bekanntwerden zu befördern. Es traten aber noch andere Umstände hinzu, welche den Erfolg der Unternehmung gefährdeten. Obgleich man für alle Bedürfnisse zu sorgen versprochen hatte, ergab sich doch bald, daß es sogar an den nöthigsten Materialien, ja selbst Instrumenten mangelte. Ungewiß, welche Bücher die Collegen mit brächten, hatte Jeder auf gut Glück eingepackt, was ihm unentbehrlich war; so geschah es, daß mehrere Werke sich doppelt, andere wichtige sich gar nicht vorfanden. Wie leicht hätte sich einem solchen Uebelstand abhelfen lassen, wenn ein Regierungsbeamter mit dem ganzen Geschäft beauftragt worden wäre? Freilich hätte er keiner speziellen gelehrten Klasse angehören dürfen. Denn die französische Eitelkeit läßt fürchten, daß er in diesem Falle Alles im Interesse seiner Abtheilung gethan hätte. Wie waren aber nun die Arbeiten selbst eingeleitet? Keineswegs in dem Geiste, der einem Vereine selbstständiger und denkender Gelehrten und Künstler zukommt. Zum Haupt der Unternehmung hatte man einen ehmaligen Obrist Bory de St. Vincent gewählt, einen Naturforscher, der sich indessen fast ausschließlich mit der Botanik und darin mit den Moosen und Seepflanzen beschäftigte. Mehrere seiner über Kopf und Hals geschriebenen Werke, durch deren Erlös er sich aus St. Pelagie, wo er Schulden halber saß, befreite, tragen die Zeichen ihrer Flüchtigkeit, und enthalten eine Masse von falschen Beobachtungen und willkürlichen Deutungen. In einer seiner Schriften behauptet er zum Beispiel, daß man die deutschen Weiber von allen andern an ihrem Geruche nach frisch geschlachtetem Fleische unterscheiden könne. Seine Manier à la corporal und nach seinem eignenen Kopfe zu regieren, die Beschränktheit seiner Alterthumskenntnisse, mit welcher er Städte suchte, wo niemals eine gestanden, seine Lust sich die Entdeckungen Anderer zu Nutze zu machen, konnten nicht geeignet seyn, ihm das Vertrauen seiner Collegen zu erwerben. Erwies sich nun, daß die den einzelnen Abtheilungen für Architectur, Sculptur und Malerei, für praktische Archäologie, für Numismatik, für Geschichte und Philologie und für Naturkunde, gegebenen Vorstände im gleichen Sinne regieren wollten, so konnte das Ding nicht gut gehen. Die Folge davon war, daß mehrere der Gelehrten, welche an eine knechtische Arbeit nicht gewöhnt waren, nach einem oberflächlichen Räsonnement huldigten, sich von der Expedition trennten, und, freilich größtentheils aller Hülfsmittel, ja selbst der nöthigen Mittheilungen und Instruktionen entäußert, auf eigne Hand ihre Forschungen betrieben. Wer die jämmerlichen Folgen des Gelehrtenneides kennt, von dem deutsche Zeitungen in Rüppel's und Ehrenbergs Erwiederungen noch kürzlich ein so garstiges Pröbchen lieferten, der mag sich von den in Morea stattgefundenen Kleinlichkeiten einen Begriff machen. Aerger und Niedergeschlagenheit über solche Lage, und von der andern Seite Entbehrungen unangenehmer Art mögen zu der Krankheit beigetragen haben, die mehrere Mitglieder der Expedition alsbald befiel und sie in ihr Vaterland zurückzukehren nöthigte. An ein großes Werk, wie das der Commission von Egypten, ist somit nicht zu denken. Wenn auch zu einzelnen guten Arbeiten die Gelegenheit gegeben ward, und wenn auch Einzelne diese Gelegenheit redlich benutzten, so werden doch immer die Resultate gemeinsamer Forschungen mangeln. Müssen wir denn auch hier wieder an Bonaparte erinnert werden, der unter den drängendsten Geschäften des Feldherrnamtes in Egypten Zeit genug fand, durch seine Theilnahme die Thätigkeit der Gelehrten anzuspornen? Das Wichtigste möchte wohl die von den Offizieren des Generalstaabs entworfene Karte von Morea seyn, wenn solche dem Publikum zu Gute kommen wird.

Noch ist einer von den Männern, die sich gleich zu Anfange von der Expedition trennten, in Griechenland zurück und genießt die Unterstützung des Staats noch auf neue 6 Monate. Er ist als Bildhauer und Architect besonders mit der Auf- und Untersuchung von plastischen und architectonischen Denkmälern beschäftigt. Ausgerüstet mit den nöthigen philologischen und archäologischen Kenntnissen, kundig der neugriechischen Sprache, wird er vielleicht in Einer Beziehung Das ersetzen, was dem Ganzen der Expedition abgeht. Endlich hören wir, daß ein junger Gelehrter, der längere Zeit in Deutschland lebte, die deutschen Hülfsmittel für griechische Alterthümer kennt, sich auch mit deutschen Gelehrten wegen der Expedition in Correspondenz setzte, und für sich Forschungen anstellte, mit der Durchsicht seines Tagebuchs beschäftigt ist. Da sein Werk überdieß in deutscher Uebersetzung, also für deutsche Leser berechnet erscheinen soll, so läßt sich hoffen, daß er über die unglückliche Constellation, unter der die Expedition geboren wurde, klaren Bericht geben und interessante Dinge mittheilen wird. Vielleicht daß auch bei den bevorstehenden Sitzungen der Deputirtenkammer sich Gelegenheit ergiebt, diese Sache zur Sprache zu bringen und mit aller Strenge eine so verpfuschte Unternehmung zu rügen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 79. 20 März 1830.

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

3. Einkerkerung in Lissabon.

In Lissabon angelangt, schloß man mich in ein Zimmer des Forts Sankt Georg zu noch drei und zwanzig andern um politischer Meinungen willen Verhafteten ein. Wohl die Hälfte derselben bestand aus Spaniern. Nur Einer, der zu unserm Juis (wörtlich: Richter!) ernannt worden, war ein Dieb. Er stand früher in Diensten bei dem General Stubbs, und wartete, weil er seinen Herrn bestohlen hatte, nun schon lang auf Vollstreckung der über ihn verhängten Deportation. Als unserem Juis kam ihm die Aufsicht des Zimmers, in welchem wir uns befanden, zu. Der Secretär nannte mir ihn als Den, an welchen ich mich, um etwaiger Dienstleistungen willen, zu wenden hätte. Meine Bekanntschaft mit ihm wurde gleich auf gut portugiesisch gemacht, d. h. er forderte mir für den Eintritt 18 Pence ab. Ich erlegte sie auf der Stelle. Die Hälfte davon steckte er in die eigne Tasche, die andre Hälfte wurde auf Ankauf von Oel zu einer Lampe, und zur Bezahlung der Zimmerfeger verwandt. Dieser Mensch war der einzige Bediente aller verhafteten Offiziere. Er bekam Geld und Speise von Denen, welche hiemit selbst versehen waren, und bewies bei Gelegenheit, daß er das Diebsgewerbe noch keineswegs aufgegeben, obwohl er nebenher jetzt auch das Amt eines Spions unter seinen Mitgefangenen ausübte, weßhalb er der Schrecken ihrer aller war. Ein besondrer Quell der Einkünfte floß eben deßwegen für ihn noch daher, daß wenn Einem ein unvorsichtiger Scherz, ein unüberlegtes Wort entfahren war, man sein Stillschweigen mit Geld zu erkaufen suchte.

Einmal da ich mich eben im Zimmer des Gerichtschreibers zum Verhör befand, sagte dieser zu dem Spion, der gerade hereintrat: „Ihr kommt jetzt aus diesem Gefängniß weg nach Cova da-Mura.“ So heißt ein andrer Kerker, wohin die Verbrecher, welche zur nächst abgehenden Deportation bestimmt sind, gebracht werden. Der Kerl erwiederte: „Ich meine, Sie werden mir's wohl besser angedeihen lassen!“ — „Nun“ entgegnete jener, „so schickt mir Geld, dann wollen wir das Weitere sehen!“

Als Letzterer hinaus war, fragte ich den Dieb, wie Viel er ihm zu schicken gedächte. „Der Gerichtsschreiber ist ein Spitzbube,“ antwortete er, „er glaubt, Alles was ich verdiene, müsse für ihn seyn. Ich habe ihm dieses Jahr schon mehr als zwanzig Moidas gegeben, und muß jetzt doch noch zwei drauf legen, weil er weiß, daß bald ein Schiff nach Afrika abgeht.“

Wenige Tage nach meiner Einkerkerung in das Zimmer, welches unter der Aufsicht des Diebs stand, wurde ich in ein andres Gefängniß, genannt Salla Livre, gebracht. Der Juis war hier ein Schneider und Soldat, der mehrere absichtliche Mordthaten begangen hatte. Ich mußte ihm für den Eintritt 20 Pence erlegen, welche Erhöhung daher rührte, weil dieses Gemach für viel besser angesehen wurde, als das vorige.

Young schließt hier ein schauderhaftes Gemälde der Kerker in Lissabon, und der Behandlung der Gefangenen, namentlich der wegen politischer Gründe Verhafteten, an, das wir seiner Länge und Umständlichkeit willen weglassen müssen, und wovon wir nur die Schlußworte beifügen, weil sie, als Ausspruch eines Engländers, ein merkwürdiges Seitenstück zu den neuester Zeit im Parlament Statt gefundenen Verhandlungen über Don Miguel geben.

„Darum,“ sagt Young, „sollte die großbritannische Regierung die gegenwärtige Regierung von Portugal nicht als eine ehrenhafte, verantwortliche Macht ansehen, sondern als eine verächtliche, obwohl mächtige, Junta, die sich zu den schlechtesten Zwecken aufgeworfen, und weder Redlichkeit noch Treue hat; als eine Rotte von Menschen, denen ihr Wort so wenig heilig ist, als ihr Vaterland, und von welcher die geringste Zuverlässigkeit in irgend einem Vertrage oder einer Unterhandlung zu erwarten, die nicht gerade dahin abzweckt, ihren politischen Einfluß zu befestigen, Thorheit, ja wohl noch etwas Schlimmeres als Thorheit wäre. Da meine armen Mitgefangnen wußten, daß das einzige Mittel, um die Faction einzuschüchtern, welche in Portugal unter dem Namen Don Miguels regiert, eine drohende Stellung von eilen Englands wäre, so ist nicht zu verwundern, daß sie sich für jeden Schritt der britischen Regierung in den Angelegenheiten Portugals aufs Lebhafteste interessirten. Die Unglücklichen fühlten wohl, wie sie durch den leichtesten Wink des englisches Kabinets nicht nur ihre Freiheit wieder erlangen könnten, sondern daß eine zeitige Vermittlung die-

ses Kabinets sogar all das Unheil abgewandt hätte, worunter die Nation schmachtet, seit man der Inquisition, der alten Königin, und unter deren Beaufsichtigung dem Don Miguel zugestanden hat, ihre unedle Rache an den ausgezeichnetsten Bürgern Portugals zu nehmen."

Um diese Zeit, fährt Young fort, nachdem er die innere Einrichtung seines Kerkers geschildert, um diese Zeit befahl Don Miguel, daß die ganze Mannschaft, welche die vorherige (constitutionelle) Armee gebildet, an einem bestimmten Orte zusammentreffen sollte. Die Soldaten, welche durch ganz Portugal zerstreut waren, ermangelten nicht, dem Ruf Folge zu leisten, und zeigten einen glühenden Eifer für den Prinzen und seine Sache. — Die jesuitische Faction triumphirte: „Warum," rief sie, „gehorchen diese Menschen so bereitwillig der Einladung Miguels? Ist's nicht ein Beweis, daß das ganze Volk denselben zum König will? Zeigte man vorher etwa gleichen Eifer, sich der constitutionellen Charte zu fügen?" — Ich will auf diese Fragen zu antworten suchen.

Auf die erste: „warum gehorchen diese Menschen so bereitwillig der Einladung Don Miguels?" erwiedre ich, zugleich alle übrige Fragen mit einschließend: Diese Leute wurden bloß durch Furcht bestimmt. Wäre dieselbe Einladung im Namen der Constitution ergangen, so hätten Priester und Mönche statt die Menge zu den Waffen zu rufen, wie sie Dieß für Don Miguel thaten, die Achseln gezuckt und gesagt: „Schicken wir uns in all das Unwesen zur Buße für unsre Sünden und um der Liebe Gottes willen." Sodann, wenn die Truppen dem Befehl Don Miguels nicht nachgekommen wären, würden ohne Zweifel viele Soldaten als Constitutionelle oder Freimaurer bezeichnet worden und in den Kerker gewandert seyn. Längst hatten Priester und Bettelmönche durch Predigten und Ermahnungen auf die Wendung, welche sie voraus sahen, vorbereitet. Sie ließen keine Gelegenheit vorbei, abergläubische Besorgnisse über die Gefahr zu verbreiten, welche von den Freimaurern oder, mit andern Worten, von Jedem drohe, der den geringsten Antheil an der von Don Pedro verliehenen Verfassung nahm. Die Folge dieser Bemühungen war, daß der größte Theil der alten Soldaten wirklich von der Verfassung so gut als gar Nichts wußte, die wenigen Unterrichteten aber sich durch Furcht oder das Ansehen ihrer Beichtväter bestimmen ließen, der Einladung Miguels blind zu gehorchen. — Das Fort Sankt Georg diente zum Hauptsammelplatz dieses Gemenges der verschiedensten Truppen, welche in keine Regimenter mehr eingetheilt waren. Während ihrer Anwesenheit verbot man den Gefangenen, sich den Fenstern zu nähern. Die Unbilden, welchen letztern zugefügt wurden, lassen sich nicht wiederholen: die ehemals constitutionellen Soldaten begnügten sich nicht, sie mit Worten zu schmähen, sondern nahmen häufig eine noch ekelhaftere Beweisführung ihrer Loyalität vor, welcher der Gouverneur des Forts mit seiner ganzen Familie aus seinen Zimmern zuzusehen pflegte. Dergleichen Unordnungen kränkten natürlich Don Pedros unglückliche Freunde eben so sehr, als Don Miguels Anhänger, die ursprünglichen Bewohner des Gefängnisses, daran ihre Freude hatten. Diese Leute waren Ausreißer, Diebe, Mörder und sonstige Verbrecher, welche Nichts von der Constitution hoffen, und Alles von Don Miguel erwarten durften.

Letzterer setzte auch wirklich mehrere von ihnen in Freiheit, und gesellte sie der Expedition gegen Madeira bei. Zu denselben gehörte ein gewisser Silva, der mehrmals desertirt war, übrigens ein schöner junger Mann, und von feinerer Haltung, als man sonst bei Leuten seines Standes antrifft. Er machte den Diener in der Salla Livre, betrug sich jederzeit ungemein höflich und war mir äußerst zugethan. Beim Abschied umarmte er mich und sagte: „Ich gehe nach Madeira. Vielleicht seh ich Sie niemals wieder. Gott erhalte Sie gesund!" — Wirklich glaubte ich ihn nie wieder zu sehen. Don Miguel aber hatte befohlen, daß Alle, welche an der Expedition Theil nähmen, ihm, bevor man sich einschiffte, die Hand küssen sollten. Nachdem diese Feierlichkeit vorüber war, kam Silva noch einmal ins Gefängniß, und sagte, daß er Etwas im Vertrauen mit mir zu reden habe. Ich führte ihn in meine Zelle. „Aus wichtigen Gründen komm' ich noch einmal zu Ihnen," hub er an; „ich kann Ihnen die Freiheit verschaffen. Machen Sie eine Eingabe an den König; nennen Sie sich seinen Freund; sagen Sie, Ihre Feinde hätten Sie ohne Grund ins Gefängniß gebracht, Sie wollten unter dem Schutz Don Miguels des Ersten leben; und kommen Sie schließlich um Ihre Freiheit bei ihm ein. Ich werde ihm Ihre Eingabe bei einer Audienz, die er uns vor der Abfahrt noch ertheilt, überreichen. Ich hab ihm die Hand geküßt. Könnten Sie ihn nur sehen; er ist so gut! Bei Ueberreichung Ihrer Bittschrift werde ich sagen: Sire, darf ich auf die Begnadigung Hrn. Williams hoffen? — Kennt Ihr diesen William? wird er mich sicherlich fragen. — Zu Eurer Majestät Befehl;" antwort' ich dann, ich hab ihn im Gefängniß bedient, und weiß daß er zu Dero Freunden gehört. — Damit ists genug; schreiben Sie nur gleich Ihre Bittschrift."

Ich wußte nicht, was ich dem guten Menschen antworten sollte, und sagte, um auszubeugen, ich hätte kein Stempelpapier. Das schien ihm sehr verdrießlich zu seyn: „Nun" rief er, „ich werde Morgen wieder kommen." — „Ihr sollt mich finden," erwiederte ich, und wir trennten uns.

Wirklich kam er folgenden Tages von Neuem. Da mirs aber unmöglich war, in den angegebnen Ausdrücken der Ergebenheit an Don Miguel zu schreiben, versteckte ich mich vor Silva in den Haufen der übrigen Offiziere. Er wartete geraume Zeit auf mich, und ging endlich mit dem Ausdruck des größten Kummers weg, ohne die Ursache desselben einem der andern Gefangnen mitzutheilen.

Ich zweifle nicht, daß eine in Silva's Sinn abgefaßte Bittschrift mir die Freiheit wieder verschafft hätte; und obwohl ich einen solchen Vorschlag verachtete, war ich doch keineswegs unempfindlich gegen das Gefühl der Anhänglichkeit, aus welchem er hervorgegangen. Mit Ueberzeugung spreche ich bei dieser Gelegenheit aus, daß, wenn die Portuzieſen passender bürgerlicher Einrichtungen genößen, es kein besseres und gutmüthigeres Volk in der Welt gäbe.

Bevorstehende Revolution in der Artillerie der Marine.

(Fortsetzung.)

Meine Vorschläge, sagt Pairhans, sind keine Neuerungen, sondern längst bekannte und durch die Erfahrung erprobte Dinge. Haubitzgranaten oder Hohlkugeln aus Kanonen zu schießen, ist allgemein bekannt und Nichts einfacher, als dasselbe Verfahren auch auf die Bomben anzuwenden. Das Geschütz, welches wir hiezu vorschlagen, hätte dasselbe Gewicht, wie die bisherigen Schiffskanonen; ihr Aeußeres wäre nur wenig von der gewöhnlichen Kanone und den willantroisschen Mörsern verschieden; ihr Inneres analog dem der Karronaden und Haubitzen; ihre Bedienung wie sonst auf Kriegsschiffen; ihr Gestell erlitte wenig oder keine Veränderung; und die Bomben glichen von Innen und Aussen, ausser einigen Modifikationen, völlig den Haubitzgranaten, welche gegenwärtig im Gebrauche sind. Wir haben nichts Neues erfunden, kaum Einiges verändert, wir haben bloß die zerstreuten Elemente gesammelt; nur ein geringer Grad von Aufmerksamkeit reichte hin, denselben die zu dem beabsichtigten Zwecke erforderlichen Verhältnisse zu geben. Bisher aber, fährt Pairhans fort, dachte auch Niemad an die Möglichkeit, Bomben von 200 Pfund mit gehöriger Kraft horizontal zu schießen; aber mehr denn zwanzig Jahre bedienten wir uns mit Erfolg der Hohlkugeln von 18, 24, 36 Pfund, deren Anwendung in unsrer Marine viele Wechselfälle verhindert haben würde. Was waren also die Motive, welche nach so vielen beglaubigten, amtlichen und befriedigenden Versuchen die Zulassung dieser so leichten Mittel zum Siege verhinderten? — Die Gefahr, die man hätte, solche Geschosse an Bord zu führen. — Welche weitere Gefahr aber haben wir bei der neuen Artillerie? — Ein Linienschiff führt 60,000 Pfund Pulver zum Laden der Kanonen; in Folge der wirksamern und schnellern Zerstörungsmittel aber wird dasselbe Schiff in Zukunft bloß 15—20,000 Pfund zum Dienste der Kanonen und 7000—8000 Pfund in den Kugeln, d. i. in Allem 30,000 Pfund mit sich führen. — Das Zerplatzen einer Hohlkugel auf einem Kriegsschiffe wäre unstreitig ein höchst bedenklicher Fall, am Verderblichsten aber wäre, wenn sich ein Magazin von 60,000 Pfund Pulver entzündete; und doch gewöhnen sich die Seeleute an diese furchtbare Nachbarschaft; um wie viel mehr aber sollten sie sich nicht an den Gebrauch von Hohlkugeln gewöhnen, in denen das Pulver hermetisch verschlossen und nur durch eine schmale Mündung zugänglich ist, welche erst in dem Augenblicke, da dieselbe in das Geschütz kömmt, entblößt wird? Wenn diese Mündung aber auch durch irgend einen unwahrscheinlichen Zufall Feuer finge, könnte man sie nicht durch die Stückpforten über Bord werfen, bevor noch der Zunder, welcher 30—40 Secunden brennt, ihre Explosion herbeiführte? Könnte dieselbe nicht so eingerichtet werden, daß dieser erst durch das Feuer des Geschützes entzündet würde? Der Fall eines solchen Zersprengens ist somit höchst unwahrscheinlich, und die geringste Vorsicht reichte hin, diese Gefahr völlig zu entfernen. Denen, welche behaupten, daß die Engländer, wenn der Gebrauch der Hohlkugeln wirklich zulässig und vortheilhaft wäre, dieselben gewiß schon eingeführt hätten, antworten wir, daß England, welches der jetzigen Schiffseinrichtung hauptsächlich seine Ueberlegenheit zur See verdankt, nicht so unverständig seyn werde, selbst zur Vernichtung dieser Uebermacht den Weg zu zeigen. England, das ein so unermeßliches Kapital in seiner Marine stecken hat, wird nur ungern zu einer Revolution schreiten, welche dieses Kapital größtentheils unnütz machen muß. Nehmen wir aber auch an, daß Hohlgeschütz für Kriegsschiffe nicht zulässig sey, was folgt hieraus? — Daß Kriegsschiffe durch ein Mittel, dessen Gebrauch ihnen untersagt ist, zerstört werden können, daß all diesen kostspieligen Holzmaschinen das Verdammungsurtheil gesprochen wird, wenn unsre jetzigen Kriegsschiffe in Zukunft von kleinern Fahrzeugen nicht bloß mit Hohlkugeln von 24 und 36, sondern mit Bomben von 200 Pfund angegriffen werden. Auf den Einwurf, daß durch den Gebrauch derselben auf Schiffen die Mannschaft zu sehr gefährdet werden würde, erwiedern wir, daß seit hundert Jahren Bombenschiffe gebraucht werden, ohne daß die Ludwig XIV prophezeiten Calamitäten eingetreten sind: daß sich nicht die Schiffsmannschaften, sondern die Städte Algier, Genua, Alicante und Tripoli über die Bombenschiffe zu beklagen hatten. Bedient man sich der Bomben unbedenklich zur Zerstörung einer Stadt, warum werden sie mit einem Mal unanwendbar, wenn es statt einer Stadt einem Schiffe gelten soll? Sind wir nun aber nach dem Bisherigen mit Pairhans über die ganze oder theilweise Anwendbarkeit seiner Vorschläge einverstanden, so sind wir es nicht in gleichem Maße über die Zweckmäßigkeit seines Kalibers von 150—200 Pfund; denn wenn sie auch als Hohlgeschütz nicht so schwer sind, als ihr nominelles Kaliber ausweist und sich vielleicht auf 110 oder 150 Pfund reduciren, so sind sie doch offenbar noch viel zu schwer, um auf dem gewöhnlichen Wege gehandhabt zu werden. Es läßt sich wenigstens schwer begreifen, wie man mit einem Geschütz, das sammt dem Gestelle seine 15,000 Pfund wiegen muß, zu Schiffe auskommen will. Gegen die Vorkehr, ihm mittelst einer beweglichen Walze drei Ruhepunkte zu geben, ist gar Viel einzuwenden; diese Art der Laffettirung ist bei den Küstenbatterien gewöhnlich; die heftigen Stöße aber, denen die Schiffskanonen ausgesetzt sind, würden diese Rollen äußerst gefährlich machen. Wendet man das pairhan'sche System auf die Kauffahrteischiffs-Bewaffnung an, so reicht eine Haubitze von 8 Zoll Kaliber gewiß hin, während diese Schiffe gegenwärtig entweder zu einer beschwerlichen und äußerst kostspieligen Equipirung genöthigt sind, oder sich schlecht vertheidigen. Mit einem Paar solcher Kanonen von der Schwere der gewöhnlichen Zwölfpfünder auf dem Hintertheil des Schiffes würde ein nur leidlich guter Segler einen kräftigen Widerstand leisten.

(Schluß folgt.)

Griechisch-egyptische Säule im Museum zu Turin.

(Schluß.)

Es ist dieß das erste Denkmal, welches die Zunamen der letzten Kleopatra und ihres Sohnes Cäsario angiebt. Jene nannte sich nach ihrem Vater und Regierungs-Vorgänger Philopater, dieser bezeichnete sich als Philopater Philometor, und als Sohn Cäsars mußte er es wirklich seiner Mutter Dank wissen, ein ehebrecherisches Weib, und eine gattenmordende Königin gewesen zu seyn. Eine Lücke läßt das Jahresdatum nicht lesen, da aber der Sohn schon mit der Mutter regiert, so kann die Inschrift nicht früher als vom 12 oder 13 Regierungsjahr der Kleopatra seyn, was das dritte oder vierte Jahr des Cäsario ist. Durch dieselbe Lücke fehlt der Tag des macedonischen Artemisios und des egyptischen Phamenot, welche Monate gerade zusammentreffen. Wären die Tage noch zu lesen, so ließe sich daraus der Streit über das macedonische Jahr entscheiden, indem man diese Zeitangabe mit derjenigen des Felsen von Rosette zusammenhielte, wo es heißt: am vierten Tag des Monats Sandikon, oder am 18 des Mechir.

Der Gott, von welchem auf der Säule die Rede ist, heißt Ammonrasonter, was Peyron zufolge in der egyptischen Volkssprache „Ammon Sonne, Schöpfer der Götter" bedeutet. Der Verfasser, der wie die turinische Akademie überhaupt, in manchen Beziehungen ein Gegner Champollions ist, klagt diesen, bei Gelegenheit jenes Namens, einer häufigen Ungenauigkeit an, so richtig auch seine Interpretationen in anderer Hinsicht wieder seyen.

Wer in das Geheimniß egyptischer Schrift eindringen will, muß Peyron's und Champollions eigner Ansicht nach eine vollständige Kenntniß der koptischen Sprache haben; denn wenn die egyptische Mundart im Verlauf der Zeit auch mannigfachen Veränderungen unterworfen war, so konnten sich die Grundzüge, die Wurzelwörter, die Natur der Grammatik doch unmöglich dermaßen abändern, daß gar keine Verwandtschaft zwischen dem jetzigen Koptischen und dem Egyptischen mehr obwaltete; besonders da die Einfälle von Fremden nicht sehr häufig waren, oder mindestens die Sieger niemals eine der egyptischen Sprache ähnliche redeten, auch das an seinen alten Gewohnheiten hängende Volk sich schwerlich mit denselben je so vertraut machte, daß es gerade Viel von ihnen angenommen hätte. Um so mehr muß es daher die gelehrte Welt Peyron Dank wissen, daß er, wie er in diesen Illustrazionk anzeigt, gegenwärtig an einem koptischen Wörterbuch arbeitet, worin jedes Wort durch die im Verlauf der Zeit erhaltenen verschiedenen Bedeutungen hindurch zu seiner Wurzel zurückgeführt wird; ein Unternehmen, welches, Allem nach, dem Sprachforscher einen interessanten Beitrag zu den bereits vorhandenen Schriften *) über diesen Gegenstand liefern wird.

Nekrolog.

Italien hat in der letzten Zeit drei ausgezeichnete Gelehrte, Marchetti, Brambilla und Manzili verloren, über deren Leben und literarische Leistungen einige nähere Angaben hier einen schicklichen Platz finden werden.

*) Ausl. S. 100 und 213.

Giuseppe Salvagnoli Marchetti, in Corniola bei Empoli am 8 September 1799 geboren, studirte in Florenz und begab sich gegen Ende des Jahrs 1821 nach Rimini, später nach Rom, von wo er im September des vorigen Jahrs nach Empoli, zu einem Besuch der Seinigen, kaum zurückgekehrt, einem Nervenfieber unterlag. Er hat Vieles geschrieben, wovon er aber nur den geringsten Theil bekannt machte. Unter seinen im Druck erschienenen Werken zeichnen sich besonders eine poetische Uebersetzung der Psalmen, und eine andere einiger Eklogen Virgils aus. Seine letzte Schrift, die in Italien mannigfachen Widerspruch erfuhr, war eine scharfe Kritik des berühmten Manzoni. Als Anhänger der classischen Formen sah Marchetti da, wo er diese vermißte, einen Mangel an ursprünglicher Poesie. Vielleicht mochte ihm wohl auch die neue Schule nicht überall philosophisch genug dünken, und er aus derselben Besorgnisse für eine umfassendere Bildung seiner Nation schöpfen, die er ungemein liebte. Zuletzt soll er mit einem geschichtlichen Werk umgegangen seyn, und die Ablehnung des Amtes eines Studiendirektors im Seminar der Republik San Marino mag in dieser Beschäftigung ihren Grund gehabt haben.

Enrico Brambilla, Doctor der Mathematik und erster Eleve des Kaiserlich-Königlich astronomischen Observatoriums in Mailand starb am 13 October 1829 in einem Alter von 36 Jahren. Er war in Oreno bei Vimercate, in der Provinz Mailand geboren, und zeigte früh große Anlagen zu den mathematischen Wissenschaften, besonders zur Geometrie der Alten. Im Jahr 1814 wurde er Alumnus des astronomischen Observatoriums in Mailand, an welchem er bald höhere Beförderung erhielt. Zu den astronomischen Ephemeriden von Mailand lieferte er die wichtigsten Beiträge, namentlich in den Jahren 1821, 22, 23 und 29 und trug nicht Wenig zu Erhaltung des guten Rufes dieser Zeitschrift bei. Außerdem war er gleich einem der ersten Astronomen Berlins ausgezeichneter Sprachforscher, obwohl er in dieser Beziehung nie als Schriftsteller auftrat.

Giuseppe Mangili, geboren zu Caprino im Bergamaskischen im Jahr 1767, gestorben im November 1829, zeichnete sich im Fach der Naturwissenschaften höchlich aus. Er war ein Freund Mascagins und im anatomischen Theil Mitarbeiter Felix Fontana's. Auf die Empfehlung Scarpa's im Jahr 1799 zum Nachfolger Spallanzani's ernannt, verwaltete er dieses Amt mit großem Beifall und zum allgemeinen Nutzen der Studirenden. Seinen Abhandlungen über die winterschlafenden Säugthiere ward der Beifall aller Gelehrten Europas zu Theil. Auch über das Vipern-Gift schrieb er ein interessantes Werk, in welchem er das Ammoniak als das beste Mittel gegen dasselbe aufstellte. Seine wichtigsten Schriften behandeln die Zoonomie.

Biblioteca Petrarchesca.

Die unter diesem Namen in Italien bekannte — von Marsand, Prof. in Padua, angelegte — Sammlung von Schriften, die von oder über Petrarca erschienen sind, hat die Privatbibliothek des Königs von Frankreich angekauft. Diese Sammlung begreift 900 Bände in sich, theils gedruckt, theils handschriftlich, und der Katalog macht für sich schon ein merkwürdiges Werk aus. So erhält also das Land, welches der Dichter Laura's so sehr liebte, das schönste literarische Denkmal, welches einer seiner Bewunderer ihm stiftete!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 80 und 81. 21 und 22 März 1830.

Ueber die moralische und physische Kraft Irelands.

1. Union und Antiunion.

Die Frage, ob Ireland die nöthige Kraft in sich besäße, eine von England unabhängige Stellung zu behaupten, hat zwar, seitdem die Furcht vor dem Katholikenvereine und einem auswärtigen Kriege den Herzog von Wellington bestimmte, in die Emancipation zu willigen, Einiges von ihrem Interesse verloren, sie gewinnt aber von Neuem wieder Bedeutsamkeit durch die Richtung, welche die Umtriebe der irischen Demagogen in der letzten Zeit eingeschlagen haben. Die Zeitungen haben uns die Stiftung eines Antiunistenvereins gemeldet, welche von O'Connel beabsichtigt werde, aber leider sind wir durch die Abwesenheit der Reporters um die Rede gekommen, in welcher dieser „große Aufreger" am Abend vor seiner Abreise zur Parlamentssitzung in Holmes' Hotel zu Dublin die Nothwendigkeit, Ireland von England zu trennen, auseinandergesetzt haben soll. O'Connels Freunde hatten ein großes Gastmahl veranstaltet, bei welchem der würdige Repräsentant von Clare den Vorsitz führte; unglücklicher Weise vergaß man für die Bequemlichkeit der Reporters zu sorgen, welche sich für diese Vernachlässigung dadurch rächten, daß sie es verschmähten, die Geschichtschreiber einer Versammlung zu seyn, der Nichts daran zu liegen schien, ob das Publikum von ihren Verhandlungen Etwas erführe oder Nichts. Zu spät bemerkte man diesen Verstoß; man sandte den Reporters Kutschen und Entschuldigungen nach; allein indessen waren die Reden gehalten und die Redner um die Ehre gebracht, ihre Kunstwerke in öffentlichen Blättern zu lesen. Wie es sich jedoch auch mit diesem Anti-Unistenvereine verhalten mag, so Viel ist gewiß, daß die Emancipation allein der Noth Irelands nicht abzuhelfen vermag, daß mit ihr also auch die Quelle der Unzufriedenheit noch lange nicht verstopft wird. Ein Hauptübelstand geht aus dem Absentismus hervor, der freilich nicht sowohl eine Folge der Union, als des Verbands mit England überhaupt ist: man rechnet nämlich das Quantum in Geld oder Naturalien, welches die auswärts residirenden (absentees) Grundeigenthümer und Pfründenbesitzer jährlich aus Ireland ziehen, zu 3,000,000 Pf. St., wodurch nothwendig eine Abnahme im Kapital des Landes erwächst. Aber es giebt einen Nachtheil, welchen Ireland unmittelbar der Union verdankt — wir meinen den Antheil an der Staatsschuld, welchen ihm das unirte Parlament auflud. Von 113,000,000 Pf. St. dieser Schuld sind die Gläubiger in England, wohin also Ireland, wenn man den Zinsfuß (gewiß nicht zu hoch) nur zu 4 Proc. anschlägt, abermals jährlich 4,500,000 Pf. St. zu entrichten hat. So wandern Jahr für Jahr auf ordentlichem Wege 7,500,000 Pf. St. aus Ireland aus, ohne daß dafür auch nur Hellerswerth zurückkehrt; während der irische Kaufmann keine Waarensendung nach Liverpool oder London machen kann, ohne daß er von dem Kaufmann in London oder Liverpool eine Rückfracht von gleichem Werthe empfängt. Daß die Union lediglich im Interesse Englands zu Stande kam, beweist schon die Summe, welche man sich kosten ließ. Es ist eine Thatsache, daß gewissen Herren für ihre Arbeit an der Unionsakte 1,500,000 Pf. St. von Parlaments wegen *) bewilligt wurden. Die irische Union war ein Nachbild der schottischen Union: beide fanden durch Kauf **) Statt. Die schottische Union hatte den Zweck, die Anhänglichkeit der Clane an ihre Feudalherren zu zerstören; denn da die Letztern heftige Gegner der Revolution von 1688 waren, so sah es die Regierung äußerst ungern, wenn sie auf ihren Burgen residirten, in Mitte ihrer Lehnsmänner, auf deren Unterstützung sie bei allen Meutereien rechnen konn-

*) 40 Georg III, Cap. 34.

**) Die Summen sind spezifizirt, und die Personen, an welche sie ausbezahlt wurden, sind genannt in einem Bericht der im J. 1711 von dem Parlament aufgestellten Finanzcommission (commissioners appointed for stating and examining the public accounts of the kingdom). In Bezug auf die in England herrschende Käuflichkeit sagt Franklin bei Gelegenheit der Wahlen von 1768: „die ganze Nation ist jetzt zu Markt, und um etwa 2,000,000 Pf. St. feil; eine halbe Million mehr und der Teufel steigert sie den gegenwärtigen Käufern weg." Franklins Rechnung nimmt den Ladenpreis eines Fleckens zu 4000 Pf. an; der Preis scheint jetzt gestiegen zu seyn; denn Sir Francis Burdett, der kürzlich mit edler Naivität im Parlament gestand, daß er 6000 Pf. St. für seinen Sitz an den Herzog von Newcastle bezahlte, findet diese Summe noch ganz billig. Die Reformersversuche, die in der gegenwärtigen Sitzung laut werden, lassen denn doch erwarten, daß die Zeit nicht mehr so fern ist, wo eine Reinigung des Repräsentationssystems eintreten dürfte, wenn gleich der Staatssecretär Peel zu behaupten beliebte, daß der Lehensträger dem Gutsherrn für seine Abstimmung als Wahlmann verantwortlich sey.

ten. Die Union entfernte diese Lords von ihren Stammhäusern, indem sie den Schauplatz ihres Ehrgeizes nach London verlegte. In Ireland war der Fall verschieden; aber das Mittel, die Krankheit zu heilen, war dasselbe. Die Zerrüttung des Landes entsprang hier nicht aus der übertriebenen Anhänglichkeit des Landvolks an die Grundeigenthümer, sondern umgekehrt aus ihrem gegenseitigen Hasse. Die Grundeigenthümer behandelten die Bauern mit übermüthigem Stolze, und wenn es ihnen (um uns einer irischen Redensart zu bedienen) daheim zu heiß ward; so „absentirten" sie sich, und die Einwohner, welche dieselben für ihre vielen Plackereien haßten, verachteten sie jetzt wegen ihrer Flucht. Das Heilmittel mußte demnach das Uebel nur ärger machen.

Kein Wunder, daß zu wiederholten Malen, wenn das Gefühl seiner Nationalität lebendiger in des Iren Brust erwachte, Losreißung von England die Losung war. Eines der beredtesten Organe dieses Grundgedankens des echten Iren ist Theobald Wolfe Tone in seinen Memoiren *): „Nichts giebt es in aller Welt," sagt er, „was mich so empören kann, als wenn ich hören muß, daß man meinem Vaterland die Möglichkeit einer unabhängigen Existenz abspricht. Ich weiß zwar nicht, wann die Zeit kommt, aber daß sie kommt, weiß ich, und dann wird sich zeigen, daß wir so gut im Stand seyn werden uns zu regieren und zu vertheidigen, als irgend ein Staat in Europa. Das Vertrauen hege ich zu Gott, daß er uns nicht dazu verdammt, dem englischen Volke dienstbar zu seyn — es handelt sich hiebei nicht um eine Frage der Lojalität — der König von England ist auch der König von Ireland, er ist in der Theorie und ich hoffe bald auch in der Praxis gleich interessirt bei der Wohlfahrt beider Länder. Dem König von England gebührt unsere Treue — er kann keine ergebenere Unterthanen finden als in diesem Königreich — aber nicht der ehrenwerthen unirten Compagnie von Krämern, die nach Ostindien handeln, was sie auch nicht zu thun brauchten; nicht den Tuchmachern von Yorkshire, noch den constitutionell reformerischen Hufschmiden von Birmingham. Unsere erste Pflicht sind wir unserem Vaterlande schuldig, unsere zweite dem König; und so es Gottes gnädiger Wille ist, werden beide wie sie es sind, vereint und unzertrennlich bleiben." Dieß sprach Wolfe Tone im J. 1791 — also zu einer Zeit, wo noch keine Union bestand und soweit lautet Alles ganz lojal, denn es ist bloß von Trennung der Länder, nicht der Kronen die Rede; ungefähr das Nämliche sprach in unsern Tagen O'Connel, der die Trennung der Länder durch die Aufhebung der Union zu bewerkstelligen sucht. Offenbar kann somit die Union an und für sich der Stein des Anstoßes nicht seyn, der bloß wegzuräumen wäre, um alle Wünsche zufrieden zu stellen; Ireland leidet an den Folgen der Eroberung, diese müssen beseitigt werden, oder die wirkliche Unabhängigkeit wird immer als letztes Ziel dem irischen Patrioten vorschweben. Wolfe Tone bekannte sich später frank und frei zu diesem politischen Glauben, ob er gleich Anfangs seine Lojalität betheuerte; gesetzt O'Connel und sein Antiunistenverein erreichen ihren Zweck — können sie dabei stehen bleiben? Müssen sie nicht das ganze agrarische System der Engländer, mit der Staatskirche an der Spitze, über den Haufen werfen? Müssen sie nicht einen neuen Grundbesitz schaffen und mit Confiscationen beginnen?

Die britischen Staatsmänner können sich diese Folgerungen unmöglich verbergen. Sie geben sich daher alle Mühe, bei den Irländern den Gedanken an Unabhängigkeit gar nie aufkommen zu lassen. Pitt begründete seine Unionsbill vornämlich damit, daß Ireland sich gegen keinen fremden Angriff zu beschützen im Stande sey. Alle damaligen Sprecher stimmten ihm darin bei, und noch am 15 Februar 1825 äußert sich Sir James Mac Intosh auf ähnliche Weise: „Nichts wäre für Ireland so verderblich, als Trennung von England. Sollte es je dahin kommen, so würde ich sagen, dieser Tag sey der letzte von Englands Größe. Trennung von England würde für beide Länder ein unheilvolles Ereigniß seyn, das unheilvollere für Ireland. Ireland, klein an Ausdehnung, arm an Hülfsquellen, könnte auf keine höhere Bestimmung unter den Nationen rechnen, als daß es ehrgeizigen Personen in die Hände geriethe, die es dazu benützten, eine andere Macht in Verdrießlichkeiten zu verwickeln." Begreiflicher Weise versteht der Redner unter dieser „andern Macht" keine andere als England, und unter der Größe Englands dessen zusammengeblasenes (bladder blown) Reich in allen Theilen der Welt, im Norden und im Süden — in den schottischen Hochlanden und auf den blauen Bergen von Jamaica — im Orient und im Occident — am Ganges und am St. Lorenz, um das es ziemlich mißlich aussehen müßte; wenigstens muß Sir James Mac Intosh zugestehen, daß die „aufgeklärteste und weiseste Nation, welche die Geschichte kennt," die intellektuellen Mittel, die ihr Ireland in der Person von acht und zwanzig Pairs und hundert Abgeordneten liefert, nicht verschmähen darf, seit sie die glänzenden Verdienste zweier Irländer zu würdigen gelernt hat, von denen der Eine, Lord Castlereagh, zeigte, wie man den Frieden Europa's auf der festen Grundlage der Verletzung aller Moral herstellen, und der Andere, der Herzog Wellington, daß man allen militärischen Grundsätzen und Regeln zum Trotz eine Schlacht von Waterloo gewinnen kann. Hieraus geht dann auch andrerseits hervor, daß jenes an Hülfsquellen dürftige Ireland wenigstens einen bedeutenden Reichthum an politischem und militärischem Verstande besitzt und seine Schwäche folglich nur in seiner Vertheidigungslosigkeit gegen Außen besteht.

Aber fragen wir, hat es mit dieser Vertheidigungslosigkeit so ganz seine Richtigkeit, so daß es gar am Ende herauskäme, als ob Ireland seinem Nachbarkönigreich in dieser Beziehung zur Last fiele? Darauf erwiedern wir, wenn ein Land nach seiner Lage als eine natürliche Festung betrachtet werden kann, so ist es Ireland: seine Gräben sind das atlantische Meer, seine Cortinen seine felsenumgürtete Küste, seine Bastelen seine Vor-

*) Dazu der treffliche Commentar des Obristen Philip Roche Fermoy (A Commentary of the Memoirs of Theobald Wolfe Tone, Major-General in the service of the Republic of France; in which the Moral and Physical Force of Ireland to support National Independence is discussed and examined from authentic Documents. Par. Didot, 1828.), der uns für den folgenden Aufsatz die hauptsächlichsten Data liefert.

gebirge von Kalkstein und Granit ꝛc. Zwar sein atlantischer Graben kann beim Angriff überschritten werden, aber man bedenke, welch furchtbares Hinderniß er für den Rückzug darbietet; eine Blockade von Fort Erin vollends ist gar nicht denkbar: Würde eine Wagenburg von Erz um Ireland aufgeführt, fragt Bischof Berkley, und von solcher Höhe, daß sie jeder menschlichen Anstrengung spottete, hat es nicht in sich Herberge und Nahrung für alle seine Einwohner, d. h. seine Garnison? Und mehr bedarf es nicht, denn die Stärke einer Nation hängt nicht davon ab, daß sie leicht angreifen, sondern daß sie sich leicht vertheidigen kann. Ferner die Cortinen und Basteien von Fort Erin zu zerstören, reicht keine Geschütz- oder Minenkunst hin; höchstens ist es ein Ueberfall gegen einen seiner zugänglichen Punkte, als da sind Häfen und Landungsplätze, welcher, wenn er gelingt, einem Feind die Möglichkeit eines Erfolgs verspricht. Diese Punkte, die man kennt, lassen sich jedoch leicht vertheidigen, wie die Thore eines regelmäßigen Werks. Aber die Schwierigkeit liegt am Ende nicht sowohl im Approschenöffnen und Breschelegen, als im nachmaligen Vorrücken. Saragossa giebt Zeugniß, daß ein Sturm, der die Mauern überwältigt, noch in den Straßen abgeschlagen werden kann. Lassen wir einen Feind in Ireland eindringen, so hat er das Land bei Weitem noch nicht erobert, sondern der Kampf beginnt erst.

Ireland zerfällt in drei große Gebiete, die je nach ihren verschiedenen Gestaltungen eine verschiedene Vertheidigungsweise erfordern. Der Norden — beinahe überall Berge, diese Berge zum großen Theil Felsen, zum Theil Moorgrund, zum Theil Felsen- und Moorgrund vermischt, voll von Flüssen und Seen — eignet sich vortrefflich zum sog. kleinen Krieg. Im Innern dieser großen Wasser- und Bergdurchschnitte, da, wo nicht Moor oder Gestein ist, die zahlreichen kleinen irischen Pachtgüter, begrenzt von Hecken und Gräben, wo das aufgeworfene Erdreich eine Art Schanze bildet, hinter der die Vertheidiger, wenn sie sich nur der Piken bedienen, keine Musketen und Bajonette zu fürchten haben, wo die Hecken zugleich dem Vieh Schutz gewähren, welches in dem von Frost und Schnee nur leicht heimgesuchten Lande selten unter Obdach kommt, und die Gräben zur Ableitung des Wassers in dem außerordentlich feuchten Clima unentbehrlich sind. Der Süden weicht vom Norden, vom militärischen Gesichtspunkt betrachtet, nur wenig ab. Im Allgemeinen mehr Fruchtbarkeit, zum Theil die Vertheilung des Grundeigenthums in größere Parcellen — die Physiognomie der Berge, der Binnenwasser, der Meeres-Buchten mit eben so markirtem Ausdruck von Festigkeit, als in irgend einem Land der Welt. Das mittlere Ireland dagegen zwischen Dublin im Osten und Galway im Westen, welches sich mehr der Ebene nähert, enthält unermeßliche Moore *), wo keine Reiterei und Artillerie beikommen kann, und, wo der Boden den Anbau zuläßt, eine Bevölkerung von Hüttlern, die noch auf kleineren Parcellen haust, als die Bergbewohner im Norden und Süden.

*) Man berechnet, daß 5,000,000 Morgen, d. h. beinahe ⅓ vom ganzen Grund und Boden aus Mooren besteht.

Den westlichsten Theil von Ireland macht der Fluß Shannon so zu sagen zur Insel. Die Ebene dauert fort, aber auf Meilenweite sieht der Wanderer Nichts als eine Steinwüste vor sich. Das Land ist mit unzähligen einzelnen Feldstücken, sämmtlich von gleicher Höhe und augenscheinlich von Alluvialformation, übersäet, zwischen denen kleine Rasenflecken liegen — die reichsten Triften des Königreichs, worauf zahllose Heerden Schafe walden. Dieses Felsenlabyrinth scheint zu einer Schule und einem Tummelplatz für Schützen wie gemacht: jeder Schütze kann da auf den Felsen den Lauf seiner Büchse aufpflanzen, und findet hinter den Felsen Sicherheit.

Diese drei Hauptpartien von Ireland gewinnen auf der andern Seite aber auch wieder einen mehr gemeinsamen Charakter — Einmal durch die Flüsse, die zwar nicht so groß sind, daß sie nicht passirbar wären, von denen aber auch der kleinste Mühlenbach vermöge seines raschen Laufs und seiner steilen Ufer wenigstens sehr geeignet ist, einen Feind aufzuhalten, während die damit parallel laufenden Anhöhen eine Menge der trefflichsten Positionen darbieten, welche die Thäler beherrschen, zudem, daß sich mittelst des ihnen von den Bergen überall zuströmenden Wassers leicht eine künstliche Ueberschwemmung bewerkstelligen läßt. Zweitens durch die Straßen. Diese sind zahlreich und gut, und insofern erleichtern sie den Marsch einer Armee mit ihrem ganzen Material. Da sie sich aber in den Niederungen meist zwischen den Mooren und dem Ackerland durchwinden und in den Gebirgen wo möglich den Thälern folgen, so bedürfen sie tiefer Gräben, um das sich anhäufende Wasser abzuleiten, das den der Verwitterung ohnehin so sehr ausgesetzten Kalksteinkiesel, woraus sie bestehen, noch schneller zerstören würde: so daß man jede Straße in Ireland mit ihren Erdaufwürfen zu beiden Seiten gleichsam als ein Defilé betrachten kann, das von den Gräben *) und Erdaufwürfen der anstoßenden Felder unter verschiedenen Winkeln gekreuzt wird. Ueberdieß werden sie in ganz kurzen Zwischenräumen von Flüssen und Bächen durchschnitten, die in niedern mit dem Boden gleichen Bögen unter ihnen durchfließen; man nehme Picke, Brecheisen und Schaufel, reiße diese Bögen nebst einem Stück von der Straße auf und verstopfe den Kanal, und die Marschlinie wird überschwemmt. Wird vom Feind dieser Damm auch wieder entfernt, so bleibt zumal in den Mooren der überschwemmt gewesene Theil doch vor der Hand ein unwegsamer Schlamm. Durch solches Durchschneiden der Communication würde ein Invasionsheer sofort seiner zwei wesentlichsten Waffen, der Artillerie und Reiterei, beraubt, und wer weiß nicht, daß ohne diese europ Bataillone die schwächsten von allen Truppen sind? Spaden und Hacke geben nicht zu verachtende Kriegswerkzeuge; sie halfen den Römern ihre Lager in Festungen verwandeln; sie müßten

*) Um die Stärke dieser ländlichen Befestigungen zu vermehren, dürfte man nur die Gräben erweitern und vertiefen, und etwa mit Bäumen bepflanzen, wodurch zugleich dem seit 600 Jahren, ungeachtet der weisen Verwaltung der Engländer, herrschenden Holzmangel etwas gesteuert werden könnte. Bauholz scheint eines der wenigen Bedürfnisse zu seyn, welches Ireland abgeht.

in den Händen der ausdauernden muskelkräftigen Irländer bei einem sich in die Länge ziehenden Kriege gute Dienste thun. Was sich damit leisten läßt, haben die Americaner den Engländern bei Bunkershill, Neu-Orleans ꝛc. gezeigt. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Ireland das nasseste Land in Europa ist. Wo andere europäische Länder Schnee und Eis haben, fällt hier Regen. Fremde Truppen könnten deßwegen nicht acht Monate das Feld halten, und hat der Soldat in einem Winterfeldzug mehr von Nässe als Kälte zu leiden, so ist die Sterblichkeit um so größer. Die Eingebornen, gewohnt auf einem Strohlager auf der Erde zu schlafen, und von einfacher Kartoffelkost und Wasser zu leben, kümmert keine Jahreszeit. Capitän Rock wählte immer den tiefsten Winter zu seinen Operationen, ohne daß seine Leute durch ein fortgesetztes Bivuakiren Noth litten.

Hat unsere Zeit eine europäische Literatur zu erwarten?

(Schluß.)

Während des Mittelalters — von den Einfällen der Gothen, Wandalen u. s. w. bis zum ersten Kreuzzuge im eilften Jahrhundert — offenbarte sich ein nach höherer Gesittung strebender Geist fast bloß in dem Ritterthum, wie es denn eben die starken Söhne des Nordens gewesen, vor welchen die alte Civilisation gefallen war. Da sich nun eine allgemeine, öffentliche Freiheit nirgends mehr aussprach, waltete wieder das Gefühl persönlicher Unabhängigkeit in den Rittern vor, und der Liebesdienst, den sie der Schönheit weihten, welche bisher nur frechen Gelüsten zum Opfer gedient hatte, war zugleich der erste Altar, den der Stärkere dem Schwächern errichtete. So bildete sich die dritte Periode der Civilisation. Da griff auf den Ruf eines Einsiedlers das ganze Abendland zu den Waffen, um sich über das Morgenland zu ergießen: und dieser Ruf mußte Grund zur Verjüngung des ganzen Menschengeschlechts, zur vierten Periode der Civilisation werden.

Die Völker wurden sich ihrer Rechte bewußt: in Italien, in Spanien, in Deutschland, in Frankreich, schon etwas früher in England, erstritten sich die Städte ihre Privilegien. Die Araber hatten Europa ihren Geschmack, ihre fruchtbare Fantasie, ihre Neigung zum Mysticismus mitgetheilt, welchem durch den ins Christenthum übertragnen Platonismus noch besonders aufgeholfen wurde, während sich andrerseits der kühne nach Abenteuern strebende Geist der Normannen darein verwob. Vom Gesange der Troubadours ward allenthalben das Morgenroth eines neuen Lebens begrüßt; von der Guitarre des Südens, wie von der Harfe des Nordens erklangen ihre Weisen mit den gleichen Schönheiten und den gleichen Fehlern. Bald nach diesen Vorgängern goßen Natur und Geist ihre Gaben auf Einen Mann in höchster Fülle aus — auf den Italiener Dante. Ihm folgten Petrarca und Boccaccio. Noch fehlte aber ein schnelles, allgemeines, unzerstörbares Mittel der Gedanken-Communikation. Auch dieses — die Buchdruckerkunst — wurde endlich erfunden und von diesem Augenblicke an waren eigentlich alle Theilungen überwältigt, alle Unterschiede aufgehoben — ein unauflösbares Band umschloß von nun an die Millionen der Erde, die vereinzelten Kräfte wirkten jetzt zusammen, verbanden, vervielfachten sich. Zwar schien bald darauf die Reformation von Neuem eine ewige Scheidung zwischen Nord und Süd erschaffen zu wollen; aber die geistige Bildung war schon zu mächtig vorgeschritten und ward eben durch die Reformation selbst noch in so mannigfachen Beziehungen befördert, daß die allgemeine Gesittung durch sie in ihrem Laufe keineswegs aufgehalten ward. Eine Menge denkender Männer erhob sich, und sprach zu ganz Europa. Alle schienen Bakos merkwürdige Worte zum Wahlspruch genommen zu haben: „Auffassung von allem Wissenswürdigen wird nie das Werk eines einzelnen Menschen, eines einzelnen Volkes, eines einzelnen Zeitalters seyn, sondern diese allgemeine Wissenschaft kann nur durch Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte erlangt werden.“ So setzte sich der Kampf der Wahrheit mit dem Irrthume, welchen der Geist der Freiheit schon in der vorhergegangenen vierten Periode der Civilisation begonnen hatte, in dieser durch die Reformation bezeichneten fünften Periode mit verschiedenem Glücke fort. Die Niederlande besiegelten ihre Unabhängigkeit mit dem eigenen Blute; England erhob sich auf der Grundlage bürgerlicher und politischer Freiheit, Rußland reihte sich an die civilisirten Völker an; aber Spanien verlor Ruhm, Reichthum, Kraft; Polen verschwand aus der Zahl der Nationen; und Italien, das der unter Barbarei versunknen Welt Gesittung, Weisheit, Musterbilder gebracht hatte — Italien, wo jeder Fleck von der Sonne gesegnet ist, wo jede Stadt Meisterwerke des Genius aufzuweisen hat, jede Erdscholle die Gebeine eines Tapfern bedeckt — Italien, zerrissen durch einheimische und fremde Kriege, verlor Einheit, politisches Daseyn, Muth, Tugend, Alles — nur die großen Erinnerungen nicht, und die Hoffnung. Ist aber nicht vielleicht die Hoffnung ein Pfand der Wiedererhebung, von Gott an die Gefallenen gegeben?

Wir übergehen die jüngst vergangnen Zeiten, wie es die Grenzen unsrer Arbeit und andere Gründe gebieten; aber wahrlich, Wer nicht sieht, welch ein Weg sich gebahnt hat zum Verein der Völker, und wie mächtig die Grundlage zu einem solchen Verein schon ist, der trägt Finsterniß im Geiste oder verblendende Partelsucht im Herzen. Die letzten vierzig Jahre haben durch gleiche Gefahren, Einbußen, Umwälzungen die Menschen auf einen solchen Standpunkte gebracht, daß sie jetzt nur noch vereinigt weiter schreiten können. Am Anfange dieses Zeitraums waren sie durch Begeisterung und übereinstimmende Ansichten bereits verbunden. Ein Riese, der mit einem Fuße im Norden stand, während sein anderer den Süden drückte, schien eine Zeit lang dem Streben Europas Gefahr zu bringen; „aber die Geistesbahn gleicht einer Spirallinie, sie geht nur scheinbar rückwärts.“ Aus der Gemeinschaft der Fürsten und noch mehr aus der Gemeinschaft der Völker gestoßen, fiel der Riese; unterdessen jedoch hatten zwei Drittheile Europas zehn Jahre lang unter denselben Verhältnissen und Gesetzen gelebt, und während nun die Fürsten Bünde und Verträge schloßen, schwuren sich ihre Völker auf dem Altar der neuen Freiheit einen andern, unver-

letzlichen, ewigen Bund. Ist nicht uns allen ein Zeichen auf die Stirne gedrückt, daß wir Brüder sind? — riefen sie; — hat nicht die Natur uns allen eine Sehnsucht in die Seele gelegt, die uns zu hoher Bestimmung treibt? Lieben wir uns: die Lebenden sind zur Liebe geboren; vereinen wir uns: durch Vereinigung sind wir stärker. Ein allgemeiner Ruf brandmarkte den Negerhandel mit Ehrlosigkeit. Kaum war eine Stimme der Unabhängigkeit in Griechenland erschollen, und alsbald strömten Tausende von Helfern wie zu einem heiligen Kreuzzuge dahin. Zugleich offenbarte sich in der wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Richtung Europas eine wunderbare Vereinigung. Zwar giebt es noch Meinungsverschiedenheiten zwischen den Völkern; aber diese sind geringer, als man denkt; zwar giebt es noch Länder, wo nichtswürdige Einrichtungen die Fortschritte der Zeit nicht eindringen lassen wollen; aber diese Hindernisse werden sich später oder früher heben, weil der Richterspruch der öffentlichen Meinung einmal erschollen ist, und die zum Bewußtseyn gekommene Menschheit der Wage den Ausschlag geben wird.

Es ist also in Europa eine Aehnlichkeit der Bedürfnisse und Wünsche, ein gemeinschaftlicher Gedankengang, eine allgemeine Seele vorhanden, welche die Nationen zu gleichem Ziele ruft. Mithin muß die Literatur, wenn sie sich nicht zur Bedeutungslosigkeit verdammen will, dieses Streben in sich aufnehmen, dasselbe fördern, leiten, kurz sich zu einer europäischen machen. Und hiezu ist der Impuls gegeben. Die Gemüthsbewegungen sind mehr vergeistigt worden, der Gedanke an ein Weltbürgerthum kommt häufiger vor, eine unendlich weitere Sphäre hat sich der Intelligenz geöffnet. In Byron z. B. böten Unabhängigkeit der Ansichten, Tiefe des Gedankens, ausnehmend zarte Gefühle des Herzens und eine riesenhafte Seele bereits das Bild eines europäischen Dichters, wenn Verleumdung, Neid, und der Mangel eines Echos für seine Brust ihn nicht in die Oede der Verzweiflung gejagt hätten, von wo aus er denn viel häufiger bloß sich selbst schilderte, als Wortführer der Menschheit war. Da sich gleichwohl in der Seele jedes großartig angelegten Menschen ein Bild der ganzen Menschheit abdrückt, so umwand sich Byron mehr als einmal mit dem Kranze ganzer Jahrhunderte und Nationen, und seine Eingebungen bewegten ganz Europa.

Philosophische Denkart, höchste Beweglichkeit der Fantasie und ein umfassender Blick stellen Göthes Geist an die Spitze seiner Zeit, obwohl der Kampf zwischen gut und übel, der sich in seinen Schöpfungen abspiegelt, ein etwas abstraktes Aussehen hat (assuma un aspetto più ideologico) und mehr einer schon vergangenen Periode, als dem wirklichen und gegenwärtigen Leben angehört. Unser Monti dürfte sich vielleicht als Dritter zwischen diesen Beiden niedersetzen, wenn Tiefe der Gedanken und Festigkeit der Seele der Darstellungskraft und Lebendigkeit bei ihm gleich kämen. Alle drei aber begeisterten sich an den Meisterwerken der verschiedensten Nationen, alle griffen das Schöne auf, wo sie's auch finden mochten, und ließen den Zusammenklang der ganzen Welt in ihren Liedern ausströmen. Und so wird denn heutigen Tags überhaupt das Studium fremder Sprachen und Literaturen mit unsäglichem Eifer getrieben. Die Zeitblätter unterstützen denselben, und die Revüen, welche bloß über ausländischen Stoff sich verbreiten, mehren sich von Tag zu Tag in Frankreich und England; ja im entferntesten Theile Europas kann jetzt kein hohes Wort gesprochen werden, das nicht alsbald Millionen das Herz bewegte. Ein neu verjüngtes, hoffendes Geschlecht strebt nach einem erhabenen, großartigen Ziel; der Wunsch nach diesem Ziel deutet sich leise von der Newa bis zum Ebro in den Schriften Vieler an, denen der Ausdruck des Herzens verboten ist, während er hell und glänzend hervortritt in den Gesängen eines Delavigne, eines Thomas Moore, in den dramatischen Stücken des Martinez de la Rosa, in den Schriften eines Nicolini; wenn zugleich ihrerseits Manzoni, Lamartine, Wordsworth u. s. w. auf eine reinere, sich die Liebe zum Zweck setzende Religion dringen. Selbst bei den Spaniern, diesem im Innersten zerfallenen Volk, geht der eng umschriebene Nationalgeschmack mehr in einen allgemeinen über, wie die Werke eines Melendez, Arriaza, Quintana *) zeigen; nicht minder leuchtet bei den Russen aus den Gedichten eines Kozlow, Pozharsky, Puschkin die europäische Tendenz hervor.

Warum denn sucht also unduldsames Uebelwollen und thatlose Mittelmäßigkeit in Italien Denen ihr Unternehmen zu verkümmern, welche sich zu Wortführern der europäischen Sache machen wollen? Warum tönt ihnen der tödtende Vorwurf in's Ohr, daß sie das Vaterland verkaufen? Das Vaterland! Ach! wenn allen diesen unberufenen Anklägern Italiens Feuer hoch und unlöschbar im Busen brennte, so wären wir vielleicht nicht mäßige Lobpreiser des alten Ruhms, so tönte unser Name nicht als ein Gegenstand der Verachtung oder unfruchtbaren Mitleidens in dem Saitenspiel des Fremden. Nein; wir wollen Italien nicht bis auf den Grund niederwerfen; wir wollen dem Genius, der Canova die Grazien, Rossini die unsterblichen Töne eingab, keine Schmach anthun, sondern ihm einen freien, ungehemmten Flug öffnen, ihn neu entzünden durch Vorhaltung fremder Fortschritte und unsrer Niederlage. Die Geschichte der einzelnen Nationen ist am Ende, und Europas Geschichte beginnt. Italien darf sich von der allgemeinen Bewegung nicht ausschließen. Italien hat Kraft genug, seinen Geschmack zu verjüngen durch tiefe Betrachtung der Schönheit, wozu der Italiener geboren ist, und so hat es Kraft, eine neue Literatur zu erschaffen, welche in jeder Beziehung das Eine, allgemeine, harmonische Prinzip darstellt, die Schönheit, von welchem aus das Menschengeschlecht sich immer mehr einem Gleichgewicht seiner Rechte und Pflichten, seiner Vermögen und Bedürfnisse nähern kann.

Welche Gestalt wird nun diese europäische Literatur annehmen? An welche Regeln, Gesetze und Maximen werden sich Die zu halten haben, welche einem solchen Ziele nachstreben? Wir wissen es nicht. Das Genie richtet sich nach keinen Vorschriften, sondern geht seinen eigenen Weg. Wohl aber wissen wir, daß die moralische, daß die innerste Natur des Menschen das Feld bilden wird, auf welchem jene Literatur sich zu bewegen hat, und

*) Siehe Ausl. S. 231.

die äußere Natur des Menschen nur als von jenem innersten Grunde des Wesens ausgehend und bestimmt erscheinen wird. Wir wissen, daß Verstand und Gemüth (l'intelletto e l'intusiasmo) niemals von einander getrennt auftreten werden; daß das Weltgeheimniß sich bloß von Dem errathen läßt, welcher beide Vermögen im höchsten Grade besitzt, und daß der wahrhaft europäische Schriftsteller ein Philosoph seyn wird mit der Dichterlyra in den Händen. Wir wissen endlich, daß das mächtigste Mittel, Schönheit aufzufinden, lediglich in anhaltender, weiser Beobachtung der Natur, da wo diese rein und echt erscheint; daß der kürzeste Weg, das Schöne mit eindringender Kraft wieder zu geben, in einem tiefen psychologisch-historischen Studium der Lebenden besteht, und daß der Tempel, wo sich die Wahrheit am Ehesten enthüllt, eine reine, offene, gluthvolle und unermattbare Seele ist.

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

4. Die königliche Hymne.

Bei Don Miguels Ankunft in Lissabon setzte die Regierung einen Preis für ein Loblied auf ihn aus, welches den Namen „National-Hymne" bekommen sollte. Man kann sich denken, daß viele Versuche gemacht wurden; zuletzt aber erhielt ein Lied, das offenbar aus der untersten Classe Lissabons hervorgegangen war, den Vorzug vor allen Mitbewerbungen. Man nannte es „die Ankunft des Königs," und der glückliche Verfasser bekam 25 Pfund Sterling. Dasselbe wird nun von allen Regimentern gespielt, von dem Pöbel gebrüllt, und die Glocken läuten die Melodie desselben, so oft der Infant sich nach einer Kirche begiebt. Die wörtliche Uebersetzung einiger Verse aus dieser Hymne wird hier passend eingeschaltet werden.

Kommt einmal, Herr Schecke,
Setzt Euch auf den Nachttopf,
Schreit: es leb' Don Miguel;
Oder ich gerb Euch das Fell.

Der König ist da! der König ist da!
Er setzte sich in Belem;
Er ist nicht in das Zelt getreten,
Er hat mit den Unreinen nicht gesprochen.

Kommt einmal, Herr Schecke,
Greifet in den Korb,
Schreit: es leb' Don Miguel,
Oder ich schlag Euch den Kopf ein!
Der König ist da ꝛc.

Die Soldaten von der Polizei
Sind glatt wie ein Papier;
Sie sind im Stand zu sterben
Zur Vertheidigung Don Miguels.
Der König ist da ꝛc.

Die Engländer sind Diebe,
Sind rechte Einfaltspinsel;
Sie bringen uns Schuhmachernägel
Und Pfröpfe auf unsre Flaschen.
Der König ist da ꝛc.

Wer einen Schecken kaufen will
Geh in die Krämerstraße;
Man giebt das Dutzend für drei Heller
Bis die Rojalisten kommen.
Der König ist da ꝛc.

Die Bezeichnung „Schecke," welche den Constitutionellen von den Miguelisten gegeben wird, hatte folgende Veranlassung. Gleich nach seiner Ankunft fuhr Don Miguel in einer offenen Postchaise auf eine Anhöhe, genannt Calcada-de-Ajuda. Er wurde von Schecken gezogen, die in den Zügel bissen und sich ungeberdig anstellten, worauf der Prinz sie tüchtig mit der Peitsche schlug, und rief: „Ihr scheckigen Teufel, ich will euch lassen machen, ihr seyd ja wie Constitutionelle." Der Pöbel faßte das Wort auf, und in acht Tagen war es in ganz Portugal bekannt. — Kurz vor Youngs Einkerkerung beehrte Don Miguel ein Stiergefecht in Villa franca mit seiner Gegenwart. Beim Schluß des Schauspiels wurden zwei gefleckte Stiere getödtet, unter dem Geschrei: „Tod allen Schecken." Die Majestät bezeugte ihre Zufriedenheit mit dem Kompliment und der glücklichen Anspielung.

Auch auf die junge Königin, Donna Maria wurden eine Menge Lieder gemacht und öffentlich gesungen, die sich ihres sittenlosen Inhalts wegen nicht übersetzen lassen. Nur einen Vers wollen wir hier anführen, um zu zeigen, wie ungefähr Don Miguel und dessen Partei über seine Nichte denken.

Donna Maria da Gloria
Kommt als Erbin der Krone;
Sie kam, um Königin zu seyn;
Ja! aber im Ochsenwege.

Ochsenweg heißt diejenige Gasse in Lissabon, wo sich die gemeinsten Buhldirnen umhertreiben.

Die Papiere von C. F. Schulz.

(Correspondenz aus Paris.)

Die französische Regierung wird die nachgelassenen Papiere des unglücklichen Professor Schulz herausgeben lassen; sie bestehen vorzüglich in 42 Inschriften in verschiedenen Keil-Alphabeten, welche die Masse der sonst bekannten Keilinschriften mindestens verdoppeln und eines der wichtigsten historischen Monumente bilden werden, sobald die Erklärung der Charaktere, wie man in nicht langer Zeit zu hoffen berechtigt ist, vollends im Reinen seyn wird. Ferner hatte er in Konstantinopel Cataloge der historischen Werke, die in 22 öffentlichen Bibliotheken enthalten sind, gesammelt, welche unsere Kenntnisse orientalischer Literatur bedeutend vermehren, und die Existenz einer Menge von verloren geglaubten, oder vorher gänzlich

unbekannten hiſtoriſchen Quellen beweiſen. Möchten ſie eine Regierung bewegen, für orientaliſche Literatur zu thun, was Matthias Corvinus und Andere für die claſſiſche gethan haben. — Endlich ſind einige Briefe aus Konſtantinopel und Kleinaſien von ihm da, welche die intereſſanteſten Nachrichten über verſchiedene Punkte geben, namentlich über die Reſte der Burg der Semiramis in Wan und über andere Spuren, welche ſie in Armenien gelaſſen hat. Sie werden zugleich beſſer als alle Werke ſeiner Freunde zeigen, wie Viel die Wiſſenſchaft an ihm verloren hat, wie groß ſeine Energie, ſeine Ausdauer, Wißbegierde, und der unerſchütterlicher Muth war, mit dem er jeder Gefahr trotzte, bis er endlich als das Opfer des ſtupiden Verdachtes eines Barbaren fiel.

Der verſtorbene Lord Caſtlereagh.

Als bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Union jede Stimme im iriſchen Parlament ihr volles Gewicht in Golde werth war, beſuchte der Staatsſecretär, Lord C., Hrn. Shapland Carew von Werford, den das Podagra in ſeinem Zimmer zurückhielt, um ſeine Stimme für jene wichtige Maßregel anzuwerben. Se. Herrlichkeit fand den alten Herrn um und um in Bandagen eingewickelt und ließ ſich vernehmen, daß die Regierung ſeine Stimme wünſche, nicht bloß, um die Zahl voll zu machen, ſondern vorzüglich auch um einige andere Herren von ſeiner Grafſchaft zu beſtimmen, die noch ſchwankend wären. „Geld," ſagte der Lord, „das weiß ich, iſt kein Gegenſtand für Sie; aber es ſtehen Ihnen runde 8000 Pfund für Ihre Stimme aus dem Erſatzfond zu Gebote. Doch, was ich Ihnen eigentlich anbiete, iſt die Wahl des nächſten offenen Bisthumes für Ihren Freund — oder eine bedeutende Stelle in der Armee für Ihren Verwandten — oder die Ernennung zu dem nächſten Civilamt bis zu dem Belaufe von — Pf. per annum." — „Und das iſt Ihr Anerbieten, mein Lord?" erwiederte Hr. Carew, indem der Teint ſeines Geſichtes ſich allmälig an Röthe der Farbe des rothen Bandes näherte, mit welchem der Lord geſchmückt war. — „Ja, das iſt es," entgegnete Se. Herrlichkeit, „und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß die Regierung Die nicht verläßt, die ſie nicht verlaſſen." — „Mein Lord," verſetzte der alte Mann, indem er einen Verſuch machte, ſich auf ſeiner Krücke zu erheben; „wenn es mir das Leben koſten ſollte, ſo würde ich in das Haus kommen, meinen Platz einnehmen und dieſe ganze Unterhaltung bekannt machen." — „Wollen Sie das?" ſagte Lord C., mit jener unerſchütterlichen Kaltblütigkeit, die ihm immer zu Gebote ſtand; „und in dem Augenblicke, wo Sie ſich niederſetzen, werde ich auf meinen Platz gehen, die Hand auf's Herz legen, und feierlich erklären, daß jedes Wort, welches Sie geſagt haben, eine Lüge iſt, eine abſcheuliche verdammte Lüge; und was mehr iſt, drei Stunden darauf werden wir uns ſchlagen." — „Dem Allem will ich mich ausſetzen, ſagte Hr. Carew; und damit war die Unterhandlung abgebrochen." Hr. Carew entdeckte dieſen Beſtechungsverſuch nur ſeinen vertrauteſten Freunden; aber ſeinen Namen finden wir auf allen rothen Liſten, oder den Verzeichniſſen der Parlamentsglieder, welche ſich der Vereinigung entgegenſetzten.

Skizzen aus Neuſeeland.

1. Die Prieſterin.

Die Prieſterin — ſagt Dillon in ſeiner kürzlich erwähnten Reiſebeſchreibung — hatte eine majeſtätiſche Geſtalt; ſie ſchien mittlern Alters zu ſeyn, von Farbe brünett, mit blitzenden ſchwarzen Augen, und ihr ebenholzſchwarzes Haar, welches von bedeutender Länge war, ergoß ſich in natürlichen Locken über die Schultern und wallte bei jedem Schritte anmuthig in der Luft. Sie war in die Staatstracht ihres Landes gekleidet und eine gewiſſe wilde Hoheit gebot Aufmerkſamkeit und Achtung. Sie hatte ſich noch nicht lange niedergelaſſen, als ſie bemerkte, daß der Tag ziemlich kalt ſey; hieran knüpfte ſich die Frage, ob wir nicht einigen Rum an Bord hätten, und die Bitte, ihr etwas davon zukommen zu laſſen. Ich ſagte ihr, daß wir Rum hätten und befahl, eine Caraffe mit Branntewein vor ſie zu ſtellen. Nachdem ſie die Caraffe eine Zeitlang bedeutend angeſehen hatte und an der Farbe kein Gefallen finden wollte, rief ſie aus: „Dieß iſt kein Rum! Solchen wie dieſen habe ich nie zuvor geſehen! Gieb mir ſolchen, wie die Wallfiſchfänger an Bord haben." Ich entſprach ſogleich dieſer Forderung; ſie füllte ein tüchtiges Glas beinahe bis an den Rand und leerte es ohne Zögern auf einen Zug. Darauf verlangte ſie eine Zigarre, und nachdem ſie etwas geraucht hatte, wurde ſie ſehr geſprächig. Die Perſon, welche am Meiſten ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein ältlicher Herr, Namens Richardſon, der Schiffs-Chirurg. Sie fragte mich, Wer er ſey. Ich antwortete ihr: er ſey unſer Doctor und Prieſter. Mit dieſer Nachricht ſchien ſie ſehr zufrieden, indem ſie ſagte: daß ſie gleichfalls Prieſterin und Heilkünſtlerin ſey, und hinzufügte: „Will mein Bruder mich nicht nach der Sitte von Neuſeeland begrüßen?" d. i. ihr ſanft das Haupt zu neigen und ſeine Naſe mit der ihrigen in Verbindung bringen. Als der Wunſch der Dame Hrn. Richardſon mitgetheilt wurde, gewährte er denſelben mit vieler Galanterie; doch fiel ihm unglücklicher Weiſe dabei die Perücke ab und zeigte eine große kahle Platte. Den Schrecken und die Angſt Ihrer Hoheit bei dieſer übernatürlichen Begrüßung kann man ſich leichter denken, als beſchreiben; denn ſie glaubte in der That, daß er mit Hülfe der Magie, ſeinen Scalp abgenommen habe; ſie ſchrie furchtbar, da ſie jetzt zum erſten Male einen wirklichen Beweis der Erfahrung in jener ſchwarzen Kunſt ſehen mußte, welche ſie doch ſelbſt zu beſitzen vorgab. Alle ihre Begleiterinnen brachen bei dem Anblicke dieſer wunderbaren Erſcheinung vereinigt in das jämmerlichſte Geſchrei aus und flohen mit ihrer Gebieterin ſo ſchnell als möglich aus der Cajütte, indem ſie ausriefen: „Ein Hexenmeiſter! Ein Zauberer! Ein Schwarzkünſtler!" Während dieſes Lärmens nahm Hr. Richardſon ſeine Perücke wieder auf und bedeckte ſich mit derſelben wie vorher, zu dem nicht geringen Erſtaunen von Einigen, die es gewagt hatten, ihm bei dieſem Prozeſſe verſtohlen zu zu ſehen. Mit vieler Mühe brachte ich es dahin, die Furcht Ihrer Hoheit, ſo wie ihres Gefolges zu beſeitigen; endlich wagte ſie es, ſich wieder nieder zu ſetzen, aber nicht ohne manchen ſcheuen Blick auf unſern Prieſter und Arzt zu werfen, den ſie nicht zum zweiten Male aufforderte, ſie zu begrüßen. Mit vieler Beſorgniß fragte ſie mich, ob es nicht mit Hülfe von Zauberei geſchehen wäre, daß er ſich ſeines Haares entkleidet habe; auch wünſchte ſie zu wiſſen, ob er wohl

mit gleicher Leichtigkeit auch den Kopf abnehmen könne, was ich nicht ganz in Abrede stellte. Diese Nachricht bestimmte sie, den Doctor nicht anders als mit der tiefsten Verehrung an zu sehen; sie fragte mich, über wie viele böse Geister er Macht habe, und ob er eben so auch das Haar und die Haut von dem hinteren Theile des Kopfes los machen könne, als von dem vordern? Ich antwortete ihr, was die Anzahl der Geister beträfe, die ihm unterworfen wären, stünde es nicht in meiner Macht, ihr genauere Auskunft zu geben; in Bezug auf sein Haar versicherte ich Sie indessen, daß er sich desselben mit der größten Leichtigkeit vom Kopf bis zu den Füßen entkleiden könne. Während unserer Unterhaltung näherte sich eine der Begleiterinnen der Priesterin, ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, langsam Hrn. Richardson und beschloß durch einen guten Griff sich zu überzeugen, ob die bewegliche Eigenschaft seiner Hauptbedeckung in dem Haare oder in dem Eigenthümer desselben liege; sie ergriff indessen zufällig einen Büschel natürlicher Haare, und da dieser freilich fest hielt, so sah sie sich genöthigt, einen übereilten Rückzug anzutreten, damit der Zauberer sie nicht etwa in ein Schwein oder ein anderes Thier verwandle; — denn an solche Seelenwanderungen glauben diese Leute fest. Dieser Zufall vermehrte ohne Zweifel den Credit unseres Priesters nicht wenig, und verursachte ein herzliches Gelächter auf Kosten der Ungläubigen.

2. Der Häuptling der Inselbai.

Bei Tagesanbruch liefen wir in die Bai der Inseln (auf der Nordküste von Neuseeland) ein, und um 9 Uhr des Vormittags gingen wir bei fünf und einem halben Faden Wasser in der Cerrararicka-bai vor Anker. Ehe wir noch die Anker geworfen hatten, war das Schiff bereits von Canoes umringt, die eine Menge Eingeborne trugen. Da es Sonntag war, so waren wir alle in unserm besten Staat. Ich sprach mit Einigen in ihrer heimatlichen Mundart, aber es dauerte lange Zeit, ehe sie mich wieder erkannten. Endlich rief eine der jungen Damen lustig aus: Rangathiera nu Pätärieckie! „Es ist der Capitän von St. Patrick," indem sie sich auf das Schiff bezog, das ich im vergangenen Jahre hier commandirt hatte. Dieß wurde sogleich von jeder neuseeländischen Kehle wiederholt und eine Zeitlang hörte man Nichts als den Ausruf: „Peter! Peter!" der Name, unter welchem ich bei den Südseeinsulanern bekannt bin. Ein Mann, der von einiger Bedeutung zu seyn schien, in einem der Canoes, verlangte an Bord gelassen zu werden; ich verweigerte Dieß indessen, indem ich als Grund anführte, daß er Nichts zu handeln habe. Er erwiederte: Allerdings habe er Etwas. Ich entgegnete: ich könnte Nichts sehen; er zeigte nun auf den Stern seines Bootes, wo ein hübsches zwölfjähriges Mädchen saß, und bestand darauf, mit einem bedeutungsvollen Blicke, daß er etwas Besseres habe, als ein Wucka (Schwein). Ich dankte ihm für seine freundlichen Absichten, fügte aber hinzu, daß das Schiff tabu sey, bis wir den andern Anker gehen gelassen und die Segel eingezogen hätten. Unsere Unterhaltung nahm jetzt einen politischen Charakter an. Er unterrichtete mich, daß er der Neffe von Bu Marray, einem großen und mächtigen Häuptling und dem Besitzer dieses Hafens wäre, den, wie er sagte, meine Freunde von dem Themseflusse (auf N. S.) vor zwölf Monaten getödtet hätten. Auch Bu Marray's Sohn, sagte er, sey erschlagen worden mit zwei Hundert seiner Krieger; und jetzt werde ein Heereszug gegen die Themsestämme ausgerüstet, zu welchem sich alle Häuptlinge des Nordens vereinigt hätten, die fest entschlossen, die Buru's und Mac Marraghs ganz aus zu rotten. Er fragte mich darauf, wo sich die beiden jungen Männer befänden, die ich aus dem Themselande in dem St. Patrick mit mir hinweg geführt. Als ich ihm sagte, daß sie bei mir wären, rief er aus: „Du mußt sie uns ausliefern, daß wir sie sogleich tödten und aufessen!" Er war in eine Kriegsmatte gekleidet und hatte einen Mantel von Hundefellen lose über die Schultern geworfen; er nahm in dem Augenblicke, wo er jene Worte sprach, ein furchtbar wildes Aussehen an: die Augen traten ihm aus ihren Höhlen und die blutdürstige Begierde, sich der unschuldigen Angehörigen eines Volkes zu bemächtigen, mit dem er in Fehde stand, war darin auf eine abscheuerregende Weise ausgedrückt. Ich habe wohl kaum nöthig zu sagen, daß ich auf diese cannibalische Forderung erwiederte: die jungen Leute ständen unter dem Schutze der britischen Kanonen und dürften nicht beleidigt werden, so lange sie sich an Bord befänden; sie wären tabu. Am Ufer möge man sie nach dem Gebrauche von Neuseeland behandeln; aber die Andeutung, die er mir von seinen Absichten gegeben, würde mich in der Wahl des Ortes, wo ich sie an das Land setzte, vorsichtig machen. Ich ließ meine Freunde Brian Buru und Mongan Mac Marragh heraufkommen; sie traten an die Seite des Schiffes und fingen ein Gespräch mit dem Manne an, der sie zu verzehren beabsichtigte. Der Häuptling unterhielt sich mit ihnen mit einer Unbefangenheit, als wenn er nie daran gedacht hätte, sie für seine Tafel braten zu lassen. Er sprach in Ausdrücken der höchsten Achtung von Brians Vater, daß zwei von Bu Marrays Söhnen, nebst andern angesehenen Männern seines Stammes, in der Schlacht gefangen und zu Sclaven gemacht worden seyen; Brian's Vater aber habe sie bald darauf wieder freigelassen und ihnen ein Canoe gegeben, womit sie in ihre Heimat zurückkehrten; sie befinden sich jetzt blos zwei Tagreisen weit im Innern, und würden ihm gewiß einen Besuch machen, wenn sie hörten, daß er angekommen. Da das Schiff nunmehr vor Anker lag, so wurde dem Herrn erlaubt an Bord zu steigen. Brian Baru und er nahmen einander bei der Hand und neigten sanft ihre Köpfe gegen einander, bis sich die Nasen berührten. Ihre Unterhaltung wandte sich darauf auf die heroischen Thaten von Brian's Landsleuten während der letzten Kriege. Mehrere junge Damen waren so gefällig sich auch zu uns an Bord zu begeben; und bald war das Verdeck mit Frauenzimmern bedeckt, die zum Theil ziemlich anständig aussahen, indem sie in englische Frauenkleider, Hemden, Unterröcke gekleidet waren; viele erschienen freilich auch in ihrer einfachen Landestracht. Ohne daß es dazu einer Aufforderung bedurft hätte, fingen sie an, uns durch Lieder, Tänze, Kriegsgeschrei und komische Darstellungen zu unterhalten; und besonders in den letztern zeichneten sie sich unnachahmlich aus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 82. 23 März 1830.

Ueber die moralische und physische Kraft Irelands.

2. Bevölkerung Irelands verglichen mit derjenigen Englands.

„Die Lage," sagt Obrist Keatinge in seinem Werk über die Vertheidigung Irelands," die Lage ist es, welche eine Festung ausmacht; technische Werke sind nur ein schwacher Ersatz." So ist es auch die natürliche Abhärtung an Leib und Seele durch Entbehrung, Armuth, Elend, welche den Menschen zum Soldaten befähigt *). Es giebt Männer, die freudig in die Schlacht gehen, die aber vor den Strapazen eines langen Kriegs erschrecken. Rousseau beschreibt den französischen Adel als ein Geschlecht von Tapfern, die sich in der Schlacht von Cannä in die vordersten Reihen gestürzt hätten, die aber nimmer mit Hannibal über die Alpen gezogen wären. Ist diese Ansicht die richtige, so läßt sich — Dank dem englischen Erziehungssystem — an dem Soldatengeschick des Irländers nicht zweifeln. Diejenigen, welche sich die Aristokratie nennen, kommen hier nicht in Betracht; das Volk liefert den rohen Soldatenstoff. Beim ersten Blick auf die Bevölkerung Irelands fällt das Uebergewicht Derer auf, die arbeiten gegen Diejenigen, die nicht arbeiten. Einen Mittelstand giebt es eigentlich gar nicht. Im Norden der Insel sind Leinwandmanufakturen (die einzigen Manufakturen überhaupt); aber die Arbeiter sind zugleich Kleinpächter, und als solche über die ganze Gegend zerstreut; sie haben Nichts von dem verweichlichten und verworfenen Wesen jener Handwerker an sich, die in den Fabrikstädten Englands, in Schmutz und Unrath zusammengepreßt, ein sieches, entnervtes Daseyn hinschleppen.

Der letzte Census kam 7,000,000 so nahe, daß man diese Zahl als voll annehmen kann; darunter sind Kinder (von 1 bis 5 Jahren) 1,040,665; Personen, die im Alter der Erziehung stehen (von 5 bis 15 Jahren) 1,748,665; im Alter der Arbeit **) (von 15 bis 50 Jahren) 3,328,874, davon waffenfähig 1,660 000, und zwar Katholiken 1,245,000, Anglikaner, Presbyterianer und Dissenters 415,000; endlich im Alter über 50 Jahren 683,625.

*) „Les privations, la pauvreté, la misère sont l'école du bon soldat." Worte Napoleons bei Montholon. Tom. III S. 136.

**) Schon im J. 1795, wo die Bevölkerung Irelands zu 5,000,000 angenommen wurde, rechnet Obrist Keatinge 4,700,000 Arme, d. h. nicht Pächter und Krämer, sondern Taglöhner.

Um dieses Vorherrschen des rohen Soldatenstoffs in der Bevölkerung zu begreifen, muß man die „humanste, edelmüthigste und wohlwollendste Regierung auf Erden" (Definition der englischen Regierung von einem englischen Minister) etwas näher ins Auge fassen. Die Politik Roms war die Plünderung der Welt durch unersättliche militärische Raubsucht; die Politik Karthagos die Plünderung der Welt durch unersättlichen Handelswucher. Aber Rom und Karthago fielen — also taugte ihre Politik einzeln nicht und die britische Weisheit sah sich genöthigt, beide Systeme zu verbinden. Eine Schwierigkeit bot sich dar, die beseitigt werden mußte; wie sollte bei der Verweichlichung der Sitten, der nothwendigen Beigabe so zügelloser Leidenschaften, die erobernde Nation in sich selbst die kriegerische Kraft bewahren, ihre Eroberungen zu sichern? Sollte sie zu fremden Miethtruppen ihre Zuflucht nehmen? Aber in Rom machten sich die barbarischen Söldner zu Gebietern der Herren der Welt, und daß sie Dasselbe nicht auch in Karthago thaten, verhinderte bloß Rom, das die Königin der Städte Africa's nicht so lang bestehen ließ, bis sie ihrer Zeit ihren Söldnern in die Hände fiel. Was war zu thun? Das Zweckmäßigste schien, einen Theil des englischen Gebiets zu einer militärischen Pflanzschule auszusondern, wo die Bevölkerung in all den Entbehrungen und Mühseligkeiten, die sonst mit dem Zustand der Barbarei verknüpft sind, und zu gleicher Zeit in dem pflichttreuen Gehorsam civilisirter Unterthanen eingeübt werden könnte. Das Modell gab Sparta. Als die Engländer sich Irelands bemächtigten, begannen sie damit, daß sie die einheimischen Häuptlinge mit Strick und Schwert ausrotteten und alle jene Bande auflösten, welche Verwandtschaft, Nachbarschaft, geselliger Verkehr und Vaterland um die Menschen schlingen. Daher die Menge von Gesetzen, welche den Engländern den Umgang mit Irländern, den Irländern den Umgang mit einander untersagten (crime of cosherıng). Dann schritt man zu der spartanischen Trennung der Heloten von den Freien. Das Werkzeug, dessen man sich bediente, hieß nach Einigen christliche Religion, nach Andern Kirche und Staat. Mit Hülfe dieses Werkzeugs schloß man die irischen Heloten von Landeigenthum, Bildung, Bewaffnung aus; sie sollten an eine Lebensweise gewöhnt werden, gegen die der härteste Kriegsdienst, der Bivouak, Wohlleben, an eine Enthaltsamkeit, gegen welche die Casernenkost Gourmanderie wäre. Freilich kehrten die Neusparta-

ner die Verhältnisse der Kasten eigentlich um, indem sie das Recht sich physisch und moralisch zu zerrütten den Freien vorbehielten, dagegen Muth und Thätigkeit den Heloten überließen. Contraste und Parallelen fördern die Erforschung der Wahrheit. Daß ein Land um so mächtiger sey, nicht je stärker seine numerische Bevölkerung ist, sondern je mehr es rohen Soldatenstoff in seiner Bevölkerung enthält, ersehen wir Dieß zuförderst an einem alten Beispiel. Einige Zeit nach der Vertreibung der Könige (348 v. Chr.) wurde zu Rom ein Census aufgenommen, ein anderer zu Athen zur Zeit des Demetrius Phalereus (317 v. Chr.). Die numerische Bevölkerung beider Städte fiel so ziemlich gleich aus: in Rom betrug sie 440,000, in Athen 431,000. Aber die Zählung geschah zu Rom, als dieses in voller Kraft seiner republikanischen Verfassung stand, und zu Athen, als es bereits dem Untergang entgegen reifte. Daraus ergab sich die Folge, daß in Rom ein ganzes Viertel seiner numerischen Bevölkerung zugleich als waffenfähige Bevölkerung erschien, während in Athen dieselbe Classe sich nicht auf ein Zwanzigtel der numerischen Bevölkerung belief; d. h. die Nationalkraft Roms verhielt sich zur Nationalkraft Athens $= \frac{1}{4} : \frac{1}{20}$, oder mit andern Worten: die Nationalkraft Roms war bei derselben numerischen Bevölkerung fünfmal größer, als die Athens. Nicht lange nach dieser Periode hob Rom bei einem Abfall der Lateiner beinahe augenblicklich unter seinen Bürgern zehn Legionen, jede zu 4,500 Mann, aus, und Livius (Dec. 1 lib. VII, Cap. XXV) bemerkt bei diesem Umstand, „daß, wenn in seinen Tagen eine Invasion Roms bedrohte, die Macht des gesammten römischen Volks, für welches die Welt damals fast zu eng war, kaum im Stande seyn würde, ein so zahlreiches Heer aufzustellen; so wahr wäre, daß Rom nur zu Reichthum und Ueppigkeit angewachsen, welches die einzigen Dinge gewesen, wornach es getrachtet." Und die Welt kennt Roms Schicksal: es sank vor den Gothen und den Hunnen, den armen Pikenmännern und den Bogenmännern. Mit diesem Beispiel reduzirt sich zugleich das Sprichwort, das man häufig in dem Mund der Feigen und Schwächlinge hört, daß das Geld der Nerv des Kriegs sey, auf seinen wahren Werth. Machiavell (zu Liv. Lib. II Cap. 10) drückt sich über diesen Punkt klar und deutlich aus: „Ich sage, daß gute Soldaten, nicht Geld, der Nerv des Kriegs sind; Geld allein ist nicht genug eine gute Armee zu schaffen; hingegen wird eine gute Armee sich schon Geld zu schaffen wissen. Hätten die Römer so einfältig seyn können, in ihren Kriegen sich bloß aufs Geld zu verlassen, so hätten alle Schätze der Welt nicht hingereicht, ihre riesenhaften Unternehmungen durchzuführen; da sie sich aber vornehmlich des Eisens bedienten, so gebrach es ihnen so wenig an Geld, daß die Völker, die sich vor ihren Waffen fürchteten, es ihnen vor die Thür legten." Ein ganz nahe liegendes Beispiel haben wir an der französischen Revolution, und wir brauchten überhaupt uns auf keine alten Beispiele zu berufen, wenn es nicht wäre, um zu zeigen, daß dieselbe Ursache zu allen Zeiten und trotz verschiedenen Systemen und Sitten dieselbe Wirkung hervorbrachte. Schöpfte die französische Revolution aus gefüllten Staatskassen, oder begann sie mit einem Anlehen von Rothschild? Nein, sondern sie begann, als der Staat weder Geld noch Kredit hatte, als der Ackerbau daniederlag, der Handel vernichtet, in Frankreich kein Louisd'or, kein Livre zu sehen war. Allein durch die Veräußerung der Ländereien der Kirche und anderer Güter der todten Hand, durch die Abschaffung der Zehnden und anderer drückenden Abgaben wurde das Volk stark und reich, so schwach und bettelhaft auch der Staat war; bald wurde das Volk der Staat; dann, und nicht eher, wurden die fremden Herrn verjagt und ein souveränes Volk, umgeformt in siegreiche Krieger, überzog den Boden seiner Angreifer. Frankreich blieb triumphirend, so lange seine Regierung volksthümlich, sein Kriegswesen Nationalbewaffnung, seine Industrie Ackerbau blieb; es stürzte von seiner Höhe, als es kaiserlich geworden, als es sich nach Schiffen, Colonien und Handel umsah, und es verdiente zu stürzen. *)

(Schluß folgt.)

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

5. Portugiesische Justiz.

Joaõ-dos-Reis war als Soldat mehrmals ausgerissen, und deßhalb ins Gefängniß gesetzt worden. Als er später wieder freigelassen ward, machte er sich bald einer Menge Mordthaten schuldig; er selbst gestand, als er vor vier Jahren von Neuem gefänglich eingezogen wurde, deren vierzehn ein. Obwohl zum Tod verurtheilt, war er damals der Insis seines Gefangenzimmers.

Hinrichtungen werden in Portugal stets am Freitag vorgenommen. Am Dienstag kommt der Verbrecher in eine kleine Kapelle, das sogen. Oratorio, wo er drei Tage bleibt, während welcher Zeit man ihm zu essen und trinken giebt, was er immer verlangt; am Freitag wird er dann unter Bedeckung nach dem Richtplatz geführt. Als vor vier Jahren der Kerkermeister dem Joaõ-dos-Reis den Befehl vorwies, ihn ins Oratorio zu bringen, ging dieser auf einen andern Gefangenen Namens Ferro (Eisen), welcher eben ein Kind auf den Armen hatte, los, und rief: „ich muß doch sehen ob Stahl in Eisen dringt." Mit diesen Worten hatte er ihm den Dolch in den Leib gestoßen. Der Unglückliche stürzte zu Boden; das Ungeheuer warf sich abermals über ihn her, und brachte ihm noch mehrere Stiche bei, die ihn bald tödteten; hierauf setzte er sich auf den Leichnam und rauchte ruhig eine Cigarre — Keiner der übrigen Gefangenen, so entschlossene Leute auch unter denselben waren, wagte

*) The Chief has fallen, but not by you,
Vanquishers of Waterloo!
When the soldier citizen
Swayed not o'er his fellow men —
Save in deeds that led them on
Where glory smiled on freedom's son —
Who, of all despots banded,
With that youthful chief competed?
Who could boast o'er France defeated,
Till lone tyranny commanded?
Till, goaded by ambition's sting,
The hero sunk into the King?
Then he fell; so perish all,
That would men by men enthral.

Byron

für jetzt ihn zu faſſen. Später wurde er in ein anderes Gemach gebracht, um über dieſes neue Verbrechen von Neuem verhört zu werden. Dieſes Gefängniß war eines der beſten Zimmer im Fort Sankt Georg, wo er ſich noch gegenwärtig befindet. Daſſelbe lag meinem eigenen Kerker gerad gegenüber, ſo daß ich häufig Gelegenheit hatte, mich mit ihm über die Gitter hinüber zu unterhalten. Er hat ſeit ſeiner Verhaftnahme das Schuſterhandwerk gelernt, und verfertigt beſonders Pantoffeln, welche ſeine Frau in Liſſabon umher zum Verkauf trägt denn dieſer ſowohl, welche ihn denn auch mit dem nöthigen Leder verſorgt, als einem andern Weibe iſt es geſtattet, ſo oft ſie wollen, zu ihm zu kommen, und ſo lang es ihnen beliebt, in ſeinem Zimmer zu bleiben. Klopft er, und es eilt nicht ſogleich Einer der Gefangenwärter herbei, um nach ſeinem Verlangen zu fragen, ſo entladet er ſeinen ganzen Zorn auf dieſelben und überhäuft ſie mit Schimpfwörtern, ſo daß die ſich wirklich ungemein zuvorkommend gegen ihn benehmen. Einmal ſagte er zu mir: er denke wohl, wenn er demnächſt wieder los komme, keinen Mord mehr zu begehen, wenigſtens wenn man ihn allein laſſe, denn dann habe er ja von Niemand einen Widerſpruch zu ertragen. Ich fragte ihn, ob er die Freiheit zu erhalten hoffe. Er erwiederte, er ſpeichere ſich zu dieſem Zweck ein Capitälchen auf, und wiſſe gewiß, daß ſein Prozeß für den Augenblick noch hinausgeſchoben werde, wenn er nur den Gerichtsſchreiber bei guter Laune erhalte. „Indeſſen," fügte er hinzu, „geſetzt man gäbe auch wirklich Befehl zu meiner Hinrichtung, ſo ermordete ich eben einen Andern. Das würde eine neue Unterſuchung herbeiführen, und ich zwei oder drei Monate länger leben; überdieß, hoff ich, wird es zu einem Tumult in Liſſabon kommen, und dann halten mich dieſe eiſernen Thore nicht auf."

Die ganze Hauptſtadt und alle Gefangenen des Forts kennen die Geſchichte dieß Mörders. Gleichwohl wird er beſſer behandelt, als mehrere Generale, die mit ihm unter Einem Dach verhaftet ſind, zu welchen kein anderes Verbrechen zu Laſt liegt, als ihrer Pflicht treu geweſen zu ſeyn.

Als das Kriegsſchiff Don Joaõ VI von Braſilien in Liſſabon anlangte, wurden ſogleich mehrere Offiziere deſſelben in Verhaft genommen, die Matroſen auf andre Fahrzeuge gebracht und Beſchlag auf den Don Joaõ gelegt, der gleich darauf zu dem Zug gegen Madrid ausgerüſtet wurde. Am Abend, als die neue Mannſchaft daſſelben bereits beſtiegen hatte, ging der Proviantmeiſter in da Straßen von Liſſabon ſpazieren, und war eben im Begriff in Boot zu miethen, um ſich nach dem Schiff überfahren zu laſſen, als er plötzlich feſtgenommen und nach Sankt Georg geführt wurde, wo man ihn in unſer Zimmer brachte. Erſtaunt über eine ſo plötzliche Verhaftung, hatte er gleich Anfangs gefragt, wodurch er verdiene eingekerkert zu werden, aber keine Antwort erhalten. Im Fort wiederhalte er dieſe Frage. Man hieß ihn ruhig ſeyn; er aber ſchrie laut, ſie ſollten ihm ſagen, was ſein Verbrechen ſey. „Gar Nichts!" bekam er endlich zur Antwort. Da wollte er nicht in das Gefängniß eintreten und proteſtirte in den ſtärkſten Ausdrücken gegen eine ſolche Verhaftung. Seiner Entrüſtung ward bloß die Berückſichtigung zu Theil, daß man ihn wieder aus dem Offizierszimmer nahm, und in ein beſonderes Loch ſperrte. Am folgenden Morgen wurde er vor den Gerichtſchreiber gebracht, und erhielt einen derben Verweis. Noch immer beſtand er darauf, den Grund ſeiner Einkerkerung zu erfahren; aber es ward ihm nicht die mindeſte Auskunft. Gleich darauf führte man ihn in ſein Gefängniß zurück; er ſagte, als er an meinem Zimmer vorbeikam, in reinem Engliſch zu mir: „Sie ſind ein Engländer, Sie werden bald Ihre Freiheit erlangen, mich aber werden ſie umbringen, denn ich bin ein Freund Don Pedro's." Die Pforte des Gangs ſchloß ſich, und ich konnte ihn nicht länger ſehen; kaum aber war er wieder in ſeinem Kerker, als er an die Thür ſchlug, und Gerechtigkeit verlangte. Er ſtimmte die conſtitutionelle Hymne an und rief mit lauter Stimme: „Gerechtigkeit, Don Pedro, Gerechtigkeit!" Anfangs hielt man ſich an ſein Geſchrei nicht; als daſſelbe jedoch immer ſtärker wurde, gingen einige der Gefangenwärter zu ihm, und drohten, ihm Feſſeln anzulegen. Der Unglückliche aber hatte den Verſtand verloren, und ſchrie immer fort: „Gerechtigkeit, Don Pedro, Gerechtigkeit." Die Uniform war ihm genommen worden, als er in jenes abgeſonderte Gemach kam; als man das nächſte Mal nach ihm ſah, hatte er ſeine übrigen Kleidungsſtücke abgeriſſen. Man ſchloß deßhalb ſeine Fenſter und ließ ihn im Dunkeln; aber weit entfernt, dadurch ruhiger zu werden, fiel er nun in vollkommene Tobſucht, ſo daß die übrigen Gefangenen die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnten. Seine Stimme war brüllend und glich kaum noch einer menſchlichen. Gegen Abend verſuchte er die eiſerne Thür ſeines Kerkers zu ſprengen, und hatte wirklich in einigen Stunden das Schloß gänzlich zerbrochen. Mein Nachbar, Joaõ-dos-Reis, machte mich hierauf aufmerkſam, um die Schließer davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich fürchtete Anfangs durch eine ſolche Nachricht das Schickſal des bejammernswerthen Mannes noch zu verſchlimmern, endlich aber ſagte ich Jenen doch ihr neuer Gefangener ſey wahnſinnig geworden, und ſuchte hiedurch ihre Menſchlichkeit in Anſpruch zu nehmen. Sie aber verfügten ſich mit ungeheuren Stöcken und Stricken zu ihm, und ſchlugen ihn heftig; worauf ſie ihn in Ketten warfen. Von ihnen erfuhr ich, daß er mit den Nägeln große Löcher in die Wand gegraben. Er wollte keine Nahrung zu ſich nehmen, forderte aber eine Cigarre, welche man ihm gab, worauf man ihn ganz nackt, mit ſchweren Ketten belaſtet, zurückließ. Sobald die Wärter wieder fort waren, begann er ſein Geſchrei von Neuem, klirrte fürchterlich mit ſeinen Ketten, ſang, und rief oft: „Don Pedro und Gerechtigkeit!" Alles hatte Mitleid mit dem Unglücklichen. Am Morgen bat ich den Schreiber, ſich doch an irgend eine Behörde zu wenden, daß man den Gefangenen in das Spital für Geiſteskranke ſchaffen möge, indem er ſich in ſeinem Kerker ſelbſt aufreibe. Jener antwortete, daß er davor Nichts könne! „Ich habe," ſetzte er hinzu, „an den General, an den Intendanten, und ſelbſt an den Aufſeher des Spitals geſchrieben; ich will es von Neuem thun." In der dritten Nacht wurde der Wahnſinnige beſonders tobend, ſo daß mehrere der gefangenen Offiziere ſich freiwillig anboten, bei ihm zu wachen, und ihn im Fall der

Digitized by Google

Noth zu halten. Es wurde gestattet; fünf bis sechs blieben bei ihm, saßen mit ihm in einen Winkel und plauderten. Sobald sie ihn aber gegen Morgen verlassen hatten, brach die Wuth von Neuem aus, und dauerte bis gegen vier Uhr Nachmittags. Um diese Stunde kam ein Befehl von der Polizei, ihn ins Tollhaus zu bringen. Ich war gerade dabei, als man seinen Kerker öffnete. Er stand ganz nackt, mit schweren Ketten um den Leib, an einer Wand. Seine Fesseln mochten zusammen wohl vierzig Pfund wiegen, und schnitten fürchterlich in seine Beine ein. Mit den Fingern hatte er Löcher in die Wand gegraben, groß genug, den Kopf durchzustecken. Bedeckt mit Blut, Schmutz und Kalk glich er kaum mehr einem Menschen. Er war jetzt ganz ruhig. Die Gefangenwärter hatten Stöcke mitgebracht, um ihn zu schrecken, schlugen ihn aber, weil er gegen Erwartung Alles mit sich geschehen ließ, nicht. Als man ihm die Ketten abnahm, warf er einen gräßlichen Blick um sich, betrachtete seine Hände, an denen er beim Graben die Nägel weggesprengt hatte, schaute dann auf seine geschundenen Füße und sagte mit bitterem Ton: „Da seht Ihr, was Ihr gemacht habt." Der Zimmerseger hob den Stock auf und hieß ihn sich ruhig verhalten. Ich bat ihn auf Englisch um das Nämliche, indem ich beisetzte, Das würde gut für ihn seyn. Aber mit diesem Augenblick war er auch in seine Wuth zurückgefallen. „Zum Teufel Ihr und sie!" rief er, „Don Pedro für immer;" und sogleich fing er an die constitutionelle Hymne zu singen. Man legte ihm das Zwangshemde um, und legte ihn dann mit einem Besen. Hierauf zog man ihm einige Kleidungsstücke an, welche eine ganz in Thränen gebadete Frau gebracht hatte. Dieselbe wollte durchaus nicht sagen, woher sie ihn kenne, und in welcher Beziehung sie zu ihm stehe. Endlich gab man ihm auch die Uniform wieder zurück, und überlieferte ihn so der Bedeckung, welche ihn abführen sollte. Ein Mann, wie es schien sein Bedienter, wollte ihm den Arm geben, er erwiederte aber, er werde allein gehen, und so schritt er denn auch, umgeben von der Bedeckung, weg. Die Frau folgte ihm unter Thränenströmen.

Hiemit haben wir ein hübsches Gemälde von Don Miguels legitimer Regierung. Nicht einmal der Verdacht eines Verbrechens ruhte auf dem Unglücklichen durch die härteste Behandlung zum Wahnsinn Getriebenen; während Joaõ-dos-Reis wohlbehäglich beinahe in vollkommener Sicherheit lebt.

Wissenschaftliche Ausbeute der Expedition des Capitän d'Urville.

(Aus Cuvier's Bericht in der Akademie der Wissenschaften am 26 October v. J.)

Die HH. Quoy und Gaimard, Zoologen der Expedition, waren dem Publikum bereits als Reisegefährten des Kapitän Freycinet bekannt, dessen Werk sie durch einen Band voll merkwürdiger Beobachtungen bereichert haben, und es war von ihnen nicht anders zu erwarten, als daß sie sich in Gegenden, die so reich an Produkten und noch so wenig durchforscht sind, neue glänzende Verdienste erwerben würden. Diese Erwartungen wurden nicht getäuscht; besonders beträchtlich fielen die Sammlungen aus Neu-Guinea aus, so daß man Mühe hatte, Alles ordentlich unterzubringen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Katalogen nach Tausenden zählen; ja 650 Deckelgläser, deren mehrere zehn bis zwölf Stück der kleinern Arten einschließen, sind noch gar nicht einmal classificirt und in die Katalogen eingetragen. Manche Gegenstände von besonderm Werth haben sich die Zoologen auf ihre Kosten angeschafft; so unternahm namentlich auch Gaimard für sich einen Ausflug nach Madagascar, wo ihm Hr. Ackermann, der Oberwundarzt der französischen Niederlassung, bestens Vorschub leistete.

Die Ausgabe des d'urvilleschen Werks, wie des oben erwähnten Werks von Freycinet, und das noch prächtiger ausgestatteten von Duperrey, geschieht auf Kosten der französischen Regierung. Schon das freycinet'sche Werk zeichnete sich dadurch aus, daß es kaum zwei oder drei Figuren enthielt, die nicht nach Zeichnungen der Naturforscher selbst verificirt waren, und der Kunst des Hrn. Quoy verdankt man es, daß das d'urville'sche auf dasselbe Verdienst Anspruch machen wird. Der Richtigkeit der Darstellung wird man überdieß dadurch vergewissert, daß alle Gegenstände, die sich nach Farbe und Form nicht wohl erhalten ließen, lebend, und noch mehr, daß sie, was eigentlich zum Verwundern ist, doppelt abgebildet sind. Von Säugthieren, Vögeln und Insekten wurden daher keine Zeichnungen gegeben, weil sie leicht in Natura aufbewahrt werden konnten; hingegen von einigen Quadrupeden, nach gewissen Attituden, von allen Reptilien, von den Fischen, Mollusken, Anneliden und Zoophyten, welche man von Interesse fand. Das Ganze wird in einem Quartband erscheinen, der zu 525 Blättern mit 3350 Figuren oder anatomischen Einzelheiten verschiedener Thiere aus den angeführten Classen berechnet ist.

Betrachtet man den reichen Gehalt dieser Sammlung, so erstaunt man über die Unerschöpflichkeit de Natur, und der gelehrte Kenner derselben kann sich eines Gefühls der Demuth nicht erwehren. Mit jedem Schritt stießen unsre Reisende auf neue Dinge: ein kurzer Aufenthalt in der Bai von Igesiras wegen ungünstiges Winde brachte eine ganze Familie von Zophyten, die der Diphyden, wovon man nur eine einzige Species ob verstümmelt Exemplare kannte, zu ihrer Kunde. Dieß sind beinhe unbegreifliche Thierchen, die sich immer zwei und zwei zusammt halten, ohne daß jedoch die Individuen des einzelnen Paars einander gleichen; das eine Individuum eines Paars steckt zum Theil in im andern, und bildet eine Guirlande von Ovarien und Fühlspitzen, die sich durch einen Canal in dem letztern nach dem Meer zieht. Iese Erscheinung, von der man keine Vorstellung hatte und die man auch jetzt noch nicht recht zu erklären weiß, wiederholt sich in acht bis zehn Species, die sich alle in dem benachbarten Meer finden, von dem sich bald darauf Exemplare in andern Meeren fanden, und ohne Zweifel noch manche finden werden. Dann entdeckten und beschrieben die Reisenden mehrere Gattungen, die von diesen stufenweise zu den ordinären hydrostatischen Acalephen führen, deren Reihe mit den Pysalien schließt. Die außerordentlichsten Gestaltungen trifft man da, wovon man durch Forskals Physsophoren kaum eine Idee enthält — vollkommen stereometrische Formen, Prismen, Pyramiden, Sphären, wie auch die buntesten Farben. Marsigli, Donati, Ellis haben uns die Korallenthiere, Gorgonen, Seefedern kennen gelehrt, Savigny die Alcyonen genauer geschildert; aber unsere Kenntniß der verschiedenen Unterarten in der Classe der Sternkorallen, der Caryophyllien, Meandrinen, Astraen blieb noch immer höchst unvollständig; in diesem Fach erhalten wir durch die HH. Quoy und Gaimard die wichtigsten Aufschlüsse. Hundert Blätter sind allein der Conchyliologie gewidmet, hundert sechs und dreißig der Ichthyologie, die mit etwa 30 Arten auftritt, worunter eine ansehnliche Anzahl von großen Hay, großen Rochen; zwei neue Arten von Klumpfischen (moles, ein neuer Sternoptyx und fünf oder sechs neue Gattungen ꝛc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 83. 24 März 1830.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Vierte Vorlesung.

Griechenland.

Die Griechen erhielten nicht alle ihre Kenntnisse aus Egypten; sie standen auch mit den Phöniciern und wahrscheinlich selbst mit den Babyloniern in Verbindung; jedenfalls hatten sie wenigstens solche mit den Völkern von Kolchis und vom Kaukasus angeknüpft, woher sie religiöse Gebräuche überkamen, welche von denen der Egyptier sehr verschieden waren. Indessen sind wir hinsichtlich des Ergebnisses dieser ersten Verbindungen auf bloße Vermuthungen beschränkt, und können erst von der Zeit an, wo Kadmus das phönicische Alphabet nach Griechenland brachte, auf etwas genauere Nachweisungen hoffen.

Die Wissenschaften, einmal unter den Griechen eingeführt, waren eben damit frei von den Fesseln, welche ihre Fortschritte bei den drei übrigen Völkern hemmten, deren Geschichte wir obenhin entworfen haben: sie wurden weder von Einfällen der Barbaren, noch von der Selbstsucht einer bevorrechteten Kaste gestört.

Indien, Assyrien, Egypten waren, wie schon gesagt, ganz offne Länder, und durch die Natur ihres Bodens selbst gewisser Maßen außer Stand, sich zu vertheidigen. Nicht so Griechenland, dessen gebirgige Mitte gegen Einfälle leichten Widerstand bot. Jede einzelne Völkerschaft, von den übrigen durch tiefe Schluchten getrennt, fand in diesen Felsen natürliche Bollwerke. Der Sieger mußte jeden Fuß Landes erkämpfen, und war endlich eine Partie unterworfen, so stand es nicht lange an, bis diese sich seiner Herrschaft wieder entzogen hatte. Eben so waren sämmtliche griechische Inseln durch ihre Lage selbst geschirmt und geeignet, sich unabhängig zu erhalten — wie denn wirklich Griechenland zu keiner Zeit lange unter Einem Gesetz stand — und durch Umstände, die zuletzt von der Orts-Gestaltung abhängen, vielleicht sogar heut zu Tage eine Centralregierung nicht aufkommen lassen.

Die Niederlassungen der Griechen in Kleinasien und Italien waren allerdings nicht so leicht zu vertheidigen; als diese aber fremder Gewalt unterlagen, wanderten die dort geborenen Weisen nach dem alten Griechenland zurück, und brachten somit diesem noch ihre Kenntnisse zum Zoll, so daß jene Eroberungen, weit entfernt die Bildung des Mutterlandes zu hemmen, vielmehr dieselbe beförderten.

Die Götterlehre war im Morgenland Nichts, als der bildliche Ausdruck einer ausgebreiteten Philosophie, und folglich die Priester zugleich die Weisen der Nation. In Griechenland faßte man bloß die äußern Formen der Religion auf, ohne Verständniß des unter denselben verborgenen Sinnes, so daß im Allgemeinen die Priester nicht aufgeklärter, als das Volk waren. Sie bildeten dort keine Kaste, denn obschon Anfangs eine gewiße Hinneigung bemerklich ist, das Priesterthum in den nämlichen Geschlechtern zu erhalten, so waren dieser Vererbung gleichwohl sehr enge Grenzen gezogen, und dieselbe hatte nur geringen Einfluß auf die Verfassung des Volkes.

Die Wissenschaften waren also, da sie in Griechenland sich erhoben, völlig getrennt von der Religion und folglich frei in ihrem Gang, während sie in Ländern, wo man ihnen einen göttlichen Ursprung beilegte, stationär bleiben mußten, da man, ohne einen Frevel zu begehen, an einer von der Gottheit selbst ausgeströmten Lehre nicht wohl Etwas ändern durfte.

Abschnitte der Geschichte der Wissenschaften in Griechenland.

Die Geschichte der Wissenschaften zerfällt in Griechenland in vier Abschnitte. Der erste beginnt mit der Niederlassung der Pelasger, und endigt mit der Ankunft der egyptischen Auswandrer, gegen das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit von der Ankunft der Egyptier bis zu Gründung der griechischen Niederlassungen an den Küsten Kleinasiens ums Jahr 1100 vor Christus. Der dritte erstreckt sich von Gründung dieser Niederlassungen bis zur Zeit, wo die Verbindung mit Egypten erneuert ward, ums Jahr 600 vor Christus. Der vierte endlich beginnt mit der Reise des Thales nach Egypten, und begreift die glänzendste Zeit Griechenlands in sich. Wollte man einige Schriftsteller aus der alexandrinischen Schule berücksichtigen, so könnte man glauben, eine sehr genaue Geschichte des alten Griechenlands zu besitzen. Man hat die Geschlechtsfolge der Könige, die daselbst regiert haben sollen, so umständlich, als nur immer diejenige von einem der jetzigen Fürstenhäuser Europas; aber diese Geschlechtstafeln, an derer Spitze immer eine Gott-

heit, wie z. B. Zeus oder Poseidon, prangt, sind augenscheinlich erst hintendrein gemacht. So beruht denn die Geschichte der Griechen, ehe Kadmus denselben die Schreibekunst brachte, wie gesagt, bloß auf Schlüssen; man weiß mit Bestimmtheit weiter Nichts, als daß vor Ankunft dieses Häuptlings die Pelasger keine vollkommne Barbaren waren und schon mehrere Künste verstanden.

Die Pelasger stammten aus Indien. Die sanscritischen Wurzeln, welche sich in Fülle unter ihrer Sprache finden, lassen hieran keinen Zweifel. Vermuthlich drangen sie durch die persischen Gebirge bis auf den Kaukasus, schifften sich dann von da auf dem schwarzen Meer ein, und ließen sich an den Küsten Griechenlands nieder. Sie gründeten dort mehrere Städte, und noch jetzt trifft man an den Orten, wo sie zuerst ihre Wohnsitze aufschlugen, wie in Tiryns, Mycenä, Ueberbleibsel ihrer unter dem Namen cyklopischer Mauern bekannten Bauart. Zur Zeit des Pausanias wußte man bereits, daß diese Cyklopenmauern älter waren, als die egyptischen Niederlassungen in Griechenland; man wußte, daß gewisse riesenhafte Werke von den Pelasgern herrührten, wie z. B. die Schatzkammern des Minyas und die durch den Berg Plous gegrabenen Kanäle, wodurch das Wasser des Sees Kopais abgeleitet und Böotien vor Ueberschwemmung gesichert wurde.

Die Religion der alten Pelasger war weit einfacher, als später die griechische. Sie hielt sich vermuthlich bloß an Vergötterung der verschiednen Naturkräfte und deren Vorstellung unter sinnlichen Gegenständen.

Die Unruhen, welche in Egypten im 14 oder 15 Jahrhundert vor Chr. Statt fanden, hatten verschiedene Auswanderungen zur Folge. Die nach Griechenland gehenden waren ziemlich zahlreich. Die bekanntesten sind die des Cecrops, Danaus und Kadmus. Cecrops brachte 1556 vor unsrer Zeitrechnung die Geheimlehren der Isis oder Ceres nach Attika; Danaus 1485 die Thesmophorien, und endlich Kadmus 1493 die Buchstaben, deren orientalischer Ursprung sich sowohl durch ihre Form, als Benennung, genugsam ausspricht. Diese Einwanderer bildeten eine hinlängliche Macht, um ungehindert im Land der Pelasger ihre Wohnsitze aufschlagen und dort ihre Bildung verbreiten zu können. Aber, ihre Anführer waren denn doch nur halb eingeweiht in die Wissenschaft Egyptens, so daß sie bloß die äußre Form der Religion mitbrachten, ohne eine metaphysische Idee damit zu verbinden. Ihre Gottheiten, obwohl sichtbar egyptischer Mythologie entlehnt, erschienen von nun an lediglich unter Menschengestalt, und dieser Anthropomorphismus war den bildenden Künsten sehr vortheilhaft. Was wäre aus der Sculptur geworden, hätte sie bloß die abschreckenden Gestalten jener sinnbildlichen Wesen nachzuahmen gehabt, unter welchen die Priester einzelne Eigenschaften der Gottheit darstellten, z. B. einen Gott mit vier Köpfen und hundert Armen, wie in Indien; oder mit einem Sperber- oder Wolfskopf, wie in Egypten?

Endlich gab der einzelne Stamm der Hellenen, welche sich nicht bloß über die Pelasger, sondern auch über die fremden Einwanderer zu Herrschern aufschwangen, dem ganzen Land seinen Namen. Dieser Stamm, welcher unter Führung Deukalions sich in den Gegenden des Parnasses niederließ, kam aus Norden, und wahrscheinlich vom Kaukasus, sofern die Dichter auf diesem Gebirg den Vater Deukalions, Prometheus, angeschmidet seyn lassen. Auch hatten die Völkerschaften des Kaukasus sichtlich Kunde von den Lehren der Indier, durch die Verbindung mit Kolchis, das lange die Handelsniederlage der Indier in den europäischen Meeren war. Die Hellenen aber waren am Frühesten unter allen griechischen Völkern civilisirt: ihnen verdankt man den Dienst Apollos und die Einführung der Künste. (Schluß folgt.)

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

6) Einzelne Züge aus der Tagsgeschichte.

Meine Absicht, indem ich diese Blätter dem Publikum vorlege, ist die Tyrannei der Priester und des Usurpators zu zeigen, obwohl ein ganzes Buch nicht hinreichen würde, diesen Menschen treulich abzuschildern. Der Charakter Don Miguels dürfte nie in vollem Lichte erscheinen, wenn er nicht, (was Gott verhüte!) von den andern Völkern als König anerkannt wird. Erst dann wird sich seine feige Bosheit in ihrer eigentlichen Farbe offenbaren. Indessen auch jetzt schon wäre Mönchen und Priestern Nichts lieber, als wenn man in jeder Stadt des Königreichs einen Galgen errichtete; für jeden derselben würden sie Opfer genug finden. Folgende Anekdote kann einen Begriff geben, wie diese Elenden unter der Vollmacht und im Namen Don Miguels verfahren. Joseph Duarte, einer von den lissaboner Polizeisoldaten zu Fuß, unterhielt sich in der Wachtstube mit seinen Kameraden, wenige Tage nachdem der Prinz den Eid auf die Constitution geleistet hatte. Einer sagte: „Don Miguel ist gesetzmäßiger Erbe der Krone.“ „Nein,“ erwiederte Duarte, „der gesetzmäßige Erbe ist Don Pedro. Ihm habe ich Treue geschworen, und kenne keinen Andern als Herrn an; Don Miguel ist bloß Regent.“ Den folgenden Tag wurde Duarte dieser Aeußerung wegen eingezogen, und bald darauf gerichtet und für schuldig erklärt. Ich war zugegen, als der Gerichtsschreiber ihm sein Urtheil vorlas. Der Hauptanklagepunkt lautete also: „Wegen Leugnung der Legitimität Don Miguels und wegen Freimaurerei und Republikanismus.“ Er wurde zum Tode verdammt. Der brave Mann hörte sein Urtheil ruhig an, und erwiederte dem Gerichtsschreiber: „Ist das Alles?“ Dieser entgegnete: „Vielleicht möget Ihr lebenslängliche Deportation erhalten. Von diesem Augenblick an seyd Ihr ja doch aus den Staaten und dem Dienst Sr. Majestät gestrichen.“ — „Ich danke Gott,“ sagte Duarte, „daß ich einer solchen Regierung nicht länger zu dienen habe.“ Damit riß er seine Uniformknöpfe und Epauletten ab, und warf sie dem Schreiber vor die Füße.

Wenige Tage nach Joseph Duarte wurde ein gewisser Maciel gerichtet und verurtheilt, bloß weil er im Dienst des Generals Saldanha gewesen war. Man ließ kein Mittel unversucht, Geheimnisse über seinen Herrn von ihm herauszubringen,

als ob ein Mann wie Saldanha einem Bedienten politische Eröffnungen gemacht hätte.

Nachstehende Geschichte zeigt, wie die alte Königin über England dachte, während darin zugleich der Charakter ihres Sohnes unter einem neuen Gesichtspunkt dargelegt wird. Das Pferd, genannt der schwarze Prinz, welches Don Miguel vom König von England während seines dortigen Aufenthaltes zum Geschenk erhalten hatte, wurde auf Befehl der alten Königin vergiftet. Der Schinder zertheilte es in Stücke, und legte diese dem Ufer des Tajo entlang, damit sie von den Hunden aufgefressen oder von den Wellen weggespült würden. Als Don Miguel von dem Tod hörte, kam er in den Stall; die Knechte sagten ihm, das Thier sey an der Kolik gestorben, er aber glaubte hieran nicht, und wurde wüthend. Er hätte den Mörder des Pferdes erwürgt, wäre dieser nicht entflohen. Dasselbe sollte dem Wunsch des Prinzen nach wenigstens ausgebälgt und in der Sattelkammer aufgestellt werden, aber auch hiezu war es zu spät. Bald erfuhr er die wahre Ursache von dem Tod des Pferdes, und hatte somit einen guten Vorwand, mit seiner Mutter zu schmollen. Ich sage einen Vorwand; denn der eigentliche Grund ihrer gegenseitigen Unzufriedenheit mit einander lag viel tiefer. Er benutzte die dargebotne Gelegenheit, die Königin unversehens zu verlassen, und begab sich aus dem Schloß d'Ajuda nach dem Schloß Necessidades, wo er sich noch gegenwärtig (1829) befindet, und wohin er seine beiden Schwestern mitnahm, welche er längst in seiner Gewalt zu haben wünschte.

Das Fort Sankt Georg hat zwei Kapellen, wo jeden Sonn- und Feiertag Messe gelesen wird. In den Gefängnissen Portugals ist es ein alter Gebrauch, den Tag Sankt Peters zu feiern, welcher als der Schutzheilige der Gefangnen gilt, wahrscheinlich weil er die Schlüssel des Himmelreichs in Händen hält. Einige Tage vor dem 29 Juni, als dem Petersfeste, ward den Verhafteten durch den Kerkermeister und den Gerichtsschreiber die Erlaubniß zugesichert, dieses Fest mit dem ganzen gewöhnlichen Ceremoniel, d. h. mit einer großen musikalischen Messe feiern zu dürfen, falls sie die Kosten hiezu aufbringen könnten. Wir hatten damals einen Hauptmann vom 13 Regiment in unsrer Gesellschaft, der durch Verwechselung statt des Hauptmanns einer andern Compagnie eingezogen worden war. Dieser bot sich an, uns die Musik seines Regiments zur Messe zu verschaffen; es wurde daher eine Subscription eröffnet, und Wer nur immer Geld hatte, trug mit Vergnügen dazu bei. Ich bemerke hiebei, daß man den Gefangenen jene Gunst schwerlich so leicht gestattet haben würde, hätte dieselbe nicht dem functionirenden Priester einen beträchtlichen Gewinn abgeworfen. — Sankt Peter mußte nothwendig in Person zugegen seyn, daher man seine Statue aus einer benachbarten Kirche entlehnte. Der Heilige, mit zwei ungeheuern Schlüsseln in der Rechten, ward auf den Altar gestellt. Daß er Namensbruder des Kaisers von Brasilien sey, war keinem der Verhafteten eingefallen; alle aber wurden angeklagt, das Bild in dieser Absicht haben holen zu lassen. Ein Spion nämlich zeigte dem Polizeiintendanten an, die Offiziere bereiteten ein Fest in ihrem Kerker, und hätten sich hiezu eine Bildsäule Sankt Peters verschafft, obwohl sie sonst diesem Heiligen wenig Verehrung erwiesen. Die Hände des Apostels seyen von ihnen entweiht worden, indem sie Schlüssel von weißem Zinn mit einem blauen Band (die Lieblingsfarbe der Constitutionellen) daran gebunden; der Heilige stelle lediglich Nichts vor, als Don Pedro, und das Ganze sey eine aufrührerische Allegorie, wodurch man andeute, Don Pedro werde den Don Miguel noch unter Schloß und Riegel bringen.

Noch an demselben Abend kam ein Verbot das Fest zu feiern, und Anweisung an den Kerkermeister, die Gefangenen den Peterstag über scharf im Auge zu halten. Der Heilige wurde in der Nacht aus dem Fort weggeschafft.

7) Freilassung und Aufklärung über den Verhaft.

Young wurde endlich auf Verwendung des englischen Ministers, Lord Aberdeen, am 7 September seiner Haft entledigt, allein nur gegen ausgestellte Erklärung, den portugiesischen Boden schleunigst zu räumen, und nie mehr betreten zu wollen, wogegen er jedoch, so wie gegen das ganze Verfahren, dessen Opfer er gewesen, vom Verd des englischen Packetboots aus eine Protestation abfaßte, die er dem englischen Consul in Lissabon zuwies. Seit seinem Verhör in Leiria war er niemals mehr eigentlich untersucht worden, noch überhaupt mit irgend einer richterlichen Person zusammen gekommen. Die Denunciation, auf welche hin er in Leiria verhaftet wurde, bestand, wie er erfuhr, in folgendem Brief des Richters von Foza d'Obidos an den Befehlshaber der Vorhut der königlichen Truppen:

Rio Major d. 26 Mai 1828.

Ich ersuche Ew. Excellenz Kunde von folgendem Vorfall zu nehmen. Vor wenigen Augenblicken ist ein Engländer Namens William hier durchgereist; er war bewaffnet und wie ein Postillion gekleidet. Man hat ihn in gegründetem Verdacht, ein Spion zu seyn, und mit den Rebellen im Verkehr zu stehen. Ich bitte Ew. Excellenz denselben zum Besten unsrer heiligen Religion und des Königs, unsres Herrn, bald möglichst festnehmen zu lassen.

Gott schütze Ew. Excellenz.

Veriato Sertorio de Faria Blanc.

Ich konnte, als ich diesen Brief zu lesen bekam, erzählt Young, Anfangs gar nicht begreifen, was dieser Mann gegen mich habe. Kaum hatte er mich in Rio-Major vorbeireiten sehen, und ich selbst erinnerte mich denselben bloß ein einziges Mal in den Bädern von Nazareth gesehen zu haben, wo ich überdieß nicht einmal mit ihm sprach. Endlich erklärte ich mir die Sache also. Während meines Aufenthalts in Nazareth traf ich eines Tags an einem Spiel-Tisch mit einem Geistlichen aus dem Städtchen Obidos zusammen, der seinen ersten Aeußerungen nach constitutionell gesinnt zu seyn schien, im Grund aber, wie ich bald entdeckte, nur ein Casuist war. Eben hatte Portugal die Constitution Don Pedros erhalten. Ich gerieth mit dem Manne in einen ziemlich lebhaften Streit über dieselbe. „Anfangs," sagte ich, „war man da und dort etwas gegen die Charte, aber bald wird man sich von ihrer Wohlthätigkeit überzeugt haben." — „Ganz gewiß!" erwiederte der Prie-

ster, „wenn man den 4 Artikel des 8 Capitels ausmerzt und einen andern dafür einsetzt. Denn dieser Artikel geht darauf aus, unsre heilige Religion zu untergraben; er heißt: Kein Bürger wird um der Religion willen beunruhiget werden, wenn er nur die Staatsreligion in Ehren hält, und den guten Sitten kein Aergerniß giebt.“ — Ich entgegnete, ich sähe in diesem Artikel Nichts, was die Religion gefährden könnte; vielmehr sichere derselbe Jedem Gewissensfreiheit in religiösen Gegenständen zu. „Ich sehe wohl,“ sagte er, „daß Sie ein Freimaurer sind. Stellen Sie sich vor, eines meiner Beichtkinder komme nicht zur Beichte, und ich mache ihm darüber Vorstellungen: könnte mir der Mensch nicht jenen Artikel entgegenhalten und sagen: Ich habe die Staatsreligion nicht beleidigt, noch der öffentlichen Sittlichkeit ein Aergerniß gegeben. Wenn ich nicht zur Beichte gehe, so wissen hievon bloß Sie, und Ihre Religion gebeut Ihnen, die Sünden Andrer nicht unter das Volk zu bringen. Lassen Sie mich also in Frieden, und kümmern Sie sich um Ihre eignen Angelegenheiten.“ „Allerdings,“ antwortete ich, „eben Das will jener Artikel besagen.“ — Darüber wurde der Geistliche wüthend, und rief: „Portugal ist kein England; wir haben keine Anna Boleyn, wohl aber viele von ihren Schülern, und ich merke, Sie gehören zu denselben.“ Ich lachte über diese seltsame Citation aus unsrer Geschichte; er aber ging, Verwünschungen ausstoßend, auf und ab. Ein Dritter, der zugegen war, suchte ihm bemerklich zu machen, daß ich etwas sehr Unschuldiges gesagt, und bat ihn, sich wieder zu setzen, denn offenbar sey er Derjenige, welcher Unrecht habe. Auf Dieß rief der Geistliche: „Sie sind auch ein Freimaurer.“ Damit trennte man sich.

Ich vermag mir den Brief des Richters von Fora d'Obidos nicht anders zu erklären, als indem ich denselben in Verbindung mit diesem Vorfall bringe. Ich weiß, daß in Portugal auch das unbedeutendste Wort zum Staatsverbrechen werden kann, wenn es, von Priestern und Mönchen aufgehascht und commentirt, zu Ohren der hohen Geistlichkeit und ihrer würdigen Werkzeuge, der Provinzial-Richter, gelangt.

Etienne Dumont.

Am 29 September des vorigen Jahres starb auf einer Vergnügungsreise zu Mailand Etienne Dumont, ein Mann, in dem Genf einen der verdienstvollsten und ausgezeichnetsten seiner Bürger verlor. Geboren zu Genf im Juli 1759 widmete er sich früh dem geistlichen Stande und erregte bereits in seinem zwei und zwanzigsten Jahre durch seine Beredsamkeit auf der Kanzel die allgemeine Aufmerksamkeit. Mit ganzer Seele hatte er sich für die demokratische Partei entschieden, die im Jahre 1782 durch die Vermittlung von Frankreich, Savoien und Bern unterdrückt wurde; er verließ sein Vaterland, als ihm die Freiheit desselben vernichtet schien, und wandte sich erst nach St. Petersburg, wo er Pastor der französischen reformirten Gemeinde wurde, darauf auf eine Einladung des Lords Lansdowne nach England, wo er die Erziehung der Söhne dieses Staatsmannes übernahm. Die Begeisterung, welche überall der Ausbruch der französischen Revolution erweckte, führte ihn nach Paris, wo er bald durch die vertrauteste Freundschaft mit Mirabeau und allen den großen Namen der Jahre 1789 und 1790 verbunden wurde. Die berühmte Adresse an den König, die Mirabeau am 9 Juli 1789 vorschlug, um die Zurücksendung der Truppen zu verlangen, soll von Dumont verfaßt seyn. Auch unternahmen Beide gemeinschaftlich die Herausgabe eines Journals, des Courrier de Provence, in welchem sie die neuen politischen Ansichten und Lehren entwickelten, und wobei der größte und wichtigste Theil der Arbeit — wie Dieß bei Verbindungen dieser Art gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt — Dumont allein zufiel.

Als Grausamkeiten und Gewaltthaten die Sache der Freiheit zu beflecken anfingen, noch vor Mirabeau's Krankheit, im Anfange des Jahres 1791, kehrte Dumont nach England zurück. Aus der tiefsten Niedergeschlagenheit, in welche ihn das Fehlschlagen seiner theuersten Wünsche und Hoffnungen gestürzt hatte, zog ihn der Umgang mit dem englischen Rechtsgelehrten Jeremias Bentham, den er zwar bereits seit dem Jahre 1788 kannte, dessen Geist aber erst jetzt einen so entschiedenen Einfluß auf ihn zu üben anfing, daß er mit einem Male gleichsam in eine völlig neue Lebensbahn eintrat, welcher er auch von diesem Augenblicke an bis an das Ende seiner Tage treu geblieben ist. Bentham war ihm die zum Worte gewordene Vernunft; und nicht selten hörte man ihn sagen, wenn er irgend Etwas von einem andern Philosophen bewunderte: „Das ist überzeugend, das ist die Wahrheit selbst, das ist fast benthamisch!“

Die unbedingte Unterwerfung eines so ausgezeichneten und zugleich so freien und selbstständigen Geistes wie Dumont unter einen andern ist eine Erscheinung, welche in dieser Art vielleicht ohne Beispiel ist. Auf der andern Seite gestehen aber auch die Freunde Bentham's selbst, daß dieser ohne die Mitwirkung Dumonts, und ohne die geistvolle Redaktion, welcher Dumont die vorzüglichsten Schriften Bentham's unterzog, nie einen so außerordentlichen Einfluß auf die Gesetzgebung seiner Zeit erlangt haben würde, nie das Haupt einer Secte geworden wäre. Dumont schmolz die Manuscripte, welche Bentham ihm anvertraute, vollkommen um, indem er nicht bloß den Stil umarbeitete und seiner bizarren Eigenthümlichkeiten entkleidete, sondern auch häufig die ganze Argumentation und Oekonomie nach seinen Ansichten umänderte. In dieser Umgestaltung erschienen die wichtigsten Werke Benthams: der Traité de la législation civile et pénale (Paris, 1802. 3 voll. zweite Auflage, Paris, 1820); die Théorie des peines et des récompenses (Londres 1811 2 vol.); die Tactique des Assemblées législatives, suivie d'un Traité des sophismes politiques (Genève, 1816. 2 vol.); der Traité des preuves judiciaires (Par. 1823. 2 vol.); und De l'organisation judiciaire et de la codification (Paris, 1828. 8.).

Als Genf im Jahre 1814 seine Unabhängigkeit wieder erhielt, eilte Dumont in seine Vaterstadt zurück und war seitdem unablässig in derselben bemüht, seine philosophischen Theorien durch die Praxis zu verwirklichen, was ihm indessen nur in Bezug auf das musterhafte Reglement der Berathungen in dem souveränen Rathe (vom 16 November 1814) und in Bezug auf das Gefängnißwesen gelungen war, als der Tod ihn seinem durch die reinste Menschen- und Vaterlandsliebe geleiteten Wirken entriß.

Berichtigung.

In Num. 79 S. 318 Sp. 2 Z. 18 v. u. lies „Mascagni's“ statt „Mascagne.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 84. 25 März 1830.

Ueber die moralische und physische Kraft Irelands.

2. Bevölkerung Irelands verglichen mit derjenigen Englands.

(Schluß.)

Halten wir den Unterschied zwischen der numerischen Masse und dem kriegerschen Extrakt einer Bevölkerung fest und legen wir darnach den Kalkul an die Macht Englands an. Der Census vom J. 1801 theilt die Bevölkerung in folgende drei Classen:

1) Personen, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen	1,524,227
2) Handwerker und Manufakturisten	1,789,531
3) Sonstiges Volk	5,017,434
	8,331,192

Das überraschende Geheimniß, daß auf eine produktive zwei nicht-produktive Personen kommen, welches man bei dieser Gelegenheit entdeckte, scheint die Gewalthaber zu gefährlich bedäucht zu haben, als daß sie nicht bei den folgenden Zählungen diese Thatsache zu verheimlichen gesucht hätten. *) Indeß so sehr auch die Bevölkerung an Zahl seit 1807 angewachsen seyn mag, so möchte doch das Verhältniß des ackerbauenden Theils derselben eher abgenommen haben, wenn man aus dem Pauperismus schließen darf, der seit vierzig Jahren sich vervierfacht hat. Vorweg angenommen, wie bei Ireland, daß in dem Bauernstand der kriegerische Kern einer Bevölkerung bestehe, so wird sich aus dem physischen und moralischen Zustande der andern Classen leicht zeigen lassen, warum er in ihnen nicht bestehe.

Nach ihrer Beschäftigung zerfällt die Bevölkerung Englands in folgende Rubriken: 1) Töpfer; 2) Eisenarbeiter in Birmingham und Sheffield ꝛc.; 3) Baumwollen- und Seidemanufakturisten; 4) Wollenzeugmacher; 5) Diejenigen, welche der Census von 1801 unter dem Namen „sonstiges Volk" begreift, und worunter Jeder zu verstehen ist, der ohne persönliche Arbeit lebt — Parlamentsmitglieder, Stockmäckler, Spieler, Advokaten, Vögte, Pfaffertreter, Seelenverkäufer, Geistliche, Fidler et hoc genus omne — lauter Leute, welche auf die Ehre des Wehrmanns gerne verzichten werden. Also fragt sich nur, ob Dieß nicht auch bei den Handwerkern der Fall sey. Man sehe und urtheile!

Von der Töpferei giebt uns Staffordshire ein Bild. Man denke sich zwölf bis vierzehn volkreiche Dörfer, die ein Areal von 12 M. in die Länge und 2 M. in die Breite bedecken, und so dicht auf einander zusammengedrängt sind, daß kein merklicher Zwischenraum übrig bleibt, und man hat eine ziemliche Vorstellung von der Ausdehnung der Manufaktur. Dazu ein stattliches Haus, gebaut aus dem feinsten Material, aufs prächtigste möblirt und offenbar aussehend mehr wie der Palast eines Großen, als die bescheidene Wohnung eines Handwerksmannes, umgeben rings von Oefen, Darren und Schoppen und beständig in eine Rauchwolke eingehüllt — der Sitz eines Fabrikherrn (gentleman potter)! Das Schmelzen des Biel's, welches man oxydirt, erzeugt die schmerzhafte Krankheit, die man Bellaud nennt; die Ausdünstungen von Schwefel legen den Grund zu Krämpfen; das Einathmen von sublimirtem Arsenik verursacht Erstickungsanfälle; auch Bereitung von Kupfer und Spießglas trägt gerade Nichts zur Unterstützung der Lebensverrichtungen bei. Diese Ingredienzien muß man sich vermischt mit dem Dampf des zu trocknenden Thons denken, um sich von der Reinheit der Luft, die man in einer Töpferei in sich saugt, einen vollkommenen Begriff machen zu können. Zu dem Ganzen gehören noch einige Tausend menschlicher Wesen, die in diese Atmosphäre gebannt, in Kurzem einem complicirten Siechthum verfallen, das in der Regel mit Engbrüstigkeit und Schwindsucht endet: man muß sie sehen — diese ausgemerkelten Elenden, wie sie jeden Morgen ihr lebenkürzendes Tagwerk erneuen, zufrieden, eine dürftige Nahrung zu verdienen, die doch wenigstens eine Zeit lang ihr kummervolles Daseyn fristet; und dann betrachte man die Prunkgeräthe seines Theetisches, und erinnere sich der Leiden und Entbehrungen, die ein Theil unserer Mitmenschen sich gefallen läßt, bloß damit unsern eingebildeten Bequemlichkeiten und unserem nutzlosen Luxus ein Genüge geschieht. — Können aus diesen Werkstätten Soldaten hervorgehen?

An die Töpfereimanufakturen reihen sich die Metallmanufakturen an, weil sie durch ihre Schmelz- und Oxydationsprozesse ungefähr dieselben giftigen Dünste in die Atmosphäre ausströmen und dadurch dieselbe zerstörende Wirkung auf die physische Kraft ausüben. Lähmungen und Neigung zu Lungensucht sind gleich-

*) Cobbett's Register Nro. 33 Vol. XXXIV 8 Mai 1819 giebt über das bei den folgenden Zählungen beobachtete System officieller Taschenspielerei genügende Aufschlüsse.

falls beiden Manufakturen gemeinschaftlich. Hierauf folgen die Baumwollen-Seiden- und Wollenmanufakturen mit ihrem Anhängsel, den Färbereien. Der Erste, welcher die Militärfähigkeit der in diesen Anstalten arbeitenden Personen in Zweifel zog, war Sir Robert Peel, in einer Rede, welche er in der Sitzung von 1819 hielt. „Alte und Junge, Kinder und Erwachsene," sagt er, „arbeiten in denselben Zimmern; Kinder von zartem Alter werden einige Stunden vor Tag aus ihren Betten gerissen, und 15 von 24 Stunden sind sie immer an der Arbeit. Es läßt sich beweisen, daß wenige Kinder so viel Beschwerden aushalten, ohne daß bleibender Nachtheil für ihre Gesundheit daraus erwächst. Die Folgen sind meist höchst unglückselig, und die Zahl der Leidenden ist so beträchtlich, daß eine von der Gesetzgebung in Betreff ihrer getroffene Maßregel das gesammte Publikum interessiren muß. Die Personen, welche sie zu dieser harten Arbeit anhalten, wollen Dieß freilich nicht zugestehen; möglich, daß sie an ihren Leuten, die sie Tag für Tag unter ihren Augen haben, die materielle Veränderung, die mit ihnen vorgeht, gar nicht wahrnehmen. Desto schärfere Augen aber haben Andere dafür, daß Menschen, deren Kräfte in ihrer Kindheit so über Gebühr in Anspruch genommen werden, ihren körperlichen und geistigen Entwicklungsprozeß nicht vollenden und vor der Zeit in's Grab sinken. Würden Truppenaushebungen nöthig, so wäre Manchester, welches einst so manche Rekruten stellte, nicht mehr im Stande seinen gewöhnlichen Beitrag an Mannschaft zu liefern. Damit diese bedauernswürdigen Wesen Niemand hätten, der sich ihrer annehmen könnte, pflegten die Gemeindevorstände, denen sie zur Last fielen, dieselben oft mehrere hundert Meilen weit, nach Art von Negersclaven, zu versenden, so aus Kirchspielen von London in die Baumwollenfabriken von Lancashire." In engen Gebäuden werden da einige Tausende von Menschen aufgespeichert, um 313 Tage des Jahrs, Winters und Sommers bei einer Hitze von 82° 15 Stunden täglich sich abzuschinden, bei einer Hitze, bei welcher in der Erntezeit Schnitter auf dem Feld und Pferde auf der Straße todt niederfallen. Männer von starker Gesundheit sind bei vierzig Jahren abgelebte Greise und Tausende und abermals Tausende gehen zu Grunde, ehe sie das 16 Jahr erreichen. Ueber die Laster, die sich in einer solchen gährenden Athmosphäre erzeugen, und bis zu einer tropischen Reise ausbilden nöthigt uns Ekel und Scham einen Schleier zu ziehen.

Auf dem Weg, den der englische Arbeiter vor sich sieht, ist das Armenhaus die letzte Station. Wie bald er dahin kommt, ist ihm gleichgültig, da er weiß, daß es doch sein unvermeidliches Schicksal sey, dort zu enden. So hat keine Hoffnung, kein Stolz, kein besseres Gefühl mehr Raum in seiner Brust. Der Eingeborne des Feuerlandes oder des äußersten Nordens von America erblickt Nichts um sich, was ihm die Bürde seines Elendes durch Vergleichung peinlicher machte; der Häuptling hat es nicht besser als seine Horde, und der Sclave nicht schlimmer als sein Herr — die Entbehrungen, die sie erdulden, sind Allen gleich; sie kennen keine glücklichere Lage als die ihrige, sie ist ihnen das Gesetz der Natur. In England verschmachtet der Arme mitten unter den Schätzen der Welt und der Contrast treibt ihn zur Verzweiflung. Man zeigte vor einigen Jahren in London ein Zerrbild — es war eine menschliche Figur, deren rechte Seite das reiche Modekleid des Tages trug, während ihre linke Seite ein nacktes Gerippe darbot! Die Wirklichkeit, wie man ihr stündlich auf den Straßen begegnet, ist nicht schauderhafter! Die Behausungen der englischen Arbeiter sind in engen Gassen, in die weder Licht noch Luft hinein kann, denn jeder Zoll Landes hat einen solchen Werth, daß es zu kostspielig wäre, ihnen Platz für Licht und Luft einzuräumen. In Manchester wohnen viele in dumpfen Kellerlöchern, in wahren Mistbeeten von Unrath, Gestank und Krankheit. Vermögen sie zu ihrem Unterhalt nicht mehr beizutragen, so wandern sie nach dem Spital. Mit Angst und Schrecken denkt der ehrbare Arme an dieses jammervolle Ziel seines Lebens und seiner Arbeit. Landstreicher, schwangere ledige Weibspersonen, Waisen, uneheliche Kinder, Wahnsinnige, Blinde, Gichtbrüchige, Altersschwache bilden hier die Gesellschaft. Und ehe dieser letzte Ruheplatz diesseits des Grabs sie aufnimmt, was haben sie z. B. nicht von der Kälte auszustehen, die vielleicht die härteste Zugabe der Armuth in England ist! Kohlen sind überall, außer in der Nachbarschaft der Kohlengruben, zumal aber in London, welches die meisten Armen enthält, sehr theuer; so daß Weiber, die Asche in den Straßen zusammenkehren, weil noch etwa ein Paar halbverbrannte Kohlen darunter sind. Welch ein Gemälde stellen ihre Häuser im tiefen Winter dar — die Alten kauernd über etwas heißer Asche, die Kinder zitternd in Lumpen, bleich und schwarzgelb — alle Munterkeit der Jugend erfroren! Die Zahl Derer, die durch Kälte und Nässe, durch ungesunde Nahrung und Mängel weggerafft werden, geht in's Unglaubliche. Kaum ein Drittel dieser armen Kinder kommt davon. Wenn man von englischem Glück spricht, so heißt Dieß so Viel, als wenn man von spartanischer Freiheit spricht: man vergißt die Heloten. In keinem Land auf Erden sind solche Reichthümer durch den Handel erworben worden, aber, Wer durch die Arbeit von Hunderten reich wird, das ist nur Einer. Die Hunderte von Wesen, so wundervoll ausgestattet von der Natur als dieser Eine selbst, werden geopfert, mit Leib und Seele. Sie wachsen auf, ohne Erziehung, ohne Freude, ohne Spiele der Kindheit, ohne frische Luft bei Tag, und ohne natürlichen Schlaf bei Nacht. Ihre Gesundheit — physisch wie moralisch — wird zerstört, sie sterben an Krankheiten, die sie sich durch übertriebene Anstrengung zuziehen, durch die unreine Atmosphäre der vollgepreßten Räume, worin sie eingesperrt sind, durch die Metall- oder Pflanzendünste, die sie unaufhörlich einathmen; oder sie leben, um aufzuwachsen, genußlos, hoffnungslos, ohne Moral, Religion, Ehre, und bringen zur Welt Sclaven, wie sie selbst und bestimmt denselben Pfad des Elendes zu wandeln.

Peking.

Die Stadt Peking hat, ohne die Vorstädte, acht und fünfzig chinesische Meilen oder ungefähr sieben und eine halbe französische Lieue im Umfang. Sie besteht aus zwei von einander getrennten Städten, der tatarischen Stadt im Norden und der chinesischen im

Gäden. Die erstere wurde im Jahre 1421 die Residenz des dritten Kaisers von der Dynastie der Ming, der sie mit Mauern umgab, wie man sie noch gegenwärtig sieht, in der Form eines unregelmäßigen Vierecks. Auf der Stelle von Peking haben in frühern Zeiten bereits mehrere andere Städte gestanden. Die älteste derselben war die Hauptstadt des Königreiches Yên; aber im Jahre 222 v. Chr. wurde dieß Reich von den Mongolen unterworfen, und die Stadt hörte auf eine Hauptstadt zu seyn. Im Jahre 936 wurde sie von China durch die Chitajer los gerissen und zwei Jahre nachher zu der Residenz des Fürsten dieses Volkes erhoben; darauf fiel sie in die Hände der Kin's, der Vorfahren der gegenwärtigen Mandschu, welche sie die westliche Residenz nannten. Im Jahre 1151 verlegte der vierte Herrscher der Kindynastie seinen Hof dahin und nannte die Stadt die mittlere Residenz. Im Jahre 1212 wurde sie von Dschingischan genommen, und im Jahr 1264 wählte Kublai Chan sie zu seiner Residenz; damals trug sie den Namen Tschungtu oder die Centralresidenz. Nach drei Jahren wurde die Stadt drei Li weiter nach Norden versetzt, und jetzt wurde sie Tâtu oder die große Residenz genannt; gewöhnlich hieß sie jedoch nur die nördliche Stadt, zum Unterschiede von dem alten Tschungtu, oder der südlichen Stadt. Im J. 1554 erhielt der südliche Theil von Peking, nachdem derselbe neu aufgebaut worden war, den Namen der äußeren Stadt. Im J. 1644 wurde Peking von den Mandschu genommen, und die Fürsten derselben schlugen nun hier ihr Hoflager auf.

Die Hauptstadt von China liegt in einer weiten Ebene, die an vielen Punkten sandig, an anderen moraſtig ist. Die großen Tempel, die prächtigen Klöster und die schönen Grabmäler der Großen würden die schönsten Ansichten darbieten, wenn nicht die geschmacklose Sitte herrschte, alle ausgezeichneteren Gebäude mit Höfen zu umgeben, die sie dem Auge entziehen. Die Felder umher, die im Sommer von Aehren wogen, bilden eine recht anmuthige Landschaft; im Winter sind die Höhen mit Schnee bedeckt. Von den Hügeln in der Nähe erscheint Peking wie mit einem dichten Walde umgeben, was von den Hainen herrührt, die man in den Kirchhöfen findet, und von den Baumgängen, die zu den Klöstern und Dörfern in der Nachbarschaft führen. Dem Reisenden, welcher von Norden herkommt, fallen zuerst die erhabenen Mauern, mit ihren seltsamen massiven Thürmen, in die Augen. Sobald er in die Stadt tritt, so wird seine Ueberraschung auf den höchsten Grad gesteigert. Statt regelmäßiger Straßen und prächtiger Gebäude, wie er erwartet hat, sieht er lange Reihen von Krambuden, die mit Gütern und Waaren aller Art bedeckt sind; statt der Paläste ein Gemisch von Kaufmannsläden, Wirthshäusern und Klöstern. Die besseren Gebäude, sowohl die öffentlichen, als die von Privatpersonen, findet man in engen Gassen und Passagen. Die meisten Straßen sind zwar erträglich breit und gerade; aber die Häuser selbst sind dafür desto unregelmäßiger; und in der Mitte der Straßen sieht man Brunnen, zu beiden Seiten stinkende Gossen, die durch Rinnen aus kleinen Trögen an den Straßenecken gefüllt werden. Die Vorderseite der Läden oder Waarenlager ist von eigenthümlicher Gestalt und verschiedentlich verziert, nach der Art der Güter, die darin verkauft werden; und diese Verschiedenartigkeit der Architektur, herausgeputzt mit Zinober, Azur, Firniß und Vergoldungen; die symmetrische Anordnung der Waaren, die Triumphbögen, welche die öffentlichen Plätze zieren, lassen den Fremden bald die Unsauberkeit vergessen, welche eben erwähnt wurde.

Peking hat keinen schiffbaren Fluß; dagegen durchschneidet ein kleiner Canal, der den prächtigen Titel Yuen-ho oder der kaiserliche Strom führt, die Stadt; hieraus erhalten die Teiche und Canäle des Palastes ihr Wasser. Die Einwohner werden durch Brunnen mit Wasser versehen, welches aber äußerst widrig und kaum trinkbar ist; weßhalb das Trinkwasser aus den trefflichen Quellen im Norden der Stadt geholt wird.

Peking ist fest durch seine Lage und durch die Höhe seiner colossalen Mauern. Seinen Bedarf an Mundvorrath erhält es nur von SW her, vermittelst des kaiserlichen Canales, der während der heißen Jahreszeit zuweilen austrocknet. Bei Volksbewegungen ist es leicht, ihn zu schließen, und dieser Umstand hat nicht Wenig zu dem Sturze der früheren mongolischen Herrscher beigetragen.

Die Tatarenstadt wird als Militärstation betrachtet und ist daher nach den acht Fahnen der Mandschutruppen, welche die Besatzung bilden, eingetheilt. Die chinesische Stadt ist in der That eigentlich nur die südliche Vorstadt von Peking. Ungeachtet seiner großen Ausdehnung, enthält dieses wenig merkwürdige Gegenstände; den Offizieren der Armee, so wie allen Beamten, welche zu militärischen Familien gehören, ist es verboten, auch nur eine einzige Nacht darin zuzubringen. Alle Lustbarkeiten und Vergnügungen sind auf die chinesische Stadt beschränkt; in dieser allein sieht man Speisehäuser, Theater, öffentliche Bäder und andere Vergnügungsorte.

Die Gebäude, welche der Regierung gehören, sind mit gelben Ziegeln gedeckt; die Privatgebäude und selbst die Klöster und Tempel, welche von Privatpersonen erbaut wurden, sind meistens roth angestrichen. Die Paläste der Prinzen sind durch Dächer mit grünen Ziegeln ausgezeichnet. Die Bauart der Chinesen ist so eigenthümlich, wie beinahe Alles an diesem merkwürdigen Volke. Man legt zuerst einen Grund von geschlagenem Thon, mit Kalk vermischt; darauf wird ein nur ungefähr zwei oder drei Fuß hohes Ziegelfundament gebaut, dessen äußere Ecken von großen Felsblöcken gebildet werden. Auf diesem errichtet man in gleicher Entfernung steinerne Pfeiler, bei denen die Façade der Hinterseite entspricht. Die Tempel und kaiserlichen Paläste haben ein vierseitiges Dach; die Dächer anderer Gebäude haben nur zwei Seiten. Platte Dächer sind nur bei Gartenhäusern, oder bei den Wetterdächern vor den Waarenlagern üblich. Bei den Häusern der Reichen sind die Ziegeln, die so angebracht werden, daß sie eine Art Damenbrett bilden, mit verschiedenen Farben bemalt und überfirnißt; die Mauern werden nicht übertüncht, sondern im Innern nur mit weißem Papier überzogen; während sie von außen ihre natürliche Farbe behalten.

Die Theater sind in ganz China nichts als bewegliche Bühnen, die aus einer einfachen Scene bestehen, welche von drei Seiten offen ist und auf der vierten, hinteren, ein durch einen Vorhang abgesondertes Gemach für die Schauspieler hat. Eine Thür zur Rechten dient zum Eintritt auf die Scene, eine andere zur Linken zum Austritt von derselben. Das Orchester ist hinter dem großen Vorhange aufgestellt. Die Musiker spielen ohne Noten. Bei dem Hoftheater ist die Scene doppelt und dreifach; d. h. sie bildet zwei oder drei verschiedene Bühnen, auf welchen die Schauspieler zu gleicher Zeit dasselbe Stück spielen.

Königliche Gastronomie.

Bekanntlich gebührt Ludwig XVIII der Ruhm, ein eben so vollendeter Gastronom als Monarch gewesen zu seyn. Sein Meisterstück in letzter Beziehung war die Erfindung eines eigenen Gerichts, genannt Trüffeln à la purée d'ortalons, wovon er das Geheimniß außer seinem Maitre d'Hotel, dem Duc d'Escars, Niemand mittheilte. Die wenigen Erkorenen, die das von Ludwigs königlichen Händen bereitete Leckergericht kosten durften, beschreiben es als die wahre Poesie der Kochkunst. Sieh Neapel und stirb, sagen die Neapolitaner; koste Trüffeln à la purée d'ortalons und stirb, rief Hr. v. Piet aus, nachdem ihm dieser Genuß zu Theil geworden, und der Duc d'Escars war so glücklich, dieses ersehnten Todes vom Schicksal gewürdigt zu werden. Sein königlicher Herr sandte eines Tages nach ihm, damit er ihm in seinem Küchenallerheiligsten bei obgerühmtem Werk beistünde und die Hofjournale (das Courtjournal ist es, welches diese Anekdote erzählt) dürften nicht ermangelt haben, am folgenden Tag zu melden: M. le Duc d'Escars travailla avec le roi dans son cabinet particulier." Ihre vereinten Bemühungen hatten diesmal einen so günstigen Erfolg, daß sie sich zu einer Mahlzeit für Zehn niedersetzen konnten: eine Aufgabe, mit der sie bestens fertig wurden. Indeß machte der Herzog an einem plötzlichen Uebelseyn mitten in der Nacht auf — er schellte — die Bedienten liefen herbei — die Aerzte wurden geholt — die Krankheit nahm in Kurzem einen so gefährlichen Charakter an, daß an kein Aufkommen mehr zu denken war. In seinen letzten Augenblicken dachte er an seinen königlichen Gebieter und fragte, ob Se. Maj. auf ähnliche Weise leide. Den König hatte jedoch sein gewöhnlicher gesunder Schlaf nicht verlassen, und als er am Morgen von der Katastrophe seines treuen Freundes und Dieners unterrichtet wurde, konnte er zwar nicht umhin, über diesen Verlust einige Thränen zu vergießen, aber er that dieß nicht ohne das Gefühl der Selbstzufriedenheit, indem er bemerkte: „Ich sagte es ihm doch, daß ich von uns beiden die bessere Verdauung hätte."

Lerminier's Einleitung zur Rechtsgeschichte.

Einen neuen Beweis der Anerkennung, welche die Ueberlegenheit des deutschen Wissens im Auslande sich zu erzwingen anfängt, giebt die vor Kurzem erschienene „Einleitung zur Rechtsgeschichte" von Lerminier (Introduction générale à l'histoire du droit par M. E. Lerminier, Paris 1829. 8.). „Nachdem ich meinen Cours der Rhetorik und der Philosophie vollendet hatte, sagt Lerminier, ging ich in der vollen Exaltation, welche junge Menschen den lebhafter Einbildungskraft in ihrem neunzehnten Jahre durchzumachen pflegen, zu dem Studium des Rechts über. Mit welcher Verachtung öffnete ich die fünf Codes! Aus meinen poetischen Schwärmereien über Wissenschaft und Literatur auf die numerirten Paragraphen des Code civil und des Code de procedure herabzufallen und statt aller Nahrung Nichts zu haben als das Studium trockner und magerer Formale ohne Geist und ohne Leben! Und Dieß war das Recht! In dieser Mißstimmung führte mir der Zufall eine kleine Schrift von Savigny „Ueber den Beruf unseres Jahrhunderts zur Gesetzgebung" in die Hände. Ich verstand etwas Deutsch und begann das Schriftchen durchzulesen. Ich konnte von meinem Erstaunen nicht zurückkommen; der Verfasser unterschied das Recht vom Gesetz, sprach von dem ersteren mit wahrer Begeisterung, indem er ein wirkliches lebendes mit Geist und Seele begabtes Wesen daraus machte, und richtete die heftigsten Angriffe gegen alle Gesetzgebungen und Gesetzbücher. Wie denn? Die Gesetzgebung und das Recht wären also nicht Eines und Dasselbe; die fünf Codes bildeten nicht die Jurisprudenz?" — Diese und andere Fragen führten den jungen Rechtsgelehrten zu dem Studium der übrigen Schriften Savigny's, und von diesen zu Hugo, Haubold und zu der übrigen deutschen juridischen Literatur; und das Resultat dieser Forschungen war ein Werk, welches in Frankreich nicht geringes Aufsehen erregt und der historischen Schule der Jurisprudenz auch in Frankreich einen Kreis von Freunden und Förderern gewonnen hat.

Die Annalen von America.

Ein in Deutschland bisher, soviel wir wissen, noch nicht bekannt gewordenes Werk, Holmes' Annalen von America (The Annales of America, Cambridge 1829. 8.) ist vor Kurzem zu einer zweiten Auflage gediehen, und scheint uns daher auch in diesen Blättern wenigstens eine kurze Erwähnung zu verdienen. Der Verfasser beschreibt die Geschichte von America als wahrer Annalist; er erzählt die Begebenheiten nicht ihrem Einflusse, sondern streng der Zeitfolge nach, und die Genauigkeit, mit welcher er überall die Chronologie berichtigt, macht sein Werk für den Geschichtsforscher, besonders in der zweiten Hälfte, welche die Geschichte der englischen Niederlassungen in Nordamerica behandelt, unentbehrlich.

Byron's Ars poetica.

Ein neuer Beweis, wie wenig oft Männer von dem ausgezeichnetsten Genie ihre eigenen Leistungen zu würdigen wissen, ist es, daß Byron, wie Moore in seiner Lebensbeschreibung uns berichtet, allen seinen unsterblichen Poesien eine ziemlich mittelmäßige Nachahmung von Horazens Dichtkunst vorzog, die nie das Licht gesehen hat, und, nach folgender Probe aus dem Eingange, auch schwerlich verdiente, das Licht zu sehen:

Who would not laugh, if Lawrence, hired to grace
His costly canvass with each flatter'd face,
Abused his art, till Nature, with a blush,
Saw cits grow centaurs underneath his brush?
Or should some limner join, for show or sale,
A maid of honour to a mermaids tail?
Or low Dubost (as once the world has seen)
Degrade God's creatures in his graphic spleen?
Not all that forced politeness, which defends
Fools in their faults, could gag his grinning friends.
Believe me, Moschus, like that picture seems
The book, which, sillier than a sick man's dreams,
Displays a crowd of figures incomplete,
Poetic nightmares, without head or feet."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 85. 26 März 1830.

Briefe über Indien. *)

Zweiter Brief.

Satára.

Lieber Georg.

Du wirst die Briefe an Karl gelesen haben, und von Deinem Vorurtheil gegen die Indier hoffentlich um Etwas zurückgekommen seyn. Wirklich der Ausdruck „braunes Gesindel" war bei Dir, welcher zwei Jahre im Collegium zu Hertford zugebracht hat, kaum zu verzeihen, und ich will aus dieser Veranlassung gleich mit einer Geschichte beginnen, welche Dich über jenes Wort erröthen machen wird. Du weißt, daß die Schiffsbaukunst bei den Hindu's eine Höhe erreicht hat, welche dieselbe mit der englischen in Eine Linie stellt. In Bombay stand der ganze Bau der Fahrzeuge viele Jahre lang unter der Aufsicht eines gewissen Dschemsidschi, eines geborenen Persi's, der sich vom gemeinen Schiffszimmermann zum ersten Baumeister auf den Werften der Compagnie aufgeschwungen hatte. Im Jahr 1800 wurde die erste Fregatte vom Stapel gelassen, die lediglich von Eingeborenen erbaut worden war, und ein rühmliches Zeugniß für deren Kunstfertigkeit ablegte. Während der Zubereitungen, das Schiff in See zu lassen, wozu der Gouverneur und alle Marineoffiziere eingeladen waren, ging Dschemsidschi einige Mal um dasselbe herum, und verfügte sich dann, in stiller Zufriedenheit über die mangellose Vollendung seines Werks, ganz ruhig in den untersten Raum, wo er auf die untere Seite der Kielschwinne**) folgende beherzigungswerthe Inschrift eingraben ließ: „Dieß Schiff wurde von elendem braunem Gesindel erbaut, im Jahr 1800." Mehrere Jahre wußte man von der Sache Nichts, bis das Schiff einmal auf die Werfte kam, wo Dschemsidschi der Inschrift erwähnte, und sie selbst zeigte.

Im Jahr 1810 wurde von eben diesem Mann das Linienschiff „Minden" von 74 Kanonen, erbaut. Nach der Ankunft in England ward dasselbe in Portsmouth von einer hiezu ernannten Commission aufs Genaueste untersucht und Dschemsidschi von der Admiralität mit einem kostbaren Gefäß, dessen Deckel ein Bild des Schiffes zierte, und einem sehr höflichen Glückwünschungsschreiben beehrt. Seit dieser Zeit sind auf den Werften von Bombay mehrere Linienschiffe von Eingeborenen nach den neuesten und erprobtesten Grundsätzen erbaut worden. Im Jahr 1820 empfahl die Regierung von Bombay dem Rath der Direktoren eine Bittschrift Dschemsidschi's um einen kleinen Strich unbebauten Landes zu einem Familiengut; er starb aber, ehe eine Antwort einlief. Noch von seinem Todbette richtete er einen Brief an die Regierung in Indien, worin er bat, daß diese einstweilen auf eigene Verantwortlichkeit ihm das Land zusichern möge, was denn, in Betracht der langen treuen Dienste des wackern Mannes, auch zugestanden ward, so daß er in der vollkommenen Zuversicht starb, sein Sohn werde das Gut erhalten; und so geschah diesem wirklich.

Wenn ein gemeiner Zimmermann sich dergestalt emporschwingen konnte, so ist leicht zu denken, daß unter den obern Classen Viele sich finden werden, die unsrer Berücksichtigung werth sind. In jeder Präsidentschaft giebt es eine Menge reicher und angesehener einheimischer Kaufleute, die bedeutende Versendungen machen, und ein hübsches Vermögen in ihrem Geschäft stecken haben. Viele derselben sind Eigenthümer großer Schiffe, die nach allen Theilen der Welt handeln, und welche zu befehligen selbst Offiziere von der britischen Marine kein Bedenken tragen. Im Innern des Landes wirst Du in allen angesehenern Haupt- und selbst Provincialstädten Bankiers und Wechsler finden, welche sehr ausgedehnte Geldgeschäfte betreiben, und von welchen Einige im Stand sind, Credit- und Empfehlungsbriefe zu geben, mit welchen ein Reisender getrost um die ganze Welt ziehen könnte. Ich führe diese Umstände bloß deßhalb an, um Dir zu beweisen, daß das indische Volk keineswegs jene Stufe von noch halber Barbarei einnimmt, auf welcher Du dasselbe glaubtest.

Nur durch freundliches Benehmen ist es möglich, das große Land mit unsern schwachen Kräften unangefochten zu regieren. Glücklicher Weise für uns und die Hindu's wird sehr jungen Europäern, oder solchen, welche mit Sitten und Bräuchen wenig bekannt sind, nur ein geringer Wirkungskreis zugestanden. Die indische Regierung ist so eingerichtet, daß die in mehrere Kasten zerfallende Bevölkerung von vielen Millionen zwar allerdings durch Europäer beherrscht wird, aber nur durch wirkliche

*) Fortsetzung von Nr. 56.

**) Ein Stück Zimmerholz, welches unmittelbar auf dem Kiel liegt, und worauf der Fuß des Masts ruht.

Beamte. Durch die Unerläßlichkeit einer Schule machen denn diese gewisser Maßen selbst eine Art von Kaste aus, und können erst, wenn sie sich über ihre Fähigkeiten hinlänglich ausgewiesen haben, im bürgerlichen oder Kriegs-Wesen eine irgend bedeutende Stelle erhalten. Denn wir stehen in Indien in einem solchen Verhältniß, daß die Regierung nicht wagen kann, ein wichtiges Amt ungeschickten Händen zu übergeben, und von Sinecuren weiß man beinahe Nichts.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Vierte Vorlesung.

Griechenland.

(Schluß.)

Anfänglich erinnerte noch die griechische Religion an den egyptischen und indischen Ursprung. Die Insel Samothrace, wo die ältesten Mysterien Statt fanden, hatte Gottheiten, deren Name noch heut auf die metaphysische Idee hinweist, welche man an dieselben anknüpfte. Auf dem jener Insel benachbarten Festlande, in Thracien, führte Orpheus religiöse Formen ein, die an den Orient mahnen. Gleichwohl schlug der Einfluß des Cecrops vor, und der Anthropomorphismus erhielt durchgängig das Uebergewicht.

Orpheus war Priester und Dichter zugleich. Man schreibt ihm eine Sammlung von Hymnen und einige Werke zu, worin sich Bemerkungen über Pflanzen und Steine, jedoch nur in Bezug auf die Theurgie, finden. Etwa um dieselbe Zeit soll dagegen Chiron den Eigenschaften dieser Naturgegenstände bereits nachgeforscht haben, um sie als Heilmittel anzuwenden. Orpheus wie Chiron kommen unter den Argonauten vor, welche nach Kolchis zogen, um dort das goldne Vließ zu holen. Wahrscheinlich stellt dieser Argonautenzug nicht eine einzelne Thatsache dar, sondern ist eher Ausdruck für den ganzen Verkehr, welcher sich auf dem schwarzen Meer mit den Völkern des Kaukasus gebildet hatte. Selbst Orpheus und Chiron möchten wohl nur eine dichterische Bezeichnung der ersten Versuche in den Künsten des Lebens seyn. Wie Dem aber auch sey; jedenfalls dient wenigstens das Geschlecht der Asklepiaden, welches bis zu dieser Zeit heraufsteigt, d. h. bis etwa ums Jahr 1300 vor Christus, wirklichen und wesentlichen Versuchen jener Art zum Ausdruck.

Ein Jahrhundert später ward der berühmte trojanische Krieg geführt, ein Kampf der Europäer mit den Asiaten. Homers Gedichte, die ums Jahr 950, also etwa 200 Jahre nach der Begebenheit selbst entstanden, zeigen, daß um diese (homerische) Zeit die Künste schon ziemlich weit gediehen waren. Schon kannte man die Metalle schmiden und härten, die Waffen mit dem Grabmeißel bearbeiten, und sie vergolden, Zeuge verfertigen, und dieselben glänzend färben; schon waren Sculptur und Malerei erfunden.

Die Ilias und Odyssee enthalten hie und da moralische Maximen; nirgends aber gewahrt man Spuren von einer philosophischen, ja nicht einmal von einer Religions-Lehre im eigentlichen Sinn des Wortes. Die Götter sind dort bloß schönere, stärkere Menschen, aber noch verwundbar, und von uns Andern bloß dadurch unterschieden, daß sie sich unsichtbar machen und in die Lüfte erheben können.

Die im Homer so häufige Vergleichung mit Naturgegenständen zeigt, wie richtig man damals schon die Art und Weise der Thiere beobachtet hatte. Wenn z. B. der Dichter einen von gemeinen Kriegern verfolgten Helden dem von Hunden (Schakals) angegriffnen Löwen vergleicht, so ist das Bild, das er von den Bewegungen des letztern entwirft, außerordentlich genau und treu.

Hesiod kann als Homers Zeitgenosse betrachtet werden, denn seine beiden Werke tragen den Stempel derselben Epoche. In seiner Theogonie sieht man den vollständigsten Anthropomorphismus der Götter; kaum daß in der Geschichte der Giganten und Titanen noch eine Spur von Pantheismus vorkommt. In seinen „Werken und Tagen" spricht er von dem Bau des Korns; der Zeit, wo man pflügen und ernten soll u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß er diese Zeit immer nach dem heliacischen Aufgang eines Sternes bestimmt, was beweist, daß wenn auch das Mondsjahr in Griechenland eingeführt war, dasselbe mindestens im häuslichen Leben wenig in Betracht kam, da seine Eintheilung seinen Gebrauch nothwendig unbequem machen mußte. Hesiod führt auch eine gewisse Anzahl Pflanzen an, und spricht über deren Eigenschaften.

So stand es um die Wissenschaften in Griechenland im neunten Jahrhundert vor Christus.

Während der Zeit vom trojanischen Krieg bis zu Homer und Hesiod gingen die Colonien nach Kleinasien ab. Sie wurden zur Auswanderung durch die Umwälzungen bestimmt, welche in Griechenland, zu Folge der Eroberung des Peloponneses durch die Herakliden, Statt hatten. Jonier, Dorier, Aeolier zogen aus, und gründeten in Asien eine große Anzahl von Städten, deren einige, wie Smyrna, Ephesus, Milet bald eine hohe Wichtigkeit erlangten.

Als hiemit auf beiden Seiten des ägäischen Meeres griechische Ansiedlungen sich befanden, gab die häufige Verbindung zwischen beiden Ufern dem Handel einen neuen Schwung und schaffte die Reichthümer des Morgenlandes in Fülle herbei. Die neugegründeten Städte waren bald im Stand, selbst wieder Colonien auszusenden, und mehrere dort herstammende Volkszweige ließen sich an den Ufern des schwarzen Meeres nieder.

Etwas über 200 Jahre nach der Eroberung des Peloponneses durch die Herakliden wurde Griechenland durch neue Unruhen in Bewegung gesetzt, welche zur Folge hatten, daß die Königswürde daselbst fast überall abgeschafft wurde. Diese Umwälzung veranlaßte neue Auswanderung, welche dießmal, der frühern entgegengesetzt, nach den Küsten Italiens ging, in das Land, welches sofort Groß-Griechenland hieß. Diese Ansiedlungen, die bald ungemein reich und ausgebildet wurden, beförderten wieder ihrerseits nicht wenig die Bildung des Mutterlandes.

Endlich nähern wir uns zwei Begebenheiten, welche großen Einfluß auf das Fortschreiten der Wissenschaft hatten, nämlich

die Wiederverbindung mit Egypten, als Pſammetich Griechen aus Kleinaſien in ſeine Heere aufnahm; und der Krieg der Perſer gegen die Griechen, wobei die Colonien in Kleinaſien erobert und Urgriechenland ſelbſt von den Feinden überſchwemmt ward, letzteres jedoch glücklicher Weiſe ohne Erfolg.

Etwa 600 Jahre vor Chriſtus hatte ſich Cyrus Mediens bemächtigt; ſein Sohn Kambyſes unterwarf Egypten, und hielt den Prieſterſtand dort ſehr danieder. Gewöhnlich ſind dergleichen Eroberungen ſonſt deßhalb weniger ſchädlich, weil die Sieger ſelbſt die Sitten und Bräuche der höhergebildeten Beſiegten annehmen; in Egypten aber konnte eine ſolche Vereinigung nicht eintreten, denn die Perſer ſtanden in Bezug auf Religion über den Egyptiern, wenigſtens über der Maſſe des Volks, und verfolgten den Bilderdienſt deſſelben mit grauſamen Strafen.

Derſelbe Grund machte das perſiſche Joch ſehr drückend für die kleinaſiatiſchen Griechen, welche zuerſt Darius, der Nachfolger des Kambyſes, ſich unterwarf. Die Sieger erſtickten dort den Aufſchwung der Künſte und der Poeſie, wie ſie in Egypten die philoſophiſchen und religiöſen Lehren unterdrückt hatten. Eben dieſe Eroberung des Darius aber warf eine Menge der Ausgewanderten nach dem eigentlichen Griechenland zurück, welche die Kenntniſſe, die ſie aus Egypten her beſaßen, mit dahin brachten. Denn ſobald die Pforten dieſes Landes durch Pſammetich geöffnet worden waren, hatten ſich Thales und andre Weiſe in der Schule der egyptiſchen Prieſter unterrichtet. Wenn alſo die Siege der Perſer Griechenland beunruhigten, ſchadeten ſie auf der andern Seite ſeinem Bildungsgang durchaus nicht, ja beförderten vielmehr denſelben.

Xerres, der Nachfolger des Darius, griff das eigentliche Griechenland an; aber er ward zurückgedrängt, und von dieſer Zeit an öffnet ſich die glänzendſte Epoche des griechiſchen Volks. Die Philoſophie, Anfangs in den kleinaſiatiſchen, ſpäter auch in den italiſchen Colonien gepflegt, concentrirte ſich endlich in Athen, und gelangte dort in wenigen Jahren zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Die griechiſche Philoſophie entſproß nicht von Einem Stamme, ſie iſt nicht gleichförmig, denn ſie war nicht einer einzigen Körperſchaft als Lehrfach überantwortet. Zwar ſtammt ſie zuletzt, obwohl durch verſchiedene Wege, mehr oder minder von der egyptiſchen Philoſophie ab; allein die Weiſen, welche aus dieſer Quelle ſchöpften, modelten, Jeder nach ſeiner Art, die von den Egyptiern mitgetheilten Lehrſätze, und gründeten verſchiedne Schulen.

Die älteſte oder joniſche Schule wurde von Thales ums Jahr 600 vor Chriſtus gegründet. Sie zählte in den Städten Kleinaſiens, wie Epheſus, Milet u. ſ. w. viele Anhänger. Der berühmteſte derſelben war Anaxagoras, der ums Jahr 500 ihre Grundſätze modificirte und nach Athen brachte.

Die zweite Schule iſt die des Pythagoras, der, ums Jahr 584 vor unſrer Zeitrechnung geboren, gegen das Jahr 850 thätig war. Auch er hatte von den egyptiſchen Prieſtern geſchöpft, und wich weniger von denſelben ab, als Thales. Er ſuchte ſogar ihre Verfaſſung einzuführen, denn, von Samos nach Crotona eingewandert, gründete er dort geheime Geſellſchaften, welche bald zu Unruhen Anlaß gaben, worin die meiſten ſeiner Anhänger das Leben verloren.

Die dritte oder eleatiſche Schule hatte ihren Namen von einer kleinen Stadt Lukaniens, wo ſie zuerſt aufkam. Ihr Gründer iſt Xenophanes, der, in Kolophon in Kleinaſien geboren, in der Folge nach Italien ausgewandert war. Dieſer ſcheint Nichts von den Egyptiern entlehnt zu haben; eher dürfte ſeine Lehre an Indien erinnern; es iſt die Lehre der Einheit, des reinen Idealismus.

Die vierte oder atomiſtiſche Schule, von Leucippus gegründet, verfolgte ein den Eleaten ganz entgegengeſetztes Syſtem. Sie war durchaus materialiſtiſch, und glaubte bloß an Materie und Bewegung.

Neben dieſen vier rein ſpekulativen Schulen lebte das Geſchlecht der Aesculapiaden, welche die Wiſſenſchaften lediglich zu praktiſchen Zwecken betrieben. Sie hielten beſonders auf Thatſachen, und ihre Methode, die ſpäter zum Vorbild diente, trug nicht Wenig zur Förderung poſitiver Wiſſenſchaften bei.

Die Menſchenfreſſer auf Sumatra.

Die Batta's ſind ein zahlreicher Volksſtamm auf Sumatra, welcher den ganzen Theil dieſer Inſel inne hat, der zwiſchen Acheen und Menang-kabu liegt und von der Nordküſte bis zur Südküſte reicht. Die Küſten ſind nur dünn bevölkert; im Innern ſoll aber das Volk ſo dicht ſeyn, „wie die Blätter in einem Walde.“ Sie haben eine regelmäßige Regierung, Volksberathungen, in denen Viele ſich durch glänzende Beredſamkeit auszeichnen; beinahe alle können leſen und ſchreiben, und ſie beſitzen eine eigenthümliche Sprache und Schrift. In der erſteren, ſo wie in ihren Geſetzen und Gebräuchen iſt der Einfluß der Hindu's nicht zu verkennen; doch haben ſie ihr eigenthümliches Religionsſyſtem; ſie erkennen einen einzigen höchſten Gott an, den ſie Dibata Aſſi Aſſi nennen, und unter ihm eine Trinität von großen Göttern, welche er geſchaffen hat. Sie ſind kriegeriſch, außerordentlich redlich und ehrenhaft in ihrem Verkehr und ſehr überlegt in Allem, was ſie thun. Das Land iſt vortrefflich angebaut, und Verbrechen ſind ſelten; und dennoch, ſo viel ſich auch zum Lobe der Batta's ſagen läßt, ſind ſie Menſchenfreſſer. In ihren Geſetzbüchern, die aus dem grauenſten Alterthum herrühren, iſt es geboten, daß in folgenden fünf Fällen der Tod durch das Aufeſſen eintrete: 1) zur Strafe für Ehebruch; 2) für nächtliche Räuberei; 3) in Kriegen von Wichtigkeit, d. i. von einem Diſtrikt gegen den anderen, wo die Gefangenen jenes Loos erwartet 4) für Zwiſchenheirathen in demſelben Stamme, die verboten ſind, weil alle Glieder deſſelben gemeinſchaftliche Voreltern haben; und 5) für hinterliſtigen Angriff auf ein Haus, ein Dorf oder eine Perſon. In allen dieſen Fällen gebietet das Geſetz, daß die Opfer gegeſſen werden, und zwar lebendig, nämlich, ohne vorher getödtet worden zu ſeyn. Ein förmliches Tribunal ſpricht über den Unglücklichen das Urtheil; und nachdem Dieß geſchehen iſt, trinken die Häuptlinge, die darin ſitzen, einander zu, welche Ceremonie eben ſo Viel zu bedeuten hat, als bei uns das Unterſchreiben und Siegeln des Urtheils. Zwei oder drei Tage vergehen darauf, um Zeit zu geben,

das Volk zusammen zu rufen; und in dem Falle eines Ehebruchs ist es nur dann erlaubt, die Strafe zur Vollziehung zu bringen, wenn die Verwandten des Weibes sich einverstanden erklären. An dem festgesetzten Tage wird der Gefangene vorgeführt und mit ausgebreiteten Händen an einen Pfahl gebunden. Der Mann oder die beleidigte Partei tritt hinzu und wählt sich den ersten Bissen, gewöhnlich die Ohren; die übrigen nehmen darauf der Rangfolge nach Jeder, was ihm gefällt, indem sie es mit dem Messer vom Leibe abschneiden. Nachdem Jeder seinen Theil erhalten hat, kommt die Hauptperson und schneidet dem Unglücklichen den Kopf ab, der als eine Trophäe nach Hause getragen und vor demselben aufgehängt wird. Das Gehirn wird sorgfältig in einer Flasche aufbewahrt, um zu Zauberei zu dienen. Das Fleisch wird theils roh, theils gebraten gegessen; aber es muß auf der Stelle verzehrt werden. Citronen, Pfeffer und Salz sind immer bereit, und Einige bringen sich auch Reis mit, um ihn zu dem Fleische zu essen. Viele führen Bambusrohre mit sich, die sie mit dem Blute füllen, um dasselbe zu trinken. Die Versammlung besteht bloß aus Männern, da es den Weibern verboten ist, das Fleisch von Männern zu essen; doch sollen sie sich zuweilen durch List einen Bissen zu verschaffen wissen. Man versichert mich, sagt Hr. Presgowie, der Verfasser des Journals, dem dieser Aufsatz entlehnt ist, daß Viele das Menschenfleisch jedem anderen vorziehen; doch sollen sie diesen Appetit nie anders, als bei den erwähnten gesetzlichen Gelegenheiten befriedigen. Besonders gilt das Innere der Hand und die Sohle des Fußes für eine Delicatesse. Als ich mein Erstaunen über einen so außerordentlichen Gebrauch aussprach, unterrichtete man mich, daß es in früherer Zeit sogar Sitte gewesen sey, seine Eltern aufzuessen, wenn sie zu alt zum Arbeiten geworden wären. Die alten Leute wählten den horizontalen Zweig eines Baumes und hängten sich selbst mit den Händen daran, während ihre Kinder und Nachbarn einen Kreis bildeten und um sie herumtanzten und schrien: „Wenn die Frucht reif ist, wird sie herabfallen.“ Dieß geschah in der Jahreszeit, wo die Citronen reif werden, und wo auch Salz und Pfeffer im Ueberflusse vorhanden sind. Sobald die alten Leute ermüdet waren und sich nicht länger halten konnten, fielen sie herab, worauf Alle sich mit ihren Messern auf sie warfen und sie wohlgemuth verzehrten. Dieser Gebrauch hat aufgehört; und es ist dadurch schon ein Schritt zur Civilisation gewonnen worden; doch kann man annehmen, daß noch immer jedes Jahr sechzig bis hundert Battas gespeist werden. Vor wenigen Jahren wurde der englische Resident zu Tappanoly bei einem Falle, wo einen Ehebrecher diese Strafe treffen sollte, eingeladen zugegen zu seyn; er lehnte Dieß ab, doch war sein Assistent und ein indischer Offizier gegenwärtig. Als sie zur Stelle kamen, fanden sie eine zahlreiche Volksmenge versammelt und den Verbrecher, wie gewöhnlich, mit ausgebreiteten Händen an einen Baum gebunden. Der Justizminister, der ein Häuptling von Rang war, trat mit einem großen Messer hinzu, welches er in der Luft schwenkte, während er sich dem Opfer näherte. Ihm folgte ein Mann mit einem Teller, auf dem sich eine Art Sauce befand, welche die Malaien Sambul nennen, eine Mischung von Citronensaft und Pfeffer. Er rief darauf mit lauter Stimme den beleidigten Ehemann auf und fragte ihn, welchen Theil er wähle; dieser antwortete: das rechte Ohr, welches sogleich mit einem Streiche abgeschnitten und ihm übergeben wurde. Er wandte sich damit um, zu dem Manne mit dem Teller, tauchte es in den Sambul und verzehrte es. Darauf fielen die übrigen Anwesenden über den Unglücklichen her, und Jeder schnitt sich von ihm herunter, was ihm gefiel, und verzehrte es auf der Stelle. Nachdem sie so schon einen großen Theil des Fleisches herausgeschnitten hatten, stieß ein Mann ihm ein Messer in das Herz, was aber nur aus Rücksicht auf die Gefühle der fremden Gäste geschah, da es sonst keineswegs der Gebrauch ist, einen Gnadenstoß zu geben.

Die letzten Tage der portugiesischen Constitution.

Unter den unzähligen Pamphlets, welche die ephemere Constitution von Portugal in das Leben gerufen hat, verdient eine kürzlich erschienene Flugschrift des Lords Porchester: The Last Days of the Portuguese Constitution (Lond. 1830. 8.) ausgezeichnet zu werden; da dieselbe nicht bloß, wie dieß gewöhnlich bei Gelegenheitsschriften dieser Art der Fall ist, ein loses Gewebe von Ansichten und Meinungen, sondern Das, worauf es uns wenigstens allein ankommt, eine Menge wenig bekannter, zweckmäßig geordneter und in mehr als einer Hinsicht schlagender Thatsachen enthält. Lord Porchester beweist, daß die portugiesische Verfassung bei allen Ständen gleich wenig beliebt war; bei dem höheren Adel, weil sie die Revenüen und Privilegien desselben nicht erblich machte und nicht hinreichend garantirte; bei dem niederen Adel, weil sie diesen von dem Zutritt zu der Pairskammer ausschloß; bei der Geistlichkeit, weil sie den höheren Clerus außerordentlich besteuerte und den ganzen Stand einer strengen Controlle unterwarf; bei den Beamten, weil sie diesen keine neuen Vortheile gab und die alte Eigenmächtigkeit durch Einführung einer gesetzlichen Ordnung beschränkte; und selbst bei den Bürgern und Bauern, denen sie alle möglichen Vortheile versprach, aber keinen augenblicklichen Ersatz für die Beleidigung alter Vorurtheile gewährte. Daraus folgt indessen nicht, daß die portugiesische Constitution, so wie die spanische von 1820, nicht den geringsten Keim von Stabilität in sich gehabt habe, wie der Verfasser schließt; immer sind es nur wenige edlere Naturen gewesen, welche die Sache der Freiheit und der Menschheit gegen den Druck des Eigennutzes und der Unwissenheit geschützt und gefördert haben; und die Frage, um welche es sich handelt, ist nicht die, ob das Volk willig war, die ihm angebotene freie Verfassung anzunehmen; sondern, ob diese Verfassung auch innere Kraft genug hatte, sich zu behaupten, wenn nicht Verrath und Gewalt von außen sie unterdrückt hätten; und diese Frage möchten wir, trotz Allem, was bisher zur Begründung des Gegentheiles vorgebracht worden ist, für Portugal so wenig, als für Spanien verneinen.

Der souveräne Fürst von Griechenland.

Da die französischen Journale gegenwärtig keine Zeit haben dürften, für unsre deutschen Zeitungen Auszüge aus dem Courtjournal zu machen, so geben wir ihnen die Nachricht, daß Se. K. Hoheit der Prinz Leopold die Annahme der Souveränität von Griechenland als Nichts betrachtet, was ihm die Verpflichtung auferlegte, dem Rang und dem Einfluß, den er in England durch seine Familienverbindung besitzt, zu entsagen; was man daraus schließen will, daß er noch keine Anstalten trifft, sein Landeigenthum, das in der Gegend von Claremont sehr bedeutend ist, zu veräußern oder die Domäne, auf die er von seiner Gemahlin her die Nutznießung hat, an die Krone zurückzugeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 86. 27 März 1830.

Caillés Reisen in Afrika. *)

1. Erster Ausflug in's Innere.

Im J. 1816 segelten zwei französische Fahrzeuge nach dem Senegal, die Fregatte Meduſa und die Gabarre Loire; auf der letztern, welche das berühmte Unglück ihrer Gefährtin nicht theilte, befand sich ein sechzehnjähriger Jüngling, welcher mit 60 Fr. in der Tasche und mit der Aussicht auf ein abenteuerliches Leben nach Rochefort gekommen war, um sich nach den africanischen Colonien einzuschiffen, die damals von England an Frankreich zurückgegeben wurden—René Caillé's. Leidenschaftliche Reiselust, welche die Geschichte Robinson's zuerst in ihm entzündet hatte; und der Anblick der Lücken auf den Carten Africa's, wo sich seinem Forschungsgeist ein unermeßliches Feld darbot, bestimmten ihn, diese Richtung einzuschlagen. Die Engländer machten damals verschiedene Versuche, in das Innere des Continents einzudringen und Caillé hoffte, sich einer ihrer Expeditionen anschließen zu können. Im Augenblick seiner Ankunft ging eine solche Expedition unter Major Peddie von Kakondy, einem Dorf an der Mündung des Rio Nunez, ab; der Almamy.**) von Timbo verweigerte jedoch der Caravane den Durchzug durch sein Land, und sie mußte noch froh seyn, daß sie von ihm gegen Erlegung einer bedeutenden Summe die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Mit Verlust vieler Menschenleben (die beiden Anführer, Peddie und nach ihm Campbell, nebst mehreren Offizieren, starben unter Wegs) und des größten Theils ihres Materials erreichten die Engländer endlich wieder Kakondy, von wo sie nach Sierra Leone unter Segel gingen. Bald darauf bildete sich eine neue Expedition unter den Befehlen des Major Gray. Weder Mühe noch Geld wurde gespart, um dieß Mal noch zahlreicher als das vorige Mal aufzutreten, und um dem furchtbaren Almamy von Timbo auszuweichen, beschloß man am Gambia hinauf zu ziehen. Allein es erging ihnen auch hier nicht besser; der Beherrscher von Bondu zeigte sich nicht günstiger, als der von Timbo. Unter dem Vorwand alter Verbindlichkeiten, welche die englische Regierung gegen ihn hätte, erhob er so viele Forderungen an Major Gray, daß dieser in Kurzem sich genöthigt sah, einen Offizier nach einer europäischen Niederlassung zu schicken, um seine erschöpften Vorräthe zu ergänzen. Caillé, der von all Dem Nichts wußte, und nicht zweifelte, daß Major Gray, der Leute brauchte, seine Dienste gerne annehmen würde, brach von Saint-Louis zu Land nach dem Gambia auf; er reiste in Gesellschaft von zwei Negern, welche so rüstige Wanderer waren, daß er neben ihnen herlaufen mußte. Die Strapazen, die er bei diesem kleinen Ausflug auszustehen hatte, schreckten ihn vom Weiterreisen ab, so daß er sich den Rath eines Freundes auf der Insel Gorée, der ihm freie Ueberfahrt auf einem Handelsschiff nach Gadeloupe anbot, gefallen ließ, und einen Abstecher nach Westindien machte. Hier blieb er 6 Monate; die Lektüre Mungo Park's hatte indeß seine Blicke wieder nach Africa gewendet, ein längerer Aufenthalt in den tropischen Ländern hatte ihn abgehärtet, er gab seine kleine Anstellung in Pointe-à-Pitre auf und kehrte über Bordeaux nach dem Senegal zurück. Es war gegen Ende des Jahrs 1818; Adrian Partarrieu befand sich damals gerade in Saint Louis, und schickte sich an, nachdem er dort für Major Gray die nöthigen Einkäufe besorgt hatte, seinem Anführer eine neue Caravane von 60 bis 70 Personen und 32 reichbeladenen Kamelen zuzuführen. Caillé, ohne von Partarrieu Mehr zu erlangen, als die einfache Erlaubniß, ihn zu begleiten, ging mit. Einige Geschenke an den Damel von Cayor verschafften ihnen in diesem Land eine gute Aufnahme; ja die Einwohner trieben in einzelnen Orten die Großmuth so weit, daß sie die gesammte Mannschaft mit ihrem Vieh freihielten; auch der Gastfreundschaft der Ghiolofer, deren König (Bour genannt) der Damel als seinen Oberherrn anerkennt, mochten sie sich rühmen; kurz außer den natürlichen Beschwerden einer Reise in diesem heißen Clima, welche noch durch den Durst erhöht wurden, den sie nicht selten litten, da die Kamele zu sehr mit Waaren beladen waren, als daß man ihnen hätte noch viel Wasser aufladen können, hatte die Expedition den besten Fortgang. Futa-Toro umgingen sie, indem sie etwas südlich ausbeugten. Wie gern hätten sie auch

*) Journal d'un Voyage à Tembocton et à Jenné, dans l'Afrique centrale, précédé d'observations faites chez les Maures Braknas, les Nalous et d'autres peuples, pendant les années 1824 — 1828, par René Caillé. Avec une carte itinéraire et des remarques géographiques par Jomard. Paris 1830, 3 Vol. (30 f.)

**) Titel mehrerer Souveräne dieses Theils von Africa.

in Bezug auf Bulibané, die Residenz des Almamy von Bondu, diese Vorsicht beobachtet; allein schon im zweiten Dorf dieses Reichs hatten die Einwohner Wink, sie keinen andern Weg nehmen zu lassen; was sie dadurch bewerkstelligten, daß sie ihnen Wasser und Lebensmittel versagten, obgleich das Land fruchtbar genug und auch mit Brunnen reichlich versehen war. In Bulibané hielt sie der Almamy erst einige Tage hin, und ließ sich von ihnen mit Geschenken aufwarten; als sie aber weiter wollten, erklärte er mit höflichem Bedauern, er müsse verlangen, daß sie durch Kaarta zögen, oder über Futa-Toro nach dem Senegal umkehrten. Nun fühlten sie aber eben so wenig Lust zu dem Einen als dem Andern; denn die Bewohner dieser beiden Länder standen im Ruf des Fanatismus; und sie waren schon im Begriff, sich mit Gewalt Bahn zu brechen, als fünfzig Bewaffnete die Brunnen besetzten, als von allen Seiten die Trommeln wirbelten und in weniger als zwei Stunden eine zahlreiche Armee zusammenströmte. Man knüpfte wieder Unterhandlungen an: der Almamy diktirte den Frieden: „über Futa-Toro oder kein Wasser"; es blieb keine Wahl übrig. Gleich einer langen Reihe Gefangener begab sich die Karawane auf den Rückmarsch. Schaaren von Reitern umschwärmten sie auf den Flügeln, um sie zu verhindern sich von der Straße zu entfernen. Offenbar betrachtete sie der Almamy bereits als eine gute Prise, die wenigstens seinen treuen Verbündeten in Futa-Toro nicht entwischen sollte; als daher die Nacht kam, beschloßen die Engländer ihres irgend möglicher Weise entbehrlichen Gepäckes sich zu entledigen, da es jetzt doch höchstens nur ihren Feinden zur Lockspeise dienen und sie selber beschweren konnte; es wurde deßhalb ein großes Feuer angezündet, worin — zum großen Aerger der Fulahs — Jeder seine sämmtliche Habe, die nothwendigsten Kleidungsstücke ausgenommen, hineinwarf. Von nun an waren sie genöthigt, um das Wasser förmlich zu markten — in der Art, daß sie gewöhnlich eine Flasche mit 6 Fr. bezahlten; und machten sie Miene, die ihnen von dem Almamy vorgeschriebene Route zu verlassen, gleich war es mit dem Wasser ganz aus. Sogar versuchte man einmal ihnen diese Straße abzuschneiden, die denn doch immer noch gegen den Senegal hinführte; zum Glück gewann Partarrieu einen Häuptling, der ihnen die theure Güte erzeigte, zwei Schläuche Wasser, die Flasche zu etwa 10 Fr., an sie zu überlassen. So gestärkt zogen sie weiter. Sie befanden sich jetzt ziemlich in der Nähe des Senegals, und es wurde von Portarrieu in Antrag gebracht, ob man sich nicht in der Nacht auf und davon machen wolle, um den Fluß zu erreichen; dagegen äußerte sich Gray: wenn es die Fula's merkten, meinte er, könnten sie es als einen Treubruch ansehen und schonungslos über sie herfallen; lieber wolle er sich mit einem Bedienten nach der französischen Faktorei in Bakel begeben und Hülfe holen. Diesen Entschluß setzte er in's Werk, trotz dem sehr einleuchtenden Gegengrund, daß Jene, wenn sie die Caravane ohne Haupt wähnten, auf jeden Fall sie angreifen würden. Als am folgenden Tag die Fula's seine Abwesenheit inne geworden, schrien sie Verrath, stießen furchtbare Drohungen aus und wollten auf sie Feuer geben. Da hatte Partarrieu den glücklichen Einfall, zu sagen, er habe sich mit Gray abgeworfen und werde um Alles in der Welt nicht mehr zugeben, daß ihn die Gesellschaft wieder aufnehme. Damit ließen sie sich für den Augenblick besänftigen. Gray war inzwischen wohlbehalten nach Bakel gelangt, dort konnte er aber Nichts bekommen als einige Neger; mit diesen schickte er sich an, die Andern wieder aufzusuchen; leider vergaß er Wasser mit zunehmen; am Weg traf er keines, und da er es anderswo zu finden hoffte, verirrte er sich in den Wäldern, und begegnete einem Haufen Fula's, der ihn leicht gefangen nahm. Es fielen bei dieser Gelegenheit einige Schüsse und mehrere französische Neger wurden gefährlich verwundet. Die Nachricht hievon kam der Caravane bald zu; Partarrieu, ohne Zeit zu verlieren, eilte nach dem Dorf, wo Gray saß; allein weder Bitten, noch Geschenke, noch Drohungen vermochten die Fulas, ihn frei zu lassen; vielmehr führten sie ihn nach der entgegengesetzten Richtung ab, um die Caravane dadurch zu bestimmen, ihnen dahin zu folgen. Diese hütete sich übrigens wohl, es zu thun, da dem Major damit Nichts geholfen und sie selbst nur um so unrettbarer verloren gewesen wäre. Sie setzte den Marsch unter denselben Plackereien gegen Norden fort. In Adgar nur noch $1\frac{1}{2}$ Tagreisen von Bakel entfernt, dachten die Engländer endlich in allem Ernste daran, sich der so lästigen Aufsicht des Feindes zu entziehen. Man machte Halt und lagerte sich unmittelbar vor dem Dorf, als beabsichtigte man hier längere Zeit zu verweilen; hierauf verfügte sich Partarrieu zu dem Häuptling des Orts, dem er den Wunsch ausdrückte, seine Kranken nach Bakel bringen zu lassen, um auf der Reise durch Futa-Toro desto ungehinderter zu seyn; davon wollte letzterer Nichts wissen, daher nahm jener nun zu einer List seine Zuflucht. Er hätte, sagte er, nicht genug Lastthiere, um all sein Gepäck fortzuschaffen; er bäte ihn also einen Theil seiner Kaufmannsgüter bei ihm in Verwahrung geben zu dürfen. Dagegen ließ sich keine Einwendung erwarten, ein solches Unterpfand war so gut als eine gewisse Beute. Der Häuptling willigte ein und Partarrieu ließ ihm sofort eine Anzahl Kisten, wohlverschlossen, zustellen; nur hatte er weislich die Waaren zuvor herausgethan und dafür Steine hinein legen lassen. Bekanntlich schreien die Kamele, wenn man sie beladet; um nun auch zu verhindern, daß der Feind durch diesen Lärmen aufmerksam würde, beunruhigte man die Thiere mehrere Nächte nach einander dergestalt, daß sie ihr Abschiedsgeschrei erhoben. Lassen wir Caillé selbst reden: „Nachdem man alle Vorbereitungen getroffen, wählte man eine finstere Nacht, und sobald wir Jedermann in Schlaf versunken glaubten, brachen wir auf, indem Alles stehen blieb, wie es war, Zelte und Pallisaden — selbst die Töpfe an dem noch brennenden Feuer, woran wir unser Nachtessen gekocht — damit die Feinde so spät als möglich unsern Abzug inne würden: eine Maßregel, deren geschickte Berechnung sich bald erwies. Ein Theil der Karawane bildete die Vorhut, und bahnte den Weg; ich war bei der Nachhut, die unter Führung Partarrieu's und eines [illegible]schen Sergeanten sich eine Stunde später in [illegible] Unsere Furcht entdeckt zu werden gab unserm Marsch [illegible] Ansehen der Flucht. Kisten und Betten lagen zerstreut umher; die Thiere selbst, als ob sie die Gefahr ahneten, schienen störrischer als je, schüttelten ihre Lasten ab und liefen quer Feld ein. Zwei

ödtlich lange Stunden bis wir unsre Vorgänger einholten! Kaum wagten wir daran zu denken, was aus ihnen geworden; schon wähnten wir sie überfallen, schon drohte uns dasselbe Loos. Von Zeit zu Zeit stießen wir ins Horn—ein Nothzeichen, das in Mitte von Nacht und Einsamkeit so kläglich klang, daß wir unwillkürlich schauderten; wenn wir nur Jemand gehört hätten, der uns darauf antwortete! Allein nicht das geringste Geräusch, nicht der Schrei eines Nachtvogels belebte das Gehölz, durch das wir mußten. Ueberall sahen wir Hinterhalt; jeder Strauch, jeder Baum verwandelte sich uns in einen Feind, der uns angrinste; jeder Zweig in eine Flinte, deren Lauf auf uns angelegt war. Wir gebrauchten ein äußerstes Mittel, uns in der Ferne vernehmbar zu machen, wir schoßen ein Gewehr ab. Das Echo, tausendfältig sich wiederholend, vermehrte unsere Bestürzung. Ich verglich unsre Lage mit der des Schiffsvolks der Medusa am Strand von Arguin; das Uebermaß der Angst flößte uns zuletzt den Muth der Verzweiflung ein und wir machten mit unsern Hörnern ein solches Getöse, daß wir Antwort erhielten. Mit welchem Eifer verdoppelten wir jetzt unsre Schritte! Es tagte, als wir unsre Kameraden einholten; die Besprechung, was weiter zu thun sey, war kurz. Wo wir auch hinblickten, drohte Gefahr; indem wir uns aber von dem Dorf, das wir in der Nacht verlassen hatten, mehr entfernten, rückten wir wenigstens dem Senegal näher—damit erklärten sich Alle einverstanden und um diesen Entschluß leichter ausführen zu können, ließ man Gepäck, Thiere, Effekten aller Art im Stich — ein solch panischer Schrecken hatte sich der Köpfe bemächtigt. Der anbrechende Tag enthüllte ein Dorf, das vor uns lag; doch die Einwohner schliefen noch, und so kamen wir unbemerkt durch. Der Weg fing an, steiniger zu werden, woraus wir auf die Nachbarschaft des Flusses schloßen. Die Aussicht, bald einmal wieder in vollen Zügen Erfrischung einzuschlürfen, machte unsern Durst nur noch brennender und unsern Geist nur noch verwirrter, so daß wir blindlings und gedankenlos dahin rannten — und Wer weiß, wo wir hingekommen wären, wenn wir nicht einen Neger gefunden hätten, den wir zwangen, uns den Weg zu zeigen; er führte uns an einem Feld vorbei, auf welchem mehrere Schwarze arbeiteten, die bei unserm Anblick sich flüchteten. Um 10 Uhr erreichten wir endlich den langersehnten Fluß und ungesäumt benützten wir eine Fähre, um über zusetzen, ohne es hoch anzuschlagen, daß uns an einigen Stellen die Flut bis an den Hals ging. So befanden wir uns also auf dem linken Ufer; es war aber auch hohe Zeit; denn Einige von uns waren noch nicht drüben, so erschienen bereits ganze Schwärme von Fula's, wüthend darüber, daß sie sich durch unsre Kriegslist hatten hintergehen lassen. Den Fluß zu passiren, wagten sie nicht; sie zählten aber auf unsre Einfalt und winkten Parlamentirer, zu kommen und sich mit ihnen zu verständigen. Dieser ließ ihnen dagegen zurück melden, sie könnten ihn in Bakel treffen, dort wolle er ihnen Audienz ertheilen. Da Dieß natürlich nicht nach ihrem Geschmack war, so gingen sie nach Haus; noch lag aber eine ganze Tagreise zwischen uns und Bakel, und so rathsam es seyn mochte, sie ohne Verzug zurückzulegen, so ließen doch unsre Strapazen es nicht zu, und wir mußten uns noch vor Nacht lagern. Wir schliefen in vollkommener Sicherheit, da wir uns auf die ausgestellten Wachen verließen; diese jedoch, ebenso ermattet als wir, ermangelten nicht, auch zu schlafen und Niemand wachte. Dessenungeachtet ging die Nacht ungestört vorbei und wir trafen am folgenden Morgen bei guter Tageszeit in Bakel ein, wo wir uns der humänsten Aufnahme erfreuten. Noch mehr, die Neger, welche sahen, daß ihnen Major Gray zu Nichts mehr nützlich seyn konnte, die Caravane wenigstens, wenn sie ihn auch als Geisel behielten, nicht mehr zurück zu bringen wäre, schenkten ihm die Freiheit; ja ihre Abgeordneten wurden unter den Canonen des Forts so freundschaftlich, daß sie uns sogar einen Theil der Gegenstände, die wir auf der Flucht verloren, und die sie aufgehoben hatten, zurück erstatteten."

Die Regenzeit, die jetzt anfing, verursachte, daß Krankheiten unter der Mannschaft einrißen; auch unsern Reisenden verschonte das Fieber nicht und er fuhr deßhalb auf dem Senegal nach Saint-Louis hinab. Hier erfuhr er, daß Major Gray, durch seine fehlgeschlagene Unternehmung noch nicht abgeschreckt, neue Einkäufe machen ließ, um zu versuchen, ob es ihm doch nicht am Ende noch gelänge, die Hindernisse zu überwinden. Aber auch dießmal scheiterten alle seine Bemühungen. Seine, Peddie's, Campbells und Tuckey's Expeditionen sollen England achtzehn Millionen Fr. gekostet haben! Um seine Gesundheit herzustellen schiffte sich Caillié nach Frankreich ein und erst erst im J. 1824 erscheint er wieder am Senegal. Jene unglückliche Expedition hatte indeß seine Reiselust nicht vermindert, und da er den Baron Roger, der so Viel für die Civilisation jener Gegenden gethan hat, an der Spitze der Colonialregierung wußte, so wandte er sich mit Vertrauen an ihn um Unterstützung. Caillié's ganze Jugendbildung bestand im Lesen und Schreiben; um aber in Africa zu reisen war die Kenntniß der arabischen Sprache und der Sitten der Eingebornen, namentlich der maurischen Kaufleute, unerläßlich. Diese konnte er sich bloß verschaffen, wenn er einige Zeit unter ihnen selbst zubrachte. Roger, der sich von Caillié's Jugend und Unerfahrenheit nicht Viel versprechen mochte, gab sich alle Mühe, ihm seine Plane auszureden. Da er aber nicht durchdrang und dieser zuletzt auf eigne Rechnung gehn wollte, so gab er ihm einige Waaren als Beitrag zu den Kosten seiner maurisch-muselmännischen Erziehung.

Das Leben des Generals Munro.

Ein Mann, von welchem Canning sagte, „daß Europa nie einen trefflicheren Staatsmann, und das an tapferen Kriegern so reiche Indien nie einen ausgezeichneteren Feldherrn hervorgebracht habe," verdient ohne Zweifel, daß wir einige Augenblicke bei seinem Andenken verweilen, wenn eine freundliche Hand uns näher mit den merkwürdigen Umständen seines Lebens bekanntz macht. Das Leben des General-Majors Sir Thomas Munro (The Life of Major General Sir Thomas Munro, by the Rev. G. R. Gleig, Lond 1830. 2 vols. 8.) ist großen Theils aus der Correspondenz und dem Nachlasse dieses ausgezeichneten Mannes zusammengestellt; und der Rest wird von dem Herausgeber auf eine so klare, einfache und

eindruckvolle Weise erzählt, daß wir das Ganze als einen der besten biographischen Versuche betrachten, die seit langer Zeit erschienen sind.

Sir Thomas Munro war der Sohn eines Kaufmannes zu Glasgow; er kam im Januar 1780 als Cadett in den Diensten der ostindischen Compagnie zu Madras an, und wurde daher gleich bei seinem ersten Eintritt in diese gefahrvolle Laufbahn mitten in die Kriege Heider Ali's und Tippo Saib's hineingezogen. Sieben Jahre lang befand er sich in der Civilverwaltung der Landschaften, welche Tippo abgetreten hatte, und später in der Administration anderer Gegenden, bis er zu dem wichtigen Amte eines Gouverneurs von Madras ernannt wurde, in welchem er starb.

Die Ansicht, die Munro's Leben uns von dem Benehmen der Engländer in Indien giebt, zeigt die Moralität der britischen Regierung eben nicht in dem glänzendsten Lichte; und vor allen Dingen geht daraus hervor, daß die glücklichen Erfolge derselben auf keine Weise einer guten und vernünftigen Verwaltung zu verdanken waren. Während auf der einen Seite Heider Ali durch höhnische Treulosigkeit auf's Aeußerste gebracht wurde, erreichte auf der anderen die Unordnung in den britischen Besitzungen durch die Raubsucht und Uneinigkeit der Behörden den höchsten Grad, und nicht eher wurden Vorbereitungen zu dem Empfang des Feindes getroffen, als bis die rauchenden Dörfer und die flüchtenden Einwohner seine Ankunft meldeten. Ganz ähnlich finden wir das Benehmen der Engländer gegen Tippo Saib; aber nach welchem Maßstabe sollen wir die Mäßigung und Gerechtigkeit der britischen Regierung beurtheilen, wenn Munro, der beide doch sonst nicht sonderlich zu rühmen weiß, bei Gelegenheit des Friedens mit Tippo sagt: Lord Cornwallis gewährte ihm den Frieden unter der billigen Bedingung, daß er die Hälfte seiner Besitzungen den Verbündeten abträte? Im Allgemeinen spricht Munro von den militärischen Talenten der britischen Feldherren in Indien nicht ganz mit der außerordentlichen Bewunderung, die denselben bisher in Europa geworden ist. Auch der Herzog von Wellington wird für seine Schlacht von Assaye einem strengen Tadel unterworfen; Munro's strategische Ideen scheinen der napoleonischen Schule anzugehören, die Alles auf schnelle concentrische Bewegungen berechnet.

Die Lage der einheimischen Bevölkerung von Indien ist bedauerungswürdig; in jedem Abschnitte des vorliegenden Werkes finden wir direkte oder indirekte Beweise von den Nachtheilen, welche das Monopol und eine schlechte Verwaltung für die Bewohner, so wie für die Besitzer des Landes hat. Während unzweckmäßige Gesetze es dem Volke vorbedächtig verbieten, England mit indischen Producten und sich selbst mit englischen Waaren zu versehen, werden die öffentlichen Beamten so schlecht besoldet, daß sie gezwungen sind, zu einem Raubsystem ihre Zuflucht zu nehmen, welches nun zwar allerdings die Räuber bereichert, aber das Land dafür auf eine Weise aussaugt, welche zuletzt nothwendig zu dem eigenen Verderben der habsüchtigen Herrscher gereichen muß. Sir Munro behauptet, daß — wenn die eingebornen Fürsten fortfahren, in der Kriegskunst dieselben Fortschritte zu machen, welche sie seit dem letzten halben Jahrhundert gemacht haben, in vierzig Jahren die britische Herrschaft in Indien ihr Ende erreicht haben wird. Er sagt: „In politischer Hinsicht sind alle unsere Besitzungen im Orient nicht halb so viel werth, als die beiden Mauritius gewesen seyn würden." Sofern diese Ansicht begründet wäre, könnten wir dem handeltreibenden Europa zum Voraus zu einer nahen Emancipation Glück wünschen.

Das alte englische Drama.

Vielen Freunden der altenglischen dramatischen Literatur wird es gewiß angenehm seyn, wenn sie von einem Unternehmen in Kenntniß gesetzt werden, welches ihnen eine Gelegenheit verspricht, ihre Bibliothek zu einem äußerst geringen Preis mit einer Reihe von Werken zu bereichern, die bisher nur Wenigen zugänglich waren. Es erscheint seit Anfang Februars zu London, unter dem Titel The old English Drama, eine Sammlung der seltensten vorshakspeare'schen Theaterstücke, von welcher alle vierzehn Tage eine Numer ausgegeben wird, die immer ein vollständiges Drama enthalten und nicht mehr als sechs Pence (achtzehn Kreuzer) kosten soll. Die erste Numer enthält eine alte Komödie Ralph Royster Doyster, die wenigstens sechzehn bis siebenzehn Jahre älter ist als Gammer Gurton's Needle, die in den Compendien der englischen Literatur gewöhnlich als das älteste englische Lustspiel angeführt wird.

Schenkungen an die französische Geistlichkeit.

Die französische Kirchenzeitung (gazette des cultes) hatte in der Numer vom 13 Juni 1829 eine Uebersicht der durch königliche Ordonnanzen genehmigten Schenkungen während der vier Jahre von 1825 bis 1828 mitgetheilt; woraus man ersah, daß das Vermögen der katholischen Kirche in diesem Zeitraum um 20,750,984 Fr. zugenommen hatte. Dazu kommt nun im J. 1829 ein fernerer Zuwachs von 4,268,927 Fr. 82 C. Der Ertrag dieses Jahrs war um die Hälfte geringer, als der von 1827 und 1828, und doppelt so stark als der von 1825 und 1826. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß in den sechs ersten Monaten von 1829 nur 10,440 Fr. in den sechs letzten Monaten, seitdem sich das Ministerium Polignac am Ruder befindet, 4,172,730 Fr. abfielen. Während desselben Jahrs kamen an die protestantische Kirche — in den Departemens Untere Charente, Dröme, Gard, Oise, Niederrhein und Seine — sieben Schenkungen im Betrag von 55,491 Fr. Wie hoch belaufen sich nun die Vermächtnisse an Spitäler? Auf 2,683,579 Fr. 82 C. — also etwa um die Hälfte niederer als die an den Clerus, während sie sich in den vier vorhergegangenen Jahren auf 17,263,505 Fr. (also etwa ¼ niederer als die an den Clerus) belaufen hatten. Die Stiftungen an Gemeinden? Auf 585,639 Fr. 50 C. Für öffentliche Erziehung? Auf 105,580 Fr. Für Leihhäuser? Auf 2,000 Fr. Im Departement der Seine ergaben sich in diesem Jahr: Vermächtnisse an den Clerus 29,631, an Spitäler 201,857, an Gemeinden 21,000 Fr. Schon im Jahr 1828 hatten in den Departemens Jura, Niederalpen, Vienne, Somme, Morbihan, dem Hauptsitz des Jesuitismus, die Schenkungen an den Clerus übermäßig zugenommen; dieselbe Progression zeigt sich im Jahr 1829. Das Departement Vienne erscheint mit 311,455, Morbihan mit 99,038, Somme mit 88,802 Fr. auf der Liste. Diese drei Schenkungen fanden während des zweiten Semesters Statt, keine einzige unter dem Ministerium Martignac.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 87 und 88. 28 und 29 März 1830.

Gemälde aus Mexico *).

Der vielseitige, galante Italiener Beltrami, welcher vor einigen Jahren — glücklicher als sein verstorbener Landsmann Belzoni in Bezug auf den Nil der Neger — die Quellen des Mississippi entdeckt haben will, wie er in seiner englisch geschriebenen Pilgerfarth durch Europa und Amerika (a pilgrimage in Europe and America etc. London 1828) der Welt auf anmuthsvolle Weise erzählte, tritt uns aufs Neue mit einem Werk über Mexico, als Fortsetzung der Pilgerfarth, entgegen, und zwar hat der Allgewandte dießmal die französische Sprache zum Mittel seiner Darstellung erkoren. Daß es dem neuen Buch, das, wie das frühere, an eine Dame gerichtet ist, an lebendigen Gemälden nicht fehlen werde, ließ schon jenes ältre Werk erwarten, und die Erwartung wird durch die Lektüre keineswegs vereitelt. Wir eröffnen den farbigen Bilderkreis mit dem

1). Golf von Mexico.

Am 3 Mai 1824 kündigte der Pilot an, das Wetter sey günstig, um die Anker zu lichten, und wir fuhren aus der südwestlichen Mündung des Mississippi aus, eben als eine andere Goelette einlief. „Woher?" rief dem Gebrauch gemäß unser Kapitän mit dem Sprachrohr. „Von Tampico." — „Wie stehts dort?" — „Sehr schlecht, und das gelbe Fieber beginnt wieder mit Macht." — Das war eine Nachricht, welche die Spazirfarth hätte abändern dürfen; aber Sie wissen ja, Gräfin, wie ich über das Verhängniß des Menschen denke: Ich folgte dem meinigen

In Golf von Mexico bemerkt man kaum ein periodisches Steigen und Fallen des Wassers, obwohl derselbe vom atlantischen Meer erfüllt wird, dessen Fluth an einigen Küstenstrichen im O der Vereinigten Staaten bis zur Höhe von 25 Fuß steigt und das Wasser der Flüsse auf 2 — 300 Meilen weit ins feste Land zurückdrängt. Es ist zu beachten, daß, wenn die Fluth auf den Spiegel des Mississippi denselben Einfluß hätte, wie auf den Lorenz, Hudson, Delaware, Chesapeak, die Mündungen sich wohl bis auf 4 — 500 Meilen über die Mündung hinauf erstrecken, und das ganze Land von Natches bis zum Meer in einen ewigen Sumpf verwandeln würden, insonderheit die Niederungen auf der rechten Seite des Stromes. Die reichen Pflanzungen in dieser Gegend, die zahlreichen Ansiedlungen, ja Neu-Orleans selbst verdanken also ihr Daseyn lediglich der unerklärten Erscheinung, daß es dort keine Fluth giebt.

Das Wasser des Mississippi behält den süßen Geschmack noch vier bis fünf Meilen jenseits der Ausmündung in den Golf; seine gelbe, tiberähnliche Farbe, giebt sich nach 30 Meilen weit in verschiedenen Schattirungen zu erkennen, deren Ton wechselt, je nachdem die See ruhig oder in Bewegung ist. Salzwasser soll weit schwerer seyn, als süßes. Der Strom muß also einen außerordentlichen Druck ausüben, da er in so weite Ferne das Meerwasser zurückdrängt, dessen Gewicht überdieß nach Versicherung der Gelehrten zunimmt, je mehr man sich der Linie nähert. Wiederum eine unerklärte Erscheinung!

Wir steuerten Anfangs gerade nach S. Der Grund, welcher uns diesen Umweg zu nehmen zwang, ist abermals ein Wunder. Zwischen den Wendekreisen weht der Wind jederzeit von Morgen gen Abend; erst jenseits derselben konnten wir also den für uns brauchbaren Wind gewinnen. Was hat man nicht schon geschrieben, um diese Richtung des Windes zu erklären! Wenn auch die entgegengesetzte Richtung des Erd-Umschwunges noch die lässigste Erklärung darbeut, so ist man wenigstens noch ferne davon, Gewißheit in der Sache zu haben.

Ruhig wehten die Lüftchen, die See war stille; reichliche Fischzüge vermittelst unsrer Hamen beglückten uns. Drei oder vier Tage nach unsrer Abreise von New-Orleans besaßen wir nur noch Pökelfleisch; Kajüte und Gesellschaft boten nicht den einladendsten Anblick. Hatte das Meer übel auf meinen Magen gewirkt, so war durch starke Getränke bei den übrigen Reisenden die gleiche Folge entstanden.

Am 8 Mai erhielten wir einen Besuch von guter Vorbedeutung. Schon wußten wir durch den Sextanten, daß wir nicht mehr gar ferne vom Ort unsrer Bestimmung seyn könnten, als die Ankunft einer Schwalbe uns die Hoffnung noch näher rückte. Vermuthlich hatte sie den Winter in Mexico zugebracht und war auf der Rückkehr nach dem Sommeraufenthalt in den Vereinigten Staaten begriffen. Ohne Schwierigkeit

*) Le Mexique par J. C. Beltrami, ex-conseiller à une cour royale de l'ex-royaume d'Italie. Paris. 1830. II. vol.

ließ sie sich fangen; sie ward mir eine liebe Gefährtin. Ihr Tisch war besser bestellt, als mein eigener; denn schon hatten wir Mücken im Ueberfluß; aber das arme Geschöpf starb am dritten Tage. Ich hatte ihr freien Flug gelassen; sie flatterte durch Fenster und Thüren; aber sie entfernte sich nicht; sie wollte bey mir bleiben. Welche Betrachtungen, Gräfin! und welche Erinnerungen ..... Ich ehrte ihren Tod und balsamirte sie, so gut mir möglich, ein, indem ich sie in eine hermetisch verschlossene Flasche legte, und mit ihr folgende Verse:

Dulcis avis, pavidis dum nobis littora dicis,
Incidit vitae stagmina Clotho tuae.
Dignum sit tibi funus. Condoleamus, amici!
Discite, quid nobis fata tremenda parant.

Gulfi Mexicani, nonis Maii 1824.
Lat. 23 gradu.

Am 12 glaubten wir eine Andeutung des mexicanischen Festlandes zu bemerken: Haifische, die ihre Beute nur immer in der Nachbarschaft der Küsten suchen, umringten unser Fahrzeug. Damit tritt eine andre große Erscheinung vor uns, die bedacht seyn will. Bei der Annäherung gegen das Land begegnet man nämlich einer reißenden Strömung, welche den Weg, woher wir kamen von S nach N durchschneidet. Sie tritt von den sogenannten Windinseln, (die ihren Namen von dem vorgenannten Wind haben,) in den Golf ein, zieht längs den Küsten von Columbien, der Ostseite von Guatimala, der Halbinsel Jucatan, den Küsten von Mexico, Texas, Louisiana hin und fällt durch den Canal von Florida wieder in das große atlantische Meer. Die Fahrt durch diese Strömung gegen das Land ist schwierig, zuweilen selbst nicht ohne Gefahr. Man muß oberhalb des Hafens, in welchem man anlegen will, in den Strom einlaufen, und zwar in sehr genau gemessener Entfernung, indem die Kraft des herrschenden Windes, die Gewalt der Strömung bei Berechnung der zu befolgenden Diagonale in Betracht kommt. Unser Kapitän ließ unsre kleine Galere gegen eine Sandbank laufen, drei Seemeilen überhalb der Ausmündung des Panuco, wohin wir eigentlich wollten: eine natürliche Folge seiner Unwissenheit! Es war einer der Yankees, die wie ich Ihnen früher gesagt, Gräfin, die östlichen Gegenden der Vereinigten Staaten verlassen, und jenseits der Alegenis sich ihren Aufenthalt suchen: eine Schaufel, eine Hacke, eine Schnur sind bei der Abreise ihr ganzer Reichthum. So war dann auch Jener ausgezogen, hatte aber in der civilisirten Welt in einem Jahr wieder verloren, was ein langer Aufenthalt in wilden Gegenden ihm eingetragen. Dieß wandelte ihn von einem Land- zu einem Seespekulanten um, und unglücklicher Weise mußten wir die Gefährten der Schule seyn, welche er auf der neuen Laufbahn durchzumachen hatte. Aber eben die Strömung, welche uns eine Zeit lang an die Bank festbannte, lösete uns auch wieder von derselben.

Fortwährend den Sand umrührend, zerstört sie die Bänke mit der nämlichen Leichtigkeit, womit sie dieselben aufbaut, und, neues Wunder! bald rührt sie den Sand nur auf der Oberfläche, bald nur auf dem Grund des Wassers um. Selten wird daher ein Fahrzeug, zumal ein so leichtes, als das unsrige, an diesen beweglichen Sandhäufen leck, es müßte denn der Wind die Gewalt des Anpralls noch bedeutend erhöhen.

Die Piloten kamen und nahmen uns in Obhut. Noch mußten wir östlich über die Strömung hinaus, und wieder mehr gegen S steuern; am vierzehnten passirten wir endlich die Barriere des Panuco. So heißt die Mündung dieses Flusses, weil sie durch die Strömung stets versandet wird; wie denn aus der nämlichen Ursache die Häfen der ganzen atlantischen Küste von Mexico nur für kleine Fahrzeuge zugänglich sind.

Noch mag der Anblick jener Mündung ziemlich so seyn, wie zur Zeit, als Cortes hier landete. Diese sonnenverbrannten Gestalten der Piloten und Zollwächter, bloß mit einem Hemde bedeckt, das im Wind weht, von so rauhem Zeug, als der Mann selbst; diese Vögel jeden Gefieders und jeder Stimme, von deren nie gehörtem Ton die Luft wiederhallt; diese Schwärme von Papageien aller Art, deren Natursprache ganz anders lautet, als diejenige, welche sie in Europa, in der Schule der Civilisation, erlernen; diese Pelikane und andre uns fremde Wassergeschöpfe; endlich die Kokosblätter, die Palmen, welche weithin den Schatten des zarten Laubes werfen; tausenderlei Bäume und Büsche von fremdartigem Ansehen: all Das könnte zum Glauben verleiten, eine neue Welt entdeckt zu haben. Aber die Täuschung währt nicht lange; drei bis vier Militäruniformen, so zerrissen sie auch sind, und eben so viele Flinten und Bajonette, so verrostet sie auch aussehen, mahnen Fracks nieder an Europa. — Man fährt den Fluß 2 — 3 Meilen hinauf und hält bei dem sogenannten Hafen von Tampico, wo das Wasser eine prachtvolle Breite hat und sichre Ankerplätze giebt. Hügel und Ebenen, Wiesen und Wälder bieten einen wechselnden Anblick, worauf aber das Aug zwischen halber Wildniß und halber Cultur vergebens einen Ruhepunkt sucht; das Auge, wie die Seele, liebt den Gegensatz zwischen zwei in sich selbst unvollendeten Zuständen nicht.

2) Das Fest des Crucifixes in Tampico.

Folgen Sie mir, Gräfin, nach Tampico Pueblo Viejo,*) wo jährlich am 25 Mai das Fest des Crucifixes mit großem Pomp begangen wird. Ich kam zeitlich genug an, um noch die Predigt mit anzuhören, welche von einem Franciskaner-Mönch gehalten wurde. Er sprach Viel vom heiligen Franciscus, Wenig vom Crucifix: jener war überall die Haupt-, der Gekreuzigte bloß die Nebensache. Mitten aus solcher Ketzerei schrie indessen der hochwürdige Vater gewaltig gegen die Ketzer, und sah mich mehrmals mit scharf prüfendem Blick an, was unter einem barbarischen, abergläubischen Volk eben nicht brüderlich, noch sonderlich beruhigend war. Ich gab den Blick auf eine Weise zurück, die dem Mönch die Auszeichnung entleiden sollte, welche er mir angedeihen ließ, er aber kam aufs Neue auf sein Geschrei zurück, als ich plötzlich durch eine Gottheit der Erde von ihm erlöst wurde. Ein hübsches, liebenswürdiges Mädchen,

*) Tampico theilt sich in drei bedeutend von einander entfernte Orte: Tampico de Santa Anna, Tampico Pueblo-Nuevo (wo Beltrami wohnte) und Tampico Pueblo-Viejo.

die „Nichte" eines Pfarrers in Tampico, trat in die Kirche, und alsbald hingen die Augen meines Ausspürers wie angenagelt an derselben: Nichts mehr jetzt von Ketzerei, vom Crucifix, vom heiligen Franz. Der Geistliche sprach nur noch von der Schönheit und Güte der heiligen Jungfrau. Das Volk, welches sich immer nach Dem wendet, der zuletzt kommt, oder sich unter einer blendenderu Gestalt zeigt, verlor mich aus dem Gesicht, und ich benützte die Gelegenheit mich sachte davon zu schleichen.

Der Zufall wollte, daß der hochwürdige Vater in dem nämlichen Haus zu Mittag speiste, wohin ich selbst geladen war. Ich zog den Vorfall in unsre Unterhaltung, und einige bedeutsame, in lateinischer Sprache angebrachte Winke über die Unziemlichkeit, einen Fremden zu umschnüffeln und einer Gefahr auszusetzen, hatten Entschuldigungen von seiner Seite zu Folge. „Ich hielt Sie," sagte er, „für einen Engländer." — „Aber, hochwürdigster Vater, sahen Sie denn auch damals Ketzer in den Engländern, als diese allein Ihnen zum Sieg über Napoleon verhalfen, und Sie zum Vers: salvum fac regem die Worte setzten: et Angliam et Anglos?" Damals sey er nicht in Spanien gewesen, entgegnete er, sondern in Mexico.

Nach Tisch stieg er im priesterlichen Gewand, mit seinem gewaltigen Banditenbart, ein schmutziges Schnupftuch um den Kopf gebunden, zum Hochaltar hinauf, machte das Crucifix los, erhob es, und verkündete den Gläubigen, daß der Moment nahe, wo der Gekreuzigte, wie alljährlich geschieht, die Augen öffnen werde. Drei oder vier alte Weiber, mit auf den Boden gelegtem Kopf und festgeschlossenen Augen, schreien wie Besessene, sie sähen das Wunder. Die übrigen Zuschauer, welche die Augen offen haben, machen Gesichter, als sehen sie von all Dem Nichts. Da ruft der hochwürdige Vater: „Unglück, Unglück über die Nichterwählten des Herrn!" und schreibt die Abgeneigtheit des Gekreuzigten, die Augen aufzuschlagen, den Jacobinos und Illuminados zu. Nicht mit Unrecht!

Lieblich ist die Legende von diesem Crucifix. Als einmal die Barbareskken an der spanischen Küste landeten und eine Stadt plünderten, schleppten sie neben andern Kostbarkeiten auch jenes Heiligthum mit weg: es fiel ihnen aber ins Wasser, und schwamm bis nach Amerika, zu den „neuen" Menschen, die reiner sind als die alten. Eines Tages sah man dasselbe auf den Wogen daher treiben, und lief hinzu, es heraus zu ziehen. Die Herbeieilenden waren jedoch „Weiße" und kein Geistlicher in ihrer Begleitung; daher es sich nicht auffangen ließ. Erst als Mexicaner dazukamen, schwamm es diesen von selbst in die Hände.

Vom Meeresufer wurde es in feierlichem Zug nach dem Pueblo gebracht, das nur drei Meilen, davon auf einem lachenden Hügel liegt, wo der Pfarrer es hat, seine Wunder zu vervielfältigen. Als man es aus der See zog, trug der Gekreuzigte ein blaues Band um den Hals. Sau Jago de Compostella und andre Heiligen haben ihre Ritter; warum also nicht auch das Cruzifix? Der Pfarrer war Dem zu Folge bemüht, einen solchen Orden zu verbreiten, und sehr angesehene Personen ließen sich in diesem Ende in ein Verzeichniß, genannt „das goldne Buch" einschreiben. An dem eben genannten Jahresfeste theilt der Geistliche die Ordens-Zeichen aus und empfängt dafür fromme Gaben für das Crucifix. Die Menge der Andrängenden ist so groß, daß er die kirchlichen Pflichten an diesem Tag mit einem Gehülfen theilen muß. Ueberall bewegten sich blaue Bänder, man hätte sich an die Tuillerien versetzt glauben mögen.

Gegen Abend sah ich den Spielen und Sprüngen einer Gaukler-bande zu, als eine Capa Magna des Pfarrers diesen Leuten zu endigen gebot: Der Tanz der Mexicaner selbst in der Kirche beginne. Auf diese Nachricht eilte ich mit dem Abgeordneten nach dem Gotteshaus. Schon machten dort die Frommen vor dem Schöpfer mehr Sprünge und Gliederverdrehungen, als die Gaukler vor den Geschöpfen zu Schau getragen hatten. Dieser gottesdienstliche Tanz ist ein Vorrecht, welches von jeher bloß die Ur-Bewohner Mexicos genoßen; es ist also nicht wahr, wenn die Geschichte sagt, die Spanier seyen die einzigen Privilegirten in den spanischen Colonien gewesen. Uebrigens müssen jene ein Stück Geld für jeden Tanz erlegen, und die priesterliche Habsucht macht somit aus der Gottesverehrung einen schmutzigen Erwerbszweig.

Caillés Reisen in Africa.

2. Aufenthalt unter den Braknas.

Wenn man von Saint-Louis über das Land nach der nördlich vom Senegal gelegenen Landschaft der Braknas sich begiebt, so hat man das Unangenehme, daß man oft bis an's Knie durchs Wasser waten muß, denn der Weg schlängelt sich mitten durch Sümpfe und Moräste, welche, aus den zahlreichen Armen (marigots) des Stroms entstanden, die Ebene durchschneiden. Dafür wird man aber entschädigt durch den Genuß einer ungemeinreichen Natur. Man kann sich nichts Schöneres denken, als diesen Teppich von Grün, dessen liebenswürdige Einförmigkeit durch zahlreiche Stauden mit einem bunten Schmuck von Kriechpflanzen gemildert wird. Am Charakteristischesten sind die kräftigen Mimosen, umwunden von den schlanken und biegsamen Asklepien und den mancherlei Arten von Cynanchen, welche, nachdem sie deren Gipfel erreicht haben, in Guirlanden sich niedersenken. Manchmal treffen sie mit andern Pflanzen zusammen, ihre Stängel umarmen sich, verschlingen ihre zahlreichen Zweige in einander und wölben sich zum luftigen Dach, durch welches das Auge von fern andere, eben so seltsame, eben so bewunderungswürdige Gruppen durchschimmern sieht. Eine herrliche Zugabe für den Reisenden ist der hier sehr verbreitete Patinarius, weil er nicht nur die Scene verschönert, sondern weil es sich auch im Schatten seines dichten Laubwerks lieblich ausruht. Zahlreiche Hirsen-, Baumwollen-, Wassermelonen-, Indigo- und Bohnenpflanzungen zeugen von dem Fleiß der Einwohner, wo aber auch der Boden nicht angebaut ist, könnte er es wenigstens seyn, zumal in den Niederungen, wo das Regenwasser längere Zeit stehen bleibt und, indem es den Verwesungsprozeß in dem üppigen Pflanzenreich beschleunigt, einen fetten Schlamm auf dem

schwarzen Sand zurücklegt. Freilich wird die Gesundheit des Landes dadurch eben nicht gefördert und es giebt in diesen Küstenstrichen Ortschaften, wo die Eingebornen regelmäßig während der Regenperiode das Fieber haben!

Jenseits des Senegals beginnt die Wüste. Anfangs geht es noch durch eine fruchtbare Ebene, und die grünbewachsenen Hügel mit den üppigen Thalgründen dazwischen nehmen sich sogar anmuthig aus. Aber bald verrathen die vom Ostwind emporgeblasenen Sandwolken, von denen man mit einem Staubregen überschüttet wird, die Nachbarschaft der großen Sahara, wenn auch das elende Sumpfwasser, das man ohne eine Mischung von Zuckersyrup nicht trinken kann, so wie die dornichte Grasart, von den Negern Chacham genannt, die dem Wanderer wie mit tausend Nadeln die Füße verwundet, noch an den Senegal erinnert. Das Wasser ersetzen einiger Maßen die Grewia, deren gelbe, klebrige, erbsengroße Frucht man kaut, und eine Pflanze, welche Caillié für eine Anone hielt, die einen Fuß hoch ist, und eine Frucht von der Größe eines Taubeneis erzeugt, deren säuerliches Fleisch sehr erfrischt. Der Baobab (adansonia digitata) wächst hier zu einer ungeheuren Größe empor.

Um sich einen Begriff von der dortigen Art zu reisen zu machen, ist zu bemerken, daß, wenn es regnete, die Mauren ihre Röcke (coussabes) auszuziehen pflegten, damit sie nicht naß würden. Der Regen war bei Nacht sehr kalt und ein Fremder, der sich an maurische Sitte hielt, wie Caillié, mußte in dieser Entkleidung nothwendig davon viel leiden. Dann stand ihm auch nicht die Bequemlichkeit wohlhabender Reisenden, ein Tragochse, zu Gebot, sondern während die Meisten von der Caravane ritten, lief er neben her. Ein fernerer Uebelstand für ihn ergab sich daraus, daß die Mauren eine Nüchternheit beobachten, die für einen europäischen Magen fast unerträglich ist; sie genießen Nichts als Milch, und bloß, wenn sie sich besonders gütlich thun wollen, eine Art Hirsenbrei, den sie Sanglé nennen. Von der gräßlichen Unreinlichkeit, die in ihrem Haushalt herrscht, darf man vollends nicht reden.

Caillié hatte den Mauren bereits seinen Entschluß, zum Islam überzutreten, erklärt. Natürlich lag ihm Alles daran, eine gute Meinung von sich zu erregen und sie zu überzeugen, daß dieser Entschluß aufrichtig sey. Dieß war keine leichte Aufgabe. Der Haß gegen Europäer ist zu tief eingewurzelt, als daß nicht jeder Proselyte mit Mißtrauen betrachtet würde. Obwohl Caillié nie ermangelte, sein neues Glaubensbekenntniß „Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet" herzusagen, so blieb er doch noch fortwährend mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Besonders schienen die Weiber und das Kindervolk auf ihn erbost. In einem der ersten maurischen Lager, in das er kam, versammelte sich Alt und Jung um ihn. Die Weiber, die hinter den Männern saßen, streckten zwischen den Beinen der letztern ihre Köpfe durch; bei jeder Bewegung, die der Gegenstand ihrer Neugierde machte, fuhren sie mit lautem Geschrei zurück, so daß die Männer in Gefahr geriethen, umgeworfen zu werden. Von seinen Führern zuvor gewarnt, den Kreis nicht zu verlassen, weil er sonst bestohlen werden könnte, setzte sich Caillié geduldig auf die Erde, deckte eine Negerschürze über sich, und erwartete, daß sich die Mauren entfernten. Half Nichts; man fuhr fort ihn zu quälen; die Frauen deckten ihn wieder auf; die kleinen Schelmen zerrten ihn, der Eine am Fuß, der Andere am Arm; oder sie stießen ihn mit dem Fuß und stachen ihn mit Stacheln. Einmal konnte er sich einiger grobzudringlichen Damen nicht anders erwehren, als daß er Einer von ihnen eine derbe Maulschelle versetzte. Sie wollten sich das Vorurtheil, daß er ein Christ sey, lange nicht nehmen lassen. Tahal ischuf el-Nesrani! (Kommt wir wollen den Christen sehen) riefen die Kinder, indem sie ihn mit Steinen begrüßten.

Im Lager des Großmarabuts des Königs, Mohammed-Sidy-Moktar, angekommen, hatte er ein ausführliches Examen über sein Herkommen, Vermögen und Bekehrungsvorhaben zu bestehen. Er erzählte also seinen Roman, wie er eine französische Uebersetzung des Korans fand und die göttlichen Wahrheiten desselben ihn durchdrangen; wie er längst wünschte, Muselmann zu werden, was aber sein Vater nicht zugab; wie er, nachdem dieser todt, seine Erbschaft in Geld verwandelt, und da er von der Weisheit der Braknas gehört, gesonnen sey, sich unter ihnen niederzulassen; einen Theil seines Vermögens, fügte er hinzu, habe er in Saint-Louis bei Hrn. Alain (einem hier vortheilhaft bekannten Kaufmann) hinterlegt, um, sobald er von ihnen als Glaubensbruder aufgenommen worden wäre, sich damit Vieh anzuschaffen. Der Großmarabut schien mit dieser Antwort zufrieden und erklärte sich bereit, die Sorge für seine Erziehung und seine Bedürfnisse zu übernehmen. Einige Geschenke vollendeten den günstigen Eindruck, welchen Caillié auf den Priester machte. Von ihm erfuhr er, daß er dem Scheich oder, oder wie ihn die Europäer betiteln, dem König vorgestellt werden sollte.

Indessen gestaltete sich das Land mehr und mehr zur Wüste; eisenhaltige Felsen, und Blöcke von weißem Marmor lagen umher; Schluchten durchfurchten die Fläche; den Boden bildete ein rother harter Sand; einzelne grüne Flecken waren mit Hirse*) bebaut. So war die Gegend beschaffen, in welcher der König Hamet-don sein Lager aufgeschlagen hatte, das sie am 8 September**) erreichten. Der Großmarabut ließ seinen Zögling zweimal baden (an Pfützen fehlte es nicht), ehe er ihn würdig fand, das Antlitz Sr. Maj. zu schauen. Der Monarch hielt gerade Sieste, als der Trupp anlangte, sobald er aber aufwachte,

*) Eine andere Frucht, die ohne Anbau wächst, und gleich der Hirse zur Bereitung des Sanglé dient, führt Caillié unter dem Namen Haze auf, und bemerkt dabei, daß es ein Holcus, vielleicht holcus sorghum sey. Man zeigte Caillié Schnitter, welche sich gerade mit der Ernte beschäftigten. Sie hatten jede einen kleinen Besen und zwei Körbe; in dem einen schüttelten sie die grasartigen Aehren solange, bis das Korn unten, der leichtere Spreu oben war; in dem andern bewahrten sie die gereinigte Frucht auf. Sonst läßt man dieß Getraide durch Ochsen niedertreten, schneidet es mittelst eines Kerbmessers ab, fegt es mit der Erde zusammen und reinigt es von dieser durch den Lapot, eine Wannette von Stroh, die man als Wanne gebraucht. Eine Arbeiterin liefert des Tages ihre 5 Pf., wovon sie ihren Bedarf in Abzug bringt.

**) Am 3 August 1824 hatte Caillié die Reise angetreten.

wurde Caillié gerufen. Mit einem huldvollen „Salam Aleikum" bot er dem Franzosen seine königliche Hand, und als ein Uebermaß von Gnade mußte dieser es ansehen, als er ihn gar in französischer Sprache anredete: Comment vous porter-vous Monsieur? Bien merci, Monsieur. Diese Worte, die er mehrmals wiederholte, und wobei er sich mit Frage und Antwort zugleich bemühte, erschöpften jedoch seinen Sprachschatz und die Unterredung mußte durch Vermittlung eines Negers, der etwas Französisch konnte, fortgesetzt werden. Sie drehte sich um dieselbe Fragen, die schon der Großmarabut gemacht, und um Erkundigungen nach Kaufleuten von seiner Bekanntschaft. Zum Abschied versicherte er ihn seines Schutzes, und da er bald darauf hörte, daß Caillié über Hunger klagte, ließ er ihn noch einmal rufen, ein Gebet hersagen, und ein Sclave erhielt Befehl, eine Kuh für ihn zu melken. Caillié, der auf eine nahrhaftere Kost rechnete, machte dem König bemerklich, daß er lieber Etwas essen möchte, ehe er tränke; denn er fühle eigentlich mehr Hunger als Durst — da brachen alle Anwesenden und der König selbst in ein unauslöschliches Gelächter aus, und Letzterer sagte ihm, er könne ihm sonst Nichts anbieten, da er selbst nie andere Nahrung als Milch zu sich nehme. Am folgenden Morgen ließ ihn auch die Königin vor sich und schickte ihm Milch zum Frühstück.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über Indien.

Dritter Brief.

Satára.

Es freut mich, daß Du die Hauptstadt bald verlassen willst. In den Briefen an Karl hab ich mich bereits über die Behandlung der Eingeborenen ausgesprochen, und könnte daher jetzt über diesen Punkt hinweggehen. Gleichwohl bist Du noch gar zu wenig bekannt mit den Sitten des Volks, und dürftest leicht in Ungelegenheiten gerathen, aus welchen es schwer ist, sich herauszuhelfen. Ich erinnere mich in dieser Beziehung eines traurigen Vorfalls, welcher einem jungen Mann begegnete, der allein zu seinem Regiment reiste. Er hatte sich eine Flinte angeschafft, und schoß, um sich zu üben, nach Allem, was ihm in den Weg kam. Eines Tages ruhte er in den Umgebungen eines Hindu-Tempels, in einem der äußern Gebäude aus, welche den Reisenden zur Unterkunft dienen. Er bemerkte mehrere Affen, eine von den Indiern hoch in Ehren gehaltene Thierart. Anfangs ergötzte er sich lange Zeit an ihren Sprüngen, und hätte er es nur hiebei bewenden lassen. Die Affen aber wurden in der Regel von den Priestern gefüttert, und kein indischer Reisender hielt seine Andacht in dem Tempel für vollständig, so lang er nicht einen Theil seines Mundvorraths jenen Geschöpfen abgetreten. Der Offizier, welcher hievon Nichts wußte, griff, als einer seiner Diener plötzlich rief, ein Affe habe das Brod gestohlen, nach der Flinte, drückte ab, und im Nu lag das geheiligte Thier todt zu seinen Füßen. Ein lauter Aufschrei einiger Bramineuweiber, welche eben in feierlichem Zug mit einem Opfer von Oel und Blumen in den Tempel getreten waren, zeigte deren Entsetzen an; sie rannten nach Haus und erzählten die Geschichte. Es dauerte nicht lange, so kamen die Priester des Tempels, von vielen Bewohnern des nahen Dorfs begleitet, und jagten den ungeladnen Gast unter lauten Verwünschungen aus dem Heiligthum, so daß er den Rest der heißen Tageszeit unter einem benachbarten Baum zubringen mußte. Aber Das war noch nicht Alles! Ein heiliger Wächter des Tempels war durch einen Unreinen getödtet, Blut war auf dem Boden des Gotteshauses vergossen worden, und sogar Blut einer Gottheit selbst! Eine Menge heiliger Gebräuche wurden den ganzen Tag hindurch vorgenommen, um den Zorn des Gottes zu sänftigen. Man sang Litaneien ab und verbrannte Weihrauch; die Zahl der Lampen ward durch freiwillige Beiträge der Einwohner vergrößert, und neun, neun Mal das Heilige von den Priestern umhergetragen, unter Vortritt von Sängerinnen, welche Hymnen ertönen ließen, die endliche Verzeihung der Gottheit für den begangenen Frevel zu gewinnen.

Glücklich, wenn sich das Trauerspiel mit diesem Schaugepräng geendigt hätte; aber, seltsam genug! der Offizier wurde bald nach der Abendmahlzeit von heftigen Leibschmerzen ergriffen, und starb in der darauf folgenden Nacht. Noch auf den heutigen Tag sind die Leute in jener Gegend überzeugt, daß er als Opfer des zürnenden Gottes gefallen sey. Auf hundert Meilen weit war kein Engländer in der Umgebung; der Leichnam konnte also nicht unparteiisch auf die Ursache des plötzlichen Todes untersucht werden; und die Hitze machte eine schnelle Beerdigung nothwendig. Nach dem Verhör seiner Diener aber, und den in der Gegend selbst angestellten Nachforschungen, ist es nur allzuwahrscheinlich, daß der junge Mann vergiftet wurde, und zwar, wie man beinah vermuthen muß, vermittelst seiner eignen Bedienten. Diese nämlich mochten, ohne daß sie selbst Etwas davon wußten, gar leicht Arsenik unter das Salz gebracht haben, zu welchem Glauben man um so mehr berechtigt ist, als die Ingredienzien zum Essen erst nach Tödtung des Affen gekauft wurden.

Kein Thier steht bei den Indiern in so hoher Achtung, als die Kuh, obwohl man sich täuscht, wenn man glaubt, es werde derselben wirklich religiöse Verehrung zu Theil. Allerdings aber dient sie nicht selten zum Zeichen, um die feierlichsten Eide zu bekräftigen. Ich selbst habe gesehen, wie ein solches Thier in einen indischen Gerichtshof gebracht wurde, die Bramines mit Auflegung der Hände auf dasselbe schworen, und es zum Zeugen ihrer Wahrhaftigkeit anriefen. Der fromme Hindu hat eine Art kindlicher Anhänglichkeit zu dem Geschöpfe, das ihn Tag für Tag mit Nahrung versorgt. Durch die liebreiche Art, womit jede indische Klasse die Kühe behandelt, werden dann diese selbst ungemein wohlgezogen und fügsam, so daß man sprichwörtlich von einem guten, sanftmüthigen Menschen sagt: „er ist mild, wie eine Kuh." Im Alter wird die Kuh fortwährend von der Familie, in welcher sie von Jugend an war, gehegt und gepflegt; denn selbige einem Schlächter zu verkaufen, würde der Hindu ungefähr eben so ansehen, als sollte er sein eigenes Kind ermorden. Der Abscheu, welchen sie vor dem Schlachten der Kühe haben, mag genugsam daraus abgenommen werden, daß bei jedem Vertrag, den hindustanische

Fürſten mit Europäern oder Mohammedanern ſchließen, immer zur ausdrücklichen Bedingung gemacht wird, letztere ſollen in den Staaten der erſtern kein Rindvieh ſchlachten. Unter den Peſchwa's ward das Tödten einer Kuh ſtreng geahndet, und ich ſelbſt kenne ein Beiſpiel ſehr harter Strafe an einem Mann, der noch jetzt bisweilen in unſre Stadt kommt. Der arme Menſch, damals ein Kleinpächter, hörte Nachts ein Geräuſch in einem ſeiner Wirthſchaftsgebäude, und eilte, da ihm wenige Nächte vorher einige Waizengarben weggekommen, ſchnell herbei, um den Dieb zu faſſen, der aber dießmal bloß eine Kuh war. Im Dunkeln that er mit einem Säbel, den er mitgenommen hatte, einen Hieb, welcher das Thier gerade in die Lenden traf, ſo daß es daran ſtarb. Der Beſitzer der Kuh, ein Bramine, brachte die Sache vor die Behörden, und der Pächter wurde verurtheilt, die linke Hand zu verlieren. Noch lebt er in dieſem verſtümmelten Zuſtand, und, merkwürdig genug! obwohl er weiß, daß wenn ihm eine große Geldſumme zu Gebot geſtanden, er die Strafe hätte abkaufen können, betrachtet er dieſe doch keineswegs als ungerecht, wenn auch freilich als ſehr ſtrenge.

Dem Stier wird wirklich göttliche Ehre erwieſen, und in den meiſten angeſehenern Städten Hinduſtans wirſt Du zahme Bullen treffen, die von Fett ſtrotzen, und ſich, zum Hinderniß der Fußgänger und Wagen, der Länge nach mitten in Straßen und Landwege hinlegen. Sie werden vom Volk genährt, oder vielmehr ſie nähren ſich ſelbſt, denn ſie ſtrecken ihre Köpfe unbedenklich in jeden Korb voll Korn oder Pflanzen, welche zum öffentlichen Verkauf ausgeſetzt ſind; und wenn man ſie auch durch Wedeln mit Schnupftüchern oder ſonſt auf eine ſanfte Art wegzutreiben ſucht, ſo würde doch nie ein Hindu es wagen, ihnen einen wirklich gefährlichen Streich beizubringen. Ja, ſo lächerlich es für uns lautet, Du kannſt häufig ſehen, daß, wenn ein Hindu einen Stier etwan auch noch mit ein Paar derben Püffen ins Geſicht oder auf den Rücken von ſeinem Korb wegtreibt, er ihn doch zugleich mit dem ehrfurchtsvollen Titel Maradſch! Maradſch! anredet, was ungefähr „Euer Heiligkeit!“ oder „Euer Hochwürden!“ ſagen will. Woher dieſe göttliche Verehrung komme, iſt ſchwer zu ergründen; genug ſie iſt einmal da.

Auch der Affe, das Abbild des Helden Honuman, welcher das Heer des Ram gegen den Rieſen Rawun führte, wird göttlich verehrt, und ebenſo der Pfau, der Vogel, welcher Schirospotty, die Tochter Brama's, durch die Lüfte trägt, und der braune Adler oder Geier, auf welchem Schiwa durch die Himmel einherfährt. Unter den Gewürmen gehört auch die höchſt giftige Schlange, die Cobra-da-Capello, hieher. Dieſe wird hie und da in Tempeln gehalten, wo die Prieſter ſie mit Milch und Zucker füttern, und ein bewundernswürdiges Beiſpiel geben, wie durch gütige Behandlung ſelbſt das feindſeligſte Weſen gewonnen werden kann. Ich habe ſelbſt geſehen, wie dieſe tödlichen Geſchöpfe auf das Blaſen einer Pfeife aus ihren Löchern in den Tempeln hervorkamen, und aus der Hand der Menſchen fraßen, ſo zahm, als irgend ein Hausthier.*)

*) Der Globe, vom 14 März d. J. enthält folgende Notiz über die indiſchen Pflegehäuſer für Thiere, welche bei dieſer Gelegenheit angeführt werden kann: Alte Nachrichten über die Gegenden dieſſeits des Ganges behaupten, daß die Indier Thierſpitäler unterhielten, und die Frommen des Landes ſich zuweilen freiwillig hergäben, das auf dem menſchlichen Körper vorkommende Ungeziefer zu ernähren, indem ſie ſich demſelben eine Nacht lang überlaſſen. Letzterer Umſtand wurde ſchon vor geraumer Zeit durch die Bewohner der Stadt Surate beſtätigt; neueſter Zeit erhielt man auch über das Daſeyn von Pflegehäuſern Gewißheit, worin jede Thierart ohne Unterſchied aufgenommen und gehegt wird. Der aſiatiſchen Geſellſchaft in London ward in dieſer Beziehung ein umſtändlicher und zuverläſſiger Bericht von Burns, einem Offizier in der Bombay-Armee, mitgetheilt. Hier etwas Näheres aus demſelben:

Das von den Banianen zu Surate gegründete Stift enthielt im Jahr 1823 eine Menge kranker Thiere; beſonders Kühe und Büffel; aber auch Schafe, Ziegen, Hähne, Hennen, die an irgend einem Uebel litten. Keine Thierart iſt von der Aufnahme ausgeſchloſſen; alle, ſo viel ihrer auch ſeyn, und woher ſie kommen mögen, finden dort ihre Pflege. Am Eingang des Spitales ſieht man ein 25 Fuß langes hölzernes Gebäude, deſſen Boden etwa 8 Fuß über die Erde erhaben iſt. Hier wird ein zahlloſes Heer ſolcher Inſekten mit Korn genährt, welche ſonſt an den elendeſten, ſchmutzigſten Orten vorkommen. Ihre Menge iſt ſo groß, daß, wenn man auf das ekelhafte Behältniß hinblickt, man von dem reichlich ausgeſtreuten Futter gar Nichts bemerkt, ſondern bloß eine große, geſtaltloſe, lebendige Maſſe ſieht.

Burns verſichert, daß ähnliche Pflegehäuſer in allen großen Städten des weſtlichen Indiens ſich befinden, und nennt unter andern die Stadt Aryar in Kutſch, wo er unter den Nebengebäuden eines Tempels ein Ratten-Haus ſah, das wenigſtens 5000 dieſer Thiere enthielt, welche regelmäßig mit Mehl gefüttert wurden, das man vermittelſt einer von den Bewohnern der Stadt erhobnen Steuer anſchaffte.

Den indiſchen Göttern werden Opfer von Blumen, Oel, zerlaſſener Butter, von Reis, der mit röthlich-gelbem Pulver gefärbt iſt, und von getrockneten, eingeſalzenen Nüſſen gebracht. Häufig ſalbt, und zuweilen ſchminkt der Prieſter ſogar dieſe Götterbilder; es iſt kaum nöthig zu ſagen, daß man gegen die Anſichten der Hindu's ungemein verſtößt, wenn man ſich den Bildern zu ſehr naht, oder ſie gar berührt. Bemerkt aber muß hier werden, welch außerordentlichen Abſcheu die Hindu's gegen das Ausſpucken haben, und daß es für die größte Beleidigung gilt, an irgend Etwas, das man ihnen darbietet, vorher die Zunge zu bringen. Höchſt ungern nehmen ſie einen mit einer Oblate verſiegelten Brief an, wenn dieſe zuvor im Mund genetzt worden iſt, daher zu dieſem Endzweck ſtets ein kleines Gefäß mit Waſſer auf dem Schreibepult ſteht. Bei Mohammedanern gilt das Spucken auf den Boden noch überdieß als ein abſichtliches Zeichen von Schimpf und Hohn, wofür gewöhnlich auf der Stelle Rache genommen wird. Man ſpucke alſo ja nicht in einem Zimmer, wo ein Eingeborner ſitzt, oder gar in Tempeln und Moſcheen, oder in den prächtigen Mauſoleen mohammedaniſcher Könige und Prinzen aus. Bei derlei Gelegenheiten nehme ich immer meine Schuhe, als Zeichen der Ehrfurcht, ab, daher mir denn auch nie ein Hinderniß in den Weg gelegt wird, meine Neugierde zu befriedigen. Auf der andern Seite ſind mir aber auch ſchon Einige von unſern Landsleuten

vorgekommen, die ein solches Merkmal der Ehrerbietung für unwürdig hielten, und, da sie sich gleichwohl keiner Beleidigung durch rücksichtloses Eindringen aussetzen wollten, vorzogen, oft die merkwürdigsten und schönsten Gebäude nicht zu sehen. Nicht enthalten kann ich mich bei dieser Gelegenheit das Benehmen eines Hindu Radschas anzuführen, welches gegen das gewöhnliche der Europäer einen scharfen Abstich bildet. Er war aus seiner Hauptstadt gekommen, um dem Gouverneur der Präsidentschaft einen Besuch zu machen, wo er dann auch eine Menge öffentlicher Gebäude besichtigte, wie z. B. Zeughäuser, Manufakturen u. d. gl. in welche er, da er keine Fußteppiche vorfand, ohne die Schuhe auszuziehen eintrat. Bei der Kirchthür aber, wo er Jedermann den Hut abnehmen sah, wandte er sich zu einem der Herren, die ihm zur Begleitung beigegeben waren, und sagte: „Vielleicht muß ich hier die Schuhe ausziehen?" „Wir entblößen hier zum Zeichen unsrer Ehrerbietung das Haupt," war die Antwort. „Ach ganz recht!" rief er, „es ist das Gotteshaus!" und sogleich zog er die Schuhe ab, und er, wie sein ganzes Gefolge, traten baarfuß in die Kirche.

Die Annalen von Radschastan.

Die Quellen und Hülfsmittel, die wir für die Geschichte von Indien besitzen, sind so dürftig, daß jeder neue Zuwachs derselben, wenn er auch durch die albernsten antiquarischen Träume entstellt wird, uns nicht anders als willkommen seyn kann. Tod's Annalen und Alterthümer von Radschastan (Annales and Antiquities of Rajasthan or the Central and Western Rajput States of India, by L. C. James Tod, late Political Agent to the Western Rajput States, Lond. 1829. 4.) verbreiten das überraschendste Licht über ein bisher noch beinahe völlig unbekanntes Gebiet; und wir wollen die mythologischen Hypothesen, mit denen der Verfasser uns ein gut Theil verfolgt, daher gern den vielen unerwarteten Aufschlüssen, die wir ihm verdanken, zu Gute halten.

Radschastan oder Rajportana umfaßt einen Raum von acht Graden der Breite und neun der Länge, oder eine Fläche von ungefähr 350,000 engl. Quadratmeilen. Dieß weite Gebiet wird durch das Thal des Indus im Westen, durch Bundelcand im Osten, durch die sandigen Landstriche, die unter dem Namen der Jungulbes bekannt sind, im Norden, und durch die Vindyaberge im Süden begrenzt; bewohnt wird es durch ein Volk, welches sich selbst ein Geschlecht von Königen nennt — denn Dieß bedeutet der Name Rajput — einen Stamm fremder Eroberer, nach Tod, die von den Bergen im Norden herabstiegen und die eingebornen Hindu's ihrem königlichen Joche unterwarfen. Der Stolz auf diese Abkunft bleibt bis auf den heutigen Tag oft das einzige Erbe des Rajput. Er verschmäht es, den Pflug zu lenken, ja selbst die Lanze zu führen, außer zu Roß; und die Achtung, mit welcher er von seinen Obern behandelt wird, so wie die Ehrerbietigkeit der niederen Stände, befestigen und erhalten ein Gefühl in ihm, welches wir als die Grundlage seines Charakters betrachten müssen. Indessen sind auch in seinem eigenen Stande die Abstufungen des Ranges sehr scharf bezeichnet; und die feinen Unterscheidungen, die bei der Ertheilung von Auszeichnungen aller Art beobachtet werden, können nur in einem hochgebildeten und vielleicht bereits verbildeten Zustande der Gesellschaft ihren Ursprung genommen haben. Ein Rajput höheren Ranges ist berechtigt, ein Banner zu führen, mit Pauken in seinem Gefolge, Herolde oder Männer mit silbernen Stäben vor sich her schreiten zu lassen; und außerdem hat er Ansprüche auf gewisse Geschenke und Vorrechte, die ihm für die tapferen Thaten seiner Voreltern verliehen worden sind. An dem Hofe seines Fürsten erinnert uns sein Benehmen an die wilde Kühnheit des europäischen Lehnwesens; und wenn nicht einige Förmlichkeiten bei seinem Empfange ihn auszeichneten, könnte man leicht den Herrscher mit seinen Vasallen verwechseln. Einmal in jeder Woche muß der Häuptling, der eben den Dienst am Hofe hat, mit seinem Gefolge die Wacht im Palaste beziehen. Sobald er vor demselben ankommt, hält er unter dem Balcone, von welchem der Fürst seine Begrüßungen durch ein leichtes Kopfnicken erwiedert. Darauf begiebt er sich in den Audienzsaal, wo Teppiche für ihn und seine Freunde ausgebreitet sind, und in der Regel eine Einladung, das Mittagsmahl des Fürsten zu theilen, ihn erwartet. Die Privilegien dieser mächtigen Aristokratie sind oft erblich. Wenn ein Rana von Udipur die Hauptstadt verläßt, so fällt die Regierung der Stadt und die Obhut über den Palast auf den Häuptling von Salumbra. Von demselben Großen wird der Fürst bei seiner Thronbesteigung mit dem königlichen Schwerte umgürtet; und empfängt die Waffe, welche das Zeichen seiner Würde ist. Die bestehenden Gesetze über die Thronfolge legen jeder Usurpation der obersten Gewalt von Seiten dieser Häuptlinge unübersteigliche Hindernisse in den Weg; doch können Männer von Talent dieselben immer, wenn nicht überwinden, doch umgehen. Der Vorfahr des gegenwärtigen Häuptlings von Salumbra erhob die Fahne der Empörung, indem er einen Prätendenten auf den Thron zum Vorschein brachte; als dieser aber fremde Hülfe für sich gewann, kehrte er aus Vaterlandsliebe wieder zu seiner Pflicht zurück und vertheidigte die Stadt mit dem ausgezeichnetsten Muthe. In Marwar besaß ein anderer Häuptling ähnliche Macht. Es war eine gewöhnliche Prahlerei des Sings, des Häuptlings von Pokurna, der die Gewohnheit hatte, von fünfhundert Begleitern umgeben, in dem großen Saale des Palastes zu schlafen: daß der Thron von Marwar in der Scheide seines Dolches stecke. Diese verwegene Rede war, wie man sich leicht denken kann, das Todesurtheil für eine der Parteien. Der Häuptling wurde ergriffen, und als das Schwert des Scharfrichters über seinem Haupte schwebte, fragte der Fürst: „Nun, Verräther, wo ist jetzt die Scheide, in welcher das Wohl von Marwar steckt?" — „Bei meinem Sohn zu Pokurna," antwortete der Verurtheilte, und im nächsten Augenblicke rollte sein Haupt die Stufen des Palastes hinab. In Kotah und Dschessalmir besitzen die Minister unumschränkte Macht, und der Fürst ist Nichts als eine Staatspuppe.

Erbliche Privilegien, wie jenes, die Vorhut des Heeres anzuführen, werden zuweilen von mehreren Stämmen einander streitig gemacht; und in dem Leben Jehanguirs begegnen wir einem Falle dieser Art, der den ritterlichen Charakter der Rajputs in ein glänzendes Licht setzt. Ontala, eine wichtige Grenzfestung, sollte gestürmt werden; und es fand sich dabei die Schwierigkeit, daß zwei Stämme, die Tschondawuts und die Sucktawuts, mit gleicher Hartnäckigkeit darauf bestanden, daß es ihnen zukomme, das Vordertreffen zu bilden. Endlich entschied der Rana, daß das Recht der Vorhut dem

Stamme zufallen sollte, welcher zuerst in die belagerte Festung eindränge; und auf dieses Wort rannten die wetteifernden Geschlechter vereinigt zum Sturme. Beide Parteien kamen zugleich vor der Feste an; und die Sucktawuts versuchten jetzt die Thore zu sprengen, die Tschondawuts, die Mauern zu ersteigen. Der Häuptling der ersteren verließ sich hauptsächlich auf die Stärke des Elephanten, welchen er ritt; aber das Thier wurde durch die vorragenden Eisenspitzen abgehalten, seine ganze Kraft anzuwenden; und mitten unter diesen vergeblichen Bemühungen hörten sie das Siegesgeschrei ihrer Nebenbuhler. Zur Verzweiflung getrieben stieg der Häuptling von seinem Sitze, legte sich mit seinem Leibe auf die Spitzen und befahl dem Elephantentreiber bei Todesstrafe noch einen Versuch zu machen. Der Mann gehorchte, die Thorflügel gaben nach, und der ganze Stamm stürzte über den zermalmten Leichnam seines Anführers in die Stadt. Aber selbst diese außerordentliche That vermochte den Sucktawuts nicht die Ehre zu sichern, um welche sie kämpften. Der Führer des anderen Stammes war durch eine Flintenkugel entseelt von der Mauer gestürzt worden; aber der Häuptling von Dergurh wickelte den Leichnam in seine Schärpe, band diese auf den Rücken und erreichte, indem er sich mit seiner Lanze den Weg bahnte, die Zinnen der Brustwehr, von wo er seinen todten Herrn auf den Platz hinabwarf und seinen Nachfolgern zurief: „Die Vorhut den Tschondawuts; wir sind die Ersten darin!“

Man kann sich denken, daß die Leidenschaft der Rachsucht eine furchtbare Gewalt in Gemüthern üben muß, die aus solchem Stoffe gebildet sind, wie jene der Raiports. Das Eingeständniß eines Fehlers, mit der Bitte um Vergebung und dem Anerbieten der Hand einer Tochter, erstickt oft die Funken einer aufglimmenden Fehde; aber, wo Dieß nicht der Fall ist, kann keine Rücksicht weder auf göttliche noch menschliche Gesetze dem Raiport Einhalt thun, wenn seine Rache ihn treibt. Es war eine Fehde zwischen Omeda und Dellil ausgebrochen. Dellil war der weniger reiche und mächtige unter den beiden Häuptlingen; aber sein Schloß war auf einem Felsen gelegen und durch einen Gürtel von undurchdringlichen Waldungen umgeben. Von diesem Adlerneste fiel er auf die reichen Thäler Omeda's herab und trieb jedes Mal an Menschen und Vieh hinweg, so Viel ihm beliebte; während er in seinem sicheren Schlupfwinkel der vergeblichen Wuth seines Feindes lachte. Omeda, welcher der angreifende Theil gewesen zu seyn scheint, war ein Mann von wildem und düsterem Charakter. Einer der seltsamen Streiche, auf welche er zuweilen verfiel, war, seinen Sohn an einem Schwert an der Zinne einer Kapelle aufzuhängen und die Mutter herbeizurufen, um bei diesem Schauspiel zugegen zu seyn. Wenn sein düsterer Geist über ihn kam sprengte er oft plötzlich zu Pferde oder auf einem schnellen Dromedär davon und ließ sich mehrere Tage nirgends sehen. Auf einem dieser Ausflüge gerieth er eines Tages in das Gebiet seines Gegners, und beide Feinde stießen auf einander. Dellil benahm sich bei einer so verführerischen Gelegenheit mit einer Großmuth, die der besten Tage des Ritterthums würdig gewesen wäre. Er begrüßte seinen Feind mit der größten Höflichkeit, führte ihn in sein Schloß, bewirthete ihn auf das Beste und trank ihm Gesundheit und Versöhnung zu; und die beiden Gegner versprachen einander, von diesem Augenblicke an, aller Feindschaft zu vergessen. Beide waren an den Hof ihres Fürsten gerufen worden, und Omeda lud den gastfreien Wirth ein, seinen Besuch zu erwiedern, indem er unterwegs zu Schapura einspräche, von wo sie die Reise in die Hauptstadt gemeinschaftlich machen könnten. Dellil sagte zu, sattelte zwanzig Rosse, versah sich mit dem Nöthigen und begleitete seinen Gast. Zu Schapura angekommen, aßen sie aus derselben Schüssel und tranken aus demselben Becher — ein geheiligtes Freundschaftspfand bei den Raiports; — darauf begaben sie sich in den Tempel, um vor ihrem Gotte die Vergessenheit aller früheren Unbilden zu schwören, die sie bei dem Male einander zugesagt hatten. Aber kaum haben sie die Schwelle des heiligen Platzes betreten, als das Haupt Dellil's auf den Boden hinrollte und der Gott und der Altar mit seinem Blute bespritzt wurden. Nicht ungerächt blieb jedoch diese Verrätherei; sie war das Zeichen zu dem Sturze des mächtigen Hauses Omedas. Ein Theil seiner Besitzungen wurde dem Sohne des erschlagenen Häuptlings zur Entschädigung überwiesen; und der Rest wurde nicht lange darauf von der Regierung eingezogen.

Diese wilde Gemüthsstimmung wird nicht nur in einzelnen Individuen, sondern beinahe in der ganzen Nation durch den ausschweifendsten Gebrauch des Opiums genährt. In den alten Heldengedichten der Hindu finden wir keine Erwähnung von diesem verderblichen Genusse; aber der Raiport ist seit undenklichen Zeiten an seinen berauschenden Becher gewöhnt; noch jetzt bewillkommt er seinen Gast mit geistigen Getränken, die aus Korn, Wurzeln und Blumen distillirt werden, aber vor allen anderen Reizmitteln behauptet sein Opium den entschiedendsten Vorrang. Bei einem Besuche ist die erste Frage: „Hast Du Dein Opiat genommen?“ und, Opium mit einander essen ist eine unverbrüchliche Freundschaftsverpflichtung. An Geburtstagen, wenn Freunde ihre Glückwünsche abstatten, darf der Opiatbecher nicht fehlen; und Obristlieutenant Tod sah sich oft genöthigt, Leute, die er als Arbeiter brauchte, zu entlassen, damit sie sich durch eine Dosis Opium erquickten, wenn sie durch die Wirkung einer früheren erschöpft waren. Kurz Opium ist dem Raiport so unentbehrlich als Nahrung.

(Schluß folgt.)

Gräber von Thieren.

Es ist auffallend, daß man so wenig Spuren von Thieren findet, die eines natürlichen Todes sterben. Graf Montlosier, in seinen kürzlich erschienenen Memoiren, sagt, daß er sich oft darüber den Kopf zerbrochen habe, wie die Thiere den Tod erwarten und was aus ihren Resten werde. Er setzte deßhalb förmliche Preise aus, wenn man ihm ein solches Thier verschaffte; zugleich machte er sich mit allen Höhlen in den benachbarten Gebirgen bekannt; doch wollte es ihm lange nicht gelingen, einen Aufschluß zu bekommen, bis es ihm eines Tages einfiel, zu versuchen, ob er in ein Loch, das er wegen seines engen Eingangs bisher nicht beachtet hatte, nicht hineinkriechen könnte. Wie groß war sein Erstaunen, als er in eine hochgewölbte Höhle gelangte, welche eine ungeheure Menge Gerippe von Hasen, Kaninchen ꝛc., enthielt, alle in derselben Lage, so daß sich nicht annehmen ließ, sie seyen von Raubthieren dahin geschleppt worden!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 89. 30 März 1830.

Gemälde aus Mexico.

3) Geschichtlicher Ueberblick der mexicanischen Emancipation.

Die Vorfälle von Bajonne im Jahr 1807 brachten den mexicanischen Vicekönig Iturigaray in große Verlegenheit. Er erhielt widersprechende Verhaltungs-Befehle von Mürat, vom Rath von Indien und von Ferdinand. Schon ahneten die Mexicaner, das heißt die Indianer und Creolen, das Ende spanischer Herrschaft über ein Volk, das von Madrid mehr als 600 Meilen entfernt wohnt.

Iturigaray, ein gewandter, umsichtiger Mann, schlug eine Junta aus Abgeordneten aller Provinzen und den angesehensten Landesbehörden vor. Durch Errichtung einer solchen provisorischen Regierung sollte der Anarchie vorgebeugt werden. Die Mexicaner gaben dieser Maßregel ihren ganzen Beifall; die Spanier aber trieb ihre Herrschsucht sich gegen dieselbe aufzulehnen. Sie wollten die Creolen zu keiner Staatsverhandlung zugelassen wissen. Unterstützt durch Mönche und Priester, die gewöhnlichen Trabanten der Tyrannei, verhafteten sie den Vicekönig und schickten ihn gefangen nach Madrid.

Die härteste Reaktion traf, in Folge dieses Schrittes, die Mexicaner. Vanegas folgte Iturigaray im Amt; ein Mann, der durch seine Grausamkeit ganz geeignet war, Oel in die schon loderude Flamme zu gießen. Sein Verfahren bewirkte neue Unruhen, an deren Spitze Hidalgo, der Pfarrer von Dolores, (ein Dorf überhalb Guanaxuato) stand, ein Creole, nicht ohne Talent, angebetet von den Indo-Mexicanern und schwärmerisch eingenommen für die Sache der Unabhängigkeit Mexico's. Er rückte mit einem Heer ohne Kriegszucht und Kriegsbedarf ins Feld; Mehrzahl jedoch und Fanatismus verhalfen ihm zu wiederholten Siegen über die Spanier oder Royalisten; aber einmal besiegt, dann völlig geschlagen durch Calleja, einen eben so unerschrockenen als grausamen Spanier, endlich verrathen, wurde er ausgeliefert und hingerichtet.

Die Sache der Freiheit starb nicht mit ihm; zwei andre Priester, Morelos und Matamoros, gaben ihr neues Leben; allein in offner Schlacht gefangen, wurden auch sie der beleidigten Majestät der Spanier geopfert — der Spanier; denn für welchen König oder welche Regierung schlugen sich diese? Niemand wußte es; aber in dieser Unwissenheit ließen Vanegas, Calleja, Armigo, Navarete und ihre Mitschuldigen die Mexicaner niedermetzeln. Und was war eigentlich das Verbrechen der Empörer? Hatte doch Ferdinand selbst gegen Iturigaray den Wunsch ausgedrückt, Mexico unabhängig von Europa zu sehen, um dorthin fliehen und wenigstens über America herrschen zu können! Darin liegt das große Geheimniß, warum so viele Priester sich zu Anführern der Insurrektion aufwarfen!

Neue Schaaren erhoben sich; den Oberbefehl wollte Jedermann; es gab mehr Generale und Obristen als Soldaten. Welcher Häuptling hatte nicht seine Leibwächter, seine Schmeichler, seine Spaßmacher, seine Faction? Welcher Häuptling wollte nicht Junten bilden und Verfassungen machen, wie's ihm gerade einfiel? So verbreitet Bustamente, ein unruhiger, gallsüchtiger Mensch, allenthalben Unordnung; Rosainz arbeitet mit Wuth jeder Einrichtung Rayon's entgegen; Villagran liefert seine Gefährten dem Feind ans Messer, um sich dadurch der Widersacher am Leichtesten zu entledigen; Verdusco endlich zieht gegen Salarzano geradezu ins Feld. Ueberall werden Schatzungen erhoben, und Niemand legt Rechenschaft über ihre Verwendung ab; Teran glüht von Begierde seinen Namen großen Männern an die Seite zu stellen, und sprengt daher, wie ein Cromwell oder Napoleon, eine Nationalversammlung aus einander; der Priester Torres erhebt sich gegen das Gespenst einer andern Junta und widersetzt sich dem ihre Truppen befehligenden Obristen Arago; endlich lähmt die niedrige Eifersucht Huerta's im Jahr 1819 die Sache der mexicanischen Freiheit gänzlich.

Man glaubte Vaterlandsfreund zu seyn und war nur Anarchist, der Freiheitssinn nur eine Larve der Herrschsucht; man glaubte die Spanier zu bekämpfen und diente trefflich den Zwecken ihrer Unterhändler, die kecker und kecker allwärts die Keime der Zwietracht verbreiteten. Nach so vielem Blutvergießen, das nur in der Zeit der ersten Eroberung sein vollkommenes Gegenbild findet, wehte von Neuem im ganzen Reich das Banner der Zwingherrn unter dem Vicekönig Apodaca, dem Nachfolger des grausamen Calleja. Angefallen und flüchtig verbarg sich die Freiheit endlich in die entlegensten Schlupfwinkel der östlichen und westlichen Gebirge. Dorthin folgten ihr Vittoria und Guerrero, ihre treusten Gefährten,

und vielleicht die einzigen wahren Vaterlandsfreunde, nach. Sie allein setzten der von der Tyrannei gebotenen Amnestie edle Verachtung entgegen, während eine Menge andrer Independenten durch dieselbe zu Verräthern an der Freiheit wurden; und mit unerschütterlicher Ausdauer harrten sie des Augenblicks, wo sie ihr großes Unternehmen von Neuem beginnen konnten.

Dieser Augenblick kam und die Herrschsucht selbst führte ihn herbei. Abermalige Bestätigung der Lehre: daß die Freiheit den Zwang überlebt!

Der Aufstand von 1821 war in Spanien ausgebrochen. Die Gewaltherrschaft des „viel-geliebten" Ferdinands wurde nicht länger mit Stillschweigen ertragen. Folglich nahmen die mexicanischen Priester eine feindliche Stellung gegen die Cortes an. Iturbide war bisher der hitzigste und blutdürstigste Anhänger der Spanier gewesen. Ihm also wird die Sorge übertragen für Ferdinand in Neu-Spanien einen Zufluchtsort und Stützpunkt gegen Alt-Spanien zu bereiten. Er spielt Anfangs den Bescheidenen, ja den Ablehnenden; es scheint, als ob ein so hohes Amt ihn erschräcke. Die Stunde, wo seine Plane ausgeführt werden können, hat noch nicht geschlagen. Einstweilen schmeichelt er den königlich Gesinnten, liebkost den Truppen, setzt sich in Vernehmen mit den Independenten; und Independenten, Truppen und königlich Gesinnte werden betrogen; Iturbide erklärt sich zum Kaiser von Mexico, weil Ferdinand doch davon als König Besitz nehmen zu wollen nicht recht das Ansehen hat.

Eine solche Entwickelung auf der politischen Bühne mußte nothwendig den Anhängern der Freiheit wieder die Waffen in die Hand geben. Vittoria und Guerrero, welche dieselben niemals weggelegt hatten, kamen aus ihren Gebirgen hervor, wie die Titanen der Erde, drohend und furchtbar durch ihre unbesiegbare Festigkeit. Die Priester und die Spanier standen mit Einem Mal zwischen zwei Feuern, die beide gegen die unumschränkte Gewalt der Kirche und der Bourbonen gerichtet waren. Zu welchem Theil sollten sie sich schlagen? Nach ihrer Gewohnheit zur Partei des Gewaltherrn! Aber die Freiheitsmänner, diese Verwirrung der Factionen benutzend, warfen mit Einem Schlag Iturbide, die Bourbonisten und die Jesuiten nieder.

Dem Kaiserreich folgte eine Central-Republick. Vergebens suchten die Royalisten und die Priester in Puebla, in Cuernavaca und an andern Orten das Haupt zu erheben: Guerrero flog herbei und unterdrückte diese erste Gegenbewegung, welche hauptsächlich durch die Unklugheit entstanden war, den Spaniern höhere Stellen im Heere zu lassen. Unruhen im entgegengesetzten Sinn, an deren Spitze der General Labato und der Obrist Stavoli, ein geborner Italiener, standen, wollten bald darauf die Spanier ganz und gar von jedem öffentlichen Amt verdrängen, der Congreß aber, auf welchen die reiche spanische Partei, die es zunächst immer mit dem Mächtigen hält, noch bedeutend einwirkte, dämpfte auch diesen Aufstand.

In neuester Zeit trugen es die Föderalisten über die Centralisten davon. Die Spanier und diejenigen Creolen, welche ihre Freiheitsgrundsätze am Hof oder bei den spanischen Cortes eingesaugt hatten, gehörten den letzteren an, weil eine Central-Regierung, welche die Gewalt in die Hände einiger Wenigen giebt, wie z. B. in Columbien der Fall ist, leichter den Despotismus aufkommen läßt. Nun aber dürfte sich wahrscheinlich ohne Hinderniß ein großer Bund einzelner Staaten bilden, wie in Nordamerika.

Die Ernennung des Präsidenten, die im Augenblick (1824) von den Stimmen der Legislatoren jedes einzelnen Staats abhängt*), macht gegenwärtig das Geschäft des Tages aus. Die Klugheit gebeut, diese Wahl auf Vittoria oder Guerrero zu beschränken. Guerrero, der erste Patriot, ein guter Krieger, unerschrocken im Kampf, behutsam vor und nach der Schlacht, wird nie sein Schwert, noch seine Meinung zur Unterdrückung seines Vaterlands verkaufen. Vittoria, ein nicht weniger ausgezeichneter Soldat und Patriot, verbindet mit den natürlichen Fähigkeiten des Geistes nützliche Kenntnisse; eine Frucht seiner Erziehung im Collegium von Sankt Ildefonso in Mexico; würde er auf seinem Posten schwanken, so geschähe Dieß eher aus einem Gefühl der Unzulänglichkeit, als wegen herrschsüchtiger Plane. Menschen von einem Charakter wie diese Beiden, trifft man selten in einer Nation, die sich aus den immer noch mächtigen Spaniern und Pfaffen und aus so vielen andern Trümmern der Anarchie, der Herrschbegierde, des Aberglaubens und der Unwissenheit erst herausbildet.

Cailliés Aufenthalt unter den Bagnas.

(Fortsetzung.)

Unter den Braknas hielt sich Caillé gegen acht Monate auf; denn erst am 16 Mai 1825 finden wir ihn wieder in Saint-Louis. Er begleitete während jener Zeit diese Beduinen auf ihren wechselnden Hin- und Herzügen, und sein Tagebuch beweist, daß er die Gelegenheit zu Beobachtungen nicht unbenützt ließ. Die Bevölkerung bildet fünf Classen: 1) die Hassanen**) oder Krieger 2) die Marabuts oder Priester; 3) die Zenaguen oder Unterthanen, 4) die Laratinen, Mischlinge von Mauren und Negern, Hausscläven, die nicht verkauft werden, 5) die eigentlichen Sclaven. In den Hassanen oder Harabis erkennt Caillié die Araber vom Stamme Hassan's, der die Völker der Sahara unterjochte, als er den Thron von Fes einnahm; die Marabuts sind in seinen Augen nichts Anders, als die Reste jener Mora-

*) Sie ist seitdem durch die Constitution an das Volk übertragen worden.

**) Ein Auswurf von diesen, Wadatas genannt, lebt ohne Eigenthum fast gänzlich auf Unkosten der Marabuts, die er von Lager zu Lager verfolgt. Sie bestehen meist aus Haufen von Weibern und Kindern, denen man wegen der Unverschämtheit, womit sie betteln, nicht leicht Etwas versagt, weil man die Hassanen zu fürchten hat, die, unter dem Vorwand sich ihrer armen Stammverwandten anzunehmen, rauben und plündern. Diese sind überhaupt ein unbotmäßiges Volk, das die andern Classen (die Marabuts ausgenommen) dergestalt unterm Druck hält, daß z. B. die Zenaguen, meist Handwerker, welche in Leder, Eisen, Gold ꝛc. arbeiten und mit äußerst wenig Werkzeugen die schönsten Sachen verfertigen, wenn sie Etwas ersparen, es den Priestern in Verwahrung geben, um nicht beraubt zu werden.

beths, welche die andalusischen Dichter unter dem Namen der Almoraviden besingen, deren Reich Spanien und Africa umfaßte; und die zinspflichtigen Zenaguen sind die Mauren von Sfanhagah, die ursprünglichen Herren des Landes, ehe die Hassanen sie unterwarfen. Einen eigenen Stamm machen die Lakarischen oder Prinzen aus, woraus die Könige der Nation hervorgehen. Diese verschiedenen Classen wohnen meist von einander getrennt, jede in ihren besondern Lagern. Bei den Vornehmen gehört es zum guten Ton eine Anzahl wandernder Sänger (guébués) mit sich zu führen, um sich von ihnen lobpreisen zu lassen. Sie begleiten ihren Gesang mit zwei Arten von Instrumenten: einer Guitarre und einer Harfe. Die Guitarre ist eine ovale, mit einer wohlgegerbten Schafhaut überzogene Calabasse, an deren Rand ein schuhlanges Stück Holz horizontal quer herübergeht, worüber fünf Flechten von Roßhaar als Saiten gespannt sind. Die Harfe hat vierzehn Saiten von Schafdärmen, und diese sind über einem zwei Fuß langen Stück Holz, das quer in einer runden Calabasse steckt, mittelst eines ledernen Riemens befestigt, der horizontal über die Haut läuft, welche die Calabasse bedeckt. Am Ende der Calabasse, unter der letzten Saite, befindet sich ein glattes ovales Eisen von fünf Zoll Länge und mit kleinen eisernen Ringen behängt, das bei der Berührung der Harfe ein ziemlich harmonisches Geklirr von sich giebt. Diese musikalische Kunst verhilft ihren Ausübern oft zu einem ansehnlichen Wohlstand.

Im December machte sich die Kälte ziemlich empfindlich, es blies heftiger Nordwind. Große Decken von gegerbten und festzusammengenähten Lammfellen (varroi), die man im Zelt über Pfählen ausspannt und wovon man auf allen Seiten die Enden herabfallen läßt, leisteten den Mauren unter diesen Umständen gute Dienste; und im Nothfall wickelten sie sich selbst noch in wollene Mäntel. Die Sclaven durften sich zwar unter das Varroi legen, aber auf die bloße Erde und ihr ganzer Anzug beschränkte sich wie gewöhnlich auf ein Schaffell. In diese Zeit fällt die Gummiernte; Caillié hätte gern seinem Marabut hülfreiche Hand dabei geleistet. Allei man verbat sich seine Dienste; doch wußte er durch die Frau seines Wirths einige Aufschlüsse zu erhalten. So Viel ist gewiß, daß es in der Wüste keine Gummiwälder giebt, wie die Reisenden gewöhnlich erzählen. Die Acacie, welche den Gummi liefert, kommt auf allen erhabenen Punkten der Wüste einzeln vor; sie liebt einen sandigen und trockenen Boden; daher sie unmittelbar am Senegal sehr selten ist. Es ist nicht die Mimosa gummifera der Botaniker: sie hat breitere, dichtere Blätter von dunklerer Farbe; so daß sie sich mehr der Form der Acacie in Frankreich nähert. Die Gummibäume sie kein Privateigenthum, sondern jedem Marabut steht es zu, einsammeln zu lassen, so Viel er kann. Dieß geschieht auf folgende Weise: Man theilt sich in Rotten, ein Marabut führt — oft zugleich für mehrere seiner Freunde — die Aufsicht über die Sclaven, deren man so viele nimmt, als sich auftreiben lassen; will ein Zenague mithalten, so muß er die Hälfte abgeben; jeder Sammler bekommt von dem Eigenthümer eine Milchkuh, ein Paar Sandalen und zwei lederne Beutel; den Lagerplatz wählt man an einem Brunnen; jede Rotte ist mit einer Rolle, einem Seil und einem ledernen Eimer versehen; die Brunnen sind sehr tief; Caillié sah Seile, die 30 bis 40 Klafter lang waren. Jeden Morgen füllt der Marabut den Sklaven ihre Lederſäcke mit Wasser, worauf diese, mit einer großen gabelförmigen Stange bewaffnet, auf das Gummisammeln ausgehen; mit der Stange machen sie die Kugeln los, die ihnen für die Hand zu hoch sind. Mit Sonnenuntergang kehren sie in die Hütte zurück, nachdem sie den ganzen Tag Nichts genossen haben, als etwas Wasser — jetzt melkt eine Frau die Kühe, eine andere kocht dem Marabut sein Sanglé und es wird zu Nacht gespeist. Die Ernte muß schon ergiebig seyn, wenn eine Person mehr als 6 Pf. des Tags sammelt. Den Gummi versteckt man in Löchern, über denen man sorgfältig die Erde wieder ebnet; hier bleibt er mit Ochsenhäuten, Stroh und Erde bedeckt liegen, bis er auf den Markt (escale) wandert.

Die Marabuts sind überhaupt im Besitz mancher Vorzüge; so haben sie auch den ganzen Handel in Händen. Caillié sagt von ihnen, sie fordern am Meisten und geben am Wenigsten. Zwar gelten die Hassanen für die Ersten des Landes; ihnen entrichten die Zenaguen den Tribut, welcher in einem Mator (1 Stückfaß) Hirse, einer Calabasse Butter, einigen gegerbten Schaffellen und Zelttuch, oder bloß in einer Kuh und einer Calabasse Butter besteht; sie führen den Krieg; aber die Marabuts sind bei Weitem reicher und vermöge ihres geistlichen Charakters und der damit verknüpften relativen Bildung auch angesehener. Die Stämme *) unter sich behaupten, obwohl die Regierung von Saint-Louis Hamet-Dou als König anerkennt und ihm zur Aufmunterung des Gummi-Handels jährlich Geschenke (coutumes) schickt, eine völlige Unabhängigkeit. Ist ein Häuptling ungerecht gegen seine Stammesgenossen, so haben diese das Recht, sich von ihm zu trennen; das Betragen des Häuptlings bestimmt daher immer die Ab-, oder Zunahme der Bevölkerung des Stammes. Es herrscht eine große persönliche Freiheit: selbst das Aufgebot zum Krieg ist für Niemand zwingend, wie man denn auch an einen regelmäßigen Krieg nie denken darf; was man Krieg heißt, sind Streifereien und nächtliche Ueberfälle, wo geraubt und gemordet wird. Sogar der Zenague, wenn er sich zu stark gedrückt glaubt, kann seinen Gebieter wechseln. Damit ein solcher Wechsel Rechtskraft erhält, wird folgende sonderbare Procedur erfordert. Der Zenague nimmt seine Heerde und was er sonst besitzt, und begiebt sich in die Nähe Dessen, den er sich zu seinem neuen Gebieter erkoren, um ihm, wenn er ihn schlafend trifft, ein Ohr abzuschneiden, oder ein Pferd zu tödten; gelingt ihm das Eine oder das Andere, so hat die Sache ihre Richtigkeit; wird er hingegen vor der That erwischt, so wird er gepeitscht, seiner Habe beraubt und ohne Erbarmen hilflos fortgejagt. Ein solcher ist dann äußerst unglücklich; Caillié sah

*) Es sind hauptsächlich folgende Stämme: 1) Hassanen: Ulad-Sihi, Ulad-Ali, Ulad-Hamet, Ulad-Machfo, Ulad-Abdalla, Ulad-Baccar, Ulad-pis-nem-Nematema; 2) Marabuts: Dhiedhieb-Tuarick, Ulad-Tandora, Ulad-Bicry-Togatt.

Einen, der war nackt; umsonst bat er um Almosen, man antwortete ihm mit Schlägen und hetzte die Hunde nach ihm.

Wie wir schon andeuteten, sind die Zenaguen die Bewahrer des Kunstfleißes unter die Brakna's. Fast Alles geschieht jedoch durch ihre Frauen; diese spinnen und weben nicht nur aus Schaf- und Kamelhaaren Zelttücher, sondern aus Ochsen-Talk und Lauge bereiten sie Seife; Ochsen-, Schaf- und Ziegenhäute gerben sie. Die Gerberei ist sehr einfach: sie schneiden die Ochsenhaut in der Mitte entzwei, graben ein Loch in die Erde, und belegen es mit Kuhmist; haben sie nun die Haut genetzt und mit Asche eingerieben, so thun sie dieselbe in die Grube und decken Asche darauf; sodann gießen sie Wasser zu, bis die Asche zu einem Brei verdünnt ist, und füllen die Oeffnung mit Kuhmist aus. So bleibt die Haut sechs bis sieben Tage liegen, nach deren Verfluß man mit einem Messer die Haare abschabt und die Asche wegwascht. Jetzt kommt die Haut auf vier Tage in eine große Calabasse mit Boselawurzel und Mimosasamen (von derselben Mimosa, die im Handel unter dem Namen Babela bekannt ist,) wo man sie tüchtig einreibt und begießt; hat man sie hierauf noch einmal abgeschabt, so legt man sie wieder in die Calabasse und wirft noch mehr gepülverten Samen hinein und hält sie gehörig feucht. Vier Tage reichen zu dieser letzten Operation hin. Schaf- und Ziegenhäute werden auf die nehmliche Weise behandelt, nur sind sie in kürzerer Zeit fertig. Dieß Leder ist von guter Dauer und hat ganz dieselbe Farbe wie das unsere; will man es besonders geschmeidig haben, so schmiert man es mit Butter ein, sonst gebraucht man es ohne weitere Zubereitung.

(Schluß folgt.)

Das Privatleben des Kaisers von Brasilien.

Don Pedro steht gegenwärtig erst in seinem zwei und dreißigsten Jahre, indem er am 12 October 1798 zu Lissabon geboren wurde. Von Gestalt ist er mittlerer Größe und wohlgebildet; er hat lichtes gelecktes Haar, schwarze blitzende Augen, eine offene Stirn, sehr regelmäßige Züge, blühende Farbe und eine Haltung, die in jeder Rücksicht seiner erhabenen Stellung entspricht.

Der Kaiser ist des Lateinischen und Französischen vollkommen mächtig; er versteht, obwohl in minderem Grade, das Englische und Deutsche; seine Studien waren indessen vorzugsweise auf die neuere politische Literatur und besonders auf die französische gerichtet. Er hat den Filangieri mit großer Aufmerksamkeit durchlesen und durchdacht, und gewöhnlich findet man ein oder das andere Werk der bezeichneten Classe in seinem Privatzimmer.

Don Pedro ist ein großer Freund der Musik und spielt selbst mehrere Instrumente. Er componirt auch, und mehrere der beliebtesten Musikstücke der fürstlichen Capelle, so wie einige Nationallieder sind von ihm zugleich gedichtet und componirt. Er ist ein ausgezeichneter Reiter und ein eben so ausgezeichneter Wagenführer: nicht selten sieht man ihn mit vier, auch mehl mit sechs Pferden fahren, die er selbst leitet. Auch auf die Kriegswissenschaften hat er vielen Fleiß gewandt, und er ist in den meisten Schriftstellern über diese Gegenstände wohl bewandert.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort Don Pedros ist das Schloß Boa Vista (Belle Vue), etwas über eine Stunde von Rio de Janeiro entfernt, wo er mit der Einfachheit und Eingezogenheit eines Privatmannes lebt und durch Nichts an die erhabene Stellung erinnert, welche er einnimmt. Nur in außerordentlichen Fällen giebt er hier seinen Ministern oder Anderen Audienz in Bezug auf Staatsangelegenheiten; gewöhnlich haben bloß seine Privatfreunde Zutritt, welche mit Rührung Zeugen des häuslichen Glückes sind, das er in der Mitte seiner Kinder genießt.

Täglich reitet er, von einem einzigen Bedienten begleitet, in die Stadt; seine Kleidung ist äußerst einfach, und er unterscheidet sich durch Nichts von dem Brasilianer aus dem Mittelstande, als daß er einen Bart trägt. Gewöhnlich trägt er Musselinhosen, einen dunkelgrünen Tuchfrack und einen großen Strohhut. Sobald er in die Stadt kommt, geht er an die Geschäfte, welche ihn hineingeführt haben; er besichtigt alle öffentlichen Anstalten, untersucht Alles, was vorgeht, persönlich, theilt überall nach den Umständen Lob oder Tadel aus und geht so genau in das Detail der geringfügigsten Geschäfte ein, daß man ihn für eben so gut unterrichtet in allen diesen Dingen hält, als die Beamten, welche denselben vorstehen. Seine Thätigkeit ist unermüdlich, und wo seine Gegenwart irgend erfordert wird, oder auch nur von Nutzen seyn kann, ist er gewiß zu finden.

Man darf aus dieser Skizze der gewöhnlichen Lebensweise des Kaisers jedoch nicht folgern, daß er nicht auch zur rechten Zeit die einem gekrönten Haupte zukommende Pracht zu entfalten wüßte. Im Gegentheil, bei großen öffentlichen Festen, an denen der Hof Theil nimmt, ist vielleicht in ganz Europa nirgend ein ähnlicher Glanz zu finden. Der Kaiser selbst verbirgt indessen auch bei solchen Gelegenheiten seine Vorliebe für prunklose Einfachheit nicht; denn während der obere Theil seiner Kleidung, mit Diamanten bedeckt, den Monarchen zeigt, sieht man oft in den staubigen Reitstiefeln den Pflanzer von Sanct Christoph, der eben aus den Armen seiner Familie kommt, oder den Cavallerieoffizier, der am Morgen seine Truppen auf der Ebene von Sanct Anna die Revue passiren ließ.

Medicinischer Ehrensold.

Erasistratus, Tochtersohn des Aristoteles, empfing für eine Kur an dem König Antiochus 100 Talente = 176,000 Gulden. Nach Plinius, der Dieß erzählt, betrug die Besoldung des Cassius, Calpitanus Aruntius, Albutius und Rubius, die nacheinander Staatsärzte zu Rom waren, 250,000 Sestertien = 18,744 Fl. Thaddäus, ein Florentiner, machte nie einen Gang außer der Stadt unter 50 Thr. des Tages. Pabst Honorius, der ihn nach Rom holen ließ, zahlte ihm 10,000 Thr. für eine nicht lang dauernde Abwesenheit. Phalaris schenkte dem Polyklet vier Phiolen von purem Gold, zwei silberne Becher mit alter Arbeit, zehn Paar therikleische Gefäße und 50,000 attische Thr.; auch ernannte er ihn zum Admiral der Flotte und zum General seiner Armee, und beehrte ihn mit dem Titel Vater. Als Malempus die Töchter des Prätus, Königs der Argiver, heilte, gab ihm und seinem Bruder dieser Monarch jedem ein Drittel seines Reichs und eine seiner Töchter. Ein Großmogul, der um das 17 Jahrhundert herrschte, besoldete seinen Arzt mit 100,000 Thr.; von Nysa Mollucus, König von Indien, erhielt der portugiesische Arzt Garcias 12,000 Pardo's (= eben so viel Unzen Silbers;) von Philipp II sein Arzt Vallesius für eine kurze Behandlung 6000 Thr.; von Ludwig XI sein Arzt Cortinx monatlich 10,000 Thr., und dessen Neffe das Bisthum von Amiens, welches 498 Kirchspiele enthielt.

(Medic. Journ.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 90. 31 März 1830.

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

Von Ludwig Wihl.

Obgleich die ältern Missionäre von Juden in China Kunde hatten, (wie Dieses aus Trigaut de exped. Sinica. L. 1 cap. 3 Semedo Relatione della China Part 1 cap. 30 pag. 130 hervorgeht,) so haben sie uns doch keine genauere Nachricht über dieselben ertheilt. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts sollte Dieses durch den Pater Gozani geschehen. Als derselbe nämlich auf Verlangen eines seiner Freunde sich nach Cai-fong-fou, der Hauptstadt der Provinz Honan, begab, fand er daselbst jüdische Landesbewohner, die ihn sehr zuvorkommend empfingen, über ihre religiösen Gebräuche unterrichteten, und ihm ihr Gotteshaus nebst den daselbst sorgfältig aufbewahrten heiligen Büchern vorzeigten. Alles, was der Missionär von ihnen erfahren hat, theilt er einem seiner Ordensbrüder in einem Schreiben mit. Da dieses trotz seinem vielfachen Interesse nur wenig bekannt ist, so glaube ich den Lesern des Auslands durch die Mittheilung desselben in einer treuen Uebersetzung, nebst Beifügung der erforderlichen Erläuterungen, keinen unangenehmen Dienst zu erweisen.

Dasselbe lautet also: *)

Cai-fong-fou den 5 November 1704.

— —

Diejenigen anlangend, welche man Tiao-kin-kia nennt, so sind es bereits zwei Jahre, daß ich mich zu ihnen, sie für Juden haltend, zur Untersuchung des alten Testaments begeben wollte. Da mir jedoch die Kenntniß der hebräischen Sprache abgeht, und sich sonst auch mehrere Schwierigkeiten darboten, so stand ich bald wieder von meinem Vorhaben ab. Seitdem Sie mir aber das Vergnügen erwiesen haben, mich genauer über dieselben zu unterrichten, bin ich nichts desto weniger mit aller möglichen Sorgfalt und Genauigkeit Ihren Wunsch zu erfüllen bemüht gewesen.

Ich suchte mir die Freundschaft dieser Leute zu erwerben. Sie kamen mir indessen sehr freundschaftlich entgegen, und hatten die Artigkeit mich zu besuchen. Ich ging in ihre Synagoge (Lipai-sou), fand sie hier Alle versammelt, und unterhielt mich lange mit ihnen. Daselbst sah ich mehrere Inschriften, einige in chinesischer, andere in ihrer eignen Sprache. Sie zeigten mir ihre heiligen Bücher (Kings) und ließen mich in das Allerheiligste gehen, wohin ihnen selbst der Eintritt nicht gestattet ist. Dieser Theil des Gotteshauses ist für den Vorsteher der Synagoge (Cham-Kiao) bestimmt, der sich nicht anders als mit der tiefsten Ehrfurcht demselben nähert.

Eine Art Bundesladen, dreizehn an der Zahl, mit kleinen Vorhängen umgeben, befanden sich hier auf Tischen. Der Pentateuch, das heilige King von Moses, war in jedem derselben eingeschlossen. Zwölf stellten die zwölf Stämme Israels und das dreizehnte Moses vor. Diese Bücher waren auf große Pergamentstücke geschrieben und um eine Rolle gewickelt. Mein an den Synagogenvorsteher gerichteter Wunsch, den Vorhang von einem dieser Tabernackel abziehen und eine dieser Pergamentrollen abwickeln zu lassen, ward sogleich erfüllt.

Wie es mir vorkam, war die Schrift schön und genau. Eine dieser Rollen wurde aus der großen Ueberschwemmung des Flusses Hoangho, welcher in die Hauptstadt der Provinz Cai-fong-fou übertrat, gerettet. Da die Buchstaben jedoch fast zur Hälfte vermischt waren, so haben diese Juden zwölf Abschriften von dem einen Exemplare zu nehmen sich angelegen seyn lassen.

An zwei andern Seiten der Synagoge befinden sich mehrere alte Kästen, worin sie eine große Anzahl Bücher, in welche sie den Pentateuch eingetheilt haben — diese Theile nennen sie Talim — und die übrigen Schriften des alten Bundes aufbewahren. Diese dienen ihnen zu Gebetbüchern. Einige von denselben, die sie mir gezeigt haben, scheinen hebräisch geschrieben zu seyn. Zum Theil waren sie neu, zum Theil alt und halb zerrissen. Alle diese Bücher sind sorgfältiger aufgehoben, als ob sie aus Silber, oder Gold verfertigt wären.

In der Mitte des Gotteshauses erhebt sich eine prachtvolle Kanzel; sie ist sehr hoch und mit einem schönen, gestickten Polster versehen. Von diesem Stuhle Mois wird jeden Sonnabend (das ist ihr Sonntag) und alle Feiertage der Pentateuch vorgelesen. Auf demselben ist auch ein Schild bemerkbar, worauf der Name des (chinesischen) Kaisers geschrieben steht. Außerdem aber sieht man hier weder Bildsäulen noch Gemälde.

*) Lettres édifiantes, Tome 7, p. 4—40.

Die Synagoge liegt oſtwärts, ſo ſie aber beten, wenden ſie ſich von dieſer Seite ab, und beten Gott unter dem Namen Tien, Cham = Tien, Cham = ti, Teao = van = voe = tche an, das heißt aller Dinge Schöpfer, und endlich unter dem Namen Van = voe chu = tiai, das heißt Herrſcher der Welt. Dieſe Namen bemerkten ſie mir, hätten ſie aus den chineſiſchen Schriften genommen, um durch ſie das höchſte Weſen, die erſte Urſache aller Dinge, zu bezeichnen.

Am Ausgang der Synagoge liegt ein großer Saal. Nichts als eine Menge Rauchpfannen bietet ſich hier dem Auge dar. Mit dieſen erweiſen ſie ihren Chim = gins, das heißt den groſſen Männern des Geſetzes, ihre Hochachtung. Die größte dieſer Rauchpfannen, ſo dem Patriarchen Abraham, dem Urheber ihres Geſetzes — Dies ſagten ſie — angehört, ſah ich gerade in der Mitte des Saales. Nach ihr folgten die von Iſak und Jakob und ſeinen zwölf Söhnen, die ſie Chel cum-paise, die zwölf Stämme Iſraels, nennen. Dieſen zunächſt folgten die von Moſes, Ahron, Joſua, Eſra und vielen anderen berühmten Menſchen, ſeyen es nun Männer oder Frauen.

Von da führte man uns zur Unterhaltung in das Fremdenzimmer. Da nun am Ende meiner Bibel die Ueberſchriften der Bücher des alten Teſtaments verwiſcht geſchrieben waren, ſo zeigte ich ſie dem Cham = Kiao. Er las ſie, und bemerkte mir, daß Dieſes die Namen ihres Chin = Kings oder des Pentateuchs wären. Sodann nahm ich meine Bibel und der Cham-Kiao ſein Bereſith — ſo nennen ſie das Buch der Geneſis — und wir verglichen die Nachkommen Adams bis Noah, und das Alter eines jeden, und fanden, daß die Angaben ganz genau mit einander übereinſtimmten. Wir durchlieſen in Eile die Namen und die Chronologie aller fünf Bücher. Hierauf bemerkte Einer derſelben, daß ſie dieſe Bücher Bereſith, Veele Semoth, Vaiicra, Vajedabber und Hadddebarim nennen und dieſelben in 53 Abſchnitte theilen: das erſte Buch in zwölf, das zweite in elf, und die drei folgenden Bücher, jedes in zehn, die ſie Küen nennen. Sie öffneten mir einige von dieſen, aber da ich, wie bereits bemerkt, kein hebräiſch verſtehe, ſo war es vergebens.

Auf meine Frage in Betreff der Ueberſchriften der andern bibliſchen Bücher erwiederte mir der Synagogen = Vorſteher im Allgemeinen, daß ſie einige derſelben beſäßen, daß andere ihnen abgingen, und daß ſie endlich von einigen Nichts wüßten. Mehrere aus ſeiner Umgebung fügten noch hinzu, daß einige Bücher beim Austritt des Hoangho untergegangen ſeyen. Um beſtimmtere Auskunft zu geben müßte ich die Sprache verſtehen; denn in der That ohne Kenntniß derſelben kann man ſich nicht ſelbſt von Allem überzeugen.

Das Ueberraſchendſte für mich war, daß ihre alten Rabbinen mehrere lächerliche Erzählungen mit den unumſtößlichen Thatſachen der heiligen Schrift, ſelbſt ohne Schonung des Pentateuchs, vermiſcht haben. Sie theilten mir in dieſer Beziehung ſo vieles Ueberſpannte mit, daß ich mich des Lachens nicht erwehren konnte.

Was meine Anſicht in dieſer Beziehung beſtätigt, iſt, daß dieſe Juden mir bemerkten, wie unter Min = chao oder der Dynaſtie der Familie Taming*), der Pater Fi = lo = te, das iſt der Pater Rodriguez de Figueredo; — und unter Chiu-Chao, oder der Dynaſtie der noch jetzt herrſchenden Familie, der Pater Euriquez, deren Andenken noch heute verehrt wird, öfter ihre Synagoge beſucht hätten, um ſich mit ihnen zu unterhalten. Da ſich aber dieſe beiden Gelehrten keine Mühe gaben, in den Beſitz eines Exemplars ihrer Bibel zu kommen, ſo iſt mir hierdurch wahrſcheinlich gemacht, daß ſie dieſelbe durch die Talmudiſten entſtellt, nicht mehr rein, wie vor der Geburt Jeſu gefunden haben.

Dieſe Juden, Tiao-kiu-kiao in China genannt, mögen ſie nun Anhänger des Talmuds, oder nicht ſeyn, beobachten übrigens noch viele Ceremonien des alten Bundes, z. B. die Beſchneidung, die — wie es wahr iſt — vom Patriarchen Abraham ihrer Ausſage nach angefangen hat; das Feſt der ungeſäuerten Brode, mit Erinnerung an das Oſterlamm und Dankſagung für den Ausgang aus Egypten und die Errettung aus dem rothen Meer; ferner den Sabbath und andere Feſte des alten Teſtaments. Die erſten Juden, welche in China erſchienen, kamen — wie ſie mir erzählten — dahin unter Ham-chao**) oder der Dynaſtie der Han. Sie beſtanden Anfangs aus mehrern Familien, aber die Anzahl nahm ab, ſo daß ſie jetzt nur ſieben Familien (Geſchlechter) ausmachen, deren Namen alſo lauten Thao, Kin, Che, Cao, Theman, Li und Ngai. Dieſe Familien gingen unter ſich Verbindungen ein, ohne ſich mit den Honi-honi oder den Mohammedanern zu vermiſchen, mit denen ſie ſowohl hinſichtlich ihrer Religionsbücher als der übrigen Schriften Nichts gemein haben. Dieſe Unterſcheidung erſtreckt ſich ſogar auf die Schnurrbärte, die nach einer andern Gegend gezogen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Die Annalen von Radſchaſtan.

(Schluß.)

Das Spiel iſt eine andere Leidenſchaft, welcher der Raiport unmäßig ergeben iſt. Er ſetzt ſein Geld, ſeine Güter, ſein Weib, ſeine Freiheit ein, und nicht ſelten verliert er Alles. Yoodiſchtra verlor im Spiele mit Duryodhana den Thron von Indien; er ſetzte darauf die ſchöne und tugendhafte Drupwidi und verlor ſie; endlich ſetzte er zwölf Jahre ſeiner Freiheit und war genöthigt, ſich ſelbſt aus ſeinem Reiche zu verbannen. Bei der Einnahme von Ontalo, von welcher oben die Rede war, waren zwei Mongolenanführer eben in einer Schachpartie begriffen, als der Angriff der Raiports ihnen gemeldet wurde. Sie fuhren deſſenungeachtet fort zu ſpielen, bis ihre Feſtung eingenommen war und ſie ſich ſelbſt von Feinden umgeben ſahen. In dieſer Lage baten ſie nur um die Erlaubniß, ihre Partie beendigen zu dürfen; und ein ſo vernünftiger Wunſch, der von den Siegern ſo gut verſtanden wurde, konnte nicht anders als genehmigt werden. Als ſie die Partie zu Ende gebracht hatten, war

*) Dieſe Familie herrſchte vom Jahr 1363 bis zum Jahr 1644, wo die Tataren in das Reich einfielen.

**) Dieſe Dynaſtie beherrſchte das Reich von 206 vor Chr. bis 220 nach Chriſtus.

auch die Theilnahme zu Ende und die Spieler wurden ohne Gnade erſchlagen.

Die Waffen der Raiports ſind ſchön und koſtbar. Lieblingswaffen, welcher Art ſie auch wären, haben immer ihre unterſcheidenden Beinamen; und gewöhnlich bringt der Häuptling unter denſelben mehrere Stunden des Tages in ſeiner Rüſtkammer zu. Vor Allem ziehen ſie den leichtgekrümmten Säbel, nach Art des Damaſceners, vor; doch iſt auch das gerade zweiſchneidige Schwert nicht ſelten. Die Luntengewehre, unter denen die von Bundi die beſten ſind, müſſen von der ausgeſuchteſten Arbeit, mit Perlmutter und Gold ausgelegt, ſeyn; und die Schilde, meiſt von Rhinocerosháuten, ſind häufig mit Thierbildern oder mit goldenen und ſilbernen Zieraten geſchmückt. Der Bogen iſt von Büffelhorn, die Pfeile von Rohr. Auch im Frieden bleiben dieſe Waffen des Krieges nicht müßig. Die häufigſten Uebungen ſind mit der Lanze im Ringe zu reiten, und ſich mit dem Schwert gegen die Lanze zu vertheidigen. Nach dem Ziele ſchießen oder zu Pferde Wurfſpieße werfen, ſind unerſchöpfliche Quellen des Vergnügens; und der Gebrauch des Bogens, der ſchon in den älteſten Mythen vorkommt, dient nicht bloß dazu, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, wie bei uns, ſondern auch eine außerordentliche Kraft zu entwickeln, da der Raiport nicht zufrieden iſt, wenn er ſeinen Pfeil nicht bis an die Federn in ſeinem Ziele begräbt. Schon in ihrer früheſten Kindheit werden die Knaben in dieſe kriegeriſchen Spiele eingeweiht; und um ſie an den Anblick des Blutes zu gewöhnen, läßt man ſie, ehe ſie noch das Schwert führen können, ſich mit kleinen Säbeln an Lämmern und jungen Ziegen verſuchen.

Doch nicht bloß für dieſe kriegeriſchen Vergnügungen iſt der Raiport empfänglich; er iſt ein außerordentlicher Freund der Muſik, und wenn auch der Stand der Muſiker verachtet iſt, ſo darf doch kein wohlerzogener Mann dieſer Kunſt völlig fremd ſeyn. Ihre Lieblingsweiſe iſt die Tappo, welche den Charakter eines einfachen Klageliedes hat und in dieſer Beziehung den Volksliedern der Hochlande von Schottland oder der Normandie ſehr ähnlich iſt; der Obriſtlieutenant Tod bemerkt, er habe zu Caen ſo lange den Tönen einer Violine zugehört, bis er ſich nach Mewar verſetzt geglaubt habe. Das Hautboy iſt das Lieblingsinſtrument des Rana; die Türaye iſt eine Art Trompete von ſehr wohllautendem Klange. Um ein vollſtändiges Orcheſter zu haben, gehört hiezu noch ein roher Dudelſack und eine Art von doppeltem Flageolett mit einer Menge Lauten und Guitarren.

Die Häuſer der Raiports beſitzen alle Bequemlichkeiten, die man wünſchen kann, nur keine Meubles. Die Decken ſind häufig gemalt und vergoldet und von canelirten Säulen getragen; und die Wände ſind zuweilen eine Maſſe von Spiegeln, Marmor oder Porzellan. Aber dieſe prächtigen Zimmer ſind leer. Ein weicher Teppich, durch ein weißes Tuch überdeckt, vertritt die Stelle von Stühlen, Tiſchen und Betten; auf ihm lagern ſich die Gäſte nach ihrem Rang, ſobald ſie eingetreten ſind. Der Zuſchnitt der Kleidung iſt bei jedem Stamme verſchieden; immer ſind indeſſen die Materialien Baumwolle für den Sommer und geſteppter Zitz oder feines Tuch für den Winter. Hoſen, eine Tunica mit einem Gürtel, eine Schärpe, ein Turban und ein Paar Pantoffeln machen die Garderobe des Raiports aus. Nie fehlt ein Dolch in dem Gürtel.

Die Lage der Frauen müßte nach europäiſchen Begriffen, bei ihrer Abſonderung von der Geſellſchaft, äußerſt beklagenswerth ſeyn. Doch wird dieſe Einſamkeit dadurch verſüßt, daß der Raiport der leidenſchaftlichſte Liebhaber und der zärtlichſte Ehemann iſt. Er behandelt ſein Weib immer mit einer Achtung und Gefälligkeit, die einen Europäer leicht dem Verdacht ausſetzen könnte, er ſtehe unter dem Pantoffel. Dagegen iſt aber auch das Weib des Raiport nicht nur ſeine treue Lebensgefährtin, ſondern eine Dienerin, die ſelbſt der höchſte Rang nicht von der Verpflichtung befreit, ſeine kleinen Bedürfniſſe perſönlich zu befriedigen. Die Tochter des Rana, welche dem Häuptling von Sadri vermählt worden war, weigerte ſich einſt, ihm einen Becher mit Waſſer zu füllen, indem ſie ſagte: „Die Tochter von hundert Königen brauche nicht die Mundſchenkin des Häuptlings von Sadri zu ſeyn.“ — „Gut, antwortete der Krieger, „dann magſt Du in das Haus Deines Vaters zurückgehen, da Du in dem meinigen zu Nichts nütze biſt.“ Sie kehrte zurück und erzählte ihre Leiden mit aller Beredſamkeit und Leidenſchaftlichkeit eines beleidigten Weibes. Der Häuptling wurde an den Hof ſeines Fürſten geladen, wo er wie gewöhnlich ſeinen Platz zur rechten Hand deſſelben einnahm. Als die Verſammlung auseinanderging, erſchien der Kronprinz an dem untern Ende des Teppichs und verrichtete das niedrige Geſchäft, dem Häuptling ſeine Pantoffeln zu überreichen. „Da Du mein Schwiegerſohn biſt,“ ſagte der Rana, als er ſeine Beſtürzung ſah, „ſo kann keine Ehre Dir erwieſen werden, der Du nicht würdig wäreſt. Nimm Dein Weib mit Dir; ſie wird ſich nie wieder weigern, Dir einen Becher mit Waſſer zu füllen.“

Aber das Weib des Raiport iſt nicht bloß die Verwalterin ſeiner häuslichen Angelegenheiten; ſie theilt alle Gefühle ihres kriegeriſchen Gemahls, ſie drängt ihn vorwärts auf ſeiner gefahrvollen Bahn; und bei jeder Abweichung von ſeiner Pflicht droht ihm die bitterſte aller Strafen — die Verachtung ſeines Weibes. Der Maharadſchah Dſcheſſwunt Sing lieferte dem Mongolen Aurungzeb eine Schlacht und war gezwungen das Feld zu räumen, auf welchem er 10,000 ſeiner beſten Truppen erſchlagen zurückließ. Er hatte mit der verzweiflungsvollſten Tapferkeit gefochten und nicht eher ſeinen Rückzug angetreten, als bis er bereits auf allen Seiten vom Feinde umringt, und bis jeder Widerſtand vergeblich war. Als er aber vor ſeinem Schloſſe ankam, verſchmähte ſein Weib, eine Tochter des Rana von Udipur, den Feldflüchtigen aufzunehmen und ſchloß ihm die Thore. —

Ungeachtet aller Verehrung, welche die Frauen in Radſchaſthan finden, iſt ihr Schickſal doch in mehr als einer Beziehung außerordentlich hart. Auf jeder Stufe ihres Lebens ſcheint ein gewaltſamer Tod ihrer zu warten; und je ſchöner und liebenswürdiger ſie ſind, um ſo weniger Hoffnung haben ſie, demſelben zu entgehen. Seiner Tochter die reichſte Ausſteuer zu geben und die glänzendſten Hochzeitsfeierlichkeiten zu halten, iſt dem Raipert eine Ehrenſache; aber, wie groß auch ſein Reichthum oder ſein Einfluß ſeyn mag, ſo bleibt es doch immer äußerſt ſchwer für ihn, eine paſſende Partie zu finden. Die Ehegeſetze umfaſſen einen ſo weiten Kreis von Graden der Blutsfreundſchaft, in denen es verboten iſt, zu heirathen, daß durch ſie nicht nur die Glieder derſelben Familie oder deſſelben Geſchlechtes, ſondern ſogar deſſelben Stammes ausgeſchloſſen werden.

So iſt noch jetzt unter den beiden großen Abtheilungen des Stammes der Gehloten, die durch einen Zeitraum von acht Jahrhunderten von einander getrennt werden, keine Zwiſchenheirath geſtattet; und bis auf den gegenwärtigen Augenblick betrachten die Männer des einen Zweiges die Weiber des andern, obwohl ſie unter einer verſchiedenen Regierung leben, als ihre Schweſtern. Die Verwandten eines mannbaren Mädchens müſſen ſich daher in der Ferne nach einem Bräutigam umthun; und wenn endlich einer gefunden iſt, ſo liegt ihnen die eben ſo unabweisliche Verpflichtung ob, die Familie durch die Vermählungsfeierlichkeiten beinahe zu Grunde zu richten. Die Geburt einer Tochter wird daher überall als ein Unglück betrachtet; und ſtatt die weiblichen Kinder, wie dieß vor nicht gar langer Zeit in Europa der Fall war, in einem Kloſter zu verſchließen, bringen ſie ihnen häufig nach der Geburt ein Opiat bei, welches ſie ohne Schmerz von allen Leiden und Gefahren dieſes Lebens ſicher ſtellt. Dieſe fortdauernde Verminderung der Zahl der Frauenzimmer gab wahrſcheinlich Veranlaſſung zu der Sitte, die unter den Nairas herrſcht, daß mehrere Männer nur eine Frau nehmen. Vielleicht iſt dieß das Volk, auf welches Ferischta ſich bezieht, wenn er ſagt: es ſey die Sitte, ſobald ein weibliches Kind geboren werde, daſſelbe auf den Markt zu bringen, wo der Vater, das Kind in der einen Hand und ein Meſſer in der andern, laut ausrufe: „Wer ein Weib verlange, ſolle es haben; ſonſt werde er es tödten.“

Iſt nun das Mädchen, nachdem es den Gefahren entgangen, die ſchon bei ſeiner Geburt es erwarteten, zur Jungfrau herangewachſen und in den Stand der Ehe getreten, ſo gebietet ihr das Geſetz und die Religion, wenn ſie den Tod ihres Mannes erlebt, ſich mit ſeiner Leiche zu verbrennen. Der Name Witwe iſt ein Ausdruck des Vorwurfs und der Beleidigung, den keine Naiportin ungerächt hinnehmen würde. Gewöhnlich führt man den Urſprung dieſes barbariſchen Gebrauches auf religiöſe Mythen zurück, aber es ſcheint uns, als wenn dabei vergeſſen würde, daß dieſe Mythen ihrerſeits ihren Urſprung doch immer nur menſchlichen Sitten und Anſichten verdanken können. Bei der Leidenſchaftlichkeit, welche die Naiportin mit dem Manne theilt, mag in uralten Zeiten nicht ſelten der Fall vorgekommen ſeyn, daß ſie Beleidigungen in ihrem Hauſe durch Liſt oder andere Waffen rächte, die ihr zu Gebot ſtanden; und es war daher eine zweckmäßige Maßregel der Politik, das Leben des Weibes von dem des Mannes abhängig zu machen. Jedenfalls iſt dieſer Gebrauch jünger als die Geſetzgebung des Menu, in welcher von demſelben keine Spur vorkommt.

Wenn aber auch die Naiportin durch das längere Leben ihres Mannes vor dem Scheiterhaufen bewahrt wird, ſo ſchwebt doch jeden Tag eine andere Gefahr über ihrem Haupte, die bei dem zerrütteten Zuſtande der Geſellſchaft, in welcher ſie lebt, nicht weniger drohend iſt. Die Niederlage eines Naipor in der Schlacht oder Fehde iſt immer das Zeichen der Gefangenſchaft oder des Todes für die Frauen; wenn der Feind ihnen die Zeit läßt, verſäumen die Männer nie zum Aeußerſten ihre Zuflucht zu nehmen, um die weiblichen Glieder ihrer Familie der Schmach der Gefangenſchaft zu entziehen. „Wer wollte nicht ein Naipor in einem ſolchen Falle ſeyn?“ fragt der Obriſt Tod; wir ſchaudern bei dieſer Frage.

Das ganze Jahr hindurch wechſelt bei den Naiporten eine religiöſe Feſtlichkeit mit der andern; meiſtentheils werden dieſelben aber nur als eine Art von öffentlichen Schauſpielen oder Luſtbarkeiten betrachtet. Das ſchönſte unter allen iſt vielleicht das Feſt, welches zu Ehren Gouri's, der Göttin des Ueberfluſſes, gefeiert wird. Dieß findet zu der Zeit des Frühlingsäquinoctiums Statt, wo in den Tropenländern „Gouri ihren goldenen Mantel über die Reize der grünenden Naſſanti (des Frühlings) breitete.“ Die Statuen der Göttin werden mit der Farbe des reifen Korns übermalt; und in der einen Hand hält ſie den Lotus. Mehrere Tage vor dem Feſte iſt alles Volk mit Vorbereitungen zu demſelben beſchäftigt. Eine Deputation wird zu einer Stätte außerhalb den Ringmauern der Stadt geſandt, um „Erde zu dem Bildniſſe Gouri's“ zu holen; und jede einigermaßen wohlhabende Familie muß ihre eigene Statue der Göttin haben. Darauf wird an einem Orte, von welchem alle Uneingeweihten ausgeſchloſſen bleiben, eine Grube gegraben, in welcher Gerſte geſäet wird, deren Wachsthum man durch reichliche Bewäſſerung und künſtliche Hitze beſchleunigt. Dann reichen die Weiber ſich die Hand und tanzen um die Grube herum, indem ſie die Segnungen Gouris auf ihre Männer herabrufen, denen ſie die jungen Halme anbieten, um ſie als Liebeszeichen auf ihre Turbans zu ſtecken. Während jetzt alle ſich bereit halten, ihre eigenen Bilder in Proceſſion nach dem See zu tragen, iſt doch die allgemeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf den Zug gerichtet, der von dem Schloſſe ausgeht. Endlich iſt die Stunde gekommen; die kriegeriſchen Nakaras geben das Signal, dem die Kanonen von den Zinnen des Schloſſes antworteten, um die erfreuliche Botſchaft zu verkündigen, daß Gouri ihren Weg nach dem See angetreten hat. Der Zug verſammelt ſich auf der Terraſſe des Palaſtes, welche ſich ſtufenweiſe bis zu dem Rande des Waſſers herabſenkt. Alle Erker und Balkone ſind mit Zuſchauern gefüllt, und auf den Marmorſtufen, die von dem Palaſte zu den Booten führen, ſteht eine gedrängte Maſſe von Frauenzimmern in verſchiedenfarbigen Kleidern, mit Bändern, mit Roſen und Jasmin geſchmückt. Alles hat ſich nur zur Freude verſammelt; darüber der wolkenloſe Himmel, unten der herrliche See, deſſen tiefblaue Wogen nur durch Marmorpaläſte gebrochen werden, die über den dichten Blätterſchmuck von Orangenhainen, Piſangs und Tamarinden hervorragen; in der Ferne die majeſtätiſchen Berge, die einen Gipfel über den andern gethürmt ein unüberſehliches Amphitheater bilden. Aber der Rana hat, umgeben von ſeinen Edlen, den Palaſt verlaſſen, und die Proceſſion windet ſich den Abhang hinunter; die Göttin in der Mitte, in gelbe Feſtkleider gehüllt, und von Perlen und Golde ſtrotzend. Zu beiden Seiten ſchwenken ſchöne Jungfrauen ihr die ſilberne Aſchamra über dem Haupte, während andere, ſilberne Stäbe in der Hand, vor ihr herſchreiten und alle zu ihrem Ruhme Hymnen ſingen. Darauf bilden die Frauenzimmer einen Kreis um die Göttin, reichen ſich die Hände und bewegen ſich mit abgemeſſenen Schritten unter vielen anmuthigen Verneigungen, während ſie mit den Händen den Tact bezeichnen, um das Bildniß herum und ſingen bald Lobgeſänge zu Ehren der Göttin, bald fröhliche Liebeslieder. Die ganze Gruppe wird von Frauenzimmern gebildet, kein einziger Mann darf ſich hinzudrängen. Die Göttin badet ſich indeſſen in dem See; und wenn Dieß vorüber iſt, ſo wird ihr Bild wieder aufgenommen und unter denſelben Ceremonien in den Palaſt zurückgeführt. Darauf begeben ſich der Rana und ſeine Häuptlinge in ihre Boote und fahren um den See herum, um die übrigen Bildniſſe an dem Ufer deſſelben zu beſuchen, die alle auf ähnliche Weiſe von mehr oder weniger zahlreichen Gruppen zum Bade begleitet werden. Sobald der Abend hereinbricht, bezeichnet an jedem der drei Tage des Feſtes ein großes Feuerwerk das Ende dieſer Ceremonien.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 91. 1 April 1830.

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Fortsetzung.)

Nur in der Hauptstadt der Provinz Honan befindet sich eine Synagoge oder eine Li-paisou, wie sie dieselbe nennen. Keinen Altar, nur den Stuhl Mosis mit einer Rauchpfanne, einen langen Tisch und große Leuchter mit Talglichtern fand ich daselbst aufgestellt. Das Gebäude selbst hat viele Aehnlichkeit mit unsern europäischen Kirchen. Es theilt sich in drei Schiffe. In dem mittlern befindet sich der Tisch mit dem Rauchwerk, der Stuhl Mosis und der Van-sui-pai oder das Schild des Kaisers, nebst den Bundesladen, in welchen die dreizehn Exemplare des Pentateuchs aufgestellt sind. Diese Bundesladen sind eine Art von Kästen. Das Schiff in der Mitte bildet gleichsam den Chor des Gotteshauses. Die beiden übrigen sind für das Gebet bestimmt. Man kann im Innern rings um die Synagoge gehen.

Da jetzt wie früher Baccalaurien (diesen Ausdruck braucht Gozani) und Kien-sens, die einen Grad tiefer als jene stehen, sich da befinden, so nahm ich mir die Freiheit, an sie die Frage zu richten, ob auch Confucius von ihnen verehrt würde. Alle und selbst ihr Vorsteher antworteten mir, daß sie ihn auf dieselbe Weise verehrten, wie die Gelehrten China's und daß sie feierliche Gebräuche in dem Saale ihrer denkwürdigen Männer verrichteten. Sie fügten noch die Bemerkung hinzu, daß sie im Frühling und im Herbste ihren Vorfahren eben die Ehre erwiesen, wie Dieß von den Chinesen zu geschehen pflege, in dem Saale nahe bei der Synagoge. Zwar legten sie ihnen Nichts vom Schweine, aber doch von andern Thieren vor; bei gewöhnlichen Feierlichkeiten brächten sie bloß porzellanene Gefäße mit Backwerk und anderen Speisen, so wie mit Wohlgerüchen in tiefer Ehrfurcht vor sie. Ich fragte ferner, ob sie in ihren Wohnungen oder in den Todtenhäusern Gemälde zu Ehren ihrer Vorfahren hätten. „Wir haben," antworteten sie mir, „weder Gemälde, noch sonstige Bilder, sondern bloß Rauchpfannen." Dieses erleidet jedoch eine Ausnahme bei ihren Mandarinen, für welche man in dem Thutam oder dem Saal der Vorfahren ein Gemälde aufstellt, mit Angabe des Namens und des Grades ihres Mandarinats.

Was die Namen betrifft, durch welche sie die Ursache aller Dinge auszudrücken suchen, so habe ich schon von denselben geredet; Sie werden jedoch das Gesagte noch genauer durch ihre Inschriften bestätigt finden, von denen ich Ihnen ein Abschrift zuschicke. Ich hoffe, daß dieselben nicht ohne Nutzen für Sie seyn werden. Ihre Bibel habe ich mir geborgt, da ich sie hierzu nicht abgeneigt fand. Auch diese werde ich abschreiben lassen. Wenn Sie sonst Etwas wünschen, so bitte ich Sie mich davon in Kenntniß zu setzen.

Nachschrift.

Sie wollen gütigst bemerken, daß diese Juden in ihren Inschriften ihr Gesetz, das Gesetz Israels, Tselas-Kiao, nennen. Ihre Vorfahren — erklärten sie mir — stammten aus einem Reiche im fernen Westen, dem Reiche Juda's, welches Josua nach dem Ausgang aus Egypten, dem Gange durch das rothe Meer und der Wanderung durch die Wüste, eingenommen hätte. Die Anzahl der aus Egypten ausgezogenen Juden hätte sechszig Vans, das ist 600,000 Seelen, betragen.

Dann sprachen sie mir von den Büchern der Richter, von David, von Salamo, von Ezechiel, welcher der Verblichenen Beine wieder in's Leben zurückrief; von Jonas, welcher drei Tage in dem Bauche des Wallfisches sich befunden habe. Hieraus geht hervor, daß sie außer dem Pentateuch noch mehrere Bücher des alten Bundes besaßen.

Ferner sagten sie mir, daß ihr Alphabet aus 27 Buchstaben bestehe, daß sie sich aber gewöhnlich nur 22 bedienten. Dieses stimmt mit der Angabe des heiligen Hieronymus überein, daß die Hebräer 22 Buchstaben haben, von diesen aber fünf doppelt seyen. Ich fragte sie, wie sie ihr Gesetz chinesisch nennen; sie antworteten mir, Tiao-Kin-Kiao, um dadurch anzudeuten, daß sie sich des Blutes enthalten, und daß sie die Nerven und Adern der geschlachteten Thiere ablösten, damit das Blut um so leichter ausfließen könnte.

Anfangs gaben ihnen die Heiden diese Namen: sie aber nahmen ihn gern an, um sich von den Mohammedanern zu unterscheiden, die sie Teemo-kiao nennen. Sie heißen ihr Gesetz Kou-kiao, das alte Gesetz, Ten-kiao, das Gesetz Gottes

oder das Gesetz Israels. Am Sonnabend zünden sie weder Feuer an, noch kochen sie Etwas; sondern sie machen am Freitag, was sie immer gebrauchen, im Voraus fertig.

Wenn sie die Bibel in ihrer Synagoge lesen, so bedecken sie sich das Gesicht mit einem durchsichtigen Gewande zum Andenken an Moses, der mit verdecktem Antlitz vom Berge hinabstieg, und seinem Volke die zehn Gebote und das heilige Gesetz verkündete.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß diese chinesischen Juden außer der Bibel auch noch andere von Rabbinen verfaßte Bücher besitzen, die, irre ich nicht, Sanctio von ihnen benannt werden. Diese Bücher sind angefüllt mit Albernheiten, und enthalten ihre Gebräuche und Ceremonien die sie noch immer beobachten. Sie sprachen mir auf eine ganz unsinnige Weise von dem Himmelreich und den Höllenstrafen. Es hat in der That den Anschein, daß sie alles Dieses aus dem Talmud genommen haben.

Ich sprach mit ihnen von dem in der heiligen Schrift versprochenen Erlöser. Sie waren über meine Worte höchst verwundert, besonders aber, da sie den Namen Jesus hörten. Sie erwiederten mir, in ihrer Bibel sey zwar die Rede von einem gottbegeisterten Manne dieses Namens, dieser sey der Sohn Sirachs; den Jesus aber, den ich meine, kennten sie nicht.

Sie können unbedingt Allem Glauben schenken, was ich Ihnen über die Zeit der Ankunft dieser Juden in China und die Inschriften gesagt habe. Das Uebrige kann ich freilich nicht verbürgen; da ich es nur durch ihre Mittheilung weiß. Ich habe gleichwohl Dieses auch angeführt, um Ihnen dadurch einen Gefallen zu erweisen. Jedoch muß ich Ihnen Vorsicht in der Benutzung dieser Punkte anempfehlen; weil ich die Leute in der Unterhaltung nicht sehr zuverläßig gefunden habe.

(Fortsetzung folgt.)

Caillés Aufenthalt unter den Brakna.

(Schluß.)

Während bei den Zenaguen selbst die Weiber in ausgesetzter Thätigkeit sind, leben die Marabuts und Hassanen in möglichster Behaglichkeit; die Männer sind zu faul, um sich nur vom Ungeziefer zu säubern, das an ihnen herumkriecht; und die Frauen liegen den ganzen langen Tag ausgestreckt auf ihrem Lager, ihre Haare mit einer Salbe von Butter bestrichen, daß die Brühe ihnen über Nacken und Wangen träufelt; sie stehen nicht einmal auf, um zu speisen, sondern auf den Ellbogen gestützt nehmen sie die Calabasse mit Milch, die ihnen die Sclavin reicht, in Empfang und geben sie bis auf den Grund ausgeleert zurück. Dieser Schmutz und die Sitte, die Frauenzimmer förmlich zu mästen, macht mantische Schönheiten zu keinem sehr verführerischen Gegenstand für einen Europäer. Indessen üben sie über ihre Männer eine große Autorität aus; doch läßt sich gerade nicht sagen, daß die Verhältnisse des Familienlebens sehr zärtlich seyen. Heirath und Ehescheidung — all Dieß geht ohne viel Umstände vor sich. Wenn ein junger Mann sich in ein Mädchen verliebt, so sucht er sich insgeheim mit ihr in Einverständniß zu setzen. Ist er ihrer Einwilligung gewiß, so überträgt er einem Marabut die Unterhandlung mit den Eltern in Betreff der Geschenke an Ochsen ꝛc., die der Bräutigam zu machen hat. Ist man darüber einig, so sprechen die Marabuts in Gegenwart des letztern ein Gebet, und dieser*) sieht von diesem Augenblick an die Eltern seiner Künftigen nicht mehr; man weicht einander sorgfältig aus, und verhüllt beim Begegnen das Gesicht. Dieses Verschämtthun, wovon man keinen Grund anzugeben wußte, erstreckte sich aber nicht bloß auf die Verwandten, sondern, wenn der Bräutigam aus einem fremden Lager war, auf alle Bewohner; einige vertraute Freunde ausgenommen, die er besuchen durfte. Man baute ihm gewöhnlich eine kleine Hütte, in welche er sich den Tag über einschloß, in der Nacht schlich er sich dann zu seiner Schönen und blieb bei ihr bis Tagesanbruch. Diese Liebescomödie währte einen oder zwei Monate; worauf ein Marabut das Hochzeitzeremoniel verrichtete. Die Mutter der Braut gab ein Fest, es wurde ein Ochse geschlachtet, wenn die Vermögensumstände es erlaubten, reichlich mit Sanglé aufgewartet, die Frauen versammelten sich um die Neuvermählte und sangen ihr Lob. Tanzen sah sie Caillé nie. Nach der Hochzeit führt der Gatte sein Weib gleich mit sich, wofern er ein Kamel vermag, um sie auf demselben reiten zu lassen; denn auf einem Ochsen bei dieser Gelegenheit zu reiten, wäre eine Schande; besitzt er kein Kamel, so bleibt die Frau einstweilen bei ihren Eltern. Holt er sie aber ab, so empfängt sie von ihrer Mutter, außer einem vollständigen Putz, den sie anzieht, einen Reitzeug, eine Matte zum Schlafen, nebst einer Decke von Schafell und eine Wiege, und der Mann leitet das Kamel, auf dem sie reitet, am Zaum, sein Gesicht verhüllend, bis er aus dem Lager hinaus ist. Oft kommt es vor, daß Gatten sich nicht vertragen; derjenige Theil, der eine Trennung wünscht, macht dem andern ein Geschenk und damit ist Alles abgemacht. In die Kinder theilen sie sich, die Knaben folgen dem Vater, die Mädchen der Mutter. Stirbt der Mann, so trauert die Witwe vier Monat sechs Tage; sie legt ihre schlechtesten Kleider an, und geht nicht unverschleiert aus. Der Mann dagegen trauert wenn die Frau stirbt, nicht, und kann, wenn er Lust hat, sich am folgenden Tag wieder verheirathen; was auch nicht selten geschehen mag; doch herrscht unter diesen Mauren insgemein Monogamie. Mit Erbschaften halten sie es dermaßen: der Witwe gebührt vorweg ¼ von der Hinterlassenschaft ihres Manns, vom Rest fällt ⅓ der Mutter und ⅔ dem Vater zu; was dann noch übrig bleibt, erben die Kinder, so daß der Antheil eines Knaben immer doppelt so groß als der Antheil eines Mädchens ist. Ist es die Frau, welche beerbt wird, so nimmt der Witwer die eine Hälfte und die andere wird in den angegebenen Verhältnissen zwischen Großeltern und Enkeln vertheilt.

Die Tracht besteht bei den Mauern in einem Drah, d. h. einem Rock von Guineazeug, der bis auf die Knöchel herabfällt und dessen Aermel, die so weit als der Leib sind, bis auf die Erde reichen. Beinkleider, wozu der Reichere zehn Vorderarmlängen desselben Zeugs nimmt, bedecken den Leib vom

*) Die Hassanen dispensiren sich jedoch von diesem Gebrauch.

Gürtel bis an die Knie. Die Negerschürze, die sie über das Kleid binden und manchmal um den Kopf als Turban winden, vollendet den Anzug; der Aermere behilft sich wohl auch mit seinem Cussab, einem Oberkleid von der Form eines Hemdes ohne Aermel und Kragen. Die Weiber tragen ein Gewand von sieben Ellen Guineazeug, das dreimal um den Leib geht. Ein Drittel davon bildet ein Cussab, von den zwei andern Dritteln dient das eine als Falten-Umwurf, und ist mit silbernen Spangen auf der Schulter befestigt, das zweite wird über den Kopf gezogen, oft so, daß man von ihnen Nichts als die Augen sieht. Dieß Kleid heißt Malafé; sie wechseln es nie, und oft vergehen zwei bis drei Monate bis sie es nur waschen und zwei Jahre bis sie sich ein neues anschaffen können. Zu ihrem sonstigen Staat gehört ein sorgfältiger Kopfputz: die Haare werden in ovaler Form auf dem Kopf geflochten, und mit Butter eingeölt — zwei kleine Locken gehen unter den Ohren zusammen und sind mit Glasperlen garnirt, daneben sind meist noch zwei andere längere, mit einer Halsschnur von Korallen, Glasperlen und Ambrakugeln daran, oft aber noch eine Unzahl von andern, alle mit Zierathen behängt, und an den Spangen des Kleides angeheftet. Ein fünf Fuß langes, fünf bis sechs Zoll breites Band von Guineazeug wickeln sie um den Kopf.

Nach und nach fand Mohammed-Sidy-Moktar es ziemlich lästig, Caillié's Unterhalt unentgeldlich zu bestreiten und drang daher in ihn, sein angeblich in Saint-Louis hinterlegtes Vermögen endlich kommen zu lassen. Ohnehin näherten sich die Horden wieder dem Senegal. Die Grasplätze im Innern gaben kein Futter mehr und der Gummimarkt fing jetzt an. Während der Fasten war Caillié's Enthaltsamkeit auf zu starke Proben gestellt worden, als daß er den ihm dargebotenen Vorwand sich von seinen maurischen Freunden loszumachen hätte von sich weisen sollen. Nur fragte es sich: wie hatte er es anzugreifen? Vor Allem durfte er ihren Argwohn nicht erregen. Dieß hätte schon dadurch geschehen können, daß er viele Papiere besaß, auf denen er sich Notizen niedergeschrieben hatte. Die Gefahr einer Entdeckung durfte er nicht wagen; er zeigte sie also lieber selbst vor, indem er sagte, es sey das Inventarium seiner Habseligkeiten; wobei jene sich beruhigten. Dann mußte er ihnen aber auch die Ueberzeugung beibringen, daß er mit seinen Sachen zurückkomme. Er stellte sich daher, als ob er äußerst ungern ginge, so daß er sich gleichsam zur Abreise zwingen ließ.

Um diese Zeit befand sich Baron Roger in Frankreich und Baron Hugon, dessen Name später unter den Tapfern von Navarin glänzte, commandirte an seiner Stelle am Senegal. An ihn wandte sich Caillié wegen eines Vorschusses von 6000 Fr. zu einer Reise nach Tunbuktu; allein da Capitän Beaufort, (von dessen Tagebuch eine vollständige Ausgabe in den französischen Blättern als mit Nächstem erscheinend gegenwärtig angekündigt wird) damals dieselbe Reise vor hatte, so konnte Hugon seinen Wünschen nicht willfahren. Mit 1200 Fr, wozu der Gouverneur sich verstehen wollte, war unserm Reisenden nicht gedient, mit dieser Summe konnte er nicht einmal zu den Braknas zurückkehren; was er vielleicht gethan hätte, um seine muselmännische Schule fortzusetzen; es blieb ihm somit Nichts übrig, als mit der Soldatenration, auf die er Anspruch hatte, sich zu begnügen und Baron Rogers Ankunft abzuwarten. Seinen Marabut verabschiedete er, und um sich nicht der Rache der Mauren auszusetzen, die ihn begleitet hatten, hielt er sich mehrere Tage lang verborgen. Baron Roger kam an — allein wer wiederum Nichts auswirkte war Caillié's. Diese Weigerung machte ihn indeß nicht verzagt; er waffnete sich mit neuem Muth und beschloß bei den Engländern am Gambia sein Glück zu probiren. Sir Charles Turner nahm ihn in Freetown freundlich auf, und stellte ihn mit 3600 Fr. Gehalt bei einer Indigofabrik als Aufseher an. Dieser Gouverneur wurde bald darauf von Sir Nill Campbell abgelöst. Auf seinen Antrag für die englische Regierung nach Tunbuktu zu reisen ließen sich beide nicht ein, da der Major Laing damals gerade dahin unterwegs war; aber so hatte Caillié wenigstens einen Platz, wo er die zu seinem großen Vorhaben benöthigten Geldmittel sich selbst erwerben konnte.

Das Osterfest zu Jerusalem.

Unter den Ceremonien, welche an dem Osterfest zu Jerusalem beobachtet werden, ist das Fußwaschen der Pilgrime, das in der Klosterkirche am Abende Statt findet, eine der merkwürdigsten. Der Superior war seit mehreren Monaten todt; doch wurden die Obliegenheiten durch seinen Stellvertreter erfüllt. Es hatten sich diesmal viel weniger Pilger eingefunden, als in früheren Jahren; die zahlreichsten waren noch die Armenier, da die Katholiken und die Griechen wegen des Krieges die Gefahren einer so weiten Reise scheuten. Die Pilger aus allen Ständen hatten in der Kirche jeder einen Stuhl erhalten und saßen, eine kleine weiße Mütze auf dem Kopf, mit bloßen Füßen, in frommer Erwartung der Ehre, die ihnen wiederfahren sollte. Der Superior hatte den schmutzigen Strick, mit welchem er gewöhnlich umgürtet ist, mit einer seidenen Schnur vertauscht, an welcher ein weißes Handtuch befestigt war; er kniete auf ein kleines Fußkissen von weißer Seide, ergriff den Fuß des Pilgrims, der mit dem Staube so vieler heiligen Plätze bedeckt war und hielt ihn in ein Gefäß mit warmem Wasser. Bei dieser Operation unterstützten ihn zwei oder drei Mönche, die neben ihm auf das kalte Steinpflaster niederknieten. Die ganze Zeit über wurden von dem Superior mit leiser, von seinen eifrigen Gehülfen mit lauter Stimme Gebete gesprochen, deren Refrain immer von der ganzen Versammlung wiederholt ward. Die meisten dieser Leute hatten ein sonnverbranntes, mühseliges und kümmerliches Aeußeres, als stünde ihnen der Gedanke vor Augen, daß die Unternehmung, in welcher sie jetzt begriffen wären, die gefahrvollste und wichtigste ihres Lebens sey, und daß selbst das Heil ihrer Zukunft großen Theils von derselben abhänge. Und in der That, es war eine große Unternehmung für Viele, die ihre Weiber und Kinder in diesem Augenblicke in Spanien, Rußland oder Dänemark hatten, wohin sie ihren beschwerlichen Weg nun wieder zurückfinden mußten. Doch ist diese Ceremonie ganz darauf berechnet, den armen Gläubigen in seiner Selbstachtung und seinem Selbstvertrauen zu heben; denn nachdem der Superior die Füße gewaschen und sorgfältig abgetrocknet hat, küßt er sie feurig und spricht seinen Segen über den Eigenthümer derselben aus. Darauf kommen alle Mönche des Klosters, knien auf das Pflaster und pressen ihre

Lippen gleichfalls auf die Füße des glücklichen und beneidenswerthen Mannes. Darauf folgt ein treffliches Nachtessen, in welchem die Priester ihren Gästen mit der größten Aufmerksamkeit aufwarten; der Tisch des Refectoriums ist bei dieser Gelegenheit zum Ueberflusse mit den besten Speisen versehen und der Wein wird nicht gespart. Heiterkeit und Geselligkeit folgen jetzt auf die ernste Ceremonie; und es ist schwer zu unterscheiden, ob die Zunge des Pilgers oder des Priesters die schnellste ist. Manche Geschichte wird erzählt, auf der einen eine überstandene Gefahren, Wachen und Wunder auf der andern; bis die Gefahr, und die Entbehrung, so wie die Ferne des Heimat aus der Erinnerung geschwunden sind.

Die schönste Stunde des Festes war indessen doch die, wo das Marmorpflaster der Rotunda mit den Schaaren der Andächtigen bedeckt war. Das blendendste Licht fiel von oben auf die bunte Menge herab, in der die Wanderer aus allen Nationen sich unter Priester, Mönche, Türken, Araber und Syrer mischten. Die glänzenden Gewande und Waffen des Osmanli, seine ruhigen Züge und seine bewegungslose Haltung bildeten einen überraschenden Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Ausdruck und den lebhaften Bewegungen der Uebrigen in ihrer dürftigen und düsteren Tracht. Auch Weiber von verschiedenen Glaubensbekenntnissen waren zugegen, alle weiß gekleidet, einige die Blicke auf den Boden geheftet, andere neugierig mit den Augen die mannigfaltigen Gruppen der Gläubigen und Ungläubigen durchwandernd. Dieß war die Stunde des Triumphs der Religion (the hour of monkish triumph sagt der englische Reisende, aus dessen Tagebüchern wir diese Skizze entlehnen). Viele drängten sich herein mit eilfertigem, hastigem Schritt und mit einer Miene, welche das Bewußtseyn aussprach, daß das Ende ihrer Mühen jetzt vor ihnen stehe. Andere zögerten lange, ehe sie die drei Marmorstufen hinanstiegen, welche die einzigen Schranken waren, die sie von ihrer lang genährten Hoffnung trennten. Sie knieten auf das Pflaster und wandten ihr Auge flehend nicht zu dem Priester, denn der Priester war Nichts hier, sondern zu den heiligen Räumen hinauf, aus denen leise Töne herströmten; bei dem Eintritt verweilten sie noch einmal bei dem schlanken Pfeiler, welcher die Stätte bezeichnete, wo den Stein von dem Grabe hinweggehoben wurde. — Ein alter Mann, mit weißem Haar und Barte, der aus weiter Ferne hergekommen schien, konnte sich lange von der ersten Marmorstufe, die in das Innere führt, nicht trennen. Zahlreiche Wallen gingen bei ihm vorüber; und einer der Priester kam und flüsterte ihm einige Worte der Ermuthigung ins Ohr; aber immer noch konnte der alte Mann sich nicht entschließen, als ob jetzt ein langes Leben voll Verbrechen vor ihm aufgestiegen wäre, und als ob er zweifelte, ob so spät noch Gnade für ihn zu finden sey. Wie verändert war das Aussehen, waren die Züge Derer, welche aus dem Innern des Gemaches heraustraten. Das Lächeln des Sieges verklärte die Einen, und bei den Andern war wenigstens der tiefe lang eingegrabene Kummer stiller Hoffnung und Heiterkeit gewichen; der Schritt war rasch, die Hände frei, und das Auge nicht mehr zweifelhaft auf den Boden geheftet. Unter diese wahrhaft Frommen waren indessen auch Viele gemischt, bei denen Andacht und Interesse auf die seltsamste Weise sich vereinigten. Durchtriebene Spitzbuben, denen die Vergangenheit etwas beschwerlich zu werden anfing, die aber keine Idee davon hatten, daß sie selbst hieher kommen könnten, ohne irgend einen materiellen Vortheil für die Zukunft daraus zu ziehen. Während ihre Hände gefaltet und die Augen fromm emporgehoben waren, hielten sie zugleich manchen Handelsartikel für die Pilger in Bereitschaft, um durch dieselben Andachtsübungen bereichert zu werden, die ihre verkehrten Gemüther reinigen sollten.

Algier.

Die Cittadelle von Algier ist das sog. Kaiserfort, dessen Geschütz die vom Meer amphitheatralisch sich erhebende Stadt, die Ebene Babazon und den in der Spitze des Dreiecks, welches die Stadt bildet, gelegenen neuen Palast des Deys, la Casba, bestreicht (das noch auf manchen Carten bezeichnete Sternfort besteht nicht mehr). Von dem Garten des Consuls der Niederlande und den Umgebungen des schwedischen Consulats aus wird aber auch das Kaiserfort beherrscht, und zwar ist die Höhe dieser Punkte so, daß man in den innern Hof der Cittadelle hineinsieht. Diese Thatsache beweist, daß es nicht schwer seyn dürfte, ein Fort zu bezwingen, von welchem das Schicksal Algiers abhängt. Ueberhaupt vermag das von der Seeseite so furchtbar vertheidigte Algier von der Landseite keine drei Tage eine regelmäßige Belagerung auszuhalten; es hat selbst nicht einmal eine vollständige Ringmauer, denn diese wird von Wohnhäusern unterbrochen, welche nicht selbst befestigt sind. Auch die Gräben bieten kein Hinderniß dar, sie sind trocken, und ihre geneigte Lage erlaubt gar nicht, sie mit Wasser zu füllen. Es giebt drei Thore auf der Landseite: Babaluet im W, Neuthor im S, Babazon im O. Ihr Wasser erhält die Stadt durch einen offenen Aquädukt, der mit dem Boden gleichläuft, also leicht abgeschnitten werden kann, so daß schon Wassermangel eine Kapitulation herbeiführen muß. Die Besatzung besteht aus 4000 Türken; 2000 andere sind in den verschiedenen Plätzen der Regentschaft vertheilt; 800 Feuerschlünde beschützen die Seeseite, nur 100 bis 120 die Landseite. Verzichtet man nun, wie sich annehmen läßt, auf einen Angriff von der Seeseite, so darf man sich die Schwierigkeit der Landung nicht verbergen; die französische Armee muß sich auf Schwärme von Arabern gefaßt halten, die ihr das Ufer streitig machen; allein was diese Schwierigkeit wieder vermindert, ist, daß es zuchtlose schlechtbewaffnete Soldaten sind, die meist nur Luntenflinten führen, auf einige Tage Lebensmittel mit sich nehmen und dann aus Mangel sich nach ihren Bergen zurückziehen müssen. Wie man vermuthet, wird die Landung bei Touretta chica (die Eingebornen nennen diesen Küstenstrich sedy ferensch) Statt finden; Dieß wäre etwa 5 Stunden westlich von Algier. Wo aber auch gelandet wird, im O oder W, an Wasser gebricht es nirgends, und was das Clima betrifft, so ist es gesund, und vielleicht weniger heiß als daß der Provenze, was sich aus der größern Schönheit der Vegetation schließen läßt. Es giebt in Algier keine Fieber und die Pest herrscht daselbst nie, wenn sie nicht aus Egypten hinverpflanzt wird. Seit zehn Jahren ist Algier von dieser Plage verschont geblieben.

Berichtigung.

Num 89 S. 355 Sp. 1 Z. 6 v. o. l. 6000 st. 600.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 92. 2 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

4) Xavier Mina. *)

Horcasitas, ein kleines Dorf, (Pueblo,) mehrere Stunden von dem Städtchen Altamira im J. 1749 gegründet, diente den kriegerischen Thaten des jüngern Mina in America zum ersten Schauplatz. Einer der furchtbarsten Gegner Napoleons in Spanien, war er dort von einer Partei „der Held von Navarra" von der andern „der Räuberhauptmann" genannt worden, nach dem alten Sprichwort: Daemonium nobis, numina sancta tibi. Bekanntlich wurde er von den Franzosen endlich gefangen, und blieb bis zur Wiedereinsetzung des Königs in Vincennes. Dieser war weder ihm, noch seinem Oheim Espoz sonderlich dankbar für die Opfer, welche sie ihm gebracht, und Xavier lehnte sich daher gegen seinen „vielgeliebten Ferdinand" auf. Die Verschwörung von Pampluna, übel berechnet und noch schlimmer ausgeführt, schlug fehl. Genöthigt nach England zu flüchten, fand Mina im Cabinet von Saint-James mehr Erkenntlichkeit, als bei seinem König: man wies ihm einen schönen Gehalt an. Als Held und Ritter aber brauchte er ein Schlachtfeld und Abenteuer. England baute damals stattliche Luftschlösser in Neuspanien; die dortigen Bergwerke hatten seit drei Jahrhunderten großen Lärm in Europa gemacht; der Mund mochte Einem wohl wässern! Unumschränkte Herren des Meers durften die Engländer nur noch das Gold der Erde an sich reißen, um Jedermann in ihren Gehorsam zu zwingen.

Mina sah in ihnen große Mittel, und sie in Mina ein bedeutendes Werkzeug: man kam für eine Unternehmung zu Gunsten der Unabhängigkeit von Mexico überein. Die gegenseitigen Versprechungen waren Anfangs sehr warm gewesen; allmälig erkalteten sie, und endlich wandelten sie sich geradezu in Feindschaft um; denn der Kämpfer für die Unabhängigkeit hatte sich auch von Amerikanern aus den Vereinigten Staaten den Puls fühlen lassen.

Gleichwohl reiste Mina mit einem englischen, unsres Wissens von Engländern ausgerüsteten und bemannten Fahrzeug ab, in Gesellschaft von Amerikanern, Engländern und andern Europäern. Nach dem ursprünglichen Plan sollten die Vereinigten Staaten vermieden und geradezu nach den Küsten von Mexico gesteuert werden. Später aber verzichtete man hierauf, um in Baltimore neue Hülfsmittel für „die mexicanische Unabhängigkeit" zu sammeln. In Baltimore, scheint es, ergab sich Mina ganz dem Einfluß der Amerikaner, und die Engländer verließen ihn für den Augenblick. Hat man hievon doch genugsamen Beweis im Beitritt des englischen Consuls zu dem vom spanischen Gesandten an die Regierung in Washington gestellten Ansuchen, die Ausrüstung zu verbieten; eine Forderung welche jedoch von der Regierung abgelehnt ward. Ein damit verknüpfter Umstand zeigt, daß die „Unabhängigkeit" bloß Mittel zu einem andern Zweck seyn sollte: der Präsident der Vereinigten Staaten antwortete dem Ritter Onis, das Ganze sey lediglich eine „Handelsangelegenheit", welche kein Gesetz verbiete. Dieselbe Antwort soll das Cabinet von Saint-James einigen beschwerlichen Fragern in Europa gegeben haben. Eine andre Thatsache spricht eben so stark dafür, daß Wünsche für die mexicanische Unabhängigkeit keineswegs die einzige Triebfeder zu der Unternehmung waren. Die Engländer nämlich nahmen in Neu-Orleans das Fahrzeug wieder, welches sie in London an Mina gegeben hatten, da es ihnen sehr ungelegen kommen mochte, einen Freiheitshelden zu finden, wo sie nur einen Agenten ihrer Angelegenheiten gesucht hatten. Eben so wenig hing übrigens der nun von den Amerikanern vorgebrachte, von Mina jedoch zurückgewiesene Vorschlag, vor dem Zuge nach Mexico Pensacola wegzunehmen, mit der Sache der Unabhängigkeit zusammen.

Nach einer langen Reihe höchst muthvoll bestandener Mühsale landete Mina mit seiner kleinen Schaar am 15 April 1817 an Mexico's Küste. La Garza, Befehlshaber der königlichen Besatzung im nahen Soto-la-Marina, blieb ruhig; und als Arredondo, Commandant der Provinz Monte-Rey, ihn nöthigte, sich in Bewegung zu setzen, that er Dieß nur in sofern, als er zurückwich, und für Mina nicht nur den Küstenstrich, sondern auch Soto-la-Marina selbst, das Hauptquartier der unter seinem Befehl stehenden königlichen Truppen, frei ließ. Warum ergriff Mina diesen günstigen Augenblick nicht, wo von seiner plötzlichen Erscheinung alle Be-

*) Wir haben in Nr. 303 und 305 des Jahrgangs 1828 bereits eine ausführliche Notiz über Mina aus H. G. Ward's Werke über Mexico gegeben; da Beltrami's Darstellung aber vieles Neue, namentlich Vieles enthält, was Ward als Engländer nicht anführen konnte, wird die Einrückung gegenwärtigen Artikels nicht unerwünscht seyn.

wohner, Liberale, Neutrale und Königlich gesinnte, aufs Stärkste ergriffen waren? Statt Dessen verlor er die kostbarste Zeit durch Errichtung eines Forts an der Stelle, wo er gelandet. Der brave Obrist Perry und fünfzig der besten Soldaten, erbittert über Minas unbeugsame Hartnäckigkeit, trennten sich von ihm, und suchten mitten durch das feindliche Land hindurch Matagorda zu gewinnen, in Hoffnung sich vielleicht von da nach ihrem Vaterland, den Vereinigten Staaten, einschiffen zu können; sie wurden aber sammt und sonders von den Rojalisten aufgerieben, nur der einzige Perry tödtete sich selbst durch einen Pistolenschuß.

Am 24 Mai 1817 brach endlich Mina von dem Fort, in welchem er hundert Mann zurückließ, auf, mit einem aus allen Nationen zusammen gegriffenen Heer von nicht viel mehr als zweihundert Mann. Selbst Schweizer waren darunter, obwohl diese ihre Dienste sonst selten nach Amerika verdingen. Die im Fort Zurückgebliebenen wurden in der Folge nach dem mannhaftesten Widerstand Opfer der spanischen Grausamkeit: fast alle kamen um, entweder im Gefecht oder in den Kerkern von San Juan d'Ulloa und Ceuta.

Unangefochten gelangte Mina bis Horcasitas. Von La Garza wußte man Nichts mehr, und Arredondo schien den kühnen Abenteurer entweder zu verachten, oder zu fürchten. In der Nähe von Horcasitas endlich erfuhr dieser, daß eine Abtheilung Reiterei, 400 Mann stark, gegen Pueblo del Vale del Mais (Thal des Ueberflusses) heranziehe. Unverweilt rückte er mit seinem um die Hälfte kleinern Heer ihnen entgegen und warf sie gänzlich. Am 15 Juni, als er mit seinen Leuten in der Hacienda del Peotillo sich befand, wurde ihm gemeldet, daß der Feind in beträchtlicher Ueberzahl sich nähere. Nicht weniger entschlossen brach Mina gegen denselben auf, und lockte ihn durch falsche Angriffe an einen Ort, wo ein Theil seines Häufleins hinter Hecken verborgen lag und nun durch plötzliches, wohlunterhaltenes Kleingewehrfeuer die Spanier in Unordnung brachte. Wieder emporgeholfen jedoch durch die herbeigeeilte starke Reserve erneuerten diese den Angriff; Minas Leute hatten keine Wahl, als zu siegen oder zu sterben. Angefeuert von dem Heldin stürzten sie sich mit dem Muth der Verzweiflung auf die Spanier, welche alsbald zurückwichen, und widerstandslos in wilder Flucht Rettung suchten. Diese waren 6—700 Mann Fußvolk und 3—400 Mann Reiterei stark gewesen, während Mina im Ganzen keine vierhundert Mann *) zählte, von welchen noch überdieß ein Theil, unter den Befehlen eines spanischen Obristen, in der Hacienda zurückblieb, ohne sich in das Gefecht zu mischen, zum großen Verdruß eines deutschen Majors, der die Mannschaft im gelegensten Augenblick ins Treffen führen wollte. — Der Major-Domo der Hacienda, der ebenfalls ein Spanier ist — bemerket Beltrami bei dieser Gelegenheit — erzählte mir das Zurückbleiben seines Landmanns, des Obristen, nicht ohne ein pfiffiges Lächeln, als Einer, der dem Ding wohl auf den Grund gesehen habe.

Mina war nicht im Stand, die Besiegten zu verfolgen: diese aber konnten sich wieder sammeln und den Angriff erneuen. Es mußte also unverweilt aufgebrochen werden. In San Luis Potosi befanden sich entschiedene Patrioten; Minas Ankunft, welcher das Gerücht von seinen Siegen voranflog, hätte daselbst noch Mehrere für die Sache des Vaterlands gewonnen. Ueberdieß schwärmten die Independenten um diese Stadt her; von dort aus hätte sich also eine Verbindung mit denselben am Leichtesten und Schnellsten ins Werk setzen lassen; die Bewohner der Umgegend aber, welche keine Spanier sind, würden insgesammt auf Seiten der Liberalen getreten seyn, besonders da sich Mina mit einer Mäßigung benahm, die ihm alle Parteien gewinnen mußte. Allein Mina, der Guerillashäuptling von Navarra, hatte seinen Zug eigentlich nicht für die Unabhängigkeit der Mexicaner unternommen. Er selbst stand unter dem fremden Einfluß, von welchem die ganze Expedition ausgegangen war. In seiner Schaar befanden sich viele Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, Menschen, die das eigne Vaterland und die eigne Unabhängigkeit lieben, welche aber mit den Freunden eines andern Vaterlands und anderer Unabhängigkeit nur ihren Spott treiben, ungefähr wie ihre Stammes-Vettern in Europa. Statt also sich unmittelbar nach Westen zu den Independenten zu schlagen, zog die Expedition vor, den Umweg nordwärts, über die Minen von Zacatecas zu nehmen; wohl nicht aus Plünderungssucht; aber sie wollte sich daselbst für spätere Spekulationen ein Reich gründen, und der dortigen Guineen wenigstens für die Zukunft versichern. Durch einen Eilmarsch erreichte Mina noch am nämlichen Tag, wo er Los Peotillos verlassen, das Dorf Hideondo. Der Pfarrer empfing ihn scheinbar mit der größten Freude, suchte ihn aber in eine Falle zu locken. Mina entdeckte den Plan, warf dem Priester seine Treulosigkeit vor, verzieh ihm und zog ab. Zugleich erfuhr er, daß Zacatecas sehr schwer zu nehmen seyn möchte, verzichtete daher auf den Weg nach Norden und wandte sich wieder westlich gegen die Hacienda del' lo Espirito Santo, die von ihrem spanischen Besitzer zu einer rojalistischen Feste umgewandelt worden war, aus welcher sich jedoch bei Annäherung der Expedition der Herr mit der ganzen männlichen Besatzung fortmachte. Die Weiber schickten dem Sieger eine Gesandtschaft entgegen. Solchen Friedensvermittlern begegnet man nicht rauh. Mina war milde und die Damen dankbar.

Von hier rückte er nach Real del Pinos. Real heißt jeder Ort, wo sich ein eigenes Bergwerks-Gericht befindet. Der Platz war von 300 Rojalisten vertheidigt. Umsonst forderte Mina zur Uebergabe auf; Real del Pinos wurde mit Sturm genommen und, wie angedroht worden, den Soldaten die Plünderung erlaubt. Gegen die Besiegten selbst beobachtete der General jedoch die größte Milde. Einen seiner Krieger, der Hand an die Kirchengefäße legen wollte, ließ er auf der Stelle niederschießen, um die Ehrfurcht für die Religion, zu welcher er von Anfang an ermahnt hatte, mehr einzuschärfen, und Diejenigen durch die That zu widerlegen, welche Liberale und Verächter des

*) Ward theilt den Spaniern sogar 930 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei zu, letztere freilich aus Creolen bestehend, und daher vielleicht nicht sehr kampflustig gegen Mina; während dieser nur 172 Mann im Treffen gehabt haben soll.

Heiligen für gleich bedeutend nahmen. Beladen mit Geld, Beute, Schießbedarf und Waffen zog die Schaar jetzt gegen Süden, durch das weite Flachland, das hier mehr als irgend sonst wo in Mexico von ausnehmender Einförmigkeit und Oede ist. Auf diesem Flachland traf die Vorderhut zum ersten Mal auf eine Abtheilung Patrioten, welche Anfangs Feuer gab, bald aber in den Unbekannten die befreundeten Truppen Minas entdeckte. Die Begegnung fand bei der Hacienda las Gallinas Statt, und in derselben feierten nun die beiden Corps die glückliche Vereinigung.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Fortsetzung.)

Wie im Allgemeinen Diejenigen, denen es in das Innere von China einzudringen gelungen ist, mehr die Aufmerksamkeit Anderer erregt als befriedigt haben, so zeigen auch die einzelnen Bemerkungen Gozanis nur, wie interessant eine genauere Untersuchung werden könnte.

Höchst wünschenswerth wäre es, in den Besitz eines Exemplars der Bibel, der Gebetbücher und sonstiger schriftlichen Arbeiten der chines. Juden zu kommen. Sollte auch, wie Kögler*) meint, kaum zu hoffen seyn, selbst für vieles Geld eine dieser Rollen zu erhalten, so dürfte es doch gelingen, sich eine Abschrift von denselben zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß bei Untersuchungen dieser Art auch das Paläographische berücksichtigt werden müßte, weil die Buchstabenform aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihnen am Meisten den ursprünglichen Charakter an sich trägt.**)

Köglers Nachrichten von den heiligen Büchern verdienen ganz gelesen zu werden, da sie weit sorgfältiger sind, als die von Gozani gegebenen; doch mag hier Folgendes aus denselben genügen.

„Die biblischen Bücher theilen sie in vier Klassen. Die erste begreift in sich den Pentateuch, der in 53 Lectionen, oder Lese-Absätze getheilt ist, in eben der Ordnung, und mit denselben Ueberschriften, wie in den amsterdamer Bibeln. Diese machen das ganze Gesetz oder Thorah aus, welches Wort sie Thaulaha oder Thaulaze aussprechen. Die Namen, der fünf Bücher Mosis sprechen sie so aus: Boreschisch (muß heißen Bereschith) Pieleschitze, Schemoth Schemotze, Vaiicra Vaickelo, Bemidbar Piemizepaul, Debarim Teveliim. Die zweite Klasse nennen sie Sang zo, das Supplement, oder die besondern fünf Bücher, nämlich Josua, Richter, Samuel, Melakim oder Könige, und David. Die Bücher Josua und der Richter haben sie nicht ganz; auch in den Büchern der Könige fehlt ihnen Manches. Samuel, das sie Schemueul aussprechen, ist ganz. Ob in David (Tavite) oder den Psalmen Etwas fehle, konnte man nicht ausmitteln. Die dritte Klasse heißt Lipai, die Bücher der Ceremonien oder Ritualbücher. Diese enthalten die vier größern Propheten, Jesajas (Jschaha), der ganz ist; Jeremias, den sie an Festtagen lesen und Jalemeiohung nennen, oder Tiveli nach dem am Rand geschriebenen Namen Dibrei. Von Ezechiel haben sie nach ihrer Aussage Nichts, und von Daniel nur einige Verse des ersten Kapitels. Von den kleinen Propheten haben sie Jonas ganz. Micha (Micaha), Nahum (Nahuang), Habakuk (Hapacuke), Sophonias (Sefanejcha), Haggai (Hokavi) und Zacharias (Secaleio), sind mangelhaft: von den andern ist Nichts übrig. Hierher rechnen sie auch die Bücher der Chronik (Tiveli haiamiim); deren erstes nur 4 bis 5 Kapitel und auch diese nicht ganz hat. Die vierte Klasse nennen sie Hakuchala, oder die historischen Bücher: Esther (Jpetha mama), Esra, Nehemia (ist nicht ganz); die zwei ersten Bücher der Makkabäer*) sind zwar

*) P. Ignaz Kögler, ward zu Landsberg in Bayern 1680 geboren, und trat 1696 in den Jesuitenorden, wo er sich hauptsächlich auf Mathematik legte, und solche Fortschritte in derselben machte, daß ihm 1712 die Lehrstelle dieser Wissenschaft in Ingolstadt übertragen wurde. Seine Obern schickten ihn 1715 als Glaubensprediger nach China. Im folgenden Jahre erhielt er am 30 August vom Kaiser Kang-chi den Ruf nach Pecking, und bekam 1717 die Präsidentenstelle des mathematischen Tribunals, und die Würde eines Mandarins vom zweiten Range. Der folgende Kaiser Jong-tsching (er starb den 7 Oktober 1735) ertheilte ihm 1731 die höchstwichtige Stelle eines Beisitzers des dritten höchsten Reichstribunals, Lipu, wegen seiner ausgezeichneten astronomischen Kenntnisse. Er starb 1746, als er zum dritten Male Vorsteher der Missionen von China und Japan war.

**) Ueber die Zeit der Einwanderung der Juden in China siehe Digression sur le temps où les Juifs ont passé en Chine par Mr. Pierre Cibot. (er starb 1784 in Pecking) in den mémoires sur l'histoire etc. des Chinois. Tom. 15. Num. 7. p. 52. 58.

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Kögler uns die Ueberschrift dieser Bücher nicht mitgetheilt hat, da wir sie sonst mit jener beim Eusebius (in hist. eccles. Lib. 6. cap. 25) von Origenes hinter dem Verzeichnisse der kanonischen Schriften mit den Worten: ἔξω δὶ τουτωνὶστὶ τὰ Μακκαβαϊκὰ, ἄκρον ἐπιγέγραπται Σαρβὴθ Σαρβανὶ ΙΛ, gegebenen vergleichen könnten. Diese Ueberschrift liest Michaelis (Orient. Bibl. Th. 7. S. 112. also: שֶׁרְבַּת שַׂר בְּנֵי אֵל d. h. Geschichte des Fürsten der Söhne Gottes, indem er die ältere Erklärung von Junius, Huetius u. a. שרביט כרבני אל sceptrum rebellium Dei d. i. die Regierung der syrischen Könige, die man wegen ihrer Bedrückung der Juden als Rebellen gegen Gott zu betrachten habe, verwirft. Michaëlis Meinung giebt Eichhorn (Einleitung in die apocryphischen Schriften des alten Testaments S. 222) mit dem Bemerken seinen Beifall, daß vielleicht aus Versehen Σαρ statt Σαρι שָׂרִי geschrieben worden sey.

Ungeachtet diese Meinung von zwei der größten Kenner der hebräischen Sprache und Literatur aufgestellt ist, so kann ich sie doch aus folgenden Gründen nicht für die richtige halten. Vor Allem ist mir das Wort שרבת störend, da es nur aus dem Syrischen erklärt werden kann, im Hebräischen aber niemals vorkommt. Dann finde ich auch das שר oder: שרי בני אל zu pomphaft zur Bezeichnung des israelitischen Volkes. Ich versuche daher eine andere Erklärung in Vorschlag zu brin-

ganz, aber in übelm Zustande, so wie auch einige andere Bücher, deren Namen sie verloren haben, und die sie chinesisch Kiang tschang, das ist die Ausleger, nennen. Dieses sind die vier Klassen der Bücher der heiligen Schrift. Von den Sprichwörtern, vom Hiob, dem hohen Liede und Prediger besitzen sie Nichts, so Viel wir in Erfahrung bringen konnten. Ueber das Buch Ruth und die Klaglieder konnten wir aus Mangel an Zeit keine Untersuchung anstellen. Vielleicht haben sie doch noch mehr, als sie sagen, oder zu haben, wegen ihrer groben Unwissenheit, wirklich glauben. Denn sie tragen nicht die geringste Neigung Bücher und Wissenschaften zu studiren, auch erlauben sie nicht, Bücher mit nach Hause zu nehmen, und doch hält es schwer sie in der Synagoge einzeln durchzusehen, weil sie daselbst in großer Unordnung unter einander liegen. Obschon diese Bibliothek dem Ansehen nach arm ist, so könnte sie doch den europäischen Gelehrten reich scheinen, wenn man Gelegenheit hätte, sie mit Muße durchzusehen."

Aus diesem Bericht ergiebt sich, daß die chinesischen Juden gegen Kögler in Mittheilung ihrer Bücher sich schwieriger gezeigt haben, als gegen Gozani. Wie Dem aber auch sey, so wäre es immerhin der Mühe werth, diese Bücher abschriftlich zu erhalten; was nicht einmal sehr schwer seyn dürfte, wenn man bedenkt, daß außer den in Hofdiensten stehenden Mathematikern, Aerzten und Künstlern, drei von der Krone Portugal dotirte Bisthümer: Makao, Peking und Nanking, und noch außerdem die Mission der évêques vicaires apostoliques in China sich befinden.

(Schluß folgt.)

Paris et.

Die letzten Briefe, die man in Frankreich von Pariset erhalten hat, sind vom 21 und 25 Januar, um welche Zeit derselbe, obwohl unpäßlich und von den bestandenen Mühsalen sehr erschöpft, imme noch die durch den Rücktritt des Nils zugänglich gewordenen Dörfer des Deltas durchstreifte und die Krankheiten beobachtete, welche durch die jährliche Ueberschwemmung entstehen, und Egyptens Bevölkerung so großen Abbruch thun. Wird die Pest bloß nach Egypten eingebracht, oder ist sie dort einheimisch? Muß man zu Krankenhäusern, oder zu einer der Gesundheit mehr zusagenden Einrichtung der Delta-Dörfer Zuflucht nehmen, um jene Seuche zu entfernen? Diese Fragen sucht Pariset, durch kein Hinderniß abgeschreckt, zu lösen. Er hatte zu solchem Zweck gleichzeitig mit der Absendung seiner letzten Briefe den Hrn. Dumont nach Smyrna und Konstantinopel geschickt, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Pest daselbst wirklich vorhanden sey, und Schiffe mit wirklichen Pestkranken oder wirklich inficirten Waaren von da nach Egypten abgingen. Hr. Guilhou dagegen war mit allen zur Reinigung nöthigen Mitteln nach Alexandria gesandt worden, mit dem Auftrag, sich zu überzeugen, ob wirklich verdächtige Schiffe dort einliefen, und falls Dem so sey, sich die Erlaubniß zu ihrer Reinigung auszuwirken. Pariset selbst begab sich in gleicher Absicht nach Rosette, und Lagasquie und Bosc nach Cairo und dem Delta. Felix d'Arcet, welcher mit Lagasquie sich in Cairo befindet, bereitet daselbst die reinigende Chlorüre im Großen, und versieht von dort aus die verschiedenen Mitglieder der Commission.

Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool.

Im Herbst 1826 begann der Bau der Eisenbahn, welche diese beiden großen Manufaktur- und Handelsstädte Englands vereinigen sollte. Die Länge des Wegs beträgt zwar nur drei und dreißig englische Meilen, aber der Boden bot ungeheure Schwierigkeiten dar: es galt z. B. unter der Stadt Liverpool zwei Tunnels, einen zu 2,000, den andern zu 270 Metres Länge, durchzuführen, und sechs ziemlich ansehnliche Berge zu durchbrechen. Diese Ausgrabungen mußten größten Theils in sehr hartem Felsen bewerkstelligt, 2,000,000 Cubik-Meters Steine mußten weggeschafft werden. Während man aber an einigen Stellen das Land abzutragen hatte, mußte man es an andern erhöhen, denn die Straße führte eine Strecke von 1¾ Stunden durch Sümpfe, die man früher gar nicht zu passiren vermochte. Da ist eine Stelle, die sich siebenzig Fuß über die Oberfläche der Umgegend erhebt; da sind fünf und zwanzig Brücken, wovon eine mit neun Bögen von je fünfzig Fuß Breite und eine andere mit vier Bögen zu dreißig Fuß Weite; da sind sechs und dreißig andere mit einem Bogen von beträchtlicher Dimension, eine Menge kleinerer nicht gerechnet. Wenn man die Unermeßlichkeit des Werks betrachtet, so muß man sich wundern, wie in einem Zeitraum von drei Jahren so Viel geschehen konnte. Im vorigen September nämlich waren die Hauptarbeiten alle vollendet. Die Unkosten des Unternehmens sollen sich auf 650,000 Pf. St. und der jährliche Ertrag auf 75,000 belaufen; denn die Kaufmannsgüter, welche täglich zwischen beiden Städten hin- und hergehen, berechnet man zu 1,200 Tonnen. Dieß möchte indessen doch wohl die theuerste Eisenbahn seyn, die es in der Welt giebt, und — wir können hinzufügen — die es auch nur in England geben kann!

---

gen. Das שרביט der ältern Erklärung erscheint mir allein das Richtige. Aus einer irrigen Metathesis eines Schreibers mag ferner statt βασιλεὺς Ἰσραηλ in unsern Editionen σαρ βενι ιλ gelesen werden. Demnach hieße die ganze Ueberschrift: עַדְבִּיט בְּנֵי יִשְׂרָאֵל Sceptrum filiorum Israelis. Der Inhalt der Bücher selbst spricht auch für meine Erklärung, da in ihnen besonders die Tapferkeit der Familie des Mattathias, durch welche das drückende Joch der syrischen Herrschaft zerbrochen und Palästina wieder zu einem eigenen, freien Staat gemacht wurde, hervorgehoben werden soll. Nach dem Exil, besonders aber zur Zeit der Makkabäer, wurde es wieder Sitte das jüdische Reich im Allgemeinen das Reich Israels zu nennen. (1 Mack.. 3, 55. 4, 11. 30, 13.) Daß ferner das Wort עַדְבִּיט, eine Form des spätern Hebräischen, gleich שֵׁבֶט, mit einem auf chaldäische Art eingeschobenen ר metaphorisch für מלכות Herrschaft gebraucht werden könne, ergiebt sich aus 1 Mos. 49, 10. 4. Mos. 24, 17.

Finden sich wirklich beide Bücher der Makkabäer vor, so ist dadurch die Meinung des Hieronymus (in prologo galeato): maccabaeorum primum librum hebraicum reperi. Secundus Graecus est, quod ex ipsa quoque phrasi probari potest, völlig widerlegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 93. 3 April 1830.

Caillié's Reisen in Africa.

3. Vorbereitung zur großen Reise. Die Völker des Rio Nunez.

Während seines Aufenthalts in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, knüpfte Caillié mit einigen Mandingo's, welche bekanntlich in diesen Theil von Africa die Großhändler sind, Bekanntschaft an. Einige Kleinigkeiten, womit er sie beschenkte, machte sie ihm geneigt und, um vollends ihr Vertrauen zu gewinnen, eröffnete er ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit, er sey der Sohn arabischer Eltern in Egypten; Franzosen von der egyptischen Expedition hätten ihn als Kind mitgenommen; in der Folge habe sich sein Herr als Kaufmann am Senegal niedergelassen, er habe dessen Geschäfte geführt und zur Belohnung seiner geleisteten Dienste die Freiheit erhalten; jetzt gedenke er sich nach seinem Vaterland zurückzubegeben, um wieder Muselmann zu werden. Die Geschichte wollte den Mandingo's Anfangs nicht sehr glaublich bedünken, noch weniger sein religiöser Eifer. Da er ihnen aber eine Menge Stellen aus dem Koran auswendig hersagte, und an ihrem Gebet regelmäßig Theil nahm, überhaupt sie ihn alle Gebräuche des Islams beobachten sahen, schienen sie zuletzt an der Wahrheit seines Vorgebens nicht länger zu zweifeln und luden ihn oft zu ihrer Mahlzeit ein, die aus Reis in Wasser mit etwas Palmöl bestand. Allein Caillié selbst zweifelte an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen, als Einer von ihnen es mit einer ziemlich plumpen Prellerei auf ihn anlegte, die, wie er befürchtete, bloß das Vorspiel zu ähnlichen Prellereien seyn könnte. Wie, sagte Caillié zu sich selbst, ich gebe mich für einen Araber und einen Muselmann aus und lebe und kleide mich europäisch; kann ich diesen Leuten zumuthen, daß sie mich als ihres Gleichen betrachten, wenn ich nicht auf Beides verzichte? Nun ließ sich aber diese Verwandlung in Freetown nicht so leicht vornehmen, da er kaum erwarten durfte, daß die Europäer daselbst, die ihn kannten, sein Geheimniß respektiren würden; er beschloß deßhalb sich nach einem Ort zu begeben, wo ihn Nichts hinderte, gleich von Anfang als Araber aufzutreten; dazu wählte er das Dorf Kakondy am Rio Nunez, 50 Lieues von Sierra Leone.

Ehe er sich dahin einschiffte, schaffte er sich die nöthigen Vorräthe für seine große Reise an. Er hatte sich auf seiner Stelle in Freetown 2000 Fr. erspart; davon nahm er 1700 und kaufte damit Pulver, Papier, Tabak, Glasarbeiten, Ambra, Korallen, seidene Sacktücher, Messer, Scheren, Gewürznelken, drei Stück blauen Guineazeug und einen Regenschirm; diese sämmtlichen Artikel machten keinen starken Bündel aus und wogen keinen Zentner, denn die Preise aller europäischen Fabrikate standen damals sehr hoch; die weitern Ausgaben für Arzneiwaaren ersparten ihm einige seiner Freunde, von denen er mit Weinstein, Jalappe, Calomel, verschiedenen abführenden Salzen, schwefelsaurer Quinine, Schleimpflaster, Silbersalpeter versehen ward, und so blieben ihm 300 Fr., die er halb in Gold, halb in Silber in seinen Gürtel steckte.

Mit diesen tausend Sachen ausgerüstet und zwei Büffeln und die ausgerissenen Blätter eines Korans in den Taschen langte Caillié am 31 März 1827 in Kakondy an. Er war so glücklich einige europäische Kaufleute, welche in dort befindlichen Faktoreien residirten, für sich zu interessiren; durch sie wurde er an einige Kaufleute als Reisegefährte empfohlen, die direkt nach Tumbuktu handelten. Caillié erzählte ihnen das schon in Freetown ersonnene Mährchen, begleitete seine Erzählung mit einem Geschenk und sie versprachen, ihn unter Wegs als ihren Sohn zu behandeln. Der Verkehr des Landes am Rio Nunez mit dem Innern ist äußerst lebhaft; fast täglich treffen Caravanen ein; was zum Theil auch daher kommt, daß die Landama's, die auf dem rechten, und die Nalu's und Bago's, die auf dem linken Ufer des Flusses wohnen, dem Almamy von Futa-Dhialon zinsbar sind.

Man feierte gerade den Ramadan und die Abreise verzögerte sich deßhalb um einige Tage. Diesen Aufschub benutzte Caillié, um sich unter den Völkern des Rio Nunez etwas umzusehen. Es besteht unter denselben eine geheime Gesellschaft, die einige Aehnlichkeit mit der Freimaurerei hat. Das Haupt dieser Gesellschaft, Simo genannt, übt eine bedeutende richterliche und gesetzgebende Gewalt aus. Er hält sich in den Wäldern verborgen, und hat ein Gefolge von jungen Leuten um sich, die aber nur theilweise in seine Mysterien eingeweiht sind; für jeden Nichteingeweihten ist er unsichtbar; wann er sich zeigt, so thut er es unter allerlei Verkleidungen, bald mit einem Pelikangesicht, bald in Thierhäute eingemummt, bald vom Kopf bis zu den Füßen mit Baumblättern bedeckt. Wollen Eltern ihre Kinder Mitglieder der Gesellschaft werden lassen, so ver-

abreden sich mehrere Familien und machen dem Simo die Anzeige. Dieser begiebt sich verkleidet an den Ort, wo die Knaben beisammen sind, um sie zu beschneiden. Dieß ist ein großes Fest, das zwei bis drei Tage währt und dem Niemand als die zwölf- bis vierzehnjährigen Kandidaten beiwohnen dürfen. Nach diesem Akt der Weihe, der bei Fetischnegern auffällt, findet zwischen ihnen und ihren Familien sieben bis acht Jahr lang keine Communication mehr Statt; diese Zeit soll zu ihrem Unterricht erforderlich seyn; sie wohnen in kleinen Hütten von Baumzweigen, wo sie ein ziemlich müßiges nicht unangehmes Leben führen, indem für alle ihre Bedürfnisse reichlich gesorgt wird. Außer einem Bund von Palmblättern zur Bedeckung der Lenden und der Hälfte der Schenkel gehen sie vollkommen nakt. Cailliè sagt, er habe manchmal solche Bursche gesehen, wie sie Calabassen mit Palmwein an einem Stecken auf den Schultern vorübertrugen, und dabei möglichst schnell liefen, um den Leuten aus dem Gesicht zu kommen. Begegnen sie Jemand im Wald, so fordern sie ihm das Losungswort ab; kann er es angeben, so ist es gut; wo nicht, so fallen sie über ihn her, prügeln ihn waidlich durch und lassen ihn nicht eher frei, als bis er ein ansehnliches Lösegeld entrichtet. Ein nicht eingeweihter Knabe, der in ihre Hände geräth, wird ohne Weiters beschnitten und eingeweiht. Kein Weib darf sich in ihre Nähe wagen, oder sie riskirt die gröbsten Mißhandlungen. Um sie in die Gesellschaft zurückzuführen, schickt man ihnen mit kupfernen Schellen besetzte Negerschürzen, nebst Geschenken von Tabak und Rum für ihren Vorsteher. Dieß ist der einzige Fall, wo der Simo öffentlich erscheint; ein Geheul, in welches die Jünger mit Kuhhörnern einstimmen, zeigt seine Ankunft an. Ohne dieses Geheul würde es Niemand wagen ihn anzublicken, da der Glaube herrscht, sein Antlitz bringe Unglück. Es werden dann einige Tage mit Singen, Tanzen und Bankettiren zugebracht, wobei man Ochsen und Schafe schlachtet und den Palmwein nicht spart. Die Weiber treten tanzend vor den Simo und werfen ihm Calabassen mit Reis zu. Eltern die dem Simo kein Geschenk machen können, müßen ihm ihre Kinder wieder sieben bis acht fernere Jahre überlassen. Doch sind letztere nicht abgehalten, ihre Familien während der Regenzeit bei der Feldarbeit zu unterstützen; allein sie dürfen nicht lang abwesend seyn, denn der Anbau der Ländereien des Simo liegt ihnen vor Allem ob. In den Dörfern erkennt man die Wohnungen der Mitglieder des Bunds an einem Baum, oder Pfahl, den sie vor ihrer Thüre aufpflanzen und woran sie einen Fetzen (meist) weißes Tuch aufhängen. Beides, den Baum oder das Stück Holz, bekommen sie als Gegengeschenk von ihrem Herrn und Meister, daher sie es auch Simo nennen. Es ist dieß ihr Fetisch, bei dem sie schwören, zu dem sie beten, dem sie opfern, an den sie sich wenden, wenn ihnen Etwas gestohlen wird. Ein Schuß, abgefeuert am Fuß des Fetisches, ist eine Aufforderung an den wirklichen Simo ihnen Gerechtigkeit zu gewähren. Wo das Recht zweifelhaft ist, beschränkt sich die gerichtliche Prozedur darauf, daß dem Kläger und dem Beklagten ein aus einer giftigen Baumwurzel bereitetes Getränk vorgesetzt wird, das sie zu gleichen Theilen und zwar so lang trinken müßen, bis sie es entweder wieder von sich geben oder sterben. Darnach bestimmt sich Schuld oder Unschuld.

Briefe über Indien.

Vierter Brief.

Satära

Lieber Georg!

Ich bin durch Deinen Brief, welcher den Unfall schildert, der Deinem Freund begegnete, weil er seinen Diener schlug, in eine so düstere Stimmung versetzt worden, daß ich mich zu einer langen Antwort wenig geneigt fühle. Wie unglücklich, daß die Briefe an Karl Dich verfehlten! Hättet Ihr dieselben zuvor gelesen gehabt, so würde so Etwas wohl nicht geschehen seyn! Schon häufig haben Faustschläge, von Europäern an Eingeborne gegeben, sehr unglückliche Folgen gehabt, ja selbst den Tod bei Letztern verursacht; doch hoffe ich, der arme Mann werde bald wieder völlig genesen, obwohl das von Dir angeführte Symptom des Blutspeiens ziemlich beunruhigen könnte. Es ist immerhin sehr grausam und unmännlich so fein organisirte Menschen zu schlagen, und überdieß kann man für die Folgen, die ein solches Betragen für den Europäer selbst hat, niemals stehen. Recht ergötzte ich mich einmal an der Geschichte eines Herrn, der sich mit seinem indischen Koch eingeschlossen hatte, um denselben mit der Pferdepeitsche durchzuhauen. Nachdem er sein Müthchen eine geraume Zeit an demselben gekühlt, und zwar bedeutend länger, als dem Koch lieb war, schrie dieser laut auf und bat um Gnade. „Du magst schreien, Schuft," entgegnete der Herr; „ich habe schon dafür gesorgt, daß Niemand deßhalb kommt; die Thüren sind verschlossen." Der Koch erfuhr nicht sobald, daß Niemand seinem Gebieter zu Hülfe eilen könne, als er einen verzweifelten Versuch machte, sich selbst der Peitsche zu bemächtigen, was ihm auch gelang, und womit er nun Jenen in gleicher Münze bezahlte. Der Engländer schämte sich hierüber dermaßen, daß er geflissentlich Nichts in der Sache that, sondern bloß den Koch aus seinem Dienste jagte.

Trauriger endete eine andere Unvorsichtigkeit dieser Art. Ein in der Vorkunft wohl erfahrner Engländer schlug bei Gelegenheit seine indischen Bedienten. Jeder hatte das eine oder andere Mal die Wirkungen von seines Herrn edler Erziehung bereits sattsam erprobt, nur der Hausmeister, ein Mohammedaner, noch nicht, welcher sich ein Soud zu seyn und von dem Propheten abzustammen rühmte. Eines Tages, da sich der Herr eben zur Jagd anschickte und die geladenen Pistolen auf dem Tisch lagen, ließ er um irgend eines Auftrags willen den Hausmeister rufen, und führte, da dieser sich in dem aufgetragenen Geschäft eines Versehens schuldig gemacht, eine höchst beleidigende und beschimpfende Sprache. Des Hausmeisters Züge beurkundeten, mit welcher Entrüstung er dieselbe anhöre; auch vertheidigte er sich mit vieler Wärme gegen die Anschuldigung, unehrlich gehandelt zu haben. Erbittert über diese Entgegnung, die im Grund doch nur aus dem Bewußtseyn der Schuldlosigkeit

entsprang, gab der Herr dem Diener ein Paar Streiche. Der aber fuhr an den Tisch, faßte eine geladene Pistole, spannte den Hahn und redete den Gebieter also an: „Unglück hat mich, obwohl ich ein Mann von Familie bin, dazu gebracht, mein Brod in Ihrem Dienst zu suchen, mein Herr! Ich habe schon in vielen Häusern gedient, aber noch nie wurde ich der Unehrlichkeit beschuldigt, noch schimpflich behandelt. Heute bin ich nicht nur durch dieses Weibes erniedrigt, sondern sogar geschlagen worden. Meine Ehre verbeut mir, ohne solchen Schimpf gerächt zu haben, fortzuleben, und Dankbarkeit gegen einen Herrn, der mich genährt hat, rettet Sie vor den Folgen." Damit schoß er sich die Kugel durch den Kopf. — Der Herr schlug nie wieder einen Eingebornen.

Wie oft bin ich Zeuge gewesen, daß Engländer über ihre indischen Bedienten in den heftigsten Zorn geriethen, bloß weil sie sich denselben nicht verständlich machen konnten, und die Wuth, welche lediglich durch ihre eigne Unwissenheit veranlaßt wurde, nun an den armen Hindu's ausließen. Ebenso kommt es gar häufig vor, daß man von den Bedienten Dinge fordert, von welchen sie durchaus keine Kenntniß haben, weil sie nie in England gewesen sind. Immer jedoch fallen die Folgen einer übeln Behandlung des Dieners zuletzt auf den Herrn zurück. Einen bejammernswerthen Anblick bieten in dieser Beziehung zuweilen Offiziere im Feld dar, die von aller Hülfe verlassen werden, wenn sie solche eben am Nöthigsten haben. Ein übel behandelter Diener beraubt dann nach gar seinen kranken oder verwundeten Herrn, während der gütig gehaltene Bediente die größten Lasten willig fortschleppt, um das Eigenthum des Offiziers zu retten.'

Ueber die Juden in China und ihre heiligen Bücher.

(Schluß.)

Die Synagoge, von welcher der Pater Gozani redet, ist sehr verschieden von jenen, welche wir in Europa sehen, da ihr Bau an den Tempel erinnert. Der abgeschlossene Ort, wo nur der Synagogenvorsteher hingehen darf, steht dem Allerheiligsten parallel. Der diesem zunächst gelegene stellt diejenige Seite des Tempels von Jerusalem dar, wo die Priester und Leviten sich versammelten und opferten. Der Saal endlich am Eingang entspricht dem sogenannten atrium Israelis. Höchst merkwürdig ist die Erwähnung des Allerheiligsten. Daß dieser Name dem einen Theile der Synagoge mit Recht zukomme, beweist der Umstand, daß nur dem Synagogenvorsteher der Eintritt in denselben gestattet ist. Wer aber dieser Synagogen-Vorsteher sei, ob ein Levit, ein Hoherpriester, oder sonst ein angesehener Mann unter ihnen, darüber erhalten wir keine Auskunft. Die Erwähnung von Mandarinen, die sie sogar durch Bilder nach dem Tode verehren, ist ebenfalls zu unbestimmt, als daß wir mit Gewißheit auf ihre eigentliche Stellung bei ihren Glaubensbrüdern schließen könnten. Nicht weniger räthselhaft sind die Rauchpfannen und die Verehrung des Confucius. So Viel jedoch glauben wir aus den von Gozani mitgetheilten Daten abnehmen zu können, daß die chinesischen Juden, die eben so rein von allem Götzendienst wie die europäischen zu seyn scheinen, in jenem Gebrauche nur eine staatsbürgerliche Feierlichkeit erkennen. Wenn sie nur einen Schatten von abergläubischem Cultus darin wahrnähmen, so würden sie gewiß nicht in den Saal des Confucius mit den übrigen Anhängern dieses Philosophen gehen.

Falsch ist wohl die Meinung Gozanis, daß die chinesischen Juden den Text der heiligen Schrift corrumpirt hätten. Seine Argumentation verdient keine Widerlegung. Doch der Mann verdient Nachsicht, da ihm, wie er es selbst nur zu oft gestehen muß, die in diesen Dingen erforderliche Kenntniß abging.

Von der Behauptung, daß die Chinesen den Juden Anfangs den Namen Tiao-kin-kiao gegeben haben, weicht die Angabe bei Brotier (Tac. t. 3. p. 568) ab. Hier heißt es also: Iudaei a Sinensibus appellantur Hoei-hoei, quod nomen commune habent cum Muhamedanis. Ipsi vero se appellant Tiao-Kin-Kiao, id est lex amputantium nervos, quod nervos venasque resecent, ut sanguine abstineant. Altero quoque nomine se nuncupant Lan-mao-hoei-hoei, quia inter orandum in Synagoga pileolo caeruleo caput tegant; contra vero Muhamedanos, quod tiara alba utantur, vocant Pemao-hoei-hoei.

Tien, sagen die chinesischen Gelehrten ist nichts Anders, als der Geist, der den Himmel regiert; weil der Himmel die allervortrefflichste Schöpfung ist, die durch jenes höchste Wesen hervorgebracht wurde. Daher wird dieses Wort auch zuweilen von dem materiellen Himmel gebraucht, und es kommt bei Beurtheilung der Bedeutung allemal auf die Sache an, von welcher es gebraucht wird. So sagen die Chinesen z. B., daß der Vater der Tien seiner Familie, der kaiserliche Statthalter der Tien seiner Provinz und der Kaiser der Tien seines Reiches sey u. s. w. In einem der angesehensten canonischen Bücher der Chinesen, Chuking, liest man, daß dieser Himmel, dieses allerhöchste Wesen, das erste Grundwesen aller Dinge, der Vater aller Völker sey, ein Wesen, das ganz allein von keinem andern abhängig ist, das Alles vermag, dem Nichts, auch die verborgensten Geheimnisse des Herzens nicht verborgen sind ꝛc. Die Juden durften also Gott unter diesem Namen füglich ebenfalls anbeten.

Zu dem ganz Eigenthümlichen der chinesischen Synagoge gehören endlich die dreizehn Bundesladen, da sich in den europäischen nur Eine, auf der Morgenseite, befindet, in welcher alle vorhandene Gesetzrollen aufbewahrt werden.

Hinsichtlich der Aussprache des Hebräischen weichen Gozani und Kögler in ihren Angaben, wie wir aus den mitgetheilten Ueberschriften ersehen haben, auffallend von einander ab. Während nach ersterm die Aussprache der chinesischen Israeliten von unsrer europäischen nicht im Geringsten verschieden ist, ist sie nach letzterm eine ganz andere. Versteht es sich nun auch von selbst, daß wir der Angabe Köglers den Vorzug geben, da seine Nachrichten von einiger Kenntniß des Hebräischen zeugen,

so bleibt diese Abweichung doch nicht wenig befremdend, da Gozani als des Hebräischen unkundig, hier nur berichten konnte.

Bei der geringen Anzahl der Juden in Cai-fong-fou — ob sich in andern Städten in China auch Juden vorfinden, davon wissen wir bis jetzt Nichts — ist ein allmäliges Erlöschen ihres Stamms, weil sie sich mit den Landesbewohnern nicht verbinden, sehr zu befürchten. *) Sollte demnach, eine Untersuchung über sie angestellt werden, so wäre es nicht rathsam dieselbe in die Länge hinaus zu schieben.

Die Oase Audschela.

Mitten in einer unermeßlichen Wüste rothen Sandes bietet ein Palmenwald dem Wanderer Schatten dar, die Reste der Vegetation haben den Sand mit Erde bedeckt; doch bezeugt hier und da ein spärliches Gersten- oder Hirsenfeld, wie wenig dieser Boden für den Feldbau geeignet ist. Die reichsten Herren haben daher Mühe ein Pferd zu unterhalten; und der Bei zeigt mit Stolz eine Wiese von ungefähr zwanzig Fuß im Umfange, auf welcher eine Art Klee gedeiht. Dieser Bei ist nicht die geringste Merkwürdigkeit seiner Oase; er ist ein Franzose, der als zwölfjähriger Knabe die Expedition nach Egypten mitmachte. Er wurde dem Pascha von Tripolis verkauft und von diesem als Mameluck in seine nächste Umgebung aufgenommen; bis seine Tapferkeit bei dem Feldzuge Mohammed des Circassiers in Fezzan mit der Statthalterschaft von Audschelah belohnt wurde. Abu-Seid-Abdallah hat von seinem Vaterlande keine Erinnerung mehr, außer einer dunkeln Vorstellung von Teufen und seinen Umgebungen; auch spricht er noch einige Worte gebrochen Provencalisch.

Audschelah gehört zu den Besitzungen des Pascha von Tripolis, und gleich Barca und Fezzan ist es an einen Bei verpachtet, der dem Pascha jährlich die Summe von 10,000 spanischen Piastern zahlt. Diese Steuer wird ausschließlich von den Palmbäumen entrichtet, und sie beträgt zwei Piaster von Tripoli, d. i. ungefähr acht Sous für den Fuß. Um indessen nach diesem Maßstabe die Zahl der Palmbäume von Audschelah zu berechnen, muß man nicht vergessen, daß nur die Hälfte der Bäume jener Steuer unterworfen ist; die andere Hälfte gehört den Moscheen oder frommen Stiftungen und ist steuerfrei.

Die Dörfer, welche in dieser Oase zerstreut liegen, sind aus Steinblöcken gebaut, die von einer Thonschieferlage genommen werden, welche man sechs oder sieben Fuß tief unter dem Sande findet. Die meisten Häuser haben eine äußere Umzäunung mit einer kegelförmigen Hütte in der Mitte, die beide von Palmenzweigen gemacht sind und zu der Verwahrung der Datteln, so wie des Viehs dienen. Die Bewohner können ihrer eigenen Angabe nach 3,000 bewaffnete Männer in das Feld stellen, was für die gesammte Bevölkerung ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts 9—10,000 Seelen ergeben würde.

Die Beschreibung, welche Herodot von dem alten Augiles giebt, paßt auch auf das neue Audschelah noch vollkommen; der Boden und die Menschen sind Dasselbe geblieben, was sie vor mehr als zweitausend Jahren waren — dieselben Palmenwälder, derselbe Reichthum an trefflichen Datteln, derselbe Salzhügel, und dieselbe Quelle, welche schon der Vater der Geschichte als die einzige des Landes nennt, werden uns auch von Pacho, dem neuesten Reisenden, der diese Gegenden besucht hat, auf gleiche Weise beschrieben.

Rings von Wüsten umgeben und ohne den dichten Schatten, so wie ohne die erquickende Grüne und ohne die Quellen der egyptischen Oasen sind die Bewohner von Audschelah von der Natur darauf hingewiesen, ein Wanderleben zu führen. Von Jugend auf bereiten sie sich für diese Bestimmung vor; sie gehen nach Ben Gazi und tauschen ihre Datteln gegen Getreide und gegen Vieh aus; sie bringen in das Nilthal die Ziegenfelle und den Honig der Gebirge von Barca und Straußfedern, die Beute ihrer Jagden in der Nachbarschaft von Audschela; und in dem Innern von Afrika holen sie die unglücklichen Sclaven, welche sie nach Egypten und der Türkei verkaufen. Auf diesen Wanderungen sind die Sterne ihre Führer; die Astronomie ist die früheste Beschäftigung ihrer Kindheit.

Lady Byron.

Die englischen Blätter verbreiten sich ausführlich über ein lieferreiches Sendschreiben, welches Lady Byron an den Biographen ihres erlauchten Gemahls erlassen hat, um, wie sie angiebt, ihre Eltern von dem Verdachte zu reinigen, als hätten diese durch aberne Einflüsterungen ihre Trennung von Lord Byron veranlaßt. Sie selbst, erklärt die Lady, trage allein alle Schuld; sie habe den Lord aus Gründen, die uns verschwiegen werden, für wahnsinnig gehalten; sie habe die eigene Familie des Lords und Dr. Baillie, einen bekannten Arzt, darüber zu Rathe gezogen, und als sie sich von ihm trennte, nur deßhalb den Schein eines vollkommenen Einverständnisses mit ihm angenommen, um ihn in seiner unglücklichen Stimmung zu schonen! Später habe sie sich zwar überzeugt, daß der Lord nicht wahnsinnig sey; aber um so viel weniger habe sie zu ihm zurückkehren können; warum? erfahren wir nicht; es müßte denn seyn, weil die Lady einmal weise genug gewesen war, den großen Genius, der sie seiner Zuneigung würdigte, für verrückt zu halten.

---

*) Dieselbe Besorgniß finden wir bei Brotier z. B. folgendermaßen an den Tag gelegt: Sinensium autem Judaeorum res diu floruere; atque etiam ita adcreverunt, ut viros plurimos habuerint, Sinensibus literis insignes, opibus validissimos, imperii quoque dignitatibus ornatos, provinciarum nempe rectores et mandarinos, ut loquuntur. Praecipuae eorum sedes memorantur Nimpo, Ning-hia, Hamtcheou, Peking et Cai-fong-fou. At paulatim labantibus Judaeorum rebus et multis ad Muhamedanam sectam deflectentibus, uti Judaeis Pekinensibus aliisque contigit, soli iam cognoscuntur Judaei Cai-fong-fou. Urbs autem caput est provinciae Honan, et ab Urbe Peking centum quinquaginta leucis distat. Variis ibi fanestisque Judaei conflictati sunt, eorum Synagoge inundatione fluminis Houng-ho anno 1446, incendio sub initio imperatoris Oann-li, qui imperium tenuit ab anno 1573, ad annum 1620, iterum inundatione anno 1642 hausta est. Tum restituta extat adhuc, paucis forte annis duraturu.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 94 und 95. 4 und 5 April 1830.

Flint's Geographie und Geschichte des Mississippi-Thals. *)

Das Mississippithal — zur Zeit der americanischen Revolution noch eine menschenleere Wildniß — ist gegenwärtig dreimal so stark bevölkert als die Vereinigten Staaten im J. 1783. Unaufhörlich wälzt sich der Strom der Bevölkerung von den Küsten des atlantischen Meers gegen die westlichen Binnenländer und er wird nicht eher aufhören, als bis er den ganzen Kontinent bis zum fernen Gestade des stillen Ozeans überschwemmt hat. Bereits werden die Felsengebirge, die man noch vor Kurzem für fast unübersteigliche Bollwerke hielt, wie sie es denn auch nach den Berichten von Lewis und Clarke in einer mehr nördlichen Richtung seyn müssen, ohne Schwierigkeit (vergl. Ausl. v. J. Nr. 287), von den Pelzhändlern überschritten und der Reisende braucht nur den Flüssen bis zu ihren Quellen zu folgen, um verhältnißmäßig bequeme Pfade zu entdecken; denn die Quellen eines östlich abfließenden Flusses entsprechen in diesen Gebirgen immer wieder andere Quellen, die ihre Wasser nach Westen entsenden; den Schluchten auf der einen Seite, welche als Flußbett dienen, immer wieder Schluchten auf der entgegengesetzten Seite, und so entstehen natürliche Brücken, welche selbst über die steilsten Ketten hinüberführen. Was aber der Bevölkerung des Westens einen in höherm Grade kräftigen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß es hauptsächlich die jugendlich aufblühenden Freistaaten des Ostens sind, welche ihren Ueberfluß an Menschen dahin abgeben — Länder, wo der Auswanderer nicht wie in Ireland und der Pfalz ein armseliges Kartoffelgericht und einen Zwölfkreuzertaglohn verläßt, sondern wo guter Verdienst und gute Kost ist, und wo also mehr nur der Unternehmende, der Rüstige versucht wird, sich aufzumachen, um sich eine freiere, eine unabhängigere Existenz zu verschaffen. Wir kennen kein Beispiel in der Weltgeschichte, wo die Civilisation in so wenigen Jahren über eine barbarische Wüste die Oberhand gewonnen hätte. Wie langsam waren die Fortschritte in denselben Gegenden unter den Franzosen in einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und in den Niederlassungen am atlantischen Meer unter den Auspicien Englands! Unter dem Schutz der weisen Regierung der V. St. geschah in dem Westen in fünfzig Jahren Mehr als in dreimal so langer Zeit auf der Ostküste und doch sprach man am Anfang der Revolution von den englischen Colonien wie von einem Wunder. Aber der Contrast zwischen dem Urzustande dieser Colonien und ihrer Lage im J. 1775 kann nicht wunderbarer seyn, als die Schnelligkeit, mit welcher sich aus ihrem Ueberfluß eine neue Welt jenseits der Alleghani's gebildet hat!

Das Mississippithal zerfällt in climatischer Beziehung in vier Regionen. Die erste beginnt bei den Quellen des Stroms und geht bis zu der Hundswiese (prairie du chien); sie hat dasselbe Clima wie zwischen Montreal und Boston. Die irische Patate erreicht ihre volle Größe, Waizen und Futterkräuter gedeihen gut. Der Apfel und Birnbaum muß schon südlich gelegen seyn; der Pfirsich erfordert noch größere Pflege und während fünf Monaten im Jahr bedarf das Vieh des Schutzes gegen die Witterung. Das zweite Clima ist das von Illinois und Missuri, das Land zwischen dem 41 und 37 Gr. der Breite. Das Vieh kommt selten in den Stall, oft aber braucht es ein Ob-

*) A condenset geography and history of the western states of the Mississippy Valley. By Timothy Flint, Author of „Recollections of the last ten Years in the Mississippy Valley." In two Voll. Cincinnati 1828. In Nordamerica scheint man die richtige Ansicht zu haben, daß eine allgemeine Geschichte erst mit Erfolg bearbeitet werden kann, wenn gute Specialgeschichten vorhanden sind. Von letzterer Art hat nun die nordamericanische Literatur bereits eine Reihe brauchbarer Werke aufzuweisen, unter welchen das Flint'sche keine unbedeutende Stelle einnimmt. Schade, daß es noch keinem americanischen Buchhändler eingefallen ist, eine vollständige Sammlung der americanischen Historiker zu veranstalten, die gewiß jeden Freund der Geschichte interessiren müßte, um so mehr da sich gegenwärtig manche derselben nur mit Mühe in dem Staub der Bibliotheken auffinden lassen. In America selbst wird, wie Everett im North American Review Nr. LXII S. 103 bemerkt, eine solche Sammlung gar sehr vermißt; denn von einigen der ältern Werke existiren in der ganzen Union nur ein oder zwei Exemplare, einzelne, wie es scheint, gar nicht mehr: so stellte Everett z. B. nach Sullivans Geschichte von Maine und Mac Calls Geschichte von Georgien Jahre lang umsonst in allen großen Städten der V. St. Nachforschungen an. Die ältern Schriften wie Capitän Smiths Geschichte Virginiens, Winthrops Journal und Prince's Chronologie gehörten also so gut in den Plan wie die neueren, als da sind Hutchinson's Massachusetts, Smiths New-York, Belknaps New-Hampshire u.

dach. Der Waizen ist hier zu Haus; hier giebt es die schönsten Aepfel, Birnen, Pfirsiche; überall blühen Persimon und Pawpaw; für Futterkräuter ist der Boden weniger günstig. Das dritte Clima erstreckt sich vom 37 bis zum 31 Gr. der Breite. Nach der 35 Parallele bringt der Apfelbaum seine Frucht nicht mehr zur Vollkommenheit; zwischen dieser und der 31 wächst die Baumwolle für den Hausgebrauch, von der 31 an als Marktartikel. Die Feige reift in diesem Clima. Von der 31 Parallele bis zum mexicanischen Golf hinab ist das Clima des Zuckerrohrs und des süßen Orangenbaums. Die Olive würde sich wahrscheinlich leicht einheimisch machen lassen. Die Ströme gefrieren nicht mehr. Die Wälder stehen zu Anfang des März in Blüte. Fast jede Nacht ist ein Gewitter.

Eine Erfahrung, die man in Europa gemacht hat, bestätigt sich im Mississippithal. Es kann ein Land sehr heiß und ein anderes sehr feucht seyn und beide sind gesund; ungesund werden sie, so wie Hitze und Feuchtigkeit sich vereinigen. Die Campagna di Roma ist weder der heißeste noch der feuchteste Theil von Europa; aber die Wirkung der italienischen Sonne auf die Sümpfe ist stark genug die Malaria zu erzeugen. Wird das Land durch Anbau trockener, so werden damit auch die Krankheitselemente entfernt; man sah Dieß unter Anderm an den Scioteländern am Ohio, welche die Gräber der ersten Ansiedler waren und jetzt für ganz gesund gelten. Nach einer zweiten Regel trifft der Vorwurf der ungesunden Lage vorzugsweise die reichsten und am Stärksten bewalderten Alluvialgegenden, und in diesen wiederum die Hügel (bluffs) am Rand der weiten Thalgründe (bottoms) mehr als diese Thalgründe selbst. Der Bewohner der schönen und luftigen Hügel, welche die herrlichen Wiesen am obern Mississippi begrenzen, lebt scheinbar in einer viel reinern Atmosphäre, als der Bewohner der Niederungen, und doch sind Fieber und Krankheiten bei jenem weit häufiger. Dieselbe Erfahrung lehren die Chickasaw-Hügel, Fort Pickering oder Memphis, Fort Adams, Natchez, Baton Rouge, kurz alle Anhöhen längs den großen Strombetten. Aber so täuschend ist der Anblick dieser Hügel, welche wie ein leichter Dunst über der Thalluft zu schweben scheinen, daß die meisten Ansiedler, von den Sinnen verführt, der Erfahrung zum Trotz auf ihnen ihren Sitz aufschlagen. Woher diese sonderbare Erscheinung? Man behauptet — ob mit Recht, wissen wir nicht — daß das Miasma, welches sich aus den mit faulen Vegetabilien angefüllten Morästen entwickelt, spezifisch leichter sey als die atmosphärische Luft; daß es folglich sich über die Ebene erhebe, um sich mit der dort herrschenden reinern Atmosphäre ins Gleichgewicht zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde aus Mexico.

4) Xavier Mina.

(Schluß.)

Die Patrioten zogen, von Minas Truppen begleitet, zunächst nach einem ihrer befestigten Ranchos, sodann nach dem Fort del Sombrero (wörtlich „des Huts" von der Aehnlichkeit des Berg-Gipfels, auf welchem es stand, zwanzig Meilen (10 Stunden) nordöstlich von der Stadt Leon, die man von demselben deutlich sieht. Gegenwärtig ist dieses Bollwerk der Revolution nur noch ein Haufen von Trümmern. Der erste Schritt, welchen Mina bei der Ankunft im Fort that, war, seine und seiner Waffengenossen Dienste zu Füßen der Regierung der Independenten zu legen, als deren Repräsentant hier Don Pedro Moreno auftrat, der Befehlshaber des Platzes und würdige Helfershelfer des Padre Torres.

Dieser Priester, zu jener Zeit, da Vittoria und Guerrero in die Gebirge zurückgezogen waren, die letzte Stütze der Independenten, ein Ungeheuer wie die Geschichte wenige aufweist, hatte sich auf einem Berg eine Feste erbauen lassen, von wo aus er seine Dekrete zu Plünderung, Brand, Verbannung und Tod herabschleuderte, ohne weder politische Meinung, noch Alter, noch Geschlecht zu schonen. Hier, auf einem Bett von Rosen durch schöne Mädchen gewiegt, die ihm sorgsam die Mücken abwehrten, rief er oft aus: „Yo soy Xefe de toto el mondo"! (ich bin das Haupt der ganzen Welt). Zu seinen Offizieren nahm er bloß Menschen aus den Hefen des Volks, so unwissend, und roh, daß sie sich die schriftlich an sie gerichteten Befehle von Andern vorlesen lassen, und die Antworten darauf mit einem Siegel oder sonstigen Merkzeichen unterfertigen mußten. Wer einige Bildung verrieth, oder Widerwillen blicken ließ, die grausamen oder thörichten Anordnungen des Sultans zu vollziehen, war so gut als verloren. Von diesen Verordnungen hier nur zwei Beispiele. Unter der bloßen Voraussetzung, die patriotisch gesinnten Städte Valle de Santjago, Penjamo und Puruandiro könnten vielleicht den Königlichgesinnten dereinst zu Zufluchtsorten dienen, befahl er, dieselben bis auf den Grund zu zerstören, ja er gestand den Einwohnern nur sechs Stunden zu, ihr Eigenthum wegzubringen, worauf sie selbst, jeder sein eignes Haus, anzünden sollten. Die von Penjamo verlangten, daß man ihnen mindestens eine längere Zeit zu Wegschaffung ihres Besitzthums, und Aufsuchung irgend einer sichern Stelle gestatten möge. Als Antwort schickt Torres einen Haufen seiner Henkersknechte, welche unverweilt mit lodernden Fackeln die Straßen durchrennen, und eine der schönsten, reichsten Städte des Bario alsbald eingeäschert haben. Dabei ist zu bemerken, daß diese Städte sich von jeher der patriotischen Sache ungemein ergeben bewiesen hatten, und der Feind nie im Stand gewesen war, in dieselben einzudringen. Jetzt aber, da er keine Bewohner mehr fand, die sich widersetzten, war ihm Dieses sehr leicht gemacht, so daß der Zweck des Mordbrenners kein andrer seyn konnte, als entweder von seinem Berg-Neste herab seine Zerstörungslust einmal auf recht befriedigende Weise zu büßen, oder irgend eine persönliche Rache zu nehmen.

Ein andres Mal näherte er sich mit seiner wilden Schaar einer Hacienda: die Bewohner, die es mit den Patrioten hielten, flohen, in der Meinung die Heranziehenden seyen Royalisten. Sogleich ließ er eine große Zahl Derer, welche geflohen waren, niederschießen, als Strafe für die Flucht, wofür er ihnen hätte dankbar seyn sollen, da selbige ja nur ein Beweis

ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Independenten seyn konnte. Nichts vermochte ihn zu erweichen, die Unschuldsbetheurungen der Verurtheilten so wenig, als die Bitten und Thränen ihrer Weiber, Kinder und Eltern.

So stand es um die Independenten, als Mina mit der Schaar seiner Tapfern ihnen großmüthig zu Hülfe kam. Don Pedro Moreno nahm als Vertreter des Padre Torres die Dienste des Generals an. Ein Manifest machte das glückliche Ereigniß bekannt, welches allerdings den Muth der Patrioten wieder bedeutend hätte heben, und den Königlichgesinnten Besorgnisse erregen dürfen, wenn der Held von Navarra zu weniger eifersüchtigen Menschen, als die Mexicaner, zu weniger stupiden und herrschbegierigen Häuptlingen gekommen wäre. Er ließ seine Truppen einige Tage im Fort bei Sombrero ausruhen, und verlangte dann, daß man ihm Gelegenheit darbiete, sein kleines Heer von Neuem zu erproben. Ein gewisser Don Felipe Castanon, der Schrecken der Patrioten in jener Gegend, durchzog damals das nächst gelegene Land mit Feuer und Schwert, und schlachtete, gegen den ausdrücklichen Befehl des Vicekönigs Apodaca, selbst Weiber und Kinder ab, „denn," sagte er, „sie riechen nach Patriotenthum." Gegen Diesen rückte Mina aus. Er traf ihn bei der Hacienda de San Juan de los Lanos, schlug und vernichtete seine an Zahl überlegene Truppe gänzlich, und erlöste die Welt von diesem Auswürfling. Die Siegeszeichen bestanden in etwa 500 getödteten oder gefangenen Feinden, zwei Feldstücken, 500 Flinten „englischer Fabrik"*) und einer großen Menge Gepäck, Schießbedarf und Rüstzeug. Der bedeutendste Verlust schien der Tod des Major Mayleser, eines Schweizers, ehmaligen Dragoneroffiziers unter Napoleon, später in Diensten der spanischen Cortes, der mit ausgezeichneten kriegerischen Anlagen eine sehr schöne Seele verbunden haben soll. Das Wunderlichste bei diesem Strauß aber waren die Kartätschenschüsse des Feindes, denn sie bestanden in Colonaten.

Demnächst machte Mina dem Don Juan de Moncada, Grafen von Jaral, einem Creolen, der noch heut für den reichsten Mann in Mexico gilt, und damals zu den Spaniern hielt, in dessen Hacienda bei Jaral, einen Besuch. Der Graf, Sohn eines spanischen Privatmanns, hatte sich seinen Titel durch ein Regiment Reiterei erkauft, das er, vollkommen ausgerüstet, dem König zum Geschenk machte. Die Güter dieses Mannes, zusammen mit denen der mexicanischen Carmeliter, einem unermeßlich reichen Orden, welchem z. B. die vorerwähnte Hacienda bei Peotilla angehört — und mit den Besitzungen eines gewissen ebenfalls seines Reichthums wegen vom König geadelten Grafen Galves, sollen einen größern Raum einnehmen, als ganz Spanien.

Der Graf bei Jaral wartete Mina nicht ab, sondern floh mit den 3—400 Mann, welche seine Residenz vertheidigen sollten. Wäre die Hacienda in die Hände eines andern Patrioten gefallen, so stünde sie wahrscheinlich nicht mehr: Mina begnügte sich, das dort liegende Geld mitzunehmen, was ungefähr auf 240 oder 250,000 Colonaten angeschlagen werden mag, und stellte mit hoher Uneigennützigkeit diese ganze Summe dem Befehlshaber des Forts Sombrero zu, was denn auch den Padre Torres bewog, sich schleunigst nach dem Fort zu begeben, um den neuen Gast zu begrüßen, und die überlieferte Beute einzustreichen. Indessen hatte sich durch diese glücklichen Erfolge bereits eine gewisse Eifersucht gegen Mina unter den Patrioten eingeschlichen, die um so erklärlicher ist, als der General ein Fremder war, und durch royalistische Agenten Mina's Absichten auf alle Art verdächtig gemacht wurden. Aus diesen Gründen benachrichtigte man ihn in Sombrero geflissentlich nicht von der wahren Lage der Royalisten in der nahen Stadt Leon, weßhalb seine Unternehmung auf dieselbe dann auch fehlschlug. Die dortige Besatzung war nämlich dreimal stärker, als er glaubte; er wußte nicht, daß seit Kurzem einer der geschicktesten spanischen Anführer, der General Negrette, dort befehligte, und über die Lage der Stadt mußte er geradezu falsch berichtet worden seyn, denn er griff sie von der Ebene, in O an, während sie in W von einem Hügel beherrscht wird, der hiezu unendlich geeigneter gewesen wäre. Mina verlor gegen hundert Mann, und überdieß einen großen Theil des Zaubers, welchen die fortdauernden Siege bisher auf seinen Namen geworfen: der Feind ward inne, daß er mehr nur „Guerillero" als wirklicher Feldherr sey. — Negrette ließ alle Gefangene erschießen; Mina behandelte die seinigen milde.

Mittlerweile war der Vicekönig Apodaca auf seiner Hut. Er fühlte, daß Minas Siege und Ankunft gar leicht das Feuer der Empörung im Süden neu anfachen könnten. Indessen ruhten bis jetzt noch die Helden des Südens im Schatten der königlichen Amnestie, und im Norden war die Sache der Patrioten durch Anarchie, durch Eifersucht und Despotismus des Padre Torres gelähmt; Apodaca vermochte also in der Eile 5—6000 Mann zusammenzuraffen, welche er Mina schleunigst entgegensandte. Dieser hatte mit Padre Torres seine Verabredungen getroffen: er zählte auf 8000 Mann, Kriegsgeräth, Schießbedarf, Mundvorrath, was ihm von Jenem insgesammt für Sombrero versprochen worden war. In dieser leeren Hoffnung sah er plötzlich das Heer Apodacas vor dem Fort erscheinen, dessen Besatzung mehr aus Weibern und Kindern, als aus Männern bestand, und keine Lebensmittel hatte. Mina verließ dasselbe nach einiger Zeit mit wenigen Begleitern und gewann glücklich das Freie, von wo er sich denn zu Padre Torres begab, um von ihm Unterstützung zu fordern. Dieser erklärte jetzt gerade zu, daß er keine geben könne; und Sombrero, das die zurückgelassenen Vertheidiger beinah einen Monat lang behaupteten, somit fiel endlich dem Feind in die Hände. Das kleine Häuflein ging bei dieser Gelegenheit beinah gänzlich zu Grund; namentlich verlor Mina seinen General-Bevollmächtigten, den Obrist Young, einen Amerikaner, den „Bravsten der Braven."

Mina hatte sich nach der Hacienda de la Tlachiquera, im Schoß eines großen Gebirg-Thales, beinah auf der höchsten Höhe der sogenannten großen Cordillere, (der Hauptkette von

*) Der scharfzüngige Beltrami macht sich den Spaß, obige Worte durch liegende Schrift auszuzeichnen: als ob das englische Ministerium, unter dessen besondrer Beaufsichtigung die Ausfuhr englischer Gewehre allerdings steht, eine solche Ausfuhr nach dem befreundeten Spanien schicklicher Weise hätte verbieten können.

Sierra Madre) begeben. Von hier aus wäre er, wenn ihm von Torres Hülfe geworden, dem Feind in den Rücken gefallen. Der Besitzer dieser Hacienda, Don Mariano Herrera, ein Creole, war vielleicht von allen Patrioten allein sein aufrichtiger Freund. — Nach Tlachiquera verfügte sich der Rest der Besatzung von Sombrero, nur noch 19 Mann, und unter diesen nur noch 7 bis 8 von der ursprünglichen americanisch-europäischen Schaar. „Wo sind die Andern?" fragte Mina. — „Wir sind die Einzigen, die noch leben?" Diese Antwort bewegte den Helden zu Thränen.

Die Spanier zogen nach dem Blutbad von Sombrero gegen das Fort los Remedios, wo Padre Torres seine ganze Macht zusammengezogen hatte. Dort fehlte es an keinerlei Bedürfniß, Torres war dabei! allein obwohl der Obrist Naboa und andre Offiziere aus der americanisch-europäischen Schaar, welche von Mina großmüthig an Jenen abgetreten worden waren, sich alle Mühe gaben, Ordnung einzuführen, und die Feste in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, so herrschte daselbst doch allenthalben Ueppigkeit, Ränkesucht, Zwietracht und Unentschlossenheit. Los Remedios liegt auf einem Berg, der sich, wie hervorgezaubert, mitten aus den schönen, weitgedehnten Ebenen des Bario erhebt. Mina verabredete mit Torres und den bei diesem gelassnen Offizieren, daß, während sie das Fort vertheidigten, er das Flachland durchziehen wolle, um den Belagerern die Zufuhr abzuschneiden und sie auf jede Art zu belästigen. Wirklich war ihm gelungen, ein ziemlich ansehnliches Reitercorps zu bilden; auch hatte er einiges Fußvolk zusammengebracht. Mit diesen nahm er Bisocho und San Luis de la Paz, zwei von den Royalisten befestigte Plätze weg. Dagegen wurde er von San-Miguel-el-Grande und von der befestigten Hacienda Sanja zurückgeschlagen.

Fast sämmtliche Anführer der Patrioten sahen Mina mit eben so viel Eifersucht und Mißtrauen an, als ihr Oberster, Padre Torres. Sie leisteten ihm nicht den geringsten Vorschub, nachdem sie ihm Alles versprochen hatten, und ließen ihn bei den gemeinsam verabredeten Unternehmungen jedesmal im Stich. Zum Unglück kam es überdieß noch zum offnen Bruch zwischen ihm und dem schändlichen Torres. Mina hatte nämlich die Absicht, Guanaruato, als den Brennpunkt der royalistischen Macht im Bario, durch Ueberrumpelung zu nehmen. Torres widersetzte sich und gab von der Feste herab an alle Anführer seiner Partei Befehl, dem General durchaus keine Hülfe zu leisten, dieser müßte denn die Belagerer unmittelbar angreifen wollen; denn der hochwürdige Vater vergaß jetzt über der nahen, ihm selbst und seinen Schönen drohenden Gefahr, jede anderweitige Angelegenheit der Independenten. Mina, von allen Freunden zurückgewiesen, fuhr fort mit abwechselndem Glück zu kämpfen; konnte aber ohne Mitwirkung der Uebrigen natürlich keinen Hauptschlag ausführen, besonders da er selbst von einem spanischen Reiter-Corps, unter Anführung des Obristen Orrantia, von allen Seiten umschwärmt und ausgespäht wurde.

Um den Feind zu täuschen, hieß er seine Truppen für den Augenblick aus einander gehen und verfügte sich nach Xaurilla, einem Fort, wo das Schattenbild eines Congresses saß, welchen Padre Torres errichtet hatte, um seiner Tyrannei einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu geben. Diesem Congreß legte Mina den Vorschlag Guanaruato zu überrumpeln abermals vor. Nach einigem Widerstreben wurden ihm fünfzig Mann zu dem Unternehmen zugetheilt. Er bestimmte ihnen einen Ort der Zusammenkunft*), indem er zugleich Sorge trug, daß seine übrigen Leute sich ebenfalls dort wieder einfanden. Aber die Unternehmung auf Guanaruato schlug fehl.

Von Neuem ließ er die Truppen aus einander gehen, und schlug mit nur wenigen Begleitern den Weg nach der Cordillere Santa Rosa, nördlich von Guanaruato, ein. Es war ein Sonntag; er hielt bei einer im Feld stehenden Kapelle an, um die Messe zu hören, die hier an Festtagen durch einen Priester von Sillao gelesen wurde. Dieser meldete bei seiner Rückkehr dem Obrist Orrantia die Richtung, welche Mina genommen. Der Obrist zweifelte nicht, daß er sich zu seinem Freund Herrera nach Venadito (einem Rancio, der zu der Hacienda Tlachiquera gehört), begeben habe, und traf seine Vorkehrungen so, daß Mina durch Nichts gewarnt werden konnte. In der Nacht kam Orrantia an und ließ den ganzen Rancio in wohlberechneten Entfernungen umringen. Der Eingeschlossene merkte Nichts von der Gefahr, bis es zu spät war. Das Haus, in welchem er sich befand, das jetzt ganz zerstört ist, stößt nach hinten zu an eine tiefe Schlucht, durch welche unten ein reißender Bach hinläuft. Angetrieben von Herrera und dessen Schwester springt Mina die Schlucht hinab in den Bach, in der Hoffnung sich jenseits desselben im dichten Gehölze zu retten. Aber Orrantias Schaar hatte nicht ermangelt die Schlucht, und die Gegend hinter derselben, zu besetzen. Ein Dragoner stürzt auf den Flüchtigen zu, und hält ihm die Pistole entgegen. Mina

*) Die Art der Patrioten, den Krieg zu führen, war nämlich folgende: In jedem Bezirk wählte das Volk seine Anführer, wobei man nur auf Muth und Unerschrockenheit sah, ohne sich um Feldherrntalent zu kümmern, aber auch ohne an einem Kastenvorurtheil zu hängen. Bloß der Kommandant des Bezirks wurde von dem Obergeneral ernannt, welcher letztere jedoch diesen seinen Posten oft wiederum nur durch sich selbst erlangt hatte. Sollte ein Corps sich irgendwo sammeln, so benachrichtigte der General hievon die Bezirks-Kommandanten; diese setzten ihre Offiziere, und letztere endlich ihre Soldaten davon in Kenntniß. Ein Versammlungsort wurde bestimmt, wie z. B. das vorerwähnte la Tlachiquera, wohin sich in Folge einer solchen Bestimmung die Reste der Besatzung von Sombrero begaben. Die Soldaten machten sich entweder selbst bewehrt, oder trugen die Waffen, welche man an sie austheilte, wie der Zufall sie gerade verschaffte. Eben so verhielt es sich mit dem Schießbedarf. Bezahlt wurden sie, wenn hie und da von den Verschleuderungen der Häuptlinge noch etwas Geld übrig blieb; im entgegengesetzten Fall mußte Plünderung den Sold erstatten. Zogen sie in einem Gefecht den Kürzern, so zerstreuten sie sich nach allen Seiten, um an einem entlegenern Ort wieder zusammenzutreffen; waren sie die Sieger, so blieben sie vereinigt, bis der General für dienlich achtete, sie zu entlassen, wo dann Jeder ging, wohin es ihm gefiel. Natürlich hatten die disciplinirten, wohlbewaffneten Spanier große Vortheile über diese abenteuernden Horden voraus; bei gleichen Streitkräften jedoch waren, vornehmlich in der letzten Zeit, die Mexicaner gewöhnlich die Sieger. Besonders ist die mexicanische mit Säbel, Lanze und Schleuder bewaffnete Reiterei furchtbar.

hatte im Herabſpringen ſeinen Säbel zerbrochen; kein Mittel zur Vertheidigung blieb ihm, ruhig ſagt er zu dem Dragoner: „Halt! ich bin Mina; führ mich zu Deinem Commandeur.“ Orrantia war niedrig genug, den Gefangenen mit der flachen Klinge zu ſchlagen, worüber ihm dieſer mit edelm Stolz Vorwürfe machte. Von ſeinen Begleitern entkamen Einige ins Gebirg; Wer dem Feind in die Hände fiel, wurde ſogleich getödtet; unter Letztern auch Don Pedro Moreno, der ehemalige Befehlshaber von Sombrero, deſſen abgeſchlagnes Haupt Mina unter Schmähungen gezeigt ward.

Don Mariano Herrera, deſſen man ſich ebenfalls bemächtigt hatte, entging dem Tod nur durch die Entſchloſſenheit ſeiner Schweſter. Wie Mina wurde auch er mit Stricken gebunden; jene aber ſteckte Beiden heimlich ein Meſſer zu, um ſich unterwegs los zu ſchneiden. Es ſcheint jedoch, daß Mina, in ſein Schickſal ergeben, und verzweifelnd an der Sache den Independenten, welche Menſchen, wie Torres, verfallen war, verſchmäht habe, ſich dieſes Rettungsmittels zu bedienen.*) Die Gefangenen wurden nach Silao, dann nach Irapuato geführt; von hier ward Mina allein in das ſpaniſche Lager vor los Remedios gebracht. Apodaca hätte ihn gerne nach Mexico ausgeliefert gehabt, um durch ſeinen Tod mehr Aufſehen zu machen, oder ihm etwalge Geheimniſſe abzugewinnen; aber die Theilnahme fürchtend, welche Jedermann für den jungen Helden fühlte, ſandte er den Todesbefehl nach dem ſpaniſchen Lager. Mina wurde vor los Remedios, Anfangs Novembers 1817, erſchoſſen.

Bald nach ſeinem Tod fiel die Feſte, nach einer wirklich ſehr tapfer [illegible]theidigung von Seiten der Mexicaner, den Spaniern in die Hände, wobei dieſe unglaubliche Grauſamkeiten ausübten. Um den Geiſt des Independentismus im Norden eben ſo gänzlich zu erſticken, wie Dieß im Süden geſchehen war, fehlte alſo Nichts mehr, als die Uebergabe des Forts Xaurilla mit dem Congreß, den Padre Torres von den Gebirgen des Bario aus, wo er ſeit dem Fall von los Remedios flüchtig umherirrte, immer noch beherrſchen zu wollen ſich herausnahm. Xaurilla wurde belagert und genommen; der Congreß aber hatte ſich noch zuvor wegbegeben und ſchweifte unſtät in den Tierras Calientes von Valladolid um, ohne irgend eine andre Stütze mehr, als den Muth und die Kraft eines gewiſſen el Guiro, eines jungen Indianers von 26 Jahren, der ſich bei einer Menge Gelegenheiten als einen der furchtbarſten Verfechter der Unabhängigkeit erwieſen hatte. Im Einverſtändniß mit Dieſem, der eine kleine Abtheilung Reiterei befehligte, ſprach der Congreß die Abſetzung des Torres aus, und ernannte an ſeiner Statt zum Generalkommandanten der Provinz den Obriſt Arago, einen von Minas Offizieren, welcher der Gefangenſchaft in Venadito entgangen war, Bruder des berühmten franzöſiſchen Aſtronomen. Torres lehnte ſich dawider auf, aber el Guiro griff ihn an und ſchlug ihn in die Flucht. Endlich fiel das Ungethum durch den Dolch eines Patrioten ſelbſt, den er im Spiel betrogen hatte. Indeſſen vermochte auch Arago für jetzt nicht das Mindeſte auszurichten, el Guiro wurde gefangen und erſchoſſen, und die mexikaniſchen Revolution ſchien geendigt. Ein neuer Akt begann erſt wieder, als Iturbide ſich zum Kaiſer aufwarf.

*) Ward, der auch die Gefangennehmung Minas etwas anders erzählt, weiß von ſolch einem zugeſchobenen Rettungsmittel, und der Möglichkeit es zu benutzen, Nichts. Zwar verſichert Beltrami den Don Mariano in Venadito perſönlich kennen gelernt zu haben, und könnte folglich als genau unterrichtet in der Sache erſcheinen, allein, nach dem Urtheil ſeiner eigenen Landsleute: è vero che talora si lascia un poco trasportare sulle ale d'una fervida immaginazione. (Worte der Antol giornal. in Bezug auf die pilgrimage in Europe und America.)

Briefe über Indien.

Fünfter Brief.

Satára.

Lieber Georg.

Die Urſache, welche Du von dem Deinem jungen Freund zugeſtoßenem Unfall anführſt, macht die Sache nur noch ſchlimmer. Du ſagſt, als dieſer ſeinen Bedienten gefragt habe, (natürlich auf Engliſch, was jener nicht verſtand,) warum er auf ſo flegelhafte Art mit gekreuzten Armen da ſtehe, ſey der Burſche unverändert ſo ſtehen geblieben; ja Du gehſt ſogar ſo weit zu behaupten, Eure beiden Diener hätten dieſe unanſtändige Gewohnheit angenommen, ſeit Ihr aus der Hauptſtadt weg wäret. Das Wahre an der Sache iſt, daß Ihr dort unter den Luſtbarkeiten der europäiſchen Geſellſchaft auf die Gebräuche Eurer Bedienten nicht Acht gabet, denn die Stellung, über welche Du Klage führſt, iſt die ehrerbietigſte, die ein Eingeborner in Gegenwart ſeines Herrn annehmen kann, ſo daß der Bediente Deines Freundes, der ſich jetzt wegen des kindiſchen Zorns eines Knaben in Lebensgefahr befindet, in dieſes Unglück bloß dadurch gerieth, weil er zu emſig bemüht war, demſelben ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Verzeihe meine Hitze, aber ich verliere alle Geduld, wenn ich daran denke, was ſich die Eingebornen bisweilen wegen der Unwiſſenheit und des Jähzorns der Engländer gefallen laſſen müſſen. Deinen eignen Worten nach liegt der Mann noch ſehr gefährlich; was werden Deine und Deines Freundes Empfindungen ſeyn, wenn er nun wirklich ſtirbt, und letzterer wegen ſeines Todes vor Gericht muß? Mache Dich doch ſobald als möglich bekannt mit den Sitten der Hindu's; meinerſeits ſoll es Dir hierüber an Anweiſungen nicht fehlen. Freilich darf ich mich über Deine Unwiſſenheit in dieſer Hinſicht nicht zu ſehr wundern, wenn ich eines Offiziers gedenke, der nach zehnjährigem Aufenthalt in Indien ſeinem Bedienten in meiner Gegenwart aus dem nämlichen Grund Ohrfeigen gab, welcher Deinen Freund und Dich ſo ſehr entrüſtet zu haben ſcheint.

Die Sitten der Europäer und Indier weichen in unendlich vielen Beziehungen von einander ab. Die Verbeugung, welche zu unſern Höflichkeitszeichen gehört, wird von einem gelehrten

mohammedanischen Geschichtschreiber, bei Gelegenheit der portugiesischen Gebräuche, als „ein pavianmäßiger oder äffischer Gruß" beschrieben, und was würden erst wir von dem javanesischen Landvolk denken, welches zum Zeichen seiner Ehrerbietung niedersitzt, wenn ein Vornehmer vorbeigeht?

Viele Engländer sind unbillig genug, von jedem Eingebornen, welchem sie begegnen, eine Verbeugung zu erwarten, ja sogar, wenn sie in ein Zimmer treten, wo ein vornehmer Hindu sitzt, zu fordern, daß dieser sich erhebe, und sie nach europäischer Art begrüße. Die Sitten wechseln in dieser Hinsicht in den verschiedenen Gegenden Indiens ungemein. Ein wohl erzogener Mohammedaner wird in den meisten Fällen Dir seinen Sitz anbieten, und sich, falls er Dich auch gar nicht näher kennt, nicht eher setzen, bis Du selbst Platz genommen hast. Die Hindu's sind weder in ihrem Benehmen noch in ihren Ausdrücken so höflich, als die Mohammedaner; aber die ehrliche Derbheit ihrer Mittelclassen erinnert einen Engländer dermaßen an die Art des eignen Vaterlands, daß er einen Mangel an feinerem Betragen gern vergiebt, so bald er sich nur etwas mit dem Volk bekannt gemacht hat. In den höhern Classen wird dagegen bei Hindu's, wie bei Mohammedanern, so genau auf gewisse Regeln der Schicklichkeit gesehen, als nur immer bei uns: So hält es z. B. ein Mann von Stand für ungeziemend, von einem Fremden, mit welchem er im Haus eines Dritten zusammentrifft, Notiz zu nehmen, so lang jener der Gesellschaft nicht vorgestellt worden ist; nach der Vorstellung aber hört jede weitere Förmlichkeit auf.

Gleichwohl herrscht die Neigung, in allem Möglichen einen Mangel an Ehrerbietung zu sehen, bei den englischen Civil- und Militärbeamten ungemein vor; am Meisten bei letzteren, theils weil sie überhaupt die Landes-Sitten weniger kennen, theils weil sie von den Soldaten her, den einzigen Eingebornen, mit welchen sie in Berührung kommen, an die Unterwürfigkeit und den Gehorsam des Kriegs-Dienstes gewöhnt sind, und von diesen Leuten ungerechte Vorurtheile gegen die übrigen Kasten einsaugen. Ich sah hievon ein merkwürdiges Beispiel an einem Offizier, mit welchem ich über eine schmale hölzerne Brücke ging, vor der mehrere angesehene Braminen saßen, die in dem vorbeifließenden Wasser ihre Morgen-Abwaschung vornahmen. Einer, der uns gerad im Weg war, stand auf uns vorbeizulassen; ein anderer, der diesem zunächst saß, bog sich zu gleichem Zweck nur etwas auf die Seite. Mein Begleiter, erbost daß er sich nicht erhebe, und ihn begrüße, stieß ihn in den Fluß und nannte ihn auf indisch eine ungezogene Bestie. Zufällig war es der Vorsitzer eines indischen Gerichtshofs. Umsonst stellte ich dem Freunde vor, daß er sehr schlimm gethan und bat ihn, sich zu entschuldigen; ich hatte endlich genug zu thun, den Braminen abzuhalten, daß er nicht eine Anklage beim Gerichtshof einreichte. Der Offizier stand schon seit zehn Jahren bei der indischen Armee, hatte aber sich wirklich noch keinen Tag von seinem Regiment getrennt. Er war ein guter Soldat, und bei den Sipoys sehr beliebt, an welchen er seinerseits in eben dem Grade hing; gegen alle Braminen aber hegte er einen unbegründeten Widerwillen, und brauchte hinsichtlich ihrer nie eine andere Benennung, als „Schurken." Fragte man ihn, in wiefern er dieselben als solche erfunden hätte, so wich er der Antwort jederzeit durch die allgemeine Behauptung aus, daß sie bei dem Volk in so hohem Ansehen ständen.

Bei Gelegenheit der Begrüßungen lege ich Dir die Wichtigkeit ans Herz, womit die Eingebornen diese Ceremonie und ihre Erwiederung ansehen. Nur gekrönte Häupter haben das Vorrecht den ihnen ertheilten Gruß bloß mit einem leichten Kopfnicken zu erwiedern. Alle übrigen Stände nehmen diesen Punkt so genau, daß selbst Männer von hohem Rang, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, durch Nichterwiederung eines Grußes, Anstoß zu erregen, lieber Bediente mit goldnen oder silbernen Stäben vor sich herschreiten lassen, welche sie auf jeden Gruß der Vorübergehenden aufmerksam zu machen haben, indem sie mit lauter Stimme rufen: „es beliebe Ihnen rechts oder links nach Dem oder Dem (wo dann der Name oder Stand der betreffenden Person folgt) zu schauen, welcher seine Ehrerbietung bezeugt." Wird ein Gruß nicht geziemend beantwortet, so fühlen sich die Indier dadurch sosehr beleidigt, daß in vielen mohammedanischen Städten junge Männer von Familie nur bewaffnet ausgehen, ja wohl sich noch außerdem von bewaffneten Bedienten begleiten lassen, um einen Schimpf dieser Art, falls er ihnen von Standespersonen wiederfährt, augenblicklich zu rächen. Bei einer Reise des letzt verstorbenen Nisam Allay Chans durch seine Besitzungen, kam derselbe auch nach der Provinz Berar, welche damals unter dem Nawab (Nabob) Ismael Chan, dem Vater des heut zu Tag wohl bekannten Solabot Chan, stand. Dieser Fürst pflegte sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zuerst dem Nisam seine Aufwartung zu machen, wogegen er dann einen Besuch von dessen Minister erhielt; dießmal jedoch verlangte der Nisam, der Nabob solle zuerst seinem Minister aufwarten, und sich dann von diesem bei ihm, dem Nisam, einführen lassen. Jener widersetzte sich dieser Anmuthung aufs Hartnäckigste, so daß endlich der Nisam, kraft seiner Oberhoheit, ihm befahl, sich der neugetroffenen Einrichtung zu fügen, oder eines Angriffs mit gewaffneter Hand gewärtig zu seyn. Ismael Chan berieth sich mit seiner Familie und seinem Hofe und man war einstimmig der Meinung, es sey besser zu sterben, als eine Beeinträchtigung der Ehre zu erleiden. In Folge dieser Erwiederung ließ der Nisam seine Truppen, zehntausend Mann stark, ausrücken, um den widerspenstigen Vasallen zum Gehorsam zu bringen; Ismael Chan aber, entschlossen lieber unterzugehen, als nachzugeben, stellte sich kühn an die Spitze von fünfhundert treuen Dienstleuten, griff das Heer des Nisams an, und wurde erst von dem Elephanten, auf welchem dieser selbst saß, getödtet. Nur wenige von seinen unerschrockenen Begleitern entgingen dem allgemeinen Blutbad. Diese Verachtung des eignen Lebens, wenn das persönliche Gefühl gereizt wird, scheint ein Grundzug morgenländischer Sinnesart. Man hat dort nur Wenig von dem, was wir Vaterlandsliebe nennen, und fühlt eine Beleidigung, die Einen indirekt als Mitglied einer ganzen Gemeinheit trifft, selten so stark, als eine solche, welche geradezu der Person selbst gilt; in Beziehung auf letztere aber sind die Morgenländer von jenem hohen

Sinn für Ehre durchdrungen, welcher einen Schimpf nicht zu überleben vermag.

Beim Gruß, welchen man seines Gleichen ertheilt, bleibt man aufrecht, streckt bloß die Hand freundlich nach vorne zu aus und berührt dann die Stirn. Dieß ist das einfache „Salam". Wird der Leib gebeugt, die Hand beinah bis zum Boden gesenkt und dann aufgehaben, so heißt der Gruß „Teslim." Er wird von Geringern an Höhere ertheilt, und mit dem „Salam" erwiedert. Wieder ein andrer Gruß ist der „Kurnisch," welchen das Hausgesinde und überhaupt die Bedienten gegen ihre Herren beobachten. Auch wird derselbe von Vasallen, so unabhängig sie auch seyn mögen, ihren Lehnsherren gegeben. Einen Gruß erwiedern heißt im Allgemeinen „Tesim," wörtlich: „Ehre anthun." Tritt Jemand, der seinem Stand nach ein Recht zum Sitzen hat, in ein Zimmer und grüßt die Gesellschaft, so erhebt sich Alles, erwiedert den Gruß, und sitzt nicht eher, bis der neu Angekommene Platz genommen. Jede Nichtberücksichtigung dieses Gebrauchs würde, zumal unter Mohammedanern, zu Streitigkeiten führen. Der Ehrenplatz ist am obern Ende des Zimmers, und der Sitz verliert stufenweise an Ehrenhaftigkeit, je näher er von dort aus nach der Thür zu sich befindet, worauf mit vieler Umständlichkeit gesehen wird. In einigen Häusern treibt man die Förmlichkeit so weit, daß ich selbst mit ansah, wie die Söhne standen, bis ihnen der Vater die Erlaubniß zum Sitzen gab. Kinder und Bediente legen, statt ihre Eltern oder Herren mit Worten zu grüßen, beide Hände zu deren Füßen, welcher Gebrauch z. B. gegen die Bramine von den sämmtlichen übrigen Hindus beobachtet wird. Die Person, deren Füße auf diese Art berührt werden, legt dann die Hände auf das Haupt des sich Niederbeugenden und segnet ihn.

Obwohl die Eingebornen mit uns, als Unreinen, nicht speisen können, so laden sie uns doch zuweilen zum Essen in ihren Häusern ein. Nie hab ich bei solchen Gelegenheiten gesehen, daß die Eingebornen irgend einen in ihren Augen noch so wunderlichen Mißgriff von Seiten der Engländer für eine Beleidigung angesehen hätten, während andrerseits die Engländer nur gar zu oft sich über eine mißverstandene Höflichkeit der Hausbesitzer höchst erbost und rauh anlassen. Die indische Art zu essen hat etwas Sonderbares, das uns sehr auffällt. Einmal sitzt man insgesammt auf dem Boden, und hat bloß ein weißes Tuch vor sich ausgebreitet. Bei den Mohammedanern welche jede Speise genießen, (ausgenommen Schweinfleisch) steht eine Art Trog vor jedem Gast, worin sich metallene oder porzellanene Teller, nebst Gefäßen mit verschiedenen Eßwaaren befinden. Vor dem Essen bringt ein Diener ein Becken und eine Kanne, die Hände zu waschen, und der Hausherr spricht ein kurzes Gebet. Während der Mahlzeit werden die Schüsseln mehrmals durch neue ersetzt, und an der Stelle geistiger Getränke genießt man kalten Scherbet. Bei den mittlern und niedern Ständen der Mohammedaner sitzen Mehrere um eine gemeinschaftliche große Schüssel und essen aus derselben zusammen.

Bei den Hindu's werden die Speisen auf flachen Platten von frischen, niedlich zusammengefügten Bananenblättern aufgetragen. Nie essen sie gemeinschaftlich aus Einer Schüssel, sondern Jeder hat, wie bei uns, sein eignes Teller von Blättern, das er, wenn er fertig ist, wegwirft. Auch nehmen die Hindu's während des Mahles die Schuhe ab, und waschen gewöhnlich so Hände wie Füße, bevor sie Etwas genießen. Gleich den Mohammedanern enthalten sie sich der geistigen Getränke, trinken aber überhaupt nicht leicht etwas Andres, als Wasser und etwa gegen Abend Milch. Um diese Zeit werden dann auch Gewürze gebracht, welche gewöhnlich in die aromatischen Blätter, die wir Betel nennen, eingewickelt sind, und von Jedermann, der sich dieselben anzuschaffen vermag, in Indien genossen werden, mit Ausnahme der Kinder, welche in der Gesellschaft noch nicht zugelassen sind. Dieses Recht erhalten die Kinder in der Regel zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahr, und gewöhnlich betragen sie sich sogleich mit ungemeinem Anstand.

Jeder Eingeborne ist verheirathet und betrachtet den ehelosen Stand beinah als etwas Schimpfliches, daher es ihm denn auch höchst sonderbar bedünkt, wenn Europäer, denen es doch seiner Ansicht nach an dem nöthigen Geld nicht mangelt, viele Jahre lang unverheirathet bleiben. In Indien tritt Jeder in die Ehe, dem es nur irgend möglich ist, eine Familie zu erhalten, und man sieht es als ein Unglück an, einen Sohn oder eine Tochter von neun Jahren zu haben, die noch nicht vermählt, oder wenigstens verlobt sind. Natürlich gehört den Kindern selbst keine Stimme bei diesen Heirathen, noch werden sie überhaupt um ihre Ansicht befragt. Die Hochzeitgebräuche jedoch deuten darauf hin, daß sie aus einer Zeit stammen, wo beiden Theilen auch eine Beistimmung zukam. Doch bezieht sich das Gesagte mehr nur auf die eigentlichen Hindu's; denn bei den Mohammedanern verheirathet man beide Geschlechter nicht vor dem Alter der natürlichen Reife, obwohl die Verlobung hie und da schon früher Statt findet. Mohammedaner wie Hindu's nehmen es mit der Herkunft der zu Vermählenden ungemein genau. Kein Mann von Familie, sey er auch noch so arm, wird seine Tochter an Jemand von niedrigerm Stand geben, und unehliche Kinder können nur ihres Gleichen heirathen. In einigen Kasten ist der Familienstolz so groß, daß die Eltern, um ihre Töchter nicht der Gefahr auszusetzen, unverehlicht zu bleiben, dieselben gleich bei der Geburt tödten. Die Ermahnungen der Engländer haben nur so Viel gefruchtet, daß man die abscheuliche Sitte etwas mehr vor der Welt verborgen hält, im Stillen aber soll sie noch eben so häufig ausgeübt werden.

Marschall Gouvion-Saint-Cyr.

Der soeben verstorbene Marschall Gouvion-Saint-Cyr, geb. 1764 zu Toul in Lothringen, verdankte, wie die meisten französischen Feldherren unsrer Zeit, die Entwickelung seiner kriegerischen Anlagen der Revolution. Das in Paris ausgehobene Bataillon, in welchem er Dienste genommen, wurde nach dem Rhein beordert und stieß im November 1792 zu dem Heer Cüstine's. Von diesem Augenblick bis zum Frieden von Campo Formio bewies sich Gouvion-Saint-Cyr am Rhein und an der Mosel fortwährend als gewandter muthiger Krieger. Am Ende des ersten Feldzugs war er bereits

Hauptmann, beim Beginn des dritten Divisions-General, und zeichnete sich insbesondere bei Vertheidigung der weißenburger Linien und der Blokade von Mainz aus. Im J. 1796 befehligte er einen Flügel der Armee, welche unter Moreau in Schwaben und Bayern eindrang, bei Rastadt und Biberach siegte und sich durch den glorreichen Rückzug so berühmt machte. Zugleich mit Desair vertheidigte er Kehl, und kommandirte im folgenden Jahr, als die Franzosen wieder die Offensive ergriffen hatten, abermals einen Flügel der Armee, bei dem bekannten, im Angesicht der Oesterreicher bewerkstelligten Rheinübergang.

Im J. 1799 befehligte Gouvion-Saint-Cyr Anfangs in Deutschland unter Jourdan, dann in Italien, wo er in der Schlacht bei Novi ein Kommando führte. Während des unglücklichen italienischen Feldzugs rettete seine Erfahrung und Gewandtheit im Gebirgskrieg mehrmals das Heer. Bei Bosco und Montefaccio führte er den französischen Fahnen den entfremdeten Sieg wieder zurück, und verhinderte, daß der Feind sich Genua's bemächtigte.

Im folgenden Jahr ward ihm der Befehl über das Centrum der Armee, welche unter Moreau im Elsaß stand. Er ging mit seinem Corps über den Rhein, bemächtigte sich Freiburgs, und trug zu den Siegen bei Biberach und Engen wirksam bei. Nach dem Frieden wurde er Mitglied des neuen Staatsraths, trat aber bald wieder aus dem aktiven Dienst desselben. Eine merkliche Ungunst traf damals beinah jeden General, der seine Laufbahn ganz unabhängig von dem Manne gemacht hatte, der nunmehr im Besitz der Gewalt war. Die Rheinarmee im Allgemeinen, besonders aber die engern Vertrauten und Freunde Moreaus in derselben, standen im Verdacht, die Erhebung des Generals der italienischen Armee mit Mißbilligung gesehen zu haben. Wirklich wurden auch mehrere derselben bei der großen Würden- und Titelverleihung, wodurch Bonaparte seine Militärherrschaft zu begründen suchte, gänzlich übergangen. Gouvion-Saint-Cyr mit einem Armeecorps zur friedlichen Besetzung Neapels abgesandt, mußte sehen, wie mit Ausschließung seiner selbst mehrere jüngere, minder ausgezeichnete Generale auf die erste Marschallsliste kamen. Als jedoch der Krieg wieder ausbrach, vergaß man seiner Fähigkeiten nicht. Er erhielt Befehl mit den Truppen, die Neapel besetzt gehalten, zur italienischen Armee unter Massena zu stoßen, und nahm vor Venedig ein österreichisches, vom Prinzen Rohan kommandirtes Corps gefangen.

Nachdem er bei der abermaligen neapolitanischen Expedition (1806) und im preußischen Krieg (1807) gebraucht worden, ward er im August 1808 beauftragt, in Catalonien einzudringen. Er nahm Rosez, nöthigte die Spanier die Belagerung von Barcellona aufzuheben und belagerte Girona. In diesem Lande fiel er jedoch gänzlich in Napoleons Ungnade und bat um seine Zurückberufung. Beim Ausbruch des russischen Kriegs wurde Gouvion-Saint-Cyr wieder in aktiven Dienst gerufen und erhielt den Befehl über das sechste Armeecorps, mit welchem er in Gemeinschaft mit Oudinot die Linie der Dwina zu bewachen hatte. Die Truppen wurden bei Polotsk durch Wittgenstein angegriffen, Oudinot verwundet; Saint-Cyr übernahm allein das Commando und trieb die Russen zurück, welche den Franzosen 1,000 Gefangene, 20 Kanonen, ein mit Todten bedecktes Schlachtfeld und die Offensive ließen. Dieser Sieg trug dem kommandirenden General den Marschallsstab ein. Zwei Monate später erneuerte Wittgenstein, verstärkt durch ein aus Finnland zu ihm gestoßenes Corps, den Angriff; der Marschall vertheidigte sich drei Tage lang gegen eine fünfmal stärkere Macht, und brachte es, obwohl selbst schwer verwundet, zu einem unangefochtenen Rückzug, durch welchen er sich mit dem Corps des Herzogs von Belluno vereinigte. Im J. 1813 kämpfte er bei Dresden mit, und wurde mit 30,000 Mann zur Besatzung dieser Stadt zurückgelassen. Nach der Schlacht bei Leipzig capitulirte er, am 11 November, unter der Bedingung seine Truppen nach Frankreich heimführen zu dürfen. Die Capitulation ward gebrochen; der Marschall kehrte erst nach dem Frieden nach Frankreich zurück.

Gouvion-Saint-Cyr sah in der Errichtung einer constitutionellen Regierung die Wiederkehr der Freiheit, die ihm immer theuer gewesen war. In die Kammer der Pairs gleich bei deren Bildung aufgenommen, sprach er sich stark gegen die ersten Versuche aus, wodurch man die Charte im Einzelnen wieder kraftlos machen wollte. Doch verzweifelte er an einer bessern Zukunft unter der neuen Dynastie nicht, und betrachtete den Einfall Bonapartes keineswegs als das beste Mittel gegen die Gefahren, womit die Gegenrevolution Frankreich bedrohte. Er nahm daher während der hundert Tage kein Amt an, glaubte aber die Restauration durchaus nicht jeder Pflicht entledigt, als sie Bonaparte zum zweiten Mal niedergeworfen hatte. Er trat jetzt in das in weiser versöhnender Absicht gebildete Ministerium. Nach wenigen Monaten aber schon gewahrte er, wie er sich nur dadurch auf seinem Posten erhalten könne, wenn er zur Erniedrigung der einst so glorreichen Armee beitrüge. Ueberdieß weigerten sich sämmtliche Mitglieder jenes Ministeriums einen für Frankreich drückenden und schmachvollen Vertrag zu unterzeichnen und sich mit den contrerevolutionären Planen der Kammer zu befassen, welche demnächst ihre Sitzungen zu eröffnen im Begriff war. Alle nahmen ihre Entlassung. Im J. 1817, als gemäßigtere Maßregeln vorwalteten, ins Ministerium zurückgerufen, setzte Marschall Saint-Cyr das Gesetz über die Rekrutirung vom 10 März 1818 durch, welches man die militärische Charte Frankreichs genannt hat. Aber auch diesmal blieb er nicht lang in seinem Amt. Hatte er sich das erste Mal vor der Kammer zurückgezogen, so zog er sich jetzt vor dem König zurück, der seine Zustimmung zu dem unglücklichen Plan das Wahlgesetz abzuändern verlangte.

Seit diesem zweiten Austritt aus dem Ministerium erschien er auf der Rednerbühne der Pairs nur noch, um sein Werk, das Rekrutirungsgesetz, zu vertheidigen, und voriges Jahr hielt er dort dem verstorbenen General Dessoles die Gedächtnißrede.

Die Denkwürdigkeiten über seine Feldzüge am Rhein und in Catalonien, welche der Marschall bereits herausgegeben hat, dürften, wie man sagt, nicht die einzige schriftstellerische Frucht seiner Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften seyn.

Gurneys Dampfkutsche

legte kürzlich bei einer vor dem Herzog Wellington angestellten Probe im Durchschnitt beinahe 17 M. (7 St.) in der Stunde zurück. Man schätzt die Kosten einer solchen Maschine auf 400 bis 600 Pf. St. Die Auslage für Kohlen beträgt nur 2 Pence auf die M., und wenn man Alles rechnet, Bedienung, Weggeld ꝛc., so soll das Reisen in einer Dampfkutsche immer noch dreimal wohlfeiler seyn, als auf einem Postwagen. Man glaubt, daß sich eine Dampfkutsche einrichten ließe, welche auf einem gewöhnlichen Weg 50 M. in der Stunde machte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 96. 6 April 1830

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Fünfte Vorlesung.

Philosophische Schulen vor Sokrates.

Wir haben gesehen, daß sich in Griechenland, oder vielmehr in den griechischen Colonien, vier große philosophische Schulen bildeten, die in Folge politischer Ereignisse später nach Athen wanderten. Ein wohlthätiger Wetteifer entstand unter ihnen, und endlich führten die Leistungen aller zusammen, durch Einwirken des Sokrates, zu einer neuen Schule, welche durch ihre urtheilskräftige Methode den Wissenschaften eine Bahn eröffnete, auf welcher Rückschritte nicht wohl mehr vorkommen konnten. Ehe wir uns jedoch diesem merkwürdigen Zeitabschnitt nahen, ist ein Rückblick auf die vier ursprünglichen Schulen nöthig.

Die jonische Schule, die älteste von allen, streift mit ihren Lehrsätzen am Meisten gegen das Gebiet der Naturwissenschaften. Ihre Lehre war ursprünglich fast ganz materiell — im Vorbeigehen gesagt, ein Beweis, daß zur Zeit wo Thales sich nach Egypten begab, die egyptischen Priester selbst die Metaphysik großentheils nicht mehr kannten, welche ehmals in ihrer Zunft einheimisch war. Da es damals noch keine Experimentalmethode gab, so strebte die jonische Schule auf bloß spekulativem Weg nach einem Urstoff, nach dem Stoff, der vor allen andern da gewesen sey. Thales glaubte denselben im Wasser zu finden — ein Gedanke, den er ohne Zweifel den Egyptiern entlehnt hatte, aber nach seiner Weise umschuf. Das Wasser war ihm zufolge der Stoff, aus welchem sich die Welt gebildet; dieses Wasser aber konnte in verschiedenen Zuständen der Dichtheit vorkommen, und machte in jedem solchen Zustand einen secondären Urstoff, ein Element, aus. Diese Elemente brachten durch ihre verschiedenen Verbindungen unter einander alle Dinge hervor. — Thales legte der Welt, den Thieren, den Pflanzen eine Seele bei, verstand hierunter aber eigentlich Nichts, als einen innern Grund der Bewegung.

Anaximander betrachtete das Wasser selbst nur als secondären, das Unendliche als den Ur-Stoff: da aber gleichwohl zunächst aus diesem secondären Stoff die ganze Welt hervorging, so waren nach ihm die Menschen ursprünglich Fische, und gelangten erst durch eine Reihe von Entwickelungen zu ihrem jetzigen Zustand.

Anaximenes, wie man glaubt, ein Schüler Anaximanders, macht den Aether zum Grundstoff, der, je nach verschiedenen Graden der Dichtheit, und mittelst mannigfacher Verbindungen, alle Wesen und selbst die Götter hervorbrachte.

Heraklit, welchen man gleicher Weise als zur jonischen Schule gehörig ansehen kann, setzte den Urgrund in das Feuer, betrachtete dieses jedoch vielleicht mehr nur als Quell der Belebung und Bewegung, denn als Urstoff der Körper selbst. Sein System hat einige Aehnlichkeit mit der Ansicht der Physiologen, welche den Grund des thierischen Lebens in die durchs Athmen erzeugte Wärme setzten.

Die zweite oder italische Schule wurde von Pythagoras gegründet, welcher, ums Jahr 584 vor C. zu Samos geboren, Zeitgenosse des Anaximander, Anaximenes und Heraklit war. Nach Einigen soll er sogar, wie diese, Schüler des Thales gewesen seyn; doch ist Dieß keineswegs verbürgt. Nach Reisen in Egypten, Groß-Griechenland und vielleicht selbst in Indien, kehrte er in sein Vaterland zurück, das er unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates fand. Unzufrieden hierüber ging er nach Italien, und ließ sich in Crotona nieder, einer Stadt, die 120 Jahre vorher durch achäische Auswanderer gegründet worden. Er stiftete dort geheime Gesellschaften, welchen er eine den egyptischen Priesterkasten entlehnte Einrichtung gab. Nur nach einem langen Noviciat ließ er die Schüler in seinen Umgang zu, und legte denselben Fasten, Enthaltsamkeit von verschiedenen Dingen und gewisse sonderbare Bräuche auf, deren Zweck wir nicht mehr recht einsehen. Die von ihm gegründeten Gesellschaften wurden übrigens bald zersprengt, weil man sie herrschsüchtiger Plane beschuldigte; und erst lang nach des Stifters Tod ward ihnen eine Wiedererneuerung zu Theil.

Pythagoras hat kein Werk hinterlassen, und man weiß überhaupt nicht, ob er Etwas geschrieben. Er hatte in Egypten die Grundzüge der Geometrie erlernt, und soll in den Zahlen die Urbedingung der Welt gesucht haben. Seine Lehre wurde jedoch in dieser Beziehung von Denjenigen, welche seine Schule nach der über sie ergangenen Verfolgung wieder erneuerten, dermaßen entstellt, daß seine Ideen über diesen Punkt nicht mehr gehörig gewürdigt werden können.

Er theilte alle Wesen in gleiche und ungleiche: erste bestanden aus Monaden, (Einheiten,) letztere aus Dyaden, (Zweihei-

ten). Selbst auf das moralische Gebiet wandte er die arithmetische Sprache an, und sagte z. B. daß die Gerechtigkeit immer durch Zwei theilbar sey. Die jonische Schule hatte Alles in der Materie gefunden; die italische suchte Etwas jenseits der Materie, und glaubte Dieß in den Zahlenverhältnissen gefunden zu haben. Die Welt war nach ihr ein harmonisches Ganzes, und deßhalb die Zahl der Planeten gleich der Töne-Zahl der Tonleiter. Im Mittelpunkt dieser Harmonie befand sich die Sonne, welche als Weltseele und Urgrund der Bewegung galt.

Bald mußte eine auf die Mathematik gegründete Schule zu bestimmteren Wissenszweigen übergehen; und wirklich trifft man bereits ums Jahr 520 vor Christus Alkmon von Crotona, einen unmittelbaren Schüler des Pythagoras, der sich mit Zergliederung der Thiere abgab. Er soll behauptet haben, die Ziegen athmeten durch die Ohren; weßhalb ihn Einige als einen sehr schlechten Beobachter darstellten, Andre meinten, er müsse von der eusthachischen Röhre Kunde gehabt haben, durch welche die Luft allerdings von dem hintern Theil des Mundes aus ins innere Ohr dringt. — Er machte ferner Beobachtungen über die Entwickelung der thierischen Frucht, und behauptete, der Kopf bilde sich zuerst, wie denn wirklich während des ganzen Fötuslebens dieser Theil, im Verhältniß zu den übrigen, sehr groß ist. Er glaubte, der Fötus nähre sich durch die Haut. Die Pubertätsentwickelung des Menschen verglich er der Blütezeit der Bäume. Uebrigens kennt man die Ansichten dieses Philosophen blos aus dem Commentar des Chalcidias zum Timäus.

Timäus von Locri war ein unmittelbarer Schüler des Pythagoras. Er schrieb ein Buch über die Natur, in welchem er besonders von der Weltseele handelt. Indessen ist er weniger durch sein eignes Werk, als durch den Dialogen Platons, wo er redend eingeführt wird, bekannt.

Ein anderer Pythagoräer ist Ocellus Lucanus; jedoch wahrscheinlich jünger, als die beiden Vorgenannten. Er schrieb ein Buch über die Natur des Weltalls, worin er Einheit der Welt, und Ewigkeit derselben, so wie der einzelnen Gattungen der Geschöpfe aufstellt. Bereits spricht er von den vier Elementen, ihren Umwandlungen und Verbindungen. Zwischen Menschen und Götter setzte er Mittelwesen, die Dämonen. Aus dem Weltganzen endlich macht er die höchste Gottheit.

Dieser Pantheismus wurde auch von Empedokles gelehrt, der, im Jahr 444 vor Christus zu Agrigent geboren, Zeitgenosse des Sokrates war. Er verfaßte ein Gedicht in sechs Büchern über die Natur, worin er von den vier Elementen spricht. Wie die jonische Schule betrachtet er keines derselben für sich allein als den Urgrund der Dinge, sondern sieht als solchen ihre Vermengung, ihr Chaos, an. Uebrigens beschränkte er sich nicht bloß auf die Spekulation, sondern war, wie Alkmäon, zugleich Beobachter der Natur. Er wies auf die Aehnlichkeit zwischen dem thierischen Ei und dem Pflanzensaamen hin, entdeckte das Schaafhäutchen, (das sogenannte Amnios, eine der Hüllen des Fötus,) und nach einem auf uns gekommenen Vers von ihm könnte man glauben, er habe sogar die Schnecke des Ohrs gekannt. Seine Kenntnisse wandte er häufig zum allgemeinen Besten an, indem er z. B. das Land durch Ableitung des Wassers von Krankheiten befreite, die Luft durch Feuer reinigte und eine Seuche dadurch beendigt haben soll, daß er eine Felsenöffnung, aus welcher sich schädliche Dünste verbreiteten, verstopfte.

Ein andrer Pythagoräer, der bei den Alten in besonders hohem Ansehen stand, von welchem aber Nichts auf uns gekommen ist, war Epicharmes. Er schrieb über Natur- und Sittenlehre, und über die Heilkunst.

Dieß sind ungefähr die Philosophen aus der italischen Schule, welche sich mit Naturwissenschaften befaßt haben. Durch die Form ihrer Vereine, und das sie umhüllende Geheimniß erregten die Pythagoräer bei dem Volke fast immer Argwohn. Aus diesem Grund breitete sich ihre Lehre nicht weit aus. Sie war am Erlöschen, als sie von Platon wieder ins Leben geführt wurde, indem dieser sie zum Theil in seine Philosophie aufnahm.

(Schluß folgt.)

Flint's Geographie und Geschichte des Mississippi-Thales.

(Fortsetzung.)

Der Westen von Nordamerica ist das Paradies der Bäume und Gesträuche. Die Pflanzenwelt nimmt die gewaltigsten Formen an, kleidet sich in die reichsten und tiefsten Farben. Alle Reisende sprechen mit Bewunderung von dem lebensfrischen Grün der Landschaften, der flimmernden Pracht der Bäume; dem eben so tiefen als glänzenden Colorit der Wälder und der Wiesen. Einer der eigenthümlichsten Bäume ist die Cypresse. Nebst dem Sumpfgummibaum (swamp gum) kommt sie von den nassen Niederungen an der Mündung des Ohio bis zum Golf am Gewöhnlichsten vor. Unter ihrem Schatten wächst eine Menge seltsam gestalteter Knorren (cypress knees) oder Auswüchse, welche viel Aehnlichkeit mit langen kegelförmig sich zuspitzenden Bienenkörben haben. Der Baum selbst ruht so zu sagen auf einem 6 bis 10 Fuß hohen Gestell dieser Art, das am Boden dreimal so dick als der Hauptstamm ist, der sich darüber ohne Verminderung des Umfangs zu einer Höhe von 60 bis 70 Fuß erhebt. Gegen den Gipfel hin wirft er zahlreiche horizontale Aeste aus, mit denen die der benachbarten Bäume sich verflechten; im Schmuck seines kurzen, feinen und dunklen Laubwerks aber gleicht ein Cypressenwald einem in freier Luft aufgehängten Trauergerüste. Der bodenlose Morast, wo Fieber, Muskito's, Mocassinschlangen und Alligators und all das ekelhafte Gewürm haust, welches die Nähe des Menschen flieht, ist auch der Ort für die Cypresse; sie scheint am Liebsten zu wachsen, wo ihre Wurzeln das halbe Jahr über im Wasser stehen; daher findet man auch südlich vom 33 Grad an die langen Moosgehänge an ihrem Fuß mit Sand bedeckt. Wenn die Flüße 8 bis 10 Fuß über ihren gewöhnlichen Wasserspiegel steigen, wo dann die Spitze jenes Gestells dem Wasserspiegel gleich ist, wird die Cypresse an manchen Orten gefällt. Die Neger fahren auf ihren Piroguen hinan, und hauen den Stamm oberhalb dem harten Knorren ab. Es giebt keinen nütz-

lichern Baum als diese Cypresse. Nicht nur wächst sie an Stellen, wo sonst Nichts wächst, sondern ihr lothrechter knotenloser Schaft giebt auch treffliche Planken, und ein leicht zu bearbeitendes und doch dauerhaftes Zimmerholz. Dieß ist ein sehr wichtiger Umstand für ein Land, in welchem der Holzhandel die Waldungen so wenig schont, daß man bereits hin und wieder an diesem wichtigen Artikel Mangel zu leiden anfängt. So werden denn doch die unermeßlichen Moore am Mississippi, Arkonsa, dem rothen Fluß, und in Florida sich nicht so bald erschöpfen, wenn auch Millionen Fuß dieses Holzes jährlich nach New-Orleans hinab geflößt werden.

Von nicht geringerer Wichtigkeit — in anderer Beziehung ist die sogenannte lebendige Eiche (live oak). Ihr Vaterland begreift, was südlich vom 31 Gr. der Breite liegt, die Niederungen der Küsten von Florida 60 bis 100 Meilen landeinwärts, und einen halb so breiten Strich auf der Küste von Louisiana bis zum Sabine, welcher die westliche Grenze bildet. Dieser Baum wird nicht sehr hoch, aber er breitet seine Aeste weit aus. Die Inseln längs des Golfs bringen ihn in Fülle hervor, aber wie er denn grün schwerer als das Wasser ist, so ist er auch so schwer zu hauen, daß man ihn hier, wo der Zuckerbau vor einiger Zeit eingeführt wurde, als eine lästige Zugabe betrachtet. Besser wissen ihn die V. St. zu schätzen. Er eignet sich vortrefflich zum Schiffsbau. Bei Errichtung eines Ministeriums der Marine im J. 1798 war die öffentliche Aufmerksamkeit bereits auf diesen Baum gerichtet. Der Präsident kaufte deßwegen damals zwei Inseln an der Küste von Georgien, Gover's und Blackbeard's Eiland, für die V. St. an. Durch Erwerbung von Louisiana kamen große Districte mit Eichenwäldern in den Besitz der Union, von denen diese bei dem Verkauf der Ländereien ungefähr 17,000 Morgen für den Dienst des Staats aussondern und öffentlich beaufsichtigen ließ. Diese Waldungen, mit etwa 57,000 Eichen sind bis jetzt noch nicht angerührt worden. Als später auch Florida der Republick zufiel, wurde ebenfalls die Marine bedacht; aber die Unsicherheit der Vermessungen an der durch Einfahrten zerschnittenen Küste machte, daß es baldvollauf Prozesse über Eigenthumsrechte gab, während deren die Waldungen ohne Unterschied geplündert wurden. Der Unfug ging so weit, daß im J. 1822 der Congreß Maßregeln zu ergreifen sich veranlaßt sah, um das Fällen und die Ausfuhr des Holzes aus den Staatsforsten zu verhindern. Noch im J. 1827 kam der Gegenstand im Congreß zur Sprache und Obrist White, der Abgeordnete von Florida, bemerkte, daß Großbritannien Agenten in den südlichen Staaten unterhielte, die bloß da wären, Holz aufzukaufen. In den letzten 6 bis 8 Jahren, will man wissen, seyen jährlich im Durchschnitt 150 Schiffe damit befrachtet worden, woren eines nicht weniger als 2000 Fuß geführt haben soll. Der Obrist White versicherte auch, der Kaiser von Rußland habe zwei Stückfässer mit Eicheln kommen lassen, um die Naturalisation dieses Baums in den südlichen Provinzen seines Reiches zu versuchen. Vielleicht daß die Amerikaner Lust haben, diesen Versuch mit der Verpflanzung des Teakbaums zu machen; Clima und Boden dieser beiden Bäume sind so ziemlich gleich.

Zu den charakteristischen Merkwürdigkeiten des Mississippi-Deltas gehört der americanische Bambus — das Riesenrohr. (Vergleiche Ausland vorigen Jahrgangs Numer 164.) Ein Rohrdickicht (cane brake) ist die trefflichste Waide für Rinder, Schafe und Pferde, die man sich nur denken mag; Kühe, die darauf gehalten werden, geben die feinste Butter. Wie der schönste Spargel mit einem zarten saftigen Stängel schießt die Pflanze auf und wird erst hart und holzartig sechs Fuß über dem Boden. Keine Pflanze *) liefert ein so kräftiges Futter und billig sollte man sie in nördlicheren Gegenden, etwa von 39 Gr. an, wo sie nicht mehr überwintern kann, als einen Gegenstand des Ackerbaus behandeln und jährlich säen.

Unwillkürlich wird man hier an den Wasserhaber (Zizania aquatica, folles avoines), die große Nahrungsquelle der nördlichen Wilden und der canadischen Pelzhändler und Jäger, erinnert. Dieser Haber wächst in sechs bis sieben Fuß tiefem Wasser, wo der Grund weich und schlammig ist, und Flint hält ihn unter allen Cerealien, mit Ausnahme des Mais, für das ergiebigste; bis jetzt scheint diese wichtige Pflanze fast ganz unbeachtet geblieben zu seyn; und doch würde es sich gewiß der Mühe verlohnen, in den unermeßlichen Mooren und Seen des Südens mit ihrem Anbau einen Versuch zu machen. Da sie bei den natchitochischen Seen (südlich von 32°) in vollkommner Größe vorkommt, so dürfte sie sich wohl unter allen Climaten des Mississippi-Thales einheimisch machen lassen.

Unter den blühenden Wasserpflanzen steht die Nymphäa Nelumbo (die obern Indianer nennen sie Panocco), was Glanz und Schönheit betrifft, allein. Sie erhebt sich auf einer Wurzel, die einem großen Kohlstumpf gleicht, aus einer Tiefe von 2 bis 10 Fuß, in den schlammigen Bayous und Seen des Arkansas; ihre grünen, zarten, elrunden Blätter, zum Theil von der Größe eines Sonnenschirms, liegen oft wie Teppiche auf jenen Seen, so daß der Strandläufer, ohne seinen Fuß zu benetzen, darübergeht. Ihre Blüten sind ein vergrößerter Maßstab der Blüten der Nymphäa odorata, oder der neuenglischen Teichlilie; sie haben einen Kelch von derselben eleganten Form und das ganze prachtvolle Weiß und Gelb dieser Blume; nur fehlt ihnen der ambrosische Wohlgeruch der Teichlilie und sie nähern sich in dieser Hinsicht, wie auch in Hinsicht der Größe, mehr der Magnolie. Mitten in todten Seen und sumpfigen Cypressenwäldern sind sie zu Hause; Muskito's und garstige Vögel umschwärmen sie; Alligators schwimmen um ihre Wurzel; Moccassinschlangen sonnen sich in ihren Blättern. An solchen unheimlichen Orten, in solcher abschreckenden Gesellschaft ist die herrlichste Blume zu Haus, die es in der Schöpfung giebt. Ihre Kapsel enthält vier bis sechs eichelförmige Körner, welche der Indianer als grün röstet und gedörrt als Nüsse ißt, oder die er zu Mehl pulvert, um sich ein Brod daraus zu backen.

Diese Proben von dem Reichthum des Pflanzenreichs mögen genügen. Flint vergißt aber auch die andere Naturreiche nicht. Das Mineralreich scheint noch bei Weitem nicht gehörig durch-

*) Eine wahre Landplage dagegen ist das in diesen Gegenden auch gegen 15 Fuß hoch wachsende Stramonium (vulgo Jimson). An manchen Straßen ist es ein Hauptstück Arbeit dieses Unkraut nieder zu hauen.

forscht, so daß das Capitel, welches Flint demselben widmet, ziemlich dürftig ausgefallen ist: wir können jedoch nicht umhin, auf den sogenannten Pfeifenstein aufmerksam zu machen, der bei den Indianern die Stelle des anatolischen Meerschaums vertritt. Es ist eine schöne Art von Thon, die sich an der Luft härtet und eine außerordentlich feine Politur annimmt; er hat fast Blutfarbe und es lassen sich Platten zu Inschriften, Vasen und verschiedene Zierathen daraus verfertigen; zwar giebt es viel Marmor, aber dieser Pfeifenstein ist doch bei Weitem schöner und dürfte mit der Zeit ein bedeutender Verbrauchsartikel im Lande werden. Die Indianer sollen in den Gegenden, in welchen er vorkommt, eine imaginäre Demarcationslinie gezogen haben, wo die feindlichsten Stämme friedlich neben einander sich mit Pfeifensteinschneiden beschäftigten. Mit welchen Ungeheuern mochte die Einbildungskraft der ersten Ansiedler diese Wildniß bevölkert haben! Dieß beweist uns ein Mythus aus der Geschichte des Thierreichs, welchen Flint erzählt. Eine zahlreiche Auswandererfamilie hatte ihre Hütte an dem Abhang eines Hügels arglofer Weise auf einer Klapperschlangenhöhle aufgeschlagen. Gewärmt durch das erste Feuer in der Hütte krochen die furchtbaren Bestien hervor und brachen in einem Anfall von Wuth in das Gemach, in welchem die Familie schlief. Wie zu geschehen pflegt, schliefen Einige auf dem Boden, Andere in Betten. Die Schlangen verbreiteten sich durch das ganze Haus und drangen in alle Betten. Niemand schildert die Schrecken einer solchen Scene! Die Meisten wurden zu Tod gebissen und nur Wenige retteten sich aus einer Hütte, in der so furchtbare Gäste hausten, durch das Dach!

(Schluß folgt.)

Sonderbares atmosphärisches Phänomen.

Hr. Bourdet de la Nievre, Artilleriehauptmann in der französischen Armee während des Feldzuges vom Jahre 1806 und 1807, gab kürzlich Bericht von folgendem merkwürdigen electrischen Phänomen, welches ihm und seinen Leuten in der Nacht vor der Schlacht bei Pultusk (24 Decbr. 1806) begegnete. Die ältesten polnischen Bauern, sagt Hr. Bourdet, hatten nie einen milderen Winter erlebt, noch nicht eine Flocke Schnee war gefallen, und auch von jenen schneidenden Nordwinden, die hier gewöhnlich so früh die rauhe Jahreszeit ankünden, hatten wir Nichts erfahren. Dagegen hatten wir beinahe täglich schwere Platzregen. Ich führte das Commando über eine halbe Batterie, die zu einer Brigade leichter Cavallerie gehörte, welche einen Theil unserer Avantgarde bildete. Es war ungefähr neun Uhr Abends, an einem vollkommen heiteren Tage, und wir zogen in einer offenen Gegend über einige Ackerfelder, als plötzlich ein ungemein heftiger Nordwind sich erhob. Wenige Minuten darauf wurde es so dunkel, daß wir kaum die Köpfe unserer Pferde sehen konnten, und der Wind blies so gewaltig, daß die erschreckten Thiere hielten und nicht von der Stelle gehen wollten. In Einem Augenblicke fingen die Spitzen der Ohren unserer Pferde, und die längeren Haare an ihnen, außer den Mähnen und dem Schweif, zu leuchten an. Auch jedes zugespitzte Metallstück an ihrem Geschirr oder an dem Zeuge des Geschützes erhielt einen phosphoreseirenden Schein; kurz es schien, als wenn mit einem Male ein ganzer Schwarm Glühwürmchen sich auf unsere Pferde und auf unsere Kanonen niedergelassen hätte. Mein Quartiermeister, der dicht bei mir war, sah, daß die Enden meines Schnurrbartes leuchteten; der seinige, obwohl viel stärker, war gewichst und jene Erscheinung zeigte sich nicht an ihm, wogegen sie bei mehreren der Kanoniere sichtbar wurde. An den Augenbrauen und dem Haupthaar sahen wir Nichts, vielleicht weil beide durch die Tschakos beschützt waren. Diese Lichterscheinung war von gleicher Dauer mit dem Sturm, nämlich ungefähr drei oder vier Minuten. Unsere Pferde streckten die Köpfe empor, spitzten die Ohren und schnauften mit offenen Nüstern; dabei warfen sie die Vorderbeine steif vor und zogen die Hinterbeine so zusammen, daß sie beinahe auf den Boden aufsaßen. So lange der Wind dauerte, konnte weder Peitsche noch Sporn sie vorwärts treiben; obwohl einige unwillkürliche Anstrengungen machten, um von der Stelle zu kommen. In dem Augenblicke, als der Wind aufhörte, verschwand die Lichterscheinung, und es stürzte eine Fluth von Regen und Hagel herab; zugleich rafften unsere Pferde sich plötzlich auf, schnauften, wieherten und bäumten sich und sprengten vorwärts. Sobald ich bei den Vorposten ankam, theilte ich diesen merkwürdigen Vorfall meinen Kameraden mit, die indessen Nichts gesehen hatten; auch von dem Sturm hatten sie Nichts verspürt, dagegen war gerade, nachdem der Regen bei uns aufgehört hatte, bei ihnen ein heftiger Regenschauer eingetreten. Die Richtung desselben war gegen den Wind.

Der Kuhbaum.

Einer der merkwürdigsten Bäume Columbiens ist der Kuhbaum, der zuweilen eine Höhe von hundert und vierzig Fuß erreicht, und, wenn man Einschnitte in die Rinde macht, einen Saft von sich giebt, der die Farbe und das Aussehen der Kuhmilch und den Geruch und Geschmack des sauren Rahms hat. Wenn dieser Saft längere Zeit der freien Luft ausgesetzt bleibt, so wird er braun und allmälig trocknet er zu einer Art Wachs ein, welches mit einer reinen und hellen Flamme brennt. Die Eingebornen, so wie die Neger, gehen alle Morgen zu diesen Bäumen und füllen ihre Gefäße mit dem Saft, den sie theils auf der Stelle trinken, theils ihren Kindern nach Hause bringen. Die Bäume an den Landstraßen sind voll von Einschnitten, welche die Reisenden machen, um ihren Hunger und Durst zu stillen.

Londner Nationalbegräbnißplatz.

Es giebt nicht leicht ein Volk in der Welt, das bei all seiner Ueberverfeinerung der Sitten noch in so manche Barbarei versunken ist, als das englische. Dieß gilt namentlich in Bezug auf Tod und Begräbniß. Der reiche Londner scheint nämlich seine Freunde für unsterblich zu halten, bis sie wirklich todt sind; dann behandelt er sie eine Woche lang, als ob sie noch lebten, und zuletzt begräbt er sie vor seiner Thür und unter seinen Füßen! Diesen Uebelständen abzuhelfen ist nun im Plan, einen „großen Nationalbegräbnißplatz" zu gründen, ähnlich dem des Pater la Chaise in Paris. Gesundheit, pittoreske Schönheit, Decorum und Gefühl sollen bei dieser Anlage gleich berücksichtigt werden. Mehrere Risse sind bereits entworfen und die Direktion des Ganzen hat ein angesehener Architekt, Goodwin, übernommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 97. 7 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

5) Ursprüngliches Verhältniß der Independenten zu den Spaniern.

Die Mexicaner erinnerten sich dankbar, daß Kaiser Karl V ausgesprochen hatte: „die Creolen sollten den Spaniern in den bürgerlichen und kirchlichen Aemtern Mexico's insgesammt vorgezogen werden;" daß durch Karl III. ihre Lage sehr verbessert worden, indem derselbe dem Alleinhandel der Kaufleute von Cadix Schranken setzte, welche mit ihren transatlantischen Stammesgenossen schlimmer verfuhren, als die Bulle Alexanders VI mit den armen Indianern. Es war ihnen nicht unbekannt, daß ihre Könige häufig von den Ministern, diese wieder von den mexicanischen Regierungsbeamten getäuscht wurden. Es hätte also bei dem Ausbruch der mexicanischen Revolution Nichts weiter bedurft, als ein durch das drückendste Colonialsystem zu Grunde gerichtetes Land Spanien in seinen Rechten gleich zu stellen, und Völker die wie Thiere behandelt worden waren, für Menschen zu erklären, um aus Mexico das anhänglichste, festeste Besitzthum der spanischen Krone zu machen.

Als die Franzosen im Jahr 1808 Spanien an sich rissen, boten die Mexicaner Ferdinand einen Zufluchtsort in ihrem Lande; als die spanischen Cortes sich wider Napoleon erhoben, verlangten die Mexicaner gemeinschaftliche Sache mit denselben, zu Gunsten des gemeinsamen Königs, zu machen; aber so, daß beide Völker von einander unabhängig, obwohl einer und derselben Krone unterworfen seyn sollten. In diesem Sinne schlug gleich am Anfang der mexicanischen Unruhen die Junta von Zultepek den spanischen Cortes folgende Bedingungen vor, unter welchen die Mexicaner die Waffen niederlegen und mit den Royalisten sich verbinden wollten.

Sie verlangte: „1) Daß der mexicanischen Nation das Recht der Souveränität zuerkannt würde. 2) Daß Spanien und Mexico integrirende Theile derselben Monarchie, einem und demselben König unterworfen seyn sollten — aber gleich in ihren Rechten, und frei von jeder Abhängigkeit oder Unterordnung des einen unter den andern. Mexico, das die Treue bis jetzt noch rein bewahrt habe" — bemerkte die Junta — „stehe es eher zu, die Cortes einzuberufen und die Stellvertreter Spaniens, das schon vom Treubruch befleckt sey, bei sich zu versammeln, als Spanien ein Recht habe, die Repräsentanten Mexicos zu sich zu entbieten. In Abwesenheit des Königs seyen die Spanier nicht befugt, sich die höchste Gewalt anzumaßen, oder gar dieselbe gegen Mexico vorzustellen; jegliche in diesem Sinn ausgeübte Herrschaft sey ungültig. Wenn daher die Mexicaner, wie die übrigen Nationen Amerikas, einer ungesetzmäßigen, willkührlichen Macht nicht gehorchten, so handelten sie bloß nach ihrem guten Recht; und ihr Verfahren in dieser Beziehung, weit entfernt für Verrätherei gelten zu können, sey vielmehr ein Dienst, wofür ihnen der König dankbar seyn müsse; ein Beweis von Vaterlandsliebe, den Se. Majestät, falls Dieselbe auf Ihrem Platz wäre, anerkannt haben würde. Die Ereignisse in Spanien und Mexico seit Umsturz des Thrones gäben den Americanern die Befugniß, Gewährleistung für ihre Sicherheit zu verlangen; in dieser Gewährleistung aber liege nothwendig das Recht, Mexico durch das mexicanische Volk selbst, ohne Dazwischenkunft einer europäischen Nation, seinem gesetzmäßigen Souverän zu erhalten."

Nach dem Tode Hidalgo's bildete sich unter dem Priester Morelos in Apatzingam ein Congreß, der den Spaniern neue Vorschläge machte. Sie verwarfen dieselben, wie sie die Bedingungen der Junta von Zultepek verworfen hatten. Da somit der Krieg unvermeidlich fortdauern mußte, schlug der Congreß folgende Grundsätze vor, nach welchen derselbe geführt werden sollte:

„Artikel 1. Ein Krieg zwischen Brüdern und Mitbürgern muß weniger blutig seyn, als zwischen zwei einander fremden Völkern.

„Artikel 2. Beide kriegführende Parteien kennen Ferdinand VII an. Die Mexicaner haben ihm hievon hinlängliche Beweise gegeben, indem sie ihm Gehorsam schworen, ihn überall proclamirten, sein Bild auf ihren Feldzeichen führen, seinen erhabenen Namen in ihren Beschlüssen und Erlassen anrufen, und denselben auf ihr Geld prägen. Ihr Enthusiasmus gründet sich nur auf den König, und nur von diesem Gesichtspunkt aus hat die insurgirende Partei gehandelt.

„Artikel 3. Die selbst unter ungläubigen und wilden Nationen unverbrüchlich geachteten Völker- und Kriegsrechte müssen Solches noch mehr zwischen uns seyn, die wir desselben Glaubens, und Einem König, einerlei Gesetz unterthan sind.

„Artikel 4. Es ist gegen das Christenthum, aus persönlicher Feindschaft, Erbitterung oder Rache zu handeln.

„Artikel 5. Da unser Kampf durch das Schwert, und nicht die Waffen der Vernunft und Klugheit entschieden werden soll, da man keine Versöhnung auf die Grundlagen der natürlichen Billigkeit hin eingehen will — so sollte dieser Krieg wenigstens auf eine den Wünschen der Menschlichkeit entsprechendere Weise geführt werden, als bisher geschehen ist.

Diesen allgemeinen Grundsätzen folgten sodann die nähern Bedingungen ihrer Ausführung, und das Manifest schloß mit folgender Anrede: „Dieß, Brüder und Freunde, sind die Vorschläge, welche wir Euch machen. Sie gründen sich auf die natürliche Billigkeit. Wir bieten Euch mit einer Hand den Oelzweig, mit der andern das Schwert, ohne je des gemeinschaftlichen Bandes zu vergessen, welches uns umschlingt; immer eingedenk, daß europäisches Blut auch in unsern Adern fließt; daß alles jetzt in Strömen vergossene Blut spanisch ist, und daß selbiges zum großen Schaden der Monarchie vergossen wird, welche wir in Abwesenheit ihres Monarchen ungefährdet erhalten möchten. Was könnt Ihr uns entgegnen? Wie die blinde Hartnäckigkeit vertheidigen, womit Ihr uns anzuhören verweigert? Sind wir nicht so gut, als jede spanische Stadt, oder seyd Ihr aus höherem Stamm, als die Könige Spaniens? Karl III achtete es nicht für Schmach, auf die Stimme eines Plebejers zu hören, der im Namen des Volks von Madrid sprach. Karl dem IV kostete der Volksaufruhr von Aranjuez nicht weniger, als die Krone. Warum soll bloß den Amerikanern, wenn sie zu ihren Brüdern, denen sie ganz gleich sind, in einem Augenblick sprechen, wo man sich an den König selbst nicht wenden kann, mit Flintenstößen geantwortet werden?

„Zum letzten Mal reden wir zu Euch, denn zu oft schon haben wir umsonst Euer Gehör gesucht. Nehmt Ihr auch jetzt unsre Vorschläge nicht an, so bleibt uns wenigstens der Trost, Euch dieselben gemacht und somit eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, wie kein Guter ohne Theilnahme für uns sehen wird. In den Augen der Welt und der Nachkommenschaft kann uns der Vorwurf nicht treffen, daß die Wege der Gerechtigkeit und Menschlichkeit von uns verschmäht worden seyen; Ihr aber erinnert Euch, daß es einen höchsten Richter giebt, dem Ihr früh oder spät Rechenschaft ablegen müsset über Eure Thaten und deren Folgen, über die Bedrückungen für welche wir von nun an die Verantwortlichkeit auf Euch herabrufen. Gedenket, daß Amerikas Schicksal noch nicht entschieden ist; daß die Waffen Euch nicht jederzeit begünstigen, und die Wiedervergeltung immer etwas Furchtbares ist."

Hiegegen meinten die Spanier: es vertrage sich nicht mit Spaniens Würde, mit elenden Empörern zu unterhandeln; sie sahen die mexicanischen Patrioten als Rebellen an, die der Menschenrechte nicht werth seyen und gänzlicher Vertilgung geweiht werden müßten. Sie hielten Wort; alle Insurgenten, welche in ihre Hände fielen, wurden, besonders unter der Verwaltung Calleja's, ohne Ausnahme dem spanischen Blutdurst geopfert.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Fünfte Vorlesung.

Philosophische Schulen vor Sokrates.

(Schluß.)

Neben der pythagoräischen Schule war die eleatische aufgekommen, deren Stifter Xenophanes, ums Jahr 500 vor Christus, von seiner Heimat Kolophon nach Sicilien einwanderte. Er bekämpfte, der Erste, den Anthropomorphismus der Griechen. Die Gottheit war für ihn die Einheit, das All; sein Pantheismus war aber nicht materieller Art, wie derjenige der jonischen Schule, sondern ganz geistig. Parmenides, sein Schüler, ging noch weiter und behauptete, daß die ganze sinnlich wahrnehmbare Natur bloßer Schein sey; eine Ansicht, welche man noch heut unter den Indiern findet. Uebrigens gab Parmenides zu, daß dieser Schein nach gewissen Gesetzen auf uns einwirke, so daß man zuletzt von demselben so gut weiter schließen könne, als ob er die Wirklichkeit selbst wäre. Er nahm zwei Grundwesen an, ein thätiges oder warmes — das Feuer, und ein unthätiges oder kaltes — die Erde. Aus der Vereinigung, oder vielmehr aus dem Gegensatz dieser beiden Grundwesen entstand nach seiner Ansicht alles Lebendige. Sein Freund war Zeno der Eleate, der Erfinder der Dialektik, und wohl mußte diese Kunst aus der rein spekulativen Tendenz der eleatischen Schule hervorgehen. Da ihre Grundsätze nicht auf Erfahrung beruhten, so bedurfte sie zu Durchführung derselben eines sehr feinen Verstandes-Spiels. Bald jedoch wurde, was Anfangs nur Mittel gewesen, zum Zwecke selbst; man setzte einen Werth darein, Beweise zu führen, und bewies, wie es gerade kam, das Für und das Wider. Parmenides und Zeno kamen ums Jahr 460 nach Athen; Anaxagoras ungefähr zur gleichen Zeit. Sokrates war damals zehn Jahr alt, und konnte mithin den Unterricht aller drei empfangen.

Leucipp, der Gründer der atomistischen Schule, war Zeitgenosse beider eben genannten Eleatiker, und ihr entschiedner Gegner. Uebel zufrieden mit dem Idealismus wegen des damit getriebnen Mißbrauchs, schweifte er auf der entgegengesetzten Seite aus und ward vollkommener Materialist. Nach ihm gab es bloß einen leeren Raum und Atome, welchen letztern er bloß Form und Bewegung zugestand. Aus ihren verschiedenen Verbindungen entsprang nach ihm Alles, selbst die Seele. Demokrit von Abdera, ein Zeitgenosse des Sokrates, setzte diese Schule fort. Er nahm verschiedene Grund-Bewegungen der Atome an, eine gerade, eine schiefe, und eine wirbelförmige. Demokrit war der erste vergleichende Anatom; er kannte die Gallengänge, und fand daß die Ursache des Wahnsinns in einer Störung der Eingeweide des Unterleibs liege.

Die atomistische Schule hatte ihren eigenthümlichen, bestimmt ausgesprochenen Charakter, während die drei andern eigentlich bloße Entwickelungen der Lehre des Thales waren.

Die medicinische Schule, welche neben diesen vier Sekten existirte, war bedeutend älter als irgend eine derselben. Seit undenklicher Zeit bildete sie sich im Geschlecht der Asklepiaden

fert. Ihre beiden Hauptzweige hatten sich in Gnidos und in Kos niedergelassen. Die meisten Tempel des Aeskulap wurden von Priestern aus jenem Geschlecht bedient. In diesen Tempeln nahm man die Kranken auf, und merkte sich die an ihnen gemachten Erfahrungen. Ja auch Die, welche nicht in den Tempeln selbst geheilt wurden, schickten häufig ihre Krankheitsgeschichte ex voto dahin. Aus einer solchen seit 800 Jahren fortgeführten Sammlung schöpfte Hippokrates, und seine Schriften sind daher gleichsam die Zusammenstellung der Notizen der Asklepiaden. Uebrigens rühren nicht alle Werke, welche den Namen des Hippokrates tragen, von diesem selbst her, wie man aus der Verschiedenheit des Stils, und einigen sich widersprechenden Stellen sieht. Wie es scheint, arbeiteten an denselben drei Männer einerlei Namens und aus einerlei Familie. Der erste lebte zur Zeit des Miltiades, ihm schreibt man das Buch über die Beinbrüche oder über die Gelenke zu. Der zweite, berühmteste, war Zeitgenosse des Sokrates.

Anaxagoras machte den Uebergang von der Schule des Thales zu derjenigen des Sokrates, dessen Lehrer er war. Als die Perser Kleinasien unterwarfen, flüchtete er von Klazomenä nach Athen, wo er Freund des Perikles wurde. Von den Feinden dieses großen Mannes des Atheismus angeklagt, sah er sich genöthigt, nach Lampsakus zu entweichen, wo er 428, im 72 Jahre, starb. Er war der Erste, welcher den Geist mit Sicherheit von der Materie unterschied. Einen allgemeinen Grundstoff nahm er nicht an, sondern die Materie ist ihm zufolge ursprünglich verschiedenartig, jede besondre Art der Materie besteht aber aus unter einander gleichen Theilen.

Von den Werken des Anaxagoras ist keines auf uns gekommen, wohl aber einige seiner Lehrsätze. Er sagte: aus Nichts werde Nichts; Alles sey in Allem und könne Alles hervorbringen. Auf den Grund der Dinge strebte er durch thätige Untersuchung zu kommen. Als einmal das Volk einen Widder, dem bloß ein einziges Horn gewachsen war, für ein bedenkliches Wunder ansah, zerlegte Anaxagoras das Thier, und erklärte die natürliche Ursache dieser Unregelmäßigkeit. Doch muß er es mit der Beobachtung nicht sehr strenge genommen haben, wenn er, wie man behauptet, wirklich glaubte die Wiesel, Ibisse und Krähen gebären ihre Jungen aus dem Maul. Ein großer Aerolith fiel zu seiner Zeit bei Aegospotamos nieder; er soll daraus geschlossen haben, der Himmel sey ein Gewölb voll Steine. Den Mond hielt er für bewohnt, und die Sonne für eine metallische, brennende Masse.

Die Memoiren des Sir Thomas Stamford Raffles.

Sir Stamford Raffles, der Sohn eines unbemittelten Schiffscapitäns, war auf offener See geboren; er war nur zwei Jahre in der Erziehungsanstalt zu Hammersmith und wurde bereits in seinem vierzehnten Jahre als Sekretär in dem Bureau der ostindischen Compagnie angestellt, so daß er alle Kenntnisse, welche er sich erwarb, lediglich seinem eigenen Fleiße zu verdanken hatte. Da seine gute Aufführung ihm die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gewann, so wurde er im Jahr 1805, als die Compagnie eine neue Niederlassung auf Penang gründete, zu der Stelle eines Assistenten in dem Secretariate derselben befördert. Mit seinem gewöhnlichen Fleiße machte er sich bald zum Meister der malaischen Sprache und erwarb sich so umfassende Kenntnisse über Alles, was in einigem Zusammenhange mit dem indischen Archipel stand, daß seine Dienste bald bei allen Anordnungen, welche für diese Gegenden getroffen wurden, unentbehrlich waren. Im J. 1811, als Lord Minto die Expedition gegen Java unternahm, wurde vor allen Dingen der Rath des damals noch in untergeordneten Verhältnissen stehenden Secretärs eingeholt; Raffles begleitete den Lord und hatte einen so bedeutenden Antheil an dem Gelingen der Unternehmung, daß er sogleich zum Gouverneur der eroberten Colonie ernannt wurde. In dieser ansehnlichen Stellung blieb er bis zum J. 1816, wo Java an die Holländer zurückgegeben wurde; seitdem, von 1817 — 1824, hatte er die Verwaltung von Bencoolen und den damals davon abhängenden britischen Posten. Seine Correspondenz während dieser Periode enthält die wichtigsten Aufschlüsse über Handel, Volksleben, Literatur und natürliche Beschaffenheit des indischen Archipels; und so Wenig wir sonst der Memoirensucht geneigt sind, welche die englischen und französischen Büchermärkte seit einigen Jahren überschwemmt hat, so können wir doch dem dicken Quartanten, der uns unter dem Titel Memoirs über das Leben und die Dienste des Sir Stamford Raffles (Memoirs of the Life and Public Services of Sir Thomas Stamford Raffles, by his Widow, Lond. 1830. 4.) zugekommen ist, die Anerkennung nicht versagen, daß er uns nicht weniger nützliche Belehrung, als angenehme Unterhaltung gewährt habe.

Merkwürdig ist, was über die mohammedanischen Malaien auf der Insel Bali gesagt wird. Ihr Glaube verhält sich zu dem reinen Mohammedanismus ungefähr auf ähnliche Weise, wie die Religion des ungebildeten Peruaners oder Mexicaners zum Christenthume. „Sie haben keine Vorstellung von einem höchsten Wesen, welches alle Dinge geschaffen hat, obwohl sie sich häufig des Ausdruckes Allah Taah bedienen, womit der Araber diese Idee bezeichnet. Fragt man den unwissenden Pasuruan, was er damit meine, so antwortet er, es sey einer der Dewas. In dem Glauben dieser Leute sind die Dewas eine Art höherer Wesen, welche sie mit abergläubischer Verehrung als wohlthätige Geister betrachten, deren Einfluß heilbringend für das menschliche Geschlecht sey. Diese Gottheiten hören die Gebete und freuen sich über die Opfer, welche die Sterblichen ihnen darbringen. Sie wissen Alles, was auf Erden vorgeht und haben die Aufsicht über die Menschheit und alle irdischen Angelegenheiten; die Schicksale der Menschen liegen in ihren Händen und der Gang der Ereignisse hängt von ihrem Willen ab. Diesen wohlthätigen Wesen verdankt der Mensch das Lebensprincip in ihm; und jeden Augenblick seiner Existenz wird diese Schuld erneut durch die fortdauernde Erhaltung dieses Princips. Die Dewas sind in mehrere verschiedene Classen getheilt, von denen eine der anderen untergeordnet ist, und die nicht alle von gleicher Wichtigkeit für den Menschen sind. Sie haben ihre Wohnungen auf der Erde; einige ziehen die tiefsten und düstersten Wälder und Haine vor, andere Hügel und Berge, einige gebieten dem schäumenden Bergstrom, andere wohnen an den schattigen Ufern des sanft murmelnden Baches. Auch bestimmte Bäume sind den Dewas geweiht; so breitet die ehrwürdige Baniane ihren Schatten aus, um einem Dewa zur geheiligten Woh-

nung zu dienen; und selbst der Kalapo Gading (eine Art Cocosnußbaum) steht unter dem wohlthätigen Einfluß eines heiligen Dewa, der in seinen Zweigen wohnt und eine ausgezeichnete Frucht hervorbringt.

Den Dewas entgegengesetzt sind die Dschins, oder bösen Geister, welche als die Urheber des Uebels betrachtet werden; alle Unfälle und alles Mißgeschick des menschlichen Lebens wird ihnen zugeschrieben. Auch sie haben ihre Wohnplätze auf der Oberfläche der Erde; und wenn ein Mensch sich zufällig einer solchen Stelle nähert, so empfindet er sogleich den Zorn dieser rachsüchtigen Geister. Eine dritte Classe von Wesen scheint, nach den Eigenschaften, welche ihr beigelegt werden, ein Mittelglied zwischen den Dewas und den Dschins zu bilden, doch ungleich mehr von den ersteren, als von den letzteren an sich zu haben. Sie werden Orang Alus genannt, d. i. schöne unsichtbare Menschen. Sie sind eine Art von Mischung geistiger und materieller Naturen und nähern sich daher in ihren guten und bösen Eigenschaften bereits sehr den Menschen, denen sie jedoch an Macht unendlich überlegen sind. Ich habe einen Mann gesehen, welcher vorgab mit einer dieser Orang Alus vermählt zu seyn; er hieß Dupat Radscho Wani und glich in seinem Aeußeren sehr einem Hexenmeister. Seine Kinder schienen die unsichtbare Natur der Mutter zu theilen; denn obwohl er eine zahlreiche Familie hatte, so hat doch Niemand ein Glied derselben gesehen.

Die Manen der Voreltern werden in höchster Verehrung gehalten und nehmen ihren Rang in dem Volksglauben unmittelbar hinter den Göttern ein. Man ist überzeugt, daß sie beständig an der Wohlfahrt ihrer Nachkommenschaft Theil nehmen und immer über den Schicksalen derselben wachen. Die Stätte, wo die Voreltern beerdigt worden sind, ist heilig; die Gräber der Vorfahren sind das stärkste Band, welches den armen Pasumah an sein Vaterland fesselt.

Allgemein ist der Glaube an die Seelenwanderung; doch glaube ich, daß nur bestimmte Thiergattungen in dem Ansehen stehen, die Seelen verstorbener Menschen aufzunehmen. Besonders gilt der Tiger als ein mit menschlicher Seele begabtes Wesen; und Dieß ist der Grund, weßhalb dieß reißende Thier mit einer unglaublichen Schonung behandelt wird. Selbst wenn sein Rachen noch mit Menschenblut befleckt ist, kann Nichts einen Mann bewegen, ihn zu tödten, um ihn von einer Wiederholung seiner blutigen That abzuhalten. Nur wenn ein naher Verwandter das Opfer geworden ist, wird die Blutrache ihn vielleicht in Bewegung setzen; aber selbst dann gewinnen es oft seine abergläubischen Besorgnisse und Vorurtheile über den glühendsten Rachedurst.

Wer sich in einer schwierigen Lage findet, in welcher er sich selbst nicht mehr zu helfen weiß, geht in den Tempel oder das Kramat, um die Dewas zu versöhnen und die Manen seiner Voreltern anzurufen, daß sie ihm ihren Beistand nicht versagen. Dieß geschieht, indem er, nach den Umständen, einen Büffel, eine Ziege, oder auch nur ein Huhn opfert, und sich selbst der Speise und des Trankes enthält. Es wurde mir gesagt, daß auf diese Weise manche wohl vierzehn Tage so streng gefastet haben, daß sie während dieser ganzen Zeit auch nicht einen Bissen Nahrung zu sich nahmen; nur ein wenig Wasser wird gestattet. Viele haben Dieß sieben Tage lang ausgehalten; gewöhnlich bringt man aber nur zwei oder drei Tage in dieser Bußübung zu. Während dieser Zeit kann man nicht sagen, daß sie beten; sie beklagen vielmehr im Stillen ihr Unglück und stoßen einige wenige Worte aus, deren Sinn und Bedeutung sie selbst nicht verstehen. Das Hauptverdienst dieser Ceremonie besteht indessen darin, daß sie ihre Dewas bei den ihnen zukommenden Namen und in der gebührenden Ordnung anrufen; denn jeder derselben hat seinen besonderen Titel und Rang. Darauf sprechen sie die Namen ihrer Nenek Puyang oder Voreltern aus und bitten sie, ihnen Hülfe zu leisten. Diese Art Gebet wird in der Sprache des Landes Bertarak genannt; aber nur in der äußersten Noth nimmt man zu demselben seine Zuflucht; so wird in Kriegszeiten diese beschwerliche Ceremonie häufig durchgemacht, um Niederlagen abzuwenden und Glück und Sieg zu erflehen.

Der Condor Südamericas.

Ich hatte Gelegenheit einen Condor zu schießen, sagt Temple in seinen kürzlich erschienenen Reisen durch Peru, der eben an einem todten Pferde zehrte und sich so übersättigt hatte, daß er mich bis auf die Weite eines Pistolenschusses herankommen ließ, ehe er seine unermeßlichen Schwingen ausbreitete, um zu entfliehen. Dieß war für mich das Signal zum Feuern; und da ich mit einer tüchtigen Ladung kleiner Kugeln geladen hatte, so war mein Schuß nicht verloren. Welch furchtbares Unthier sah ich in der Schlacht unter mir im Todeskampfe kreischend und mit den Flügeln schlagend! Man wird es für unglaublich halten, daß ein Bewohner der Luft an Größe dem riesenhaftesten Land- oder Seethiere gleichkommen könne; und Menschen, die nie einen größeren Vogel gesehen haben, als etwa unseren Steinadler, werden es mit Staunen lesen, daß in der südlichen Hemisphäre ein Raubvogel gefunden wird, der so groß und stark ist, daß er mit seinen Krallen einen Ochsen ergreift und in die Luft erhebt, von wo er ihn herabfallen läßt, um ihn zu tödten und zu verzehren; die folgenden Dimensionen des Condor, so unglaublich sie scheinen mögen, sind wörtlich aus einer Note entlehnt, die ich mit eigner Hand aufgezeichnet habe. „Wenn die Flügel ausgebreitet sind, messen sie sechzehn Schritt (vierzig Fuß) von einer Flügelspitze zu der andern; die Schwungfedern sind acht Schritt (zwanzig Fuß) lang und der Kiel hat acht Zoll im Umfange."

Die Colonie am Schwanenfluß.

Die neuesten Nachrichten von der englischen Colonie am Schwanenfluß in Neuholland (d. d. 26 Nov. d. v. J.) widerlegen die seit einiger Zeit verbreiteten ungünstigen Gerüchte über das Gedeihen dieser Niederlassung. Drei Ortschaften waren bereits angelegt worden; die Anzahl der Colonisten belief sich auf 350 bis 400, und die Eingebornen benahmen sich auf das Freundschaftlichste gegen sie. Nur in Bezug auf den Boden waren die Erwartungen, die man gehegt hatte, etwas getäuscht worden; dagegen war das Land mit dem trefflichsten Holz bedeckt, und Fische und Geflügel fanden sich überall in Ueberfluß. Vierhundert engl. Meilen im Norden des Schwanenflusses, an der Haifischbai, sollten die Franzosen eine Niederlassung begründet haben; doch waren die Engländer, ungeachtet sie bereits bedeutende Excursionen gemacht hatten, noch nicht mit ihnen zusammengestoßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Umgebungen

e r.

0.

pinnen
re des
mäßig
stelle
Die
uß auf
lt und
g und
en sie
enten.
e) *),
eigene
einem
it ha-
re Ur-
le ein-
n.
h ihre
komm-
lär ist
brocks,
Volks-
Slieder
agische
lieder
instler.
l, ge-
eines
lt be-
jemals
pphäen
n Gri-
n, und
nischer
Man
einem
durch

en mi

nung zu t
baum) ste
der in se
vorbringt
Den
welche al
und alles
ben. Au
und wenn
empfindet
dritte Gl
beigelegt
zu bilden
ren an
schöne un
ger und
und böse
an Mach
welcher
hieß Du
Herenme
ter zu ti
doch Ri
Die
ten und
ter den
Wohlfah
den Sch
beerdigt
stärkste
All
ich, da
Seelen
ger als
der Gr
Schonu
schenblu
tödten,
halten.
wird d
dann g
theile
W
selbst
mal,
anzure
indem
nur ei
hält.
zehn
Zeit
nig W
gehall
dieser

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 98. 8 April 1830.

Die Gälen *) mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

Von Dr. Carl Iken in Bremen.

Es giebt vielleicht kein Volk in Europa, daß die Sitten und Gewohnheiten der ältesten Zeiten besser erhalten hat, als die Bewohner der Hebriden, und insbesondere die der Insel Arran. Es ist indeß traurig, die Gastfreundschaft, diese herrliche und liebenswürdige Tugend der halb civilisirten Völker, auf dem Punkt zu sehen, wo sie vor den Plackereien der Zollbeamten zu verschwinden anfängt. Das wohlwollende Entgegenkommen des Volks mißbrauchend, bringen sie in die Hütten ein, um den Kornbranntwein wegzunehmen, der unter den Namen Whisky bekannt ist, dessen Bereitung, der einzige Zweig des Gewerbfleißes und Handels bei diesen armen Insulanern, einem strengen Verbot unterliegt. Erschrocken bei dem Anblick der Fremden, die sie für Zollbediente halten, fangen die Einwohner an, ihre Thüren zu verschließen; und bald, wenn dieses System fortdauert, wird man sehen, wie sie aus Furcht, beraubt zu werden, auf eine Tugend Verzicht leisten, die für sie eine Quelle mancher Gefahren ist.

Die meisten jungen Leute lassen sich beim Seewesen anstellen. Frühzeitig gewohnt, ihre Fertigkeit in der Kunst der Schifffahrt zu üben, haben sie eine weit größere Meinung von dem Seedienst als dem Landdienst. Diejenigen, die zu Haus bleiben, haben mit dem Unterhalt ihrer Familie vollauf zu thun; der Fischfang ist ihre Hauptnahrungsquelle. Dieser beschäftigt sie drei Viertel des Jahres hindurch; sie trocknen und räuchern einen gewissen Vorrath für ihren Bedarf, und das Uebrige schicken sie in die benachbarten Seehäfen. Doch ist die Ausfuhr gering in Vergleich mit Dem, was sie seyn könnte, wenn eine aufgeklärte und einsichtsvolle Verwaltung diesen Erwerbszweig begünstigte, von dem die Natur eine unerschöpfliche Fülle darbietet. Alle Männer sind Fischer und wissen ihre kleinen Boote auf diesen stürmischen Meeren gut zu regieren. Die Sommermonate werden zum Ackerbau angewandt, der mühsam ist und nicht Viel einbringt. Der Boden ist undankbar und schwer zu bebauen. Die Frauen helfen den Männern bei diesen Arbeiten, spinnen die Wolle, die sie kleiden soll, und sorgen für das Innere des Hauses. Sonntags kommen die frommen Einwohner regelmäßig zur Kirche, oft mehrere Meilen weit her, mitten durch steile Gebirge und enge Thäler, und über brückenlose Flüsse. Die Kirche ist immer voll. Diese Gewohnheit hat großen Einfluß auf ihren Charakter, welcher sich durch Sanftmuth, Sittlichkeit und gegenseitige Anhänglichkeit auszeichnet. Sie sind lustig und Freunde von Tanz und Musik; in dieser Beziehung besitzen sie große Talente, sowohl in den Pas, als auf den Instrumenten. Sie tanzen nach dem Ton der Sackpfeife (la cornemuse) *), die seit langen Zeiten bei ihnen üblich ist. Sie haben eigene Nationaltänze und singen alte Volkslieder, die sich von einem Zeitalter zum andern durch Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Auch lieben sie sehr die Kriegsmärsche, die schon ihre Urväter in den Schlachten begeisterten, wo die Clans oder die einzelnen Volks- und Familienstämme gegen einander fochten.

Ueberhaupt werden alle Gälen lebhaft gerührt durch ihre wilde und unvollkommene Musik, während die mehr vervollkommnete Musik der Niederschotten bei diesen weder so populär ist noch so allgemein empfunden wird. Ihre Märsche oder Pibrochs, ihre Matrosenlieder oder Jorrams, ihre Balladen und Volkslieder, die ihnen oft Heimweh verursachen, ihre Arbeitslieder oder Oran luthaidh, ihre Hirtenlieder und andere theils tragische theils burleske und kurzweilige Gesänge, sind den Gälen lieber als die schönsten Compositionen unsrer modernen Tonkünstler. Männer und Frauen setzen sich rund in der Stube herum, geben sich die Hand, oder halten zwei und zwei den Zipfel eines Schnupftuches, das sie während des Chors nach dem Takt bewegen. Dieß soll das Tuchwalken andeuten, wobei ehemals solche Lieder gesungen wurden. Die Vorsänger oder Koryphäen (Solosänger) machen beim Singen alle möglichen Arten von Grimassen und Narrenpossen, stoßen mit den Köpfen zusammen, und gebehrten sich mit aller Lebhaftigkeit und Gewandtheit italienischer Bouffons, wobei die ganze Gesellschaft zu lachen pflegt. Man wundert sich, unter einem solchen neblichten Himmel, in einem so traurigen Clima, ein so muntres Volk zu sehen, das durch

*) Nach Ricker de Saussüre's voyage en Ecosse 1821.

*) S. Guys und Voutier's Werke, wo Tänze der Griechen mit der Sackpfeife abgebildet sind.

eine Fröhlichkeit und Spielerei belebt wird, dergleichen man ausschließlich nur den Nationen zuschreibt, welche die lachenden Gegenden des südlichen Europa's bewohnen. Die Musik der Gälen wird dadurch ungemein fremdartig, melancholisch, düster und originell, daß in ihrer Tonleiter zwei Töne fehlen: die Quarte und die Septime, eben so wie es auch bei den Chinesen der Fall ist; und zwar ist diese Auslassung nicht zufällig oder eine Armuth, sondern absichtlich und scheint in dem uralten musikalischen System der Gälen zu liegen. Uebrigens wurden die Gedichte des schottischen Barden Ossian und Anderer eben so gesungen und rhapsodisch vorgetragen, wie die Gedichte Homer's als Recitative von den alten Griechen auf öffentlichen Plätzen an Wegen und Landstraßen.

Die Männer sind gut gewachsen, stark und gesund; das mühsame Leben, das sie führen, härtet sie ab; die Frauen nehmen an ihren Arbeiten und ihrer Abhärtung Theil. Die Bevölkerung der Insel Arran nimmt jedoch durch die herrschende Auswanderungslust sehr ab. Die uralte Landessprache soll durch neuere englische Wörter entstellt und vermischt seyn; doch sprechen nur Wenige englisch. Das antike malerische Kostüm der Bergschotten ist hier dem Clima gemäß verändert worden. Der Mann trägt ein blaues Tuch, das von den Weibern auf der Insel selbst verfertigt wird.

Das Innere ihrer Hütten ist zwischen den Menschen und dem Vieh getheilt, ihre Gemächer sind mit diesem unter einem Dach und stehen durch eine Thür innerhalb miteinander in Verbindung. Die Hütten sind sehr eng und klein und nur durch ein einziges Fenster erhellt, die Familie wohnt ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters in bunter Mischung durch einander. Das Feuer brennt immer mitten in der Stube und füllt die ganze Wohnung mit beständigem Rauch.

Noch vor zwei Jahrhunderten starrten die Gegenden auf beiden Seiten der Grenze von Schottland und England von lauter Thürmen und Burgen; täglich wiederhallte das Echo vom Getöse der Waffen. Diese Länder standen immer in Gefahr verwüstet zu werden, und dienten fortwährend als Schlachtfelder. Alle Häuser waren stark befestigt; es waren wirkliche Schlösser, durch ihre hohen Mauern, ihre Wassergräben, Schießscharten und Zugbrücken fähig, eine lange Belagerung auszuhalten, und geräumig genug, den Vasallen und ihren Heerden bei plötzlichem Ueberfall einen Zufluchtsort zu gewähren. Gegen einen solchen Ueberfall stellte man beständig Wachen aus an allen Engpässen und auf allen Uebergangspunkten der Flüsse. Auf allen Höhen erhoben sich Thürme oder Warten (watch towers, französ. vigiles, daher neugriechisch: βιγλα — von vigilare) und kaum bemerkte man eine Bewegung an der englischen Grenze, so zündete man eines dieser Signale oder Wachfeuer an, und in Einem Augenblick stand die ganze telegraphische Kette in Flammen. Mit Blitzesschnelle wurde so die Kunde verbreitet. Die Anzahl der Feuer auf jedem Punkt bedeutete die Anzahl und Stärke des Feindes. Sogleich war das ganze Land unter Waffen. Weiber, Kinder, Greise versteckten sich in den Festen, oder in Höhlen, Gebüschen und Sümpfen.

Wollte ein schottischer Häuptling in's englische Gebiet einfallen, so versammelte er heimlich seine Lehnsleute und Freunde, in der Nacht brach diese zuchtlose Räubertruppe durch die Vorposten, verbrannte die Dörfer, Weiler, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, beging die scheußlichsten Grausamkeiten, Weiber und Kinder sogar entgingen ihrer Wuth nicht, und wessen Leben man schonte, der wurde doch in harte Sclaverei geschleppt. Dann war alles gute Prise; Anführer und Soldaten beluden sich mit Beute, Heerden wurden weggeführt, die Ernte auf den Feldern verbrannt und so Alles, was man nicht mit wegschleppen konnte. Die Sieger theilten sich zu Hause in den Raub. Dann folgten Feste. War der Raub verzehrt, so überreichte die Dame des Schlosses ihren Gästen ein Paar Sporen in einer Schüssel und Dieß war das Zeichen zum Aufbruch nach neuem Raub. Dörfer und Schlösser der Engländer wurden dann abermals in Contribution gesetzt. Diese übten schreckliche Repressalien aus; blutige Schlachten wurden geliefert und die Burgen wechselsweise im Sturm erobert.

Im J. 1544 ließ der König von England einen großen Verwüstungszug unternehmen: in vier Monaten verbrannten die Engländer an der schottischen Grenze 192 Städte, Dörfer, Burgen, Thürme, Kirchen ꝛc.; tödteten 403 Feinde, machten 816 zu Gefangenen, raubten 10,316 Stück Rindvieh, 12,492 kleineres Vieh, 1296 Pferde, 200 Ziegen und 200 Säcke mit Getraide. Die Lust zu plündern verbreitete sich unter den Bauern, die oft nach solchen Feldzügen in kleinen Banden von 5 bis 20 Mann, als Maraudeurs auf Raub ausgingen, deren Anführer meistens auf dem Schaffot starben. Diese Maraudeurs hießen moss troopers, d. h. Sumpftruppen.

Damit nicht zufrieden, befehdeten die Häuptlinge in den Grenzländern einander oft Jahre lang selbst. Diese Grenzbewohner (Borderers) wurden oft von den schottischen und englischen Königen außer dem Gesetz erklärt, aber sie hielten sich in ihren Festen gegen jeden Angriff. König Jacob V zog 1529 mit 10,000 Mann gegen sie, und ließ manche Rebellen an dem Thor ihres eigenen Schlosses aufhängen. Unter Jakob VI wurden auf Befehl des Parlaments alle Wälder dort umgehauen, damit die Maraudeurs sich nicht darin verbergen sollten. Nach der Vereinigung beider Reiche dauerte der Unfug fort; die Borderers lebten vom Raub; sie beliefen sich auf mehrere Tausende. Die Gutsbesitzer mußten ihnen einen jährlichen Tribut bezahlen, um Frieden zu haben. Jakob VI ließ nun förmlich auf sie Jagd machen, wie auf wilde Thiere. Jedem wurde es erlaubt, sie mit Hunden, Pferden und Waldhörnern zu verfolgen. Man gebrauchte dazu die sogenannten Bluthunde (blood hounds), eine eigene sehr alte Race. Diese Spürhunde jagten den versteckten Maraudeur aus seinem Schlupfwinkel. In jedem Dorf mußte ein solcher Hund auf Kosten der Gemeinde unterhalten werden. Dieß half. Aber erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo man noch solche Hunde und Maraudeurs sah, hörten die letzteren ganz auf.

Obgleich sie zuletzt in ein wirkliches Raubgesindel ausarteten, so war ihnen doch früher ein gewisser ritterlicher Geist nicht

fremd. Ihre Thaten bilden noch den Gegenstand der Gespräche und Erzählungen jenes Hirtenvolks, welches die Ufer des Flusses Tweed bewohnt. Sie wiederholen die alten Balladen und die naiven, von den Minstrels gedichteten Lieder, welche diese an der Tafel ihrer Oberherren und in den alten gothischen Burgen sangen, deren Ruinen noch auf den Gipfeln der Anhöhen liegen. In diesen Burgen gab es außer den Harfenisten und Sängern, wie bei den Arabern, selbst Hofnarren und Bouffons und Geisterbeschwörer. Ueberhaupt zeigte sie in ihrer Lebensweise eine Menge der sonderbarsten Widersprüche. Den Feind während des Waffenstillstandes angreifen, ward als Hochverrath bestraft und doch wurden zur Kriegszeit die schrecklichsten Gräuel geduldet. Wer sein Wort nicht hielt, wurde im Kreis der versammelten Anführer für einen meineidigen Verräther erklärt, und ein Fausthandschuh wurde auf einer Lanzenspitze vor ihm hergetragen, als Sinnbild der verletzten Treue. Dieß war ihnen die gefürchtetste Strafe; und doch galt es ihnen für kein Verbrechen, einen wehrlosen Feind in seiner Wohnung oder selbst in den Straßen von Edinburgh todtzuschlagen. Den Zweikampf auf einem begrenzten Raum sahen sie von jeher als ein Gottesurtheil an und er dauerte hier länger als im übrigen Europa. Noch 1602 wurde ein solcher Zweikampf zwischen einem schottischen und englischen Häuptling öffentlich angekündigt und wirklich gehalten. Es gab ein sehr altes Gesetzbuch, zu welchem die Verderers sich eidlich verpflichteten. Diese Gesetze, welche die Rechte und Pflichten des Krieges regelten, wurden ursprünglich durch einen Archibald den Schwarzen, Herrn von Douglas, proklamirt, und erneuert im Jahr 1493 durch den Grafen William Douglas, einen der Descendenten des Vorhergenannten. Doch diese Gesetze wurden nicht geachtet; das Schwert entschied meistens. Oft, wenn sie versammelt waren, um einen Friedensvertrag zu schließen, dabei Spiele und Feste zu veranstalten und zufällig sich ein Wortwechsel erhob, so griffen sogleich alle zu den Waffen und der hitzigste Kampf erfolgte. Endlich ist auch der Kontrast nicht geringer, wenn man die Mischung von Wildheit und Religiosität betrachtet, welche das Leben der Verderers charakterisirt; wenn man sieht, wie die nämlichen Menschen, die unvermuthet ihre Nachbaren mit Feuer und Schwert anfallen, den Segen des Himmels auf ihre grausamen Unternehmungen herabflehen, und nicht eher auf Raub ausgehen, als bis sie andächtig ihren Rosenkranz gebetet. Mehr als einmal haben Häuptlinge, welche für ihr Seelenheil Klöster und Abteien mit Ländereien beschenkten, sich kein Gewissen daraus gemacht, die Thüren der Kirchen einzustoßen und den Feind am Altar zu ermorden. So z. B. stellte sich eine edle Dame, Lady Buccleugh, an die Spitze von 200 Vasallen des Clan's Scott, alle von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, und zerbrach im J. 1557 die Thüre der Kirche St. Maria of the Lowes, um sich ihres Feindes Eraskem zu bemächtigen, den sie sogleich tödten ließ, und eben diese Familie Buccleugh bereicherte unaufhörlich die schöne Abtei Melrose, die mitten in den Borders liegt. Selten wurden die Mönche von diesen Kriegen gestört, und doch waren größere Schätze in den reichen Abteien Melso und Dryburgh, in den Klöstern Kelso und Jedburg, als in den angefallenen Burgen. Oft sollen sogar die Mönche dem Blutvergießen Einhalt gethan haben. *)

Statt dieser furchtbaren Banden findet man dort jetzt nur Einöden, zahme Hämmel statt wilder Krieger, als ob der Zorn des Himmels darauf ruhte. Die edlen Sprößlinge jener alten Häuser sind jetzt gesellig; die ehemalige Gastfreundschaft ist noch nicht von ihnen gewichen. Aber der Adler und Uhu nisten jetzt in den Ruinen der Schlösser und Klöster, wo sonst die Orgel und die frommen Chöre ertönten.

(Fortsetzung folgt.)

Die africanische Expedition.

(Mit einer Karte.)

Mit dem Traktat vom 6 Juli scheint die Periode der idealen Politik begonnen zu haben. Bündnisse werden geschlossen zum Besten der leidenden Menschheit, kostspielige Expeditionen werden unternommen, um Barbarei auszurotten und die Segnungen der Civilisation zu verbreiten. England, Frankreich Rußland wetteifern in Thaten edelmuthiger Uneigennützigkeit. Welche Veränderung ist mit der Welt vorgegangen seit dem wiener Congreß! Umsonst wandte sich Sir Sidney Smith an diesen europäischen Areopag mit einer Denkschrift, worin er die Ausrottung der schändlichen africanischen Seeräuberei und die deßhalb zu ergreifenden Maßregeln vorschlug; umsonst unterstützte ihn die Beredsamkeit des Kardinals Konsalvi und stand ihnen zur Seite die ganze öffentliche Meinung von Europa — die werdende heilige Allianz hielt wahrscheinlich die Sache für zu chimärisch, um sich darauf einzulassen. Es war aber auch ein toller Einfall, Staatsmännern des neunzehnzehnten Jahrhunderts einen christlichen Kreuzzug zuzumuthen, namentlich Staatsmännern, unter denen Lord Castlereagh Sitz und Stimme führte, der ein Großhändlervolk repräsentirte, dem es gerade recht war, wenn die Barbaresken die Kleinhändler des Kontinents manchmal ein Wenig leichter machten. Karl X und seinem Minister Polignac also war es vorbehalten, das fromme Werk zu wagen — auf die Gefahr hin, unkluge Schwärmer gescholten zu werden? Doch nein, es sind nur die kalten Politiker, die sie verkennen, das freisinnige, enthusiastische Frankreich jubelt ihnen zu? Gerade umgekehrt — Begeisterung ist bei dem Minister, politische Kälte bei dem Volk! Das närrische Volk will keine Lorbeeren in Africa pflücken, es verstummt, als ihm der neuzuerwerbende Ruhm von dem Enkel des heiligen Ludwigs angekündigt wird! Indessen wir Deutsche freuen uns herzlich, die Zeitungen fangen an langweilig zu werden, und nun giebt es doch wiederum etwas Neues? Es ist so unsere Art, daß wir es immer gern sehen, wenn Etwas geschieht, und wir sind neidlos genug, daß wir den dabei einzuerntenden Ruhm Jedem gönnen, der ihn pflücken will. Glücklicher General Bourmont, wie wirst Du von uns besungen werden; gewiß wirst Du Alles verdunkeln, was von Karl V, Juan von Austria und dem kühnen Venezianer Emo, was unter dem Kardinal Ximenes, und dem Grafen von Mortemar Ruhmwürdiges voll-

*) Züge dieser Art findet man sehr viele in Pennants Werk und in den histor. Anmerkungen zu Walter Scotts Lay of the Last Minstrel, worin ihre Sitten sehr wahr geschildert sind.

bracht worden. Du brauchst Dich nicht um Deine undankbaren Landsleute zu bekümmern, die Dir Dein Waterloo nicht vergessen — wir werden, wie gesagt, Dich besingen! Wir werden den Feind, den Du überwindest, mit Heiraddin Barbarossa vergleichen. Du selbst wirst uns ein Poliorcetes seyn — gewaltiger als der Breschenschütze Exmouth! Bonaparte in Egypten, Bourmont in den Raubstaaten! Große Namen, doch größer der Held, der vollendet, als der Held, der bloß begann! Ludwig XIV sprach, es giebt keine Pyrenäen mehr und sein allerchristlichster Ur-Ur-Enkel will, es soll keine Barbarey mehr seyn und Bourmont ist der Feldherr, der dieß Gebot nach dem staunenden Africa trägt. Das Vaterland des Augustinus mit den hundert Bischöfen, die es zu den Concilien der ökumenischen Christenheit sandte, wird wieder erblühen, jene tausend Städte mit den tausend Schiffen, die ihnen die Schätze ferner Zonen zuführten, werden wieder erstehen, Großbritannien wird das neue Karthago begrüßen — und wir werden ein neues Wunder der Welt erleben!

Temple's Reisen in Peru.

Zu den vielen trefflichen Werken über das spanische America, welche wir dem britischen Speculationsgeiste verdanken, ist so eben ein neues über Peru und das berühmte Potosi gekommen. Die Reisen in verschiedenen Theilen von Peru von Temple (Travels in various Parts of Peru, including a Year's Residence in Potosi, by Edmond Temple, Lond. 1830. 2 vols. 8.) schließen sich rühmlich an die früheren Arbeiten eines Mawe, Stewenson und Wardan; und wenn die Stellung des Verfassers, als Agent einer englischen Bergbaugesellschaft, vorzugsweise seine Urtheile über das Minenwesen beglaubigt, leiht auf der anderen Seite sein richtiger Blick und seine scharfe Beobachtungsgabe auch den flüchtigsten Skizzen des geselligen Lebens ein mehr als vorübergehendes Interesse.

Die Indianer, welche in den oberen Gegenden von Peru den Reisenden begleiten, heißen noch immer Postillione, obwohl sie nicht mehr beritten sind. Diese Leute legen eine Tagreise zu Fuß mit bei Weitem größerer Geschwindigkeit zurück, als ein Reiter. Ich habe in dieser Beziehung Geschichten von ihnen gehört, die an das Wunderbare grenzen. An dem heutigen Tage begleitete ein solcher Fußbote mich mit der größten Leichtigkeit, obwohl ich vier englische Meilen in einer Stunde machte, sieben Leguas weit, ohne anzuhalten; es regnete stark, und ich eilte, so sehr es die Kräfte meines armseligen Thieres gestatteten. Dieser junge Mann sagte mir, daß er kein andador (Fußgänger) sey; daß er aber viele Kameraden habe, die an einem Tage von Escara nach Caija, ein und zwanzig Postleguas, ungefähr siebenzig englische Meilen, zu gehen pflegten. Ich habe gehört, daß es nichts Außerordentliches sey, wenn ein solcher Andador von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dreißig Leguas zurücklege. Die Peruaner sind gewöhnlich mittlerer Größe und stark gebaut; ich habe selten einen gesehen, der in eine unserer Grenadiercompagnien aufgenommen werden könnte. Sie leben größtentheils von Vegetabilien, von denen das indische Korn und die Kartoffel die vorzüglichsten sind. In Bezug auf Getränke sind sie nicht so enthaltsam, vielmehr sind sie ihrem einheimischen Chica, so wie anderen geistigen Getränken, ungemein ergeben. Sie sind sehr demüthig, und obwohl sie Beweise des verzweiflungsvollsten Muthes gegeben haben, wenn sie auf das Aeußerste gebracht wurden, so sind sie doch von Natur furchtsam, und noch jetzt eben so friedfertig, wie sie geschildert wurden, als Pizarro, ihr blutdürstiger Sieger, vor dreihundert Jahren sie ansiel. Ihr Anzug, außer dem Hute, der ganz von der Form von Don Quixotes Helm ist, erinnerte mich an die Tracht der Bauern in Cornaught. Sie tragen grobe braune Friesbosen, mit sehr niederem Gurt, an den Knieen offen, mit Knöpfen, die aber nicht zu der Befestigung, sondern nur zur Zier dienen. Hemden sieht man selten; die Beine sind bloß, mit Ausnahme der Stücke Rinds- oder Schafhaut, die sie als Sandalen unter die Sohlen gebunden haben. Die Frauen sind im Vergleich mit Europäerinnen nicht schön, doch habe ich manche gesehen, die in der That recht wohlgebildet waren. Sie werden Mütter in einem Alter, in welchem unsere Mädchen noch kaum aus der Kindheit geschritten sind; selten sieht man eine junge Indianerin, die ihr fünfzehntes Jahr erreicht hat, ohne ihr Wahawah (Kind) auf dem Rücken. Die spanische Regierung erließ einmal geradezu das Gesetz, um die Zahl der Personen zu vermehren, welche die Kopfsteuer entrichteten, daß alle Indianer von dem Alter von fünfzehn Jahren heirathen sollten; das Alter von vierzehn Jahren wurde hiebei für das männliche, das vom dreizehn für das weibliche Geschlecht als die Periode der Mannbarkeit bestimmt. Wenn die Reize des weiblichen Geschlechtes indessen unter den glühenden Strahlen der tropischen Sonne früher entwickelt werden, so verfallen sie auch bei Weitem früher, als bei uns; Frauenzimmer von zwanzig Jahren sind oft schon alte Weiber. Die Tracht der Indianerinnen besteht in einem einfachen Rock, der von den Unverheiratheten viel kürzer getragen wird, als von den Verheiratheten; um die Schultern tragen sie eine Schärpe von verschiedenen Farben, die durch eine große silberne Nadel, die Tapa, welche oft von ausgezeichneter Arbeit ist, auf der Brust befestigt wird; zuweilen bedienen sie sich jedoch statt der Nadel auch wohl nur eines Löffels, dessen Handgriff zugespitzt ist, um einer Nadel ähnlich zu sehen. Die Cholas, oder die Abkömmlinge von spanischen und indianischen Eltern, sind sehr prachtliebend, und ich habe bei ihnen Topas von Gold gesehen, die mit Perlen und kostbaren Steinen von bedeutendem Werthe besetzt waren."

(Schluß folgt.)

Cannings letzte Worte.

Eine Flugschrift „über Cannings Politik in Bezug auf Portugal (An authentic Account of Mr. Cannings Policy with respect to Portugal, Lond. 1830. 8.), welche kürzlich erschienen ist und keiner geringeren Person, als der Witwe des berühmten Staatsmannes, Lady Canning, zugeschrieben wird, führt die letzten Worte über politische Angelegenheiten an, die Canning noch wenige Stunden vor seinem Tode gesprochen haben soll: „Ich habe diese letzten wenigen Jahre hart gearbeitet, um das Land auf jenen hohen Standpunkt zu bringen, den es gegenwärtig einnimmt. Zwei Jahre der Administration des Herzogs von Wellington werden Alles rückgängig machen, was ich gethan habe." — Die beiden Jahre sind jetzt verflossen; hat der Erfolg jene Prophezeihung gerechtfertigt?

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 99. 9 April 1830.

Briefe über Indien.

Sechster Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Ich gebe manche Deiner Einwürfe zu; allerdings haben viele Gebräuche der Indier etwas Widerliches für uns, wie z. B. die Sitte, die Speisen mit der Hand zum Mund zu bringen. Allein bedenke, daß die ganze Welt von der Schöpfung bis zur Königin Elisabeth ohne Gabel speiste.

Himmelsstrich und Religionssatzung fordern den Hindu zu häufigem Baden auf. Bei uns ist Solches keineswegs der Fall, und an der Art, wie beide Völker jenes Geschäft vollziehen, sieht man leicht, daß das erstere eine badende Nation genannt werden muß beim andern die Sache nicht eigentliche Sitte geworden ist. Bei den Hindu's gehen Männer und Weiber unter einander nach dem Fluß, und baden zusammen, aber alle in höchst anständiger Tracht, und die Geschicklichkeit, mit welcher sie nach dem Bad ihre langen Gewänder wechseln, ist so groß, daß man kaum bemerkt, daß sie mit so Etwas beschäftigt sind. Wie ganz anders die Engländer! Diese baden sich auch in den Flüssen, ziehen aber die Kleider aus und rennen ganz nackt am Ufer umher — ein für die Weiber natürlich höchst anstößiges Schauspiel. Oft hörte ich die Eingebornen mit Abscheu von dieser unanständigen Sitte unsrer gemeinen Soldaten sprechen, und häufig fragten sie mich, ob die englischen Weiber auch badeten, und wenn sie Dieß thäten, ob sie sich hiebei nicht anständiger betrügen? Ich war genöthigt zu sagen, daß wenn unsre englischen Damen badeten, sie Solches entweder in ihrem Haus vornähmen, oder sich eines besondern Badanzuges bedienten.

Eben so anstößig ist dem Indier unsre Sitte zu tanzen und Wein zu trinken. Nur ganz verworfene Schlemmer, seyen es Männer oder Weiber, trinken bei ihnen Wein; und ein tanzendes Weib und eine Buhldirne ist dort gleichbedeutend. Dabei soll aber keineswegs geleugnet werden, daß unsre Damen in jedem Bezug weit über den indischen stehen. Ist es doch bekannt, daß, mit Ausnahme der öffentlichen Tänzerinnen, kein indisches Frauenzimmer lesen und schreiben kann. Ganz seltene Beispiele des Gegentheils, von welchen man hie und da vernimmt, können natürlich nicht angeführt werden. Zu diesen gehörte z. B. Aurongsib's schöne, geistreiche Tochter, deren herrliches Marmor-Grabmal eine der ersten Sehenswürdigkeiten vom Decan ist. Indessen übt jene Unwissenheit an sich noch keineswegs einen erniedrigenden Einfluß auf die Seele des indischen Weibs; ja dieses kann trotz derselben von den edelsten Gefühlen belebt seyn, und dabei auf ihren Gemahl, hie und da selbst auf Staatsangelegenheiten bedeutend einwirken. Eleia Beie z. B. die Regentin der Holkar-Staaten, deren Leben Sir John Malcolm beschrieben hat, muß Allem nach kein geringeres Geschick für die Regierung besessen haben, als unsre Königin Elisabeth, und war in ihrem Privatleben liebenswürdiger und natürlicher.

Der vorherrschende Einfluß der Weiber an den Höfen der Peschwa's zeigt, daß, wenn sie auch in der Gesellschaft nicht erschienen, ihre Gewalt auf das stärkere Geschlecht dennoch sehr bedeutend war. — Bereits ist von dem hohen Sinn der Radschputs die Rede gewesen. Dieser wohnt den Frauen so gut inne, als den Männern, wovon in den Geschichtbüchern der Mohammedaner, die sonst keine sonderliche Lobredner der Tugenden der Hindu's sind, merkwürdige Beispiele vorkommen. Ein solches hab ich irgendwo von einer Fürstin von Dschaudpur gelesen, deren Gemahl und Sohn ins Feld gezogen waren. Eine blutige Schlacht ward geschlagen, in welcher der Gemahl und eine große Anzahl seiner Blutsverwandten fiel, der sechszehn Jahr alte Sohn aber mit einem Theil der Truppen entkam, und seiner Mutter die Trauerbotschaft brachte. Das hochgesinnte Weib umarmte den Leichnam ihres Gatten, und sagte, er habe gehandelt, wie ein ächter Radschput; als aber ihr Sohn sich nähern wollte, rief sie: „fort, Feigling! Du bist ein Betrüger, mein Sohn hätte einen solchen Vater und all seine tapfern Verwandten nicht überlebt.“ Mit der gleichen Festigkeit traf sie Anstalten für den Scheiterhaufen, den sie mit dem Leichnam ihres Gemahls muthig bestieg. Von andern Frauen erzählt man, daß sie, als ihre Burgen erstürmt waren, sich unter einander selbst tödteten, um nicht die Schmach zu erleben, gefangen zu werden. Ein solcher Fall kam vor noch nicht sehr langer Zeit vor, als die Franzosen unter Bussy eine Hindu-Festung einnahmen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, wie unklug, um nicht einen strengern Ausdruck zu brauchen, das Benehmen mancher jungen Engländer gegen die Indierinnen ist,

und zu welch unglücklichen Folgen dasselbe häufig führt. Ein junger Rechtsgelehrter war ins Innere einer Provinz geschickt worden, um eine seit langer Zeit anhängige Streitsache zu End zu bringen. Noch befand er sich kaum seit einigen Tagen in der Stadt, wo sein Geschäft zu vollziehen war, als er eine schöne junge Frau bemerkte, die Gemahlin seines Nachbars, eines Radschputs von einigem Ansehen. Alsbald suchte er ihre Zuneigung durch Zeichen und Winke zu gewinnen. Dieß wurde von andern Nachbarn gesehen, welche ihren Mann, der sie sehr liebte, davon benachrichtigten. Der Radschput beobachtete seine Frau scharf, konnte aber Anfangs nichts Unziemliches entdecken. Eines Tags jedoch sah er den Engländer von der Platform seines Hauses aus die gewohnten Zeichen nach dem Ort zu machen, wo die Frau war, und am folgenden Morgen wurde diese todt gefunden. Der Mann leugnete nicht, daß er der Mörder sey, und zwar habe er sie gerichtet, um seine Ehre und ihren Charakter zu wahren. Er wurde festgesetzt, und der Rechtsgelehrte, als obrigkeitliche Person, mußte nicht nur der gerichtlichen Untersuchung des Leichnams beiwohnen, sondern den Gatten sogar selbst verhören, und von ihm das eben angeführte Geständniß vernehmen. Die nähere Erörterung der Sache wurde auf die Assien aufgeschoben, die erst einige Monate nachher Statt fanden. In diesen wurde der Radschput auf sein eignes Eingeständniß hin verurtheilt, gehenkt zu werden. Er führte zu seiner Vertheidigung das Benehmen des Engländers an, der vermöge seines Amts nicht nur während der ganzen Untersuchung zugegen seyn, sondern, weil gerade die andern Gerichtspersonen verhindert waren, sofort selbst die Ober-Aufsicht bei der Hinrichtung führen mußte. Dieß war mehr, als dieser zu ertragen vermochte. Er gewann es über sich, der traurigen Pflicht Genüge zu thun, schoß sich aber, sobald er nach Haus zurückgekehrt war, eine Kugel durch den Kopf.

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicanische Räuber *)

Wir setzten unsre Reise nach der Küste zu fort; das Gefährt rollte in einem durch große Bäume beschatteten Hohlweg dahin. Meine Begleiter waren nach und nach eingeschlafen, und ich selbst, mit geschlossenen Augen war dem Schlaf nahe. Plötzlich durch mehrere Schüsse, unmittelbar vor dem Wagen, aufgeschreckt, griff ich instinktmäßig nach den Doppel-Pistolen neben mir, und fuhr von meinem Sitz auf.

Ein, zwei, drei, ein ganz Halbdutzend bewaffneter, verlarvter Reiter hatten uns umringt. „Alto! cojos!“ tönte ihr Geschrei, (ergebt euch, Hunde!)

Ich drückte ab; der Vorderste der Bande taumelte und fiel. Sein Pferd rannte, sich hoch bäumend, mit leerem Sattel an dem Wagen vorbei, R . . . . .! rief ich meinem Freunde zu, „da liegt Einer; auf einen Andern!“ und im Augenblick streckte mein zweiter Schuß einen andern Räuber nieder.

Ich sah wie sie sich auf ihre Sättel duckten, und wie von meiner zweiten Pistole abermals Zwei aus der Bande stürzten. Der Rauch erfüllte den Wagen; ich zog eine dritte Pistole aus einer Wagentasche; denn wir hatten uns auf einen solchen Fall versehen. Kein Wort wurde gesprochen; ein Paar Augenblicke schrecklicher Ungewißheit. Plötzlich stürzte eine ganze Schaar bewaffneter, vermummter Räuber auf uns zu, mit schauderhaftem Geschrei und gräßlichen Verwünschungen.

„Drauf! drauf! R . . . . .“ rief ich. „Sie haben uns, aber sie sollen's theuer bezahlen.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, schießt nicht,“ schrie R . . . . „oder wir sind verloren.“ Und im gleichen Moment schmetterte eine Ladung aus ihren Karabinern die Wagenwände in tausend Splitter. Durch einander hörte man den Ruf der Banditen und das Getrappel ihrer Pferde; undeutlich schwankten die Gestalten vor unsern Blicken. Noch einmal und noch einmal zuckten Blitze vor und hinter uns, rechts und links; überall Flüche, Geschrei, Gewimmer, Krachen der Gewehre in wildem Gewühl, und da und dort schienen die Gestalten der Räuber durch den Rauch. So oft Einer von unsrem Feuer fiel, ertönten die Verwünschungen mit neuer Wuth. Eingehüllt in Rauch, das eine Knie auf das Wagenpolster gelehnt, meinen Karabiner in der Hand, blieb ich bewegungslos, nicht im Stand zu sehen, und halb erstickt. Es war ein Augenblick gänzlicher Stille eingetreten. . . . . kein Laut! . . . . der Wind wehte den Rauch, welcher das Gefährt anfüllte, wieder hinaus — und Säbel und dicht gedrängte Lanzen schimmerten vor uns im Sonnenlicht.

Noch fühl ich jenen Moment; mein Blut drängte sich, in den Adern erstarrend, gewaltsam nach dem Herzen; der Karabiner fiel mir hinab. Ohne recht zu wissen wozu, hob ich ihn wieder auf; ich blickte umher, meine Augen fielen auf R. und Schauder durchrieselte mich: das Blut floß ihm in Strömen aus einer klaffenden Kopfwunde, „Gott im Himmel! R!“ rief ich, und das Gewehr fiel mir wieder aus den Händen. Er antwortete nicht; er war todt; das Blut strömte über sein blasses Gesicht. Ich riß meine Halsbinde ab, und befestigte sie um seine Stirn. Das Blut drang durch, und quoll über und über durch den Verband. Mir wurde schwach; ich taumelte und sank auf den Wagensitz. Das Blut war mir bis zum Herzen erstarrt.

„Picaro, Co-jo!“ rief einer von den Banditen, und hielt mir den Säbel entgegen, „deine Waffen, du Hund!“

Maschinenmäßig hob ich den Karabiner auf, um ihm denselben zu übergeben, denn ich fühlte mich zu jedem Widerstand unfähig. Indem ich das Gewehr hinreichte, bekam ich einen Stoß in die Seite; ich hörte Schüsse krachen und plötzlich fuhr mir Etwas durch die Brust, daß ich krampfhaft gegen die Wagendecke auffuhr; beim Zurücksinken fiel ich auf die Seite und krümmte mich unter unbeschreiblichen Schmerzen auf dem Kissen.

Ueberzeugt, daß ich eine Kugel im Leib habe, und daß die Banditen, wenn sie mich aufrecht sähen, noch einmal feu-

*) Wir reihen hier an Beltramis Erzählungen die Schilderung, welche der Engländer Dickson von einem, vor etwa einem Jahr in Mexico vorgefallenen, damals in den englischen Blättern obenhin berührten Ereigniß, soeben gegeben hat.

ern würden, hatte ich noch Geistesgegenwart genug, mich unter die Körper meiner Reisegefährten hinzuwerfen, wo mich aber Mangel an Luft und Schmerz beinah erstickten.

Die Räuber befahlen jetzt fortzufahren, indem alle den Wagen stillschweigend umringten. Die Vorhänge wurden herab gelassen, und die Maulthiere setzten sich in Bewegung. Aber sie machten nur einige Schritte, denn die Straße, welche sehr steinigt wurde, hinderte am Weiterfahren. Die Räuber stiegen vom Pferd; einige stemmten die Schultern gegen die Räder, um den Wagen vorwärts zu bringen; andre, voll Wuth über diesen Aufenthalt, fingen an auf die Postillone zu schimpfen.

„Werft ihn herab!" hörte ich einen Räuber mit rauher Stimme rufen. „Abajo con el ro=jo!" schrie ein andrer, und ich vernahm Säbelgeklirr und Gewinsel. Sehen konnte ich Nichts; denn ich lag blutend im Grund des Wagens, und die Vorhänge waren zugezogen.

Endlich war es gelungen, das Gefährt über die steinigte Stelle hinauszubringen, und ohne weiteres Hinderniß ging's jetzt schnell zum Wald. — Behutsam sah ich, da mein Schmerz etwas nachgelassen, umher. Mein Blick fiel zuerst auf N. Er war bereits todt; R. athmete noch ein Wenig. Der Wagen schwamm in Blut; meine Hände und Kniee waren wie darin gebadet. Ich selbst verlor desselben sehr Viel durch meine Wunden, und suchte diese daher mit meinem Kleide etwas zu verstopfen. Die Frauen in unsrer Gesellschaft, die nicht verwundet zu seyn scheinen, merkten an der Bewegung, daß ich noch lebe, und baten mich um Gottes willen, ruhig zu bleiben. Ich blieb bewegungslos und hörte, wie sie beteten: „Ave Maria! audi nos peccador que soy yo senora Guadelupe de nuestros peccados" — und dann ihre Paternoster. Auch ich suchte zu beten; aber ich vermocht' es nicht. Ich konnte mich nicht in den Gedanken ergeben, zu sterben, und fing alsbald an, über ein etwaiges Mittel zur Rettung zu brüten. „Werden sie geneigt seyn, mein Leben zu schonen, nachdem ich so viele von ihnen umgebracht?" — „Nein!" — „Aber woher sollen sie wissen, daß gerade ich Jene niederschoß?" Und mir fiel ein, daß wenn ich die abgefeuerten Pistolen versteckte, sie nicht darauf kommen könnten, wer geschossen habe. Ich griff also langsam nach den Gewehren, die auf den Wagenkissen lagen, und steckte dieselben unter die Leichname. Plötzlich erinnerte ich mich einer tiefen Schlucht zwischen ungeheuern Fichten, bei Riofrio, und dachte die Räuber möchten wohl an solch einem Ort ihre Höhle haben; denn jene Schlucht war mir als einer der Schlupfwinkel von Gomez Bande genannt worden. Beinahe war ich entschlossen, ihnen meine Dienste anzubieten, um mir so das Leben zu erhalten, und bei günstiger Gelegenheit zu entwischen, als der Wagen anhielt. Die Vorhänge wurden weggezogen, und ein tiefer Baß rief: „Sind alle todt?" „Si Senor," erwiederte zitternd und weinend eine Dame, „si senor! son todos muertos. Ach, habt Mitleid mit uns, guter Caballero, Gnade! Gnade!" die Vorhänge schlossen sich schnell wieder, und diese vorige Stimme gebot, rasch fortzufahren.

Jede Hoffnung unter die Bande aufgenommen zu werden, schwand mir beim Ton dieser schrecklichen Stimme. Zu viele Kameraden waren gefallen; die Räuber dürsteten zu sehr nach unsrem Blut. „Ich will mich todt stellen," das war jetzt noch mein einziger Gedanke. „Sind sie dann fort, so schlepp ich mich weiter, bis ich irgendwo Hülfe finde." Krampfhaft faßte ich N.'s blutgetränkte Halsbinde, netzte sie neu in dem halb geronnenen Blut, das den Wagen anfüllte, und machte damit Flecken auf mein Gesicht und meine Hände.

Diese Anstrengung trieb das Blut aufs Neue aus meiner eigenen Wunde. Ich drückte beide Hände gegen dasselbe, ließ es über sie hinströmen und beschmierte von Neuem Haare und Gesicht. Ueberzeugt endlich, daß ich hinlänglich entstellt sey, um von den Räubern für todt gehalten zu werden, blieb ich ganz ruhig, ausgenommen, daß ich dann und wann das Gewand gegen meine Wunde drückte, um diese zu verstopfen. Auf einmal ertönte es: „Halt!" und man vernahm, wie die Räuber abstiegen.

„Die Vorposten an ihren Platz!" rief Einer laut. „Seht ob der Hauptmann zurück ist, und die andern schnell nach der Kutsche, um das Gepäck wegzunehmen." Sie nahten stillschweigend, und [illegible]eten den Schlag. Einer faßte mich, und nahm mich bei den Haaren. Ich blieb bewegungslos, wie ein Todter; aber es war ein schrecklicher Moment, denn während er mein Haar mit der einen Hand zerrte, hielt seine andre einen Dolch gegen meine Brust gezückt, um mich beim mindesten Lebenszeichen zu durchbohren. Er schien mit der Besichtigung zufrieden, denn er hob mich auf und fing an meine Taschen zu durchsuchen. Er fand einige Silberstücke in denselben, und tappte nun nach einem Geldgurt umher, den er bei mir um die Lenden geschnallt vermuthete. Dabei mußte ich Athem holen, aber ich that es auf so unmerkliche Weise, daß er Nichts davon inne ward. Als kein Gurt zum Vorschein kam, murmelte er eine Verwünschung, gab mir mit der flachen Hand einen Schlag ins Gesicht, nahm mich bei den Beinen, und warf mich zum Wagen hinaus auf die Erde.

Mein Kopf stieß hart auf; aber ich ließ die Glieder bewegungslos ausgestreckt. Die Räuber umringten mich sogleich: „Hund von einem Engländer" sagte der Eine und kehrte mich mit dem Fuß um. „Ein Engländer?" fragte ein Andrer. „Ein Ketzer für die Hölle! Er muß wohl ganz todt seyn. Das wird ihn lehren, Feuer zu geben!" erwiederte ein Dritter mit Lachen.

Während dieses Gesprächs wurden auch die Leichname meiner Gefährten aus dem Wagen genommen und mir heftig auf die Brust geschleudert. Ihr Blut floß auf mich herab.

Ich hörte die Stricke und Riemen zerschneiden, und das Gepäck auf die Erde fallen. „Wo ist die schwarze Schatulle?" rief dieselbe rauhe Stimme, die gefragt hatte, ob alle todt seyen. „Was für eine Schatulle?" fragte Einer. „Eine kleine Schatulle von Holz, die irgendwo in der Kutsche seyn muß, und welche Geld und Juwelen enthält. Sie fanden dieselbe nach einigem Nachsuchen, und gaben sie nach ihren Reden zu schließen, an Einen, der sogleich zu Pferd stieg und in den Wald sprengte. „Der verdammte Koffer will nicht herab!" schrie eine Stimme, „hat Keiner ein Hackmesser?" „Hier!" rief ein

andrer, und sprengte hart an mir vorbei. Sie schlugen die Koffer mit ihren Messern zusammen, und in wenigen Augenblicken lagen Kleider, Weißzeug, Feldbetten u. s. w. um sie her.

(Fortsezung folgt.)

Uebersicht der neuesten Civilisationsfortschritte in Egypten.

Man spricht seit langer Zeit von Mehammed-Alys Bemühungen für die Regeneration Egyptens. Europa hat wie man weiß, Offiziere und Künstler geliefert, welche es unternommen haben, europäische Taktik und Kriegszucht, und die Ausbeute europäischer Wissenschaft nach diesem halbbarbarischen Lande zu verpflanzen, und in den Mauern von Paris erblickt man die zahlreichen Repräsentanten der egyptischen Jugend, die in den dortigen Schulen und Sitten sich zu würdigen Werkzeugen der Neuerungen, die ihr Herrscher beabsichtigt, heranbilden sollen. Im Jahr 1826 langten die ersten sechs und vierzig Egyptier in Paris an; diese Schulsendungen dauerten seitdem ununterbrochen fort, und vor Kurzem sind wieder vier und dreißig Zöglinge von acht bis fünfzehn Jahren, welche der Pascha die Wasserbaukunst, den Schiffbau und fünfzehn verschiedene Gewerbe erlernen läßt, in Marseille ans Land gestiegen. Andere befinden sich zu ähnlichen Zwecken in England und Oesterreich. Ein merkwürdiges Schauspiel — diese Siege der Civilisation über die Vorurtheile und die Trägheit des Orients unter der Aegide des Absolutismus eines Pascha!

Man kannte bereits die Existenz einer Druckerei in Bulak, dem Hafen von Kairo; wahrscheinlich aber erwartete man nicht, eine Zeitung aus den Staatspressen des Vicekönigs hervorgehen zu sehen. Indeß diese Zeitung erscheint seit länger als einem halben Jahr wöchentlich zweimal, in einem Format, welches so ziemlich mit dem der französischen Tagblätter, wie es vor dem neuen Preßgesez war, übereinkommt. Jede ihrer Seiten ist in zwei Colonnen getheilt, auf welchen dieselben Neuigkeiten türkisch und arabisch mitgetheilt werden. Der Gebrauch dieses doppelten Textes erklärt sich daraus, daß in Egypten das Türkische die Sprache der Sieger ist, d. h. der Regierung und ihrer vornehmsten Beamten; das Arabische aber die Sprache der Besiegten, d. h. des Volks und der niedern Magistratspersonen. Also an Alle — und Dieß ist wohl zu beachten — an Alle wendet sich die neue Zeitschrift. Das Titelblatt ziert eine Pyramide mit breiter Basis und von schwerfälliger Masse; rechts davon erhebt sich eine der Palmen, welche Linné die Fürsten des Naturreichs nannte; links erglänzt die strahlende Scheibe der Sonne, noch halb verdeckt durch den Gipfel des alten Denkmals. Die Façade der Pyramide trägt eine Inschrift, welche so viel bedeutet als „Kairer Zeitung."

Gleich manchen europäischen Zeitungen giebt die kairer Zeitung Barometerbeobachtungen und zwar von fünf verschiedenen Stunden des Tags; sodann macht sie die Erlasse und Verordnungen des Vicekönigs bekannt, erzählt die bedeutendsten Ereignisse der Provinzen, berichtet von dem Fortgang der öffentlichen Arbeiten, dem Bau von Kriegsschiffen, der Abfahrt und Ankunft von Handelsschiffen; selbst Neuigkeiten aus fremden Ländern übergeht sie nicht ganz.

Auf diesem Weg erfahren wir, daß Mohammed Aly beschlossen hat 1) die doppelte Buchhaltung in ganz Egypten einzuführen; 2) die Stellen von Rechnungsbeamten und Einnehmern (seraf) künftig, ohne Rücksicht der Religion, nur an Eingeborne zu vergeben, während diese Stellen bisher von Armeniern, Griechen und Juden bekleidet wurden; 3) in Kairo eine Schule der Staats- und Landwirthschaft zu gründen, um Präfekten (nemurs) und Unterpräfekten (moavyns) darin zu erziehen. So erfahren wir auch, daß am 18 des Ramasan vorigen Jahrs ein englischer Ingenieur, Namens Gallois, in Gegenwart einer Menge egyptischer Herren, einen Versuch mit Gasbeleuchtung anstellte. Es wird dabei bemerkt, daß der Vicekönig dazu seine Genehmigung ertheilte, weil er seinem Volk zeigen wollte, wie weit es die europäische Industrie gebracht hat und welche Vortheile sich andere eben so glückliche Länder von ihren kostspieligen Entdeckungen versprechen dürfen. Wie Numer 19, welche diesen Versuch meldet, beifügt, so erregte derselbe die Bewunderung aller Anwesenden, und der englische Ingenieur machte sich anheischig, gegen die Summe von 30,000 Fr. die Einrichtung der Gasbeleuchtung in dem königlichen Garten von Schubra zu übernehmen. Nach einer andern Numer ist die Todesstrafe für alle Vergehungen abgeschafft, mit Ausnahme der Staatsverbrechen und der Diebstähle, welche sich einige der höhern koptischen Staatsbeamten zu Schulden kommen lassen möchten. Selbst Meuchelmord und Falschmünzerei erleiden keine Ausnahme von dieser Regel. Zwangsarbeit in dem Arsenal von Alexandria auf zehn, zwanzig, dreißig Jahre oder auf Lebensdauer soll die Stelle der Todesstrafe vertreten.

(Schluß folgt.)

Die Armensteuer in England.

Ein englisches Blatt (der Morning-Herald) berichtet, daß in einem Kirchspiele in Gloucestershire die Güter nur unter der Bedingung verpachtet werden könnten, daß die Eigenthümer die Armensteuern (Poor rates) übernähmen; indem diese bereits so hoch wären, daß sie die Pacht selbst um zehn Schilling auf den Morgen überstiegen.

Statistische Notiz über Sicilien.

Nach dem lezten Census zählt Sicilien 1,780,000 E., von denen 300,000 Geistliche, oder Personen, die von geistlichen Revenuen leben. Es sind auf der Insel 1117 Klöster, die 30,000 Mönche und eben so viel Nonnen enthalten. Der Adel besteht aus sechs Herzogen, 217 Fürsten, 217 Marquis, 2000 Baronen und eben so viel niederen Edelleuten. In Palermo, das eine Bevölkerung von 150,000 Seelen hat, zählt man nicht weniger als 388 Kirchen.

Merkwürdige Naturerscheinung.

Zu Villanueva bei Campo in Spanien wurde am 20 September d. v. J. um halb fünf Uhr des Nachmittags an einem ungemein heiteren Tage die Sonne plözlich durch eine weiße Wolke verdunkelt. Bald darauf zeigten sich um dieselbe zwei concentrische Kreise, die in allen Farben des Regenbogens glänzten. Nach sechs Minuten verschwanden sie; und am Abende trat eine so heftige Kälte ein, wie man sie sonst gewöhnlich nur im Januar empfindet. Die Weinstöcke erfroren, und die Blätter und Stöcke sahen aus, als ob sie verbrannt worden wären.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 100. 10 April 1830.

Skizzen aus dem türkischen Asien. *)

1) Trebisonde.

Trebisonde, das alte Trapezunt, am schwarzen Meer, ist die Hauptstadt des Paschalik gleichen Namens, welches in O durch das Paschalik von Achalsik, im S durch dasjenige von Erzerum, im W durch die Paschaliks von Volo und Synope, in N durchs schwarze Meer begrenzt wird. Der von der Pforte ernannte Pascha steht unter den Befehlen des Seraskers von Erzerum; seine Gewalt ist nicht groß, da das Land unter mehrere großentheils erbliche Häuptlinge vom zweiten Rang getheilt ist, die gewöhnlich in offner Empörung gegen ihn begriffen sind. Diese Häuptlinge heißen Aga's, ehmals wohl auch Derebei's, welchen Titel jedoch die Pforte, als ihrer Oberhoheit zuwider laufend, unterdrückt hat. Sie wohnen in befestigten, oft mit Kanonen besetzten Schlössern, worin sie ihre Familie und ihre Schätze einschließen; lassen sich stets von einem Haufen Bewaffneter begleiten, machen Verordnungen, erheben Steuern und fliehen dann wieder in ihre Schlupfwinkel zurück, wo sie dem Pascha und selbst den Firmans des Großherrn trotzen. Schwer läßt sich eine größre Anarchie denken, als hier zu Lande herrscht; in Trebisonde selbst haben einzelne Privatleute ihre eignen Festungen, aus welchen heraus sie einander gegenseitig bekriegen, so daß man oft mehrere Tage hinter einander Nichts als Flintenschüsse aus den Häusern hört. Freilich verursachen diese Kämpfe mehr Lärm, als Gefahr, denn nach dem Treffen ist gar häufig Niemand getödtet oder auch nur verwundet. Wenige Tage nach meiner Abreise erfuhr ich, die ganze Volksmenge habe zu den Waffen gegriffen und den Pascha in seinem Schloß belagert, nachgehends aber, des Krieges überdrüssig, Jenem den Besitz seiner frühern Gewalt wieder eingeräumt. Bei so bewandten Umständen ist die Erhebung der Abgaben natürlich sehr schwierig und die Ausbeute entspricht der Fruchtbarkeit des Bodens nur wenig, so sehr sich auch der Pascha diesen Theil der Verwaltung in der Regel angelegen seyn läßt; doch sorgt die Pforte dafür, daß er aus seiner Verlegenheit bald befreit wird; selten führt ein Pascha sein Amt zwei bis drei Jahre, ohne daß sie ihm den Kopf abschlagen läßt.

Bekanntlich wurde das alte Trapezunt, der letzte Sitz des griechischen Kaiserhauses, von Mohammed II erobert. Noch jetzt sieht man da und dort Trümmer griechischer Gebäude aus den spätern Zeiten des Kaiserreiches, z. B. im W die Kirche der heiligen Sophia, im O eine Kapelle, die ursprünglich ein Tempel Apolls gewesen seyn soll, und in den Umgebungen, besonders auf Berggipfeln, griechische oder armenische Klöster. Sankt-Sophia hat die runde Form der meisten griechischen Kirchen; auf den Mauern bemerkt man noch einige Bilder in sehr schlechtem Geschmack; das Pflaster ist Mosaik; vier Säulen von roth geädertem Marmor tragen die emporragende Kuppel. Der Apollotempel ist achteckig. Trebisondes Bäder haben einen großen Ruf; der Mehrzahl nach rühren auch sie noch von den Griechen her; sie sind in geschmackvollem Stil aus Marmor erbaut.

Die Volkszahl wird von den Einwohnern selbst zu 60,000 angegeben, was mir, so weit ich nach dem regen Gewühl auf dem Basar und sonstigen öffentlichen Plätzen schließen konnte, keine zu hohe Schätzung bedünkt. Unter jenen mögen noch 7—800 Christen seyn, sowohl Griechen, als Armenier und Katholiken. Sie bewohnen ein besondres Quartier auf einem gegen das Meer zu sich abflachenden Hügel. Ihre Lage ist keineswegs die angenehmste, und steht den Verhältnissen, unter welchen die Christen in manchen andern Theilen des türkischen Reichs leben, sehr nach.

Bei der vorwaltenden Anarchie sind sie nämlich jedem Mohammedaner hingegeben, dürfen es mit Keinem verderben und fallen häufig als Opfer der Streitigkeiten, welche unter Jenen selbst herrschen. Ich habe mehrere dieser Unglücklichen gekannt, bei welchen man einiges Vermögen vermuthete, und die daher genöthigt waren, jeden Tag für zwei bis drei Piaster Kaffee zu verbrauchen, um nicht die Freundschaft der Caffeewirthe zu verlieren und von ihnen denunzirt zu werden.

Der Handel in Trebisonde ist ziemlich lebhaft, doch mehr auf Aus- als Einfuhr beruhend. Nach Konstantinopel versendet man Hanf, Linnen, Tauwerk, Fischernetze, Tabak, Wachs und verschiedne Metalle, und führt dagegen gemünztes Geld, Tuch, einige Luxusartikel, ein. Nach Rußland werden getrocknete Früchte, Tabak, allerhand Zeuge verschickt, der bedeutendste Handel jedoch wird mit Sklaven getrieben. Es sind Kriegsge-

*) Voyages en Orient par V. Fontanier, de l'année 1821 à l'année 1829.

fangne der wilden Bewohner des Kaukasus, ihren Eltern geraubte Kinder aus Mingrelien und Güriel, zuweilen sogar Kinder, die von ihren eignen Eltern verkauft werden. Gewöhnlich werden sie aus Anapa geschickt; andere kommen aus den Küstenstrichen des schwarzen Meers. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Trebisonde befanden sich etwa zweihundert im Hafen, aus verschiedenen Nationen, welchen man jedoch allen den Namen Georgier beilegte. Uebrigens entspricht die Behandlung dieser Weißen keineswegs derjenigen der Neger, und die meisten derselben sind mit ihrem Schicksal nicht im Mindesten unzufrieden. Nur reiche Leute können sich Sklaven kaufen, von welchen diese dann mehr wie Kinder des Hauses, denn als Diener behandelt werden, so daß man alle niedrige Arbeiten nicht ihnen, sondern gemietheten Leuten überträgt. Sie selbst bilden, wohl gekleidet und bewaffnet, das Gefolge des Herrn, für welchen sie nur solche Dienste verrichten, welche man für etwas Ehrenvolles ansieht, und wie der Sohn sie dem Vater leistet. Nicht selten heirathen sie sogar in die Familie. Das Loos der Sklavinnen ist, je nach ihrem Geist und ihrer Schönheit, mehr oder minder glänzend. Oft werden sie unumschränkte Gebieterinnen des Harems, und nur, wenn sie zu altern anfangen, ist ihre Lage zu bedauern, indem man ihnen dann die geringeren Dienste des Hauses überträgt. Dieser Sklavenhandel nimmt durch die Vorkehrungen der russischen Regierung von Tag zu Tag mehr ab; ich zweifle aber, ob ihr Dieß von jenen Völkerschaften gedankt wird. Knaben und Mädchen werden sich noch lang nach den glänzenden Aussichten sehnen, welche ihnen das Sklavenleben darbot.

Trebisonde ist ein Durchgangsplatz für die Kaufleute, welche zwischen Persien und der Türkei zu Land und zu Meer handeln. Europäischer Handel wird daselbst durch genuesische und ragusanische Fahrzeuge betrieben, die gewöhnlich Korn oder Salz absetzen und dafür an der Küste Anatoliens oder Abasias Buchsbaum-Holz einnehmen, welches sie nach Konstantinopel verführen. Zugleich schwärzen die Kapitäne dort sehr vieles Kupfer ein, ja manche haben sogar nicht verschmäht, den Handel mit Sklaven zu unterstützen, indem sie diese als Rückfracht nach Konstantinopel mitnehmen. Uebrigens wagen sich die europäischen Schiffe nur im Frühling und Sommer auf das gefährliche schwarze Meer. Ein solches Schiff hatte im Jahr 1826 zuerst die Nachricht von der Zerstörung des Janitscharen-corps gebracht, was keine kleine Bestürzung in der Stadt bewirkte. Vom Großherrn war nämlich damals Befehl gegeben, kein türkisches, von der anatolischen Küste gekommnes Schiff nach Konstantinopel ein, oder von dort auslaufen zu lassen, denn er wußte wohl, daß von dort her die Unbotmäßigsten seiner Unterthanen kamen, und die Janitscharen einem sehr großen Theil nach aus Bewohnern Anatoliens bestanden. Als dann die ersten Flüchtigen anlangten, begab sich der Pascha von Trebisonde alsbald nach der Flotte, um die Küstenbewohner an etwaigen Unruhen zu verhindern. Die Flüchtlinge erzählten das dreitägige Blutbad, den Brand der Kaserne, die Ertränkungen und Verbannungen, und verbreiteten dadurch einen solchen Schrecken, daß Niemand für die Gefallenen zu sprechen wagte, ja die eifrigsten Anhänger der Janitscharen erhoben jetzt zuerst ihre Stimme gegen sie. „Die Schurken!" sagte im französischen Konsulat einer der gefürchtetsten Häuptlinge, „die sich gegen unsern Herrn aufzulehnen wagen. Wär ich nur dabei gewesen, als er den Sandschack-Scheriff entfaltete, mein Säbel und meine Pistolen hätten was zu thun bekommen! Der Sultan ist der Sultan, und wenn er Köpfe will, so hat er das Recht, sie zu nehmen. O Aga-Pascha hat wohl gethan. Wir waren sonst Kumpane zusammen und ich hätte bei ihm seyn mögen, um ihm beizustehen." Trotz dieses Redestromes war der arme Mann über sein eigenes Schicksal keineswegs beruhigt; er bat mich, ihm ein Mittel anzugeben, wie er sein Compagniezeichen, das er auf den Armen eingeätzt hatte, wegbringen könnte. Ein solches Abzeichen trugen nämlich alle Janitscharen, und ließen es, wenn sie irgendwo Respekt einflößen wollten, nachläßig sehen, indem sie wie zufällig den Aermel aufstreiften und dabei mit Kraft und Würde schnaubten.

Mehrere Häuptlinge erkundigten sich sogar bei dem Consulat, ob sie wohl sicher entfliehen könnten. Wir beruhigten sie möglichst, aber ein Ereigniß, das die ganze Volksmenge in Schrecken setzte, hätte ihnen beinah wieder alles Vertrauen benommen. Ein italienischer, dem Wein sehr zugethaner Schiffs-Capitän lag im Hafen, und ließ aus Gelegenheit einiger Gesundheiten, die er ausbrachte, mitten in der Nacht seine Kanonen abfeuern. Bei diesem ungewohnten Lärm glaubte man, das Kopfabschneiden fange an, sandte gleich mit Tagesanbruch Botschaft um Botschaft ins Consulat, und nur mit Mühe gelang es dem Consul die Aengstlichen zu beruhigen. Man sieht hiebei, wie nothwendig und wie schwierig zugleich eine europäische Polizei in dergleichen Städten ist.

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicanische Räuber

(Fortsetzung.)

Ich blickte umher; unwillkührliches Beben faßte mich beim Anblick der großen Zahl der Räuber. Fünfzehn bis sechszehn waren beschäftigt, Wagen und Gepäck auszuplündern; Einer leerte eben einen mir gehörigen Mantelsack und warf meine schönen mexicanischen Kleider Stück für Stück auf den Boden. Dort wurden sie alsbald von Andern aufgerafft, indem Jeder nach Dem griff, was ihm am Meisten gefiel. Der, welcher den Mantelsack in Händen hielt, setzte seine Untersuchungen fort. Er fand einige seltene Goldstufen, die ich mir in den Minen verschafft hatte, warf sie aber nach einem flüchtigen Blick weg; endlich, als die geheime Tasche von ihm entdeckt worden, griff er auch dort Nichts aus, als eine kleine Anzahl Dollars. Seine Wuth, seine Flüche waren unbeschreiblich. Von Neuem sprang er zum Wagen, hob Kissen und Sitze auf, und spürte jeden Fleck aus, ob kein Gold vorhanden sey. Ihrer zwanzig lagen unter den Bäumen ausgestreckt, ihre Pferde neben sich, Pistolen im Gürtel, und den bloßen Säbel an einem schwarz ledernen Riemen am Handgelenk hängend. Andre hielten im Schatten der Fichten gruppenweis auf den Pferden.

Auf einem gelichteten Fleck, wo nur wenige Bäume waren, ſtand ein Dutzend Pferde beiſammen, auf welchen die Leichen der getödteten Räuber queer über gebunden lagen. Vier Banditen gingen mit bloßem Säbel vor zwei Bäumen auf und ab, an welche man die Frauenzimmer, den Rücken gegen den Schauplatz der Plünderung gewandt, angebunden hatte; und ſieben bis acht andre feſſelten die zwei jungen Poſtillone an die Wagenräder. Die meiſten von der Bande trugen Larven; einige hatten dieſelben abgenommen, wahrſcheinlich aber falſche Bärte vor. Man ſchien insgeſammt unzufrieden r[illegible] dem Erfund der Beute, und auf Mehr gerechnet zu haben. Einige Reiter ſprengten im Galopp herbei und riefen: „Habt Ihr nicht gehört, ſoll man den Hauptmann hier erwarten, oder aus einander gehen und Jeder einzeln im Nachtlager ſich einfinden?"

„Nein!" erwiederte ein Mann, der ganz in meiner Nähe ſtand und das Gepäck zu bewachen ſchien, „wir ſollen ihn hier erwarten; er kann nicht lange mehr ausbleiben."

„Wohin hat er ſeinen Bruder gebracht?" fragte der Erſte. „War Der ſchwer verwundet?"

„Eine Kugel im Kopf! er muß ſchon todt ſeyn. Der Hauptmann wird auf die Hacienda gegangen ſeyn, ihm etwa noch Hülfe zu verſchaffen; jetzt muß er aber mit Nächſtem wieder zu uns ſtoßen."

„O jala! wo bleibt er ſo lang! das verdammte Schießen wird alle Truppen aus Acajeta auf die Beine bringen. Sicherlich bekommen wir die Soldaten auf den Leib."

Alles wurde wieder ſtill, und ich vernahm bloß noch den Tritt der Wachen und das Geflüſter der Räuber. Ich hatte die Augen geſchloſſen; denn einige waren auf mich zugegangen. Als ich hörte, daß ſie ſich wieder ein Wenig entfernt hatten, wagte ich, den Blick von Neuem etwas aufzuſchlagen. Ich ſah nach dem Ort hin, wo die Pferde mit den aufgebundenen Leichen ſtanden und wunderte mich über die große Anzahl der letztern; denn kaum mochten ſo viele Schüſſe von unſrer Seite gefallen ſeyn, als Todte da waren; ſie mußten einander im Getümmel wohl ſelbſt getroffen haben. Plötzlich ſprengte eine der Wedetten an, und rief: „zu Pferd! zu Pferd! die Soldaten von Acajeta rücken an und ſtreifen im Wald. Wir müſſen uns aus dem Staub machen."

„Man muß den Hauptmann erwarten; er wird bald da ſeyn" riefen mehrere Stimmen neben mir.

„Gut denn!" erwiederte der Neugekommene; „habt Ihr Alles ausgeſucht? — Was fangen wir mit dieſen Todten an."

„Die mögen hier liegen bleiben!"

„Seltſam iſt doch" ſagte einer, „daß wir ſo wenig Gold bei den Engländern fanden. Sie müſſen einen Theil irgendwo verſteckt haben."

„Ja! ſuch Du nur," erwiederten lachend einige von der Bande, „Du wirſt nicht viel Mehr finden. Jedenfalls aber theilen wir."

Zwei ſtiegen ab; ſchnell ſchloß ich wieder die Augen.

„Wenigſtens muß man doch ſehen, ob ſie Nichts an ſich haben," ſagten Jene, und hoben N.'s und R.'s Leichen auf; „laß uns einmal ſehen." Sie waren ſchnell damit fertig, und ich ſchauderte, daß es nun an mich kommen würde; denn mein Athem war ſchwerer geworden, und ich durfte kaum hoffen, ihnen denſelben verbergen zu können. Einer legte Hand an mich, und wollte mir eben die Uniform ausziehen. Was ich befürchtet hatte, geſchah: ich war ſo ſchwach, daß ich den Athem nicht unterdrücken konnte. Der Räuber fuhr auf und ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus. Ich war alſo entdeckt und öffnete die Augen. Eine wilde Geſtalt, mit ſchwarzem Bart und borſtigen Knebeln beugte ſich über mich. „Hola!" rief er mit einem wilden Lächeln, „da lebt noch ſo ein Hund!"

„Teufel!" ſchrien die Andern, und liefen durcheinander herbei. Ich ſprach kein Wort; bewegungslos erwartete ich den Tod mit jeder Sekunde. Die Kraft fehlte mir, mich ſtark nach dem Leben zu ſehnen, und ich wußte, daß jede Bitte um Gnade vergeblich ſeyn würde.

„Verdammniß über den Ketzer!" rief Einer, und ſchleuderte ſeine Lanze nach mir. Ich ſchauderte, und wandte mich mit großer Anſtrengung etwas auf die Seite. Die Waffe fuhr neben mir in den Boden.

„Hombre! Hombre!" ſagte ein Andrer, „no le matas el pobre!" (tödte den armen Kerl nicht.)

„Ein verdammter Ketzer!" entgegnete der Erſte; „laß mich ihn umbringen; ſie haben uns mit ihrem verfluchten Feuer genug Kameraden getödtet."

„Nein, Kamerad, laß ihn! Wir haben ihrer genug getödtet; dieſen auch noch, wär' eine Sünde. Laß ihn; ſo haben wir Weniger zu verantworten."

Dieſe Ermahnung ſchien zu wirken. Ich hatte mich wieder etwas erholt, als das Geräuſch eines in vollem Rennlauf Herbeiſprengenden meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war der Hauptmann, der ſchon von Weitem rief. „Schnell fort! das verdammte Schießen hat alle Uniformen auf die Straße gebracht."

„Da lebt noch ſo ein Engländer" ſagte Einer, „was ſollen wir mit ihm anfangen?" „Lebt noch?" fragte der Hauptmann, indem er abſtieg, „Wer iſt es?" — „Wir wiſſens nicht." Jener zog ein langes Meſſer aus ſeinem Stiefel von Damhirſchleder, wandte ſich nach der an einen Baum gebundnen Kammerfrau und rief wüthend: „Iſts einer von Denen, die geſchoſſen haben?" — „Si Senor" (ja mein Herr) erwiederte ſie ohne Beſinnung, entſetzt über den Blick des Banditen.

„Der Hund!" murmelte er und ſprang gegen mich zu. „Quartel por el amor de dios!" ſagte ich — „Bitte die Hölle um Gnade!" erwiederte der Räuber, und ſetzte mir den Dolch auf die Bruſt. Ich ſuchte mich zu erheben, ſank aber wieder zurück, und konnte Nichts thun, als Hände und Arme vorhalten. Er ſtemmte ſein Knie gegen meinen Leib, und unverweilt fuhr das Meſſer durch meine rechte Hand in meine Bruſt. Ich ſah den Stahl herausziehen; er blitzte mir vor dem Geſicht; ein Blutſtrahl ſprang hoch auf, und wieder und abermals wieder ſenkte ſich die Klinge in meinen Leib. Ich weiß noch, daß ich dagegen Widerſtand zu leiſten ſuchte; alsbald aber war ringsum Dunkel und Verwirrung; ich ſank in Ohnmacht.

Erst nach langer Zeit kam ich allmälig wieder zum Bewußtseyn. Ein dunkles Ding stand vor mir; ich unterschied endlich, daß es unsre Kutsche war. Nach und nach gewahrte ich auch wieder die hohen Fichten, den Wald, die ganze Umgebung. Ich empfand einen brennenden Durst; es war, als ob Feuer in meiner Kehle wäre, und meine bebenden Lippen bewegten sich, Wasser zu fordern; aber ich konnte keinen Laut hervorbringen. Eben so wenig vermocht' ich mich zu bewegen; ich war wie an den Boden geheftet. Aus der Stille umher schloß ich, die Räuber seyen fort. Nach mehreren Versuchen brachte ich endlich einige undeutliche Worte hervor. „Hombre" sagte ich langsam und mühvoll, „Hombre ..... gieb ..... Wasser ..... um der heiligen Jungfrau willen." Niemand antwortete.

„Ist denn ..... kein Mensch ..... da ..... der mir Wasser giebt?" wiederholte ich in Verzweiflung. „Still!" murmelte eine Stimme neben mir; „sie sind noch nicht fort!"

„Nein wahrlich!" rief eine andre Stimme, und alsbald kamen drei Räuber hinter der Kutsche hervor, indem sie zugleich fragten, Wer gesprochen habe.

„Ich," erwiederte Der, welcher mir Stille geboten.

„Nein! es war ein Andrer. Schnell! Wer wars?"

„Einer der Engländer."

„Was, noch nicht todt? Der Kerl hat ein zäheres Leben, als eine Katze!" Der Eine nahte sich mir, und nach seiner drohenden Mine schloß ich, er wolle mir den Dolch in den Leib stoßen. „Erbarmen" stöhnte ich, „lasset mich sterben ..... ich habe nur noch wenig Leben ..... nehmt Alles ..... Alles ..... nur laßt mich ruhig sterben."

„Warum hast Du Dich zur Wehre gesetzt, verdammter Dummkopf!"

Ich antwortete nicht. Einer sagte schnell: „Ihr müßt noch sonst wo Dublonen haben. Wo sind sie? Wir wissen, daß Du hast. Sprich, oder ich mach Dir den Garaus."

Jetzt fiel mir ein, daß ich mein Gold und Silber an verschiedne Orte gethan hatte, um wenigstens einen Theil zu retten, falls uns Etwas zustoßen sollte. Unter Anderm enthielt ein kleiner Reisesack unter dem Wagenteppich zwanzig Dublonen. Der mochte ihnen leicht bei der Plünderung entgangen seyn. Ich sagte also, es sey noch mehr Gold da.

„Wo? wo?" schrien sie.

„Aber Ihr schenkt mir das Leben?"

„Ja! ja! ja! nur schnell, wo ist das Gold?

„Schwört bei der heiligen Jungfrau, daß Ihr meines Lebens schonen wollt!"

„Wir schwören es."

Sie fanden den Sack nicht ohne Schwierigkeit, und leerten ihn, ohne das Gold aufzuspüren. „Wo ist es, Kerl? Du hast gelogen," schrien sie drohend, „Nein," stammelte ich, „in einem Besteck ..... die Dublonen" ..... Sie entdeckten die Beute und schwangen sich in Sattel. „Lebe wohl, glückliche Reise nach der Hölle!" und weg sprengten sie in vollem Galopp. Bald verlor sich der Hufschlag ihrer Pferde in der Entfernung.

Uebersicht der neuesten Civilisationsfortschritte in Egypten.

(Schluß.)

Früher wurden Reclamationen, Klagen und Rechtshändel, kurz Alles, was den Staat oder Einzelne betraf, vor das Forum des Kiaja-Bei gebracht, welcher der erste Minister an dem Hofe des Vicekönigs ist; für wichtige Fälle hatte sich Se. Hoheit die Entscheidung selbst vorbehalten. Im Jahr 1824 änderte der Pascha diese Einrichtung dahin ab, daß er aus sämmtlichen Ministern, den Generaldirektoren und mehreren der hohen Staatsbeamten einen Diwan bildete, den er bei Gelegenheit zu Rathe zog; und im vorigen August that Ibrahim-Pascha diesem Diwan in feierlicher Versammlung kund, daß sein Vater, um in das Verwaltungs- und Rechtswesen mehr Ordnung zu bringen, sich über den Zustand der Provinzen genauer zu unterrichten und etwa eingeschlichenen Mißbräuchen leichter steuern zu können, beschlossen habe, die Nas'r (Gouverneurs), die Kaschifs (Präfekten) und die Angesehensten unter den Scheichs-el-Beled (Vorsteher in Dörfern und Städten) zusammenzurufen. In Folge Dessen nahmen die bezeichneten Staatsbeamten, wozu noch der oberste Ulema jeder der vier orthodoxen Sekten des Islams und drei Scherifs oder Emirs (wie es denn dieser angeblichen Abkömmlinge des Propheten überall giebt) ihren Sitz in dem Diwan, der jetzt aus ungefähr 160 Personen (28 Nas'r und Kaschifs und 93 Großscheichs, meist aus Niederegypten) bestand, und der ehemalige Staatssecretär des Vicekönigs, Habschi-Ibrahim-Effendi, eröffnete am 26 des Monats Rebib-evel im J. der Hedschr. 1207, die Sitzung. Ibrahim und Abbas-Pascha, Sohn und Enkel des Vicekönigs, so wie dessen Eidam Mohammed-Bei wohnten als einfache Mitglieder bei und alle Verhandlungen geschahen auf dem Fuß vollkommner Gleichheit. Wer sprechen will, bittet um das Wort und spricht, wenn die Reihe an ihm ist. Der Präsident sammelt die Stimmen und nach der Mehrheit derselben folgt die Entscheidung. Inzwischen haben sich die Scheichs und Kaschifs (Memurs), nachdem sie sich des Gegenstandes ihrer Sendung entledigt, in ihre Provinzen zurückbegeben; aber die Sitzungen des Diwans dauern fort, und der Vicekönig läßt demselben alle Angelegenheiten des Staats und der Finanzen durch einen seiner Minister, gewöhnlich den Staatssekretär Habib-Effendi, den Vater von Abbi-Effendi, welcher die ersten Zöglinge nach Frankreich führte, vorlegen und — was merkwürdig ist — die Entscheidungen dieser Versammlung ergehen **direkt** an die Minister, an die Generaldirektoren und selbst an die Präfekten. Noch mehr, diese Beamten können sich mit Anfragen über einen oder den andern wichtigen Fall unmittelbar an den Diwan wenden, und eben so unmittelbar wird ihnen die Erklärung des Diwans zugesandt; auch Privatpersonen haben das Recht, Petitionen einzureichen, die sofort berücksichtigt werden. So ist diese Versammlung, ohne gerade eine repräsentative Kammer zu seyn, denn doch mehr als ein bloßes berathendes Collegium. Die Einführung von Provinzialdiwans in der Person der Memurs und Scheichs-el-Beled und die Anerkennung des Grundsatzes der Gleichheit vor dem Gesetz sind bis jetzt die wichtigsten Arbeiten der Volksvertreter von Kairo. Asis-Effendy, der Sekretär dieser Versammlung, war Anfangs zugleich Redacteur der Staatszeitung, verlor aber diesen Posten, weil er die Abstimmungen so sehr mit stilistischem Schmuck, selbst mit Versen, überlud, daß sie nicht mehr zu erkennen waren. Gegenwärtig wird bloß referirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 101 und 102. 11 und 12 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten englischen Pfarrers Dr. Parr. *)

Seit Dr. Johnson ist kein Schriftsteller von der Bühne getreten, über den selbst in den gewöhnlichen Zeitungen so Viel geredet worden wäre, als Samuel Parr, der tiefste Gelehrte und der scharfsinnigste Kritiker des Zeitalters, wie ihn seine Verehrer nennen, die ihn als classischen Philologen unbedenklich den Bentley's und Porson's, und als englischen Classiker in Bezug auf Würde, Kraft, Fülle und Gediegenheit der Sprache den Taylor's und Johnson's an die Seite stellen. Ueberdieß war Dr. Parr ein großer Moralist, ein gründlicher Theolog, ein tiefer Metaphysiker, ein wohlunterrichteter Jurist und ein furchtbarer Streitredner. Aber nicht diese Vorzüge, die er in einem hohen Grade vereinigte, sind es, was der Lebensgeschichte dieses Mannes auch außer England ein so besonderes Interesse verleiht, sondern es ist der ausgezeichnete Rang, den er, gleich Warburton und Johnson, in der Gesellschaft einnahm, als Repräsentant derjenigen wissenschaftlichen Schulbildung, wie sie England eigenthümlich besitzt; es ist das enge und vertraute Verhältniß, in dem er zu so vielen der ersten Männer des Staats stand und das ihn in den Stand setzte, auf deren Meinungen und Entschließungen keinen geringen Einfluß auszuüben. Eine solche Stellung des Gelehrten giebt es auf dem Kontinent nicht. Diese Erscheinung erklärt sich aus der abweichenden Art von Erziehung, welche der Reiche und Vornehme in England, und welche er in dem übrigen Europa erhält. Die Burke's, Fox's, Canning's, Mac Intosh's sind alle Zöglinge classischer Schulen und Collegien — und als solche haben sie einen ungemeinen Respekt vor classischer Gelehrsamkeit, deren Werth sie mehr oder weniger schätzen lernen, und von der sie selbst eine starke Farbe annehmen. Durch die hierarchische Verfassung des Landes werden endlich auch der Gelehrte und der Staatsmann einander persönlich näher gerückt.

Samuel Parr, geboren zu Harrow am 15 Januar (a. St.) 1747, war der Sohn eines Wundarzts und Apothekers in diesem Städtchen, der ihn selbst in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtete. Von seinem sechsten Jahr an besuchte er die Schule des Orts, die damals zu den besten in England gehörte, und ohne welche er wahrscheinlich verurtheilt gewesen wäre, bei seines Vaters Leisten zu bleiben. Die englischen Blätter lassen nicht unerwähnt, wie er eine frühzeitige Neigung zum geistlichen Stand verrieth, wie er schon als neunjähriger Knabe eines von seines Vaters Hemden als Chorhemd anthat, seiner Schwester und seinen Basen predigte, und einem Vogel oder einer Ziege eine christliche Leiche hielt. Eines Tages saß er mit großer Gravität unter der Kirchthüre zu Harrow, während seine Kameraden spielten. „Warum spielst Du nicht mit den Andern?" rief sein Lehrer. „Wissen Sie nicht, Herr?" erwiederte der Knabe mit ernster Würde, „daß ich ein Pfarrer werden will?" Parr selbst pflegte zu erzählen, daß Sir William Jones, der einer seiner Mitschüler war, als sie einmal mit einander spazieren gingen, plötzlich stillstand, ihn scharf ansah und sagte: „Parr, wenn Du das Glück hast, vierzig Jahr alt zu werden, so ist es möglich, daß Du dein Amtsgesicht einholst." Zwischen Bennet, Parr und Jones bildete sich eine vertraute Freundschaft, die auch in spätern Jahren fortdauerte, obgleich Sir William vom Schicksal bald fern von den beiden geführt wurde, und Dr. Bennet sich auf der irischen Bischofsbank niedersetzte. Allein

Memor
Actae non alio rego puertiae
Mutataequo simul togae

blieb der Mann und Bischof in seinem Benehmen gegen Parr noch immer der harrower Schulknabe, d. h. es fand noch immer das Recht der Schulknaben statt, einander bei Schwächen zu hofmeistern und bei Verstößen auszulachen. Die Drei declamirten, schrieben und führten Komödien auf, und forderten einander zu Wettkämpfen gleich den Helden des Alterthums heraus, bis Parr in einem Alter von vierzehn, als er jetzt der Chorage der Schule war, nach seines Vaters Laden wandern mußte.

Bei den außerordentlichen Fortschritten in den alten Spra-

*) Memoirs of the Life, Writings and Opinions of the Rev. Samuel Parr, L L D., with biographical Notices of many of his Friends, Pupils and Contemporaries. By the Rev. Will. Field 2 Voll. Lond. 1828. The Works of Samuel Parr, L L D., Prebendary of St. Paul's, Curate of Hatton etc.; with Memoirs of his Life and Writings and a Selection from his Correspondence, by John Johnstone, M. D., Fellow of the Royal Society etc. VIII Voll. Lond. 1828.

chen, welche Parr gemacht, und der Leidenschaft für classische Literatur, und für Literatur überhaupt, die er gefaßt hatte, darf man sich nicht wundern, daß seine Verwandlung in einen angehenden Wundarzt oder Arzt nicht gelingen wollte. Während der drei oder vierjährigen Probezeit, die er diesem Beruf widmete, las er einige medicinische Bücher und wohnte einigen chirurgischen Operationen bei, aber philosophische und metaphysische Forschungen, und Uebungen in lateinischer und griechischer Prosodie hörten nicht auf, ihm Haupt- und Lieblingsbeschäftigung zu seyn. Aergerlich darüber, wenn man ihn von seinem Aristoteles abrief, um eine Mixtur zu bereiten, beging er nicht selten den Muthwillen seinem Vater in seinen Recepten Schnitzer nach zu weisen. Der alte Herr konnte seinerseits auch ärgerlich werden und sagen: Samuel, zum Teufel mit Deinem Latein, mach Du Deine Medizin. Allein Stößel und Mörser, Lanzette und Zange, waren kein Geräthe für einen solchen Geist und der kritisirte Vater mochte sich zuletzt selbst davon überzeugen, indem er seinem Sohn erlaubte, den Mediziner mit dem Theologen zu vertauschen, und ihn das Immanuelcollegium in Cambridge beziehen ließ.

In diesem Collegium fand er treffliche Lehrer, die ihm jeden Vorschub leisteten, um ihn rasch vorwärts zu bringen. Er hatte jedoch noch nicht sein zwanzigstes Jahr erreicht, als der Tod seines Vaters ihn der Mittel beraubte, seine Studien in Cambridge fortzusetzen, und ihn nöthigte die Stelle eines ersten Gehülfen an der Schule zu Harrow anzunehmen. Hätte er gewußt, sagt man, daß sein Vermögen noch aus drei Pfund Siebzehn Schilling bestand, so hätte er der Alma noch nicht Lebewohl gesagt. Trotz der kurzen Zeit von 14 Monaten, die Parr in Cambridge zubrachte, zeigte er sich — ganz anders als Gibbon gegen Oxford — immer als einen dankbaren Sohn dieser Hochschule, an der er den wissenschaftlichen Geist und den Sinn für classische Bildung nie genug zu rühmen wußte, für diese Bildung, „die Keiner geringschätzt, der sie besitzt, und kein redlicher Mann herabsetzt, der sie nicht besitzt.“ Im J. 1707 trat er sein mühsames Lehramt an, in welchem er mit unausgesetztem Eifer fünf Jahre wirkte. Sheridan war einer seiner dortigen Zöglinge. Er äußert über diesen reichbegabten Staatsmann und Dichter: „Ich und mein gelehrter College entdeckten Talente an ihm, für deren Entwicklung in dem Schulkreise wir beide Nichts thun konnten. Wir hatten eine hohe Meinung von ihm, ob er uns gleich wenig Gelegenheit gab, ihn zu loben.“ Durch dieß Zeugniß widerlegt sich die allgemein verbreitete Meinung, daß Sheridan in der Schule für einen Simpel gegolten habe. An seinem Hang zur Indolenz und Zerstreuung läßt sich übrigens nicht zweifeln. Parrs Neigungen waren davon das gerade Gegentheil. War er nicht in Anspruch genommen als Lehrer, so betrieb er seine philosophisch-religiösen Studien und bereicherte seinen philologischen Sprachschatz aus alten und neuen Quellen.

Im Jahr 1769 erhielt er die geistliche Weihe, und übernahm die Obhut über zwei Kirchspiele, die 5 bis 6 Meilen von seiner Schule entfernt lagen; und als zwei Jahre darauf der Direktor der Schule (master) zu Harrow starb, hoffte er, sein Nachfolger zu werden. Allein Einfluß überwog, und die Curatoren zogen ihm — angeblich wegen seiner Jugend — einen Nebenbuhler vor, ob ihn gleich damals bereits die große Perücke umflatterte, welche später so berühmt wurde, wie es nur immer eine Perücke werden kann. Unwillig über das erlittene Unrecht brach er seine Verhältnisse mit Harrow ab und gründete in dem benachbarten Städtchen Stanmore eine eigene Schule. Da er einer weiblichen Gehülfin bedurfte, so heirathete er. Seine Wahl fiel nicht glücklich aus. Miß Jane Marsingale war eine kalte, eigensinnige und formelle Person, aufgezogen, wie er zu sagen pflegte, mit Eis — und Frost; hastig, gallsüchtig, befehlshaberisch und launenvoll, mit andern Worten eine Xanthippe, die seine sokratische Geduld oft auf harte Proben stellte. Vierzig von seinen harrower Schülern folgten ihm nach Stanmore, in Kurzem zählte er noch zwanzig mehr; dessen ungeachtet konnte er sich nur wenige Jahre behaupten. Unvorhergesehene Ausgaben und die wankelmüthige Gunst des Publikums waren die einzige Ursache; er vertauschte daher sein Institut zu Stanmore mit der lateinischen Schule (grammar school) zu Colchester.

Das Griechische machte eine Hauptrubrik in Parr's Unterricht aus. Nihil sumus sine Graecitate, rief Erasmus und dachte Parr. Am Liebsten traktirte er die griechischen Dramatiker, welche er die schwierigste und ehrenvollste Aufgabe des Schulmanns nannte, und die er nicht müde wurde, zu erläutern und zu repetiren. Wirklich wußte er eben so sehr seinen Schülern eine lebendige Bewunderung für die Meisterwerke des classischen Alterthums einzuflößen, als er selbst reife Gelehrte, die seinen Lektionen beiwohnten, durch die Leichtigkeit, Feinheit und Schärfe seiner Auslegungen in Staunen versetzte. Sein Gedächtniß versah ihn immer mit einer Menge pikanter Parallelstellen, die er ore rotundo herdonnerte; jede Lection war eine reichhaltige Vorlesung. Einmal spielten seine Schüler vor einer ansehnlichen Versammlung von Gelehrten den Oedipus Tyrannus von Sophokles mit vielem Beifall, und er gedachte jedes Jahr ein griechisches Stück zu geben. Besonders Viel hielt er auch darauf, die Knaben griechische und lateinische Verse auswendig lernen zu lassen. Dabei verabsäumte er stilistische Versuche in der Muttersprache nicht; er hatte seine englische eben so sorgfältig studirt, als seine griechische Metrik, und war nicht weniger stolz darauf, als auf sein classisches Wissen. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller rühmen die belehrende und unterhaltende Beredsamkeit, mit welcher er sich über die seinen ältern Zöglingen aufgegebenen englischen Ausarbeitungen verbreitete.

Parr's System, so beifallswürdig in den meisten Beziehungen, dürfte doch nicht von Jedermann gebilligt werden. So soll er z. B. ein großer Freund von Faustkämpfen unter seinen Schülern gewesen seyn, und es soll zwischen diesen und ihrem Lehrer ein stillschweigender Vertrag bestanden haben, vermöge dessen sie ihre Streitigkeiten auf einem gewissen Platz ausklämpften, wo er von seinem Zimmer aus zusehen und sich an dem Kampfspiel ergötzen konnte, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben. Wie aber zu athletischen Uebungen, so munterte er sie auch zu literarischen Klopffechtereien und muntern Tischunterhaltungen auf, und das Gewicht seiner Gelehrsamkeit und seiner

Perücke hielt ihn nicht ab, in die eigenthümliche Lust und das Dichten und Trachten der Jugend einzustimmen. Man weiß von Johnson, der gleich Parr sich im Schulstaub herum trieb, daß er den Stecken tüchtig handhabte. Dürfen wir den zahlreichen Anekdoten glauben, welche Parrs Schüler und Freunde von ihm erzählen, so that er es in dem Werk der Zuchtmeisterei jenem noch zuvor und wetteiferte mit dem berühmten Dr. Busby, der von sich zu sagen pflegte, er habe sechzehn Bischöfe zu gleicher Zeit auf der Bank in dem Haus der Pairs, die alle der Kraft seines pädagogischen Armes verdankten, was sie seyen. Parr unterschied jedoch beim Gebrauch dieser Zauberruthe zwischen Knaben von Talent und Dummköpfen, die erstern schonte er unbarmherzig, die letztern aber schonte er wo möglich. Ein jetzt berühmter Theolog, welcher in seiner Schule das Prädikat der Mittelmäßigkeit Anfangs führte, genoß eine Zeitlang die dieser Kategorie zugestandene verhältnißmäßige Immunität, als der erste Gehülfe eines Abends Parr anzeigte, daß er glaube entdeckt zu haben, der Bursche habe Kopf. „Wirklich glauben Sie?" brüllte der Doctor, „dann beginnt morgen früh das Peitschen." Fragte man ihn nach Jemand, den er geschult hatte, ob Dieß der Fall wäre, so antwortete er gewöhnlich: „Ja ich habe ihn gepeitscht." Eine Dame, der er einen seiner Zöglinge vorstellte, redete er folgender Maßen an: „Gnädige Frau, erlauben Sie mir einen alten Schüler bei ihnen einzuführen, den ich oft geprügelt habe, und der, wie ich Sie versichere, nur um so besser gerathen ist." So erlangte er einen Ruf von Strenge, der ihn zum Schrecken der Mütter machte. Einer seiner Schüler bemerkt, es sey für Jeden, nur nicht für den Betheiligten, äußerst amüsant gewesen, zu beobachten, mit welchem Ausdruck von Behaglichkeit im Gesicht der Doctor aus seinem Bündel von Stecken das Instrument zu einer Exekution aussuchte, und wie man ihm die Ueberzeugung ansah, daß die Züchtigung ersprießlich sey, und den Entschluß, daß er trotz dem Geschrei des Pöbels seine Pflicht thun werde. Nichts destoweniger sprach er sich in einigen Gesprächen gegen das Schlagen der Kinder aus, und versicherte, daß Worte ihm bessere Dienste leisteten als der Stecken, und daß die Jungen Nichts mehr fürchten, als einen Verweis und eine Beschämung vor der ganzen Schule. Von allen Seiten wird zugestanden, daß er ein ungemeines Talent besaß, die Neigungen und Anlagen seiner Schüler zu erkennen. Sein Hauptaugenmerk ging immer dahin, Sinn für Ehre und Achtung für Wahrheit einzuprägen — eine Eigenschaft, die er als die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung betrachtete, während ihm Nichts so gefährlich und sittenverderblich schien als Falschheit. In Stanmore war es, wo der Doctor zuerst dem Tabakrauchen huldigte. Seine Pfeife verschwisterte sich in der Folge mit seinem Bild wie seine Perücke. Wir werden Gelegenheit finden, auf seine Pfeife zurückzukommen.

Caillié's Reisen in Africa.

4. Uebersicht von Caillié's großer Reise.

Caillié's ganze Reise durch Afrika währte 508 Tage; davon gehen aber ab 301 Tage, während deren er sich an verschiedenen Orten *) aufhielt, so daß er im Ganzen nur 207 Tage unterwegs zubrachte. Die Berechnung einer Caravanenreise hat, da von Krümmungen und Umwegen zu abstrahiren, und nur die gerade Entfernung eines Punkts vom andern in Anschlag zu bringen ist, etwas Unsicheres. Major Rennell (philosophical Transactions Tom. LXXXI) bestimmt die Tagreise einer schwerbeladenen Caravane zu 16 geogr. Meilen (oder Minuten eines Grads) und die einer leichtbeladenen auf 17½ M. Die erstere Annahme bestätigen die Ingenieure der französischen Expedition in Egypten: sie berechneten die Reisestunde zu 1900 Klafter; acht Stunden betrugen 15,200 Klafter, was beinahe so Viel wäre als 16 geogr. M. Die letztere Schätzung ist aber offenbar zu gering, denn gewiß können leichtbeladene Caravanen über 20 geogr. M. im Tag machen, und zwar um so mehr, je länger sie auf dem Marsch auszuhalten im Stande sind d. h. je weniger sie noch von Strapazen, Hunger und Durst gelitten haben. Setzen wir zwischen dem Maximum und Minimum einen Durchschnitt, so bekommen wir für eine mittlere Tagreise etwa 18$\frac{1}{10}$ geogr. M. Man darf die Schnelligkeit der Caravane nicht nach der Raschheit des rüstigen Fußgängers oder des am Leichtesten beladenen Kamels berechnen, sondern umgekehrt nach der Bewegung des beschwertesten Menschen oder Thiers; denn die letztern halten die erstern auf, und es muß auf sie von Zeit zu Zeit gewartet werden. Die ersten Märsche Caillié's von Kakondy geben ein Beispiel von dem wirklichen Werth der Tagreisen: unser Reisender legte am ersten 23, am zweiten 16½, am dritten 18 — also im Durchschnitt 19½ engl. M. zurück, allein da er die Reisestunde bloß zu 3 engl. M., d. h. um $\frac{1}{10}$ zu nieder anschlug, so kämen als Durchschnitt 21 engl. M. = 18$\frac{1}{10}$ g. M. heraus. Die folgenden Tagreisen sind denn freilich kürzer, wobei man aber bedenken muß, daß bei der kleinen Caravane, mit der er zog, alle Personen zu Fuß und belastet waren und eine Frau sich befand; das obige Durchschnitts-Verhältniß ergiebt sich jedoch wieder auf der Straße von Tunbuktu nach Arbat. Daß man, wo die Brunnenstationen weit aus einander liegen, oft genöthigt ist, 12 Stunden und darüber zu marschiren, versteht sich von selbst.

Caillié, der mit keinen astronomischen Instrumenten, nicht einmal einer Uhr versehen war, sondern die Stunde nach der Höhe der Sonne bestimmen mußte, konnte keine ganz genaue Angabe liefern; indessen besaß er wenigstens zwei Bussolen, um die Richtungen zu erkennen. Die Entfernungen bezeichnete er nach der Zeit, die er brauchte, um eine genaugemessene englische Meile zu gehen, was er sich in Sierra Leone sorgfältig gemerkt hatte. Nach dieser Schätzung kommen von Kakondy nach Dhienné 3 engl. M.; von Dhienné, wo er der Weg nach Tunbuktu

*) In L'Antegué 1, in Pandáya 1, in Popoco 2, in Cambaya 19, in Boharaya 1, in Saraya 1, in Curuman-Cambaya 2, in Curussa 1, in Kankan 28, in Dumosso 1, in Sambatikila 1, in Timé 158, in Duasso 1, in Dhienné 13, in Jfaca 1, in Tirey 2, in Tunbuktu 13, in L'Aruan 9, in Trarzah (Teghazza) 1, in Amul-Gragim 1, in L'Etfeif, in El-Harib 13, in Ghursand 5, in Beheim 4, in Fez 1, in Mequinez 1, in Arbat 15. Man ersieht aus dieser Liste, daß Caillié Zeit genug hatte, an Ort und Stelle Beobachtungen zu machen.

zu Wasser antrat, bloß 2 engl. M. auf die Stunde. Der träge Lauf des Flusses, die schlechte Beschaffenheit des Schiffs, und die Ungeschicklichkeit des Piloten erklären diese Langsamkeit hinlänglich; ähnliche Gründe dieselbe Langsamkeit auf dem Weg durch die Wüste. Man begreift, wie schwierig es für Jomard seyn mußte, bei diesem wechselnden Maßstab eine gründliche Basis für die Carte zu gewinnen, die er zu Caillés Reise entwarf. Einige feste Punkte hatte er jedoch durch die Beobachtungen früherer Reisenden, namentlich Parks und Laings, und einige erhielt er durch ziemlich einfache Schlüsse aus Caillés Tagebuch. Die folgende Tabelle giebt das Resultat der Jomard'schen Reductionen, welche der Carte zum Grunde liegen.

	Zahl der Tagreisen	Zahl der Reisestunden	Zahl der englischen M.	Zahl der Reisestunden auf den Tag	Zahl der engliſch. M. auf die Stunde	Zahl der engliſch. M. auf den Tag	Zahl der geogr. M. auf die Stunde	Zahl der geogr. M. auf den Tag
Märsche von Kakondy nach Timé	48	176½	629½	3,7	3	11,0	2/14	9,43
Timé nach Galia	62	148	444	2,4	3	7,2	2/14	6,17
Galia nach Tunbuktu	26	262	524	10	2	20	1,43	17,2
Tunbuktu bis Fez	67	630	1260	9,3	2	18,8	1,43	16,1
Fez bis Arbat	4	45	90	11,2	2	22,5	1,43	19,3
	207	1261½	2849½					

Werfen wir einen Blick auf Caillés Vorgänger*) auf der gefahrvollen Bahn der Durchforschung des innern Africas, so müssen wir die Beharrlichkeit bewundern, mit welcher seit drittehalb Jahrhunderten dasselbe Ziel verfolgt wird. Welche Bereicherungen sind es nun hauptsächlich, welche die Erdkunde Caillés Unternehmen verdankt? Vor Allem die nähere Kenntniß der Länder, welche die Wasserscheide zwischen Senegambien und dem Sudan bilden. In Futa Dhialon*), Timbo und deren Gebirgen entspringen auf dem nördlichen Abfall die Flüsse Rio Grande, Gambia, Falémé, Senegal ꝛc., auf dem östlichen Abfall die Zuflüsse des Dhioliba; in den Gebirgen von Sulimana auf der W Seite der Dhioliba selbst und auf der Nordseite, die Rokelle und der Mungo. Eine andere Wasserscheide giebt es zwischen den Flüssen von Senegambien und Sulimana. Caillé kam über zwei bedeutende Flüsse sehr raschen Laufs. Der eine, der Kakrimam war 70 bis 80 Fuß, der andere, der Cocuio, 45 Fuß breit, beide flossen rechts, d. i. südlich in das Becken von Sulimana; weiterhin, nämlich von Popoco an, strömten alle Wasser links dem Thal von Senegambien zu. Ist schon der größte Theil der Reise von Kakondy nach Timé eine neue Acquisition für die Geographie, so ist es ebenfalls die Reise von Timé nach Dhienné, und man hat nicht zu bedauern, daß Caillé die Ufer des Dhioliba bei Curussa verließ, und, statt Mungo Parks Route zu verfolgen, eine mehr östliche Richtung von diesem Fluß einschlug, da man so durch ihn die ganze Lage des großen Dreiecks zwischen Curussa, Timé und Dhienné kennen lernt. Dhienné selbst hatte zwar bereits vor drei und zwanzig Jahren Mungo Park besucht, aber über die Lage dieser Stadt als Insel werden wir erst durch Caillé unterrichtet. Bei Sego trennt sich ein Arm des Dhioliba, der sich erst vier Tagreisen weiter unten bei Isaka wieder mit dem Hauptstrom vereinigt. Mungo Park weiß bloß von

*) 1588 erreichte Thompſon Tenda vom Gambia aus.
1620 — Robert Jobſon — — — —
1670 — Paul Imbert Tunbuktu — Marocco —
1698 — de Brué Galam — Saint Louis —
1715 — Compagnon Bambuk — — —
1723 — Stibbs — — Gambia —
1731 — Moore — — — —
1742 — de Flandre — — Saint Louis —
1749 — Adanſon — — — —
1784 — Foller — — Küſten v. Nun —
1785 — Sanguier — — — —
— — Briſſon — — — —
1786 — Rubaud Galam — Saint Louis —
1787 — Picard Futa-Toro — — —
1791 — Houghton L'Ud-Amar — Gambia —
1792 — Browne Darfur — Egypten —
1794 — (Watt, (Winterbottom Timbo — Rio Nunez —
1795 — Mungo Park Silla — Gambia —
1798 — Hornemann Nyffé — Egypten —
1805 — Mungo Park Buſſa — Gambia —
1809 — Röntgen — — Mogador —
1810 — Robert Adams Tunbuktu — Weſtküſte —
1815 — Riley — — — —
1817 — Peddie Kakondy — Rio Nunez —
— — Campbell Pandſchicott — — —
— — Badia — — Egypten —
1818 — Mollien Timbo — Saint Lour —
1818) — Gray Fuladu — Gambia —
1819) — — — — — —
— — Dochard Yamina — — —
— — Bowdich Cumaſſi — Goldküſte —
— — Ritchie Fezzan — Tripoli —
— — Lyon — — — —
1820 — Cochelet Quad Nun — Weſtküſte —
1822 — Laing Falaba — Sierra-Leone —
1823 — (Oudney, (Denham, (Clapperton Mandara, Saccatu) — Tripoli —
1827 — (Clapperton, (Lander Saccatu — Golf v. Benin —

Man könnte dieſer Zahl, wenn man auch die eingebornen Reiſenden Scherif Mohammed, (1790) Shabini (1787), Sidi Hamet (vor 1815), Hadſchi Mohammed (1806), Hadſchi Talub (1807) Hadſchi Hamet (1819) ꝛc. (ſ. Ritters Erdkunde Th. 1) nicht in Betracht ziehen will, noch mehrere Namen beifügen, wie Lebyard und Lucas (1788), Nicholls (1805) Seetzen und Lucken (1816), P. Rouzée (1817), welche auf verſchiedenen Wegen vergeblich in das Innere einzudringen verſuchten.

*) Sonſt Futa Dſchallo (Jallo) genannt. Die Landesausſprache ſcheint aber, wie Jomard bemerkt, bei den mit dem engliſchen J auf den Karten geſchriebenen Namen, nicht Dſch ſondern mehr Dhi zu lauten — alſo ſtatt Dſchenné Dhienné, ſtatt Dſcholiba Dhioliba ꝛc.

dem nördlichen Arm. Die Reise von Dhienné nach Tunbuktu auf dem Dhioliba ist wiederum neu, ob sie es gleich nicht wäre, wenn Mungo Parks Tagebuch den Weg nach Europa gefunden hätte; Caillé liefert eine Menge interessanter Aufschlüsse über den Lauf des Flusses, seine Tiefe, seine Breite und einen See Namens Debo oder Dhiebu, durch den der Strom halbwegs zwischen Dhienné und Tunbuktu durchfließt; der auf der Karte unter den Namen Dibbi figurirende See kann es wohl nicht seyn. Von diesem See Debo sah der Reisende die östlichen Ufer, an denen er vorbei fuhr; sie waren sandig und unfruchtbar; gegen Westen hin breitete der See sich über Gesichtsweite aus und verlor sich in unermeßlichen Sümpfen. Von Tunbuktu, von so vielen andern Städte, in denen er sich kürzere oder längere Zeit aufhielt, erfahren wir viele interessante Einzelheiten, deren scharfsinnige Auffassung dem Beobachtungs-Talent des Reisenden zur Ehre gereicht. Ungeachtet keine Instruktionen einer gelehrten Gesellschaft ihn dazu aufforderten, unterließ er keine Gelegenheit, über Sitten und Lebensart, religiöse Gebräuche, Handel, Schifffahrt, Ackerbau, Industrie, Bevölkerung, Charakter, Physiognomie und Sprache der Eingebornen — kurz über den ganzen gesellschaftlichen Zustand dieser halbbarbarischen Völker Beobachtungen anzustellen und Erkundigungen einzuziehen. Endlich gebührt ihm das Verdienst, über klimatische Verhältnisse, periodische Regen, Atmosphäre ꝛc. und auf dem Rückweg durch die große Wüste über die Lage und Tiefe der Brunnenstationen eine Menge Notizen gesammelt zu haben, die künftigen Reisenden von Nutzen seyn können.

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortsetzung.)

In dem See Lomond am Fuße des Berges Ben Lomond (unweit der Stadt Stirling in Mittelschottland) liegt auf einer kleinen steilen Insel ein Thurm in Ruinen, der einst von einem Räuber bewohnt war, der oft in die nahen Besitzungen des Häuptlings der Colquhouns einfiel und sowohl Herren als Vasallen in Kontribution setzte und ausplünderte. In dieser Gegend war auch einst der Krieg der beiden Stämme Colquhoun und Macgregor; hier zeigt man noch jetzt die einzelnen Punkte, wo die Hauptereignisse vorfielen. Die Erzählung so vieler Kämpfe und unerhörten Grausamkeiten findet sich in den Privatgeschichten der schottischen Familien und Stämme aufgezeichnet, aus denen Folgendes entlehnt ist, was den Geist der Zeit und der Sitten dieser wilden und kriegslustigen Völkerschaften lebhaft schildert.

Nach langen Streitigkeiten zwischen Alloster Macgregor dem Häuptling des mächtigen Stammes dieses Namens, und dem Laird von Luss (Dorf am See Lomond) Sir Humphry Colquhoun, wollte man nun 1602 Frieden schließen und kam deßhalb in dem Thal Glen Fruin, am Ufer des Lomond, zusammen. Die beiden Häuptlinge kamen auf der verabredeten Stelle an, jeder begleitet von zahlreichen und wohlbewaffneten Dienstleuten, und bereit den Hader durch die Waffen zu endigen, wenn man über die Bedingungen des Friedens nicht einig werden könnte. So geschah es auch. Man verständigte sich nicht, und ein hitziger Kampf brach aus. Die Macgregors blieben Sieger, zweihundert Colquhouns verloren das Leben, und eine noch größere Anzahl fiel in die Hände ihrer Feinde. Der Laird von Luss flüchtete sich in eines seiner Schlösser; von den Macgregors verfolgt, wurde er von ihnen gefangen genommen und niedergemetzelt. Mehrere junge Leute aus den ersten Familien von Schottland, die sich in der gelehrten Schule zu Dumbarton befanden, waren nach Glen Fruin gekommen, um Zuschauer des Kampfes zu seyn. Um sie in Sicherheit zu bringen, hatten die Colquhouns sie in eine Scheune eingeschlossen; allein nach dem Siege stießen die Macgregors die Thüren ein und ermordeten alle diese unglücklichen Kinder. Der König von Schottland, benachrichtigt von dieser Handlung der unbändigsten Grausamkeit und ohnehin schon längst gegen die Macgregors, als die unruhigsten aller Volksstämme in den Gebirgen zürnend, befahl die gänzliche Ausrottung dieses Stammes, erklärte sogar den Namen Macgregor in die Acht, verheerte mit Feuer und Schwert das ganze Land, welches diese rebellischen Vasallen bewohnten, und ließ auf diejenigen, die sich in den Gebirgen versteckt hielten, wie auf wilde Thiere mit Hunden Jagd machen. Der Häuptling Macgregor wurde ergriffen, nach Edinburgh geführt und nebst achtzehn seiner Verwandten enthauptet. Diejenigen unter den Macgregors, die der Vernichtung entgingen, änderten ihren Namen und entflohen nach dem festen Lande. Indeß trotz der ganzen Strenge dieses Befehls, und obgleich derselbe unter der Regierung Wilhelms III durch das schottische Parlament erneuert worden war, erschien doch der Stamm der Macgregors so mächtig wie jemals wieder in den Empörungen von 1715 und 1745, und hat seitdem fortgefahren, einen Theil der schottischen Clan's auszumachen. Die Macgregors haben immer die Theilnahme ihres Clan's an der Ermordung des Häuptlings der Colquhouns geleugnet, so wie auch an der noch schändlichern Ermordung der jungen Schüler von Dumbarton; sie haben den Laird von Luss angeklagt, aus Verrath und gegen das Völkerrecht Diejenigen unter den Ihrigen angegriffen zu haben, welche den Frieden zu Glen Fruin unterhandelten. Auch haben sie behauptet, daß die Achterklärung ihres Stammes und ihres Namens weniger den Excessen, deren sie sich schuldig gemacht, zuzuschreiben sey, als dem Mitleiden, welches dem König Jacob VI die Witwen der in der Schlacht von Glen Fruin getödteten Colquhouns einzuflößen wußten. Man sagt nämlich, diese Frauen hätten sich, sechzig an der Zahl, zu dem König nach Stirling begeben, jede ritt auf einem weißen Pferde und trug auf der Spitze einer Lanze die blutbespritzten Kleider ihres Gatten — eine fürchterliche Prozession, die wohl geeignet gewesen seyn mag, den Unwillen und die Rache des Monarchen zu erregen. *)

Die vornehmsten Stämme von Morayshire in Mittelschottland sind die Mac-Intoshs, die Frazers, die Chisolms, die

*) Eine Geschichte von noch wilderer Rache s. Ausl. J. 1828. Nr. 366.

Grants, die Gordons, die Cummings u. a. Diese jetzt unter einander befreundeten Stämme oder Clans haben ehemals oft die Ufer des Golfs von Moray durch ihre mörderischen Kriege mit Blut besudelt. Verführt durch den lockenden Reiz der Plünderung eines reichen und fruchtbaren Landes, sah man die Häuptlinge dieser armen Horden an der Spitze ihrer kriegsgeübten wilden Räuberbanden auf die friedlichen Bewohner der Ebene losstürzen, und sich ihrer Güter bemächtigen, indem sie sich auf ein altes Sprichwort der Bergschotten stützten, „daß Jedermann nach dem schönen Land von Moray kommen kann, um dort seine Beute zu holen.

Die Verhältnisse zwischen den Häuptlingen und den Gliedern eines schottischen Clans legten ihnen gewisse gegenseitige Verpflichtungen auf. Das Oberhaupt wurde als Vater der Familie geehrt und geliebt, jeder war bereit, für ihn sein Leben aufzuopfern. Völliger Gehorsam und blindes Vertrauen gegen ihn war die heiligste Pflicht. Der Anführer besaß ein unbeschränktes Ansehen über seinen Stamm. Bei seinem Namen pflegte man zu schwören. Dagegen mußte er alle schützen und sich ihrer annehmen, auch nicht leiden, daß eine fremde Jurisdiction ein Individuum seines Clans verfolgte. Litt ein Unterthan Mangel, was in einem Lande oft geschah, dessen Boden nicht die Hälfte der Bewohner ernähren konnte, und wo man nicht an Arbeit gewöhnt war, so mußte der Anführer ihn versorgen, ihm Steuern, Abgaben und Schulden nachlassen. Eine großmüthige Freigebigkeit, eine Gastfreundschaft ohne Grenzen, gegen alle Mitglieder des Stammes, waren ferner unerläßliche Eigenschaften für einen Häuptling. In seiner alten Burg hatte er immer einen großen Saal, wo er jährlich mehrmals alle waffenfähige Leute seines Stammes glänzend bewirthete; er hielt eine Leibwache, Luichtach genannt, die aus den schönsten Leuten bestand; in seinem Gefolge waren neun besondere und ausgezeichnete Ehrenstellen.

Diese Häuptlinge der schottischen Clans kann man vergleichen mit den griechischen Kapitano's, die auch in großem Ansehen stehen, eine Art von Leibwache haben ꝛc. Ihre Gastfreundschaft wird ebenfalls von Reisenden gerühmt, wie z. B. in Vaudoncourts Schilderung von Griechenland, Morritt's Reise u. a.

Die Fußbekleidung der Bergschotten bestand in Schuhen, die nur roh aus Kuhleder gemacht waren, die haarige Seite nach außen gekehrt. Die Beine sind nackend, nur den Unterthell bedeckt ein halber weißer Strumpf mit rothen Streifen, die sich so kreuzen, daß sie die Verschlingung der Riemen nachahmen, die den antiken Kothurn befestigten.

Hier ist eine Aehnlichkeit mit den Gebräuchen der alten Griechen, und auch der neuen. Die letztern tragen, wenigstens zum Theil in Morea, Sandalen von Ziegenfell, mit der rauhen Seite nach außen.

Die Bergschotten steckten in ihren Gürtel einen langen Dolch (dirk), den sie mit einer Hand hielten, um die Degenstöße des Gegners abzuwehren, während sie mit der andern Hand mit dem breiten Schwert angriffen. Dieses Schwert oder diese Art Espadon tragen noch jetzt die schottischen Regimenter in englischem Dienst. So wie der lange Dolch wurde auch eine Pistole von Stahl in den Gürtel gesteckt.

Ganz ähnlich ist bekanntlich die Bewaffnungsart der jetzigen Griechen, wenigstens der Moreoten. Nur das lange Schlachtschwert der alten Bergschotten, Claymore genannt, das mit beiden Händen geschwungen wurde, haben die Griechen nicht. Ein solches zweihändiges Schlachtschwert war vielleicht die ῥομφαία der alten Griechen oder vielmehr der Thracier, lateinisch rhomphaea oder bei Tacitus framea; letzteres angeblich bei den alten Deutschen; daß wenigstens die alten Schweizer es hatten, erfahren wir von Necker de Saussüre. (III. 194.) Das Schwert rhomphaea war eins der größten, die man im Alterthum kannte. Die weitere Beschreibung der reich verzierten und mit Metall ausgelegten altschottischen Waffen erinnert ganz an die kostbar geschmückten türkischen Waffen, deren sich die Griechen bedienen. Auch die Art wie die Bergschotten nach dem ersten Abfeuern beim Angriff sogleich die Gewehre wegwarfen, den Mantel ablegten und nun den Degen in der Hand mit großem, wildem Geschrei wie ein reißender Strom auf den Feind losstürzten, hat viel Aehnlichkeit mit den Sitten der Neugriechen, die auch ein heftiges Kriegsgeschrei ausstoßen und das Gewehr nur im Anfang der Schlacht gebrauchen.

Am Häufigsten war das bloße Gefallen am Plündern die Triebfeder, welche die Raubzüge der Hochländer befeuerte, denen alle Bequemlichkeiten des Lebens fehlten. Oft litt auch der Häuptling selbst Mangel und mußte sich in den Stand setzen, seine Freigebigkeit, seine verbindende Gastfreundschaft gegen den ganzen Stamm aufrecht zu erhalten und die damit verknüpften Ausgaben zu bestreiten. In den langen Herbstnächten warfen sich diese ausgehungerten Horden aus dem Gebirge in die Ebene, nahmen das Vieh, die Ernten, Silber und Kostbarkeiten mit sich weg, und verschwanden vor Anbruch des Tages, in ihre unzugänglichen Felsen fliehend. Man mußte viele bewaffnete Wächter gegen sie halten, um die Ländereien zu beschützen; oder die armen Pächter zahlten einen jährlichen Tribut (Black mail.) Ward er verweigert, so erfolgten Plünderungen. In neuern Zeiten, als Niederschottland reicher und anlockender wurde, bildeten sich Banden unter einem Anführer, etwa so wie die Clans.

Diese Catherans oder Räuber lebten bloß vom Plündern; sie trotzten kühn der Gefahr und waren der Schrecken der friedlichen Niederländers. Sie wohnten in Höhlen und unzugänglichen Klüften, wo keine Wege und keine Brücken waren, und höhnten die ohnmächtige Wuth der Unglücklichen, die sie ausplünderten. Die großen Häupter der Clans begünstigten sie sogar noch und wiesen ihnen öde Thäler zum Aufenthalt an, um sich ihrer gegen einen übermüthigen Nachbar heimlich bedienen zu können, wenn sie nicht offenen Krieg erklären wollten. Auch mußten die Catherans für sie den Black Mail einfordern. Dann hielten sie die Catherans im Zaum. Einer der berüchtigten Anführer dieser Räuber war Rob Roy Macregor, der mehr als einmal außer dem Gesetz erklärt, und auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, und der dennoch sehr alt wurde und ruhig in seinem Bette starb. Ludovik Cameron, ein Enkel des

berühmten Sir Evan Cameron von Lochiel, ließ sie für seine Rechnung plündern, belohnte die Anführer reichlich und scharrte große Schätze zusammen. Macdonald von Barrisdale übertraf ihn noch in der Kunst, von den Catherans Nutzen zu ziehen. Er legte den Gutsbesitzern den Black Mail auf und machte sich verbindlich, sie von den Straßenräubern zu befreien, die er selbst besoldete! Dadurch erhielt er ein Einkommen von fünfhundert Pfund Sterling! Er soll seine Verpflichtungen genau beobachtet haben, und ließ Heerden zurückgeben, die aus Versehen gestohlen waren!

Die schottländischen und englischen Könige schleuderten donnernde Dekrete gegen diese Rebellen, von deren Kriegsgetöse die Gebirge beständig wiederhallten und die ungestraft Frevel begingen. Aber vergebens. Sie trotzten in ihren sichern Gebirgen. Ein solches Dekret ist das Writ of fire Sword Karls II gegen die Macleans, deren Oberhaupt todt oder lebendig geliefert werden sollte ꝛc. ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Blake's Visionen.

Der kürzlich erschienene zweite Band von Allan Cunningham's British Painters (Lond. 1830. 8.) macht uns, unter andern geachteten Künstlern, wie West, Barry, Opie u. s. w., mit einem Manne bekannt, dem Dichter, Kupferstecher und Maler Blake (gest. 12 August 1828), dessen äußere Lebensumstände uns ein zugleich erhebendes und rührendes Beispiel von der unerschütterlichen Ausdauer darbieten, mit welcher der Genius, durch keine Noth, durch keinen Kummer, durch keine Leiden gebeugt, seinem Ziele entgegenschreitet; während sein inneres Leben uns vorzüglich durch die außerordentliche Intensivität der Phantasie merkwürdig wird, welche so weit ging, daß er alle Erscheinungen, die er völlig frei und willkürlich in seinem Geiste hervorrief, auch wirklich äußerlich verkörpert vor sich zu sehen glaubte: Während des Tages war er ein scharfsinniger, verständiger Mann, der seinen Grabstichel tüchtig handhabte, und mit dem man ein recht vernünftiges und unterhaltendes Gespräch anknüpfen konnte; des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hatte, überließ er sich ganz der Herrschaft seiner Einbildungskraft. Während er mit den Platten beschäftigt war, welche Cowpers Werke begleiten, sah er keine andere Gesellschaft als jene der ehrlichen Bürgersleute, in deren Mitte er lebte; aber so wie der Tag sich zu seinem Ende neigte, zog Blake sich an das Gestade der See zurück, um seinen Gedanken nachzuhängen und

laut mit den Todten sich zu unterhalten.

Hier vergaß er die Gegenwart und lebte nur in der Vergangenheit; er bildete sich zuletzt wirklich ein, daß er in früheren Zeiten gelebt und Freundschaft geschlossen habe mit Pindar und Virgil, mit Dante und Milton. Diese großen Männer, behauptete er, erschienen ihm in Visionen und ließen sich mit ihm in Gespräche ein. Milton vertraute ihm in einem solchen Momente ein ganzes Gedicht an, welches die Welt nie gesehen hatte; leider war aber die Mittheilung mündlich und die Poesie schien durch Blake's Recitation Viel von ihrem Glanze verloren zu haben. Wenn man ihn um das Aussehen dieser Erscheinungen befragte, so antwortete er: „Sie sind alle majestätische Schatten, grau, aber glänzend und über die gewöhnliche Größe der Menschen erhaben." — Oft begleitete ihn seine Frau zu diesen seltsamen Zusammenkünften; sie sah Nichts und hörte eben so Wenig; aber sie war überzeugt, daß ihr Mann sah und hörte. — Zuweilen sah er auch weniger majestätische Gestalten als die großen Dichter der Vorzeit. „Haben Sie jemals ein Feenbegräbniß gesehen, Madam?" sagte er eines Tages zu einer Dame, die in einer größeren Gesellschaft neben ihm saß. — „Niemals, mein Herr!" war die Antwort. — „Aber ich habe eines gesehen," sagte Blake, „doch auch nicht eher, als vergangene Nacht. Ich ging allein in meinem Garten — es war eine große Stille unter den Zweigen und Blumen, und die Luft duftete eine ungewöhnliche Anmuth; ich hörte leise und angenehme Töne, und ich wußte nicht, woher sie kamen. Endlich bewegte sich das breite Blatt einer Blume, und ich sah darunter eine ganze Procession von kleinen Geschöpfen von der Größe und Farbe der grünen Grashüpfer, welche eine Leiche auf einem Rosenblatte trugen und unter Gesängen begruben und dann verschwanden; es war ein Feenbegräbniß."

Die Unterhaltungen alle zu beschreiben, die Blake in Prosa mit Dämonen und in Versen mit Engeln hatte, würde Bände erfordern; und eine gewöhnliche Gallerie wäre nicht hinreichend, die Zeichnungen aufzunehmen, die er von seinen gespenstigen Freunden entwarf. „Daß alles Dieß wirklich und wahr sey, war seine feste Ueberzeugung; und so ansteckend war sein Enthusiasmus, daß mehrere scharfsinnige und empfindsame Personen, welche Zeugen seiner Begeisterung waren, die Köpfe schüttelten und bemerkten: er sey doch ein außerordentlicher Mann, und man könne nicht wissen, ob nicht dennoch an der Sache Etwas sey." Einer seiner Brüder, ein nicht ungeschickter Künstler, veranlaßte ihn häufig, Porträte von den Geistern zu entwerfen, die ihm erschienen. Die günstigste Zeit für diese Engelsbesuche war von neun Uhr des Abends bis um fünf Uhr des Morgens; und so folgsam waren diese sonderbaren Gäste, daß sie auf den Wunsch seiner Freunde erschienen. Zuweilen ließ ihn indessen eine Gestalt, welche er zeichnen wollte, eine Zeit lang warten, und er saß, mit seinem Bleistift und Papier bereit und starrte mit den Augen in die leere Luft; plötzlich zeigte sich die Erscheinung und er begann zu arbeiten, wie ein Besessener. Er wurde aufgefordert, ein Bild von William Wallace zu skizziren; Blake's Auge leuchtete, denn er bewunderte die Helden der Vorzeit enthusiastisch. „William Wallace!" rief er; „ich sehe ihn jetzt; da, da! wie adlich er blickt! gebt mir mein Zeug!" Nachdem er eine Zeit lang gezeichnet hatte, mit derselben Sicherheit der Hand und des Blicks, als ob eine lebende Person vor ihm säße, hielt Blake plötzlich inne und sagte: „Ich kann ihn nicht zu Ende bringen; Edward der Erste ist zwischen ihn und mich getreten." „Das ist vortrefflich," sagte sein Freund, „denn ich wünschte auch Edwards Portrait zu haben." Blake nahm ein anderes Blatt Papier und warf darauf die Züge des Plantagenet hin; worauf Se. Majestät höflich verschwand und der Künstler den Kopf Wallace's vollendete. „Und wie," sagte ein Herr, welcher Blake's Freund diese Scene erzählen hörte, „hatte Wallace wirklich das Aussehen eines Helden? Und was für eine Art von Personage war Edward?" — Die Antwort war: „Da sind sie, beide eingerahmt und an der Wand hinter Ihnen aufgehängt; urtheilen Sie selbst!" — „Ich wandte mich um," sagte

mein Berichterstatter, „und sah zwei kriegerische Köpfe in gewöhnlicher Lebensgröße. Der von Wallace war edel und heroisch, der andere streng und blutdürstig. Der erste hatte die Stirn eines Gottes, der andere sah aus, wie ein Teufel."

Der Freund, welcher mir diese Anekdoten mittheilte, sagte, da er das Interesse bemerkte, welches ich dafür zeigte: „Ich weiß noch gar Manches von Blake; ich war neun Jahre lang sein genauester Freund. Ich habe bei ihm gesessen, von zehn Uhr des Nachts bis um drei Uhr des Morgens, bald schlummernd, bald wachend; aber Blake schloß kein Auge. Er saß mit seiner Bleifeder und Papier da und zeichnete die Porträte der Männer, welche ich zu sehen wünschte. Ich will Ihnen einige von seinen Arbeiten zeigen." Damit nahm er ein großes Buch heraus, das mit Zeichnungen gefüllt war, öffnete es und fuhr fort: „Sehen Sie die Dichterglut in diesem Kopfe; es ist Pindar, wie er als Sieger bei den olympischen Spielen dastand. Und dieses liebenswürdige Kind ist Corinna, welche an demselben Platze den Preis des Gesanges erhielt. Diese Dame ist die Courtisane Lais, mit all der Unverschämtheit, die zu ihrem Gewerbe gehört; sie trat zwischen Blake und Corinna in die Mitte, und er sah sich genöthigt, sie zu zeichnen, um sie hinweg zu bringen. Da, hier ist ein Gesicht von anderem Gepräge; können Sie errathen, wer es ist?" — „Irgend ein Schurke, sollte ich meinen." „Da sehen Sie, das ist ein Beweis von Blakes richtigem Gefühl (Accuratesse); allerdings ist es ein Schurke. Es ist der Aufseher, den Moses in Egypten erschlug. Und Wer ist dieß hier; denken Sie einmal, wer es seyn kann?" — „Ein guter Mensch gewiß nicht." — „Sie haben Recht; es ist der Teufel; und merkwürdig ist es, er sieht zwei Männern, die ich nicht nennen mag, ungemein ähnlich: der eine ist ein großer Rechtsgelehrter, und der andere, ich wünschte ihn nennen zu können, ist ein Mann, der in einem wichtigen Rechtsfall falsche Zeugen angestiftet hat." „Dieser andere Kopf jetzt?" — „Er spricht für sich selbst; es ist Herodes, wie ähnlich einem ausgezeichneten Offizier in der Armee!" — Er schloß das Buch, und nahm ein kleines Täfelchen aus einer Schublade. „Dieß ist das Letzte, was ich Ihnen zeigen will, aber es ist das Merkwürdigste von allen. Sehen Sie nur diese Pracht des Colorits und diesen originellen Charakter des Dings!" — „Ich sehe, sagte ich, eine nackte Figur mit starkem Körper und kurzem Nacken, mit glühenden Augen, die nach irgend einem Naß verlangen, mit dem wahren Ausdruck eines Mörders; einen Blutbecher in der klauigen Hand, aus dem sie begierig zu trinken scheint. Ich sah nie eine so fremdartige Gestalt, noch ein so seltsam glänzendes Colorit, eine Art von gleißendem Grün und Gold, mit prachtvollem Firniß. Aber was in aller Welt stellt es vor?" — „Es ist ein Geist; der Geist eines Flohs!: Die Vergeißigung dieser Creatur!" — Er sah Dieß also in einer Vision," sagte ich. — „Ich will Ihnen Alles erzählen. Eines Abends besuchte ich Blake und fand ihn mehr als gewöhnlich aufgeregt. Er sagte mir, er habe etwas Wunderbares gesehen, den Geist eines Flohs!" Und haben Sie eine Zeichnung von ihm gemacht? fragte ich. „Nein," antwortete er, „ich wünschte ich hätte es gethan, aber ich werde Dieß nicht versäumen, wenn er mir wieder erscheint." Er blickte ernsthaft in einen Winkel des Zimmers und sagte dann: „Hier ist er, gebt mir mein Zeug! Ich will ihn festhalten; da kommt er: die gierige Zunge aus dem Munde leckend, einen Becher in der Hand, um das Blut zu fassen, und bedeckt mit einer schuppigen Haut von Gold und Grün." Und so beschrieb er ihn, während er ihn zeichnete. — Diese Erzählungen sind kaum glaublich, obwohl an der Wahrheit kein Zweifel seyn kann.

Ein anderer Freund, zu dessen Wahrheitsliebe ich das unbedingteste Vertrauen habe, besuchte Blake eines Abends und fand ihn damit beschäftigt, ein Porträt zu zeichnen, wobei er ganz die ängstliche Eile eines Mannes zeigte, welcher weiß, daß ihm eine ungeduldige Kundschaft sitzt; er sah und zeichnete und zeichnete und sah, obgleich keine lebende Seele sichtbar war. „Stören Sie mich nicht," sagte er halblaut; „ich habe hier Jemand, der mir sitzt." — „Der Ihnen sitzt," rief der erstaunte Gast aus, „wo ist er? und was ist er? Ich sehe Niemand." — „Aber ich sehe ihn, Herr," antwortete Blake stolz; „da ist er, sein Name ist Lot — Sie können von ihm in der Schrift lesen. Er sitzt mir zu seinem Porträt."

Wenn Blake stets nur mit diesen Visionen beschäftigt gewesen wäre, so würde man ihn nicht für einen genialen Künstler, sondern für einen Verrückten haben halten müssen. Aber selbst während er sich diesen lächerlichen Einbildungen hingab und Visionen auf den Wunsch seiner Freunde sah, erdachte, zeichnete und stach er eines seiner ausgezeichnetsten Werke, die Platten zu dem Buche Job. Er vollendete dieses Kunstwerk in einem kleinen Gemach, welches ihm zur Küche, Schlafkammer und Studirstube diente, wo er keine andere Gesellschaft hatte, als seine treue Katharina und kein größeres Einkommen, als siebzehn oder achtzehn Schilling die Woche. Von diesen Erfindungen, wie der Dichter sie nannte, stellen ein und zwanzig den Mann von Uz dar, wie er mitten unter den Verfolgungen des Teufels, den Vorwürfen seiner Freunde und den Beleidigungen seines Weibes seine Würde behauptet. In solchen Dingen zeichnete sich Blake besonders aus; die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift zügelte seine Einbildungskraft, und er war zu fromm, als daß er in seinen Darstellungen von dem Buchstaben derselben abgewichen wäre. Er begleitet die Erzählung Schritt für Schritt, immer einfach, oft erhaben; nie seinen Gegenstand verlassend, nie den Text mit dem Uebergewichte seiner üppigen Phantasie überladend."

Wir können uns nicht enthalten, indem wir hier diese Mittheilungen aus dem Leben Blakes schließen, auf die Uebereinstimmung, welche sich zwischen diesen phantastischen Träumen und den Geistererscheinungen der „Seherin von Prevorst" zeigt, aufmerksam zu machen: ohne Zweifel glaubte die Seherin, wie Blake, Dinge zu sehen, die sie nicht sah; und ihre Umgebung wurde durch die Zuversicht und Gewißheit, mit der sie diese Dinge erzählte, bestimmt, gleichfalls an ihre Erscheinungen zu glauben. Von dem Glauben zum Sehen ist aber nur ein Schritt.

Artesische Brunnen.

Raphael Garrette, ein Kaufmann zu Madrid, hat der spanischen Regierung den Vorschlag gemacht, eine Gesellschaft zur Anlage artesischer Brunnen zu begründen, um die Felder zu bewässern und die Städte mit Wasser zu versehen. Nach seiner Angabe haben wenig Städte in Spanien, Madrid nicht ausgenommen, mehr Wassen als zwei Drittheil von dem, was sie wirklich bedürfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 103. 13 April 1830.

Europäische Expeditionen gegen die Barbaresken.

1) Die Expedition nach Algier unter Karl V, im Jahr 1541.

Barbarossa, Dey von Algier, nach Constantinopel gerufen, um dem Divan beizuwohnen, und seine Meinung über die Angelegenheiten zu geben, die daselbst gegen die Christenheit in Anregung waren, ließ Hassan-Aga, einen Renegaten von der Insel Sardinien gebürtig, als Statthalter in seinem Reiche zurück. Hassan-Aga hatte einige Zeit in den Kriegen der Christen gegen die Türken gedient, und große Kenntniße in der Kriegs-Kunst erlangt, in welcher er sich im Dienst von Barbarossa noch um Vieles vervollkommnete. Verschiedne Siege, die er zum Vortheil der Türken zu Wasser und zu Lande erfocht, und bedeutender Schaden, den er den Spaniern in den spanischen Meeren zufügte, erwarben ihm bald einen solchen Ruf und so großes Vertrauen, daß Jeder ihm zu folgen wünschte, so oft er in die See gegen die Christen ging; denn immer kehrte er mit Beute beladen zurück.

Dieser wilde und glückliche Corsar brachte überall Schrecken hin; vornehmlich jedoch verheerte er die spanischen Küsten. Die Uferbewohner flohen zu Tausenden in die größeren Städte, und flehten um Schuz und Hülfe wider so entsezliches Unheil.

Doch nicht Spanien allein trafen Verwüstungen des Hassan-Aga, sondern, Frankreich ausgenommen, dessen König Freund und Bundesgenosse der Türken war, verbreiteten sie sich allenthalben längs des mittelländischen Meeres; und die sonst so bevölkerten Küsten von Sicilien und Neapel waren bald ganz verödet.

Der Kaiser vernahm die Bitten dieser unglücklichen Völker, die den besten Theil ihrer Habe als Steuer zum Kriege gegen die Corsaren boten; ihr Flehen rührte ihn, und um eine größere Anzahl Freiwilliger anzulocken, beschloß er, dieser Unternehmung selbst beizuwohnen. Er befahl, in Spanien, Neapel und Sicilien die nöthigen Zurüstungen zu machen, und ließ durch mehrere Officiere eine Aushebung der Soldaten betreiben, die jedoch in Deutschland wegen des ungrischen Krieges nicht bedeutend ausfiel.

Alles schien Karl's Vorhaben entgegen zu seyn: die beiden Männer, diese in unbedingtes Vertrauen besaßen, und von denen er eine so hohe Meinung hegte, daß er sie unfähig nannte, irgend einen Fehler in ihrem Fache zu begehen, Andreas Doria, sein großer Admiral, und der Marquis de Vasto, General seiner Armeen, die größten Heerführer — der eine zu Lande, der andre auf dem Meere — die man seit Jahrhunderten gesehen hatte, trachteten Beide durch Vorstellungen und Bitten, ihn von dieser Unternehmung abzubringen. Sie zeigten ihm die Gefahr, in einem Monat (15 September) in die See zu gehen, wo Jeder, der von der Schifffahrt Etwas versteht, sich gewöhnlich in die Häfen zurückzieht; Nichts aber vermochte den Kaiser in seinem Vorhaben zu erschüttern, und statt aller Antwort sagte er: „Laßt mich einmal als Kaiser handeln, und erlaubt, daß ich mir selbst genüge.“ Er ging sofort nach Genua, um sich mit einem Geschwader von 36 Galeeren einzuschiffen, nachdem er den Marquis de Vasto in seine Statthalterschaft Mailand zurückgeschickt hatte, überzeugt, daß der König von Frankreich fortan nicht zaudern würde, den Krieg in jene Gegend zu tragen.

Als Karl aus der Schaluppe in die Galeere stieg, fiel ihm sein Hut vom Kopf, worin Doria eine böse Vorbedeutung sah. Während mehrerer Stunden hatte er einen günstigen Wind, der sich aber den folgenden Morgen bei Tagesanbruch dergestalt änderte, daß er, vom Sturm hin und her geschlagen, vierzehn Tage brauchte, um die Insel Majorka zu erreichen. Hier fand er die Galeeren von Sicilien, vier von Malta, und 150 andre, auf denen die deutsche, spanische und italienische Infanterie sich befand. Er mußte in diesem Hafen länger verweilen, als er geglaubt hatte, und fing schon an, wie er später gegen Doria gestand, seine Hartnäckigkeit zu bereuen; allein er war zu weit gegangen, um noch mit Ehre die Sache aufgeben zu können. Der Admiral Mendazo, dem er befohlen, mit der 200 Fahrzeuge starken spanischen Flotte bis Ende Septembers einzutreffen, konnte wegen widriger Winde erst am 17 October einlaufen. Den folgenden Tag lichtete der Kaiser die Anker, vom besten Winde begünstigt, der jedoch den vierten Tag abermals so schlimm wurde, daß sein Schiff dem Untergange nahe war; allein der Sturm hielt nicht an, und brachte keinen andern Schaden, als daß er die Geschwader von einander entfernte, und Diejenigen in Angst und Schrecken versetzte, die der See ungewohnt waren. Endlich nachdem die Flotte, die aus 400 Schiffen bestand,

sich wieder nach und nach gesammelt hatte, fing man an die Truppen auf dem Cap Matifo an der africanischen Küste auszuschiffen.

Hassan-Aga sah von einem Thurme die Armee, und freute sich; denn es war in Algier eine alte Mohrin, die durch ihre Zauberkünste in der Zukunft zu lesen vermochte, und welche, da die Ergebnisse die Richtigkeit ihrer Prophezeiungen oft bewährt hatten, in großem Ansehen bei den Mauren stand. Diese Hexe, Baranaga genannt, hatte vor zwei Jahren gesagt, daß der Kaiser der Christen mit großer Macht in diese Meere kommen, und dort vernichtet werden würde. Barbarossa selbst hielt sie in Ehren, obgleich er sie, wegen der Unglücksfälle, die ihm im Krieg mit Tunis widerfuhren, und die sie voraussagte, hatte tödten lassen wollen. Da sie also das Böse vorausgesehen, zweifelte man nicht, daß sie ebenfalls das Gute voraussehen würde. Ob Hassan-Aga der Wahrsagerin getraut, weiß man nicht; allein er nahm den Schein unbedingten Glaubens an, um den Türken und Arabern mehr Muth einzuflößen.

Nach Ausschiffung der Armee, die in zwanzig tausend Mann zu Fuß, aus Deutschen, Italienern und Spaniern, und sechs tausend Pferden bestand, wurde dieselbe in drei Corps getheilt, und eine halbe Meile von Algier gelagert. Im ersten Corps, zur Linken, waren die Spanier und bildeten die Vorhut, geführt von Alvaro de Sande, von Don Gonzago, Vice-König von Sicilien, und vom Herzog von Camarino; im Centrum, wo der Kaiser selbst sich befand, standen die Deutschen; und im dritten Corps die Italiener, unter Anführung von Camillo Colonna, von Spinola und von Antonio Doria. Die Mauren und Araber zögerten nicht, sogleich anzugreifen, und trugen Anfangs einigen Vortheil davon; allein bald wurden sie kräftig zurückgeschlagen, und verloren viele Leute.

Ehe man Etwas unternahm, wurde Rath gehalten, und da die Jahrszeit schon sehr vorgerückt war, beschlossen, ohne Zeit zu verlieren an die Belagerung von Algier zu gehen. Karl schickte daher einen Trompeter an Hassan-Aga, und ließ ihm sehr vortheilhafte Bedingungen anbieten, wenn er den Platz übergeben wollte. Allein dieser antwortete spottend, „er hoffe der Kaiser werde nicht glücklicher seyn, als an derselben Stelle Diego de Vera und Ugo de Moncade gewesen wären.“ Einige Geschichtschreiber sagen, Hassan-Aga, genau mit der Natur des dortigen Meeres bekannt, habe vorausgesehen, daß die Winde seine mächtigsten und treusten Vertheidiger seyn würden, und deßhalb den Trompeter mit einer höhnenden Antwort zurück geschickt. Dennoch versammelte er alle arabischen Häuptlinge, ihre Meinung zu hören, und sie stimmten sämmtlich überein, daß man nur an Mittel zur Vertheidigung zu denken habe.

Der Herzog von Alba fand eine vortheilhafte Stellung, um den Kaiser gegen die Angriffe der Araber zu schützen, die dann und wann von den benachbarten Bergen herabkamen, die Christen zu überfallen; doch während man den Befehl ertheilte, die Lebensmittel, die Artillerie und Alles was nöthig war, um die Belagerung anzufangen und auszuführen, ans Land zu schaffen, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, von Regen und einem sehr kalten NO Wind begleitet, wodurch besonders die Italiener und Spanier Viel litten. In dem nämlichen Augenblick fielen die Barbaresken über sie her; denn diese sahen, daß der heftige Regen die Feuerröhren ihrer Feinde nutzlos machte, daher sie denselben nun mit Pfeilen und Steinwürfen großen Schaden zufügen konnten.

Mehrere Anführer schlugen vor, sich auf das Meer zu flüchten, und sich eher einer gefährlichen Rückkehr als einem unnützen Tode Preis zu geben; allein der Kaiser, seine gewohnte Mäßigung vergessend, sagte unwillig: „Entweder nehme ich Algier, oder ich sterbe vor Algier.“ Die Stadt wurde darauf mit drei Batterien von drei Seiten beschossen. Der anhaltende Regen jedoch hatte den sandigen Boden so verschlammt, daß die Soldaten einander unterstützen mußten, um sich bewegen zu können; unterdessen griffen die Mauren und Araber, dieses Erdreichs gewohnt, drei Abtheilungen Italiener an, und metzelten sie nieder, worüber den andern gänzlich der Muth sank.

Gonzago kam eilig an der Spitze der Spanier herbei, um die durch ihren Sieg kühn gewordnen Araber zurückzutreiben; das Glück verließ sie, und er verfolgte sie bis an die Thore der Stadt. Bei der Umkehr wurden die Spanier wieder von den Arabern verfolgt; allein die Christen machten eine schnelle Wendung, und ein fürchterlicher Kampf entspann sich, zu dem der Kaiser, mit 500 Edelleuten, die ihm freiwillig als Garde dienten, selbst hinzu eilte. Er warf sich in das Treffen, focht wie ein Verzweifelter, und, nicht mehr an Leben noch Reich denkend, brachte er, den Säbel in der Hand, Hülfe da, wo es am Heißesten herging; den Seinigen, die wie die Löwen kämpften, sprach er Muth ein, drohte den flüchtigen Italienern, ja tödtete zwei mit eigener Hand; und rief mit heiterem Gesicht den Deutschen zu: „Kinder, fürchtet nicht die Wuth der Feinde, über die wir den Sieg davontragen werden, denn Ihr kämpft für den Dienst von Jesus Christus, für den Ruhm Eurer Nation, und für das Heil und die Ehre der Christenheit.“

Auch schlugen sie sich tapfer; aber eben, als man auf dem Punkte war, zu siegen und die Stadt zu erobern, verfinsterte sich die Luft, und auf dem Meer erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, von Blitz und Donner begleitet, daß in einer halben Stunde 15 Galeeren und 36 Schiffe untergingen, und von der ganzen Schiffsmannschaft kaum 50 Menschen entkamen. Dieser Verlust war um so größer, da die meisten dieser Fahrzeuge mit Lebensmitteln beladen waren. — Andreas Doria, der schon 50 Jahre auf dem Meere diente, behauptete, sich eines so heftigen und anhaltenden Sturmes nicht entsinnen zu können; Alle sahen vor ihren Augen ihre Schiffe untergehen, hörten das Geschrei, den Angstruf ihrer Gefährten, und konnten ihnen keine Hülfe bringen. Einen traurigen Anblick gewährte es, wie mehr als 500 Pferdeköpfe über das Wasser emporragten, die mit Mühe schwammen, und Boden zu finden hofften.

Das Ufer war mit Leichen bedeckt, theils von den Wellen angeschwemmt, theils von den Barbaresken getödtet, die keinen Pardon gaben, obgleich Mancher sie anflehte, ihm das Leben zu lassen, und ihn als Sklaven wegzuführen; doch die Meisten zogen den Tod in den Wellen der Sklaverei vor.

Ulloa, dessen Vater bei dieser unglücklichen Expedition war,

erzählt ein ergreifendes Beispiel von der Grausamkeit der Araber. Sie entdeckten am Ufer eine junge Spanierin, die, nachdem das Schiff, auf dem sie gewesen, untergegangen, von den Wellen an's Land getragen worden war. Sie war ihrem Liebhaber, Don Antonio Carriero, Anführer eines Geschwaders von 10 Schiffen, gefolgt, und da er noch wenige Stunden vor dem Ausbruch des Sturmes versprochen, sie an's Land zu führen, hatte sie ihre reichsten Kleider und vieles Geschmeide angelegt. Beim Anblicke dieser Kostbarkeiten und ihrer großen Schönheit, lief ein Barbareske auf sie zu, dem sie sich zu Füßen warf, und ihn um Mitleid flehte; allein der Wüterich stieß seinen Säbel in ihre Brust, und todt niederstürzend, gesellte sich der schöne Körper zu den vielen ermordeten Glaubensgenossen.

Der Kaiser mußte mit eigenen Augen all dieß Unglück sehen, und der Himmel weiß, von welch peinlichem Gefühle er durchdrungen war; denn als großer Feldherr liebte er seine Soldaten, und wurde auch von ihnen im höchsten Grade geliebt. Andreas Doria war in Schmerz aufgelöst, als er die meisten seiner Freunde in seiner Gegenwart ertrinken oder tödten sah, ohne daß er ihnen Hülfe zu leisten vermochte; ja man sah aus seinen Augen Thränen rinnen, besonders als sein Neffe Gianettino Doria traurig auf ihn zukam, seine Knie umfaßte, und ihm das Wunder erzählte, wodurch er dem fürchterlichen Sturme und der Grausamkeit der Barbaren entkommen sey: „Mein Neffe," sagte er, „mußte diesem Allen ausgesetzt seyn, damit ich auf dem Meere weinen lernte."

Es gehört zu den staunenswürdigen Ereignissen in dem Glücksgeschick Karls V, daß, obgleich die ganze Welt wußte, daß dieser bedauernswerthe Verlust lediglich Folge seines Eigensinns und seiner Hartnäckigkeit war, keine Stimme gegen ihn sich erhob. Er allein hatte auf einer Unternehmung bestanden, die gegen alle Regeln der Schifffahrt, in einer bösen Jahreszeit und gegen die Meinung Derjenigen vor sich ging, die so weise ihn davon abzubringen suchten; nur er trug die Schuld an dem Tod von Tausenden, an dem Verderben von mehr als 160 Schiffen, und Dessen ungeachtet fand sich nicht Ein Mann, der das Geringste zum Nachtheil seines ruhmvollen Namens gesagt, oder seine Aufführung getadelt hätte.

Als Andreas Doria, den er seinen Vater, wie dieser ihn Sohn nannte, ihn von diesem Unternehmen abbringen wollte, und ihm vorstellte, daß sie alle dabei umkommen würden, antwortete er scherzend: „zweiundzwanzig Jahre der Macht für mich, und zweiundachzig Jahre des Lebens für Euch, müssen einem Vater und einem Sohn genügen, um zufrieden zu sterben." Aber nachdem das Unglück geschehen, sagte er mit thränendem Auge: „Lieber Vater, mein Ungehorsam gegen Euch ist die Schuld an allem Unheil."

Von den 22 Galeeren, die Doria auf seine Kosten ausgerüstet hatte, gingen 11 unter; dennoch hätte er seine Schiffe retten können, wenn er, wie so viele Andere, dem Hafen von Metasuco oder Bussa zugesteuert wäre; allein ungeachtet seiner Kenntniß der unvermeidlichen Gefahr wollte er nicht, daß seine Galeeren sich von der Küste entfernen sollten, so lange Karl noch auf dem festen Lande war; und er befahl seinem Neffen Gianettino, lieber mit allen Schiffen unterzugehen, als den Kaiser aus den Augen zu verlieren.

Der Kaiser zeigte in dieser Trübsal eine unglaubliche Seelenstärke; er blieb einen Tag ohne zu essen, und weigerte sich Nahrung zu nehmen, während so viele seiner Generale und Soldaten Hunger stürben; ein Beispiel, das auf die Armee mächtig wirkte, und derselben Muth in so harten Bedrängnissen einflößte.

Hassan-Aga sah von der Höhe des Thurmes dem Sturme zu, sah, wie ein Theil der Schiffe unterging, und der andere mit gebrochnen Masten ausser Stand zu steuern war. Er lachte darüber mit seinen Heerführern, und erwartete jeden Augenblick, der Kaiser werde kommen, und demüthig für sein Leben und das seiner Soldaten bitten. Und in der That, welche Hoffnung konnte eine Armee von 15,000 Mann haben, sich in einem feindlichen Lande ohne Munition, ohne Lebensmittel zu vertheidigen und zu erhalten?

Den folgenden Tag, nachdem der Kaiser sich mit Doria besprochen, dessen Gesundheit trotz seinem vorgerückten Alter allen Beschwerden und Leiden widerstanden hatte, wurde die Einschiffung beschlossen. Freilich machte Doria dabei auf zwei Schwierigkeiten aufmerksam: einerseits reichte, was von Schiffen übrig geblieben, nicht zur Einschiffung hin; und dann, so kurz die Dauer der Schifffahrt auch seyn mochte, mußte der Hunger Aufruhr verursachen. „Man tödte alle Pferde", sagte Karl, „fange mit den meinigen an, und koche sie; auf diese Weise wird die Einschiffung der Mannschaft erleichtert, und für den Hunger gesorgt." Der Kaiser hatte 150 Pferde von großem Werth, die auf der Stelle getödtet wurden; darauf machten die andern vornehmen Herren, die auch sehr schöne besaßen, keine Umstände, sich demselben Gesetz zu unterwerfen, so hart und unangenehm es auch war.

Die ganze Zeit der Einschiffung brachte der Kaiser stehend zu, den gezückten Säbel in der Hand, bemüht allen Unordnungen vorzubeugen; denn in der Furcht, daß die Mauren sie noch überfallen möchten, drängte Alles zu den Schiffen und Jeder wollte der Erste seyn. Aber Nichts störte die Einschiffung, worüber Karl, der, einer der Letzten, das Land verließ, verwundert sagte: „Ich habe nicht geglaubt, daß die Barbaren wüßten, man müsse dem Feinde, der flieht, eine goldene Brücke bauen, wenn man anders unsern Rückzug Flucht nennen kann." In der That ließen die Mauren und Araber Alles ruhig im Angesichte des Hafens von Algier geschehen, als ob Nichts davon zu ihrer Kenntniß gelangt wäre.

Nach dreistündiger ruhiger Schifffahrt erhob sich ein so heftiger Sturm, wie der erste, welcher die Armee von Neuem zerstreute, und viele Schiffe zum Untergang brachte. Besonders sah der Kaiser mit tiefem Schmerz ein Fahrzeug untergehen, das 700 Spanier trug, insgesammt alte Soldaten.

Man konnte von Glück sagen, daß die Galeere, worauf der Kaiser sich befand, mit 15 andern endlich den Hafen von Utika erreichte, wo sie eine spanische Garnison traf. Nachdem sich der Sturm gelegt, steuerte man auf Kartagena zu, von

wo Karl sich nach Oceagna begab, um daselbst seine Töchter und den Prinzen Philipp zu sehen.

So endigte diese unglückliche Expedition, von welcher der Kaiser zu Alvaro de Sande, seinem Vertrauten, sagte: „Der Himmel hat mich demüthigen wollen, meinen Hochmuth niederdrücken, und mich lehren, nicht so viel Vertrauen zu mir selbst zu haben.“

Scharfe Trennung der nach Sibirien Verwiesenen von ihren Verwandten.

Unter dem in Folge der Ereignisse bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nach Sibirien Verwiesenen, befand sich ein junger Mensch, der einzige männliche Abkömmling einer angesehenen Familie, Bruder von sechs Schwestern. Es war den Verwandten verboten worden, die Verurtheilten noch einmal zu sehen. Ein Engländer, der sich damals in Moskau aufhielt, suchte dem jungen Mann das Glück zu verschaffen, von seinen Schwestern trotz dem Verbote persönlich Abschied zu nehmen. Durch in Petersburg angestellte Nachforschungen hatte er aufs Genaueste erfahren, welchen Weg die Gefangenen nehmen würden, und bot sich an, zwei der Schwestern nach einem O r zu begleiten, wo die Schlitten Jener vorbeikommen mußten. Glücklich verschaffte er sich für seine eigne Person und die beiden Damen einen Paß, und verließ Moskau mit denselben in einer Kabiltka. Am bestimmten Orte erfuhr man zu allgemeiner Freude, daß die Verwiesenen wirklich noch nicht vorübergekommen seyen; aber Dieß konnte schon in der drauf folgenden Nacht geschehen, und Verdacht durfte auf keine Weise erregt werden. Durch ausgeschickte Bedienten oder Boten erhielt man bald darauf Kunde, der Schlitten mit dem Bruder sey so eben bei einer Hütte angekommen, die etwa eine Werste von dem Dorf, wo man sich befand, entfernt lag, und der die Bedeckung befehligende Sergent habe um Pferde hereingeschickt, indem seine Instruktion ihm verbot, in einer Stadt oder auch nur in einem Dorf umspannen zu lassen. Die beiden Damen verfügten sich eilends nach der Hütte, an deren Thür sie den Sergenten fanden. Durch das kleine Fensterchen erkannten sie den Bruder, und dieser die Schwestern, aber der Sergent stieß den Gefangenen, der sich der Thür nahen wollte, zurück, und stellte sich als Wache vor dieselbe. Umsonst bot man ihm Geld; endlich warf sich die jüngere Schwester ihm zu Füßen und umschlang seine Knie, indem sie ihn bei dem Namen seiner Mutter beschwor, den geliebten Bruder zum letzten Mal sehen zu dürfen. Diesen Bitten vermochte der alte Kriegsmann nicht zu widerstehen; er öffnete die Thür. Kein Augenblick war zu verlieren, denn im Moment konnten die Pferde zurückkommen und mit ihnen die übrigen Soldaten, deren Aussage dem Sergenten hätte den Kopf kosten können. Jetzt versuchte auch der Engländer an dem Manne die verführende Kraft der Rubeln; und ihm gelang es denn, jenem das Versprechen zu entlocken, noch einen künftigen Besuch zu gestatten, indem der Schlitten der Schwestern vor demjenigen der Verwiesenen herfahren sollte. Wirklich hatte diese abermalige Zusammenkunft auf der nächsten Station Statt. Dort händigte man dem Bruder einen goldnen Ring ein, den er, wenn es ihm einmal möglich würde, Nachrichten von sich nach Rußland gelangen zu lassen, dem Ueberbringer derselben als Zeichen ihrer Wahrhaftigkeit mitgeben sollte. Mittlerweile kamen aber die, wie das erste Mal, nach dem nächsten Dorf gegangenen Soldaten mit den Pferden zurück, und Alles wurde entdeckt.

Die beiden Schwestern kehrten nach Moskau heim; die Verwiesenen kamen in Sibirien an. Ein seiner Haft entledigter Verbannter wurde dem Sergenten auf seiner Rückreise beigegeben. Dieser war bereits Ueberbringer des Rings, und der Sergent gestattete ihm, einen kleinen Umweg über Moskau zu machen, um das Anvertraute zu überliefern. Der Bruder verlangte durch diesen Boten religiöse Schriften und grüne Brillen; er war durch den Schnee bereits fast gänzlich blind geworden.

Die Schwestern waren auf alle Art bedacht, den nach Petersburg geeilten Sergenten reichlich zu belohnen; aber mit dem Augenblick seiner dortigen Ankunft hatte ihn die von seiner zu milden Polizei benachrichtigte Regierung sogleich gänzlich verschwinden lassen; jede Nachforschung nach seinem Schicksal war vergeblich, obwohl man die Erkundigungen über dasselbe mehrere Jahre lang, von den angesehensten Familien unterstützt, mit der unermüdetsten Beharrlichkeit fortsetzte.

So strenge scheint die Regierung jeden Zusammenhang der Verwiesenen mit ihren Angehörigen in Rußland aufheben zu wollen.

Der Schildknappe König Wilhelm's.

Auch in den Niederlanden besitzt Walter Scott denselben Einfluß, dieselbe Herrschaft über den Roman, wie beinahe in dem ganzen übrigen Europa; und wenn die Urtheile niederländischer Blätter nicht parteiisch sind, so wäre er hier durch einen seiner Nachahmer, den Verfasser des historischen Romans De Schildknaaps, iets uit den oulen Tijd (Een oorspronkelijk romantisch Verhaal, Amsterd. 1829. 8.) sogar übertroffen worden; indem die historische Farbe gewissenhafter beobachtet wäre, als in irgend einem Romane des schottischen Dichters. Der Held, Sicco, ist der Knappe und Freund Wilhelms II Grafen von Holland, und sein treuer Begleiter auf seinen Reisen und auf seinen Kriegszügen, obgleich der Graf seinem Rathe entgegen die päbstliche Ernennung zum römischen König angenommen hat; und er überlebt ihn nur, um nach dem Tode des Fürsten durch die aufrührerischen Friesen auszurufen: „Mußtest Du so umkommen, edler muthiger Held! Nicht wie ein Mann, der das Schwert führen kann, sondern wie ein Kind, unfähig sich zu vertheidigen! Mußtest Du geschlachtet werden, ohne Nutzen, ohne Ruhm unter Mörderhänden erliegen? O, warum war Dein treuer Sicco nicht bei Dir; er würde Dich gerettet haben, oder mit Dir gefallen seyn.“

Erziehung durch Reisen.

Der Graf Alexander de La Borde hat über die Erziehung durch Reisen geschrieben, und sein Gedanke schnell Ausführung erhalten. Ein Erzieher hat sich gemeldet, schreibt die Revue de Paris, der den Familien das Anerbieten machte, eine wissenschaftliche Caravane aus jungen Leuten zu errichten, deren Studien nach La Borde's Plan geleitet werden sollten. Bereits haben sich die jungen Reisenden auf den Weg gemacht und Turin, Genua, Florenz besucht.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 104. 14 April 1830.

Skizzen aus dem türkischen Asien.

2) Erzerum.

Erzerum liegt am Fuß des Taurus, in einer Ebene, welche vom Euphrat durchschnitten wird, der hier zu Land Kara-Ermak heißt. Die Stadt soll von Anatolius, einem griechischen Feldherrn, unter der Herrschaft des jüngern Theodosius gegründet worden seyn. Man trifft daselbst zwanzig Moscheen, deren größte ehedem eine griechische Kirche zu St. Stephan war, und vier Thore, das von Tauris, das von Georgien, das von Erfingian und das Neuthor. In drei Viertelstunden läßt sich die Stadt umwandeln. Eine Feste, genannt Ik-Kale, befindet sich im Innern; die Griechen nennen diese Cittadelle Kaly-Kula, nach einer Frau, welche dieselbe erbaut haben soll. Sie ist von hohen, mit Basteien flankirten Mauern umgeben, und überdieß noch durch Gräben vertheidigt. In derselben wohnt der Pascha. Erzerum ist die einzige türkische Stadt, wo ich eine Thurmuhr fand, die übrigens, trotz aller darauf verwandten Mühe, nicht geht. Die Bevölkerung wird zu 100,000 Seelen angeschlagen, was nicht übertrieben seyn dürfte. Es giebt daselbst viele Armenier, einige Katholiken, und keine Griechen. Die Armenier stehen unter einem Erzbischof, die Katholiken unter einem apostolischen Vikar, einem sehr ausgezeichneten Mann, Namens Don Burnas. Derselbe ist in Erzerum geboren, kam aber in seiner Jugend nach Rom, um dort den Studien obzuliegen, und lernte daselbst geläufig Italienisch und Lateinisch. Sofort als Missionär nach Indien geschickt, machte er sich das Englische und Hindustanische zu eigen, so daß er zu den in Asien so häufig vorkommenden Personen gehört, welche sieben bis acht Sprachen mit gleicher Fertigkeit reden. Seine Lage ist nicht sehr glänzend, obwohl er einen großen Einfluß auf seine Gemeinde ausübt; denn die Katholiken in Erzerum leben nicht in so günstigen Verhältnissen, als wohl sonst in der Türkei. Dagegen bewohnt der armenische Bischof ein sehr schönes Kloster. Ich hatte die Ehre, ihm einen Besuch zu machen, und fand ihn eben beschäftigt, einer großen Anzahl Kinder Unterricht zu geben. Die Schule ward in einem großen Gemach gehalten, das nach allgemeinem Gebrauch mit den Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin von Rußland geschmückt war, welche die Schismatiker als ihre eigentlichen Souveräne betrachten.*) Ein großes Cruzifix von Holz befand sich mitten im Saal, um welches die Kinder in Masse herumknieten. Der Lehrer befolgte die im ganzen Land übliche Unterrichtsmethode: er ließ alle zugleich lesen, ohne daß ihm die Fehler entgingen, welche jedes einzelne beging. Die Kinder schienen Etwas von dem ernsten Wesen ihrer Eltern an sich zu haben; man bemerkte Nichts von den Possen, von der Lebhaftigkeit, die in unsern Schulen herrscht. Die Ursache mag in der häuslichen Erziehung liegen. Man macht den jungen Armeniern aus Nichts ein Geheimniß, spricht zu ihnen wie zu erwachsenen Leuten, fährt ihnen selten durch den Sinn, und mit Ausnahme einiger Ehrfurchts- und Gehorsams-Bezeugungen gegen ihre Eltern, welchen sie sich freiwillig unterziehen, sind sie beinahe gänzlich Herren ihrer selbst. Die Unterhaltung aber hat im Morgenlande fast nie einen andern Gegenstand, als Religion oder Geld; und Vergnügen kennt man kein andres, als die Wollust; diese jedoch gilt für nichts Unehrenhaftes. Auch sieht man dort bei jungen Leuten keineswegs die feurigen Leidenschaften, welche das europäische Leben bewegen; und hat auch ihr Daseyn deßhalb weniger Fülle und Umfang, als das unsrige, so finden sie dieser vielleicht hinlänglichen Ersatz in der Ruhe, welche sie bis zum Grab begleitet.

Auf den Unterricht der Mädchen wird weniger Sorgfalt gewendet, als auf denjenigen der Knaben; doch lernen die meisten schreiben und lesen; sie gehen, bis ins achte oder neute Jahr, in Eine Schule mit jenen. Die häusliche Erziehung ist ungefähr dieselbe, wie beim männlichen Geschlecht, d. h. man verhehlt ihnen von frühester Kindheit an Nichts, was einst zu ihrer Pflicht als Gattin gehören wird. Hieraus entspringt denn allerdings der Uebelstand, daß im Gespräch eine Freiheit herrscht, von der man sich wirklich keine Vorstellung machen kann: die gemeinsten Dirnen in Europa würden sich der Ausdrücke schämen, welche die Frauen in Asien ganz natürlich finden; allein dabei muß anderseits bemerkt werden, daß diese Zügellosigkeit bloß in den Worten liegt, und die wirkliche Verschämtheit durchaus nicht aufhebt. So ist die Erziehung in der Türkei und Persien; bei den Christen hat sie durch mehr oder minder häufigen Verkehr mit Europäern denn doch einige Veränderungen erfahren.

*) Im Jahr 1826, vor dem russisch-türkischen Krieg, geschrieben

Mit Doktor Viecht, einem Piemonteser, Leibarzt des Pascha's, machte ich Diesem einen Besuch. Galib-Pascha, der Serasker von Erzerum und Gouverneur der Provinz, war Reis-Effendi und Groß-Wesir gewesen, und stand im Rufe großer Klugheit. Von ihm soll der Plan herrühren, den man bei Vernichtung der Janitscharen befolgte; seine schwache Leibesbeschaffenheit hatte ihm die Ausführung selbst nicht erlaubt, für welche man Aga-Pascha's kräftigen Arm geeigneter fand. Während des Kaiserreiches war Galib Gesandter des Sultans in Paris gewesen.

Nachdem wir durch mehrere, gänzlich kahle Zimmer und einen dunkeln Corridor gegangen waren, trafen wir Se. Excellenz in einem kleinen, sorgfältig aber einfach verzierten Gemach. Er trug die gewöhnliche Kleidung eines Türken von Rang, ohne eine Auszeichnung, als einen Diamant von hohem Werth am Finger, ein Geschenk Napoleons, worauf er Viel zu halten schien. Seine Miene hatte etwas Schwermüthiges, was man seiner leidenden Gesundheit und der Entfernung von seiner Familie, die sich in Angora aufhält, zuschrieb. Er war sehr zart gebaut und ohne einen langen schwarzen Bart, der ihm auf die Brust herabhing, hätte man ihn für eine Frau halten mögen. Die weiße Farbe des Gesichts und der Hände entsprach eben so wenig dem Bild, das man sich gewöhnlich von einem Fürsten des Morgenlandes macht. Er erzeigte mir nicht die Ehre, mich zum Sitzen einzuladen, aber er that mehrere Fragen mit einer Feinheit und Gewandtheit an mich, die keinem gewöhnlichen Mann zukommen. Ich erwähnte seines Aufenthalts in Paris; er gedachte mit Vergnügen der Zuvorkommenheit, mit welcher man ihn dort behandelte; sagte aber, die unbescheidene Neugier der Bewohner, ihre ewige Beweglichkeit hätten ermüdend auf ihn gewirkt, und ihm oft Sehnsucht nach den Ufern des Bosporos und deren seliger Ruhe eingeflößt. Er trug kein Bedenken, mich auch von dem Glück, das er in Paris gemacht, zu unterhalten, und wenn er seinen Bericht nicht übertrieb, so hatte er sich über die Strenge der europäischen Damen keineswegs zu beklagen. Zuletzt versprach er mir ein „Bonjourdeu," indem er noch hinzusetzte: „Da Sie in Persien gewesen sind, so interessiren Sie sich ohne Zweifel für dieses Land; vernehmen Sie also, daß dasselbe so eben an die Russen den Krieg erklärt hat, und Georgien in diesem Augenblick von den Persern besetzt seyn dürfte." Wirklich traf drei Tage nachher der englische Courier, welcher die Nachricht nach Konstantinopel zu bringen hatte, in Erzerum ein. Vom Pascha war unterdessen schon längst ein Tatar mit der Botschaft an die Pforte abgegangen. Aus dieser Eile blickt die Gleichgültigkeit, deren man die Türken so oft beschuldigt, nicht hervor. Ich habe im Gegentheil bemerkt, daß der Diwan von Allem, was ihn interessiren konnte, immer sehr frühzeitig unterrichtet war.

Nachdem ich dem Pascha meinen Besuch abgestattet, begab ich mich zu seinem Neffen, welchem das Amt des Kiaya oder Stellvertreters zukam. Auch dieser war in Paris gewesen, hatte aber keinen sonderlichen Gewinn aus seinen Reisen gezogen. Er war ein großer Lebemann, der nur drei Dinge französisch zu sagen wußte: jolie fille, joli garçon, bon vin. Jeden Augenblick streute er diese Schätze seiner Gelehrsamkeit aus, jedesmal von einem lauten Gelächter begleitet. Einige Zeit nachher jedoch kam mir seine Justiz zu Gute. Ein Armenier, der auf dem Dach eines Hauses stand, hatte mich geschmäht und mit Steinen nach mir geworfen. Ich beklagte mich, und der Schuldige ward alsbald ergriffen und vor den Kiaya geführt. „Schurke" sagte dieser, „weißt Du nicht, daß die Franken unter unsrem Schutz stehen; daß sie die Gäste des Großherrn sind; daß wir nicht wollen, daß sie sich in Konstantinopel über uns beklagen? Du erhältst die Bastonnade." — „Ich bin ein Dummkopf, ich bin ein Esel," sagte der Armenier. „Wie Viel muß ich zahlen, um nicht geschlagen zu werden?" — „Bezahlen sollst Du noch obendrein, und doch die Hiebe erhalten," erwiederte der unerbittliche Kiaya; und so geschah. Der Armenier bekam 250 Hiebe auf die Sohlen, zahlte dem Kiaya 300 Piaster, und 150 Denen, welche die Mühe gehabt, ihn zu schlagen. Dank dieser Belehrung — nie widerfuhr mir wieder eine Beleidigung, vielmehr flohen die Bewohner, wenn sie meiner von Weitem ansichtig wurden. Nie verwende sich Einer im Orient für Diejenigen, die um seinetwillen gestraft werden: man schreibt dergleichen Gefühle der Menschlichkeit dort niemals ehrenhaften Gründen zu, sondern achtet sie für Zeichen der Furcht und Schwäche. Wäre ich von meiner Klage abgestanden, so würden mirs der Kiaya und seine Wachen schlecht gedankt haben, daß ich sie um einen für rechtmäßig angesehenen Gewinn brachte, und gleich den folgenden Tag hätte ich ohne Zweifel neue Beschwerden vorzubringen gehabt, die jetzt ohne Berücksichtigung geblieben wären.

(Schluß folgt.)

Gemälde aus Mexico.

6. Mexicanische Räuber.

(Schluß.)

Noch einmal rief ich jetzt, obwohl mit großer Anstrengung, um Wasser. Die Stimme, die mir zum ersten Mal geantwortet, und welche von einem der Postillone herkam, erwiederte sofort: „Ich kann Ihnen nicht helfen; ich bin mit beiden Armen an die Achse des Rades gebunden. Wir müssen auf die Soldaten warten. Die Banditen sind fort; sie wagten sich nicht länger aufzuhalten."

Ich lag mit der Brust gerade vor dem hintern Rad, das mir bei der mindesten Bewegung des Wagens über den Leib gehen mußte. Erst jetzt ward ich Dieß inne.

„Gott im Himmel!" rief ich, „wenn die Maulthiere von der Stelle weichen, bin ich zerquetscht. Kannst Du mich nicht da unten hervorbringen?"

„Nein; ich kann Ihnen nicht helfen. Seyn Sie ruhig, es ist keine Gefahr; die Thiere weichen nicht von der Stelle."

Ich blieb ruhig im gräßlichsten Durst. Endlich vernahm ich Hufschlag. Mein Athem wurde freier, mein Herz bebte vor Freude. „O mein theures England, so werd ich dich noch einmal sehen!" — Aber das Geräusch verlor sich wieder, Niemand

erschien. Frost, Durst, Schauder, Verzweiflung bemächtigten sich meiner aufs Neue. Die Abendschatten wurden länger, umsonst spähten meine Augen nach Hülfe. Ich fühlte die ganze Bitterkeit einer erst aufgeregten, dann wieder vernichteten Hoffnung. Plötzlich hört' ich abermals Galopp von Pferden, Geschrei, Musketenschüsse. Eine nicht unbedeutende Zahl Soldaten und Indianer stürzte unordentlich gegen den Platz, wo wir waren, und eine Kutsche fuhr schnell heran.

„Was Teufel ist da?" schrie der Vorderste, als er uns bemerkte.

„Was ist Das? Was ist Das?" riefen die Soldaten, indem sie von den Pferden sprangen und den Postillion und die Frauen losbanden. „Wer seyd Ihr? Was ist geschehen? Das sind ohne Zweifel Engländer, Narren die sich zur Wehr gesetzt, und folglich . . . . .

„Alle den Tod davon getragen haben werden," rief ein Andrer. „Hatten sie viel Geld?"

„Haben sie einige von den Räubern getödtet?

„Ja."

„Sie haben einige getödtet! Haben die Kameraden die Todten mitgenommen?"

„Ja."

Jetzt versuchte auch ich zu sprechen. Aber ihr Geschrei tönte durch einander: „Eine Beute, die sich gewaschen hat!" — „Die Schurken hatten Glück." — „O! sie haben sie hübsch bezahlt!" — Gelächter, Fragen, Antworten: „esos Ingleses han peleado como diablos — diese Engländer haben sich wie Teufel gewehrt" — Lange bemerkten sie meinen Ruf nicht. Endlich, einen Augenblick der Stille benutzend, forderte ich ihre Hülfe, mich unter dem Gefärth vorzuziehen. Niemand achtete darauf. Noch einmal rief ich, aber wieder ohne Erfolg. Zuletzt fiel mir ein, ein Gebet herzumurmeln, um einen Padre zu bekommen.

„Hollah! da lebt noch Einer, der einen Priester verlangt."

„Unmöglich! alle Engländer sind Heiden!"

„Nein! Ketzer sind sie!"

„Ganz recht! Heiden sind Ketzer!"

Noch einmal rief ich nach einem Priester.

„Er muß ein Christ seyn; wir wollen ihn unter der Kutsche hervorziehen."

Einige näherten sich. „Curbato!" flehte ich, „sachte! sachte! ich bin fürchterlich verwundet." Sorgsam hoben sie mich auf, und trugen mich einige Schritte weit. Ich bat sie, mich auf den Boden zu legen, und mir Etwas zum Zudecken zu geben, denn es war kalt. Sie wickelten mich in einen Mantel und trugen mich unter eine Fichte, an deren Stamm sie mich mit dem Rücken anlehnten. Mein Kopf sank gegen meine Brust; ich bat mir denselben zu halten, denn er benahm mir den Athem. Um Gottes willen forderte ich Wasser, Keiner hatte; aber Einige gingen in den Wald, ob sie etwa dort eine Quelle fänden.

Ich konnte jetzt gegen die Kutsche hinblicken, welche die Soldaten zur Bedeckung benutzt hatte, und worin mehrere Frauen saßen. Sie sagten mir, es seyen die Damen G . . . . . Diese weinten, und glaubten uns alle todt. Ein Soldat trat zum Kutschenschlag und sagte, daß einer der Engländer noch lebe, und einen Priester verlange.

„Das wird der arme Santjago seyn!" riefen sie, und sich gegen einen Geistlichen in ihrer Gesellschaft wendend: „Um Gott! gehen Sie und sehen ein Wenig, was noch für ihn zu thun ist, Senor!"

„Ich kann nicht," erwiederte der Priester, und wich nicht von der Stelle.

„Wir wollen ihn in die Kutsche nehmen, und nach Acajeta zurück bringen," sagten die Damen.

„Das geht nicht," erwiederten die Soldaten; „er darf nicht vom Fleck bis der Alcade kommt und seine Anordnungen trifft."

Die Indianer unter dem Haufen drangen noch einmal in den Padre. „Da der Engländer ein Christ sey, so müsse man ihn auch beichten lassen" meinten sie. Glücklicher Weise für mich verstand sich der Padre nicht dazu, und gleich darauf fuhren die Damen, da sie sahen, wie sie mir keine Hülfe zu leisten vermochten, weiter. Eine Indianerin aber kam aus dem Wald, und brachte mir etwas Wasser in einer Kürbisflasche. Sie kniete zu mir nieder, hielt das Gefäß an meinen Mund und sagte: „Trinke, armer Mann, hier ist Wasser."

Ich trank in langen Zügen, vom zitternden Athem unterbrochen. Ohne Kühlung floß das Wasser in meine Kehle; es war als würden ein Paar Tropfen auf ein glühendes Eisen gesprengt. Ich leerte die Flasche, und verlangte Mehr. Die Frau sagte, es sey weiter Nichts da.

„O um Gottes Barmherzigkeit willen, so haltet nur die Flasche an meine Lippe! nur einen Tropfen Wasser, nur einen einzigen." Ich drückte den Mund fest an den Kürbis; aber schon war dieser ganz trocken geleckt, und krampfhaft wandte ich mich wieder ab. Nur Solche, die auf dem Schlachtfeld verwundet dort kein Wasser bekamen, werden die ganze Qual dieses verzehrenden, entsetzlichen Durstes begreifen.

Endlich langte der Alcade an und stieg eilends vom Pferd. „Wohin sind die Räuber geflohen?" fragte er. „Schnell; ihnen nach!" — „Es ist zu spät," antwortete der eine Postillon; „sie sind schon lange fort."

„Welchen Weg haben sie genommen?"

„Uebers Gebirg; aber Das ging in gestrecktem Galopp; man bekommt sie jetzt nicht mehr."

„Ein Theil der Soldaten soll ihnen nachsetzen" sagte der Alcade, und fragte dann, Wer wir seyen. Auf die Antwort, daß wir Engländer wären und Einer der Reisenden noch lebe, kam er auf mich zu: „Wo sind Sie verwundet?" hub er an. „Ueberall! Todos el cuerpo."

„Tiene Vm. balanzos?" (Haben Sie Kugeln im Leib?)

„Ja, mein Herr, eine Kugel! Hauptsächlich aber bin ich mit dem Dolch grausam verwundet worden, und verliere viel Blut durch den Rücken."

Meine Augen fielen auf meine Hand, die voll geronnenen Blutes und entsetzlich geschwollen war. „Die wird man abschneiden müssen," sagt' ich gelassen.

„Ich hoffe nicht," entgegnete der Alcade. „Sie müssen

sich noch etwas anstrengen, und Muth fassen, während ich das Zeugenverhör vernehme, und die Sache aufzeichne."

„Unterdessen aber werd ich mich verbluten!" sagte ich mit flehender Stimme. „Kann man mich nicht ins nächste Dorf bringen?"

„Nicht doch! nicht doch; Sie verbluten sich nicht; es ist kalt, das Blut gerinnt auf den Wunden. Ich muß thun, was meines Amtes ist. Paciencia für eine Minute! He da! sorgt für den Engländer, und Ihr Andern, laßt Euern Bericht hören, daß ich ihn niederschreibe."

Ich sah die letzten Stralen der Sonne um einen Busch der Acacia mimosa schimmern. Dort trugen Sie mich, auf meine Bitte, hin — zwei Indianer setzten sich zu mir und hielten mich in ihren Armen. Von da aus konnt' ich die ganze Umgebung überblicken. Die Sonne sank in der klaren, hellen, kalten Luft, hinter den hohen vulkanischen Bergen Pueblas hinab; der untre Theil der glühenden Scheibe schien auf dem schneeigen Gipfel des Gebirgs zu ruhen, und die letzten Stralen leuchteten auf den Wald von Pinal.

Von neu erwachender Hoffnung gestärkt, sah ich, wie der Postillon die Kutsche zurecht machte, Riemen und Stränge von Neuem knüpfte. Der Alcade hatte das Verhör geendigt; so trugen mich denn endlich die Indianer nach dem Wagen zu. Noch einmal drohten mir die Sinne zu schwinden; ich vermochte nicht zu sprechen. Fest sah ich meinen Trägern ins Gesicht. Sie verstanden mich, und hielten eine Minute lang an. Sofort, als ich mich wieder etwas erholt hatte, legten sie mich der Länge nach in die Kutsche, und fuhren nach Acajeta.

Paul Heermans Erinnerungen.

Paul Heermans, aus einer angesehenen Familie in Nordbrabant, beginnt seine militärische Laufbahn bei Gelegenheit der holländischen Unruhen im J. 1787, als Lieutenant in dem Corps des Rheingrafen von Salm, entweicht bei dem Einfalle der Preußen nach Frankreich, nimmt darauf Theil an dem Aufstande der brabantischen Patrioten gegen Kaiser Joseph II, dient nach der Unterdrückung dieses Aufstandes in dem französischen republikanischen Heere und macht als Adjutant der Generale Dumouriez und Valence die Feldzüge von 1792 und 1793 mit. Er gehört zu den Offizieren, die den französischen Kriegsminister Bournonville, nebst vier Repräsentanten des Nationalconvents, auf Dumouriez Befehl an die Oesterreicher auslieferten und darauf mit diesem General zu dem Feinde übergingen. Längere Zeit bringt er darauf, unter den übrigen französischen Emigranten, zu Constanz am Bodensee zu, bis ihm mit seinen Schicksalsgenossen Temeswar in Ungern zur Garnison angewiesen wird. Auch hier bleibt er mehrere Jahre, verläßt indessen später die französischen Emigranten und tritt in ungrische Dienste, aus denen er im Jahre 1815 seinen Abschied nimmt, um in das Vaterland zurückzukehren. Dieß ist der Inhalt der Herinerringen uit den Brabandschen Oorlog, de eerste Veldtogten van Dumouriez, een meerjarig verblyf te Konstanz en in Hungarije, van Paul Heermans (Te Leiden, 1829. 8.). Der Mann, der nach einem langen wechselvollen Leben als Greis ausruft: „Leser, willst Du einen glücklichen Lebenslauf haben, so thue nicht so wie ich!", hat wohl das Recht zu erwarten, daß wir einen Augenblick verweilen, ihn anzuhören; überdieß besitzt Heermans die Gabe, Alles, was er erlebt, gesehen und verrichtet hat, auf eine lebendige unterhaltende Weise zu erzählen; und wenn wir auch über den Gang der Ereignisse im Großen während der verhängnißvollen Periode, in welche seine Thätigkeit fällt, durch ihn nichts Neues erfahren, so kann es uns doch nicht unangenehm seyn, die Dinge einmal zu betrachten, wie sie einem verständigen und besonders einem glaubwürdigen Zeugen in den unteren Kreisen der Gesellschaft erschienen. Ehrenvoll für Ungern sind die Worte, mit welchen er von diesem gastfreien Lande Abschied nimmt: „Der Gedanke, Ungern für immer zu verlassen, hatte etwas Schmerzliches für mich, das ich dem Leser, welcher niemals da gewesen ist, unmöglich mittheilen kann. Ganz eigenthümlich ist das Gefühl, welches sich Aller bemeistert, die einmal in diesem Lande lebten und in der Ferne noch einen Blick darauf zurückwerfen. Allen kann es nur schmerzlich seyn, daß sie nicht mehr da sind."

Medicinischer Kannibalismus.

China ist von Grausamkeiten, die unmittelbar aus religiösem Aberglauben entspringen, ziemlich frei; es giebt daselbst Nichts, was man mit den indischen Sutti's vergleichen könnte; daß man den Kindermord für erlaubt hält, davon liegt der Grund nicht in der Religion des Volks sondern in den herrschenden politischen und moralischen Grundsätzen, wornach der Sohn kein Recht hat an die Tafel seines Vaters. Aber China hat Menschenfresser, d. h. es giebt Chinesen, welche wegen medicinischer Zwecke verschiedene Theile des menschlichen Körpers verzehren. Vor drei Jahren, erzählt das Canton-Register vom 2. Mai vor. J., wurde in Macao ein Knabe ermordet, weil der Mörder glaubte, daß eine Portion Menschenfleisch einen sterbenden Mann herstellen könnte; und vor einigen Tagen bot ein Scharfrichter von einem Mann, den er in Stücken gehauen hatte, die Galle zum Verkauf aus, um Reiskörner, täglich in bestimmter Anzahl zu essen, darin einzutunken. Ein Blick in den Criminalcodex lehrt einen frühern Fall kennen, wo ein Mann aus dem Bezirk Haong Schan, Namens Liu, hingerichtet wurde, weil er um 120 Silbertaels Jemanden eine Portion menschliche Galle verschafft hatte; und im Jahr 1811 kam in Tschi-Kiang ein Mann, Namens Tschang, in Untersuchung, der im Lauf von 16 Jahren den Tod von elf Mädchen verursacht zu haben geständig war, und zwar bloß deßwegen, weil er wähnte, wenn man gewisse Flüssigkeiten trinke, könne man sich Kraft und langes Leben geben. Das zwölfte Opfer seines Kannibalismus entwischte, um gegen ihn zu zeugen; und der Verbrecher, „ein Mensch von Gestalt, aber ein Ungeheuer von Natur," wie der officielle Bericht sich über ihn ausdrückte, erlitt einen schmählichen langsamen Tod. Er war damals 70 Jahre alt; 16 Familien, die sein entsetzlicher Hang in Trauer versetzt hatte, wurden aufgefordert, der Hinrichtung, als er in Stücke gehauen wurde, beizuwohnen. Man muß wissen, daß in China das Volk die Quantität der Galle und des Muths in einem genauen Verhältniß zu einander denkt; der Kühne hat eine Masse von Galle, dem Furchtsamen fehlt sie ganz und gar, und bei einem Hingerichteten findet man um so mehr Galle, je furchtloser er gestorben: sagen, Jemand habe keine Galle, heißt so viel, als er habe keinen Muth, und ein Großsprecher entschuldigt seine Feigheit etwa mit der Frage, ob man meine, er habe eine Gallenblase wie ein Faß. Daraus folgt, daß man seine Galle vermehren kann, wenn man die Galle seines Mitgeschöpfs ißt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 105. 15 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten englischen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortsetzung.)

In Colchester blieb Parr nicht lange; aber er erwarb sich hier schätzbare Freunde und in diese Zeit fällt sein erster Versuch als politischer Schriftsteller. Der Krieg des Mutterlandes mit den americanischen Colonien erfüllte seine Seele mit Unwillen; er nennt ihn einen Krieg des Königs und der Nation, mißbilligt jedoch die Ursache und den Zweck. Die Gelegenheit, bei welcher Parr förmlich sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte, ergab sich einige Jahre später bei einer Ausgabe von Bellendenus, zu welcher er die Vorrede verfaßte. Unter den verschiedenen Werken dieses gelehrten Schotten (aus denen Middleton einen großen Theil seiner Materialien zu Ciceros Leben schöpfte, ob er gleich davon keine Erwähnung thut) befand sich eine Dissertation de tribus luminibus Romanorum. Eines von diesen Lichtern war Cicero; die beiden andern — wovon man vielleicht den Grund weniger einsieht — Seneca und der ältere Plinius. Diese Porträte durch den modernen Gegensatz zu ergänzen, fügte der Herausgeber eine Abhandlung über die drei großen Lichter Britanniens bei — Lord North (den er von der Schuld, an den Maßregeln Theil genommen zu haben, welche den americanischen Krieg herbeiführten, frei sprach), Fox und Burke. Damals zog Parr das Schwert gegen die Pittianer und warf die Scheide von sich, und der Whigismus, welchem er fortan mit unverbrüchlicher Treue anhing, ist als die einzige Ursache zu betrachten, die ihn hinderte, die höchsten Kirchenstufen zu ersteigen. Hätte sich Fox im Ministerium behauptet, so hätte Parr höchst wahrscheinlich auf dem kanonischen Stuhle bei der St. Pauls Kirche Platz genommen. Die kräftige und zugleich anmuthvolle Manier, in welcher Parr das Bild dieser drei Staatsmänner entwarf, der derb plebeiische Witz, mit welchem er seine und ihre Gegner ohne Rücksicht des Rangs und des Standes geißelte, die Fülle von Gelehrsamkeit, die er über seinen Gegenstand verbreitete, namentlich die äußerst treffende, fast epigrammatische Weise, wie er seine endlosen Citaten (Citiren war, wie er sagte, sein Beruf), in den natürlichen Gang seiner Gedanken verwob — dieß Alles begründete seinen Ruf als geistreicher Politiker. Mag ihm auch die Gegenpartei seine leidenschaftliche Bitterkeit vorwerfen — sein ganzes Leben zeugt wenigstens für die Redlichkeit seiner Gesinnung und wir glauben gerne seinen Versicherungen, wenn er in seinem hohen Alter von sich schreibt: „Nie habe ich die Privatpflicht der Freundschaft, nie die öffentliche Pflicht des Bürgers verletzt; ich war weder der Sklave eines Gönners, noch der Packesel einer Partei. Rücksichtslos habe ich mir meine politische Meinung gebildet, und ohne Rücksicht auf persönliche Vortheile habe ich ihr gemäß gehandelt."

Um diese Zeit predigte er oft, manchmal ex tempore, immer mit großem Beifall. Im Frühjahre 1778 bewogen ihn Armuth und Ungemach sich um die erste Lehrersstelle an der lateinischen Schule zu Norwich zu bewerben, die er leicht erhielt; aber seine finanzielle Lage verbesserte er nur wenig. Unter den Opfern, die er seinen Bedürfnissen brachte, schmerzte ihn keines so sehr, als der Verkauf von Stephani thesaurus linguae graecae. Drei mit philosophischem Geiste und in meisterhafter Sprache geschriebene Predigten erschienen hier von ihm im Drucke und im Jahre 1781 beehrte ihn die Universität Cambridge als einen ihrer würdigsten Söhne mit dem Grade eines Doctors der Rechte. Er hielt zwei lateinische Vorträge, in welchen er „eine Stärke der Urtheilskraft und eine Macht der Beredsamkeit, eine Gründlichkeit in der Kenntniß der Rechtsgeschichte und eine Klarheit in der Auffassung der Rechtsgrundsätze an den Tag legte, daß die ganze Versammlung ihm mit gespannter und freudiger Aufmerksamkeit zuhörte." In den darauf folgenden öffentlichen Disputationen bezauberte er seine gelehrten Zuhörer durch seinen fließenden und eleganten lateinischen Stil, seinen Scharfsinn, und seine dialektische Gewandtheit. Bald nachher verschaffte ihm die Mutter eines seiner Schüler aus Dankbarkeit für die ihrem Sohne geleisteten Dienste die Pfarrei zu Hatton, die 100 Pf. St. des Jahres eintrug.

In diese Periode gehören zwei Briefe von Sir William Jones, wovon der eine wahrhaft goldene Worte enthält: „Du sprichst", schreibt ihm der berühmte Orientalist, „gut von Deinem Decan, doch vernahm ich, daß Du mit ihm in einer Controverse begriffen seyest; oh! mein Freund, denke an Newton und mache es wie er, der sich auch einmal in einen philosophischen Streit einließ, denselben aber bald wieder aufgab, da er fand, wie er

sagte, daß er den Frieden seiner Seele um einen Schatten fahren ließ. Gewiß kannst Du die vierzig oder fünfzig Jahre, die Dir beschert seyn mögen, heiterer durchleben und löblicher und nützlicher anwenden bei dem Genusse der alten Dichtkunst und Beredsamkeit, der Betrachtung von Gottes Werken und Gottes Wegen und der ehrenvollen Aufgabe, Knaben zu gelehrten und tugendhaften Männern zu bilden, als wenn Du Dich in eitelu theologischen Fehden zerarbeitest, oder in den dunkeln Minen und Gegenminen einer trügerischen Metaphysik umherirrst."

Der zweite Brief berührt einen minder wichtigen Gegenstand, ist aber insofern von Bedeutung, als er die Ansicht eines berühmten Gelehrten über eine bekannte Erbsünde der Gelehrten ausdrückt. „Du willst mir eine Abschrift von einem Aufsatze schicken, und rechnest wie billig auf meine aufrichtige und wohlwollende Gesinnung; aber, um aller Musen willen, laß ihn mit leserlicher Hand geschrieben seyn — denn ich muß es Dir nur geradezu sagen, Deine englischen und lateinischen Charaktere sind so übel geformt, daß es mir unendlich mühsam ist, Deine Briefe zu lesen, und daß ich alle Hoffnung aufgegeben habe, manche von ihnen zu entziffern. Dein Griechisch ist vollends unleserlich und eine wahre Algebra; und die trefflichen Bemerkungen, die Du in meinen Isäus gekritzelt hast, haben meinem Kopfe und meinen Augen Mehr zu schaffen gemacht, als die ganze Uebersetzung. Eine halbe Stunde des Tags wäre doch nicht zu viel Zeit, um Deine Charaktere etwas besser auszuprägen, und damit würdest Du Deinem Freunde viermal so viel Zeit ersparen. Ich spreche mit der Offenheit, die Du liebst; entweder kannst Du besser schreiben, oder Du kannst es nicht; kannst Du es, so solltest Du auch besser schreiben; kannst Du es nicht, so solltest Du es lernen." Kaum konnte die Schreiberei des großen Eroberers Napoleon, von der uns Bourrienne erzählt, schlimmer seyn, als die des großen Kritikers Parr. Ein anderer seiner Correspondenten schreibt ihm: „Sie glauben nicht, welche Last Sie von meinen Schultern genommeu haben, dadurch, daß Sie sich eines Sekretärs bedienen. Denn seit mir ein Stein aus Rosette und ein Ziegel aus Babylon zugekommen ist, kam ich nie in größere Verlegenheit. Ihre Schrift ist mysteriöser als der erstere und unerklärlicher, als der letztere." Er selbst nennt sie ein vielköpfiges, vielhändiges und vielfüßiges Ungeheuer, das zu einem unbekannten Geschlecht gehören müsse, und für das alle Buchdrucker, Buchhändler und Preßteufel gerne ihr Gebet vereinigen würden, damit es sich nicht fortpflanze. Manche vielleicht sehr werthvolle Aufsätze von seiner Hand warten deßwegen noch auf einen Champollion, der sie entziffert, und wenn dieser nicht erscheint, so gehen sie der Welt verloren. „Oft", sagt Parr, der die Folgen dieses Uebelstandes wohl einsah, „oft ärgerte ich mich über meine verkehrte, aber frühzeitige Vernachlässigung einer Fertigkeit, deren Nutzen schon ein alter Kritiker anerkennt: Non est aliena res, quae fere ab honestis negligi solet, cura bene et velociter scribendi! Ich hoffe jedoch, meine Schüler von dieser knabenhaften Läßigkeit oder kleinlichen Eitelkeit zu heilen, wenn ich sie erinnere, daß For durch die Deutlichkeit und Festigkeit, Porson durch die Correktheit und Eleganz, Sir William Jones durch die Leichtigkeit und Anmuth der Formen seiner Schrift sich auszeichnete." Hatte Parr eine wichtige Arbeit auszuführen, so verließ er sich auf den Beistand seiner Schüler und Freunde; aber hätte er selbst leserlich geschrieben, so hätte er wahrscheinlich irgend ein großes Werk zu Ende gebracht. Er konnte ohne Anstand zwei Sekretären zumal diktiren; doch ging es immer nicht so schnell, als wenn er seine eignen Finger gebrauchte.

Die Predigten, welche er herausgab, hatten, so bewunderungswürdig sie nach Anlage, Sprache und Gedanken genannt werden konnten, in der Regel den Fehler, den er in der Vorrede von einer derselben, die sich über siebenzig Quartseiten ausdehnte, selbst eingesteht, ohne ihn entschuldigen zu wollen, daß sie etwas zu lang waren. Die schöne Rede über Erziehung, die er in Norwich hielt, ist eine umfassende philosophisch-praktische Abhandlung, mehr ein Kabinets- als ein Kanzelstück. „In Personen", heißt es darin unter Anderem, „die in der Achtung für ihre religiösen und gesellschaftlichen Pflichten treu und redlich erzogen worden sind, bemächtigt sich bei Zeiten das Gefühl der Zügel der Vernunft, und die Leidenschaft vermag nicht gegen die Gebote des Gewissens anzukämpfen; unsere bessern Entschließungen gedeihen ohne ängstliches Besinnen und unsere besten Thaten geschehen ohne peinliche Anstrengung. Der gute Same einer früh genossenen Erziehung, obgleich unterdrückt, kann nicht leicht vertilgt werden. Die Blüten werden wohl zum Theil abgestreift, aber der gesunde Boden bleibt. Schon die ersten Schritte, welche der Tugendhafterzogene auf der Bahn des Lasters thut, erregen in ihm eine Beschämung und eine Angst, welcher der Rohaufgewachsene vollkommen unzugänglich ist. Eine weise und tugendhafte Erziehung verleiht unsrer Kindheit jene holde Unbefangenheit und Unschuld, deren Erscheinung dem frommen Beschauer so wohl thut, und selbst in dem verwilderten Herzen Momente besserer Rührung erweckt. Dem Jüngling flößt sie den feinen Sinn für's Rechte ein, der sich von der Thorheit mit Stolz, von dem Laster mit Abscheu wegwendet, und zugleich erfüllt sie seinen Geist mit jener unermüdlichen Kraft des Strebens, die gegen jede Schwierigkeit ankämpft, gegen jede Gefahr obsiegt. Den Mann zeichnet sie durch eine Festigkeit und einen Adel des Denkens aus, der ihn von einer Stufe der Sittlichkeit zur andern erhebt, der ihn bei der geringsten Abweichung vom Pfade der Wahrheit stutzen macht, der ihn antreibt, durch entschiessene und augenblickliche Anstrengung seines ganzen Wesens die verlorene Haltung wieder zu gewinnen. Ihr hauptsächlich verdanken wir endlich, was den Schlußstein und die Krone eines wohlangewendeten Lebens bildet — ein glückliches Alter — gegründet auf jenen Frieden des Gemüths, welchen die Welt weder geben noch nehmen kann; auf jene innige Liebe zur Tugend, die uns eine reine und unversiegbare Quelle der Lust in dem Bewußtseyn Dessen eröffnet, was wir an unsern Kindern und Freunden, was wir an den Menschen überhaupt Gutes gewirkt haben, so daß wir getrost zurückblicken mögen auf die Tage, die nicht mehr sind, und die nicht wiederkehren, und ohne Furcht und Bangen vorwärts schreiten jener unbekannten Welt zu, die uns bald in ihren Schoß

aufnimmt. Wenig und einfach sind die Ueberzeugungen, die wir für unser Heil nothwendig achten müssen, und um sie zu erkennen, bedarf es keiner spitzfindigen Streitfragen, die den Verstand verwirren und die Leidenschaften entzünden, worin nur der bigotte Dogmatiker und der dogmatische Schwärmer sich gefallen, die gerne mit rechthaberischer Zuversicht aburtheilen, womit aber der Gottesgelehrte, der kein Pedant, und der Fromme, der kein Fanatiker ist, sich nicht befassen, da sie, wo sie auch in Meinungen von einander abweichen, doch der gegenseitigen Achtung und der gegenseitigen Schonung nicht ermangeln. Ich wollte, alle unsre jungen Söhne wären in Gefühlen der wärmsten Anhänglichkeit und der tiefsten Verehrung für die Kirche unsers freien und aufgeklärten Vaterlandes erzogen; ich wollte, ich könnte sie überzeugen, daß man nur ernstlich suchen muß, um in all den verschiedenen Formen des Christenthums wenigstens einige gesunde Grundsätze und gewiß viele würdige Männer, zu entdecken; ich könnte ihnen sagen, daß die Religion, welche der Weise und Rechtschaffene in sich trägt, doch immer reiner und vollkommener seyn wird, als irgend eine Formel sie äußerlich darzustellen vermag; daß in Gegenständen von höchster und unangefochtener Bedeutung eine größere Uebereinstimmung Statt findet, als man sich vielleicht einbildet, und dagegen die Abweichung in Gegenständen von zweifelhafter Beweisbarkeit oder untergeordneter Wichtigkeit mehr scheinbar als wirklich ist, und oft mehr von übertriebener Eitelkeit oder Hitze streitbarer Theologen, als von einem Mangel an Scharfsinn oder Aufrichtigkeit von Seiten der Forscher herrührt."

Wahrlich eine freisinnige Sprache, deren man sich aus dem Munde des Dieners einer Staatskirche kaum versieht. Aber Parr wußte zwischen Religion und Kirchenthum (churchianity) wohl zu unterscheiden; Geist, Gelehrsamkeit, Wohlwollen erkannte er an, wo er sie traf bei Wiedertäufern, Materialisten oder Torries; er scheute sich nicht die Gesellschaft der Dissenters zu besuchen, und pflegte zu seinen Nicht-Mitbrüdern, wie er sie nannte, zu sagen: „Laßt uns mit einander essen und trinken und lachen und fröhlich seyn, und dann gehen und knurren und uns beissen, wenn wir können." Als Wyndham und Burke dem Whigismus abtrünnig wurden, bewahrte er dieselbe Freundschaft und Bewunderung für sie, wie zuvor, und mit Johnson und dem jungen Pitt stand er in einem fast eben so freundschaftlichen Umgange, als mit Mac Intosh und Fox. Wie viele Mißverständnisse und Vorurtheile mußten beseitigt werden, wenn Männer verschiedener Bekenntnisse in Religion oder Politik es häufiger über sich gewännen, einen freien Verkehr, welcher von selbst den Austausch der Meinungen herbeiführt, mit einander zu unterhalten!

Um aber wieder auf Parr's Predigten zu kommen, so müssen wir noch einer Fastenpredigt erwähnen, die er gleichfalls zu Norwich hielt und herausgab, und die außerordentlich stark gelesen wurde. Man kann sie als einen Codex der öffentlichen Sittenlehre bezeichnen, wie ihn Philosophie, Patriotismus und Beredsamkeit eingaben: Parr handelt darin von dem Einflusse des Luxus auf die Staaten; der Abhängigkeit des öffentlichen Wohls von der Unverdorbenheit des Privatlebens; der Einwirkung der Vorsehung auf die Schicksale der Nationen; den Regierungen als den Mitteln, deren sich die Gottheit bedient, ein gottloses Volk zu züchtigen und ein gerechtes Volk zu belohnen. Von allen seinen Predigten und Vorträgen gilt die Bemerkung, daß er manchmal etwas in Declamation verfällt, daß aber, wo Dieß geschieht, es eine Declamation ist, welche durch ein richtiges Gefühl geleitet und durch eine elegante Sprache beseelt, die Fantasie erhebt, das Herz rührt und den Verstand befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Carne's Erinnerungen aus dem Orient.

Den zahlreichen Freunden, welche auch in Deutschland Carne's Letters from the East gefunden haben, wird die Fortsetzung dieses Werkes, welche so eben unter dem Titel „Recollections of Travels in the East, by John Carne" (Lond. 1830. 8.) erschienen ist, eine angenehme Ueberraschung verursachen; wenn gleich der Boden, den wir diesmal besuchen — Syrien und Palästina — ein neuerer Zeit vielfach beschriebner ist, so wird doch gewiß gern Jeder, auch wer Chateaubriand eben aus der Hand legt, noch einmal hören, was der anspruchlose Carne hier gesehen hat. Wie angenehm liest sich nicht selbst die folgende Beschreibung einer in der Wirklichkeit wohl eben nicht sehr angenehmen Scene vom Berge Carmel:

„Es ist eine der unglücklichen Eigenheiten dieses Landes, daß auf die reichsten Feste der Erinnerung und der Fantasie so oft im nächsten Augenblicke bereits der Druck wirklicher Uebel und Leiden folgt. Es wäre umsonst gewesen, wenn wir daran hätten denken wollen, diese Nacht noch unsere Quartiere am Seeufer zu erreichen; wir waren zu weit davon entfernt, und wir dachten mit Mißbehagen an unsere freundliche Wohnung in der Behausung des Syrers, als wir in die schmutzige Hütte traten und uns die gesetzlosen Bewohner derselben betrachteten, unter denen wir bis zum nächsten Morgen ruhen sollten. Die Höhle des Kamtschadalen wäre wahrlich nicht unreinlicher und gewiß geräumiger gewesen; wozu wohl auch noch der Vortheil eines lustigen Feuers gekommen wäre, dessen wir uns hier nicht erfreuen konnten. Der Nachtwind, der durch die offene Thür hereinwehte, war schneidend; und der Regen fiel in Strömen herab. Wir hatten uns nicht ohne Schwierigkeit im Dunkeln zwischen tiefen Wasserpfuhlen und Gruben zu dem Eingange der Hütte hindurch gewunden, welche die einzige Wohnung war, die uns die Araber anbieten konnten. Sie bestand nur aus einem einzigen kleinen Gemach, von dem die eine Hälfte eine Art Diwan einnahm, nämlich eine Rasenbank, die vier oder fünf Fuß hoch aufgeworfen war. Auf diese Erhöhung stiegen wir hinauf, um wenigstens einen Theil des Gemaches für uns zu haben und uns nicht unter den wilden Haufen zu mischen, der jetzt in die Hütte drang und sich ohne Weiteres, die Pfeife in der Hand, auf den Boden warf. Die Dampfwolken, die langsam von ihren dunkeln Lippen aufstiegen, füllten bald den ganzen Raum und bildeten eine dicke Decke, durch welche die Araber, die unten an die Mauer gelehnt da saßen, kaum sehen konnten. Michelle machte verschiedene Versuche, ein Feuer auf dem elenden Erdflur anzuzünden, um uns etwas Thee zu unserem Nachtessen zu kochen; endlich gelang ihm dieß, zu unserem großen Vergnügen, denn wir hatten Alle seit dem Morgen Nichts genossen. Zum Unglück

eber fanden wir, daß unser sämmtlicher Theevorrath, der uns ein wahrer Schatz während unserer Reise gewesen, bei dem Versuche, durch den Fluß Kischon zu setzen, zu Grunde gegangen war. Dieß war unsere einzige Hoffnung gewesen; und Bruce's Araber, in den Wüsten von Sennaar, konnten nicht begieriger ihre ledernen Flaschen ergreifen, um den letzten Tropfen Wasser auszudrücken, als wir uns bemühten, unter den nassen, geschmacklosen und ausgesaugten Blättern einige zu finden, die uns noch einige Erquickung für den Abend hätten gewähren können. Aber es war umsonst, und ein Stück trockenes Brod war unser einziger Triumph. Unsere Sinne wurden in der That hier auf eine harte Probe gestellt; der Lärmen der wilden Araber war toll genug, uns taub zu machen; und wenn der Nachtwind mit noch so wüthender Gewalt durch die Thür hätte eindringen können, so wäre uns Dieß eine wahre Labung gewesen, wenn wir dadurch nur auf einige Augenblicke von den abscheulichen Tabakwolken befreit worden wären. Die Bursche waren trotzig und grob; und nach ihren Aeußerungen schien es, als ob sie noch nie zuvor einen Christen in ihrem Dorfe beherbergt hätten. Wir hatten nicht erwartet, in der Nähe des Carmel einen Ort zu finden, der so ungastlich und zugleich so unsicher war; denn in wenigen Augenblicken war mein Besteck, der treue Begleiter bei manchem wilden Reiseabentheuer, ihrer Habsucht zur Beute geworden, und Nichts bürgte uns dafür, daß nicht auch bald unsere übrigen Habseligkeiten folgten. In der That, wir waren vollkommen in ihrer Gewalt; und sie hätten uns, wenn ihnen so beliebt hätte, in der Nacht mitten in die Finsterniß hinauswerfen können, so verlassen, wie je einer der Märtyrer war, der in diesen Einöden von der Hand der Verfolgung getroffen wurde. Der Scheich, der seine Leute in besserer Ordnung hätte halten können, saß mitten unter ihnen, mit seiner elenhaften langen Pfeife und seinem schmutzigen weißen Mantel und Turban, eben so geräuschvoll und unruhig, wie der Rest; seine Herrschaft mußte freilich eine traurige und sehr beschränkte seyn, denn das Dorf bestand nur aus acht oder zehn elenden Hütten, die auf dem dürrsten und unfruchtbarsten Theile des Berges gelegen waren. Plötzlich ließ sich draußen der süße Ton einer Pfeife vernehmen; und die Araber verlangten nun, daß nach dem Tonkünstler gesandt werde, der bald sehr willig eintrat und in der Hoffnung einer Belohnung zur großen Zufriedenheit seiner Zuhörer sein Talent zu üben anfing. Es war ein junger Mensch aus dem Dorfe, und wahrscheinlich der Einzige, der einige Geschicklichkeit in der Musik besaß. Die Wirkung derselben war in dem gegenwärtigen Falle wenigstens äußerst erfreulich; denn sie brachte unsere wilde Versammlung zu einem augenblicklichen Stillschweigen. Alle saßen, ihre Rauchwolken aus dem Munde stoßend und die dunkeln Augen auf den Musiker heftend, bewegungslos gegen die Mauer gelehnt; und der betäubende Lärmen war mit einem Male vorüber. Der Jüngling blies auf seiner Pfeife mehrere wilde und angenehme Weisen; dieß einfache Instrument darf in keiner arabischen Hütte fehlen; da die tägliche Beschäftigung eines großen Theiles des Landvolkes darin besteht, seine Schafheerden zu hüten oder seine dürftigen Felder zu bestellen, so nehmen sie ihre Pfeife mit sich, um bei der Arbeit sich die Langeweile zu vertreiben, so wie sie dazu dienen muß, ihnen die Abendstunden aufzuheitern. Es war spät geworden, wir bezahlten den Musiker und ließen ihn abtreten, in der Hoffnung, daß die Versammlung ihm folgen würde; so gut sollte es uns indessen nicht werden. Sie lagen und rauchten, als ob ihre Pfeifen eben so unendlich wären, als des Türken magischer Mahmoudi, der, so wie er verbraucht war, sogleich einen anderen in seiner begierigen Hand zurückließ. Endlich streckten wir uns auf unser Erdenbett nieder, unfähig, unsere Augen länger offen zu behalten, und fielen bald in Schlaf. Der erste Anbruch des Morgens war uns sehr willkommen; bald hatten wir Alles zu unserer Abreise bereitet, nachdem wir nur ein wenig Milch angenommen und dem Scheich für unser erbärmliches Nachtlager einen recht anständigen Preis gezahlt hatten. Der Regen fiel noch immer, und die Gebirgspässe waren beinahe unwegsam; unsere Pferde an der Hand führend mußten wir an den gefährlichsten Abgründen hinschreiten; aber dennoch wandten wir mit Freuden diesem elenden Aufenthaltsorte den Rücken.

Die vielen Ruinen von Klöstern, die überall zerstreut umher liegen, erregten oft unser Erstaunen, daß noch kein frommer Priester oder Pilger sich entschlossen hat, auf dem Berge Tabor sich anzusiedeln. Als wir auf dem Gipfel standen, konnten wir nicht umhin die Bemerkung zu machen, welche beneidenswerthe Lage dieß für eine Einsiedelei sey, und daß man in einer Hütte auf einer solchen Stelle leicht Wochen und Monate zubringen könne, ohne Langeweile zu empfinden; so mannigfaltig und fremdartig waren die Gegenstände, auf welche wir hinabsahen. Auf einer Anhöhe in einiger Entfernung waren die wenigen armen Hütten des verfallenen Dorfes Nain, „aus dessen Thoren herausgetragen ward der einzige Sohn seiner Mutter, und sie war eine Witwe.“ — Bei der Lage des Dorfes auf dem Abhange des Berges mußte das Wunder um so mehr in die Augen fallen, da die Procession langsam aus dem Thore den steilen Absturz hinabzog, auf welchem jetzt die Reste des Fleckens liegen. Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen ein und zweihundert. Und nicht weit von diesem Dorfe wurde uns ein anderer Ort gezeigt, der wenig zu seiner lieblichen Umgebung zu passen schien — das Dorf Endor, wo die Hexe lebte, die den Sturz Sauls und seines Hauses vorhersagte. Ein Romanschreiber würde ihren Wohnsitz eher in die wildeste Einsamkeit verlegt haben, als an die Ufer eines freundlichen Baches mitten unter die üppigsten Wiesen und reichsten Ackerfelder.“

Die Buße des Geologen.

Ein bekannter noch lebender Geolog war auf dem Aetna damit beschäftigt, eine Sammlung von Laven verschiedener Perioden anzulegen; er wurde hiebei häufig von den Bauern gestört, die voraussetzten, daß er verborgene Schätze suche, bis er endlich folgende Anrede an sie hielt: „Ich bin in meiner Jugend ein großer Sünder gewesen; und zur Buße habe ich das Gelübde gethan, Steine von jeder Art mit mir zu nehmen, die auf dem Berge gefunden werden. Laßt mich in Ruhe meine fromme Pflicht erfüllen, daß ich Absolution für meine Sünden erhalte.“ Diese Rede brachte den erwünschten Erfolg hervor; die Bauern riefen: „der fromme Mann! der Heilige!“ und leisteten ihm jeden Beistand, der in ihrer Macht stand, um seine Last fortzuschaffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 106. 16 April 1830.

Skizzen aus dem türkischen Asien.

2) Erzerum.

(Schluß.)

Galib Pascha hatte, wie gesagt, den Plan zur Vernichtung der Janitscharen entworfen. Er selbst gehörte zu denselben und die Klugheit, womit er sie behandelte, war so groß, daß sie ihm das unbedingteste Vertrauen schenkten, als der Firman des Großherrn in Erzerum eintraf. Ich war Augenzeuge seiner Vollziehung. Erzerum ist nicht wie das Paschalik Trebisonde in kleine von Aga's beherrschte Lehngüter abgetheilt, sondern in wirkliche Körperschaften, deren Oberhäupter Bairaktars heißen. Diese werden aus allen Ständen genommen, nach ihrem Reichthum, oder nach einem besondern Ruf von Muth, Frömmigkeit, Tugend, dessen sie im Volke genießen; kurz ganz in dem Verhältniß des römischen Patronats. Immer waren diese Bairaktars Janitscharen, und hatten ihren Namen von der Berechtigung, eine kleine Fahne — Bairak — führen und im Krieg einen Haufen befehligen zu dürfen. Einige gebieten über nicht weniger als 3000 Mann; besonders zeichneten sich zwei durch ihre Macht und die Seltsamkeit ihres Namens aus: der eine hieß „Höllenthor;" der andre „Sohn des Teufels." Insgesammt machten sie den abscheulichsten Gebrauch von ihrer Gewalt. So sandten sie z. B. alte Weiber als Späherinnen auf schöne Christinnen aus, und wenn jene nun Eine auffanden, die ihnen der Gunst des Bairaktars würdig dünkte, so entbot der Tyrann diese zu sich, unter Androhung ihre Verwandten im Weigerungsfall tödten oder denselben ihre Habe nehmen zu lassen. Dieß wurde so weit getrieben, daß der apostolische Vikar sich genöthigt sah, bei dem Pascha um einen Befehl einzukommen, wornach sich die Christinnen anders kleiden sollten, als die Türkinnen, damit diese sich minder leicht unter jene einschleichen könnten. Diesen Menschen, denen all ihre Gräuel zu Gute kamen, begreiflich zu machen, daß sie jetzt nach dem Gesetz und nach dem Willen des Sultans leben sollten, war die Aufgabe Galib-Paschas. Er berief sie zusammen, um ihnen den Firman mitzutheilen; um Mittag ertönte ein Kanonenschuß und die Sitzung war eröffnet. Nachdem der Befehl verlesen worden, hielt der Pascha eine Rede, worin er erklärte, wie er keine Gewalt anwenden wolle, um sie zu unterwerfen; daß er hiezu mindestens 10,000 Mann bedürfte, und deren keine 500 habe; wenn sie ihm den zugekommnen Befehl nicht vollziehen lassen wollten, sey er bereit, sich von Erzerum zu entfernen; arm, schwach, seinem Herrn ergeben, habe er dessen Rache nicht zu fürchten; aber das Schicksal des Landes, das er bisher verwaltet, gehe ihm zu Herzen; denn dieses, falls es Widerstand leistete, würde es mit allen Streitkräften des Reichs zu thun bekommen." Die Beredsamkeit Galibs trug einen vollständigen Sieg davon. Er benutzte den ersten Augenblick desselben, um die Schlüssel zu der Festung zu fordern, die damals noch nicht in seiner Gewalt war, und ließ dieselbe unverzüglich besetzen. Von Stunde an führte er die neue Verwaltung ein, vermehrte seine Truppen, hielt die Häuptlinge von einander entfernt, und brachte es dergestalt durch seine Klugheit dahin, ohne gewaltsame Mittel eine Umwälzung durchzuführen, die, anders angegriffen, Ströme von Blut gekostet haben würde.

Es lag nicht im Wesen der Pforte, einen solchen Dienst zu begreifen, geschweige ihn zu belohnen. Im Gegentheil, sie umgab den Pascha mit Spionen, und nahm jede Denunziation gegen ihn beifällig auf.

Während meines Aufenthaltes in Erzerum war ich Zeuge von Saali's, des Pascha's von Kars, Ankunft, der als Statthalter nach Kahissarié geschickt wurde. Er reiste an der Spitze von etwa 2000 Mann. Sobald die der Stadt nah gelegnen Dörfer seine Annäherung vernahmen, schickten sie eiligst Abgeordnete, jedes mit dem Ansuchen, ihnen die Beherbergung des Pascha's zu erlassen, wofür sie mehr oder minder bedeutende Summen anboten. Die Last fiel auf ein armenisches, eine Stunde von Erzerum entlegnes Dorf. Sobald man die Vorhut des heranrückenden Heers gewahr wurde, schloß man sämmtliche Thore der Stadt und ein Offizier wurde von Galib Pascha zur Bewillkommnung seines Mitbruders, und freundlicher Anweisung des ihm bestimmten Aufenthalts, abgesandt. Zugleich trieb man die Bewohner jenes Dorfs aus ihren Häusern, welche von den Neugekommenen bezogen wurden. Natürlich ermangelten diese nicht, sich alles Dessen zu bemächtigen, was nur immer von Werth für sie war. Freilich hatten die Bewohner selbst bloß Das zurückgelassen, was sie nicht forttragen konnten. Die Meisten nahmen ihre Unterkunft in den nächsten Dörfern, wo sie, bis zur

Abreise ihrer Gäste, d. h. drei Tage lang, blieben. Diese drei Tage verstrichen unter Conferenzen der beiden Pascha's, wobei sich jedoch Galib wohl hütete, aus der Stadt zu gehen, und seinem Amtsgenossen den Eintritt nur mit so viel Gefolge erlaubte, als vorausbestimmt worden war. Jeden Abend mußten die Fremden die Stadt wieder verlassen, worauf man die Thore schloß und die Nacht hindurch gute Wache hielt. Ja das gegenseitige Mißtrauen war so groß, daß keiner der beiden Paschas Kaffe trank, aus Furcht, derselbe möchte Gift enthalten. Und wirklich, es wäre gar wohl möglich gewesen, daß der Pascha von Kars geheimen Befehl gehabt hätte, sich im Vorbeigehen des Pascha's von Erzerum zu bemächtigen, oder dieser, die Reise des Pascha's von Kars abzukürzen.

Erzerum, der letzte Ort von Bedeutung im Osten des türkischen Reichs, ist der Stapelplatz des Handels zwischen Persien und der Türkei; mit Georgien sind die Verbindungen noch ziemlich geringfügig. Persien versendet nach der Türkei eine große Menge Seide, Baumwolle, Shawls, farbigen Zitz, Tabak von Schiras, Kirschbaumholz zu Pfeifenröhren, Schreibfedern. Die politische Lage Kurdistans läßt keine sichre Handelsstraße zu, daher sich der Kaufmann nach Erzerum oder Bagdad wenden muß; letztere Stadt bietet aber nicht so viele Vortheile als Erzerum; die Straße dahin ist nicht so sicher und wird oft durch Beduinen beunruhigt; daher sich eine Menge Perser in Erzerum um ihrer Handelsgeschäfte willen niederlassen, während Diejenigen von ihnen, welche sich nach Bagdad begeben, Dieß in der Regel bloß thun, um eine religiöse Pilgerfarth zu vollbringen. In ihr Land zurück bringen diese Kaufleute fast kein Erzeugniß türkischen Gewerbfleißes, wohl aber in Europa verfertigte Gegenstände, welche sie durch ihre Agenten in Konstantinopel aufkaufen lassen und nach Tauris senden. Die Waaren bestehen in Brocats und Seidezeugen von Lyon und Italien, in genfer Uhren, in farbigem Zeug von Mühlhausen, Jouy, England und der Schweiz. Leichte Tücher erhalten sie aus Languedoc über Alep und Bagdad; doch kommt der größere Theil der letzteren aus Belgien. Händler von Astrachan kaufen dieselben in Leipzig auf und schicken sie übers kaspische Meer nach Persien. Vor dem letzten Krieg Persiens und der Pforte mußten die Perser den Türken mehr oder minder starke Zölle für Ein- und Ausfuhr ihrer Waaren entrichten. Doch brachten sie es durch ihre Gewandtheit mit der Zollwache zu disputiren und dieselbe zu betrügen, immer dahin, daß sie zwischen Konstantinopel und Tauris höchstens zehn Procent bezahlten, obwohl sie fast bei jedem Schritt zu Erstattung einer neuen Gebühr angehalten wurden. Nach dem Krieg glaubten sie sehr gut zu fahren, indem sie einen bestimmten Eingangszoll von fünf Procent, so Viel als sie auf der russischen Grenze ablegen müssen, festsetzten. Allein die Türken im Innern des Lands sind die Leute nicht, die sich von einem Gebrauch abbringen lassen, aus welchem sie Gewinn ziehen. Sie kümmern sich nicht im Mindesten um den Vertrag, und erheben, obwohl an der Grenze fünf Procent bezahlt werden, fast eben so Viel im Lande selbst, so daß mit dem Transport die Kosten der Perser sich jetzt auf fünfzehn Procent belaufen.

Rußland, eifersüchtig, daß die zum Besten Georgiens erlassenen Ukase dieses Land nicht zur Handelsstraße zwischen Konstantinopel und Persien umwandelten, ist auf jede Weise darauf bedacht, die Straße zwischen Erzerum und Tauris zu sperren, zu welchem Zweck es sich denn in dem letzten Krieg der beiden Ufer des Arares bemächtigt hat. Was sich hieraus für Folgen ergeben mögen, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß wenigstens während meines Aufenthalts in Erzerum daselbst noch vier Karawanserai's ganz angefüllt mit persischen Kaufleuten waren, die nach Europa handelten. Prinz Abbas-Mirsa unterhielt dort zum Besten dieser Colonie einen eigenen Geschäftsträger.

Außer dem Handel mit Persien schickt Erzerum eine sehr ansehnliche Menge örtlicher Erzeugnisse nach Konstantinopel; in jenen Gegenden wird nämlich das Tragant-Gummi gewonnen, welches von einer Art Astragalus in den Gebirgen Kurdistans, zwei Tagreisen von der Stadt, herkommt. Im Monat Juni, wo die Pflanze in vollem Saft steht, macht man am Fuß derselben einen länglichen Einschnitt, und sammelt das herausträufelnde Gummi. Die Okka desselben kostet in Erzerum vier Piaster, das heißt dritthalb Pfund acht Sous. Von den Gebirgen wird feines, so genanntes persisches Ziegenhaar eingebracht, und aus dem Innern des Landes viele Pferde und Hämmel verkauft.

Hinsichtlich seiner Waffenschmide ist Erzerum die berühmteste Stadt des türkischen Reichs. Diese erhalten ihr Eisen aus Sibirien und Indien. Das sibirische bekommen sie aus zweiter Hand, durch die Perser; das indische wenden sie zur Verfertigung der damascener Säbel an, die indessen nicht so gut sind, als die in Persien gemachten. Der Säbel ist ein bezeichnendes Merkmal der Unabhängigkeit und des National-Adels: ein Raya darf kaum wagen, einen solchen auf seinen Reisen zu führen, obwohl ihn wegen der Pistolen oder des Karabiners Niemand scheel ansehen wird. Türkische Großprahler lassen in ihrem Gespräch stets nur vom Säbel, nie von einer andern Waffe hören, und es gilt für eine hohe Ehre von seinen Obern mit einem Säbel beschenkt zu werden. Unter den Geschenken, welche sich die Pascha's unter einander machen, oder vom Großherrn erhalten, gehört der Säbel zu denen, welche den ersten Rang einnehmen.

Ein Waffenschmid von Erzerum war einmal wegen seiner trefflichen Klingen besonders berühmt, daher ihm der Pascha der Stadt auftrug, einen Säbel zu fertigen, der mit dem schönen Aussehen zugleich das Verdienst eines starken Gewichts verbände. Der Schmid machte mehrere vergebliche Versuche und kam endlich auf den Gedanken, die Klinge aus Blei zu bereiten. Seine Arbeit gefiel, und blieb lange im Schrank des Pascha's, ohne daß derselbe den Betrug ahnete, bis er einmal mit einem Freund eine Wette einging, daß er einen bessern Säbel als dieser besitze; wo dann beim Zusammenschlagen die Lieblingswaffe sogleich in Stücken zerbrach. Unverzüglich ließ der Pascha den Künstler holen; da er jedoch einen so unersetzbaren Mann nicht verlieren mochte, so begnügte er sich mit einem kleinen Spaß, das heißt er ließ ihm bloß die Nase abschneiden und zwang ihn, fortan den Namen Burnu-ses (Ohne-Nase) zu führen. Dieser Name kommt noch heut zu Tag den besten Säbeln zu, und eine Klinge, die das Zeichen jenes Waffenschmids trägt, gewinnt bedeutend an Werth. Sein Sohn treibt noch jetzt das Gewer-

he, und eben von ihm hab ich die gegebne Geschichte, die er mir nie ohne ein Gefühl von Stolz und Freude erzählte.

Im Jahr 1821, einige Zeit vor Ausbruch des persisch-türkischen Kriegs, gestattete ein russischer Ukas vollkommne Zollfreiheit für Georgien gegen eine an der Grenze zu entrichtende Abgabe von fünf Procent. Man hoffte die Kaufleute würden um so gewisser den Weg über Georgien nehmen, als sie dadurch nicht nur den vielen Erpressungen der Türken entgingen, sondern diese Straße auch weit weniger den Räubern ausgesetzt ist. Sobald aber der Krieg beendigt war, schlugen die Karawanen wieder den alten Weg ein. Der Grund hievon liegt eines Theils darin, daß die Angriffe der Kurden und Räuber wirklich, nach Aussage der persischen Kaufleute, weit nicht so häufig sind, als man in Europa sich vorstellt; andern Theils darin, daß die Russen Bräuche und Sitten der Fremden weniger, als irgend ein Volk, respektiren, und es um die Gerechtigkeit und Billigkeit der niedern russischen Behörden ziemlich schlimm steht. Ueberdieß liegt in der Verbindlichkeit zur Pilgerfarth nach Mekka, wohin von Konstantinopel jedes Jahr die große Karawane abgeht, die sich in Asien rekrutirt, ein fortdauerndes Hinderniß gegen Rußlands Plane. Welche Anstrengungen dieses Reich auch machen dürfte, immer wird es ihm sehr schwer werden, sich jenes Handels zu bemächtigen; ja sogar die europäischen Kaufleute, die nach dem Osten des türkischen Asiens oder nach Persien selbst handeln, werden mehr Vortheil haben, wenn sie die gerade, alte Straße nehmen, als wenn sie durch Georgien ziehen. Im Frühjahr nämlich machen sie die Reise von Konstantinopel über Trebisonde und Erzerum; während der schlechten Jahrszeit müssen sie den Karawanenweg einschlagen: im ersten Fall betragen ihre Auslagen ungefähr vierzehn Procent, und die Zeit bis zur Ankunft in Tauris im Durchschnitt 67 Tage; im zweiten Fall belaufen sich die Kosten auf etwa dreizehn Procent und die Reise dauert 87 Tage. Durch Georgien braucht man 111 Tage, und die Kosten sind weit beträchtlicher.

Temple's Reisen in Peru.

(Schluß.)

Die Ankunft des Reisenden zu Potosi wird auf folgende Weise beschrieben.

„Die Straße wurde, so wie ich weiter kam, zwar nicht besser, bezeichnete indessen doch die Nähe einer bedeutenden Stadt. Sie hörte allmälig auf, so völlig menschenleer und öde zu seyn, als bisher. Bauern, mit ihren Eseln und mit Llamaheerden, zogen hin und her; einige führten träge ihre Früchte und Vegetabilien, Mais, Mehl, Brennholz, Holzkohlen und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs nach der Stadt; andere kehrten lustig vom Markte zurück, auf dem sie sich ihrer Lasten entledigt hatten, und eilten viele Meilen weit in die fruchtbaren Thäler des Landes, um ihre Ladungen zu erneuen. Indianer, mit Geflügel, Milch, Eiern und anderen Lebensmitteln belebten den Weg und bewiesen dem hungernden Reisenden, daß er, obwohl rings von unangebauten Bergen umgeben, doch noch in dem Lande der Lebenden sey. Plötzlich erhob sich vor mir in der Entfernung ein hoher Berg von röthlich brauner Farbe und vollkommen in der Gestalt eines Kegels. Hier konnte kein Irrthum Statt finden; es war der Berg, dessen reicher Inhalt zuerst durch einen bloßen Zufall bekannt wurde, durch einen Indianer, der ein Llama die Höhe hinauf verfolgte, und um sich zu halten, als er ausglitt, einen Strauch ergriff, den er ausriß und wobei er eine Masse gediegenen Silbers entblößte, welche nur eben mit Erde bedeckt war; es war der Berg, welcher ohne auch nur ein Blatt oder einen Halm Gras hervorzubringen, doch Reiz genug besaß, um die Gründung einer Stadt zu veranlassen, die in ihrer blühendsten Periode 100,000 Einwohner zählte; es war der Berg, dessen verborgene Schätze die rastlose Plünderung von 250 Jahren erfahren haben und noch immer unerschöpft bleiben. Neu belebt durch den Anblick des Zieles, welches das Ende meiner langen Reise bezeichnen sollte, strebte ich vorwärts; nicht so mein ermüdetes Maulthier, das vierzig Meilen auf einer elenden Straße zurückgelegt hatte und die unzweideutigsten Beweise der äußersten Kraftlosigkeit zu geben anfing. Durch Geduld und Ausdauer wurde indessen jedes Hinderniß überwunden; und ich glaube, daß wir beide diese Eigenschaften in hohem Grade bewährten: ich, indem ich bei jeder Anhöhe abstieg und dieselbe zu Fuß hinaufging; das Thier, indem es, sobald ich wieder aufgestiegen war, langsam fortschritt, wenn der Weg nur frei von Felsen und Steinen war. Von jeder Anhöhe glaubte ich endlich die Stadt zu Gesichte zu bekommen; zum Schlusse einer langen Tagereise ist es immer ein Trost, wenn man auch nur in der Entfernung seinen Ruheplatz vor Augen hat. Dieser Trost wird indessen dem Reisenden, der nach Potosi geht, versagt; weder ein Haus, noch eine Kuppel, noch ein Kirchthurm zeigte sich, bis endlich die letzte Beugung um den Fuß des Silberberges, dessen spitzer Gipfel jetzt hoch über meinem Haupte in den wolkenlosen blauen Himmel emporragte, mich auf einmal vor die Stadt führte, die mit ihren verfallenen Vorstädten zu meinen Füßen einen weiten Raum bedeckte; und zehn Minuten darauf war ich vor dem Posthause in dem Mittelpunkt derselben. Doch nicht in dem Posthause ist es, wo der Reisende einige Ruhe und Bequemlichkeit erwarten kann; selbst hier ist diese Anstalt nicht besser als in dem schlechtesten Dorfe: kein Zimmer, in welches man sich zurückziehen könnte, keine Erfrischungen, kein Bett, kein Stuhl, kurz nicht das Geringste, worauf der ermüdete Gast Anspruch machen möchte. Nachdem ich meinem armen Maulthiere etwas Gerste vorgeworfen, so eilte ich mit meinen Empfehlungsbriefen fort, um ein Mittagsmahl zu suchen; denn obwohl ich noch kein Frühstück zu mir genommen hatte, war hier doch schon die Stunde des Mittagessens gekommen; und da es in Potosi kein Gasthaus giebt, wo man eines erhalten könnte, so sah ich mich in der Nothwendigkeit, den Parasiten zu machen. Zu meiner großen Zufriedenheit gelangte ich in dem Hause Don Raymund Heremna's, eines achtbaren Kaufmanns, zum Ziele; und einen ausgehungerteren Gast mochte er vielleicht nie vorher an seinem Tische gehabt haben. Am Abende besuchte ich Hrn. Garda, den ersten Agenten, welchen die Direktoren der Potosi-Gesellschaft gleich bei der Gründung derselben aufgestellt hatten. Ohne uns früher je gesehen zu haben, begegneten wir einander doch als die vertrautesten Freunde, weil jeder die Lage des andern kannte; und da wir uns an Bord desselben Botes befanden, so waren die Gefühle der Kameradschaft bei uns gegenseitig. — —

„Die Indianer, welche die Hälfte der Einwohner von Potosi

ausmachen, sind in jedem Sinne des Wortes eine Heerde Säue; die, welche sich ihnen in jeder Hinsicht so sehr überlegen glauben, sind indessen in der That wenig besser. Vor zwanzig Jahren bereits war die Bevölkerung dieser Stadt auf die Hälfte der Zahl zurückgekommen, welche sie einst enthielt; und gegenwärtig überschreitet sie kaum 12,000 Seelen. Ich trat in zwei oder drei der geplünderten und ausgeraubten Kirchen, deren Wände früher im wörtlichen Verstande mit Zierathen von gediegenem Silber bedeckt waren. Ich streifte um das unermeßliche geschmacklose Gebäude der Casa Moneda oder der Münze, dessen Bau einst zwei Millionen Dollars gekostet hatte. Im Durchschnitt wurden innerhalb der Mauern desselben viele Jahre hindurch vier Millionen Dollars jährlich ausgeprägt; d. i. mehr als zehn tausend Dollars jeden Tag im ganzen Jahre.

„Europäische Hausbesitzer werden, indem sie nach ihrem eigenen Falle urtheilen, der Meinung seyn, daß es immer mit großen Kosten und vielen Unruhe verbunden wäre, ein offenes Haus für Reisende zu halten. Dieß läßt sich auf Südamerica indessen keineswegs anwenden. Hier braucht man die Dienstmädchen nicht zusammen zu rufen, um ein Zimmer in den Stand zu setzen oder ein Bett zu machen, noch den Koch oder den Kellermeister in Bewegung zu setzen, oder den Kutscher und die Bedienten, daß sie Wagen und Pferde in Acht nehmen. Der Reisende steigt vor der Thür eines Hauses ab, tritt ohne Umstände hinein und spricht die Leute, denen er begegnen mag, an: „Gott erhalte Euch, ihr Herren!" Der gleiche Gruß wird ihm zur Antwort gegeben. Darauf sagt der Reisende: „Mit Eurer Erlaubniß, ihr Herren, werde ich diese Nacht bei Euch bleiben." „Mit dem größten Vergnügen," ist die Antwort. Damit endigt in den meisten Fällen alle Beunruhigung und überhaupt aller Verkehr zwischen beiden Parteien. Der Reisende zeigt auf einen Fleck, — nach dem Zustande des Wetters entweder innerhalb oder außerhalb des Hauses — wo sein Muchaco (Bedienter) ihm die drei oder vierfach zusammengelegte Satteldecke ausbreiten soll; diese, nebst einem Sattel unter seinem Kopfe und einem Mantel zum Zudecken vertritt die Stelle eines Bettes. Einige Wenige, die ganz besonders ihre Bequemlichkeit lieben, führen wohl auch noch kleine Matrazzen und zuweilen selbst eine tragbare Bettstelle mit sich; aber in Privathäusern so wenig als in öffentlichen wird Etwas der Art erwartet oder gegeben, aus dem besten Grunde, den man anführen kann, weil sie Nichts der Art zu geben haben. Auch sein Alforjas, eine Art Schnappsack mit Mundvorrath, führt der Reisende mit sich. Kommt er zu der Essenszeit, so wird er eingeladen, Theil zu nehmen; was man indessen gewöhnlich ablehnt, weil es nur ein Compliment ist. Dergleichen Complimente werden in Südamerica, wie in Spanien, wirklich übertrieben; Anerbietungen und Versprechungen jeder Art, mit denen jedoch nicht die geringste Bedeutung verbunden ist, kommen täglich vor. Diese allgemeine Regel hat indessen natürlich ihre Ausnahmen; denn es wäre seltsam, wenn man sagen wollte, daß es in Südamerica und in Spanien nicht eben so gut, als in jedem anderen Theile der Welt wahrhaft großmüthige Herzen gäbe; doch sind auch die Besten leeren Complimenten in einem Grade ergeben, der in andern Ländern auffallen würde. Bewundert man z. B. ein kostbares Halsband, eine Uhr, einen Ring, ein Pferd, so wird der Besitzer, so wenig man ihn auch kennen mag, gewiß eine Verbeugung machen und sagen: „Está a la disposicion de Usted" (Es ist zu Ihren Diensten), wobei es ihm aber nicht einfällt, daß man von diesem Anerbieten Gebrauch machen könnte. Mehr als einmal ist es mir begegnet, wenn ich eine Dame, gleichviel ob Frau oder Tochter, in Gegenwart des Mannes oder des Vaters rühmte, daß dieser großmüthig entgegnete: Sennor, está a la disposicion do Usted. Versprechungen werden von den Südamericanern mit der größten Leichtigkeit gemacht, sie indessen zum Halten derselben zu bewegen fällt schwer. Man drücke irgend einen Wunsch, ein Verlangen nach einem Gegenstande aus, der schwer zu erhalten ist, so wird gewiß irgend einer der Gegenwärtigen nicht verfehlen zu sagen: Puede haver „das können Sie haben;" oder: Si, perque no? „ja, warum nicht;" oder: Veremos, „wir wollen sehen" u. dgl.; obwohl in diesem Augenblick kein Gedanke daran ist, und vielleicht nicht einmal die Möglichkeit, ein solches Versprechen zu erfüllen. Eine offene Weigerung oder abschlägige Antwort wird für eine Unhöflichkeit gehalten; und sie können es nicht über das Herz bringen, Einem nicht wenigstens die vorübergehende Hoffnung zu lassen, welche ihr Compliment bringen mag."

Russische Literatur.

In Moskau ist die zweite Auflage einer kleinen Schrift erschienen, betitelt „O Vuigodakh i Pravakh Rossüskikh Pissatelëi etc. (Vortheile und Rechte der Schriftsteller in Rußland). Sie ist mit dem Buchstaben P. H. bezeichnet und wird Peter von Köppen zugeschrieben, welchem Rußland bereits mehrere Werke der gelehrtesten und gründlichsten geschichtlichen Forschungen verdankt. Der Verfasser verbreitet sich über folgende Fragen: 1) Kann literarische Beschäftigung in Rußland Demjenigen, der keine andere Quelle des Einkommens hat, eine unabhängige und ehrenvolle Existenz gewähren? 2) Können der Verfasser, Uebersetzer oder Herausgeber eines Werks, oder die Erben eines solchen Mannes, dasselbe vor Nachdruck sicher stellen, und wie weit erstrecken sich ihre Rechte in dieser Beziehung? — Dem Werkchen nach scheint es, die russische Regierung habe zum Schutz und Frommen der Schriftsteller bereits Mehr gethan, als manche Staaten, die sich einer weit ältern Literatur freuen können.

Cosimo Giotti.

Am 10 Februar d. J. starb der Florentiner Cosimo Giotti, ein dramatischer Dichter, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei seinen Landsleuten in nicht geringem Ansehen stand. Er war blind auf dem einen Aug geboren, und verlor im achtzehnten Jahre auch die Sehkraft des andern. Sein Agis, sein Guzman von Almeida und seine Ines de Castro wurden mehrmals aufgelegt, und bei ihrem Erscheinen (1780 — 1793) den besten dramatischen Erzeugnissen der damaligen Epoche beigerechnet. Mehrere Lustspiele und andere Poesien hat er ungedruckt hinterlassen.

Getreidebau in Frankreich.

In einem neueren französischen Werke wird angegeben: wenn man Frankreich in drei Theile theilte, von denen jeder ein wenig größer wäre als England und Wales, so fände man, daß der eine dieser Theile die Hälfte weniger, der andere eben so viel und der letzte ein Drittheil mehr Korn producire, als England.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 107. 17 April 1830.

Gemälde aus Mexico.

7. Die Stadt Mexico.

Das heutige Mexico besteht, wie die alte indianische Stadt, aus vier Theilen. San Pablo, das alte Tecpan, erstreckt sich von der östlichen zur südlichen Barriere; San Juan, ehmals Moyotla, von der südlichen zur westlichen; Santa Maria, sonst Tlacuechinhcan, von der westlichen zur nördlichen; und San-Sebastian, ehmals Atzacualco, von der nördlichen zur östlichen. Die Stadt hat keine Mauern, ist aber allenthalben von Gräben und Sümpfen dermaßen umschlossen, daß ein feindlicher Angriff ziemlich schwierig wird.

Das alte Mexico hat man stets wie Venedig geschildert, ebenso auf kleinen Inseln inmitten einer Lagune, d. h. den Wassern des Sees Tescuco, gebaut; heut zu Tage liegt die Stadt fast ganz auf festem Land, besonders nach W zu, indem sich der Spiegel des Tescuco bedeutend zurückgezogen hat. Von O, S und N nähert man sich derselben allerdings noch auf Calzada's, d. h. Dämmen, welche über dem vom See zurückgelassenen Moorgrund aufgeführt sind.

Mexico ist die heilige Stadt Amerika's; wenigstens dient die Mehrzahl ihrer Gebäude geheiligten Zwecken. Es sind da 26 Mönchsklöster — 4 den Dominikanern, 5 den Franciskanern, 4 den Augustinern, 3 den Gnadenbrüdern, 1 den Carmelitern, 2 dem Orden von San Juan de Dios, 2 dem Orden de la Caridad, 1 den Bethlehemiten, 1 den regulirten Chorherren, 1 den Monges Benitos, 1 den Padres Agonizantes, 2 den Jesuiten angehörig, und 1 zum San-Felipe Neri. Nonnenklöster zählt man 20, deren jedes einen andern Namen führt, z. B. el Corpus Christi de Senoras Capuchinas Indias, Santa-Teresa-la Antigua, Santa-Teresa-la-Nueva, el Convento Real del Concepcion u. s. w. All diese Klöster, etwa mit Ausnahme der Jesuiten und Bethlehemiten, stehen noch in voller Blüte. Mehrere sind kleine Städte, die in ihren Mauern noch andre Kirchen und Brüderschaften einschließen, als die Hauptkirche und das Hauptkloster. So umschließt z. B. Gran San Francisco außer der Hauptkirche noch die Kirche des Ordens Tercera, ferner die Kirche von San Jose de los Indios, von Nuestra Senora de Aranzazu, von Santo Christo de Burgos und von Nuestra Senora de Balvanera. Außer den Klöstern zählt man noch gegen hundert andre heilige Gebäude, wie die Pfarrkirchen, die Sagrarios u. s. w. Was nicht selbst Kirche, Kloster oder sonst ein geheiligtes Haus ist, gehört doch dem größten Theil nach den Kirchen, Klöstern und sonstigen frommen Stiftungen an. Ganze Straßen sind eigenthum der Mönche, Nonnen, Brüderschaften u. s. w.

Mexico bildet ein Viereck, die Straßen sind weit und nach der Richtschnur gezogen, reich mit großen, herrlichen Gebäuden geschmückt. Die Hauptstraßen laufen aus allen vier Quartieren auf den „großen Platz" zusammen, so daß die Stadt ungemeine Aehnlichkeit mit Turin hätte, wenn nicht dort das königliche Schloß den Hauptplatz gegen Norden sperrte. In Mexico erhebt sich auf der Nordseite der Plazza grande in überraschender Hoheit die Hauptkirche. Die Façade derselben, obwohl ein Gemisch von Licenzen und Grillen ihrer Baumeister, ist höchst imposant. Auf beiden Seiten wird sie von schönen Thürmen überragt. Das Innere ist leicht und doch zugleich prächtig — ein großes lateinisches Kreuz, über dessen Mitte sich ein auf kühnen Pfeilern ruhender Dom wölbt. Die Kirche ist der Breite nach, welche 74 Varas beträgt*), in fünf Schiffe getheilt, welche sich insgesammt in der ganzen Länge des Gebäudes — 135 Varas — herabziehen. Die Verhältnisse sind ungemein schön; doch würde man lieber zwei Schiffe weniger sehen, deren mittelstes überdieß durch den Chor fast ganz versperrt wird. Die Sakristeien entsprechen der Größe der Kirche nicht; dagegen sieht man in denselben treffliche Gemälde von den besten spanischen Meistern; auch Creolen haben daselbst ihrem Pinsel keineswegs Schande gemacht. Die an die Kathedrale stoßende Pfarrkirche ist noch großartiger, als jene selbst. Sie bildet ein mächtiges Viereck, das wahrlich der Form des Pantheons an Werth gleichkommt. Beide Gebäude wurden unter dem grausamen Philipp II begonnen und unter Carl II (1665—1700, dem letzten Habsburger auf dem spanischen Thron) vollendet.

Steigen wir jetzt auf einen der genannten Thürme, um die volle Aussicht auf die Umgebungen zu haben; und zwar bei Sonnenaufgang, das heißt wenn sich die Sonne über die hohen Gebirge in O und S emporhebt, welche das Thal von Mexico bilden. Leichte Dämpfe, von den Wassern aufgestiegen, welche die Ebene allenthalben bedecken, hüllen die Fernen des Gesichts-

*) Die Vara ist etwas mehr als eine französische Elle.

kreises in einen durchschimmernden Schleier. Da drückt die Sonne, welche nur eben den Kamm der Gebirge vergoldet, die Dunstwolken mehr gegen die Tiefe des Thals. Der große Vorhang ist aufgezogen — und Wer vermöchte nun den hohen Popocatepetl zu malen, wie er in SSO zum Himmel dampft, mit dem Gipfel bis auf 2771 Toisen (nach Humboldt) über dem Meeresspiegel in die Lüfte dringend, deren lichtes Azur kein Dejardin wiedergeben könnte, während die klaren Seen Chalco und Xochimilco das Bild des Riesen wiederstralen, der sie aus dem Quell seines ewigen Schnees ernährt? Wer vermöchte den Gegensatz zu beschreiben zwischen den lachenden, bunten Hügeln und den schroffen, wild romantischen Felsen in O und W? Welcher Pinsel könnte endlich die Mündung des Thals nach N zu ausdrücken, wie sie unmerklich aufsteigend sich in fernen Nebeln verliert? Und die Dörfer rings umher in dem gewaltigen Becken des Gebirgs, deren einige mit ihrem Glockenthurm wie aus dem Wasser der Seen emporsteigen? Und endlich das Wunderbild von Mexico selbst?

Die Kathedrale nimmt, wie gesagt, die Nordseite des „großen Platzes" ein. Der ehmalige Palast des Vicekönigs, jetzt das Regierungshaus, erstreckt sich der ganzen Ostseite entlang — ein großes viereckiges Gebäude, das vielleicht mehr als eine Meile*) im Umfang hält. Es ist die Wohnung des Präsidenten und das Geschäftshaus für sämmtliche Minister, Gerichtspersonen und sonstige Staatsbeamten. Ferner befindet sich hier die Münze, ehmals die einzige im mexicanischen Land, und daher reich und berühmt, jetzt aber gelähmt durch die Concurrenz andrer Münzen, welche die Revolution weislich auch in sonstigen Bezirken errichtet hat. Endlich sind noch andre öffentliche Büreaux und eine kleine Kaserne in dem Haus, in dessen Mitte der botanische Garten angelegt ist. Weite Gänge und schöne Säulenhallen vermehren die Größe und Pracht im Innern.

Westlich von der Kathedrale erhebt sich der Palast des Marquisats del Valle, d. h. des Thals von Oaxaca, womit die Familie des Cortes bekleidet war, deren letzte Abkömmlingin in das neapolitanische Haus der Herzoge von Monteleone heirathete, welches gegenwärtig im Besitz dieses Marquisats ist, dessen es freilich mit der Zeit noch verlustig werden dürfte. Die zu demselben gehörigen Güter sind so groß, daß Cortes auf seinem Sterbebette seinen Erben ermahnte „die Gottesgelehrten zu befragen, ob die Inhabung so vieler den Azteken geraubten Güter nicht etwas Unrechtes sey." Der Palast steht auf der Stelle der alten Residenz Montezumas.

Die Kirchen und Klöster des heiligen Augustinus, Franciskus, Fernando's, Dominikus und der Jesuiten würden selbst die Aufmerksamkeit Dessen auf sich ziehen, der eben von Rom herkäme. Größe, Pracht, Hoheit, Reichthum und schöne Kunst sind in diesen Gebäuden verschwendet, und haben wahre Museen aus denselben gemacht. Besonders die Malerei stralt dort im höchsten Glanze.

*) Es scheint hier, wie überall bei Beltrami, die neuerer Zeit so genannte geographische Meile gemeint, deren sechzig auf einen Grad gehen, die folglich gleich einer halben Stunde ist.

Schon die alten Mexicaner scheinen Talent für bildende Kunst besessen zu haben; man hat noch jetzt Gemälde und aus Federn zusammengesetzte Mosaik von ihnen. Nach der Eroberung war ein gewisser Arteaga, Maler und Baumeister, der Erste, welcher die Kunst der alten Welt nach Amerika brachte; ein Indianer, Namens Tetpochtepico, von welchem vierzehn noch jetzt vorhandene Abbildungen mexicanischer Könige herrühren sollen, lernte, wie man behauptet, unter Arteaga, und machte große Fortschritte. Auf diesen Künstler folgte Christobal Villapando, ebenfalls Maler und Baumeister, von welchem man in den Kirchen des heiligen Augustinus und Franciskus treffliche Stücke sieht. Wenn er wirklich, wie man sagt, den Entwurf zur Augustinus-Kirche angab, so war er der Palladio seines Volkes. Der dritte von Spanien eingewanderte Künstler ist Balthasar Chaves. Man sieht von ihm schöne Gemälde in der Weise Guercino's. — Das siebzehnte Jahrhundert zählte bereits eine beträchtliche Anzahl mexicanischer Künstler, größtentheils Schüler der drei vorgenannten Männer; die berühmtesten sind Manuel Orellano, Antonio Aquilera, Jose Torres, Clemente Lopez, Andres Lopez und Herrera; letzterer mit dem Beinamen el Divino; und wirklich rechtfertigen die Gemälde, welche man von ihm sieht, diese Benennung.

Das 18 Jahrhundert war die Blütezeit mexicanischer Kunst. Die drei Rodriguez (Luis, Juan und Nicola) lebten am Anfang desselben, und die Werke Juans, welche man in der Kathedrale sieht, verdienen allerdings den Titel „des Großen", womit die Mexicaner diesen Künstler beehrt haben. Sein Pinsel erinnert mehrfach an Caracci, dem er übrigens sowohl in Zeichnung als Farbengebung leicht überlegen seyn dürfte. Alle drei Rodriguez waren geborne Mexicaner.

Cabrera, ebenfalls ein geborner Mexicaner, lebte um die Mitte des 18 Jahrhunderts. Einige seiner Gemälde wurden die „Wunder Americas" genannt, und alle stehen in sehr hohem Preis. Das Leben des heiligen Dominikus im Kloster dieses Namens, das Leben des heiligen Ignatius und „die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es durch die Erbsünde entstellt, aber für Religion und Tugend wieder neu geboren wird", bei den Jesuiten, bilden zwei Gallerien, in welchen Cabrera ganz allein beinah alle Vorzüge der verschiednen Meister vereinigen dürfte, die Santa-Maria-Novella in Florenz und den Campo Santo in Pisa ausgeschmückt haben. Er hat die Conturen Coreggios, das Lebendige Dominichino's und das Pathetische Morillo's.

Noch gab es, während des 18 Jahrhunderts, eine Menge andrer ausgezeichneter Künstler, die alle bloß aus dem eignen Genius schöpften, denn Akademien oder sonstige öffentliche Anstalten gab's damals noch nicht. Erst 1781 wurde eine Akademie gegründet; seit ihrem Bestehen aber ist kein großer Meister mehr aufgetreten.

Weniger ist von der Sculptur zu sagen. Die einzige bemerkenswerthe Arbeit dieser Art im Stadt-Museum ist eine Reiterstatue Karls IV von Erz; sie scheint jedoch im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen, zu schwerfällig. Der König sieht sehr aufgeblasen aus: ein in einen Heiden umgewandelter Karl IV!

Dagegen findet ſich in der Kirche de l'Incarnacion eine Bildſäule der heiligen Jungfrau von gediegenem Silber, deren Form den koſtbaren Stoff wohl werth iſt. Auch ſieht man dort einen großen ſilbernen Kronleuchter, welchen keine londner oder pariſer Manufaktur geſchmackvoller und feiner hätte liefern können.

Das Nonnenkloſter de la Concepcion iſt eine Stadt. Mehr denn achtzig fromme Schweſtern leben dort, jede beſonders, in großen Zimmern, wie Fürſtinnen, und nehmen Die, welche die Ehre haben, ihnen vorgeſtellt zu werden, ſehr gaſtfreundlich an. Auf den nämlichen Fuß iſt das Kloſter de l'Incarnacion eingerichtet. Ehmals ſollen hier mehr als hundert Nonnen, mit dreihundert Dienerinnen, gelebt haben. Beide Schweſterſchaften machten, auf Betrieb der gewonnenen Mönche und Beichtväter, dem Iturbide freiwillig einen Theil ihrer Schätze zum Geſchenk.

Nicht weit von l'Incarnacion liegt die Alameda, ein öffentlicher Garten, wo man ſich, nach der Pracht der Springbrunnen und andrer Nebendinge dieſer Art, in einer der erſten Hauptſtädte Europas glauben könnte; die Hauptſache aber, das Baum- und Buſchwerk, hat zu viel Einförmigkeit. Der Bau und die verhältnißmäßig kleine Anzahl der Wagen, ſo wie die ſonderbare Tracht der Stutzer zu Pferd, verſetzen gar bald wieder nach Mexico.

Die Stadt hat ein leidliches Schauſpielhaus, das jedoch der Größe derſelben nicht entſpricht. Geſungen wird dort ſchlecht, aber ziemlich gut geſpielt. Es ſind drei bis vier brave Schauſpieler da, und einer, Namens Garray, ein Spanier, iſt ſogar vortrefflich.

Auch fehlt nicht ein hölzernes Amphitheater für Stiergefechte, welchen das Volk mit einem bis zum Fanatismus gehenden Jubel beiwohnt.

Die Bevölkerung Mexicos ſchätzt man auf 110—120,000 Einwohner jeder Abſtammung und Farbe, ausgenommen die ſchwarze, (der Neger,) welche vermiſcht oder verſchwunden iſt.

Neueſte Nachrichten von Dr. Siebold in Japan.

1. Schreiben von Dr. Siebold an den Baron von der Capellen.

Deſima 18 Februar 1829.

Ich hatte mir vorgenommen, Ew. Exc. dieſes Jahr bei meiner Zurückkunft nach Batavia einen ausführlichen Bericht über meine Forſchungen in dem japaniſchen Archipel vorzulegen; aber leider vernichtete in dem Augenblick, als ich mich mit den von mir unter unendlichen Schwierigkeiten erworbenen wiſſenſchaftlichen Schätzen einzuſchiffen im Begriff ſtand, ein unglückliches Ereigniß alle meine Hoffnung Europa damit zu bereichern. Ich kann Ew. Exc. über das mir zugeſtoßene Mißgeſchick nicht beſſer unterrichten, als indem ich ein an die niederländiſche Regierung in Batavia unterm 15 d. M. abgeſandtes Schreiben in Abſchrift (ſ. unten) beiſchließe. So traurig meine gegenwärtige Lage iſt, ſo gereicht mir doch zum Troſt, daß meine in 89 Kiſten verpackten naturhiſtoriſchen Sammlungen glücklich an Bord des Schiffs Cornelis Houtman, Capitän de Song, gebracht worden ſind. Ew. Exc. kennen meinen Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaften zu ſehr, als daß Sie nicht überzeugt ſind, daß ich Alles aufbieten werde, damit meine Reiſe in dieſen Gegenden nicht ohne Nutzen iſt. Im Fall, daß ich in meinem Unternehmen unterliege, quält mich bloß der Gedanke an eine hochbetagte Mutter, die ich dann nicht mehr unterſtützen kann. Ich nehme mir daher die Freiheit ſie der hohen Protektion von Ew. Exc. zu empfehlen und, in dieſer Hinſicht beruhigt, ſehe ich gefaßt der Entſcheidung meines Schickſals entgegen.

2. Schreiben an die niederländiſche Regierung in Batavia.

Deſima 15 Februar 1829.

Während meines Aufenthalts zu Sedo verſprach der kaiſerliche Aſtronom und Bibliothekar mir eine Abſchrift von den in den letzten zehn Jahren auf Befehl des Kaiſers nach europäiſcher Methode aufgenommenen Karten des japaniſchen Reichs zu verſchaffen; wirklich ſandte er mir ſie im Anfang des J. 1826 und im Frühjahr 1827, begleitet von einigen andern intereſſanten Werken, Krafto, die Tatarei und den Archipel Liukiu betreffend; und ich unterhielt, mit Hülfe eines Dolmetſchers, eine fortgeſetzte Correſpondenz mit dieſem Freunde europäiſcher Wiſſenſchaften. Daß trotz dieſem guten Anfang zuletzt Alles fehlſchlug, ging folgender Maßen zu: Der Aſtronom gerieth mit einem ſeiner Zeichner, den er gerade mit einer Copie für mich beſchäftigte, in Streit, und dieſer, um ſich zu rächen, klagte jenen an, daß er kaiſerliche Karten einem Fremden überliefere, was nach japaniſchen Geſetzen abſolut verboten iſt. Höhern Orts nahm man die Denuntiation an, die für den Aſtronomen, für Alle, die mir behülflich geweſen, und für mich ſelbſt von gleich unſeligen Folgen war: Der Aſtronom, ſeine Diener, die Dolmetſcher, mehrere meiner Zöglinge und andere Japaneſen, ſo wenig ſie auch mit der Sache zu thun gehabt, mußten ins Gefängniß wandern, mir wurde Hausarreſt angekündigt. Am 19 December 1828 bedeutete man mir, daß ich die erhaltenen Karten der Regierung abzuliefern hätte, und da ich zauderte, dieſem Anſinnen mich zu fügen, ſo ſchritt man zu einer Hausausſuchung. Beauftragt durch die Regierung des niederländiſchen Indiens vermöge eines Erlaſſes vom 19 April 1825, Alles zu ſammeln was ich über Religion, Naturgeſchichte, Verfaſſung ꝛc. von Japan auftreiben könnte, hatte ich während meines fünfjährigen Aufenthalts mein ganzes Privatvermögen aufgewandt, um die nöthigen Gegenſtände zu bekommen, ſo daß ich mich damals im Beſitz einer vollſtändigen Sammlung nicht nur japaniſcher Raritäten, ſondern auch vieler wiſſenſchaftlichen Werke befand, die ich zu 20,000 Gulden ſchätzte, und die ich dem Muſeum des Königs beſtimmt hatte, dem ich perſönlich damit meine Huldigung darzubringen gedachte. Vier Monate lang gelang es mir, die Anforderungen der Regierung zu umgehen und ich hoffte wenigſtens die intereſſanteſten Theile meiner Sammlung zu retten, als am letzten 20 Januar dieſe Hoffnung völlig vernichtet wurde, indem der Vorſteher der holländiſchen Faktorei den beſtimmten Befehl erhielt, vor Ausgang der eingeleiteten Unterſuchung meine Abreiſe nicht zu erlauben. Die japaniſche Regierung bot von Anfang an Alles auf, um den politiſchen Zweck, den man bei dem Erwerb der Karten argwohnte, herauszubringen; meine Correſpondenz mit dem Aſtronomen, der man ſich bemächtigt hatte, verſtärkte den Verdacht, und der Gouverneur mit ſeinen Inſtruktionsrichtern, vor dem ich mehrere Mal verhört wurde, beſtand darauf, daß ich meine Mitſchuldigen nennen ſollte. Da die Sache von der Art war, daß ſie mich nicht nur in Gefahr ſetzte, die

Frucht meiner Arbeiten zu verlieren, sondern auch das Leben mehrerer Personen bedrohte, so entschloß ich mich in soweit die Wahrheit zu sagen, als ich mich zu meinen Karten und Sammlungen bekannte, zugleich aber betheuerte, daß mein einziger Zweck dabei die Erweiterung meiner wissenschaftlichen Kenntnisse und die Bereicherung eines Museums mit interessanten Gegenständen gewesen sey; ich wollte so den Verdacht beseitigen, als ob noch Mehr im Hintergrund seyn könnte, indem ich noch immer einige kostbare Dokumente besaß, von denen man noch Nichts wußte, und die nur andere Personen compromittirt hätten. Ueberhaupt werde ich mir die größte Vorsicht zur Pflicht machen, namentlich sorgen, daß unsere Regierung ganz aus dem Spiel bleibt. Den Japanern aber werde ich darzuthun suchen, daß meine naturhistorischen, medicinischen und physikalischen Forschungen ihnen hätten so nützlich werden können als uns.

Der Tod des Kaisers P...

Ueber den Tod des Kaisers P... von R... sind bereits unzählige Berichte bekannt geworden, von denen keine zwei einander ähnlich sehen. Der folgende hat alle Ansprüche auf Glaubwürdigkeit, da er von einem Manne herrührt, welcher in den genauesten Verhältnissen mit Einem der Verschwornen stand und sich in dem Hause desselben befand, als er nach der Ermordung des Kaisers von dem Palaste zurückkehrte. P. war einige Zeit vor seinem Tode äußerst mißtrauisch gegen Jedermann geworden, selbst die Glieder seiner eigenen Familie nicht ausgenommen. Dieß machte es den Unzufriedenen möglich, ihn zu überreden, daß seine Gemahlin, die Kaiserin, und sein Sohn, der Großfürst A., sich verschworen hätten, ihn seiner Krone zu berauben, und daß es nothwendig sey, um diesen Plan zu vereitln, einen Befehl zu ihrer augenblicklichen Verhaftung und sorgfältigen Bewachung zu unterzeichnen. Nachdem Dieß geschehen war, gingen sie zu A., sprachen ihr Bedauern über das Mißverständniß auf, welches eingetreten sey, und erklärten das Vorgefallene, indem sie sagten, P. habe einen heftigen Anfall seiner gewöhnlichen Krankheit gehabt, deren Symptome auf Wahnsinn deuteten, und man fürchte, daß er die Nacht nicht überleben werde, in welchem Falle Se. Kaiserliche Hoheit natürlich sogleich Ihrer Haft entlassen und am folgenden Morgen zum Kaiser ausgerufen werden würde. Obwohl A. vermuthen konnte, was im Werke sey, so wußte er doch, daß Vorstellungen hier zu Nichts führen würden und schwieg daher. Als P. sich des Abends in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, ließen die Verschwornen alle Wachen in dem Palaste durch Offiziere ablösen, die als Gemeine von P.s Regiment verkleidet waren. Nachdem Dieß geschehen, wurde unter Zuziehung der Geistlichkeit die ganze Besatzung der Stadt auf einem Platze in geringer Entfernung von dem Palaste versammelt und von der gefährlichen Krankheit des Kaisers in Kenntniß gesetzt; zugleich wurde der Befehl erlassen, sobald der Kaiser gestorben wäre, A. zu seinem Nachfolger auszurufen. Die vier Häupter der Verschwornen gingen darauf in den Palast und fanden natürlich keinen Widerstand, bis sie zu einem Vorzimmer kamen, in welchem zwei vertraute Diener des Kaisers schliefen, die erwachten und den Eingang zu dem Zimmer ihres Herrn mit vielem Muthe vertheidigten. Endlich wurden sie übermannt und die Thür gerade noch zu rechter Zeit aufgesprengt, um die Flucht des Fürsten zu verhüten, welcher den Kampf gehört hatte und durch eine geheime Thür hinter seinem Bett zu entwischen suchte, die durch einen unterirdischen Gang zu einem andern Palaste führte. Die Verwirrung des Unglücklichen war jedoch so groß, daß er die Feder nicht finden konnte und den Verschwornen Zeit ließ, bis zu ihm durchzudringen. Er war ganz angekleidet, selbst bis auf die Stiefel, in denen er immer schlief, um nicht in der Nacht überrascht zu werden. Als er sah, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, fiel er auf die Knie, bat um Gnade, und versprach Alles, was man nur verlangen würde, wenn man ihm das Leben lassen wollte. Schon schwankten drei der Verschworenen, als der vierte ausrief: „Meine Freunde, wir sind zu weit gegangen, um jetzt noch zurück zu können; Ihr kennt den Charakter dieses Menschen; wenn er am Leben bleibt, so wird morgen kein Tod für uns zu grausam seyn. Außerdem kamen wir nicht hieher, um zu unterhandeln, sondern um unser Land von einem Tyrannen und einem Ungeheuer zu befreien. Denkt an Eure Freunde und Verwandten, die jetzt eine erbärmliche Existenz in Sibirien hinschleppen; ich bin entschlossen.“ Damit schlug er mit einer Sattelpistole, welche er in der Hand hatte, den Kaiser gegen die Schläfe, worauf die Uebrigen über ihn herfielen und ihn mit einer Schärpe erdrosselten. Darauf legten sie ihn auf das Bett und verließen ihn. Die Nachricht von seinem Tode wurde den Truppen zugesandt, die noch in derselben Nacht den Großfürsten A. zum Kaiser ausriefen. Die Offiziere, welche die Wacht in dem Palaste übernommen hatten, blieben unentdeckt, und die Häupter der Verschwörung verließen am folgenden Morgen St. P. Die beiden Diener, welche ihren Herrn zu vertheidigen gesucht, wurden sogleich von seiner Witwe in ihre Dienste genommen und blieben seitdem beständig in ihrer Umgebung.

Die Abenteuer Hatim Tai's.

Eines der merkwürdigsten Bücher, welche wir der londner Gesellschaft zur Uebersetzung und Herausgabe von Werken aus den orientalischen Sprachen verdanken, ist der kürzlich erschienene persische Roman „Die Abenteuer Hatim Tai's“ (The Adventures of Hatim Tai, a Romance, translated from the Persian by Duncan Forbes. Lond. 1830. 4.). Feen, Geister und Riesen, Drachen, Zauberer und alle die Wunder, welche die glühende Phantasie des Orients erschuf, wechseln wie in einer Laterna Magica und lassen dem Leser, wenn sie auch weder sein Gemüth noch seinen Verstand befriedigen, wenigstens gewiß keine Zeit zur Langweile. Hatim, der Held des Romans, war ein Araberhäuptling, der in dem sechsten Jahrhundert nach Christi G. gelebt haben soll, und dessen Name bis auf diesen Tag noch sprichwörtlich für die ritterlichen Tugenden der Großmuth und Tapferkeit ist. Ein moralischer Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts sagt von ihm: „Hatim war freigebig, tapfer, weise und sieghaft. Wann er focht, siegte er; wann er plünderte, führte er die Beute davon; wann er gebeten wurde, gab er; wann er den Pfeil abschoß, traf er das Ziel; und Wen er zum Gefangenen machte, dem schenkte er die Freiheit.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 108 und 109. 18 und 19 April 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik *).

11. Definitive Grenzbestimmung des griechischen Staats.

Der Vertrag von Adrianopel entschied das Schicksal von Griechenland. Keine Unterhandlungen mit den Türken gelangen oder sind je gelungen, als solche, welche die Folge einer von ihnen erlittenen Niederlage waren. Nachdem man den Triumph von Navarin, der, gehörig benützt, Griechenlands Befreiung zwei Jahre früher bewirkt haben würde, für ein verdrießliches Ereigniß erklärt hatte, so eigneten sich die Russen mit ihrem unzweifelhaften und unbestrittenen Erfolge, da sie das Flammenbild des Siegs in den Conferenzsaal stellen konnten, allein noch zu Unterhändlern. Der Sultan verstand sich zur Räumung von Griechenland, wie er sich zur Schleifung der Donaufestungen verstand — durch Capitulation, aber unterhandelt hätte er darauf nimmermehr anders, als mit der Schärfe des Schwerts. Dieß Resultat strafte so ganz und gar alle Berechnungen und Erwartungen Derer Lügen, die sich auf die Vernünftigkeit der Pforte und die Macht der diplomatischen Kunst verließen; es erscheint als eine so bittere Satire auf alle Versuche durch die Beredsamkeit der Gesandten, durch die Kinderei mit Austausch von Spielsachen und Shawls, durch Hofmummerei

*) Der von uns in Nro. 44 folgg. des Ausl. mitgetheilte Artikel des Foreign Quarterly Review, als dessen Verfasser man neuerdings den Lord Dudley nennt, wirft zu viel Licht auf das wichtigste Ereigniß unserer Zeit, als daß wir die in Nro. X desselben Journals gelieferte Fortsetzung unsern Lesern vorenthalten sollten. Bekanntlich berichtigte Sir Edward Codrington in einem Briefe an den Herausgeber einige Angaben des frühern Artikels, worin sich Irrthümer eingeschlichen hatten. Obgleich diese Berichtigungen zum Theile von keiner sehr wesentlichen Bedeutung sind, so glauben wir doch der Vollständigkeit und Genauigkeit wegen sie nicht übergehen zu dürfen. Sie beziehen sich auf folgende Punkte. 1) Es war behauptet worden, (s. Ausl. S. 217), der Admiral habe seine Instruktionen vom 12 Juli am 10 August 1827 empfangen; Dieß ist wahr; allein diese Instruktionen auszuführen erlaubte ihm erst eine nachträgliche Vollmacht, die er unterm 7 September von Stratford-Canning erhielt, und auf die er mit der englischen Flotte allein auf der Höhe von Hydra wartete. An demselben Tage lief die egyptische Flotte in Navarin ein. 2) Die ersten Maßregeln, welche die Admirale gegen die Türken trafen, geschahen nicht in Folge des Protokols vom 4 September, denn dieß kam ihnen erst am 23 des M. zu, sondern einzig und allein in Folge des Traktats selbst und der ersten Instruktionen vom 12 Juli. 3) Das Protokol vom 4 September bevollmächtigte die Admirale bloß, den Rückzug der ottomanischen Streitkräfte aus Griechenland unter ihre Garantie zu nehmen, nicht aber feindliche Expeditionen von einem Punkte der Küste nach dem andern zu verhindern. Dieß war eine Deutung des Traktats vom 6 Juli, die sich Codrington selbst machte, und wegen der er unterm 13 September bei seiner Regierung anfragte, die unterm 16 Oktober diese Ansicht genehmigte. Da er aber die betreffende Depesche erst am 8 November in Malta erhielt, so sieht man wieder, daß er bis dahin — bei der fast absichtlichen Zweideutigkeit der Instruktionen — so ziemlich auf eigene Verantwortlichkeit handeln mußte. Am 19 September erklärte Sir Edward dem türkischen Befehlshaber schriftlich seinen Entschluß, jede feindselige Bewegung gegen Griechenland zu verhindern, und als am 22 September die französische Flotte zu ihm stieß, wiederholte er in Gemeinschaft mit Admiral Rigny diese Erklärung. 4) Vor dem Einlaufen in die Bai von Navarin sandten die Admirale durch Obrist Gradock einen Warnungsbrief an Ibrahim Paschaz der Brief wurde aber unerröffnet zurückgebracht, mit der Antwort, Niemand wisse, wo Ibrahim sich befinde. Dieser Umstand war (s. Ausl. 226) vergessen. Zum Beschluß bemerkt der Admiral, daß der von ihm in Alexandria abgeschlossene Traktat keineswegs, wie der Verf. unsers Artikels (s. Ausl. S. 255) besage, ein nutzloses Stück Papier gewesen sey, da er die Räumung Moreas von der egyptischen Armee auf friedlichem Wege und auf Kosten des Vicekönigs von Egypten zur Folge gehabt, so daß den Franzosen bloß die Festungen übrig geblieben. Aus Allem geht hervor, daß der Admiral sich in seiner schwierigen Lage als ein Mann von ehrenhaftem, entschlossenem Charakter benahm; was ihm in den Augen seines Ministeriums aber zum Vorwurfe gereicht, ist, daß er die Mangelhaftigkeit seiner Instruktionen, als eine Aufforderung Nichts zu thun, nicht verstand, sondern rasch handelte. Daher ward ihm nicht nur keine Anerkennung zu Theil, sondern man sparte auch keine Verleumdung, um seinen Charakter herabzuwürdigen. So streute man unter Anderem das Gerücht aus, der Admiral Heiden habe den Schlachtplan gemacht und Codrington sey — so zu sagen — von den Russen übertölpelt worden. Der Grund aber, warum der Schlachtplan nach einer französischen Karte von der Bai von Navarin entworfen wurde, ist nicht, weil der russische oder französische Admiral ihn entworfen, sondern weil der britische Admiral fand, daß die Karte, mit welcher Rigny versehen war, besser sey, als die, welche er selbst besaß.

und Aufwartungen zum Zwecke zu kommen, daß der zehnte Artikel des Traktats von Adrianopel, welcher den Beitritt der türkischen Regierung zum Traktat von London aussprach, fast eben so beleidigend für die beiden andern Contrahenten lautete, als der siebte Artikel, welcher aus „unserm alten Alliirten" einen Vasallen des Czars machte. Sofort stellte man dem Gebieter des bewaffneten Unterhändlers in Adrianopel vor, die Vollziehung des londner Vertrags wäre Nichts, was Rußland allein anginge, sondern was von den drei Verbündeten gemeinschaftlich betrieben werden müßte, und nach einigem diplomatischen Schmollen über die russische Anmassung kam man überein, den Sitz der Conferenzen nach London zu verlegen, ohne daß jedoch die hohe Pforte, wie in den Bestimmungen des angeführten Artikels lag, berechtigt oder aufgefordert werden sollte, durch Bevollmächtigte bei Erledigung der Sache mitzuwirken.

Die Hartnäckigkeit des Sultans, der den diplomatischen Predigten des französischen und englischen Cabinets, selbst als ihm bereits die eilfte Stunde geschlagen, noch immer sein Ohr verschloß, und den Scharfsinn seiner nicht zu ermüdenden guten Freunde vor Europa einiger Maßen bloß stellte, entband sie dadurch nicht bloß von der Verpflichtung, auf seine Wünsche Rücksicht zu nehmen, sondern brachte auch in ihnen eine Art Erbitterung hervor, welche sie geneigt machte, einen Schritt weiter zu thun, als sie Anfangs selbst gedacht hatten, oder als sie sich hätten aller Wahrscheinlichkeit nach durch Gründe einer aufgeklärten Politik bestimmen lassen. Bis dahin kam die gänzliche Unabhängigkeit des neuen griechischen Staats bei ihnen kaum in Betracht, trotz den achtungswerthesten Stimmen in Europa, die sich in diesem Sinne vernehmen ließen, und trotz ihrer eigenen Ehre, die bei der glänzenden Ausführung ihres Werks betheiligt war; sie schienen vor dem Worte Independenz denselben Abscheu zu empfinden, wie der Geschichtschreiber jener Independenten, die zur Zeit der Stuarts die Kirche und Monarchie von England über den Haufen warfen, wenn er auf die Frage: quid sit independentia? antwortete: est genus generalissimum omnium errorum, haeresium, blasphemiarum et schismatum. Wider diesen Irrthum, diese Ketzerei, diese Blasphemie und dieses Schisma gegen den Glauben an die muselmännische Oberherrlichkeit über ein christliches Volk protestirte das Protokol vom 22 März — die letzte von Seiten der Verbündeten dem Sultan vorgelegte Urkunde — worin die Tributpflichtigkeit Griechenlands unter der Souveränität der Pforte anerkannt, und dem neuen Staat eine Art Hospodarregiment zugedacht wird. Allein als der Sultan diese günstigen Bedingungen zurückwies, als die Partei der Independenten durch die öffentliche Erörterung immer mehr Stärke gewann, als der russische Feldherr einen Thron zur Verfügung stellte, ging auch eine Veränderung in den Ansichten unsrer Diplomaten vor. Der neue französische Premierminister, der sich gegen die englische Regierung als Gesandter in London so gefällig benommen hatte, fühlte in seinen jetzigen Verhältnissen die Verantwortlichkeit wegen des Zusammenwirkens seiner Vorgänger in der griechischen Angelegenheit mit Rußland, welche nun auf ihm ruhte; er sah voraus, daß er der französischen Nation Rede stehen müßte, wenn sie von ihm zu wissen begehrte, was die Früchte der Expedition nach Morea wären; ob es sich verlohnte, für eine militärische Ausrüstung so große Summen zu verschwenden, einer provisorischen griechischen Regierung so beträchtliche Hülfsgelder zufließen zu lassen, damit es am Ende auf eine Heeresdarschaft in Athen hinausliefe, während dieselbe in den Donauprovinzen abgeschafft wurde; kurz, Hr. von Polignac, der an die neue Wendung der Dinge dachte und einen Tag der Rechenschaft fürchtete, neigte sich mit einem Mal zu der lang verworfenen Ketzerei der griechischen Unabhängigkeit. Der Herzog Laval-Montmorency, der von Wien nach London versetzt wurde, erhielt die ausdrückliche Weisung, nur auf diese Grundlage zu unterhandeln. Da inzwischen die englische Regierung auf dieselbe Ansicht gekommen war, und der Sultan nicht gefragt zu werden brauchte, so erfuhr die Sache keine Schwierigkeit. In der That, hätte dieselbe ein anderes Ende genommen, so wären wir berechtigt gewesen zu vermuthen, daß die hohen Verbündeten des neuen Kreuzzugs sich gleich den Schaaren Peters des Eremiten eine Gans und eine Ziege *) zu Anführern erkoren hätten.

Nicht so leicht verständigte man sich über die Grenzen des neuen Staats. Das Protokoll vom 2 März hatte die Nordgrenze durch eine queer über das Gebirg vom Golf von Volo nach dem Golf von Ambracien gezogene Linie bestimmt. Allein diese Grenzbestimmung, abgesehen davon, daß sie nur provisorisch war und demnach einer Revision bedurfte, setzte voraus, daß bei der endlichen Erledigung der Frage Griechenland der Pforte lehens- und zinspflichtig bliebe. Diesen letztern Punkt hatte man aber beseitigt und so verlangte die Billigkeit, der Pforte für diesen Verlust in der engern Begrenzung einen Ersatz zu gewähren. Nachdem man sich nun in den Verhandlungen mit Karten, Planen und Zirkel auf dem Tisch waidlich herumgestritten, nachdem man dort den Zug eines Gebirges, hier den Lauf eines Flusses untersucht, nachdem man die Gesandten, von welchen über denselben Gegenstand in Poros Nachforschungen angestellt worden waren, zum Berichterstatten veranlaßt, nachdem man sich alle Mühe gegeben, auszurechnen, wie viel türkische Seelen in dieser Stadt oder jenem Dorfe herbergten, wie viel griechische Freibeuter oder Hirten in jenem Thal oder dieser Bergfeste lagerten — ward beschlossen im Rathe der Schicksalsrichter von Griechenland, daß das Gebiet der neuen Souveränität beschränkt werden und sich nicht über Thessalien oder Alarnanien erstrecken sollte. Statt daß also die Linie die Gebirge zwischen dem Golf von Volo und Arta durchschnitt, beginnt sie jetzt in NO vom Golf von Zeituni und geht nordwestlich bis Brachori nach dem Ufer des Achelous oder Aspropotamos durch das Thal dieses Flusses, dem sie folgt, bis er sich nördlich

*) Gibbon's history of the Decline and Fall of the Roman empire Cap. LVIII. Fuit et aliud scelus detestabile in hac congregatione pedestris populi stulti et vesanae levitatis; anserem quendam divino spiritu asserebant afflatum et capellam non minus eodem repletam et hos sibi duces secundae viae fecerant. Albert. Aquens. L. 1. Cap. 31.

vom Golf von Patras, in der Nähe des Caps Skropha, westlich von Missolonghi, in's Meer ergießt. In der Gewalt der Türken bleibt somit die Provinz Akarnanien, die Stadt Vonizza und das ganze Land gegenüber von Maura, Ithaca und Cephalonia *).

(Schluß folgt.)

Ueber die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften.

Sechſte Vorleſung.

Sokrates. Platon. Herodot. Xenophon. Hippokrates. Kteſias.

Anaxagoras erhob ſich zuerſt zu dem Gedanken einer die Materie ordnenden Intelligenz; ſein berühmteſter Schüler war Sokrates. Dieſer legte ſich nicht ſelbſt auf die Naturwiſſenſchaften; gleichwohl trug er zu der großen Wendung, welche ſie bald darauf nahmen, mehr als irgend Jemand bei, und man darf wohl ſagen, daß Sokrates dem Ariſtoteles den Weg gebahnt habe. Die in Athen eingeführte eleatiſche Schule hatte durch ihre dortige Entartung die Sophiſten ins Leben gerufen, die durch Spitzfindigkeiten über die klarſten Begriffe Unſicherheit verbreiteten. Dieſe zu bekämpfen machte ſich Sokrates zum Hauptgeſchäft, wobei er ſich beſonders des Mittels bediente, die Bedeutung jedes vorkommenden Ausdruckes genau zu prüfen. Dadurch ſchuf er eine ſcharf beſtimmte Sprache und leiſtete ſomit den poſitiven Wiſſenſchaften einen ungemeinen Vorſchub. Sokrates verdankt man die Einführung des fruchtbaren, für die Naturwiſſenſchaft von den höchſten Folgen geweſenen Princips der „Endurſache," der „letzten Bedingung." Er ſelbſt ſagt, daß er auf dieſe Idee durch Leſung einer Schrift des Anaxagoras über „den Geiſt der die Welt geordnet hat" gekommen ſey. Wenn das All, dachte er, Werk einer Vernunft iſt, ſo müſſen ſeine Theile mit einander übereinſtimmen, und nach einem gemeinſchaftlichen Ziel abzwecken. Jedes organiſirte Weſen muß alſo mit allen andern in einer nothwendigen Beziehung ſtehen, und überdieß in ſich ſelbſt alle Bedingungen tragen, welche es tauglich machen, die ihm zugewieſene Stelle auszufüllen.

Das Princip der Endurſache hat ſpekulative Geiſter bisweilen irr geführt, indem ſie ſich durch dieſes Mittel der Nothwendigkeit unmittelbarer Beobachtung enthoben glaubten; noch häufiger aber hat es auf nützliche Entdeckungen geleitet, und in jedem Fall Unterſuchungen, die an ſich ſehr trocken geweſen wären, Intereſſe verliehen.

Sokrates, geboren im Jahr 469 vor Chriſtus, ſtarb 399, drei Jahre nach Beendigung des peloponneſiſchen Kriegs. Seine Schüler verließen Athen und begaben ſich nach Megara, und einigen andern Städten. Sie gründeten verſchiedne Schulen, deren bekannteſte die cyrenaiſche, die megariſche, die cyniſche, und vor Allem die akademiſche ſind.

Antiſthenes, Gründer der cyniſchen Schule, ſtellte den Satz auf: der Zweck der Philoſophie ſey, den Menſchen das wahre Gut kennen zu lehren, dieſes aber ſey die Tugend, zu deren Beſitz man dieß durch Zügelung aller ſinnlichen Neigungen kommen könne.

Die cyrenaiſche Schule, von Ariſtipp gegründet, befaßte ſich ebenfalls mit dieſem höchſten Gut, behauptete aber, daſſelbe könne nur durch eine gemäßigte Hingabe des Menſchen an ſämmtliche natürliche Begierden erreicht werden.

Die megariſche Sekte ging auf der Bahn der eleatiſchen, und verlor ſich in Spitzfindigkeiten der Dialektik.

Die akademiſche Sekte wurde von Platon, dem jüngſten Schüler des Sokrates, geſtiftet. Derſelbe war beim Tod ſeines Lehrers nur 29 Jahre alt. Verbannt zog er ſich nach Megara, hierauf nach Cyrene zurück, von wo er Egypten bereiſete und Schüler der dortigen Prieſter wurde, die trotz der Niederdrückung durch Kambyſes immer noch Reſte ihres alten Wiſſens bewahrten. Von Egypten ging er nach Großgriechenland und ſtudirte in der Schule der Pythagoräer unter Timäus von Lokri und Archytas von Tarent. Bereits, eh' er Megara verlaſſen, hatte er ſich unter Euklides, einem ältern Schüler des Sokrates, in der Dialektik geübt.

Platon's Geiſt wandte ſich von der Natur mehr zur Dichtung und Fabel, als zu den beobachtenden Wiſſenſchaften und dem Calcul. Doch hatte er von ſeiner Verbindung mit den Pythagoräern her große Achtung vor der Geometrie, und ſah dieſelbe als Einleitung zur Philoſophie an. In den meiſten ſeiner Schriften beſchäftigt er ſich mit Betrachtung der Fähigkeiten des Menſchen, der Ideenbildung und der Natur der Seele. Obwohl viele ſeiner Gedanken dem Anaxagoras, den Pythagoräern und ſelbſt der eleatiſchen Schule entlehnt ſind, ſo iſt ſeine Lehre doch der Hauptſache nach neu. So ſtellt er z. B. den Satz auf, daß die allgemeinen Vorſtellungen des Menſchen nichts durch Erfahrung Gewonnenes, ſondern Erinnerungen von dem Zuſtand her ſeyen, wo unſer Geiſt mit dem Geiſt Gottes vereint war, von welchem er nur eine Ausſtrömung ſey. In der Gottheit waren alſo die allgemeinen Vorſtellungen zum Voraus da. Zu einer gewiſſen Zeit durchdrangen ſie dann die Materie, die ebenfalls ewig iſt, und aus dieſer Befruchtung entſtand die Seele der Welt und die Seele jedes einzelnen organiſirten Weſens. Man ſieht leicht, daß bei einer ſolchen Grundlage Platon nothwendig zu einer Naturlehre und Naturgeſchichte a priori, die folglich von der Wahrheit gar weit entfernt war, geführt werden mußte. Die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens über dieſe Gegenſtände ſind im Timäus, einem ſeiner Dialogen, dargelegt.

Derſelbe beginnt mit einem von Kritias angeführten Bericht, welcher dem Solon von einem Prieſter aus Sais, der angeblichen Geburtsſtadt des Cekrops, gemacht worden ſeyn ſoll. Nach dieſem Bericht war Sais vor 10,000 Jahren (vor Solon) durch Auswanderer aus Attika gegründet worden. Seit jener Zeit, ſagte der Prieſter, wären oft Ueberſchwemmungen entſtanden, welche nach und nach alle Gedenkzeichen der Menſchen zerſtört hätten; nur Egypten ſey in dem allgemeinen Unglück verſchont geblieben und beſitze daher noch ſeine ganze Geſchichte. Es iſt nicht nöthig, die Ungereimtheit der Behauptung zu zeigen, daß ein kaum über den Meeresſpiegel erhabnes Land bei einer Ueberſchwemmung, die höher gelegne Länder verwüſtete,

*) Strab. Lib. X, 2.

verschont geblieben seyn soll. Indessen leuchtet doch auch hier das verwirrte Andenken an große auf der Erdoberfläche Statt gefundne Umwälzungen hervor, so wie aus der ebenfalls in Timäus sich findenden Sage von der durchs Meer verschlungenen Atlantis.

Nachdem Kritias seinen Bericht geendet, nimmt Timäus das Wort, und steigt zu einer noch viel ältern Weltschöpfung hinauf. Die Welt, sagt er, wurde von der Gottheit gebildet: sie geht zugleich von dem Sohn, der sie gemacht, und von dem Vater, der das Vorbild dazu gab, aus.*) Als der Geist, der von Ewigkeit her war, die Materie durchdrang, welche ebenfalls keinen Anfang hat, entsprang aus diesem Zusammentreffen die Weltseele. Sonach hat die Welt in sich ihren Urgrund der Bewegung, und überdieß alle Lebensbedingungen eines organisirten Wesens: sie ist ein wirkliches Thier.

Timäus nimmt also die Materie als vor der Schöpfung vorhanden an, eine Ansicht die im Allgemeinen allen alten Philosophen eigen war, selbst denjenigen, welche an eine von der Welt verschiedne Gottheit glaubten.

Der Stoff aller Körper, fügt der Pythagoräer (Timäus) bei, besteht aus vier Elementen: Luft, Erde, Feuer und Wasser. Jedes dieser Elemente verdankt seine besondern Eigenschaften der Gestalt seiner kleinsten Theilchen, welche beim Feuer pyramidalartig, würfelförmig bei der Erde, octaedrisch beim Wasser und icosaedrisch bei der Luft ist. Jedes dieser Theilchen zerfällt wieder in Tetraeder, so daß eigentlich das ganze Weltall aus dreieckigen Pyramiden besteht.

Man sieht, daß diese Vorstellung sehr an die Grundzüge der heutigen Krystallographie erinnert; wie es denn überhaupt beinah kein wissenschaftliches Grundgesetz giebt, das nicht auf diese Art von den Alten zum Voraus errathen worden wäre; aber all diese Grundgesetze förderten die Wissenschaft nur dann, als sie aus der Erfahrung und Beobachtung abgeleitet worden waren. So lang man dieselbe a priori aufstellte, trugen sie durchaus keine Frucht.

Endlich kommt Timäus auf den physiologischen und psychologischen Theil seiner Lehre zu sprechen. Zwischen diesen beiden Seiten der Erscheinung nimmt er keinen Unterschied an, wobei man sich erinnern muß, daß vor Aristoteles überhaupt die größte Verwirrung in der Wissenschaft herrschte. Erst dieser bewundrungswürdige Mann dachte auf eine Classification des menschlichen Wissens, und gab hievon in seinen Werken die Probe.

Gott hatte die Weltseele erschaffen, indem er in die formlose Materie die durch sich selbst existirenden Ideen ausströmen ließ; aus dieser Vereinigung entsprangen noch außerdem die Seelen der einzelnen organischen Wesen, die in Beziehung zu der Weltseele stehen, wie die Tropfen am Rand eines Gefäßes in Beziehung zu der darin enthaltenen Flüssigkeit sind. Die Menschen-Seelen wurden auf die verschiednen Planeten vertheilt; diejenigen, welche die Erde zum Aufenthalt erhielten, sind dort in einem Art Prüfungszustand. Sie mit Leibern zu bekleiden, deren sie früher nicht bedurft hatten, ward den niedern Gottheiten aufgetragen.

Dem Menschen wurden drei Seelen: eine vernünftige, eine empfindende oder leidenschaftliche, und eine grobe oder pflanzliche. Die vernünftige Seele wohnt im höchsten Theil des Leibes, wo sie dem Himmel, von welchem sie stammt, am Nächsten ist. Der Kopf, ihr Sitz, ist — wie die Welt — zugerundet. Die leidenschaftliche Seele hauset in der Brust; ihr Hauptsitz ist das Herz. Vermöge ihrer Gewaltthätigkeit würde sie stets drauf aus seyn, die vernünftige Seele zu beherrschen; ihr beiderseitiger Verkehr ist aber, um derlei Unordnungen vorzubeugen, durch die Enge des Halses sehr erschwert. Die grobe Seele, deren Trachten nur auf die Materie gerichtet ist, wohnt im Unterleib. Beide letztern Seelen haben ihren Beschwichtiger: die Lungen, stets durch die eingezogne reine Luft erfrischt, befinden sich neben dem Herzen; neben dem Magen, dem Hauptsitz der groben Seele, ist einerseits die Leber, andrerseits die Milz, welche die Unreinigkeiten aufnimmt, welche jenen verhindern würden, sein Geschäft gehörig zu vollziehen.

Nach diesem eigenthümlichen System der Physiologie kommt Das, was man den zoologischen Theil des Werkes nennen könnte. Timäus sucht die Ursache von der verschiedenen Gestaltung der Thiere, und setzt bei dieser Gelegenheit die Ansicht der Pythagoräer über die Seelenwanderung aus einander. Durch die erste Verwandlung werden die leichtsinnigen und ungerechten Männer in Weiber verkehrt; durch die zweite in Thiere, und zwar gehen sie nach dem Grad ihrer Verschuldung in Vögel oder Vierfüßler über; die am Meisten Befleckten, die nicht einmal mehr werth sind, die Luft des Himmels zu athmen, werden zu Fischen. Mittelst dieser Reihenfolge von Verwandlungen erklärt Timäus die Aehnlichkeit zwischen den Thieren verschiedner Gattung; diese Aehnlichkeit rührt ihm zufolge nicht nur daher, daß sie insgesammt eine ähnliche Seele haben, sondern

*) Mit diesen sehr uneigentlich ausgedrückten Worten scheint Cuvier auf folgende Stelle des Timäus anzuspielen: „Alles Entstandene setzt eine Ursache voraus, denn eine Entstehung ohne Ursache ist unmöglich. Wenn nun der Bildner von irgend Etwas das Unveränderliche vor Augen hat, und, dieses sich zum Muster nehmend, das Bild und Wesen dieses Musters ausdrückt, so wird er Alles schön vollenden; wenn er aber auf das Entstandene blickt, und dieses sich zum Muster nimmt, nicht schön. . . . . Nun ist die Welt nicht von Ewigkeit, sondern entstanden, denn sie ist etwas Körperliches. Den Erzeuger und Vater (τὸν ποιητὴν καὶ πατέρα) der Welt zu finden ist schwer; und unmöglich, wenn man denselben gefunden, ihn Allen deutlich zu machen. Zuvörderst ist zu sehen, nach welchem Muster der Gründer (ὁ τεκταινόμενος) der Welt dieselbe gemacht habe, ob nach dem Ewigen und Unveränderlichen, oder nach etwas Entstandenem. Ist die Welt schön und ihr Bildner gut, so schaute er nach dem Ewigen; wenn aber nicht, (was jedoch nur auszusprechen ein Frevel wäre) so schaute er nach dem Entstandenen. Offenbar also blickte er nach dem Ewigen; denn die Welt ist ja das Schönste, was je entstand, und jener (der Bildner) der beste von allen Urhebern. Die Welt muß also das Vorbild von Etwas in sich tragen; dieses Vorbild aber ist vortrefflich u. s. w."

Ueberall erscheint die Welt selbst als jenes Gewordne oder Entstandene (γεγονὸς), was Cuvier mit „Sohn" ausdrückt, und von einem zwischen der Gottheit und der Welt stehenden Schöpfer ist hier noch nirgends die Rede.

auch daher, daß jedes in seinem gegenwärtigen Zustand vn dem frühern Etwas beibehält.

Die Seele der Pflanzen, (wobei man sich erinnern muß, daß dieses Wort im weitern Sinne Nichts bedeutet, als einen innern Grund der Bewegung;) — die Seele der Pflanzen steht der Erhaltung, dem Wachsthum, der Fortpflanzung vor. Den Pflanzen kommt diese Seele allein zu. Die Thiere haben außer ihr noch die empfindende oder leidenschaftliche, und nur der Mensch besitzt noch überdieß eine vernünftige Seele.

So findet man denn im Timäus die drei Classen der Lebenserscheinungen, welche man jetzt organisches, thierisches und intellektuelles Leben nennt, schon sehr klar angedeutet. Allein immer handelt es sich hier eigentlich noch nicht um Wissenschaft, oder höchstens um eine Wissenschaft a priori. Wenn die Vorstellungen des Menschen wirklich Erinnerungen sind, so hat dieser nicht nöthig sich auf Beobachtung der Außenwelt zu legen, sondern kann jene zur Noth in völliger Abgeschiedenheit vom Aeußern gewinnen. Bei dieser Ansicht vermochte die platonische Schule den Naturwissenschaften begreiflicher Weise keinen sonderlichen Nutzen zu bringen; ja man kann sagen, daß sie denselben sogar entgegen war, indem sie der Verbreitung der Lehrsätze des Aristoteles in gewisser Hinsicht entgegenwirkte.

Platon starb im 81 Jahre, 348 vor Christus. Aristoteles, sein Schüler, war sein Nachfolger. Ehe wir jedoch diesen großen Mann näher in's Auge fassen, müssen wir der Arbeiten einiger seiner Vorgänger gedenken, von welchen zu sprechen sich bisher keine Gelegenheit darbot. Einige derselben gehören gar keiner besondern philosophischen Schule an; andere jenen Asklepiaden, von welchen bereits die Rede war. Unter den erstern müssen vornehmlich Herodot und Xenophon genannt werden.

Herodot, der älteste Schriftsteller in Prosa, dessen Werke auf uns gekommen sind, ward zu Halykarnaß in Karien, 484 vor Christus geboren. Er durchreiste nach einander einen Theil von Asien, Egypten und Griechenland, und in seinen Schriften finden sich die ersten positiven Thatsachen der Naturgeschichte. Das egyptische Krokodil und mehrere andre Thiere dieses Landes beschrieb er ziemlich gut. Auch vom Nilpferd spricht er, doch sind seine Angaben hierüber weniger genau. Aristoteles benützte diese Beschreibungen und führt einige derselben beinahe wörtlich an.

Xenophon hat sich noch ins Engere mit der Naturwissenschaft befaßt. Er war 445 geboren, und Schüler des Sokrates. Zu denjenigen seiner Schriften, die uns hier interessiren, gehört besonders sein Buch über die Jagd. In demselben giebt er über manche Thiere Nachweisungen, die wir nirgends sonst finden. Er handelt über die verschiednen Arten der Jagdhunde, über die beiden Arten von Hasen, die im Peloponnes vorkamen; lehrt das verschiedne Wildpret kennen, giebt die gewöhnlichen Lager des Rothwildes, die Listen, die es anwendet, um den Jägern zu entkommen, endlich seine Vertheidigungsmittel an. Ohne dieses Buch hätten wir über eine sehr wichtige Thatsache der Zoologie bloße Vermuthungen; darüber nämlich, daß manche wilde Thiere ehmals unter Himmelsstrichen lebten, welche von denjenigen, unter welchen sie jetzt vorkommen, sehr verschieden sind. Zu Xenophons Zeit gab es in Macedonien und den nördlichen Gegenden Griechenlands Löwen, Panther, Schakals und andre Thiere, die gegenwärtig nur noch in Afrika vorhanden sind.

Noch haben wir von zwei Schriftstellern zu sprechen, deren Arbeiten dem Aristoteles nützlich werden konnten, und welche beide dem Geschlecht der Asklepiaden angehörten, nämlich von Hippokrates und Ktesias.

Hippokrates ist, wie gesagt, nicht Urheber aller unter seinem Namen vorkommenden Schriften. Geboren zu Kos 460 vor Christus, starb er, beinah hundert Jahre alt, in Thessalien. Während seines langen Lebens konnte er Sokrates, Platon, ja sogar Aristoteles kennen lernen, welcher am Hof des Königs von Macedonien lebte, eben als er selbst, wegen der Krankheit des Perdikkas, dorthin berufen wurde. Man hat wenig Gewisses über das Leben dieses großen Arztes; aus seinen Schriften sieht man, daß er viel gereiset war, doch scheint er nie nach Egypten gekommen zu seyn. Glänzende Anerbietungen, welche ihm der König von Persien machte, soll er ausgeschlagen haben, um sich ganz seinem Vaterland zu widmen. Auch, heißt es, sey Athen durch ihn von einer großen Seuche befreit worden, was jedoch nicht die große Pest von 430 gewesen zu seyn scheint, denn Thucydides, der Beschreiber der letztern, erwähnt des Hippokrates nirgends. In Allem, was Hippokrates über die Heilkunst im engern Sinn des Wortes sagt, ist er wahrhaft bewunderungswürdig, wogegegen er in der Anatomie eine Schwäche zeigt, die in Erstaunen setzt. Seine Unkunde in diesem Fach scheint wirklich noch größer, als diejenige des Platon; wenigstens fällt sie mehr auf, da er mehr ins Einzelne gehen muß. Einige seiner Irrthümer rühren sichtlich von unvollständiger Beobachtung her; andre aber sind ganz aus der Luft gegriffen, so z. B. seine Beschreibung der Blutgefäße. Ein solches soll sich nach ihm von der Stirne nach der vordern Seite des Armes hinziehen; ein anderes, das von der Seite des Kopfes entspringt, nach der hintern Armseite. Das Hirn betrachtet er als einen schwammigen Körper, bestimmt die Feuchtigkeiten des Leibes einzusaugen. Die Neroen kannte er nicht, und wenn dieses Wort in seinen Schriften sich findet, so versteht er darunter die Sehnen, Bänder und die weißen Gewebe überhaupt. Wirklich war es aber auch zu seiner Zeit fast unmöglich in Griechenland richtige Vorstellungen von dem innern Bau des Menschen zu bekommen. Einen Todten in irgend einer andern Absicht zu berühren, als um ihm die letzten Ehren zu erweisen, hätte für einen entsetzlichen Gräuel gegolten. In Egypten wurde das anatomische Studium durch den Gebrauch des Einbalsamirens einiger Maßen gefördert, allein Hippokrates machte, wie gesagt, keine Reise in dieses Land.

Seine Physiologie hat nicht viel mehr Werth, als seine Anatomie. Sie beruht größtentheils auf der Lehre von den vier Elementen und deren Zukommenheiten: Wärme, Kälte, Trecknis und Feuchte. So ist sie denn ganz und gar ein System a priori, ein bloßes Gebilde der Einbildungskraft; sobald man sich aber der eigentlichen Gesundheitslehre nähert, erscheint wieder der große Beobachter, und man findet über den Einfluß des Himmelsstriches, der Jahreszeiten, der Nahrungsmittel eben so richtige als tiefe Bemerkungen.

Kteſias war, wie Hippokrates, ein Asklepiade, aber von demjenigen Zweig, der ſich in Rhodus niedergelaſſen. Er befand ſich, wie Xenophon, im Heer der Zehntauſend, wurde im Verlauf der Unternehmung gefangen und Leibarzt des Artaxerxes, an deſſen Hof er ſiebzehn Jahre verblieb. Nach Griechenland zurückgekehrt gab er eine Geſchichte Perſiens und Aſſyriens heraus, die er aus den Archiven Ekbatanas geſchöpft zu haben verſicherte, ſo wie einen ebenfalls perſiſchen Schriftſtellern entlehnten Bericht über Indien. In letzterem Werk, wovon nur einige Bruchſtücke durch Photius auf uns gekommen ſind, findet man Mehreres über die Naturgeſchichte. Es iſt dort die Rede vom Elephanten, einem Thier, welches die Griechen im Allgemeinen erſt durch die Eroberungen Alexanders kennen lernten; vom Papagei, einem Vogel, der leicht Worte ausſprechen lerne; endlich vom Bambus, welches der Verfaſſer als ein Rohr von ſolcher Dicke beſchreibt, daß daſſelbe kaum von zwei Männern umſpannt werden könne.

Und nicht bloß auf ſolche Uebertreibungen beſchränkt ſich Kteſias, ſondern er iſt voll ungereimter Mährchen. Doch muß man nicht alles Außerordentliche in ſeinem Bericht geradezu als eine Lüge betrachten; manches beruht auf ihm wirklich zugekommen, nur entſtellten Erzählungen, oder auf mißverſtandenen Bildern. So z. B. ſeine Geſchichte von der Mantikore, einem Thier mit einem Löwenkopf, drei Reihen Zähnen und einem Skorpionenſchwanz. Offenbar hat hier Kteſias das Sinnbild, das er auf den Gebäuden von Perſepolis ſah, für ein wirkliches Thier genommen. Ebenſo rührt ſeine Beſchreibung des Einhorns wohl von einem Bild des Nashorns her, welches ſich unter jenen Bas-reliefs häufig findet. So ſchließt man ferner leicht, daß es nicht Oel, ſondern Bergharz (Naphtha) iſt, was die Oberfläche mancher Seen bedeckt; daß nicht Ambra, ſondern Gummi-lak von gewiſſen Flüſſen zu beſtimmten Zeiten geführt wird. Auf ähnliche Art laſſen ſich die Geſchichten von den purpurfärbenden Inſekten und Blumen, von den weißen, gehörnten Waldeſeln erklären. Zuweilen ſtößt man aber auch auf völlig grundloſe Fabeln, die unglücklicher Weiſe auf die nachfolgenden Zeiten großen Einfluß ausübten.

Leben und Meinungen des berühmten engliſchen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortſetzung.)

Die ſieben Jahre, welche unſer Doctor (1779 bis 1786) in Norwich verlebte, that er Wunder als Lehrer, Prediger, Kritiker und Politiker. Einige der erſten Whigs in London, Verehrer derſelben claſſiſchen Bildung, der er huldigte, gehörten frühzeitig zu ſeinem literariſchen Umgang und zogen ihn, vielleicht mehr als ſich für den Geiſtlichen ſchickte, fortwährend in den weltlichen Kampf: Parr war eine Feuerſeele, die ſich leicht hinreißen ließ, aber ſeine Geſinnung auch als Parteimann blieb unabhängig: „Meo sum pauper in aere“, ruft er im J. 1782 aus, „ich arbeite für eine ärmliche Exiſtenz in einem mühevollen Amte, aber ich halte feſt am Rechten und wanke nicht; meine Politik, meine Moral, meine religiöſen Grundſätze, Alles trifft zuſammen und weiſt auf Ein großes Ziel hin — es heißt Nationalwohl mittelſt Nationalverbeſſerung.“ Das ſtolze Selbſtgefühl, das ſich in dieſen Worten Parr's ausſpricht, dürfen wir ihm nicht verargen; es iſt nicht Eitelkeit, nicht Mangel an chriſtlichem Demuthsſinn, ſondern das Attribut einer edeln thatkräftigen Natur, unmittelbar gegeben wie ihr Seyn. Der unerbittliche Zuchtmeiſter in der Schulſtube, der ſchonungsloſe Satiriker und Ankläger im Staat, der allgewaltige Wortführer in der Geſellſchaft, der Schrecken der Halbwiſſer und der Gecken, der geharniſchte Heros der Kritik, übte alle Tugenden der Liebe gegen ſeine Mitbrüder, keine Mühe der Pflichterfüllung däuchte ihm zu ſchwer, kein Anſpruch des Elends, den er befriedigen konnte, unbegründet. Als er zu Geld kam, händigte er jeden Tag ſeinen Dienern eine Summe ein, die zur Unterſtützung von Bettlern beſtimmt war; er fürchtete ein Armer, der unerleichtert von ihm ginge, möchte ſtehlen, und er hielt es für beſſer, daß zwanzig Unwürdige ihn betrögen, als daß Ein Würdiger durch ſeine Vernachläßigung Noth litte. Konnte er nicht ſelbſt helfen, ſo ſorgte er, daß Andere halfen; er pochte an der Thüren der Reichen und Großen an, eröffnete Subſcriptionen, ging mit Rath und That an die Hand; beſonders erfreuten ſich dürftige Gelehrte und ihre Familien ſeiner guten Dienſte. Viele Jahre legte er ſich die peinliche Pflicht auf, die Unglückliche in den dunkeln Kerkern von Norwich zu beſuchen, um ihnen ſeinen geiſtlichen Beiſtand zu gewähren und ihre Rechtsfälle zu ſtudiren: er nahm Kenntniß von den Akten, ſchoß Geld vor, bot ſeinen Einfluß auf, kurz er that Alles, ſey es, einem Beklagten ſeine Vertheidigung zu erleichtern, ſey es einem Verurtheilten nach Befinden der Umſtände eine Verwandlung der Strafe auszuwirken. Wir eilen der Zeit zwar etwas voraus, doch da wir einmal auf das Kapitel der Wohlthätigkeit zu ſprechen gekommen, ſo können wir nicht unerwähnt laſſen, daß, je mehr ſich ſeine finanzielle Lage verbeſſerte, um ſo größer ſein Aufwand für milde Zwecke war. So ſteuerte er namentlich einer Menge junger Leute von Talent, im Betrag von jährlichen 10, 20, 30, 40 Pf. St., zu den Koſten ihrer Erziehung bei; ſchon in einer Periode, wo er oft ſelbſt ſich kümmerlich durchſchlug, nahm er manche Knaben gegen geringere Vergütung, manche ſogar unentgeldlich zu ſich.

Im J. 1786 zog ſich Parr, müde der Leitung einer öffentlichen Schule, auf ſein Pfarrdorf Hatton zurück, in welchem er auch von jetzt an, gegen vierzig Jahre, bis an ſeinen Tod haus hielt. Da ſein Einkommen von der Pfarrei bloß 100 Pf. betrug, ſo mußte er daran denken, es durch Privatfleiß zu verbeſſern. Er errichtete ein Privatinſtitut, beſchränkte aber die Zahl der Zöglinge auf ſieben bis acht, ob er gleich im Anfang deren ſo viele haben konnte, als er nur gewollt hätte. Indeſſen brach die franzöſiſche Revolution aus, der Kampf der Meinungen entſpann ſich heftiger als je, und da der Parteigeiſt auch Parr's Verdienſte als Lehrer anzutaſten wagte, ſo verleidete Dieß ihm jenen Beruf dergeſtalt, daß er ihn für immer aufgab und ſich fortan nur ſeinen geiſtlichen Obliegenheiten widmete. Dadurch entſtand von Neuem eine Lücke in ſeinen Finanzen; eini-

seiner ausgezeichneten Freunde, die ihn in Hatton besuchten, und diesen Uebelstand, der ihn geistig niederdrückte, wenn er ihm auch keinen Laut des Murrens entlockte, wahrnahmen, eröffneten unter sich für ihn eine Subscription zu einer Leibrente von 300 Pf. St., die augenblicklich unterzeichnet und in der Folge von den Herzogen von Norfolk und Bedford immer pünktlich ausgezahlt wurde. Dazu kam eine ansehnliche Pfründe durch Sir Francis Burdett. „Es thut mir leid", schrieb ihm der edle Geber, „daß ich Sie in keine Lage versetzen kann, welche die passende für Sie wäre — ich meine den bischöflichen Palast von Buckden; doch ich kann Sie wenigstens in die Nähe davon bringen; ich habe eine Pfarrei zu vergeben, welche 270 Pf. des Jahrs abwerfen mag, und welche zu Dr. Parr's Diensten steht." Noch freundlicher lächelte ihm das Glück in seinen letzten Jahren. Eine Pfründe, die ihm im J. 1788 Bischof Lowth verschaffte, und die damals Wenig eintrug, stieg nach Verfluß von zwanzig Jahren durch Heimfall von Pachtungen und Nachfrage nach Land für Canäle so sehr im Werth, daß er 3000 Pf. St. des Jahrs daraus bezog.

Eine der ersten Sorgen Parr's, als er nach Hatton kam, war, an das Pfarrhaus einen Saal zu bauen, wo er seine Bibliothek aufstellen konnte, welche damals aus 4000 Bänden bestand. Er hatte schon im Collegium angefangen, sie anzulegen und hatte fortgefahren, selbst als ihn der Preis eines Buches oft die Befriedigung eines sehr nahe liegenden Bedürfnisses kostete; so wuchs sie denn auch zu mehr als 10,000 Bänden an bis zu seinem Tode. „Diese Bücher", sagt er irgendwo, „habe ich mit unermüdlichem Eifer gesammelt; auf sie habe ich über die Hälfte des Ertrags einer unausgesetzten Thätigkeit von mehr als zwanzig Jahren ausgegeben; sie betrachte ich als den Stolz meiner Jugend, als die Freude meiner reiferen Jahre und vielleicht als den besten Trost meines sinkenden Lebens." In seiner letzten Krankheit ließ er sein Bett in seine Bibliothek tragen und hier that er seinen letzten Athemzug. Als einen Lieblingswunsch äußerte er, seine Erben möchten einen räsonnirenden Katalog bekannt machen, daß die gelehrte Welt sähe, was es auch bei einem Landpfarrer für Bücher gäbe.

Wie wir schon andeuteten, brachte die französische Revolution unsern Doktor bei den Tories vollends ganz in Verruf: ein Schicksal, das er mit Fox und Sheridan, seinen Verbündeten, theilte, die gleich ihm ihrer jacobinischen Grundsätze, wie man es nannte, kein Hehl hatten. Einer seiner Lieblingssprüche bei der Suspension der Habeas-Corpus-Akte war: Qui suspenderunt, suspendantur. Bei einem öffentlichen Gastmahle aufgefordert, auf das Wohl der Kirche und des Königs (den Wahlspruch der Tories) zu trinken, weigerte er sich Deß; und als man nicht nachließ in ihn zu dringen, erhob er sich von seinem Stuhle und erwiederte mit kräftiger, tiefbetonter Stimme: „Ich soll den Toast ausbringen; gut, ihr Herren, ich werde es thun mit meinem Commentar. Also der König und die Kirche! Einst war Dieß die Losung der Jacobiten; jetzt ist es das Geschrei der Mordbrenner: es bedeutet eine Kirche ohne Evangelium, und einen König über dem Gesetz." Parr sprach hier ohne Uebertreibung: denn damals brannte der Pöbel Dr. Priestley's Haus nieder — und er selbst, dem das Gleiche drohte, sah sich in dem Falle, seine Bibliothek vor diesen Barbaren zu flüchten, die, wie man annahm, höhern Orts aufgehetzt wurden. Die Dissenters in Birmingham hatten nämlich den Jahrstag der Erstürmung der Bastille gefeiert, was die Königs- und Kirchenpartei so erbitterte, daß sie mit Feuer und Schwert wüthete. Dieß geschah im Juli 1791. Im folgenden Frühjahre beschloßen jene, die Jahresfeier zu wiederholen. Parr, der die Sache erfuhr und voraussah, daß ähnliche Excesse die Folge seyn würden, erließ eine Adresse an sie, worin er ihnen diesen Schritt auszureden suchte, was er auch auf so überzeugende Weise that, daß Pitt selbst nicht umhin konnte, ihm sein Wohlgefallen darüber erkennen zu geben. Was ihn aber noch mehr ehrte, die Versammlung unterblieb auf seinen Rath. In dieser Adresse sagt er unter Anderem: „Was ist das für ein Zeitalter oder für ein Land, in dem ich lebe? Wohin flieht der harmlose Bürger nach dem Schutze der Gesetze? Wo erblickt der fleißige und treue Diener des Christenthums ihren wohlthätigen Einfluß selbst unter Denen, die sich rühmen, ihre eifrigsten Vertheidiger zu seyn? O superbiam inauditam! Alios in facinore gloriari, aliis no dolere quidem impunito licere! Du wunderst Dich? Allein sind nicht die Pfade der Vorsehung unerforschlich und sind nicht von allen Räthseln der sittlichen Welt, vor welchen der Verstand stille steht und über welche das Herz trauert, die Thorheiten, Verirrungen und Leidenschaften des Menschen die unerklärlichsten und bedauerungswürdigsten? Der Mensch ist ein Tyrann, es gilt den Dienst der Freiheit; er ist ein Räuber, es gilt die Aufrechthaltung der Gesetze; er ist ein Unterdrücker, es gilt die Ehre der Regierung; er ist ein Wilder mitten in dem Schoße der Gesellschaft; er wird der unerbittliche Verfolger seiner Gattung um des eingebildeten Ruhms seines Gottes willen! Man widerlege Dr. Priestley, wo er irrt; man tadle ihn, wo er oberflächlich urtheilt; man weise ihn zurecht, wo er Machtsprüche thut; man beschäme ihn, wo er kritteln; aber man verachte nicht seine Leistungen, die zahlreich sind und ihres Gleichen suchen; man schmähe nicht seine Talente, deren er im Uebermaße besitzt; man lasse seinen Charakter unangefochten, weil dieser rein ist ohne finstre Strenge, und musterhaft ohne Dünkel; weil man nur ein gewöhnlicher Beobachter zu seyn braucht, um an ihm die Unschuld eines Einsiedlers, die Einfachheit eines Patriarchen wahrzunehmen, und nur mit philosophischem Auge zu sehen, um die tiefgeschlagenen Wurzeln tugendhafter Grundsätze und den festen Stamm tugendhaften Wandels zu entdecken."

Man könnte fragen, ob ein Mann mit dem Geiste Parr's nicht hätte weit Mehr wirken mögen, wenn er sich stets in dieser gemäßigten Art benommen hätte? Sein ciceronianisches Latein wäre dann an Gegenständen von weniger vergänglicher Art, als der Vorrede zu Vellendenus verschwendet worden; seine philosophische Beredsamkeit hätte ein reicheres Feld angebaut, als den Tummelplatz der Controversen des Whigismus und Torysmus *); er hätte sich manchen Kummer und Aerger erspart.

*) Dieß that er in einer Ausgabe von Rapins Geschichte der

„Um die Ruhe meiner Seele," schreibt er an seinen Freund Roscoe in dem letzten Jahrzehend seines Lebens, „ist es geschehen; da liegt mir Nichts vor als die Wahl zwischen mehreren Uebeln; nach dem Theilungscomplott in Wien, das von Proclamationen begleitet war, die eines Sullas würdig sind, entschied ich mich für Napoleon. Freund, in diesen trüben Zeiten sieht man sich nach Trost um und ich fand dessen ein Wenig in dem möglichen Stillstand des Schwertes, in der Erleichterung des Volks und dem Aufschub des Nationalbankrutts." Aber es ist das Schicksal edler Geister, daß sie großen Kämpfen, welche die Welt bewegen, nicht gleichgültig zusehen können, und deßwegen müssen sie auch die Leiden mittragen, welche diese Erschütterungen begleiten. Parr war indessen bei den schmerzlichen Erfahrungen, die er machte, nicht so trostlos, als er sich in jenem Brief an Roscoe einbildet: Sein politischer Blick durchlief die Zukunft, und er sagte mit Bestimmtheit die Vortheile voraus, welche aus den Stürmen der Zeit am Ende doch für die Welt erwachsen würden. Dieser Gedanke an die bessere Zukunft verließ ihn auch unter den augenblicklichen Aufwallungen seiner politischen Diatriben nicht und gab seinem Streben Haltung und Schwerkraft. In seinem vielleicht etwas mit zu reichem Lobe ausgestatteten Panegyricus auf Fox (Characters of the late Charles James Fox, by Philopatris Varviciensis II Tom.), der wie im Leben so im Tode sein Sirius war, möchte wohl durch die überströmende Bewunderung der Treue des Geschichtschreibers Abbruch geschehen; aber was auch dieses Werk zu einer nicht bloßen Tageserscheinung macht, ist die Reform des Criminalgesetzbuches, die er mit der ganzen Fülle seiner Gelehrsamkeit nebenbei behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Whigs und Tories 1783, wo er sich in den Bemerkungen mit seiner gewöhnlichen Energie über constitutionelle Fragen, das Verdienst von Staatsmännern, religiöse Institute ꝛc. auslässt. Merkwürdig ist das Porträt, das er von Pitt entwirft: „In dem Charakter dieses außerordentlichen Mannes", sagt er, „erblicken wir einen seltsamen und herrlichen Verein von natürlichen und erworbenen Vorzügen, von Talenten, die nicht weniger gründlich als glänzend sind; einen feinen Geschmack und ein scharfes Urtheil, mit einem ausgebreiteten Wissen, das eben so umfassend im Großen ist, als es in die kleinsten Einzelheiten eindringt. Durch eine Art Anschauung scheint er jene Kenntniß von Menschen und Dingen unmittelbar zu erfassen, zu welcher Andere erst auf dem langsamen Wege des Fleißes und der Geduld gelangen müssen. Eine bis jetzt unbestochene und, wie ich hoffe, unbestechbare Redlichkeit schlingt einen neuen Strahlenkranz um seinen Genius, das verzehrende Feuer des Ehrgeizes mäßigt oder vermag er zu mäßigen durch die sanftesten und köstlichsten Gefühle der Humanität.

Ὦ παῖ γένοιο πατρὸς [ἡπιώτερος]
Τὰ δ'ἄλλ' ὅμοιος. (Soph. Aj.)

Mit dem edlen Streben der Jugend verbindet er die Erfahrung des Alters und ohne Schmeichelei läßt sich von ihm sagen, daß er zumal die einnehmende Beredsamkeit des Callidius besitze und die noch bezaubendere Anmuth des Scipio, est enim non veris tantum virtutibus mirabilis sed arte quadam ab juventa ad ostentationem earum compositus." — Aber war es bloß Verblendung des Parteimanns, oder war es berichtigte Ansicht, die ihn in der Vorrede zu Wellendens de statu im Jahre 1787 eben diesen Pitt schildern läßt als den „bartlosen Senator, als einen der thörichten, unreifen, knabenhaften Räthe der Krone, die den Staat im Sturme genommen, die anders denken, als sie reden, deren Handlungen mehr Experimentirsucht als Rücksicht auf den Erfolg bestimmt, die dem Staatskörper den Puls fühlen, während sie dessen Blut aussaugen, die von den Menschen, von der Philosophie der Menschheit, (welche das Element des Redners ist), von der Geschichte der Menschheit (welche das Element des Staatsmannes ist) schlechterdings Nichts verstehen; deren Wohlredenheit, Sophistereien und Blumen, deren Gefühle schwälstig und nüchtern, deren Invektiven übermüthig, deren Späße schal sind."

Der Maler David.

Da der Maler David eines jener Conventsglieder gewesen war, welche für den Tod Ludwigs XVI stimmten, so wurde er bei der Restauration bekanntlich mit den übrigen Regiciden verbannt. Er wählte zum Aufenthaltsorte Brüssel, wo er bis zu seinem Tode im J. 1828 (Vrgl. Ausl. 1 J. N. 30) lebte. Bei der Thronbesteigung Karls X rieth einer seiner Freunde ihm, ein Porträt des Königs zu malen und es in die Tuillerien zu schicken; Dieß würde zuverlässig seine Zurückberufung nach Frankreich zur Folge haben. „Eh bien," antwortete der alte Republikaner, mit seinem gewöhnlichen grimmigen Lächeln, „qu'on m' apporte sa tête!" Er starb wenige Monate darauf, und die belgischen Priester verweigerten ihm ein christliches Begräbniß, weil er vor seinem Tode weder gebeichtet noch das Abendmahl empfangen habe. Die Leiche lag in einem Keller, bis sie in Verwesung überzugehen anfing; endlich gelang es, in tiefer Nacht, sie in den cimetière pour les étrangers einzuschmuggeln, indem ein Priester vermocht wurde, die Ceremonien des Leichenbegängnisses zu übernehmen. Seitdem haben einige seiner Freunde die Stätte, wo seine Gebeine liegen, mit einem Stein und einer einfachen Inschrift bezeichnet. Während David's Aufenthalt zu Brüssel malte er nur die Porträte seiner vertrauten Freunde; das des Abbé Sieyes, welches er mit großer Sorgfalt ausführte, ist eines seiner Chefs d'oeuvre. Auch vollendete er sein Gemälde „Amor und Psyche," welches seine Landsleute den besten Produktionen Poussin's an die Seite setzen, obwohl Psyche augenscheinlich aus einer Maison de reception entlehnt ist, während der Liebesgott nach David's eigenem Geständniß ursprünglich ein Zigeunerjunge war. — Der Abbé Sieyes lebt noch, und man sieht ihn zuweilen, so schwach er auch ist, des Sommers sich in dem Park eine kleine Bewegung machen. Er steht in seinem sechs und achtzigsten Jahre. Er hat bei sich eine Nichte und einen Neffen, die beide verheirathet sind und einst das ungeheure Vermögen erben werden, welches der Oheim während seiner politischen Laufbahn zusammengescharrt hat.

Stefano Andrea Renier.

Im Januar d. J. starb zu Padua der in Italien berühmte Naturforscher S. A. Renier, Professor an der Universität. Sein geschätztestes Werk ist eine Abhandlung über die Conchilien des adriatischen Meers; auch seine Elemente der Mineralogie stehen bei den Italienern in großem Ansehen. Bis zu seinem im siebzigsten Jahr eingetretenen Tod blieb er unausgesetzt thätig für die Wissenschaften.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 110. 20 April 1830.

Bethlehem und die Beduinen. *)

1) Umgegend der Stadt. Die Grotte der Geburt.

Mit einem ungemein höflichen, aber vorbedeutungs-schweren Lächeln beurlaubte sich unser Gefährte Mohammed Scheich am Eingang der finstern Wendeltreppe des Klosters zum heiligen Erlöser. Er versprach in wenigen Tagen wiederzukehren und mittlerweile alle Vorkehrungen für einen von uns entworfenen Ausflug nach Petra oder Wadi Musa auf eine Art zu treffen, die unsern „Bey-schaften" vollkommen genügen würde. Im Stillen segnete er dabei den Propheten über die Einfalt der Ungläubigen, bestieg unter einer Verschwendung von Salams seinen Araber, und war in wenigen Augenblicken in den winkeligen Straßen der heiligen Stadt verschwunden.

Wir fuhren in den folgenden Tagen fort, den Tasso und Jeremias zu lesen, streiften von der Kirche zum Basar, vom Basar in die Kirche, rauchten, gähnten, schliefen; immer stellte sich unser Scheich noch nicht; eine Heerde Schafe, ein Paar einsame Pilger, ein reicher Levite mochten ihm zu thun gemacht haben. Sein Lager in den Felsennestern bei Jerusalem lag für solch edles Gewerbe ungemein günstig. — Eines Morgens trat ein Mönch in unser Zimmer und fragte, ob wir in Bethlehem gewesen wären. Der Tag war ungemein schön; unverweilt sprangen wir auf, riefen nach unsern Bedienten, und in einer halben Stunde befanden wir uns zum Abmarsch bereit.

Dießmal hatten wir zu unsern Trägern einige tüchtige Esel, und zogen ohne Tasche und Gürtel aus. Vor dem Thor von Jaffa bot sich unsern Blicken ein Schauspiel, unserm Gehör ein Lärm dar, der die trübselige, vom Tophet erregte Empfindung alsogleich umänderte. Der kriegerische Aufzug eines türkischen Heers, das sein Lager unmittelbar vor den Mauern der Stadt aufschlug, entfaltete sich vor uns. Auf Hügeln, auf Felsen, um die Gräber im Norden sah man Gruppen gedrängt; Waffen blitzten, Halbmonde schimmerten, Roßschweife wehten, und dann war wieder Alles im Pulverdampf des Kanonengrußes von der Stadt her verhüllt. „Es ist der Wesir von Damaskus," sagte, sein Pferd kaum anhaltend, unser Führer; denn er war ein vollsäftiger Mann, voll Schlaf und philosophischer Beschaulichkeit, der lieber rauchte als redete. „Und was für ein Geschäft hat Se. Hoheit?" fragten wir, „ist Sie auf der Pilgerfahrt?" „Eben Das!" entgegnete der einsilbige Cicerone „er sammelt die Steuern für Se. Hoheit den Sultan ein." „Glückliche Ernte!" riefen wir. „Gottes Wille geschieht!" meinte der Freund; „fünftausend Mann vermögen Alles!" Hierin hatte er sich jedoch verrechnet, denn die fünftausend Mann wurden wenige Wochen nachher von zweimal so viel Arabern ausgeplündert, und vier hundert derselben blieben bei dieser Gelegenheit auf dem Platze.

Wir waren sehr geneigt unsre Esel hinüber zu den Muselmännern zu spornen, (hier zu Land folgen nämlich die Esel dem Sporn, und nicht dem Stachel,) und Bethlehem aufzugeben, oder auf einen andern Tag zu verschieben; aber unser griesgrämischer Führer wollte sich hiezu durchaus nicht verstehen, und bestand darauf, daß wir den nun einmal eingeschlagenen Weg fortsetzen sollten. Viel Hadern, besonders in arabischer Mundart, war uns verhaßt; so ergaben wir uns denn auf Discretion. Bethlehem liegt ungefähr 6 Meilen von Jerusalem, allein der Weg ist nicht macadamisirt und nimmt immerhin seine zwei guten Stunden weg. Doch wir hatten einen langen Tag vor uns, und wünschten die Entfernung möchte eher noch größer, als geringer seyn. So nahmen wir denn einen beträchtlichen Umweg über das Kloster des Elias, über Bethsala auf einem nach W gelegnen Hügel, an einem Grab vorbei, welches mit dem Namen der Rachel prangt, und über andre Orte von geringerer Bedeutung, zu einem nackten Thal bei den Cisternen oder Becken, welche vom Volk die „Teiche Salomos" genannt werden. Wir fanden in denselben drei große, der Reihe nach unter einander liegende Wasserbehälter, halb in den Felsen gehauen, halb gemauert. Der erste mißt 118 Ellen in die Länge, 71 in die Breite; der zweite 130 in die Länge, 43 auf der W- und 74 auf der O Seite; der dritte 285 Ellen in die Länge, 44 und 62 in die Breite. Die Dicke der Wände wechselt von drei bis neun Fuß. Am niedersten d. h. westlichen Punkte der letzten Cisterne bemerkt man eine dicke Strebemauer, aus welcher, durch eine 30 Fuß lange Oeffnung, das Wasser in den Kanal ausströmt, welcher Jerusalem und Bethlehem versorgt. Die Becken selbst werden gewöhnlich durch Regenströme von den nahen Bergen her gefüllt. Auch ist bei dem obersten Behälter ein Brunnen, der jedoch sein Wasser abermals von einer entfernten Quelle bezieht.

*) New Monthly Magazine; Vgl. Jahrg. 1829. S. 1422 des Ausl.

Einen Theil desselben giebt er an die Behälter ab, den übrigen sendet er durch einen schmalen, bedeckten Aquäduct nach Jerusalem. Die Quelle ist etwa 200 Fuß von dem Brunnen entfernt, mit welchem sie durch einen gegen fünf Fuß breiten, acht Fuß tiefen Mauergang zusammenhängt, der aus breiten, mit der rauhen Seite an einander gekehrten Steinplatten besteht. Die Quelle selbst ist überbaut, und rauscht mit Kraft aus dem steinigen Boden empor. In Nord und Süd der Behälter erhebt sich eine hohe, von Bäumen und Pflanzenwuchs größtentheils entblößte Felsenwand. Die Mittagssonne strahlte in der ganzen Fülle ihres melancholischen Glanzes auf dieselbe nieder. Nichts, das an Menschenwohnung erinnert hätte, war sichtbar, ausgenommen ein in Trümmern liegendes Fort in der Nähe der Cisternen. Die braune, verbrannte Farbe umher; das wolkenlose, durchdringende Blau des Himmels drüber; die Luft, in welcher sich nicht der leiseste Hauch rührte; endlich die hangenden Felsenschichten: all Dieß gab ein ergreifendes Bild der Verödung.

Beim Scheiden von den Cisternen folgten wir dem Kanal, der uns schnell nach Bethlehem brachte. Nach einem viertelstündigen Ritt kamen wir in einen kleinen Thal durch ein Dorf, welches beim Volk „das Dorf Salomes" heißt.

Salomo ist der große Tausendkünstler Palästinas; der Erbauer von Allem, wovon man keinen andern Erbauer weiß. Besagtes Dorf macht ihm indessen wenig Ehre, und war kaum werth, die Benennung so weit her zu beziehen; eher möchte dasselbe seine Gründung einem neuern Namensvetter verdanken, irgend einem türkischen Suleiman, der, gleich dem saracenischen Jusuf oder Joseph von Cairo, sich Ruhm und Namen eines großen Vorgängers anmaßte. Die zerbrochenen, leeren Häuser — platt, grau und lautlos — kaum vom Felsen, aus welchem sie beinah herauszuwachsen scheinen, unterscheidbar — könnten den Hintergrund für eine Landschaft Poussins bilden. Ein Trott von noch wenigen Minuten brachte uns Bethlehem vors Gesicht. Es nimmt sich von dieser Gegend sehr zu seinem Vortheil aus. Die umgebenden Gebirgsrücke laufen, wie häufig in Judäa, in Terrassen aus, die anmuthig, gleich den Sitzen in einem antiken Theater, emporsteigen. Die Rebe, die Feige, der Maulbeer, der Oelbaum mischen sich üppig durch einander, und geben der ganzen Landschaft den Ausdruck von Anbau und Betriebsamkeit. In vielen Weingärten bemerkten wir die Thürme, von welchen in der heiligen Schrift so oft die Rede ist. Sie dienen während der Lese als Warten; die Bewohner verlassen nämlich um diese Zeit ihre Häuser und schlagen ihren Sitz hier auf, um den Ertrag ihres Fleißes zu schützen. Nach einstündigem Ritt, von den Cisternen an, waren wir vor der Stadt. Die Mauern zogen sich einen runden Hügel herab und umschlossen unter Anderem einen wirren Klumpen von Gebäuden — der hervorstechendste Zug in der Physiognomie des Ganzen; es war, wie wir gleich erfuhren, das lateinische Kloster, wohin eben wir unsern Weg zu nehmen hatten. Sobald wir dasselbe betraten, wurden wir unverweilt in ein hohes, lustiges Zimmer geführt, wo wir von den guten Vätern ein recht anständiges Mahl für die „englischen Pilgrime" zubereitet fanden. Bald eilten wir nach den heiligen Orten, unter Führung eines jungen Bethlehemiten, der italienisch sprach und so lebensfrohen, leichten Sinnes schien, daß man ihn für einem Abkömmling der französischen Kreuzritter hätte halten mögen. Die Kirche ist sehr alt, wahrscheinlich aus den Zeiten der Helena, und eines von den wenigen unter den vielen Gebäuden, die sich der Gründung durch jene alte Kaiserin rühmen, welches wirklich Ansprüche auf solche Ehre machen kann. Der ursprüngliche Plan, obwohl sehr beeinträchtigt durch die Theilung unter die verschiedenen Sekten der Griechen, Lateiner, Armenier u. s. w. ist noch jetzt erkennbar und imponirend: — die Form einer Basilika. Zwei Reihen prächtiger korinthischen Säulen tragen das Dach. Das Schiff ist beträchtlich höher, als die Seitenflügel, und wird durch kühne, hohe Fenster erleuchtet. Zwischen denselben bemerkt man bedeutende Ueberreste alter, mit dem Gebäude gleichzeitiger Mosaik. Das größte noch erhaltene Stück stellt die Himmelfarth vor, und ist, so weit sich aus dem noch Vorhandenen schließen läßt, mit vielem Geist und nicht ohne Anmuth ausgeführt. Die Gewänder sind frei und einfach gehalten, der Faltenwurf voll und leicht, die Färbung aus Einem Ton, die Figuren schwarz auf Weiß. Der Bau der Kirche ist höchst merkwürdig; in all seinen Einzelheiten die Verbindung des Ur-Byzantinischen mit dem alten, entarteten Römischen andeutend. Der niedre Dom, das hohe Pediment, die gewundene Säule kommen hier, nicht ohne einen gewissen Takt in der Verbindung, vermischt mit dem gewöhnlichen, römischen Bogen vor. Von der Kirche steigt man auf ein Paar dunkeln steinernen Stufen, die in den Felsen des Grundes gehauen sind, zur unterirdischen Kapelle der Geburt hinab. Vorher jedoch wird man eingeladen die Sacella und Gräber von St. Hieronymus, Eustachius und Paula zu sehen. Die Bildnisse der beiden letztern sind unbedeutend; Hieronymus aber, besonders was den Kopf belangt, der nach einer Ueberlieferung, wenn nicht nach einem Porträt gemacht scheint, ist besser gehalten. Hier wird auch das sogenannte Begräbniß der „unschuldigen Kindlein" mit einem erträglichen Gemälde ihres Mordes gezeigt. Auch sie haben ihre Altäre und Lampen, jedoch ohne große Ansprüche auf Pracht.

Jetzt aber waren wir ins Heiligthum selbst eingetreten. Die Grotte*) der Geburt lag vor uns. Dieselbe ist eine lange, niedre Aushöhlung von unregelmäßiger Form, auf der einen Seite etwas weiter, als auf der andern. Eine lange Linie von Lampen, durchgängig von gediegenem Silber, Geschenke der verschiedenen christlichen Sekten, die hier ihre Andacht verrichteten, brennen Tag und Nacht in der Höhle. Die Stelle, wo der Erlöser geboren worden seyn soll, ist durch eine halbkreisförmige Blende, in welcher ein kleiner Altar steht, angedeutet. Ueber derselben glänzt ein großer silberner, in den Marmor befestigter Stern. An den Seiten der Blende gewahrt man eine Rei-

*) Alles müßte demnach hier in der Grotte gewesen seyn: Grab, Haus, Stall u. s. w. Doch mag diese fast rein örtliche Tradition ihren wirklichen Grund haben. Die Grotte liegt nämlich an der Seite eines Hügels und öffnete sich ehedem wahrscheinlich frei nach der Seite zu, nicht von oben herein. Erst die darüber gebaute Kirche versperrte jenen Eingang und machte einen andern nöthig.

he silberner Basreliefs, welche die Hauptbegebenheiten des Evangeliums darstellen, — abwechselnd Geschenke der Griechen oder der Lateiner. Durch eine Anzahl ewig brennender Lampen werden sie reichlich erleuchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Leake's Reisen in Morea.

Der Name des Obristen Leake ist durch seine früheren Forschungen bereits zu vortheilhaft bekannt, als daß ein neues Werk desselben zu seiner Empfehlung mehr als einer flüchtigen Anzeige bedürfte. Die „Reisen in Morea" (Travels in the Morea, with Maps and Plans, by W. M. Leake, Lond. 3 vols. 8.), welche so eben erschienen sind, enthalten nebst einer sehr gelungenen Schilderung des Zustandes der Halbinsel vor dem Befreiungskampfe, treffliche Erläuterungen des Strabo und besonders des Pausanias, die für den Alterthumsforscher von hohem Interesse seyn müssen. Dem Zwecke dieser Blätter liegt indessen die Gegenwart näher, als das classische Alterthum; und wir begnügen uns daher, um unsere Leser auf den Geist dieses schätzbaren Werkes aufmerksam zu machen, den Verfasser auf seiner Excursion nach Napoli di Malvasia oder Monembasia zu begleiten:

„Der Name Monembasia (*Μονεμβασία*) kommt von seiner eigenthümlichen Lage, welche nur einen einzigen Zugang von der Landseite gestattet, über die Brücke, welche das westliche Ende des Hügels mit dem festen Lande verbindet. Die Insel hat ungefähr eine halbe englische Meile in der Länge und ein Drittheil davon in der Breite; die Länge derselben bildet einen rechten Winkel mit der Küste des festen Landes. Die Stadt zerfällt in zwei Theile, das Schloß auf dem Gipfel des Hügels, und die Stadt, welche auf der Südseite der Insel gebaut ist und ungefähr ein Drittheil derselben einnimmt. Zwei Mauern, welche von dem Schlosse nach der See hinabgehen, schließen die Stadt ein; die Häuser sind auf einander gehäuft und durch schmale verwickelte Straßen durchschnitten. Viele Gebäude rühren noch von den Venetianern her; in der Stadt sind ungefähr 300 Häuser, auf dem Schlosse fünfzig; alle, bis auf sechs sind türkisch. Vor dem russischen Einfall in Morea waren hier ungefähr 150 griechische Familien, die indessen nach diesem Ereigniß gleich den griechischen Bewohnern der benachbarten Dörfer nach Asien, oder Psara, Hydra und den andern Inseln flohen. Einige von ihnen kehrten zurück, nachdem Hassan, der Capudan-Pascha, die Albanesen entfernt hatte, welche zur Vertreibung der Russen nach Morea marschirt waren; das Vilayeti von Monembasia hat jedoch nie seine alte christliche Bevölkerung wieder erhalten und enthält gegenwärtig nicht mehr, als 500 Griechen. Der Anbau des Landes ist in gleichem Verhältniß in Verfall gekommen; und dasselbe bringt jetzt nicht Mehr hervor, als die Einwohner zu ihrer eigenen Consumtion bedürfen.

„Hassan Bei ist nicht bloß Commandant der Festung und Woiwode des von derselben abhängigen Distriktes, sondern zugleich auch Capitän der Galeere, welche hier liegt, um die Küste vor Piraten zu schirmen, und besonders, um Mani (Maina) in seiner gegenwärtigen Ruhe zu halten. Er ist nicht wenig stolz auf seine Thaten gegen die Maniaten. Er hat ihnen, wie er behauptet, nicht eine einzige Tratte gelassen, mit der sie ihr Seeräuberhandwerk fortsetzen könnten. Zwei ihrer Galeeren, welche er erobert hat, und die der seinigen an Bauart vollkommen gleichen, jedoch viel kleiner sind, liegen gerade an der Brücke auf dem Gestade. Er versichert, seit der Zeit, wo ihm dieß Commando übertragen wurde, achtzehn Maniatenschlösser in die Luft gesprengt und eben so viele Dörfer zerstört zu haben. Nur vor wenigen Monaten erst nahm er Marathonisi, nachdem er eine ungeheure Menge Kugeln hineingeschossen hatte; er erbeutete dort 90 Kantaren Kugeln, die sämmtlich von einer französischen Kriegsbrigg gelandet worden waren. Dieselbe Brigg segelte von Mani nach Candia, wo sie ein anderes Cargo zum Gebrauche der Sphakioten landete; doch fiel auch dieß in die Hände der Türken. Hassan empfängt von dem Großherrn zu der Unterhaltung seiner Galeere jährlich 12,000 Piaster, nebst 100 Kantaren Zwieback und 10 Kantaren Pulver; das Fahrzeug ist mit zwölf Kanonen bewaffnet und hat fünfzehn Paar Ruder. Die Dienste des Bei in diesen Gegenden sind schon von altem Datum. Als der Capudan Pascha entsandt wurde, um nach dem russischen Einfalle die Angelegenheiten von Morea in Ordnung zu bringen, marschirte Hassan Bei von Marathonisi, das von dem Pascha genommen worden war, über den Taygetus nach Kitries, wo er mehrere Kapitani in einem Thurme einschloß und zu einer Capitulation zwang. Die Griechen, welche in Folge der Proclamationen Orloffs aufstanden, sollen die größten Grausamkeiten gegen die Türken begangen haben; und es ist bekannt, daß die Unternehmung Dolgorucki's gegen Modon fehlschlug, wegen ihres regellosen und feigen Benehmens. Die Albanesen, welche bei dieser Gelegenheit in Morea einbrachen, beliefen sich nach Hassan auf 15,000 Mann. Sie selbst, beunruhigt durch die große Menge ihrer Landsleute, die ihnen folgten, um an der Beute Theil zu nehmen, und von der Regierung aufgefordert, Niemand mehr hineinzulassen, stellten eine Abtheilung an dem Isthmus auf, um zu verhindern, daß nicht noch mehr Albanesen in die Halbinsel drängen. Nachdem der Aufstand unterdrückt und mit den Russen Friede geschlossen worden war, wurde den Albanesen, die noch fortwährend die größten Ausschweifungen begingen, befohlen, nach Hause zurück zu kehren; allein alle Ferman's welche erlassen wurden, um sie zum Gehorsam aufzufordern, blieben ohne Wirkung; und endlich schritt der Capudan Pascha, den Hassan Bei auf dieser Expedition begleitete, zur Gewalt. Die Albanesen wurden aufs Haupt geschlagen, und von ihren Köpfen ward bei Tripolitza eine große Pyramide aufgeschichtet; von den Uebrigen schlossen sich Einige den alten Colonien ihrer Landsleute zu Lala und Burdhunia an, Andere traten in die Dienste des Pascha, nur Wenige kehrten nach Albanien zurück. — Die Erzählungen Hassan Bei's von seinen Feldzügen in Mani sind ungemein unterhaltend. Selten geschah es, wie er sagt, daß er ein Dorf zu zerstören wünschte, ohne daß er nicht irgend ein benachbartes Dorf gefunden hätte, das ihn bei diesem Werke unterstützte, und fast immer unter der Anführung eines Priesters; dagegen mußten ihnen die Steine der Ruinen zu ihrem Gebrauche überlassen werden. Ihre eigenen inneren Fehden sind selten sehr blutig; oft vergehen Monate, ehe ein Mann darin getödtet wird. Die Weiber bringen ihren Männern oder Brüdern die Munition; und es ist ein Ehrenpunkt, nicht auf sie zu feuern. Um mir einen Beweis zu geben, in welcher Achtung sein Name in Mani stehe, zeigte mir Hassan Bei einen poetischen Er-

guß, den er eben daher erhalten hatte, und worin ihm alle möglichen Tugenden beigelegt wurden. Poesie und Seeräuberei scheinen in Griechenland heimische Gewächse zu seyn, die nie ganz ausgerottet werden dürften."

Van-Praet, Akademiker.

Correspondenz aus Paris.

In einer Zeit, wo Jeder seine Machtvollkommenheit zeigt, der Hof wie die Kammer, die Publizisten und Hr. Madrolle, der Wüthige, fragt sich die Akademie der Inschriften, warum sie nicht auch zeigen soll, daß sie auf Niemand Etwas zu geben hat und daß ihr Spruch souverän ist, wäre er auch dem gesunden Menschenverstande zuwider. Da Champollion nach Egypten gereist ist, den Staub der Wüste, der Mumien und Papyrusrollen eingeschlürft, und Altegyptisch lesen gelernt hat, um in die Akademie zu kommen, worin immer der Eine wissen muß, was alle Andere nicht verstehen — da Cousin nicht bloß von den vornehmsten Personen empfohlen ist, sondern auch Platon, Proclus und Hegel studirt und tiefgelehrte Bücher geschrieben, um in die Akademie zu kommen — da Guizot ein ächt philosophischer Geschichtschreiber ist: so wählen wir zu unserm Mitgliede Hrn. Van-Praet.

Wenn man in den zweiten Saal der berühmten k. Bibliothek zu Paris eintritt, so findet man dort von Schlag zehn bis Schlag zwei, immer an seinem Posten, einen kleinen, höchst beweglichen alten Mann, im strengsten Winter (es wird nicht geheizt) im bloßen Frack, und immer erhitzt durch seinen Eifer, zitternd an Arm und Kopf aus Ungeduld, die Büchertitel im Katalog schneller zu finden als es möglich ist. Der Kataleg soll aber nur angeben, wo das Buch steht; ob es in der Bibliothek vorhanden, weiß Hr. Van-Praet auswendig, es giebt ja nur 500,000 Stück in der Bibliothek; auch weiß er, wo das Buch gedruckt, in welchem Jahr, in welchem Format, auf welchem Papier; und bringt man ihm ein Buch, wo das Titelblatt fehlt, so sagt er gleich den Titel und nennt den Verfasser, wenn er auch vor hundert Jahren gelebt und anonym geschrieben hat. Kömmt es aber Jemand in den Sinn, Hrn. Van-Praet zu fragen, was denn eigentlich ein Buch für Forschungen enthalte, versteigt er sich zu der Frage, ob das Buch gut sey, so betrachtet ihn der gelehrte Bibliograph mit nicht wenig erstaunten Augen und fragt, ob er denn in allem Ernste glaube, daß ein pariser Bibliothekar Zeit habe, dergleichen zu wissen oder zu lernen.

Er ist folglich Akademiker geworden. An dem Tage der Wahl und etwas zuvor ging es in den literarischen Salons von Paris lebhaft her; um zu entscheiden, Wer in die Akademie komme, ließ man sich sogar auf wissenschaftliche Discussionen und Wetten ein. Die Cousins waren gesunken, die Guizots standen nicht übel, man riß sich um die Champollions, oder wenigstens um Champollion den Jüngeren. Nun hat Keiner die Wette gewonnen und Alle haben verloren. Die Akademiker lachten sich ins Fäustchen; kurz vor der Wahl bin ich einem Akademiker eine Viertelstunde lang nachgegangen, er war seelenallein und lachte in einem fort mit sich selbst. Worüber freut sich der ernste Gelehrte? dachte ich. Hat die Akademie einen Fund gethan, wodurch ihr Ruf in Europa steigt? Oder ist die Ordonnanz, daß sich die Akademie ergänzen müsse, daß somit die Gehaltszulage nicht fortdaure, wiederrufen? Ich hegte noch andere Vermuthungen über das Mitsichselbstlachen des Akademikers; aber kein Oedipus wäre auf den wahren Grund gekommen, auf die bevorstehende Wahl von Van-Praet.

In der Akademie der Inschriften steckt ein Kern von Gelehrten, der es bei der Nachwelt weit gebracht hat und es jetzt in der Welt weit bringen will. Man gilt Etwas bei Hofe, man erhält die ersten Stellen und sieht nicht gerne, daß die Zahl der Fähigen zu sehr anwachse. Man ist zur Majorität geworden und es giebt keine populäre Gewalt, welche eine neue Majorität in die Akademie schicken könnte, denn diese Kammer ergänzt sich selbst. Aus Dankbarkeit für die Wahl lassen die unberufenen Aufgenommenen die Majorität gewähren, aber wehe der Akademie, wenn sie blindlings so fortfährt! Die Unberufenen selber würden die Majorität, und während jetzt Niemand gewählt wird, der nicht über dreißig Supplik-Visiten macht, schlägt am Ende ein Berufener die Ehre aus, sich dem morschen Körper der Akademie einzuverleiben. Zudem heben sich die Privatgesellschaften; auch sie haben ihre Präsidenten, ihre politischen Vorrechte, denn ein Theil derselben wird eo ipso jurypfähig; sie haben Verschiedenheit des Rangs, geben Preise, werden durch k. Ordonnanzen bestätigt und sind dennoch populär. Wenn es in der Akademie so fortgeht, werden die Franzosen denken: der Verein ist nur ein Mittel; man ist nicht gelehrt, um Akademiker zu werden, sondern Akademiker, um die Gelehrsamkeit an den Nagel zu hängen und Stellen zu accaparirem. Man kann von den im fünfzehnten Jahrhundert auf Velin gedruckten Büchern ein noch so vollständiges Verzeichniß gemacht und außerdem einige Handschriften beschrieben haben, man kann ein fleißiger, honneter Bibliograph seyn und ein Gedächtniß haben, wie es nur Van Praet besitzt, man kann ein lebendiger Katalog seyn: ist Dieß hinlänglich, in die berühmte Akademie der Inschriften zu gelangen?

Fox und der Prinz von Wales.

Zu der Zeit, wo Fox und der gegenwärtige König von England Mitglied eines Cirkels waren, den man oft mit der bekannten Gesellschaft Heinrichs IV verglichen hat, wurde der berühmte Staatsmann durch seinen königlichen Freund gefragt, was er für das größte Vergnügen auf der Welt halte. „Im Hazard gewinnen!" war die Antwort. Und was ist das zweite nach diesem? Fox sann einige Augenblicke nach und schien in Verlegenheit. „Das zweite nach dem Gewinnen — hm! laß sehen! — ja, im Hazard verlieren."

Der Halbmond auf den Kirchen von Moskau.

Fast auf jeder Kirche von Moskau glänzt der Halbmond unter dem Kreuz des Erlösers. Diese sonderbare Zusammenstellung wird folgender Maßen erklärt: Während der zweihundert Jahre, in welchen die Tataren Rußland unterworfen hielten, verwandelten sie die christlichen Kirchen nach und nach in Moscheen, und pflanzten den Halbmond, das Sinnbild ihres Glaubens, darauf. Als nun der Großfürst Iwan Wasiljewitsch die Tataren aus dem russischen Reich verjagt hatte, ließ er den Halbmond nicht etwa von den Kirchen herabnehmen, sondern das Kreuz als stolzes Siegeszeichen über dem Symbol des Islams aufrichten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 111. 21 April 1830.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Siebente Vorlesung.
Aristoteles.

Aristoteles wurde zu Stagyra im Jahr 384 vor Christus geboren. Da sein Vater Nikomachus die Stelle eines Leibarztes beim König von Macedonien, Amyntas III, bekleidete, so wurde er inmitten der jungen Prinzen erzogen und war gewisser Maßen der Jugendfreund Philipps, der ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Lehrer seines Sohnes Alexander berief. Der Philosoph war damals nur 28 Jahre alt und noch unter den Schülern Platons, so daß man wohl annehmen darf, er habe diese Auszeichnung nicht so sehr seinem Verdienst, welches damals noch nicht gehörig gewürdigt werden konnte, als der jugendlichen Verbindung zwischen ihm und Philipp verdankt. Wenigstens scheint er noch keine Schule eröffnet zu haben, was von ihm überhaupt vor dem Tod seines Lehrers im Jahr 348 nicht geschehen seyn soll. Er hatte bis zum Ausbruch des Kriegs zwischen dem König von Macedonien und den Athenern in Athen gelebt, um jene Zeit sich aber nach Mysien zu seinem Freund Hermias, Beherrscher von Atarna, zurückgezogen. Nach dem Tod des Hermias begab er sich nach Mytilene, von wo ihn Philipp im Jahr 343 zur Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu sich einlud.

Im Jahr 336 starb Philipp und bald darauf kehrte Aristoteles nach Athen zurück. Man hat behauptet, er habe den Alexander nach Egypten begleitet, was aber nicht wahrscheinlich ist, da er die in seinen Werken gegebne Beschreibung egyptischer Thiere ganz dem Herodot entlehnt, und alle Irrthümer dieses Vorgängers beibehält. Er eröffnete seine Schule im Lyceum, (bekanntlich ein öffentlicher Ringplatz mit bedeckten Gängen in Athen,) wohin er sich zweimal des Tages begab, indem er Morgens die Anfangsgründe der Philosophie und diejenigen Gegenstände vortrug, welche keiner Vorstudien bedurften, während er Abends das Tiefere seiner Ansichten entwickelte. So lehrte er 12 — 13 Jahre lang, in welcher Zeit er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Alexander unterhielt. Gegen das Ende seines Lebens scheint dieser jedoch kälter gegen ihn geworden zu seyn, ja einige Schriftsteller behaupten sogar, er habe den Philosophen tödten lassen wollen, welcher Befehl aber von dem damit beauftragten Antipater zurückgewiesen worden sey. Trotz dieser Entfremdung genoß indeß Aristoteles immer noch wenigstens des Scheines, von dem König beschützt zu werden, und blieb deßhalb unangefochten; kaum aber war Alexander todt, als die Demagogen Athens, welche wie den Macedonier, so dessen Lehrer haßten — die Sophisten, deren ärmliche Spitzfindigkeiten er zu Schanden gemacht — die Platoniker, deren Lehre er verlassen, später sogar bekämpft hatte, sich gegen ihn verbanden, und einen Priester Namens Eurymedon aufstifteten, welcher ihn des Frevels an der Religion anklagte. Aristoteles, durch das Beispiel des Sokrates gewarnt, verließ Athen, indem er, wie er sagte, den Athenern ein neues Verbrechen gegen die Philosophie ersparen wollte. Er begab sich nach Chalcis auf Euböa, wo er bald nachher starb.

Wie es scheint, übersandte ihm Alexander während seines ganzen Siegeszuges fortwährend die merkwürdigsten Erzeugnisse der Länder, in welche er kam; ja, hiemit noch nicht zufrieden, ließ er ihm nach und nach gegen 900 Talente — mehr als drei Millionen Franken — zustellen, um ihn in Stand zu setzen, sich die zu Abfassung seiner Naturgeschichte nöthigen Gegenstände zu verschaffen. Plinius versichert sogar, der König habe ganze Tausende von Leuten zu seiner Verfügung gestellt, um für ihn zu jagen, zu fischen und die ihm sonst nöthigen Beobachtungen zu sammeln. Dergleichen Hülfsmittel sind freilich unermeßlich; bei all Dem stehen aber die Früchte, welche Aristoteles aus denselben zu ziehen wußte, noch unendlich höher, als man irgend erwarten dürfte. Nicht nur hat er für die Naturwissenschaften eine Behandlung eingeführt, welche allein deren Fortschreiten sichern konnte; sondern er sammelte auch in einem nicht sehr langen Leben mehr einzelne Beobachtungen, fand mehr allgemeine Gesetze, als alle seine Nachfolger zusammen in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Dabei müssen wir noch bedenken, daß uns nur ein unvollständiges Urtheil über den ganzen Umfang seiner Kenntnisse zusteht, weil ein Theil seiner Werke gänzlich für uns verloren, der andre nur entstellt auf uns gekommen ist. Strabo im dritten Buch seiner Erdbeschreibung berichtet uns über das Schicksal der aristotelischen Schriften. Der Philosoph hatte sie bei seinem Tod dem Theophrast, seinem Lieblingsschüler und Nachfolger, vermacht; dieser hinterließ sie

dem Neleus, welcher sie nach Scepsis, einer Stadt im Königreich Pergamus in Kleinasien, brachte. Die Erben des Neleus, besorgt, König Attalus, der damals eine Büchersammlung nach dem Vorbild derjenigen von Alexandrien anlegte, möchte ihnen die Werke entreißen, verbargen sie in einem unterirdischen Gelaß, wo Feuchtigkeit sie zum Theil zerstörte. Appellikon, der sofort zu ihrem Besitz gelangte, ließ die Lücken wieder ausfüllen; unglücklicher Weise waren aber die Männer, deren er sich hiezu bediente, nicht sonderlich geeignet zu einem solchen Geschäft, und verdarben Mehr, als sie gut machten. Appellikon brachte die Schriften nach Athen, wo Sulla dieselben vorfand, als er sich dieser Stadt bemächtigte. Sie wurden sofort nach Rom gesandt, wo ein Grammatiker Namens Tyrrhanio zahlreiche Abschriften derselben besorgte. Andronikus von Rhodus übernahm die Herausgabe und theilte das Ganze in Capitel, was ihm aber sehr übel gelang, indem die Ueberschrift oft in gar keinem Bezug zum Inhalt steht, oder von ganz unbedeutenden Nebendingen hergenommen ist.

Unter den 260 Werken des Aristoteles, welche Diogenes von Laërte aufführt, sind uns viele nur dem Namen nach bekannt. Unter letztern müssen wir besonders den Verlust einer Reihe anatomischer Beschreibungen in acht Büchern, mit beigefügten Abbildungen, bedauern, so wie eine Sammlung von Naturgegenständen, in alphabetischer Ordnung, ein wahres Wörterbuch der Naturgeschichte, das ohne Zweifel sämmtliche von Aristoteles in seinen sonstigen naturhistorischen Werken abgehandelte Materien berührte. Es bestand aus 38 Rollen und müßte sonach einen starken Quartband füllen.

Aristoteles umfaßt in seinen Schriften beinahe den ganzen Bereich menschlichen Wissens; aber nicht ohne Ordnung durch einander, wie seine Vorgänger gethan hatten. Er steckte den verschiednen Zweigen der Wissenschaft ihre bestimmte Grenzen, und die Art, wie er sie abtheilt, ist von so reifem Urtheil eingegeben, so aus der Natur der Sache genommen, daß die Leistungen von zwanzig Jahrhunderten darin keine Veränderung hervorgebracht haben.

Was seine Bücher über die Natur betrifft, so sind derselben viele und von verschiedenem Inhalt. Man zählt 1) acht Bücher über die Naturlehre im engern Sinn; vier über den Himmel; eines über Meteorologie, worin auch von Mineralogie und Farben die Rede ist. 2) Zwei Bücher über die Erzeugung und Vergehung der Körper, das heißt über den Gang der Decomposition und Recomposition organischer Wesen; zehn über die Geschichte der Thiere; zwei über die einzelnen Theile derselben; eines über ihre Art sich fortzupflanzen; zwei über ihre Zeugung; und verschiedene Abhandlungen über Wachen und Schlaf.

In all diesen Werken befolgt Aristoteles denselben Gang, welchen er auch in seiner Poetik, seiner Sittenlehre, seiner Politik einschlägt, das heißt er stellt kein Gesetz a priori auf, sondern leitet jedes aus Beobachtung der Thatsachen und deren Vergleichung unter einander her. Dieses Verfahren entspricht seiner Lehre über den Ursprung der allgemeinen Vorstellungen, welche der Lehre des Platon entgegengesetzt ist. Seiner Ansicht nach giebt es keine angebornen Ideen für den Menschen, sondern dieser erwirbt seine Vorstellungen lediglich auf dem Weg der Abstraction, so daß Beobachtung und Erfahrung für ihn die einzige Quelle des Wissens sind.

Unter den aufgezählten Schriften ist diejenige über die Naturlehre die schwächste, und mußte es auch seyn; denn um hier weiter zu kommen, bedarf man des Experimentirens, was zur Zeit des Aristoteles, wo die mechanischen Künste noch so weit zurück waren, nicht wohl anging. Man hatte Nichts als eine kleine Anzahl Beobachtungen in einzelnen Haufen; unmöglich konnte man sich daher zu bedeutenden Folgerungen erheben. Viele in dieser Beziehung von Aristoteles aufgestellte Grundsätze haben sich daher als falsch oder unvollständig erwiesen; zu seiner Zeit aber waren sie allerdings der richtige Ausdruck für die damals bekannten Erscheinungen. So sah er z. B. die festen oder flüssigen Körper zur Erde fallen, wenn sie nicht gehalten wurden, die luftartigen sich von dem Grund des Wassers zu dessen Oberfläche erheben, die Flamme zum Himmel aufsteigen, und schloß also, für ihn ganz folgerichtig, daß der Luft und dem Feuer ein Bestreben inwohne, sich zu erheben, der Erde und dem Wasser sich zu senken. Dieselbe Bemerkung läßt sich auf den so sehr angegriffenen Grundsatz von dem Schauder vor dem Leeren (horror vacui) anwenden. Aristoteles stellte denselben nicht a priori auf, sondern schrieb ihn als sehr passenden Ausdruck für die zu seiner Zeit bekannten Thatsachen nieder. Denn so lange die Erfahrung nicht das Gegentheil gelehrt hatte, war es der Vernunft eben so vollkommen angemessen, den Körpern eine Neigung beizulegen, jeden leeren Raum auszufüllen, als man jetzt vernunftmäßig annimmt, daß die Körper sich gegenseitig anziehen.

Weit glücklicher wandte Aristoteles seine Methode auf die Untersuchung lebendiger Wesen an. Besonders seine Geschichte der Thiere ist ein wahres Meisterstück. Kaum begreift man, wie der Verfasser im Stande war, in den einzelnen Beobachtungen, die er insgesammt erst selbst sammeln mußte, so viele allgemeine Regeln, so viele tiefe Lehrsätze, an welche keiner seiner Vorgänger im Geringsten gedacht hatte, aufzufinden. Das Buch ist keine Zoologie im engern Sinn, sondern ein allgemeiner Ueberblick, der für diesen Zweig der Naturwissenschaft Das leistet, was für das Pflanzenreich die Philosophie der Botanik von Linné.

Das erste Buch handelt über die Theile, welche den Körper der Thiere bilden, die Aristoteles nicht nach Arten, sondern nach natürlichen Gruppen beschreibt. Eine solche Arbeit konnte gleichwohl nicht unternommen werden, ohne daß der Verfasser sehr bestimmte Begriffe über die Classification der Thiere hatte. Da es ihm jedoch nicht gefallen hat, einen zoologischen Plan zu ziehen, so haben Einige auf höchst oberflächliche Weise dem Werk einen Mangel an Methode vorgeworfen.

Der Anfang des ersten Buches gehört in gewisser Hinsicht nicht zu dem Uebrigen, und bildet in sofern eine Art Einleitung. Er enthält allgemeine Sätze, die ohne weitere Entwicklung hingeworfen, aber so klar ausgesprochen sind, daß Jeder sie leicht versteht und auf Naturgegenstände anwenden kann. Sie

setzen die Beobachtung einer ungeheuern Menge von einzelnen Thatsachen voraus. Wir führen folgende an:

„Alle Thiere ohne Ausnahme haben ein Maul und einen Gefühlssinn; diese beiden Merkmale sind aber die einzigen durchgängig vorkommenden; es giebt kein drittes, das nicht bei manchen Thiergattungen fehlte."

„Unter den Landthieren ist keines an den Boden festgewachsen; unter den Wasserthieren aber mehrere.

„Jedes Thier mit Flügeln hat auch Füße." (Es giebt also z. B. — will Aristoteles sagen — keine geflügelten Schlangen.)

„Unter den geflügelten Insekten sind mehrere mit einem Stachel versehen. Diejenigen, welchen dieses Organ vorne sitzt, haben stets nur zwei Flügel; diejenigen, welchen dasselbe hinten sitzt, vier Flügel."

Man begreift leicht, daß dergleichen Sätze nicht a priori aufgestellt werden konnten, sondern nothwendig auf Beobachtung gegründet seyn mußten, und eine Untersuchung fast aller Thiere der Welt voraussetzen.

Eben in dieser Einleitung stellt Aristoteles sodann die Grundzüge einer wirklichen Classification auf. Er theilt die Thiere in rothblütige und weißblütige. Rothblütige sind die Vierfüßler, die Schlangen, die Vögel, die Fische und die Wale (Cetaceen). Obwohl beide letztere Ordnungen im Wasser leben, und sich auch nach ihrer äußern Gestalt einiger Maßen entsprechen, weiß Aristoteles dieselben dennoch gar wohl von einander zu unterscheiden. Er kennt die Natur der Wale so gut, als wir heut zu Tage; er weiß, daß es warmblütige, lebendige Junge gebärende, und dieselben mit Milch säugende Thiere sind. Eben so zieht er unter den Vierfüßlern zwischen Lebendig-gebärenden und Eierlegenden eine Scheidelinie; letztere, sagt er, haben durch innern Bau und äußere Bedeckungen große Aehnlichkeit mit den Schlangen. Man sieht aus dieser Unterabtheilung, daß die verschiedenen Gruppen im Ganzen nach einer sehr naturgemäßen Art entworfen sind, und nur in ihrer innern Anordnung kann man hie und da Etwas tadeln.

Weißblütige Thiere sind die Mollusken, die Crustaceen, die Testaceen und die Insekten. Diese Abtheilung ist allerdings nicht fehlerfrei, allein bis auf Linné hatte man doch keine bessere. Unter den Mollusken hebt Aristoteles namentlich den Achtfüßler, (poulpe,) den Tintenfisch, die Seeaatze, den Argonauten hervor, und bemerkt, daß letzterer an seine Schale nicht angewachsen sey. Er beschreibt kürzlich sämmtliche Theile dieser Thiere, und spricht sogar von ihrem Hirn, was um so merkwürdiger ist, als man erst seit einigen Jahren das Daseyn eines solchen Organs bei den Mollusken zur Gewißheit gebracht hat.

Die Unterabtheilungen der weißblütigen Thiere sind noch einsichtsvoller, als die Hauptabtheilung: die Classification der Insekten ist z. B. ganz dieselbe, welche auch Linné trifft. Aristoteles unterscheidet die Insekten in geflügelte und nicht-geflügelten, und nimmt bei den erstern drei Untererdnungen an, je nachdem sie zwei oder vier Flügel haben, oder diese mit einem hornenen Gehäuse bedeckt sind. Sofort erklärt er, was er in der Zoologie unter Familie verstehe, und führt als Beispiel diejenige der Einhufigen an, zu welcher er das Pferd, den gewöhnlichen Esel und den wilden Esel rechnet.

Hierauf tritt er zu Beschreibung der einzelnen Theile der Thiere, wobei er stets den menschlichen Körper zum Vergleichungspunkt gebraucht. Zuvörderst handelt er von den äußerlich sichtbaren Theilen, und geht dann zum Innern über. Hier sind seine Bemerkungen nicht mehr so genau; doch kennt er die Hauptzüge der Organisation immer noch ziemlich gut und scheint sogar über mehrere Einzelheiten besser unterrichtet, als die meisten seiner Nachfolger. So kannte er z. B. die eusthachische Röhre, und spricht von derselben an einer Stelle, wo er den Alkmäon widerlegt, der, wie angeführt worden, behauptet hatte, die Ziegen athmeten durch die Ohren. Er beginnt mit dem Hirn, sagt, daß dieses Organ bei allen rothblütigen Thieren vorkomme, daß aber unter den weißblütigen bloß die Mollusken mit einem solchen ausgestattet seyen. Der Mensch, fügt er bei, hat unter allen lebendigen Wesen das größte Gehirn. Recht gut beschreibt er sodann die beiden Häute, welche dasselbe einhüllen, und die verschiedenen Nerven, welche aus dem Gehirn nach dem Aug gehen. Hierauf beschränken sich jedoch seine neurologischen Kenntnisse; er weiß weder von dem sonstigen Verlauf, noch von dem Zweck der Nerven Etwas; erst Herophilus hatte hierüber einiger Maßen richtige Vorstellungen. Aristoteles spricht sofort von den Blutgefäßen, deren Hauptäste aus dem Herz entspringen; unterscheidet richtig die Hohladern von der Lungenader, und beschreibt die Aorta von ihrem Ursprung bis zu ihrer Theilung am untern Theil des Stammes; weiß aber nicht, daß die Schlagadern Blut enthalten, sondern ist wie das ganze Alterthum der Meinung, daß sie Luft führen, von welcher er geglaubt zu haben scheint, daß sie bis ins Herz selbst dringe. Diesem theilt er nur drei Höhlen zu. Er spricht über den Magen, das Netz, die Leber, die Milz, die Blase, die Nieren und deren Zubehör, und sagt, die rechte Niere liege höher, als die linke. All diese Angaben, obwohl unvollständig und hie und da sogar falsch, beweisen wenigstens, daß er die Eingeweide, von welchen er handelt, selbst gesehen.

Hierauf nimmt er die Thiere mehr im Einzelnen vor, und spricht zunächst von ihren Gliedern. In Bezug auf den Elephanten bemerkt er, wie sehr die Länge seiner Vorderfüße und die Art ihrer Bewegung diesem Thier das Ergreifen der Nahrungsmittel erschweren würden, wie aber der Rüßel solchem Uebelstand auf bequeme Art abhelfe. Dabei ist ihm nicht unbekannt, daß der Rüßel die Nase des Elephanten ist. Ueber die Fortpflanzungsart desselben, über die bei beiden Geschlechtern obwaltenden Verschiedenheiten giebt er sehr beachtungswerthe Einzelheiten, die zwar in mehreren Beziehungen von Büffon widersprochen worden sind, aber fast durchgängig mit Unrecht, wie neuere Beobachtungen in Indien gelehrt haben.

Sodann betrachtet Aristoteles die Thiere nach der Beschaffenheit ihrer Haut. Unter denjenigen, welche eine Mähne haben, führt er auch den Bonasus (Auerochs) und drei indische Thiere, den Hippelaph, (Roßhirsch,) das Hippardium und den Büffel auf. Der Hippelaph wurde vor kurzer Zeit von Diard und Duvaucel

entdeckt; das Hippardium (der s. g. Jagdtiger) ist ebenfalls nur seit wenigen Jahren wieder aufgefunden. Der Büffel wurde bekanntlich erst zur Zeit der Kreuzzüge in Europa eingeführt. Aristoteles beschreibt ihn unverkennbar; spricht von seiner Farbe, der Richtung seiner Hörner und sagt, daß er vom zahmen Stier eben so sehr verschieden sey, als das wilde Schwein vom zahmen. In Bezug auf das Kamel unterscheidet er bereits die beiden Arten desselben, und theilt die eine Arabien, die andre Baktra zu. Letztere konnte den Griechen erst durch Alexanders Eroberungen bekannt geworden seyn.

Nach der Haut spricht er von den Hörnern, und giebt in dieser Hinsicht allgemeine Regeln, deren Richtigkeit durch alle nachfolgenden Entdeckungen stets bewährt worden ist. Hier einige derselben:

„Kein Thier hat Hörner, das nicht gespaltene Füße hätte; aber der umgekehrte Satz ist nicht richtig, wie z. B. das Kamel gespaltene Füße hat, aber keine Hörner."

„Alle Thiere, welche gespaltene Füße, Hörner und keine Zähne in der obern Kinnlade haben, wiederkäuen, und jedem Wiederkäuer kommen jene drei Merkmale zu."

„Die Hörner sind hohl oder nicht hohl. Erstere bleiben stehen, letztere fallen ab, und erzeugen sich jedes Jahr von Neuem."

Er verbreitet sich sofort über die Zähne, über deren Erneuerung bei Menschen und Thieren, und die verschiedenen Formen, welche sie bei verschiedenen Gattungen, je nach der Nahrung annehmen, indem sie bei den Fleischfressern schneidend und spitzig, bei den Pflanzenfressern platt und mahlsteinartig sind. Bei einigen Thieren springen gewisse Zähne hervor, und bilden die Hauer; kein Thier aber hat Hauer und Hörner zugleich. Beim Elephantenweibchen sind die Hauzähne klein und nach dem Boden gewandt. Letztere Behauptung wurde dem Aristoteles abermals als Irrthum angerechnet, und wirklich bieten die indischen Elephanten in dieser Hinsicht keine Geschlechtsverschiedenheit; dem afrikanischen Elephanten aber kommt jenes Merkmal allerdings zu.

Folgt endlich eine Beschreibung des Nilpferdes, die mit dem Uebrigen übel zusammenhängt. Wahrscheinlich wurde diese dem Herodot entlehnte Notiz ursprünglich von einem der ersten Besitzer des Buchs auf den Rand beigesetzt, und hierauf von einem ungeschickten Abschreiber in den Text mit aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Arabisches Soldatenlied.

Planat, in seinem kürzlich erschienenen Werke, Lettres écrites du Kaire (Paris, 1830. 8), theilt folgendes Soldatenlied mit, das in dem Heere des Pascha von Egypten häufig gesungen werden soll.

Ich war geboren zu Gallub, und sechzehn Mal hatte ich den Nil unsere Felder überschwemmen gesehen. Ein Nachbar, Scheich Abdallah, hatte eine Tochter, deren Gesicht mir allein bekannt war. An Anmuth und Schönheit, wo fand Fatima ihres Gleichen? Ihre Augen waren so groß wie Findschans (kleine Kaffeetassen) und ihr Fleisch hatte die Elasticität der Jugend. Wir hatten nur einen Geist, eine Seele; und wir sollten vermählt werden, als der Kascheff (verflucht sey er!) meine Hände binden und mit fünfzig Anderen mich zusammenfesseln ließ und in das Lager sandte. Da ich und mein Nachbar beide arm waren, so blieb der Kascheff (verflucht sey er) unerbittlich.

Trommeln und Trompeten betäubten mich so, daß ich meine Hütte vergaß und meine Heerde; aber die Sonne meines Lebens, den Lustquell meiner Gedanken, die arme Fatima konnte ich nicht vergessen. Sie gaben mir eine Flinte und eine Uniform und eine Patrontasche, und sie ließen mich zur Rechten und zur Linken wenden, einen Fuß in die Höhe heben, das Gewehr schultern und das Gewehr präsentiren. Ich marschirte mit meinem Regimente nach Mecca und nach der Kaaba. Wir fochten in der Wüste und in den Bergen, wir schlugen die Feinde des Propheten und ich zog (Gott sey gepriesen!) als ein Hadschi in die heilige Mecca ein.

Ich wurde zum Corporal gemacht, und nach dreijährigem Feldzuge kehrte ich in das Land des gesegneten Flusses zurück. Ich nahte mich Gallub; aber ich wagte es nicht hinein zu gehen, aus Furcht vor meiner Veränderung. Ich wurde vom Fieber ergriffen; sie brachten mich in das Hospital von Abusabel, und die fränkischen Aerzte, schlimmer als meine Krankheit, verboten mir das Essen (Fluch über sie!), damit sie meine Portion verkaufen könnten. Täglich wurde ich schwächer und niedergeschlagener. Ich war am Sterben, als eines Morgens mir die Franken einen Trank brachten, von dem schon der Geruch mich hätte tödten können. Ich erhob den Becher zu meinen Lippen, als ich von außen eine Stimme in einem Tone, der mir durch die Seele drang, rufen hörte: Hassan! Hassan! Ja enni! (Hassan! meine Augen!) Ich warf den Becher den Wärtern in das Gesicht, neue Kraft durchströmte meine Adern; ich war geheilt. Die dummen Aerzte glaubten, ihre Medicin habe es gethan. „Meinen Entlassungsschein!" rief ich; der Schein wurde mir gegeben und ich flog in die Arme meiner Fatima.

Witzspiel der Neger am Senegal.

Die Ghiolofs, erzählt der französische Gouverneur am Senegal, Baron Roger, haben ein Gesellschaftsspiel, bei welchem man sich Fragen aufgiebt, wie folgende: Wer erblickt zuerst den Fremden und giebt ihm Nichts zu essen? Antw. Das Dach der Hütte (charakteristisch für die Gastlichkeit dieser Neger). Fr. Welches ist das Silber der Felder? A. Das Gummi. Fr. Wie heißt das Ding, das athmet und nicht sieht? A. Blasebalg. Fr. Was macht sich ein Loch, wie ein Nest und legt doch keine Eier? A. Der Stößer in dem Mörser. (Die Neger bedienen sich bekanntlich des Mörsers, um die Hirse zu Mehl zu stoßen.) Fr. Was hat einen Schwanz und rührt ihn nicht? A. Der Löffel. Fr. Was ist sehr lang in der Sonne und hat keinen Schatten? A. Der Weg. Fr. Was ist das Durchdringendste in der Welt? A. Der Geist. Fr. Welches sind die Kameraden, die sich den ganzen Tag schlagen und sich doch kein Leid anthun? A. Die Zunge und die Zähne. Fr. Was hat zerzauste Haare und bittet Gott, daß er es feisire? A. Der Röuler. (So heißt man am Senegal eine Palme (luntarus), die auf dem Gipfel eines 60 bis 80 Fuß hohen Stammes ein Büschel großer fächerartiger Blätter trägt, die wie ein Kopf aussehen, von dem die Haare in Unordnung herabhängen.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 112. 22 April 1830.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

11. Definitive Grenzbestimmung des griechischen Staats.

(Schluß.)

Als wir zuerst von der beabsichtigten Beschränkung hörten, fürchteten wir, die Insel Euböa möchte der Unabhängigkeit des übrigen Griechenlands mit zum Opfer gebracht werden. Wirklich war Dieß die Meinung des Fürsten Polignac, die er in einer Denkschrift aussprach, welche er in den londner Conferenzen überreichen ließ. Se. Exc. sucht als Grund dieser Meinung darzuthun, wie zwar Euböa im J. 1821 aufgestanden, aber im J. 1824 die Unruhen bereits wieder gedämpft gewesen; wie nicht nur gegenwärtig die ganze Insel dem Sultan gehorche, sondern auch die türkische Bevölkerung auf ihr in einem stärkeren Verhältnisse zu der griechischen stehe, als auf dem Continent, indem sie sich hier wie 1 zu 6, in Romelien wie 1 zu 10 verhalte. Ließ sich einerseits gegen die Triftigkeit dieses Arguments nicht Viel einwenden, sofern den Verbündeten nicht zuzumuthen war, daß sie für ihre griechischen Freunde Eroberungen machten, sondern diese zufrieden zu seyn Ursache hatten, wenn die von ihnen selbst gemachten Eroberungen durch jene beschützt wurden; so lag doch andrerseits im Begriff der Vermittlung selbst die Aufgabe, eine solche Grenze auszumitteln, welche die Griechen selbst zu behaupten vermöchten. Der Besitz der Insel Euböa ist aber eine unerläßliche Bedingung der Sicherheit Griechenlands. Ohne Euböa haben die Küsten von Attica und Böotien keine Vertheidigungslinie, da die Communication zwischen beiden Gestaden des Euripus so leicht ist, daß die Besitzer der einen Küste unaufhörlichen Angriffen von Seiten der Herren der andern Küste preisgegeben sind. Ostgriechenland würde so seine Schifffahrt gehemmt und seinen direkten Verkehr mit den Inseln in den übrigen Theilen des Festlandes zur See unmöglich gemacht sehen *). Es möchte pedantisch scheinen, in einer so planen Sache sich auf alte Gewährsmänner zu berufen, wäre es nicht, um zu zeigen, daß die Nothwendigkeit diese beiden Küsten in der Hand eines und desselben Volks zu behalten sich zu allen Zeiten aufdrängte. Der classisch gebildete Leser kann diese Thatsache anerkannt finden in der dritten Rede des Demosthenes gegen Philipp, wo den Athenern die Gefahr geschildert wird, womit dieser Eroberer durch die Unterjochung Euböa's die Unabhängigkeit Griechenlands bedrohe: „Herrscht der Tyrann", ruft der Redner aus, „nicht bereits in den Städten Euböa's, in dieser Insel, die vor den Thoren Thebens und Athens liegt?" Die Türken waren so sehr überzeugt, daß Euböa und die gegenüberliegende Küste als ein Ganzes zu betrachten seyen, daß sie beide zu einem Paschalik vereinigten. Obgleich bis jetzt, so viel wir wissen, die Räumung noch nicht geschehen ist, so zweifeln wir nicht, daß die Ungläubigen die Insel bald dem neuen Staat werden überlassen müssen. So wäre also das dem orientalischen Despotismus entrissene Griechenland zwar um mehrere Landschaften, die ihm gebühren, ärmer, es hat im Osten keinen Theil an Thessalien — im Westen keinen Theil an dem fruchtbaren Thal des Achelous, und, wie vor Alters nach seiner fabelhaften Niederlage durch den Alciden, ist dieser Flußgott eines seiner Hörner beraubt und genöthigt, seine verstümmelte Stirne *) vor den Barbaren an seinem Strand in den Wellen zu verbergen; aber doch müssen wir uns glücklich schätzen, daß wir gleich das erste Mal so Viel gewonnen haben, daß der heilige Boden der Thermopylen und das Grab des Leonidas, daß Athen und das Parthenon, daß die Trümmer von Missolonghi und das Grab des Marko Bozari, das glorreiche Denkmal neugriechischer Tapferkeit und Vaterlandsliebe — für Griechenland gerettet sind.

Noch vor kurzer Zeit wurden wir mit einem ganz verschiedenen Resultate bedroht. Ehe die Russen den Balkan überstiegen, hätte ein Theil der Unterzeichner des londner Traktats sich mit der Befreiung Morea's begnügt; und hätte der verun-

*) Plinius sagt in Bezug auf die Lage von Euböa und dessen Verhältniß zu Ostgriechenland: „Euboea et ipsa avulsa Boeotiae tam modico interfluente Euripo ut ponte jungatur, a meridie promontoriis duobus Geresto ad Atticam vergente et ad Hellespontum Caphareo insignis, a septentrione Cenaeo, nusquam latitudinem ultra 40 millia passuum extendit, nusquam intra 20 millia contrahit; sed in longitudinem universae Boeotiae ab Attica Thessaliam usque praetenta in 110 millia passuum circiter vero trecenta seraginta quinque."

*) Ovid. Metam IX. Vultus Achelous agrestes
Et lacerum cornu medius caput abdidit undis.

glimpfte Präsident von Griechenland letzten Sommer eingewilligt, auf das Gebot unsers Generalconsuls seine Truppen hinter den Isthmus von Korinth zurückzuziehen, so würden sie denselben wahrscheinlich nie passirt haben, außer um neuen Kampf mit ihren alten Beherrschern zu beginnen. Unzulänglich nach Ausdehnung, unbefestigt durch natürliche Gränzen, wäre die neue Republik für jeden Zweck der Sicherheit, der Vertheidigung, des Nationalwohls verloren geblieben. Ein großer Theil der Bevölkerung hätte in Masse von Haus vertrieben, gleich wilden Thieren nach Morea gehetzt oder nach den Bergen gejagt werden müssen, um von dort aus den Raubkrieg gegen ihre Unterdrücker fortzusetzen, und die Verbündeten hätten keine andere Frucht zu erwarten gehabt von all ihren Vermittlungen und Vorstellungen, von all ihren Drohungen und Demonstrationen, von ihren Expeditionen nach Morea und ihren Missionen bei der Pforte, von ihrer Schlacht von Navarin und ihrem Vertrag von Alexandria — als die Niedermetzlung von zweimal hunderttausend hülf- und wehrlosen Landsleuten des Perikles und Epaminondas durch die Beschützer von zwanzigtausend bewaffneten Barbaren. Es hätte einen griechischen Staat gegeben ohne Athen, das Auge Griechenlands, und mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Hauptstadt Griechenlands, und nicht nur Griechenlands, sondern der ganzen civilisirten Menschheit — die einzige Stadt Griechenlands, wo die Beredsamkeit gelehrt und geübt ward — den Sitz der Kunst und der Wissenschaft, die Mutter und Erfinderin aller Weisheit und Bildung (omnium doctrinarum inventrices Athenae), das Geburtsland der Philosophen, der Redner und Künstler, deren Werke durch ihren Geschmack die Welt verfeinerten und durch ihre Genialität entzückten! Athen nicht mehr in Griechenland, Griechenland selbst vergessen bei der Bildung eines griechischen Staats! Welche Beleidigung gegen die öffentliche Meinung! Welch ein Hohn gegen alle classischen Erinnerungen! Mit bitterem Schmerz und tiefer Beschämung hätten wir dann ausgerufen, wie jener Reisende: Fuit quondam Graecia; fuerunt Athenae; nunc neque in Graecia Athenae, neque in ipsa Graecia Graecia est!

Doch das classische Land ist jetzt und — wir hoffen für immer — der türkischen Barbarei los, und ob wir ihm gleich erweiterte Grenzen gewünscht hätten, so reicht es doch hin, einen ansehnlichen Staat zu bilden, und begreift fast das ganze eigentliche Griechenland. An der endlichen Befreiung des Peloponneses mit seinen weiland berühmten Provinzen Argolis, Elis, Arkadien, Sparta, Messenien war längst nicht mehr zu zweifeln; auf dem Continent, nördlich vom Isthmus, kann der neue Staat sich Attica's, Böotiens, nebst Phocis, Lokris und einem großen Theile Aetoliens rühmen; östlich von da der langen Insel Euböa, die, von Griechenland nur durch eine schmale Straße getrennt, an dessen Küste von Cap Sunium bis nach Thessalien sich hinzieht; weiter gegen S O, in nicht großer Entfernung vom Continent, jener Gruppe der Cycladen,

Die einen reichen Brillantenschmuck
Natur gelegt dem Ocean an die Brust,

und der die neue Regierung, gleich ihrem alten Beschützer, Macht verleihen wird ohne Furcht vor dem Raubbesuch eines Capudan Pascha,

— zu tragen ihre Kronen von Sapphir,
Zu schwingen ihre kleinen Dreizacke *).

Diese Begrenzung des griechischen Staats schließt die große Insel Candia mit den wichtigen und gepriesenen Inseln an der Küste von Kleinasien, Chios, Samos und Rhodos aus. Ueber die Politik oder Nicht-Politik dieser Maßnahme wollen wir nicht lang rechten; nur im Vorbeigehen bemerken wir, daß, wo die Bevölkerung hauptsächlich aus Griechen besteht und wo die Insurrektion so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß eine Unterdrückung derselben sich erst nach Jahre langen Kämpfen und Metzeleien erwarten läßt, man hätte wohl dürfen zum Heil der Inselgriechen dieselben Rücksichten, wie bei Continentalgriechenland, eintreten lassen, ohne daß dadurch das Prinzip der Intervention ausgedehnt oder ein Krieg riskirt worden wäre. In Bezug auf Candia stimmen wir vollkommen Denen bei, die der Meinung sind, daß man diese Insel dem neuen Staate hätte einverleiben sollen. Candia liegt nicht mehr als 60 engl. M. von der Südostspitze von Morea und kaum 50 von der Insel Cythera an der Küste des Peloponneses; seine Bevölkerung besteht meist aus Griechen; es ist die letzte Besitzung, welche das barbarische Reich der Pforte in diesen Meeren erwarb. In den Händen eines Feindes von Griechenland liefert es wegen seiner Nachbarschaft und seiner Hülfsquellen Stoff genug zu Besorgnissen und selbst wirklicher Gefahr. Gegenwärtig, wie seit mehreren Jahren, im Aufstand begriffen, war es dem türkischen Reiche bereits entfremdet und trug Nichts zu seiner Stärke bei, seine völlige Trennung von demselben konnte also auch unserem „alten Alliirten" unter den übrigen Demüthigungen, die er sich in der letzten Zeit gefallen lassen mußte, nicht so sehr empfindlich seyn. Daß die Anstrengungen der Candioten, das türkische Joch abzuschütteln, von ganz neuem Datum seyen, oder nur von auswärtiger Aufstiftung herrührten, ist eine Behauptung der Unwissenheit. Die Insurrektion begann daselbst im Frühjahr 1821, wenige Wochen, nachdem sie in Continentalgriechenland ausgebrochen war, und mehrere der glänzendsten Thaten des griechischen Patriotismus wurden verrichtet, um das Reich des Minos den Barbaren zu entreissen. In der Folge ward zwar das Feuer der Empörung gedämpft, doch erlosch es nie ganz; es bedurfte nur des Anblicks der griechischen Flagge oder der Landung einer Handvoll Griechen an der Küste, so entbrannte der Rachekrieg wieder mit neuer Wuth. Es ist Thatsache, daß ein Theil der russischen und französischen Vorschüsse zur Aufrechthaltung des Widerstandes in Candia verwendet wurde; diese Thatsache giebt uns so wenig ein Recht, die Insurgenten jetzt ihrem Schicksal zu überlassen, daß vielmehr ein weiterer Grund für uns darin liegen sollte, ihnen zur Unabhängigkeit wie ihren Brüdern in Morea zu verhelfen. Ist von den Verbündeten den Griechen, um sie zur Empörung zu ermuntern, bloß deßwegen Geld geliefert worden, damit die Pforte später ihre Rache an ihnen auslassen könnte? Sagt man, die Insurrektion habe in Candia

*) Comus.

nicht triumphirt und der londner Vertrag lege den Verbündeten die Verpflichtung, für die Griechen Eroberungen zu machen oder ihre türkischen Herren mit Waffengewalt zu vertreiben, nicht auf, so ist Dieß keine Antwort auf unsere Frage. Was haben sie denn in Morea gethan? Was müssen sie in Athen, in Negroponte thun, ehe ihr Werk fertig ist? War nicht die französische Expedition etwas Mehr als ein friedlicher Vermittlungsversuch und vermag nicht derselbe Einfluß, welcher Cuba befreit, Candia zu befreien? Indeß müssen wir gestehen, daß die Nothwendigkeit diese Insel mit dem neuen Staat zu verbinden nicht so unmittelbar ist, als bei Negroponte, während ihr Verlust denn doch für die Türken bedeutend und der von den Griechen für türkisches Eigenthum zu erstattende Ersatz für die letztern lästig seyn würde.

Um die Hülfsquellen und Vertheidigungsmittel der befreiten Provinzen und ihre Aussichten auf Macht und Wohlstand zu schätzen, wäre es von großem Interesse, eine genaue Berechnung der Bevölkerung zu bekommen. Dieß dürfte jedoch so leicht nicht seyn. Die Angaben der Einwohnerzahl des Peloponneses schwanken, je nachdem man Pouqueville, Raybaud, Humphreys oder Hassel hört, zwischen 240,000, 400,000, 600,000 und 710,000; nach Suzo, dem Geschichtsschreiber der griechischen Revolution, belief sie sich im J. 1821 auf 400,000; diese Bevölkerung war in 24 Cantone vertheilt und über 965 Dörfer zerstreut; in ihrer Mitte lebten 50,000 Türken; aber man darf nicht übersehen, daß Morea den Hauptstoß des Feindes auszuhalten hatte. Die griechische Bevölkerung im Norden des Isthmus, die in den Aufstand verwickelt war, wurde verschiedentlich zu 400,000, zu 200,000 und 180,000 angeschlagen. Letzteres ist die Statistik des Grafen Guillemont, die derselbe als das Resultat seiner Nachforschungen in einer Denkschrift den verbündeten Höfen vorlegte. Die Einwohnerschaft der Cykladen und all der Inseln, welche ihre Unabhängigkeit erklärten, Candia ausgenommen, überstieg nie 200,000. Wie sich daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen läßt, beträgt die Bevölkerung Neugriechenlands, Arta und Volo zu Grenzen angenommen, nicht mehr als 7 bis 800,000. Die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara, welchen der größte Theil der griechischen Seemacht gehörte, zählten vor dem Krieg keine 50,000 Einwohner. Eine solche Bevölkerung, so wenig sie auch den übertriebenen Angaben entspricht, die zu verschiedenen Perioden der Revolution in Umlauf kamen, ist immer noch als eine hinreichende Grundlage für eine sich entwickelnde Nationalkraft zu betrachten, wenn man sich erinnert, was in neuern Zeiten Genua, Venedig, Florenz und was vor Alters Athen selbst mit seinen 30 bis 40,000 Bürgern in der Epoche seines höchsten Ruhms geleistet. Was aber auch die Zukunft des einst gefeierten Volkes seyn mag, die gegenwärtige Ausdehnung seines Gebiets übersteigt nicht die der schottischen Hochlande und Inseln; ihre Bevölkerung erreicht nicht den Westbezirk von Yorkshire; der Gesammthandel der Nation kommt nicht dem Handel von Hull, und das Gesammteinkommen des erschöpften Staats nicht den Taxen gleich, welche ein Paar londner Bierbrauer entrichten.

Walsh's Notizen aus Brasilien.

Nach den vereinigten Staaten von Nordamerica zieht nicht leicht ein anderer Theil der neuen Welt so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als Brasilien. Wenn die wundervolle Natur dieses Riesenreiches, so wie die politische Lage desselben als die einzige Monarchie mitten unter den jugendlich aufblühenden Freistaaten des spanischen America's schon an und für sich einen eigenthümlichen Reiz besitzen, so wird derselbe im gegenwärtigen Augenblicke noch durch die Verbindung des Regenten mit einer liebenswürdigen deutschen Fürstentochter erhöht; und Nachrichten über das Privatleben der verschiedenen Stände, so wie über das Innere des Kaiserhofes, die früher vielleicht wenig Interesse erregt hätten, können jetzt auf die lebhafteste Theilnahme rechnen. Wer das Land und die Bewohner im Allgemeinen kennen lernen will, den verweisen wir auf Rugendas, dessen Ansichten aus Brasilien durch ihre unvergleichliche Wahrheit, uns, als ob wir mit einem Zauberstabe berührt worden wären, mit einem Male mitten in diese Wunderwelt versetzen; dem gelehrten Forscher leistet das ausgezeichnete Werk von Spix und Martius Genüge; und in die kleinsten Details des geselligen Lebens führt uns ein so eben in London erschienenes Reisebuch eines alten Bekannten, des Dr. Walsh, dessen Reise von Constantinopel nach Rustschuck unseren Lesern aus dem Jahrgange 1828 des Auslandes erinnerlich seyn wird. Die Notizen aus Brasilien (Notices of Brazil, in 1828 and 1829 by the Rev. Walsh. Lond. 1830. 2 vols. 8) sind eine nicht weniger angenehme und lehrreiche Lectüre, als jene Reise es war. Aus dem mannigfaltigen Stoffe, welchen die Notizen uns bieten, beschränken wir uns für das Erste, einige Details über den Haushalt und die persönlichen Verhältnisse des Kaisers mitzutheilen.

„Als die erste Gemahlin des Kaisers zuerst nach Brasilien kam, machte sie durch ihr einnehmendes liebenswürdiges Wesen allgemein den vortheilhaftesten Eindruck; ihr weißer blühender Teint, ihre blauen Augen und blonden Haare bildeten einen angenehmen Contrast zu den dunkeln Locken, den bleichen Gesichtern und der braunen Farbe der Damen, welche sie umgaben. Aber bald vernachläßigte sie diese Vortheile; sie hatte nicht die geringste persönliche Eitelkeit, und war in Bezug auf ihr Aeußeres völlig unbekümmert. Sie ging in großen dicken Stiefeln mit Sporen umher, gleich den Mineiros, saß, einen Mantel übergeworfen und einen Mannshut auf dem Kopfe schrittlings zu Pferde und ritt in diesem Aufzuge durch die ganze Stadt. Allerdings sieht man auf dem Lande in Brasilien Frauen häufig auf diese Weise reiten, und sie that Dieß, um sich der Landesart des Volkes zu bequemen, dem sie angehören sollte; in Rio, wo europäische Sitten und Lebensart Eingang gefunden haben, wurde ein solches Benehmen jedoch als gemein und unverständig betrachtet. Als sie Mutter wurde, nahm diese Vernachläßigung ihres Aeußeren auf eine noch unangenehmere Weise zu. Ihr langes schlichtes Haar ließ sie sich bis in das Gesicht und über die Schultern herabhängen; und die Fehler ihrer körperlichen Bildung, die starke österreichische Unterlippe und der dicke Hals der Wienerinnen, die Anfangs übersehen worden waren, wurden täglich sichtbarer und sollen nicht Wenig dazu beigetragen haben, den Kaiser, der stets ungemein sorgfältig in Tracht und Kleidung war, von ihr zu entfernen. Leicht

würde sie bei einiger Aufmerksamkeit auf ihre Person die Neigung und Liebe ihres Gemahls eben so sehr zu fesseln vermocht haben, als seine Achtung, welche sie nie verlor. Denn jene unbedeutenden Fehler wurden durch die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes bei Weitem überwogen. Ihre Gutmüthigkeit war so unbegrenzt, daß sie nie eine Bitte abschlagen konnte. Wenn sie ausging, führte sie eine Tasche voll Silbergeld mit sich, welches sie unter Weges den Bedürftigen vertheilte; nie konnte ihre Großmuth mit ihrer Einnahme Schritt halten. Sie war gegen Jeden aus ihrer Umgebung eine freundliche und nachsichtige Herrin, eine liebevolle Mutter und ein gehorsames treues Weib, welches sich durch Nichts von seiner Pflicht ableiten ließ. Ihr Schwiegervater, König Johann, liebte und achtete sie sehr, und ein Schreiben von ihr war es, was ihn zuletzt zu der Anerkennung der Unabhängigkeit des Landes vermochte. Sie hinterließ fünf Kinder: Donna Maria da Gloria, Königin von Portugall, geboren am 4 April. 1819; Donna Januaria, geb. am 11 März 1821, Donna Paula Mariana, geb. 17 Febr. 1823, Donna Francisca Carolina, geb. 2 Aug. 1824, Don Pedro d'Alcantara, Kronprinz von Brasilien, geb. 2 Dec. 1825.

„Ich fand den Kaiser in der Mitte des Zimmers stehend. Als ich ihn zum ersten Male auf den Stufen des Thrones gesehen hatte, den kleinen Prinzen neben sich, war er mir als ein großer stattlicher Mann erschienen; doch als ich jetzt mich näherte und wir einander dicht gegenüberstanden, bemerkte ich, daß er unter der Mittelgröße und von derber starker Gestalt war. Sein Gesicht war voll und durch Pockennarben zerrissen; sein Haar schwarz und dick, dazu kam ein gewaltiger Schnurrbart und überhaupt ein ziemlich abschreckendes Aeußeres. Sein Benehmen war indessen, obwohl etwas trocken, doch herablassend und höflich. Er redete mich französisch an: „Je vous suis bien obligé à raison des livres, que vous m'avez envoyé par le Marquis d'Aracaty!" — „Ew. Majestät erweisen mir zu viel Ehre; ich hoffe, daß Sie etwas darin gefunden haben, welches Ihren Beifall hat." „So, was das betrifft, ich habe noch keine Zeit gehabt, sie zu lesen; auch verstehe ich nicht besonders Englisch." — „Man hat mich unterrichtet, daß Ew. Majestät es sehr geläufig sprechen." — „Nein; ich lernte es vom Vater Tilbury; aber er ist krank, der arme Mann. Wie fanden Sie den Theil des Inneren, welchen Sie gesehen haben?" — „O, das Land ist herrlich; es fehlt nur an Einwohnern." — „Was sagen Sie zu unserm botanischen Garten? Wir hoffen, Etwas daraus zu machen." — „Er wird sehr nützlich seyn, wenn die einheimischen Pflanzen darin wissenschaftlich geordnet sind." — Nach mehreren ähnlichen Bemerkungen machte ich meine Verbeugung und wurde von dem Marquis hinausgeführt.

„Da es manches Interessante in dem Palaste zu sehen gab, so ließ ich mir das Innere desselben zeigen. Außer dem Cabinett der verstorbenen Kaiserin waren mir einige Proben der Kunstfertigkeit des Kaisers merkwürdig. Gleich seinem großen Namensvetter in Rußland besitzt er viele Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten. Als er noch ein Knabe war, wurde ihm durch den Obristen Cunningham ein elfenbeinernes Schiff, ein Geschenk von Sir Sidney Smith, überreicht. Es war unter Weges zerbrochen worden und nicht ohne einige Geschicklichkeit wieder herzustellen. Sogleich ließ er sich sein Handwerkszeug kommen, und bald hatte er es so gut wieder in den Stand gesetzt, als wenn es von dem besten Schiffszimmermanne ausgebessert worden wäre. Sein Zimmer ist eine Werkstätte, in welcher sich eine Drechslerbank und ähnliches Handwerksgeräth befindet, und er hat in derselben mancherlei artige Arbeiten verfertigt.

„Die Lebensweise des Kaisers ist ungemein mäßig und thätig. Jeden Morgen steht er vor Tage auf; und da er selbst nicht mehr schläft, so hat er auch nicht Lust Andere schlafen zu lassen. Er fängt deßhalb sein Tagewerk gewöhnlich damit an, vor dem Palaste mit seiner Vogelflinte zu schießen, bis Alles auf den Beinen ist. Er frühstückt um sieben Uhr und bringt den Vormittag theils in seinen Geschäften, theils in Vergnügungen zu; bis um zwölf Uhr, wo er sich aufs Bett legt, um Mittagsruhe zu halten. Gegen halb zwei steht er auf und kleidet sich an, um zu dem Diner zu gehen. Die Brasilier sind, so viel ich habe bemerken können, sehr reinlich und überhaupt sehr sorgfältig in ihrem Aeußeren; der Kaiser besonders ist Dieß in ausgezeichnetem Grade. Nie habe ich ihn mit beschmutzten Kleidern gesehen. Er speist mit seiner Familie um zwei Uhr, hält ein mäßiges Mahl, und nimmt selten mehr als ein einziges Glas Wein zu sich; darauf unterhält er sich mit seinen Kindern, deren Gesellschaft sein größtes Vergnügen ausmacht. Er ist ein strenger und fester, aber auch ein zärtlicher Vater, und er wird daher von ihnen zugleich gefürchtet und geliebt. Ich habe selbst den Baron Marschall, den österreichischen Gesandten, erzählen gehört, wie er eines Tages dem Kaiser seine Aufwartung machen wollte, und, weil er Niemand in dem Vorzimmer sah, ohne Umstände eintrat, und den Kaiser in einem der inneren Gemächer mit seinen Kindern spielend fand. Der Fürst hatte seinen Rock ausgezogen, und er war durch die Gegenwart des fremden Gesandten so wenig beschämt, als Heinrich IV. in einem ähnlichen Falle. Um neun Uhr geht er zu Bett.

„Die Erziehung des Kaisers war in seiner Jugend sehr vernachläßigt worden, und er hat nie die verlorene Zeit wieder ersetzen können. Er besitzt indessen noch einige Erinnerungen aus den Classikern, und nimmt zuweilen ein lateinisches Buch in die Hand, besonders das Breviarium, welches er gewöhnlich lateinisch liest. Er hatte die Absicht, Englisch zu lernen, und nahm deßhalb an dem Unterrichte, den Hr. Tilbury, ein englischer Geistlicher, seinen Kindern gab, Theil; nachdem er jedoch einige Fortschritte gemacht hatte, gab er es auf und fing an, Französisch zu treiben, was er zuweilen spricht. Er hat einen englischen Reitknecht, von dem er leider auch etwas Englisch gelernt hat. Der Bursch soll, wie ich hörte, dem Fluchen, so wie dem Gebrauche unanständiger Ausdrücke sehr ergeben seyn; und der Kaiser, so wie selbst die verstorbene Kaiserin nahmen Manches von seiner Phraseologie an, ohne die Bedeutung zu kennen. In seinen häuslichen Ausgaben ist er ungemein sparsam. Die sorglose Verschwendung seines Vaters, so wie überhaupt die grenzenlose Unordnung in den Finanzen während der Regierung desselben hatten das Land in solche Verlegenheit gestürzt, daß er nöthig fand, die Ausgaben für seine eigene Person außerordentlich zu beschränken. So hat er dem Koch nur eine sehr kleine Summe ausgeworfen, über deren Verwendung er die genaueste Rechenschaft fordert; und eine der Hauptursachen seiner Unzufriedenheit mit der verstorbenen Kaiserin soll die rücksichtslose Milde derselben gewesen seyn. Seine natürlichen Anlagen kann man ohne Uebertreibung ausgezeichnet nennen. In jugendlichem Alter, ohne alle Erfahrung, sich selbst überlassen, in einem Lande, welches beinahe von allen Seiten durch revolutionäre Bewegungen erschüttert wurde, sah er mit richtigem Blicke die Linie, welche ihm für sein Benehmen vorgezeichnet war, und verfolgte sie mit seltener Gewandtheit. Er konnte unmöglich hoffen, der öffentlichen Stimmung Widerstand leisten zu können; aber indem er den Schein annahm, als stehe er an der Spitze derselben, ist es ihm gelungen, bisher sie wirklich zu leiten; und so hat er ohne irgend einen gewaltigen Uebergang in Brasilien eine freie Verfassung einführen und sein Reich vor der Unordnung und Verwirrung bewahrt, welche noch immer in allen übrigen Staaten Südamerica's herrschen. Man behauptet indessen, daß er den Geist der Democratie, welchen er heraufgerufen hat, auf jede Weise zu unterdrücken wünsche, und daß er seinen wahren Grundsätzen nach entschiedener Despot sey. Sein Zweck bei der Einführung einer constitutionellen Regierung sey nur der gewesen, sich für den Augenblick populär zu machen; und gegenwärtig, nachdem er sich auf seinem Throne hinreichend befestigt habe, sey er entschlossen, sich jener unruhigen Volksversammlungen zu entledigen, die er in der That bereits zweimal gewaltsam unterdrückt hat. — Die nächste Zukunft muß lehren, in wiefern diese Ansicht gegründet ist oder nicht."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 113. 23 April 1830.

Jacotot's Erziehungssystem. *)

Ein Erziehungssystem, das sich als „Geistesemancipation" und „Universalunterricht" der Welt ankündigt, und dessen Ansprüche auf diese stolzen Titel in zwei der aufgeklärtesten Länder Europa's die glänzendste Anerkennung finden, ist geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen, wo man sich für die fortschreitende Bildung des Zeitalters interessirt, also auch in unserem Deutschland, dem Land der Systeme und der Theorien, der Philanthropen und der Kosmopoliten. Zudem handelt es sich hier nicht mehr bloß um eine theoretische Frage, sondern um eine wirkliche Revolution, die das gesammte alte Schulwesen in Frankreich und den Niederlanden umzustürzen droht: Dieß beweist der unermeßliche Absatz der Schriften des neuen Pestalozzi und seiner Verehrer; Dieß beweisen die vielen öffentlichen und Privatanstalten nach dieser Methode, welche in wenig Jahren in jenen beiden Reichen errichtet worden sind; Dieß beweisen die Anträge von Seiten der niederländischen Regierung an Jacotot, unter seiner Aufsicht eine neue Organisation des Schulwesens einzuleiten; Dieß beweist endlich die Ablehnung dieser Anträge von Seiten des Meisters, der des Triumphs seiner Sache an und für sich selbst zu gewiß ist, als daß er auch nur den Schein auf sich laden möchte, als ob er sich zu Concessionen gegen das alte System verstehen könnte.

Wenn man bedenkt, daß man nach dem seitherigen Gang des Unterrichts den siebenten Theil seines Lebens, d. h. vom 8 bis zum 18 Jahr, zu bloßen Vorbereitungsübungen verwenden muß, wobei man denn eine Menge Dinge lernt, die man im wirklichen Leben wenig oder gar nicht gebrauchen kann, so daß es fast Noth thäte, beim Eintritt in dieses eine zweite Erziehung zu beginnen; so dringt sich von selbst der Gedanke auf: sollte es nicht möglich seyn, auf einem einfachern und sichern Wege zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen? Diesen Weg will Jacotot gefunden haben. Da indessen schon so Manche vor ihm dieselbe Aufgabe zu lösen suchten, so wäre es sonderbar, wollte man von seinem System nun erwarten, daß es absolut neu seyn sollte. Der Grundsatz selbst, auf welchem es beruht, daß man nämlich in der Erziehung von Thatsachen ausgehen müsse, dürfte kaum eine Entdeckung zu nennen seyn; denn wo wäre ein Erzieher, der nicht in einzelnen Fällen und Momenten auf diese Wahrheit gekommen wäre und von ihr Nutzen gezogen hätte? Von einzelnen Anschauungen und Beobachtungen aber ist der Schritt weit zu einem System. Darin besteht denn auch das hauptsächlichste Verdienst Jacotots: er sammelte eine Masse von zerstreuten Winken über Erziehung und Bildung des menschlichen Geistes, um sie zu einem in sich vollendeten Ganzen zu verbinden, zu einem Ganzen, worein alle Gegenstände des Wissens fallen und durch welches sich der obige Grundsatz als ein leitender Faden durchzieht.

Betrachten wir die Art und Weise, wie man nach jacotot'schem System die Muttersprache erlernt.

Da ist weder von ABCbuch noch Grammatik die Rede, sondern das kleinste Kind bekommt schlechtweg seinen Telemach in die Hand. Es soll lesen lernen: Dieß geschieht, indem man das erste Wort des Buchs nimmt, es ihm vorsagt und sich's von ihm wiederholen läßt; man zeigt ihm, wie man es in Silben eintheilt, wie man die Silben einzeln ausspricht, wie man die Buchstaben unterscheidet, kurz man lehrt das Wort kennen, um es wieder zu erkennen, wo man es findet, und es und alle seine Theile von jedem andern Wort zu unterscheiden. Die Lektion ist aus; ein Wort ist gewonnen; und da das erste Wort im

*) Enseignement universel par J. Jacotot, Chevalier du lion belgique. Langue maternelle 8 ed. Louvain 1827. Mathématiques 1829. Musique 1829. Journal de l'Emancipation intellectuelle, destiné aux pères de famille; rédigé par plusieurs disciples de J. Jacotot et publié par F. Jacotot, avocat, et H. V. Jacotot, Méd. Dr., Fils du fondateur 1 année (1 bis 13 Heft) 1829. Considérations sur les résultats importans qu'obtient en Belgique le nouveau mode d'éducation, inventé par M. Jacotot. Par E. Boutmy. Paris 1829. L'enseignement universel, mis à la portée de tous les pères de famille, par un disciple de J. Jacotot I Partie: Lecture, Ecriture, Langue maternelle; II Langues étrangères, Dessin, Peinture, Droit, Danse, Emancipation intellectuelle; III Musique, Mathématiques, Théologie, Exercise militaire, Histoire, Géographie, Egalité des intelligences. Par. 1829. Enseignement universel etc par M. A. Durietz. Par. 1829 De la Méthode Jacotot, par Joseph Rey de Grénoble Par. 1829 Lettres sur la Méthode Jacotot, dite Enseignement universel par M. le Duc de Levis. Par. 1830.

Telemach Calypso heißt, so sind von vier und zwanzig Buchstaben sieben erlernt. An das folgende Wort in dem Buche geht es sofort, sobald das Kind das erste gehörig inne hat; dabei wird dasselbe Verfahren beobachtet, nur muß der Schüler jetzt unterscheiden, welche Buchstaben beiden Wörtern gemein sind — für ihn eine neue Erwerbung: hierauf kommt das dritte Wort u. s. f.; die Repetition ist die Seele der Methode: man bewegt den zweiten Fuß nicht vorwärts, bis der erste fest steht, und immer von Neuem wird das Kind auf seine frühern Erwerbungen zurückgewiesen, bis die Wechselbeziehung schnell und leicht ist wie ein Gedanke. Zwang findet bei dem jacotot'schen System nicht Statt; bloß die einzuschlagende Richtung ist bestimmt; das Kind lernt, wenn es Lust hat, und hört auf, wenn es keine Lust mehr hat; die ersten Schritte kann man entweder gleich, oder man hält dabei an, bis man sie kann, so daß es keine Anstrengung kostet sie zu lernen, und die weitern Schritte gehen so stufenweise, daß es gleichfalls keine Anstrengung kostet sie zu verfolgen. Mit dem Schreiben macht man es eben so und Beides — Lesen- und Schreibenlernen — gilt in den jacotot'schen Anstalten für etwas so Leichtes, daß man gleichsam dazu kommt, ohne daß man weiß, wie. Kinder, die von Beidem Nichts wußten, konnten oft schon nach einem vierzehntägigen Unterricht, täglich eine Stunde, unter die Andern eingereiht werden, gerade als wenn sie ein Paar Jahre nach der alten Methode geschult worden wären. Mit den sechzig ersten Zeilen aus Telemach, die nach diesem Plan durchgegangen werden, kann der Zögling vollkommen lesen.

Der Telemach, welchen Jacotot seinen Schülern ganz in die Hände giebt, ist das Musterbuch, das sie am Ende einer mäßigen Lehrzeit in den Besitz von Wörtern, Redensarten, Stil, Ausdruck, Empfindungen und Begriffen bringt. Jacotot hat das Motto: „Lern Etwas recht, und alles Andere ist Dir damit gegeben." Was man sich vollständig und gründlich aneignet, wird zum Reis, auf welches jedes andere Wissen sich leicht propfen läßt, und zugleich zum Merkzeichen jeder Lücke, die sich in diesem Wissen noch befindet. Daher sein zweiter Wahlspruch, der zu einer Art Feldgeschrei gegen sein System geworden: „Alles ist in Allem." Sein Buch enthält zwar nicht alle Dinge, aber es enthält wenigstens die Anfänge von allen, wenigstens die Beziehungen darauf und — was der wichtigste Punkt — es bietet einen sichern Ankergrund dar. Dem Zweck eines solchen Musterbuches dürfte nicht leicht eines besser entsprechen, als eben dieser Telemach, mit seiner lieblich wechselnden Erzählung, seiner beredten und eleganten Darstellung, seinem Reichthum an moralischen Reflexionen, seinen Beobachtungen über die Welt im Großen wie im Kleinen, seiner scharfen Charakterzeichnung von Menschen und Dingen — zum Mindesten, wenn man ihn liest, und seinem Gedächtniß einprägt, lernt man noch etwas Mehr als die Sprache. Ein solches Buch wiegt viele Bücher auf. Ein solches Buch war den schottischen Covenanters und andern Sekten vor und nach der englischen Republik und ist den heutigen Methodisten und Pietisten die heilige Schrift — sie ertheilte allen ihren Gedanken eine bestimmte Farbe, lieferte ihnen immer neue Triebfedern zum Handeln und aus ihr floß ihnen eine unversiegbare Quelle der Beredsamkeit. Der Einseitigkeit vorzubeugen möchte freilich dem Lehrer schwer fallen. Doch ist diese weniger zu fürchten, wenn das Buch nicht der Phantasie frei überlassen bleibt, sondern zur Entwicklung der Geisteskräfte wie zur Gewinnung positiver Kenntnisse unter der Aufsicht eines tüchtigen Lehrers benützt wird.

(Schluß folgt.)

Leben und Meinungen des berühmten englischen Pfarrers Dr. Parr.

(Fortsetzung.)

Will man den Charakter Parr's in bestimmtere Züge zusammenfassen, so bietet sich unter allen seinen Zeitgenossen keine natürlichere Parallele als zwischen ihm und Johnson dar. Beide glichen einander in der Derbheit des Geistes und des Körpers, der Kraft und Fruchtbarkeit der Rede und des hochfahrenden herrischen Tons, den sie führten; indeß stachen ihre religiösen und politischen Ansichten zu sehr von einander ab, und auf der andern Seite standen sie in Ansprüchen, Talenten und Manieren einander viel zu nahe, als daß sich ein inniges Verhältniß zwischen Männern denken läßt, von denen keiner einen Widerspruch duldete und keiner eine Autorität anerkannte. Bei einer nähern Zusammenstellung dürfte übrigens Parr nur gewinnen: Johnson war voll von Vorurtheilen, abergläubisch, engherzig, unverträglich, übermüthig, und wenn ihm auch, was die geistige Rüstigkeit und noch mehr das Verdienst größerer und erfolgreicherer Leistungen in den interessantesten Zweigen der Literatur betrifft, der Preis gebührt, so bleibt er dagegen in Hinsicht der mannigfaltigen gründlichen und tiefen Gelehrsamkeit, der aufgeklärten Ansichten und des wohlwollenden menschenfreundlichen Wirkens hinter Parr zurück. Ihre persönliche Aehnlichkeit bestand in der hohen und stämmigen Gestalt, der stolzen Miene und Gebehrde, den kühnen Umrissen und der etwas schiefen Haltung des Kopfs; weniger in dem Ausdruck des Gesichts. Johnson sah wie eine antike Statue aus, an der man Risse, Schrammen und Klammern wahrnimmt; selten wurde seine Stirn von Wolken frei, und gegen Fremde hatte er etwas durchaus Zurückstoßendes in seinem Wesen. Parr konnte wohl auch rauh und barsch seyn, namentlich gegen grobe Aufdringlichkeit, sonst aber verriethen seine schönen von buschigen Brauen überschatteten grauen Augen nicht nur den gelstreichen, sondern auch den jovialen Mann; und die Strenge des Blicks, die er zuweilen im Unwillen annahm und die ihm Manche als charakteristisch beilegten, erschien gemildert durch heitern Humor und freundliche Sitten, den ungekünstelten Ausdruck eines wohlwollenden Herzens, in dessen Nähe man sich hingezogen fühlt. Boswell erzählt von einer ihrer Zusammenkünfte, nach welcher Johnson geäußert haben sollte: „Parr ist ein tüchtiger Mann, ich habe mich nie so frei unterhalten; nur Schade, daß ein solcher Gelehrter ein Whig ist!" Parr, der Boswells Bericht las, rief heftig aus: „Ja, ich erinnere mich dieser Unterhaltung — ich gab ihm keinen Pardon. Der Gegenstand unseres Streits war die Freiheit der

Presse. Während er argumentirte, bemerkte ich, daß er stampfte. Auf Dieß stampfte ich auch. Dr. Johnson fragte: Was stampfen Sie, Dr. Parr? Ich erwiederte: weil Sie stampften, war ich entschlossen, Ihnen nicht einmal den Vortheil einzuräumen, daß Sie mir Ihren Beweis mit dem Fuß stempeln *) sollen." Parr verfaßte in der Folge die lateinische Inschrift für Johnsons Grabmal in der St. Paulskirche; auch hatte er im Plan, sein Leben zu beschreiben. Er nannte ihn einen bewunderungswürdigen Gelehrten, der durch sein bloßes Wissen hochberühmt geworden wäre, wenn der Ruf seines Geistes und seiner Beredsamkeit nicht noch höher gestanden, wenn man den Philologen nicht über dem großen Meister in der Literatur seines Vaterlandes vergessen hätte **).

Werfen wir nun einen Blick auf Parrs Leben zu Haus und in der Gesellschaft. Er stand selbst in seinem hohen Alter bei guter Tagesstunde auf, und nachdem er seine Kleider, die in der Regel von ziemlich rohem Schnitt und grobem Stoff und wohlabgetragen und wohlgeflickt waren, nachlässig um sich geworfen, begab er sich in sein Bibliothekzimmer und beschäftigte sich mit Lesen oder Schreiben. „Das Volk muß Papier essen und Dinte trinken," war eine seiner Lieblingsfiguren. Selten wies er Morgenbesuche ab, sondern empfing sie mitten unter seinen Arbeiten, unbekümmert um seinen grotesken Aufzug. Mit dem Aufwachen stopfte er seine Pfeife, die er den Tag über nur momentan aus dem Munde legte. Ob er gleich manche von den vier und zwanzig Stunden zu ernstem Studium anwendete und hauptsächlich die großen alten und neuen Schriftsteller las, so verschmähte er es doch keineswegs, sich mit der periodischen und Tagesliteratur bekannt zu machen. Eine unzählige Menge von Briefen, worin er nach Befinden der Umstände gelehrt that, scherzte, neckte, lobte, Rath ertheilte, und die alle auch der Form nach glücklich sind, soweit sich aus den von seinen Biographen herausgegebenen Proben schließen läßt, flossen aus seiner Feder oder wurden von ihm diktirt. Eine besondere Freude machte er sich daraus, theologischen Zeloten und intoleranten Polemikern „mit einer Dosis geistiger Medicin, bereitet in seinem Laden und verordnet durch Vernunft und Schrift" aufzuwarten. Seine Hauptleibesübung war Reiten, oder nach seiner Definition, „eine langsame Bewegung auf einer Mähre mit einem alten blauen Mantel um sich, grobbeschlagenen Stiefeln an den Füßen und einem rostigen Sporn dran, einer großen Staatsperücke auf dem Kopf und einem kleinen Dreispitz darüber, ein Dutzend Schritte hinter sich einen Bedienten zu Fuß oder zu Pferd." In seinen letzten Jahren hielt er sich eine Kutsche und fuhr mit Vieren.

Parr liebte die Geselligkeit; Abends sah er gerne seine Familie und seine Freunde um sich, ließ sich wohl auch in eine Spielpartie ein, und Mittags pflegte er, seit er keine Schule mehr zu besorgen hatte, einige Stunden zu tischen. Er hielt Viel auf eine gute Mahlzeit und ließ sich's so gut schmecken, als Johnson. So oft er zu Haus Gesellschaft gab oder auswärts speiste, trug er seine wohlgepuderte Perücke und seinen geistlichen Kragen und Rock; bei außerordentlichen Gelegenheiten producirte er sich in seinem altmodischen sammtnen Staatskleid. Er trank über Tisch sein gutes Glas Wein und dann kam die Pfeife, die für ihn ein unentbehrliches Möbel war. Sein Vorrecht zu Rauchen forderte er in jeder Gesellschaft: „Ohne Pfeife kein Parr," war sein bekannter Wahlspruch. Damen vom höchsten Rang verschmähten es nicht, ihm die Pfeife anzuzünden, und oft bat er sich von den jüngsten und schönsten diesen Dienst aus. Der Prinz von Wales (der jetzige König) bestand darauf, daß er rauchte, wenn er bei ihm in Carltonhouse speiste, und der Herzog von Sussex, dessen Wohnung er oft besuchte, rauchte mit. Er hatte die Gewohnheit, daß er, wo er auch eingeladen war und was es auch für Wetter seyn mochte, im Speisezimmer jedes Mal die Fenster öffnete, was ihm von anwesenden Frauenzimmern und andern Personen von zarter Leibesbeschaffenheit häufig sehr übel genommen wurde; wo man ihn indeß näher kannte, genoß er in allen seinen Eigenheiten unbedingte Freiheit. Je behaglicher er sich dann fühlte, desto redseliger wurde er, während nicht zu leugnen ist, daß, wo ihm die Gesellschaft nicht zusagte, er es wirklich verstand, recht widerwärtig zu seyn. Diese widerwärtige Seite mochte er indessen zu oft nicht darbieten. Wir könnten eine ganze Reihe von königlichen und andern Herzogen, von Marquis, Grafen, Baronen und Herren aufzählen, die sich beeiferten, den Landpfarrer mit Artigkeiten zu überhäufen. Gewiß ein Beweis für seine geselligen und gefälligen Sitten! Diesen Gegenstand etwas näher zu beleuchten, können wir nicht umhin, einer Unterredung zu gedenken, die zwischen Parr und dem Prinzen von Wales an der Tafel des Herzogs von Norfolk, in Gegenwart von Fox, Sheridan, Lord Erskine und vielen Personen von hohem Rang Statt fand und welche uns zugleich von den ausgezeichneten Conversationstalenten Parrs und der männlichen Unabhängigkeit seines Geistes und seiner Sprache als Beispiel dienen mag. Es hatte Jemand den Namen Markham's, Erzbischofs von York, genannt; da sagte der Prinz von Wales zu Parr: „Ich halte Markham für einen weisern und gelehrtern Mann, als den Dr. Hurd — und überdieß auch für einen bessern Lehrer, und Sie werden mir hierin eine Stimme zugestehen, da Beide meine Lehrer waren." Parr. „Sir, ist es Ew. K. Hoheit angenehm, wenn ich die Vergleichung der Verdienste Beider zum Gegenstand einer Discussion mache?" Der Prinz. „Ja." Parr. „So muß ich bekennen, Sir, daß ich ganz der entgegengesetzten Ansicht von Ew. K. Hoheit bin." Der Prinz. „Da ich Beide so genau kenne, so werden Sie nicht leugnen, daß ich die Verdienste Derselben besser zu würdigen vermag, als Sie. Aus der Art, wie Beide lehrten, mag sich meine Ueberzeugung von Dr. Markham's Ueberlegenheit rechtfertigen, von seiner würdevollen und imposanten Haltung gegenüber dem sanften und weichen Wesen des Bischofs von Worcester und — mit geziemender Anerkennung Ihrer Autorität in solchen Dingen füge ich Dieß hinzu — seiner vorzüglichen Erfahrung und Geschicklichkeit als Schulmann." Parr. „Ew. K. Hoheit haben diese Unterredung begonnen, und wenn Sie mir er-

*) stamp, in der Bedeutung von Stampfen und Stempeln bildet die Pointe dieses unübersetzbaren Wortspiels.

**) Eine Charakteristik Johnsons enthält Parrs Dedication und Vorrede zu den warburton'schen Traktaten.

lauben, fortzufahren."... Der Prinz. „Fahren Sie fort. Ich erkläre also, daß Dr. Markham beſſer Griechiſch verſtand als Dr. Hurd; denn wenn ich den Homer las und an einem Wort ſtrauchelte, ſo erläuterte mir es Dr. Markham ſogleich und wir laſen weiter. Wenn ich aber bei Dr. Hurd anſtand, ſo verwies er mich immer aufs Lexicon: daher ſchließe ich, daß er ſelbſt nicht ganz ſattelfeſt war." Parr. „Sir, ich wage es, Ew. K. Hoheit Schluß zu beſtreiten. Ich bin ſelbſt Schulmeiſter, und ich glaube, daß Dr. Hurd die richtige Methode befolgte, Markham aber ſeine Schuldigkeit nicht that. Dr. Hurd wollte, daß Ew. K. Hoheit das Wort in dem Wörterbuch ſuchte, nicht weil er es nicht ſelbſt wußte, ſondern weil man ein Wort lernt, indem man es ſucht. Dr. Hurd war gerade als Gelehrter nicht ausgezeichnet, aber es läßt ſich doch nicht erwarten, daß er Ew. K. Hoheit eine Lektion gab, ohne die Materie ſelbſt zu kennen." Prinz. „Sie haben Ihre Meinung über Dr. Hurd demnach geändert? Ich habe ein Werk *) von Ihnen geleſen, worin Sie ihn ſehr heftig anlaſſen." Parr. „Ja, Sir, ich griff ihn über einen literariſchen Punkt an, den ich für wichtig hielt, und ich bot die ganze Kraft meines Geiſtes auf, und bemühte mich meine Sache ſo gut als möglich zu machen, denn ich betrachte Dr. Hurd als einen bedeutenden Mann. Er iſt als ſolcher von auswärtigen Kritikern anerkannt, die ſeinem wundervollen Scharfſinn und ſeinen mit einem ſo kleinen Grundſtock von Wiſſen erworbenen Verdienſten alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Als Männer von Talent kann man meines Dafürhaltens Markham und Hurd gar nicht vergleichen. Markham war ein pompöſer Schulmann; Hurd ein ſteifer und kalter aber korrekter Herr. Markham ſtand erſt einer großen Schule vor, dann einem großen Collegium, und endlich wurde er Erzbiſchof. In allen dieſen Stellen hatte er Verehrer, die den Ruf ſeiner Größe austrompeteten, ob er gleich Nichts herausgegeben hat, als eine Predigt, die jetzt vergeſſen iſt. Geboren in einem Pachthaus und erzogen in einer Landſchule ſchwang ſich Hurd zur Freundſchaft Gray's und zu einem Kreis ausgezeichneter Männer empor. Aus der Dunkelheit eines Dorfs und als Mitglied eines kleinen Collegiums ſandte er von In- und Ausland geprieſene Werke in die Welt, und darunter iſt ein Buch, Sir, wegen deſſen Ihr K. Vater ihn zum Biſchof ernannt haben ſoll. Er ſelbſt machte ſich in ſeinem Stand unpopulär durch Vertheidigung eines fanatiſchen Syſtems. Er hat Tadler, er hat keine Poſaunner; aber er iſt, was er iſt, durch ſich allein; und vielleicht Sir, verdanken Sie ihm ſelbſt einen Theil der Kunſt und Gewandtheit, die Sie in dieſer Debatte an den Tag gelegt haben."

(Schluß folgt.)

*) Die Dedikation zu den warburtonian'ſchen Traktaten.

Bibelüberſetzungen im Orient.

So löblich das Beſtreben iſt, die in der Nacht des Heidenthumes verlorenen Völker des Orients durch Verbreitung der heiligen Schriften des alten und des neuen Bundes für eine höhere Anſicht des Lebens, für eine geiſtigere Religion zu gewinnen; ſo übereilt müſſen wir es doch nennen, wenn man hiebei von Ueberſetzungen Gebrauch macht, die mit derſelben Nachläßigkeit, wie unſere gewöhnlichen modernen Fabrikwaaren, gearbeitet ſind. Durch die falſche Anwendung eines einzigen Wortes wird oft die ganze Lehre entſtellt; und die Verwirrungen, welche aus Mißgriffen dieſer Art hervorgehen, ſind um ſo beklagenswerther, je ſchwieriger es iſt, denſelben, nachdem ihre nachtheiligen Wirkungen einmal eingetreten ſind, zu begegnen. Bleiben wir z. B. nur bei dem einzigen Wort (*O'υρανος*) Himmel ſtehen, welches in dem neuen Teſtamente bekanntlich in dreifacher Bedeutung vorkommt, 1) als ſichtbarer Himmel, die Atmoſphäre, oder der Raum, in welchem die himmliſchen Körper ſich bewegen; 2) als das Paradies, der Ort und der Zuſtand zukünftiger Glückſeligkeit; 3) als das höchſte Weſen; ſo finden wir in den indiſchen Sprachen kein Wort, welches dieſe drei verſchiedenen Begriffe zugleich ausdrückte. Schunja (bengal.) würde nur den leeren Raum, antariksch ia den Raum, in welchem die Geſtirne ſich befinden, und acasch die Luft bezeichnen. Um das Wort „Himmel" in ſeiner zweiten Bedeutung als Paradies richtig wiederzugeben, müßte man dieſen Begriff daher umſchreiben; und wo Himmel das höchſte Weſen bezeichnet, bleibt nichts Anderes übrig, als geradezu Gott oder der Höchſte zu ſagen. In der hinduſtaniſchen Ueberſetzung des neuen Teſtamentes, welche in Bengalen allgemein eingeführt iſt, finden wir aber ſtatt einer ſolchen Unterſcheidung durchgängig das Wort gebraucht, welches bei den heidniſchen Hindu's den Himmel, das Paradies ihres Gottes Indra, bezeichnet. So wird die Stelle des Matthäus: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort wird nicht vergehen", überſetzt: „Indra's Paradies und die Erde werden aus der Exiſtenz oder aus der Erſcheinung treten"; was nichts Anderes ausdrückt, als die bekannte Lehre der Brahminen von den periodiſchen Zerſtörungen des Weltalls.

Admiral Sir George Montagu.

Am 24 December vorigen Jahres ſtarb in England der Admiral Montagu, 79 Jahr alt. Geboren am 12 December 1750 als älteſter Sohn des Admirals John Montagu, trat er bereits 1763 in das Seekadetteninſtitut zu Portsmouth. Schon ſehr früh dem praktiſchen Seedienſt beigegeben, verblieb er drei Jahre bei dem Jamaika-Geſchwader, von wo er 1770, in ſeinem zwanzigſten Jahre, nach England zurückkehrte. Schnell ſtieg er zum Lieutenant und ſofort zum Capitän auf, als welcher er beim Ausbruche des americaniſchen Unabhängigkeitkriegs die Häfen von Marblehead und Salem zu blockiren bekam. Er hatte das Glück den Washington, eine Brigg von 16 Kanonen, das erſte von den Americanern in See gelaſſene Kriegsſchiff, wegzunehmen. Die Mannſchaft, 70 Köpfe ſtark, ſandte er nach England, wo ſie jedoch, ſtatt ihrer Erwartung nach als Rebellen gehangen zu werden, neu gekleidet und in Freiheit geſetzt wurde. Nachdem er ſich im Verlaufe des Krieges mehrfach ausgezeichnet, kehrte er krank nach England zurück. Bald jedoch ging er von Neuem in See, und that ſich bei jeder Veranlaſſung durch Unerſchrockenheit hervor. Ein Jahr nach Ausbruch des Krieges mit der franzöſiſchen Republik (1793) ward er Contreadmiral, und im Jahr 1795 Viceadmiral. Nelſon, mit welchem er damals noch nicht perſönlich bekannt war, ſchlug ihn 1800 zu ſeinem Nachfolger im baltiſchen Meer vor, was jedoch die Regierung nicht genehmigte. Im Jahr 1801 zum Admiral ernannt, kommandirte er von 1803—1808 im Hafen von Portsmouth. Sein Charakter, ſagt einer ſeiner Biographen, war rein von jedem Flecke und ſein Thun, wie er ſelbſt, ſtets edel, brav und preiswürdig!

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 114. 24 April 1830.

Leben und Meinungen des berühmten englischen Pfarrers Dr. Parr.

(Schluß.)

Die vielen komischen Einfälle, die von Parr in England im Umlauf sind, und nicht Wenig zu seiner Popularität beitrugen, rühren fast insgesammt von seinen Tischunterhaltungen her. Einige Proben seines Witzes oder — wenn man lieber will — seiner göttlichen Grobheit — dürften unsern Lesern nicht unerwünscht seyn, da sie die Scala des dort herrschenden gesellschaftlichen Tons bezeichnen, so wie man sich daraus von der einem geachteten Geistlichen, auch außer seiner Kirche, eingeräumten Autorität einen Begriff abnehmen kann. Bei einem öffentlichen Gastmahl in Liverpool rief ihm ein mehr wegen seines Reichthums als seiner Geistesbildung angesehener Herr vom entgegengesetzten Ende der Tafel zu: „Ich hoffe, Dr. Parr, Sie haben das abscheuliche Prügelsystem aufgegeben, in das Sie so vernarrt waren?" Parr that Anfangs, als ob er Nichts hörte; worauf jener seine Frage lauter wiederholte und in ihn drang, ihm zu sagen, ob er wirklich glaube, daß es etwas Gutes um die Disciplin sey. Jetzt nahm Parr seine Pfeife aus dem Mund und erwiederte feierlich: „Ja, Herr! ich glaube, daß es etwas Gutes um die Disciplin ist: merken Sie sich, es ist die Disciplin, die den Soldaten macht; es ist die Disciplin, die den Gelehrten macht; es ist die Disciplin, die den gebildeten Mann macht; und, Herr, es ist der Mangel der Disciplin, der Sie zu Dem gemacht hat, was Sie sind!" — Einen jungen Mann, der ihn sehr mit Fragen belästigte, fertigte er mit den Worten ab: „Herr, Ihre Zunge geht aus Werk vor Ihrem Hirn, und wenn Ihr Hirn ans Werk geht, so kommt Nichts heraus als Irrthum und Albernheit." — Einem Andern, der kühne, aber übelvertheidigte Behauptungen aufstellte, sagte er: „Herr, sind Sie damit still, Sie haben Wenig gelesen, Weniger gedacht, und wissen Nichts." — In einer großen Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, warum er nicht Mehr oder wenigstens ein größeres seiner würdiges Werk geschrieben hätte; die Ausdrücke von Verwunderung und Bedauern, welche die Gesellschaft durchliefen, ertrug er mit guter Laune; als aber ein junger Gelehrter, wahrscheinlich im Scherz, jedoch etwas naseweis, ihm zurief: „Nun, Dr. Parr, ich denke, wir beide schreiben ein Buch miteinander?" so ging ihm die Geduld aus und er entgegnete: „Junger Mann, wenn in diesem Buch Alles geschrieben steht, was ich weiß und was Sie nicht wissen, so giebt es ein ziemlich großes Buch!" — Eines Tags befand er sich mit einem jungen Mann von vornehmer Familie zusammen, der im Ganzen einen trefflichen Charakter hatte, sich übrigens gern leichtfertige Scherze erlaubte; dieser fragte ihn: „ob er meine, daß das Kreuz auf dem Rücken des Esels wirklich durch Christi Ritt nach Jerusalem verursacht worden sey?" Im Augenblick, aber mit gerunzelter Stirn und erhobener Stimme, erwiederte der Doctor: „Herr, ich wollte, Sie hätten ein wenig Mehr von dem Kreuz und ein wenig Weniger von dem Esel!" — Vor einigen Jahren brachte Parr ein Paar Tage in Staffordshire in dem Haus eines alten Schülers, eines ausgezeichneten Advokaten zu, wo er mit einem andern Besuch, dem berühmten H. C., gleichfalls einem Anwalt, zusammentraf. Der Wirt lud bei dieser Gelegenheit eine zahlreiche Gesellschaft zu Gast, welche unter Andern aus mehreren Geistlichen der Nachbarschaft bestand; unter diesen war Einer, der gerade von der hohen Schule kam und, wie es scheint, die kleinen Regeln, welche wenigstens in den höhern Zirkeln den gesellschaftlichen Verkehr leiten, nicht kannte, oder ihrer vergaß. Dieser junge Geistliche — vielleicht nicht sowohl um unsern Parr zu ärgern, als um von seinem Umgang Nutzen zu ziehen — bestürmte ihn mit einer theologischen Frage um die andere, zum großen Verdruß des Doktors, der solche Gegenstände in gemischter Gesellschaft nicht gern aufs Tapet brachte. Der junge Theolog ließ sich indeß durch das augenscheinliche Mißvergnügen, mit welchem seine Fragen aufgenommen oder vielmehr zurückgewiesen wurden, nicht irre machen; endlich rückte er mit der Frage heraus, auf die er ihm die Antwort schlechterdings nicht erließ: „ob Mohammed die heilige Schrift gekannt habe?" „Herr," erwiederte Parr kalt, „ich habe nicht das Vergnügen der Bekanntschaft Mohammeds." „Oder glauben Sie, Dr. Parr," fuhr jener fort, „daß Mohammed bloß ein unechtes Evangelium und die dem Barnabas fälschlich zugeschriebene Epistel sah?" „Herr, ich habe auch nicht das Vergnügen, Hrn. Barnabas zu kennen," erwiederte Parr mit zunehmendem Ernst in Accent und Miene. Nicht abgeschreckt durch diese Replike, erneute der junge Inquisitor seinen Angriff: „Verzeihen Sie,

Dr. Parr, aber erlauben Sie mir noch einmal die Frage, glauben Sie oder glauben Sie nicht, daß Mohammed ein echtes Evangelium sah?" „Herr," erwiederte Parr höchst aufgebracht, „wenn Sie mir die Zähne herausziehen, so muß ich schon, um mein Essen zu retten, Ihnen sagen, daß ich glaube, daß Mohammed kein echtes Evangelium gesehen hat." „Um Vergebung," rief E., der mit stiller Schadenfreude beobachtet hatte, wie das Insekt den alten Löwen an der Mähne zupfte, vom andern Ende der Tafel, wo er saß, „um Vergebung, Dr. Parr, haben Sie ein echtes Evangelium gesehen?" Unvorbereitet auf diesen von einer andern Seite plötzlich gegen ihn gerichteten Angriff, schien Dr. Parr einen Augenblick verwirrt, und mit gespannter Aufmerksamkeit wandte sich die ganze Gesellschaft nach ihm. Doch bald faßte er sich, erhob sich von seinem Stuhl, und sprach mit gebietender Würde und Stimme: „Herr, wenn Sie ein echtes Evangelium sahen, so konnten Sie die gelehrte Sprache nicht verstehen, in welcher es geschrieben war; und wenn sie dieses echte Evangelium sahen und diese gelehrte Sprache verstanden, so konnten Sie den erhabnen Charakter nicht begreifen, die es schildert, oder die reine Moral, die es einschärft; und wenn Sie dieses echte Evangelium lasen und diesen erhabnen Charakter und diese reine Moral begreifen konnten, so müßten Sie stark in Verlegenheit seyn, wenn Sie um Ihre verkehrten Neigungen und Angewöhnungen zu bedecken, beweisen wollten, daß dieser Charakter eine Erdichtung und diese Moral eine Lüge sey." — Dr. Parr, der dem Patriotismus die höchste Verehrung zollte, und das Schicksal des unglücklichen O'Coighley innig bemitleidete, war bald nach dessen Hinrichtung mit einem jungen schottischen Advokaten zusammen, der sich als Schriftsteller große Verdienste um die Verbreitung der Grundsätze der bürgerlichen und religiösen Freiheit erworben hatte, damals aber im Verdacht stand, daß er aus Ehrgeiz umsatteln wollte. Der Schotte äußerte, O'Coighley hätte sein Schicksal wohl verdient; man könne sich keinen ärgern Schurken denken. „Mit Nichten," entgegnete Dr. Parr, „mit Nichten kann man sich keinen ärgern Schurken denken. Er war ein Irelander — er hätte können ein Schotte seyn; er war ein Priester — er hätte können ein Jurist seyn; er war ein Verräther — er hätte können ein Apostate seyn." — Auch Damen verschonte Dr. Parr nicht immer mit seiner Zurechtweisung, wenn sie eine widersinnige Meinung behaupteten, oder es an weiblicher Decenz fehlen ließen. Zu Einer, die in dem letztern Fehler war, sagte er: „Madame, Ihr Vater war ein Gentleman und ich dachte, seine Tochter wäre eine Lady." — Zu einer Andern, die mit ihm einen hartnäckigen aber nicht sehr sieghaften Streit führte und am Schluß der Debatte erklärte, daß sie doch ihre Meinung behalte (maintain), sagte er: „Madame, Ihre Meinung können Sie behalten (retain), wenn Sie dazu Lust haben, aber halten (maintain) können Sie sie nicht." — Zu einer Dritten, die sich gleichfalls mit ihm in einen Streit einließ, den sie mit mehr Wärme als Gründen durchfocht, und die sich nachher damit entschuldigte, „es sey ja das Privilegium der Weiber, Unsinn zu schwatzen," sagte er: „Nein, Madame, es ist nicht ihr Privilegium, sondern ihre Schwäche. Euten würden gehen, wenn sie könnten; aber die Natur erlaubt ihnen nur zu watscheln." — Eine Dame, bei der er zu Tisch gewesen, schlug ihm seine Bitte, die Pfeife anzuzünden, ab. Umsonst plädirte er und berief sich darauf, daß ihm bei Personen vom höchsten Adel selbst in Gegenwart und im Palast seines Souveräns diese Gunst nicht vorenthalten worden. Die Dame blieb unerbittlich. „Madame," sagte der Doctor, „so muß ich Ihnen denn gestehen, Sie sind die größte" (hier fiel sie ihm ins Wort und bat ihn, er möchte artig seyn;) „Madame," fing der Doctor von Neuem an, indem er sie ernst anblickte und seine Stimme erhob, „Madame, so muß ich Ihnen also gestehen, Sie sind die größte — Tabaksstopferin*) in England". Es muß hier bemerkt werden, daß, ob Parr gleich sich von jungen Schönen die Pfeife anzünden ließ, er den Gesetzen der Galanterie gegen Damen keineswegs fremd war, auch daß sein Witz nicht immer, wie man aus den obigen Beispielen schließen könnte, gegen sie den Stachel herauskehrte.

So Manches wäre noch zu sagen von Dr. Parrs geistlichen Ansichten und Verdiensten, von seinen scharfsinnigen Kritiken und Kontroversen, von seinem Briefwechsel mit Staatsmännern und Gelehrten**) über die wichtigsten Fragen der Zeit. Wo es galt für das Recht und die Freiheit zu kämpfen, trat der rüstige Mann in die Schranken — die Volksrechte der Americaner, die Menschenrechte der Neger, die Staatsrechte der Dissenters und der Katholiken, die Mündigkeitsrechte der Constitutionsfreunde auf dem Kontinent — fanden an ihm einen beredten Fürsprecher. Am 6 März 1825 beschloß er seine lange rastlose Laufbahn, nachdem er bis wenige Monate vor seinem Tod einer ununterbrochenen Gesundheit genossen und noch drei Jahre zuvor als siebzigjähriger Greis ein zweites eheliches Band geknüpft hatte. Seine Grabschrift, die er kurz vor seinem Sterben diktirte, endigt mit folgenden Worten:

„Christlicher Leser!

Was ist der Wille des Herrn, der an Euch ergeht? Daß Ihr sollt Gerechtigkeit thun, Barmherzigkeit üben, mit Euren Nachbarn in Liebe seyn, Euren heiligen Erlöser verehren und demüthig wandeln vor Eurem Gott."

---

*) tabacco-stopper. Die Doppelbeutigkeit im Englischen, in dem das Wort auch Tabaksfeindin bedeutet, läßt sich im Deutschen nicht ausdrücken.

**) Noch im J. 1819 hatte er Schottland besucht, und mit den dortigen Gelehrten Bekanntschaft gemacht. Der erste seiner literarischen Freunde in Edinburgh war Dugald Stewart, bei dem er einige Zeit als Gast zubrachte. Indessen so sehr er dem Scharfsinn dieses Philosophen Gerechtigkeit widerfahren ließ, so erklärte er sich doch nicht für sein, sondern für Hartleys System, dessen Beobachtungen über den Menschen er die höchste Bewunderung zollte. Mit Sir Walter Scott war er ein oder zwei Mal in Gesellschaft, er schien ihn aber eher zu vermeiden, da er ihn für einen politischen Proteus hielt; auch däuchte ihm sein schriftstellerisches Verdienst mehr glänzend als begründet. Dugald Stewart erhielt von ihm einen Aufsatz über das Erhabene, bestimmt in dieses Professors Werk über die Philosophie des Geistes eingerückt zu werden; der Aufsatz blieb jedoch wegen seiner Größe bis jetzt ungedruckt und seine Erben gedenken ihn besonders herauszugeben, da er einen wahren Schatz von metaphysischer Tiefe und gründlicher Gelehrsamkeit enthalten soll.

Die Mätreſſen und Kinder Ludwigs XV.

Wer noch an die Herſtellbarkeit des „ancien regime“ glauben kann, hat die Memoiren nicht geleſen, welche gegenwärtig zur Beleuchtung der ſkandalöſeſten Periode desſelben herauskommen und mit welchen Frankreich überſchwemmt wird. Die Frage, ob dieſe oder jene echt oder unecht ſeyen, thut Nichts zur Sache; das größere Publikum, für welches ſie geſchrieben ſind, nimmt es damit nicht ſo genau; immerhin möchte man aber noch Mehr darin finden, als bloß jene poetiſche Wahrheit, welche das hauptſächliche Verdienſt der hiſtoriſchen Romane Walter Scotts iſt, deren Stelle in Frankreich dieſe Memoiren einzunehmen ſcheinen. Hier ein Bruchſtück aus den kürzlich erſchienenen Denkwürdigkeiten der großen Marquiſin von Pompadour.

„Auf das Fräulein von Baumartel kam das Fräulein Tiercelin, welche der König, als ſie ihm von Lebel vorgeſtellt wurde, den Namen Frau von Bonneval annehmen ließ. Eines Tages, als der König nach Paris kam, bemerkte er dieſes Kind, welches damals noch nicht ſein zehntes Jahr erreicht hatte und mit ſeiner Bonne im Tuilleriengarten ſpazieren ging; am Abend ſprach er davon mit Lebel, dem er ſagte, dieſe Figur habe ihm bezaubernd geſchienen. Lebel wandte ſich an Hrn. von Sartines, um herauszubringen, wer das niedliche Geſichtchen ſey. Hr. von Sartines ſtellte ſo viele Leute auf, die eine Bonne um die andere durchmuſterten, bis man am Ende diejenige entdeckte, welche den kleinen Engel hütete; einige Louis reichten hin, die Dienerin zu beſtechen, daß ſie ihre Schutzbefohlene Hrn. von Sartines auslieferte. Man ließ das Kind in der Hermitage erziehen, bis es zwölf und ein halbes Jahr alt war, worauf Se. Maj. es zu ſich nahm. Der Vater, Hr. Tiercelin, ein Mann von Stand, ſchlug Anfangs Lärm über die Entführung ſeiner Tochter, bis man ihm bedeutete, er ſolle ſchweigen, wenn ihm ſeine Freiheit lieb wäre. Die kleine Tiercelin benahm ſich ſehr drollig, wenn man ſie in die Gemächer des Königs brachte, um zu ſeiner Unterhaltung beizutragen; ſie liebte ihn nicht, und mit den Worten: „Du biſt ein Garſtiger“ warf ſie die Kleinodien und Brillanten, die er ihr ſchenkte, zum Fenſter hinaus. Aber dieſe Munterkeit, an die ihn ſeine früheren Mätreſſen nicht gewöhnt hatten, reizte ihn nur zu um ſo größerer Zärtlichkeit gegen die kleine Tiercelin, und er befahl, daß man ihr alle ihre Launen hingehen ließ. Um dieſe Zeit entdeckte ich mit Hrn. von Choiſeul, daß Tiercelin, der Vater, den Plan geſchmidet hatte, mich mit Hülfe des Einfluſſes der Kleinen aus dem Palaſte zu verdrängen; es ſchien ſelbſt, daß es ſich darum handelte, dem Könige von Preußen die Geheimniſſe des königlichen Hauſes zu verrathen. Hr. von Choiſeul ſetzte Se. Maj. von dieſen Umtrieben in Kenntniß — aber der König wollte lange nicht daran glauben und beklagte ſich, man ſchütze Dieß nur vor, um ihn der einzigen Perſon zu berauben, die ihm einige Erheiterung gewähre; endlich jedoch von der Wahrheit überzeugt unterzeichnete er unter Thränen die Verhaftungsbriefe, welche Frau von Bonneval und ihren Vater in die Baſtille beförderten; als ſchon Hr. von Choiſeul mit dem Schreiben in der Hand ſich entfernen wollte, hielt er ihn noch einen Augenblick zurück, um ſeine holde Kleine noch einmal zu umarmen, ehe man ſie abführte. Sie brachte mehrere Monate in der Baſtille zu, wo ſie eines Sohnes genas, der auf Koſten des königl. Schatzes aufgezogen und in einem Alter von neun Jahren in ein Seminar gethan wurde.

Da ich wohl wußte, daß ſich der König am Beſten dabei befand, wenn man ihn beherrſchte, wie denn Dieß dem Cardinal Fleury und Frau von Chateauroux trefflich gelungen war, ſo fuhr ich fort, meine Gewalt über den ſchwachen und flatterhaften Mann zu behaupten, indem ich ihm zu abwechſelnden Vergnügungen verhalf. Porträte waren das Mittel, deſſen man ſich bediente, Ludwig XV Geſchmack an den Perſonen beizubringen, die man ihm verſchaffen wollte. Mein Neffe, der Marquis von Lugeac, war in ſolchen Fällen ſehr gut zu brauchen. Boucher hatte das Arbeitszimmer der Königin ausgemalt und unter Anderem zu einer heiligen Familie, die er ausführte, das hübſcheſte Kind, das man auftreiben konnte, als Jungfrau Maria porträtirt. Der König, der gleich merkte, daß dieſe Figur ein Porträt wäre, drückte ſeine Bewunderung darüber, ſo wie ſeinen Wunſch, das Modell zu ſehen, aus —; es war ein zwölfjähriges Mädchen, die Tochter eines irländiſchen Edelmannes, der ſich nach Frankreich geflüchtet hatte. Lugeac erwiederte, die Sache ſey ſchwierig, doch werde man mit ein Wenig Geduld ſchon zurecht kommen. Im Einverſtändniſſe mit Lebel wird die Mutter, die ihre Tochter vergöttert, überredet, das Kind habe das Glück gehabt, einer vornehmen Dame vom Hof zu gefallen, die es geſehen, als es gemalt worden. Man verſicherte ſie, die Dame beſitze wegen ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit das Vertrauen der Königin, ſie ſey ſehr reich und kinderlos und zum Mindeſten könnte ihrer Tochter durch ſie das Glück widerfahren, unter den Augen der Königin am Hof erzogen und verſorgt zu werden. Die Mutter, entzückt über dieſe Ausſichten, führte ihre Tochter ſelbſt zu der vermeintlichen Hofdame, indem ſie der Vorſehung dankte, die ſich ihr ſo günſtig erzeigte. Nach dem Mittagmahl veranlaßte man die Frau, ſich auf kurze Zeit wegzubegeben, um zu ſehen, ob ihre Tochter es über ſich vermöchte, ſich von ihr zu trennen. Auf dieſen Augenblick wartete der ſchlaue Lebel, um das Kind auf den Arm zu nehmen, und nach einem Pavillon der Tuillerien zu tragen, der bekannten Pflanzſchule für Kinder, die für das Vergnügen des Fürſten beſtimmt waren; ſo daß die Mutter bei ihrer Zurückkunft weder ihre Tochter, noch die Dame, noch Lugeac, noch Lebel mehr fand, ſondern bloß eine verſchloſſene Thüre. Umſonſt brach ſie in Klagen und Drohungen aus, rief Himmel und Erde zu Zeugen dieſes Frevels an; Niemand erſchien als eine gewiſſe Perſon, ihr zu ſagen, ihre Tochter befinde ſich an einem ſo privilegirten Ort, welchen zu beſuchen ſelbſt der Polizei kein Recht zuſtehe, und zuletzt ließ man ſie merken, der König ſelbſt ſey die Dame, welcher ihre Tochter zu gefallen das Glück gehabt, worüber die arme Mutter bei dem Gedanken an die Ungleichheit des Alters und des Standes vollends in Verzweiflung gerieth. Seinerſeits hörte das Mädchen nicht auf, nach ſeiner Mutter zu verlangen und verrieth einen ſolchen Kummer, daß man beſorgte, es möchte krank werden. Es bedurfte vieler Spielſachen und Liebkoſungen, ſeine Thränen zu ſtillen. Endlich beruhigte es ſich, als man verſprach, es wieder zur Mama zu bringen, wenn man mit ihm zufrieden ſeyn könnte. Als die kleine Irländerin dem König vorgeſtellt wurde, rief er, von ihrer Schönheit hingeriſſen, aus: „Ich werde ſie mein ganzes Leben behalten.“ Er führte ſie auf den Giebel des Schloſſes und quartirte ſie in den höchſtgelegenen von ſeinen kleinen Zimmern ein, wo ſie für jeden Blick unzugänglich war. Mannbar und ſchwanger gewerden, fünf Monate nach ihrer Einkleidung, that

sie einen Fall, der eine Fehlgeburt zur Folge hatte. Der König, dem sie jeden Tag theurer wurde, war trostlos. Er widmete sich ihr so ganz und gar, daß mich eine Regung zur Eifersucht anwandelte; Hr. v. Lugeac und Lebel benachrichtigten mich immer von Allem, was vorging. Ich suchte daher diese Lustpartie mittelst neuer Mätressen zu durchkreuzen, als die Kleine, jetzt 15 Jahre alt, und abermals schwanger, erkrankte. Sie gab einer Tochter das Leben, die ihr in dem Augenblick der Geburt abgenommen wurde, um insgeheim erzogen zu werden. Ich benützte ihre durch Krankheit und Niederkunft verursachte Entfernung aus der Nähe des Königs, um sie zu verheirathen. Der König, der drei Jahre seinen Zeitvertreib mit ihr gehabt, erinnerte sich ihrer noch oft, und suchte das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen; allein zufrieden ihre Pflicht als Gattin und Mutter zu erfüllen, hielt sie sich ferne von einem Hof, den die Gunst des Königs so stürmisch machte.

Während der König so viele Mädchen zum Behuf seiner Vergnügungen entführen ließ, trug er die größte Sorge, sie in den Pflichten der Religion selbst zu unterrichten; mit der Geduld eines Schulmeisters lehrte er sie lesen, schreiben und beten, und wurde nicht müde sie zur Frömmigkeit zu ermahnen; ja er kniete selbst nieder und betete mit ihnen. Nach vollbrachter Andacht erhoben sich alle und der König wählte die aus, die ihn begleiten sollte. Man führte sie ziemlich regelmäßig zur Messe, und wenn Dieß sich nicht thun ließ, so befahl ihnen der König die Meßgebete für sich zu lesen; jede hatte zwei Zofen zur Bedienung, was aber den König nicht hinderte, sich damit zu amüsiren, sie anzukleiden oder einzuschnüren; eine besondere Unterhaltung gewährte es ihm auch, bei ihnen den Schreiblehrer zu machen, und es gab unter ihnen einige, welche die Handschrift Sr. Maj. vollkommen nachahmten. Einen großen Theil des Tags verlebte Ludwig in der Hermitage in dieser Gesellschaft. Die Kinder, welche aus dem Umgang des Königs mit den Damen der Hermitage entsprissen, wurden zu zahlreich, als daß man sich nicht genöthigt gesehen hätte, rücksichtlich ihrer Erziehung eine allgemeine Regel aufzustellen. Der Polizeilieutenant und Hr. Bertin allein wissen, wie hoch sich die Zahl dieser Kinder beläuft und was sie dem Staat gekostet haben. Man erzieht sie in Collegien oder Klöstern, und läßt sie wo möglich in völliger Ungewißheit über ihre Abkunft, indem man sie für Kinder reicher Americaner ausgiebt, die in Frankreich ihre Bildung erhalten sollen; auch die Mütter dürfen nicht erfahren, was aus ihnen wird; doch ist es schwer ihre Abkunft zu verheimlichen, da sie ihrem Vater insgesammt außerordentlich gleichen; mag man auch Alles aufbieten, auf eine falsche Spur zu leiten, sie werden beinahe immer von ihren Kameraden auf der Schule erkannt. So wurde die Tochter, welche der König von Fräulein Baumartel hatte, ohne alle Communication mit ihrer Mutter erzogen; da diese aber eine sehr gefühlvolle Frau war, so forschte sie so lange nach ihrer Tochter, bis sie sie, unter dem Namen St. André, in einer Kloster-Pension zu Paris entdeckte. Um nun in dieses unzugängliche Haus, deren Superiorin im Geheimniß war, einzudringen, kam die Mutter in ihrer scharfsinnigen Zärtlichkeit auf den Einfall, eine ihrer ehelichen Töchter gleichfalls in das Kloster zu thun; vielleicht, daß sich so Gelegenheit ergäbe, ihre natürliche Tochter einmal zu umarmen. War es Zufall oder Natur — das kaum fünfjährige Mädchen flößte ihrer bereits fünfzehnjährigen königlichen Schwester die lebhafteste Freundschaft ein — eine neue Quelle angenehmer Empfindungen für die Mutter, welche sich darin gefiel, in ihrer Tochter den braunen Teint des Königs, seine schönen braunen Augen, die Bourbonennase, seine majestätische Haltung, seine Mienen und Gesichtszüge zu bewundern. Eines Tages als Frau von Baumartel wieder Fräulein St. André zu besuchen kam, und Beide lange ohne Rückhalt mit einander geplaudert hatten, sagte die letztere zu der ersteren: „Madame, seit ich mir denke, suche ich meine Mutter. Wie glücklich sind meine Freundinnen; sie haben eine Mutter, die sie liebt;" dann auf die Hand der Frau von Baumartel sich niederbeugend, fuhr sie fort: „doch nein, ich habe ja eine Mutter; meine Freundschaft für Sie sagt mir, daß Sie meine Mutter sind." Frau von Baumartel konnte ihre Rührung nicht verbergen; sie nahm ihre Tochter in ihre Arme und erzählte ihr das Geheimniß ihrer Geburt; aber unglücklicher Weise hatte eine Nonne die zärtliche Scene belauscht; sie benachrichtigte Hrn. Bertin, und Mutter und Tochter wurden an den Enden des Reichs eingesperrt. Dieser Bertin hatte die Oberaufsicht über die Vergnügungen und die kleinen Lusthäuser des Königs, verheirathete die schwangern Mädchen, unterhandelte mit den Männern, die so gefällig waren, über die Heirathsbedingungen, und bestimmte das Loos der Kinder Sr. Maj. La Vrilliere, der dem Departement der geheimen Haftbriefe vorstand, und der in dieser Verwaltung ergraute, indem er nicht einmal das Verdienst hatte fortgejagt zu werden, ging ihm treulich an die Hand. La Vrilliere verkaufte die Haftbriefe an Madame Sabatiere, seine Mätresse, welche damit einen förmlichen Handel trieb, und mit deren Hülfe die Hofleute und Banquiers die Gatten und Väter der Frauen und Töchter, die ihnen zusagten, einsperren ließen. Die la Sabatiere hatte es mit ihrem eignen Mann so gemacht und da er seit langer Zeit verschwunden, und ihn Jedermann todt glaubte, so benutzte die Dame diese im Publikum verbreitete Meinung, um sich von Neuem in den Stand der Ehe zu begeben mit einem jungen Mann, der sich eben so gut mit dem Teufel selbst hätte vermählen können.

Erste katholische Kirchenversammlung in den Vereinigten Staaten.

Das Erzbisthum Baltimore mit den Bisthümern Bardstown, Charlestown, Philadelphia, Cincinnati, Saint-Louis, Boston, New-York, Mobile und New-Orleans, bildet die katholische Hierarchie der Union; die Anhänger dieser Kirche schätzt man zu einer halben Million. Das Concilium, das im vorigen Oktober in Baltimore zusammentrat, hat beschlossen, sich alle drei Jahre zu versammeln. Vor ihrem Auseinandergehen brachten die geistlichen Herren ihrem Glaubensgenossen, Hrn. Charles Carroll aus Charlestown, dem einzigen noch lebenden Unterzeichner der americanischen Unabhängigkeitserklärung, persönlich ihre Huldigung dar. Die Diöcese von New-Orleans, durch den Tod Dubourgs erledigt, wird gegenwärtig von dem Bischof von St. Louis regiert; der Stuhl von Philadelphia hat einen apostolischen Vikar, der Bischof von Bardstown einen Coadjutor, der zugleich Bischof von Mauricastro in Partibus ist.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 115 und 116. 25 und 26 April 1830.

Ueber die Besteuerung von Malz und Bier in England. *)

Das Verfahren beim Malzen ist etwas sehr Einfaches; die Zeit hat daran nicht Viel verändert, und wie vor Jahrhunderten so wird es damit noch jetzt gehalten. Es kommt dabei hauptsächlich auf Jahrszeit und Qualität des Getraides an, und in sofern steht die Biersabrikation mit dem Wohlstand des Ackerbaues in einem innigeren Zusammenhang, als irgend eine andere Manufaktur. Die Gerste, aus welcher das Malz bereitet wird, wächst hauptsächlich auf den leichten Ländereien, die von Natur weniger produktiv sind, denen aber Kapital und Fleiß jene köstliche Frucht abgewinnt. Diese leichten Ländereien anzubauen würde sich ohne die Nachfrage im Malzhandel nach Gerste nur Wenig verlohnen. Zwar wird auch gelegentlich Waizen auf ihnen angebaut; aber Gerste bleibt immer ihr vortheilhaftestes Produkt. Personen, die in Sachen der Landwirthschaft eine Stimme haben, scheinen unbedingt der Ansicht, daß, wie hoch sich auch die Consumtion der Gerste steigerte, die Produktion doch leicht gleichen Schritt halten könnte. Die Erweiterung der Gerstencultur würde überdieß eine entsprechende Erweiterung der Rübencultur, durch welche die Fruchtbarkeit der Gerstenfelder erhalten wird — also eine steigende Nachfrage nach Malz nicht bloß eine Vermehrung des Absatzes der Gerste, sondern auch der Vorräthe für den Bedarf des Mastviehs zur Folge haben. Beläuft sich schon unter dem verderblichen Einfluß des gegenwärtigen Systems die Quantität Gerste, die gemalzt wird, auf etwa 3,200,000 Quarters (d. i. den Quarter zu 32 Sch. = 5,120,000 Pf. St.), und hat man allen Grund zu vermuthen, daß unter einem verbesserten System die Nachfrage sich verdoppeln oder verdreifachen würde; so läßt sich die Wichtigkeit des Gegenstandes für die Landwirthschaft nicht in Abrede ziehen.

Allein es ist nicht dieser landwirthschaftliche Gesichtspunkt, nicht das Interesse zahlreicher bei der Fabrikation der Malzgetränke betheiligten Capitalisten, was vornehmlich in Betracht kommt, sondern vor Allem das Glück und Wohlbefinden der mittlern und untern Stände. Malzgetränke sind für die arbeitenden Classen in England, was die geringern Weinsorten für dieselben Classen in Frankreich sind, Bedürfniß und Luxus zumal: sie stärken den Körper, erfreuen den Gaumen und erheitern die Lebensgeister. Der Geschmack dafür ist so allgemein verbreitet, daß man denken sollte, mit jedem Zuwachs der arbeitenden Classen müßte auch ihre Consumtion zunehmen. Dieß würde ohne Zweifel, wenn nur eine mäßige Abgabe darauf läge, geschehen; so aber ist, ungeachtet der ungeheuren Vermehrung der Bevölkerung, ungeachtet der größern Vertheilung des Reichthums, ungeachtet der steigenden Nachfrage nach allen andern Genüssen, die Biereonsumtion seit 120 Jahren stationär geblieben.

Die Bevölkerung von England und Wales giebt der Census von 1801 zu 9,100,000, und der von 1821 zu 12,160,000 an; nach diesem Verhältniß muß sie im J. 1827 zu 13,300,000 geschätzt werden — also um 4,200,000 oder um 46 Proc. höher als im J. 1801. Die Quantität der in dem J. 1800 und 1801 gemalzten Gerste (1,810,089 Qrs. 3 Bs. und 2,320,868 Qrs. 2 Bs.) kann aber nicht als Maßstab dienen, da in diesen beiden Jahrgängen Mißwachs war; hingegen der Verbrauch der zwei folgen-

*) Die heurige Parlamentssitzung zeichnet sich dadurch aus, daß die Regierung freiwillig auf eine Abgabe vom Bier verzichtete, welche mehr als das ganze Budjet von Bayern betrug. Einer solchen Erscheinung hätte sich wohl Niemand von einem Ministerium — am Wenigsten dem englischen — versehen (wiewohl die innere Politik Englands gegenwärtig alles Lob verdient) und man mußte sich fragen, wie es sich mit dieser Großmuth (denn etwas Anders als Großmuth konnte es nicht seyn) verhalte. Den besten Commentar zu dieser Frage liefert der obige von uns aus dem Edinburgh Review Nr. XCVIII entlehnte Aufsatz, der um so mehr auf einiges Interesse Anspruch machen dürfte, als durch denselben — wie denn ein gutes Journal in England auch für eine weise Regierung eine Autorität seyn kann — wahrscheinlich jene gepriesene Maßregel zum Theil provocirt wurde. Unsere Leser können aus diesem Artikel einmal ersehen, daß nicht, wie deutsche Zeitungen irrthümlicher Weise geglaubt haben, von der Abschaffung der Bieraufslagen überhaupt die Rede ist, sondern von der Abschaffung einer Getränkesteuer, die neben dem Malzaufschlag und zwar ausschließlich von den untern Classen entrichtet wurde; zweitens mögen sie sich daraus abstrahiren, daß die „collektive Weisheit" Großbritanniens, unter deren gesetzgebender Sanktion solche schreienden Mißbräuche so lang bestehen konnten, mitunter ein engherziges, auf Privatvortheil erpichtes Institut seyn müsse. Was den Malzaufschlag betrifft, welcher noch fortdauert, so betrug derselbe ums J. 1787 10 Sch. 6 D. vom Qrt., während der Kriegsperiode von 1804 bis 1816 34 Sch. 8 D. und jetzt 20 Sch. 8 D.

den Jahre kann es, und dieses weist einen Durchschnitt von etwa 3,800,000 Qrs. oder 30,400,000 Bs. aus, so daß auf die Person 3 Bushels 21 Pints kommen. Wäre nun die Consumtion nicht gesunken, so hätte sie sich in dem Jahr, das mit dem 5 Januar 1828 zu Ende ging, auf 5,553,000 Qrs. oder 44,424 Bs. belaufen müssen, statt daß sie sich bloß auf 3,137,000 Qrs. oder 25,096,000 Bs., belaufen müssen, statt daß sie sich bloß auf 3,553,000 Qrs. oder 25,096,000 Bs., d. i. im Durchschnitt die Person auf 2 Bs. also 1 Bs. 21 Pints niederer als im J. 1802 beläuft. Karl Smith in seiner Schrift über die Korngesetze hat aus dem Ertrag der Malztaxe folgende Durchschnittsberechnung der Consumtion in den fünfzig Jahren von 1703 bis 1753 herausgebracht:

Jahre	Malz Qrs.	Bs.
von 1703 bis 1713	2,959,063	7
— 1713 — 1723	3,542,157	2
— 1723 — 1733	3,358,071	2
— 1733 — 1743	3,215,094	2
— 1743 — 1753	3,404,026	1

In dem ersten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ging die Bevölkerung etwas herab, nämlich von 5,475,000 auf 5,240,000; in den vier nächsten Jahrzehnden hob sie sich wieder um 1,200,000, so daß sie im J. 1750 6,467,000 zählte. In dem letzten Theil dieser Periode war es nichts Seltnes, sich wegen der Malzabgabe privatim abzufinden, und man hat den wirklichen Malzverbrauch höher anzuschlagen, als er nach der officiell constatirten Abgabe davon erscheint: somit läßt sich unbedenklich behaupten, daß der Malzverbrauch im J. 1750 bei einer Bevölkerung von 6,467,000 höher stand als im J. 1828 bei einer Bevölkerung von 13,500,000, trotz der Bereicherung des Ackerbaus in den letzten dreißig Jahren im Betrag des Produkts von drei Millionen Morgen Landes von mittlerer Fruchtbarkeit *). Warum zeigt sich nun nicht auch zugleich eine Vermehrung der Produktion des für diese Ländereien vorzugsweise geeigneten Getraides, der Gerste? Etwa weil die Lage des Volks sich so verschlechtert hätte, daß es weniger Bier consumiren könnte als früher? Dieß möchte wohl kaum der Fall seyn, obgleich nicht zu leugnen, daß zu den alten Ursachen der Degradation desselben neuerdings wieder einige hinzugekommen sind. Die Summe von fünfzehn Millionen Pf. St., welche die niedern Stände in den Sparkassen angelegt haben, und der Umstand, daß eine Million der Mitglieder milder Gesellschaften ihnen angehört, beweisen, daß die jetzige Lage des Volks immer noch besser ist als früher. Also hätte sich vielleicht der Geschmack John Bulls so verändert, daß ihm Genevre und Whisky lieber geworden wären, als sein alter Lieblingstrank—das Bier? Schwerlich — aber das Räthsel verschwindet mit Einem Mal, wenn man das unsinnige System betrachtet, welches die Fabrikation und den Verkauf des Biers erschwert!

(Fortsetzung folgt.)

*) Von 1801 bis 1827 (beide Jahre incl.) gingen 1826 Novalienbills (enclosure acts) im Parlament durch; davon ein Viertheil für Schottland und Ireland abgezogen, bleiben für England und Wales noch 1370; jede im Durchschnitt zu 1600 Morgen gerechnet, ergeben sich 2,191,000 Morgen; nun wurden aber auch viele kleinere Distrikte ohne Dazwischenkunft des Parlaments in Novalien verwandelt; Dieß und die Verbesserungen der Landwirthschaft, die in diese Periode fallen, rechtfertigen die obige Annahme.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

Nachdem die verbündeten Höfe die Grenze des griechischen Staats festgesetzt und seine Unabhängigkeit von der Türkei ausgesprochen, war der nächste Gegenstand ihrer Berathung die Bestimmung seiner Regierungsform und die Wahl seines Souveräns. In ihren frühern Protokolen hatten sie zwei wichtige Entschließungen niedergelegt, nehmlich, daß die Regierung sich so viel als möglich der Monarchie nähern und daß die Souveränität in der Familie eines christlichen Fürsten, der mit keinem der contrahirenden Theile in Blutsverwandtschaft stünde, erblich seyn sollte. Dieser letztere Grundsatz der Selbstverleugnung bewahrte sie vor jedem Verdacht der Parteilichkeit und beugte jedem Lautwerden von Privatinteressen vor, wodurch so leicht Mißverständnisse hätten herbeigeführt werden können. Da saß nun das Conclave von Ministern, das eine Krone zu vergeben hatte, und fing sein Königmachungsgeschäft an. Verschiedene Candidaten schritten durch die Conferenzhalle und verschwanden wieder, gleich der zauberhaften Sippschaft Macbeths. Prinz Paul, der Bruder des Königs von Würtemberg und ein Prinz von Baden, Beide durch Blut und Verschwägerung mit der kaiserlichen Familie von Rußland verbunden, hielten sich für berufen über die Griechen zu herrschen, und brachten ihre Ansprüche vor. Aber der kaiserliche Wahlherr wollte sich die Verlegenheit ersparen, zwischen so streitenden Interessen zu entscheiden und übergab seine weiße Kugel in die Hände eines seiner Alliirten. Der Kaiser, der ein Reich erobert und entwaffnet hatte, konnte wohl auf seinen Antheil an der Verfügung über ein kleines Stück von dessen Trümmern verzichten. Genug für die Eitelkeit Sr. Maj.— vielleicht für Ihren Ruhm — daß einer Ihrer Generale der Mann gewesen, in einem der Nebenartikel des Friedenstraktats ein Königreich zu schaffen, durch einen Federzug die politische Sclaverei von vier Jahrhunderten zu vernichten und unter die Zuschauer der Feyer seines Triumpfes, wie Medaillen bei einer Krönung, eine Krone auszuwerfen. So kam die Vollmacht Rußlands an Frankreich, das durch seine thätige Mitwirkung bei allen Maßregeln für die Befreiung Griechenlands, seine Geldvorschüsse zur Unterstützung der provisorischen Regierung und insonderheit durch seine Expedition nach Morea dieses Beweis des Zutrauens wohl verdiente, und keinen Anstand nahm, das Doppelvotum, welches es auf diese Art erhielt, mit großmüthiger Uneigennützigkeit in die Wagschale des Prinzen Leopold von Sachsen Coburg zu legen, für den England stimmte.

Es kann nicht in unserm Zweck liegen, uns auf eine Geschichtserzählung der Discussionen einzulassen, welche dieser Wahl vor und nach gingen; hier der Anwandlungen von Eifersucht und

beleidigtem Stolz, dort des schüchternen Zauderns, kurz der politischen Klatschereien über einen persönlichen Gegenstand, wo es sich weder um ein wirkliches Prinzip noch um ein wesentliches Interesse handelte. Es genüge zu sagen, daß man nach einer Reihe schwieriger und delikater diplomatischer Verhandlungen, die von Seiten Englands mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit, von Seiten seiner Alliirten mit edler Uneigennützigkeit geführt wurden, in der Wahl des Prinzen Leopolds zum Souverän von Griechenland übereinkam, einer Wahl, welche mit den Wünschen der aufrichtigsten Freunde des neuen Staats zusammentrifft, welche die ängstlichsten Besorgnisse wegen der Zukunft desselben beruhigt und mit Englands frühern Irrthümern in der griechischen Frage versöhnt. Wir können nicht umhin, unsern Beifall über diese glückliche Wendung der Dinge auszudrücken und unsern Dank gegen ihre Urheber, nicht als ob wir glaubten, daß England absonderlich an Macht, Handel oder Sicherheit dabei gewinne, weil es einen englischen „Pensionär" (wie man es nannte) auf dem Thron von Griechenland habe, oder daß durch seine Regierung unsern Verbündeten Etwas von ihrem Einfluß auf die orientalischen Angelegenheiten entzogen würde; oder als ob wir zweifelten, daß der Besitz von Malta und Jonien auch hinreichte, unser Uebergewicht im mittelländischen Meer zu sichern; oder als ob wir die Nachbarschaft eines Nebenbuhlers in diesen Gewässern fürchteten, wenn ein Candidat Rußlands oder Frankreichs vorgezogen worden wäre; nicht als ob wir hofften, irgend eine uns bedrohende Gefahr abzuwenden oder irgend einen selbstsüchtigen Zweck zu erreichen, indem wir etwa auf einen günstigern Handelstraktat Rechnung machten, auf den Genuß von Privilegien für unsere Kaufleute und Seefahrer in den griechischen Häfen oder auf gefällige Vorschubleistungen für unsere Reisenden und Alterthümler bei der Ausbeute altgriechischer Kunstwerke: — aus keinem dieser Gründe freuen wir uns — wir wiederholen es — über diesen Ausgang; sondern es geschieht deßwegen, weil so die — wenn auch noch so ungerechte — Eifersucht wegfällt, deren sich John Bull gegen das unter einen Fürsten von französischer oder russischer Herkunft gestellte Griechenland nie hätte erwehren können; weil so der Verkehr zwischen den Griechen und ihren weiter vorgerückten Nachbarn, unsern Schutzbefohlenen auf den jonischen Inseln, zum Nutzen und Frommen der erstern, befördert, weil so englisches Kapital und englischer Unternehmungsgeist zum Anbau ihrer verwüsteten Felder und der Wiederbelebung ihres zerstörten Handels angezogen, weil endlich so eine direktere und unbefangenere Mittheilung zwischen ihnen und der aufgeklärtesten Nation der Welt — ein stetiger Austausch des Wissens, des Reichthums, der Künste, der sittlichen und politischen Bildung möglich wird. Graf Capo d'Istrias legte seinen jonischen Landsleuten die Pflicht einer immerwährenden Verbindlichkeit auf, als es seinen Bemühungen gelang, daß Jonien, statt Oesterreich, England zugetheilt wurde, nicht als ob ein österreichischer Gouverneur unumschränkter gewirthschaftet hätte, als der verstorbene Lord-Ober-Commissär, vulgo König Tom, sondern weil die österreichische Regierung wahrscheinlich keinem Lord Guilford in Corfu eine Universität zu gründen erlaubt, weil sie wahrscheinlich nicht jene Gemeinschaft der Meinung und der Thätigkeit mit einem aufgeklärten Volke aufgemuntert hätte, welche auf jede Lokaladministration, mit der sie Statt findet, den wohlthätigsten Einfluß ausüben muß. Ein ähnlicher wohlthätiger Einfluß auf Griechenland läßt sich von der Regierung eines mit englischen Gefühlen und Grundsätzen so vertrauten Fürsten erwarten, selbst vorausgesetzt, daß sein Benehmen durchaus keiner englischen Controlle unterliegt und daß er sich einzig und allein durch die Rücksicht auf die Interessen seines Landes leiten läßt.

Was eine erstliche Erwägung verdient, ist die Frage: war hinlänglich Grund vorhanden, dem neuen Staat einen Souverän zu geben? Den Verbündeten stand das Recht zu, die Unabhängigkeit Griechenlands zu erklären, weil die Griechen ihren Beistand angeflehet hatten, um sich ihrer Fesseln zu entledigen. Eben so stand ihnen das Recht zu, die Grenzen des neuen Staats zu bestimmen, denn indem sie es auf sich nahmen den Sultan zu nöthigen, daß er einem Theil seines Gebiets, seiner Eroberungen oder Usurpationen entsagte, mußten sie zugleich angeben, wie weit sich diese Concessionen erstrecken sollten. Aber die Griechen mutheten keinem Conclave von Ministern in London zu, ihre Institutionen zu modeln oder ihnen einen Herrscher zu setzen; sie ermächtigten Niemand, für sie das muselmännische mit dem Feudalsystem zu vertauschen, oder die Regierung über sie von Sultan Mahmud an den Prinzen Leopold zu übertragen. Wenn man am Anfang des Streites so eifrig zu beweisen suchte, daß alle Einmischung unzulässig sey, warum erlaubt man sich jetzt diese unzweideutige und gewaltsamste aller Einmischungen am Ende desselben? Warum werden die Griechen nicht beigezogen, und gefragt, welchem Fürsten sie zu gehorchen oder unter welcher Verfassung sie zu leben wünschten? Sie bekleideten sich seit neun Jahren mit verschiedenen Formen der Souveränität, sie versammelten sich zu vier Malen zu einem constituirenden Nationalcongreß, sie genießen seit zwei Jahren die Wohlthat einer Regierung, welche die Verbündeten selbst anerkannten, indem sie beglaubigte Agenten an den Präsidenten derselben abordneten. Sie waren also nicht als ein zuchtloser Pöbel oder ein gesetzloser Rebellenhaufe zu betrachten, unfähig einen Vorschlag in Berathung zu nehmen und sich zu einer Meinungsäußerung zu vereinbaren. In einem Brief, welchen der Fürst Polignac (unterm 7 October v. J.) an das Haupt der griechischen Regierung erließ, drückt sich Se. Exc. folgender Maßen aus: „Se. Allerchristliche Maj. hofft, daß die griechische Regierung, nachdem sie nun Nichts mehr von Außen zu fürchten hat, im Stande sey, sich durch die Hülfsquellen zu erhalten, welche das Land besitzt, und die durch den Frieden aller Erweiterungen theilhaftig werden müssen, deren sie fähig sind. Dieses glückliche Resultat, welches Griechenland zum großen Theil der Geschicklichkeit und Klugheit Ihrer Verwaltung verdankt, sichert Ihnen einen neuen Anspruch auf die hohe Achtung, welche der König längst für Ihren Charakter und Ihre Talente hegt." Hatte das griechische Volk, wie man hieraus schließen sollte, wirklich eine politische Organisation, so sieht man nicht ein, warum in einer Sache, die es so nahe angeht, nicht auch seine Meinung hätte gehört werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Bethlehem und die Beduinen.

2. Die Krippe. Bethlehems Bewohner. Die Höhle des Johannes.

Von der im engern Sinn so genannten Kapelle der Geburt steigt man zwei Stufen hinab zur heiligen Krippe, oder vielmehr zu der kleinen Felsenhöhle, wo ursprünglich die Krippe sich befunden haben soll. Eine kleine, dünnleibige Säule, aus dem Zeitalter Justinians, (der, wenn wir der Sage und dem Procopius glauben dürfen, sich die Erneuerung und Ausbesserung der Gebäude des heiligen Landes sehr angelegen seyn ließ,) trägt das Dach. Die Höhle ist über dem Marmor, der ihre Wände bekleidet, dicht mit rother Seide behängt. Die Gemälde darin sind aus der italienischen und spanischen Schule: dasjenige über dem Altar, „die Anbetung der Weisen," prangt mit dem Namen Murillo's, und ist dessen weichen, harmonischen Pinsels wirklich nicht unwerth. Den größten Theil dieser Ausschmückungen haben die Lateiner geliefert, welchen denn auch nach einer alten von den Chati-Scheriffs der Sultane selbst bestätigten Verordnung das ausschließliche Recht zukommt, an dem heiligen Ort Messe zu lesen, während die andern Sekten auf die Erlaubniß beschränkt sind, denselben besuchen zu dürfen.

Von der Grotte stiegen wir wieder ins Kloster hinauf, und von dem Kloster begaben wir uns auf den Balkon, welcher eine herrliche Aussicht auf die Umgegend darbeut. In der Ebene nach SO deuteten uns unsere frommen Zurechtweiser genau das nunmehr mit einer hübschen Oelbaum-Pflanzung bedeckte Feld an, wo die Engel den Hirten die frohe Botschaft von der Geburt verkündeten. Etwas mehr gegen N zeigt man den Davids-Brunnen, das Kloster des Elias u. s. w. Das ganze Land ist auf mehrere Stunden hin terassenförmig angelegt, und stellt einen der gelungensten Versuche in dieser Art von Gartenanlage im ganzen südlichen Palästina dar. Die Stadt selbst liegt am Endpunkt einer kleinen, mehrgipfligen Hügelreihe, und wird hauptsächlich von dem Kloster, oder eigentlich den Klöstern der Geburt — denn dasselbe bildet den Kern einer zahlreichen Gruppe von Gebäuden — eingenommen; den Ueberrest bilden einige wenige Straßen Die Häuser sind in der Regel platt bedacht, mit kleinen malerischen Domen, bequem, wohl gehalten und reinlich; die Bewohner, wie sich schon aus der Ordnung und Annehmlichkeit der Gebäude schließen läßt, gut gekleidet und gut genährt; rüstige Pächter in Vergleichung mit den irischen Bauern; verständig, keck und lebhaft: die Männer groß und kräftig, von freiem, hohem Wuchs; die Frauen ausgezeichnet schön und niedlich; von feinen Gliedern und feiner Gestalt, und offenbar unter weit minderm Zwang gehalten, als ihre christlichen oder mohammedanischen Nachbarinnen in Jerusalem. Ihre Kleidung, die ihnen sehr günstig ist, hatte nicht geringen Antheil an unserm Wohlgefallen. Die Männer tragen braune oder schwarz und weiß gestreifte Mäntel über einer scharlachenen Tunica, und roth und weiße Turbane; die Frauen einen großen bis zu den Füßen herabhängenden Shawl aus weißer Seide, mit breitem rothem Rande, wie ungefähr das Laticlavium der Römer gewesen seyn dürfte. Wir sahen sie, als wir von dem Kloster herabschlenderten, in Nachmittagsruhe vor ihren Hausthüren sitzen, vor ihnen den jüngern Theil der Familie in fröhlichen Gruppen. Die lateinischen Mönche haben hier eine Schule errichtet *), und viele von den jüngern Bewohnern sprechen eine Art Lingua Franca recht leidlich. Die Bevölkerung der Stadt, welche für deren Größe ziemlich beträchtlich ist, besteht größtentheils aus Christen, die zu beinah gleichen Hälften in die griechische und lateinische Gemeinde zerfallen. Ihre Thätigkeit und Betriebsamkeit unterscheidet sie sehr scharf von sämmtlichen übrigen Bewohnern dieses Theiles von Palästina. Sie selbst halten sich für Abkömmlinge einiger zersprengten Ueberbleibsel des lateinischen Königreichs Jerusalem, und man kann ihnen nicht angenehmer schmeicheln, als durch eine Anspielung auf diesen Volksglauben. Wirklich aber möchten wohl wenige Ansiedlungen in ihrem ganzen Wesen stärkeres Zeugniß für die Echtheit solcher Abstammung beibringen können. Ihre Freimüthigkeit, Zutraulichkeit, Regsamkeit verbindet sie in der Einbildungskraft des Reisenden fast unwiderstehlich mit dem abgeschliffensten Volke Europas. Französisch in ihrer Höflichkeit, französisch in ihrer Mittheilsamkeit und Aufmerksamkeit gegen Fremde schienen sie uns für jetzt jede weitere Untersuchung über ihren Ursprung unnöthig zu machen. Die Gastfreundlichkeit der alten Mönche, die so vortheilhaft gegen das steife, saure Benehmen der spanischen Brüder abstach, nahm uns noch mehr zu ihren Gunsten ein. Sie schlugen jede andre Vergütung, als die Erstattung der für unsre Bedienten gehabten Kosten, aus, und wollten uns nicht abreisen lassen, bis wir ihnen halb und halb zugesagt, daß wir sie noch einmal besuchen würden.

Gewöhnlich kehren Reisende über die Grotte St. Johannis nach Jerusalem zurück, und da das Wetter schön geblieben war, fanden wir keinen Grund, uns diesem Gebrauch zu widersetzen. So verließen wir denn Bethlehem nach jener Richtung zu und kamen nach Verlauf einer halben Stunde wieder an dem bereits erwähnten Grab der Rachel vorbei, einem kleinen viereckigen Gebäude mit dem gewöhnlichen türkischen Dom, welches nach Verhältnissen und Bauart ziemlich neu erscheint, so daß es eben so gut für die Grabstätte eines jüngst verstorbenen Santons, als einer Heiligen aus der Patriarchenzeit gelten könnte. Bald darauf zogen wir durch ein rauhes Wadi oder Bett eines Regenstromes, genannt Bethsawon, und sofort durch ein gleichnamiges Dorf und eine fruchtbare Ebene, bis Melka, das auf einer Anhöhe zur Linken, nicht weit von der Straße, liegt. Hier ist das Land rauh und zerklüftet, wird aber, wenn man weiter vordringt, allmälig wieder milder und angebauter. Nach einem Ritt von ¾ Stunden befanden wir uns bei dem kleinen aber niedlichen Dorf San Giovanni's. Wie gewöhnlich zeigt man hier eine Höhle

*) Wir fanden dreizehn Mönche, welche etwa fünfzig Knaben lehrten, von welchen keiner über achtzehn Jahre alt war. Sie lernten Arabisch, wohl auch Italienisch, und eben genug Lateinisch, um den Kirchendienst versehen zu können. Dieß Amt ist ein Gegenstand des Ehrgeizes, und seit Jahrhunderten bloß auf Umwohner des Klosters beschränkt, welche ihrerseits sehr an diesem Gotteshause hängen.

als den Ort, wo der Täufer geboren wurde. Man nähert sich derselben auf einer hübschen Marmortreppe, wie denn die Grotte selbst über und über mit Marmor gefüttert und verziert ist, welcher wiederum seinerseits durch den kostbaren Schmuck scharlachener Damastvorhänge herausgehoben wird. Unter dem Altar des Heiligen steht auf einer Silberplatte die Inschrift:

Hic Praecursor Domini natus est.

Die Höhle ist wie die von Bethlehem geglättet und ausgeschmückt. Die Basreliefs sind aus der Geschichte des Täufers genommen; in ihrer Ausführung gewahrt man Leichtigkeit und selbst hie und da Feinheit. Von der Platform sieht man die Gegend gleich einer Landkarte vor sich ausgebreitet, lauter kleine viereckige Gartenstücke bildend, die wie in Egypten von tausend kleinen Kanälen bewässert werden, und mit dem lustigsten Pflanzenwuchs prangen. Der Boden besteht aus grobem, rothem Mergel, der jede Art des Anbaus begünstigt: Oliven, Johannesbrod, Feigen, Maulbeere, Reben sieht man in Fülle vor jedem Haus. Die Reben werden nach französischer Art gezogen, nahe am Boden abgeschnitten, und liefern einen vortrefflichen, kraftreichen Wein, den man in Jerusalem und Jaffa wohl kennt. Wirklich rechtfertigt diese sich zur Schau gebende Fruchtbarkeit die übertriebenen Lobsprüche der zehn Kundschafter und die hohen Versprechungen des Pentateuchs; denn eine zahlreiche Bevölkerung, wie die des alten Kanaans, mußte aus ganz Palästina einen solchen Garten machen; noch jetzt gewahrt man allenthalben Andeutungen hiezu; wo aber die Menschen an Zahl abnehmen, oder ganz aufhören, da sinkt natürlich auch das Land allmälig in Verfall. Das aufgeführte Gartengelände ist nach und nach zur ebnen Erde herabgeglitten und hat Nichts übrig gelassen, als die Trümmer der Grundmauern und die nackten Felsen dahinter. Im Ganzen giebt also das Land nur die Vorstellung von einst glücklichem aber mühvollem Anbau, nicht von jener natürlichen, bei jedem Schritt entgegenquillenden Ueppigkeit, wie man diese in der Campagna Felice und in den schwellenden Ebnen Kleinasiens sieht und empfindet. Die Mehrzahl der Einwohner sind hier Türken, und zwar echt türkische Türken: die drei spanischen Väter, welche das Kloster inne haben, wußten von ihren Angriffen und Erpressungen das Lange und Breite zu erzählen. Mit sehr zuversichtlicher Miene versicherte uns der Aelteste der Mönche, daß das Gotteshaus dem Pascha jährlich viertausend Piaster bezahle. Es mag wahr seyn; wahrscheinlich ist es jedoch kaum. Selbst San Salvator erlegt jährlich nur sieben tausend. Doch es ist das Geschäft des Verfolgten, die Summe seiner Verfolgungen zu übertreiben. Wie Schade, daß kein Einsiedler Peter sich finden will, die Klage in Europa anhängig zu machen. Die Gesandten sind taub, die Consuln haben kein Herz und das Geschlecht der Kreuzfahrer ist auf Sir Sidney Smith und dessen schwarze Ritter eingeschränkt. Vom Kloster aus erreichten wir in drei Stunden die Höhle St. Johannis am Anfang des Thales Ela. Diese befindet sich in der felsigen, südlichen Seite des Wadi El Ebis, gegenüber dem kleinen Dorf Sartaf, auf dem Gipfel einer der beträchtlichsten Anhöhen der Umgegend, und bildet eine unregelmäßige, längliche Vertiefung in dem Felsen, zu welcher man auf rauhen, unordentlich hingeworfenen Stufen gelangt; ein oder zwei Fenster sind auf der Vorderseite roh eingehauen; ein schönes, lebendiges Bächlein fließt aus derselben in ein weiter unten befindliches natürliches Becken; und über der Höhle ragt ein halb zerfallener viereckiger Thurm mit Ueberbleibseln zertrümmerter Ringmauern empor. Unsere Rückkehr nach Jerusalem war langsam und mühvoll über einen höchst unleidlichen Gebirgsweg durch enge Betten von Regenbächen, die, hätten wir den Besorgnissen unsers Führers nach schließen wollen, wenigstens von grimmigen Löwen, blutdürstigen Tigern, hungrigen und unbezähmbaren Hyänen bewohnt seyn mußten. Ehmals war der „Löwe von Juda" sprichwörtlich; jetzt aber trifft man ihn hier zu Lande nicht mehr, obwohl es Leute giebt, welche andre Leute gekannt haben, die wiederum einen Dritten kannten, welcher einen Löwen oder doch etwas Aehnliches gesehen haben wollte. Kaum trafen wir unterwegs eine andre Spur von Menschen, als das Kloster zum heiligen Kreuz von griechischen Mönchen bewohnt, welches man auch von der Hauptstadt aus zwischen einer magern Oelbaumpflanzung in der Entfernung von etwa drei Viertelstunden liegen sieht.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Siebente Vorlesung.

Aristoteles.

(Schluß.)

Ehe er seine Nachrichten über die lebendiggebärenden Vierfüßler endigt, spricht Aristoteles noch von den Affen, welche von ihm als Mittelwesen zwischen jenen Thieren und dem Menschen betrachtet werden. Sehr richtig giebt er die Hauptzüge ihrer Organisation, den Bau ihrer Hände u. s. w. an, und führt mehrere Arten derselben auf, die theils geschwänzt, theils schwanzlos sind. Hierauf geht er zu den eierlegenden Vierfüßlern über, bezeichnet sie nach ihren allgemeinen Merkmalen, spricht von ihren Bedeckungen und beschreibt bei dieser Gelegenheit das egyptische Krokodil, indem er auf dessen harte Schuppen und lange Zähne aufmerksam macht, auch den Bau von dessen Ohr aus einander setzt und über die Gewohnheiten dieses Thiers sich verbreitet.

Die von Aristoteles getroffene Classifikation der Vögel ist den Grundzügen nach sehr gut. Bereits weist er darauf hin, daß die Flügel den Vorderfüßen der Quadrupeden entsprechen. Er spricht über die Form ihrer Füße und die Verschiedenheiten, welche man in dieser Beziehung wahrnimmt; von dem dritten Augenlid der Vögel und der Fähigkeit mehrerer derselben, besonders derjenigen mit fleischiger Zunge, Worte auszusprechen. Kein Vogel, bemerkt er, ist zugleich mit Sporen und gebogenen Klauen versehen — abermals einer von jenen allgemein gültigen Sätzen, von welchen man kaum begreift, wie sie bei diesem ersten Entstehen der Wissenschaft schon mit solcher Sicherheit aufgefunden werden konnten.

Endlich kommt Aristoteles zu den Fischen, wo er denn wahrhaft bewundernswürdig ist, und mehrmals sogar weiter gehende Kenntnisse zeigt, als selbst wir von diesen Thieren haben.

Digitized by Google

Er lehrt uns gelegenheitlich 117 Fische kennen, obwohl sein Zweck in diesem Buch gar nicht der ist, Arten aufzuzählen, sondern nur, allgemeine Ueberblicke zu geben. Unter den von ihm angeführten Thatsachen werden mehrere noch bezweifelt, aber fortdauernd bewähren neue Entdeckungen die Richtigkeit seiner Behauptungen, selbst derjenigen, die am Gewagtesten erscheinen. So sagt er z. B. ein Fisch, Phocis genannt, mache sich ein Nest wie die Vögel. Lange sah man Dieß für ein Mährchen an, aber neuester Zeit hat Olivi entdeckt, daß ein Fisch, Gu oder Go geheißen, (Gobius niger) wirklich dieses Geschäft verrichtet. Während der Begattungszeit wühlt das Männchen ein Loch in den Schlamm, umgiebt dasselbe mit Meergras und macht dergestalt ein wahres Nest, wo er das Weibchen erwartet, von welchem er sich nicht trennt, bis die Eier, welche in dem Nest niedergelegt werden, am Auskriechen sind.

In Bezug auf das Empfindungsvermögen bemüht sich Aristoteles diejenigen Thiere anzugeben, welchen irgend ein Sinn abgeht, oder bei welchen die Sinnwerkzeuge besondere Eigenthümlichkeiten darbieten. So spricht er bei Gelegenheit des Gesichts vom Maulwurf, dessen Aug unter der Haut verborgen ist, übrigens aber seinem Bau nach dem Aug der übrigen Thiere gleicht, und wie bei diesen von einem Nerv versehen wird. Bei Gelegenheit des Geschmacks handelt er vom fleischigen Gaumen des Karpfen. Er verbreitet sich über das Gehör der Fische, und behauptet, das Wasser sey ein Mittel den Schall fortzupflanzen. Daß die Insekten ebenfalls ein Gehör, ja sogar ein Riechvermögen haben, weil sie durch gewisse Gerüche angezogen, durch andere abgestoßen werden, weist er treffend nach. Hinsichtlich der Stimme unterscheidet er sehr richtig zwischen der eigentlichen Stimme, welche von der aus den Lungen gestoßenen Luft herrührt, und den Tönen, welche manche Thiere hervorbringen, und beschreibt bei dieser Veranlassung den musikalischen Apparat der Cikaden und Grashüpfer, welcher auf einer ganz andern Anordnung, als jene Lungenstimme, beruht. Auch von der Stimme des Papageis spricht er und von der Zunge der Frösche, die nicht wie bei den meisten andern Thieren nach vorne zu frei und hinten befestigt ist, sondern mit ihrer Wurzel an der vordern Gegend der Kinnladen sitzt und die Spitze nach dem Gaumen zu gerichtet hat.

Bei Gelegenheit des Schlafens und Wachens läßt sich Aristoteles auf den Winterschlaf mancher Thiere und den Schlaf der Fische ein, und führt in letzterer Hinsicht Umstände an, von deren Richtigkeit sich zu vergewissern heute allerdings sehr schwer fallen dürfte. Indessen lebte er in Verhältnissen, welche zu Beobachtungen über diese Thiere sehr geeignet waren, sofern Griechenland sehr fischreiche Ufer hat, und die Griechen, trotz der anfänglichen Verachtung, worin der Fischfang stand, bald eine Menge Fischereien errichteten.

In dem Abschnitt über die Zeugung trifft man sehr umfassende und richtige Bemerkungen. Es ist daselbst die Rede von den Häuten, in welche mehrere Mollusken ihre Eier hüllen; wo dann diejenigen der Seekatze und des Achtfüßlers des Weiteren beschrieben werden; Ferner wird der Verwandlungen der Insekten gedacht, die, eh sie ihre letzte Gestalt annehmen, zuerst Larven, dann Puppen sind. Auch kennt Aristoteles jene unvollständige Verwandlung, in welcher sich die Larve vom vollkommnen Insekt bloß durch den Mangel der Flügel unterscheidet, und bei welcher nur eine einzige Gestaltsveränderung Statt findet. Er spricht sodann von den Insekten, welche im Schnee vorkommen und läßt sich in eine Menge der beachtungswerthesten und genauesten Einzelheiten hierüber ein. Freilich ist er noch der Meinung, diese Thiere entstünden von selbst, durch ein angemessenes Verhältniß erzeugender Grundkräfte: allein man muß bedenken, daß zu jener Zeit ein solcher Irrthum beinah unvermeidlich war; erst durch das Vergrößerungsglas konnte die Täuschung aufgehoben werden. In Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bienen sagt er, Manche hielten den K ö n i g für ein wirkliches Weibchen; er beschreibt die Zelle, welche für dieses bevorrechtete Wesen von den andern erbaut wird, woraus man sieht, daß er allerdings das Innere der Stöcke untersucht haben mußte, freilich aber die Bienen gewiß nicht unter ein Glas hatte bauen lassen, wodurch wir uns eine solche Untersuchung sehr erleichtern. Er handelt sodann noch ins Weitere von der gesellschaftlichen Einrichtung der Hornisse, gemeinen Wespen, Mauerwespen, Hummeln; beschreibt das besondre Gehäuse, in welches sich die Larve der Wassermotte einhüllt, und spricht von den Spinnen, welche das ihre Eier enthaltende Säckchen unter dem Bauch tragen. Bei den Thieren höherer Ordnung unterscheidet er sehr richtig zwischen den Eiern mit harter Schale, wie z. B. diejenigen der Krokodile und Schildkröten, und denen mit weicher Schale, wie z. B. die Schlangeneier. Er sagt, daß diejenigen Schlangen, welche lebendige Junge gebären, dennoch Anfangs Eier in sich trügen, die aber im Leib der Mutter auskröchen *). Vollkommen ist er mit der Entwickelung des Hühnchens im bebrüteten Ei bekannt, weist dieselbe Tag um Tag nach, sagt, daß das Herz derjenige Theil sey, welcher zuerst zum Vorschein komme, spricht von den Blutgefäßen, welche sich in der Folge nach den obern und untern Theilen des Körpers zu entwickeln, endlich von dem Häutchen, das bald das Ganze einhüllt. Man muß dabei bedenken, daß all diese Beobachtungen mit bloßem Aug gemacht wurden, und einige leichte Irrthümer lediglich daher rühren, daß Aristoteles keine Vergrößerungsgläser anwenden konnte. Von den Fischeiern bemerkt er, daß sie kein Eihäutchen haben, wie überhaupt die Eier aller mit Kiemen athmender Thiere. Uebrigens nimmt er für die Fische, wie für die Insekten, eine von selbst entstehende Erzeugung an, und beruft sich zum Beweis auf Thatsachen, die allerdings triftig scheinen, wie z. B das oft plötzliche Hervorkommen zahlloser kleiner Fischchen, welche die Griechen wegen dieser ihnen beigelegten Entstehungsart Aphyä (Unentstandene, Ungeborne) nannten, wie sie denn noch heute im mittäglichen Frankreich nonnats (non nati) heißen. Was er über die Aale sagt, ist zwar keineswegs richtig, aber wir selbst sind, trotz den Arbeiten

*) Geoffrey-Saint-Hilaire hat neuester Zeit gefunden, daß man die rothe Viper, welche im naturgemäßen Zustand Eier gebiert, nach Belieben lebendige Junge gebären lassen kann, wenn man durch Abhaltung jeder Flüssigkeit dafür sorgt, daß sie die Haut nicht abstreift. Globe Nr. 86, 28 Octob. 1829.

Spallanzanis, über dieses Thier, besonders über seine Fortpflanzung, noch sehr im Ungewissen.

Aristoteles läßt sich sofort auf die Veränderungen ein, welche bei Menschen und Thieren durch die fortschreitende Entwicklung entstehen, und giebt bei dieser Gelegenheit den Müttern treffliche Lehren. Von da geht er auf die Verrichtungen der Thiere über, zeigt den Einfluß, welchen Lebensart, äußere Verhältnisse, Himmelsstrich, Jahreszeit auf dieselben üben, und nennt die jeder Gattung angemessenen Nahrungsmittel. Besonders beachtungswerth ist, was er über die Fische sagt, und könnte einen sehr nützlichen Fingerzeig für uns abgeben, wenn wir über die von ihm gebrauchten Namen mehr im Klaren wären. Er handelt von dem Einfluß der Temperatur auf die Wanderzüge der Vögel, spricht von der Zeit ihrer Abreise und der Ordnung, welche sie unterwegs beobachten. Auch der Wanderzüge der Fische gedenkt er, namentlich des Thunfisches, der Makrele, der Sardelle, und sagt, wie ganze Heere von Fischen aus dem schwarzen Meer (Pontus Euxinus) ausziehen, deren Weg er dann durch die Propontis bis zum Archipel verfolgt. Wahrscheinlich hatte er sie an den thracischen Küsten, vorzüglich in Byzanz, beobachtet. Der nämliche Fisch, sagt er, bekomme zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen; so heiße z. B. der im Pontus Euxinus unter den Namen „Kordyle" bekannte, wenn es Frühling werde, „Pelamys" und endlich, wenn er im Archipel angekommen, „Thun" (Thúnnos). Bei dieser Gelegenheit handelt er auch von denjenigen Fischen, welche sich im Winter nicht zeigen, so wie von andern Thieren, die nur zu gewissen Jahreszeiten sich einfinden, wie der Bobak (ein Murmelthier). Er spricht über die Krankheiten der Fische, einen Punkt, worüber er weit unterrichteter zu seyn scheint, als selbst unsere Zeit. Unter den verschiedenen Arten thierischer Kunstfertigkeit führt er die Mittel an, durch welche der Froschfisch die kleinen Fische an sich lockt, um sie zu verzehren; spricht von dem Schlag, welchen der Krampffisch Demjenigen mittheilt, der ihn fangen will; von dem Verfahren, durch welches der Tintenfisch sich den Verfolgern entzieht, indem er das Wasser schwärzt. Er setzt diese Betrachtung auch bei den Insekten fort, und verweilt bei mehreren derselben, besonders den Spinnen; geht dann auf die Vögel über, und setzt die verschiedene Weise, nach der sie ihre Nester bauen, aus einander, bemerkt, daß es einige Arten gebe, die gar keine Nester machen und schließt mit der Geschichte des Kukuks, der seine Eier in fremde Nester legt.

Man kann aus dem Angegebenen auf die Menge der Gegenstände schließen, welche in der Geschichte der Thiere abgehandelt werden. Gleichwohl hat das Buch einen Fehler, welcher seine Brauchbarkeit für uns sehr vermindert. Wie alle alten Naturforscher scheint Aristoteles geglaubt zu haben, seine Sprache werde ewig dauern und niemals würden andre Worte aufkommen; wie er sich im Allgemeinen denn auch begnügt, nur die Arten anzugeben und eine umständlichere Beschreibung bloß vom Elephanten, vom Kamel, vom Krokodil und vom Chamäleon liefert. Noch einige andere Thiere sind allerdings durch bezeichnende Merkmale so hervorgehoben, daß man über dieselben nicht in Zweifel gerathen kann; allein bei Weitem in den meisten Fällen ist man auf bloße Vermuthungen angewiesen. Zwischen Aristoteles und Athenäus kann man bereits Veränderungen in der Bedeutung der Namen wahrnehmen, und noch weit mehr mußte der Sinn der Worte sich von Athenäus bis auf unsre Zeit abändern. Doch kann uns wiederum die Thierbenennung der Neugriechen nicht selten auf die Spur helfen, die Thiere der Alten aufzufinden.

Scaliger hat eine gute Ausgabe der Geschichte der Thiere veranstaltet; die beste jedoch ist die im Jahr 1811, von Schneider in Breslau, herausgegebene. Die lateinische Uebersetzung des Theodor von Gaza ist sehr ungenau. Dieser war ein Grieche, der nach Eroberung Konstantinopels durch die Türken sich nach Italien begab. Er verstand das Lateinische nicht gut, so daß er jede dem Aristoteles entlehnte Stelle bei Plinius geradezu wörtlich abschrieb; überdieß scheint der griechische Text, den er befolgte, eine schlechte Abschrift gewesen zu seyn.

Die übrigen Bücher des Aristoteles, die auf Naturgeschichte eingehen, sind weit nicht mit dieser Klarheit gehalten, wie das eben abgehandelte Werk. Es kommen mehr Erörterungen und Streitereien über die angewandten Ausdrücke vor. Indessen scheinen diese Schriften sämmtlich bedeutend älter, als die Geschichte der Thiere und sind wahrscheinlich nur eine Art Vorarbeit; besonders die „wunderbaren Erzählungen" welche sozusagen eine bloße Sammlung ohne weitern Plan hingeworfener Bemerkungen sind, die aber insofern Aufmerksamkeit verdient, als sie mehrfache Auszüge aus verloren gegangenen Werken enthält. Beckmann hat eine gute Ausgabe besorgt.

Auch ein Buch über die Pflanzen schreibt man dem Aristoteles zu; es scheint jedoch, daß man den wirklichen Verfasser dieses Werks nicht kenne.

Lebensart und Gewohnheiten des Confucius.

Ein chinesisches Werk giebt folgende Beschreibung von der Lebensweise und den Gewohnheiten des großen Confucius (Kung-tsi).

Kung-tsi war in seiner Vaterstadt eben so bescheiden, als sinnreich, er sprach so Wenig, als ein Taubstummer. Wenn er in dem väterlichen Hause war, so fragte er deutlich und bestimmt, aber mit ehrfurchtsvoller Vorsicht. Die niederen Edeln redete er mit der größten Offenheit, die höhern mit der feinsten Artigkeit an. In der Gegenwart seines Fürsten zeigte er tiefen Ernst, Ehrfurcht und Hochachtung. Wenn der Fürst ihm befahl, einen Mann zu empfangen, der aus einem fernen Lande kam, so that er Dieß, indem er ihm mit ernstem Gesicht, langsamen Schrittes, entgegen ging, die Hände über einander legte und sich ehrfurchtsvoll vor Allen verbeugte, die zu beiden Seiten standen. Dabei vergaß er nie seine Kleider vorn und hinten zu ordnen. Selbst wenn er eilig eintrat, erhob er immer seine Hände zum Gruße, gerade so wie ein Vogel seine Flügel bewegt. Wenn der Fremde abreiste, so wiederholte er seine letzten Worte, ehe er seine Abreise anzeigte. Wenn er unter das Thor des Palastes trat, so beugte er sich immer, um seine Gestalt zu verkürzen; und wenn er aufstand, trat er nie in die Mitte des Thorweges, auch trat er nie auf die Schwelle, wenn er einging. Ging er bei dem Orte vorüber, wo der Fürst zu sitzen pflegte, so gab er

seinem Gesicht den Ausdruck der Ehrfurcht, und war stumm, als ob er keine Sprache hätte. Kam er vor die Person des Fürsten, so hob er die Falten seines Rocks empor, verbeugte sich tief und hielt den Athem zurück. Wenn er sich entfernte, so milderte er den Ernst seiner Züge sobald er die erste Stufe (von der Treppe des Palastes) hinabgeschritten war; hatte er den Boden erreicht, so breitete er die Arme aus, wie ein Vogel, dem man die Freiheit geschenkt hat. So wie er sich aber an seinem eigenen Tribunal niedergelassen hatte, so nahm er wieder seinen vorigen Ernst an. Wenn er eine Vollmacht von dem Fürsten empfing, so beugte er sich, als ob er unfähig wäre, ihre Last zu ertragen; dabei hielt er seine Hände so hoch empor, wie sie beim Gruße erhoben werden, und dann wieder so niedrig, als ob er das Schreiben zurückgeben wollte; sein Gesicht drückte Furcht aus und seine Füße bewegten sich langsam, als ob er zu stolpern besorgte. Wenn er (bei einer Sendung) die gewöhnlichen Geschenke ablieferte, so war sein Ausdruck heiter und mild; bei einer Privataudienz zeigte er Freude und Hochachtung. Er kleidete sich nie in lichtes Grün oder helles Roth; bei heißem Wetter, wenn Andere ein einziges Gewand tragen, trug er noch eines darunter, gleichviel ob das obere grob oder fein war. Seine schwarzen Kleider waren mit dem Fell der schwarzen Antelope besetzt, seine gelben mit dem des Hu, und die einfacheren mit jenem des weißen Reh's. Seine Gewande waren gewöhnlich lang, aber der rechte Aermel war kurz, (um den Arm frei zu lassen). Wenn er (unbeschäftigt) saß, trug er dicke warme Kleider von Pelzwerk. Wenn die Trauerzeit vorüber war, vernachlässigte er die gewöhnlichen Zierden des Anzuges nicht. Sein unteres Gewand war nicht gefaltet gleich einem Weiberrock, er trug es eng anliegend und in dreieckigen Keilen zusammengenäht. Wenn er eine Familie in Trauer besuchte, so trug er weder schwarze Pelze, noch einen rothen Hut. Am ersten Tage jedes Monats legte er seine Hoftracht an und begab sich in den Palast. Wenn er fastete, so legte er reine Kleider an; sein Schlafgewand war noch einmal so lang als sein Leib. Bei allen Festen wechselte er seine Kost, so wie den Ort, wo er zu sitzen pflegte. In Bezug auf die Speisen, deren er sich bediente, achtete er wohl auf die Qualität des Reises, den man ihm vorsetzte. Wenn er rohes Fleisch aß, so ließ er es immer in kleine Streifen schneiden. Reis aß er nicht, wenn er verdorben war oder seinen Geschmack verändert hatte, und Fleisch nicht, wenn er eine üble Farbe oder unangenehmen Geruch daran wahrnahm. Nie aß er Speisen, die nicht nach der Ordnung zubereitet waren; noch unreife Früchte, noch Fleisch, wenn es nicht gut zerschnitten und von seiner gehörigen Sauce begleitet war. So viel Fleisch auch vorhanden seyn mochte, aß er doch nie mehr, als der Anstand zuläßt. Wein schlug er nicht aus, aber er trank nie so Viel, daß man die Wirkung an ihm bemerkte. Er trank nie gekauften Wein, so wenig als eingekaufte trockene Früchte. Er vergaß nie Ingber mit seinen Speisen zu nehmen. Er sprach weder während des Essens, noch während des Ruhens. Welche Speisen er auch vor sich hatte, so stellte er immer einen Theil davon als Opfer für seine verstorbenen Eltern bei Seite.

Hong-tschi bot dem Weisen Arzenei dar; er nahm sie an und dankte, sagte aber zugleich: „ich kann sie nicht einnehmen, denn ich kenne ihre Bereitung nicht.“ Sein Stall stand in Feuer; Kung-tsi kam heraus und fragte: „Sind die Menschen beschädigt?“ — Nach den Pferden fragte er nicht. Als der Fürst ihn in einer Krankheit besuchte, hatte der Weise das Haupt nach Osten gerichtet und lag in seinen Hofkleidern, sein Amtszeichen umgegürtet, zu Bett. Wenn er schlief, lag er nie auf dem Rücken; wenn er zu Hause saß, affektirte er keinen Ernst. Wen er in Trauer sah, dem bezeugte er immer seine Achtung, wenn er auch zu seinen nächsten Bekannten gehörte; eben so jedem Beamten, und jedem Blinden, ob er beide auch täglich sah. War er bei einem Gastmahl, so drückte er seine Zufriedenheit in seinen Gesichtszügen aus, stand auf und setzte sich wieder, um dem Wirth seine Achtung zu bezeugen. Wenn es donnerte, oder stürmte, so nahm er aus Ehrfurcht gegen den Himmel tiefen Ernst an.

Indigo und Zucker in Ostindien.

Die beiden wichtigsten Producte Ostindiens für den englischen Handel sind Indigo und Zucker. Auch der Baumwollenbau versprach vor einiger Zeit von Bedeutung zu werden; doch haben die letzten Jahre diesen Erwartungen keines Weges entsprochen. Was den Zucker betrifft, so besitzt Indien Hülfsmittel, die bei freier Concurrenz jedem Mitbewerber die Wage halten würden; bis jetzt haben indessen die Privilegien des westindischen Handels den Aufschwung des Zuckerbaus in Ostindien immer noch gedrückt. Der Bau des Indigo ist in Indien erst durch den Unternehmungsgeist englischer Kaufleute eingeführt worden; von welcher unermeßlichen Wichtigkeit derselbe jedoch in diesem Augenblicke ist, kann man daraus schließen, daß die Pflanze von welcher dieser kostbare Färbestoff gewonnen wird, bereits einen Raum von nicht weniger als 1,200,000 englischen Morgen einnimmt, 500,000 Familien ihren Unterhalt gewährt und eine jährliche Auslage von 1,600,000 Pf. St. erfordert. Das Land in den Districten, welche den jährlichen Ueberschwemmungen des Ganges ausgesetzt sind, ist seit der Einführung des Indigo, der dort vorzugsweise gebaut wird, um hundert Prozent am Werthe gestiegen; und obwohl die jährliche Indigoernte im Durchschnitte bereits über 120,000 Körbe (maunds) beträgt, so ist doch bei dem außerordentlichen Verbrauch der europäischen Fabriken vielleicht noch lange Jahre keine Ueberfüllung des Marktes zu besorgen.

Geschichte der alten Nationalversammlungen von Savoyen, Piemont und deren Dependenzen.

Der Verfasser eines über diesen Gegenstand kürzlich in Paris erschienenen Werkes ist der Graf Ferdinand Dal Pozzo, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Italiens, der eine der ersten Stellen an den Tribunalen unter Napoleons Herrschaft bekleidete. So ist abermals erwiesen, daß, wo jetzt unbedingter Despotismus waltet, vormals gesetzliche Freiheit blühte. Das Bemühen, den alten Rechtszustand zurückzuführen, sollte also nicht bloß als ein Verlangen nach Neuerung betrachtet werden, da es nur die Zurückgabe alter und geheiligter Rechte gälte. Der Verfasser verwahrt sich übrigens in der Vorrede dagegen, daß er es für möglich oder wünschenswerth halten möchte, die im Mittelalter üblichen Formen der Volksrepräsentation herzustellen, da, wie er sehr richtig sagt, die Gegenwart, wenn gleich — eine Tochter der Vergangenheit — ihr ähnlich, doch nicht ein und dieselbe mit ihr ist. Die gründliche Gelehrsamkeit und die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher der Graf seinen Beweis aus den Quellen geschöpft hat, machen sein Werk schätzbar für die Staatskunde und den künftigen Geschichtsschreiber.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 117. 27 April 1830.

Politisch-wissenschaftliche Erdkunde in Frankreich.

(Correspondenz aus Paris.)

Kein Wunder, wenn bei den Franzosen die Erdkunde nicht ausstirbt. Bald ziehen sie nach Spanien und überzeugen sich mit eigenen Füßen, daß die iberischen Berge unrichtig gezeichnet waren; bald biwackiren sie in Griechenland, um Lapie's Karte der Türkei an den Mann zu bringen; und da Hr. v. Bourmont seinen afrikanischen Lorbeerkranz auf den 15 August bestellt hat, so überreichte heute, Ende März, H. Dufour der geographischen Gesellschaft seine Karte der Regentschaft Algier. Diese Karte ist sehr lehrreich. Der Geographe lernt daraus — Nichts, aber Jedermann drängt sich zu der Karte, und sieht, daß eine schnurgrade Linie von Toulon nach Algier just durch Mahon auf Majorca zieht, und daß diese Linie 135 frz. Seemeilen lang ist; dabei studirt jeder Neugierige das Verhältniß Algier's zu den umliegenden Ländern, die Namen der ungläubigen Küstenorte, und was kein Lehrer der Geographie Hänschen eintrichtern konnte, lernt Hans aus Politik. Insofern sie diese Erscheinung bewährt, ist Dufour's Karte sehr lehrreich.

Die Erdkunde ist eine Wissenschaft, die den Mantel nach dem Winde hängen läßt, und zwar nach Wechselwind. Dadurch hat sie aber auch nie still gelegen, bald fährt sie mit vollen Segeln, bald lawirt sie geschickt. Seit undenklichen Zeiten hat sie sich bald an Kriegsschiffe, bald an Kauffahrteischiffe angeschlossen, und wenn es nicht anders ging, so hat sich die Erdkunde an dem Schwerte der Kreuzfahrer und dem Oelzweige der Missionäre festgehalten. Seitdem aber alle Welt sich auf Politik gelegt hat, suchte die frz. Erdkunde ebenfalls sich in Portefeuilles einzuschmiegen und legte sich auf Diplomatik. So ließ sich Hr. Fontanier von der Regierung mit politischen Aufträgen nach Asien schicken und die Regierung bezahlte, ohne daran zu denken, seine unterhaltenden Voyages en Orient, von welchen die geographische Gesellschaft und wir den Genuß haben. Die Zeitungen werden nächstens melden, daß man demselben Hrn. Fontanier die Funktionen des Vizekonsuls in Erzerum übertragen wird; die politischen Folgen dieser Wahl werden vergehn, aber die Wissenschaft verspricht sich davon Resultate.

Fast alle frz. Gesandten und Konsuln sind Mitglieder der pariser geographischen Gesellschaft. Diese sucht natürlich, die Erdumsegler an sich anzuschließen, welchen man nachsagt, sie machten ihre Reisen nicht, um Fossilien und Lapérouse aufzusuchen, sondern um Paradiese ausfindig zu machen, wo man Kolonien anlegen könnte, welche nicht des Vortheils der französischen Charte genössen. In wenigen Jahren folgten auf einander drei frz. Erdumsegler, Freycinet,*) Duperrey, d'Urville, und als Letzterer Australien untersuchte, schrien die Zeitungen von Sydney Zeter, und redeten sich ein, der Franzose suche ein Botany-Bay für die pariser Liberalen. Dem sey wie ihm wolle, die Erdkunde zieht ihren Vortheil davon: der erste Theil von d'Urville's Bericht, welcher heute der geogr. Gesellschaft vorgelegt wurde, ist eine fast cook'sche Bereicherung der Wissenschaft: da findet man neue Inseln wie Sand am Meere; die Küsten der Südseeländer erstaunen ordentlich, sich so treu abgezeichnet zu sehen; ganze Völkerschaften hat d'Urville auf die Erde gesetzt; er hat die Meerestiefe ergründet und ihre Temperatur untersucht. Wir sollten denken, Dieß sey der Zweck seiner Fahrt gewesen; aber nein: es war das Mittel; und das Ziel, wenn keine Kolonie, war das Aufsuchen des Ortes, wo ein Seefahrer Ludwigs XVI Schiffbruch gelitten hatte. Die Gesellschaft hat heute einen Preis ertheilt, Demjenigen, welcher die wichtigste geographische Entdeckung im Jahre 1828 gemacht hatte: „wäre nicht die Andeutung des Engländers Dillon über La Pérouse der Bestätigung durch d'Urville voraus gegangen," so lautet der Bericht der Kommission „alsdann würden wir vielleicht Hrn. d'Urville den Preis ertheilt haben."

Die Gesellschaft war in einiger Verlegenheit wegen dieses Preises und schlägt wohl in Zukunft keine ähnliche Aufgabe vor. Es ist nicht leicht, im Jahre 1830 über die wichtigste geographische Entdeckung des Jahres 1828 zu entscheiden; so lange Erb's Luftschiffe nicht eingerichtet sind, ist die Weltkommunikation nicht schnell genug zum Ausmitteln eines solchen Problems. Man ist z. B. überzeugt, daß Siebold 1824 sehr wichtige Entdeckungen gemacht habe; wie soll man aber in Japan nachfragen? Die Schwierigkeit liegt nicht bloß in der langsamen Kommunikation. Man hält zum Voraus die Untersuchungen Ehrenberg's und Rüppel's — ich hoffe, daß keiner dieser sich befehdenden Reisenden eine Beleidigung darin sieht, daß ich ihre Namen zusammen-

*) Wird nochmals eine Reise um die Erde antreten, aber erst nach Beendigung seines Werks.

stellte — für äußerst wichtig, aber von ihren etwaigen Reisewerken ist noch Nichts bis nach Paris gelangt. Man hegt alle Achtung für King's Forschungen im Patagonenland, für Owen's Untersuchungen an der afrikanischen Küste, für Beechey's Reise im Polarmeer, Maw's Fahrt auf dem Marannon; aber wie in aller Welt soll die Kommission die Wahrheit ihrer Aussagen so schnell prüfen, da es ihr nicht einmal zu Gebote steht, diese Reisenden vor ihr Tribunal zu ziehen und sie ein gelehrtes Verhör bestehen zu lassen?

Ganz anders verhält es sich mit dem Entdecker René Caillé. Seine Reise nach Tunbuctu und Dhlenne ist in drei Oktavbänden nebst Atlas erschienen, die Kommission hat ihn mündlich verhört und so eben zu den 10,000 Franken, welche ihm die Lösung der Preisfrage, zu den andern 10,000, welche ihm sein Werk eintrug, zu den 3000 Fr. Renten, die er von der Regierung bezieht, noch eine goldene Medaille von 500 Franken an Werth hinzugefügt. D'Urville wurde eine „ehrenvolle Erwähnung" zu Theil. Der Exminister und treffliche Redner Hyde de Neuville, welcher heute zum letzten Mal das Präsidium in der Gesellschaft führte, überreichte dem von Freude betäubten René Caillé das Diplom, wodurch ihm die Denkmünze zugesagt wird. Neuville erhob sich bei dieser Gelegenheit über den gewöhnlichen Gesichtspunkt, der Alles auf politische Zwecke beschränkt. „Genießen Sie" sprach er „des Ruh„mes, dessen Sie so würdig sind! Sie haben der Civilisa„tion eine neue Bahn eröffnet! die geographische Gesell„schaft fühlt sich gedrungen, Ihnen dafür ihre Erkenntlichkeit „zu bezeigen und ich schätze mich glücklich, diesen Dank im Na„men der Gesellschaft aussprechen zu dürfen." Es ist überhaupt eine Freude zu sehen, wie sich in Frankreich, ohne daß der Nationalsinn dabei leidet, die Ideen erweitern, wie der ausschließende Nationaldünkel abnimmt. Die Gesellschaft sendet eine Denkmünze gleich der, welche Caillé erhielt, an die Witwe des unglücklichen Major Laing, der früher als der frz. Reisende nach Tunbuctu gelangte und als Märtyrer der Wissenschaft fiel.

Die Ausländer erkennen diese edelmüthige Gerechtigkeit, wodurch sich die geographische Gesellschaft längst auszeichnet, nach Gebühr an und tragen zu ihrem Gedeihen bei. Dadurch ist der Verein im Stande, neue Preisfragen vorzulegen und die, welche Hr. Jomard heute bestätigen ließ, kann zu einem wichtigen Aufschlusse führen. Es leben nämlich in Asien, an der Grenze Tibet's, noch schwarze Völker; die Alten redeten von asiatischen Aethiopiern, wo man jetzt keine solche Menschen findet. Es fragt sich: von wo gingen die asiatischen Neger aus? In welchem Verhältnisse steht dieser Stamm zu den Malaien, die sich von den Sandwich-Inseln und von Formosa bis nahe der afrikanischen Küste hinziehen? Die Gesellschaft wünscht, daß zur Beantwortung dieser Frage chinesische Quellen berücksichtigt werden. Die Antwort hat Zeit bis 1832 und ich gehe nächstens ins Sekretariat der Gesellschaft, um die Ausdrücke der Preisfrage vollständig zu liefern.

Andre Preisfragen sind noch zu lösen. Man sieht noch immer einer Reise nach Karamanien im S Kleinasiens entgegen; ferner drei Reisen ins Binnenland Afrika's; 7000 Franken sind auf die Erforschung von Guyana gesetzt, aber den auf Babylonien bezüglichen Preis hat die Gesellschaft zurückgenommen. Sie hat einen Versuch zur Lösung der letzten Aufgabe erhalten, er ist aber unvollständig; und statt der Karte hat Fontanier nur Skizzen gegeben. So ist mir denn der Name des Nicht-Laureatus, welchen die Kommission verschwieg, entfahren; Fontanier wird übrigens seine Nachrichten, die auch von der Gesellschaft gerühmt werden, in seinen Voyages en Orient herausgeben und ist heute zum Mitglied des Conseils ernannt worden. D'Urville ist Sekretär geworden und Präsident der Exminister de la maison du Roi, Doudeauville. „Der Herzog von Doudeauville" sagte Hyde de Neuville, welcher die Stimmzettel selbst zählte „hat alle Stimmen mit Ausnahme der seinigen." „Ich bedaure nur" erwiederte der Herzog „einer Stelle nicht gewachsen zu seyn, die Hr. v. Neuville so würdig bekleidete." „Sie verlieren nur eine Stunde im Jahr" sagte ein Mitglied der Gesellschaft zu Doudeauville. „Ich gewinne eine vergnügte Stunde." Höflichkeiten sind nicht untersagt. „Sie waren immer," sprach ein andres Mitglied, „Beschützer der Wissenschaft und Kunst." Auch ihm wurde ein süßes Lächeln zu Theil. Neuville dankte nun mit bewegter Stimme für die ihm erzeigte Ehre, sagte zum Herzog, er habe einen höchst monarchischen Namen, alle Meinungen seyen für ihn eingenommen; alle Hände klatschten und Doudeauville dankte, wandte sich sogar an einzelne, ihm unbekannte Mitglieder, um seinen Dank zu wiederholen. Was will ich mit den vielen Worten beweisen? Daß sich heutzutage der vornehmste Pair in Frankreich nicht schämt, ja daß er es für eine Ehre hält, sich mit wissenschaftlichen Plebejern einzulassen. Caillé ist schon im Négligé von manchem Minister aufgenommen worden, und dieß Unglück kömmt daher, daß bei der verhaßten repräsentativen Verfassung zuweilen ein neuer Mann, um lateinisch zu reden, Minister wird, der mehr Verstand hat als Ahnen, ein Martignac, der Couplets und Vaudeville's geschrieben, ein Hyde de Neuville, der einem Jahre lang muselmännischen Reisenden die Hand drückt.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Achte und neunte Vorlesung.

Einwirken Alexanders und seiner Nachfolger. Theophrast.

Die meisten großen Eroberungen, von welchen die Geschichte spricht, geschahen durch halbwilde Horden. Nicht so der Siegeszug der Griechen unter Alexander: hier verbreitete ein schon hoch gebildetes Volk seine Cultur in den unterworfenen Gegenden, und brachte zugleich in die eigne Heimath zurück, was ihm Schönes und Nützliches von jenen geboten wurde. Griechenland bereicherte sich mit mehreren neuen Thieren, wie den Elephanten, welche bald von mehreren Fürsten des Abendlands zum Krieg angewandt wurden; den Pfauen, deren glänzendes Gefieder dermaßen die Bewunderung erregte, daß man die ersten um Geld sehen ließ; endlich den Papageien, deren zuerst eingeführte Art — der grüne Papagei mit spitzigem Schwanz

und rothem Hals — noch jetzt bei den Naturforschern psittacus Alexandri heißt.

Hätten indeß die Griechen nicht einen aufgeklärten Fürsten an der Spitze gehabt, so möchte dieser neue Feldzug schwerlich ersprießlicher für die Naturgeschichte geworden seyn, als die Unternehmung der Zehntausend. So aber hatte sich Alexander auf den Rath des Aristoteles mit Gelehrten umgeben, welche ausdrücklich beauftragt waren, die Erzeugnisse der Länder, durch welche das Heer kam, genau zu beobachten; und mithin erhielt man jetzt statt der Mährchen des Ktesias wahrhafte Berichte von aufgeklärten Männern. Unter denselben muß besonders Kallisthenes hervorgehoben werden, der sich schon vor seiner Abreise durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht hatte, namentlich durch ein Buch über die Pflanzen und eine anatomische Beschreibung des innern Baus des Auges. Ueber das Nähere seiner Beobachtungen im Morgenlande ist uns Nichts bekannt; er wurde zuletzt auf Befehl Alexanders getödtet; indessen mögen seine Forschungen für die Wissenschaft wohl nicht ganz verloren gegangen seyn, indem er wahrscheinlich bis zum Augenblick, wo er in Ungnade fiel, mit Aristoteles, seinem Lehrer und Blutsverwandten, in Briefwechsel gestanden hatte.

Die wissenschaftlichen Forschungen erstreckten sich nicht bloß auf die von Alexander selbst durchzogenen Länder, sondern wenn von seinen Generalen noch entferntere Gegenden besucht wurden, befanden sich fast immer ein Paar Gelehrte dabei. So gab der König z. B. dem Nearch, welcher Befehl erhielt, den Weg vom Indus an zu Meer fortzusetzen, den Philosophen Onesikritas bei. Die Flotte segelte durch ein den Griechen bisher unbekanntes Meer westlich bis Harmozia, einem Hafen an der Mündung des Golfs von Persien. Auf dieser Farth kam sie in häufige Berührung mit den Küstenvölkern, und der Reisebericht enthielt mehrfache Beschreibungen der Pflanzen und Thiere, welche man an den Orten, wo beigelegt wurde, vorfand. Unter Anderm war darin die Rede von dem Baumwollen-Baum, von dem Königstiger, dem Walfisch, dessen Kinnladen die Küstenbewohner hie und da zum Bau der Häuser benutzten.

Alexander starb 32 Jahre alt, 323 vor Christus. Sein Reich, das sich vom adriatischen Meer bis jenseits des Indus erstreckte, wurde alsogleich zerstückt und seine Generale stritten sich um die einzelnen Theile. Nachdem Perdikkas ermordet worden, Antigonus und sein Sohn Demetrius Poliorcetes in der Schlacht bei Ipsus gefallen waren, bildeten sich drei Reiche, welche Fortbestand versprachen: Kassander herrschte in Macedonien, Seleukus in Syrien und den angrenzenden Ländern, Ptolemäus in Egypten. Nur der erstgenannte scheint kein Freund der Wissenschaften gewesen zu seyn; er bedrückte Griechenland, besonders Athen, und hielt dort den Geschmack für die Studien nieder. Die beiden andern dagegen schätzten nicht nur die Wissenschaft, sondern legten sich selbst, nicht ohne einigen Erfolg, darauf. Ptolemäus, einer der Feldherren Alexanders, und wie Viele behaupteten, sogar dessen natürlicher Bruder, beschrieb die Eroberungen des großen Königs, auf welchen Bericht hin Arrian seine Geschichte abgefaßt hat.

Ptolemäus wie Seleukus ließen sichs angelegen seyn, eine Büchersammlung nach dem Vorbild der aristotelischen zu gründen. Vor Aristoteles hatten wohl hie und da Privatleute Bücher zu ihrem Vergnügen besessen, Keiner aber daran gedacht, aus denselben ein Mittel zum Studium der Wissenschaften zu machen. Jener war der Erste, der eine Büchersammlung anlegte, worin man sich im vorkommenden Fall Raths erholen konnte. Sie scheint ziemlich beträchtlich gewesen zu seyn, und wurde in der Folge durch Ptolemäus, welcher dieselbe von Neleus kaufte, mit der Bibliothek von Alexandria vereinigt.

Die Herrschaft des Seleukus war die größte; sie fiel, aber bald wieder in Stücke, und aus ihren Trümmern bildeten sich die Reiche Pergamus, Kappadocien, Pontus, Bythinien und Baktra. Das Reich des Ptolemäus war im Gegentheil das kleinste, aber das ruhigste, und wurde bald aus denselben Gründen blühend, welche Egyptens Wohlstand unter dem alten Herrschergeschlechte gefördert hatten. Durch Eroberungen im Süden gewann es sogar an Ausdehnung, und war ohne Widerrede das reichste, betriebsamste und lange Zeit auch das am Besten regierte Land von allen, Alexanders Herrschaft unterworfen gewesenen Gegenden.

Ptolemäus errichtete seine Büchersammlung in Alexandria, einer kaum gegründeten Stadt, die aber bereits ihre zukünftige Größe andeutete. Er zog eine große Anzahl Gelehrter dahin, welchen er ein bestimmtes Einkommen und Wohnungen in der Nähe der Bibliothek zuwies; so daß Jeder sich ganz den Wissenschaften hingeben konnte. Diese Anstalt, welche den Namen Museum erhielt, stand von Ursprung an unter den günstigsten Verhältnissen. Außer dem Schutz des Fürsten und dem Gebrauch einer ausgedehnten Büchersammlung erwuchs für sie aus der geographischen Lage des Ortes, wo sie sich befand, ein unschätzbarer Vortheil. Alexandria war in wenigen Jahren der allgemeine Stapelplatz für den Handel des Mittelmeers nach dem Innern von Afrika, nach Arabien, Persien und Indien geworden, so daß von allen Seiten Erzeugnisse fremder Länder und Berichte der Reisenden dort zusammenfloßen. Die Arbeiten der Mitglieder des Museums wurden mithin äußerst fruchtbar und folgereich; wobei jedoch zu bemerken ist, daß dieselben eine Fortbildung griechischer, nicht etwa egyptischer Wissenschaft waren; denn die Philosophen, welche Ptolemäus an sich zog, brachten weit höhere Kenntnisse mit, als sie im Lande selbst vorfanden, wo in Folge des Drucks durch die Perser und bürgerlicher Unruhen die Geistesbildung seit Langem beinah gänzlich brach lag.

(Schluß folgt.)

Die letzten Stuarts im Exil.

(Ein Fragment aus der kürzlich erschienenen Histoire de Charles Edouard par M. Amedée Pichot 2 Vol.)

Bei seiner Rückkehr nach dem festen Land (1766) verlor Karl Edward seinen Vater, der ihm die unfruchtbare Erbschaft seiner Rechte hinterließ. Er nahm jetzt den Titel eines Grafen von Albany an, und fuhr fort in Florenz zu residiren, indem er nur kurze Ausflüge nach Rom machte. Um diese Zeit fanden es die Höfe von Frankreich und Spanien im Interesse ihrer Politik den Namen Stuart nicht

erlöschen zu lassen und brachte die Vermählung des Enkels Jakobs II mit der Prinzessin Maximiliane von Stolberg-Gedern (geboren zu Mons 1752) zu Stande. Diese Verbindung Karls mit einer Frau, die zwei und dreißig Jahre weniger zählte als er, konnte kaum glücklich seyn und war es auch nicht lange; die Ungleichheit des Alters wäre schon an sich hinlänglich gewesen, die Mißverhältnisse zu erklären die zwischen beiden Gatten ausbrachen; aber der Charakter Karl Edwards mochte wohl durch die lange Dauer seines Exils eine Bitterkeit angenommen haben, die ihn schwerumgänglich machte: und als ihm nun auch sein häusliches Leben den Trost in seinem Unglück versagte, so mußte es für ihn bloß eine Quelle neuer Klagen gegen das Schicksal werden. So treu in Erfüllung ihrer Pflichten auch seine Gattin war, so hatte er doch Ursache eifersüchtig zu seyn, und ein Eifersüchtiger gleicht bald auch einem Tyrannen. Es gab ärgerliche Auftritte, die sich mit einer Trennung endigten, indem die Prinzessin sich zu ihrem Schwager, dem Cardinal von York nach Rom zurückzog, wohin ihr Alfieri folgte, in dessen Seele sie eine Liebe entzündet hatte, die nicht zarter, nicht ehrfurchtvoller, nicht reiner hätte seyn können, wenn sie nur keine verbotene gewesen wäre. Ihrem beseeligenden Einflusse schreibt er in der Zueignung seiner Tragödie Myrrha die ganze Weihe seines Genius zu, er erkennt an, daß er ihr noch Mehr verdankt, weil sie ihn die Tugend achten und lieben lehrte. Er begleitete sie nach der Schweiz und Paris, wo er sie nach dem Hintritt ihres ersten Gemahls heirathete. (Die Gräfin starb 1824. Sie ließ Alfieri von Canova ein Grabmahl setzen. Wie man glaubt, vermählte sie sich später zum dritten Mal mit dem Maler Fabre, der jüngst sein reiches Museum seiner Vaterstadt Montpellier vermachte.)

Indessen sah Karl Edward eine holde Tochter an seiner Seite aufwachsen, die durch ihre Zärtlichkeit und ihre natürliche Anmuth seinen Kummer zu zerstreuen sich bemühte; denn Nichts in dem schönen Italien vermochte je das Andenken an das arme Schottland in ihm zu schwächen. Die schottischen Reisenden, die bei ihm einsprachen, fanden in ihm immer den alten vielgeliebten Fürsten, dessen Tapferkeit und Güte ihre wackern Landsleute in den Gebirgen priesen, und der sie nach dem Land ausfragte, das er nie wieder sehen sollte. Eines Tags ließ bei einer Abendgesellschaft, die er in seiner Villa gab, ein Verbannter nach den melodischen Accorden der italienischen Musik eine einfache caledonische Weise ertönen. Es war das rührende Lied, welches der Barde von Lochiel im Gefängniß sang: Lochaber nicht mehr! (vergl. Ausl. vor. J. S. 440). Den Fürsten, welcher der Kunst der italienischen Musik eine bewundernde Aufmerksamkeit widmete, durchdrang ein ganz anderes Gefühl als er die klagende Weise seines alten Schottlands vernahm: er senkte das Haupt auf seine Hände und vergoß einen Strom Thränen.

Im J. 1783 erhielt Greathead, ein Freund von Fox, der in Italien reiste, eine Audienz bei Karl Edward. Seine Neugierde trieb ihn, das Gespräch auf die Expedition von 1745 zu leiten. Der Fürst schien Anfangs nur ungern auf seine Fragen zu antworten — aber vom Gegenstande selbst hingerissen und das ganze Feuer seiner Jugend darin sammelnd, ging er bald auf eine ausführliche Erzählung der Hauptereignisse ein. Seine Augen funkelten, seine Stimme hob sich mehr und mehr, und als er auf seine Niederlage kam, auf die Gefahren seiner Flucht, auf die Ergebenheit der Bergbewohner, übermannte ihn sein Gefühl und er sank in Zuckungen auf den Boden. Greathead rief bestürzt nach Hülfe. Die junge Prinzessin von Albany lief herbei und den Zustand ihres Vaters gewahrend sagte sie: „Ach, mein Herr! Sie haben von Schottland gesprochen!"

So war der Fürst, den man für einen gefühllosen Egoisten ausgeben wollte. Ein anderer Vorwurf, mit dem man ihn belastete, ist, er habe sich in Italien der Leidenschaft des Weins überlassen. Der Anblick eines Helden, der sich seiner Menschenwürde in thierischer Völlerei entäußert, flößt traurige Betrachtungen über die Menschheit überhaupt ein; aber ohne Zweifel hat man diese Anklage wie viele andere übertrieben und billiger Weise, wenn man den Mantel der Söhne Noa's über Karl Edward wirft, sollte man nicht vergessen, daß zu der Zeit, als er lebte, die Trunkenheit ein Standeslaster großer Herren war. Karl Edward hatte in Frankreich die Höflinge Ludwigs XV gesehen, und auch in England sangen die Prinzen und der Adel erst seit einigen Jahren zu Haus und in ihren Klubs an, die Orgien Heinrichs V und Falstaffs weniger nachzuahmen.

(Schluß folgt.)

Postverbindungen, Straßen, Eisenbahnen und Canäle in America.

Der Postverkehr zwischen Buenos-Ayres, Chili und Peru, der während des ganzen Kriegs und noch im vorigen Jahr wegen der herrschenden politischen Zerwürfnisse unterbrochen war, ist kürzlich hergestellt worden. Das Innere dieser Länder, wie Südamerica überhaupt, hat keine Fahrstraßen, man bedient sich daher zum Transport des Postfelleisens und der Kaufmannsgüter des Rückens der Maulthiere oder der Pferde. Ob man gleich von Buenos-Ayres nach Chili 1000 Meilen rechnet, so findet man den Landweg doch kürzer und sicherer als den Seeweg um das Cap Horn oder durch die magellan'sche Straße. Am 1 und 16 jeden Monats geht die Post von Buenos-Ayres nach Chili ab.

In Colombien hat die topographische Commission, welche aus Auftrag der Regierung die nöthigen Nachforschungen wegen der Möglichkeit einer Verbindung des stillen mit dem atlantischen Ocean anstellte, ihren Bericht erstattet. Daß der Wasserspiegel der beiden Meere derselbe sey, hat sie nachgewiesen; sie hält jedoch die Ausführung des Unternehmens für ziemlich schwierig. Die bis jetzt gewöhnliche Route scheint ihr die geradeste. Ihrer Meinung nach sollte man die Schiffbarkeit des Chagreflusses verbessern, daselbst Dampfschiffe einführen, und dann von Cruces nach Panama, welche beide Punkte bloß sieben Stunden von einander entfernt sind, eine Fahrstraße anlegen. So wäre die Reise nach dem stillen Ocean sehr kurz. Die Regierung zeigt sich dem Unternehmen fortwährend günstig.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerica handelt es sich gegenwärtig um den Bau einer Straße von Buffalo am Eriesee nach New-Orleans über Washington. Es ist deßhalb eine Bill vor die Kammer der Repräsentanten gebracht worden. Dieser großartige Plan, für den sich die ganze Union interessirt, dürfte in der gegenwärtigen Sitzung dekretirt werden.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Num. 115 und 116 S. 465 Sp. 1 Z. 1 L. Spallanzani's st. Spallanzais.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 118. 28 April 1830.

Bethlehem und die Beduinen.

3. Scheich Mohammed und Ebu Seitun.

In Jerusalem angelangt fanden wir unsern Beduinen, Scheich Mohammed, in gespannter Erwartung unsrer Ankunft harrend. Er hatte mit einem Freund alle Vorkehrungen getroffen, und bat nun, zur Bestätigung der Bedingungen, um eine Zusammenkunft in der Wüste, da er unter den gegenwärtigen Umständen nicht gerne lang in der Stadt verweilte. Das Heer des Paschas lag ja vor den Mauern, und unser Scheich wußte gar wohl um die instinktartige Feindschaft zwischen Beduinen und Osmanlis, welche zu mildern sein Gesicht denn allerdings auf keine Weise berechnet war. — Zwei von uns, B. und G. sprengten also in vollem Galopp fort, und befanden sich nach ein Paar Stunden mitten im Beduinenlager. Mohammed hatte, wie in solchem Fall gewöhnlich ist, in seinem Freund „einen verdammten, unbilligen Hund" gefunden, der auf keine Vernunft hören wollte, wenn sie nicht „durch eine armselige Lumperei von Geld" unterstützt wurde. Die Bedingungen waren mithin so, wie sie jederzeit zwischen dem Starken und dem Schwachen, dem Beduinen und dem Wanderer, seyn werden. Appelliren konnten wir nicht und ein schiedsrichterlicher Vergleich wäre hier lächerlich gewesen. So kamen wir denn darüber ein, dem Ebu Seitun und Mohammed Ebu'l Raschid, Häuptlingen des Elowaki-Stammes in Kara, jedem 350 Piaster zu geben; Mohammed Scheich aber sollte für die Mühe uns zu beschützen, täglich zehn Piaster und bei der Rückkehr, falls er uns wacker geschützt, noch ein besonderes Geschenk bekommen. Noch sonst etwa nöthige Vorkehrungen mit dem Scheich von Kara versprach Mohammed bei unsrer Ankunft in Wadi Musa zu treffen. All Dieß, obwohl theuer genug bezahlt, schien immer noch ziemlich erträglich. Nach Abschluß des Vertrags setzten sich die hohen contrahirenden Mächte mit der Familie Mohammeds zu einem glänzenden Mahl von gekochtem Reis nieder, welches letzterer übrigens aus unsrer Küche sich bereits vorher hatte hinaus senden lassen. Hierauf trennte man sich, und Mohammed versprach den Ebu Seitun am folgenden Morgen in eigner Person nach Jerusalem zu bringen, und denselben bis zum Augenblick unsrer Abreise nach Wadi Musa als Geisel für richtige Vollziehung des Vertrags ins Kloster zu geben.

Am folgenden Tag, bald nach dem Frühstück, erschien denn auch Scheich Mohammed mit dem erwarteten Ebu Seitun. Ein Paar zerlumpte Beduinen bildeten sein Gefolg, das alles Andre, nur nicht fürstlich erschien. Er selbst war ein Mann von mittlerer Größe, und alltäglichem, eher gemeinem als Verdacht erregendem Aussehen: ein struppiger Bart, rohe Züge, eine dunkle, von Sonne und Winden gegerbte Gestalt, ein weiß und rother Shawl, bloße Füße, ein abgetragner alter Mantel vertrugen sich sonderbar genug mit seiner hohen Würde. Freilich aber war er dießmal nur incognito gekommen. Dem Mohammed entging ein kleines Anstaunen nicht, das sich unter uns beim Gewahrwerden seines Freundes kund gab: er ließ sein bewegliches schwarzes Auge durch unsern Kreis schießen, legte den Finger auf den Mund und zeigte besorgt nach der Thür. Wir zögerten nicht unsern Gast mit allen gebührenden Zeichen der Achtung zum Sitzen einzuladen, und begannen unsre Fragen in bester Form. Er sprach Wenig und schien in unsrer Gesellschaft zurückhaltend und beengt. Mohammed bemerkte Dieß bald und stellte sich unverweilt neben ihn, um ihm die Last des Verhörs tragen zu helfen. Das Nähere unsrer Reise wurde abgehandelt; die Hauptsache war schon gestern festgesetzt worden. Wir sollten in 5 Tagen in Wadi Musa seyn, wobei wir auch zwei Nächte durchzureisen hätten. Die drei ersten Tage würden wir durch eine unbewohnte Gegend, inmitten Ebu Seitans hoher Verbündeten und Freunde, ziehen; namentlich kämen wir am zweiten Tag in einen ganz öden, unfruchtbaren Bezirk, wo es, um vor jeder durch das benachbarte Raubgesindel etwa drohenden Gefahr sicher zu seyn, nothwendig seyn würde, eine Bedeckung von zehn Reitern zu nehmen; für Nahrungsmittel u. s. w. sollte aufs Beste gesorgt werden. Hinsichtlich Ebu'l Raschid's wurde uns die schmeichelhafteste Aufnahme zugesagt, da zwischen diesem und unsrem Ebu Seitun das alte Freundschaftsbündniß vor Kurzem neu geknüpft worden sey. Mohammed war ungemein beredt, und verschwenderisch in Ehrfurchtsbezeugungen und Zusagen; Ebu schmauchte seine Pfeife, nickte mit dem Kopfe und sprach Nichts. Endlich wurde die Unterhaltung abgebrochen, nachdem die Zeit unsrer Abreise auf den folgenden Tag festgesetzt worden. Scheich Mohammed wünschte uns alles Glück, sprach sein Salam und verließ uns mit den höchsten Versicherungen der Ergebenheit.

Der Dragoman des Klosters hatte von Amtswegen der Un-

terredung beigewohnt. Mohammed berief sich oft auf ihn zu Bestätigung seiner Aussagen, womit denn jener auch keineswegs zögerte. Ihm zufolge war der Scheich ein recht „braver" Mann, der aber „etwas Unglück" gehabt hatte, „verleumdet" worden war, uns übrigens immerhin ein großes Opfer bringe, und seinen Freund, sey derselbe nun Christ oder Osmanli, um aller aufgehäuften Schätze des Sultans willen nicht betrügen würde. Der Scheich war zu arm, als daß sein Lobredner mit Geld durch ihn hätte bestochen seyn können, und ein Schaf ließ sich doch nicht wohl in der Rocktasche verstecken; so erregten denn also weder der Scheich noch Dragoman unsern Verdacht, und blindlings überlieferten wir uns dem Mephistopheles. Wäre nicht das Glück, das über Narren und Wanderer wacht, dazwischen getreten, so würden wahrscheinlich Wenige von uns noch am Leben seyn, die Ueberlieferung zu bereuen.

Mohammed erhielt vor seinem Abgang hundert Piaster, Ebu hundert und fünfzig, um damit sogleich einige Bedürfnisse geringen Werthes, wie Schuhe u. d. gl., in der Stadt zu kaufen. Nicht sobald hatten sich die beiden Freunde getrennt, als der letztere bat, uns verlassen zu dürfen. Wir gaben ihm Erlaubniß sich in der Stadt umzusehen, was er mit der Ungeduld eines aus der Stube befreiten Schulknabens benutzte. Spät kehrte er zurück und wurde auf Verlangen zu unsern Bedienten unter das türkische Zelt quartirt, das wir auf der Platform des Klosters hatten aufschlagen lassen. In den ersten Tagen war sein Betragen für einen erklärten Räuber noch erträglich civilisirt. Er hielt sich ruhig und setzte bei dem hiehemitischem Wein sein Rauchen und seine stillen Betrachtungen ununterbrochen fort. Endlich aber rief in ihm ein Shawl, der am Eingang des Zeltes hangen gelassen worden, den alten Adam wieder ins Leben. Unsre Bedienten fanden ihn in der stärksten Bewunderung vor demselben. Von diesem Tag an erfuhren wir vielfältige Proben seiner Standes-Gewohnheiten. Bald wars ein Mantel, bald ein Turban, bald ein Paar gestickte Pluderhosen, um welche er unsere Reisegarderobe leichter zu machen suchte. So Etwas durfte jedoch leichtlich Fürstensitte in Kara seyn, und obwohl wir derselben wenig Geschmack abzugewinnen vermochten, vergaßen wir unserer Philosophie doch nicht so sehr, um den Brauch mit derselben Strenge zu ahnden, wie wir in Europa gethan haben würden. Die Beute ward zurückgegeben und Ebu Seitun schmauchte wie gewöhnlich fort. Der Versuch war mißlungen — das war Alles; nie gab er sich zu einer Entschuldigung oder auch nur einem Erröthen herab, sondern vollzog, was ihm in unsrem Dienste zukam, gefaßt und verstockt.

So vergingen mehrere Tage, ohne daß Mohammed Kunde von sich gab. Ebu Seitun ließ endlich Zeichen von Unruhe blicken. Unsre Bedienten hatten nämlich in der Stadt sehr schlimme Nachrichten über denselben vernommen; Scheich Ebu Seitun war ihnen durch einen kürzlich von Kara zurückgekehrten Reisenden als eine von unsrem Gefangenen ganz verschiedne Person beschrieben worden. Dieser hörte unser Gespräch, verstand unsre Blicke, und der ganze saubere Entwurf, kam schnell an den Tag. Der Fürst erklärte sich ohne Weiteres für einen bloßen Prätendenten, verließ sich auf unsre Nachsicht und gestand, gegen das Versprechen unsrer Verzeihung und einer Belohnung, den Verschwörungsplan ein. Mohammed war nie in Wadi Musa gewesen, noch überhaupt über die Grenzen seiner eigenen Wüste hinausgekommen, und stand nicht im geringsten Verhältniß mit Ebu'l Raschid oder Ebu Seitun. Was unsern Freund selbst betraf, so eröffnete er uns freimüthig, daß er weder der Häuptling selbst, noch dessen Bruder, noch dessen Vetter, noch des Vetters Freund sey, in Summa, daß er denselben jemals weder gesehen noch gehört, noch von ihm geträumt habe, und daß dieser, so Viel er überall Etwas von ihm wisse, gegenwärtig am Sumpf des rothen Meers sich herumtreibe. Mohammed hatte ein recht gut bedachtes Plänchen gemacht, uns mit seinen Leuten zu umgeben und mit unsern Pferden, oder in jedem Fall unsre Pferde ohne uns, zu entführen, sobald er uns über den Bereich des türkischen Heers und die Begegnung der gesitteten Welt hinausgelockt haben würde. Mitten in diese beherzigungswerthe Entdeckung drängte sich ein neues, unerwartetes Ereigniß. Der Pseudo Ebu Seitun saß in unsrem finstern Zimmer, gegen die getäfelte Wand gelehnt; der größre Theil unsrer Gesellschaft stand um ihn her und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf sein Gesicht, ob kein Wechsel in demselben bei irgend einer von dem Dolmetscher vorgelegten Frage, sich kund geben würde. Unsre Diener sahen aus dem Hintergrunde hervor, und noch weiter hinten, im Licht eines staubigen Sonnenstrales, konnte man die schwarzen Bärte und bleichen, kapuzenlosen Stirnen von ein Paar Mönchen unterscheiden. Plötzlich stürzte, ohne auf uns zu achten, ein blasser, athemloser, an den Füßen blutender Mann mit starren Blicken und in der höchsten Gemüthsbewegung herein, stand still, warf einen Blick umher und wandte sich zu seinem Kameraden: „Ich bin ein Lügner" rief er, „ja! und noch was Schlimmeres; so muß ich Jedermann schreinen. Wie könnte es auch anders seyn? Ich verdien' es; ich habe in ein so elendes Werkzeug, wie Du, Vertrauen gesetzt! — Gott! ich hätte Dich besser kennen sollen. Aber laß es gut seyn! laß gut seyn! Wie ich auf diesen trete" — und damit warf er in unbezähmbarer Wuth seinen Stock auf den Boden — „so trete ich auf Dich. Möge mich der Himmel verfluchen, wenn ich es Dir je vergesse." Kaum hatte er diese Worte ausgestoßen, als er, ohne die geringste Entschuldigung oder Rechtfertigung gegen irgend Jemand von uns, aus den Zimmer stürzte, sich auf seinen Araber schwang, und durch die Klosterthore in vollem Rennlauf nach der Wüste sprengte. Dieß war das letzte Mal, daß wir Scheich Mohammed sahen.

Während dieser Erörterung rührte sich der Prätendent nicht vom Platze, ja nahm nicht einmal die Pfeife aus dem Mund. Er schien zu denken, daß ihn die ganze Sache, oder wenigstens das Schlimme an derselben, Nichts angehe. Er ließ sich ganz ruhig nach dem Zelt führen und schlug uns am Abend, ohne sich an das Vorhergegangene im Mindesten zu kehren, vor, die Führung der ganzen Expedition auf sich zu nehmen. Wir gaben ihm fünfzig Piaster für sein Geständniß, und hießen ihn nach Hause gehen, und künftig Schafe stehlen.

Mittlerweile wurde die Sache ruchbar in Jerusalem, und die heilige Stadt (die keine geringere Klatschtasche ist, als ein Nonnenkloster) sprach von nichts Anderem. Jedermann drängt

te sich herbei und wollte die englischen Pilger sehen, die auf so pfiffige Weise zu Raub und Ermordung bestimmt gewesen waren. Die guten Mönche, Propheten hintendrein, kamen mit ihrem ewigen: „Ich sagte es Ihnen ja!" und wünschten uns zu unsrer Rettung Glück. Endlich ließ uns der Aga selbst holen, und schwor, nach dem wir ihm ein gutes Pferd zum Geschenk gemacht, allen Verräthern und Beduinen unauslöschlichen Haß, und volles Maß der Vergeltung an unserm Freund. Ob Mohammed vielleicht eben so Viel, als wir, in die Wagschale legte, um den Pascha zu gewinnen — ein Geschäft, welches er jedenfalls mehr in die Länge treiben konnte, als wir — weiß ich nicht; aber es ist nach Allem, was wir in der Folge bemerkten, sehr wahrscheinlich, daß der Gouverneur und der Beduine unter der Hand mit einander im besten Vernehmen standen. Ein englischer Pilger hat kein Glück gegen einen Beduinenscheich: um diese Erfahrung bereichert, und den Himmel anflehend, daß wir in Zukunft von der Freundschaft dieser Philisthim frei bleiben möchten, bestiegen wir unsre Araber und befanden uns am folgenden Morgen in aller Frühe schon weit auf dem Weg nach Nazareth.

Der falsche Messias.

Im Jahre 1666 wurde die ganze jüdische Welt, so weit dieselbe über die Erde verbreitet ist, zu dem höchsten Enthusiasmus aufgeregt, indem die Nachricht kam, daß zu Smyrna der Messias erschienen sey. Sabbathai Sevi war der jüngste Sohn von Mardachai Sevi, der Anfangs das geringe Geschäft eines Geflügelhändlers zu Smyrna betrieben hatte und darauf der Agent einiger englischen Kaufleute geworden war. Er war geboren im J. 1625. Der junge Sabbathai wurde von seinem Vater zur Schule gesandt, wo er so schnelle Fortschritte in der Cabbala machte, daß er in seinem achtzehnten Jahre als Hakim oder Rabbi angestellt wurde; schon hatte er manche Anhänger unter den jüngeren und selbst unter den älteren Juden des Platzes, mit denen er strenge Fasten hielt und sich beständig in der See badete. Mit zwanzig Jahren heirathete er ein Weib von großer Schönheit und aus einer angesehenen Familie; er weigerte sich indessen, die Ehe mit ihr zu vollziehen, und, da der Vater ihn deßhalb vor Gericht lud, so mußte er seiner Frau einen Scheidungsbrief ausstellen. Er heirathete zum zweiten Male, und noch einmal wurde die Ehe aus demselben Grunde getrennt. Sabbathai erklärte, die Stimme vom Himmel versichere ihn, daß keine von diesen seine auserkorene Gefährtin für das Leben seyn solle. Seine Anhänger behaupteten, daß er durch das heilige Verlangen, alle menschliche Leidenschaft zu überwinden, getrieben werde; seine Feinde gaben der Sache einen anderen Anstrich; doch fortwährend nahm sein Ruf und sein Ansehen zu. Er fastete zuweilen von einem Sabbath zum andern und badete, bis sein Leben in Gefahr kam; dennoch schien seine Schönheit, die außerordentlich war, täglich zuzunehmen. Ein wohlriechender Duft strömte von ihm aus, den der Arzt seiner Familie, welcher einen Betrug dahinter vermuthete, untersuchte und für eine natürliche Ausdünstung der Haut erklärte. Jetzt fing er an zu predigen und sich öffentlich für den Sohn Davids auszugeben; auch hatte er die Kühnheit, zum Beweise seiner göttlichen Sendung, den unaussprechlichen Namen Jehovah auszusprechen. Die Rabbiner, entsetzt durch dieß doppelte Verbrechen, erklärten ihn des Todes schuldig und klagten ihn vor dem türkischen Gerichtshofe an. Sabbathai nahm seine Zuflucht nach Salonichi. Auch hier erhoben sich die Rabbiner wider ihn. Jetzt floh er nach Egypten und von da nach Jerusalem. Als er auf diesem Wege durch Gaza kam, gewann er einen wichtigen Proselyten. Nathan Benjamin erklärte, mit Zittern vor ihn tretend, bei dem allmächtigen und schrecklichen Gott, daß er, wie Ezechiel, den Herrn in seinem von Cherubim gezogenen Wagen gesehen habe; ein Brausen gleich dem Wogen der See, habe sich von den zehn Seraphim erhoben und eine Stimme sey erschallt: „Euer Erlöser ist gekommen! Sein Name ist Sabbathai Sevi: er wird einherschreiten, als ein Gewaltiger, entflammt von Zorn, gleich dem Krieger; er wird weinen, er wird brüllen, er wird siegen über seine Feinde (Jes. XIII. 13). In Jerusalem predigte Sabbathai und fand so viele Anhänger, daß die Rabbiner vor ihm zitterten; und der Elias der neuen Sekte, Nathan, hatte die Kühnheit, einen Aufruf an die Brüder Israel zu erlassen, worin er verkündete, daß bald der Messias sich offenbaren und die Krone von dem Haupte des Sultans nehmen werde, der ihm nachfolgen würde gleich einem Sklaven. Nachdem er dreizehn Jahre zu Jerusalem gelebt hatte, machte Sabbathai eine zweite Reise nach Egypten, wo er sich wieder verheirathete, nach der Aussage seiner Feinde, mit einem Frauenzimmer von leichtem Charakter, nach dem Berichte seiner Anhänger, mit einer Jungfrau, die durch die merkwürdigsten Wunder als seine Braut bezeichnet worden war. Sie war die Tochter eines polnischen Juden, der von marodirenden Russen gefangen genommen worden. Als sie achtzehn Jahre alt war, wurde sie plötzlich von dem Geiste ihres verstorbenen Vaters aus dem Bette gehoben und auf dem Begräbnißplatze der Juden niedergesetzt, wo sie gefunden ward, ihre Geschichte erzählte und erklärte, daß sie zu der Braut des Messias bestimmt sey. Sie wurde zu ihrem Bruder nach Amsterdam gesandt, und von dort nach Egypten. Nachdem er noch drei Jahre in Jerusalem zugebracht hatte, ging Sabbathai öffentlich in die Synagoge und erklärte sich selbst für den Messias. Es entstand ein gewaltiger Aufruhr, die Rabbiner schleuderten ihren Bannstrahl gegen ihn, und er floh an seinen Geburtsort, nach Smyrna. Hierhin folgte ihm das Interdict; aber das Volk nahm ihn mit Enthusiasmus auf. Ein angesehener Jude, Namens Anakia, erklärte ihn an der Börse für einen Betrüger. Der Ungläubige kehrte nach Hause zurück, fiel von seinem Stuhle und starb. In diesem sonderbaren Zufalle sah Jedermann die Hand Gottes. Die Rabbiner fürchteten sich, den Bann zur Vollziehung zu bringen; Sabbathai umgab sich mit fürstlicher Pracht. Ein Banner ward vor ihm hergetragen, mit den Worten: „Die rechte Hand des Herrn ist erhoben." Er vertheilte unter seine Anhänger die Königreiche dieser Welt; seine beiden Brüder ernannte er zu Königen von Juda und Israel; er selbst nahm den Titel eines Königes der Könige der Erde an. Ein angesehener Mann, der es wagte, sich der allgemeinen Verblendung entgegen zu setzen, gerieth in Gefahr seines Lebens. Der Vorsteher der Rabbiner wurde abgesetzt; der Vicepräsident trat öffentlich zu der Partei Sabbathai's über. Der Name Sabbathai's breitete sich durch die ganze Welt. In Polen, in Deutschland, in Hamburg und in Am-

sterdam wurden die Geschäfte an der Börse unterbrochen, indem die ernstesten Juden plötzlich nur von dieser wunderbaren Erscheinung zu sprechen anfingen. Von Amsterdam kamen Nachfragen an Handelsfreunde in der Levante; sie erhielten die kurze und emphatische Antwort: „Er ist es und kein Anderer.“ Inzwischen strömten reiche Geschenke zu dem Hofe Sabbathai's, und es kamen Gesandtschaften von den verschiedenen Gemeinden der Juden, die manchmal drei oder vier Wochen warten mußten, ehe sie eine Audienz erhielten. Sein Bildniß war mit einer goldenen Krone geschmückt; der ein und zwanzigste Psalm wurde vor ihm gesungen, und in der Synagoge, welche ihn als den Messias anerkannte, wurden öffentliche Gebete für ihn gehalten. Ueberall standen, gleichsam um die merkwürdigen Worte Joels zu erfüllen, Propheten und Prophetinnen auf; zu Samaria, Adrianopel, Salonichi, Konstantinopel und an anderen Plätzen fielen Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen zu Boden oder gingen in prophetischer Verzückung umher und riefen in hebräischer Sprache, von der sie früher kein Wort verstanden: „Sabbathai Sevi ist der wahre Messias von dem Stamme David's, ihm ist das Königreich und die Krone gegeben.“ Selbst die Töchter seines bittersten Gegners, Rabbi Pechina, wurden, wie Sabbathai vorhergesagt hatte, von demselben Wahnsinn ergriffen und brachen in hebräischer Sprache, die sie nie gelernt hatten, in das Lob und den Preis des Messias aus. Ein reicher Jude in Konstantinopel, der vorsichtiger war, als die übrigen, ging zu dem Großwesir und verlangte ein Zeugniß, daß er nie an den neuen Messias geglaubt habe. Dieß kam zu den Ohren der Anhänger Sabbathai's; sie beschuldigten ihren schlauen Gegner verrätherischer Anschläge gegen die Türken, stellten falsche Zeugen auf, und der Ungläubige wurde zu den Galeeren verurtheilt. Unter den Juden in Persien war die Aufregung so groß, daß die Feldarbeiter sich weigerten, ihre Aecker zu bestellen. Ein Gouverneur, der ein Mann von ungewöhnlicher Milde gewesen seyn muß, machte ihnen Vorstellungen darüber, daß sie auf diese Weise ihre Arbeit verließen, statt wie bisher ihre Abgaben aufzubringen. „Herr, entworteten sie mit einer Stimme, wir dürfen keine Abgaben mehr bezahlen, unser Erlöser ist gekommen.“ Der Gouverneur ließ sie eine Verschreibung ausstellen, in welcher sie sich verpflichteten, zweihundert Tomans zu bezahlen, wenn der Messias nicht binnen drei Monaten erschiene; alle unterschrieben ungeweigert. —

(Schluß folgt.)

Handel von Sincapur mit der Ostküste der malaischen Halbinsel.

Der Handel zwischen Sincapur und der Ostküste der malaischen Halbinsel wird hauptsächlich mit den Häfen Calantan, Tringanu und Pahang geführt und ist fast ausschließlich in den Händen der Malaien und der Chinesen, die sich behufs desselben einer Menge kleiner Fahrzeuge bedienen. Von Calantan kommen acht bis zehn dieser Schiffe nach Sincapur, die ihre Fahrt jährlich drei bis vier Mal wiederholen, und Gold, Zinn, Pfeffer, Garroholz und Elfenbein bringen; ihr Cargo ist jedesmal, nach der Größe der Schiffe, von 1000 bis 4000 spanische Dollars werth. Von Tringanu kommen nicht weniger als dreißig bis vierzig Schiffe, die gleichfalls jährlich drei oder vier Reisen machen und an Zinn, Pfeffer, Kaffee, Betelnüsse, Geflügel und Früchte ein Cargo von 1000 bis 6000 Dollars führen. Alle diese Schiffe sind das Eigenthum der eingebornen Fürsten der Plätze, von denen sie kommen; die Bemannung, zehn bis fünfzehn Matrosen, sind Sclaven des Radschah; und der Capitän hat gewöhnlich auch den Verkauf seiner Fracht, so wie den Einkauf der Waaren, die er dafür zurückbringen soll — Opium, baumwollen Garn, rohe Seide, Tabak, bengalische und europäische Schnittwaren u. dgl. — zu besorgen; doch geschieht Beides meist durch Vermittlung eines oder des anderen der chinesischen Kaufleute, die zu Sincapur ansässig sind. Der größte Theil des Handels mit der Ostküste wird indessen von den Chinesen von Sincapur direkt getrieben, in einer eigenen Art von Fahrzeugen, die bei einer Tiefe von sechs Fuß vierzig bis fünfzig Fuß lang und fünfzehn bis achtzehn Fuß breit sind. Die Schiffsmannschaft besteht aus fünf und zwanzig bis dreißig Mann, die jeder einen Antheil an dem Cargo haben und Opium, Baumwollengarn, indische und europäische Güter verführen. Da sie während der Nordostmonsuns, vom November bis in den Januar, selten im Stande sind, das Cap Romania zu doubliren, so ist ihr Handel auf die acht folgenden Monate beschränkt, während deren sie fünf Reisen machen. Der erste Hafen auf der Ostküste, den sie berühren, ist Pahang, wo sie gewöhnlich die Hälfte ihrer Fracht gegen Gold und Zinn umsetzen; mit dem Rest gehen sie nach Tringanu und von da nach Calantan, Patang und zuweilen bis nach Sungora, der ersten Stadt auf der malaischen Küste, welche dem Reiche Siam unterworfen ist. Auf der Rückkehr bringen sie Gold, Zinn, Pfeffer und Elfenbein; und obwohl gegenwärtig nur vierzehn chinesische Schiffe in diesem Handel beschäftigt sind, so beträgt der Umsatz desselben doch bei Weitem über 600,000 Dollars, da jede Fracht 10,000 bis 20,000 und nicht selten 30,000 Dollars werth ist. Alle Gold- und Zinnbergwerke auf der Ostküste der malaischen Halbinsel werden von Chinesen bearbeitet; auch die Pfefferpflanzungen stehen hauptsächlich unter ihrer Pflege; doch dürfen sie Nichts ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Radschah verkaufen, der immer den Vorkauf hat und, sofern er sich dieses Rechtes nicht bedient, eine bedeutende Abgabe von den verkauften Waaren erhebt.

Salz- und Feuerbrunnen in China.

Zu U-Tong-Kiao und Ise-Lieu-Tsing in China befinden sich Feuer- und Salzbrunnen, die zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen der Erde gehören. Diese Brunnen, die im Diameter nicht über fünf oder sechs Zoll messen, sind bis zu einer Tiefe von 1500 und 1800 Fuß, ja in einem einzelnen Falle von 3000 Fuß, in den Felsen gebohrt; und während aus den Salzbrunnen mittelst eines hohlen Bambus durch Ochsen ein Wasser geschöpft wird, das den vierten oder den fünften Theil seines Gewichtes Salz enthält, strömt aus den Feuerbrunnen ein brennendes Gas, dessen man sich theils zur Beleuchtung, theils zum Aussieden des Salzes bedient. Die Art, wie die Chinesen diese Brunnen bohren, ist äußerst einfach; aber obwohl die Arbeiter, wenn die Gebirgsart nicht ungewöhnliche Hindernisse in den Weg stellt, binnen vier und zwanzig Stunden zwei Fuß durchbohren können, dauert die ganze Arbeit doch wenigstens drei Jahre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 119. 29 April 1830.

Eine Vorstellung Hernani's.

(Correspondenz aus Paris.)

Punkt drei Uhr saß ich auf meinem Platze. Seit acht Tagen war kein Billet zu kaufen; wer aber ein Billet d'auteur hat, dem läßt man eine Hinterthüre offen. Draußen wogte unterdessen die ästhetische Neugierde der Theaterlustigen von zwei bis sieben Uhr wider das Haus, und um sieben Uhr scheiterten die Meisten, als sie sich schon in sicherem Port wähnten. Drinnen improvisirten die ungeduldigen Privilegirten ein eben nicht langweiliges vierstündiges Drama. Hatte man so lange auf ein Theaterstück Victor Hugo's gewartet, so konnten die vier Stunden nicht verdrießen. Das Haus war übrigens in eine Restauration verwandelt. Inspirirt durch das Mahl an ungewöhnlichem Orte, ließen die oberen Gallerien romantische Verse aufs Parterre herabregnen, wo sie ein Echo fanden. Romantische Damen erheiterten die Aussicht. Um sechs Uhr barricadirte Jeder seinen Platz, um nicht von dem hereinstürmenden Gewoge überrumpelt zu werden.

Das Stück beginnt und zugleich der Kampf zwischen den Zuschauern. Die Klassiker zischen, die Romantiker sind in Extase. Man statuirt ein Exempel, indem man einige Klassiker zur Thüre hinaus wirft. Unterdessen entfaltet sich das Drama und das Spiel der Mars. Dagegen spielt Joanny, als hätten ihn die Klassiker bezahlt. In den Zwischenakten bricht der Lärm los. Die Einen schrieen gegen das Stück, die Andern gegen den Censor, der es voraus in Gesellschaft vorgelesen und durch eigne Witze verunreinigt hatte. Die Romantiker schrieen gegen Cabale, die Andern erwiedern: Die allein könne man Cabalisten nennen, welche nicht bezahlt hätten. Mit dem andern Akte beginnt wieder der ruhigere Streit, dem fünften Akt schenkt man ein vernünftiges Gehör, man will endlich den Autor sehen, und auf wiederholte Salven des ungestümsten Lärms erscheint die Mars, gegen die Vorschrift der Polizei.

Die Zeitungen sind noch großentheils classisch und schreiben gegen das Stück, welches darum nicht minder die Menge anzieht. Solche Einnahmen hatte das Français niemals, wie jetzt. Sogar die Schüler der Gymnasien wollen in Masse Hernani sehen und präpariren sich den andern Tag nicht auf ihre Klassiker. Uebermannt, geben die Zeitungen nach und behaupten, sie hätten der neuen Schule nie systematisch den Krieg erklärt. Doch bleiben sie dabei, das Drama rede nicht zum Herzen, und man erwiedert: es spricht zur Einbildungskraft. Das prosaische Element des französischen Drama's wird durch ein lyrisches ersetzt. Bis jetzt konnte Hugo nur auf dem Papier die Gemüther bewegen, auf dem Papier qui souffre tout, wie Hugo selber sagt; jetzt hat er dasjenige Publikum gewonnen, welches die Theater besucht, das heißt ganz Paris, und so trägt die Romantik den vollständigsten Sieg davon.

Hernani ist übrigens nur der Anfang einer Trilogie. Hugo giebt anzuhören, es sey ein maurisches Portal zu einer gothischen Kathedrale.

Ein Jüngling von fürstlichem Geblüte, Hernani, hat den Manen seines Vaters Rache geschworen. Der Vater war durch die Grausamkeit des spanischen Könighauses auf dem Schaffott gestorben. Hernani macht sich zum Banditen, und geht auf das Leben des Königs Don Carlos aus. Beide lieben Dona Sol, mit welcher sich ihr alter Ohm, Don Gomez, verbinden möchte. Der Ohm findet Hernani bei der Nichte, welche dem Banditen Gegenliebe schenkt, und kann über sein Leben schalten. Er weiß aber auch von der Liebe des Königs für Dona Sol, und gemeinschaftliche Rachsucht verbindet den gekränkten Kastiliер mit dem Banditen gegen Don Carlos; Hernani muß bei den Manen seines Vaters schwören, daß gleich nach dem Tode von Don Carlos sein Leben dem nebenbuhlerischen Greise zu Gebote stehe. Carlos wird deutscher Kaiser und versöhnt Hernani, indem er ihm die Hand Dona Sol's überläßt; die Vermählung wird gefeiert, aber in der Brautnacht fordert und erlangt Don Gomez den Tod Hernani's, welcher Tod das Verderben der Nichte und des Don Gomez selbst nach sich zieht.

Die Stizze des Stücks ist aus Calderon genommen; durch die Ausführung erkennt man, daß Hugo mit dem Geiste der göthe'schen Schriften vertraut ist. Die Eigenthümlichkeit seiner Dichtung bleibt dabei unversehrt, und er sah mehr auf die Poesie des Ganzen und der Sprache, als er auf die Verknüpfung der Einzelheiten des Thema's bedacht war. Man sieht hier endlich in französischer Dichtung einigen englischen Humor, verbunden mit der energischen Sprache eines Corneille; ungewöhnlich viel Lyrik im Drama und große Ungebundenheit nicht bloß

im Dramatisiren, sondern auch in der Einführung wahrer Poesie in das Drama eines Volkes, das bisher im Trauerspiel oratorisch war.

Anstatt aber unsre Ansicht über Hernani ou l'Honneur Castillan weiter auszuspinnen, führen wir dem Leser die einzelnen Gruppen der Zuschauer und ihr Urtheil vor.

Betrachten wir zuerst das ruhige Publikum, oder vielmehr die lebhaften Theatergänger, die ihre andern Belustigungen oder ihre Beschäftigung, wenn sie welche haben, um sechs Uhr, und dießmal um drei, verlassen, und wohlgenährt mit Vaudevilles und scribe'schen Komödien, mit dem Lorgnon ins Français gehn, um Mademoiselle Mars zu sehen, ihr kritisches Recht als Zuschauer auszuüben und sagen zu können: das Stück ist pikant, oder: es ist abominable. Diese Herren haben zwar voraus eine Zeitung gelesen, um ihr Urtheil vorzubereiten, haben auch Laharpe und ihre Klassiker im Kopf, nach welcher Elle sie das Verdienst des neuen Stücks messen können, aber sie besitzen doch auch ein gewisses eignes Maß, wenn nicht von Tiefe, doch von bon sens, einen angebornen frz. Takt, mit welchem sie jede Einzelheit schnell auffaßen und besser diese Einzelheiten als den Gesammteindruck. Dieß Publikum hat kaum einige Verse gehört, und glaubt die Rührung stehe schon bevor; da kann es sich bereits des Lachens nicht enthalten, wenn die Dienerin für Don Carlos einen Schrank öffnet, damit er sich darin verstecken solle; es glaubt im Vaudeville zu seyn, und dort ist auch der Schrank schon öfters da gewesen. Im Schranke wenigstens, denkt es, wird Carlos nicht den Großen spielen wollen, und wenn er nun doch herausruft, (die Dienerin kann ja zugeschlossen haben,)

Si vous dites un mot, duègne, vous êtes morte, so platzt es mit seinem Lachen heraus. Grund genug, zwei Scenen hindurch seine Munterkeit zu bewahren und diese erhält neue Nahrung, wenn Don Ruy Gomez, der Männer bei seiner Nichte findet, sie mit den Worten apostrophirt:

Par saint Jean d'Avila, je crois que, sur mon âme,
Nous sommes trois chez vous! c'est trop de deux, madame.

Hernani läßt seine Wuth gegen Don Carlos aus und ruft ihm nach:

Oui, de ta suite, ô roi! de ta suite! — J'en suis.

Die Leute lachen und sehen sich an, um zu zeigen, daß ihnen der Calembourg nicht entgangen ist.

Wer kann nun das Kichern des Parterres malen, wenn im dritten Akt von Neuem, zwar kein Schrank, aber doch ein Behälter zum Verstecken geöffnet wird, um darin Hernani unterzubringen,

Monsieur, entrez ici. .

Ehe Gomez diesen Banditen, der sein Gast ist, verräth, will er lieber Haus und Hof und Liebe opfern; der König fragt ihn: wo ist Hernani? und immer weist er zur Antwort auf das Bild eines seiner Vorfahren, der ihn auch nicht verrathen haben würde — am Ende weist er aber doch auf den Ort, wo Hernani verborgen ist und das lustige Publikum hält sich die Seiten. Gomez zeigt in der That nicht den Schlupfwinkel, sondern ein Porträt, welches davor steht, es ist nur ein Fehler in der Anordnung der Scenerie.

So ganz unrecht kann man dem Publikum nicht geben, wenn seine Lachmuskeln mit den Füßen stampfen bei der Schalkhaftigkeit des Königs, welcher Gomez verzeiht, aber sagt:

J'emmène seulement ta nièce comme otage,

und bei der Dummheit von Gomez, der sich den Tausch gefallen läßt, der ihm hintendrein leid thut, und welchen der Dichter sich viele Mühe geben muß hintennach zu erklären. Wer einmal in Laune ist, kömmt nicht wieder zum Ernst. Wenn Hernani ausruft: Vieillard stupide! so versteht ihn ein anwesender Autor viel as de pic und will es sich nicht mehr ausreden lassen, so gehört zu haben. Um nicht früher zu sterben, als der König Carlos, den er umbringen will, kömmt Hernani mit Gomez (den er beleidigt hat) überein, später ihm zu Gebote zu stehen und zu sterben, wenn er wolle:

Ecoute, prends ce cor. Quoi qu'il puisse advenir,
Quand tu voudras, seigneur, quel que soit le lieu, l'heure,
S'il te passe à l'esprit qu'il est temps que je meure,
Viens, sonne de ce cor, et ne prends d'autres soins;
Tout sera fait . . .

Wenn er aber doch einmal kommen muß, fragt das Publikum, wozu das Horn? Zwei Stunden weit kann er es nicht hören, in der Nähe reichen zwei Worte hin, mündlich oder schriftlich. Und kann sich nicht Hernani irren, und das erste beste Jägerhorn für das seinige haltend, sich vor der Zeit ein Leid anthun?

Durch solche nüchterne, nicht ganz unrichtige Ueberlegung macht sich das Publikum ungeduldig; da wird es durch den langen Monolog auf die Folter gespannt, der an Länge seit dem Monolog im Figaro von Beaumarchais seines Gleichen nicht hatte. Schon wird es zwar durch den tiefen Ernst des Monologs ergriffen, aber der Vers:

Les rois, et sur leur tête essuyer ses sandales

versetzt es wieder in seine mockirende Laune, die noch gesteigert wird, wenn Carlos sich wundert, daß der Geist Karls des Großen nicht mit ihm spricht.

Ou, si tu ne dis rien . . . .

Der Schauspieler, welcher Hernani verstellt, wird ganz verblüfft, sich ausgelacht zu sehn, wenn er ruft:

J'ai cru d'abord que c'était Charlemagne,
Ce n'est que Charles-Quint!

worin das Publikum einen Witz wittert. Verblüfft ist seinerseits das Publikum darüber, daß die Vermählten Hernani und Dona Sol, welche das Brautgemach erwartet, ein Gespräch über den Mondschein beginnen. „Wie?" so mockiren sie sich, „Mondschein, Sterben durch Gift, Verstecken in Schränken, Calembourgs, as de pic, Das geht Ihr uns für romantische Dichtung?" Was schön am Stücke ist, das ist klassisch — z. B. das Sterben der Mars durch Gift. Und wenn Ihr sie denn fragt, was ist der Gesammteindruck des Stücks? so antworten sie mit folgendem Gespräch aus dem Stücke selbst:

Don Ricardo.

Ecoutez l'histoire que voici:
Trois gu'ans, un bandit que l'echafaud réc'ame,
Puis un duc, puis un roi, d'un méme coeur de femme
Font le siége à la fois. L'assaut donné, qui l'a?
C'est le bandit.

Don Francisco.

Mais rien que de simple en cela
L'amour et la fortune, ailleurs comme en Espagne,
Sont jeux de dés pipés: c'est le voleur qui gagne.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Brasilien.*)

1) Die Hängematten. Der Ball.

Es war Anfangs des Jahres 1825, daß ich mich in Liverpool, im Zenith luftiger Spekulationen, einschiffte. Sechs Wochen ward ich durch widrige Winde in dieser englisch — amerikanischen Stadt hingehalten, wo ich mich übermäßig langweilte, und herzlich froh war, als wir endlich wieder auf den lichten blauen Wogen nach Südamerika zu tanzten. Nach einer Fahrt von nur 35 Tagen standen uns Brasiliens palmenbekränzten Küsten bereits vor Augen. Die Art unsrer Bestimmung war zunächst eine kleine Stadt in dem Bezirk Piauhi, welcher zwischen den Capitania's Ceara und Maranham liegt.

San Luis de Maranham unterscheidet sich dem Aeußern nach nur Wenig von den übrigen Städten Brasiliens. Was dem Europäer bei seiner Ankunft am Meisten auffällt, ist das sonderbare Vehikel der Bewohnerinnen. An einer buntfarbigen, auf den Schultern zweier Neger getragenen Stange hängt eine Matte aus Netzwerk, in deren Mitte die brasilianische Schöne nach Türkenart mit gekreuzten Beinen sitzt. Die Stellung erfodert keine geringe Geschicklichkeit und lange Gewöhnung an die schwingende Bewegung der Hängematte, um sich, wie sie da schnell und leis durch die Straßen hingetragen wird, in Gleichgewicht zu erhalten. Ueber die Stange ist ein Stück Zeug geworfen, das nach Zeichnung und Feinheit des Stoffs, zufolge des Geschmacks oder Reichthumes der Besitzerin, wechselt. Diese Mantilla dient zum Schleier und zugleich zum Schutz gegen die glühenden Pfeile der Sonne. Oft wurde ich vom blendenden Glanz eines dunkelstralenden Augs bezaubert, der durch jene dichte Hülle gleich dem gefährtenlosen Stern des Abends schimmerte, wenn er in einsamer Lieblichkeit den tief blauen Himmel beherrscht. Merkwürdig ist, wie vielen Bedürfnissen bei diesem Volk der allgemeine Gebrauch der Hängematte abhilft. Im Schlafzimmer ist sie das Bette, im Gesellschaftzimmer die Ottomane; in der Straße vertritt sie die Stelle der gewichtigern Cadiera, das heißt der in den südlichern Gegenden üblichen Sänfte. Dem Reisenden ist sie eine unentbehrliche Zugabe: an die Aeste eines Baumes gehängt, bietet sie ihm mitten in den Wäldern ein bequemes Lager.

*) New Monthly Magazine.

Als ich eines Morgens in großem Viereck des Palasts umherschlenderte, und mir durch Beobachtung der unsichern Schritte einiger Rekruten, die sich unter der Folter eines Trillmeisters abquälten, die Zeit zu vertreiben suchte, traf ich mit einem Herrn zusammen, mit welchem ich bei meinem frühern Aufenthalt in Süd-America Bekanntschaft gemacht hatte. Er bestand darauf, ihn nächsten Abend auf einen öffentlichen Ball zu begleiten, welcher unter unmittelbarer Obhut des Präsidenten, der britischen und amerikanischen Consuln, und einer langen Reihe andrer Standespersonen gegeben werden sollte. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, als eine Gelegenheit den „hohen Ton" der Stadt kennen zu lernen, und fand mich denn, nach sorgfältig bedachter Toilette, zur bestimmten Zeit im Schauspielhause ein, wo ein besonderer Saal der Festlichkeit angewiesen war. Der Eintritt wirkte eben nicht günstig auf mich, denn was mir zuerst in die Augen fiel, war ein Elegant in jener Tracht des Landes, welche Terpsichorens Feier gänzlich entgegen zu seyn scheint, nämlich in einem weiten Kittel und gewaltigen Stiefeln. „Ohne Zweifel die hiesige Mode!" dacht' ich, mich vom ersten Schreck sammelnd; „und welchen Widerspruch könnte die Mode nicht heiligen!" — Mein Freund war der Ceremonienmeister für diesen Abend: seine Amtspflichten gestatteten ihm also nicht die Zeit, sich mir zu widmen, und bald fühlte ich, daß Niemand verlassener ist, als ein Fremder in dem lustigen Gewühl eines Balls. Zwar waren mehrere Engländer da, bis jetzt aber hatte ich noch nicht die Ehre gehabt, denselben vorgestellt zu werden, und wahrhaftig, in dem Wechselfall, entweder Einem, der mit dem Zipperlein behaftet ist, auf die Zehen treten, oder Manche meiner Landsleute anreden zu müssen, ohne üblicher und förmlicher Maßen vorgestellt worden zu seyn, würde ich unter zehn Malen neunmal das Erstere vorziehen. Eben wollte ich mich daher wieder ganz hastig davon machen, als ein deutscher Herr mich höflich anredete. Er war ein unschätzbarer Fund, kannte Jedermann und jedes Ding, kurz war ein lebendiges Stadtverzeichniß. Einige Eigenheiten auf diesem Ball fielen mir auf. So tanzten z. B. sowohl die Herren, als ihre schwarzäugige Gefährtinnen ohne Handschuhe, was mir unter einem so warmen Himmel etwas undelikat bedünkte. „Sie werden sich noch mehr wundern", erwiederte der deutsche Herr, „wenn ich Ihnen die Ursache davon mittheile. Einer Dame die Hand im Handschuh zu bieten, würde für einen Schimpf gelten, indem man es für eine Andeutung nähme, daß die Tänzerin an einem Hautübel litte." Nachdem die ersten Tänze vorüber waren, stellte sich die Gesellschaft wieder zur Musterung auf, das heißt die Tanzenden verfügten sich, mit scharfer Trennung beider Geschlechter, nach den zwei entgegengesetzten Seiten des Saales. Plötzlich ließ sich die Musik vernehmen, ein Herr stürzte vor, und verneigte sich, nach ein Paar höchst seltsamen Luftsprüngen vor einer Dame, welche nun ihrerseits aufbrach, und nachdem sie dieselben Schwenkungen gemacht, einen Herrn aufforderte; so gings fort bis die ganze Gesellschaft die Probe bestanden hatte. Während ich diesem Schauspiel noch ganz erstaunt zusah, wurde ich von meinem neuen Bekannten gutmüthig erinnert, daß es nothwendig, mich in einen den Blicken etwas

weniger ausgesetzten Platz des Zimmers zurückzubegeben. „Als Fremder," sagte er, „würden Sie hier ohne Zweifel zum Tanz aufgezogen werden." Schon der bloße Gedanke, mich auf eine so lächerliche Art zur Schau zu stellen, war mir unerträglich, und ich zögerte nicht, den gegebenen Rath zu befolgen, was mich glücklich vor der drohenden Gefahr rettete. Nicht so ein junger Engländer, der, wie ich, hier fremd war: er wurde von einer hübschen kleinen Brünette aufgefordert. Nie werde ich seinen Blick vergessen, wie er in unendlicher Verlegenheit da saß; und als er, gezwungen durch die schonungslose Bestürmung der zunächst Stehenden, endlich wagte, ein Paar Schritte vorwärts zu thun, geschah Dieß auf eine Weise, welche aus allen Enden des Saales ein Gelächter nach sich zog.

Ranadschit Singh, Fürst von Lahore.

Ranadschit Singh, der gegenwärtige Herrscher von Lahore, ist unter allen eingebornen Fürsten der Hindu der einzige, welcher im eigentlichen Sinne unabhängig genannt werden kann. Er ist der Sohn Mahasingh's, von dem Stamme Lahaft, zählt ungefähr fünfzig Jahre und hat drei Söhne: Curruk Singh, Schär Singh, und Tara Singh. Die beiden letztern sind indessen von ihm nicht als seine Söhne anerkannt und werden daher auch nicht als Prinzen angesehen. Sie sollen von Ranadschit Singh's erster Gemahlin adoptirt worden seyn; und da der Vater dieser Fürstin ohne Erben starb, so gingen die beträchtlichen Besitzungen desselben auf Schär Singh über. Ranadschit Singh ist ein Mann von außerordentlich kühnem und unternehmendem Geiste, und er hat sich durch denselben nicht nur zur unumschränkten Herrschaft über seine eigene Nation, die Seick's, die früher in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten getheilt waren, aufgeschwungen, sondern auch große Eroberungen auf Kosten seiner mohammedanischen Nachbarn gemacht. Sein Vater Maha-Singh (d. h. der große Löwe) legte den Grund zu der aufblühenden Macht des Sohnes; er vergrößerte sein Gebiet durch kleine Fehden mit den Nachbarstaaten und bemeisterte sich zuletzt, bei dem Tode des Fürsten von Lahore, Chan Bahadur, dieser Landschaft. Bald darauf starb er, und hinterließ seine Erwerbungen seinem Sohne, dem es gelang den Staatenbund der Seicks völlig über den Haufen zu werfen und auf den Trümmern desselben ein Reich zu errichten, das sich von Zatta im Süden bis zu den Grenzen von Tibet im Norden, und von Kabul im Westen bis über den Setledsch im Osten erstreckt.

Die Armee, die Ranadschit Singh unterhält, soll sehr bedeutend seyn. Außer einem zahlreichen Cavalleriecorps, worauf immer die Hauptmacht eines asiatischen Fürsten beruht, umfaßt dieselbe achtzig Regimenter Infanterie, die nach europäischer Weise bewaffnet und durch französische Offiziere disciplinirt worden sind. Auch in der Artillerie hat Ranadschit Singh mit Hülfe seiner fremden Lehrmeister große Verbesserungen vorgenommen. Seine Armee ist mit zahlreichem Geschütz versehen, welches völlig nach europäischer Weise bedient wird. Die Franzosen, welche in den Diensten Ranadschit Singh's stehen, haben mit dem Commando der Divisionen, denen sie beigegeben sind, Nichts zu thun. In Kriegszeiten werden sie in strengem Gewahrsam gehalten, und in Friedenszeiten lehren sie ihre Truppen europäische Disciplin. Im Ganzen ist die Heeresordnung indessen dem asiatischen System treu geblieben. Die Anführer sind kleine Fürsten, welche wie die Barone des Mittelalters eine gewisse Unabhängigkeit besitzen und ihrem Lehensherrn nur zum Kriegsdienste verpflichtet sind.

Die größte Sorge Ranadschit Singh's scheint die Anhäufung von Schätzen zu seyn, weil diese doch in noch höherem Grade als selbst die Disciplin der eigentliche Nerv des Krieges sind. Seine Schatzkammer in dem Fort Goviad in Amritsir soll außerordentlich reich seyn; der ganze unermeßliche Raub von Kabul und Multan hat neuerer Zeit den Inhalt derselben vermehrt. Ueberdieß wird jeden Tag eine gewisse Summe in den öffentlichen Schatz zurückgelegt, der nie, außer in den dringendsten Fällen, geöffnet werden darf. Die Münze, welche den Hauptinhalt des Schatzes bildet, ist der Ranetschahi, so genannt von Ranek Schah, dem Stifter der Religion der Seick's; in Umlauf ist neben dieser besonders auch die Mohammedschahi-münze. Die Revenüen Ranadschit Singh's können nicht genau angegeben werden. Die Grundsteuer von einem Getraidefelde beträgt die Hälfte des Ertrages, von andern Grundstücken sind die Abgaben nach dem Werthe des Erzeugnisses verschieden. Kein einziges Stück Land darf ohne besondere Erlaubniß der Regierung verkauft werden.

An der Spitze des Gerichtswesens steht Wisakha Singh, und unter ihm wird die richterliche Gewalt in jedem Distrikte von einem, zwei oder drei Unterrichtern ausgeübt. Die Seicks haben kein Gesetzbuch, und überhaupt keine bestimmten Gesetze; die Entscheidungen hängen daher lediglich von der Willkühr des Richters ab. Wer indessen mit dem Ausspruche des Unterrichters nicht zufrieden ist, kann an Wisakha Singh, und von diesem an Ranadschit Singh gehen, was jedoch immer mit einiger Gefahr verbunden ist. Denn wenn der Klagende seine Sache vor Wisakha Singh oder Ranadschit Singh verliert, so hat er eine schwere Strafe zu erwarten, nicht allein wegen der Unstatthaftigkeit seiner Klage, sondern auch wegen seiner Anmaßung, die Gerechtigkeit und folglich den Charakter des Richters in Zweifel zu stellen. Die Gewalt Wisakha Singh's, so wie seiner Unterrichter ist indessen auf das Civilrecht beschränkt; Criminalfälle gehen sonderbar genug an den Steuereinnehmer des Distriktes, der zugleich der Gouverneur des festen Platzes, welcher sich in demselben befindet, und die oberste Magistratsperson ist.

Neue Straße auf dem Cap der guten Hoffnung.

Zu den wichtigsten Verbesserungen, welche die alte niederländische Colonie am Cap der guten Hoffnung ihrer gegenwärtigen britischen Regierung verdankt, wird die neue Straße gehören, welche in diesem Augenblicke über die große Gebirgskette „Hottentot's Holland Kloof" im Werke ist. Diese Bergkette machte bisher beinahe alle Verbindung zwischen dem Innern des Landes und der Küste unmöglich; da die niedrigsten Päße derselben sich steil zu einer Höhe von eilfhundert Fuß über der Ebene an ihrer Basis erheben; und die Herstellung einer fahrbaren Straße in diesen Gegenden kann daher für den Wohlstand der Colonie, so wie für die Civilisation des ganzen südlichen Afrika's von unberechenbaren Folgen seyn.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 120. 30 April 1830.

Caillié's Reisen in Afrika.

5. Tunbuktu*).

Mit einer Lithographie.

Die Reise von Dhienné auf dem Dhioliba machte Caillié mit einer kleinen Flottille von Piroguen. Als sie sich Cabra näherten, erblickten sie Nichts als unter Wasser gesetzte Moräste, die mit Wasservögeln bedeckt waren. Das Städtchen Cabra liegt auf einer Anhöhe, drei Meilen nördlich von dem Hafen, mit dem es durch einen Kanal in Verbindung steht. Dieser Canal dürfte nur von Unrath gesäubert werden, so könnten ihn Schiffe von 25 Tonnen jederzeit befahren; so aber ist man genöthigt, seine Effekten in einem Werrathshaus am Hafen niederzulegen und sie zu Land weiter transportiren zu lassen. Dazu kann man sich von den Einwohnern Esel und Kamele miethen. Der Hafen selbst erstreckt sich von Osten nach Westen eine halbe Meile in die Länge und ungefähr 70 Schritt in die Breite; er würde sehr bequem seyn, wenn er reinlicher gehalten wäre; allein Reinlichkeit ist keine Tugend der Neger. Es ist hier eine Art Werft; Caillié bemerkte viele große Pirogen, die man ausbesserte; die Schiffer pflegen die Fahrzeuge, nachdem sie dieselben ausgeladen, auf das Ufer zu bringen und ihnen große Stücke runden Holzes zur Unterlage zu geben, so daß sie über den Boden zu liegen kommen; ohne diese Vorsicht würden die Schnüre, welche das Gebälk der Schiffe verbinden, schnell faulen. Während der großen Ueberschwemmung soll das Wasser sich zehn Schuhe über die Niederungen erheben, aber selbst außer dieser Periode reichen die Moräste bis an das Städtchen hinan. Es kann daher auch von Feldbau nicht die Rede seyn; einige egyptische Balaniten, einige Dattein und einige Gärten mit Tabak, der jedoch nicht über 6—7 Zoll hoch wuchs, war Alles, was Caillié vom Pflanzenreich zu rühmen weiß; denn gegen Norden (Cabra liegt nämlich nördlich vom Fluß) ist Sandwüste. Die Einwohner von Cabra schätzt er zu 1000—1200; sie beschäftigen sich sämmtlich mit dem Handel. Da man gerade den Schluß des Ramadan feierte, so ging es sehr lebhaft her. Das Volk drängte sich durch die engen Gaßen, Weiber und Männer, Fisch-, Milch-, Pistazien-Händler durch einander; auch wurde getanzt. Caillié, der sich weiter oben am Fluß vor den Surgu't oder Tuarits hatte in seiner Pirogue verstecken müßen, erregte hier keine Aufmerksamkeit. Es sind jedoch meist nur Arme und Sclaven, die hier wohnen, da die Reichen Tunbuktu als Aufenthalts-Ort vorziehen. Caillié war von dem Scherif von Dhienné an einen Tunbuktier, Sidi Abdallahi Schebir, empfohlen worden. Dieser schickte ihm einige Sclaven entgegen, um ihn einer guten Aufnahme zu versichern.

Es war am 20 April 1828, Mittags ¼ 4 Uhr, als die Karawane, bei welcher unser Reisender war, sich nach Tunbuktu in Marsch setzte. Der Weg ging nordwärts an zwei großen Sümpfen vorbei, deren Ufer mit einigen 5—6 Fuß hohen Mimosen prangten und die selbst noch in einiger Entfernung Spuren einer wenn auch dürftigen Vegetation hervorriefen; sonst gab es überall Nichts zu sehen, als beweglichen Sand, durch den das Fußgehen so mühsam war, daß man die jungen Sclaven auf die Lastesel setzte und reiten ließ. Endlich sollte er das Ziel seiner Wünsche erreichen. Die Sonne sank in diesem Augenblick unter den Horizont, und ihre letzten Strahlen fielen auf die geheimnißvolle Stadt. Die Freude, die er bei diesem Anblick fühlte, kann man sich denken; was Keinem möglich gewesen, was mit unübersteiglichen Hindernissen und Gefahren verknüpft schien, ihm war es gelungen! Indeß blieb der Anblick weit hinter der Erwartung zurück; er hatte eine ganz andere Idee von dem Reichthum und der Größe dieser Stadt mitgebracht — und jetzt bot sich ihm Nichts als eine unförmliche Masse schlechtgebauter Lehmhäuser dar — mitten in einer unermeßlichen mit weißgelblichem Flugsand überwehten Wüste. Wie sich diese Ansicht von der Gegend mit die Nachrichten Shabini's und des afrikanischen Löwen*) vereinigen läßt, ist schwer auszumitteln;

*) Da das ganze Interesse der Reise Caillié's sich um Tunbuktu dreht, so folgt hier Tunbuktu, ob es gleich noch nicht an der Reihe wäre; wir behalten uns aber vor, über die andern Theile der Reise nachträglich Bericht zu erstatten.

*) Es dürfte unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir den Bericht des africanischen Löwen Hassan Ibn Mohammed el-Gharnati (Joannis Leonis Africani de totius Africae descriptione lib. Figuri 1559 p. 34 sqq.) zur Vergleichung beisetzen, da er von allen, die man vor Caillié hatte, vielleicht der authentischeste ist (vergl. Ausl. v. J. S. 366). „Werkstätten von Handwerkern, insonderheit Leinwand- und Baumwollenwebern, so wie Krambuden, giebt es in Menge. Auch wird durch Han-

wenn nicht anders die Annahme einer veränderten Richtung des Flusses, welche Caillié selbst andeutet, dieses Räthsel auflöst. Auf jeden Fall berechtigt uns dieser scheinbare Widerspruch, bei den übrigen Kriterien innerer Wahrheit, nicht, an Caillié's treuer Berichterstattung zu zweifeln, oder gar, wie in England geschah, die Frage aufzuwerfen, ob er wohl wirklich in Tunbuktu gewesen sey. Ein Theil des Widerspruchs ließe sich vielleicht auch dadurch erklären, daß Caillié und Shabini zu verschiedenen Jahreszeiten in Tunbuktu waren. In der Regenperiode konnte der Theil des Landes, welcher gegen den Fluß hin liegt, der sich, wie es scheint der Stadt durch verschiedne Krümmungen bald mehr bald weniger nähert, leicht freundlicher aussehen als jetzt bei der Alles ausbrennenden Hitze des Sommers.

(Fortsetzung folgt.)

---

beisleute aus der Berberei nach Europa gebracht. Die Weiber hier zu Land verhüllen das Gesicht, mit Ausnahme der Mägde und Derer, welche Viktualien verkaufen. Die Einwohner, und darunter vorzüglich die Fremden, sind außerordentlich reich, so daß der König (qui regem agit) seine beiden Töchter zwei der reichsten Kaufherren zur Ehe gegeben hat. Die Brunnen sind zahlreich und liefern einen köstlichen Trunk; und für den Fall, daß der Niger austritt, haben sie Wasserleitungen, mittelst deren sie sich in der Stadt aus ihm versetzen. Früchte, Vieh, Milch und Butter hat man im Ueberfluß (Regio est frumentis, pecudibus, lacte atque butyro copiosissima); an Salz mangelt es dagegen total, und dieses muß 50 Meilen weit aus der Stadt Tegasa geholt werden. Während meines Hierseyns wurde eine Kameelslast Salz um 80 Goldstücke verkauft. Der König von Tombuto besitzt unermeßliche Schätze (bracteas aliquot atque sceptra habet, quorum nonnulla mille et trecentarum sunt librarum), unterhält einen prächtigen Hofstaat, und wenn er reist, so reitet er auf einem Kamel, das von seinen Vornehmen geführt wird; eben so wenn er in den Krieg zieht. Wenn Jemand den König anreden will, so fällt er vor ihm nieder und wirft Erde auf Haupt und Schultern; diese Sitte beobachtet Jeder, der noch nie zuvor mit dem König gesprochen; auch Alle, die von fremden Fürsten als Gesandte abgeschickt sind. Der König hat immer 3000 Reiter, außerdem aber noch unzähliges Fußvolk, welches mit vergifteten Pfeilen schießt. Ihre meisten Kriege führen sie gegen Diejenigen, welche den Tribut zu entrichten sich weigern; Wen sie gefangen nehmen, den verkaufen sie als Sclaven. Die Pferde sind rar und theuer; die Kauf- und Hofleute ziehen einige jung auf, um sich ihrer auf Reisen zu bedienen; die besten kommen aus der Berberei. Sobald der König erfährt, es seyen wieder Kaufleute mit Pferden da, so läßt er sich dieselben vorzeigen, wählt sich das trefflichste davon aus und bezahlt es freigebig. Gegen die Juden ist der König sehr feindlich gesinnt, und läßt keinen in die Stadt; wenn er erfährt, daß ein Berber mit Juden zu schaffen hat, so legt er auf dessen Güter die Hand. Man findet hier eine Menge von Richtern, Lehrern, Priestern und Gelehrten, welche von reichlichen königlichen Gehalten leben; unzählige Manuscripte werden aus der Berberei eingeführt, an welchen mehr Geld verdient wird, als an allen übrigen Waaren. Die Münze ist Gold, ohne Gepräge (nullis figuris insignita); die Stelle der Scheidemünze vertreten Muscheln (Kauri's), die aus dem Lande der Perser kommen und von denen 400 auf ein Goldstück gehen; 62 Goldstücke gehen auf 1 Unze. Das Volk ist von sanftem Charakter und treibt sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Tanzen und Singen aller Orten herum. Die Stadt leidet sehr von Feuersbrünsten; als ich mich das zweite Mal hier befand, legte ein Brand die Hälfte derselben in fünf Stunden in Asche." Der Verf. schließt, Dieß merke man wohl, mit den Worten: **Nullum in suburbio hortum aut fructibus consitum locum reperies.** Die obige Stelle: „Regio est frumentis etc. copiosissima" dürfte also vielleicht doch die Gegend in etwas weiterem Sinne bezeichnen. Was der africanische Löwe von Cabra anführt, stimmt im Ganzen überein mit Caillié; „Cabra sic satis amplum absque muris ad pagi modum compositum oppidum, distat a Tumbuto ad flumen Nigrum in duodecimo fere milliario: hic mercatores ad Ginoae aut Melli regnum navigare cupientes naves conscendunt. Hujus tam cives quam aedificia Tumbuti aedificiis atque civibus non admodum sunt inferiora: huc Nigritae navigio undique confluere solent. In hac civitate Tumbuti rex judicem quendam constituit, qui lites inter eos componeret; molestum enim erat, toties in anno eam ob causam eo proficisi. Frequentissimi hic exoriuntur morbi, qui rempublicam mirum in modum minuunt. Idque propter ciborum ineptissimam commixtionem: pisces enim lacte, butyro atque carnibus commiscent; estque hic praecipuus fere Tumbuti cibus. Von dieser ineptissima ciborum commixtio werden sich uns später auch aus Caillié Beispiele ergeben.

Eine Vorstellung Hernani's.

(Fortsetzung.)

Da werde ich ein altclassisches Gesicht gewahr, das unter mir auf einem nicht sonderlich geputzten Rumpfe im Orchester residirt: Dich wähle ich mir zur Betrachtung, wie auch der Name Deines Inhabers laute. Du bist ganz Auge für das Stück, und ich für Dich, denn schon lange bemerke ich, daß Du jedem Worte, jeder Wendung immer ein Ohr leihst, welches sich zum Fernrohr dreht, während Dein Auge sich fast schließt, um wie ein Luchsauge das Stück und die Schauspieler und den Dichter zu durchdringen. Ich sehe Dir an, Du hast Deine Klassiker, die Griechen besonders, besser im Kopfe als ein Andrer, Du bist ein lebendiger Kommentar zu Aristoteles Poetik, Du hast heute im Euripides gelesen, und Du ballst so eben Deine Faust, weil ein Nachbar von Shakspeare redet; Dir klingt gewiß das alte Lied in den Ohren:

Die ich mit wunden Händen auf dem Haupt
Die irdne Vase zu der Quelle trage,
Ich bin des Fürsten der Atriden Tochter,
Und die Hellenen nennen mich Electra.

Dafür mußt Du hören:

Suis-je chez dona Sol, fiancé au vieux duc
De Pastrana, son oncle, un bon seigneur, caduc...

Du weißt aus Boileau

Que toujours dans vos vers | le sens coupant les mots
Suspende l'hémistiche | en marque de repos.
L'Art poétique, Chant I.

Dafür mußt Du gleich Anfangs hören

. . . C'est bien à l'escalier
Dérobé

und später

Hé! as! quand un veillard | aime, il faut l'épargner,

aber der Dichter schont Deiner nicht und sündigt nochmals gegen Boileau:

Plus rien. C'est un plaisant | Drôle! C'est singulier.

Und nun gar die Wortſpiele! Wäre man ins Français gegangen, um eine Komödie zu ſehen, nun gut! ſo hätte man die Lachmaske angezogen und bei jedem Calembourg vor Freude die Zähne gezeigt. Aber in einem Trauerſpiel, in einem Drama, wo ſoll man mit dem tragiſchen Ernſt hin, wenn man in dieſer verderbten Zeit den Vers hört:

Le jeune amant sans barbe, à la barbe du vieux;

und:

J'accueillerais Satan, si Dieu me l'envoyait.

Die Mars mag es noch ſo unvergleichlich ausſprechen, es iſt unverzeihlich, daß der Tragiker perorirt:

Les femmes de la cour
Ont toujours un amour tout prêt pour votre amour.

Die leidige Alltagsironik in der erhabenen Tragödie! Wie? unterſteht ſich nicht Hugo, eine Perſon ſagen zu laſſen:

On dit qu'il vous trouva chez madame Giron,
Un soir que vous veniez de le faire baron.
Il veut venger l'honneur de sa tendre campagne.

Erkühnt er ſich nicht, das Pathetiſche mit einem Witze zu unterbrechen?

Ce Luther! beau sujet de soucis et d'alarmes!
Que j'en finirais vite avec quatre gens d'armes!

Erſrecht er ſich nicht zu einer wahrhaft ſhakſpear'ſchen Extravaganz?

Ah! Luther,
Soliman, Neptunus, le Diable et Jupiter,
Que me font ces gens là? Les femmes sont jolies,
La mascarade est rare, et j'ai dit cent folies

und gleich darauf:

. . . s'il m'eût cru, l'empereur eût donné
Lit de pierre au galant, lit de plume à la dame,

ſammt dem barocken:

Que je le crèverais volontiers de ma lame.

So Viel und nicht weiter: der Erzklaſſiker ziſcht, das Parterre geräth in Bewegung, ſteigt auf die Bänke, ſchreit à la porte, und ein romantiſcher Enthuſiaſt beſorgt den Rebellen mitten auf die Rue Richelieu.

Le vieillard qui rit dans les ténèbres . . .
— Ne le voyez-vous pas?

Siehſt Du nicht, Du ſehend-Blinder, Du lebendig-Todter, ruft die romantiſche Jugend dem hinausgeworfenen Klaſſizismus nach, daß hinter dieſen Wortſpielen und enjambemens, hinter dieſen Bäumen, vor welchen Du den Wald nicht ſiehſt, etwas ganz Anderes ſteckt, etwas natürlich Erhabenes, etwas luſtig Grauſenvolles? Der frohe Liebende, uneingedenk des Eides, der auf ihm laſtet, ergiebt ſich den Freuden der Gegenwart, aber

Le vieillard qui rit dans les ténèbres,
Ne le voyez-vous pas?

Oder verlangſt Du ein Drama, mit deſſen Geſammteindruck wir uns begnügen? Dramatiſchen Effekt im Einzelnen, fehlt er etwa in Hernani? Gleich im zweiten Akt — Carlos will Dona Sol entführen, die edle Spanierin widerſteht dem fürſtlichen Gelüſte und Carlos droht: J'ai là pour vous forcer trois hommes de ma suite, von der Entführung hängt die Wendung des Stückes ab, da fällt wie ein Donnerſchlag Hernani in die Mitte:

Vous en oubliez un . . .

Carlos ſteht entwaffnet vor dem Banditen, der von Blutsrache geſpornt ſeinen Tod geſchworen, aber die Würde des Monarchen entwaffnet den Banditen und Todfeind,

Je suis votre seigneur le roi:
Frappez:

und

Pas de duel. Assassinez moi: faites.

Auf den Kopf des Banditen wird ein Preis geſetzt, er entkömmt; aber ſein Leben, welches er achtet, ſo lang Carlos noch lebt, hat den Werth verloren, ſobald er die Geliebte für untreu hält; er entdeckt ſich, und ruft mit donnernder Stimme im Hauſe ſeines Nebenbuhlers:

Qui veut gagner ici mille carolus d'or?

Viens, ruft er, indem er einen unſchuldigen Knecht herbeizerrt

Viens, toi; tu gagneras la somme.
Riche alors, de valet tu redeviendras homme!

Verſchworne lauern auf Carlos und ſchwören ſeinen Tod in unterirdiſchen Hallen, während er die drei Kanonenſchüſſe abwartet, die ſeine Erhebung auf den Kaiſerthron ankündigen; Alles iſt finſter umher; im Augenblicke, wo die dritte Kanone abgefeuert wird, erſcheint Carlos den Verſchwornen:

Messieurs, allez plus loin! l'empereur vous entend.

Oder ſucht Ihr keinen dramatiſchen Effekt, wollt Ihr bloß Erhabenheit im Ausdruck, Verſe vom Schlage Corneille's?

D. Carlos. Et quand j'aurai le monde?
Hernani. Alors j'aurai la tombe.

Oder im Monologe von Carlos die an Karl den Großen gerichteten Worte:

Laisse, en ta paix profonde,
Carlos étudier ta tête comme un monde, —
Laisse qu'il te mesure à loisir, ô géant!
Car rien n'est ici bas si grand que ton néant,

Vergeßt beſonders nicht das große Verdienſt Hugo's um die frz Poeſie: Ihr wollt, er ſolle die Sprache nicht verjüngen, er verjüngt die Ideen; die Poeſie unſers Landes hat alle Zeitalter geſehen, die von der Poeſie erlebt werden können, die Anklänge der Troubadours und Trouvers ſind vorüber, vorüber die Kraft der Zeit Corneilles, die Verfeinerung Racine's, die kritiſche Zeit Boileau's, der euripideiſche Nachhall Voltaire's; im Nachbarlande hat Byron die Poeſie über ihr Ziel hinausgeführt; Hugo giebt ihr den urſprünglichen Reiz der Einfachheit wieder und bewahrt zugleich die Ueberlieferung der Kunſt. Hört und fühlt ſeine kindliche Poeſie in Hernani, nennt ſie immerhin naiv:

Des flammes de tes yeux inonde ma paupière:
Parle-moi! ravis-moi! . . . . N'est-ce pas qu'il est doux
D'aimer et de sentir qu'on vous aime à genoux?
D'être deux? d'être seuls? et que c'est douce chose,

De se parler d'amour, la nuit quand tout repose?
Oh! laisse-moi dormir et rêver sur ton sein,
Dona Sol! mon amour! .. ma beauté!
(Bruit de cloches au loin)
Dona Sol, se levant.
Le tocsin!

Oder später:

Car la musique est douce,
Fait l'ame harmonieuse, et comme un divin choeur,
Eveille mille voix qui chantent dans le coeur!

(Fortsetzung folgt.)

Der Kapitän Bavastro.

Zur Zeit, als die englischen Schiffe alle unsre Häfen blockirt hielten, sagt ein französisches Blatt *), lebte in Nizza ein armer Teufel, Schiffskapitän seiner Profession nach, der, wie so viele andere seines Handwerks, beinah Hungers starb. Seine Frau war in Lumpen gekleidet, seine beiden Kinder schleppten sich elend an dem Hafen umher, und ihn selbst sah man Tage lang herumgehen, eine Cigarre von Papier im Munde, den trüben Blick auf das Meer gerichtet, und ein Boot sich wünschend, um hinaus in die See zu können, die so reich mit englischen Schiffen bedeckt war. Aber leider besaß er nicht einmal einen Nachen; und es fand sich Niemand, der ihm die Führung des kleinsten Fahrzeugs angetragen hätte.

So stand er auch eines Tages, und schaute lange von der Höhe des Felsen, der sich in der Mitte der Stadt erhebt, auf das schöne, tiefe blaue Meer, und unwiderstehlich erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem alten Leben. Brauchte er doch weiter Nichts, als ein Schiff, deren ohnehin so viele unbenutzt im Hafen vermoderten, einige beherzte Bursche und weniges Geld. Und war Dieß nicht alles in Nizza zu finden? Und sein Muth, seine Entschlossenheit, mußten sie nicht Denen Vertrauen einflößen, die ihm dazu verhelfen konnten? Erfüllt von diesem Gedanken, begab er sich zu einigen Kaufleuten von Nizza, auf die seine energische Rede, sein bestimmtes Wesen, und die Schilderung seiner verzweiflungsvollen Lage, Eindruck machten, und sie beschlossen eine Subscription zu eröffnen, um ihm die Mittel zur Ausrüstung zu verschaffen.

Das Fahrzeug war bald gefunden; es war ein altes, schlechtes Schiff; das seit 15 Jahren im Hafen von Nizza vergessen da lag. Drei Kanonen, zwei Dutzend Musketen und Pistolen, eben so viele Säbel mit hölzernem Griff, Enterhaken, Kugeln und Pulver wurden an Bord gebracht; und bald fand der Kapitän 50 Männer seines Gelichters, eingefleischte Banditen, die sich zu seiner Mannschaft verstanden. Ein Gistmischer von Chirurg, der in seinen alten Tagen keine Kranke hatte, wurde zum Schiffschirurg ernannt. Das Fahrzeug wurde eilig mit Tauwerk und Segel versehen, betheert und ausgerüstet, und ging so in die See, und Jedermann war am Tage der Abfahrt geneigt, für die Seelenruhe des Kapitäns und der armen Teufel, die ihn begleiteten, zu beten.

Der Vorräthe gab es nicht übermäßig; sie reichten kaum für einen Monat; und der Monat verging schnell. Das Schiff kreuzte seit 20 Tagen vor dem Hafen von Kadix; schlich längs der Küste von Spanien, suchte und spähete nach Beute in allen Buchten, und verfolgte Alles, was nur der Gestalt eines Fahrzeugs ähnlich war. Aber damals waren alle Kauffarteifahrer auf Kriegesfuß ausgerüstet, und das Schiff hatte nicht einmal die Mittel, den Kampf mit einem Gegner von 6 oder 8 Kanonen einzugehen. Die Seeleute und ihr Kapitän hatten daher lediglich Nichts zu thun; sie aßen, schliefen, schnupften, rauchten, tranken, und ließen die Tage hingehen, unbekümmert auf welche Weise die Kreuzfahrt endigen werde.

Endlich als eines Morgens der Kapitän verstimmt und mißmuthig seine Geieraugen auf die weite See gerichtet hatte, gewahrte er am Horizonte ein gelbliches Segel. Es war eine tüchtige englische Brigg, die mit vollen Segeln auf Kadix lossteuerte; aber sie führte 12 Kanonen. „Kinder!" sagte der Kapitän, nachdem er eilig die Mannschaft um sich versammelt hatte, „was wollt Ihr thun? Zu Hause Hungers sterben, und wie feige Memmen nach Nizza zurückkehren, wo Ihr ein Spott des Pöbels seyn werdet, oder die Brigg angreifen?" „An die Brigg, an die Brigg!" riefen alle Matrosen. Sogleich war Alles zum Angriff bereit; der Sohn des Kapitäns, der ihm gefolgt war und als Lieutenant diente, bestieg mit einem Theil der Mannschaft eine Schaluppe; sein Vater blieb am Bord des Schiffes, und in einem Augenblick war die Brigg von beiden Seiten geentert. Die Korsaren erstiegen sie, und fielen, ohne auf die Kugeln zu achten, die auf sie regneten, wie hungrige Wölfe über ihren Raub her. Der Kapitän eilte in die Kajüte des englischen Befehlshabers; dieser stand am Eingang und erwartete ihn kaltblütig, eine Pistole in der Hand, die er im Begriff war auf die Brust des Freibeuters abzudrücken; als ein Säbelhieb von hinten den Arm des Engländers niederstreckte. Es war der Sohn des Korsaren, der seinen Vater vor einem unvermeidlichen Tode rettete. Die Brigg war bald genommen, in einen spanischen Hafen geführt, und dort verkauft. Ihre reiche Ladung betrug über zwei Millionen, und der Korsar nahm seinen Weg nach Nizza zurück.

Seine Ankunft war ein Festtag für die ganze Stadt; das Volk lief an den Strand, um ihn ankommen zu sehn, und Alles jubelte laut: „Bavastro kommt!" er, an dessen Heimkehr Niemand geglaubt hatte. Der Kapitän, nachdem er wieder auf dem Lande war, kleidete sich prächtig, miethete eines der schönsten Häuser der Stadt, richtete sich auf den Fuß eines vornehmen Mannes ein, und umgab seine Frau mit allem Luxus, der in Nizza aufzufinden war. Seine Kinder brachte er in eine der besten Erziehungsanstalten der Stadt; und lange Tage der Freude und des Wohllebens kamen nun für den Korsaren. Er hatte achtmal hunderttausend Franken für sein Theil erhalten. Man entdeckte bald, daß er entfernt mit dem Marschall Massena verwandt sey; von allen Seiten lachte ihm das Glück; und der Kaiser, von seinem kühnen Unternehmen benachrichtigt, überschickte ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Dieß ist eine der 5 oder 6 Heldenthaten des Kapitän Bavastro, des berühmten nizzäischen Korsaren, den das Ministerium jetzt nach Toulon berufen hat, um sich seiner bei der Expedition nach Algier zu bedienen. Man sagt, er habe versprochen, Hussein-Dey, an Händen und Füßen gebunden, in das Lager der Franzosen zu bringen.

---

*) Der Figaro.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Ansicht eines Theils der Stadt Tunb.

Süd

Oder

ten,
fel,
seine
pen
sen
garr
richt
nen,
besa
ihm

des
tiefe
nach
Sch
behe
Niz
nich
Erf
von
die
und
zur

Sch
Dr
Sä
an
Ge
sta
kei
zeu
ger
Ab
Te

ein

*) Der Figaro.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 121. 1 May 1830.

Gemälde aus Mexico.

8) Mexikanische Räuber.*)

Der Gouverneur von Tlascala hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber der Besatzung von Huamantla gegeben, wohin ich mich zu verfügen Willens war; Abends vor meiner Abreise ließ er mich jedoch noch einmal zu sich kommen, sagte mir, daß jene Straße durch Räuber gefährdet sey, und rieth mir, den besuchteren Weg nach Puebla einzuschlagen. Ich hatte meine Einwendungen, mußte aber zuletzt den von ihm vorgebrachten Gründen nachgeben. So hieß ich denn am folgenden Tag meinen Diener mit meinem Gepäck, in Gesellschaft eines Hauptmanns von der Miliz, der sich ebenfalls nach Puebla verfügte, voraus gehen. Ich selbst besorgte noch ein Geschäft, und machte mich erst zwei Stunden nach Jenen auf den Weg. Noch waren keine drei Meilen von Tlascala an zurückgelegt, als ich drei sehr wohl berittene Männer auf mich zukommen sah, die sämmtlich das Ansehen von Caballeros (Leuten von Rang, Herren) hatten; ich hielt an, um sie zu fragen, ob sie etwa meinem vorausgegangenen Bedienten begegnet seyen: ohne mich aber zum Wort kommen zu lassen, umringten mich plötzlich alle Drei. Vor Verwunderung war ich starr und stumm; instinktmäßig legte ich die Hand an die Flinte, die vorn an meinem Sattel hing; aber zu spät! bereits haben mich Zwei auf beiden Seiten gefaßt und der Dritte wirft mir die Schlinge um den Hals, mit welcher er mich alsbald vom Pferde zieht. Mit der Pistole in der Hand bemächtigen sie sich auch meines Degens und führen mich unter Drohungen am Strick weiter. Ihre erste Frage war nach meinem Gepäck. Ich hatte meine sämmtliche Mineralien von Mexico nach Alvarado geschickt; zwei Kistchen voll aber, welche ich seitdem wieder gesammelt, waren mit meinem Reisegeräth auf ein Maulthier gepackt worden. Ohne Zweifel hatten die Räuber dieselben in Tlascala, wo ein Fremder Aller Augen auf sich zieht, bemerkt, sie für Geldkisten gehalten, und diese abzupassen sich auf den Weg gemacht.

Mir blieb Fassung genug, ihnen zu antworten, mein Gepäck, das der Wahrheit nach voraus war, komme erst hinter mir her. — „Warum?" — Der Gouverneur wollte demselben eine Bedeckung mitgeben. — „Wie kommt, daß es so lange ausbleibt?" — Die Soldaten mußten zuerst ihre Pferde von der Walde holen: einstweilen ritt ich langsam voran. — „Wie stark ist die Bedeckung?" — Ich weiß nicht; ich hab Dieß dem Gutbefinden des Gouverneurs überlassen. — „Gieb uns Deine Uhr." Hier. — „Gieb uns Dein Geld." Ich gab ihnen einige Piaster, welche ich in der Westen-Tasche hatte; da sie aber artig genug waren, mich nicht auszusuchen, hielt ich nicht für nöthig, auch ein Dutzend Dublonen zu überreichen, die sich in meinen Pantalons befanden, und verwies ihre Hoffnungen auf mein Gepäck.

Sie geboten mir, ihnen zu folgen. Umsonst machte ich sie auf die Unnöthigkeit der um meinen Hals geschlungenen Schleife aufmerksam, und versicherte, daß ich auch ohne dieselbe gut zulaufen würde. „Marsch! Picaro," (Schurke,) riefen sie. — Gut, Caballeros, erwiederte ich. Sie führten mich in eine tiefe Baranca (Schlucht). Hier wollten mir zwei derselben Hände und Füße mit der Schnur, die mir bereits um den Hals hing, zusammenbinden. Dagegen wehrte ich mich wie ein Verzweifelter. Erstaunt hielten sie einen Augenblick an, was ich benutzte, ihnen mit lauter Stimme zu erklären, daß sie mich, wenn sie wollten, tödten könnten, daß ich aber nie zugeben würde, von ihnen, wie der Heiland von den Juden, mit Stricken gebunden zu werden. Dieß veranlaßte zunächst einen Streit über mein Christenthum; sie hielten mich nämlich für einen Engländer, und jeder Engländer ist in den Augen dieses Volkes ein Ungläubiger; gleichwohl gingen sie zuletzt auf meine Gründe ein und ließen mich ungeknebelt zurück, gegen Abforderung meines Ehrenworts, mich nicht von der Stelle zu rühren, widrigenfalls sie mich mit meiner eignen Flinte erschießen würden.

Sie ritten auf eine kleine Anhöhe, wahrscheinlich um die Annäherung meines Gepäcks schon aus der Ferne zu bemerken. Blieb ich, und sie überzeugten sich zuletzt, daß das Gepäck bereits vorüber war: welcher Gefahr mußte mich da ihre Wuth aussetzen! Floh ich dagegen, und wurde, wie nur zu wahrscheinlich, durch ihre guten Pferde eingeholt, so war es nicht weniger um meine Haut geschehen. Doch dünkte mir bei der Flucht irgend ein glücklicher Zufall immer noch möglicher, als

*) Nicht fern von der Gegend, wo Dickson von Räubern angefallen wurde, erfuhr einige Jahre früher Beltrami dasselbe Schicksal. Als Vervollständigung des durch Dickson gegebnen Gemäldes, wird Beltramis Bericht nicht unerwünscht seyn.

wenn ich blieb. So entschloß ich mich denn schnell, rannte nach meinem Pferd, das sie mit dem Halfter an einen Baum, nicht weit von mir, gebunden hatten, durchschnitt den Halfter mit meinem Federmesser, das mir nicht genommen worden war, und jagte in vollem Galopp, dem Thier beide Sporen in den Leib bohrend und es mit lautem Ruf antreibend, davon. Der arme Rozinante, ermattet und hinkend von der langen Reise, wäre gleichwohl bald eingeholt gewesen, wenn sich nicht glücklicher Weise Vorübergehende gezeigt hätten; worauf meine Caballeros umwandten.

Wie aber machte wohl mein vorangesandtes Gepäck den Räubern entgangen seyn, die sicherlich seit dem frühesten Morgen gepaßt hatten? Da ich einen großen Strohhut trug, den man schon von Ferne bemerkte, und ein weißes Pferd ritt, so hielten sie mich für das Zeichen der ankommenden Beute, und hatten mein Gepäck, das von einem Caballero des Landes begleitet wurde, den sie ohne Zweifel kannten, für ein diesem gehöriges, unbedeutendes Gut genommen. Wie aber hatten sie in Erfahrung gebracht, daß der Weg nach Huamantla von mir aufgegeben und derjenige nach Puebla gewählt worden war? Hier muß ich wohl sagen: die Wände haben Ohren! denn ich hatte mit Niemand darüber gesprochen, als mit dem Gouverneur.

In der Mühle von Topoyanco hielt ich an, und forderte die Bewohner auf, mit mir den Räubern nachzusetzen. Beinah aber hätten mir Jene ins Gesicht gelacht; die Wegelagerer mochten wohl gar zu ihnen selbst gehört haben. So setzte ich denn meinen Ritt nach Puebla fort, wo ich mein Gepäck wohlbehalten antraf. Meine Geschichte machte daselbst großen Lärm. Der Gouverneur ließ meinen Bericht zu Protokoll nehmen. Wie es schien war der eine Räuber, der fortwährend auf meinen Tod angetragen hatte, wozu aber die beiden Andern sich nicht verstehen wollten, der berüchtigte Vicente Gomes.

Ueber diesen — (auch von Dickson S. 297 des Ausl. im Vorübergehen erwähnten) — furchtbaren Menschen hier noch einige Worte:

Gomes, der während des Kriegs für die Unabhängigkeit bald als Patriot, bald als Aufwiegler, bald als Verräther aufgetreten war, durchzog lange Zeit die Provinz Tlascala an der Spitze einer Räuberhorde, indem er sich das Ansehen gab, zum Besten des Landes einen Kampf gegen die Regierung zu führen, welche er nöthigen wolle, alle Spanier zu verjagen. Unter diesem Vorwand wurde von seiner Schaar Mord und Raub nach allen Seiten getragen. Um ihn näher zu bezeichnen, möge hier die Thatsache stehen, daß er die Spanier, welche während der Revolution in seine Hände fielen, sämmtlich tödtete, oder, wenn er je Gnade gab, sie wenigstens entmannte, damit zum Mindesten ihr Geschlecht nicht fortgepflanzt würde. Gegenwärtig (1825) hatte er sich auf eine für die Regierung schimpfliche Amnestie hin zwar zurückgezogen, allein seine Bande beunruhigt immer noch das Land. Ein früher gegen ihn erlassenes Manifest ist zu charakteristisch für den spanisch-amerikanischen Stil, als daß nicht einige Stellen daraus hier angeführt werden sollten: „Ohne andere Erleuchtung, als einen blinden Hang zu den entwürdigendsten Lastern, welcher durch deren fortwährende Ausübung immer mehr verstärkt wird; ohne andres Recht, als seine Kühnheit; ohne andre Triebfeder, als die Zügellosigkeit seiner Wuth wagt er (Gomes) dem theuern Vaterland anzumuthen, daß es auf den Besitz seiner Freiheiten verzichte, und sich aufs Neue unter das Joch erniedrige und trümme, das es glorreich zerbrochen hat. Unglaubliches Extrem der Frechheit! Ungereimtheit, die nicht mit Worten auszusprechen ist, gleich wie die stärkste Entrüstung noch nicht hinreicht diesen Verrath hinlänglich zu vergelten! — Behaupten, daß die Gesittung vor dem Eigensinn eines rohen Wilden weichen müsse! Darauf ausgehen, daß unsre weisen Institutionen, die Frucht theurer Opfer von so vielen Jahren her, verschwinden, lediglich darum weil es einem verdorbenen, lasciven Satyr, einem wilden, erbarmungslosen Cyklopen so beliebt!

„Rächt, o Völker, die Schmach durch welche der schmutzige Tyrann uns entehrt, der darauf denkt, uns in Ketten zu legen; stoßt mit edelm Stolz den armseligen Zustand von Euch, zu welchem er uns zu erniedrigen strebt; reiniget Euer herrliches Land von diesem ehrlosen Ungethüm, das, wo es seine unreine Füße hinsetzt, Jammer, Trauer und Verzweiflung mit sich bringt.*)

Eine Vorstellung Hernani's.

(Fortsetzung.)

„Wenn Ihr nur brav Lärm macht, so zankt Euch immerhin um Calembourgs, klassische Einheit, dramatischen Effekt und Naivität, und erlaubt mir, meine Herren, mir kein graues Haar darüber wachsen zu lassen:" so denkt der Repräsentant einer andern Gruppe, um welchen sich die meisten Schauspieldichter des Parterre's drängen. „Ich bin politischer Zeitungsschreiber, ein Ohr und eine Hand der öffentlichen Meinung, ich schreibe für das Heil der Nation quand même . . und so bin ich denn auch

*) Zur Vergleichung möge hier die von Beltrami in der Ursprache gegebne Stelle wörtlich stehen:

Sin otras luces, que una ciega inclinacion a los vicios mas degradantes, fortificada por el exercicio constante de ellos; sin otro titolo, que su antojo, y sin otro motivo, que el desafreno de su furor, osa intimar a la cara patria que renuncie a la posseßion de sus libertades, y que se abeze y se encorve de nuevo bajo el yugo que gloriosamente quebrantò. Estremo inereible de temeridad! Loco arrojo que las voces no bastan a esplicar en lo que incluye de absurdo, como la indignazion no alcanza a perseguir con la vehemencia debida a lo que tiene de perfido! — Pretender que la ilustracion ceda su puesto al capricho de un rudo salvage! Intentar que desaparezcan nuestras sabias instituciones, fruto de los costosos sacrificios de tantos anos, nada mas que porque a el place a un ruin y lascivo satyro, a un feroz y despiadado cicliope!

Vengad, o pueblos, el oprobrio conque os deshonra el socx tirano, que aspira a incadenaros; repeled con noble fiereza el vilipendio con que trata de abatiros; purgad vuestro delicioso terrorio de ese infame monstruo, que doquiera que posa sus immondas plantas, lleva consigo el llanto, el luto y la desesperacion.

hierher gekommen, um zu sehen, ob sich in diesem Drama kein Satz, kein Wort finden läßt, das mir als Bindfaden diene, einer despotischen oder aristokratischen Idee meiner Gegner die Kehle zuzuschnüren. Ich war es übrigens dem Rufe Victor Hugo's schuldig, der, Poet von neuem Schlage, dem Ministerium eine Pensionszulage, sage dreitausend Franken das Jahr, ausgeschlagen hat. Gottlob, le temps marche, die Deputirtenkammer hat sogar den Vorsprung, und es sind nur einzelne Krebse des Weltalls à la remorque den Goldstrom der Freiheit hinauf zu schleppen. So tief ist die Idee des Liberalismus ins Mark der Nation eingedrungen, daß man für einen Laffen gilt, wenn man nichts Weiter zu sagen hat als „ich bin liberal", man muß Neues vorbringen, oder wenigstens das Alte mit frischen Farben bekleiden, wenn man angehört seyn will, und so muß ich denn auch Acht geben, wie Viel die Censur von den freisinnigen Worten Hugo's stehen gelassen." — —

Qu'une idée, au besoin des temps, un jour éclose,
Elle grandit, va, court, se mêle à toute chose,
Se fait homme; — saisit les coeurs, creuse un sillon; —
Maint roi la foule aux pieds ou lui met un bâillon;
Mais qu'elle entre un matin à la diète, au conclave,
Et tous les rois soudain verront l'idée esclave,
Sur leurs têtes de rois que ses pieds courberont,
Surgir, le globe en main, ou la tiare au front....

„Das Stück geht durch."

Vois au-dessous des rois les maisons féodales,
Margraves, cardinaux, doges, ducs à fleurons;
Puis évêques, abbés, chefs de clans, hauts barons;
Puis, clercs et soldats; puis, loin du faîte où nous sommes,
Dans l'ombre, tout au fond de l'abîme, les hommes,
Les hommes! — c'est à dire une foule, une mer,
Un grand bruit; pleurs et cris: parfois un rire amer.
— — — — —
Gouverner tout cela; monter, l'on vous nomme,
A ce faîte! y monter, sachant qu'on n'est qu'un homme!

„Das Stück macht Furore."

Don Ricardo (à Sanchez).
Le roi m'a nommé comte.
Don Carlos.
Assez!
Bien! (à Ricardo) J'ai laissé tomber ce titre.... Ramassez.
Ricardo.
Seigneur, vous m'avez tutoyé,
Me voilà Grand d'Espagne.
Don Carlos (à part)
Ah, tu me fais pitié,
Ambitieux de rien! Engeance intéressée!
Comme à travers la nôtre, ils suivent leur pensée!
Pour un titre ils vendraient leur âme en vérité!
Vanité! vanité! tout n'est que vanité!

„Unvergleichlich! Wer so schreibt, den pensionirt die Nation."

Oui, trois de mes cités de Castille ou de Flandre,
Je les donnerais! — Sauf, plus tard, à les reprendre!
Le bleu manteau des rois pouvait gêner vos pas,
La pourpre vous va mieux, le sang n'y paraît pas.

„Gleich wenn ich nach Hause komme, nehme ich Montesquieu und Benjamin Constant zur Hand und will mit Hülfe dieser Verse und meiner Binde-Ideen einen politischen Zeitungsartikel schreiben, der sich gewaschen haben soll. Wir wollen den Potentaten eine Lection geben;„

Vingt peuples dont un seul ferait peur à vingt rois,
Tout pressé, tout pressant, tout à faire à la fois,
Je t'ai crié: „Par où faut-il que je commence?"
Et tu m'as répondu: „Mon fils, par la clémence!"

„Um aber nicht die Gnade eines Procureur-Generals anrufen zu müssen, auch ein Schmeichelwort:"

L'empereur mon aïeul disait au roi Louis:
Si j'étais Dieu le père, et si j'avais deux fils,
Je ferai l'aîné Dieu, le second roi de France....

„Was mag erst die Censur an dem Stücke gestrichen haben, „diese dramatische Censur" klagt Hugo „das einzige Hinderniß der Theaterfreiheit zu einer Zeit, wo von Seiten des Publikums kein Hinderniß mehr ausgeht. Ich werde es später auf meine Gefahr und aus Liebe zur Kunst versuchen, die tausend Mißbräuche dieser kleinen Geistesinquisition zu charakterisiren; sie hat wie die religiöse Inquisition ihre geheimen Richter, ihre maskirten Henkersknechte, ihre Tortur, ihre Verstümmelung, und ihre Todesstrafe. Zerreißen will ich, wenn es angeht, diese Polizeiwindeln; eine Schande, daß im neuangehenden Jahrhundert das Theater noch darin eingewickelt ist."

(Schluß folgt.)

Der falsche Messias.

(Schluß.)

Indessen war Sabbathai jetzt zu weit gegangen, um wieder zurück zu können; seine Anhänger forderten laut, daß er nach Konstantinopel gehe und dem Großsultan die Spitze biete. Er kam an, von unzähligen Schaaren seiner Freunde begleitet, und von den Juden zu Konstantinopel mit dem freudigsten Zuruf empfangen. Der Sultan war abwesend; er verlangte eine Audienz beim Großwesir. Der Wesir verschob diese, bis er Verhaltungsbefehle von seinem Herrn erhalten habe. Der Sultan sandte den Befehl, Sabbathai fest zu nehmen und in sicherem Gewahrsam zu halten. Der Großwesir schickte einen Aga und einige Janitscharen in die Wohnung Sabbathai's; aber der abergläubische Aga wurde so sehr durch den Anblick des Messias aus der Fassung gebracht, der „glänzend, wie ein Engel" dagesessen habe, daß er zitternd und verwirrt zu seinem Gebieter zurückkehrte. Ein anderer Aga wurde geschickt und kehrte auf dieselbe Weise zurück. Sabbathai stellte sich indessen freiwillig als Gefangener; das Schloß Sestos wurde ihm als eine Art ehrenhaftes Gefängniß angewiesen, wo seine Anhänger freien Zutritt zu ihm hatten. Von hier aus erließ er ein Manifest, worin das Trauerfest, welches die Juden zum Andenken der Zerstörung von Jerusalem am 9 August feiern, aufgehoben und dagegen geboten wurde, diesen Tag als den Geburtstag des Messias Sabbathai Sevi als ein Freudenfest zu begehen. In Sestos empfing er eine Deputation aus Polen, die er

durch seine tiefe Kenntniß und seine schnelle Anwendung der Cabbala in Erstaunen setzte. Dagegen war in Konstantinopel ein hartnäckiger Ungläubiger, Namens Nehemiah, der drei Tage lang allen Beweisgründen des Messias widerstand und ihn endlich für einen Betrüger erklärte. Die Anhänger Sabbathai's erhoben sich mit der äußersten Wuth; und als Sabbathai seinen Gegner mit dem Tode bedrohte, fielen sie sogleich über den Unglücklichen her, um dieß Urtheil zur Vollziehung zu bringen. Der Rabbiner entkam aus dem Zimmer und floh, von den Freunden Sabbathai's verfolgt; keine Rettung war für ihn zu hoffen, als er plötzlich einem Türken den Turban vom Kopf nahm, sich selbst aufsetzte und laut ausrief: „Ich bin ein Moslem." Die Türken nahmen ihn sogleich unter ihren Schutz, und er wurde nach Adrianopel zum Großsultan gesandt, der bald darauf auch Sabbathai vor sich bringen ließ. Sabbathai stand vor dem Großherrn; er war des Türkischen unkundig, und ein jüdischer Renegat versah daher die Stelle eines Dolmetschers. Aber der Mann, vor welchem die entsetzten Aga's gezittert hatten, verlor jetzt seinerseits vor der Majestät des Sultans alle Geistesgegenwart; als der Sultan ihn fragte, ob er der Messias sey, stand er zitternd ohne Antwort und schwieg. An Grund zur Besorgniß fehlte es ihm freilich nicht; denn der Sultan hatte ihm den echt türkischen Vorschlag gemacht: „Er wolle drei vergiftete Pfeile auf den Messias abschießen; beweise er sich als unverwundbar, so wolle er selbst seinen Anspruch anerkennen. Weigere er sich dagegen, sich diesem Urtheil zu unterwerfen, so habe er die Wahl, sich tödten zu lassen, oder den Mohammedanismus anzunehmen." Der Dolmetscher drang in ihn, sich zu dem Letzteren zu entschließen; — Sabbathai zögerte nicht lange; er nahm den Turban und sprach die unwiederruflichen Worte: „ich bin ein Muselmann!" Der Großherr, statt ihn mit Verachtung von sich zu weisen, ließ ihn mit einem Ehrenpelze bekleiden, nannte ihn Aga Mohammed Effendi und erhob ihn zu dem Rang eines Capidschi Baschi. Bestürzung verbreitete sich bei dieser unerwarteten Nachricht unter den Anhängern Sabbathai's; die Propheten und Prophetinnen verstummten; aber Sabbathai war nur durch das todverkündende Antlitz des Sultans zu schrecken. Er erließ ein Ausschreiben an seine Brüder in Israel: „Ich, Mahommed, Capidschi Baschi, thue Euch hiermit kund, daß Gott mich aus einem Israeliten zu einem Ismaeliten umgewandelt hat. Er sprach, und es war geschehen; er befahl, und es war erfüllt. Gegeben an dem neunten Tage meiner Wiedergeburt nach seinem heiligen Willen." Er wußte mit außerordentlichem Scharfsinn prophetische Verkündigungen dieser Umwandlung sowohl aus der jüdischen Tradition als aus der heiligen Schrift beizubringen; und so behauptete er lange Zeit seinen doppelten Charakter mit dem besten Erfolg, indem er von den Moslimen als ein Gläubiger, von den Juden als ihr Messias geehrt wurde. Viele der letzteren folgten seinem Beispiel und nahmen den Turban. Sein polnisches Weib starb; und er verheirathete sich aufs Neue mit der Tochter eines gelehrten Mannes, welche dieser gesetzwidrigen Verbindung wegen von den Rabbinern excommunicirt wurde. Sie nahm gleichfalls den Islam an. Endlich gelang es den Rabbinern, welche die Ausrottung des Judenthumes befürchteten, das Ohr des Sultans zu gewinnen. Der Messias wurde gefangen genommen und in die Cittadelle von Belgrad gesetzt, wo er im J. 1676 an einer Kolik starb, im ein und fünfzigsten Jahre seines Alters. Man hätte erwarten sollen, daß seine Sekte, wenn sie auch bei seinem Abfall fortbestand, doch seinen Tod nicht überleben würde; aber die Hartnäckigkeit des Aberglaubens ist unmöglich zu berechnen: seine Nachfolger gaben aus, er sey in den Himmel versetzt worden, wie Enoch und Elias; und ungeachtet aller Bemühungen der jüdischen Priesterschaft, breitete die Sekte sich immer weiter aus. Sein Vorläufer, Nathan von Gaza, hatte ihn bei seinem Abfall zum Islam verlassen und predigte gegen ihn in Italien und Corfu; aber das Merkwürdigste ist, daß Nehemiah, sein heftigster Gegner, den in der Noth ergriffenen Islam abschwor und zuletzt noch sich zum Sabbathaismus bekannte. Ein Prophet in Smyrna verkündete, der Messias würde in 111¼ Jahren wieder erscheinen. Am Ausschweifendsten war indessen die Lehre Michael Cardoso's, die sich schnell von Fez bis nach Tripoli und selbst bis nach Egypten ausbreitete; der Sohn David's, sagte er, würde nicht eher wieder erscheinen, als bis ganz Israel entweder heilig, oder ganz gottlos wäre; und da nun das Letztere bei Weitem das Leichtere sey, so empfahl er allen echten Israeliten, die Ankunft ihres Messias zu beschleunigen, indem sie zum Mohammedanismus abfielen; Viele befolgten in frommem Eifer diesen Rath. Noch jetzt besteht der Sabbathaismus als eine jüdische Sekte; obwohl die meisten seiner Anhänger wahrscheinlich mehr durch eine Art von religiösem Corporationsgeist, als durch bestimmte und eigenthümliche Glaubensartikel zusammengehalten werden.

Forby's ostenglisches Idioticon.

Mehr als vielleicht in irgend einem anderen Lande ist das Studium der verschiedenen von der Schriftsprache abweichenden Dialekte bisher in England vernachlässigt worden; und Alles, was in dieser Beziehung geschehen ist, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Sammlung einer Anzahl mundartlicher Ausdrücke und Redensarten. Der Erste, der überhaupt auf diesen wichtigen Theil der Sprachforschung achtete, scheint ein Arzt Namens Thomas Brown gewesen zu seyn, der sich im J. 1637 zu Norwich niederließ und bald darauf über einige Provincialismen der Umgegend, die ihm als Fremdem neu waren, schrieb. Aehnliche Wörterverzeichnisse findet man in vielen Provinzialgeschichten, so wie manches hieher Gehörige in der Archäologia Britannica. Dr. William trug bereits im 17 Jahrh. die Provincialismen von dem westlichen Theile (der Westriding) von Yorkshire, so wie Wilbraham im 18 jene von Cheshire zusammen. Hieher gehören noch Brockets Buch über den Dialekt von Northumberland und die vor Kurzem erschienenen Bände über die Mundart von Craven. Alle diese Arbeiten beabsichtigten nur ernste Sprachforschung; nicht weniger wichtig für denselben Zweck sind aber Possen und Schwänke wie Tim Thy Bobbin, der Lancashireman und andere, in denen die Volksmundart zur Belustigung der Leser angewandt wird, und von denen Grose in seinen „Provincialismen," und nach ihm Samuel Pegge, vortheilhaften Gebrauch machte. Der letzte, und wie es scheint, einer der einsichtsvollsten unter den Sammlern und Arbeitern auf diesem so wenig angebauten Felde war ein kürzlich verstorbener Geistlicher in Norfolk, Forby, der in seinem Wörterbuch von Ost-England (Vocabulary of East Anglia. Lond. 2 vols. 1830. 8.) blos aus den Provinzen Suffolk und Norfolk 8600 mundartliche Ausdrücke zusammenstellte, von denen nur 600 sich in frühern Sammlungen befanden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 122 und 123. 2 und 3 May 1830.

Reisebemerkungen von Wagner.

Die Camilla, das Dampfboot, commandirt von dem Capitän Weeks, geht wöchentlich zweimal von Havre nach South-Hampton in England ab, und legt diesen Weg in etwa 12—15 Stunden zurück. Die Gesellschaft von Reisenden, welche mit abgeht, ist immer ziemlich beträchtlich, und bestand dießmal aus 22 Personen, das Schiffspersonale ungerechnet. Das Boot ist sehr schön gebaut, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten für die Reisenden versehen, und besonders in Beziehung auf Küche und Keller einem schwimmenden Hotel vergleichbar. Anfänglich waren die Reisenden heitern Muthes; man lachte, scherzte, und erfreute sich der spiegelebenen See und des ungetrübten blauen Himmels. Doch allmählig veränderte sich die Scene. Die Gemüther wurden unruhig, und man fing an über die brustbeklemmende Seeluft zu klagen, das durch die Räder des Schiffes hervorgebrachte, ununterbrochene Gepolter zu tadeln, und endlich fand man auch den Dampf der Steinkohlen unerträglich, welcher sich, wie eine dicke, schwarze Wetterwolke auf der Zinne des eisernen Ofenschlundes wirbelnd umhertrieb. Immer wurde es leerer auf dem Verdecke, und nur noch Einige, welche sich zuvor laut gebrüstet hatten „es sey ihnen unbegreiflich wie man seekrank werden könne," klammerten sich, mit ängstlich-scheuem Blicke, ob man sie auch beobachte, am Geländer des Schiffes oder an einem Stricke der Masten an, und haderten in einer leicht begreiflichen, aber unnatürlichen Weise mit dem Meere. Bald entfernten auch diese sich.

Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Schiffe her,
Als ob die Gottheit nahe wär:
Und leise nur, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Gebäudes Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund!

Weeks am Compasse, der Pilot am Rade des Steuerruders und ein Paar Engländer, welche auf den Strängen eines mächtigen Taues saßen, schauten ruhig drein. Auch ich blieb von dieser peinlosen Krankheit verschont, welche den Reisenden selbst auf einer so kurzen Spanne Meers ereilt. Das beständige Beben der Dampfschiffe, in der Nähe ihrer Räder, scheint der Erzeugung dieses Meerübels besonders günstig zu seyn. Wir waren kaum einige Meilen von Frankreichs Küsten entfernt, als auch schon mehrere Reisende seekrank, und nach dem heftigsten Erbrechen so schwach wurden, daß sie kaum mehr zu gehen vermochten und einem Sterbenden glichen. Die Neugierde trieb mich in den Schiffsraum hinab, in dessen Wänden sich die Schlafkästen der Reisenden mit sehr reinlichen und guten Betten befinden. Himmel welch ein Anblick! Man hätte glauben mögen es seyen hier Orgien gefeiert worden. Trotz dem Mitleiden mit den Kranken, konnte ich mich beim Anblicke des Ganzen des Lachens kaum erwehren. Da sah ein dicker Herr mit hängenden Backen, deren Kupfer selbst die gewaltsamen Erschütterungen des Magens nicht zu bleichen vermocht hatten, matt und unbeweglich aus dem Kasten der Wand, wie aus dem Rahmen ein Bild, hervor. Man hätte seinen Blick andächtig nennen können, so fest waren die kleinen, braunenlosen Augen emporgerichtet, hätte nicht ein trüber See zwischen der Krause der Brust alle Täuschung der Art unmöglich gemacht; Andere hatten nicht mehr Kraft genug, in die Bettstelle völlig hineinzukriechen, und so kam es, daß hier ein Fuß, dort ein Arm über den Rand derselben hervorragte. Diejenigen, welche keinen Platz mehr in den Betten gefunden hatten, lagen zerstreut auf dem Boden der Cajüte oder auf deren Bänken umher. Wer hier ein Hogarth gewesen wäre!

Der Canal zwischen Havre und South-Hampton ist sehr arm an Vögeln. Ein Larus canus, welcher von der von Schiffen umstarrten Insel Wight hergezogen kam, hoch über unser Schiff hinschwebte, und eine Lumme (Uria Grylle), die sich außer Schußweite auf dem Meere umhertrieb, waren alle Vögel, welche ich daselbst beobachtete. Eine halbe Meile von der englischen Küste aber war die See, so weit man sah, mit himmelblauen Medusen (Rhizostoma caeruleum Cuv.) bedeckt, deren einige fast einen Schuh, andere kaum einen Zoll breit waren. Die Zollbeamten (Coustomhouse officers) welche in diesem Augenblick in einem Boote von der Küste herbeischifften, unsere Päße abforderten und das Reisegepäck in Verwahr nahmen, gestatteten mir es nicht, in ein Boot zu steigen, um von den Medusen einige Exemplare einzusammeln. Eine Stunde darauf waren sie mit Einem Male verschwunden. Sehr lästig ist die genaue Untersuchung des Gepäckes der angekommenen Fremden im Zoll-

hause zu South-Hampton, welches ziemlich geräumig ist, und nahe am Strande liegt. Ueber dem Polizeibeamten, welcher die Pässe unterschrieb, hing eine gewaltige Menge von Pistolen und Flinten, sämmtlich sehr regelmäßig und in Gestalt eines Sternes geordnet. Der Beamte ließ sich für die Mühe der Unterschrift eine kleine Belohnung gerne gefallen, und schien darnach die Vornahme der Personen, von welchen er dergleichen erhalten zu können hoffen durfte, zu bestimmen.

Eine große Anzahl von Wägen mit 4—6 Pferden bespannt stunden zur Aufnahme der Reisenden nach London, welches von South-Hampton nur eine Tagreise entfernt ist, in der Nähe des Zollhauses bereit. Wie vom Winde getragen eilt man darin auf den sorgfältigst gewölbten und geebneten Chausseen der Riesenstadt zu. Entzückend schön sind die Gefilde, welche wir durchfuhren. Sanft emporsteigende Hügel, vom saftigsten Grün überzogen, mit zahlreichen Heerden von Lämmern und Rindern auf ihren Abhängen, wechseln beständig mit Niederungen ab, die von kleinen Nadel- und Laubholzwäldchen bedeckt sind, und hie und da von einem krystallhellen Bache durchschnitten werden, in dessen Nähe die Pflanzen in üppiger Fülle sprossen. Zwischen diesen Hügeln schimmern allenthalben dem Reisenden die freundlichen Sommerwohnungen reicher Privatpersonen entgegen. Bis unter das Dach hin sind oft ihre Wände von Wein- oder Rosenlaub umrankt. Mehrere waren von blühenden Rosen wie übersäet, welche den reizendsten Anblick gewährten, und die Vorüberziehenden mit ihrem Wohlgeruch überschütteten. Zu all' dieser Pracht des Landes kommt noch der Gesang der von mir nirgends häufiger als hier beobachteten Weißdrossein und Amseln, deren Lied aus jedem Busche laut erschallt. Von zahllosen Blüten des rothen Fingerhutes war eine große Strecke der Chaussée, aus deren Gräben mannshohe Farrnkräuter emporstrebten, wie von einem purpurnen Saume, umzogen.

So gespannt ich auch auf den Anblick Londons und seiner Sehenswürdigkeiten war, so hätte ich doch länger in dieser reizenden Gegend verweilen mögen, aber ehe ich mich dessen versah, langten wir in der Stadt an. Die Blicke des Naturforschers reizt, selbst inmitten der größten menschlichen Werke, vor Allem andern das Natürliche, und so kam es denn, daß auch ich, als wir wegen der großen Volks- und Wagenmenge, nicht ohne Zaudern die Straßen Londons durchfuhren, vor den Fenstern verschiedener Kramläden die großen, fünf bis sechspfündigen Taschenkrebse (Cancer pagurus) mehr als die Westminsterabtei; die großen, centnerschweren, westindischen Seeschildkröten (Chelonia Midas), welche man eben vor dem Hause eines Kaufmanns ablud, mehr als die Paulskirche; einige wunderliche, in den Straßen wandelnde, schiefäugige Chinesen mehr als die 1225 Fuß lange, und 44 Fuß breite Westminsterbrücke betrachtete und daß ich, abgestiegen im Gasthofe, nicht nach dem Riesenbaue unter der Themse, sondern nach der Wohnung des berühmten Reisenden und Naturforschers Robert Brown fragte.

Brown nahm mich freundlich auf, machte mich sogleich mit den anwesenden Mitgliedern der Linnean Society, in deren Hause er seine Arbeitszimmer hat, und deren Bibliothekar er ist, bekannt, und zeigte mir das zoologische Cabinet und die Bibliothek dieser um die Beförderung der Naturwissenschaft sehr verdienten Gesellschaft. Beim Eintritt in das Bibliothekszimmer überraschte mich das schöne, lebensgroße Bild des Capitän Cook und eine colossale, auf einem besondern Tische aufgestellte, in Wachs künstlich nachgebildete Schmarotzerblume (Rafflesia Palma), welche auf den Sundainseln, in der Nähe des Meers wachsend, drei Schuh im Durchmesser hat, und dem berühmten, vor Kurzem leider verstorbenen britischen Gouverneur und javanischen Geschichtschreiber Sir Stamford Raffles zu Ehren genannt wurde, welcher nicht nur das zoologische Cabinet dieser linneischen Gesellschaft mit interessanten Thieren, sondern auch das britische Museum mit vielen Antiquitäten der Hindus bereicherte.

Die Bibliothek der linneischen Gesellschaft, früherhin größtentheils das Eigenthum des berühmten Joseph Banks, ist im Besitze einiger sehr ausgezeichneten, im Publikum bis jetzt noch nicht erschienenen Werke, als des zoologisch-botanischen Manuscriptes Solanders, eines Schülers Linnés, welcher, wie bekannt, in Begleitung des Ritters Banks mit Cook die erste Reise um die Welt machte; der botanischen Manuscripte Banks, so wie der Originalabbildungen von Thieren und Pflanzen (mehrere Hundert an der Zahl), die Georg Forster auf seiner cook'schen Weltumsegelung mit Hülfe Sparrmanns und des der Expedition beigegebenen Malers Hodges verfertigte, und welche Forster, dem Vater, zufolge einer Streitigkeit mit den Lords des Admiralitäts-Collegiums, abgefordert, späterhin ein Eigenthum der bank'schen, und nun dieser Bibliothek wurden, und deren dazu gehöriges, aus mehreren Bänden bestehendes Manuscript die Bibliothek in Berlin besitzt. — Man erlaubte mir ohne, Umstände Auszüge aus diesen Werken zu machen. Die zoologische Sammlung ist zwar nicht sehr groß, aber vorzüglich reich an neuholländischen Thieren, welche der ehmalige Capitän Vigors, der Secretär der Gesellschaft, in den Memoiren der linneischen Gesellschaft (Transactions of the Linnean Society) bekannt machte. Skelete, überhaupt anatomische Präparate, vermißte ich ganz.

Hr. Gray, eines der Mitglieder der linneischen Gesellschaft, führte mich am andern Morgen in's britische Museum, und machte mich an demselben Tage auch mit dem berühmten Anatomen Everard Home bekannt.

Eine Vorstellung Hernani's.

(Schluß.)

„Ihr Alltagsmenschen! ins Theater zu gehn, um sich zu amüsiren, um den Romanticismus kämpfen zu sehen, um politische Perlen zu fischen, und sich passiv vor einem Kunstwerke zu verhalten, als ob das Kunstwerk fühle, denke, handle, und nicht der Zuschauer! Ich für meinen Theil, Repräsentant einer fünften Gruppe, bin hergekommen, um mit kritischem Auge Die zu betrachten, welche uns mit einer Illusion beschenken wollen; ich will nicht das Drama sehn, sondern die Mars.

Bei der Mars freilich, bei dieser ewigen Göttin mit un-

zähligen Attributen, wird meine Kritik zu Schanden; ich mag mir ein Herz faſſen und mir Gewalt anthun, um kritiſch zu verfahren, ſie erhebt ſich über das Urtheil, ſie läßt ſogar ihre Individualität verſchwinden, man wird faſt mit den Andern paſſiver Zuſchauer und Bewunderer, ich ſehe nicht die Mars, nur die Spanierin Dona Sol. Welche Künſtlerin! wie ſie vom Luſtſpiele, worin allein ſie ſonſt ſpielte, ſich zum Drama in „Menſchenhaß und Reue" emporzuſchwingen verſtand, und von der naiven Einfachheit in dem erſten Akte Hernani's zu dem wahrſten tragiſchen Pathos im fünften Akt! Ich kam um zu kritiſiren, aber man hat Recht, die Mars als Dona Sol iſt wie Talma als Karl VI, Rolle und Künſtler verſchmelzen, und der Zuſchauer fragt ſich, ob wohl die wirklichen Helden und Heldinnen im Leben ihre Rolle ſo wahr geſpielt haben als dieſe meiſterhaften Künſtler . . .

Man wird ordentlich verliebt mit der Mars, wenn ſie improviſirt, der Dichter hat es ihr wahrlich nicht vorgeſchrieben.

J'ai besoin de vous voir, et de vous voir encore,
Et de vous voir toujours;

man möchte ordentlich weinen, wenn ſie Hernani erwiedert:

Hernani

Mais t'offrir la moitié de l'échafaud! pardonne,
Dona Sol! l'échafaud — c'est a moi seul.

Dona Sol

Pourtant
Vous me l'aviez promis!

Man lacht und weint zugleich im fünften Akte:

Dona Sol

Oh! que vous êtes bon pour une pauvre femme,
Hernani de mon coeur! . .

und wie naiv, wenn Hernani die Liebende ins Brautgemach führen will — Tout à l'heure! und nochmals:

Vous êtes noble et fier, monseigneur . . . — tout à l'heure!
Un moment! vois-tu bien, c'est la joie! et je pleure!

Welcher zarte Ausdruck in dem Liebes-Liſpeln:

Sur nous, tout en dormant,
La nature à demi veille amoureusement.

Drauf ihre Wuth gegen den Oheim, der ihr den Gemahl entreißen will:

J'ai fait la fille douce, innocente et timide;
Mais voyez-vous cet oeil de pleurs de rage humide?

Sie will den furchtbaren Oheim zur Gnade bereden:

Je vous aimerai bien aussi, vous . . .

Sie fleht um einen Augenblick Zeit;

Un instant, monseigneur! . . . mon don Juan! Ah, tous deux
Vous êtes bien cruels! — Qu'est-ce que je veux d'eux?
Un instant! voilà tout . . . . tout ce que je réclame! . .
Enfin on laisse dire à cette pauvre femme
Ce qu'elle a dans le coeur! . . . Oh! laissez-moi parler . .

Die Qual des Weibes in der Todesangſt:

Oh! je ne savais pas qu'on souffrit à ce point!

Ihre Ergebung im letzten Augenblick:

Hernani. Souffres-tu?

Dona Sol. Rien, plus rien . . .
Il dort! c'est mon époux, vois-tu, nous nous aimons,
Nous sommes couchés là. C'est notre nuit de noce . . .

Und Dieß überdenke und fühle ein Jeder mit dem innerſten und reinſten Gefühl, deſſen er in guten Stunden fähig iſt, ſo hat er eine dunkle Vorſtellung von dem Spiele der Mars — Will man einmal nach Paris reiſen, ſo denke man nicht auf den Karneval; weit beſſer an die Mars als Dona Sol.

Unter den untern Göttern wollen wir Firmin nicht verachten, beſonders wenn er zähneflettſchend ſeinem Todfeinde Carlos nachruft:

Ce que je veux de toi, ce n'est point faveurs vaines,
C'est l'ame de ton corps, c'est le sang de tes veines,
C'est tout ce qu'un poignard, furieux et vainqueur,
En y fouillant long-temps peut prendre au fond d'un coeur.

Seine Wuth erregt Grauſen:

Ecoutez: votre père a fait mourir le mien,
Je vous hais. Vous avez pris mon titre et mon bien,
Je vous hais. Nous aimons tous deux la même femme,
Je vous hais, je vous hais; oui, je te hais dans l'ame

und der Dichter flößt ihm eine Kraft ein, deren er ſich kaum ſelber bewußt iſt:

Ne me rappelle pas, futur César romain,
Que je t'ai là, chétif et petit dans ma main,
Et que si je serrais cette main trop loyale,
J'écraserais dans l'oeuf ton aigle impériale!

* * *

Bemerkt Ihr aber nicht in dem Drama, das uns ſo ſchöne Seiten darbot, eine mitten durch das Licht ziehende Schattenpartie; ein tragiſches Element, welches nicht bloß der Fabel, ſondern auch dem Kunſtwerk einen üblen Ausgang giebt, ein originelles, aber verfehltes Geſpenſt, wodurch der Genuß geſchmälert wird?

Avez-vous remarqué, messieurs, parmi les fleurs,
Les femmes, les habits de toutes les couleurs,
Ce spectre, qui, debout contre une balustrade,
De son domino noir tachait la mascarade?

Es iſt der alte, nachſichtige Liebhaber der Dona Sol, ihr Oheim Gomez, deſſen Rolle man überdieß dem erwähnten Joanny anvertraut hat; es macht ſchon einen ſchneidenden Eindruck, wenn ein Liebhaber von ſich ſagt:

Hélas! seul je surnage
D'un siècle tout entier;

und er hat ganz Recht, wenn er den Tauſch aller ſeiner Reichthümer anbietet

Pour sa chaumière neuve et pour son jeune front.

Umſonſt verſchwendet der Dichter jede Litanei:

Hélas! quand un vieillard aime, il faut l'épargner;
Le coeur est toujours jeune et peut toujours saigner,

umsonst die Galanterie:

le beau feu de ta douce prunelle,

denn Gomez kann nicht umhin zu gestehn:

Saints du ciel j'ai vécu plus de soixante années,

und man bleibt kalt, ja mürrisch, wenn er beim Tode seiner Opfer ausruft: La fatalité s'accomplit.

Auch hinkt des Dichters Erklärung dieser Person: „ein homerischer Greis nach dem Mittelalter" un vieillard homérique selon le moyen âge denn homerisch d. h. nestorisch sind bloß seine zwei langen Reden, wenn er Männer bei seiner Nichte ertappt; bei solcher Gelegenheit läßt sich Niemand, zumal wenn er wie Gomez die Klinge noch gut führt, auf lange Reden ein; sie sind höchstens episch, und in einem Drama ganz unstatthaft. Zwei Liebhaber einander gegenüber, der eine von sechzig, der andere von zwanzig Jahren, sammt einem andern vornehmen Prätendenten, sind überdieß mehr fürs Lustspiel geeignet, als für das Trauerspiel, man mag nun die Komik im letzteren, oder den Humor, noch so weit ausdehnen.

Wer nach dem pariser Parterre zwei Augen mitbringt, eins für das Stück und ein anderes für die Zuschauer, und Wer Doppelseher genug ist, um durch den beiderseitigen Augenkanal die Eindrücke in sein Gemüth fließen zu lassen: dem entgeht gewiß nicht die Gruppe von Zuschauern, die sich über jede Sonderbarkeit, oder auch grelle Erhabenheit des Stückes freut, sich dabei ins Fäustchen lacht und aussieht, als wolle sie gleich im Parterre die Feder schneiden, um selbst ein Stück zu schreiben. Es sind nicht, man sieht es schon aus meiner Beschreibung, Nebenbuhler des Dichters, welche durch den Effekt des Stückes zu eigener Wirksamkeit angefeuert werden; es ist die Legion der dramatischen Schnellläufer, der Vaudevillisten-Schwarm der frz. Hauptstadt.

Während ich, kaum erholt von den Strapazen, die das Vordringen zu einer Aufführung Hernani's mit sich bringt, das Sujet des Stückes kurz erzähle und den Eindruck, welchen er auf das Publikum erzeugt, haben bereits drei dieser Schnellläufer eine Parodie von Hernani entworfen, die Scenen geordnet, die Couplets hineingefügt, die Ouvertüre angegeben, die Rollen mit den Schauspielern einstudirt, die Billets d'auteur unter Freunde vertheilt und sich in der Porte St. Martin beklatschen lassen.

Die Drei waren netto 90 andern Vaudevillisten zuvorgekommen, welche für die sonstigen Theater Parodien desselben Stückes bearbeiten. Besonders die erwähnte Uebereinkunft, daß Gomez den Hernani durch ein Horn ums Leben bringen kann, war den Satirikern toll vorgekommen; sie verschrien, wenn sie anders Latein verstehen, den Dichter.

Fœnum habet in cornu, longe fuge . . .

und nannten ihre Parodie N, J, ni, ou la Contrainte par cor (Wortspiel mit corps), drame en prose rimée (Satire gegen den Versbau der Romantiker), traduit du goth (man neckte Hugo früher Hu! Goth!) par un Vandale, musique d'un Hun. Was in der Parodie der HH. Dupeuty, Carmouche und de Courcy das herzlichste Lachen erregt, ist der Schwank, den sie zu Ende des vierten Aktes spielen. Das Publikum glaubt, das Stück sey fertig; da tritt der Theaterdirektor hervor, macht seine drei Verbeugungen und sagt: „Nicht so, meine Herren, das wahre Denouement fehlt noch, es kömmt im fünften Akt." Hernani heißt N, J, ni, Don Gomez: Vater Dégomme; Don Carlos, Don Pathos; Dona Sol, Mamsel Paraffel. Nicht zufrieden, die Namen und den Text zu verdrehen, haben die unbarmherzigen Spötter sogar die Dekorationen parodirt und die grandiosen Stufen im Français, worauf die Kurfürsten und die Garde zum Kaiser in die unterirdische Halle hinabsteigen, in eine elende Leiter verwandelt. An Witz fehlt es den Leuten nicht, wenn auch an Einsicht. Vielleicht reden sie sich aber absichtlich ein, von den romantischen Worten des Drama's Nichts zu verstehen und es ist recht possierlich, daß in der Ouvertüre die A-propos-Arie aus dem weißen Fräulein aufgespielt wird — „Ich kann es nicht verstehen" Je n'y puis rien comprendre. Da eine solche Anspielung von einem pariser Parterre wie ein elektrischer Schlag gefühlt wird, so erregt die A-propos-Arie ein wahrhaft convulsivisches Lachen.

Keine Möglichkeit, diesen Artikel zu schließen! Während ich über N, J, ni schreibe und das Ziel erreicht zu haben glaube, sind mir wieder einige Schnellläufer zuvorgekommen und haben in der Gaieté eine Parodie aufführen lassen: Hernani. Hernani ist zum Contrebandier geworden, Karl V ist als Zöllner angestellt, Don Gomez ist Weinhändler, seine Nichte heißt la belle Sole, das Horn ist eine dreiröhrige Flöte mit einem Zwiebelkopf, flûte à l'oignon. Der Greis vergiftet, wie in dem Drama, die beiden Verliebten; wo aber zwei genug haben, da haben auch drei genug; nachdem er selbst geschlürft, ruft er: O Himmel, welcher Irrthum! ich habe Wein zu dreißig Sous getrunken. „Wir sind also nicht todt?" fragen die Verliebten, gleich werden sie wieder lebendig, man fängt an zu tanzen und singt: Rousseau sey durch Hernani nicht verdunkelt.

Ich bin fest entschlossen, den Artikel zu beendigen und biete den HH. Schnellläufern eine Wette an, daß ich meinen Vorsprung nicht wieder verliere . . . Oh! qu' nenni! die Schnellläufer haben die Wette gewonnen, denn so heißt eine neue Parodie. Ich wette von Neuem und um nicht ewig zu verlieren, schließe ich den Artikel, während in den Variétés die allerneuste Parodie Hernani's aufgeführt wird.

Es giebt aber fünfzehn Theater in Paris, dem Odéon sogar hat man eine Parodie angetragen, die Vaudevillisten führen am Ende ihre Artikel nach der Provinz oder nach Berlin aus, wo man freilich nicht die neusten frz. Stücke spielt. Besonders bin ich auf die Parodie bei den Pantomimen gespannt, denn dort habe ich eine Nachahmung von Marino Faliero gesehen. Die Helden Italiens verwandeln sich dort in derbe Faustkämpfer der Halle. Sie geben sich ein Stelldichein, wo Gott Zeuge des Zweikampfs seyn soll; doch der eine versieht seine compagnons du métier mit Stöcken; sie kommen aber zu spät. Unterdessen erhält er von dem muskulösen Nebenbuhler einen Fußschlag ins Gesicht, wodurch eine Beule entsteht, die sich bald in einen großen Kopf-Appendix verwandelt und ihm, wenn Alles mit weißen Tüchern umwickelt ist, das Aussehn eines Thiers giebt. In dieser Lage rettet er sich zu seiner Geliebten . . . aber wozu das . . .

Sujet erzählen? Das Hauptschauspiel gewährt das Publikum, welches sich unterdessen mit Bier, Brod und Aepfeln regalirt, sich ebenfalls in Faustkampf einläßt, so daß man auf der Scene und in dem Saal das Volk in seiner ganzen Naivität gewahrt, die dann wieder von Vaudevillisten benutzt wird, um bei den Pantomimen selbst oder in den Schauspielhäusern nebenan neue Stücke vorzubringen, die das Interesse darbieten, das pariser untere Volksleben so zu zeichnen, wie es ist, und eben deßhalb das pariser Volk amüsiren.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Achte und neunte Vorlesung.

Einwirken Alexanders und seiner Nachfolger. Theophrast.

(Schluß.)

Der zweite Lagide, Ptolemäus Philadelphus, der seine Regierung 285 vor Christus antrat, war den Gelehrten nicht minder günstig, als sein Vater. Zum Lehrer hatte er den Strato gehabt, einen Schüler des Aristoteles, mit dem Beinamen der Physiker, wegen seiner großen Vorliebe für die Naturwissenschaften; somit gewann der junge Fürst selbst vielen Geschmack an diesem Studium. In ihm suchte er Ersatz für die Vergnügungen, deren Genuß ihm seine schwächliche Leibesbeschaffenheit verbot, und brachte deßhalb in diese Art der Unterhaltung einen königlichen Aufwand. Strato hatte ein Buch über die wahren und fabelhaften Thiere geschrieben. Ptolemäus, der sich selbst mit Beobachtung der Thiere abgab, gründete zu solchem Behuf ein Menagerie, die erste, welche aufkam, oder ohne Zweifel die glänzendste, welche man jemals sah. Nicht nur hatte er über große Reichthümer zu gebieten, sondern er war auch in einer Lage, wo er die Erzeugnisse der ganzen Welt zusammenbringen konnte. Der Handel, den Egypten mit dem innern Africa unterhielt, mußte es dem Könige leicht machen, sich alle Thiere aus diesen Gegenden zu verschaffen, indem dieselben entweder zu Land, oder den Nil herab, eingebracht wurden; die Thiere aus Europa und Kleinasien kamen ihm übers Mittelmeer zu, und endlich diejenigen aus Indien übers rothe Meer.

Um sich eine Vorstellung von den Reichthümern zu bilden, welche Alexandria in dieser Beziehung besaß, genügt es den Bericht über ein Fest zu lesen, welches der König zu Ehren seines Vaters veranstaltete. Da Ptolemäus Soter in Indien gewesen war, wollte man auf diesen Feldzug durch Vorstellung des Triumphs des Bachus anspielen. Im Gefolge des Gottes befand sich eine Sammlung seltener Thiere, wie sie alle Fürsten Europas mit vereinten Kräften heut zu Tag nicht aufzubringen vermöchten. Man sah Wagen von Elephanten, andere von Büffeln, Straußen, Gaselleu gezogen; Kamele mit Gewürzen und den köstlichsten Gaben des Morgenlandes beladen; äthiopische Schafe, weiße Hirsche aus Indien, Leoparden, Panther, Unzen, weiße Bären; endlich 24 Löwen von der ersten Größe. Lang wunderte man sich, woher Ptolemäus die weißen Bären bekommen; neuester Zeit aber hat uns Rüppel berichtet, daß es auf dem Libanon weiße Bären gebe, woher denn jene ohne Zweifel gebracht worden waren.

Egypten eignete sich noch besonders deßhalb gut für eine wissenschaftlichen Zwecken dienende Menagerie, weil man dort seit so langer Zeit gewohnt war, die Thiere in den Tempeln aufzuziehen, ihr Wesen zu beobachten und dieselben nach dem Tod einzubalsamiren. Auch zählte Alexandria, so lang die aristotelische Philosophie dort vorherrschte, gute Anatomen und Zoologen. Doch es ist nöthig, daß wir für jetzt einen Blick auf Athen zurückwerfen.

Auch nach Aristoteles Tod erhielten sich daselbst einige Schulen in ziemlicher Blüte; so die Stoa, eine Unterabtheilung der cynischen Sekte; die Akademie, wo Platons Lehren mit geringer Abänderung vorgetragen wurden; endlich des Lyceum, wo sich die Wirksamkeit des Aristoteles fortsetzte.

Unter den Philosophen des Lyceums war Theophrast der berühmteste. Er wurde geboren zu Eressos auf Lesbos, 370 vor Christus, 22 Jahre vor dem Tod Platons, dessen Schüler er, bevor er den Aristoteles zum Lehrer erkor, eine Zeitlang gewesen seyn soll. Seine Beredsamkeit, welche ihm den Namen Theophrast (der Göttlichredende) gewann — denn ursprünglich hieß er Tyrtamos — verschaffte ihm zahlreiche Schüler, deren er, wie es heißt, bisweilen über zweihundert zugleich hatte. Als Aristoteles im Begriff war, nach Euböa abzureisen, sollen seine Zuhörer in ihn gedrungen seyn, Denjenigen unter ihnen zu bezeichnen, welcher seine Stelle in der Schule zu vertreten würdig sey. Der Philosoph, ohne hierauf näher zu antworten, ließ sich Wein von Rhodus und Wein von Lesbos bringen, und sagte dann im Verlauf des Gesprächs, daß ersterer kräftig, letzterer milde sey, und ihm den Vorzug zu verdienen scheine, indem er somit auf die Beiden, zwischen welchen allein die Wahl schwanken konnte, Theophrast von Lesbos und Menedemus von Rhodus, anspielte.

Theophrast blieb, wie sein Lehrer, nicht ohne Verfolgungen. Angeklagt von einen gewissen Sophokles wurde er im Jahr 306 mit andern Philosophen verbannt, bald aber zurückgerufen, und dagegen sein Ankläger des Landes verwiesen. Ptolemäus Lagi lud ihn nach Alexandria ein; er zog jedoch den Aufenthalt in Athen vor, wo er 85, nach Andern sogar mehr als 100 Jahr alt, starb. Das ganze Volk schloß sich seinem Leichenzuge an. Durch seinen letzten Willen vermachte er sein Haus seinen Freunden, unter der Bedingung, daß sie dasselbe nie verkaufen und sich dort zu philosophischen und naturwissenschaftlichen Zwecken vereinigen sollten. Es ist dieß das erste Legat, welches ein Privatmann zum Besten der Wissenschaften gestiftet hat. Auch hinterließ er Jenen einen Garten, wo er eine große Menge einheimischer und fremder Gewächse zusammengebracht hatte, letztere freilich nur aus solchen bestehend, welche unter dem griechischen Himmel fortzukommen vermochten, denn Treibhäuser hatte man damals, wegen des mangelnden Glases, noch nicht. Auch merkt man den von Theophrast gegebenen Beschreibungen der Pflanzen heißer Länder den Abgang genauer Beobachtung wohl an; bei all Dem war sein botanischer Garten

immer eine die Wissenschaft sehr fördernde Anstalt; es ist der erste, der je existirte.

Theophrast soll über 200 Abhandlungen verschiedenen Inhalts hinterlassen haben, deren Titel uns Diogenes von Laërte zum Theil erhalten hat. Die hauptsächlichsten seiner Schriften, so wie einige minder bedeutende besitzen wir noch. Durchgängig beurkundet sich in denselben viel Geist, viel Bestimmtheit und Beredsamkeit im Ausdruck, und überhaupt eine vortreffliche Methode.

Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Pflanzen, die in mancher Beziehung nach der Thier-Geschichte des Aristoteles entworfen wurde. Nach diesem Muster beginnt er mit einer Auseinandersetzung der einzelnen Theile der Pflanzen, die er zunächst in Wurzeln, Stängel, Zweige und Schößlinge scheidet, wobei er aber bemerkt, daß keiner dieser Theile durchgängig jeder Pflanze zukomme, was sehr richtig ist, besonders wenn man, wie sich gebührt, unter Pflanzen auch Schwämme und Trüffeln versteht. Er giebt die äußern Organe der Gewächse an, wie Blatt, Blüte, Blumenstiel, Ranke, und spricht bei dieser Gelegenheit von den Galläpfeln und sonstigen Auswüchsen. Dann läßt er sich auf die innere Theile ein, wie Zellstoff, Adern, Säfte.

Nach diesen Vorbegriffen theilt er die Pflanzen nach einer gewissen Methode, wie Aristoteles bei den Thieren gethan, ein. Seine Aufgabe war jedoch schwieriger, da die Eintheilungs-Merkmale sich bei den Gewächsen nicht so leicht auffinden lassen, als bei den belebten Wesen; daher er sich denn auch begnügt, die Pflanzen nach Größe und Consistenz in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter zu scheiden.

Er spricht über die verschiednen Eigenschaften des Holzes und Marks; den verschiednen Formen, welche die Wurzel annehmen kann, indem sie bald ästig, bald knollenförmig, bald zwiebel-, bald rübenartig ist, und erklärt diese Begriffe durch Beispiele. Die Wurzel, sagt er, grabe sich nicht tiefer in den Boden, als die von der Oberfläche herkommende Wärme eindringe. In Bezug auf die Blätter bemerkt er sehr richtig, daß die untere Fläche derselben mehr einsauge, als die obere, und theilt dieselben nach Größe, Stellung und Form ab. Er spricht über die Befruchtungsorgane, unterscheidet zwischen oberen und unteren Blüten und giebt die verschiedenen Arten des Samens an, von wo er auf die Fortpflanzung der Gewächse über geht, welche nicht bloß vermittelst des Samens geschehe, sondern auch durch Sprößlinge, Wurzeln und Ableger. Sofort betrachtet er die wilden und die durch Cultur gewonnenen Pflanzen; sagt, letztere seyen nicht etwa das Erzeugniß einer durch die Cultur entstandenen Entartung, und es sey falsch, daß sich die Gerste auf diesem Weg in Haber verwandeln lasse. Er redet über die Wirkungen des Bodens und Himmels und der verschiedenen sonstigen Verhältnisse, welche Einfluß auf die Ergiebigkeit der Pflanzen haben, wobei er mehrerer merkwürdiger Thatsachen gedenkt. So erwähnt er z. B. der Caprification, d. h. das heißt des Verfahrens, wodurch die Früchte des Feigenbaums zu einer besondern Größe getrieben werden, indem man kleine Insekten auf den Baum bringt, welche in den Kelch der Blüte schlüpfen. Auch beschreibt er die Art, wodurch die weiblichen Dattelbäume fruchtbringend gemacht werden, indem man sie der Einwirkung der männlichen Dattelbäume mehr unterwirft, was er jedoch für keine eigentliche Befruchtung anerkannt. Bei dieser Gelegenheit spricht er sofort von den verschiedenen Palmen der heißen Länder, unter Anderem von einem Palmbaum mit gespaltenem Stamm, welcher Hochegypten angehört; sagt, durch welche Wege die Waldbäume nach weit von einander entfernten Gegenden fortgepflanzt werden, wie z. B. durch Winde, Ueberschwemmungen u. d. gl.; betrachtet hierauf die Bäume je nachdem sie auf Bergen oder in Ebenen vorkommen, beständig grün bleiben, oder das Laub verlieren, wobei er von mehreren Arten die Zeit der Entlaubung angiebt, so wie die Saft- und Befruchtungsperiode. Endlich läßt er sich auf die Langsamkeit oder Geschwindigkeit des Pflanzenwachsthums ein.

Häufig unterscheidet Theophrast zwischen männlichen und weiblichen Bäumen, worin jedoch bei ihm noch nicht die Vorstellung von zwei wirklichen Geschlechtern liegt. Er beschreibt mehrere Arten der Bäume, so z. B. aus Veranlassung der Gewächse heißer Länder, die echte Acacie, welche eine Mimosa ist, (eine Sensitive, verschieden von der in unsern Treibhäusern gezogenen kleinen Art) ferner den Citronenbaum, dessen Frucht damals gebraucht wurde, den Kleidern einen angenehmen Geruch mitzutheilen; den Paradiesfeigenbaum, dessen große Blätter den Straußenfedern gleichen; den Braminen-Feigenbaum, dessen herabhängende Zweige am Boden von Neuem Wurzel schlagen und neue Schösse treiben. Auch erwähnt er des Ebenholzbaums und Baumwollenstrauchs, welche seit Alexanders Zug bekannt, aber in Griechenland noch nicht eingeführt waren.

Auf die Pflanzen welche im Wasser wachsen, wie Meergras, Schwämme, läßt er sich ebenfalls ein, und bemerkt, daß letztere Etwas an sich haben, was sie der Thierwelt nähert. Unter den in Flüssen vorkommenden Gewächsen führt er den Papyrus an, eine damals, wo das Pergament noch nicht erfunden war, höchst wichtige Pflanze; und den Lotus, eine in den Kanälen Egyptens sehr häufige Nymphäa-Art.

Er handelt sodann über das Leben der Pflanzen und ihre Krankheiten, z. B. diejenigen, welchen das Holz unterworfen ist, und die Insekten, welche dasselbe zernagen, bei welcher Gelegenheit er die Larve des Schröters beschreibt. Er giebt die Orte an, wo die Waldbäume am Höchsten werden, und führt namentlich Korsika als eine solche Gegend auf.

Ueber diese Gegenstände ungefähr verbreiten sich die fünf ersten Bücher. Das sechste handelt über die Büsche, Stauden, Gartenblumen; das siebente über die Küchengewächse und einige wilde Pflanzen; das achte über die Getraidarten und mehrere Hülsenfrüchte; endlich das neunte über die aus den Pflanzen gewonnenen Säfte, wie Harz, Theer, Weihrauch, Myrrhe. Auch läßt er sich auf einige Gewürze ein, insbesondere den Zimmt, so wie auf einige Heilpflanzen, z. B. die Nießwurz, welche von den Alten weit häufiger angewendet wurde, als bei Neuern üblich ist.

Man sieht aus dem Angeführten, daß die Geschichte der

Pflanzen ein Gegenbild zu der Geschichte der Thiere bilden sollte; allein Theophrast besaß bei viel Geist und Gelehrsamkeit doch lange nicht das Genie des Aristoteles, daher wir denn auch in seinem Werke weit nicht jenen großen Blick und jene Fülle von allgemeinen Regeln finden, wie bei seinem Lehrer.

Er zählt in seinem Werk gegen 360 Pflanzen auf, beschreibt viele Waldbäume, mehrere Fruchtbäume, die meisten Küchengewächse, die Getraidearten, endlich mehrere indische Pflanzen, die erst im 15 und 16 Jahrhundert wieder aufgefunden wurden.

Noch schrieb Theophrast ein andres botanisches Werk, eine Abhandlung über die Entstehung der Pflanzen. Er läßt sich dort auf mehrere Punkte der Pflanzenphysiologie ein, besonders aber auf den Einfluß äußerer Umstände auf die Gewächse, wobei er sich denn mehrere Fragen stellt, die zu beantworten nicht immer leicht ist. So z. B. warum die besten Früchte nicht geradezu auch die besten Samen brächten; warum die Früchte der wilden Bäume nicht so gut schmeckten, wie diejenigen der cultivirten Bäume. Auch noch auf anderweitige physiologische Punkte läßt er sich ein, z. B. warum die Thiere im Allgemeinen nicht angenehm röchen, während viele Pflanzen einen sehr lieblichen Duft verbreiteten, was er denn dadurch zu erklären sucht, daß die Thiere, welche meistentheils eine trockne und heiße Leibesbeschaffenheit, und einen feinen Athem hätten, durch die Ausdünstung einen Theil der Nahrungsmittel wieder absetzten. Die Physiologie Theophrasts steht der aristotelischen weit nach. Wie sein Lehrer befaßte sich Theophrast mit mehreren Zweigen der Naturgeschichte; so schrieb er z. B. kleine Abhandlungen über verschiedene Punkte der Zoologie, worunter eine über die Fische, welche im Trockenen leben können, in welcher er ziemlich ausgedehnte Kenntnisse über die Erzeugnisse Indiens beurkundet. Er spricht von den fliegenden Fischen; von denjenigen, welche die Ebbe auf den Klippen zurücklässt; von denen, welche im Schlamm der Teiche stecken blieben, wie die Schmerle (comitis fossilis), die man zuweilen in dickem, ausgetrocknetem Sumpf findet. Auch erwähnt er eines indischen Fisches, der aus dem Wasser hervorspringe, und welchen wir erst seit etwa zwanzig Jahren durch Hamilton Buchanan unter dem Namen Ophicephalus wieder kennen gelernt haben. Er lebt im Ganges; man trifft ihn aber oft so weit vom Wasser entfernt, daß das Volk glaubt, er falle vom Himmel. Theophrast beschreibt ihn sehr genau, und sagt, daß er nach der zugerundeten Kopfform, der Farbe und Stellung der Floßen dem Meeraland gleiche.

Ueber die Thiere, welche ihre Farbe ändern, hat Theophrast ebenfalls eine kleine Abhandlung geschrieben, worin er von dem Farbenwechsel auf der Haut des Chamäleon und in dem Fell des Rennthiers spricht, welche letztere er für willkührlich hält, obwohl sie lediglich eine Folge der Jahreszeit ist. In einem andern Werkchen über die Thiere, welche plötzlich zum Vorschein kommen, zeigt er sich wenig geneigt eine von selbst entstehende Erzeugung zuzugeben, und wenn er eine solche nicht geradezu verwirft, so schließt er sie wenigstens in weit engre Grenzen ein, als sein Lehrer gethan hatte.

Das bedeutendste Werk Theophrasts nach den beiden Büchern über die Pflanzenkunde ist seine Abhandlung über die Steine. Auch über die Metalle hat er ein Buch geschrieben, welches jedoch verloren ging. Letztere betrachtet er als die Erzeugnisse des Wassers, die Steine als Erzeugnisse der Erde, und theilt sie in schmelzbare und nicht schmelzbare, und diese wieder in verkalkbare, und solche die durchs Feuer gar keine Veränderung erleiden. Auch nach Festigkeit und Dichte ordnet er sie ab, und gruppirt die mineralischen Substanzen nach gemeinschaftlich zukommenden Eigenheiten, wie z. B. den Bernstein und den Magnet, welche beide ein Anziehungsvermögen besitzen. Er spricht vom Gebrauch des Probirsteins, von den verschiedenen Arten der Versteinerung, von den Wassern, welche mit einer Steinrinde überziehen.

Nach den allgemeinen Betrachtungen geht er zu dem Einzelnen über, läßt sich auf die Marmorarten ein, gedenkt des parischen Marmors, des pantelischen Marmors, des Alabasters und andrer von den Baumeistern oder Bildhauern benutzten Steine, so wie der Mineralien, welche durch Schmelzung ein Metall geben, der Steinkohle und deren verschiednen Arten. Eine, die in Ligurien gegraben ward, vergleicht er sehr treffend dem Bernstein. Auch des Bimssteins erwähnt er, dessen vulkanischen Ursprung er kennt, und von welchem er eine Art den liparischen Stein nennt. Er beschreibt den unverbrennlichen Steinflachs (Amianth) und eine dem faulen Holz ähnliche Substanz, welche, in Oel getränkt, mit einer Flamme brannte. Kommen hierauf die Steine, welche geschnitten werden können, der Karniol, der Jaspis u. s. w. Auch vom Saphir ist die Rede, der auf blauem Grund goldne Adern habe; was also nicht der Edelstein ist, welchen wir gegenwärtig mit diesem Namen bezeichnen, sondern der Lapis Lazuli. Von den Smaragden spricht er ebenfalls, und erzählt bei dieser Gelegenheit, ein König von Egypten habe von einem König von Aethiopien Smaragden erhalten, welche viermal so groß gewesen seyen, als eines Mannes Arm von der Fingerspitze bis zum Ellbogen, so daß man aus je vier derselben einen Obelisk machen konnte. So sonderbar die Sache auch lautet, ist sie dennoch nicht geradezu unglaublich; hat man doch bei Limoges Smaragden von sehr ansehnlicher Größe gefunden, die aber freilich ohne Glanz und Durchsichtigkeit waren. Uebrigens begriffen die Alten unter dem Namen Smaragd auch den Turmalin und viele andre grüne Steine. Theophrast spricht auch vom Hyacinth, vom Amethyst, welchen er Stein des Herakles nennt; vom Bergkrystall; vom Onyx, welchen man beim Zerschlagen mancher Steine findet; vom Agath, der seinen Namen vom Fluß Achates hat; vom Jaspis von Baktra, den man im Sand trifft. Er erwähnt des Magnets, versteht darunter aber nicht das Metall, welches wir so nennen, sondern einen Stein, der kein Anziehungsvermögen hat, aber wie Silber glänzt, daher man sich desselben zur Bereitung von Gefäßen bediente.

Bei Gelegenheit der edeln Gesteine spricht Theophrast auch von den Perlen, ohne diese jedoch für ein Mineral zu nehmen. Er sagt, man gewinne dieselben aus einer Muschel, die man an der indischen Küste auffische. Der Ueberreste organischer Körper, welche man in der Erde findet, gedenkt er ebenfalls, wie versteinerten Schilfrohrs, aus der Erde gegrabnen Elfenbeins, des

armenischen Blaus ꝛc. Aus Veranlassung des Gebrauchs der mineralischen Körper beschreibt er die Art der Glasbereitung, und erwähnt der verschiednen Farben, welche die Maler aus dem Mineralreich beziehen, wie des natürlichen Okers, des gebrannten Okers, des Bleiweißes, des Grünspans, Mennigs, Zinnobers. Letzteren holten die Phönicier aus Spanien; andern brachte man aus Kolchis ein, wo er, wie es hieß, auf den Spitzen steiler Felsen hing, von welchen er mit Pfeilen herabgeschossen wurde — ohne Zweifel ein von den Kaufleuten ausgesprengtes Mährchen, um somit einen höhern Preis fordern zu dürfen. Endlich spricht Theophrast vom Mergel und dessen Anwendung, so wie vom Gyps, welchen man bereits damals, wie heut, gebrauchte, Verzierungen für die innern Wände der Häuser daraus zu formen.

Französische Akademie.

Aufnahme Lamartine's.

Vor sechs Jahren war Lamartine bereits, was er jetzt ist; bereits hatte er seine Meditationen und seinen letzten Gesang des Childe Harold bekannt gemacht. Damals ließ er sich von seinen Freunden bestimmen, unter den Bewerbern um die Akademie aufzutreten; allein Hr. Droz wurde ihm vorgezogen. Gekränkt zog sich der Dichter nach Italien zurück, wo er ein langes Stillschweigen beobachtete; und den ersten Lärm, den sein Auftreten erregt hatte, ruhig verhallen ließ. Aber der gehaltvollere Beifall mehrte sich nur in Abwesenheit des Sängers; die Akademie selbst widerstand dem Gefühl der Billigkeit nicht. Durch ein Paar glückliche Wahlen neuerer Zeit hatte sie sich in der Achtung des Publikums gehoben, und frisches Leben gewonnen; sie war Lamartine eine Ehrenerklärung schuldig, und ernannte ihn abwesend zum Mitglied. Die Feierlichkeit der Aufnahme, die mehrere Monate durch ein trauriges Zwischenereigniß verschoben worden, versammelte am ersten April die ganze Elite der pariser Gesellschaft im Saal des Instituts; und wirklich bildet diese Aufnahme Epoche in der Literatur.

So sehr sich Lamartine auch jederzeit von der eigentlichen Tagesliteratur entfernt gehalten, so wesentlich und tief auch die Verschiedenheit seyn mag, die ihn bereits jetzt von dem jüngern, kühnern Geschlecht der französischen Romantiker trennt, so ist doch auf keine Weise zu leugnen, daß er nebst Hrn. v. Chateaubriand — diesem an Ruhm, wie an Alter näher als die andern — an der Spitze der neuen Schule steht. Victor Hugo, der Bewunderer und Freund Beider, eifert Beiden mächtig nach, aber von seiner Seite ist der Kampf noch nicht beendigt; noch verhüllt der Pulverdampf des Treffens den Sieg. Sehr häufig bleiben Genie's, die in der Kunst eine Umwälzung begonnen haben, da stehen, wo ihr persönliches Wirken aufhört; sie fühlen oft plötzlich ein Bedürfniß zur Ruhe, und verzweifeln daran, daß Andre es weiter bringen werden, als sie selbst. Wie Mirabeau wenden sie sich dann gegen die Revolution, welche sie selbst erschaffen haben, und gebieten derselben ungeduldig Stillstand. Aber so lang noch nicht jede Sphäre der neuen Kunst versucht worden, so lang dem erfindenden Genie noch irgend ein Feld für seine Wirksamkeit offen steht, so lang noch unter den in der Gegenwart bewegten Gedanken irgend eine edle, fruchtbare Idee ihr passendes Organ, ihren ewigen Ausdruck nicht gefunden hat, ist an Stillstand auch nicht zu denken; die von den Einen begonnene Umwälzung setzt sich durch Andre fort und das Jahrhundert erfüllt seine Bestimmung.

Sehr gespannt war man, wie sich Lamartine über seine Nachfolger aussprechen, und zugleich, wie er die eigene Dichtart gegen die alten Klassiker der Akademie vertheidigen würde. Daneben mischte sich die Politik einiger Masken in die allgemeine Neugierde: Lamartine gehört seiner Ueberzeugung nach dem gemäßigten rechten Centrum an, welches die Freiheit unter dem Schutz der regierenden Dynastie will. Und zur Ehre des Dichters sey es gesagt: er hat sich über jeden dieser Punkte mit Schicklichkeit und Freimuth ausgesprochen. Die gegenwärtige Zeit nannte er eine Uebergangsperiode: „glücklich Die, welche nach uns kommen; es wird ein schönes Jahrhundert werden." Er deutete der Akademie darauf hin, wie sie sich gegen die neue Bewegung da Außen nicht verhärten solle, sondern die Thore jeder neuen Bereicherung des Geistes öffnen, ohne auf das System zu sehen, und kein Genie auf der Schwelle stehen lassen.

Cuvier antwortete und bemühte sich zu erweisen, daß es eben von jeher Ansicht der Akademie gewesen, jedes Genie ohne Unterschied aufzunehmen. Cuvier ist selbst ein genialer Geist; auf jener Höhe der Wissenschaft stehend, wo sie mit der Poesie fast verschmilzt, war er würdig den philosophischen Dichter zu verstehen und zu preisen, der mehr als Ein Mal bis zum Chaos hinabgestiegen ist, und die Elemente der Welt nach ihrem Ursprung, ihren Gesetzen, ihrer Harmonie gefragt hat. Auch war die Gegenrede geistreich, aber leider trocken. Er sprach über die ersten Meditationen Lamartines, und die Salbung, der Glaube fehlte den Worten, als er diese „liebenswürdigen Poesien," wie er sich ausdrückte, zu charakterisiren versuchte; fast fehlte nicht Viel, so hätt' er sie Tändeleien genannt. In Bezug auf die jüngsten Werke des Dichters sprach er von Lücken, womit er ohne Zweifel auf den Tod des Sokrates anspielen wollte. Die zweiten Meditationen, der letzte Gesang Childe Harolds wurden gar nicht erwähnt.

Preßgesetze in Rußland.

Der letzte, im J. 1828 erlassene, Ukas über Büchercensur in Rußland enthält unter Anderem folgende Stelle: „Die Censur ist nicht befugt, sich auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Meinungen und Urtheile eines Schriftstellers einzulassen, so weit diese nicht gegen die allgemeinen Verhaltungsregeln der Autoren anstoßen; und eben so wenig hat sie sich darum zu kümmern, ob ein vorliegendes Werk nützlich oder nutzlos sey, angenommen daß dasselbe nicht der Religion, dem Staat, den guten Sitten zuwider laufe, oder eine persönliche Beleidigung enthalte. Sie darf sich nicht herausnehmen, den Stil zu bessern, oder die Fehler des Verfassers, so weit sie bloß unter den literarischen Gesichtspunkt fallen, besonders anzuzeigen, gesetzt die gebrauchten Ausdrücke enthalten kein Vergehen rücksichtlich der vier eben genannten Punkte." Dem Ukas war eine Ordonnanz gegen den Büchernachdruck beigefügt, welcher, wie wir schon S. 426 des Ausl. angedeutet haben, in Rußland als direkte Gewaltthat an den Rechten des Verfassers gilt. Diese verbleiben, nach des Autors Tod, seinen Erben 25 Jahre lang, nach welcher Zeit jedes Buch Gemeingut wird, das als solches von Jedermann gedruckt, herausgegeben und verkauft werden darf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 124. 4 May 1830.

Skizzen aus dem türkischen Asien.

4) Die Kurden. Türkische Sklavenhändler.

Gewöhnlich nennt man die türkischen Nomaden Kurden oder Turkomanen. Der Name Kurde kommt mehr Denjenigen zu, welche im Osten des Reiches wohnen; Turkomanen heißen sie in der Mitte Kleinasiens, d. h. von Tocate an. Dieselben sind indessen keineswegs das nämliche Volk, welches die Gebirge Kurdistans bewohnt; dieses bildet vielmehr einen eignen Stamm, der ein Gemeng von Persisch und Türkisch spricht, wogegen die westlichen Kurden bloß türkisch, die in der Mitte befindlichen eine aus jenem erstgenannten Kurdischen und dem Türkischen zusammengesetzte Sprache reden. In der Ebene von Sunnur waren zwei Lager, das eine aus türkischen Kurden, das andre aus nomadisirenden Türken bestehend. Ich schickte mich eben an, ihnen einen Besuch zu machen, als Einer derselben in mein Zelt trat, und dessen Inhalt ohne weitere Förmlichkeit genau in Augenschein nahm. Ich bat ihn, sich zurückzuziehen. „Aber warum?" fragte er. „Die Sonne brennt mir zu heiß; Dein Zelt bietet ein Obdach; ich bleibe." Der Führer unsrer Karawane, der wußte, daß Besuche mir nicht jederzeit angenehm waren, befreite mich von seiner Gegenwart, indem er ihn zum Kaffee einlud. Als ich mich nachher mit Andern aus unsrer Gesellschaft in das Lager verfügte, war der Erste, zu welchem wir zufällig eintraten, gerade derselbe Kurde. „Ach! Du hier!" rief er, „Du, der mich eben weggejagt hat! Glaubst Du, ich werde es auch so machen? Das wär' eine Schande für mich; nein! setze Dich, ich will Dir Kaffee und eine Pfeife geben; und erkenne, wie viel Mehr ein Kurde werth ist, als ein Christenhund oder ein Städter mit goldner Zunge." Erstaunt über diesen so wenig erwarteten Gruß suchte ich ihm bemerklich zu machen, daß meine Kleidung mich oft zum Gegenstand lästiger Neugierde mache. „Ist Dem so," erwiederte er, „warum bleibst Du denn nicht in Deinem Zelt? Warum gehst Du in ein Kurdenlager, wo all sein Leben lang Niemand einen Franken gesehen hat? Was willst Du hier? Aus Neugierde bist auch Du gekommen; warum also von Andern Deinen eignen Fehler nicht ertragen wollen?" Ich merkte wohl, daß ich hier mit Erklärungen Nichts gewänne und schwieg. Das Zelt enthielt nicht Viel; sein Geräthe war weniger ausgewählt, als bei manchen persischen Nomaden der Fall ist, aber reinlicher als bei den Arabern. Die Bewohner trugen bessere Kleider und ihre Waffen befanden sich in besserem Stand. Ihre Tracht war diejenige der türkischen Landleute; auf den Heften ihrer Dolche schienen sie einen Ueberzug von Korallen besonders hoch zu halten; die Karabiner waren mit eingelegter Arbeit von gewöhnlichem, oder Elfen-Bein geschmückt. Ihre Frauen gingen nicht verschleiert, wie die türkischen, hatten aber noch nicht die Anmuth und das freie Benehmen der eigentlich kurdischen Weiber. Das Völkchen bildete eine vollkommne Zwischenstufe zwischen Türken und Kurden. Ich fragte, zu welchem Stamm sie gehörten, worauf sie entgegneten, daß sie keine höhere Gewalt anerkennten, und nicht etwa Theil einer größern Gesammtheit wären; daß sie aber unter dem Schutz des Paschas ständen, der ihnen gegen einen in Naturalien zu entrichtenden Grundzins die Weide erlaube.

Diese kleinen Stämme sind nur dann zu fürchten, wenn sie sich etwa empören, oder wenn sie ihren Aufenthalt wechseln. In gewöhnlichen Zeiten rauben sie nicht, obwohl der Raub in ihren Augen nichts Schimpfliches ist. Außerordentlich verabscheuen sie die Lüge und ihr Haß gegen die Türken rührt nicht bloß daher, weil diese das herrschende Volk sind, sondern weil sie dieselben als Tuckmäuser betrachten. Uebrigens fand, während ich selbst im Zelt war, folgende seltsame Unterhandlung zwischen den Kurden und meinem Armenier, der ihre Sprache redete, Statt. „Dieser Franke," meinten meine Wirthe, „hat einen schönen Säbel; man muß ihm denselben heute Nacht stehlen." „Nein" sagte der Armenier „der Säbel ist ein Geschenk des Paschas, dessen Zorn durch den Diebstahl erregt würde." „Das ist wahr! schönen Dank für Deine Zurechtweisung; wir wollen ihn nicht stehlen; nicht, als ob wir den Pascha fürchteten, denn es sollte uns nicht schwer fallen, uns in die Berge zurückzuziehen; aber der Pascha ist ein braver Mann, dem wir keinen Schimpf anthun möchten." Der kluge Armenier hütete sich wohl, mir dieses Gespräch mitzutheilen, so lang wir noch im Zelt waren, und als ich ihm später die Wahrscheinlichkeit vorhielt, erwiederte er: „Jeder sey sich selbst der Nächste; er habe der Rache der Kurden sich nicht bloß stellen mögen.",

In unser eignes Lager rückgekehrt war ich Zeuge eines noch wunderlichern Auftritts.

Die Nacht zuvor hatten uns Reiter umschwärmt, und sich nicht eher zurückgezogen, bis Ali-Aga, (so hieß unser Karawanen-Führer) ihnen drohte, sie festnehmen zu lassen und nach Kara-Hissar zu bringen. Bei Tage waren sie wieder gekommen und saßen jetzt, ihrer sechs, im großen Zelt. Sie erzählten mit der größten Unbefangenheit, sie seyen heute Nacht bloß deßhalb da gewesen, um herumzuspüren, ob es nicht irgendwo Etwas zu stehlen gäbe; sie bewohnten die nächst gelegnen Dörfer und die Oberaufsicht über die Straßen käme ihnen zu. — „Bei all Dem;" sagte Ali-Aga „hätt' ich Euch erwischt, so wäret Ihr von mir mitgenommen worden." — „Oho! Das ging so leicht nicht; wir waren zu Pferd und hätten uns aus dem Staub gemacht!" — „Nun gut! werde ich Euch wieder gewahr, so schieß ich meine Flinte auf Euch ab." — „Das ist auch nicht so bald gethan; denn schon seit drei Tagen umschwärmen wir Euch, und nur ein einziges Mal habt Ihr uns bemerkt." — „Kommt Ihr diese Nacht wieder?" — „Wir denken nicht! — „Na denn! ich sage Euch, ich, Ali-Aga, Führer der Karawane, ich der Euch in diesem Augenblick Nichts anhaben kann, weil man am Tage nicht stiehlt: ich werde gute Wache halten und Euch mit Hülfe Gottes Pulver zu essen geben." — „Oh! dann verlohnt sichs der Mühe nicht; dann kommen wir nicht wieder, besonders da Ihr wahrscheinlich sieben Stunden weiter zieht, was uns zu weit von unsern Wohnplätzen entfernen würde" Man ging auf andre Gespräche über, und eben wollten sich Jene entfernen, als ein Streit zwischen einem Emir, der den Kahuk eines Effendi trug, und zwischen einigen jungen Persern entstand, welche Birnen, die ersterer von einem benachbarten Dorf gebracht, gekauft hatten. Seine Schwester wurde von ihnen beleidigt, worüber er ihnen einen Stockschlag versetzte, und der Kampf zwischen beiden mohammedanischen Sekten wollte eben mit aller Wuth losbrechen, als der Aga und seine Gesellschaft dazwischen eilten. Augenblicklich wandelten sich die vorbenannten Diebe in Straßenwächter um, und verlangten vom Aga, daß er ihnen die Perser ausliefere. Hiezu verstand sich dieser nicht, brachte aber die Sache dadurch ins Reine, daß er den Schuldigen eine Strafe von zwölf Piastern auflegte, von welchen er jedoch dem beleidigten Theil nur zwei zukommen ließ. Die Versöhnung jedoch vollkommener zu machen, und den Emir zu besänftigen, der drohte sein ganzes Dorf gegen uns zu führen, erhielt dieser noch eine Tasse Kaffee.

Während unsers Rasttages in dieser Gegend schlossen sich noch andre Reisende unserer Karawane an, unter Anderen ein Geschäftsführer eines Handelshauses in Tauris, welcher mit einigen Landsleuten nach Konstantinopel zog, um dort Seide von Gülan zu verkaufen. Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich des besten Platzes im Zelte, spielte den großen Herrn und deutete mit der Spitze seines Stockes an, wohin Jeder seiner Gefährten sich setzen sollte. Ali-Aga sagte ihm jedoch ohne Förmlichkeit: „Höre! Du bist mein Gast, tritt mir den Platz ab, wohin ich mein Polster gelegt habe und setze Dich mir zur Rechten; ich will Dir Kaffee geben lassen, denn ich bins, der hier zu befehlen hat." Der Kaufmann begriff alsbald die Rolle, die ihm zukam, und weit entfernt darüber zu erbosen, daß man ihn nicht als den Vornehmsten anerkenne, suchte er vielmehr auf alle Art das Wohlwollen des Führers zu gewinnen. Unter seinen Begleitern befand sich auch ein Pelhewan oder Ringer (vgl. Ausl. S. 80) der in Konstantinopel sein Glück versuchen wollte; und ein Improvisator, dessen Gesellschaft mir in der Folge sehr angenehm war. Derselbe hatte den ganzen Kaukasus durchzogen und sprach leidlich russisch und georgisch; waren seine Improvisationen erschöpft, so befaßte er sich mit seinem eigentlichen Handwerk, dem Verkitten zerbrochenen Steinguts.

Noch eine andre Schar stieß zur Karawane, hielt sich jedoch stets in ziemlicher Entfernung von uns. Sie bestand aus Türken von Akalsik, welche vier Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, ins Innere des Landes führten, um sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Ich war glücklich genug, mir das Vertrauen des Haupteigenthümers zu erwerben, welcher oft zu mir kam und mir auch Besuche bei ihm, ja sogar Unterredungen mit seinen Sklavinnen erlaubte. Diese sagten mir, sie seyen aus einem Dorf in Güriel gebürtig, nah an den Gebirgen von Akalsik, und schon in früher Kindheit von ihrem Herrn geraubt worden, den sie wie ihren Vater ansähen. Sie schienen über ihr Schicksal keineswegs in Sorgen, und kümmerten sich Wenig darum, Wer sie wohl kaufen würde. Die Eine war sehr schön, und ließ sich, stolz auf diesen Vorzug, von ihren Gebietern bedienen, als ob diese ihre Diener wären. Nie klagte sie über ihre Lage und bewies sich immer ungemein aufgeräumt. Weniger war allerdings die Andre guter Dinge; aber bloß weil ihre Eitelkeit sich dadurch gekränkt fand, daß man sie nur zu 4 Beuteln anschlug, während für ihre Gesellin 24 verlangt wurden. Die beiden Knaben mochten 12 — 15 Jahre haben; für jeden hoffte man 12 Beutel zu gewinnen. Ein Beutel ist ungefähr so Viel als 200 Franken. Die Gebieter waren die fortwährenden Lobredner ihrer Sklavinnen und priesen laut ihre Schönheit und gute Eigenschaften. „Ich betrachte die Mädchen," sagte mir der Aelteste, „wie meine eignen Kinder; als wir Nachts in ihr Dorf einfielen, tödtete ich ihre Eltern mit eigner Hand und steckte ihr Haus in Flammen. Wir waren wohl beritten, die Wege bekannt: es wurde uns nicht schwer, sie zu entführen, und Gott weiß mit welcher Zärtlichkeit ich sie fortan erzogen habe. Sie sind, Gott sey Dank! zu Mohammeds Gesetz getreten und ich kann versichern, daß sich gegen ihre Tugend Nichts einwenden läßt." — Wirklich war er für die Mädchen aufs Aengstlichste besorgt, verwandte sogar auf ihre Toilette beträchtliche Kosten, und wenn sie böse wurden oder ihn schalten, wagte er kaum zu antworten.

Nach zwei Tagen trat der persische Kaufmann, der wohl gern zeigen mochte, daß er reich genug sey, hie und da ein Gelüste zu büßen, in mein Zelt und sagte mir, wie er die schöne Sklavin zu kaufen gedenke, die er, wenn sie ihm nicht zuschlüge, in Konstantinopel ja wieder verkaufen könne. Der Türke bestimmte einen Tag zum Abschluß des Kaufes, welchen zu Stande bringen zu helfen ich bevollmächtigt ward. Zur festgesetzten Stunde fanden wir uns bei den Georgierinnen ein.

Beide saßen, sorgfältig verschleiert, unter einem Baum. Wir ließen uns, in einiger Entfernung, in ein Gespräch ein, worauf der Herr ohne weitere Ziererei den Schleier der Göttin aufhob und sich dann wieder zu uns setzte. Von Neuem begann er die bereits vorher erhobenen Lobpreisungen seiner Waare; der Perser aber bot nur vier Beutel. Schwer möchte zu sagen seyn, Wer hierüber am Wüthendsten wurde, der Herr oder die Sclavin: beide stürzten auf den Käufer zu und schlugen ihn recht tüchtig durch, „denn," sagten sie, „sie wären was Besseres werth, als zum Narren gehalten zu werden." Die Dame ging so weit, zu erklären, daß sie sich nun nimmermehr, und sollte auch doppelt so Viel, als ihr Herr verlange, geboten werden, an einen Mann verkaufen lassen würde, der ihre Reize so Wenig zu schätzen wisse. Damit war die Sache am Ende, und was auch der Kaufmann für Vorschläge hinterher anbringen mochte, er wurde nicht mehr angehört.

Die periodische Literatur von Brasilien.

Die periodische Literatur in Rio Janeiro, wie überhaupt in Brasilien, befindet sich auf einer Stufe, welche man vielleicht nicht die höchste nennen würde, die aber der von mancher deutschen Residenzstadt ungemein ähnlich sieht. Von 133 periodischen Blättern, die im J. 1828 in ganz Südamerica (im Süden des Isthmus) gedruckt wurden, kamen 25 auf Brasilien, und von diesen erschienen 15 allein in Rio Janeiro, die übrigen zu Pernambuc, St. Paul, St. Joao del Rey und Villa Rica. Die von Rio waren das Imperio do Brazil, Diario do Rio Janeiro und Journal do Commercio, täglich; Analista, Aurora Fluminese, Astrea, Courrier du Brézil, zweimal wöchentlich; Rio Herald (englisch) einmal wöchentlich; Malagueta, Diario dos Deputados, Diario do Senado, Despertador Constitutionale, Censor Brazilico, unbestimmt; Espelho Diamantino monatlich, und Propagador (oder Annalen der Medicin, Zoologie und Botanik) jährlich.

Malagueta ist der einheimische Name für eine kleine Art Capsicum, die beißendste und stechendste unter allen Pfefferarten, wie das nach derselben genannte Blatt unter allen Journalen. Als es zuerst erschien, erregte es viele Aufmerksamkeit, sowohl wegen des Talentes, welches es verrieth, als wegen der Personen, die es angriff. Wenn es indessen in unserem lieben Deutschland in ähnlichen Fällen mit ein Paar Ohrfeigen oder Stockschlägen abgeht, so kam es in dem heißen Rio zu Dolchstößen; der Redakteur wurde verwundet und kam nur mit dem Leben davon. Zwischen dem Imperio do Brazil, welches das Organ der Regierung ist, und der Malagueta ist ein unversöhnlicher Krieg, und da in Ermangelung von Thatsachen die Personen der Herausgeber den Stoff zu der Fortsetzung geben müssen, so fehlt es natürlich nie an Höflichkeiten und Anekdoten der interessantesten Art. Der Courrier du Brézil wird in französischer Sprache geschrieben; er kommt am Mittwoch und Sonnabend heraus und giebt die zuverlässigsten und umfassendsten Nachrichten über Alles, was im Innern des Landes vorgeht, so wie die ausführlichsten Auszüge aus fremden Blättern; er ist indessen ministeriell und daher von allen Seiten bitter angefeindet. Das Journal do Commercio, so wie das Diario, erscheint auf dem elendesten Papier mit kaum lesbarem Druck, zählt jedoch bei Weitem die meisten Abonnenten. Es ist ausschließlich mit Anzeigen und Bekanntmachungen gefüllt, die zum Theil nicht Wenig unterhaltend sind. Unter den Noticias Particulares wird hier Jemand benachrichtigt, wenn er die geliehenen Bücher nicht zurückbringe, werde sein Name öffentlich bekannt gemacht werden; dort ein Anderer, man wünsche ihn zu sprechen und er möge ja nicht versäumen sich einzustellen, da im entgegengesetzten Falle ihm etwas Unangenehmes begegnen könnte; ein Dritter, sein stehendes Wasser stinke abscheulich, und wenn er es nicht bald fortschaffen werde, wolle man es ihm in das Zimmer gießen u. s. f. Häufig wird mit den Blättern auch eine Beilage ausgegeben, die unter dem Titel Correspondencia einen Brief an den Herausgeber enthält, worin der Vers. diese oder jene Beschwerde zur allgemeinen Kenntniß bringt, wie z. B. die folgende:

„Hr. Schreiber der Astrea, ich unterzeichne Dieß mit einem Kreuze, weil ich weder lesen noch schreiben kann. Ich lebte friedlich in dem Distrikte der Stadt Rezende, als es einem Simaon de Roza einfiel, sich in den Besitz meines Gutes zu setzen; und da ich ihm dasselbe nicht überneben wollte, so trat er gegen mich mit falschen Klagen auf, wozu er allerlei Personen, die er bei der Hand hatte, anstiftete. Dort ist auch ein Padre Mariano Jose de Roza, ein Bruder dieses Simaon, der ihm in jeder Hinsicht ähnlich ist. Ja, dieser Padre war es, oder vielmehr dieses Ungeheuer, welches in eigener Person mich anklagte, daß ich Schmähungen gegen Se. kaiserliche Majestät ausgestoßen habe, worauf ich in Verhaft genommen und gefangen nach dieser Stadt gesandt wurde." — Nachdem hierauf eine Reihe von Missethaten des Padre aufgezählt worden ist, heißt es weiter: — „aber ich will die Abscheulichkeit dieses Ungeheuers nicht weiter beschreiben und schweige daher von den unverheiratheten Frauenzimmern, mit denen er lebt, so wie von seiner Liebschaft mit dem Weibe des Franzisco de Sylva, seines Cameraden ꝛc. Ich kann unmöglich in einem Briefe alle die Verbrechen aufzählen, welche dieser Priester begangen hat, der sagt: er sey ein Diener Gottes, der aber, mit Ihrer Erlaubniß, Herr, in der That ein Diener des Teufels ist.

Joaquim † Jezé.

Dergleichen Pasquille bilden den vorzüglichsten Theil der literarischen Unterhaltung zu Rio. Wenn man des Morgens, nachdem die Tagblätter ausgegeben worden sind, durch die Straßen geht, so sieht man immer die Nachbarn in einem Laden versammelt, wo einer von ihnen auf einem Tische sitzt und ein Blatt der Correspondencia zum Besten giebt. Oft trifft es sich, daß der Angegriffene mit in der Gesellschaft ist, aber selten denkt er auf eine andere Rache, als eine noch derbere Replik. Nicht selten findet man in dieser Correspondencia Züge, die für die öffentliche Meinung so wie für den Nationalgeist im Allgemeinen und für den Ton des geselligen Lebens in Brasilien äußerst charakteristisch sind. Nach der Constitution kann ein freigelassener Sclave kein Wähler seyn; um nun diesen Vorwurf von sich abzuweisen und das Recht zur Theilnahme an den Wahlen zu behaupten, bringen Manche die originellsten Certificate zum Vorschein. So war ein Obrist Joaquim Francisco das Chagas Catété Candidat in seinem Kirchspiel, und Manoel de Sousa Silva, ein Seifensieder, warf ihm vor, daß er ein Freigelassener sey. Hierauf erfolgte eine Correspondenz, welche die Comp-

toirs von Rio lange Zeit unterhielt, bis endlich der Obrist seinen Taufschein zum Vorschein brachte: „Ich bestätige, daß ich im Jahre 1780 das Kind Joaquim, den außerehelichen Sohn von Francisca das Chagas, einer freien Mulattin, der unverheiratheten und unehelichen Tochter eines unbekannten Vaters, jetzt Dienerin in dem Hause des ehrwürdigen Joaquim Gonçales de Figueiredo, in dem Bairro da Caturra, in diesem Kirchspiel, getauft und mit dem heiligen Oel gesalbt habe.

Alberto Gaetano Alves.

Der Obrist schließt diese siegreiche Widerlegung seines Feindes mit der Erklärung: „Ich bin das Haupt meiner Familie; ich bekleide den hohen Rang eines Obristen in dem ersten Linienregimente, und ich fühle mich verpflichtet durch die Bande des Blutes, durch die Obliegenheiten meiner Stellung und durch die Ehre eines Offiziers die Verleumdungen zu widerlegen, die wider mich erhoben werden." Und Dieß thut er, indem er beweist, daß er der uneheliche Sohn einer dienenden Mulattin ist, die ihrerseits selbst ein uneheliches Kind eines unbekannten Vaters war. In Brasilien, wo so viele Personen in den höchsten Staatsämtern die ersten Stifter ihrer Familien sind, fällt eine Naivetät der Art nicht auf.

Die Beschränkungen der Juden in Großbritannien.

In dem Augenblicke, wo die Israeliten in Großbritannien ihrer Emancipation entgegen sehen, ist es von Interesse, die Beschränkungen kennen zu lernen, denen die Söhne dieses ebenso unglücklichen als außerordentlichen Volkes bisher in dem britischen Reiche unterlagen.

Bereits im Jahre 1753 sanctionirte das englische Ministerium eine Bill, welche allen fremden Juden, die sich in England niedergelassen hatten, die Erlaubniß ertheilte, sich Nationalisationsbriefe ausfertigen zu lassen, was ihnen bis dahin durch die Bedingung vor der Nationalisation das Sakrament des Altares zu empfangen unmöglich gewesen war. Die Bill ging durch; als die armen Juden von den Vortheilen, welche ihnen die Bill gewährte, Gebrauch machen wollten, brach der Aberglaube des vornehmen und gemeinen Pöbels in offene Gewaltthätigkeiten aus; das Ministerium sah sich ausser Stande, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, und die Bill wurde bald wieder aufgehoben. Dieß war, wie wahrscheinlich, der erste so auch der letzte Versuch, die bürgerliche Lage der Juden in Großbritannien zu verbessern, und sie blieben daher fortwährend Beschränkungen unterworfen, deren Fortdauer in unserer Zeit in der That unbegreiflich scheint. Kein Jude kann im britischen Reiche das Bürgerrecht erhalten, weil Jeder, der dasselbe empfängt, den Eid der Treue „auf die Wahrheit des christlichen Glaubens" schwören muß. Dadurch verliert er die Fähigkeit, im Parlamente zu sitzen, er wird ausgeschlossen von dem Rechte als Wähler an den Parlamentswahlen Theil zu nehmen, er darf weder als Advokat noch als Notar practiziren, ja er kann nicht einmal Schulmeister oder Constable werden. Nach einer Akte vom 13ten und 14ten Jahre der Regierung Karls II müssen Personen, welche in Privathäusern Unterricht geben, hiezu eine Erlaubniß von dem Bischof der Diözese haben; durch 31 Georgs III wurden die protestantischen Dissenters und die Katholiken von dieser Belästigung befreit, die indessen noch immer mit voller Schwere auf den Juden lastet.

Ausser dieser allgemeinen Beschränkungen, welche die Juden in dem ganzen britischen Reiche treffen, sind sie in der Hauptstadt desselben, in London, noch einer besondern und vielleicht der drückendsten von allen unterworfen. Das Herkommen der londoner Bürgerschaft schließt nämlich den Juden von der City aus und schneidet ihm dadurch in dem ganzen Umfange von London eine seiner bedeutendsten Erwerbsquellen, den Detailhandel, ab. Wenn wir bedenken, daß von den 30000 Juden in England die Mehrzahl in London lebt, und daß dieses Volk durch seine gewöhnliche Stellung in der Gesellschaft namentlich auf den Kleinhandel hingewiesen wird, da ein jüdischer Handwerker bei dem Vorurtheile der Menge wenig Kunden finden würde, so erscheint diese letzte Beschränkung als eine Unmenschlichkeit, die unserer Zeit ebenso unwürdig ist, als des gerühmten Landes der Freyheit.

Höhe der Patagonier.

Ein Offizier von Capitän King's Expedition in die Südsee hat in englischen Blättern folgende interessante Notiz über das bekannte Riesenvolk der Patagonier mitgetheilt, wonach die ungewöhnliche Größe desselben allerdings außer Zweifel zu seyn scheint. Maß des größten Patagoniers in einem Stamme von ungefähr 150. Höhe: 6 Fuß 2 Zoll; Umfang der Brust (chest) 3 Fuß 11 Zoll; der Lenden 3 F. 5 Z.; der Pelvis 3 F. 10 Z. Der kleinste in der ganzen Schaar war 5 F. 10½ Z. hoch; die Mehrzahl war indessen 6 F. hoch, musculös und stark gebaut. Auch die Weiber wären im Verhältniß zu den Männern größer als dieß bei civilisirten Völkern gewöhnlich ist.

Walter Scott's dramatische Versuche.

Zwei dramatische Versuche Sir Walter Scott's „Der Fluch von Devergoyl, und Auchindrane," (The Doom of Devorgoil, a Melodrame; and Auchindrane, or the Ayrshire Tragedy, Edinb. and Lond. 1830. 8.) haben uns nur auf's Neue bewiesen, daß die Talente des dramatischen Dichters und des Romanendichters selten vereinigt sind. Der Vorwurf, der Walter Scott schon in seinen Romanen gemacht wird, daß er zwar das Colorit, aber nicht immer den Geist der Zeiten richtig wiedergebe, trifft die beiden Dramen, die wir hier unter Einem Umschlage erhalten, auf eine noch störendere Weise; und die epische Breite, die dem Roman unentbehrlich ist, vernichtet im Drama allen Effekt. Der Fluch von Devergoyl ist die phantastische Bearbeitung einer Volkssage aus der Grafschaft Galloway, von einem edeln Hause, auf dem einer uralten Blutthat wegen ein Fluch ruht, der jetzt seiner Erfüllung entgegeneilt. Die Geschichte, wie man sieht, ist die alte bekannte, die sich beinahe aller Orten findet und wiederholt; und die Bearbeitung, so poetisch und schön auch einzelne Stellen sind, dürfte im Ganzen doch wenig Anforderungen genügen. Auchindrane ist eine Criminalgeschichte; wir glauben damit der Mehrzahl unserer Leser genug gesagt zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 125. 5 May 1830.

Caillié's Reisen in Afrika.

5. Tunbuktu.

Sidi-Abdallahi empfing unsern Reisenden mit väterlicher Güte und lud ihn zu seinem Abendessen ein, welches aus einem sehr guten Couscous (einer Art Brei) von Hirse mit Schöpsenfleisch bestand, und wobei man mit den Händen zugriff. Der Wirth theilte die üble Gewohnheit andrer Wirthe und namentlich seiner Landsleute, Fremde auszufragen, nicht. Er war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, gegen 5 Fuß hoch, wohl beleibt, mit Pockennarben gezeichnet, und wie es schien, von sanftem, stillem in sich gekehrtem Charakter; seine Physiognomie hatte etwas Ehrwürdiges, seine Haltung etwas Ernstes und Imposantes; er sprach Wenig und mit Ruhe; man konnte ihm Nichts zur Last legen als seinen religiösen Fanatismus. Nachdem man sich getrennt, begab sich Caillié nach seinem Gemach, wo man eine Matte für ihn auf dem Boden ausgebreitet hatte. Allein die Hitze, die in Tunbuktu bei Nacht fast so stark ist als bei Tag, ließ ihn keine Ruhe finden, und er schlug deßhalb seine Lagerstätte im Hof im Freien auf; auch Dieß half nicht; kein Lüftchen kühlte die glühende Atmosphäre; noch nirgends auf der ganzen Reise war ihm so unbehaglich gewesen.

Am folgenden Morgen ging Caillié aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Er fand sie weder so groß, noch so bevölkert als ihr Ruf erwarten ließ, wenn man ihm früher gesagt, es wäre die größte Stadt, welche Gott der Herr erschaffen habe. Auch der Handel ist bei Weitem nicht so bedeutend als man in Europa glaubt; man sieht nicht, wie in Dhenné, diesen Zusammenfluß aus allen Theilen des Sudan; in den Gassen begegnete man bloß den Kamelen, welche die Kaufmanns-Güter der Flotille von Cabra trugen; vor den Häusern bemerkte er einige Gruppen von Einwohnern, die auf Matten saßen und sich unterhielten; noch mehrere lagen unter der Thüre und schliefen im Schatten; einige Colatnußhändler riefen ihre Waaren aus; im Ganzen herrschte eine höchst trübselige Einförmigkeit. Gegen 4 Uhr Abends als die Hitze etwas nachgelassen, sah er eine Anzahl wohlgekleideter Negerkaufleute spazieren reiten; bei solchen Ausflügen entfernt man sich jedoch nie weit von der Stadt, aus Furcht auf Tuariks zu stoßen, welche die ganze Umgegend in Contribution setzen. Der Markt ist gleichfalls erst Abends; er wird nicht sehr zahlreich besucht, und gegen den von Dhenné könnte man ihn eine Einöde nennen.

Caillié hatte alle Gelegenheit, das Getreibe darauf zu beobachten, da ihm sein Wirth ein Haus in der Nähe davon zur Herberge anwies; in das Zimmer, das er am Abend einnahm, quartirte sich nehmlich ein Negerpaar, dessen Gegenwart ihn sehr genirte; weßwegen er sich eine Wohnung ausbat, wo er allein seyn könnte. Hier befand er sich nun im Besitz einer Kammer, zu der ihm der Schlüssel zugestellt wurde. Die Sclaven, welche dieß Haus bewohnten, standen zu seiner Verfügung und zweimal des Tages schickte ihm Sidi Abdallahi Couscous und Reis mit Ochsen- oder Schöpsenfleisch. Der Zufall wollte, daß sein neues Quartier gerade dem Haus gegenüber lag, in welchem Major Laing während seines Aufenthalts in Tunbuktu wohnte. „Oft," sagt Caillié, „wenn ich unter meiner Thüre saß, dacht ich traurig über das Schicksal des unglücklichen Reisenden nach, der nach so vielen Gefahren, die er überstanden, nach so vielen Mühseligkeiten, die er erduldet, eben im Begriff triumphirend in sein Vaterland zurückzukehren, unter den Händen feiger Meuchelmörder fallen mußte! Mir selber, wenn ich entdeckt wurde, drohte noch ein weit furchtbareres Loos als der Verlust des Lebens: die Sclaverei!" Schon in Dhenné hörte Caillié von Laings Ende erzählen. Die Erkundigungen, die er hierüber in Tunbuktu einzog, ergaben folgendes Resultat: Der Major war schon einige Tagreisen nördlich von dieser Stadt, auf dem Weg nach Tripoli, als die Tuariks, oder nach Andern die Berbischen, ein Nomadenstamm, der in der Nähe des Dhioliba haust, seine Caravane anhielten. Laing als Christ erkannt wurde schrecklich mißhandelt, sie schlugen mit einem Stock solang auf ihn los, bis er für todt liegen blieb. Ein anderer Christ, wahrscheinlich ein Diener von ihm, soll unter ihren Schlägen gestorben seyn. Die Mauren von der Caravane hoben den Major auf und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder in's Leben zu rufen. Auf's Kamel hinaufgebunden, (so schwach war er und so unfähig sich zu halten,) und fast gänzlich ausgeplündert führten sie ihn nach Tunbuktu zurück, wo er mit Hülfe einer Salbe, die er aus seinem Schiffbruch gerettet, sich wieder erholte. Seine Genesung ging langsam vor sich, jedoch erfuhr er — Dank den Empfehlungsschreiben des Pascha von Tripoli und der Sorge seines Wirthes, der selber ein Tripolitaner war! — keine neue Kränkungen.

Caillé sah diesen Mauren, dessen persönliche Bekanntschaft er machte, oft; er schien ihm ein menschenfreundlicher Mann; mehrmal beschenkte er ihn mit Datteln und noch zum Abschied mit blauen baumwollenen Hosen. Auf Ersuchen eines alten Mauren, an welchen der Major von einem Hause in Tripoli adressirt gewesen, hatte er ihn ins Haus aufgenommen. Nach seiner Aussage hätte Laing seine europäische Kleidung nie abgelegt, und offen heraus erklärt, er wäre vom König von England gesandt, um Tunbuktu und die Wunder, die es enthalte, kennen zu lernen. Es scheint, daß der Reisende den Plan der Stadt vor den Augen Aller zeichnete; denn wie derselbe Maure sich ausdrückte, beschrieb er die Stadt und Alles was darin.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem türkischen Asien.

4) Siwas.

In Siwas — nach Einigen das „Sebaste" der Alten woran ich übrigens zweifle — angekommen nahm ich meinen Abstand in einem Karawanserail; alsbald jedoch lud mich ein neapolitanischer, in Diensten Mehemeds, des dortigen Paschas, stehender Arzt ein, bei ihm zu wohnen, wo ich denn vier Tage blieb. Dieser Mann bezog monatlich vier hundert Franken Sold, erhielt die Kost aus der Küche des Paschas, und war hiefür auf mehrere Portionen angewiesen, wie auch seine Pferde in den Ställen seines Herrn gefüttert wurden. So stellte sich denn wohl zur Schau, daß er an Nichts Mangel litt, und seine häusliche Einrichtung hätte sogar für glänzend gelten können, wenn Europas Bedürfnissen in Asien je Genüge zu geschehen vermöchte. Auf schönen Teppichen sah man schlechte Tische und grob gezimmerte Stühle von Holz. Einige Bücher lagen zwischen einer Menge Arzneiflaschen und sonstigen Heilmitteln zerstreut umher. Mein Wirth fand als den bequemsten Sitz für mich einen Stuhl aus, mit einem Loch in der Mitte, der wahrscheinlich zu einem ganz andern Zweck bestimmt war. Brauch und Tracht des Morgenlandes hatte der Arzt nicht annehmen wollen; da aber das wohl rasirte Gesicht eines schönen jungen Mannes Empfindungen einflößt, welche von der einem Doktor gebührenden Ehrfurcht und Scheu ziemlich verschieden sind, war er wenigstens genöthigt gewesen, sich einen langen schwarzen Bart wachsen zu lassen, was ihm ein wunderliches Ansehen gab. Indessen schienen all Dieß immer noch Uebelstände von geringem Belang, wenn nur der Pascha seinerseits gewissenhaft erfüllt hätte, wozu er sich anheischig gemacht; so aber wurden die Bemühungen des Leibarztes in der Regel denn doch nicht richtiger bezahlt, als diejenigen der andern Diener. Jeder derselben war eben darauf angewiesen, sich seinen Posten best möglich zu Nutzen zu machen, und Se. Excellenz sah daher bei ihren Untergebenen nicht strenge auf Redlichkeit. Dieß ist die Lage der meisten europäischen Aerzte in der Türkei, die sich noch glücklich schätzen dürfen, wenn sie nicht von einem zornmüthigen Herrn früher oder später mißhandelt und fortgejagt werden. Schlagen sie vom Pascha auch endlich heraus, was ihnen dem Vertrag gemäß zukommt, so erhalten sie doch Wenig oder Nichts von dessen Dienern und den sonstigen Einwohnern, die alle umsonst geheilt seyn wollen. Ueberdieß stehen, der Volksvorurtheile wegen, die Franken als Aerzte den Griechen, Armeniern und Juden, welche diese Kunst treiben, fast immer nach.

Der Neapolitaner wollte meine Ankunft in Siwas benutzen, um wieder einmal ein Stück seiner Besoldung zu erhalten. Er begab sich also zum Pascha und sagte ihm, einer seiner alten Studiengenossen sey von Persien angekommen, reich vom Könige mit Geschenken beladen, mit welchen er jetzt nach Europa zurückkehre. Diese Mittheilung machte zwar keineswegs die Freigebigkeit Mehemeds rege, verschaffte mir aber eine Einladung zu einer Festlichkeit, Benisch genannt, die eine Stunde von der Stadt gegeben wurde. Gleichwohl verfügten wir uns, durch einen Verschnittenen falsch berichtet, nicht dahin, so daß der Pascha sich Abends über diesen Mangel an Aufmerksamkeit gegen den Arzt beklagte. Dieser wies den Fehler dem Verschnittenen zu, worauf Se. Excellenz den Dolch zog und denselben dreimal in den Arm des Schuldigen bohrte. Die Lehre war ein Bischen stark, und den folgenden Tag, wo wir abermals eingeladen wurden, fanden wir uns gewissenhaft ein. Wir sahen die Sklaven des Paschas mit dem Dschirit spielen, und sich mit Pistolenschießen üben. Der zuschauende Gebieter ließ mich augenblicklich zu Gehör, erlaubte mir sogar, mich auf das Ende des Teppichs niederzusetzen, auf welchem er selbst ruhte, und befahl, daß mir eine Pfeife und Tabak gereicht würde. Das Gespräch fiel auf die große Tagesbegebenheit, die Aufhebung der Janitscharen, worüber er sich sehr freute. „Jetzt kann man thun, was man will," sagte er; „jetzt hat die Obrigkeit Macht. Wenige von diesen Hunden von Janitscharen haben sich in mein Paschalik geflüchtet, denn sie kennen mich; aber, gelobt sey Gott! Einer ist doch in meine Hände gefallen. Längst wußte ich von seinen saubern Streichen in Konstantinopel, daher ich ihn bei seiner Ankunft zu mir einladen ließ, einen Augenblick mit ihm schwatzte und ihn dann in ein Gemach einschloß, dessen Thür sogleich vermauert wurde. Es wird Gott gefallen haben, ihn Hungers sterben zu lassen. Amen! Und Du, bist Du mit der Aufhebung zufrieden?" — „Ganz gewiß" — „Hast Du den Muth Sultan Mahmuds, unsres Herrn, gesehen?" — „Sultan Mahmud gewinnt immer den Sieg, und wir armen Reisenden können somit jetzt auf einigen Schutz rechnen" — „Eben darum sind der Pöbel und die Bösen nicht zufrieden. Scheinst mir ein braver Junge, steig zu Pferd und nehme an dem Spiel mit dem Dschirit Theil." Wenig geneigt einen solchen Stab, den man mit Heftigkeit nach dem Gegner wirft, auf den Leib zu bekommen, schlug ich die Ehre unter dem Vorwand aus, daß mir die hiezu nöthige Gewandtheit im Reiten mangle. „Wie," rief Mehemed, „weil Du ein Arzt bist, kannst Du nicht zu Pferd steigen und Dich schlagen? Wenn ich meinen Arzt lieb habe, so geschieht Dieß nicht, weil er meinen Leib in Obhut nimmt, sondern weil er mit verhängtem Zügel reitet und den Dschirit zu werfen und zu empfangen versteht."

Da der Pascha morgenden Tags in den Krieg gegen die Kurden ziehen wollte, so eilte ich, ihm auch in Siwas einen Besuch

zu machen, um seine Wohnung kennen zu lernen und mir von ihm, wie von Galib Pascha einen Empfehlungsbrief (Bouyourdou) zu verschaffen. In seinem Schloß deutete wirklich Nichts auf Mangel und Verfall. Junge griechische Sclaven, die zum Islam übergetreten waren, ritten im Hof prächtige Pferde zu, und ein arabischer, an ein eisernes Halsband geketteter Löwe ging am Einzang auf und ab. Um seine Kette zu zerreißen drehte er sich beständig um sich selbst, und man mußte den Augenblick, wo er an der einen Seite war, benutzen, um auf der andern hereinzukommen. Der Pascha hatte, vom Fenster aus, sein besonders Vergnügen daran, die Pferde an dem Löwen vorbeireiten zu sehen; die armen Thiere bäumten sich entsetzt auf, und war es für die Reiter eine Gelegenheit ihre Kunst zu zeigen, so schienen sie gleichwohl nicht ganz frei von der Besorgniß, der Bestie in die Klauen zu fallen. Eingetreten, wollten wir uns eben ins obere Stockwerk verfügen, wo sich Se. Exzellenz befand, als ich zu meiner Verwunderung einen von jenen persischen Kanonieren, genannt Samboruschi, bemerkte, welche kleine von Kamelen getragene Feldstücke bedienen. Er war in vollständiger, mit Kupferblechen besetzter Kriegskleidung; auf den Höckern der vier seiner Obhut anvertrauten Kamele wehten kleine Fähnchen. Da er mich erkannte, rief er alsbald mein Zeugniß auf, daß sein Feldzeug ganz nach persischer Art angeordnet sey. Dem Pascha that es ungemein wohl, wenn er einige Aehnlichkeit zwischen sich und einem großen Könige gewahren konnte. Sicherlich war ihm deßhalb nach dem Löwen, den er vom Pascha von Bagdad zum Geschenk erhalten, und welchen er als ein Abbild seines eigenen Muthes betrachtete, Nichts in der Welt so angelegen als seine Kamele; daher denn jener Perser in ungemeinem Ansehen stand. Derselbe war ein großer Schwätzer, und wählte gewöhnlich den jüngstbeendigten Feldzug, dem er beigewohnt hatte, zum Gegenstand seines Gesprächs. Die Türken erwiederten ihm ernst: „Wenn Ihr uns besiegt habt, so kommt Dieß daher, weil Ihr Euch mehr mit dem Koran befaßt, als wir, und Eure Religionspflichten besser erfüllt; denn der Muth kommt von Gott; der Sieg der Feldschlacht kommt von Gott; Wer Gott verehrt, ist stets der Stärkere, und es giebt keinen Gott als Gott, dessen Prophet Mohammed ist.“

Die Gemächer Mehemed Paschas waren mit vieler Pracht geschmückt. Die Teppiche gehörten zu den schönsten, welche von Chorassan kommen; die Polster glänzten von Goldstoff aus Lyon; herrliche Pfeifen wurden den Fremden angeboten. Der Pascha trug einen Dolch, dessen Heft von Diamanten starrte, wie diese auch auf seiner Dose und seinem Säbel schimmerten. Keineswegs verheimlichte er, wie die meisten seiner Amtsbrüder, einen Reichthum, aber er wandte denselben nicht sonderlich klug an. Das Glück seines Bankiers, seines Kürschners, seines Schneiders — lauter Christen und hohe Beamten seines Hauses — hatte er bereits gemacht; aber die türkischen Offiziere kamen weit nicht so gut weg; außer ihren Waffen und den Kleidern auf dem Leib, besaßen sie beinahe Nichts, daher denn die Meisten dem Kampf mit den Kurden ungeduldig entgegensahen.

(Schluß folgt.)

Postverbindungen, Straßen, Eisenbahnen und Canäle in America.

(Schluß)

Ueberhaupt sind die Vereinigten Staaten das Land, wo sich für die colossalsten Entwürfe Muth und Capital findet. Von dem Werth der Eisenbahnen als eines der leichtesten, sichersten und wohlfeilsten Communicationsmittel ist man hier längst überzeugt, und es giebt keinen Staat, welcher nicht deren mehrere besitzt. In Maryland baut man in diesem Augenblick zwei, wovon die eine von Baltimore durch einen Theil von Virginien und Pennsylvanien nach dem Ohio führt und über 300 M. lang ist. Nach dem Bericht des Verwaltungsausschusses der Compagnie der Actionäre waren zu Ende Octobers 25 M. vollendet; wegen der großen Schwierigkeiten, welche die Ingenieure zu überwinden hatten, kostete bis dahin jede M. gegen 20,000 Doll. Man hatte mehrere steinene Brücken aufführen müssen — so eine über die Wasserfälle des Gwynn, mit einem einzigen 80 Fuß weiten Bogen, 58 F. hoch und 300 F. lang; eine andere über den Patapsco mit zwei Bögen von je 55 F., und zwei von je 20 F. Weite, mit einer Höhe von 46 F. und einer Länge von 375 F.; um einiger andern von kleinern Dimensionen nicht zu gedenken. Da das Terrain jedoch in den 41 folgenden Meilen bis zu den äußersten Felsen am Potomac geringere Schwierigkeiten darbietet, so hofft man, daß man im J. 1830 bis dahin gelangen werde, und von da bis zum Ohio nimmt man an, daß man jährlich mit 50 M. fertig werden könne. Ist die Straße nur einmal bis zum Potomac hergestellt, so ist damit für die Stadt Baltimore der Verkehr mit den ausgedehnten fruchtbaren Thälern eröffnet, welche dieser schöne Strom mit seinen zahlreichen Nebenflüssen bewässert. Die zweite Eisenbahn, die in Arbeit ist, soll von Baltimore nach dem Hafen von York an der Susquehanna in Pensylvanien gehen und wird zu 70 M. Länge berechnet. Der erste Stein dazu wurde am verflossenen 8 August, dem hundertjährigen Jubiläum der Gründung der Stadt Baltimore, durch die große Freimaurerloge von Maryland gelegt. Am folgenden 19 October hatte man bereits gegen drei Meilen vollendet, und die Commission erwartete, daß die Gesetzgebung von Pennsylvanien sie ermächtigen würde, die Straße durch das pennsylvanische Gebiet fortzusetzen. Diese Eisenbahn, obwohl mit der nach dem Ohio nicht zu vergleichen, verspricht nichts desto weniger für die Stadt und die Unternehmer sehr vortheilhaft zu werden; sie trifft nämlich in York mit einer Eisenbahn von Philadelphia nach diesem Platz zusammen, welche 80 M. lang werden soll: so daß dadurch diese beiden großen Städte und zwei der bestangebauten Länder der Union eine wohlfeile und sichere Communication erhalten.

Auch in Pennsylvanien baut man gegenwärtig mehrere Canäle und Eisenbahnen. Seit dem J. 1826 wurden 177 M. Canäle eröffnet, die jetzt in voller Thätigkeit sind, und man berechnet, daß es im Sommer 1830 400 M. seyn werden. Bis dahin dürften auch von der Eisenbahn, welche Philadelphia mit der Susquehanna verbindet, 50 M. fertig seyn. Unter diesen Arbeiten sind jedoch diejenigen noch nicht begriffen, welche auf Rechnung von Privatpersonen in den letzten acht Jahren ausgeführt wurden; letztere betragen auch ihre 47 M. Eisenbahnen und 380 M. Canäle. Im Juli des vor. Jahrs zählte man 47,000 Arbeiter, die bei diesen Werken beschäf-

Digitized by Google

tigt waren, meist Holländer. In Folge der unermeßlichen Unternehmungen in den verschiedenen Staaten des Ostens ist der Arbeitslohn bedeutend gestiegen (außer der Beköstigung 36 fl. 40 kr. monatlich). Die Irelander, denen es glückt, die americanischen Ufer zu gewinnen, lassen sich gerne brauchen; sie haben die Canäle von New-York erbaut.

Die Eisenbahn von Mauch-Chunk ist seit zwei bis drei Jahren offen. Da sie über eine abschüssige Fläche geht, nämlich vom Gipfel eines Bergs, 8 M. weit, bis zum Fluß Lehigh, so hat man kürzlich Versuche angestellt, um den Grad der Geschwindigkeit zu bestimmen, der sich für den Transport der Steinkohlenladungen beim Hinabfahren und der Pferde und Maulthiere beim Hinaufziehen der leeren Wägen erreichen ließe. Man hat gefunden, daß diese Geschwindigkeit ohne Gefahr auf 30 bis 40 M. (12 bis 16 Stunden) in der Stunde gebracht werden könnte. Allein der Wechsel der Erscheinungen bei einem solchen Schnellauf stürmte so auf die Sinne der Führer und der Thiere ein, daß diese nach Verfluß einiger Tage erkrankten, und man sich genöthigt sah, die Geschwindigkeit der Niederfahrt auf 14 M. in der Stunde zu beschränken. Aehnliche Erfahrungen wurden in England *) auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester gemacht. Eine der Maschinen legte 11 M. in der Stunde, eine andere 14, eine dritte 26 zurück, indem sie Entfernungen von 21, 25 und 70 M. durchliefen; bei einer vierten aber kamen 32 M. auf die Stunde, d. h. 1 M. auf 1 Min. 53 Sec. Endlich müssen wir noch einer Eisenbahn in Virginien gedenken, die von Manchester nach den dortigen Kohlenminen führt, und die man, da sie nur 13 M. lang ist, in diesem Sommer zu vollenden hofft; und einer andern, die zwischen Boston und Lowell in Massachusetts eingerichtet werden soll.

Aber America hat auch seine Caravanen wie der Orient. Jedes Jahr im Monat Mai bricht eine Caravane von St. Louis am Mississippi nach Santa-Fé in Mexico auf, die im Herbst nach den Vereinigten Staaten zurückkehrt. Präsident Jackson, der die ganze Wichtigkeit dieses Handelsverkehrs fühlt, ließ die letzte durch vier Compagnien regulärer Truppen, unter dem Befehl des Majors Riley, escortiren, um sie gegen die Angriffe der Indianer zu schützen. Dieser Offizier sollte dann auf der Insel Chouteau die Rückkunft der Kaufleute erwarten. Unglücklicher Weise wurden mehrere seiner Soldaten während ihres dortigen Aufenthalts von den Pawnee's getödtet, welche ihnen Pferde, Maulthiere und Ochsen entführten. Nichtsdestoweniger vollführte er den Zweck seiner Sendung. Zweihundert mexicanische Reiter begleiteten die Caravane zurück, weniger aus Vorsorge für die Sicherheit derselben, als um eine Anzahl spanischer Familien, die das Gebiet der Republik verlassen mußten, über die Grenze zu schaffen. Diese Verbannten waren kaum in den Vereinigten Staaten angelangt, als sie die Zurücknahme des Verbannungsdekrets vom 15 April durch ein Gnadendekret vom 16 September in den Zeitungen lasen. Die Caravane fand den Schatz, den die vorhergehende aus Furcht vor den Indianern vergraben hatte, unversehrt und brachte eine beträchtliche Quantität Gold und Silber nach Haus. Die Gewinnste sind mehr als 100 Proc. Die Einwohner von St. Louis stehen im Begriff sich an die Regierung mit der Bitte zu wenden, die nöthigen Maßregeln zu einer regelmäßigen Caravanenverbindung einzuleiten.

*) Auffallend ist der Wetteifer zwischen America und Altengland in diesen großen mercantilischen Bauwerken. Wir haben (Ausl. S. 370) die Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool erwähnt; eine andere befindet sich gegenwärtig in der Arbeit, welche von jener Stadt nach den Distrikten von Nottingham, Derby und Leicester geht; sie wird 33 M. lang, bekommt 52 Brücken nebst zwei unterirdischen Gallerien und kostet 180,000 Pf. St. Sie soll diesen Sommer dem Publikum eröffnet werden.

Färberei in China.

In vielen Fällen können wir den Chinesen eine gewisse Vollendung in den mechanischen Künsten nicht absprechen; aber offenbar ist Dieß keine Folge wissenschaftlicher Combinationen, sondern das Resultat der Erfahrung von Jahrhunderten, die langsam bis zu einem gewissen Punkte fortgeschritten ist und auf diesem nun stehen bleibt, ohne weiter vorrücken zu können. So sind ihre Seidenmanufakturen in Bezug auf Glanz und Dauer der Farben ohne Zweifel den unsrigen überlegen; aber diese Ueberlegenheit wird weder durch einen geheimen Färbestoff, noch durch einen unbekannten Prozeß erreicht, sondern einzig durch die Benutzung der einfachsten mechanischen Vortheile, die zum Theil gerade der Kindheit des Manufakturwesens eigenthümlich sind. Ich war einmal, sagt ein neuer Reisender, dessen wir bereits öfter erwähnt haben, Hr. Dobell, bei dem Färben von Seide gegenwärtig, und fand bei näherer Untersuchung, daß dieß auf die einfachste Weise mit den gemeinsten Färbestoffen geschah. Chemische Agentien sind wenig bekannt; aber bei der Wohlfeilheit der Arbeit können eine Menge Hände zugleich beschäftigt werden. Alles geht daher mit einer Schnelligkeit vor sich, die alle Begriffe übersteigt, und die Seidenstoffe werden beinahe im Augenblicke zum Trocknen ausgehängt, was überdieß nur während des Nordwindes — Pak Fang wie er in China heißt — geschieht. Dieser tritt gewöhnlich gegen Ende Septembers oder Anfang Octobers ein und bringt eine so durchdringende Trockniß mit sich, daß selbst im Innersten der Häuser, wenn alle Fenster und Thüren geschlossen sind, so wie er zu wehen anfängt, plötzlich alle Meubles so laut krachen, als wenn ein Gewehr gelöst würde. Die Chinesen sind kaum zu bewegen, bei feuchtem Wetter Thee oder Seide zur Ausfuhr zu verpacken; ich weiß selbst, daß ein Schiff drei Wochen länger, als der Capitän es wünschte, in Canton liegen bleiben mußte, weil der chinesische Agent die Seidenstoffe, die einen Theil der Fracht ausmachten, nicht eher packen wollte, als bis das Wetter günstig wäre.

Die Mora der Chinesen.

Merkwürdig ist, daß die Chinesen ein Spiel haben, welches ganz der italienischen Mora gleicht, dessen sie sich aber nur bedienen, um einander zum Trinken zu zwingen. Die Becher werden gefüllt, die beiden Personen, die sich miteinander eingelassen haben, strecken über den Tisch einander die Hände entgegen, mit geschlossenen Fingern. Plötzlich öffnen sie einige Finger, und Jeder ruft aus, wie viele Finger von beiden geöffnet sind. Wer es errathen hat, zwingt seinen Gegner zu trinken. Dieses Spiel wird oft Stunden lang fortgesetzt, wie man sich denken kann, mit nicht geringem Lärm.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 126. 6 May 1830.

Die Zusammenkunft Jügungs mit dem Geiste des Feuerheerdes.

(Legende, aus dem Chinesischen verdeutscht und mit der tartarisch-mandshuischen Uebersetzung verglichen von Heinrich Kurz.)

Zur Zeit des Kaisers Schitsung aus der Dynastie der Ming lebte in der Provinz Kiangsi ein Mann Namens Jügung, der den Beinamen Du und den Ehrennamen Liangtschin führte. Mit vielen Talenten begabt und mit großer Gelehrsamkeit ausgestattet, war er schon im achtzehnten Jahre zum Doctor der dritten Klasse ernannt worden; als er aber zum Manne herangereift, mußte er, weil sich seine Familie in sehr dürftigen Umständen befand, eine Schule eröffnen, um sich mit Ertheilung von Unterricht zu ernähren. Mit seinen Schülern, deren er ungefähr zehn hatte, las er die heiligen Bücher seiner Religion und andere Erbauungsschriften; er selbst aber, ganz durchdrungen vom Gebote des Mitleidens, schenkte allen lebendigen Geschöpfen, wo es ihm nur möglich war, Leben und Freiheit; ja er kaufte sogar viele arme Thiere auf, die eben geschlachtet werden sollten. So enthielt er sich der Sünden der Wollust, der Grausamkeit und des Schwätzens, und wurde allgemein wegen seiner Frömmigkeit und seiner guten Werke hochgeachtet. So lebend und so handelnd war er zu Jahren gekommen.

Aber sein frommes Leben wurde nichts weniger als belohnt, vielmehr schien das bitterste Unglück ihn unablässig verfolgen zu wollen. Ob er sich gleich allen Prüfungen unterworfen, hatte er doch nie einen höhern Grad erreichen können. Von fünf Söhnen, die ihm seine Frau geboren, waren ihm vier durch hartnäckige Krankheiten frühzeitig entrissen worden; sein drittgeborner, ein mit den glücklichsten Anlagen begabter Knabe, den die Natur durch ein doppeltes Mahl an der linken Fußsohle gleichsam hatte auszeichnen wollen, und den seine Eltern deßwegen unendlich liebten, verschwand eines Tages plötzlich, ohne daß man erfahren konnte, wo der achtjährige Junge hatte hinkommen können. Von vier Töchtern, die Jügung hatte, konnte er kaum eine einzige am Leben erhalten und seine Frau, die ihre Kinder zu oft beweinte, verlor darüber ihre beiden Augen.

Obgleich seine Lage höchst traurig und kümmerlich war, so führte er doch sein weises Leben fort und wurde von Tag zu Tage frömmer. Niemals beging er Sünden und bis in sein vierzigstes Jahr ertrug er des Himmels Strafen mit Hingebung und Geduld. Nie unterließ er es, am letzten Tage eines jeden Jahres gelbes Papier zu verbrennen und, sich an den Geist des Feuerheerdes wendend, Gnade von oben zu erflehen; aber es ward ihm keine Wiedervergeltung für sein frommes Leben.

Als er einst in des Jahres letzter Nacht mit seinem blinden Weibe und seiner einzigen noch lebenden Tochter zusammen saß, und sie, von ihrem Unglück sprechend, einander zu trösten suchten, hörten sie plötzlich, daß man an die Thüre klopfe. Jügung nahm das Licht, um zu sehen, was dieß wohl seyn möge; da erblickte er einen Mann, der eine viereckige Mütze auf dem Kopfe hatte, mit schwarzen Kleidern angethan war, und dessen graulicher Bart in zwei langen Zipfeln herabfiel. Dieser Mann trat sogleich ins Haus, setzte sich nieder und sagte, daß er Tschang heiße, und, von einer weiten Reise zurückkehrend, zufällig vor Jügungs Haus vorübergekommen sey. „Ich habe vernommen," fuhr er fort, „daß Du Dich über Deine unglückliche Lage bitter beklagtest; deßwegen bin ich hereingegangen, um Dich wo möglich zu trösten."

Jügung verwunderte sich über diesen Mann und seine Rede; er bewillkommte ihn aber und erwies ihm alle nur mögliche Ehrenbezeugungen. Er erzählte ihm, wie er zwar immer ein gottesfürchtiges, frommes Leben geführt, und heilige Bücher gelesen habe, wie er aber doch nie zu Ruhm und Ehren habe kommen können, daß er vielmehr mit seinem Weib und seiner Tochter vor Elend beinahe verschmachten müsse. Dessenungeachtet aber sey er von seinen Ansichten nicht abgewichen, und so habe er stets dem Geiste des Feuerheerdes geopfert. Er müße übrigens gestehen, daß er durch einen Mann, der Tschang heiße, wie sein Gast, dahin gebracht worden sey.

Dieser entgegnete ihm und sprach: „Seit langer Zeit schon kenne ich Deine häuslichen Verhältnisse. Ich weiß auch, daß Du, obgleich innerlich das Böse hassend, doch stets nach leerem Ruhme strebst. Es ist nicht genug, Papier vollzuschreiben mit leeren Gebetformeln; man muß auch rein dastehen vor dem obersten Herrn. Ich fürchte sehr, daß Dein Unglück noch nicht zu Ende sey."

Ueber diese Worte erschreckend, antwortete ihm Jügung: „Ich habe gehört, daß jede gute Handlung, auch die unbedeutendste, von den Geistern belohnt werde. Ich aber bin stets unglücklich gewesen, ob ich gleich seit vielen Jahren schon gelobt, stets gut und weise zu handeln, und meinen Schwur auch gehalten habe. Worin findest Du aber, daß ich nach leerem Ruhme strebe?"

„Es ist wohl wahr," entgegnete ihm Tschang, „daß Du die ersten religiösen Pflichten ausgeübt; aber Dieß ist nicht hinlänglich. Oft hast Du gesehen, daß Deine Schüler oder Deine Freunde Blätter ehrwürdiger oder heiliger Bücher zerrißen und allerhand Unfug damit trieben, indem sie die Wände damit bedeckten, oder unreine Sachen in ihnen einwickelten, oder gar schmutzige Tische und Bänke damit abwischten. Oft hast Du Dieß mit angesehen, aber nicht ein einzig Mal hast Du es verboten. Wenn Du Papier mit zwei oder drei heiligen Charakteren auf der Straße erblicktest, so hast Du es allerdings aufgehoben und ins Feuer geworfen; ist Dieß aber genug? Wenn Du der lebendigen Thiere geschont, so hast Du darin weiter Nichts gethan, als was das gemeine Volk auch thut. Um Mehr zu seyn und höher zu stehen, als Andere, hättest Du Dich bestreben sollen, Deine Nebenmenschen zu bekehren, und sie in ein reines besseres Leben einzuführen; denn sonst ist mit allen Werken Nichts gethan.

„Uebrigens will ich nicht einmal so Viel verlangen; denn Du hast ja sogar die Ideen von wahrem Mitleiden und wahrer Frömmigkeit nie durchdrungen. Wie oft hat man nicht Krebse und andere Thiere in Deiner Küche geschlachtet; wie oft hat man deren nicht in Deinem Hause gegessen? Oder konnte Dieß gegen Dein Wissen und Willen geschehen?

„Und was die Sünden des Mundes betrifft, hast Du immer so gesprochen, wie Du dachtest; hast Du niemals Dinge vorgeheuchelt, an die Du innerlich kaum dachtest? Und heißt Dieß nicht die Wahrheit beleidigen? — In den Gesprächen mit Deinen Freunden und Bekannten hast Du stets ihre gottlosen Neckereien und Spöttereien unbeachtet gelassen, statt sie mit Würde und Ernst zu verweisen. Wenn wir aber nicht einmal zurückhalten können, was die Zungenspitze hervorbringt, dann sieht es schlecht um uns.

„Deßwegen sage ich Dir: Gehe in Dich zurück, und bekehre Dich! Suche Dein Leben zu beschließen ohne Falsch und Heuchelei.

„Du beklagst Dich, daß Dein frommes Leben nicht belohnt worden ist? Ich will Dir sagen, woher Dieß kommt.

„Der oberste Herr hatte dem Geiste, der die Handlungen der Menschen täglich prüft, befohlen, Deine guten und bösen Handlungen zu bezeichnen. Was er leicht bemerken konnte, das war Dein Geiz, Deine Ausschweifungen, Deine Mißgunst, Deine Engherzigkeit, Deine Voreiligkeit, Dein Hochmuth gegen Andere, Deine Selbstsucht; denn sie waren deutlich und offenbar. Was aber ungewiß in Deiner Brust hin und herwogte, Dein Wille, das Gute zu thun nämlich, das konnte nicht aufgegriffen und gezeichnet werden. Nur die bösen Gedanken waren fest in Deinem Herzen eingeprägt; nur diese konnte daher der Geist von den Richterstuhl bringen; daher vermehrten sich auch des Himmels Strafen von Tag zu Tag!"

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem türkischen Asien.

S i w a s.

(Schluß.)

Die Kurden sind Mohammedaner, und zwar vom Bekenntniß Omars; selbst die, welche unter persischer Oberhoheit stehen, bekennen sich nicht, wie sonst die Perser, zu Ali; dabei aber haben sie gegen andere Religionen nicht den Haß und die Verachtung, welche sonst dem Mohammedaner eigen ist. Die Christen leben mit ihnen in brüderlichem Vernehmen, und klagen nicht über schlechte Behandlung. Hier finden sich auch die meisten Yesedis oder Manichäer, welche zwei Grundkräfte annehmen, eine gute und eine böse. Die böse ist ihrer Ansicht nach weit mächtiger, als die gute, daher sie sich in ihrem Gebet vorzüglich an diese wenden, und ihren Namen nie ohne irgend einen schmeichelhaften Beisatz aussprechen. Diese Sekte beginnt in Siwas und erstreckt sich bis nach Persien; sie befolgt einige Gesetze des Mohammedanismus, enthält sich aber des Schweinefleisches und Weines nicht. Die Yesedis wohnen unter Zelten und sind wegen ihrer Räubereien berüchtigt; besonders halten sie sich in den kordualischen Gebirgen, und zwar in den s. g. Sindschars auf, von wo sie die nach Bagdad führende Straße beunruhigen.

Noch eine andere Sekte giebt es in der Gegend von Siwas, der unsres Wissens noch nirgends Erwähnung geschah. Ihre Anhänger heißen Kosul-Basch, welcher Name von den Türken auch den Persern beigelegt wird. Sie erkennen den Pabst für ihr geistliches Oberhaupt an; ihre Priester werden von ihnen Dèdès genannt; sie haben keine Religionsschriften und verrichten ihre Gebete singend. Sie scheuen sich nicht, ihren Frauen im Angesicht aller Glaubensgenossen beizuwohnen und vollziehen die Heirath stets öffentlich. Hiezu setzen sie sich in einen Kreis im Zimmer umher, während der Dèdè an der Thür singt und sich dabei auf einer kleinen, im Land üblichen Zither begleitet; die Braut dreht sich auf einem Fuß und der Bräutigam springt in dem Zimmer umher, ohne sich ihr zu nähern, bis ihm ihr Vater durch Händeklatschen hiezu das Zeichen giebt. Ist die Feierlichkeit vorüber, so heulen Alle, wie die Derwische, bis sie vor Ermattung niedersinken. Sie nehmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und erscheinen bei dieser Feier stets sehr ernst und gesammelt. An Festtagen opfern sie einen Hammel, den sie mit ihren kostbarsten Zeugen bedecken, und vor welchem sie sich niederwerfen, den sie aber zuletzt aufessen. Unter Mohammedanern gehen sie in die Moschee und halten ihre Religion sehr geheim, denn die Entdeckung führt zum augenblicklichen Tode. So Viel war mir möglich von ihnen in Erfahrung zu bringen; für die vollkommne Richtigkeit meiner Angaben kann ich mich nicht verbürgen; doch erlaubt mir der

achtungswerthe Charakter des Mannes, von welchem ich dieselben habe — eines lateinischen Priesters vom Berg Libanon, der lang im Kloster zu Siwas gelebt hatte — keinen Zweifel an ihrer Echtheit.

Siwas hat etwa 40000 Einwohner, worunter 3000 Armenier. Die Katholiken wohnen in einem etwa eine Stunde entfernten Dorf, genannt Perkinik. Dort ist ein Kloster für drei Mönche, die vom Patriarchen des Berges Libanon gesandt werden. Die Katholiken treiben Ackerbau und befinden sich im Durchschnitt in großer Armuth, die Armenier sind Kaufleute und handeln unter Anderem auch mit antiken Münzen, für welche sie indeß ungeheure Preise fordern. Aus Gelegenheit eines solchen Münzhandels lernte ich die armenische Rechtsverfassung und den Aberglauben des Volkes kennen. Ich hatte einen Theil meiner Reise mit einem Kaufmann gemacht, der sich wie ich nach Siwas begab und dort in einem Chan (Karawanserail) wohnte. Eines Tags, da ich eben bei ihm saß, brachte man mir Münzen, von welchen ich einige kaufte, wobei ich aber meine Börse, die etwas über 200 Piaster enthalten mochte, auf dem Teppich liegen ließ. Wir gingen beide zusammen aus dem Gemach; er kehrte unter einem Vorwand gleich wieder zurück. Einen Augenblick nachher wandte auch ich wieder um, das Vergessene, dessen Verlust ich erst eben bemerkt, ihm abzufordern; er jedoch behauptete Nichts gefunden zu haben. Ich klagte die Sache dem Arzt, und ohne weitere Untersuchung ließen wir den Menschen holen und sperrten ihn den Tag über in den Stall, unter Androhung, ihn, wenn er nicht gestehe, dem Pascha auszuliefern. Der Armenier wußte recht gut, daß er im letztern Fall, sey er nun schuldig oder nicht schuldig, die Bastonnade bekommen und eine ansehnliche Summe zu bezahlen haben würde; allein er beharrte standhaft bei seinem Leugnen. Ich wußte so ziemlich gewiß, daß er der Dieb sey; doch benützte ich mich, ihn zum Bischof zu führen und seine Unschuld beschwören zu lassen. Die Ablegung eines Eids gilt nämlich dem türkischen Christen für etwas höchst Wichtiges, so daß Viele, ehe sie zu diesem Aeußersten schreiten, lieber ihren Proceß verloren geben. Gleichwohl erwartete ich ein so außerordentliches Verfahren, als der Bischof nun vornahm, nicht. Er begann damit, beiden Partien ein großes Glas Brantwein zu geben, trank selbst davon, und erkundigte sich dann über das Nähere der Sache. Sofort hielt er über den Diebstahl, und insbesondere über den falschen Eid, eine so eindringliche Rede, daß mehrere der Zuhörer zu weinen anfingen. Endlich legte er die Stole um, hob von einem hohen Gesimse eine Schachtel herab, öffnete sie und zeigte uns eine Hand von vergoldetem Kupfer, die beinahe wie ein Ritterhandschuh aussah. „Mein Sohn," wandte er sich zu dem Angeklagten, „neige Deine Stirn vor dieser Hand, in welcher sich ein Stück vom wirklichen Kreuz des Erlösers befindet, und schwöre bei derselben. Dabei muß ich Dir zum Voraus sagen, daß ich dieselbe empor heben werde, und daß, wenn Du nicht die Wahrheit sagst, eine unwiderstehliche Macht mich nöthigen wird, Dir diese Hand mit aller Gewalt auf den Kopf fallen zu lassen."

Der Armenier schwor und meine Börse war verloren. Dabei mußt' ich mich zufrieden geben, noch einmal Brantwein trinken und den Bedienten des Bischofs drei Piaster entrichten.

Aeußerst selten tritt in diesen Gegenden ein Christ zum Mohammedanismus über; eher noch die Katholiken als die Schismatiker, und eher noch das weibliche Geschlecht, als das männliche, indem ersteres durch die große Noth der Glaubensgenossen häufig unverheirathet bleibt, und der weiblichen Eitelkeit ein Türke in prächtigen Kleidern mit reichem Pelzwerk und schimmernden Waffen auf einem herrlichen Roß natürlich hie und da eher zusagen mag, als ein armseliger Raya in seinem düstern Gewand, der sich kaum auf ein Pferd zu schwingen wagt und vor dem ersten besten Turban, der ihm begegnet, in tiefer Ehrfurcht wieder absteigen muß. Ueberhaupt aber haben die Schismatiker des Morgenlandes im Durchschnitt den Ruf eines bessern Charakters, als die Katholiken. Der König von Frankreich setzt bekanntlich eine gewisse Ehre darein, diese zerstreuten Anhänger des Christenthums in dem Lande, von wo dasselbe entsprang, aufrecht zu halten; aber es möchte schwer zu bestimmen seyn, welche Fesseln dieser großmüthige Schutz den politischen und commerciellen Interessen Frankreichs anlegt. Der römische Hof vergiebt die geistlichen Aemter bei den eigentlich so genannten Katholiken; die Lateiner hängen zuweilen vom Patriarchen des Libanon ab, der hiezu vom heiligen Vater ermächtigt wird. Die aus Rom kommenden Priester stehen weit nicht in der Achtung, wie die französischen Lazaristen; jene sowohl als diese erhalten indeß von der französischen Regierung eine Beisteuer. Die lateinischen Priester, obwohl ebenfalls unter der römischen Regierung stehend, dürfen sich verheirathen, geben das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und fasten, nach Art der morgenländischen Christen, sowohl Mittwochs als Freitags.

Noch ein Wort über die ausgezeichneten Gebäude von Siwas. In einer Straße sieht man eine verlassene Moschee, gegenüber einem großen Karawanserail, beide von Marmor, und an die schönen Tage des Islams erinnernd. Ich hielt sie Anfangs für Werke griechischer Kunst, worauf die Türken, wie häufig geschieht, ihre Inschriften gesetzt; bei näherer Besichtigung jedoch erkannte ich sowohl aus den Inschriften selbst, die in altem Arabisch verfaßt waren, als aus der Stellung der Minarets, daß ich etwas ursprünglich Mohammedanisches vor mir hatte. Die Minarets sind mit jenen glasirten Ziegeln bedeckt, welche in Persien immer sehr alte Gebäude andeuten, in der Türkei aber nur selten vorkommen. Die Moschee war mit ungewöhnlicher Regelmäßigkeit entworfen. Das Karawanserail hatte, wie die meisten Gebäude dieser Art, eine viereckige Form und den Eingang nach Mekka gewendet. In der Mitte befand sich ein großer Hof; an den vier innern Seiten liefen Bogengänge hin, so daß man vor den Zimmern auf und ab wandeln konnte. Die Gemächer selbst waren groß und elegant, obwohl ihre Thüren etwas niedrig. Sie erhielten das Licht durch eine Oeffnung in der Decke. Das eine enthielt den Leib eines hoch verehrten Heiligen; die übrigen wurden von Derwischen eingenommen. Der Marmor an beiden Gebäuden war von gelblicher Farbe, der die Zeit aber nach und nach einen grauen Anstrich gegeben hatte.

Außerdem hat Siwas noch Bäder von geschmackvoller Bauart, mit einem aus buntem Marmor mosaikartig aneinandergelegten Pflaster; zehn Moscheen und fünf Thore. Die Armenier besitzen eine Kirche und stehen unter einem Bischof; die Griechen, ohne eigene Kirche, unter einem Papas. Südlich, in einer Entfernung von sechs Stunden, sieht man die Trümmer einer Stadt, die eine auf einem Hügel gelegene Burg umschloß. Diese möchte eher, als Siwas, des Sebaste der alten Schriftsteller seyn.

Grillen- und Wachtelkämpfe in China.

Wie die Spanier ihre Stiergefechte, die Engländer ihre Hahnenkämpfe, so haben die Chinesen, auf der Stufenleiter der Größe noch tiefer hinuntersteigend, ihre Wachteln- und Grillenkämpfe. Sie lassen zwei Grillen miteinander kämpfen, indem sie die Thierchen in ein irdenes Gefäß stellen, das sechs bis acht Zoll im Durchmesser hat. Der Eigenthümer eines jeden der beiden Kämpfer kitzelt ihn mit einer Feder, was sie zwingt, in entgegengesetzten Richtungen am Rande des Gefäßes hin zu laufen, wobei sie häufig einander begegnen und sich stoßen. Endlich werden sie erzürnt, fallen einander mit der größten Wuth an und kämpfen, bis sie sich gliedweise zerrissen haben. Dieß ist ein Schauspiel für die niederen Stände; die höheren haben statt desselben ihre Wachtelkämpfe. Wachteln, die zu einem solchen Kampfe bestimmt sind, erfordern die größte Pflege und Aufmerksamkeit. Jede Wachtel hat ihren besonderen Wärter, der sie in einem kleinen Sack beständig mit sich herumführt. Selten wird dem armen Gefangenen erlaubt das Licht zu sehen, außer beim Füttern, oder wenn sie wieder einmal frische Luft einathmen müssen. Bringt ein Wärter seine Wachtel in die Luft, so kann er sie stundenlang auf der Hand halten, damit ja auf keine Weise ihr Gefieder verdorben werde. Wenn zwei Wachteln mit einander kämpfen sollen, wird auf einem Tisch ein besonderer Kampfplatz für sie eingerichtet — eine Art Sieb, in welches man sie hineinstellt, und um das die Zuschauer herumstehen. Einige Hirsekörner werden darauf in die Mitte gestreut und die Wachteln, die man aus ihren Säcken herausgenommen hat, in der Nähe der Körner einander gegenüber gestellt. Wenn die Vögel jetzt Hunger haben, so greifen sie einander im Augenblick an, so wie der eine zu essen anfängt; und so kämpfen sie zwei oder drei Minuten fort, bis die überwundene Wachtel auffliegt und die Siegerin zurückbleibt und ihre Hirsekörner verzehrt. Reiche Leute haben stets mehrere Vögel bereit, um das Schauspiel durch frische Kämpfer erneuen zu lassen; und in den Wetten, die bei dieser Gelegenheit gemacht werden, gehen oft sehr bedeutende Summen verloren.

Washingtons Denkmal in Baltimore.

So eben ist in Baltimore eine Säule dorischer Ordnung, auf welcher, von einem runden Fußgestell getragen, Washingtons Statue emporragt, errichtet worden. Die Säule selbst erhebt sich über einem Sokel von 50 Fuß ins Gevierte und 25 Fuß Höhe. Der Durchmesser des Schafts beträgt 20, seine Höhe 105 Fuß. Das Capitäl hält 20 Geviertfuß. Die Höhe des ganzen Denkmals, die 15 Fuß hohe Statue mitgerechnet, beträgt 176 Fuß, und da dasselbe auf einem 100 Fuß hohen Hügel steht, so erhebt sich der Gipfel 276 Fuß über den Meeresspiegel. Zum Material hat weißer, aus den nächsten Brüchen genommener Marmor gedient. Die Entfernung, auf welche hin das Denkmal wahrgenommen wird, ist ziemlich beträchtlich. Ein Theil der Umgebung wird mit Bäumen bepflanzt und außerhalb dieser noch mit einem Gitter von gediegenem Eisen 350 Fuß im Umfang umschlossen werden. Auf jeder Seite der Basis befindet sich eine nach den Eingangsthoren führende Treppe, eingefaßt zwischen Marmorblöcken, auf welchen Dreifüße stehen. Unter dem Karniess zieht sich ein breiter Fries hin, auf welchem sich Bürgerkronen und so viele Sterne, als Staaten in dem Verein sind, befinden. Je in der Mitte des Frießes, d. h. über jedem Thor, sieht man Marmortafeln, auf welchen Washingtons Name glänzt, und an den vier Ecken des Karnießes bemerkt man in Marmor gehauene Kriegstrophäen. Auf den vier Seitenflächen des Sokels stehen Inschriften in lateinischer und englischer Sprache. Leider kann die von unserem Journal als Muster angeführte weder auf Geist noch Stil sonderliche Ansprüche machen. Sie lautet wie folgt:

Fama manet perennis,
Quia populi arbitrio
Sumpsit posuitq. secures.
Georgio Washington,
Patri patriae,
Quo duce,
Summo numine favente,
Civitates foederatae
Americae septentrionalis
Libertatem legesq.
Impetrarunt,
Cives Baltimorienses,
Haud inani studio
Tantae laudis augendae,
Sed ut
Exemplar vitae
Patriaeq. amoris
Semper in conspectu
Hominum esset
H. M.
P. C.

Ueber dem Sockel, an der Basis des Schaftes befinden, sich 13 ehrne Schilde von kolossaler Größe, als Abzeichen der ersten Union, je das Wappen eines der damaligen Vereinigten Staaten tragend. Vier Adler, in erhabner Arbeit, halten Kronen in ihren Fängen, von welchen Kränze ausgehen, die sich um die Säule herziehen. Der große Mann ist in dem Augenblick dargestellt, wo er den Oberbefehl über das Heer niederlegt, und dem Volk die ihm anvertraute Gewalt zurückgiebt. Die Statue, gleichfalls aus weißem Marmor bestehend, soll dem Künstler (Causici) viele Ehre machen. Welches Costüme derselbe für seinen Held gewählt, wird nicht angegeben. Eine Wendeltreppe von 220 Marmorstufen im Innern der Säule führt bis zu dem Gipfel, und soll durch Gas erleuchtet werden **).

*) Irgend eine Unrichtigkeit muß hier in dem Journal des voyages vorwalten, woraus wir Obiges entnommen haben; den Sokel zu 25, den Schaft zu 105, die Statue zu 15 Fuß gerechnet, ergeben sich nicht mehr als 145 Fuß Höhe, so daß, um die Summe von 176 zu vervollständigen, daß Fußgestell der Statue, dessen Höhe nicht angeführt wird, volle 31 Fuß hoch seyn müßte, was nicht nur dem angegebenen Quadratinhalt widerspricht, sondern auch, wie man leicht fühlt, ein höchst widerliches Mißverhältniß zu den übrigen Theilen geben würde.

**) Un escalier ..... pratiqué dans l'intérieur de la colonne, conduit á son sommet, et l'on se propose de l'éclairer au moyen de gaz. Fast möchte man wünschen, daß éclairer, welches dem Zusammenhang nach denn doch wohl nur auf escalier bezogen werden kann, auf sommet sich bezöge. Washington als Pharus — welch ein großartiger, vielsagender Gedanke!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 127. 7 May 1830.

Skizzen aus dem türkischen Asien.

5) Amassia.

Türkische Steuereinnehmer und Münzsammler. Verwiesene Fanarioriten.

Man gelangt nach Amassia auf einer langen Straße, zu deren beiden Seiten man eine Menge großer Steine, wahrscheinlich Ueberbleibsel alter Gebäude, bemerkt. Wir nahmen unsern Abstand in einem schönen Karawanserail, mitten in der Stadt. Dasselbe hatte zwei Stockwerke; im Erdgeschoß hielten sich die reichen Kaufleute den Tag über auf, und kehrten Abends in ihre Wohnungen zurück. Es war eben die Zeit des Seidemarkts, und die Bewohner der umliegenden Dörfer kamen schaarenweise, ihre Ernte abzusetzen. Ich bezog ein Gemach neben einem Armenier, an welchen ich empfohlen war, und erhielt so zu Nachbarn einen Türken, welcher von Seiten des Chasne (Schatzkammer) den Auftrag hatte, den Karatsch der Christen einzutreiben; und jenen Armenier, der mit einem Firman von der Pforte gekommen war, zufolge dessen das alte Geld an die Schatzkammer abgeliefert werden mußte, und Die, welche solches zurückhielten, mit Gewalt gezwungen werden sollten, dasselbe gegen neues auszuwechseln. Das Recht des Karatsch erstreckt sich auf alle Christen; da wo die Pforte keine große Gewalt hat, ist sie genöthigt, dasselbe den Aga's und kleinen Beamten anheimzustellen. Diese erheben den Karatsch nach Gewohnheit und je nach dem Tarif verschiedener Gegenden. Als Zeichen des Empfangs stellen sie einen kleinen Zettel aus, auf welchen sie ihr Siegel setzen, und liefern sofort das Geld an die Schatzkammer ab. Nach diesen Zetteln berechnet die Pforte die Zahl der im Reich befindlichen Rayas, welche sich übrigens jederzeit zu gering ergiebt, weil die Sammler einen Theil des Eingegangenen für sich zurückbehalten. In denjenigen Gegenden, wo die Regierung ihre Macht ausüben kann, ernennt sie einen Mann — den Karatschi, welcher sich stets in dem besuchtesten Theile der Stadt niederläßt — der jene Steuer erhebt und die Ablieferungsscheine, welche die nicht muselmännischen Unterthanen jederzeit bei sich tragen müssen, beurkundet. Der Besitzer eines solchen Scheins kann dann hin, wo er will, denn die andern Einsammler kennen das Siegel ihrer Amtsbrüder, und überdieß fodert man in jeder Gegend nur von Dem die Steuer, welcher daselbst ansäßig ist. Oft sah ich meinem Nachbar Mahmud-Aga zu, wenn er sein Geschäft vollzog, wobei er jedoch nicht sonderlich streng verfuhr. Er forderte z. B. den Bauern, welche vom Land herein kamen, den Zoll ab, diese aber erwiederten gar häufig, sie hätten kein Geld. — „Wann wirst Du mich aber bezahlen?" — „Das weiß Gott!" So hielt er mehrere Monate hin, ohne nach Zwangsmitteln zu greifen, und erst, wenn er zu wiederholten Malen in sie gedrungen, nahm er die Zuflucht zum Stock. Hie und da freilich, wenn er des Tages über sehr Wenig eingenommen hatte, wandte er dieses Argument ohne vorläufige Einleitung an. So packte er einmal einen Armenier aus Persien, der unsrer Karawane zu Fuß gefolgt war, und gab ihm die Bastonnade; auf unsre Erinnerung jedoch, daß es ein armer Teufel sey, der sich nicht einmal ein Maulthier zu miethen vermöge, zahlte er selbst für ihn, stellte ihm den Ablieferungszettel aus, setzte ihm Speise vor und jagte ihn sodann mit einem Fußtritt weg.

Die Armenier versehen in der Türkei beinahe alle Geldgeschäfte; in Konstantinopel sind sie die Münzwardeine, und jeder Pascha hat für seinen besondern Schatz einen Menschen aus jenem Volke. Bekanntlich wird das türkische Geld jedes Jahr schlechter. Viele Besitzer alten Gelds hatten daher Anfangs keine große Lust dem Befehl Folge zu leisten, welcher die Auswechselung gegen neues einschärfte, und die Münzverwaltung mußte, wie schon angedeutet, eigene Bevollmächtigte zur Einziehung des Geldes abschicken. Der, welcher neben mir wohnte, war mit einem Firman von Konstantinopel ausgestattet, trug gelbe Pantoffeln, und konnte nöthigen Falls die gewaffnete Macht zur Hülfe rufen. Er setzte seine Nachforschungen bis ins Innere der Häuser fort und durchsuchte selbst die Koffer; eine Verrichtung, die ihm jedoch nur Gewinn und selbst Ehre brachte, obwohl er so wenig unbestechlich war, als irgend sonst Jemand im Lande. Er hatte ein kleines Büreau in dem Chan errichtet, wo er seine Meinung über die Geldstücke ertheilte, welche die Bauern seiner Schätzung unterwarfen. Fand er darunter ein verbotenes, so wechselte er dasselbe gegen neues Geld aus; bei diesem Handel hatte er sich nach und nach ein hübsches Pferd und schöne Waffen zugelegt, und lebte auf einem hohen Fuß.

Unter den sonstigen Personen, mit welchen ich in Amassia

Bekanntschaft machte, darf ich die verbannten fanariotischen Fürsten nicht vergessen, welchen diese Stadt zum Aufenthalt angewiesen war. Darunter befanden sich zwei Mitglieder der Familie Suzo, von welchen der Eine Dragoman des Arsenals, der Andre Dolmetscher der Pforte und im letzten Krieg Gefangener der Oesterreicher gewesen; ein Dritter war der Schwiegervater des Hospodars Moruſi; der Vierte war selbst Hospodar eines Fürstenthums gewesen, und verbarg seinen Namen. Alle drückten sich mit Leichtigkeit in mehreren europäischen Sprachen aus, und waren zugleich bewanderter in der Literatur des Morgenlands, als die Türken in der Regel selbst. Bei der Ankunft in Amassia wären sie vom Volk beinah erschlagen worden; so wie sie sich außer dem Hause zeigten, griff man sie an. Nach und nach nahm dieser Haß ab, und sie konnten ohne Gefahr eine Stunde weit über die Stadt hinaus spazieren gehen. Sie hatten sich die Gunst des Muſſelim*) durch einen Apotheker ihrer Nation gewonnen, der wie sie aus Konstantinopel verwiesen war, und jetzt in Amassia den Arzt machte. Von Letzterem war trotz seiner Verbannung das Recht des Alleinhandels mit Schnupftabak gekauft worden, wodurch er viel Geld gewann. Die Andern lebten von ihrem Einkommen, und nahmen keinen Anstand, die auszeichnenden Farben, welche ihre alte Würde andeutete, zu tragen. Auch nach dem Sturz hatten sie Nichts von der Eitelkeit verloren, welche sie im Glücke bezeichnete. Der Fürstentitel, welchen ihnen die Pforte fortwährend gestattete, das hohe Vorrecht gelbe Pantoffeln und auf dem Kopf einen Shawl tragen zu dürfen, ließ sie ihr Schicksal geduldig auf sich nehmen. Gleichwohl seufzten sie sehr nach dem Augenblick ihrer Befreiung und ihren Schlössern am Bosporos. Das noch weit größre Unglück ihrer Landsleute rührte sie Wenig; die Herrschaft der Türken war ihnen ganz recht und die Freiheit ihres Volks hätte unter ihnen keinen Vertheidiger gefunden. Bei Schilderung ihres Unsterns ermangelten sie nicht, die Russen anzuklagen. „Als die Revolution ausbrach," sagte mir Suzo, „war ich noch Dragoman; der Kapudan-Pascha ließ mich rufen, um dem russischen Dolmetscher zu antworten. Zitternd erschien ich; das Blutbad meiner Landsleute ließ mich befürchten, daß auch meine letzte Stunde geschlagen habe. Wie groß war mein Erstaunen, den russischen Agenten erklären zu hören, daß die russische Gesandtschaft mit der Empörung Nichts zu schaffen habe; daß dieselbe nicht von ihr genährt worden sey, und sie dieselbe nicht aufrecht halten wolle. Und doch hatten sich in seinem Palast die vornehmsten Verschwornen versammelt; doch war von da der Unterhändler ausgegangen, welcher das Feuer in den Provinzen schüren und die Leute für den Kaiser schwören lassen sollte. Noch einmal also verließ man uns; der heilsame Schrecken, welchen man Anfangs einzuflößen vermocht, fand nicht mehr Statt, und so waren wir die Opfer, an welchen die Rache sich ungescheut auslassen konnte. „Hund!" sagte der Kapudan-Pascha zu mir; „ich will Dich nicht umbringen, weil Du mir gedient hast; Du sollst bloß des Landes verwiesen werden." Auf Dieß kerkerte man mich ein, und in der Folge mußt' ich hieher reisen, glücklich noch, meinen Vater zum Unglücksgenossen zu haben.

(Schluß folgt.)

*) Unterbefehlshaber, der unter dem Pascha steht. Amassia gehört zum Paschalik von Siwas.

Die Zusammenkunft Jügungs mit dem Geiste des Feuerheerdes.

(Schluß.)

Voll Furcht und Schrecken warf sich Jügung auf die Erde, und mit der Stirne gegen den Boden schlagend und bittere Thränen vergießend, sprach er:

„O Herr, der Du auch die verborgensten Dinge durchdrungen hast, so bist Du sicherlich ein Geist; und gewiß wünschest Du auch mich Unglücklichen zu retten. Was soll ich thun?"

Tschang erwiederte ihm und sprach: „Wenn Du bei Deinem Bücherlesen auch darnach gestrebt hättest, Deinen Verstand zu erleuchten, so wüßtest Du, was Du beginnen solltest. Aber wenn Du auch weise Worte hörtest, so konntest Du sie nicht benutzen; und jede gute That ging unbemerkt oder ohne Nutzen vor Dir vorüber. Weil Dein Vertrauen niemals Wurzeln gefaßt hatte, so konnte Dein Wille sich nie zur Festigkeit erheben.

„Wenn Du aber böse Gedanken in Deiner Brust hegst, und verheimlichst, und nur das wenige Gute offenbaren willst, wenn Du also darnach strebst, Das, was auf das Engste mit einander verbunden ist, zum Theil zu verbergen, zum Theil aber zu offenbaren, so ist es, wie wenn Du dem Himmel verbieten wolltest, das Gute zu belohnen; oder wie wenn Du einen Strich Landes mit Dornen bepflanztest und thörichter Weise hoffen wolltest, edle Früchte einzuernten.

„Solltest Du aber wirklich bereit seyn, ein neues frommes und gottesfürchtiges Leben zu beginnen, so mußt Du vor allen Dingen suchen, Dich mit Kraft auszurüsten. Denn wenn Jemand hinlängliche Kraft besitzt, das Gute zu thun, so denkt er nicht an Wiedervergeltung, noch strebt er nach einem berühmten Namen; er untersucht nicht, was groß und klein, was leicht und schwer ist, sondern er handelt aus reiner Liebe zur Wahrheit und mit geduldigem Herzen.

„Und wenn Deine Kraft nicht hinreichen sollte, so mußt Du sie durch Beharrlichkeit ersetzen, und das Dir vorgesteckte Ziel nie aus den Augen verlieren. Handle so, und bald wirst Du den günstigsten Erfolg bemerken, bald wirst Du Dich wieder mit dem Himmel ausgesöhnt sehen!"

Als er Dieß gesagt, ging er ins Innere des Hauses, Jügung erhob sich schnell und folgte ihm; als sie aber an den Heerd gelangt, verschwand jener plötzlich in den Flammen, und Jügung sah, daß es wirklich der über das Leben der Menschen gesetzte Geist gewesen sey. Da streute er Weihrauch und betete wohl bis zum Anbruch des folgenden Tages; und er fiel auf sein Angesicht und flehte zu den Geistern, und schwor seine vergangenen Sünden auszutilgen durch seine Bekehrung. Er veränderte seinen Ehrennahmen und nannte sich nur Tsingdao-

schin, d. h. „der nach ewiger Gemüthsruhe strebende Anhänger der Vernunftlehre.“

Aber bald überfiel ihn seine alte Nachlässigkeit, unzählige andere Gedanken beschäftigten ihn; die besten Gelegenheiten Gutes zu thun ließ er vorübergehen, und wie vorher war er ohne Stätigkeit und Aufmerksamkeit. So würde er seines Schwurs vergessen haben, und die Zusammenkunft mit dem Geiste des Feuerheerdes würde unnütz geblieben seyn, wenn eine neue Mahnung von Seiten der Gottheit ihn nicht aus dem trägen Schlafe herausgerissen hätte. Denn als er einst der Göttin Kuannin (Awalo Kito Schuara) opferte, und er mit der Stirne auf die Erde schlug, da entstürzte ihm ein Blutstrom aus dem Kopfe. Wohl sah er die Bedeutung dieses Zufalls ein, und nochmals wiederholte er seinen Schwur nach Weisheit zu streben, und mit Kraft an dem Wahren zu halten. Denn er merkte wohl, daß die kleinste Nachlässigkeit in der Ausübung seiner Pflichten ihn auf ewig in die Hölle hinabschleudern würde. Jeden Tag rief er beim Aufgange der Sonne seinen köstlichen Namen hundertmal aus, um sich zu erflehen die Hülfe des unsterblichen Geistes. Bei jedem Worte, bei jeder Bewegung, bei jedem Gedanken und zu jeder Zeit schien es ihm dann, als ob die Geister an seiner Seite wären und nie wagte er es, Unrecht zu thun.

Bei seinen Handlungen berechnete er nie, ob er selbst Vortheil haben würde, oder Schaden; ob die Andern seinen guten Willen erkennen und schätzen würden, oder nicht; ob er hinlängliche Macht haben würde, sein Vorhaben auszuführen, oder nicht; sondern er unternahm Alles freudig und muthvoll und hörte nur dann auf, wenn alle Schwierigkeiten überwunden waren.

Diesen Weg verfolgend und auf allen Seiten Wohlthaten verbreitend, vollbrachte er alle seine Pflichten und studirte mit ausdauerndem Fleiße. Er bewahrte stets seine Bescheidenheit und mit Geduld ertrug er jede Schmach; nicht selten bewirkte er auch die Bekehrung seiner Nebenmenschen. Am letzten Tage eines jeden Monats prüfte er, was er in den vergangenen Tagen gethan, und niederfallend vor dem Geiste des Feuerheerds, betete er an. So bewirkte seine tiefe Reue, daß, wenn er sich bewegte, zehn tausend gute Handlungen ihm folgten, und wenn er stehen blieb, auch nicht eine einzige böse That sich gegen ihn erhob.

Als er sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, begab es sich, daß sein Jugendfreund Tschang Kiangling zum Vorsteher der Prüfungen ernannt wurde. Da dieser einen Lehrer für seinen Sohn suchte, so wendete er sich deßhalb an seine Landsleute, welche ihm den Jügung einmüthig vorschlugen. Jügung nahm die ihm angebotene Stelle an und reiste mit seiner Familie nach der Hauptstadt. Tschang, der seines Freundes ausgezeichnete Tugend ehrte, bewirkte, daß er zum kaiserlichen Examen zugelassen und bald darauf zum Doktor des ersten Grades ernannt wurde.

Als er eines Tages dem Obersten der Verschnittenen Yanggung einen Besuch abstattete, stellte ihm dieser fünf Knaben vor, welche er seiner Aufsicht anvertrauen wollte. Diese Knaben erwiesen ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen und baten ihn, er möchte sie doch zu sich nehmen, damit sie sein Alter erfreuen und unterstützen könnten. Unter ihnen befand sich Einer, der 16 Jahre alt seyn konnte. Jügung betrachtete ihn näher und fragte nach dessen Herkunft. Der Verschnittene antwortete ihm, daß er auf dem rechten Ufer des Flusses Kiang geboren sey, und daß er noch als Kind, sich schaukelnd auf einem Nachen, vom Wasser fortgerissen worden und den Heimweg nicht mehr habe wiederfinden können; auch erinnere er sich nur verworren seines Geburtsorts und des Namens seiner Eltern.

Jügung stutzte und bat, man möchte nachsehen, ob er nicht ein doppeltes Mahl an der linken Fußsohle habe. Da man es fand, rief er in der höchsten Freude aus: „Dieß ist mein Sohn!“ Auch Yanggung freute sich über diese Wiedererkennung und ließ ihm seinen Sohn in sein Haus nachbringen. Jügung aber war von der Freude getrieben nach Hause gerannt, und hatte seine Frau von dem Vorgegangenen unterrichtet. Und das Weib umarmte den Sohn in ihrem mütterlichen Entzücken, und weinte vor Freude mit solcher Heftigkeit, daß Blut ihren Augen entströmte. Und der Sohn weinte auch, und legte beide Hände auf seiner Mutter Angesicht und mit heißen Küssen trocknete er ihr die blutigen Augen. Da wurden sie plötzlich wieder sehend, und Jügung fiel dankbar gerührt auf die Knie, und lobte die unsterblichen Geister.

Aber er wollte nicht mehr in der Hauptstadt bleiben, sondern zog hin mit Weib und Kindern in sein einsames Dorf und lebte dort ruhig und zufrieden, indem er Gutes that und seine Weisheit noch vermehrte. Sein Sohn nahm eine Frau und erzeugte sieben Kinder mit ihr, welche alle groß und schön wurden an Körper und Seele. Jügung aber schrieb mit eigener Hand die Geschichte seiner Zusammenkunft mit dem Geiste des Feuerheerds nieder, und erzählte darin, wie er dadurch bewogen worden, den Weg des Bösen zu verlassen, und ein gottesfürchtiges Leben anzufangen. Dieß that er zur Belehrung seiner Kinder und Kindeskinder.

Jeder aber, der diese Geschichte liest, möge sich überzeugen, daß ein gutes und tugendhaftes Leben immer des Himmels Wiedervergeltung nach sich zieht.

Die Höhle des Tigers.

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Peru.

Ich kam, erzählt ein Engländer im British Review — und wir überlassen es dem Urtheil unserer Leser, wie weit sie der Erzählung Glauben beimessen wollen — ich kam im Jahr 1826 nach Peru, um im Namen einer Compagnie, die sich in London gebildet hatte, die Aufsicht bei Bearbeitung verschiedener Minen zu führen, von denen keine vorhanden war. Die Untersuchung der Localität überzeugte mich bald, daß meine Chefs betrogen worden waren. Ehe ich aber nach Europa zurückkehrte, wollte ich wenigstens die ungeheure Reise längs den Ufern des atlantischen und stillen Meeres nicht ganz unbenutzt für meine Wißbegierde vorübergehen lassen, und beschloß daher mit zwei meiner Gefährten, Wharton und Lincoln, den höchsten und merkwürdigsten Berg von Peru, den Chimboraço, zu ersteigen.

Eines Tages, nachdem wir in einem indianischen Dorf übernachtet

hatten, und nun unser Weg sich um den weiten Fuß dieses Riesen der Anden schlängelte, bemerkte ich, daß der Glanz des ewigen Schnees, der den Gipfel deckt, nach und nach unter einem dichten Nebel verschwand. Die Indianer, die uns als Führer dienten, warfen bestürzte Blicke auf diese Dünste, und versicherten kopfschüttelnd, daß ein heftiges Gewitter über uns ausbrechen würde. Ihre Besorgniß ging rasch in Erfüllung; schnell entfaltete sich der Nebel, und indem er sich über den ganzen Berg ausbreitete, umgab uns bald eine tiefe Finsterniß. Die Luft war drückend schwül, und doch so feucht, daß der Stahl an unsern Uhren sich mit Rost überzog, und das Uhrwerk stille stand. Das Wasser, neben dem wir gingen, ergoß sich mit verdoppelter Gewalt, und wie durch Zauberei stürzten plötzlich von den Felsen zu unsrer Linken unzählige Ströme, die Baumstämme und Gesträuch mit sich fortrissen, und selbst eine ungeheure Schlange erfaßt hatten, die umsonst ihre Kräfte anzustrengen schien, um der Gewalt der Wasser zu entgehen. Der Donner rollte, und der ganze Wiederhall des Berges antwortete ihm auf Ein Mal; blendende Blitze zerrissen die Wolken, über, unter uns, zu unserer Seite: es war als ob wir in ein Flammenmeer tauchten. Wir flüchteten unter einen großen Baum, während einer unsrer Führer ein sicheres Obdach für uns suchte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wo wir allen erforderlichen Schutz gegen die Heftigkeit der Elemente finden würden; und sogleich schlugen wir den Weg dahin ein, erreichten dieselbe aber nicht ohne viele Mühe und Gefahr.

Der Sturm wüthete mit einem so fürchterlichen Getöse, daß sich keiner dem andern verständlich machen konnte. Ich hatte mich an den Eingang der Höhle gestellt, und beobachtete durch die lange und schmale Oeffnung die Scene außerhalb. Die höchsten Cedern sah ich niederstürzen, oder wie ein Rohr sich beugen; Affen und Papageyen, durch die abgerissenen Aeste getödtet, bedeckten den Boden; die Bäche waren zu Strömen geworden, und durchschnitten in allen Richtungen den Berg. Umsonst würde ich mich bemühen, dieses große Schauspiel zu beschreiben; nur wer Südamerica kennt, kann sich ein Bild davon machen. In dieser mit Recht so genannten neuen Welt sollte man glauben die Natur besitze noch alle Kraft der Jugend, während sie auf dem alten Continent zu schlummern und durch das Alter erschlafft scheint.

Als endlich die Heftigkeit des Sturmes etwas nachgelassen, gingen unsre Führer hinaus, zu sehen, ob Möglichkeit da sey, unsern Weg fortzusetzen. Die Grotte, in der wir uns befanden, war so dunkel, daß wenige Schritte vom Eingang entfernt man nicht eine Spanne weit vor sich unterscheiden konnte. Während wir uns über die Verlegenheiten unserer Lage besprachen, wurde unsre Aufmerksamkeit durch Geschrei und wunderliche Klagelaute gefesselt, die aus der Tiefe der Grotte zu uns drangen. Wharton und ich horchten mit einem Gefühl von Entsetzen jenen Tönen; aber Lincoln, unser unbedachter junger Freund, warf sich auf den Bauch und kroch mit meinem Jäger Frank der Höhle entlang, um den Grund dieses Lärmes zu entdecken. Nach einigen Augenblicken stießen sie einen Ruf der Verwunderung aus, und kehrten bald zurück, jeder von ihnen ein wunderbar gflecktes Thier im Arme, von der Größe einer kleinen Katze, dessen Kinnladen mit fürchterlichen Schneidezähnen bewaffnet waren. Die Augen spielten ins Graulichte; sie hatten lange Krallen an den Pfoten, und ihre blutrothe Zunge hing aus dem Rachen. Kaum hatte Wharton sie betrachtet, als er ausrief: „Gerechter Himmel! wir sind in der Höhle eines..." Aber er wurde plötzlich durch die Stimmen unsrer Führer unterbrochen, die mit dem Schrei „ein Tiger! ein Tiger!" hinausstürzten und sogleich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit eine hohe Ceder erkletterten, die neben der Höhle stand, und in deren Zweigen sich verbargen.

Der erste Eindruck des Entsetzens und der Ueberraschung hatte mich beinah erstarrt, und fast bewußtlos griff ich nach meinem Gewehr. Wharton war schnell gefaßt, und rief uns, ihm behülflich zu seyn, um die enge Mündung der Höhle mit einem großen Stein zu schließen, der glücklicher Weise ganz nahe lag. Das Bewußtseyn der immer näher kommenden Gefahr verstärkte unsre Kräfte; denn wir hörten schon deutlich das Brüllen des Thieres, und waren verloren, wenn es den Eingang der Höhle erreichte, ehe wir dieselbe geschlossen hatten. Noch war unsre Arbeit nicht vollendet, als wir den Tiger draußen in großen Sprüngen ankommen sahen; dieser fürchterliche Anblick verdoppelte unsre Anstrengungen, und so schützte uns denn noch zu rechter Zeit der große Stein vor seinem Angriffe. Es blieb jedoch eine kleine Lücke zwischen dem Stein und der Höhe der Oeffnung, durch welche wir seinen Kopf sahen, wie er seine blitzenden Augen wüthend auf uns schoß. Sein Brüllen hallte in den Tiefen der Höhle wider, und seine Jungen antworteten darauf mit dumpfem Klagegeschrei. Unser furchtbarer Feind hatte Anfangs versucht, den Stein mit seinen mächtigen Krallen aufzuheben, und dann ihn mit dem Kopf wegzuschieben; die Nutzlosigkeit dieser Bemühungen vermehrte seine Wuth. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und seine Flammenaugen schienen Licht in die Dunkelheit unsres Zufluchtsorts zu werfen. Einen Augenblick war ich fast geneigt ihn zu bedauern; war es doch das Gefühl der Vaterliebe, das seinen Zorn reizte. „Es ist Zeit auf ihn zu schießen," sagte Wharton mit der ihm eignen Kaltblütigkeit; „die Kugel wird durch sein Gehirn gehen, und so haben wir noch Hoffnung von ihm befreit zu werden."

Frank nahm seine Doppelflinte und Lincoln seine Pistolen; Beide richteten den Lauf einige Zoll vom Tiger entfernt, und drückten zugleich ab; allein der Schuß fehlte. Der Tiger, als er das Losdrücken hörte, mochte gemerkt haben, daß es einen Angriff auf ihn gelte, denn er machte einen Satz auf die Seite; als er sich jedoch unverletzt fühlte, kam er an seine vorige Stellung mit größerer Wuth zurück. Das Pulver auf beiden Pfannen war naß geworden, und während Frank und Lincoln dasselbe ausschütteten, bemühte sich Wharton mit mir unsre Pulverhörner zu suchen. Es war so dunkel, daß wir auf dem Boden kriechen und umhertappen mußten. Als ich in die Nähe der jungen Tiger kam, hörte ich ein Geräusch, dem Reiben eines Stücks Metall ähnlich, und entdeckte bald, daß die Thiere mit unsern Pulverbüchsen spielten. Zum Unglück hatten sie den Pfropf mit ihren Krallen abgedreht; das Pulver, auf den nassen Boden ausgeschüttet, konnte uns nicht mehr dienen. Diese Entdeckung versetzte uns in die größte Bestürzung.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

S. 498 Sp. 1 Z. 19 v. u. l. Vortheilen st. Vorurtheilen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 128. 8 May 1830.

Ausflug nach Sizilien.

Von K. v. H.

Palermo, am 7 April 1830

Sizilien wird von Jahr zu Jahr mehr besucht, und welches Land verdiente auch mehr das Ziel einer Forschungs-, wie einer Vergnügungsreise zu seyn. Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sie hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier in gleichem Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Felsen und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturm würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo sind Ruinen, welche mit denen Siziliens zu vergleichen wären? Wo findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfachgroßen dorischen Bauwerken Siziliens zu vergleichen, außer die Tempel in Pästum? Roms Monumente bestehen bloß aus der Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in Sizilien dagegen zählen die neusten Monumente des griechischen Alterthums dritthalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in so klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, gothischen, normännischen Bauarten; die Uebertragung dieser verschiedenen Stile auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten Siziliens, giebt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, antik-modernen, mehr asiatischen als europäischen Palermo, ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen, und wie man sich bei Annäherung der blühenden Ufer Siziliens dem Aequator um drei Grade, und Africa näher als Europa befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihrer Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine südlichere Zone versetzt. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft, und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Wie Wenig aber dieses glückliche Eiland unter der atmosphärischen Konstellation des übrigen Europas steht, beweist am Besten der verflossene harte Winter, welcher ganz Oberitalien unter seinem ungewohnten Frost begrub, während in Sizilien das reaumur'sche Thermometer niemals unter 6° fiel, und man den ganzen Winter bei offenen Balkonen essen konnte. Dagegen ist die Hitze bereits in der Mitte des Monates März bis 24° gestiegen, und ob sie gleich durch die Seeluft sehr gemildert wird, so ist Dieß doch im Innern des Landes, namentlich in Bergschluchten, welche keinen Luftzug gestatten, weniger der Fall, und hier kann den Reisenden nicht genug Vorsicht empfohlen werden, da Sonnenstich oder Fieberanfälle sich sehr häufig als Folge ihrer Unterlassung zeigen, und bereits dieses Frühjahr schon mehrere sonst rüstige Männer übelzugerichtet nach Palermo zurückgekommen sind. Obgleich in der letzten Zeit etwas mehr für die Fahrstraßen gethan worden ist, so erstrecken sie sich doch nicht weiter, als über die Nordküste, nehmlich von Palermo nach Catania und Messina, und auf der andern Seite bis Trapani. Zu bedauern ist, daß die Engländer ihre zwanzigjährige Occupation Siziliens nicht dazu verwendeten, ihm Straßen zu geben; denn obgleich die Einwohner, welche damals mehr Gold besaßen als sie jetzt Kupfer haben, jene Zeit die goldene nennen, so ist doch keine Spur, kein Bauwerk, keine öffentliche Anstalt davon zurückgeblieben. Die Engländer mögen nun dazu ihre Gründe gehabt haben, im Lande selbst die Verbindung nicht zu erleichtern; im Interesse der jetzigen Regierung läge es aber sicher, gute Fahrstraßen in Sizilien herzustellen, wozu alles Erforderliche im Ueberfluß vorhanden ist. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in Einem Punkte vereint finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom und Neapel, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin, sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler, deren schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen africanischen

Ziegen zur Nahrung dienen, welche mit ihren langherabhängenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben — durch die wunderbarsten Perspektive, welche sich meist ungeahnet plötzlich auf den Seespiegel oder in ein anderes noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille von höhern Bergen umschlossene Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, des von Cicero erwähnten Gymnasiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiters Olympicus in Syracus, die eingestürzten Säulen der Giganten und des Jupitertempels des stolzen Agrigents und die mächtigen Ueberreste der drei Tempel zu Selinunte gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taurominium des bezaubernsten Anblickes genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können: dann raffe man seine Kräfte zusammen, und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet und dessen Riesenschatten Africas Küste erreichen, und überglücklich mag sich preisen, Wer das glühende Gestirn von Osten aus dem Meere tauchen, und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht. Vergessen ist in diesen schönen Augenblicken jede erstandene Mühseligkeit und reich belohnt ist man für jede noch so drückende Entbehrung. Diese Genüsse aber, oder doch die meisten derselben, gehen verloren, wenn man die Reiseart wählt, welche sich gegenwärtig auf einem Dampfschiffe darbietet. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Marseille, Neapel und Palermo bestände, und daß das einzige bis jetzt brauchbare Dampfschiff Royal Ferdinand (da der kleine gebrechliche Tevere sich kaum noch an der Küste fortwagen darf,) bloß zu fortwährender Hin und Herfahrt verwendet würde, anstatt die Tour um die ganze Insel und nach Malta zu machen. Denn einerseits ist es ziemlich zwecklos, ein Land wie Sizilien, das in seiner innern Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit erforscht werden muß, zu umkreisen, und so nur einige Landungs- oder Stapelplätze der Alterthümer kennen zu lernen, und dann kann es doch unmöglich angenehm seyn, in so zahlreicher Gesellschaft, die noch dazu meistens aus äußerst heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, bei einer afrikanischen Hitze, in einen engen platten Schiffsraum eingezwängt zu seyn, und so die erwartete Seligkeit stets vor Augen zu haben, ohne sie je mit Muße genießen zu können. Es bleibt daher Jedem, selbst Damen, wenn sie anders nur ein wenig Muth im Vergessen scheinbarer Bedürfnisse besitzen, worin, im Vorbeigehen gesagt, die Frauen es den meisten Männern und selbst abgehärteten Reisenden zuvorthun, rathsamer, die Reise durch Sizilien zu Lande zu machen. Wenn man sich in Palermo mit einem erprobten Koche versieht, wenn man die nöthigen Mundvorräthe, so wie die unerläßlichen Schutzmittel gegen die climatischen Einflüsse mit sich führt, und wenn man sich gute Thiere verschafft, worunter Maulthiere den Pferden vorzuziehen sind, so kann man die Reise in vier Wochen mit ziemlicher Bequemlichkeit zurücklegen. Bei der Wahl der Thiere muß man aber äußerst vorsichtig seyn, da der ganze Genuß vergällt ist, wenn man bei jedem Schritte befürchten muß, mit ihnen zusammen zu brechen, und es giebt hier kein besseres Mittel, als den Vertrag so zu stellen, daß man nicht zu zahlen gehalten ist, wenn die Thiere nicht sicher gehen. Zudem ist das Reisen an sich selbst sehr wohlfeil, ja selbst wohlfeiler, als auf dem festen Lande, sobald man sich nur ein Wenig auskennt. Die Besorgniß, welche man von Vielen wegen Unsicherheit aussprechen hört, ist durchaus nicht mehr gegründet, und der neue Polizeichef von Sizilien hat einen glänzenden Beweis geliefert, was ein energischer Mann in kritischen Momenten zu leisten vermag. Noch im vergangenen Sommer war die Unordnung in Sizilien so groß, daß man sogar in den Straßen von Palermo am hellen Tage angefallen und erdolcht werden konnte, ohne daß Untersuchungen deßhalb gepflogen wurden. Seit dem Monat October hat sich nun dieser Zustand der Art geändert, daß man ganz allein mit einem Zeichenbuche ganz Sizilien durchstreifen kann, ohne die mindeste Gefahr zu laufen. Wie wenig die stattgefundenen Ausschweifungen im Charakter des Sizilianers selbst begründet, sondern nur schlechtem Gesindel zuzuschreiben sind, zeigt sich bei jedem Schritte, den man im Innern des Landes thut. Die hier und dort auf den Feldern arbeitenden Menschen, oder die Einwohner der Ortschaften, durch die man zieht, sind reinlich gekleidet, haben ein sehr zufriedenes glückliches Aussehen, und begrüßen die Fremden freundlich und herzlich. Gastfreundschaft ist eine der ersten Eigenschaften dieser Insulaner, und um so schätzenswerther, als beinahe nirgends Wirthshäuser anzutreffen sind; eine natürliche Folge des Mangels an Straßen. Allein eben in diesem Mangel liegt wieder ein hoher Reiz. Da ist kein Wagengerassel, kein Peitschenknall, kein erstickender Staub. Still und ruhig zieht man auf einsamen Fußsteigen durch die herrlichen grünen Fluren fort, und begegnet man einer andern kleinen Karawane oder einem Trupp einheimischer Eselstreiber, so begrüßt sich Alles mit freundlichem Zurufe. Es liegt über diesem Lande ein patriarchalisch nomadischer Zauber, und Wer nur den Sinn für stilles gemüthliches Leben besitzt, und durch geringfügige Entbehrungen nicht gleich um Ruhe und Heiterkeit gebracht wird, der wird sich von Sizilien kaum mehr zu trennen vermögen, wenn er es anders verstanden und kennen gelernt hat. Dieselbe Zutraulichkeit, welche man unter dem Landvolke findet, spricht sich in den Städten, namentlich Palermo, auf eine äußerst wohlthuende Weise aus. Es giebt vielleicht wenige, vielleicht keine Stadt in der ganzen Welt, wo der Fremde zuvorkommender aufgenommen wird, als hier, und diese Erscheinung, verbunden mit dem unendlichen Reiz des Aufenthaltes selbst, ist hinlänglich, den Besuch Palermos zu dem angenehmsten und wünschenswürdigsten Vergnügen auf der Erde zu machen. Es bedarf nur einer Empfehlung an ein angesehenes Haus, um im Augenblick mit der ganzen Gesellschaft bekannt zu seyn, und die Annehmlichkeiten und Vorrechte, welche man dem Fremden hier einräumt, sind anderwärts ohne Beispiel. Dabei findet sich hier weit mehr Bildung, und ein scharfer Gegensatz zum übrigen Italien, besonders zu Neapel, wo man eben so scheel, als der Sizilianer stolz und charaktervoll ist. In keiner Stadt Italiens findet man dieses entschiedene Talent für Musik, wel-

che man in Palermo gleich dem Tanz leidenschaftlich liebt. Hier ist Niemand, der nicht singt; es finden sich aber in den Abendunterhaltungen, wo immer gesungen und getanzt wird, viele Dilettantenvirtuosen, welche den ersten Bühnen Europa's Ehre machen würden. Die Oper in Palermo ist eine der besten in Italien und eine vortreffliche Bildungsschule. Aus ihr gingen Pasta, David, Lablache und viele der gefeiertsten Künstler hervor, und gegenwärtig singt eine junge Holländerin Namens Fink in der Straniera und dem Piraten von Bellini, welche durch den außerordentlichen Umfang ihrer metallreichen jugendlich frischen Stimme bald einen großen Namen erlangen wird. Die liebliche Einfachheit und der unendliche Reiz der sizilianischen Nationallieder läßt sich nicht schildern. Sie lieben sehr die Molltonarten, singen meist ganz einfache Gesangweisen ohne Modulation, und begleiten sich mit Guitarren, die sie meisterhaft spielen. Diese Lieder werden alle im Volksdialekt, oder eigentlich in sizilianischer Sprache gesungen, die bekannter Maßen von der italienischen ganz verschieden ist. Sie sind alle an die Geliebte gerichtet, und mehrentheils voll süßer, schmachtender Empfindung, theokritischer Idyllen würdig, gedichtet. Die Tarantole wird hier noch unendlich anmuthiger und graziöser getanzt, als im Neapolitanischen, und dieser ländliche Nationaltanz besteht aus einer Reihe von Schritten, Sprüngen und Stellungen, welche die Lebendigkeit und den Sinn des Fandango's mit der Anmuth der Saltarella vereinigen. Er scheint ein Ueberbleibsel der arabischen Zeit, und während die jungen Bursche äußerst leidenschaftlich und heftig darin werden, gehen die Mädchen nie aus den Schranken der holdesten Grazie. Wie lustig aber die Sizilianer sind, sah ich schon auf der Ueberfahrt, die ich auf einem palermitaner Schooner machte. Nachdem wir einen Tag sehr guten Wind gehabt, erhob sich ein Sturm und trieb uns weit ab. Der Neapolitaner, feig und verzagt, nimmt in solchen Fällen die Zuflucht zum Beten; die Sizilianer aber arbeiteten die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis das Schiff wieder in seine Bahn kam. Und als die Nacht einbrach, und der Wind sich gelegt, und die Laternen angezündet waren, da ergriff ein junger Mensch seine Guitarre, und sang ein schönes Lied. Und Alles kam leise herbei, bildete schweigend einen Kreis und horchte. Und als der Jüngling nun ein allerliebstes Nationallied anstimmte, da fiel das ganze Schiffsvolk in feierlichem Chor ein, und wahrlich ich habe manchen Chor auf deutschen Bühnen nicht mit solcher Reinheit singen hören. Und als ich nun meinte, die Erschöpfung dieser Menschen, welche vier und zwanzig Stunden den brausenden Wellen getrotzt, müsse sie zur Ruhe treiben, da begann eine kleine Flöte die Tarantole zu präludiren, und, wie nochmal von der Tarantel gestochen, begann das Schiffsvolk zu tanzen, und der Kapitän tanzte mit dem Schiffskoch, und ein dicker Kaufmann mit dem Steuermann, und auch die Fremden mußten mitspringen, und so tobte es fort die halbe Nacht, bis Erschöpfung endlich die Augenlieder schloß. So ist der Sizilianer, unverdrossen, stets der Freude sich hinneigend. Das Leben in Palermo ist dasselbe, und kein Abend vergeht, wo nicht ein Feuerwerk in der Stadt selbst, oft in den engsten Straßen, abgebrannt wird. Ueberall ist Musik, Gesang und Guitarren schwirren an allen Fenstern bis in die tiefe Nacht hinein. Wer Herr seiner Zeit ist, und frei seinen Aufenthalt wählen kann, der ziehe nach Palermo, und hat er ein Jahr dort gelebt, so wird er es nicht mehr verlassen. Glückliches Palermo, mit deinem majestätischen Pellegrino, mit deinen reizenden Thälern, mit deinem paradiesischen Monreale, mit deinen herrlichen von Cactus und blühenden Aloen umzäunten Gärten, mit deinen sarazenischen Burgen, mit deinen tropischen wundervollen Farbenmischungen, mit dem südlichen Ton deiner Luft, mit dem ewigen Grün deiner Fluren, du liegst noch zu wenig gekannt unter deinen zahllosen friedlichen Palmen; Europa hat, zu deinem Glücke vielleicht, noch nicht entdeckt, welchen unergründlichen Schatz von Herrlichkeit und Seligkeit deine Natur, deine Menschen in sich schließen.

Die Höhle des Tigers.

(Schluß)

Alles schien verloren. Wharton stellte sich an den Stein der uns schützte, und heftete seinen kühnen Blick auf die blitzenden Augen unsres Feindes. Der junge Lincoln stieß in seiner Verzweiflung tausend Flüche aus, und Frank, der die meiste Kaltblütigkeit besaß, nahm einen Strick, den er in der Tasche trug, und ging ohne ein Wort zu sagen in die Tiefe der Höhle. Bald vernahmen wir einen erstickten Schrei, und der Tiger, der ihn gehört haben mußte, stutzte darüber in vermehrter Unruhe. Er ging und kam vor die Oeffnung der Höhle, und sah verstört und wüthend aus; plötzlich blieb er stehen, und seinen Kopf gegen den Wald gewendet, erhob er ein betäubendes Brüllen. Unsre beiden indianischen Führer benutzten diesen Augenblick, um von der Höhe des Baumes, der sie barg, mit Pfeilen auf ihn zu schießen, die ihn zwar trafen, aber von seiner dicken Haut abprallten. Nur einer blieb endlich am Auge stecken; wüthend darüber, sprang der Tiger an den Baum, und indem er mit seinen Tatzen den Stamm umfaßte und sich an demselben in die Höhe richtete, schien er die Ceder ausreißen zu wollen. Erst, nachdem es ihm gelückt war, den Pfeil los zu werden, wurde er ruhiger und stellte sich wieder an den Eingang der Grotte.

Frank erschien endlich, in jeder Hand einen der jungen Tiger an dem Strick haltend, mit dem er sie erwürgt hatte. Ehe ich seine Absicht erfahren konnte, hatte er beide dem Tiger durch die Oeffnung zugeworfen. Als derselbe sie erblickte, untersuchte er sie aufmerksam und schweigend, drehte sie behutsam von allen Seiten um, und endlich von ihrem Tode überzeugt, stieß er einen so fürchterlichen Schrei der Verzweiflung aus, daß wir genöthigt waren uns die Ohren zuzuhalten. Ich warf meinem Jäger diese nutzlose Grausamkeit vor, sah aber aus seiner trotzigen Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daher die Verhältnisse des Dieners zum Herrn für aufgelöst hielt. Was mich betraf, hegte ich noch immer die innre Zuversicht, daß eine unerwartete Hülfe mich aus dieser entsetzlichen Lage befreien werde.

Der Donner hatte aufgehört, und ein kühler, erfrischender Wind war auf den Sturm gefolgt. Der Gesang der Vögel ertönte wieder im Walde, und im Strahl der wiederkehrenden Sonne glänzten die Regentropfen auf den Blättern wie tausend Diamanten. Ich sah

durch die kleine Oeffnung unsrer Höhle das Erwachen der Natur; und der Kontrast dieser friedlichen Scene mit unsrer Lage machte dieselbe noch fürchterlicher. Waren wir doch in einem Grabe, aus dem kein Entkommen möglich schien; denn ein Ungeheuer, gräßlicher als der Cerberus der Fabel, hütete den Eingang. Der Tiger hatte sich zu seinen Jungen gelegt. Es war ein großes herrliches Thier, dessen Glieder, in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, die Kraft ihrer Muskeln zeigten; aus seinen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kinnbacken floß der Schaum in großen Flocken. Plötzlich ließ sich in der Ferne ein langes Brüllen hören, worauf der Tiger mit einem klagenden Aechzen antwortete; und ein Schrei der Indianer verkündete uns eine neue Gefahr. Unsre Besorgniß bestätigte sich nach Verlauf von wenigen Minuten; denn wir sahen einen Tiger, kleiner als den ersten, in großen Sprüngen sich uns nähern. Es war die Tigerin! — Ihr Brüllen, nachdem sie die Leichname ihrer Jungen betrachtet, übertraf Alles, was wir noch gehört hatten. Doch endlich hörte ihr Geheul auf und ward zu einem dumpfen Gemurmel; darauf rückte sie ihre schnaubenden Nasslöcher dicht an die Oeffnung, um Diejenigen zu entdecken, die ihre Jungen vernichtet hatten. Als ihre Blicke auf uns fielen, stürzte sie mit einer so ungeheuern Kraft auf den Stein, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, ihn fortzuschieben, wenn wir nicht unsre vereinte Anstrengungen ihrem Vorhaben entgegengesetzt hätten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen näherte sie sich wieder dem Tiger, und schien sich während einiger Augenblicke mit ihm zu berathen; darauf entfernten beide sich schnell, und entschwanden unsern Blicken. Ihr Gebrüll wurde immer schwächer, und bald hörten wir es nicht mehr.

Jetzt erschienen unsre beiden indianischen Führer am Eingang der Höhle, und drangen auf schnelle Flucht, als das einzige Mittel zur Rettung, da die Thiere wahrscheinlich auf der Höhe des Berges noch einen Eingang in die Grotte kennten, und von einer andern Seite hineindringen würden. Wir schoben in Eile den Stein, der uns bisher beschützt hatte, hinweg, und stiegen aus dieser Gruft, in der wir lebendig begraben zu seyn befürchtet hatten. Wharton war der Letzte, der dieselbe verließ, indem er nicht fortwollte, bevor er seine Doppelflinte wieder gefunden hatte; wir übrigen dachten nur an unser Entkommen. Von Neuem hörten wir das Gebrüll der Tiger; eilig folgten wir unsern Führern, und schlugen einen Seitenpfad ein, der aber durch die Menge Wurzeln und Aeste, womit der Sturm den Weg bedeckt hatte, unsre Flucht langsam und beschwerlich machte. Besonders schleppte sich Wharton mit Mühe fort, und wir mußten oft stille stehen, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Auf diese Weise waren wir ½ Stunde gegangen, als ein Schrei eines unsrer Führer uns verkündete, daß die Tiger auf unsrer Spur seyen. Wir befanden uns gerade vor einer Brücke von Schilfrohr, die über einen Strom geworfen war, und die gewöhnlich nur Indianer mit ihrem leichten Gang ohne Furcht betreten können, da dieselbe bei jedem Schritt, den man darauf macht, erzittert und schwankt. Zwischen spitzigen Felsen eingeschlo[illegible] ergoß sich in der Tiefe der Strom mit tobender Gewalt. Lincoln, Frank und ich schritten ohne Unfall über die Brücke, aber Wharton war noch auf ihrer Mitte, als die Tiger aus dem nahen Wald hervordrangen, und da sie uns erblickten, ein gräßliches Geheul anstimmten. Wir erkletterten die vor uns stehenden Felsen, und Wharton, der endlich auch ohne Unfall auf die andre Seite des Stromes gelangt war, zog sein Jagdmesser hervor und schnitt die Bänder ab, welche die Brücke an dem einen Ufer befestigten, hoffend, hiedurch unsern Feinden ein unübersteigliches Hinderniß der Verfolgung entgegenzusetzen. Aber kaum hatte er seine Arbeit vollendet, als die Tigerin gegen den Strom rannte, und versuchte mit einem Sprung hinüber zu setzen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, dieses furchtbare Thier einen Augenblick über dem Abgrund schweben zu sehen; allein diese Scene ging wie der Blitz vorüber; seine Kraft war der Entfernung nicht gewachsen, es sank, und ehe es den Grund des Stromes erreicht hatte, war es in tausend Stücken durch die spitzigen Felsen zerrissen. Sein Gefährte, dadurch nicht entmuthigt, machte denselben Versuch, und ein kräftiger Sprung trug ihn über die Kluft. Allein nur mit seinen Vordertatzen erreichte er das jenseitige Ufer, und über dem Abgrund hängend bemühte er sich umsonst festen Fuß zu fassen. Wharton, der ihm ganz nahe war, ging muthig auf ihn zu und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wüthend über alle Beschreibung sammelte das Ungeheuer seine Kräfte, klammerte sich mit den Hinterpfoten an den Felsen, und ergriff Wharton am Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund behielt seine ganze Kühnheit, umfaßte mit seiner Linken einen Baumstamm, und drückte mit Kraft das Messer tiefer in die Brust des Tigers.

Dies Alles war das Resultat eines Augenblicks. Die Indianer, Lincoln, Frank und ich stürzten zu seiner Hülfe herbei. Lincoln hatte die Flinte von Wharton, die neben ihm lag, ergriffen, und versetzte dem Tiger einen so mächtigen Schlag auf den Kopf, daß das betäubte Thier seinen Raub los ließ, und in den Abgrund stürzte. Aber der unglückliche junge Mann hatte die Wucht seines Schlages nicht berechnet; seine Füße glitten aus, und da seine Hände nirgends einen Anhaltspunkt fanden, stürzte er in den Strom, auf dessen Oberfläche wir ihn einen Augenblick sahen, worauf er für immer verschwand.

Ein Schrei der Verzweiflung kam aus unser aller Mund; dann verfielen wir in ein düstres Schweigen. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag Wharton ohnmächtig am Abhang der Kluft. Wir untersuchten seine Wunde; sie war tief, und das Blut strömte daraus hervor. Die Indianer pflückten einige Kräuter, deren Umschlag wenigstens den Blutfluß hemmte; dennoch blieb er besinnungslos, obgleich sein Puls heftig schlug. Der Abend brach herein, und wir mußten uns entschließen die Nacht hier zuzubringen, wo nur einige wilde Felsen uns ein Obdach gewähren konnten. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um die Raubthiere von uns abzuhalten. Ich aß einige Früchte, die sie mir gaben, und brachte die Nacht schlaflos neben Wharton zu, dessen tiefe Athemzüge mich mit Entsetzen erfüllten. Als der Morgen kam, schlugen unsre Führer vor, unsern unglücklichen Freund in das Dorf zu tragen, wo wir die vorhergehende Nacht zugebracht hatten; und in Eile flochten sie aus Schilf eine kleine Brücke über den Strom. Allein in das Dorf zurückgebracht erlangte Wharton, ungeachtet all' unsrer Sorgfalt, die Besinnung nicht wieder. Am dritten Tage erschütterte ein convulsivisches Zittern seine Glieder; er richtete sich in die Höhe und sprach einige verworrene Worte; darauf sank er nieder, und war nicht mehr.

Dieses war der Ausgang meiner traurigen Reise auf den Chimborazo. Als ich Wharton die letzte Pflicht erwiesen hatte, beeilte ich mich eine Gegend zu verlassen, die mir so schmerzliche Erinnerungen zurückrief, und benutzte die erste Gelegenheit nach Europa zurückzukehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit einer Beilage.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 129 und 130. 9 und 10 May 1830.

Die hindu'schen Gerichtshöfe.*)

Die indischen Gerichte sind verschiedener Art: entweder niedern Rangs und als solche stehend, d. h. in Städten und Dörfern, oder wandelnd, d. h. in Feld und Wald gehalten; oder unter unmittelbarer Aufsicht des vom Fürsten ernannten und mit dem königlichen Siegel versehenen Oberrichters; oder endlich vom Fürsten in Person geleitet. Die erst genannten Arten werden auf Verlangen der Parteien niedergesetzt, und zwar nicht nach besonderer Gesetzes-Vorschrift, oder durch einen Akt des Königs, sondern durch freie Wahl. Beide letzt genannte sind förmliche Gerichtshöfe, aufgestellt aus königlicher Vollmacht; sie können bei jeder bedeutenden Gelegenheit angegangen werden, und sind keineswegs bloß für einzelne Fälle eingesetzt. Einen Streit zwischen zwei Parteien zu schlichten, wählen die Väter beider Familien, oder die Gemeindevorsteher, oder alle Einwohner eines Dorfs oder einer Stadt zusammen einen beiden Theilen genehmen Schiedsrichter. Bei Leuten, welche sich im Wald beschäftigen, findet die zur Schlichtung des Streits bestimmte Versammlung im Gehölze Statt; bei Soldaten im Lager; bei Kaufleuten und Künstlern in deren Innungen.

Im Ganzen sind es folgende Höfe, wo man klagend einkommen kann:

1) Des Königs Gerichtshof, an welchem gelehrte Braminen sitzen. Er ist wandelnd, und befindet sich jederzeit, wo sich der König gerade aufhält.

2) Der Gerichtshof des Oberrichters (Prad-Wimaca, oder Dhermadhyekscha,) welche Person vom Könige ernannt ist, und nicht unter drei, nicht über sieben Beisitzer haben darf. Der Hof ist stehend, d. h. an einem bestimmten Ort.

3) Unterrichter, durch königliche Vollmacht zu lokaler Jurisdiction ernannt. Von ihrer Entscheidung kann an den Oberrichter, und von da an den Radscha oder König appellirt werden.

Für das bloße Schiedsgericht giebt es ebenfalls drei Abstufungen:

1) Versammlungen von ganzen Stadtgemeinden, oder Leuten von verschiedenem Stamm und Gewerbe, die aber alle denselben Ort bewohnen.

2) Innungen von Kaufleuten oder Künstlern, oder Leuten verschiedenen Stammes aber einerlei Profession.

3) Die Zusammenkunft bloßer Blutsverwandten.

Der technische Ausdruck der Hindu's für die erste dieser Stufen ist Puga, für die zweite Sreni, für die dritte Kula. Ihre Entscheidungen und Erkenntnisse lassen eine Revision zu; ein ungenügender Beschluß der Kula oder des Familiengerichts wird durch die Sreni oder Innung, als einen dem Verdacht der Parteilichkeit weniger unterworfenen Verein, denn die Verwandten, revidirt; und ein ungenügender Beschluß der Zunftgenossen wird von der Puga, als der noch unparteiischern Gesammtheit, nochmals vorgenommen. Von der Entscheidung der Puga kann nach dem hindustanischen Gesetz zunächst an den Prad-Wimaca, und von da an den Gerichtshof des Radschas oder Landesherrn appellirt werden.

Puga, Sreni und Kula sind verschiedene Instanzen des Schiedsgerichtes, das, wie man sieht, weder mit einer Jury, noch einem (englischen) Dorfgericht Aehnlichkeit hat, sondern bloß das Gutdünken von Privatpersonen, wie solches nach einem gewissen System eingeholt wird, ausdrücken soll, und den ordentlichen Gerichtshöfen unterworfen ist.

Die Verwaltung der Civil- und Criminaljustiz gehört zu den ersten Pflichten des Radschas, und zwar darf er dieselbe nicht willkürlich nach seinem Gefallen ausüben, sondern nach festen, von alten Weisen eingeführten Gesetzen, und nach dem jedesmaligen Brauch des Landes. Natürlich bedarf er hiezu des Beistandes unterrichteter Männer, welche mit Gesetzen und Bräuchen bekannt sind, und dieselben auf den vorkommenden Fall anzuwenden verstehen, so wie der Hülfe von Beamten, um den Spruch des Gerichtes in Vollziehung zu setzen. Die Verrichtung, Gewalt und Zahl dieser Räthe und Beamten bilden, je wie sie nach dem Gesetz vorgeschrieben sind, die wesentlichen Punkte eines indischen Gerichtshofs. *)

*) Transactions of the royal Asiatic Society. (Artik. v. H. T. Colebrooke.)

*) Der König und seine Diener, die Richter — sagt ein indischer Schriftsteller — das heilige Gesetzbuch, der Rechnungsführer und der Schreiber, Gold, Feuer und Wasser sind die acht Glieder des Gerichts.

Bei jeder gerichtlichen Verhandlung ist das Verfahren nach vorgeschriebenen Formen bestimmt, und keine zur Sache nöthige Untersuchung kann auf diese Weise irgendwie übergangen werden.

1) Der Fürst.

Entweder hört der Fürst die streitenden Parteien selbst an, oder überträgt, wie schon bemerkt, dieses Geschäft an einen Oberrichter, dessen Amt es ist, dem Fürsten, wenn dieser selbst gegenwärtig, mit seinem Rath beizustehen, in Abwesenheit des Radscha aber dessen Stelle zu vertreten. Das Recht, eine gerichtliche Sache persönlich zu untersuchen, kommt ausschließlich nur dem eigentlich königlichen Stamm der Kschetrieia, oder denjenigen Braminen zu, die mit fürstlicher Gewalt bekleidet sind. Wer zu einer niedrigern Klasse gehört, ist nicht befähigt, irgend einen Fall selbst zu untersuchen, sondern muß nach dem Ausspruch des Gesetzes einen Richter an seiner Statt ernennen. Doch sind die Gelehrten über diesen Punkt verschiedener Meinung, indem einige die Befugniß jedes Fürsten, von welcher Abstammung er auch seyn möge, zur persönlichen Ausübung des Richtergeschäftes vertheidigen. Auf dem Fürsten ruht die Pflicht der Rechtsverwaltung: der Oberrichter, die Beisitzer u. s. w. sind nur seine Gehülfen und dürfen keinen Spruch aus eigener Vollmacht thun. Dieses kommt bloß jenem selbst zu, und die Mitwirkung der Uebrigen ist hiebei nicht wesentlich nothwendig; für die richtige Vollziehung des Gesetzes wird nur Er von der Gottheit belohnt; für die Nichtbeachtung nur Er bestraft.

Geziemendes, ruhiges Benehmen, Einfachheit in Kleidung und Schmuck, sind ihm zur Pflicht gemacht, damit nicht Zaghaftigkeit und Verwirrung der Parteien entstehe. Bei wichtigen Gegenständen soll er, das Gesicht nach Osten gewendet, sitzen, bei minder bedeutenden Fällen darf er stehen, aber nicht auf und abgehen, sich niederlegen oder anlehnen. Den rechten Arm muß er dabei etwas ausgestreckt halten, indem er den Mantel nach Art eines Ueberwurfs (scarf) über den Kopf gezogen hat, wie die Braminen in ihren Versammlungen zu thun pflegen, und die Hand frei läßt, um, wo es nöthig, ein Zeichen machen zu können.

2. Der Oberrichter.

Der Oberrichter unterstützt den Fürsten, wenn dieser selbst Gericht hält, mit seinem Rath, oder führt in dessen Abwesenheit den Vorsitz im Gerichtshof. Sein Titel ist Prad-Wiwaka, was bedeutet: Untersucher und Entscheider. Er verhört die Parteien, untersucht den Fall, entscheidet zwischen Recht und Unrecht und giebt das richterliche Erkenntniß: all Dieß drückt jene amtliche Benennung aus. Eine anderweitige Bezeichnung desselben ist Dhermadhyekscha: Oberaufseher der Justiz. So wird er besonders in den Werken Helayodha's genannt.

Der Oberrichter soll ein Bramin seyn, pünktlich in den Obliegenheiten seiner Kaste, bekannt mit dem Gesetz in all dessen Theilen; gewandt in der Logik und andern Wissenschaften; erfahren in der Literatur und Jurisprudenz *); geübt in den heiligen Schriften; der Kunst der Versöhnung mächtig, und noch viele andre Eigenschaften besitzend; von seinem Benehmen; nicht rauh; bedächtlich, geduldig, freundlich, aber fest; tugendhaft, weise, betriebsam, heiter, unparteiisch und unintereſſirt; und, vor Allem aufrichtig.

Ist jedoch ein Bramine mit den gehörigen Eigenschaften nicht aufzufinden, so kann auch ein Mann aus der Krieger- oder selbst der Handelskaste, falls er mit der Jurisprudenz bekannt ist, zum Oberrichter ernannt werden. In keinem Fall aber ein Sudra, wie hoch auch seine wissenschaftlichen oder moralischen Vorzüge stehen mögen. Indessen hätte auch ein Vergehen gegen dieses Gebot nur den Zorn der Gottheit gegen den Fürsten zur Folge und würde die Gültigkeit eines von einem Sudra erlassenen Rechtspruchs nicht entkräften **)

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gerichtshof — sagt ein andrer — besteht aus acht Gliedern: dem Schreiber, dem Rechnungsführer, dem heiligen Gesetzbuch, dem Einzieher der verfallnen Güter, den Richtern, Gold, Feuer und Wasser.

Der König, der Oberaufseher der Gerichte, die Richter, (Räthe, Beisitzer,) das Gesetz, der Rechnungsführer, der Schreiber, Gold, Feuer und Wasser und des Königs Gerichtsbote sind zehn Glieder der gesetzlichen Hülfe. Ein Gerichtshof ist ein aus diesen zehn Gliedern bestehender Körper, und solch ein Hof, worin der König den Vorsitz führt und die Verhandlung der Sachen unter seine Obhut nimmt, ist ein durch feierliche Akte der Religion geheiligter Verband.

Das Geschäft dieser verschiedenen Glieder ist verschieden. Der Oberrichter ist das Organ des Gerichtes; der König ist der Verwalter der Gerechtigkeit; die Beisitzer untersuchen die Sache; das Gesetz spricht die Entscheidung des Falles aus; Gold und Feuer dienen zur Ablegung des Eids; Wasser zur Stillung des Durstes oder Hungers; der Rechnungsführer hat das Geld zu berechnen, der Schreiber die Klagen aufzuzeichnen; des Königs Gerichtsbote den Vertheidiger und die Zeugen vorzufordern, und Kläger und Vertheidiger in Gewahrsam zu nehmen, wenn sie keine Sicherheit leisten können.

Der König ist unter den Gliedern eines Gerichtshof der Kopf; der Oberrichter der Mund; die Beisitzer die Arme; das Gesetz die Hände; Rechnungsführer und Schreiber die Beine; Gold, Feuer und Wasser die Augen; und des Königs Gerichtsbote die Füße.

*) Wohlgeübt in den 18 Capiteln des Prozesses und in deren 1008 Unterabtheilungen, und geschickt in Logik und sonstiger Wissenschaft, und vollkommen bekannt mit der Literatur und Jurisprudenz befragt er das Gesetz um den Rechtsstreit, und untersucht den vorliegenden Fall, und heißt daher der Oberrichter. Nareda.

**) Das Reich eines Königs, welcher gedankenlos zusieht, daß ein Sudra Rechtsstreitigkeiten entscheidet, wird in Noth gerathen, wie eine Kuh in tiefen Koth. Menu.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Fortsetzung.)

Daß der provisorische Präsident im Namen Griechenlands bei der endlichen Erledigung der griechischen Frage gehört zu werden erwartete, geht aus dem ganzen Benehmen hervor,

welches er in der letzten Zeit beobachtete. Der im verflossenen Monat August in Argos versammelte Nationalcongreß widmete, neben andern wichtigen Gegenständen, womit er sich beschäftigte, große Aufmerksamkeit den auswärtigen Angelegenheiten des Landes und ertheilte dem Präsidenten die Vollmacht, mit den Verbündeten in Betreff der definitiven Feststellung des griechischen Staats in Unterhandlung zu treten.*) In einer Adresse an den Präsidenten drückt der Congreß sein Vertrauen zu dem gegenwärtigen Staatsoberhaupt aus und bringt noch einmal jene Mitwirkung zur Sprache: „Die griechische Revolution," heißt es in diesem Aktenstück, „die Folge von vier Jahrhunderten der Verzweiflung, mußte in ihrem Ursprung die Spuren der Gewalt und der Unordnung an sich tragen, welche sie hervorriefen. Aber mitten unter den Gefahren, die seine Existenz bedrohten, hörte Griechenland nie auf, seine Bestrebungen auf Begründung einer gesetzlichen Verfassung zu richten, wie sie einem christlichen Volke ansteht, Nichts wünschend als Freiheit, Nichts begehrend als Ruhe; es versuchte von Anfang die Ordnung in seinem Innern herzustellen, weil es wußte, nicht nur, daß es dadurch die Mittel seiner Vertheidigung gegen den Feind verstärken würde, sondern auch daß nur unter dieser Bedingung das Wohlwollen der Souveräne Europa's zu gewinnen und deren Besorgniß zu zerstreuen wäre. Diesen Zweck konnte es aber nicht erreichen, solang es an einem Führer fehlte, der klugen Sinnes und den Parteien fremd war. Aus freiem Antrieb und einmüthig lud daher Griechenland Ew. Exz. ein, das Steuer des sturmbewegten Staatsschiffs zu ergreifen. Sie waren es, den die Nation berief, den sie zu ihrem Präsidenten und Führer erkor, daß er über ihre Interessen wachte, und Sie sind es jetzt, den sie einladet, ihre Schuld der Dankbarkeit gegen die verbündete Souveräne, die Admirale, das französische Heer und die edelmüthigen Freunde Griechenlands abzutragen." Am Schluß dieses Nationalcongresses brach einer der Sekretäre desselben, an den Präsidenten sich wendend, in den begeisterten Ausruf aus: „Griechenland erhebe deine Augen; sieh deine Kinder um dich her vereinigt; sieh in deinem Schoß den Gegenstand deiner Gebete — deinen geliebten Sohn, in dessen Person du dein Heil suchtest auf dem Congreß von Trözene, als du in äußerster Noth deine Augen auf ihn warfest." Daß trotz all Dem auf das griechische Volk bei der Wahl seines Beherrschers keine Rücksicht genommen wurde, beweist die Rede, die der Präsident am 8 November an den Senat hielt: „Außer den schwierigen Verhältnissen der Verwaltung, welche einen Theil Ihrer Berathung bilden, hoffen wir, daß der Senat einen andern gegenwärtig in Frage stehenden Gegenstand, der das Wohl Griechenlands so nahe angeht, seiner ernsten Aufmerksamkeit und Beachtung nicht weniger würdig halten werde. Die verbündeten Mächte haben zwar über diesen letztern Punkt der griechischen Regierung bis jetzt keine Mittheilung gemacht; wie wir jedoch überzeugt sind, müssen unsere Erwartungen auch in dieser Hinsicht in Erfüllung gehen, und wir hoffen bald das Vergnügen zu haben, Sie zu benachrichtigen, daß Griechenland — Dank dem Schutz unserer verehrten Wohlthäter — endlich in die Lage versetzt ist, wo ihm die Früchte seiner langen und grausamen Opfer zur Ernte reifen. Aber jemehr wir uns nach diesem Glücke sehnen und darauf zählen, desto nothwendiger wird es, durch die Fortschritte der Wiedergeburt des Volks und durch die Befestigung der innern Ordnung der Welt zu beweisen, daß wir dieses Glückes würdig sind." Zweierlei folgt also aus dem Bisherigen: einmal daß die Griechen bei den die endliche Beruhigung ihres Landes erzielenden Maßregeln beigezogen zu werden erwarteten; und dann, daß die Verbündeten ihren Beschluß faßten, ohne sich um die Wünsche Derer zu bekümmern, um deren Angelegenheiten es sich handelte.

Wäre hier ein gewöhnlicher Fall vorhanden, so möchte sich die Gerechtigkeit einer solchen Einmischung nur schwer rechtfertigen lassen; jeder derartige Vorwurf für die Verbündeten gegenüber dem griechischen Volk fällt aber weg, wenn wir die Tyrannei betrachten, von welcher sie es befreiten, und die Größe der Wohlthaten, welche sie ihm theils bereits erwiesen, theils fürderhin zugedacht haben. Ein oberflächlicher Blick auf die Lage der Griechen zu Anfang des J. 1827 zeigt, daß sie ohne Dazwischenkunft der Alliirten und den Abschluß des londner Traktats in Kurzem unterliegen mußten. Ibrahim hielt den Peloponnes in fast unbestrittenem Besitz; Missolonghi war gefallen. In West- und Ostgriechenland war das Paschathum hergestellt. Kaum gab es noch griechische Truppen, kaum noch ein Schattenbild von Regierung und die meisten der selbstsüchtigen Häuptlinge standen im Begriff, um ihre Unterwerfung zu unterhandeln. Schon im J. 1825 hatte die griechische Regierung darauf angetragen, Griechenland unter englischen Schutz zu stellen; von da an griff die Ansicht immer mehr um sich, daß nur auswärtige Hülfe Rettung zu bringen vermöchte. Wenn nun bei diesem Stand der Dinge die Alliirten den an sie gerichteten Aufforderungen entsprachen, so erlangten sie offenbar dadurch ein Recht, in den griechischen Angelegenheiten einzuschreiten, das sie aus dem Begriff einer gewöhnlichen Allianz nicht hätten ableiten können. Nachdem sie ihre Geschwader Jahrelang im mittelländischen Meer stationirt hatten, um die Pacification Griechenlands zu sichern, nachdem sie für denselben Zweck Schlachten geliefert und Expeditionen ausgerüstet, so geschah es von ihrer Seite doch wohl nicht unbefugt, wenn sie, für die Vollendung ihres Werkes Sorge tragend, Griechenland mit einer dauerhaften Regierung beschenkten. Finden es die Gegner ihrer Politik in ihrem Benehmen tadelnswerth, daß sie die Griechen wie eine Heerde Schafe behandelten; so müssen sie doch zugestehen, daß sie die

*) Der vierte Nationalcongreß von Griechenland beschließt: 1) die Grundsätze, welche Sr. Exc. in ihrem Manifest vom 23 Mai und in ihrer Note von 5 Juni gegenüber den verbündeten Höfen aussprach, werden, ihrem ganzen Umfang nach, gut geheißen. 2) Se. Exc. der Präsident, J. A. Capo d'Istrias, wird ermächtigt, an den wegen Vollziehung des londner Vertrags Statt findenden Unterhandlungen, zu welchen die alliirten Höfe ihn einladen dürften, Theil zu nehmen, und zwar soll es nach den in §. 1 bezeichneten Grundsätzen gehalten werden, abgesehen von denjenigen, welche die Nationalversammlung in Epidaurus aufstellte und denen gemäß die Instruktionen vom 26 April 1826 abgefaßt sind. 3) Die Bedingungen, worüber man übereinkommt, sollen für die Nation nicht eher bindend seyn, ehe die Repräsentanten derselben sie anerkannt und bestätigt haben. Argos 3 August 1829. (Unterschriften.)

Hirten waren, welche die Heerde dem Rachen des Wolfs entrissen. So ließe sich allerdings für das Recht der Einmischung in einzelnen Fällen das Wort reden, wenn auch im Allgemeinen Viel dawider einzuwenden wäre; allein desto unverantwortlicher war es, kann man sagen, daß die Regierung des neuen Staats durch einen Rollenwechsel auf's Spiel gesetzt wurde, nachdem in der letzten Zeit ein Mann von Talent und Erfahrung, wie man ihn sich nur wünschen mochte, die Zügel geführt hatte. Darauf erwiedern wir bloß: wenn den Griechen zu Begründung der Ordnung im Innern und der Sicherheit nach Außen der bereits geleistete Beistand genügte, wenn die Alliirten keiner weitern Bürgschaft bedurften, alle dasselbe Vertrauen auf Capo d'Istrias setzen konnten, wie auf einen Prinzen ihrer Wahl — dann geben wir zu, daß Jener die passendste Person für die Regierung Griechenlands war, und daß jeder Eingriff gegen die bestehenden Autoritäten uns unstatthaft erscheint. Allein es ist keine Frage, daß Griechenland, wenn es in die Reihe unabhängiger Staaten eintreten soll, der Unterstützung der Alliirten entbehren könnte, und dadurch gewinnt Alles ein ganz anderes Aussehen: bliebe der provisorische Präsident an der Spitze, so würde es nur seyn, um die Alliirten (ob aus Vorurtheilen oder sonstigen Ursachen, gehört nicht hieher) zu entzweien, ihr Zusammenwirken zur Vollendung ihres Werks zu hindern, und wohl gar einen Rückfall in Anarchie und Verwirrung unter den Griechen zu veranlassen, der vielleicht für sie und die Interessen der civilisirten Nationen mit drohenderer Gefahr verknüpft wäre, als die Lage der Dinge, welche die Dazwischenkunft der Verbündeten herbeirief. Ob wir daher gleich nicht zweifeln, daß Capo d'Istrias Viel für Griechenland gethan hat, und daß er wegen seiner Gewandtheit in Geschäften, seiner erleuchteten Ansichten, seiner vertrauten Bekanntschaft mit Sprache, Geist und Sitten seiner Landsleute und seiner Gleichförmigkeit mit denselben auch in religiöser Hinsicht bei Errichtung einer Republik, die ihre Selbstständigkeit auf eigne Faust zu erringen wüßte, sich zur obersten Magistratur besser eignete, als irgend ein fremder Fürst, der seinen neuen Unterthanen in Denken, Glauben und Fühlen fremd wäre; so versprechen wir uns doch von der beabsichtigten Veränderung große Vortheile, ohne einen wesentlichen Nachtheil zu befürchten. Sollte der Graf durch eine Anwandlung von Nationalwiderwillen sich verleiten lassen, den Absichten der Verbündeten entgegen zu arbeiten, oder aus einem mißverstandenen Ehrgeiz sich in seiner gegenwärtigen Würde zu behaupten suchen, so würden wir bloß eine geringere Meinung von seinem Patriotismus und seiner Klugheit fassen. Doch wir besorgen Dieß nicht. Se. Excellenz hat zu lange unter dem Scepter des Selbstherrschers aller Reussen gelebt, als daß sie daran dächte, durch Volkswahl erworbene Rechte gegen die Diktate der souveränen Machtvollkommenheit der ersten Fürsten Europas in die Wagschale zu legen. Der Präsident kennt die Maxime, daß der Mächtige nicht Unrecht haben kann:

La raison du plus fort est toujours la meilleure,

wir vermögen demnach den Gerüchten keinen Glauben beizumessen, welche von seinem Ehrgeiz und seinen Intriken im Umlauf sind.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Brasilien.

2) Der Rio Mosquito. Hirten. Indianische Mädchen.

Ich verließ Maranham am ersten Mai, nachdem ich mich mit einer Portaria (einer Art Firman) und ein Paar Empfehlungsbriefen versehen, und ein Kanoe gemiethet hatte, das mich nach dem festen Land bringen sollte. Als ich aus der Barriere des Hafens fuhr, kam eine düstre Stimmung über mich, als hätte ich jetzt Abschied genommen von der Gemeinschaft gesitteter Menschen. Eingeweicht von einem heftigen Regen, steuerten wir mehrere Stunden in der Bay von St. Markos herum, und liefen endlich in den Rio Mosquito ein. Kaum war die äußerste Mündung hinter uns, als ich alle Ursache hatte, die Wahl des Namens treffend zu finden, denn wir wurden von Myriaden von Moskites, und ihren Verbündeten, den Morisacos, angegriffen. Vergebens bedeckte man die ihrem Angriff am Meisten ausgesetzten Theile; einige ihrer Guerilla's drangen durch jede Bedeckung, und machten durch ihren Biß fast rasend. Dem stürmischen Tag folgte eine schöne Nacht; der Mond ging in der ganzen Strahlenfülle des tropischen Himmels auf, die anmuthigen Wipfel der Kokosbäume, wie sie sich über den niedrigern Wald erhoben, mit losem Silberduft umziehend, und in einem Lichtmeer die reich belaubten Ufer des Flusses badend, in dessen hellem Schoß die schönen Sternbilder der südlichen Halbkugel wiederglänzten. Es war ein liebliches Schauspiel, und wie ich so hingelehnt in dem Kanoe lag, fiel mir dessen buntgemischte Mannschaft auf, von welcher auch nicht Zwei aus demselben Lande stammten. Der Patron war ein Portugiese; sein Unterbefehlshaber ein Venetianer; zwei Afrikaner, die jedoch verschiednen Stämmen angehörten und ein amerikanischer Indianer bildeten den Rest der Bemannung. Ich mußte den wunderlichen Fügungen des Schicksals nachträumen, welche in den engen Raum eines Schiffchens sechs Menschen aus so verschiednen Theilen der Welt zusammengebracht hatten. Der Venetianer, ein ausgezeichnet schöner Mann, war in seiner Jugend Gondolier gewesen, welchem Gewerb er durch die französische Conscription entzogen wurde. Nach einer Menge Abenteuer kam er endlich unter Brasiliens weit entlegenem Himmel dazu, seine ursprüngliche Beschäftigung als Bootsmann wieder fortzusetzen. Er sang mit all dem leidenschaftlichen Ton seiner Heimath einige Stanzen aus Tasso. „Ah Venezia, Venezia!" rief er am Schluß seiner Barcarole, „non più te vedrò. Das einfache Klagewort tönte wie eine Grabglocke über dem untergegangenen Vaterland.

Spät am folgenden Abend erreichte ich das feste Land. Nach 36 stündiger Einkerkerung in ein enges Kanoe dehnte ich die Glieder behaglich auf der Terra firma. Da es schon zu tief in der Nacht war, um mich noch ins Haus des Kommandanten des Bezirks zu verfügen, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte, so sah ich mich genöthigt, meinen Abstand in einer Hütte zu nehmen. Nur mit großer Mühe schlichtete ich beim Scheiden von dem Kanoe einen Streit zwischen dem Patron und dem Venetianer. Jener hatte, wie sich nun ergab, Jedem von der

Mannſchaft, nach deſſen Rang, einen Theil von der Summe zugeſagt, die ich als Miethgeld zu entrichten gehalten war; nebenher aber ſeinen Leuten zu verſtehen gegeben, daß dieſe Summe äußerſt gering ſey, und es ihn ordentlich gereue, die Reiſe unternommen zu haben. Der Venetianer, der keine ſonderliche Vorſtellung von der Ehrlichkeit ſeines Herrn haben mochte, nahm eine Gelegenheit, mich zu fragen, um welchen Preis ich übereingekommen, und da er fand, daß dieſer fünfmal höher war, als der Patron angegeben, brach er, wie ſeine Gefährten, in die heftigſte Wuth aus. Ich ergötzte mich nicht Wenig an dem Abſtich der Züge des Patrons, auf welchen die Fehlſchlagung ſeines Plänchens breit geſchrieben ſtand, gegen die feurigen Mienen und raſenden Geberden der ergrimmten Begleiter, und ſänftigte endlich den Tumult zu allgemeiner Zufriedenheit der Geſellſchaft, ausgenommen des Portugieſen. Ich zahlte jedem Mann ſeinen Antheil nicht von der vorgeblichen, ſondern von der wirklichen Summe, und händigte den Reſt dem Patron ein, der unter reichlichen, mit den Segnungen ſeiner Gefährten ſeltſam gepaarten Flüchen von mir Abſchied nahm.

Früh am folgenden Morgen ſandte mir der Kommandant drei Pferde für mich und mein Gepäcke, nebſt einer höflichen Einladung, ihn zu beſuchen. Ein dreiſtündiger Weg brachte mich nach ſeiner Wohnung, an deren Eingang, unter dem Schatten eines ländlichen Balkons, bloß mit einem Hemd und Unterhoſen bekleidet, und eine Pfeife ſchmauchend, er in Perſon ſaß. Jeder Lebensfunke im Geiſt dieſes Mannes ſchien nur von Einem Ding eingenommen — dem Wetter und deſſen Vorzeichen. „Ob ich wohl glaube, es würde regnen?“ waren die erſten Worte, mit welchen er mich begrüßte; und als ich hierauf mit Nein antwortete, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, nahm ſeine Pfeife wieder vor und ſchien gar nicht mehr zu wiſſen, daß ich da ſey. Faſt achtzehn Monate lang hatte in den nördlichen Provinzen Braſiliens fortwährend ungemeine Dürre geherrſcht, deren ſchädliche Folgen jetzt eben in voller Wirkſamkeit waren. Die Reisernte hatte fehl geſchlagen; das Vieh ſtarb aus Mangel an Nahrung; Hunger und Seuchen wütheten unter den Bewohnern, und gerade jetzt war die eigentlich trockene Jahreszeit wieder eingetreten, und brachte ſomit die Gewißheit, daß das Elend noch einige Monate fortdauern werde.

Ein treffliches Mahl ward für mich bereitet, an welchem ich jedoch allein Theil nehmen mußte, denn mein gütiger Wirth beſtand im Uebermaß ſeiner Höflichkeit darauf, mich während des Eſſens ſelbſt zu bedienen. Oft hat mich dieſer wunderliche, unter den Braſilianern aber ganz gewöhnliche Gebrauch in Erſtaunen geſetzt. Als die Tafel vorüber war, begab ſich der Kommandant in eines der inneren Zimmer, um dort mit ſeiner Familie zu ſpeiſen. Verlaſſen, wie ich auf dieſe Weiſe war, freute ich mich, als die Stunde meines Abzugs anrückte. Es ward feſtgeſetzt, ich ſollte die kommende Nacht in einer etwa ſechs Stunden entfernten Heerden-Facenda zubringen, und am folgenden Morgen nach Peria abreiſen, wo die Gerichtsbarkeit des Kommandanten aufhörte. Nach einem Ritt von mehreren Stunden durch einen dichtbelaubten Wald gelangten wir auf eine Ebene, in deren Mitte die Facenda, wo ich übernachten ſollte, ſich zeigte. Als wir näher hinzukamen, bemerkte ich eine Gruppe trotzig blickender Geſellen, deren hohe Geſtalten und auffallend wilde Kleidung durch den rothen Glanz eines Feuers, das in der Hütte brannte, ſchaudrig hervorgehoben wurden. Wüthendes Hundegebell verkündete die Ankunft von Fremden; was die ganze Sippſchaft aus der Hütte lockte. Ohne an etwas Arges zu denken, gab ich beim Abſteigen Einem von den Leuten die Zügel meines Pferds, wodurch aber dieſer ſich höchlich in ſeiner perſönlichen Würde gekränkt fühlte; er war ein farbiger Mann; meine Handlung war jedoch lediglich eine Folge der Gewohnheit, nicht eines Kaſtenſtolzes geweſen. Sofort in die Hütte getreten, ſah ich nur zu gut, wie die ganze Geſellſchaft keineswegs freundliche Geſinnungen gegen mich hegte; eine Flaſche Branntwein jedoch und einige Cigarren, welche ich austheilte, machten uns bald zu geſchworenen Verbündeten. Es waren Hirten, die mit einem für den Markt zu Maranham beſtimmten Trieb Vieh aus unendlicher Ferne im Innern des Landes hergekommen waren.

Die Morgendämmerung fand mich bereits wieder im Sattel. Die Hirten ſchienen meine Abreiſe ungern zu ſehen. Einer von ihnen rieth mir beim Wegreiten meine Steigbügelriemen um ein Beträchtliches kürzer zu ſchnallen; und wirklich fand ich mich, als der lange Ritt dieſes Tages zu Ende war, weit weniger ermüdet, als ſonſt. Gegen Mittag gelangten wir in ein kleines indianiſches Dorf, lieblich gelegen auf einer ſanften Anhöhe, an deren Fuß ein ſpiegelklarer Bach hinfloß. Da ſowohl Menſchen als Thiere ſehr ermüdet waren, beſchloß ich, hier einige Stunden zu raſten. Beim Eintritt in eine niedliche Hütte warf ich mich ſogleich in eine reinliche, weiße Hängematte, die mir angewieſen wurde, und ſank augenblicklich in Schlaf. Beinah war die Sonne am Untergehen, als ich wieder erwachte und bemerkte, daß ein junges indianiſches Mädchen und ich die einzigen Inhaber des Zimmers waren. Mit gutmüthiger Sorge für meine Bequemlichkeit hatte ſie, während ich ſchlief, die Piſtolen aus meinem Gürtel gezogen, meine Stiefeln abgenommen, und meine Füße mit friſchem Waſſer gewaſchen. Im höchſten Grad feſſelte ſie meine Aufmerkſamkeit. Sie war ein glänzendes Muſter indianiſcher Schönheit, mit ſo regelmäßigen Zügen, ſo mangelloſen Umriſſen der Geſtalt, daß man wirklich an ein griechiſches Gebilde erinnert wurde. Sie beſchäftigte ſich emſig mit einer Arbeit, und auf meine Frage, warum ſie ſich nicht an die übrigen Dorfmädchen anſchließe, welche ich in dem Bache drunten ſich mit Baden vergnügen ſah, erwiederte ſie, daß ſie mit ihrem Brautkleid beſchäftiget ſey, indem nächſten Sonntag ihre Hochzeit Statt finde. Schon bedauerte ich, daß ich Nichts bei mir hatte, was werth geweſen wäre, einen Platz in der bräutlichen Ausſtattung einzunehmen, als mir plötzlich einfiel, daß ſich in meinem Mantelſack ein rothes Halstuch mit breiter goldgeſtickter Einfaſſung, das Andenken einer Verwandtin meines eigenen Hauſes, befand. Ich nahm es aus dem Winkel, in welchem es ſeit meiner Abreiſe von England gelegen, hervor, und überreichte es dem Mädchen. Ihr ſchwarzes Aug tanzte vor Freude, und mit einem wilden Ausruf kindiſcher Luſt rannte ſie von der Hütte an den Bach,

wo sie das Tuch triumphirend vor ihren Gespielinnen wehen ließ. Alsbald war das Vergnügen des Bades von der ganzen Truppe vergessen, die dicht gedrängt herbei eilte, mir einen Besuch zu machen. Ein bunt geflickter Beutel nahm ihre Bewunderung mächtig in Anspruch. Endlich gab sich Befehl zur Abreise. Meine junge Wirthin und zwei ihrer Freundinnen begleiteten mich eine ziemliche Strecke weit, bis ich zuletzt selbst genöthigt war zu bitten, daß sie umkehren möchten.

Zwei Stunden vor Mitternacht langte ich in der Wohnung des Kommandanten von Peria an. Nachdem ich ein treffliches Mahl eingenommen, mußte ich die Rolle eines Zeitungblattes spielen, denn nicht minder neugierig als die Nordamerikaner sind auch die Brasilianer, wie dieser Zug jedem Kolonistenvolk, als Ergebniß seines im Ganzen doch einförmigen Lebens, anklieben mag. Noch größer aber als die Neugier ist die Eitelkeit. Sehr oft wurde ich an Orten, die viel zu unbedeutend sind, um auf einer Carte angemerkt zu werden, gefragt: „was hält man von uns in England?" Im Haus des Kommandanten traf ich einen Portugiesen, mit welchem ich am folgenden Morgen in einem Kanoe nach der Facenda St. Ignacio fuhr. Ich war so außerordentlich ermattet, daß ich, sobald ich mich in dem Fahrzeug befand, in Schlaf sank, und nicht erwachte, bis wir am nächsten Tag bei der Facenda anlangten. Es war ein einsames Haus, inmitten eines großen Meores. Nie sah ich ein stärkeres Bild der Oede, und hier sollte ich drei volle Tage — die langweiligsten die ich je verlebt — zuzubringen; denn die Pferde meines Führers waren nicht im Stand, sogleich aufzubrechen. Am Abend des dritten Tages, als ich eben vom Schießen zurückkehrte, mit welchem ich mir die Zeit Etwas zu vertreiben gesucht, fielen meine Augen beim Eintritt in das Haus auf ein Buch. Begierig streckte ich die Hand nach diesem Schatz, welcher sie jedoch beim Oeffnen als nichts Weiteres, denn „die Geschichte Karls des Großen und seiner zwölf Pairs" ergab. Trotz dem Ausspruch des Cervantes, que no ay libro tan malo, que no tiene algo de bueno wär ich über dem Lesen beinah eingeschlafen, hätte meine Aufmerksamkeit nicht durch ein lebhaftes Gespräch zwischen meinem portugiesischen Reisegefährten und dem Bewohner der Facenda eine andre Richtung genommen. Erstrer war in England gewesen und ergoß sich in warme Lobsprüche über die Vergnügungen eines englischen Bierhauses. Durchs Netzwerk meiner Hängematte sah ich, wie das Gesicht des Hirten bei der Erzählung des Portugiesen ordentlich wie Kupfer vor einem Ofen glühte. „Corpo de Deos!" rief er, „welch ein Land! welch ein Land! Nichts über ein Land, das nach Theer riecht!" womit er zweifelsohne ein erhabnes Lob des Handels und der Manufakturen ausdrücken wollte: „Was mag wohl diesen jungen Engländer veranlaßt haben, seine Heimath zu verlassen und durch diese unwirthlichen Einöden zu reisen?" Mit der Miene eines großen Geheimnisses, und sich gegen die Hängematte wendend, ob ich auch wirklich schliefe, erwiederte der Portugiese sehr emphatisch: „Der Schmetterlingsfang." Ich hatte ihm nämlich, da ich ihn den wahren Grund meiner Sendung nicht wissen lassen wollte, gesagt, ich hätte die Reise um der Naturgeschichte willen unternommen. Dem Hirten dünkte ein solches Unternehmen so wunderlich, daß, nach mehreren nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen auf meine Kosten, die beiden Edeln endlich darüber einkamen, ich müsse entweder ein Einfaltspinsel, oder ein Wahnsinniger, oder gar Beides zusammen seyn.

Skizzen aus dem türkischen Asien.

5) Amassia.

Die Fanarioten. Ein Harem.

(Schluß.)

Man hat das Verdienst dieser Fanarioten, und ihren Werth für die Gesandtschaften und den Verkehr in Konstantinopel wirklich zu gering angeschlagen. Von Kindheit an gewöhnt mit den Türken zu leben, mit deren Sprache und Sitten vollkommen bekannt, setzten sie die Maßregeln, welche sie in Vorschlag brachten, gewöhnlich durch. Sie waren das eigentliche Bindemittel zwischen Europäern und Asiaten. Jeder Gesandte in Konstantinopel suchte sich Anhänger unter denselben zu gewinnen; sie wußten Hindernisse wegzuräumen, welche für die Franken unübersteiglich gewesen wären, und schluckten die Demüthigungen ohne Murren hinab, welchen Jeder ausgesetzt ist, der unmittelbar mit den Türken zu thun hat, was auch sein Rang und Charakter seyn mögen. So hat denn die Vernichtung des Fanars der europäischen Politik große Schwierigkeiten in Weg gelegt, und es ist nicht zu verwundern, daß von da an die Unterhandlungen mit der Pforte selten glücklich waren, sondern vielmehr, daß sie nur noch auf ehrenhafte Weise abgemacht werden konnten.

Ein Bewohner Amassias schlug mir vor, seine Frau zu besuchen, welche unpäßlich sey; obwohl die Pest in der Stadt herrschte, trug die Neugierde bei mir den Sieg über die Klugheit davon. Die Weiber Amassias gelten für die schönsten in der Türkei, und die Kranke stand wiederum unter diesen selbst im Ruf großer Schönheit. Der Gemahl hieß Jussuf Aga, hatte früher in Konstantinopel gewohnt und sich dort zum Mussellim von Amassia, seiner Vaterstadt, machen lassen; als jedoch der Pascha, welcher ihn eingesetzt, wegkam, büßte er seinen Posten ein und war jetzt nur noch Ayan. Im Augenblick, wo er den Befehl in der Stadt verlor, verlor er auch den Befehl im Hause, wo seine Frau jetzt als Alleinherrscherin regierte. Sie war eine Turkomanin und durch Ehrgeiz bestimmt worden, sich mit dem Mussellim zu verbinden, der ihr ein reiches Leibgedinge aussetzte, wozu er später noch das bedeutende von seinem Vater ererbte Vermögen fügte. Als dagegen er selbst seines einträglichen Postens entsetzt wurde, ließ ihm seine Frau nur Wenig zu seinem Unterhalt verabreichen. Ich sah sie stralend von edeln Steinen, während der arme Mann ein schmutziges, schlechtes Gewand trug. Mehrere Negersclavinnen bedienten sie, während er nicht einmal einen Sklaven besaß, der ihm seine Tabakspfeife getragen hätte. Eh wir in das Harem eintraten, hieß mich der Patron im Hofe warten, und erst als man im Innern alle Vorkehrungen getroffen, führte man mich dahin. Das Frauen-

Digitized by Google

gemach war ganz nach Art der Zimmer der Männer eingerichtet. Ein Geländer befand sich am Ende desselben, bei welchem die Dienerinnen standen; die Herrin saß in der Ecke eines Sofas, neben dem Fenster; am Eingang war ein kleiner Raum, wo man die Pantoffeln ablegte. Die Dame ließ sich weder durch meine noch ihres Mannes Gegenwart aus ihrer behaglichen Ruhe bringen; ein schöneres Weib konnte man nicht leicht sehen; Armbänder und Halsgeschmeide waren mit Smaragden besetzt; ihr Kleid bestand aus goldgesticktem Sammt; ihre Pfeife glänzte von Diamanten. Eine Menge Edelsteine schmückten ihre Finger und das Schloß ihres Gürtels. Sobald ich Platz genommen, befahl sie ihren Negerinnen mir eine Pfeife und Kaffee zu bringen, und klagte mir ihre Leiden, die mir jedoch eher in der Einbildungskraft zu liegen, als wirklich begründet zu seyn schienen. Ich rieth ihr körperliche Bewegung und Luftveränderung. „Das ists!" sagte sie; „ich bin die Tochter eines Kurden, eines Kriegers; ich kann Berge erklimmen, ein Roß bändigen; sonst streifte ich frei im Feld umher, und hatte nicht diesen Schleier nöthig, wenn ich ausgehen wollte; — was braucht eine ehrenhafte Frau überhaupt einen Schleier? Ja, damals lebte ich, damals athmete ich! Jetzt muß ich mich verstecken, langsam und ernsthaft einhergehen, mich von einer Schaar Sclavinnen begleiten lassen, um dumme Türkenweiber zu besuchen, mit welchen ich zu leben gezwungen bin. Ja, die Luft wird mir wohl thun, und vor Allem die Freiheit!" Der Mann hörte meine Vorschrift weit nicht mit so viel Vergnügen, als die Frau; sie bemerkte Dieß und hieß ihn barsch noch mehr Kaffee bestellen, und wieder kommen, wenn man ihn rufen würde. Er ging hinaus und ließ uns allein. „Du siehst wohl das alte Thier," hub sie von Neuem an; „schau, das ist eigentlich die Ursache meiner Krankheit, und diese Krankheit ist nichts Anderes, als der Widerwillen ihn um mich zu haben. Das Glück hat ihn verlassen, und kann man aufgelegt seyn, mit einem Mann zu leben, der ohne Ansehen und Macht in der Stadt ist, und Nichts zu kauen hat? Meine Seele, gäb es kein Mittel, das mir ihn aus den Augen brächte? Du bist der Fürst aller Aerzte, der Ausbund aller Doktoren: solltest Du keine Arznei besitzen, die mich mit Gottes Hülfe von ihm erlöste? Dann kehrte ich ins Freie zurück, wo ich mich so wohl befinde: ich führte das Leben wieder, an welches ich in meiner Jugend gewöhnt war, und ich verließe diese Stadt, welche Gott zerstören möge!" So schwer es Einen auch ankommt, einer Frau, welche mit der Schönheit eine rührende Stimme und ein holdes Lächeln verbindet, eine Bitte abzuschlagen, so war ich doch nicht versucht, zu dem genannten liebevollen Vorhaben behülflich zu seyn. Ich begnügte mich, ihrem Mann nochmals ihre Versetzung aufs Land zu empfehlen. — Zugleich sieht man übrigens, wie falsch im Allgemeinen unsre Vorstellungen über den Zustand der Weiber in der Türkei sind. Ich hatte oft Gelegenheit in die Harems zu kommen, und habe weder außerordentliche Aengstlichkeit der Männer, noch sklavische Behandlung der Weiber bemerkt, vielmehr haben diese in ihrem Haus so viele Gewalt, als bei uns; sie herrschen oder gehorchen, je nach ihrem Geist und ihrem Charakter, und selbst die Verschleierung ist für sie keine lästige Nothwendigkeit, sondern eine Landessitte, in welcher sie erzogen sind, und welche ihnen daher nicht sehr zuwider zu seyn scheint.

Ueber die rabbinische Literatur und den Sohar besonders.

Von Ludwig Wihl.

Die Gleichgültigkeit gegen die rabbinische Literatur dürfte wohl niemals fühlbarer gewesen seyn, als grade in unsern Tagen, wo so viel Zeit und Fleiß auf das Studium der morgenländischen Literatur im Allgemeinen und der hebräischen insbesondere verwandt wird. Aeußere Gründe, wie z. B. Schwierigkeit der Sprache, in welcher die rabbinischen Werke niedergeschrieben sind, können schwerlich als das wahre Hinderniß an dem Aufleben dieser Studien angesehen werden, da die Wissenschaft solche Schwierigkeiten keineswegs scheut; es müssen demnach innere Gründe vorwalten, denen zufolge diese Forschungen für überflüssig, oder gar für nachtheilig erachtet werden. Allen jedoch, die unter solchem Vorwand die rabbinische Literatur vernachlässigen, ist in der sehr empfehlungswerthen Schrift: Etwas über die rabbinische Literatur, von Leopold Zunz (Berlin 1818) das Irrige ihrer Ansicht hinreichend nachgewiesen.

Wie aber, wenn beim jüdischen Volke selbst die Liebe zu seiner Literatur erkaltet, wenn es selbst an seinen heiligen Quellen sich zu laben verschmäht? Und doch stehen — Wer möchte es in Abrede stellen — die heutigen Juden hinsichtlich ihrer geistigen Ausbildung im Allgemeinen höher, als die der vergangenen Zeit! Allerdings! Allein Männer, welche sich mit der rabbinischen Literatur längere Zeit beschäftigt haben, werden einen solchen Wendepunkt der Bildung oder vielmehr Verbildung beklagen, und als eine Verirrung des Volksgeistes ansehen.

Unter diesen Umständen mußte die Nachricht von der Uebersetzung des Talmuds aus Auftrag Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus von Rußland höchst erfreulich seyn.

Nicht minder wichtig aber dürfte die Bearbeitung des Sohar, wenn sie sich ebenfalls der Beförderung und Unterstützung eines hochherzigen Fürsten zu erfreuen hätte, für die Wissenschaft werden. Der heutige Standpunkt der philosophischen Wissenschaften erheischt eine genauere Kunde desselben; und die Bearbeitungen einzelner Stücke und Stellen, wie sie in früherer Zeit von Gelehrten geliefert worden sind, können jetzt keineswegs mehr befriedigen. Wen sollten folgende Worte eines Mannes, in welchem unsre Zeit ihren größten Philosophen verehrt, nicht ermuntern und anreizen?

„Ich *) weiß nicht, welche Meinung gerade in Lehrbüchern oder anderen nach herrschenden Ansichten eingerichteten Schriften über die jüdische Philosophie oder Kabbala angenommen ist; aber so Viel getraue ich mir aus noch ziemlich oberflächlicher Bekanntschaft mit derselben zu beweisen, daß sie Trümmer und Ueberbleibsel enthält, sehr entstellte, wenn man will, aber doch Ueberbleibsel jenes Ursystems, das der Schlüssel aller religiösen Systeme ist, und daß die Juden nicht ganz unwahr reden, wenn sie die Kabbala für Ueberlieferung einer Lehre ausgeben, die außer der in den schriftlichen Urkunden

*) Schelling. Ueber die Gottheiten von Samothrace S. 108, Anmerk. 113.

vorhandenen, geoffenbarten (eben darum offenbaren), als umfassenderes aber geheimes, nicht allgemein mitgetheiltes noch mittheilbares, System vorhanden war. Sehr erwünscht muß daher dem Kenner die eben von Wien kommende Ankündigung eines hebräisch-rabbinischen Werks erscheinen, das alle Lehrmeinungen des Ben Jochai, Verfassers des eben so berühmten als wichtigen Werkes Sohar, aus den Quellen zu sammeln verspricht. Möchte ein jüdischer oder andrer Gelehrter Unterstützung genug finden, den ganzen Sohar herauszugeben und auch andre Quellen zu öffnen!.... Die hebräische Sprache und Schriften, zuvörderst des A. T., in welcher die Wurzeln der Lehre und selbst der Sprache aller alten religiösen Systeme bis in's Einzelnste deutlich erkennbar sind, liegen unerforscht. Sehr zu wünschen ist, daß diese ehrwürdigen Denkmäler bald aus den Händen bloßer Theologen in die der reinen Geschichtsforscher übergehen, da sie hoffen dürften, dieselbe unbefangene Würdigung zu erfahren, und als Quellen doch wenigstens eben so viel zu gelten, als die homerischen Gedichte oder Herodots Erzählungen."

Unbefangen, frei von allem Vorurtheil, fern von allem egoistischen Wesen, streng und gewissenhaft in der Behandlung des Stoffes muß der Bearbeiter der kabbalistischen Bücher seyn, in welchen nicht selten unerwartet tiefe Philosophie des Geistes mit Zerrgebilden einer zügellosen Phantasie verwebt und verkettet, ungefähr wie in den religiösen Schriften der Hindu, gefunden werden. Wie hingeworfene, zerstreute sibyllinische Blätter erscheinen die einzelnen Bemerkungen in denselben, die oft nur durch eine glückliche Divination verbunden und enträthselt werden können. Was Cassandra im Agamemnon des Aeschylus dem Chor, der ihre Weissagung über Klytemnästras Gräuel nicht verstand, auf die Worte:

Καὶ μὴν ἄγαν γ' Ἕλλην ἐπίσταμαι φάτιν

antwortet; das kann fast in gleichem Maß von jenen gesagt werden:

Καὶ γὰρ τὰ Πυθόκραντα δυσμαθῆ δ' ὅμως.

(Schluß folgt.)

Krebsschaden von Frankreich und England.

Ein französischer Geistlicher, in der Gegend von Auxerre, hat kürzlich die Jungfrauen seines Dorfes folgendermaßen apostrophirt: Lieben Kinder, einst tanzten Bursche und Mägdelein zusammen auf dem Rasen beim Geigengefiedel, kömmt unser Herrgott vorbeigegangen zweihundert Schritt davon. Und er dreht sein Haupt seitwärts. Und er stopft sich die Nase zu, und macht sich auf beschleunigten Schritts. Und eine halbe Viertelstunde weiter, da lag ein Aas. Und es verbreitete um sich einen gar verpesteten Geruch. Der Herrgott geht in der Nähe vorüber, und dreht nicht das Haupt, und stopft nicht die Nase, und geht seinen Weg, gradaus, Schritt für Schritt.

Jedwedes Land hat seinen Krebsschaden. Denn Mellish will der Frau Streeter, sie ist die Dato Obsthändlerin in der englischen Stadt Brighton, eine Lieferung Nüsse senden zu einem gewissen Preis. Die Lieferung kömmt zu Stande, aber Mellish ist Duverard, und die Augen der Streeter wollen sich nicht überzeugen, daß die Nüsse der Muß gleichen, welcher sie gleichen sollten. Prozeß. Mellish gewinnt, 1 Pfund Sterl. für die Waare, 1 Schilling für Porto. Ueberdieß will der Advokat Mellish's von der Streeter 41 Pfund 1 Schilling (500 Gulden) für seine Mühe haben; das Gericht sagt: seyn Sie so gut und nehmen Sie vorlieb mit 28 Pf. 7 Schill. Der Advokat der Streeter verlangt von ihr eben so viel. Die Obsthändlerin muß 58 Pf. 14 Schill. bezahlen, nicht zu erwähnen der erwähnten 1 Pf. 1 Schill., sage sechs bis siebenhundert Gulden.

Ein anderer französischer Geistlicher hat sich vor einigen Tagen geweigert, einen verrückten Todten begraben zu lassen. Was war zu thun? Ein Verwandter nimmt sich des Todten an, was nicht Jeder thut, und bittet um eine Beerdigung zweiter Klasse (enterrement de deuxième classe), welche Bitte ihn bei vierhundert Gulden kostete — das war gewiß kein Erbe. Der Geistliche läßt sich ein Certificat vom Arzte ausstellen, der Selbstmörder sey verrückt gewesen und auf eine so pompöse Beerdigung war der Todte sicher nicht gefaßt. Die Geistlichkeit begleitete ihn bis zum Kirchhof, weil Molière prophezeit: Il est avec le ciel des accomodemens.

Zu Berlin hat sich Einer in einen Brunnen geworfen und wurde in allen Ehren bestattet. Er war reich. Daselbst hat sich ein Toller aufgehenkt, und wurde ohne de profundis auf einem Karren nach dem entlegensten Winkel des Kirchhofs geschafft. Er war arm. Als ob es Molière nicht prophezeit hätte?

In Algier ist, beiläufig gesagt, der Oberschatzmeister Brahan ein alter Seeräuber; der Oberfeldherr Buchsaga ein türkischer Deserteur; dem Justizminister hat man den Spitznamen Soco gegeben, d. h. wahnwitzig — Was will das offizielle britische Blatt, der Courier, damit sagen?

Nach einer auf Befehl des Unterhauses gedruckten Urkunde haben in London seit dem Frieden 60,991 Mann fallirt. Denn hoch steigen heißt tief fallen.

Der Gerichtshof zu Rouen endlich glaubt einen Krebsschaden geheilt zu haben. Die frühere Instanz wollte einen Buchdrucker zwingen, wider seinen Willen ein Journal zu drucken, der Redakteur freute sich und hoffte auch auf den k. Gerichtshof, der ihn aber am 1 April in den April geschickt hat. Der Redakteur ist obendrein auf lange Zeit mystifizirt, so lange bis dem incurablen Krebsschade durch die Staatschirurgen der Chambre des Députés vorgebeugt wird. Das Gesetz sagt: Jeder Franzose hat das Recht, ein Blatt herauszugeben. Das Gesetz sagt ferner: Der Drucker ist verantwortlich. Das Ministerium sagt obendrein dem einzigen Drucker eines kleinen Orts: Heute kannst Du drucken, aber nicht morgen, Wir nehmen Dir Dein Brevet weg. Bei einer so beklemmenden Sache hat Der Recht, welcher zuletzt kommt, und da der Drucker an den k. Gerichtshof appellirte, so gewann er. Darum ist Rouen kein Abdera, aber das französische Gesetz ist eine Berggrube, Gold und Schlacken unter einander. Die heterogensten Gesetze nagen an dem Wohl der französischen Bürger und zeigen die Nothwendigkeit der Kammern, welche berufen sind, die verschiedenartigen Bestandtheile durch Verschmelzen in Eintracht zu bringen, oder vielmehr das Gold von den Schlacken zu läutern.

Talleyrand über den gegenwärtigen Zustand von Frankreich.

Talleyrand soll sich über die gegenwärtigen politischen Absperren von Frankreich folgendermaßen geäußert haben: „Des Morgens," sagte er, „glaube ich an die Auflösung der Kammer, des Nachmittags ändre ich meine Meinung, und des Abends habe ich gar keine Meinung."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 131. 11 May 1830.

Ueber Champollions Reise in Egypten.

Schreiben des Prof. Hippolyt Rosellini an den Herausgeber der Antologia Giornale von Florenz.

Die von Champollion selbst nach Frankrich geschickten Berichte gehen bis Biban-el-Moluk, wo wir gegen Mitte des Märzes von Luqsor aus anlangten. Ich fasse den Faden von hier auf, Ihnen unsre Entdeckungen bis zur Rückkehr nach Alexandria zu beschreiben. Dieß soll die erste Abtheilung gegenwärtigen Briefs bilden; die zweite wird Ihnen die Hauptergebnisse der ganzen Unternehmung darlegen.

Nachdem wir gegen Mitte des Märzes die Barken, welche uns vom ersten Katarakt bis Theben gebracht, verlassen, schieden wir von Luqsor und begaben uns in die verödete Gegend von Biban-el Moluk, welche die thebanischen Könige, besonders diejenigen von der 18 und 19 Dynastie, zur ewigen Wohnstätte ihrer Leichname erwählt hatten. Die Umgebung von Biban-el-Moluk ist ein enges, vielfach gewundenes Thal, das mit seinen durchflochtenen Armen wie ein Mäander aus- und zurückläuft; dürr und glühend wie der Himmel darüber; wüste durch das Gebröckel des abgestorbenen Berges, welches sich in den engen Pfaden anhäuft; trübselig durch schwarze Streifen von Kieselagern, welche da und dort das durstige Weißgrau der Kalkfelsen unterbrechen. Im innersten Schoß des Thales, welches der höchste, ganz abschüssige und steile Theil des Berges schließt, befinden sich zu beiden Seiten und im Hintergrund zwanzig Königsgräber, sehr tief und breit in den Fels gehauen, zu welchen man durch eine geräumige viereckige Thür gelangt.

Die Sonne war erst seit wenigen Stunden aufgegangen, als ich mit Dr. Ricci und einem Theil der Karawane in diesem Thal anlangte, um den andern Gefährten ein Obdach gegen die Hitze bereiten zu lassen, welche, trotz der noch nicht weit vorgerückten Jahrszeit, und der frühen Stunde, bereits auf 36 Grad gestiegen war. Ein König aus der 19 Dynastie bot in seinem prächtigen Grabmal eine kühle Zufluchtsstätte. Schon nach wenigen Stunden nahmen die Betten und das Gepäck beider Expeditionen *) einen Theil des vorderen Gangs dieser seltsamen Behausung ein, die zugleich so prächtig und bequem war, wie ich wohl nie wieder eine erhalten werde, besonders unter diesem glühenden Himmel. Zwei Zelten vor dem Thor boten unsern Janitscharen, den arabischen Sclaven und den Wachen einen Aufenthalt. Ein anderes durch die Zeit sehr zerstörtes Grab nahm unsre Küche auf.

So eingenistet begannen wir unsre Arbeiten in den Königsgräbern. Kaum läßt sich die Vielfachheit und Seltsamkeit der sinnbildlichen Darstellungen, welche in gemalten Bas-Reliefs die Wände der Gänge und Säle bedecken, mit Worten beschreiben. Die Lebhaftigkeit der Farben, der Glanz der Glasur, welche hell beim Licht der Fackeln stralen, deren man sich in der dichten Finsterniß der Gemächer durchaus bedienen muß, erfüllen Jeden mit Staunen, welcher die Zahl der Jahrhunderte bedenkt, die diesen Schimmer nicht zu zerstören vermochten.

Unsre Zeichner waren insgesammt beschäftigt, die merkwürdigsten Gemälde in den Farben der Originale nachzubilden, während Champollion und ich die zahllosen symbolischen oder funerarischen Inschriften kopirten, welche den Bas-Reliefs beigefügt sind. Inschriften und Gemälde sind aber — nicht sowohl in Folge der Anordnung des Ganzen, als des Sinns und der Bedeutung der dargestellten Gegenstände — so unter einander geworfen, daß wir genöthigt waren, die Wände ihrer ganzen Länge nach in verjüngtem Maßstab aufzunehmen, und den Gebilden ihre Farben beizufügen, welche bei dieser Art von Darstellung nicht sowohl zum Schmuck dienen, als vielmehr gewisse Merkmale hinsichtlich der Eigenschaft und Natur der dargestellten Dinge ausdrücken.

War unsre Arbeit hier durch die weit leidlichere Temperatur weniger gefahrvoll, als sie es in der Höhle von Ibsambul gewesen, so war sie andrerseits viermal so lang und kostete weit mehr Mühe.

Das Ganze dieser sinnbildlichen Darstellungen ist, um mich so auszudrücken, ein astrologisches Drama, oder genauer gesagt, ein Gemälde des Tag- und Nacht-Weges der Sonne, nach den Sagen der egyptischen Sonnenlehre. Der Vergleichungspunkt liegt in der Aehnlichkeit zwischen dem Lebenslauf eines Königs und der Tagesbahn der Sonne, und zwischen der Wanderung der Königsseele in der Unterwelt und der Bahn der Sonne durch die jenseitige Himmelskugel.

Unter denjenigen Hieroglyphenschriften, welche keinen Bil-

*) Der französischen und toskanischen.

dern beigefügt sind, zeichnet sich vor allen das „Bekenntniß" aus, eine der gewöhnlichen Leichenfeierlichkeiten. Dasselbe ist negativer Art: der Verstorbene ruft Mann für Mann die 42 Richter des Amenti (der egyptischen Unterwelt) auf, und bekennt jedem derselben, daß er dieser und dieser Schuld, deren bestimmter Rächer der Aufgerufene zu seyn scheint, sich nicht theilhaftig gemacht habe. Man wird neugierig seyn, zu erfahren, welcher Art die abgeleugneten Verbrechen seyen, es ist hier aber noch nicht der Ort, wo ich auf diese Frage befriedigend antworten kann. Einstweilen genüge zu wissen, daß neben denjenigen Handlungen, welche von den Menschen allenthalben als verbrecherisch angesehen worden sind, man auch auf solche stößt, deren Sündhaftigkeit auf Lehren und sittlichen oder religiösen Vorstellungen beruhte, die den Egyptern eigenthümlich zukamen.

Die Decke der großen Säle, wo der Sarkophag mit der königlichen Mumie niedergesetzt wurde, sind mit Bildern von wahrhaft zauberischer Wirkung geschmückt: gewaltige und seltsame astronomische Darstellungen, größtentheils in Bezug auf den Thierkreis, in so lebendigem, reinem Gelb gemalt, daß sie beim Fackellicht wie Gold auf einem Grund von Kobalt oder Ultramarin strahlen! Auf diesen großen Himmelsgemälden finden sich die Namen und Gestalten vieler Sternbilder, und häufig auch die astronomische Rechnung, welche über Monat, Tag und Stunde ihres Aufgangs, ihres Meridians und ihres Untergangs in verschiedenen Jahreszeiten Aufschluß giebt.

Ueber zwei Monate verstrichen uns, diese reiche, kostbare Ernte der Königsgräber zu sammeln, obwohl wir täglich zwölf bis vierzehn Stunden darauf verwandten. Bereits hatte der Juni begonnen, als wir endlich das düstere Thal der Todten verließen. Wieder begrüßten wir den Nil; die Palmen, die Sikomoren, die Mimosen, und das wenige Grün, welches hier und dort das doppelte Ufer bekleidet, das einst der Sitz von Theben war. Unser Aufenthalt wurde indessen damit nicht viel heiterer, denn genöthigt, in der Nähe der alten Gebäude zu bleiben, mußten wir unsre Herberge in einer Art Hütte aufschlagen, welche ein Agent des Hrn. Anastasy, schwedischen Generalconsuls, uns überlassen hatte. Diese Hütte oder Laube lag am Abhang des libyschen Gebirgs mitten in der alten Nekropolis von Theben. Schädel, Arme, Beine und andre Knochen zerstörter Mumien zogen rings umher einen schauderhaften Kranz, und das Gerölle des dürren Bergs vermischte sich mit dem schwarzen Staub des von den Arabern zerbröckelten Asphalts, welche in den Bäuchen der ausgegrabenen Leichen gierig nach Gold gesucht hatten. Champollion war mit Zweien der Seinigen in den Königsgräbern zurückgeblieben, um dort noch ein Geschäft zu beendigen: so führte denn ich die beiden Expeditionen nach dem königlichen Palast von Medinet-Abu, und wies den Zeichnern ihr Tagewerk an. Mittlerweile brannte Thebens Sommergluth heftiger und heftiger; aber der Nil, täglich mehr von seinem befruchtenden Wasser angeschwellt, wirkte so wundersam auf die Atmosphäre und auf uns, daß wir ohne sonderliche Beschwerde eine Hitze von fünfzig und mehr Graden zu ertragen vermochten. Das Chamunil, wie die Araber einen Hautausschlag nennen, welcher mit dem Wachsen des Nils zum Vorschein kommt, und um sich greift, zeigte sich, wie das vorige Jahr, und zwar stark genug, um uns beschwerlich zu fallen, so daß wir das Bedürfniß, mit Sonnenuntergang ein langdauerndes Bad im Nil zu nehmen, jedesmal sehr stark empfanden. Die Araber hörten nicht auf zu wiederholen, daß wir uns der Gefahr aussetzten, in den Rachen eines Krokodils zu gleiten; aber da wir ihr lügenhaftes Wesen und ihre Neigung, Einen gern in Angst zu setzen, kannten, so ließen wir uns jene Besorgniß wenig angelegen seyn, und glaubten jede Gefahr dadurch aufzuheben, daß wir, eh wir in den Fluß tauchten, unsre Pistolen über dem Wasser losschossen. Und wirklich, sey es nun Folge dieser Vorsichtsmaßregel gewesen, oder greifen die Krokodile, was auch die Araber hierüber sagen mögen, die im Nil Schwimmenden überhaupt nicht an, nie störte ein Unfall solcher Art unsre lieblichen Abkühlungen. Durch sie war es uns möglich, in Nächten von 36 Grad Wärme einige Stunden lang zu schlafen.

Auf dem westlichen Theil des alten Thebens fanden wir zuerst, durch unwiderstreitbare Zeichen, das bekannte Grabmal des Osimandias auf, das von Diodor von Sicilien so umständlich beschrieben wird, und somit konnten wir uns der Einerleiheit jenes berühmten Königs mit Rhamses dem Großen, welchen Champollion für den Sesostris gehalten hatte, vollkommen vergewissern, wie denn überhaupt die Untersuchung der großen Denkmale uns Gelegenheit gab, die bisher angenommene Reihenfolge der Pharaonen, und besonders diejenige der achtzehnten Dynastie, vielfach abzuändern und zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Fortsetzung.)

„Allein" rufen die französischen Liberalen aus, „wozu überhaupt ein auswärtiger Fürst oder Präsident? Warum entfernt man nicht lieber jeden fremden Einfluß und läßt die Griechen eine Republik bilden, mit einer Centralautorität wie in dem alten Rom oder einem Föderalsystem wie in der jetzigen Schweiz?" Nichts widersinniger als ein solcher Vorschlag für Griechenland, so wie es gegenwärtig ist. Da in einem Freistaat die Leitung der Geschäfte der Masse anheimfällt, so muß die Masse vorher unterrichtet seyn, ehe sie sich damit füglicher Weise befassen kann. Diejenigen, die den Griechen republikanische Formen empfehlen, vergessen die Unwissenheit, die sittliche und geistige Entartung des Volks. Mit einem Föderativsystem gewänne Griechenland Nichts, als daß es muselmännische Unterdrückung gegen eine heillose Anarchie oder eine barbarische Oligarchie von Banditen und Geächteten umtauschte. Jeder winzige Häuptling, der sich früher, umgeben von seinem Stamm oder seiner Bande, in seiner Bergfeste von Raub nährte, hätte bald wieder einen Anhang um sich versammelt, um seinen Nachbarn einen ewigen Krieg

zu erklären. Die Primaten oder Codschia-Baschis *) von Morea, die verdorbensten der Menschen, dürften nur die Gewalt in die Hände bekommen, so müßten Städte und Dörfer ihrem tyrannischen Egoismus fröhnen. Eine Oberregierung, welche im Stand wäre, den Feindseligkeiten der Parteien zu begegnen und den Frieden im Land aufrecht zu erhalten, ließe sich nicht denken. Die Mainoten unter einem Häuptling, dessen Autorität von hundert Unteranführern anerkannt wird, würden aus ihren unfruchtbaren Lagerstätten an den Seiten oder in den Schluchten des Taygetus herabsteigen, um sich Beute zu holen aus den reichen Ebenen an den Ufern des Eurotas und Pamesus, wo ihnen nicht länger die Waffen türkischer Garnisonen entgegenblitzten, und die Landschaften im Norden von Morea würden sich ähnlicher Besuche von den Rumelioten des Pindus oder den Bergbewohnern Thessaliens zu erfreuen haben. Griechenland fehlt es an allen Elementen einer Föderativverfassung, namentlich an Männern, die mit der Kenntniß der Verwaltung die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, verbänden. Einige Griechen aus Konstantinopel, die unter den Fürsten der transdanubischen Provinzen angestellt waren, oder sich auf ausländischen Schulen und auf Reisen in Westeuropa bildeten, bieten sich durch ihre Talente zu Staatsbedienstungen dar; aber sie werden von den Localhäuptlingen mit Eifersucht betrachtet und dürften darauf rechnen, daß an dem Einfluß derselben alle ihre Verbesserungspläne scheitern müßten. Keiner von ihnen hat sich durch eminente Thaten im Kampf, oder Verdienste im Rath, in der Revolution emporgeschwungen, in Keinem von ihnen hat sich die Revolution gleichsam personificirt. Aller moralischen oder physischen Kraft ermangelnd, würden sie nicht sechs Monate das Regiment in Händen haben. Der Versuch wurde bereits öfters gemacht, schlug aber jedes Mal fehl. Was half es, daß man Generalcongresse hielt, und Regierungsformen entwarf, die nicht eingeführt werden konnten? Das eine Mal liegt die gesetzgebende im Zwist mit der vollziehenden Gewalt, ein ander Mal ist die Gesetzgebung unter sich getheilt und zerfällt in zwei erboste Factionen, ein drittes Mal richten die verschiedenen Abtheilungen der Truppen, sogar in der nehmlichen Garnison, die Waffen gegen einander. „Keinen Gelderwerb," sagt Fontanier, „verschmähten die Obersten der Klephten und Pallikaren. Auf offenem Markt treiben sie mit ihrer Kriegsmunition einen schnöden Handel: die Waffen, die für die Vertheidigung ihres Vaterlandes geführt, das Brod, mit dem die Krieger gespeist, der Zeug, mit dem sie bekleidet werden sollten, Alles war feil; ich sah Seeleute, die tapfer gegen den Feind fochten und die im Meerbusen von Lepanto sich einer Korvette bemächtigten und sie an Ibrahim zu verkaufen drohten, wenn man ihnen den Sold nicht auszahlte." Konnte kein Band des Vertrauens, kein Gefühl des Patriotismus, kein Sinn für Ordnung, keine Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit, keine Furcht vor der gemeinsamen Gefahr die Leidenschaften dieser Menschen zügeln, als noch ihre Rettung von ihrer Vereinigung abhing, wie will man erwarten, daß sie sich unter irgend ein vernünftiges Föderativsystem fügen, nachdem das allmächtige Prinzip der Eintracht, der Widerstand gegen den gemeinschaftlichen Feind, nicht mehr vorhanden ist? Vertrugen sich ja doch die Griechen in den gefeiertsten Epochen ihrer Geschichte nie lange mit einander. Hatten sie vor Alters keinen Föderativverband nach dem Muster der Schweiz, so hatten sie ihr Amphyktionengericht; aber trotz demselben erhoben sich Staaten gegen Staaten, Städte gegen Städte zu unversöhnlichem Streit; wir finden alle Namen und Charaktere von tiefgewurzelter Feindseligkeit, peloponnesische Kriege, heilige Kriege, Bürgerkriege.

„Allein," ruft wieder ein französischer Publicist aus, mit einer pedantischen Sentimentalität, welche widerlicher ist, als die unwissende Gleichgültigkeit unsrer englischen Landsleute, „was soll ein Schaugepräng von Feudalinstitutionen in Griechenland? Weiß man nicht, daß es ein Sparta an den Ufern des Eurotas giebt?" Die Alternative ist weder nothwendig, noch hat Sparta Etwas mit der Frage zu thun. Sparta ist daläugst vergessen, wo der Franzose es zu finden wünscht. Zu den Bauern und Hirten, welche im Schilf des berühmten Stromes sich lagern, oder seine Ufer anbauen, drang keine Sage von seinem Ruhm, die ihnen ihre Entartung vorwirft. Selbst seine Name ist den Eingebornen nicht bekannt und vor zwanzig Jahren konnte Hr. von Chateaubriand, der Landsmann unseres Publicisten, weder ein spartanisches Gebäude, noch einen spartanischen Bürger mehr entdecken. Als er auf der Stelle, wo Lacedämon stand, in einem Anflug poetischer Begeisterung den Namen Leonidas, des größten seiner Könige, aussprach, war selbst das Echo stumm. Aber bei seinem affektirten Schauder vor Feudaleinrichtungen in dem Laude Solon's und Lykurg's hätte sich unser Publicist erinnern sollen, daß jene verherrlichten Staaten unter den eisernen Stab der Barone des Abendlandes gefallen waren, lang zuvor ehe der Halbmond sie unterwarf; daß mehr als zwei barbarische Jahrhunderte lang italienische und französische Kreuzfahrer ihre Herrschaft auf ihnen aufgeschlagen hatten oder sich um ihre Besitzthümer stritten; daß Feudalherren ihre Vasallen mit homerischen Königreichen belehnten; daß in Athen ein Feudalherzog hauste, ehe diese Stadt das Leibgeding des schwarzen Eunuchen des Serails wurde, und ein Feudalfürst in Achaja, ehe ein Pascha seine drei Roßschweife in Morea aufpflanzte.

Ob wir aber gleich glauben, daß eine Föderativrepublik oder eine republikanische Verfassung überhaupt für den gegenwärtigen Zustand der griechischen Bevölkerung nicht tauge; daß Zerspaltung der Provinzen und hundert Usurpationen von Häuptlingen statt der Einen abgeschafften Tyrannei, und Schwäche nach Außen die

*) In diesem Urtheil stimmen alle Reisenden überein. Sir William Gell, der freilich sonst keine sonderliche Autorität ist, versichert, daß alle Primaten, mit denen er zu thun hatte, Schurken waren, und daß sie dieses Prädikat einander selbst beilegten. Auf ähnliche Weise äußert sich Suzo: indem er einen gewissen Primaten Namens Konakaris erwähnt, bemerkt er, derselbe sey die einzige respektable Person von dieser Classe in Morea gewesen. Die übrigen schildert er als schändliche, falsche, meuterische, gemeine Intrikanten. Die Kapitani waren in der Regel so schlecht als die Primaten. Die Meisten von ihnen hatten sich abwechselnd in türkischen Diensten oder im Aufstand gegen die Türken befunden und es kam ihnen daher auch später nicht darauf an, der Sache ihres Vaterlands bald zu dienen, bald sie zu verrathen.

unfehlbare Folge davon seyn würden, oder um mit den Worten eines Volks zu reden, welches die Last patrizischer Despotie fühlte, daß es auf multiplicatam servitutem, centum pro uno dominos factos hinausliefe, wobei die durch fremde Dazwischenkunft erlangte Unabhängigkeit, die Frucht so vieler Opfer, in beständiger Gefahr schwebte, wieder verloren zu gehen; ob wir gleich diese Folge so sehr als das Resultat jedes Versuchs, das Volk seinen verdorbenen Häuptlingen in die Hände zu spielen betrachten, daß wir nicht umhin können, von der Autorität der pariserLiberalen an diejenige Homers zu appelliren, welcher durch den Mund eines seiner Helden seinen Landsleuten ein Wort sagen läßt, das auf die jetzigen Tage eben so gut paßt, als auf die Zeit des trojanischen Kriegs:

Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη, εις κοιρανος εστω
Εις βασιλευς —

so sind wir damit keineswegs gemeint, uns gegen freisinnige Institutionen zu erklären oder gegen das Recht des griechischen Staats, über seine executive Gewalt durch eine Nationalversammlung eine Controlle auszuüben. Um so erfreulicher war es, von dem englischen Ministerium im Parlament zu vernehmen, daß der Prinz in diesem Punkt mit völliger Freiheit verfahren kann; und wir versehen uns zu ihm, daß eine seiner ersten Maßregeln die Ertheilung einer den Bedürfnissen und Wünschen seines Volks angemessenen Verfassung seyn werde.

(Fortsetzung folgt.)

Budjet der englischen Diplomatik.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Es giebt sieben Classen von Gesandtschaften. Die erste Classe bilden die Stellen in Paris, St. Petersburg, Wien, Madrid und Brüssel. Bei diesen fünf ist die Besoldung gleich — sie beträgt jährlich 11,000 Pf. St. Dazu kommen aber noch 4000 Pf. für die erste Einrichtung des Gesandten und 1000 Pf. jährlich für Hausmiethe. Der Gesandtschaftssekretär mit 1100 Pf. Gehalt und 400 Pf. Hausmiethe ꝛc., ferner was Reisen, Stafetten, Briefporto, Dosen, Douceurs und das ganze niedere Personal kostet, ist hiebei noch nicht inbegriffen. Ein Einkommen von 12,000 Pf. jährlich will schon in England, wo alle Artikel in ungeheurem Preise stehen, Viel heißen; es erscheint aber außer allem Verhältnisse zu der Lebensscala des Kontinents. Man nehme die üppigste Stadt des Kontinents — Paris: mit 300 Pf. wird sich hier zwar eine Familie kaum besser befinden, als in London — aber mit 3000 Pf. lebt sie so gut, als ob sie in London 6000 zu verzehren hätte; dieß kommt daher, daß, wenn die Lebensbedürfnisse in Paris auch nicht viel wohlfeiler sind, die Luxusgegenstände es sind. Das Verhältniß steigt nun in derselben Progression, so daß 12,000 Pf. in Paris 30,000 Pf. in London, d. h. dem Einkommen des Vicekönigs von Ireland entsprechen, während der Gesandte nicht, wie der Lord-Lieutenant — die Bürde einer Hofhaltung zu tragen hat und es wohl auch mit der Würde der Repräsentation nicht zu genau nimmt. Dieß versteht Niemand besser, als Lord Stuart, dessen Haus auf einen so lächerlich armseligen Fuß eingerichtet ist, daß die Engländer in Paris sich selbst über seine notorische Ungastlichkeit lustig machen. Freilich da die Regierung vor einiger Zeit ein Hotel in der Straße St. Honoré ankaufte, so fällt die Hausmiethe weg; allein das Haus braucht Möbel, Reparaturen ꝛc. und leicht kommen dann die Rechnungen auf 15,000 Pf. Auf jeden Fall kostet also der Gesandte mit seinem Sekretär im ersten Jahr 16,500 Pf. und in jedem folgenden 12,500 Pf. Aber, sagt man, die Vertretung des Landes bei fremden Höfen ist so wichtig, daß man sich's schon Etwas kosten lassen darf? Dieß ist sehr wahr — dann sollte man aber auch die tüchtigsten Männer wählen. Ob dieß geschieht, wenn es in neun Fällen von zehn — Pairs oder die nächsten Verwandten von Pairs sind, ist eine andere Frage; ja in neunundneunzig Fällen von hundert ließe sich behaupten, daß die Kandidaten für diesen Posten nicht unpassender gewählt seyn könnten. Und wenn die Herren ihre Anzahl Dienstjahre haben, so fordern sie eine Pension. Freilich eine Kleinigkeit! Im Jahre 1816, wo das diplomatische Budjet zum letzten Mal besonders zur Sprache kam, waren es bloß jährliche 50,000 Pf!

(Schluß folgt.)

Walter Colyton.

Unter den zahlreichen Nachahmern Walter Scott's ist nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland der Verfasser von Bramblestonhouse als der glücklichste anerkannt worden; bei dem Erscheinen eines neuen Werkes von Smith in derselben Manier — Walter Colyton, eine Geschichte aus dem Jahre 1688 (Walter Colyton, a tale of 1688, Lond. 3 vols. 8.) — wissen wir daher zum Besten unserer Leser wenig Mehr zu bemerken; es müßte denn seyn, daß die englischen Kritiker Walter Colyton den Vorzug vor manchen anderen Werken desselben Verfassers geben, daß die ganze Erzählung sehr interessant und die Lösung des Knoten äußerst unerwartet seyn soll. Die Scene ist, wie schon aus der Jahreszahl auf dem Titel hervorgeht, großen Theils am Hofe Jacobs II. Unseren gewöhnlichen Fabrikübersetzern wollen wir wohlmeinend rathen, dießmal ihre Hand aus dem Spiele zu lassen; denn mehrere Personen bedienen sich im Dialog des somersetshire Dialekts, von welchem, so Viel wir wissen, noch kein Dictionär erschienen ist.

Ursprung der Schrift in Europa.

Eine chinesische Sage.

Ein Chinese, der gewöhnt war, wenn er spazieren ging, ein Buch zu seiner Unterhaltung mitzunehmen, begab sich eines Tages eine bedeutende Strecke in den Wald hinein, bis er endlich inne hielt, um zu lesen und zu ruhen. Da er ermüdet war, so verbarg er das Buch unter einem Stein, während er sich selbst niederlegte und schlief. Nach einiger Zeit erwachte er, stand auf und ging nach Hause, vergaß aber sein Buch. So blieb es mehrere Jahre lang liegen, und durch die Feuchte ging es allmälig zu Grunde und verfaulte ganz bis auf vier und zwanzig Charaktere, die durch den Stein vor der Nässe geschützt worden waren. Diese fand dann ein Affe, und, da er nicht im Stande war, sie zu lesen, so gab er sie den Europäern, die ihre Schrift daraus bildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 132. 12 May 1830.

Proben aus indischen Dichtern.

1. Die Entstehung Wira-Bhadras, nach Tschand. *)

Vorbemerkung.

Der Gott Mahadewa hatte Sati, die Tochter des indischen Fürsten Dekscha Pradschapati geheirathet, letztern aber in der Folge erzürnt, so daß, als dieser einmal ein großes Opfermahl hielt, welchem alle Götter und Riesen beiwohnten, er nur den Mahadewa nicht einlud. Sati sah die Versammelten vom Kailas (Himmel) herab, und bat um Erlaubniß, sich auch zu ihnen begeben zu dürfen. Siwa (Mahadewa) hielt ihr zwar die Unzartheit vor, ungeladen in ihres Vaters Haus zu gehen, fügte sich aber dem drängenden Wunsch und gab ihr seinen eigenen Träger Nanda (den Stier), auf welchem sie in der Versammlung ankam. Aber ihre Familie würdigte die Gattin Siwa's keiner Aufmerksamkeit, und als für alle Götter, die abwesenden so gut, als die gegenwärtigen, ihre Antheile am heiligen Mahl umhergestellt wurden, geschah Dieß bloß für Satis Gemahl nicht. Ueber diesen Mangel an Ehrerbietung gegen Siwa gerieth die treue Sati in solche Entrüstung, daß Feuer von ihrem Leib ausging und sie in der selbst-erzeugten Flamme verbrannte **). Der wüthende Nanda richtete das Opfermahl zu Grund, und berichtete, nach dem Kailas zurückgekehrt, dem Mahadewa den Tod seiner Gattin. Im Schmerz schnitt Mahadewa seine Locken ab und warf sie auf die Erde, wo der Riese Wira-Bhadra aus denselben entstand, der Sati's Tod durch Dekschas Enthauptung rächte. Die Götter und Dämonen aber, welche zu dem Schmause eingeladen gewesen, baten Mahadewa den Dekscha ins Leben zurückzurufen. Da schnitt der Göttervater einer Ziege den Kopf ab, und setzte denselben auf Dekschas Rumpf, der alsbald aufsprang, und wie eine Ziege mäckerte, worüber Mahadewa sich freute und in lautes Lachen ausbrach, indem er zugleich gebot, daß zum Andenken an diesen Umstand, Dekschas Verehrer gleich Ziegen mäckern sollten.

Tschand, der letzte große Dichter Indiens, erwähnt der Entstehung des Riesen Wira-Bhadra aus Siwas Locken nur gelegenheitlich, aber auf sehr poetische Weise, während seine Erzählung zugleich in geschichtlicher Hinsicht nicht ohne Werth ist. Sie bezieht sich nämlich auf den letzten großen Kampf, welchen der Hindu-Kaiser von Dehli gegen die Waffen des Islams führte. Der tschohanische Kaiser, Pritsi-Radscha, versammelt, um den Einfall Schebodins zurückzudrängen, seine ganze Streitmacht auf dem Tschogan (Marsfeld), einer Ebene unter den Wällen der Hauptstadt, wo er denn Musterung über seine Vasallen hält. Diese Feierlichkeit geht in einen allgemeinen Jubel über, da der Kaiser auf Bitten seines Stiefbruders Samarsi von Tschitur, den Tschaond-Raé, einen berühmten Häuptling, aus dem Gefängniß losgegeben hat.

Tschaond-Raé Dahima — den indische wie mohammedanische Schriftsteller wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit in der bald nachher erfolgten großen Schlacht an den Ufern des Kaggar, wo die Unabhängigkeit der Radschputs verloren ging, hervorheben — Tschaond-Raé Dahima war Herr von Biana, welches Haus drei von den 108 Großvasallen oder Sements des Pritsi-Radscha hergegeben. Außer den Ehren, welche ihm für seinen bei Unterwerfung von Tutta und Bramanwasi im Industhal bewiesenen hohen Muth zu Theil wurden, stieg seine Bedeutung noch dadurch, daß der Thronerbe von Dehli, Prinz Rainasi, seiner Schwester Kind war. All seine Dienste aber schienen vergessen, als er Har-Sengar, den Lieblingselephanten seines Kaisers, getödtet. Obwohl er Solches nur zu seiner eignen Vertheidigung gethan, ging man doch so weit, ihn sogar in Ketten zu legen; ein Verfahren, welches, in Verbindung mit andern Unklugheiten, welche den Raub der Prinzessin von Kenudsch begleiteten, beinah die Absetzung des Pritsi-Radscha zur Folge gehabt hätte. Der Vorschlag hiezu ward in einer Versammlung der angesehnsten Bewohner von Delhi förmlich besprochen, aus welcher der Dichter selbst die Reden der einzelnen Wortführer anglebt. Die Befreiung Tschaond-Raés verhütete jedoch die Absetzung des Radscha, an dessen Stelle Rainasi hatte erhoben werden sollen.

*) Auszug aus Obristlieutenant Tods Vorlesung über die Bildwerke im Tempel von Ellora in den transactions of the royal Asiatic Society.

**) Dieß wird als Ursprung der Opferung der indischen Witwen, und deren Benennung Sati, was die Volkssprache in Suttie umwandelte, angeführt.

Der Dichter beschreibt die Reiterkunst der Tschohanen, welche bei vorgenannter Musterung sich an den Tag gab, während die musikalischen Instrumente, die kriegerischen Nakaras und Trompeten die Luft in Beben setzten; mitten aber in diesem Klang und Soldatengruß wurde das kaiserliche Banner, das auf einem Felsblock über einer Höhle aufgepflanzt war, durch eine zitternde Bewegung des Felsen erschüttert, daß es schwankte, das Gleichgewicht verlor, und endlich in die Höhle hinabstürzte. Alles sammelte sich um die Höhle und äußerte seine Meinung über die Ursache dieses Ereignisses. Während der Eine dieselbe einem Erdbeben zuschrieb, ein Anderer einer Windung der Sihesnaga *), bemerkte ein Dritter, daß eine lange Gestalt in einer Art Betäubung in der Grotte lag. Nicht wagend, ihr mehr zu nahen, umschlangen sie dieselbe von Weitem mit Seilen und zogen sie also ans Licht hervor. Nachdem es ihnen endlich gelungen sie aufzuwecken, baten sie den zukunftskundigen Dichter Tschand, (Tschand Tricala) dieselbe zu befragen, wo sich denn folgendes Zwiegespräch ergiebt:

Tschand. „Wer bist Du? woher? und welcher Abstammung? warum hältst Du Dich in dieser Höhle auf?"

Der Riese. „Als bei Dekscha Pradschapatis Hypermahl Sati in selbstangefachter Flamme verzehrt war und Nanda das Opfer zerstört hatte, faßte Schrecken die drei Welten: Kailas bebte, Kamplia (die Erde) schwankte; Götter, Dämonen und Menschen wurden von Entsetzen ergriffen über das Werk der Zerstörung des wüthenden Nandas. Von Satis Verlust benachrichtigt, schnitt Mahadewa seine Locken (Dschot'ha) ab und warf sie auf die Erde. Aus diesen Locken entstand ich. Mein Name ist Wira-Bhadra, mein Vater ist Tripurari **). In der Satya-Yuga hieß ich Sankara, in der Tretu-yuga Val; in der Dwapara-yuga Sehl; ich schützte Menschheit und Religion. Zufrieden damit legte ich mich in Yoschinipura nieder; und jetzt, in der Kal-yuga ist mein Name Kal (Zeit). Meine Ruhe ward gestört durch den Aufruhr der Menschen: was ist der Grund des Lärms?"

Tschand. „Erhabener Gebieter, solch Getümmel ward nicht gehört seit Indra gegen Brettasura focht, oder Rama die Wohnstätte Rawanas zerstörte; solch Gewühl ward nicht vernommen seit der Schlacht der Pandus oder seit Dscherasandha den Yadawas im Kampf begegnete. Das Rauschen kommt von den Sements von Dehli, welche sich zum Widerstand gegen den König des Nordens vereint haben und über die Befreiung des Dahinas Tschaund-Raó frohlocken."

Der Riese der Zeit, ergrimmt, vom tausendjährigen Schlaf um einer so unbedeutenden Ursache willen, wie der bevorstehende Kampf zwischen Tschohanen und Ghorianen um die Herrschaft Hindustans, erweckt worden zu seyn, behandelt den Barden Bawanis mit wenig Ehrerbietung. „Das sind nur Sterbliche," ruft er; „Götter habe ich kämpfen geschaut. Ich sah die Schlacht zwischen Serindra und Tarika; im Krieg von Lenka war ich zugegen, und in dem von Maschad-desa zur Zeit Mandhetas; ich war Zeuge des Streites zwischen Dorvodhana und Erdschuna. O Dichter mit der zweifachen Zunge, Das waren Schlachten!"

Tschand. „Du bist ein Gott; den Kämpfen der Götter und Riesen hast Du beigewohnt; aber auch die Schlachten der hochgesinnten Krieger der Tschohanen sind des Anschauens werth. Wenn ihre Waffen zum Gefecht stürmen, bleibt keinem Feinde das Leben; ihre Häupter rufen noch im Fallen Hawak *), der aufrechte Rumpf durchschneidet die Luft, und aus dem Blut entstehen frische Kämpfer und erneuen den Strauß. Begleite, o Wira, unsre Helden und tanze wie sie einen Augenblick durch das rothe Feld der Schlacht. Der Krieg der Götter und Dämonen, selbst derjenige von Mahabharata war nicht glorreicher, denn der unsrige, und unter jenen Allen war Niemand der Somisas Sohn sich gleichen konnte."

Wira-Bhadra lächelte über die Worte des Dichters. „Die Schlachten, welche ich mit den mächtigen Schwertern jener Tage fechten sah, weckten den Vater der Schöpfung aus seinen Betrachtungen, ja der Kranz fiel ihm aus den Händen. So waren jene Kämpfe, daß auch die Starkherzigsten kaum zuzuschauen wagten. O Sterblicher, miß Deine Worte nach Deinem Stande zu, und sprich nicht, als ob Du so hoch ständest, wie ich. Ich sah Sri Krischna im Gefecht mit Dorvodhana, und selbst an des Gottes Unsterblichkeit zweifelte ich; Deine Worte aber sind unglaublich. Meine Augen schauten den Krieg zwischen Kali und den Dämonen; die Thaten der Sterblichen betrachte ich wie einen Traum."

Wira-Bhadra wurde heiß; seine Augen glänzten von Zorn: „Armseliger Dichter, stimme Deine Worte herab. Mich zu wecken, um Euern Kampf zu sehen. Dieß hätten nur Dorvodhanas Helden thun dürfen!" Während er so sprach, drangen Flammen aus seinem Mund und die drei Welten erbebten. „Keine Schlacht kam der Schlacht von Dorvodhana gleich, und was Sterbliche vollbringen verdient überhaupt kaum den Namen einer Schlacht. Aesse also nicht den Höheren nach, sondern höre aus meinem Mund Dorvodhanas Kampf."

Der Riese der Zeit erzählt nun dem „zukunft kundigen Seher" den großen Kampf zwischen den Yadawas, wovon die Uebersetzung bereits in andern europäischen Blättern geliefert worden ist **). Nachdem er geendigt, hört er übrigens auch seinerseits den Tschand an, welcher ihm über alle Führer berichtet, die jetzt eben versammelt waren, die Freiheit der Radschputs zu verfechten, und zugleich eine Probe giebt, daß er der Schergabe, welche ihm den Namen Tri-kala (Kundiger der Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit) zu Wege gebracht, wirklich theilhaftig sey, indem er dem Riesen den Erfolg der Schlacht voraussagt, auf welche Prophezeihung der Kaiser Prisi-Radscha nicht hatte hören wollen. Folgt nun ein großer Kriegsrath, worin jeder Häuptling seine Ansicht in einer Rede darlegt. Tschand schließt mit einer Anrufung an die Zeit.

*) Die Schlange, welche die Erde auf dem Kopf trägt.

**) Der allgemeine Vater der Völker der Welt.

*) Der Schlachtruf der Radschputs.

**) Journ. Asiatique Nr. 50. Mai 1827.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicanische Räuber.*)

Der spanischen Dame und ihrer Kammerfrau, welche mit mir in die Gewalt der Räuber gefallen waren, lag nicht weniger als mir daran, bald nach Acajeta zu kommen. Sie stiegen in die Kutsche, noch ehe ich hineingebracht worden, und nahmen auf dem Rücksitz Platz. Die Indianer legten mich in die Mitte, aber unglücklicher Weise ohne irgend einen Stützpunkt, so daß bei der ersten Bewegung des Gefährts meine Schmerzen mit erneuter Heftigkeit begannen. Ich suchte mich in einen Winkel zu schieben, konnte damit aber nicht zu Stand kommen, worauf ich meine Reisegefährtinnen bat, ein Wagenpolster unter einen meiner Füße zu legen. Sie thaten, was ich verlangte; mir aber wars, trotz aller Mühe, Anfangs nicht möglich, mich in dieser Stellung zu halten, welche gleichwohl die einzige war, die mir keine Schmerzen machte. Endlich gelang mirs doch, und so saß ich denn ziemlich fest. Unglücklicher Weise war der Weg holperig und uneben, so daß die fortwährenden Stöße mir große Qual verursachten und mein Kopf oft mit Heftigkeit an die Wände des Wagens anschlug.

Ich versuchte das aus meiner Brustwunde rinnende Blut etwas aufzuhalten, indem ich mit der nicht verwundeten Linken die Rechte faßte und diese gewaltsam gegen jenen Ort drückte. Allein diese Anstrengung war meiner linken Schulter zu stark, die, wie ich jetzt fühlte, sehr beschädigt seyn mußte. Sofort wandte ich, was mir von Kräften blieb, nur noch an, den rechten Ellbogen, so gut es gehen wollte, gegen den Leib anzudrücken und hiedurch meine Kleider auf der Wunde festzuhalten. Bald jedoch brachten die Stöße des Wagens mich wieder aus dieser Lage, und von Neuem fühlte ich das Blut aus meiner Wunde rieseln, durch welchen Verlust meine Schwäche unaufhörlich zunahm.

Aus dem Gespräch der Soldaten vernahm ich, daß unsre Kutsche von den Räubern ziemlich weit von der Landstraße ab, nach der Linken zu, geführt worden war. So lang wir die Landstraße nicht wieder gewonnen hatten, mußten wir fortwährend über einen steinigen, zuweilen selbst durch Gesträuch versperrten Weg. Nachdem wir bereits eine große Strecke zurückgelegt, hielt der Wagen plötzlich an. Wir befanden uns an einer Stelle, wo es sehr schwer schien, weiter zu kommen. Mehrere Stricke waren schon vorher gerissen, und die Räuber hatten auch das Kutschengeschirr mitgenommen, so daß man allerdings einen Augenblick still halten mußte, um diesen Uebelständen abzuhelfen.

Ich benutzte den Stillstand, meine Nachbarinnen zu bitten, nach ein Paar Flaschen Wein zu suchen, welche, wie ich mich noch wohl erinnerte, am Morgen unsrer Abreise von Puebla von mir in den Wagen gepackt worden waren. Sie suchten, fanden die Flaschen aber in Stücken. Obwohl ich nicht mehr so heftigen Durst fühlte, wie vorher, war es doch eine bittre Nachricht, vernehmen zu müssen, daß kein Tropfen Wein mehr da sey. Schon auf der Herfahrt hatte mein Durst wieder etwas zugenommen, und ich begann allgemach zu befürchten, das Dorf, wo ich Anfangs einige Linderung zu erhalten gehofft, nicht mehr lebend zu erreichen. Von Zeit zu Zeit wurde mir außerordentlich schwach, für Jetzt aber hatte ich kein andres Mittel zu Gebot, als die Geduld. So ergab ich mich denn, so Viel es mir auch kostete, in mein Schicksal, wie dieses sich auch gestalten mochte. Ein Wenig Hoffnung ging mir wieder auf, als der Wagen sich von Neuem in Bewegung setzte, und man mir sagte, daß wir nicht mehr weit von Acajeta seyen. Einmal dort angelangt, glaubte ich Nichts mehr befürchten und meine Wiederherstellung für gewiß halten zu dürfen. Aber unendlich lang dünkte mir der Weg, und zum Jahrhundert wurde jede Minute. Endlich waren wir über den schwer zu befahrenden Grund hinaus, und auf der Landstraße gings nun in vollem Galopp dem ersehnten Dorfe zu.

Bereits war es ziemlich dunkel geworden, als wir bei einigen schönen Aloepflanzungen anlangten. Ihr Anblick machte mir eine unaussprechliche Freude, weil ich ihn zum Beweis nahm, daß wir nicht mehr ferne von Acajeta seyen. Endlich gewahrte ich einige einzeln stehende Häuser und glaubte mich angekommen; aber ich hatte mich getäuscht; noch einige Minuten fuhr die Kutsche fort; erst dann waren wir im Dorf. Ich bat meine Gefährtinnen, die Postillone vor einem Haus halten zu lassen, vor welchem ich Fackelschein und großes Volksgewühl sah. Was ich verlangte, geschah; die Kutsche hielt, und um all meinen Wünschen zu genügen, brachte man mir sogleich einen Krug voll Wasser.

In diesem Augenblick trat ein seinem Aeußern nach begüterter und der angesehenern Klasse angehörender Mann herbei, und rieth mir aufs Angelegentlichste nicht zu trinken, „denn", sagte er, „mein Leben stände darauf." Gleichwohl vermochte ich der Versuchung nicht ganz zu widerstehen: ich schlang einige Tropfen hinab und gab den Krug zurück. Die Damen sagten mir, die Menge sey durch die Leichname meiner unglücklichen Freunde herbeigezogen worden, welche unsre Bedeckung mitgebracht hatte, ihnen hier die letzten Ehren zu erweisen, und welche die Bewohner noch gar wohl kannten. Ich war von meiner persönlichen Gefahr so eingenommen, von Schmerzen so ermattet, daß ich nicht ein Wörtchen des Mitleids für meine armen Gefährten aufzufinden vermochte. Die Kutsche bewegte sich sofort noch einige Schritte weiter, und wir hielten an der Posade (Gasthof), wo jene andern mitleidigen Frauen, die an der Stelle des Blutbades selbst sich so voll Erbarmen für meine körperlichen Leiden und das Heil meiner Seele bewiesen hatten, bereits angekommen waren. Sie eilten dem Wagen entgegen, und ließen, ohne sich indessen noch selbst vor mir zu zeigen, sobald sie vom Postillon gehört, daß ich noch lebe, eine Matratze an den Kutschenschlag bringen. Drei Indianer hoben mich vorsichtig auf, legten mich auf die Matratze und trugen mich in einen großen Saal, wo sie ihre Bürde auf den Boden setzten.

Diese Bewegungen hatten so schwächend auf mich gewirkt, daß, als ich nun zum ersten Mal meine Lage ändern wollte, ein heftiger Krampf mich erfaßte, der mir gänzlich den Athem raub-

*) Zweite Folge von Dicksons Erzählung s. Ausland S. 416.

te, und beinah getödtet hätte. Ich bat die Indier meinen Kopf etwas aufrecht zu halten, worauf man mir ein Kopfkissen gab, das meinen Zustand wirklich etwas erleichterte.

(Fortsetzung folgt.)

Verbot des freiwilligen Todes der Witwen im britischen Indien.

(Ordonnanz des Generalgouverneurs von Indien und seiner Räthe vom 4 December 1829, welche die Sitte der Suttees für gesetzwidrig und den peinlichen Gerichten verfallen erklärt.)

Der Gebrauch, die indischen Witwen lebendig zu verbrennen oder zu begraben widerstreitet der Menschlichkeit; die Religion hat denselben nirgends als wirkliches Gebot aufgenommen, vielmehr empfiehlt sie den Witwen ein reines und zurückgezogenes Leben; in den meisten Gegenden Indiens ist jener Gebrauch auch wirklich nicht bekannt, oder wieder abgeschafft, und in denjenigen, wo er am Häufigsten vorkommt, sind anerkannter Maßen Beispiele von Barbarei vorgefallen, welche die Indier selbst empört haben. Die bis jetzt angewandten Maßregeln, jene Opferungen zu verhindern, blieben ohne Erfolg, und der Generalgouverneur und dessen Rath sind der Ueberzeugung, daß man die besagten Mißbräuche nicht abschaffen kann, so lang man nicht die Sitte ganz aufhebt. Aus diesen Gründen haben der Generalgouverneur und dessen Rath, ohne übrigens einen der ersten Grundsätze der britischen Regierung in Indien — die Freiheit und Religionsunbeschränktheit aller indischen Volksklassen — aus dem Auge verlieren zu wollen, für gut befunden, folgende Vorkehrungen zu treffen, welche vom Augenblick ihrer Bekanntmachung an Gesetzes Kraft erhalten in allen Ländereien, welche von der Präsidentschaft des Forts William unmittelbar abhängen.

1) Der Gebrauch, die Witwen der Indier zu verbrennen oder lebendig zu begraben, wird durch Gegenwärtiges für gesetzwidrig und dem peinlichen Gericht verfallen erklärt.

Sämmtliche Semindras, Taluldars und andere Güterbesitzer; sämmtliche Pächter und Verwalter von fremden Gütern; sämmtliche Naibs und sonstige Ortsbehörden; sämmtliche zu Einziehung der Abgaben und Steuern an die Regierung oder den Pupillenhof aufgestellte Beamte; sämmtliche Munduls und andere Dorfvorsteher werden durch Gegenwärtiges persönlich verbindlich gemacht, den Polizeibeamten von jeder eben bevorstehenden Opferung in Art der oben angegebenen schleunigst Nachricht zu ertheilen; und jeder Semindar oder Wer sonst von den vorgenannten Personen zu jener Aufsicht verpflichtet ist, soll, wenn er entweder wissentlich versäumt, Nachricht zu geben, oder wenn er die Nachricht zu saumselig giebt, einer von der Obrigkeit zu bestimmenden Strafe unterliegen, deren höchste Summe 200 Rupien beträgt, im Falle der Zahlungsunfähigkeit aber zur Gefangenschaft verurtheilt werden, deren längste Dauer sich auf sechs Monate erstreckt.

2) Sobald Kunde eingegangen, daß eine durch gegenwärtige Bestimmung für gesetzwidrig erklärte Opferung Statt finden werde, hat sich der Dagorah der Polizei in Person an Ort und Stelle zu verfügen, oder seinen Mohurrir oder Dschemedar, begleitet von einem oder mehreren Burkendasen indischer Religion dahin zu senden, und es ist die Pflicht des Polizeibeamten die zu der Feier versammelten Personen aufmerksam zu machen, daß selbige ungesetzmäßig sey, und sie im Wege der Güte zu zerstreuen zu suchen, indem er ihnen zu wissen thut, daß im Falle sie auf ihrem Vorhaben beharren, sie sich eines Verbrechens schuldig machen, und einer Bestrafung durch das peinliche Gericht aussetzen. Schreiten die Versammelten trotz dieser Benachrichtigung zur Vollziehung des Brauches, so haben die Polizeibeamten alle in ihrer Macht stehenden Mittel anzuwenden, um die Opferung zu verhindern. Sollte es außer der Macht der Polizei liegen, die Schuldigen fest zu nehmen, so hat sie wenigstens ihr Möglichstes zu thun, deren Namen und Wohnungen zu erfahren, und das Nähere hierüber dem Gerichtsverwalter *) oder dessen Stellvertreter, zu weiterer Verfügung mitzutheilen.

3) Wenn eine solche durch Gegenwärtiges für gesetzwidrig erklärte Opferung Statt finden sollte, ehe die Polizei etwa benachrichtiget wäre, oder ehe dieselbe sich wenigstens ins Mittel legen könnte, so haben die Polizeibeamten gleicher Weise den Thatbestand zu untersuchen, in der Art, wie Dieß bei jeder gewaltsamen Tödtung üblich, und den Gerichtsverwalter oder dessen Stellvertreter davon in Kenntniß zu setzen.

4) Bei Erhaltung des in Gemäßheit des vorhergehenden Artikels von den Dagorahs der Polizei erstatteten Berichts hat der Gerichtsverwalter oder dessen Gehülfe den Befund der Umstände aufzunehmen und die nöthigen Maßregeln zu treffen, um die in die Sache verwickelten Personen vor das Bezirksgericht zu bringen, damit ihnen dort ihr Urtheil gesprochen werde.

Es wird durch gegenwärtige Bestimmungen erklärt, daß nach deren Bekanntmachung jedes Individuum, so überwiesen ist, zur Opferung einer Hinduwitwe behülflich gewesen zu seyn, oder aufgemuntert zu haben, werde sie nun verbrannt oder begraben, und sey die Opferung von Seiten letzterer freiwillig oder nicht, als des wissentlichen Todschlags schuldig angesehen werden, und eine Geld- oder Gefängnißstrafe, oder nach Befund der Umstände und Ermessen des Bezirksgerichtes auch Beides auf sich ziehen wird; das Vorbringen, von dem Opfer selbst gebeten worden zu seyn, ihm zu seiner Tödtung beizustehen, kann nicht als Rechtfertigung gelten.

Den vor das Bezirksgericht citirten Personen, um in Folge des vorbenannten Verbrechens ihr Urtheil zu empfangen, wird Caution zu leisten zugestanden werden, oder nicht, je nachdem der Gerichtsverwalter oder dessen Stellvertreter Dieses nach den über Zulassung einer Caution bestehenden allgemeinen Gesetzen für angemessen erachten werden **).

5) Endlich wird erklärt, wie der Inhalt vorliegender Bestimmungen nicht als Gegengrund interpretirt werden könne, daß der Hof des Nisamot-Adaulot nicht die Todesstrafe gegen Diejenigen verhänge, welche überwiesen sind, zu Verbrennung oder Begrabung einer lebendigen Hindu-Witwe, während diese im Zustande der Trunkenheit oder Bewußtlosigkeit, oder in irgend einer Lage war, welche sie des freien Gebrauchs ihres Willens beraubte, Gewalt angewandt zu haben, falls nach den erschwerenden Umständen, deren der Verbrecher überführt ist, der Gerichtshof urtheilen sollte, daß kein Grund zur Nachsicht mit ihm vorhanden sey.

*) Nach dem Ausdrucke des Globe „Magistrat"; wie es scheint dieselbe Person (the kings officer), welche wir in dem Aufsatze über die indischen Gerichte Ausl. S. 516 mit „Gerichtsbote" übersetzt haben, eine Benennung, welche hier, um nicht zu Mißverständnissen Anlaß zu geben, vermieden worden ist.

**) Vgl. hierüber den Aufsatz über die indischen Gerichte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 133. 13 May 1830.

Caillié's Reisen in Afrika.

5. Tunbuktu.

(Fortsetzung.)

Von andern Mauren, bei welchen Caillié sich nach Laing erkundigte, erfuhr er, daß der Major Wenig aß, daß er bloß von Brod, Eyern und Geflügel lebte; oft quälte man ihn, er solle sagen, es sey nur Ein Gott und Mohammed sey sein Prophet; aber man brachte nie mehr als die erste Hälfte dieses Satzes aus ihm heraus. Weitern Belästigungen scheint er indessen nicht ausgesetzt gewesen zu seyn. Nachdem Laing längere Zeit in Tunbuktu gewesen, wünschte er Cabra zu besuchen; zu dem Ende bestieg er in einer dunkeln Nacht sein Pferd und ohne einen Führer zu nehmen, ritt er dem Dhioliba zu, den er auch ohne Unfall erreichte. Nach Tunbuktu zurückgekehrt, gedachte er, die Heimreise nach Europa statt durch die Wüste den Dhioliba hinauf, über Dhienné, Sego und die französischen Niederlassungen am Senegal zu machen: allein kaum hatte er seinen Plan einigen Fula's mitgetheilt, als alle einstimmig erklärten, daß sie nie zugeben würden, daß ein Nasara (Christ) den Fuß auf ihr Gebiet setzte. So blieb dem Major Nichts übrig, als wieder den Weg durch die Wüste einzuschlagen; er wählte die Straße über el-Aruan, wo er sich einer Karawane von mauritschen Kaufleuten anzuschließen hoffte, die Salz nach Sansanding führten; die Karawane erreichte er nun allerdings, aber unglücklicher Weise stießen sie nach fünf Tagreisen auf Scheich Hamet-ul'd-Halib, Anführer des Stammes Zuat, welcher in der Wüste dieses Namens umherirrt. Dieser alte Fanatiker nahm den Major fest, unter dem Vorwand, daß er ohne seine Erlaubniß sein Land betreten; er verlangte von ihm, daß er Mohammed als den Gesandten Gottes anerkennte und das Salam spräche. Laing weigerte sich; der Scheich wurde immer drängender. Tod oder Islam war die Losung. Da keine Zurede Laings Festigkeit zu erschüttern vermochte, befahl der Scheich einem Mauren von seinem Gefolge, den Christen zu tödten. Der Maure schauderte vor diesem Auftrag zurück. „Wie," rief er aus, „ich soll den ersten Christen ermorden, der hieher gekommen ist und der uns Nichts zu Leid gethan hat. Nimm Andere dazu, ich mag mir seinen Tod nicht vorwerfen; tödte ihn selbst." Diese Antwort verursachte einen kurzen Aufschub; es mußten schreckliche Augenblicke für den Major seyn, als sie sich jetzt in seiner Gegenwart über die Frage, ob er am Leben bleiben oder sterben sollte, mit Hitze stritten; endlich wurde auf Tod erkannt, und sogleich traten ein Paar Negersclaven ein, das Urtheil zu vollziehen. Sie erdrosselten ihn mit einem Turbane und ließen seinen Leib den Raben und Geyern zur Speise! Die Beute, welche dieser feige Mord den Barbaren eintrug, konnte nicht bedeutend seyn, da die Tuarits den Major früher ausgeplündert hatten. Ein Maure aus Tafilet bekam einen Sextanten zum Antheil; in Ghurland sah Caillié eine kupferne Taschen-Bussole von englischer Fabrik — wahrscheinlich auch ein Stück von jenen Spolien; die Papiere und das Tagebuch fielen in verschiedene Hände. Doch folgt daraus noch nicht, daß sie verloren sind, da die Unwissenheit auf Schriften, die sie nicht versteht, einen großen Werth zu legen pflegt, wie denn ja Clapperton von Mungo Park's Papieren noch mehr als zwanzig Jahren noch Spuren in Africa fand. — Die Bevölkerung von Tunbuktu — um wieder auf diese Hauptstadt des Sudan's zu kommen — besteht größten Theils aus Negern von der Nation Kissur; die Mauren, die sich hier niederlassen, kann man mit den Europäern vergleichen, die in den Colonien ihr Glück zu machen suchen; wenn sie Vermögen erworben, begeben sie sich meist in ihr Vaterland zurück. Sie üben Viel Einfluß auf die Eingebornen aus; übrigens ist der König ein Neger. Dieser Fürst, Osman genannt, unterscheidet sich in seinem Aeußern durch Nichts von seinen Unterthanen, in seiner Wohnung findet sich nicht mehr Luxus, als in der jedes reichen Kaufmanns. Er ist selbst Kaufmann und seine Söhne trifft man häufig auf den Märkten von Dhienné; er hat vier Frauen und eine zahllose Menge von Sclaven; seine Familie gilt, schon von seinen Vorfahren her, für sehr reich; seine Würde vererbt sich nach dem Erstgeburtsrecht. Der König erhebt keine Abgaben von dem Volk, noch von den fremden Kaufleuten; doch erhält er Geschenke. Von Verwaltung kann im Grund gar nicht die Rede seyn; sein Verhältniß ist das eines Vaters zu seinen Kindern, die ihn verehren, die ihm im Fall eines Kriegs gerne dienen. Die Tunbuktier scheinen im Ganzen ein gutmüthiger Menschenschlag; es giebt selten Streitigkeiten bei ihnen; kommt es aber dazu, so verfügen sich die Parteien

zu dem König, der den Rath der Alten versammelt, wozu bloß Neger genommen werden. Die Mauren erkennen einen Vorstand unter sich, sie sind aber nichts destoweniger den Landesbehörden unterworfen, ohne daß sie selbst an der Regierung Theil haben. Caillé bat seinen Wirth, ihm eine Audienz zu verschaffen; was dieser gerne that. Der Fürst empfing sie in der Mitte seines Hofs, auf einer schönen Matte mit einem reichen Polster sitzend; sie durften in einiger Entfernung von der Person Sr. Hoheit Platz nehmen. Sidi-Abdallahi erzählte dem König die Abenteuer Caillés; da Dieß aber in der Kissursprache geschah, so verstand Letzterer Nichts von der Unterhaltung. Hierauf richtete der König einige Fragen arabisch an ihn, wie die Christen lebten und wie sie ihn behandelt hätten. Die Audienz dauerte kurz; von dem Innern der Residenz bekam Caillé Nichts zu sehen. Der König mochte etwa 55 Jahr alt seyn; sein grauser Kopf war bereits weiß; er war von mittlerer Größe, schönen Zügen, mit dunkelschwarzem Teint, dünnen Lippen, Adlersnase, grauem Bart und großen Augen; seine Kleider waren wie die der Mauren, aus europäischen Stoffen; er trug eine mit einem rothen Stück Musselin in der Form eines Turbans umwundene rothe Mütze, und Schuhe von Saffian in der Form unserer Pantoffeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicanische Räuber.

(Fortsetzung.)

Das Gemach war ohne alles Geräthe; bloß in der Mitte stand ein runder Tisch, neben welchem ich, zu jeder Seite ein brennendes Licht, ausgestreckt lag. Kaum war mir etwas besser geworden, als das Zimmer sich bereits mit einer großen Anzahl Indianer und Kreolen füllte, welche mich stillschweigend betrachteten. Mit schwacher Stimme fragte ich nach den Damen G.... welche in Mexico wohnten, und von welchen ich, während meines dortigen Verweilens, sehr freundschaftlich aufgenommen worden war. Es verlangte mich, ein bekanntes Gesicht zu sehen. Sie kamen sogleich, begleitet von ihrem Bruder. Als sie an meiner Matratze standen, bemerkte ich, daß sie weinten. — „Ach, Hr. Dickson, welch fürchterliches Blutbad! Der arme Alvares, der arme Robert sind todt; eben haben wir sie gesehen! — Ach warum mußten Sie Widerstand leisten! Sind Sie denn recht schwer verletzt?"

„Ich weiß um Zahl und Beschaffenheit meiner Wunden nicht genau; aber ich fühle mich außerordentlich schwach; die vielen Leute sind mir lästig; es wäre mir lieb, wenn alle Fremden das Zimmer verließen."

Die Damen sagten den Indianern ein Paar Worte, worauf diese sich sogleich wegbegaben; der Alcade trat herein, und so hatt' ich denn endlich etwas Ruhe und Stille um mich. Ich fragte, ob kein Wundarzt in der Nähe sey; allein einen solchen zu bekommen, mußte man nach Puebla schicken.

„Das ist unnöthig!" sagte ich zum Alcaden: „es sind von hier acht Stunden bis Puebla; sicherlich bin ich, bis der Wundarzt anlangt, todt, wenn ich nicht hier einige Hülfe finde. Es giebt doch wohl einen Barbier im Dorf?"

„Man hat schon nach ihm geschickt, ihn aber nicht gefunden."

„Gott! so hab ich denn keine Hoffnung mehr! so muß ich sterben: ich werde in der Nacht so viel Blut verlieren, daß es noch vor Tages Anbruch gewiß mit mir aus ist."

„Ach armer Dickson," sagten die Damen, „sprechen Sie nicht so: wir werden Alles, was in unsern Kräften steht, thun, um Ihnen behülflich zu seyn. Wir haben beim Pfarrer um einen Balsam bitten lassen, der sehr gerühmt wird; bald muß die Flasche da seyn; gedulden Sie sich einen Augenblick und sagen Sie, wo Sie verwundet sind."

„Ich kanns noch nicht sagen, meine Schmerzen sind zu groß, aber bald sollen Sie's erfahren: nur Wein möcht ich! ein Wenig Wein; Das wird mir wieder Kraft geben, ich fühl es."

„Ich will holen," sagte der Bruder, und verließ das Zimmer; bald aber kam er mit der Nachricht zurück, daß es in der elenden Herberge keinen Wein gebe, und es ohne Geld ganz unmöglich sey, sich solchen aus dem Dorf zu verschaffen.

Die Damen G....., welche den Tag zuvor, etwas vor uns, ihre Reise von Mexico angetreten hatten, waren nämlich ebenfalls angegriffen und ausgeplündert worden, wie ich erst jetzt erfuhr. „Man hat uns Alles genommen, es ist rein Nichts mehr in unsern Beuteln," sagte traurig der Bruder.

Eine der Damen war glücklich genug gewesen, einen Juwel zu retten, indem sie denselben unter ihrem Kleide verbarg. Diesen reichte sie jetzt ihrem Bruder und hieß ihn dafür eine Flasche Wein bringen. Wirklich kehrte der junge Mensch bald mit einer Flasche köstlichen Xeres zurück. Schon der Anblick stärkte mich. Wir hatten kein Glas; so brachte man denn die Flasche selbst an meine Lippen. Gierig trank ich, hielt aber bald inne, denn der Wein brannte mir ordentlich auf Zunge und Gaumen. „Er ist zu stark; man muß Wasser dazu gießen," sagte ich zu meinen Freunden. In der Zwischenzeit, bis das Wasser erschien, fühlte ich mich wieder so schwach, daß ich bei der geringsten Bewegung die Rückkehr des Krampfes fürchtete, der mir vorhin so heftige Qual verursacht hatte.

Bald kam der Bruder mit einem Glas Wasser, worein sie denn etwas Wein gossen; hastig schlürfte ich es hinab, und fühlte mich so gestärkt darauf, daß ich noch mehr trinken wollte. Die Damen ließen Dieß nicht zu, aus Furcht, ich möchte mir einen Schaden thun, sondern baten mich, vorher den Balsam des Pfarrers zu erwarten. Immer noch athmete ich mühsam, allen Schrecken hingegeben, welche mir meine Lage einflößen mußte, hie und da aber auch getröstet durch die Hoffnung, dennoch wieder hergestellt zu werden.

Um den traurigen Gedanken keine Gewalt über mich zu lassen, fingen die Damen an mit mir zu plaudern, und fragten mich über den Angriff der Räuber und die Art, wie wir uns vertheidigten. Allein ich hatte für den Augenblick die Erinnerung an Alles verloren, was mit mir geschehen war; kaum Dessen, was

man vor wenigen Minuten zu mir gesagt, vermochte ich mich in meiner Schwäche zu entsinnen.

Nachdem wir lang gewartet, kam endlich der Balsam: es war eine Art schwarzen, dicken Oeles, in einem Fläschchen. Der Pfarrer besaß keine Charpie, so daß man sich in großer Verlegenheit befand, wie ich verbunden werden sollte. Glücklicher Weise entdeckte die eine Dame noch ein Stück Weißzeug, welches der Plünderung entgangen war; und so hatten sie die Charpie bald fertig. Man fragte mich, ob ich etwa den Pfarrer vor dem Verband sehen wollte; allein meine Wunden lagen mir mehr an, als irgend sonst Etwas, daher ich erwiederte, es würde auch nachher noch Zeit seyn, jenen kommen zu lassen.

Bald waren Kleider und Hemd mit der Scheere weggeschnitten, und Hals und Brust entblößt. Dieses Vorgeschäft machte mir übrigens große Schmerzen, denn Gewänder und Wäsche hatten sich an meine Wunden angeklebt, und es hielt schwer, sie davon loszubringen. Ich war zu schwach um zu sagen, wie sehr ich litt; aber ich stöhnte leise. Bisweilen hätten die Frauen gern einen Augenblick inn gehalten, um mich etwas zu Kräften kommen zu lassen, allein ich bat sie, auf diese augenblickliche Vermehrung meiner Leiden nicht zu achten, denn mir wars darum zu thun, daß ich schnell verbunden und somit mein Leben vielleicht noch erhalten würde.

Im Augenblick, wo endlich Alles, was mir die Brust verhüllt hatte, weggenommen war, stieß eine der jungen Damen gewahrwerdend, wie gräßlich die Räuber mich zugerichtet, einen Schrei des Entsetzens aus. Es wurde ihr schwach, sie verließ das Zimmer und kehrte während der ganzen Nacht nicht mehr zurück. Der Alkade zählte die Wunden, und fand, daß ich im Ganzen sechzehn Dolchstiche in Brust, Schulter und rechte Hand bekommen. Diese Hand allein war neunmal durchbohrt und fürchterlich angeschwollen. Auch noch in die linke Seite war ich verwundet, aber man konnte nicht entscheiden ob durch Kugeln, Lanze oder Dolch. Die Wunde auf der rechten Seite der Brust war meinen Freunden unbegreiflich. Ich sagte ihnen nämlich, daß dieselbe von einem Pistolenschuß herrühre, den ein Räuber mit hart auf mich gehaltener Mündung abgedrückt. Ungläubig schüttelten sie den Kopf, denn es schien wunderähnlich, daß ich eine solche Verwundung überlebt haben sollte, wenn sie mir wirklich auf die angegebene Weise beigebracht worden war. Bei näherer Untersuchung fand sich denn auch, daß die Kugel erst etwas tiefer unten in meinen Leib geschlagen hatte.

Nachdem ich zuerst mit frischem Wasser abgewaschen worden, wandte man den Balsam an, der mir in der That einige Linderung schaffte. Vermittelst der Charpie und Binden war der Verband bald vollendet; Hände und Füße aber fühlte ich ganz erstarrt, besonders letztere schienen wie von Eis, und kamen trotz den mit warmem Wasser gefüllten Flaschen, womit man sie bestrich, nicht zur Lebensempfindung.

Meine Freunde sprachen leise; ich verstand aber dennoch, daß sie meinen Tod als unvermeidlich betrachteten und der Meinung waren, ich würde aller Wahrscheinlichkeit nach kaum den nächsten Morgen erleben. Schon berieth man sich, ob ich wohl als Ketzer auf dem Kirchhof des Dorfes begraben werden könnte, denn die Indianer hatten meiner Versicherung, daß ich ein Christ sey, keineswegs geglaubt. Häufig hörte ich die Damen fragen, ob der Pfarrer noch nicht bald erscheinen würde.

Da ich sah, daß man so entschieden über meinen Tod als eine unzweifelhafte Sache sprach, fing auch ich an zu glauben, daß diese Vermuthungen richtig seyen, besonders da ich in die Art, wie ich verbunden worden, kein sonderliches Vertrauen setzte und überhaupt der Mangel eines Wundarztes mich sehr besorgt machte.

Die jungen Damen, welche Anfangs bei der Thüre Platz genommen, näherten sich mir sofort und baten mich inständigst, doch den Pfarrer anzunehmen und demselben zu beichten. „Leider müsse man mir sagen, daß durchaus keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden sey und in dieser traurigen Lage bliebe mir Nichts, als in aller Eile die Tröstungen der Religion anzurufen; befände ich mich in meiner Heimat dem Sterben so nah, so würde mir zweifelsohne auch dort ein Diener der Religion seinen Zuspruch ertheilen; die religiösen Verschiedenheiten seyen aber nicht so groß, daß sie mich abhalten dürften, einen katholischen Priester vorzulassen."

Ich hänge mit Ueberzeugung dem Glauben der englischen Kirche an; allein ich war am Verscheiden; ich hatte immer geglaubt, daß Gott, der ins Herz sieht, sein Erbarmen keiner Reue versagt, wenn diese Reue nur aufrichtig ist. Alle Menschen sind seine Kinder, daher betrachtete ich auch alle Menschen stets als Brüder, welchen Bekenntnisses oder Glaubens sie auch seyn mochten. So gut anglicanisch ich also auch gesinnt bin, trug ich doch kein Bedenken, den katholischen Priester anzunehmen, der die Bitterkeit meiner letzten Augenblicke zu versüßen versprach.

Er kam; ein schöner alter Mann von sanften Zügen. Mit gutmüthigem Ton fragte er, wie ich mich befände.

Ich erwiederte, daß ich meinen Tod nahe glaubte, kaum noch diese Nacht zu überstehen hoffte, und die Tröstungen der Religion bald möglichst zu erhalten wünschte, denn in wenigen Minuten könnte ein Krampf meinem Leben ein Ende machen.

„Sie sind ein Christ?" sprach der Priester.

„Si Senor."

„Sie glauben an die heilige Dreieinigkeit?"

„Si Senor."

„An unsern Heiland, Jesus Christus?"

„Si Senor."

„Sie glauben an die Reinheit der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes?"

„Lo creo."

Basta! sagte er, und trat zu den Damen, die er über mich ausfragte. Ich weiß nicht, was sie ihm antworteten, aber die Eine näherte sich mir und nahm unter meinem Kopfkissen einige goldne Bildchen der Jungfrau hervor, die man mir in San Martin geschenkt hatte. Sie zeigte diese dem Pfarrer, und sagte, sie hätten, als sie mich verbanden, dieselbe Bilder an meinem Hals hängend gefunden. Er schien mit Allem, was sie ihm über mein Leben angeführt haben mochten, zufrieden, trat

wieder zu mir, und fragte mit fester Stimme, ob ich beichten wolle. Ich antworte mit Ja. Man schloß die Thüren, und wir beide blieben allein.....

(Fortsetzung folgt.)

Budjet der englischen Diplomatik.

(Schluß.)

Nächst Paris kommt Wien. Oesterreich ist eines der wohlfeilsten Länder Europas, und in Wien ist das englische Pfund, selbst wenn der Geldpreis al pari steht, kaum etwas weniger als 4 Pfund in London. So wäre denn des Gesandten Gehalt von 12,000 Pf. hier zum Mindesten so Viel werth, als dort 40,000 Pf., allein der Kurs steht immer sehr zu Gunsten Englands, und das englische Pfund steigt oft durch die bloße Niederdrückung des österreichischen Geldes zur Hälfte über seinen Nominalwerth. Dieß würde jenen Gehalt bei der mindesten Berechnung auf 50 bis 60,000 Pf. bringen. Damit werden die Dienste eines Bruders des Herzogs von Wellington bezahlt. Diese Dienste müssen wahrhaftig außerordentlich seyn. Kein Wunder, wenn Wien ein Lieblingsplätzchen für Ministersbrüder ist!

Der Gesandte in Spanien bezieht denselben Gehalt, obwohl sich mit einem Piaster in Madrid so Viel machen läßt, als mit einem Pfund in London; zudem lebt der Hof sehr zurückgezogen und in den Sitten selbst der höchsten Stände herrscht eine außerordentliche Einfachheit; die Hauptluxusgegenstände sind Schlaf, frische Luft und kaltes Wasser, und die Hauptausgaben für Cirkel bestehen aus Cigarren für die Herren und Limonade für die Damen. (Vgl. übrigens in Bezug auf die Wohlfeilheit die Bemerk. über Span. zu Anf. d. J.

Wie wohlfeil man in den Niederlanden lebt, beweist schon der Umstand, daß England viele seiner verschuldeten Familien dahin sendet. Der Hof ist von Charakter so holländisch als von Abkunft, und das englische Geld schätzt man in Brüssel so hoch, als auf der Zahlbank irgend eines Wucherers in Europa. An diesem stillen Hof residirte der Graf von Clancarty 10 Jahre und empfing des Jahrs seine 12,000 Pf., wofür er that, was zu thun war und seine Pflicht erfüllte so gut als irgend einer seiner Zeitgenossen. Er war kein Diplomate und ein zu ehrlicher Mann, um etwas seyn zu wollen, was er nicht war; aber es gehörte auch nicht gerade ein Diplomate dazu, um mit dem Könige der Niederlande Whist zu spielen und sich jeden Sonntag Morgen nach der Gesundheit der Königin erkundigen zu lassen. Er war etwas viel Besseres; er war ein stattlicher irischer Gentleman, ein Feind von allem Uebertriebenen, von ausschweifenden Leidenschaften und gefährlichen Geniesprüngen, eines der trefflichsten schweigenden Mitglieder des Hauses der Pairs und ein Muster von einem ballinasloe'r Schafzüchter.

St. Petersburg ist ein kostspieliger Ort; doch besteht der Hauptaufwand aus Prunkaufzügen, was dergleichen ein Gesandter billiger Weise dem Hof und dem Adel vom höchsten Rang überläßt. Das Einkommen der vornehmen Welt fließt meist aus einem zahlreichen Besitze von Sklaven, welche die Nationalsitte und ein gewisser Barbarenstolz zu Hunderten in jeden Haushalt einführt. Damit braucht sich natürlich ein Fremder nicht zu belasten; der ganze Beitrag des britischen Gesandten zu den Herrlichkeiten des russischen Lebens beschränkt sich daher in der Regel auf einige Bälle und darauf, daß er, sobald der erste Schnee fällt, sich und sein Gefolge in Muffe und Pelzkrägen steckt. Nicht leicht hat wohl ein Gesandter einen edleren und feinsittigeren Gebrauch von seinen 12,000 Pf. gemacht, als Sir Charles Bagot während seines Aufenthalts in der Hauptstadt der Czare.

Eine eigene Abtheilung in der Rangstufe der Botschafter bildet der Gesandte zu Konstantinopel; er bezieht als jährlichen Gehalt 8000 Pf. und zur Einrichtung erhält er 3000 Pf.; von zwei Sekretären, die ihm beigegeben sind, wird der erste — der Gesandtschaftssekretär — mit 1000 Pf. des Jahres nebst 300 Pf. zur Einrichtung, der zweite — der orientalische Sekretär — schlechtweg mit 1000 Pf. besoldet. Da der Sultan nach der Schlacht bei Abukir die britische Gesandtschaft mit einem Palast beschenkt hat, so bedarf sie keines Hauszinses. Nach dem Curs des Geldes und der Wohlfeilheit in Pera läßt sich jene Besoldung im Durchschnitt zu 16,000 Pf. anschlagen.

In die dritte, vierte und fünfte Classe gehören die ordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister: 1) in Preußen: Gesandter mit 7000 Pf. Gehalt nebst 2500 Pf. für Einrichtung und 300 Pf. für Hausmiethe; Sekretär mit 700 Pf.; für die Einrichtung 250 Pf. 2) in Portugal, Neapel und Nordamerica. Gesandter je mit 5500 Pf. nebst 2000 Pf. für Einrichtung und 500 Pf. für Hausmiethe; Sekretär mit 550 Pf. 3) in Schweden, Bayern, Dänemark und Sardinien. Gesandter je mit 4500 Pf. nebst 2000 Pf. für Einrichtung und 400 Pf. für Hausmiethe. Sekretär mit 500 Pf. und 200 Pf. für Einrichtung.

In der sechsten und siebten Classe sind die außerordentlichen Gesandten: 1) Würtemberg, Toscana, Schweiz und Sachsen. Gesandter mit je 3600 Pf., 1500 Pf. zu Einrichtung und 300 Pf. Hausmiethe; Sekretär mit 500 Pf. und 150 Pf. zur Einrichtung. 2) Hamburg: Gesandter mit 2300 Pf. und 300 Pf. Hausmiethe nebst 1000 Pf. zur Einrichtung; Sekretär mit 300 Pf. nebst 100 Pf. Einrichtung.

Militärverwaltung in China.

Man hat mir berichtet, sagt ein neuerer Reisender, daß die ganze Militärmacht von China mehr als eine Million Menschen betrage. Dieß mag wohl wahr seyn; aber ich bürge dafür, daß nie eine Armee von gleicher numerischer Stärke so schwach, so wenig zu der Vertheidigung des Landes zureichend oder so unerfahren in dem Kriegswesen war. In der Provinz Fokien ist zwischen zwei mächtigen Familien ein innerer Krieg ausgebrochen; und die Militärmacht der Provinz ist nicht im Stande, die Ruhe wieder herzustellen. Dies wird auch in der That nie versucht, wenn 8 oder 10,000 Mann auf einer Seite einander gegenüberstehen, um einen Familienstreit auszufechten. Das Militär sieht ruhig zu, bis die Sache ihre blutige Entscheidung gefunden hat; dann versteht sich der Gouverneur mit der siegenden Partei und es werden ihm einige der Gefangenen ausgeliefert, um sie vor Gericht zu stellen. Hierauf fertigt er einen flammenden Bericht nach Peking ab, in welchem der Sieg beschrieben wird, den er über die Rebellen davongetragen habe, und bittet um die Erlaubniß, den Gefangenen die Köpfe abschlagen zu dürfen. Sobald er diese Erlaubniß erhalten hat, müssen die armen Unglücklichen ihre Strafe leiden, und damit hat denn die ganze Sache ein Ende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 134. 14 May 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens*).

1. Auswärtige Kriege des Vicekönigs.

Nach so vielen Werken, die Egypten schildern, wie es war, kann es nicht anders als erwünscht seyn, einmal wieder eines zu bekommen, welches dieß merkwürdige Land schildert, wie es ist. Bei den widersprechenden Ansichten, die über den Charakter des Vicekönigs und der von ihm begonnenen Neuerungen in Umlauf sind, kann man sich noch immer die Frage aufwerfen: Werden diese Institutionen auch Bestand haben? Würde sich ergeben, daß sie bloß ein Produkt der Persönlichkeit jenes ausgezeichneten Mannes wären, ohne daß sie im Volk selbst Wurzel schlügen, so möchte von einer Wiedergeburt Egyptens kaum die Rede seyn. Diese Furcht benimmt uns das vorliegende Werk, daß sich mit großer Umsicht über die hauptsächlichsten innern und äußern Verhältnisse Egyptens verbreitet und auf den ersten Anblick als die Arbeit eines Offiziers aus jener Schule erweist, deren Zöglinge man an dem freien Blick und dem praktischen Sinn ihres großen Meisters so leicht wieder erkennt. Angestellt im Generalstab des Pascha hatte Planat besonders Gelegenheit, über die militärische Organisation seines Adoptivvaterlandes, die ihm selbst so Viel verdankt, interessante Mittheilungen zu machen; aber es ist nicht bloß der Soldat, der in diesen Briefen zu uns spricht, sondern der gebildete Geist überhaupt, der seine Aufgabe in Egypten aus dem Gesichtspunkt der Civilisation aufgefaßt und begriffen hat. Wir müssen gestehen, daß wir jene Offiziere, welche die zuchtlosen Horden des Pascha das Waffenhandwerk zu lehren sich brauchen ließen, gerne als Abenteurer betrachteten, die bloß gegen hohen Sold dienten; der Verfasser der Briefe über die Wiedergeburt Egyptens zeigt uns aber, daß es Männer unter ihnen gab, die sich eines edlern Zweckes bewußt waren; um so mehr müssen wir daher bedauern, daß ihn, wie wir aus dem Vorbericht des Herausgebers ersehen, ein frühzeitiger Tod mitten aus seiner ehrenvollen Laufbahn hinwegraffte. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Egypten, wo er zuletzt der Militärschule von Dschiad-Abad vorgestanden, starb Planat auf einer Erholungsreise in Frankreich.

Es geschah im Juli 1815, daß Mohammed Ali die neue Militärorganisation Egyptens proclamirte, der er wie Selim III den Namen Nisam-Dschedid beilegte. Von dieser Periode datirt sich die Wiedergeburt Egyptens; denn diese große Neuerung mußte allen Neuerungen, die seitdem in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung eingeführt wurden, Bahn brechen. Die ersten Versuche erwangelten nicht die laute Unzufriedenheit einer meuterischen Soldateska zu erregen; die unruhigsten Köpfe unter seinen Türken und Albanesen zu entfernen und auswärts zu beschäftigen, benutzte der Pascha den Krieg gegen die Wahabi's im Hedschaz, den ihm der Sultan übertrug und eine Expedition gegen Dongola, Sennâr und Kordofan, die er auf eigene Faust unternahm. Der glückliche Erfolg gegen die ketzerischen Beduinen ist bekannt; wiewohl Ibrahim Pascha, als er im December 1819 zurückkehrte, einen Theil seiner Eroberungen wieder verloren hatte. In festem Besitz der Egyptier blieb eigentlich bloß Dschedda nebst den beiden heiligen Städten, und die Wahabis waren so wenig unterjocht, daß sie den Vicekönig nöthigten, ein sehr ansehnliches Corps zum Schutz dieser Städte zu unterhalten, mit dem sie von 1824 bis 1827 in beständigem Kampf lagen, und das sich zu Ende des letztern Jahres auf 7500 Mann regulärer Truppen belief *).

*) Histoire de la Régéneration de l'Egypte. Lettres écrites du Kaire à M. le comte Alex. de Laborde, membre de la chambre des Députés, par Jules Planat, ancien officier de l'artillerie de la Garde impériale et chef d'état-major au service du Pacha d'Egypte. Paris et Genève 1830. (Mit einem Plan von Mecca, dem Lager von Dschiaad-Abad, einer Abbildung der neuen Truppen und Karten zu den Feldzügen in Arabien und Morea.)

*) Gegen Ende des J. 1824 zog Ahmet Pascha, auf vierzig Tage mit Lebensmitteln versehen, mit dem zweiten Infanterieregiment, Obrist Mohammed-Bey, nach Mecca. Dieses Regiment, fünf Bataillone stark, bestand aus 4000 Mann; dazu kam noch ein besonderes Bataillon mit 800; die zweite Compagnie Sapeurs mit 90; irreguläre Reiterei mit 400 und Artillerie (einige leichte Feldstücke) mit 60 Mann. Im Ganzen 5350 Mann. Europäer befanden sich dabei die HH. Daumergue, Vigoureux, Gand, Gelin, Gubernatis. Dieses Corps blieb drei Jahre im Hedschaz, in welcher Zeit es 1400 Mann theils durch das Feuer des Feindes, theils durch Krankheit einbüßte. Gegen die Wahabis erfochten die regulären Truppen ihre ersten Lorbeern, und als Mohammed-Ali die Kunde davon erhielt, soll er vor Freuden in die Höhe gesprungen seyn. Es kam zu zwei Treffen, in welchen die Wahabi's geschlagen und ihnen ziemlich viel Leute getödtet wurden. Im J. 1825 blieb es bei einigen Scharmützeln.

Schmeichelte die Rolle, welche dem Vicekönig durch Führung des arabischen Kriegs zufiel, dem muselmännischen Stolze Mehammed-Alis und machte seinen Namen gefeiert in allen Landen, wo man zu dem Grab des Propheten wallfahrtete; so war die nubische Expedition von ungleich größern Resultaten für Egypten wie für das wissenschaftliche Europa, welches ihr Cailliauds treffliches Reisewerk (vergl. Ausl. J. 1828 Nr. 121 bis 144) verdankt. Im Juni 1820 brach Ismael-Pascha, der Sohn des Vicekönigs, an der Spitze von 3000 Mann Infanterie, 400 Mann Reiterei, lauter regulären Truppen, nebst 10 Kanonen und einem Mörser, nach Sennâr auf und nahm Besitz von ganz Nubien bis nach Fasoql hinauf. Sechs Monate nach der Ankunft dieses Heers am weißen Fluß erschien Mehammed Ali's Schwiegersohn, der Defterdarbey, als der Zweite im Commando, mit einer Verstärkung von 3000 Mann zur Eroberung von Cordofan. Bei Bara stieß er auf die Feinde, die sich hier aufgestellt hatten, um ihre 6 Stunden rückwärts gelegene Hauptstadt Lebeyed zu decken. Ihre Reiter fochten in eisernen Rüstungen gleich den alten Sarazenen. Ein zugespitzter Helm, ohne Visir, besetzt mit einem eisernen Netz, das auf den Hals herabfiel, und ein eisernes Panzerhemd dienten als Schutzwaffen. Die Angriffswaffen bildeten eine Lanze, mehrere Wurfspieße und ein langes zweihändiges Schwert. Die ganze Rüstung mochte wohl achtzig Pfund wiegen. Die Pferde hatten Harnische von gesteppter Wolle und ein Stirnband von Kupfer. Das fast nackte Fußvolk trug einen rautenförmigen Schild, mit Rhinozeroshaut überzogen, hinter dem es, ein Knie auf der Erde und in der rechten Hand den Wurfspieß, den Angriff erwartete. Ein dichter Haarbusch, der ihnen über den Nacken hing, konnte zur Noth einen Hieb pariren. Diese tapferen Wilden vertheidigten muthig ihre Unabhängigkeit; mehrmals warfen sie sich auf die Türken, aber das Gewehrfeuer schmetterte sie nieder und verbreitete Schrecken in ihren Reihen; sie legten den Finger in ihre Wunden und konnten nicht begreifen, wie sie getroffen werden konnten, ohne daß sie die Waffe sahen, welche sie schlug. Man fand verwundete Frauen auf dem Schlachtfelde. Eine türkische Kanone fiel vorübergehend in ihre Hände und die Kanoniere wurden niedergemacht. Man bemerkte nachher Säbelhiebe daran, womit sie dieselbe hatten zerhauen wollen; so wenig wußten sie vom Gebrauch der Feuerwaffen; denn sonst hätten sie dieß Geschütz auf die Türken richten können, welche in diesem Augenblick zurückwichen. Der Defterdarbey zog als Sieger in Lebeyed ein; die Neger, die sich nicht unterwarfen, entflohen in die Gebirge. Später setzte es nur noch einzelne Parteikämpfe bei Eintreibung des Tributs (Leinwand, Gummi und Sclaven) ab.

So weit ging Alles gut von Statten, als kurz darauf Ismael Pascha ermordet wurde. Dieser junge Anführer hatte sich, um die Abgaben zu erheben, nach Schendy begeben. In dieser Stadt ließ er einen Theil seines Gefolges und setzte nur von 20 Personen begleitet, worunter der italienische Arzt Bozari, nach dem Dorf Metamma, auf der andern Seite des Nils, über.*) Der Scheich (bei Cailliaud Melik) Nimir, einer der abgesetzten Landesfürsten, die sich unterworfen, bekam, da er dem Pascha, bei einigen übertriebnen Anforderungen Gegenvorstellungen machte, von diesem einen Schlag mit der Pfeife in's Gesicht; diese Beleidigung heischte Rache. Als daher Ismael in einer Strohhütte sein Nachtquartier aufschlug, versammelte Nimir gegen Abend seinen Anhang und ließ eine Menge Stroh und Binsen zusammentragen. Finster senkte sich die Nacht nieder; da umzingelten sie das Haus und schichteten den Brennzeug rings an Thür und Mauern auf und zündeten ihn an; die Flamme griff rasch um sich und bald war Alles nur eine Glutmasse. Umsonst suchten die Türken durch die Feuer- und Rauchwolke einen Ausgang, immer wieder zurückgedrängt mußten sie lebendig verbrennen oder ersticken. Der Arzt, der sich in einem andern Hause befand, wurde gespießt; eine Todesart übrigens, die vor den Türken daselbst unbekannt war. Man riß ihm die Zähne aus, welche sich die Weiber als Talismane gegen Krankheiten an den Hals hängten. Ein einziger Diener entkam zu der Armee. Man fand in der Folge den Pascha mit verbrannten Beinen und halbverbranntem Leib in der Asche.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist übrigens zu bemerken, daß die Wahabis sich menschlicher benahmen, als die Egyptier. Abdnet Pascha hatte für jeden getödteten Feind eine Belohnung ausgesetzt; natürlich gaben die Soldaten keinen Pardon, und man sah sie oft zurückkehren, mit einem Kopf, mit blutigen Gliedern oder abgeschnittenen Genitalien auf dem Bajonet, die sie vor dem Zelt ihres Befehlshabers niederlegten, ihre Belohnung fordernd. Dagegen gab der arabische Feldherr seinen Kriegern für den Kopf eines Egyptiers 5, und für einen lebenden Feind 10 spanische Piaster, und manchmal schickte er sogar die Kriegsgefangenen dem Pascha zurück, indem er sich begnügte, ihnen die Waffen abzunehmen. Bei der Zurückkunft dieses Corps im November 1826 ertheilte der Vicekönig einem Bataillon, das sich ausgezeichnet, eine silberne Decoration, und es erhielt die Erlaubniß unter der Mütze den kleinen seidenen Shawl der Wahabis zu tragen, wodurch es sich von den andern Truppen unterscheidet, deren gewöhnliche Uniform aus Wams und Pantalons von rother Sarsche, schlecht gemacht und immer zerfetzt, mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib befestigt, nebst zu Pantoffeln zugetretenen Schuhen besteht. Das neunte Regiment, welches die Vorigen ablöste, bekam bald einige tüchtige Schlappen, so daß sich zu Anfang des J. 1827 die Wahabis wie in den Tagen Abdalla-Saud's Mecca's bemächtigten und der Oberst Mahmud-Bey sich auf Dschedda zurückziehen mußte, wo er um eine Verstärkung von 4000 Mann nachsuchte.

*) S. Cailliaud's schöne Spezialcharte von Nubien, die wohl verdiente einzeln herausgegeben zu werden, da sich doch das kostbare Werk, zu dem sie gehört, nur wenige Liebhaber anschaffen können.

Reisebemerkungen von Wagler.

(Fortsetzung.)

Wenn man den pecuniären Reichthum des englischen Staates, die ungeheure Ausbreitung seiner Schifffahrt, seinen Besitz von Ländereien in Africa und Indien so wie von ganz Neuholland — mit einem Worte die Mittel erwägt, welche es ihm möglich machen würden, das britische National-Museum in Lon-

den zur größten und ersten Anstalt für Kunst und Wissenschaft zu erheben, so muß man sich wundern, wenn Dieses in Bezug auf Naturgeschichte, welcher die Engländer doch so sehr ergeben sind, keineswegs der Fall ist. Besonders fällt dem wandernden Zoologen, der sich von den Schätzen des britischen Museums Wunderdinge träumt, diese Erscheinung hart auf, und er würde die Riesenstadt trostlos verlassen, fände er nicht in den zahlreichen zoologisch-zootomischen Sammlungen gewisser öffentlicher Gesellschaften und reicher Privatleute reichen Ersatz.

Hier eine kleine Mittheilung über den Inhalt des britischen Museums im Allgemeinen und über die Anordnungen desselben. Das britische Museum, bei dessen Eintritt man durch einen jonischen Säulengang auf der Südseite des Gebäudes überrascht wird, ist in vier Haupträume abgetheilt. Das unterste Stockwerk dient als Büchersaal, das obere besteht aus elf Gemächern, deren erstes und zweites vermischte, vorzüglich aber in Ethnographie einschlägige Gegenstände bewahrt. Unter diesen ragen vor allen die Kleider, Geräthe und Utensilien der Esquimo, welche Parry im Jahre 1823 von seiner Nordpol-Expedition zurückbrachte, so wie die Waffen, Matten und Werkzeuge der Neuseeländer und der Südseeinsulaner, von Cook und den beiden Forstern gesammelt, hervor. Alle diese Gegenstände werden in Glasschränken aufbewahrt. Im dritten Zimmer befindet sich die lansdownische Manuscriptensammlung, welche im Jahre 1807 auf Befehl des Parlaments angekauft wurde, ohne Karten und Rollen aus 1245 Bänden besteht, und von welchen sich vorzüglich die Staatspapiere des Lords Burleigh, 122 an der Zahl, sowie mehr als fünfzig auf die Geschichte der Königin Elisabeth und des Königes Jacobs I bezügliche Bände auszeichnen. Das vierte Zimmer schließt die Manuscripten-Sammlung des Dr. Birch und des Hans Sloane ein, welcher letztere Präsident der königlichen Societät war, zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts eine Reise nach Jamaica unternahm, und als Naturforscher nicht unrühmlich bekannt ist. Birchs Manuscripte haben auf Geschichte, Biographie, Gottesgelehrtheit und Literatur, die des Sloane dagegen, welche aus 4100 Fascikeln bestehen, vorzüglich auf Naturlehre und Naturgeschichte, so wie auf Naturphilosophie Bezug. Unter ihnen befinden sich einige orientalische Manuscripte und die des berühmten Reisenden und Naturforschers Kämpfer, welcher bekanntlich im Jahre 1683 als Secretär einer schwedischen Gesandtschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien machte, darauf Arabien, Hindustan, Java, Sumatra und Siam besuchte, und zwei Jahre lang in Japan sich aufhielt. Der größte Theil seiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften ist leider noch nicht gedruckt. Im fünften und sechsten Zimmer sind die harleian'schen Manuscripte aufgestellt; das erste dieser Zimmer ist vorzüglich für den Aufenthalt der Lesenden bestimmt. Unter den Manuscripten des andern verdienen 57 Bände angeführt zu werden, welche eine Reihe von öffentlichen Verhandlungen der englischen Regierung vom J. 1115—1608 enthalten, und mehrere von dem berühmten Joseph Banks zum Geschenke gemachten Kupferwerke. Vier und zwanzig Bände daselbst umfassen die Geschichte der Musik, und sieben und zwanzig andere enthalten Kirchenmusiken von den alten Tonsetzern Prenestini, Pierluigi da Palestrina, dem berühmtesten Meister der alten römischen Musikschule und großen Reformator in der Kirchenmusik, von Giambattista Pergolesi, dem Dominichino oder Raphael in der Musik, wie ihn die Italiener nennen, von Händel ꝛc. In einem Schranke liegen zwei Rollen des Pentateuchs auf Pergament, deren eine von beträchtlichem Alter zu seyn scheint, und in einem anderen Schranke eine Originalurkunde auf Papyrus, mit der Aufschrift: Ravenna An. 572. Das siebente Zimmer enthält in drei und dreißig Schränken die königliche Sammlung von Manuscripten historischen Inhaltes, welche aber noch nicht gehörig geordnet sind. Auf einem Tische ruht, unter einer Glasrahme, das Original der berühmten Magna Charta (great Charter), nebst einem Facsimile derselben von Pine. Auf das siebente Zimmer folgt der große Saal (Saloon), in welchem die Mineraliensammlung aufgestellt ist. Er ist hell, geräumig und mit schönen Frescogemälden ausgeschmückt, die indessen mit den Mineralien etwas sonderbar contrastiren. Auf der Decke hat La Foße die Geburt der Minerva vorgestellt, und die Wände wurden von Rousseau mit Landschaften, von John Baptist Monoyer mit Blumengewinden bemalt. Ueber dem Kamine hängt das Bildniß des Königs Georgs II, von Shackleton. Die Mineralien werden in freistehenden, parallel hinter einander gestellten, flachen Pulten mit Glasthüren, die weniger belehrenden Stücke der Sammlung aber in Schubladen unter diesen Pulten aufbewahrt. Die drei Hauptpulte sind in sechs und dreißig, die übrigen Pulte in zwei Fächer abgetheilt. In ihnen, acht und vierzig an der Zahl, liegen die Mineralien mit Rücksicht auf ihre chemische Zusammensetzung nach äußern Merkmalen geordnet, beginnen mit den Combustibilien (unter welchen die von Humboldt in Südamerica entdeckte entzündbare fossile Substanz Dapèche) und enden mit den Oxyden. Die meisten Stücke dieser Sammlung sind, so Viel sich bei flüchtiger Betrachtung derselben abnehmen läßt, rein erhalten und instructiv. Ein großer Theil derselben war ehedem das Eigenthum des Baron von Moll. Sehr interessant ist, selbst in historischer Beziehung, eine beträchtliche Folge von Aerolithen und Meteorsteinen, welche am Schlusse der Eisenerze stehen, und, mit Ausnahme von Neuholland, aus allen Welttheilen vorhanden sind. Unter den letztern gedenke ich nur einiger Bruchstücke von der großen, ohngefähr 250 Pfund schweren, in Südafrica aufgebrachten, und nun im harlemer Cabinete befindlichen Masse, von dem Stücke aus der südamerikanischen Provinz Chaco Gualamba, welches Don Rubin de Celis 1782 untersuchte, und das ein Gewicht von etwa 300 Centnern hat, von dem berühmten von Pallas in Sibirien auf der Höhe eines Hügels zwischen Abakansk und Belskei Ostrog am Ufer des Jenisei im J. 1772 entdeckten Blocke, welcher von den Tataren für eine heilige Reliquie gehalten wird, und anfänglich 1680 Pfund wog, und worin sich Oelstein eingesprengt findet, so wie eines beträchtlich großen Fragments von dem 270 Pfund schweren Meteorsteine, welcher am siebenten November 1492 bei Ensisheim im Elsaß, in Gegenwart des römischen Königs Maximilian I, als dieser gegen die Franzosen zu Felde zog, aus der Luft herabfiel, und bis zum Ausbruche der französischen Revolution in der Cathe-

drale zu Ensisheim aufbewahrt, und dann von da durch die Franzosen nach Colmar geschleppt wurde. Von dem großen Meteoreisen-Blocke bei Bahia in Brasilien, von welchem unsere verdienstvollen Reisenden von Spix und von Martius einige Stücke nach München zurückbrachten, besitzt das britische Museum gleichfalls einen kleinen Abfall.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Colonie am Huasualco.

Von dem Abbé Baradère, der kürzlich aus Mexico zurückkehrte, erhält man über die Beschaffenheit der von dieser Republik an Hrn. Laisné de Villeveque überlassenen Ländereien sehr günstige Berichte. Wie der Abbé versichert, ist nur Eine Stimme über die Fruchtbarkeit, die gesunde und für den Handel bequeme Lage der Gegend am Huasualco. Dieser Fluß, der nebst seinen zahlreichen Zuflüssen die Produkte von Guatimala und den reichsten Staaten Mexico's empfangen kann, dürfte mit der Zeit die beiden Meere verbinden. Ferdinand Cortez erkannte bereits seine Wichtigkeit, als er die Stadt Spiritu-Santo anlegte, und auf der Mitte des Isthmus beträchtliche Ländereien erwarb. Die mexicanische Regierung, die einigen ihrer Generale Nationalbelohnungen dekretirte, wies ihnen hier Grundstücke zu 2, 3 und 4 Stunden im Umfang an, welche sämmtlich den französischen gegenüber liegen und von denselben nur durch den Fluß getrennt sind. Victoria, Bravo, Santa-Ana und Barraga stehen auf dieser Liste.

Baradere selbst hatte die Gegend besucht, die seine Landsleute aufnehmen sollte. Nachdem er die Staaten Puebla und Vera Cruz durchreist hatte, gelangte er nach Minotitlan, einem Dorfe am Huasualco, das zu Ehren Mina's diesen Namen trägt; der Ort ist gut gewählt und dient zur Communication mit Acayucan, der Hauptstadt des Bezirks, und dem ganzen Lande bis Vera Cruz; man kann ihn als den Stapelplatz des Huasualco betrachten; bereits haben sich mehrere americanische Kaufleute daselbst angesiedelt, darunter ein Hr. Walderin, der eine Sägmühle besitzt, auf welcher er mit Hülfe von einem Dutzend seiner Landsleute Mahagoni- und andere kostbare Hölzer sägt, die er dann nach New-Orleans schickt, wo er einen guten Absatz findet. Nebenbei beschäftigt er sich mit dem Ackerbau, und zu dem Ende hat er von einem seiner Nachbarn ein Gut gekauft. Die Bevölkerung von Minotitlan beläuft sich auf 300 Personen; die mexicanische Regierung läßt gegenwärtig eine Capelle und drei Häuser zur Unterkunft neuankommender Colonisten bauen. Vier andere Dörfer, je eine Tagreise von einander entfernt, liegen längs dem Flusse und erleichtern dem Reisenden die Anschaffung seiner Bedürfnisse. Man trifft in diesen Dörfern Geflügel, Eier, Maisbrod, Bananen und Wildprät im Ueberflusse.

Von Minotitlan hat man in gerader Linie bloß sechs Stunden an's Meer; auf dem Flusse sind es jedoch zehn. Nicht weit von da, an der Mündung des Uspanapa, befinden sich die Ruinen der Stadt Spiritu-Santo, die von den Engländern zerstört ward. Der Huasualco, einst bestimmt der Mittelpunkt des Handels zwischen den beiden Welten zu werden, läuft im Ganzen zwischen geschloßnen Ufern, und an seinem Ausfluß verengt er sich noch mehr; allein die Barre ist fest und das Fahrwasser erleidet nie eine Veränderung. Man bedarf deßwegen auch weder zur Aus- noch Einfahrt eines Piloten; die Klippen, an denen auf beiden Seiten sich die Wogen brechen, bezeichnen die einzuschlagende Richtung hinlänglich. Der Commodore Porter, der Befehlshaber der mexicanischen Flotte, untersuchte einen Theil der Küste und namentlich die Barre mit dem Loth; nach ihm hätte die Barre an den seichtesten Stellen 16 Fuß Wasser und bekäme durch die Fluth 4 Fuß mehr. Fahrzeuge, die 10 Fuß Wasser brauchen, können bis Minotitlan hinauf; von da bis zu den französischen Ländereien noch solche, die 6 Fuß brauchen. Ebbe und Fluth erstrecken sich etwa 15 Stunden landeinwärts.

Die Ländereien, welche den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt sind, erheben sich unmerklich auf beiden Ufern, so daß die Wasser sich nie auf weite Entfernung darüber verbreiten, und wieder abfließen, sobald der Fluß sinkt. Sümpfe, deren Nachbarschaft ungesund ist, giebt es allerdings auf einzelnen Punkten; doch beschränkt sich dieser Uebelstand auf die Niederungen, wo der wasserreiche Uspanapa und der Huasualco sich vereinigen.

Von der Barre bis zu den Cordilleren wird das Land immer höher und höher; so daß die Temperatur von Minotitlan schon um 4° von derjenigen der Barre und ohne Zweifel um 12 bis 15° von derjenigen der französischen Ländereien sich unterscheidet. Derselbe Unterschied findet zwischen Vera Cruz und Jalapa Statt; letzteres, obgleich nur 15 Stunden von jenem Hauptsitze des gelben Fiebers entfernt, genießt schon eine herrliche und beständige Temperatur.

Der Guasualco ist sehr fischreich und seine Ufer sind voll Schildkröten, deren Eier eine gute Nahrung geben. Eine Unzahl von Enten aller Art, von Gänsen, Wasserhühnern und andern Wasservögeln bevölkert seine Umgebungen. Er enthält auch Krokodile, jedoch eine kleinere Art, als die am Senegal oder Gambia. Ihre Haut widersteht einer Kugel nicht; auch sind sie viel furchtsamer; sie greifen keinen Menschen an, und man hat nicht, wie in Africa, zu befürchten, wenn man den Arm aus der Pirogue hängen läßt, daß Einem derselbe abgebissen wird. Der Abbé bemerkt, daß er manche im Gras habe liegen gesehen, die beim Anblick von Menschen sich sogleich in's Wasser entfernt hätten.

Die Umgebungen bestehen abwechselnd aus Wald und offenen Ebenen, wo das Gras 10 Fuß hoch wächst. Diese Ebenen haben indeß nie über eine Quadratmeile im Umfang: der übrige Theil des Landes ist ein ungeheurer Wald von Zedern, Acajous, Ebenholz- und Pfefferbäumen, nebst anderen kostbaren Hölzern. Pomeranzen-, Limonien-, Citronen- und Cacaobäume, Bananen und Palmen ꝛc. steigen mitten unter den wilden Kindern des Forstes empor. Die Ceder, der Mahagonibaum, die Eiche und die (hier sehr häufige) Tanne erreichen eine colossale Größe. Aus ihnen zimmerte man weiland auf den Werften der Havanna Schiffe von hohem Bord; gegenwärtig sind es nur die Indianer am Huasualco, welche aus Mahagoni ihre Piroguen bauen; ein einziges Stück, fünf Fuß breit und fünfzig Fuß lang, reicht zu einem Fahrzeuge hin. Diese jungfräulichen Wälder hegen in ihrem Schoß Tausende von wilden und entlaufenen zahmen Schweinen, von Hirschen, Gazellen, Hasen, Fasanen, Rebhühnern und prächtig gefiederten Vögeln. Aber neben diesen ungefährlichen Thieren finden sich auch reißende, wie der Tiger; doch hatte man sich bis jetzt über ihn nicht sonderlich zu beklagen; und seitdem er Hunde in der Nähe wittert, überhaupt seitdem die Stille der Wälder gestört ist, fängt er an ziemlich selten zu werden.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 135. 15 May 1830.

Proben aus indischen Dichtern.

Episode aus der Schlacht von Kenudsch, nach Tschand *)

(Die beiden Bhairawa's, Gora und Kala, oder der Schöne und der Schwarze, sind die Kriegsgötter der Radschputs und tragen ihrer Mutter, der furchtbaren Göttin Kalika, die Fahne im Schlachtfeld vor. Gora oder der schöne Bhairawa wird selten erwähnt; häufiger richtet sich die Verehrung der Radschputs an seinen dunkeln Bruder, der auch Badschrenga, „der die Züge des Donners trägt," genannt wird. Seine Fahne ist von der Farbe der Wetterwolke.

In jeder Schlacht leitet Siwa oder seine Gemahlin, die schreckliche Mata, den Kampf. Sie reitet auf einem Löwen, und ist mit dem Dreizack bewaffnet, vor ihr her ihre Söhne, die Bhairawa's, welche ihr die Fahne vortragen, hinter ihr die vier und sechzig Yoschinis, (Todesgöttinnen) und andere weibliche Gottheiten niedern Rangs, deren jede einen Schädel als Schale in der Hand trägt. Nachfolgende Episode aus einem der schönsten von den sechs und neunzig Gesängen Tschands — „die Schlacht von Kenudsch oder das Gelübde Sundschogta's" mag uns eine Probe von der Schlachtenmalerei indischer Dichter geben, die um so merkwürdiger ist, als Tschand, der indische Homer, sich hier zugleich selbst als Theilnehmer an dem Kampf schildert. Der tschohanische Kaiser von Dehli hat die Prinzessin von Kenudsch geraubt. Ihr Vater Dscheitschond setzt an der Spitze seiner ganzen Streitmacht dem kühnen Entführer nach. Das von Tschand hier beschriebene Treffen fiel gegen Ende des vierten Tages vor, als die Furth des Ganges schon beinahe erreicht war. Pritsi-Radscha hat bereits drei Viertheile seiner Helden verloren, und setzt nun eben seine Geliebte, Sundschogta, die bisher auf Einem Roß mit ihm geritten war, auf ein besonderes Pferd. Obwohl es Nacht ist, hört das Gefecht nicht auf.)

Die Nacht kam; auf ging der Strahl des Mondes. Der Beherrscher der Menschen (Kaiser von Dehli) stieg von seinem Hengste und setzte Sundschogta auf ein anderes Roß. Die blutgestreiften Pfeile flogen, und einer traf den Helm des Kaisers. Da verlangte der Dichter (Tschand selbst) das Schwert zu schwingen; aber der Fürst rief: „Stark sind unsre Schwerter, o Dichter; welche Du vom Kampfplatz, damit wir leben mögen im Liede." — „Deinen Ruhm zu singen, o Gebieter, scheide ich sogar von Dscholhon, meinem Sohne: was aber mich selbst betrifft, so weihe ich mein Haupt dem Mahadöh." — Und wie er so sprach, ließ er seinem Roß den Zügel; auf seinem Gesicht strahlte das Licht der Ehre. Der Adler des Gefangs flog in das Gewühl der Schlacht, wie oben der Mond *) durch die Gestirne. Sein Roß Kischor, das Geschenk seines Kaisers, edel genug um an den Wagen der Sonne gespannt zu werden, aus dem Blute von Eirak **), bäumte sich hoch, wie die Wogen der See; sein Ohr aufrecht wie die Spitze einer Lanze, sein Auge schön, wie das eines Mädchens, seine Mähne gleich kräuselndem Wasser. Auf den Schilden der Gefallenen schlug sein Huf Feuer, als es den Dichter zum Kampfe trug. Wohin dessen Schwert traf, da füllten die Todesgöttinnen ihre Becher mit dem Blut der nordischen Männer. Die Götter jauchzten Beifall, Kischor war mit Wunden bedeckt, aber die Berggeborne ***) schützte ihren Verehrer. Die Apsara's ****) sangen sein Lob, die Paltschara's †) schwelgten auf dem Weg seines Schwertes. Preis dem Dichter! ††) Zu Fuß kam er wieder bei seinem Kaiser an; sein Roß lag auf dem Kampfplatz.

*) Auszug aus Obristlieutenant Tods Vorlesung über die Bildwerke im Tempel von Ellora in den Transactions of the royal Asiatic Society.

*) In der Ursprache ein Wortspiel: er (Tschand) flog dahin wie Tschandra (der Mond) über ihm.

**) Eine Gegend Persiens die wegen ihrer edeln Pferde berühmt ist.

***) Parwati, die indische Minerva, die Freundin des Dichters.

****) Apsara's sind die Himmelsbotinnen, welche die gefallenen Helden in den Himmel geleiten und sie dort bedienen. Ihr Name bedeutet, wie derjenige der griechischen Aphrodite, Schaumgeborne" von „Ap," Wasser, und „Sara," Schaum.

†) Paltschara kommt von „Pala," Fleisch, und „tscharna," sich nähren. Wenn die Apsara's zarter gehalten sind, als die ihrem Wesen sonst nicht unähnlichen Walkyren der skandinavischen Götterlehre, so sind wiederum die Paltschara's materieller, als die Jungfrauen Odins.

††) Nirgends in seinem ganzen Werk läßt Tschand eine Gelegenheit vorüber gehen, seine Tapferkeit zu preisen.

Die Schlacht wüthete, Stahl traf auf Stahl; auf dem Helm tönte die Keule; vom Kriegsgesang berauscht wurden die Helden; die Schilde brachen in Stücke. Oben traten die Götter zusammen: nie, sprachen sie, haben Sterbliche solche Thaten vollbracht: sie fechten auf Bergen von Erschlagenen, an deren Seiten Bäche von Blut herabfließen.

Da griff Uttital nach seinem Dreizack. Die Todesgöttinnen hinter ihm, stürzte er ins Schlachtfeld. Jede hielt ihre Schale, das Blut der Erschlagenen zu trinken. Mahadöh folgte seinem Liebling, ein Juwel zu erhalten für seinen Halsschmuck *). Uttitals Dreizack brach den Damm, welcher die Fluthen der Schlacht (das Blut) zusammenhielt. Dscheßwont Rahtur stellte sich dem Helden gegenüber; aber hohnlachend schlug ihm Uttital das Haupt ab, daß es zu Mahadöhs Füßen flog.

Noch einmal griffen die Mirs des Nordens **) an; neue Streiter von Kenudsch ersetzten die Erschlagenen. Rembha ***) aber und die Schönen des Himmels stiegen herab. Uttital war ihrer aller Wahl; aber die Urwasis ****) stritten sich um den Helden; sie kamen endlich überein, sich in ihn zu theilen. Dreimal durchbrach dieser den Kreis der Schlacht. Als das Kriegshorn sein Ohr traf, erhob sich sein Haupt zum Himmel; das Heer von Kenudsch floh vor ihm, die Yoschini's riefen: „Sieg dem Uttital!" und von beiden Heere ertönte laut: „Ehre dem Schwinger des Dreizacks!" die Apsara's schwärmten über dem Helden, jede im heftigem Streit um ihn; aber weder für Rembha noch für Apsara war er bestimmt, Genga †) selbst nahm ihren Sohn in ihren Armen auf; die Wasser schlossen sich über Uttitals Gestalt.

Gandarwa ††) flog zum Himmel auf; dem Gott der Sterne berichtete er Uttitals Thaten. Indra bereitete seinen Wagen, die Schlacht zu sehen. Schaaren von Apsara's füllten das Gewölbe des Himmels, denn jede stieg mit dem Helden, den sie sich erwählt, herauf.

Wie der Bergstrom, seine Fesseln sprengend, über die Ebene fluthet, so floß der Strom des Blutes. Ganga's Wasser war purpurn von den Erschlagenen; Roß und Reiter wogten die Fluth hinab. In der Schlacht war Uttital des Sieges Pfeiler gewesen, nun Ganga ihn in ihre Umarmung aufgenommen, drängte sich der Feind von Neuem um Dehlis Beherrscher.

---

*) Hiedurch giebt der Dichter den nahenden Tod des Helden zu verstehen.

**) Die Syuds, vom Stamme Mohammeds.

***) Rembha, die indische Venus, ist die Königin der Apsara's, der Schönen des Himmels.

****) Ein Beiname der Apsara's, der bedeutet: Bewohnerinnen des Busens, (Ura.)

†) Ganga (der Ganges) gilt bekanntlich als ein reinigender Strom. An seinen Ufern zu sterben ist ein sicheres Unterpfand der Seeligkeit; man bringt die Asche großer Männer viele hundert Meilen weit, um dieselbe seinen Wogen zu übergeben.

††) Einer von den Sängern des Himmels.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicanische Räuber.

(Fortsetzung.)

Als die Damen zurückkamen, fanden sie mich schwach, erschöpft, kaum fähig zu athmen. Ich gab zu verstehen, daß ich noch etwas Wein und Wasser trinken möchte. Man reichte mir solches, und fragte, ob mir jetzt besser, ob ich wohl vorbereitet zum Sterben sey. Ich dankte ihnen für die Güte, welche sie mir bewiesen, und drückte mein Bedauern aus, in diesem Leben keine Gelegenheit mehr zu haben, ihnen meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Der Allmächtige würde nicht ermangeln sie zu belohnen. Sie sprachen mir Muth ein; vielleicht sey es immer noch möglich, daß ich gerettet werde, in keinem Fall aber, hofften sie, würde ich bereuen, den guten Priester vorgelassen zu haben.

„Gewiß nicht; die Beichte ist nichts so Schreckliches, wie ich mir gedacht; der Tod ist jetzt weniger furchtbar für mich.... freilich kommt es Wenig darauf an, ob ich denselben fürchte oder nicht, denn ich werde das Tageslicht nicht noch einmal erblicken." — Die Damen nahmen zärtlich von mir Abschied, und sagten, sie würden mich in ihren Gebeten nicht vergessen.

Als sie hinaus waren, ertheilte mir der Priester das Abendmahl und die letzte Oelung. Doch hatte ich diese Sakramente erst angenommen, nachdem er mir hoch und theuer versichert, daß ich heute Nacht unfehlbar sterben würde, und nicht die mindeste Hoffnung zu meinem Aufkommen mehr da sey.

Alle, welche den Abend über bei mir gewesen, waren nach und nach hinausgegangen, und ich blieb mit den drei Indianern allein, welche sich freiwillig angeboten hatten, die Nacht mit mir zuzubringen. Sie gaben mir noch ein Wenig Wasser und Wein zu trinken, und zogen sich dann in einen Winkel des Zimmers zurück. Einer kehrte bald wieder zu mir und legte sich nicht weit von mir nieder; die beiden andern hüllten sich in ihre Serrapes und schliefen alsbald ein.

Anzugeben, welche Gedanken und Gefühle während dieser denkwürdigen Nacht nach und nach mich durchzogen, würde sehr schwer seyn. So bestimmt ich mich derselben auch erinnere, so finde ich doch in der Menschensprache keine Worte, diesen Wechsel von Furcht und Hoffnung auszudrücken. Mit der krampfhaften Anstrengung eines ertrinkenden Menschen klammerte ich mich an das irdische Daseyn an, und doch lag im zukünftigen Leben nichts Schreckliches für mich. Die Religion hatte meiner Seele vollkommne Ruhe gegeben, und ich war bereit, vertrauensvoll vor dem Thron des Schöpfers zu erscheinen.

So seltsam widerstritten sich meine Empfindungen, bis endlich Hoffnung wieder die Oberhand in mir gewann, und ich mich darauf verließ, den sich bereits kund gebenden Tag noch einmal zu sehen. Sobald es lichter zu werden begann, weckte ich meine Indianer und bat sie, die Thür zu öffnen. Eine frische Zugluft strich in das Gemach und gab meinen betäubten Sinnen einiges Leben zurück.

Wie lieblich dünkte mir dieser Morgen! Wie glücklich war

ich, an dieſem Ort noch zu leben, wo übrigens Alles ſchwieg wie im Grab. Es war ein Sonntag und alle Indianer in der Meſſe. Endlich ging die Sonne auf, und ſchon wars hoch am Tag, ohne daß ſich noch Jemand bei mir eingefunden hätte. Der Erſte, welcher nach geraumer Zeit eintrat, war der Alcade. Er erkundigte ſich bei den Indianern, welche bei mir geblieben waren, ob ich noch lebe. Ich ſelbſt antwortete ihm mit ſchwacher Stimme, daß ich mich etwas leidlicher fühlte. Bald darauf kamen auch die Damen G. und ſchienen erfreut, mich beſſer zu finden. Man fragte mich, ob ich die Ankunft des Wundarztes von Puebla in Acajeta erwarten wollte, oder vorzöge, daß man mich in einer Sänfte nach Puebla trüge. In letzterem Fall würde ich freilich nicht vor Sonnenuntergang in jener Stadt ankommen. Ich fühlte mich ſtark genug, die Reiſe zu ertragen, und bat den Alcaden, alle Vorkehrungen zu treffen, da ich wohl wußte, daß meine Freunde in Puebla die Koſten mit Freude auf ſich nehmen würden.

Der Alcade erſuchte mich, das Ende der Meſſe abzuwarten und ſagte mir, bis Mittag ſollte Alles bereit ſeyn; dann ſchien er hinſichtlich der Beerdigung meiner beiden Freunde, Alvarez und Roberts, bei den Damen G. Erkundigung einzuziehen. Ich verſtand ihre Antwort nicht, denn ſie ſprachen zu leiſe. Der Alcade wandte ſich ſofort gegen mich und fragte, ob Roberts ein Ketzer oder ein Katholik geweſen.

„Ein Chriſt!“ erwiederte ich, um nicht einen Mißgriff zu thun; denn wurde der arme Freund für einen Ketzer anerkannt, ſo konnte er nicht in geweihtem Boden begraben werden.

Der Alcade fragte zum zweiten Mal ob der Verſtorbene ein Proteſtant oder catolico apostolico romano geweſen.

Welchen Bekenntniſſes er eigentlich geweſen, Das habe er mir nie geſagt, war meine Antwort, und ich könnte daher hierauf nicht beſtimmter antworten.

Der Alcade fragte die beiden Poſtillone, welche, wie ich, lebend aus unſerm traurigen Abenteuer gekommen, ob ihnen etwa bekannt ſey, daß dieſer Roberts irgend einmal die Meſſe beſucht habe, Sie antworteten mit Nein. „Herr Alcade,“ ſagte ich, jene unterbrechend, „dieſe Leute können über Ihre Frage keine Auskunft geben, denn ſie waren nie einen Sonntag mit dem Verſtorbenen zuſammen.“ „Ach!“ entgegnete der Alcade, „ich ſehe wohl, daß er als Ketzer geſtorben iſt, und da man das Gegentheil nicht erweiſen kann, ſo bin ich wohl genöthigt, ihn außerhalb des Kirchhofs begraben zu laſſen.“ Damit ging er, die Sache anzuordnen.

Ich hatte jetzt wieder Kraft genug, an die Damen einige Fragen über den ihnen ſelbſt zugeſtoßenen Unfall zu richten. Sie erzählten mir denſelben folgender Maßen.

Beinahe zur gleichen Zeit, wie wir, von Mexico abgereiſt, hatten ſie in jener unheilvollen Schlucht den Vorſprung vor uns gewonnen; plötzlich wurde ihre Kutſche von ſechzehn bis achtzehn vermummten, bis an die Zähne in Waffen ſteckenden Räubern umringt. Der Bruder hatte klüglich ſeine Piſtolen überreicht, war mit ihnen auf Befehl der Räuber aus dem Wagen geſtiegen, und lieferte ſofort alles Geld, das er bei ſich trug, und den Schlüſſel zu den Koffern aus. Die Räuber legten Hand auf Alles, und ſchickten ſich an, die Reiſenden an Bäume zu binden, was man ihnen jedoch auf ihr Bitten erließ. Einen prächtigen Shawl, welchen ein Bandit eben aus einem Koffer hervorzog, faßte die älteſte Schweſter an, und ſagte mit feſtem Ton: „Dieſer Shawl gehört mein; Ihr ſollt mir ihn nicht nehmen: her damit!“ Der Kerl lachte laut auf, und wirklich gab er den Shawl gutwillig her.

Sobald die Plünderung vorüber war, fragten die Räuber die Damen, wie weit die Engländer noch entfernt ſeyn könnten. Sie gaben nicht gleich Antwort; allein man drohte ihnen mit gezücktem Säbel, und ſo mußten ſie geſtehen, daß wir kaum eine Viertelſtunde hinter ihnen wären. Alsbald ſprengte Der, welcher der Hauptmann der Bande zu ſeyn ſchien, mit einigen Andern in geſtrecktem Galopp davon. Noch waren keine fünf Minuten vorüber, als man ein allgemeines Schießen vernahm. Auf Dieß gaben die übrigen Räuber die Sporen und ritten eiligſt ihren Geſellen nach.

Eine geraume Zeit hörten die Schüſſe nicht auf. Sofort kam ein Räuber angeſprengt, der einen Todten quer über dem Sattel liegen hatte. Bei den Reiſenden hielt er den Lauf ſeines Pferdes etwas an und rief mit wildem Ton: „Die Schurken haben meinen Bruder getödtet; dafür ſoll mir Keiner am Leben bleiben!“ Damit jagte er wieder quer Feldein, und ließ die unglücklichen Frauen in unbeſchreiblichem Entſetzen zurück.

Aus den Worten der Banditen ſchloſſen ſie, daß wir alle todt ſeyen. Gleich darauf ſahen ſie unſer Gefährt aus der Schlucht hervorkommen und ſich, unter einer Bedeckung von Räubern, im Gehölze verlieren. Andre von der Bande kehrten zurück, nicht ſowohl um den Damen ſelbſt ein Leid zu thun, als um ihren Bruder aus der Welt zu ſchaffen; die Schweſtern warfen ſich aber auf die Knie, und erhielten durch ihre Schwüre daß weder er, noch ſie, zu den Reiſenden gehörten, welche ſo harten Widerſtand geleiſtet, Gnade für Jenen. Nachdem ſich die Räuber verſichert, daß die Ausgeplünderten Nichts mehr von Werth bei ſich hätten, ſprengten ſie unverzüglich nach dem Walde; jene aber waren nicht ſobald von ihrer Gegenwart befreit, als ſie nach Acajeta eilten und die Anzeige machten. Man hatte das Schießen dort gehört, ohne jedoch die wahre Urſache zu vermuthen.

Als die Damen ihre Erzählung beendigt hatten, fragte ich, ob der Räuber mit dem Todten auf ſeinem Pferd nicht ein großer Mann mit einer breiten Narbe über die Wange geweſen ſey. Auf ihre Bejahung rief ich: „der Schurke! Der eben iſts, der mir den Dolch ſo oft in den Leib geſtoßen hat! Doch, Gott ſey Dank! ich habe wenigſtens ſeinen Bruder umgebracht!“ Meine bisher gemilderte Wuth gewann damit wieder das Uebergewicht über chriſtlichere Geſinnungen, und ohne die Gegenwart der Damen wär ich wohl noch minder bedenklich in der Wahl meiner Ausdrücke geweſen. Welch ſonderbare Leidenſchaft um die Rache: bloß die Gewißheit, Einige von den Spitzbuben in die andere Welt geſandt zu haben, gab mir auf einmal wieder mehr Kraft, als die wirkſamſten Arzneimittel hätten thun können.

Ich erhielt darauf den Besuch der Dame und der Kammerjungfer, welche in einer Kutsche mit mir gereist waren. Beide hatten seit unsrer gemeinschaftlichen Befreiung nicht aufgehört, mir die rührendste Sorgfalt zu erweisen. Gleichwohl lastete auf der Jungfer der Vorwurf, mich den Räubern als Denjenigen bezeichnet zu haben, dessen Karabiner ihre Reihen gelichtet. Das arme Mädchen bat mich demüthig um Verzeihung; sie sey, sagte sie, durch die Drohungen der Räuber so bestürzt gewesen, daß, wenn diese sie darum gefragt hätten, sie sich selbst als eine von Denen angegeben haben würde, welche Feuer gegeben, so Wenig Dieß auch in der Wirklichkeit der Fall war.

(Schluß folgt.)

Statistik von China.

China (im engern Sinne) ist gegenwärtig in 18 Provinzen eingetheilt, von denen jede unter besonderer Verwaltung steht:

1) Die Provinz Tschi-li mit der Hauptstadt Pecking. Sie grenzt im Norden an die Mongolei, von der sie durch die große Mauer getrennt ist. Sie zerfällt in 18 Departemens und zählt eine Bevölkerung von 3,504,038 Einwohner.

2 und 3) Die Provinzen Kiang-sú und Ngan-hoei, welche zusammen das alte Kiang-nan bilden. Die Hauptstadt der ersten dieser Provinzen ist Nan-king; die der zweiten Ngan-king-fu. Sie zerfallen in 24 Departemens mit 30,405,258 E.

4) Die Provinz Kiang-si. Hauptstadt Nan-tschang-fu. Bevölkerung 5,922,000 E.

5) Provinz Tsche-kiang mit 12 Departemens. Hauptstadt Hang-tscheu-fu. Bevölkerung 18,975,099 E.

6) Provinz Fu-kian mit 12 Departemens. Hauptstadt Futscheu-fu. Bevölkerung 1,684,528 E.

7) Provinz Hu-pe mit 12 Departemens. Hauptstadt Wu-tschang fu. Bevölkerung 24,604,369 E.

8) Provinz Hu-nan mit 12 Departemens. Hauptstadt Tschangscha-fu. Bevölkerung 9,098,010 E.

9) Provinz Ho-nan mit 14 Departemens. Hauptstadt Chaifung-fu. Bevölkerung 2,662,969 E.

10) Provinz Schan-tung mit 12 Departemens. Hauptstadt Tsi-nan-fu. Bevölkerung 25,447,653. E.

11) Provinz Schan-si mit 19 Departemens. Hauptstadt Thai-yüan-fu. Bevölkerung 1,860,816 E.

12) Provinz Schen-si mit 12 Departemens. Hauptstadt Singan-fu. Bevölkerung 257,704 E.

13) Provinz Kan-sú mit 15 Departemens. Hauptstadt Lantscheu-fu. Bevölkerung 340,086 E.

14) Provinz Szü-tschonan mit 20 Departemens. Hauptstadt Tsching-tu-fu. Bevölkerung 7,789,782 E.

15) Provinz Kuang-tung mit 13 Departemens. Hauptstadt Kuang-tung-fu. Bevölkerung 1,491,271 E.

16) Provinz Kuang-si mit 13 Departemens. Hauptstadt Kueilin-fu. Bevölkerung 2,569,518 E.

17) Provinz Yün-nan mit 21 Departemens. Hauptstadt Yünnan-fu. Bevölkerung 2,255,459 E.

18) Provinz Kuei-tscheu mit 14 Departemens. Hauptstadt Kuei-yang-fu. Bevölkerung 2,941,391 E.

Die Bevölkerung dieser 18 Provinzen, wie sie sich nach der im J. 1790 erschienenen neuen Ausgabe der kaiserlichen Geographie findet, beläuft sich also auf 142,326,734 E. Zu dieser Zahl muß man hinzufügen 12,000,000 als die Bevölkerung der dem Zepter des Kaisers unterworfenen nicht-chinesischen Länder; ferner die Truppen zu Land und zu See mit 906,000 Mann, und 7652 Officieren, so wie 9611 Civilbeamte; so daß die Gesammtbevölkerung des Reichs nach dem Census des angeführten Jahrs 155,249,897 E. ausmacht. Bedenkt man aber, daß die Einwohnerzahl seit der Eroberung Chinas durch die Mantschu im J. 1644 *) sich vervierfacht hat, so ist höchst wahrscheinlich, daß sie in den letzten vierzig Jahren noch beträchtlich gestiegen ist. Der Beweis liegt schon in dem häufigen Auswandern der Chinesen, welches sonst verboten war, gegenwärtig aber von der Regierung begünstigt zu werden scheint. Für das Colonialwesen bereitet sich durch dieses Auswandern eine Revolution vor, welche die Folge haben dürfte, daß nach und nach überall freie chinesische Arbeiter an die Stelle der Negersklaven treten. Daß die Engländer auf alle Weise die fleißigen Chinesen nach ihren Besitzungen zu ziehen suchen, war längst bekannt; in der neuesten Zeit aber haben sie auch ganze Ladungen von ihnen nach der Insel Mauritius geführt, um sich ihrer Dienste auf den Zucker- und Kaffeepflanzungen zu bedienen.

*) Nach dem damaligen Censur betrug sie 26,000,000 steuerpflichtige Bauern, also wenn man die Städtebewohner dazu rechnet, kaum im Ganzen etwa 37,000,000. So sehr hatten damals langwierige und grausame Kriege dieß von der Natur so gesegnete Reich entvölkert.

Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

Bekanntlich besteht ein solcher Verein, dessen Präsident Brougham ist, bereits seit drei Jahren in England; nach dem Muster desselben hat sich nun auch einer in Paris gebildet (union encyclopédique). Die Gesellschaft unter Leitung von Hrn. Bailly de Merlieux hat hauptsächlich zum Zwecke, den Franzosen gute Elementarbücher in die Hände zu geben. Man beabsichtigt nach und nach eine Bibliothek von 300 Bänden (für die Actionärs zu je 2 Fr., für die übrigen Subscribenten zu 3 Fr.) erscheinen zu lassen, welche Wissenschaften, schöne Künste und Literatur, Gewerbe und Manufakturen, Geschichte, Geographie und Reisen in sich begreifen soll. Eine Monatsschrift unter dem Titel „Memorial encyclopédique" wird das Publikum immer von dem Fortgang der Arbeiten der Gesellschaft unterrichten und zugleich als Supplement dienen. Die Redaktion der Abhandlungen geschieht unter der Aufsicht eines Raths (conseil de perfectionnement) von 60 ordentlichen Mitgliedern (membres-assistans) und 120 außerordentlichen Mitgliedern (membres auxiliaires), die aus den ausgezeichnetsten Gelehrten in allen Fächern gewählt werden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 136 und 137. 16 und 17 May 1830.

Reisebemerkungen von Wagler.

(Fortsetzung.)

Mit gespannter Erwartung trat ich in den achten Raum, welcher, wie man mir gesagt hatte, der Zoologie gewidmet ist; ich wunderte mich aber nicht wenig, als ich hier in zwölf an den Wänden sich hinziehenden Glasschränken nur einige hundert ausgestopfte Vögel, und nur sehr wenige Säugthiere wahrnahm. Von letztern ist eine neue, den Eseln nahe stehende Pferdeart aus Südafrica dem Andenken des bekannten Reisenden in diesem Lande, Sir Burchell, unter dem Namen: Asinus Burchellii gewidmet! Mit Ausnahme einiger Vögel aus den freundschaftlichen Inseln, welche die beiden Forster von ihrer Reise zurückgebracht hatten, und des wirklich seltenen Lophophorus Impejanus, sind die übrigen solche, welche man in allen größeren Sammlungen zu sehen pflegt. Ihre Bestimmung fand ich sehr genau. Von diesen Vögeln sind die englischen getrennt, welche im eilften Raume stehen. Ein Kasten, mit Nr. 13 bezeichnet, steht am Fenster und enthält Nester und Eier in geringer Anzahl. Unter ihnen ist das vollständige eßbare Nest einer Schwalbe (Hirundo esculenta) aus Ostindien, so wie das Nestchen des Schneidervogels, welches dieser der Unterseite eines großen Blattes mittelst feiner und zäher Pflanzenfasern anheftet, bemerkenswerth. Das kostbarste Stück in diesem Raume aber, (ein Geschenk von dem berühmten Reinhold Forster) ist unstreitig der Fuß der Droute (Didus ineptus Linn.), eines Vogels, welchen man nur aus einer von Clusius in seinen Exoticis aufbewahrten Beschreibung der ersten holländischen Schiffahrer, so wie durch ein Oelgemälde derselben Periode, wovon Edwards in seinen Gleanings of Birds eine Copie mittheilte, kennt; der auf Isle de France gelebt haben soll, und von welchem keine andere natürliche Spur mehr vorhanden ist, als der eben erwähnte Fuß im britischen Museum, und ein beschädigter Schnabel im ashmolean'schen Museum zu Orford. Alle Nachforschungen nach diesem Vogel, welcher etwas größer als eine Gans ist, und statt der Flügel nur kurze, zum Flug untaugliche Federwedel hat, waren bisjetzt erfolglos. Die ältesten Eingebornen von Isle de France, welche in neuerer und neuester Zeit von Deutschen, Engländern, Franzosen und Holländern um das Daseyn dieses Vogels auf ihrer Insel befragt wurden, versicherten einstimmig, einen solchen weder gesehen, noch je etwas davon gehört zu haben oder aus Traditionen von den frühesten Einwohnern des Landes zu wissen. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß die Dronte nie auf Isle de France gelebt hat. Cuvier, Illiger und fast alle übrigen Zoologen setzen diesen in der Geschichte der Thiere berühmt gewordenen Vogel neben die Strauße, allein ich bin, nachdem ich seinen Fuß und Schnabel selbst gesehen habe, der sichern Ueberzeugung, daß er ein Wasser- und zwar ein Meervogel ist, der sich den Pinguinen (Apterodytes), vorzüglich Shaws flügelloser Apteryx, zunächst anreiht, und mit diesen wahrscheinlich sehr tief am Südpole lebt. — In der Mitte dieses Raumes stehen ein und dreißig Pulte mit Zoophyten und Conchylien, letztere nach Lamark geordnet. Unstreitig ist diese Partie die vorzüglichste der zoologischen Sammlung. Die Zoophyten sind nach Leachs Angabe aufgestellt. Als große Seltenheiten fielen mir hier Solenomya mediterranea, Fridina ovata, Mitra zonalis, Conus aurantius, Magilus (wovon das Thier noch unbekannt ist) und Galeolaria auf.

Der neunte Raum mit zwanzig Schränken dient zur Aufbewahrung der Ueberreste vorweltlicher Thiere. Diese Sammlung, obgleich nicht besonders groß, enthält einige sehr ausgezeichnete Stücke. In den Schränken fünf bis zwölf sind die Ueberreste von Säugthieren, als vom Palaeotherium und Anoplotherium, vom Elephas primigenius aus Sibirien (dem sogenannten Mammuthe), von dem nordamericanischen Mastoden und vom Rhinoceros antiquitatis, so wie eine Folge von Knochen des Höhlenbären aus der gailenreuther Höhle niedergelegt. Außer einem sehr vollständigen, in Irland aufgefundenen Schädel mit dem Geweihe des Riesenhirsches (Cerv. giganteus oder hibernicus) fiel mir besonders ein in Kalkstein eingesenktes menschliches Skelet auf, das von Alexander Cochrane aus Guadeloupe gebracht, und von der Admiralität dem britischen Museum übergeben wurde. Die Knochen dieses Skeletes, welches im harten Steine auf dem Rücken gerade ausgestreckt liegt, sind sehr hart und nicht übersintert. Der Kopf, die Halswirbel und die Füße fehlen. Von der rechten Seite ist das Schenkel- und Schienbein, von der linken nur das halbe Schenkel-, aber vollständig das Schien- und Wadenbein vorhanden. Der rechte Arm fehlt gänzlich, vom linken bemerkt man nur ein Stück vom Ellenbogenbein und von der Speiche, so wie drei Finger, welche sich, über das Darmbein hingehend, gegen das Schambein hin einwärts krüm-

auf Mythen von diesem Ichthyosaurus (den ich, da er weder ein Fisch noch eine Eidechse ist, Gryphus, Greif, nenne) beruht *). Auch von einem andern Greise, der gleichzeitig mit dem Ichthyosaurus lebte und unterging, einen ungemein langen Hals hatte, und gleichfalls im Meere hauste, und welchen Conybeare, der ihn zuerst beschreibt, Plesiosaurus nennt (diesen unpassenden Namen habe ich in salidracon, Seedrache, umgeändert), sind hier einige Bruchstücke vorhanden. Die Sammlung von Fischabdrücken in Stein von Oeningen, vom Monte Bolca und aus dem Canton Glarus, von Krebsen und Insekten, so wie von versteinerten und noch lebenden Zoophyten ist nicht unbeträchtlich, und manche neue, unbeschriebene Gattung habe ich darunter wahrgenommen.

Im zehnten Raume steht die britisch-oryctognostische Sammlung. In einer Reihe von Pulten sind die Mineralien von den ersten sieben Grafschaften Englands, von Bedfordshire bis Devonshire incl. in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und in vier Classen, als in Erden, Metalle, brennbare Substanzen, und Salze abgetheilt. Die Stücke dieser Sammlung scheinen mir alt und verwittert zu seyn, und waren auch großentheils unansehnlich. — Der eilfte Raum endlich schließt die keineswegs vollständige, aber in gutem Zustande befindliche Sammlung inländischer Vögel ein. In den Schränken zwischen den Fenstern sieht man Amphibien, Fische, Würmer, Mollusken und Strahlenthiere in Weingeist aufbewahrt, sämmtlich in geringer Anzahl. Amphibien und Fische füllen nur einen einzigen Kasten aus, auch bemerkte ich unter ihnen nichts Ausgezeichnetes, wenn ich hievon die Schlangen ausnehme, welche man mir in großen Massen zusammengehäuft in einem fast unterirdischen Gewölbe des Museums, angeblich von Patrick Russel aus Vizagapatam herrührend, zeigte. Ein in der Mitte dieses Raumes aufgestelltes Pult mit vier Kästen enthält die Insekten. Diese Sammlung ist unbedeutend.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Zehnte Vorlesung.

Die Naturwissenschaften unter den Ptolemäern.

Die drei großen Zweige der Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik und Mineralogie waren in wenigen Jahren und durch die Wirksamkeit von bloß zwei Männern zu einem hohen Grad der Ausbildung gekommen. Wäre man bei der angenommenen Methode beharrt, hätte sich an verständige Beobachtung der Natur gehalten, so würde die Summe positiver Kenntnisse ohne Zweifel sehr schnell zugenommen haben. Allein nach Theophrasts Tode erschütterten Unruhen Griechenland und ließen ein Studium der Natur nicht wohl mehr zu, da dieses äußerer Ungestörtheit und äußerer Mittel bedarf. Bald wurden nur noch die speculativen Wissenschaften in Athen fortgesetzt, und auch diese nicht mehr mit dem Glanz, der sie in den schönen Tagen der Republick umstrahlte.

In Alexandrien allerdings fanden die positiven Wissenschaften eine Freistätte; doch auch im Museum ließ der regsame, von Aristoteles in Thätigkeit gesetzte Geist bald nach. Einige Gelehrte huldigten der Mystik, die damals in Egyptens Hauptstadt bereits vorzuherrschen begann, und verirrten sich somit von der richtigen Bahn; andere ergaben sich auch bloß einer gewissen Indolenz, vermöge welcher sie unmittelbare Beobachtungen vernachläßigten. Im Besitz einer großen Büchersammlung, dieser ganz neuen Quelle, deren Nützlichkeit, eben weil sie neu war, um so lebhafter empfunden wurde, stritten sie sich über die in Büchern vorkommenden Thatsachen, statt neue durch eigne Forschung hinzuzufügen. Aus ihrer Wirksamkeit bildete sich die Kritik, eine unstreitig höchst nützliche Kunst, die aber für die damalige Zeit in gewisser Hinsicht zu früh erschien. Alle sogenannten Stubenbeschäftigungen, wie Mathematik, Geschichte, Poesie wurden vorzugsweise getrieben, die Naturwissenschaften aber bald nur noch in ihrem Bezug zur Heilkunde fortgesetzt. Die Botanik hörte auf, für sich selbst eine Wissenschaft zu bilden; aber sie nahm noch die Aufmerksamkeit der Rhizotomen (Wurzelschneider) in Anspruch, welche sich auf Kenntniß der Arzneikräfte der Pflanzen legten. Diese Rhizotomen, obwohl nicht in dem Ansehen, wie die eigentlichen Aerzte stehend, ermangelten nicht einer gewissen allgemeinen Bildung. Euthydemus von Athen, der in Europa zuerst die Melone zog, deren Samen von Persien oder Indien eingebracht worden war; Klearch, welcher den Pflaumenbaum einführte; Phragas von Eressos, und mehrere Andre waren den philosophischen Studien nicht fremd; wobei zu bemerken, daß sie sämmtlich der aristotelischen Schule angehörten.

Hundert Jahre etwa vor der Zeit, die wir eben betrachten, gab es noch keine Anatomie, und Hippokrates kannte, wie schon bemerkt worden, den menschlichen Bau, nur so weit er äußerlich erkennbar war, oder so weit das Innere etwa bei Behandlung von Wunden wahrgenommen werden konnte. Noch etwas früher scheint zwar allerdings Alkmäon wichtige Entdeckungen über das Innere der Thiere gemacht zu haben; allein das Vorurtheil seines Zeitalters erlaubte ihm weder dieselben bekannt zu machen, noch sie fortzusetzen. Heraklit, der sich mit gleichen Nachforschungen abgab, mußte sich unter Gräber zurückziehen. Die Wissenschaft im eigentlichen Sinn war also nicht vor Aristoteles vorhanden, welcher durch das Studium der vergleichenden Anatomie denn mit Einem Mal zu genauen und umfassenden Begriffen gelangte.

Sein Beispiel wurde von den Aerzten befolgt und auf den Menschen angewandt. Da letzteres jedoch in Griechenland für ein todeswürdiges Verbrechen galt, so mußten Die, welche sich in der Anatomie unterrichten wollten, sich nach Egypten verfügen, wo schon früher die Sitte des Einbalsamirens zu einer etwas genauern Kenntniß des innern menschlichen Baus hatte führen müssen, später aber, unter den aufgeklärten Ptolemäern,

*) Die Gründe, welche mich auf diese Muthmaßung bringen, werde ich in einem besondern Aufsatze, welcher die Geschichte dieser Greife und des Drachens des Alterthums beleuchtet, in einem dieser Blätter entwickeln, und durch Hinzufügung von Abbildungen der dabei einschlägigen Thiere zu versinnlichen suchen.

setzte; Hipparch, dem man das erste Sternverzeichniß und die Kunde von dem Vorrücken der Nachtgleichen verdankt. Auch Aratus, der Verfasser eines Gedichts über die Gestirne und eines andern über die Anatomie, gehört hieher. Hipparch lebte unter Philometor, dem sechsten Lagiden; nach seinem Tod machte die Astronomie drei Jahrhunderte lang keinen weitern Fortschritt.

Ptolemäus Physkon, welcher nach Philometer den Thron bestieg, war ein ausschweifender, grausamer Fürst. Unter seiner Regierung wurden die Gelehrten Alexandrias genöthigt, sich zu zerstreuen. Griechenland hatte seine unterrichteten Männer früher durch die innerlichen Kriege verloren; die Vorfälle in Egypten führten ihm neue zurück. Die alexandrinischen Flüchtlinge mußten sich, um ihrer Sicherheit willen, auf dem griechischen Festland und den griechischen Inseln niederlassen, und gaben auf diese Art den Wissenschaften daselbst noch einmal Leben. Uebrigens war Physkon selbst keineswegs ungebildet; er hat einen Commentar zum Homer und sogar ein Buch über die Naturgeschichte geschrieben, worin er von den Fischen in einigen Flüssen Afrikas spricht. Er zuerst brachte die Zucht der Fasanen, welche er aus Medien bekommen, auf. Sie vermehrten sich dergestalt, daß er sie leicht für seine Tafel hätte benutzen können; allein er enthielt sich derselben, als eines, wie er sagte, zu kostbaren Gegenstandes. Aus Gelegenheit einer Reise nach Rom bemerkt er, daß er über die Menge Pfauen, welche es in dieser Stadt gab, sich habe wundern müssen.

Zur Zeit, wo die Gelehrten Alexandrias sich zerstreuten, fing die Büchersammlung in Pergamus an bedeutend zu werden, welche durch Eumenes II, Enkel von Eumenes I, dem Gründer des Reichs, begonnen worden war. Bald entstand zwischen den egyptischen und pergamenischen Königen eine gegenseitige Eifersucht über den Besitz der größern Bücherzahl, und es erging deßhalb in Egypten das Verbot, keinen Papyrus mehr auszuführen; da erfanden die Gelehrten von Pergamus das Pergament, welchem man die Erhaltung fast aller auf uns gekommenen Werke der Alten verdankt.

Nach Physkon regierte ein noch grausamerer Fürst, der die Rohheit so weit trieb, die großen altegyptischen Gebäude zerstören zu lassen. Theben hatte sich gegen ihn aufgelehnt, und er gab Befehl, sämmtliche Tempel und Paläste, womit diese Stadt prangte, niederzureißen. Nur was zu verderben gerade unmöglich war, entging diesem Schicksal. Er hatte noch feindlichere Gesinnungen gegen die Gelehrten, als sein Vorgänger und verjagte vollends die wenigen, welche sich noch in Egypten befanden. Gleichwohl that sich unter seiner Regierung Agatharchidas, ein aristotelischer Philosoph, hervor, der, so weit nach einem von Photius erhaltenen Bruchstück zu urtheilen, sich mit Erfolg auf Naturgeschichte legte. Er war von Gnidos gebürtig und wahrscheinlich ein Asklepiade. Fast sein ganzes Leben brachte er in Egypten zu, und wurde sogar Vormund des zehnten Ptolemäers, Alexanders II. Das von ihm erhaltene Fragment bezieht sich auf das rothe Meer, über dessen Küstenvölker er umständlichen Bericht erstattet. An den Küsten Abyssiniens gab es damals ein Volk, welches sich von Heuschrecken nährte; Andere lebten vom Fleisch wilder Thiere. Von den Thieren jener Länder spricht er ebenfalls, insbesondere von denjenigen, welche nach Alexandria gebracht wurden, wie das Nashorn, die Giraffe, (camelo pardalis,) eine Hyänenart, Krokutta genannt, und einige andre Quadrupeden; auch das Perlhuhn beschreibt er. Er spricht von den heißen Quellen, die man in manchen Gegenden finde, von den Goldminen, und der Weise sie zu bearbeiten. Kurz, dieses Bruchstück ist höchst schätzenswerth für Afrikas Naturgeschichte. Agatharchidas war der letzte Naturforscher aus der griechischen Periode Alexandrias. Mehrfache Ursachen hatten die Naturwissenschaften in Egypten unterdrückt; zunächst die rohe Wuth der letzten Ptolemäer, dann der wachsende Einfluß der Römer, welche bloß die den Krieg fördernden Kenntnisse schätzten; vor Allem endlich die Einführung einer neuen Philosophie, des Neuplatonismus, einer Mischung jüdischer mit platonischen Vorstellungen.

Ehe noch Egypten unter das Joch der Römer sank, verbrannte die herrliche Büchersammlung zu Alexandria. Cäsar, von den Bewohnern der Stadt angegriffen, war um sich zu retten genöthigt, deren Flotte in Brand zu stecken; das Feuer theilte sich den Häusern im Hafen mit, und erfaßte endlich das Gebäude, wo sich die Bücher befanden. Auffallender Weise erwähnt Cäsar, der von dem Brand der Flotte spricht, der Zerstörung der Bibliothek mit keinem Worte; eben so wenig Lucan, einen so schönen, seiner Geistesrichtung ganz angemessenen Abschnitt in seinem Gedicht jene auch geliefert haben würde. Der Erste, welcher der Sache gedenkt, ist Plutarch, der 200 Jahre später lebte. Uebrigens scheint nicht Alles verloren gegangen zu seyn, vielmehr die Bibliothek aus zwei Gebäuden bestanden zu haben, von welchen nur eines den Flammen erlag. Antonius soll, um den Schaden wieder gut zu machen, die Kleopatra mit den Büchern der Könige von Pergamus beschenkt haben. Nach dem Tod des Antonius hörte Egypten auf, ein selbstständiges Königreich zu seyn, und beschäftigt uns somit von nun an bloß noch als Theil des Römerreiches. Bald darauf ward auch Pergamus römische Provinz. Die Naturwissenschaften waren dort mit einigem Erfolg betrieben worden, und der letzte König, Attalus III, selbst ein großer Freund der Pflanzenkunde. Auch der König von Pontus, Mithridates Eupator, hatte sich auf diese Wissenschaft gelegt, und um seinetwillen kam man darauf, den Pflanzen die Namen von Menschen beizulegen. Bekanntlich ließ er sichs besonders angelegen seyn, diejenigen Pflanzen kennen zu lernen, welche man als Gegengifte betrachtete.

Nikander, Leibarzt des letzten Königs von Pergamus, hatte auch über diesen Gegenstand geschrieben in zwei Gedichten, deren eines, „Theriaka," die Gifte behandelt, welche von Außen einwirken, das andre, „Alexipharmaka" diejenigen, welche innerlich beigebracht werden. In ersterem beschreibt er die Thiere mit giftigem Biß, unter Andrem zwölf Schlangenarten, deren eine die Natter, coluber aspe des Linné, von den egyptischen Gauklern gezeigt wurde, und von welcher Kleopatra sich beißen ließ. Auch erwähnt er der Kämpfe dieser Thiere mit dem Ichneumon. Eine andere, in jenem Gedicht vorkommende Schlan-

leben eines Bürgers von Genf und das Privatvermögen des Präsidenten. *)

Später waren wieder alle Beamten des Civildiensts, die sämmtliche Armee und die Marine mit ihren Gehalten im Rückstand. In manchen Plätzen liefen deßwegen auch die Truppen aus Mangel an Unterhalt auseinander und ein Corps brach von Ostgriechenland nach Morea auf, und bemächtigte sich der Korinthenernte auf den Staatsländereien. Ohne regelmäßige Bezahlung aber giebt es keinen Gehorsam und ohne Gehorsam keine Ordnung. Den pecuniären Hülfsquellen des Auslandes, welche Capo d'Istrias zur Verfügung hatte, und der verständigen Art, mit welcher er dieselben verwaltete, verdankte der Präsident hauptsächlich den glücklichen Fortgang der Dinge unter seiner Regierung während der letzten zwei Jahre. Nothwendig muß das Land wieder in dieselbe Lage zurücksinken, worin es sich befand, ehe der Graf mit seinen Hülfsquellen erschien, wenn nicht sein Nachfolger sehr bedeutende Mittel zur Verfügung hat. Das Gemälde jener Periode ist abschreckend genug. „Man hätte hoffen sollen, daß die Griechen die Unthätigkeit des Feindes benützen würden, ihr Gemeinwesen etwas zu organisiren; statt dessen verlief diese Muße bloß den Parteien dazu, sich vollends zu entwickeln, worauf man sich sofort wechselsweise in Stücke zerriß. Um eine Expedition zu Stande zu bringen, bedurfte es jahrelanger Vorbereitungen; ein Augenblick reichte hin, die Faktionen zu bewaffnen. Schien es nicht, als besäße dieß unglückliche Volk seine Thätigkeit bloß, um sich selbst damit Leides anzuthun? Wenn es gegen den Feind ausrückte, so geschah Dieß bloß nach Laune, und besiegt oder Sieger, sobald die, gegen welche es focht, flohen oder unter ihren Lorbeeren ausruhten, vergaß es gleich einem Kinde aller seiner Noth, nicht daran denkend, daß die Gefahr nur um so drohender wiederkehren würde. Keine Verwaltng konnte sich bilden, keine Abgaben konnten regelmäßig erhoben werden. Von so vielen Anlehen, von so vielen freiwilligen Beiträgen wurde Nichts für das öffentliche Wohl verwendet. Die Häuptlinge plünderten die Cassen — verhandelten die von den europäischen Vereinen gesandten Vorräthe. Der Feind lebte von dem Brod, das für die griechischen Festungen gebacken war, und die Griechen mußten indessen waidlich Hunger leiden. Ueberall sah es traurig aus. Die Rechtspflege war käuflich; die Regierung war ohne Gewalt, ohne Einfluß; sie hatte weder einen Soldaten noch ein Schiff. Eigentlich giebt es in Griechenland keine Parteien, sondern Coterien und zwar deren so viel als man Dörfer zählt."

Wären die Einkünfte, welche der Prinz von England bezieht, auch noch weit beträchtlicher, als sie wirklich sind, so würden sie doch wohl in den ersten Jahren für seine häusliche Einrichtung aufgehen. Er kommt in ein Land, wo kaum ein Haus steht, das sich zur Aufnahme eines Mannes eignet, der an den Luxus und Glanz seines Ranges gewöhnt ist. Die Häuser der vormaligen türkischen Grundeigenthümer und reichen Griechen, welche in dieser Provinz des türkischen Reichs ohnehin nie sonderlich geräumig oder elegant waren, liegen in Trümmern. Eine Residenz für den Souverän muß daher mitten unter den Hütten der Fischer und den Zelten der Hirten erst gebaut werden. Philhellenische Reisende wußten nicht genug zu erzählen, wie romantisch die beiden Nationalversammlungen in Argos und Astros sich ausnahmen, wo sie in einem Garten unter dem Schatten der Oliven, Citronen und Orangen Rath hielten. Allein der Grund, warum sie den Tempel der Natur zum Sitzungssaal wählten, wurde sorgfältig verheimlicht. Sie lagerten sich unter freiem Himmel, wie Zigeuner unter einer Baumhecke, weil sie kein Obdach wußten, unter dem eine wenn auch nicht zahlreiche Versammlung Platz gefunden hätte. Die Wohnung des Präsidenten in Aegina rühmt sich zwar einiger Bequemlichkeiten; doch ist sie kaum von den Hütten, die sie umgeben, zu unterscheiden. Fontanier besuchte einige Mitglieder der Regierung daselbst und traf sie in Häusern, die ohne Geräthe und halbzerfallen waren. Der Minister der Marine, erzählt er, empfing mit Dank 20 Fr. von ihm, die er ihm einzuhändigen den Auftrag hatte. Das Cabinet der HH. Minister befand sich in einem alten Thurm, wo Ihre Exzellenzen auf einer Leiter hinaufsteigen mußten. Am Besten logirte der Präsident noch an Bord seiner Fregatte. Land und Städte bieten Nichts als Spuren des Kriegs und der Verödung dar. Man sieht Ueberreste von griechischen Tempeln, mohammedanischen Moscheen, venetianischen Schlössern, aber selten ein Haus, das für einen Westeuropäer wohnlich wäre."

Eine beträchtliche Summe braucht der neue Souverän schon wegen der Personen, die er mitnehmen, und noch mehr wegen Derjenigen, die er dort in sein Interesse ziehen muß. Er braucht fremde Offiziere, um seine Truppen zu disciplinairen, und Trup-

---

*) Eynard machte folgende Uebersicht der Rechnungen vom Januar 1828 bis zum 30 April 1829 (a. St.) bekannt:

Einnahmen.

Staatseinkünfte	3,415,987 Fr.	64 C.
Capital der Nationalbank	813,064 —	3 —
Illiquides Guthaben	93,365 —	62 —
Activa des Staats	180,330 —	14 —
Vorschüße des Präsidenten	682,630 —	51 —
Französische Subsidien	3,302,000 —	— —
Russische Subsidien	1,753,200 —	— —
	10,243,385 —	94 —

Ausgaben.

Armee und Marine	7,458,885 —	61 —
Verschiedene Anstalten für den öffentlichen Dienst	273,734 —	22 —
Besoldungen	751,945 —	77 —
Zinse der Nationalbank	15,511 —	68 —
Waisenhaus	260,603 —	41 —
Arme	142,752 —	— —
Vorschüsse an Staatsgläubiger	112,708 —	40 —
Rückstände der Staatspächter	274,379 —	23 —
Lord Cochrane	68,804 —	— —
Der österreichische Admiral Dandolo	40,332 —	45 —
Im Schatz vorhanden	714,808 —	— —
Noch zuleistende Zahlungen	130,800 —	— —
	10,258,265 —	88 —

Digitized by Google

men. Vom linken Schlüsselbeine konnte ich nur noch ein Stückchen wahrnehmen. Die Brustrippen und falschen Rippen der linken Seite zeigen sich von Innen. Der Sternaltheil der erstern, so wie das Brustbein selbst fehlen gänzlich. Man findet solche menschliche Gerippe öfters zwischen den Riffen der See von Guadeloupe. Sie scheinen von den Leichnamen verunglückter Seefahrer herzurühren, und von der Steinmasse in der Periode umschlossen worden zu seyn, als sich die Insel, welche durch Vulkane entstand, bildete (?). Im Steine des eben beschriebenen Stückes, welches Nichts von stalaktischer Natur zeigt, beobachtet man kleine Schneckengehäuse und rothe, harte Körner, die wohl von Millepora mineacea herrühren. Die Eingebornen nennen diese menschlichen Skelete Calibi, woraus man vielleicht Caribe, oder Caraibe bildete, einen Namen, womit man die Urbewohner der kleinen Antillen belegte. Von Knochen vorweltlicher Vögel, von denen wir überhaupt nur sehr wenige kennen, ist hier nur eine sehr geringe Anzahl vorhanden.

Doch vor allem Andern interessirte mich der, ich darf wohl sagen, weltberühmt gewordene homo diluvii testis et Θεοσκοπος. Unter diesem Titel beschrieb und bildete ab der durch seine Physica sacra allgemein bekannte zürcher Arzt Scheuchzer im Jahre 1726, nicht, wie er der Meinung war, einen Menschen, der Zeuge der Sündfluth war und Gott schaute, sondern, wie Cuvier nachgewiesen hat — einen Frosch *)! Dieser Frosch

*) Unbegreiflich ist es wie Scheuchzer, der doch Arzt war und den Bau des menschlichen Skeletes kennen mußte, in diesem Amphibium einen Menschen, oder Dem etwas Aehnliches erkennen konnte! Aber er brauchte für seine Beschreibung der Sündfluth auch einen Menschen, und so war ihm selbst das fossile Skelet eines Salamanders, in dessen Kopfe die gereizte Phantasie einen menschlichen zu erkennen glaubte, ein hochwillkommener Fund. Die Naivität, mit welcher er sich über diesen Gegenstand ausdrückt, giebt uns Veranlassung ihn hier selbst, gewiß nicht zum Verdrusse des geneigten Lesers, wie folgt, sprechen zu lassen.

„Der Unglücks-Menschen Rest wird gleichfalls ausgegraben, Wodurch wir mehrern Grund zu der Verschüttung haben.

Nun schreiten wir gerades Wegs zu den Menschen, der eigentlichen Sündfluthsursache, deren Sünden unzählig andere unschuldige Opfer mitbüßen mußten. Indessen ist verwunderlich, daß vom menschlichen Geschlechte so Wenig übrig geblieben, also daß ich in meinem sonst weitläuftigen Cabinet mehr nicht unter diesen Titel setzen konnte, als zwei ganz versteinte, kohlschwarze, glänzende Rückgradwirbel." (Die Abbildung zeigt daß sie von einem ähnlichen Salamander sind). „Zu besonderm Glück aber ist mir A. 1725 aus dem öningischen Steinbruch ein Monument zugekommen, welches um so mehr aufmerkungswürdig, weil es unstritt von der Sündfluth abstammt, gestalten es nicht nur einen Theil, sondern ein halbes Beingerüste vorzeigt, ingleichem nicht nur die obenhin aus- oder eingedruckte Figur ist, woraus die hochfliegende Einbildung einen Menschen bilden könnte, sondern das Wesen der Gebeine, ja des Fleisches und anderer weichen Theile selbst darlegt, und das in ordentlicher, eines erwachsenen Menschen Beingerüst ähnlicher Art und Ebenmaß; kurz, ein recht seltenes Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechts der ersten Welt, dessen drei Ab- oder Eindrücke in verschiedenen Steinen vorhanden."

Nachdem nun Scheuchzer von diesem Skelete noch den „Umkreis des Stirnbeines, die orbitae oder Augenleisen, das Loch an der untern Augenleise, welches dem großen Nerven vom fünften Paar den Durchpaß giebt, Ueberbleibsel des Gehirns oder harten Hirnhäutleins, Stücke von den Augenbeinen rings um die Augenleise, die siebförmigen und schwammigen Beine, die Pflugschaar, welche die Nase in zwei gleiche Theile sondert, das vierte Kinnbackenbein, so die Backen ausmacht, etwas Uebriges von der Nase, ein ziemlich Stuck von den kauenden Mäuslein, die erste mit einer steinernen Haut annoch bedeckte Rippe," ꝛc. an der Figur nachgewiesen, endet er mit den Zeilen:

Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder, (Der arme Frosch!)
Erweiche Stein und Herz der neuen Bosheitskinder!

der Vorzeit war ein Wassersalamander, (welcher bekanntlich, wie der Erdsalamander, zur Ordnung der Frösche gehört), von riesenhafter Größe, denn er hatte eine Länge von drei Schuh, während die noch lebenden bis jetzt bekannten Wasser- und Erdsalamander höchstens sechs bis acht Zoll lang sind. Dieser im öninger Schiefer eingeschlossene Salamander ist eine der werthvollsten Besitzungen des britischen Museum, und kam in dieses durch einen gewissen Dr. Amman aus Zürich.

Auch hatte ich hier Gelegenheit die Knochenüberreste mehrerer Arten einer höchst sonderbaren Thiergattung der Vorwelt, welche von einem Deutschen, Hrn. König, Vorstande der naturhistorischen Abtheilung des britischen Museums, zufolge einer entfernten Aehnlichkeit mit einem Fische und einer Eidechse mit dem Namen „Ichthyosaurus" belegt wurde, mit aller Muße zu untersuchen. Die Bestimmung der Ordnung dieses Meerthieres setzte die ausgezeichnetsten Zoologen und Zootomen in Thätigkeit, und Everard Home (in den Philosophical Transactions) Labèche und Conybeare (in einer Abhandl. der lond. geolog. Gesellschaft) und vorzüglich Cuvier (in seinen nie vergänglichen Recherches sur les ossemens fossiles) stimmen dahin, daß der Ichthyosaurus ein Amphibium gewesen und bei der Umwälzung unseres Erdballes untergegangen sey. Beschäftigt mit der Ausarbeitung eines natürlichen Systemes der Amphibien und dadurch ziemlich genau bekannt mit dem Knochengerüste derselben, schien mir diese Bestimmung der systematischen Stellung dieses vorweltlichen Thieres keineswegs die richtige. In dem eben angeführten Systeme, welches gegenwärtig die Presse verlassen hat, glaube ich auch hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Ichthyosaurus eben so wenig zu den Amphibien gehöre, als ein anderes, wo möglich noch sonderbarer gestaltetes in Kalkschiefer eingeschlossenes, vorweltliches Thier des münchener Naturalienkabinets, welches von Hrn. v. Sömmering für ein fledermausartiges Säugthier gehalten, und unter dem Namen „Ornithocephalus" in den Denkschriften der bayrischen Akademie der Wissenschaften abgebildet und beschrieben, dagegen von Cuvier und Oken für ein fliegendes Amphibium erklärt, und deßhalb, und zufolge eines ungeheuer langen Fingers an den Vorderfüßen, Pterodactylus genannt wurde, sondern daß er mit diesem und dem noch lebenden Schnabelthiere und der Echidna in Neuholland eine eigene Thierklasse bilde, welche zwischen den Säugthieren und Vögeln einzuschalten ist, und ich mit dem Namen „Gryphi, Greife" bezeichne, in soferne als die Alten unter Gryphus ein Wesen gemischter Säugthier- und Vogelnatur verstehen. Auch scheint es mir mehr als wahrscheinlich, daß der Drache des grauen Alterthums (aus welchem später der auf dem Lande lebende Lindwurm entstand), von dem die Erzählungen so weit hinaufgehen als die Geschichte reicht,

manchen griechischen Aerzten sogar Erlaubniß ertheilt wurde, menschliche Leichen zu zergliedern. Der königliche Schutz sicherte die Zergliederer vor der Wuth des Volks, konnte sie jedoch vor plumpen Verleumdungen nicht wahren. Wirklich ging man so weit, zu behaupten, sie hätten lebendige Menschen zerschnitten.

Der erste berühmte Anatom ist ein Asklepiade aus Kos, Namens Praxagoras; ein Zeitgenosse Theophrasts und wahrscheinlich ein Schüler des Aristoteles. Er hat den Arterien (Schlagadern) zuerst ihren Namen gegeben und dieselbe genau von den Venen (Blutadern) unterschieden, indem er zeigte, daß nach dem Tod letztere immer noch Blut enthalten, während erstere gänzlich leer sind. Gleicher Weise war er der Erste, welcher den Sitz des Pulses in den Arterien nachwies; denn die frühern Aerzte hatten den Puls zwar gekannt, aber ohne von dessen Ursache zu wissen. Von einem Blutumlauf ahnete übrigens Praxagoras trotz dieser Entdeckung noch Nichts.

Zwei noch bekanntere Aerzte sind Herophilus und Erasistratus, die beide den größten Theil ihres Lebens in Egypten zubrachten. Herophilus, geboren in Chalcedon, gehörte gleichfalls zum Geschlecht der Asklepiaden; er war ein Schüler des Praxagoras und wurde in der Folge Leibarzt des Ptolemäus Lagi. Er zuerst entdeckte in den Nerven die Werkzeuge der Empfindung und des Willens; und unterschied sie von den Sehnen, Bändern und sonstigen weißen Geweben, mit welchen sie bisher vermengt worden waren. Er hat mehrere Theile des Gehirns beschrieben, nämlich die gestreiften Körper, den plexus choroideus, die Schreibfeder, (calamus scriptorius), endlich jene Gefäßvereinigung, welche noch heut zu Tag die „Kelter des Herophilus" heißt. Ebenso beschrieb er die innern Häute des Augs, das os hyoideum, die Lungenblutader, welche er eine arterielle Vene nennt. Er wars, der einem Theil der dünnen Eingeweide den Namen Zwölffingerdarm (Duodenum) gab. Endlich hat er die Gleichzeitigkeit des Herz- und Arterien-Schlags entdeckt. Von da scheint es nur noch ein Schritt zur Auffindung des Blutumlaufs; aber hievon hatte Herophilus so wenig eine Ahnung, als Praxagoras.

Erasistratus, von der Insel Kos, nahm einige Zeit am Unterrichte des Aristoteles Theil, dessen Enkel er war, und hielt sich nach dem Tod desselben an Theophrast. Er war Arzt des Seleukus Nikanor; und es ist allbekannt, wie er die Liebe des Sohnes dieses Fürsten zu seiner Stiefmutter Stratonice entdeckte. In der Folge verließ er Syrien und ging nach Alexandria, wo er sich mit Eifer dem Studium der menschlichen Anatomie widmete. Man dankt ihm das große Ergebniß, daß alle Nerven entweder unmittelbar, oder mittelbar durchs Rückenmark, aus dem Gehirn entspringen. Er verglich das menschliche Hirn mit dem Hirn vieler Thiere, und zwar nicht nur, wie Aristoteles, im Allgemeinen, sondern Theil für Theil. An einer Ziege, die eben hatte saugen lassen, fand er die Milchgefäße auf; wußte von den innern Klappen des Herzens und beschrieb die dreizipfligen. Auch durch diesen Schritt gelangte man noch nicht zur Kunde des Blutumlaufs, und siebzehn Jahrhunderte verflossen zwischen des Erasistratus Entdeckung und derjenigen des Servet. Erasistratus glaubte sogar noch geradezu die Luft dringe aus den Lungen in die Schlagadern und von da ins Herz. In Pergamus gründete er eine Arzneischule, die bis ins vierte Jahrhundert fortdauerte. Wie Herophilus war auch er ein großer Pflanzenkenner. Die Werke Beider sind verloren und nur durch Galen wissen wir von denselben.

Während die Gelehrten des Museums die Wissenschaft in Alexandria zu fördern suchten, fuhren Andre fort in fernen Ländern Unterweisung zu holen; so schrieb Megasthenes, welcher von Nikanor an einen indischen, von den Griechen Sandrochus genannten König gesandt worden war, einen Bericht seiner Reise, welcher verloren gegangen ist, von welchem uns aber Strabo, Arrian und Athenäus Bruchstücke erhalten haben. Man trifft in denselben die Beschreibung mehrerer merkwürdigen Pflanzen oder Thiere, des Bambus, der weißen Affen mit schwarzem Gesicht, der Perlmuscheln u. s. f. Wie in allen Reiseberichten der Alten stößt man auch hier dann und wann auf grobe Mährchen, die man jedoch, bei ihm wie bei den Uebrigen, nicht für reine Lügen, sondern für falsch verstandene bildliche Ausdrücke, oder buchstäblich nacherzählte Volksmeinungen halten muß. So sagt Megasthenes, es gäbe im Kaukasus ein Volk, dessen Füsse nach hinten gewandt seyen. Ohne Zweifel wurde ihm diese Geschichte in jenen Gegenden selbst erzählt, wo man noch heut zu Tag an solche Wesen glaubt, nur daß diese jetzt zugleich böse Dämonen geworden sind, welche die Menschen des Nachts quälen. Man hat dem Megasthenes zum Vorwurf gemacht, daß er im südlichen Indien Bären aufführt; allein seit fünf bis sechs Jahren wurden daselbst wirklich drei Bärenarten entdeckt.

Wie gesagt blühten die Wissenschaften in Egypten unter den ersten Lagiden. Ptolemäus Soter hatte die Büchersammlung angelegt; sein Nachfolger, Ptolemäus Philadelphus, durch sein Beispiel zum Studium der Naturgeschichte aufgemuntert; und auch der dritte König aus diesem Geschlecht, Ptolemäus Evergetes, war Beschützer der Gelehrten. Neben großen Fehlern besaß letzterer auch schätzenswerthe Eigenschaften. Er erweiterte sein Reich durch Eroberungen nach Mittag zu, und noch vor Kurzem hat man an den Grenzen Nubiens eine Inschrift gefunden, welche seine Siege über die Könige Syriens ausspricht. In diesem Feldzug wurden von den Egyptiern zum ersten Mal Elephanten angewandt, die an Muth und Kraft den indischen Elephanten im feindlichen Heer überlegen waren, und Viel zu Erlangung des Siegs beitrugen. Der vierte Ptolemäer, Philopator, hinterließ nach einer sehr langen Regierung das Land in ziemlich geschwächtem Zustand seinem Sohn Epiphanes, der noch ein Kind war. Die Großen des Reichs glaubten weislich zu handeln, wenn sie den jungen Prinzen unter Vormundschaft der Römer stellten, welcher Schritt aber die Unruhen nur vermehrte, so daß von da an die Wissenschaften in Egypten in Verfall geriethen. Dieses Land hatte während der eben durchgegangenen Glanz-Zeit außer den Naturforschern auch noch Gelehrte andrer Art, tiefe Mathematiker, große Astronomen gehabt, wie Euklid; Eratosthenes, welcher die Erde zuerst nach der Länge eines Meridian-Grades zu messen suchte; Konon, welcher das Haar der Berenice unter die Sterne ver-

ge ist die sogenannte Hornschlange der Alten, (cerastes) welche die Sandebenen bewohnt. Sofort läßt sich Nikander auf die Geckos, auf die giftigen Spinnen, endlich auf acht Skorpionenarten ein, welche so genau beschrieben werden, daß man bei in jenen Gegenden vorgenommen Nachforschungen sie wahrscheinlich wieder erkennen würde.

In den Alexipharmaka werden die giftigen Pflanzen und die Eigenthümlichkeiten ihrer Säfte aufgeführt. Das Buch enthält manches Unrichtige; gleichwohl bemerkt man in demselben, daß die Pflanzenkunde Fortschritte gemacht hat. Mehrere Gewächse, die Theophrast noch nicht kennt, werden genannt. Nikander sagt, die Ratten belecken die Wurzeln des Eisenhuts (Akonitums), was lange für falsch gehalten wurde, seit Kurzem aber sich als richtig ergeben hat. Nikander schrieb etwa ein Jahrhundert vor Christus. Bereits tragen seine Werke sichtbare Spuren des Verfalls; man vermißt Ordnung, Methode wissenschaftlichen Geist.

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland. (Fortsetzung.)

Ist es uns vergönnt, noch über einige Punkte unsre Meinung auszusprechen, so bemerken wir, daß wir glauben, der souveräne Fürst von Griechenland sollte den Königstitel führen. Bei einem so eiteln und prunksüchtigen Volk wie die Griechen ist ein Titel viel werth. Griechenland hat bereits seine phanariotischen Fürsten — die Maurokordatos und Ipsplankis — in seinen Diensten; es hat den Bey oder Fürsten von Maina und so viele Stammhäuptlinge, die in ihren Bezirken den Herrn spielen; um ihren Ansprüchen zu imponiren oder ihrem Stolz zu genügen, sollte der Souverän mit einem höhern Titel bekleidet seyn, als sie selbst. Oder fürchtet man etwa, es wäre eine Herabsetzung der Königswürde, wenn man sie auf den neuen Staat übertragen wollte? Allein der König von Griechenland wird über ein größeres Gebiet herrschen, als die Könige von Dänemark oder Sachsen, und bald wird er auch mehr Unterthanen besitzen als einer von beiden. Er wird sein Scepter erstrecken über viele berühmte Königreiche und Republiken des Alterthums und Ἀναξ ἀνδρων Ἀτρειδος wird einen so schönen Schluß zu einem Hexameter geben, als der Männerfürst Agamemnon. Der Einwurf, den man von der Kostspieligkeit des Königthums und dem widrigen Contrast des Glanzes eines Könighofs gegenüber dem Elend des Volks hernahm, bedünkt uns wenig begründet. Die Monarchie ist nicht eben nothwendig die kostspieligste Regierungsform; des Unterhalts eines zahlreichen Gefolges von gestickten Kammerherren, von Paradeadjutanten, hohen Kronbeamten und wohlgenährten Leibwachen (beefeaters) könnte der Souverän von Griechenland sich so ziemlich überheben. Sein Haus und seine Person müßte sich auf den Bedarf des Nothwendigen und Anständigen beschränken; wenn er aber den Ueberschuß der Einkünfte zur Vermehrung seiner Truppen verwände, um seiner Regierung mehr Achtung zu verschaffen, so würde er in diesem Fall bloß den Staatszweck vor Augen haben, welcher derselbe wäre, ob er sich nun Präsident oder Kaiser schelten ließe. Werfen wir einen Blick auf das Benehmen des gegenwärtigen sparsamen Oberhaupts von Griechenland, Capo d'Istrias. Wenn er auf seiner Fregatte Hellas, dem einzigen großen Schiff in seiner Marine, rings um seine Continental- und Inselbesitzungen herumfährt, oder wenn er eine Inspectionsreise zu Land macht, sehen wir ihn von einem großen Gefolg begleitet? Wäre es nothwendig, daß König Leopold mit mehr Prunk aufträte? In Bezug auf Privataufwand, Tafel und häusliche Einrichtung könnte der Unterschied zwischen einem König und einem republikanischen Oberhaupt kaum in Betracht kommen. Ob Jener gleich den alten Spartanern mit einer schwarzen Brodsuppe für lieb nähme oder sich am üppigern Schildkrötengericht labte, ob er gleich seinen „weitherrschenden" Vorfahren im homerischen Zeitalter sich selbst seine Hammelskeule bereitete und den Speer in der Hand beim Brudermahl (δαὶς ἀίση) präsidirte oder sich den berühmtesten Magenkünstler beschriebe, den Paris — das neue Sybaris — aufzuweisen hätte; weder das Eine noch das Andre wird den Finanzen auch des kleinsten Gemeinwesens, welches auf Unabhängigkeit Anspruch macht, sonderlich weh thun. Dieselben Bemerkungen gelten auch den übrigen Theilen einer königlichen Hofhaltung. Daß ein König von Griechenland, der Gebieter über eine arme und halbzerstörte Landschaft, sich auf keine Civilliste wie ein König von England oder Frankreich Rechnung machen darf, daß von Palästen, Lustschlössern, Parken, Marställen mit fahnfarbenen Pferden und Remisen mit vergoldeten Staatswägen und Schaaren von Hofschranzen bei ihm nicht die Rede seyn kann, versteht sich von selbst; aber all diese Dinge sind zur Behauptung königlicher Autorität sehr entbehrlich.

Die Alliirten könnten wohl Nichts gegen den Königstitel haben, der sie Nichts kostet; aber sie mögen fürchten, sich eine größere pecuniäre Last aufzuladen, da ihnen die Ausstattung des Prinzen obliegt. Der Fürst, der sich mit dem Auftrag der verbündeten Höfe die Regierung in Griechenland zu übernehmen dahin begiebt, muß pecuniäre Hülfsquellen — als Subsidien oder Anlehen — mit sich bringen — Dieß sieht Jedermann, wer von der Lage jenes Landes das Geringste weiß. Würde sich also auch das Collegium der alliirten Minister in London in dem Stil der alten Königsmacherkunst der Römer an die Griechen wenden: Quod bonum, faustum felixque sit, Quirites, REGEM CREATE, ita Patribus visum est; so müßten sie vorher ihr Bild des Königthums, wie die Statue des Phidias, mit Gold schmücken, ehe sie es dem Volke zeigen könnten. Stecke Geld in die Tasche, ist unser Rath an König Leopold: stecke Geld in die Tasche oder suche keinen Thron in Griechenland. Das ganze Einkommen des verflossenen Jahres belief sich auf keine 160,000 Pf. St., während die Ausgaben 400,000 Pf. überstiegen. Den Ausfall deckten die Subsidien von Rußland und Frankreich, das An-

pen, um den unruhigen Primaten und Capitani Respekt einzuflößen, deren Patriotismus sich während des ganzen Kampfes über Meuterei und Faktionsgeist nie erhob. An König Leopolds Hof wird es Anfangs ziemlich bunt aussehen — klephtische Häuptlinge oder Türkensclaven, Straßen- und Seeräuber, Banditenanführer aus den Gebirgen oder Tributeinsammler in den Dörfern, Schiffseigner von den Inseln und hochbetitelte Ränkeschmiede vom Phanar — Dieß sind die Elemente der Hoffähigkeit. In diese chaotische Masse Ordnung zu bringen, die widerstreitenden Ansprüche des Ehrgeizes zu mäßigen, oder durch den Hebel der Ehre und des Vortheils zu leiten, ist am Ende keine der leichtesten Aufgaben, welche den Herrscher Griechenlands erwartet.

(Schluß folgt.)

Reise von Nepal nach der chinesischen Grenze.

Zu den unbekanntesten Theilen von Asien gehören die Landschaften im Westen von China; die dürftigsten Notizen aus diesen Gegenden sind wahre Verunehrungen unserer Erd- und Völkerkunde, und wir stehen daher nicht an, folgendem Berichte einer Reise von Nepal nach der chinesischen Grenze, der am 21 Sept. des v. J. in der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta vorgelesen wurde, eine Stelle in diesen Blättern einzuräumen. Der Berichterstatter ist ein Dolmetscher von Kaschmir, der zwanzig Jahre auf beständigen Reisen in den beschriebenen Gegenden zugebracht hat und in jeder Beziehung als glaubwürdiger Zeuge anerkannt ist. Die erste Tagereise, von Nepal aus, geht bis nach Sankhu, noch in dem großen Thale von Nepal. Auf der dritten Tagreise wird der Fluß Arschatunga überschritten; seine Breite beträgt ungefähr vierzig Fuß, seine Tiefe sieben, und sein Lauf geht von Norden nach Osten. Die Ueberfahrt geschieht auf einem großen Boote, das von vier Männern geführt wird, welche von der Regierung von Nepal hier unterhalten werden. Durch eine sehr gebirgige Gegend kommt der Reisende am vierten Tage nach Parabasi; das Land umher ist dicht bevölkert. Zu Parabasi findet man viele Brahmanen und besonders viele Eisenarbeiter, da in diesem Orte die vornehmste Kanonenkugelgießerei von Gurkha ist. Zu Tschurker, am Schlusse der vierten Tagreise, ist ein mit Stein eingefaßter Quell, ungefähr zehn Schritt lang und eben so breit und etwa vier oder fünf Fuß tief, dessen Wasser so heiß seyn soll, daß man Fleisch darin gar sieden kann. Es riecht stark nach Schwefel, und ein Bad darin wird als ein wirksames Heilmittel gegen mehrere Hautkrankheiten betrachtet. Die achte Tagreise, welche wie alle früheren als eine beständige Wiederholung von Bergauf- und Bergabsteigen beschrieben wird, bringt den Reisenden nach Dum, das bereits außerhalb den Grenzen von Nepal liegt. Ein kleiner Fluß, sieben Cos von Dum, den man auf einem großen Brett (a hugeplank) überschreitet, bildet die Grenze; auf der einen Seite desselben ist ein Steinpfeiler errichtet, mit der Inschrift: „Dieß ist das Ende des Nepalgebietes"; auf der andern steht ein ähnlicher Pfeiler mit der Inschrift: „Hier beginnt das Gebiet von Bhuti."

Dum ist ein Dorf, welches aus ungefähr hundert und fünfzig Strohhütten besteht, die von Bhutieen bewohnt werden. Man findet hier das schön geäderte Holz Zabiah, aus welchem die kleinen runden Becher gemacht werden, deren man sich in Bhuti zum Theetrinken bedient. Ein halbes Cos von Dum kommt der Reisende zu einer gefährlichen Stelle, die unter dem Namen „des Lama's eiserner Weg bekannt ist." Ueber einen furchtbaren Abgrund führt eine vierzig Schritt lange Brücke, die aus Brettern von der Breite eines halben Fußes besteht, welche auf horizontal in den Felsen getriebenen eisernen Keilen ruhen.

Kutli, das zehnte Nachtlager, ist eine beträchtliche Stadt, worin man sich mit Waaren aller Art im Ueberflusse versehen kann. Die Masse der Einwohner sind Bhutier, doch wohnen unter denselben des Handels wegen viele Kaschmirer und Newars, so wie auch einige Chinesen. Alle tragen wollene Zeuge, und sprechen die Bhutisprache. In Bezug auf die physische Lage, so wie die Sprache der Bewohner ist Kutli die natürliche Grenze von Bhuti; auch hat hier der Gouverneur von Lahassa fünfhundert Soldaten, theils mit Feuergewehren, theils mit Bogen und Pfeilen, mehrere Officiere und vier Stücke Geschütz aufgestellt; und Reisende, welche von Nepal kommen, müssen bei dem Commandanten ihre Pässe abgeben, statt deren sie, wenn dieselben richtig befunden worden sind, neue Pässe nach Tingri erhalten. — Auf der nächsten Tagreise kommt man an einen gewaltigen Berg, welcher Jelum Thungla heißt; um ihn zu übersteigen, muß man fünf Cos aufwärts und eben so viel wieder abwärts zurücklegen. Auf seinem Gipfel schmilzt der Schnee nicht, und der Wind weht beständig durchdringend und schneidend kalt. Yaks, Maulthiere und Schafe sind die einzigen Thiere, die diesen Berg übersteigen, doch darf man nicht vergessen, den Weg zuvor mit Asche zu bestreuen, daß sie nicht auf dem Glatteis (on the hardened mud) ausgleiten. Der Uebergang über diesen Berg erfordert eine lange Tagreise, und der Reisende kommt am Fuße desselben, wo er Halt macht, spät in der Nacht an. Von hier aus erstreckt sich eine grüne Fläche, die mit den schönsten Blumen geschmückt ist, zwei Cos weit. Eine Menge wilder Thiere, welche an Gestalt dem Maulthiere gleichen und von den Bhutiern Kiang genannt werden (wilde Esel?) streifen hier umher.

(Schluß folgt.)

Volksunterricht in Frankreich.

Das französische Budget bestimmt für die Primärschulen des Königreiches die ärmliche Summe von 50,000 Franken jährlich, während in den Niederlanden für diesen Zweck von der Regierung 667,524 Franken verwendet werden. Um Frankreich auf gleichen Fuß mit den Niederlanden zu stellen, müßte es — nach dem Verhältnisse der Bevölkerung beider Länder — 4,100,000 Franken aufwenden.

---

*) Im engl. Original: Following the route to the tenth stage, was ein Fehler seyn muß, da die Tenth stage oben Kutli, und hier nur ein Haltplatz am Fuße des Berges ist.

Berichtigung. S. 430, S. 1, Z. 10 oben lies irregulären Truppen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 138. 18 May 1830.

Die hindu'schen Gerichtshöfe.

3. Die Beisitzer. *)

Die vom Fürsten ernannten Beisitzer, um dem Oberrichter, oder ersterem selbst, falls er das Vorsteheramt in Person ausübt, mit ihrem Rathe an die Hand zu gehen, sind drei, fünf oder sieben; nicht mehr als letztere, nicht weniger als erstere Zahl, die ungerade seyn muß, damit im Fall einer Getheiltheit der Stimmen die Ansicht der Mehrheit den Ausschlag giebt. **)

Sie sollen Braminen seyn, bewandert in heiliger und profaner Literatur, bekannt mit der Rechtswissenschaft, stets wahrhaftig und vollkommen unparteiisch gegen Freund und Feind; ehrlich, uneigennützig, wohlhabend; unbestechlich, aufmerksam auf ihre Obliegenheiten, frei von Jähzorn und Habsucht und unberührt von sonstigen Leidenschaften. ***)

*) In der Ursprache Sebhased, von Sebha, der Gerichtshof, und sed, sitzen.

**) Weniger als drei sollen nicht ernannt werden, und nicht mehr als sieben. Die ungerade Zahl ist darauf berechnet, anzudeuten, daß bei Getheiltheit der Ansichten die Meinung der Mehrheit angenommen werden soll, weil es eine Verstandesregel, daß, wo Viele Wenigen in der Ansicht gegenüber stehen, das Urtheil der Mehrheit den Ausschlag geben muß; angenommen nämlich, daß die Fähigkeiten beider Theile gleich seyen, (wie bei Gerichten der Fall seyn soll;) wo freilich die Fähigkeiten ungleich sind, da muß die Ansicht der Fähigern vorherrschen, nach dem Sprichwort: „auch hundert Blinde sehen Nichts." Mitra Misra.

***) Edelgeborene, uneigennützige, wohlhabende, in der Rechtsgelehrsamkeit bewanderte, wahrhaftige, in aller heiligen Wissenschaft erfahrene Männer sollen vom König zu Gerichtsbeisitzern ernannt werden. Wer nur Eine Wissenschaft studirt hat, taugt nicht zu einem vollkommenen Richter: daher nur ein Mann von vielseitiger Bildung vom Fürsten zur Entscheidung gerichtlicher Streitfragen ernannt werden soll. Katyayana.

Männer, geeignet durch Geburt, Religiosität, strenge Zucht, unparteiisch gegen Freund und Feind, unbestechlich durch die Parteien des Prozesses, sey's auf was irgend für einem Wege — wie Wollust, Jähzorn, Furcht, Geiz, oder andre Leidenschaften, sollen vom Könige zu Beisitzern des Gerichtshofs ernannt werden. Wischnu.

Ist kein mit den gehörigen Eigenschaften ausgerüsteter Bramine vorzufinden, so mögen auch Kschetriya's oder Waisya's ernannt werden; aber in keinem Fall ein Sudra. Die richterlichen Handlungen eines unbefugten oder nicht mit den erforderlichen Eigenschaften versehenen Besitzers sind nichtig, wenn sie auch dem Gesetz gemäß seyn sollten; wogegen, wie schon bemerkt, die an Oberrichters Statt vollzogene Handlung eines Sudra nicht ungiltig ist. *)

4. Zuhörer.

Die hindustanischen Rechtsgelehrten betrachten die Zuhörer gleichfalls als wesentlichen Bestandtheil eines Gerichtshofs; denn ein bloß zum Zuhören Anwesender ist vielleicht im Stand irgendwo mit seinem Rath auszuhelfen, wie etwa der amicus curiae bei manchen europäischen Gerichten. **)

Der König soll zu „Gliedern des Gerichts" Männer von erprobter Rechtlichkeit ernennen, welche im Stand sind, die Last der Rechtsverwaltung wie ein Stier zu tragen.

Sie sollen erfahren seyn in der Jurisprudenz, aus guter Familie entsprungen, wahrhaftig, unparteiisch gegen Freund und Feind. Nareda.

*) Sind keine gelehrten Priester da, so soll der König Einen aus der Krieger- oder Handelskaste, der erfahren in der Rechtswissenschaft ist, ernennen; aber wohl sich hüten, einem Sudra die Bestallung zu ertheilen. Jede gerichtliche Handlung, durch irgend Einen, der nicht zu den drei genannten Kasten gehört, vollbracht, gesetzt derselbe sey auch wirklich zum Richter ernannt, und gesetzt sein Ausspruch sey an sich dem Gesetz gemäß, ist gesetzwidrig und nichtig. Katyayana.

Dem vom König zum Oberrichter ernannten Bramin sollen drei gelehrte Braminen beigegeben werden, die geeignet sind, an einem Gerichtshof zu sitzen. Wo immer drei Braminen, erfahrenen in den drei Weda's, (Ritsch, Yadschusch und Saman,) sitzen, und bei ihnen der gelehrte Bramine sitzt, der vom König (zum Oberrichter) ernannt werden ist: da achtet das Volk solche Versammlung gleich dem Hof des Gottes mit vier Angesichtern (Brama's). Kolluka.

**) Wer erfahren ist in der Rechtswissenschaft, mag er nun vom König (zu einem Glied des Gerichtes) ernannt seyn, oder nicht, hat ein Recht zu sprechen; denn wer dem Gesetz gemäß redet, spricht nur was die Götter billigen. Nareda. Was er mit Umsicht vor dem Gerichtshof ausspricht, ist ohne Zweifel dem Gesetz angemessen. Brihaspati.

Als solche Zuhörer werden jedoch nur Männer betrachtet, die geeignet sind, selbst Assessoren zu seyn, gelehrte Braminen, kundig in der Rechtswissenschaft, welche ohne selbst zu Assessoren ernannt zu seyn, *) den Verhandlungen aus eigenem Antrieb, oder weil ihre eigene Sache eben abgemacht wird, beiwohnen. Ihre Meinungsäußerung ist übrigens keine wirkliche Pflicht, wie bei den Assessoren **) und wird, wenn sie nicht die gehörigen Eigenschaften haben, auch gar nicht verlangt.

Ein andrer Theil der Zuhörer besteht aus Leuten, welche Ordnung zu halten und das Volksgedränge abzuwehren haben. Sie sollen Waisya's seyn, d. h. Männer aus der dritten Kaste, Kaufleute oder Handwerker. ***)

5. Der Hauspriester oder geistliche Rath.

Des Königs Hauspriester ist dem Gesetz nach Mitglied des obersten Gerichtshofs. Seine Stelle umfaßt eben so sehr diese weltliche Verrichtung, als geistlichen Obliegenheiten; und es ist eben so gut seine Amtspflicht †), dem König, falls dieser in rechtlicher Beziehung einen Fehler begeht, Vorstellungen zu machen, und denselben auf den rechten Weg zurück zu weisen, als er Dieß in religiöser Beziehung zu thun hat. Die Stelle des Hauspriesters wird stets nur von Einem versehen; nie giebt es deren mehrere zugleich. Er soll ein Bramine seyn, der Wissenschaften kundig, aufrichtig, uneigennützig, pünktlich und wahrhaftig.

6. Minister.

Die Minister des Königs werden zu den Mitgliedern des obersten Gerichtshofs gerechnet, oder der Oberrichter und dessen Beisitzer, (welche stets aus den Ministern und sonstigen hohen Umgebungen des Königs genommen sind,) sind eben als solche wieder Minister des Königs.

7. Unterbeamte des Gerichtes.

Deren sind fünf, nämlich:

1) Der Rechnungsführer.

2) Der Schreiber.

3) Der Aufbewahrer der Gegenstände, auf welche gerichtlicher Beschlag gelegt ist, und der Vollzieher der Gerichts-Erlasse.

4) Der Gerichtbote oder Aufforderer der Parteien und Zeugen.

5) Der Zusprecher.

1) Die erforderlichen Eigenschaften des Rechnungsführers sind Gewandtheit im Rechnen und vollkommene Bekanntschaft mit jedem Zweig der mathematischen Wissenschaften, die Astronomie und selbst die Astrologie mit darunter begriffen; ferner mit der Grammatik, und sonstigen weltlichen und heiligen Wissenschaften; und endlich Geübtheit in verschiedenen Arten des Schreibens. Er muß eines reinen Wandels und vollkommenen Zutrauens würdig seyn.

2) Gleiche Eigenschaften sind beim Schreiber erforderlich. Sein Ausdruck muß unzweideutig, seine Handschrift schön, er selbst muß ein rechtlicher, ruhiger, uneigennütziger und wahrhafter Mann seyn.

Beide Männer dürfen nur aus der edeln Kaste genommen werden.

3) Der Vollzieher des Gerichts-Erlasses und Aufbewahrer der in Beschlag genommenen Gegenstände darf ein Sudra seyn. Er muß zuvor im eigentlichen Dienst des Königs gestanden haben; fest in seinem Benehmen, aber den Richtern pünktlich gehorchend. Seine Verrichtung ist, bestrittene Gegenstände die Zeit des Prozesses hindurch in Verwahrung zu nehmen, und den Spruch des Gerichts sofort in Vollziehung zu setzen.

4) Der Gerichtsbote ist gleichfalls Einer, der Anfangs im persönlichen Dienst des Königs gestanden hat, nun aber von diesem an die Richter abgegeben worden ist, um die Parteien zu

---

Wenn die Richter ein ungerechtes Urtheil fällen, so mißbilligt der Weise das Schweigen Desjenigen, der ohne zum Glied des Gerichtes ernannt zu seyn, bloß aus eigenem Antrieb der Verhandlung beiwohnt. Mechatithi.

*) Wer nicht die gehörigen Eigenschaften besitzt, um zum Glied eines Gerichtes ernannt zu werden, soll unter keiner Bedingung bei einer Rechtssache seine Meinung abgeben. Nareda.

**) Wenn der König trotz der gesetzlichen Unterweisung, welche ihm die bestellten Richter geben, ungerecht handelt, so sollen ihm hierüber von diesen Vorwürfe gemacht werden, widrigenfalls sie selbst sich dem Tadel aussetzen. Wenn dagegen Männer, die nicht wirklich zu Richtern ernannt sind, dem Gericht einen falschen oder gar keinen Rath geben, so setzen sie sich hiedurch allerdings dem Tadel (aber nicht förmlicher Bestrafung wie wegen einer unterlassenen Amtspflicht) aus, nicht aber dadurch, daß sie dem König keine Vorwürfe machen, wenn er ungerecht handelt. Mitakschara.

***) Der Gerichtshof soll von Einigen aus der Handelskaste umgeben seyn, milden, wohlgearteten Männern, von vorgerückten Jahren und guter Familie, die einiges Vermögen besitzen und frei von Tücken sind. Katyayana.

Kaufleute sollen den Gerichtsverhandlungen zuhören. Ebenders.

Um das Volksgedräng abzuhalten soll der Gerichtshof von einem Haufen Männer aus der Handelskaste umringt seyn. Mitakschara.

†) Dem König sollen von dem Hauspriester Einwendungen gemacht werden, sobald er ungerecht, parteiisch, verkehrt richtet. Daher setzt Wasischt'ha sowohl für den Hauspriester, als für den König eine Buße aus, sobald gegen das Strafgesetzbuch gehandelt worden ist. Smriti Tschandrika.

Für die Loslassung eines Missethäters, der hätte bestraft werden sollen, muß der König eine Nacht lang fasten, und sein Hauspriester drei Nächte lang. Für Bestrafung eines Nicht-Strafwürdigen aber muß der Hauspriester das große Fasten halten und der König das dreinächtige. Wasischt'ha.

(Es ist also bloß beim Priester förmliche Amtspflicht, den König von Fehlern in der Rechtsverwaltung abzuhalten, da diese selbst zuletzt als ein kirchlicher oder priesterlicher Akt betrachtet wird. Die Richter haben, wie vorhin bemerkt wurde, den König auf Fehler in der Justiz zwar auch aufmerksam zu machen; aber es kommt ihnen Dieß nicht als wesentliche Obliegenheit ihres Amtes zu, für deren Nichtvollziehung sie sich einer Strafe oder Buße aussetzen, sondern sie verfallen durch solche Nachlässigkeit bloß dem Tadel des Publikums. Man vergl. übrigens die Fortsetzung gegenwärtigen Aufsatzes.)

laden, sie in sichere Obhut zu nehmen und die Zeugen vorzufordern.

5) Ein anderer Beamter kommt unter der Benennung Zusprecher des Gerichtes (moderator of the court) vor; seine Verrichtung besteht aber bloß darin, von Zeit zu Zeit Reden über die Moral zum Frommen der streitenden Parteien, der Richter und Unterbeamten zu halten.

Gemälde aus Mexico.

9. Mexicanische Räuber.

(Schluß.)

Wieder kehrten die Damen G. zu mir zurück, Muth und Hoffnung in mir aufrecht zu halten. Ich sagte ihnen, ich selbst glaubte mich außer aller Gefahr, sobald ich nur einmal in Puebla sey. Waren sie schon über diese Zuversicht erstaunt, so waren sie's noch mehr, als sie vernahmen, daß mein Vertrauen sich auf eine Prophezeihung gründe.

Wirklich hatte mir, ehe ich mich aufs atlantische Meer begab, ein berühmter Astrolog in London das Horoscop gestellt, und meine Begebenheit mit den Räubern rechtfertigte seine Voraussagung. Schon als ich mich entschloß, Mexico zu verlassen, geschah Dieß nicht ohne ein dunkles Vorgefühl bevorstehender Gefahr; mein Astrolog hatte mir nämlich gesagt, daß zu einer gewissen Zeit mein Leben zweimal auf dem Spiel stehen würde, und ich glaubte fest an die Richtigkeit des Horoscops. Der Astrolog selbst war ein sehr beglaubigter Mann in London, der mir meinen ganzen Lebenslauf in ziemlich bestimmten Ausdrücken angab. Immerhin lache man über meine Leichtgläubigkeit; mir ist genug, hier die Sache selbst zu constatiren. Alles, was er mir als wahrscheinlich vorausgesagt, ist eingetroffen. Seinen Namen zu nennen ist unnöthig; ich werde denselben aber Niemand verschweigen, der irgend Grund haben dürfte, mich hierum zu befragen.

Nach Beendigung der Messe, welcher meine Indianer beigewohnt, brachten diese eine Art Sänfte ins Zimmer, über welcher sich einige auf Reife gespannte Matten als Dach herzogen. Der Alcade befahl, mich sammt meiner Matratze unverweilt auf die Sänfte zu legen, wo ich gegen Wind und Sonnenhitze denn wirklich gut genug geborgen war. Er hatte mit den Indianern ausgemacht, daß ich von ihnen bis Puebla, 20 Meilen von Acajeta, getragen würde. Der Träger waren sechzehn; je vier sollten einander alle Stunden ablösen, und Jeder für seine Mühe vier Realen (ungefähr zwei Franken fünfzig Cent.) erhalten. Im Augenblick des Aufbruchs erklärten sie, nur für sechs Realen die Sache auf sich nehmen zu können. Der Alcade wollte sich dieser Forderung nicht fügen; und schon drohten die Indianer, mich in Acajeta liegen zu lassen; ich aber drang in den guten Mann, ihnen nur Alles zuzusagen und meine Abreise möglichst zu beschleunigen.

Ein neuer Vertrag wurde also geschlossen, nach welchem ich Jene gleich bei meiner Ankunft in Puebla zahlen, und sie mich in das dortige Hospital bringen sollten, falls ich mich bis dahin des Namens der Straße nicht entsonnen hätte, in welcher mein Freund, Don Juan de Palacios Trueva, wohnte, auf dessen Hülfe und Gastfreundlichkeit ich mit Grund rechnete. So brachen wir denn auf; meine Träger hatten die Sänfte bald auf ihren Schultern zurecht gesetzt und machten sich mit starken Schritten auf den Weg. Von Zeit zu Zeit stillte ich meinen Durst mit Limonen, Orangen und ein Wenig Wasser und Wein, was nicht ohne stärkende Wirkung auf mich war.

Die Indianer blieben ganz still, bis wir uns dem Saum des Waldes von Pinal näherten. Hier fingen sie leise unter einander zu sprechen an, und aus einigen Worten verstand ich, daß es dem Ort zuging, wo die Räuber gestern auf uns gelauert hatten. Von Neuem wurde es still; hierauf, als wir uns ungefähr in der Mitte der Schlucht befanden, wandten sich die Indianer zur Seite, um die sich neben herziehende Höhe zu ersteigen, von wo sie bis Amajoque einen Nebenweg einzuschlagen gedachten. Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung vor uns den Ruf: „Halt! Halt!" Die Indianer setzten die Sänfte einen Augenblick nieder und ich vernahm den Hufschlag von Pferden, die im Galopp gegen uns hersprengten. Im ersten Augenblick glaubte ich die Banditen, welche gehört hätten, daß ich noch lebe, kämen, mir den Garaus zu machen. „Wer heißt uns hier halten?" fragte ich die zunächst Stehenden.

„Wir wissen's nicht! aber sicherlich keine Räuber!"

Und schon ergoß sich ein Strom zahlloser Fragen auf die Indianer. „Wie ist das passirt? wo? an welchem Tag, welcher Stunde?" Nachdem Jene hierauf, so gut es gehen wollte, geantwortet, fragte einer der Fremden mich selbst auf englisch, ob ich schwer verwundet sey. Wie süße Musik klang die Sprache meines Vaterlandes anfänglich an mein Ohr; aber schwach wie ich war, vermochte ich nicht auf alle an mich gerichteten Fragen zu antworten. Ehe ich nur den Mund öffnen konnte, hatte mir der Freund bereits seine eigene Geschichte erzählt. Er war Bürger der Vereinigten Staaten, reiste in Handelsangelegenheiten und ging in diesem Augenblick nach Vera Cruz, um dort eine ansehnliche Ladung Mehl zu verkaufen. Bei einer halben Stunde hielt mich seine rücksichtslose Neugier hin; ich starb beinah vor Ungeduld und Ermattung. Endlich flehte ich ihn an, meine Indianer nicht länger aufzuhalten, und stellte ihm vor, daß krank und verwundet, wie ich wäre, mir gewaltig Viel dran liege, bald in Puebla anzukommen; der Bursche kümmerte sich aber Wenig darum, ob ich todt oder lebendig anlangte, wenn nur seine Neugierde befriedigt wurde. Ich mochte ihn schelten, ihn zu allen Teufeln wünschen, er sah mich fest an, saß unbeweglich auf seinem Sattel und ließ sich meine Ungeduld nicht im Mindesten angelegen seyn.

Endlich, nachdem man ihm zehn bis zwölf Mal meine Geschichte erzählt, sagte er mir ein kurzes Lebewohl und setzte seinen Weg in vollem Galopp wieder fort, begleitet von der übrigen Reiterschaar. Zum zwanzigsten Mal hieß ich meine Indianer aufbrechen, und sie leisteten jetzt willig Folge. Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir in Amajeque ankamen. Kaum befanden wir uns in diesem Dorf, als bereits ein großes

Menschengewühl meine Sänfte umdrängte. Jeder wollte das Nähere von der Sache hören, von welcher bereits ein verworrenes Gerücht sich her verloren hatte, und noch einmal mußte man erzählen. Besonders die Neugier der Weiber schien auf den höchsten Grad gespannt. Einige hoben sogar die Matten über meinem Kopf auf, wo ihnen denn mein bleiches, blutiges Gesicht entgegenblickte; beim Verband in Acajeta war nämlich Nichts vergessen worden, als das Blut abzuwaschen, welches auf mir klebte.

Ohne Zweifel hielt man mich in Amasoque, wie anderwärts, für einen Verfluchten. In der That wurden die Indianer von den Weibern gefragt, ob ich ein Christ sey, worauf diese antworteten, daß ich diesen Morgen vor ihren Augen die Sakramente der heiligen römischen Kirche empfangen hätte. Da ertönten alsbald Mitleidsrufe über mein trauriges Schicksal; von allen Seiten erklang: Pobrecito! Pobre Inglesito!..... Los picaros de Ladrones! Die Frauen brachten mir um die Wette Orangen und andre Erfrischungen. Nach einer für meine Wünsche viel zu langen Pause machten wir uns wieder auf den Weg, unter den gutmüthigsten Abschiedsbezeugungen und rührendsten Anwünschungen einer glücklichen Reise.

Zwischen Amasoque und Puebla fingen meine Kräfte allgemach an, wieder nachzulassen. Ich fiel in eine Art Fantasiren, das bisweilen ernsthaften, bisweilen aber auch sehr lächerlichen Inhalts war, denn meine Indianer lachten laut darüber auf.

Die Abendkühle sänftigte mein Fieber etwas, und ganz kam ich wieder zu mir selbst, als ich das Zollhaus von Puebla erblickte. Auch hier wurden wir durch die Fragen der Zollwächter abermals eine gute Viertelstunde aufgehalten. Endlich konnten wir in die Stadt einziehen. Ich ließ mich an die Thür des Hauses bringen, wo mein Freund Trueva wohnte, und bald wurde ich sammt Sänfte und Trägern in den innern Hofraum eingelassen. Unglücklicher Weise gab man an diesem Abend im Theater ein ungewöhnliches Stück — den Barbier von Sevilla — welchem Trueva beiwohnte. Zum ersten Mal in meinem Leben fluchte ich auf Rossini und seine Musik. Doch kehrte Jener noch ziemlich bald zurück, da er durch ein verwirrtes Gerücht vernommen, einer seiner englischen Freunde sey eben halb todt in sein Haus gebracht worden, und Räuber hätten die andern Reisenden, welche Puebla vor wenigen Tagen verlassen, im Wald von Pinal insgesammt niedergemetzelt. Ich bestätigte den traurigen Bericht, und er ließ mich, ohne mich länger mit Fragen zu quälen, unverzüglich in ein gutes Bette bringen. Jetzt zuerst seit meinem Unglück erhielt ich den Besuch eines Wundarztes, der meine Verletzungen mit der größten Sorgfalt untersuchte. Jede Wunde wurde verbunden; nach dem Verband, der über eine Stunde dauerte, ließ man mich etwas ruhen.

Französische Colonie am Huasualco.

(Schluß.)

Barabere meint nicht, daß die Schlangen oder die Muskitos ein Hinderniß gegen das Aufkommen einer Niederlassung seyn könnten, wie Einige geglaubt zu haben scheinen. Während seines viermonatlichen Aufenthaltes in diesem Lande sah er nie eine Schlange, noch hörte er von Europäern, die schon länger in Mexico lebten, daß sie je eine gesehen hätten. Was die Muskitos betrifft, so zweifelt er nicht, daß diese Insekten verschwinden, je mehr der Boden gelichtet wird; zudem aber liegt die künftige französische Colonie ziemlich hoch über dem Meeresspiegel und in einer reinen stets von Winden bewegten Atmosphäre, wo sie ohnehin weniger lästig werden.

Der Boden der französischen Ländereien ist aus den Trümmern Tausender von Baumgenerationen gebildet; die schwarze Pflanzenerde hat eine Tiefe von zwanzig Fuß und paßt zur Cultur aller Arten inländischer wie ausländischer Gewächse. Mais läßt sich des Jahrs vier Mal ernten; Reis zwei Mal. In fünfundvierzig Tagen reift die Bohne; das Zuckerrohr ist in beständiger Vegetation begriffen; der Kaffee wächst schnell und gut; den Cacao, wie die Vanille und den Pfeffer braucht man nur in den Wäldern einzusammeln; die Baumwolle kommt in den Dörfern, wo sie gebaut wird, nicht nur vollkommen fort, sondern man rühmt auch ihre außerordentliche Feinheit. Der Tabak, eines der einträglichsten Gewächse, wächst von selbst; eben so der Indigo; die Orange, die Bisamcitrone, die Banane, die Patate, die Ananas bedürfen keiner Pflege; die Rebe und der Oelbaum werden sich wahrscheinlich leicht acclimatisiren. Zu diesen reichen Produkten denke man sich den herrlichen Himmel und den ewigen Frühling hinzu, wo der Baum sich nie seines Laubwerks entkleidet. Am Regen, einer in mehreren Provinzen Mexico's seltnen Erscheinung, fehlt es am Huasualco nie; der Pic St. Martin zieht die Wolken an und es vergehen keine vierzehn Tage, wo man nicht Wasser bekommt. So weiß man hier endlich auch Nichts von den Krankheiten der Terra Caliente; die hohe Lage und die reine Luft, die man athmet, machen die Gegend so gesund als Jalapa, wo Epidemien zu den unbekannten Dingen gehören.

Californien

ist noch ein so unbekanntes Land, daß wir uns freuen zu vernehmen, daß endlich auch dieser schöne Winkel America's genauer durchforscht werden soll. Ein ausgezeichneter englischer Gelehrter, der zugleich Astronom und Naturforscher ist, gedenkt mit Nächstem eine Reise dahin anzutreten, zu deren Ausführung er 30,000 span. Piaster und deren Dauer er auf drei Jahre bestimmt hat. Bei den Mitteln, welche Dr. Cultur besitzt (er wird namentlich treffliche Instrumente mit sich nehmen) läßt sich etwas Tüchtiges von ihm erwarten. Es ist ihm hauptsächlich um Aufschlüsse über die Wassersysteme des Timpanogos und des Salzsees und des San Francisco, Bonaventura und Rio Colorado del Occidente zu thun; letztere Flüsse will er daher von Monte Rey und Porto Diego bis zu ihren Quellen bereisen, um zu sehen, ob durch einen oder den andern der Timpanogos sich ins Meer ergießt. Hat der Doctor sich der Lage der Quellen des westlichen Rio Colorado vergewissert, so passirt er die Felsengebirge so südlich als möglich und fährt den Rio Bravo del Norte bis zur Parallele von Taos hinab; worauf er die Quellen des Rio Roxo (rothen Flusses) aufsucht, um auf diesem Fluß den Mississippi zu erreichen. Bei diesem Unternehmen rechnet er auf den Beistand einer anglo-americanischen Jägergesellschaft. Sollte eine solche in Californien nicht zu finden seyn, so würde er sie am Missuri aufsuchen, wo er seines Zwecks nicht leicht verfehlen kann. Abermals eine Expedition, die von der geographischen Gesellschaft in Paris die erste Anregung erhalten hat. Der Reisende verspricht durch den franz. Vicekonsul in Mexico, Hrn. David, der Gesellschaft von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 139. 19 May 1830

Ueber Champollions Reise in Egypten.

Medinet-Ebu. Die Memnonssäule. Die theban. Nekropolis. Denderah. Ibrahim und Ali Pascha.

Der Palast von Medinet-Ebu gab uns in großen Basreliefs die Heereszüge, Schlachten und Eroberungen des Rhamses Meiamun in Asien, in welchem ich den wahrhaften Sesostris unzweifelhaft zu erkennen glaube. Hinter dem großen Gebäude, in einer gewundenen Berg-Einklüftung, fanden wir die bisher unbekannten Gräber der pharaonischen Königinnen, und nach Mittag zu zeigte ein kleines ptolemäisches Tempelchen seine unter Kaiser Otho neu errichtete Pforte, das einzige Bauwerk, welches, meines Wissens, dieses Fürsten erwähnt. Auf der nördlichen Seite zog ein großes, halb verschüttetes Denkmal des Vaters von Rhamses dem Großen, dessen Grab bekanntlich von Belzoni geöffnet wurde, unsre Aufmerksamkeit auf sich.

Auf meinen Streifereien durch die Gegend kam ich mehrmals gerade bei Sonnenaufgang vor das gewaltige Riesenbild des „tönenden Memnon", das neben einer andern Statue von derselben Größe, wie ein Thurm aus dem Felde, aufsteigt, obwohl es nur sitzend dargestellt ist. Als Strabo dasselbe sah, war der obere Theil weggeschlagen; jetzt ist er, ohne Zweifel durch Römer, wieder hergestellt. Aber nicht mehr tönt sein Klang, der, seys nun als Ergebniß der Natur, oder eines Priester-Kunstgriffes, im Alterthum unbestreitbar vernommen wurde. Dieser von den Griechen sogenannte Memnon ist bekanntlich der dritte Amenoph der Egyptier.

Außer den großen Gebäuden blieb uns auf dem diesseitigen Ufer noch die thebanische Todtenstadt zu untersuchen: eine Unzahl von Gräbern, sämmtlich in den Berg gehöhlt, verschieden nach Grundriß und Umfang: einige sehr groß und in ihrer dunkeln Höhlung tiefe Schachte verbergend, durch welche man zu andern Gemächern und Sälen hinabsteigt. Eins ums andere besuchte ich nach und nach über dreihundert Gräber, von welchen ich häufig den Schutt am Eingange erst noch so weit wegräumen lassen mußte, daß man sich durchwinden, oder auf allen Vieren hineinkriechen konnte. Ich gestehe, daß ich dergleichen Besuche nicht ohne einige Aengstlichkeit abstattete, weil wir da drinne die s. g. Hala-Schlangen, die Basilisken der Griechen, die fürchterlichen Cerasten (Hornschlangen) und die Skorpionen, die in Egypten so giftig sind, als die Vipern in Italien, aus ihren Schlupfwinkeln aufstörten. Mehrere grauenerregende, unter unsern Augen vorgekommene Zufälle machten uns ziemlich unruhig beim Gedanken an diese Thiere, welche wir nur zu häufig um uns her wahrnahmen. Aber die Entdeckungen, welche wir in den Gräbern zu machen hoffen durften, ließen uns die Gefahr wieder verachten. Die merkwürdigsten Nachweisungen über das bürgerliche und häusliche Leben der alten Egyptier fanden sich hier, wie man aus den Abbildungen sieht, welche wir dorther entnahmen.

Mit Ende Julius verließen wir das westliche Ufer, um auf der andern Seite des Flusses, über eine Meile von demselben entfernt, die ungeheuern Trümmer des Palastes von Karnak, auszubeuten.

Die Gegend lacht von Anbau und schönen Palmen, und war eben jetzt durch die Kanäle, welche sich mit den befruchtenden Wassern des Nils gefüllt hatten, noch abwechselnder und lieblicher geworden. Ein kleiner ptolemäischer Tempel bot der ganzen Karawane eine sichere Wohnstätte.

Von den äußern Wänden der großen Trümmer, der größten auf der Welt, zeichneten wir die Basreliefs ab, welche die Eroberungen des Vaters von Rhamses dem Großen darstellen; wir zogen die Theile des Gebäudes, je wie sie verschiednen Zeiten der Pharaonen-Herrschaft angehören, in genaue Betrachtung, sammelten die Inschriften, und die für die Geschichte wichtigsten Angaben, und merkten die in der griechischen Epoche vorgenommenen Erneuerungen an, unter welchen das unter der Regierung des Philippus-Arridäus von Granit neu erbaute Sanktuarium die älteste ist.

Ein großer, dem Gotte Chons, dem erstgebornen Sohn des Ammon, gewidmeter Tempel, südwestlich von den Ruinen des Palastes, lehrte uns zuerst die letzten Könige der zwanzigsten Dynastie kennen, so wie viele andere merkwürdige Entdeckungen die Untersuchung der großen Bruchstücke belohnten, welche in N und S die Ebene auf dem östlichen Ufer von Theben bedecken. Mittlerweile brachte der Nil, dessen Austreten in diesem Jahre ungewöhnlich stark war, die zur Abreise bestimmten Barken an unsre Wohnung. Wir verließen Theben am

siebten September und waren in Kurzem in Denderah, um den prächtigen Tempel der alten Tentyris dort wieder zu sehen, welcher uns am Anfang unsrer Reise, im Jahre 1828, so herrlich erschienen war. Aus Wassermangel vermochten unsre Barken nur auf drei Meilen Entfernung dem Gebäude zu nahen; doch konnte uns ein enger Kanal noch eine gute Strecke weiter bringen. Wir bestiegen also ein kleines arabisches Boot, das von einem starken Ostwind getrieben uns im Flug nach Denderah trug, auf beiden Seiten die hohen Ufer des Kanals bestreichend, und die hohen, langen Gräser, welche beinahe überall die Oberfläche des Wassers bedeckten, abmähend. Von Zeit zu Zeit bildeten die Zweige der Tamarisken, Mimosen und Weiden, von beiden Ufern einander berührend, ein grünes, duftendes Gewölbe über uns.

Zwei Tage verweilten wir im Tempel von Denderah, der an großartiger Schönheit des Entwurfs selbst für Den Nichts verliert, der eben von Theben zurückkommt. Die aus der römischen Epoche stammenden Sculpturen aber tragen das Gepräge jener für die egyptische Kunst unglücklichen Zeit; die ältesten sind diejenigen, welche die äußere Hinterwand (fondo esterno) bedecken, wo Kleopatra und ihr und Cäsars Sohn, in riesenhafter Form dargestellt, der Gottheit, welcher im engeren Sinne der Tempel geweiht war — der Athor oder egyptischen Venus — ein Opfer bringen. In den obern Gemächern bemerkten wir die Stelle, von wo der in Paris zu allzugroßer Berühmtheit gelangte Thierkreis genommen wurde, und in dieser ganzen Abtheilung des Gebäudes fanden wir nicht Einen Stein, welcher nicht der Zeit der römischen Kaiser angehörte.

Von Denderah brachte uns der hoch geschwellte, reißende Nil in wenigen Tagen nach Kairo, wo wir von Ibrahim Pascha, dem wir uns, nach Abscherung unsrer Bärte und Wiederanlegung der europäischen Tracht, vorstellten, sehr huldvoll aufgenommen wurden. Seit dem Feldzuge in Morea hat er sich selbst mit Vorliebe zu den europäischen Gebräuchen geneigt, daher er uns denn nicht mit gekreuzten Beinen empfing, sondern den einen Fuß von Diwan herab auf die Erde gesetzt. Sein ganzes Benehmen war eine fortwährende Annäherung an europäische Gesittung.

Nach wenigen Tagen fuhren wir den Nil vollends hinab bis zum „Bauch der Kuh.“ Hier schieden wir von Egypten und steuerten auf dem Kanal Mahmudieh durch das dürre Libyen bis Alexandria. Der Vicekönig Mohammed Ali überhäufte uns mit Artigkeiten und Ehrenbezeugungen; empfing, wie das erste Mal, die beiden Expeditionen zu verschiedenen Stunden, und ertheilte Champollion und mir Erlaubniß, jeden Abend seinen merkantilischen Besprechungen beizuwohnen.

Das französische Kriegsschiff, welches die beiden Expeditionen nach Europa zurückführen sollte, wie es sie nach Egypten gebracht hatte, war noch nicht da, und da sich das Jahr gegen den Winter neigte, so beschlossen wir mit der nächsten besten Gelegenheit abzureisen. Wir Toskaner schifften uns also auf einem toskanischen Handelsfahrzeug am 16 October ein, und langten nach einer stürmischen Reise von 42 Tagen in Livorno an; Champollion ging mit den Seinigen einen Monat später auf einem französischen Schiffe, welches den Consul Malivoir nach Syrien gebracht hatte, nach Toulon unter Segel.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebemerkungen von Wagler.

(Fortsetzung.)

Die Gallerie der Antiquitäten ist in fünfzehn Räume abgetheilt. Mit Ehrfurcht und Erstaunen vor den Thaten der alten egyptischen, griechischen und römischen Bildner betritt man diese der Kunst geweihten, mit unaussprechlich schönen Meisterwerken erfüllten Säle. So wenig die britische Regierung auf Vergrößerung der zoologischen Sammlung und auf Anlegung eines davon unzertrennlichen zootomischen Cabinettes bis jetzt auch bedacht war, so große Sorgfalt hegt sie für die Vergrößerung dieses Theiles des Museums. Die Werke egyptischer Kunst, die Wurzel der griechischen Plastik, eröffnen indeß nicht, wie es doch billig scheint, die Reihe der Säle, sondern folgen erst im achten und neunten derselben. In der Mitte des Vorsaales dieser Gallerie ruht auf der Zinne einer Treppe die berühmte barberinische, aus sehr durchsichtigem, blauem Glase gebildete, mit weißen Figuren in erhabener Arbeit geschmückte Vase, welche man, wie bekannt ein Werk griechischer Kunst, ungefähr in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in einem Berggrabe (des Monte de Grano) und von einem marmornen Sarcophage eingeschlossen, zwei und eine halbe Meile vor Rom, auf der nach Frascati führenden Straße entdeckte; die länger als zwei Jahrhunderte eine Zierde des Pallastes Barbarini war, und von dem Herzoge von Portland dem britischen Museum übergeben wurde. In diesem Vorsaale bemerkt man außerdem einige alte Fresken.

Ueber der Thüre des ersten Raumes steht die von Nollekens verfertigte Büste des Sir Charles Townelev, dessen kostbare Sammlung von Terracottas, ein Eigenthum des britischen Museums, in diesem Saale aufgestellt und bereits in der Description of the collection of ancient Terracottas in the Br. Museums with 39 engrav. (Lond. 1810) beleuchtet wurde. Mir fielen darin nachstehende Stücke besonders auf. Nr. 4: Ein Basrelief, den Kampf zwischen zwei Amazonen und zwei Greifen vorstellend. N. 12: Ein Basrelief, wahrscheinlich Penelope darstellend, in Trauer über die Trennung von Ulysses versunken. N. 30. Basrelief. Bacchus lehnt sich auf die Schulter eines Fauns; zu seinen Füßen ruht ein Panther, welcher mit emporgerichtetem, aufgesperrtem Rachen den Wein auffängt, der aus der Vase fließt, welche Bacchus in der rechten Hand hat. Vor dieser Gruppe steht eine weibliche Person, den Thyrsus in der Hand. N. 31. Basrelief: Zwei Faune über ein großes offenes Weinfaß hingenekgt, und ihr auf der Weinoberfläche sich abspiegelndes Gesicht betrachtend. N. 33. Basrelief. Zwei Faune, Trauben in Körbe einsammelnd. N. 36. Basrelief. Zwei in einem Boote den Nil befahrende Personen. Im Vordergrunde bemerkt man ein Nilpferd, zwei Krokodile, einige Vögel und Lotuspflanzen. In der Ferne stehen Gebäude, auf de-

ren Dächern drei Ibise sitzen. Diese ganze Scene ist auf zwei von Säulen getragenen Bögen vorgestellt. N. 38. Eine Statue der Muse Urania mit sehr ausdrucksvollem Gesichte, welcher aber leider die Hände fehlen. Aus Terra cotta gebildet ist sie bei einer Höhe von drei Schuh zehn Zoll bemerkenswerth, und liefert einen Beweis von der großen Kunstfertigkeit der Meister in den Officinis figulinis, die in Rom und Italien verbreitet waren. N. 48. Basrelief. Zwei Faune, welche auf Panthern reiten, deren hinterer Körpertheil in Weinlaub endet. N. 72. Basrelief. Venus von einem Schwane durch die Luft getragen. N. 73. Basrelief. Cupido, die Psyche, in Gestalt eines Schmetterlings, an die Brust drückend. Die Numern der Gegenstände dieses Saales gehen von 1 — 83.

Der zweite Saal enthält griechische und römische Bildnereien, zwei und zwanzig an der Zahl, unter welchen sich eine Statue des seinen Bogen spannenden Cupido; eine drei Fuß hohe, ovale, im Umkreise mit bachischen Figuren geschmückte, und mit aufrechten, massiven Griffen versehene Vase; eine erzene Statue des das Brautgeschenk der Juno — die goldenen Aepfel — aus den Gärten der Hesperiden hinwegtragenden Hercules; eine gleichfalls erzene Statue Apolls; ein colossaler Herculeskopf aus Lava vom Vesuv geformt, und eine Statue des Kaisers Hadrian in militärischer Tracht besonders auszeichnen. Sehr schön in Porphyr ausgeführt sind Kopf und Fuß eines Panthers, als Träger von einem dreifüßigen Tische.

Dritter Saal. Dieser ist hinsichtlich seines Inhaltes eine Fortsetzung des zweiten Saales. Unter seinen sechs und vierzig Stücken fielen mir auf: ein Basrelief, einen alten Faun im Kampfe mit einer Nymphe; ein anderes, Krieger, welche das Orakel des Apollo befragen; ein drittes, eine Kuh, welche aus einem Schaffe trinkt und ihr Kalb säugt, darstellend. Doch vor allem Andern erregten meine Aufmerksamkeit zwei Basreliefs, deren eines den Centaur Nessus, Dejanira in seinen Armen haltend, das andere die Apotheose Homers zeigt. Der Mäonide sitzt auf einem Throne am Fuße des Parnasses; vor ihm stehen Opfer bringende Personen; oben sind Apollo und die neun Musen, aber zu Höchst thront Jupiter und giebt der Handlung seine Sanction. Dieses Basrelief wurde ungefähr in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Trattochi, dem alten Bovillä, an der appian'schen Straße, zehn Meilen von Rom gefunden. In diesem Saale steht außerdem der von dem Dr. Chaudler nach England gebrachte, sogenannte Marmor Atheniense, mit ganz alter griechischer Inschrift; eine schöne Statue des von seinen Hunden angefallenen Actäon, und einer nach den Ermüdungen von der Jagd ruhenden Nymphe der Diana; eine Büste des Sophocles, Perikles, Epikur, Periander ꝛc., so wie ein griechisches Leichenmonument, mit der Aufschrift der im Gefechte gefallenen Krieger, denen zu Ehren es wahrscheinlich errichtet wurde. Das Basrelief auf der Vorderseite dieses Monuments stellt ein Siegeszeichen vor. Auf der einen Seite desselben steht ein Krieger, auf der andern eine weibliche Person, welche eine Schlange füttert, die sich um einen Baumstamm windet, an welchem das Siegeszeichen aufgerichtet ist. Zur Rechten dieser Figuren zeigt sich das Vordertheil eines Pferdes. Dieses werthvolle Monument ist ein Geschenk von Joseph Banks.

Im vierten Saale enden die griechischen und römischen Bildnereien mit zwölf Stücken. Von diesen verdienen nachstehende besonders angeführt zu werden. Eine Büste Trajans und Hadrians, beide mit entblößter Brust; eine Statue Apolls, ein sehr frühes griechisches Werk; eine Statue Thalia's, welche zu Ostia im Seebade des Kaisers Claudius ausgegraben wurde; ein colossaler Kopf des Marcus Aurelius, im Charakter eines der Fratres Arvales dargestellt; eine Gruppe von Bacchus und Ampelus; eine Statue der Diana.

Fünfter Saal. In diesem Saale sind römische Leichen-Antiquitäten, als Sarcophagen, Leichenurnen und Töpfe aufbewahrt. Das Basrelief auf der Vorderseite einer etruscischen Aschenurne aus gebrannter Thonerde stellt den Zweikampf zwischen den zwei Brüdern, Eteocles und Polynices, vor. Zwei Furien stehen neben den Kämpfenden. Die Aufschrift ist in rothen Lettern, und auf dem Deckel bemerkt man eine zurückliegende, weibliche Figur. Sehr zierlich gearbeitet ist auch eine Leichenvase von gelbem Alabaster.

(Schluß folgt.)

Ueber die rabbinische Literatur und den Sohar besonders.

(Schluß.)

Sehr oft ist schon über den Werth und Unwerth dieser Bücher gestritten worden, doch nur zu oft ohne genauere Kunde und wissenschaftliche Sichtung. Selbst Männer, denen man sonst Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht absprechen kann, haben ohne Scheu, deßhalb irgendwie zur Rechenschaft gezogen zu werden, sich nach Laune für oder gegen die Kabbala erklärt. So urtheilt, um nur einen, und zwar einen jüdischen Gelehrten und Philosophen anzuführen, Salomon Maimon (S. 215 in seiner Lebensbeschreibung) sehr hart und streng über die kabbalistischen Schriften, doch so obenhin und ohne alle Argumentation, daß wir auf sein Urtheil gar kein Gewicht legen können. Wie ungenau er hiebei verfährt, zeigt aufs Deutlichste der Umstand, daß er sich mit dem Ausspruche des Rabbi Joseph Kandia begnügt, dem zufolge der Sohar von einem französischen (soll heißen spanischen) Rabbiner Moses de Leon verfertigt, aber als ein altes Buch, das den berühmten Talmudisten R. Simeon, Ben Jochai, zum Verfasser habe, untergeschoben worden sey. Diese Meinung aber, der zwar auch Morinus (in Exercitat. bibl. Lib. II Exerc. V c. 10 p. 256 §. 9) und L. Capellus (in Arcano punctat. revelato hebr. II) vorzüglich aus dem Grunde beistimmen, weil im zwölften Jahrhundert der Sohar sowohl den jüdischen als christlichen Gelehrten unbekannt war, wie es aus dem Libro Generationis p. 42 (Sepher Jochasin) erhellt, dürfte wohl durch die Schrift des Nikolaus Lükken (Dissertatio de Sohare, Sectio I § 3) völlig beseitigt scheinen. Können nicht heute noch viele Werke des frühesten Alterthums vorhanden seyn, ohne daß wir Kunde von ihnen haben! — Wie endlich, wenn die Juden absichtlich solche dunkle, schwerverständliche Lehren verborgen gehalten hätten? Alle, welche wissen, in welchem Ansehen noch heute der Sohar bei den

Juden steht, werden diese Bemerkung nicht für eine unbegründete Hypothese ansehen. Man lese nur zu diesem Behufe folgende Stelle aus der Vorrede des R. Jehuda Chajat in der Marecheth Haëlahuth F. 2 a. l. 8 sqq., die übersetzt also lautet: „Heil uns, daß wir das Buch Sohar erhalten haben! Wahrlich unsre Vorfahren, die uns an Weisheit weit überlegen waren, sind nicht so glücklich gewesen, sich an seiner lieblich süßen Rede zu erquicken, sintemalen es zu ihrer Zeit noch nicht entdeckt war. Jedoch wundere man sich billig nicht darüber, denn ganz zweifellohne sollte es in den letzten Tagen der Welt, d. i. in den unsrigen, bekannt werden."

So Viel aus dem Buche selbst hervorgeht, hat — wie auch der Verf. des Zemach David p. 105 glaubt — R. Simeon, der Sohn Jochais, die erste Hand an dasselbe gelegt. Die überall wiederkehrende Formel: R. Simeon begann zu seinen Jüngern: — endlich die schönen Worte in dem Schwanengesang — ich erlaube mir die Anwendung dieses Wortes auf die letzte, begeisternde Rede des Rabbi — (Idra Suta, Sect. I), deuten darauf hin. „Man sage nicht", heißt es daselbst, „ich habe Etwas vor meinem Hinscheiden verschwiegen; ich habe Etwas in meinem Innern verschlossen gehalten, um es in jene Welt mit hinüber zu nehmen."

Diese Stelle giebt uns außerdem auch eine Vorstellung von der Gewissenhaftigkeit des Lehrers, von der innigen Liebe zu seinen Zuhörern, nach welcher er es für unrecht hielt, ihnen einen Gedanken seiner Seele vorzuenthalten. Es ist die letzte Unterhaltung mit seinen um ihn weinenden Freunden, die uns an die letzte Lebensstunde des Sokrates erinnert. Auch er mußte wie dieser, als treuer Verkündiger der lautersten Wahrheit, seine unsterbliche Seele aushauchen Talm. Tract. Sabb. f. 33, b. l. 22 sqq. Schibte Jeschenim f. 21 c. 2. Bartol. B. R. T. IV. p. 413 b. p. 272. Maimonid. in praef. ad Jad Chasaka). Daher wird es auch von seinen Nachfolgern das große Licht, der göttliche Lehrer, der Strahl des Moses u. s. w. genannt. (Cabb. denud. T. II praef. p. 2 sqq.. Die Grabschriften auf denselben Seder Tephilloth Part. II f. 45 a ed. Amst. 4. Dies. in's Lateinische übersetzt von Norellius in praef. ad Philosophiam fidei Orthodoxae veterum Cabbalistarum).

Ist es also zu verwundern, daß diese dunkeln, nur dem Lehrer und seinen Zuhörern verständlichen Allegorien, die nie zum Gemeingut des Volkes, nie zur Lehre der Welt bestimmt waren, absichtlich geheim gehalten wurden? Schwebte doch der Lehrer selbst in Kreise der von ihm für würdig gehaltenen Jünger in banger Ungewißheit, ob er ihnen seines Herzens tiefste Gedanken offenbaren wollte, und rief oft wie ein in die dunkle Zukunft schauender Seher aus:

Wehe, soll ich's offenbaren? —
Wehe, soll ich's still bewahren!*)

Und hatte er nicht Recht, daß er sich fürchtete? — Haben nicht oft seine Lehren zu den gröbsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben? — Scheint nicht überhaupt mit dem Geiste des Lehrers auch der Sinn und Geist seiner Sprüche untergegangen zu seyn? — Wie oft sind dieselben von christlichen und jüdischen Gelehrten ungeschickt gedeutet und unrecht angewandt worden!

Man höre endlich, was Maimonides (XII Cap. des Moreh Nebuchim) über das Geheimhalten dunkler Lehren sagt:

Noli existimare sapientiam d i v i n a m solum a plebe et multitudine hominum esse occultandam: nam idem quoque judicium est de sapientia n a t u r a l i, sicut ostendimus tibi in praefatione hujus libri. Atque hoc non solum fit apud nostros Doctores legis: sed olim quoque jam observatum est a philosophis et sapientibus inter gentes, qui occultarunt principia sua, et per aenigmata de iis loquuti sunt. Hinc Plato et alii ante eum vocarunt Materiam F o e m i n a m, et Formam M a r e m seu M a s c u l u m.

Quodsi igitur hi in istius modi rebus, in quarum publicatione nullum est damnum aut periculum, metaphoricis verbis et similitudinibus in docendo usi sunt: quando magis decet, ne nos, qui Legis Dei Doctores sumus, manifestemus ea, quae pro vulgi intellectu nimis sunt difficilia, et pro quibus aliud quid, immo plane contrarium ejus, quod volumus, sibi possit imaginari.

Erwägt man diese Umstände genau, so begreift man leicht, wie der Sohar so lang unbekannt geblieben ist; und daß man der Kabbalistik, ohne der Meinung Postels, des Uebersetzers des Buchs Jezirah, unbedingt beizustimmen, ein höheres Alter im Allgemeinen zuschreiben kann, als man sonst zu thun geneigt ist.

Vor dem Schlusse dieser Bemerkungen noch ein Wort über die Benennung des Buches. Der Name Sohar bedeutet Glanz, Lichtstrahl und deutet somit vielleicht auf seinen Ursprung im Orient. Der reine Himmel des Morgenlandes gestattet dem Lichte einen tiefern Einfluß auf die Gesinnung des Menschen, daher dort gewöhnlich die Freude, das Schöne und Gute Licht genannt wird.

Näher in das Einzelne einzugehen, wäre einerseits gegen die Tendenz dieser Blätter, andererseits gegen meine jetzige Absicht. Für eine andere Zeit und Gelegenheit, nach längerer, ausschließlicher Beschäftigung mit diesem Buche, muß ich mir die tiefere Erörterung vorbehalten. Was ich mit diesen wenigen Zeilen beabsichtigte, war weiter Nichts, als auf die Wichtigkeit einer oft verkannten und verschmähten Literatur aufmerksam zu machen, und bei Einem oder dem Andern, der sich den Wissenschaften widmet, Interesse für sie zu erregen.

*) [illegible]

Geschichtliche Werke in Italien.

Wie es scheint, gewinnt die Geschichte in Italien neuerer Zeit auffallend an talentvollen Bearbeitern. Die Akademie della Crusca erkannte im vorigen März den Preis von 1000 Scudi, welcher für das beste literarische Werk ausgesetzt worden war, „der Geschichte Italiens von 1789 bis 1814 durch Carl Botta" zu. Schon durch seine Geschichte der amerikanischen Revolution hatte sich Botta höchst rühmlich bekannt gemacht. Unter den 10 übrigen Werken, welche die Akademie einer ehrenvollen Erwähnung würdigt, stoßen wir noch auf vier historische Schriften, nämlich eine Geschichte Sardiniens von G. Manno; eine Geschichte des griechischen Befreiungskampfes von 1740 bis 1824, von Pieris; Kriege der Sulioten gegen Ali Pascha von Janina, von Giampolini; endlich das Jahrhundert Dante's, ein geschichtlicher Versuch von Arrivabene. Unter den 6 nicht-historischen Werken findet sich ein naturgeschichtliches, ein archäologisches, ein moralisches, zwei poetische, und eine Biographie Canova's von Missirini.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 140. 20 May 1830.

Reisebemerkungen von Wagler.

(Fortsetzung.)

Sechster Saal. In diesem Saale stehen 103 griechische und römische Bildnereien. Außer mehreren interessanten Bruchstücken von Sarcophagen, einem dem Apollo geweihten Votiv-, und einem andern römischen, mit egyptischen Bildern verzierten Altare, Inschriften, Köpfen und Statuen will ich nur folgende Stücke anführen. N. 17. Basrelief. Eine Bacchantin, umhüllt von dünnem, fliegendem Gewande, unter welchem die zarten und reizenden Formen ihres Körpers hervorschimmern. Mit der einen etwas über den Kopf hingehaltenen Hand hält sie ein Messer und zugleich einen Theil der hinter ihr herabwallenden Schleppe des Kleides, mit der andern, abwärts gesenkten, hält sie das Hintertheil eines Ziegenlammes. N. 18. Ein Kopf des Apollo Musagetes, in der Anordnung der Haare und im Charakter des Gesichtes einer Muse gleichend. N. 31. Ein Kopf von einem der homerischen Helden, aufwärts blickend, voll edlen Feuers und Lebens, und in sichtbarlich großer Gemüthsaufwallung. N. 33. Eine bronzene Statue eines römischen Kaisers, wahrscheinlich des jungen Nero, in prachtvoll ausgelegter Waffenrüstung. Diese Statue wurde bei Backing-Hall in Suffolk ausgegraben. N. 54. Der Kopf einer unbekannten Frau; die Locken höchst zierlich durch eine breite Binde gefesselt. N. 55. Eine Statue der Ceres, nach Art des Isis gekrönt. N. 63. Eine Statue des Bachus als Kind; der Kopf ist von einem Epheukranze umschlungen, und der Leib zum Theil von einem Ziegenfelle bedeckt. N. 70. Ein Mädchenkopf. Das Haar ist in Flechten getheilt und auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt. Noch bemerkt man daran Punkte von rother Farbe, mit welcher ursprünglich das ganze Haar bemalt war. N. 71. Eine kleine Statue einer Muse, welche auf einem Felsblock sitzt und in der linken Hand eine Leier hält. N. 73. Basrelief. Priam im Augenblick dargestellt, als er von Achill die Leiche seines Sohnes Hector erfleht. N. 83. Eine irdene Vase mit zwei Handgriffen am Halse, und am Boden gleich einer Amphora in eine Spitze endend. Sie wurde mit etwa siebenzig anderen gleichgestalteten Vasen in den Bädern des Titus gefunden, und schloß, wie diese, den feinen africanischen Sand ein, welchen die Athleten mit Oel vermischten, und womit sie vor dem Beginnen des Ring- und Faustkampfes ihren Körper einrieben. N. 88. Ein egyptischer Gaukler, seine Kunst auf einem zahmen Krokodile ausübend. N. 90. Die Büste eines unbekannten Mannes mittlern Alters; Kopf- und Barthaar ist kurz und buschig. Ueber die linke Schulter hin ist ein Theil der Chlamys geschlagen, die rechte, so wie die Brust, ist unbedeckt. Diese Büste widmete, wie die Aufschrift sagt, L. Aemilius Fortunatus seinem Freunde.

Der siebente Saal enthält wieder römische Antiquitäten, dreizehn an der Zahl, worunter die Statuen einer in die römische Toga gehüllten unbekannten Person.

Nun folgen die egyptischen Antiquitäten, als Mumien; eine Sammlung von Vasen, Idolen aus Bronce, Holz, Erz und Basalt; die zum Isisdienste gebräuchlichen Sistra, welche man noch in Egypten und Abyssinien findet; verschiedene Fragmente von kleinen Statuen aus Basalt, Marmor und Alabaster; zwei vollständige Statuen des Harpokrates; eine andere des hundsköpfigen Affen (Cynocephalus) und des Apis; Ueberreste von Ibisen ꝛc im achten, und die egyptischen Bildnereien im neunten Saale. Diese Sammlung enthält Colosse von erstaunenswürdiger Größe und Schwere, und man begreift nicht leicht, wie diese ungeheuern Massen zu Schiff und über das Meer gebracht werden konnten. Ein großer Theil der Gegenstände dieses neunten Saales wurde von den Franzosen während Napoleons Feldzug in Egypten in verschiedenen Distrikten dieses merkwürdigen Landes eingesammelt, kam zufolge der Capitulation von Alexandrien im September 1801 in den Besitz der englischen Armee, und wurde unter der Aufsicht des General Turner im Februar 1802 nach England gebracht. Einen höchst beträchtlichen Zuwachs erhielt außerdem diese Sammlung egyptischer Alterthümer durch diejenige des im J. 1827 in einem Dorfe zwischen Kairo und Alexandrien verstorbenen englischen General-Consuls Salt, welcher bekanntlich den Lord Valentia (jetzt Graf von Mountmorris) auf seinen Reisen in Ostindien, Egypten und Abyssinien begleitet hatte, seit 1817 mit Ausgrabung mehrerer Tempel, Gräber und anderer prachtvollen Denkmäler des alten Theben, so wie mit einem großen Werke über Egypten beschäftiget war, und dem man außerdem die Entdeckung der berühmten Inschrift von Arum, und die genaue Beschreibung der Denkmäler dieser alten

Hauptstadt Aethiopiens verdankt. Die Gegenstände der saltischen Sammlung waren während meiner Anwesenheit in London noch nicht mit fortlaufenden Numern versehen, und in keinem besonders guten Lokale aufgestellt.

Den Anfang dieser egyptischen Sammlung macht eine große Statue einer egyptischen Gottheit mit einem Löwenkopfe, sitzend auf einer Art von Stuhle, und die Arme über die Schenkel hinschlagend. In der linken Hand hält sie das geheiligte Instrument Tau. Darauf folgen mehrere dieser Gottheit ähnliche Statuen, eine Statue der Isis in Lebensgröße, eine dergleichen kleinere, mehrere Sphinxe, wovon einer in der Aushöhlung der Vorderseite des großen Sphinxes gefunden wurde, Obelisken, Capitäle von Säulen, ein colossaler Hatichi, zwei Fäuste von ungeheurer Größe; ein bewunderungswürdig fein ausgeführter und gut erhaltener Kopf mit dem obern Rumpftheile von einer colossalen Statue, von den Ruinen von Memnonium, aus einem zweifärbigen Granitblocke gehauen; ein Sarcophag von schwarzem Granite mit Hieroglyphen auf seiner Außen- und Innenseite, welcher von Groß-Kairo gebracht wurde, und von den Türken als Cisterne benützt worden war; ein anderer Sarcophag von Basalt, wie ein menschlicher Körper gebildet; eine griechische Inschrift, errichtet auf der Vorderseite des großen Sphinxes von Marcus Aurelius und Lucius Verus und eine dergleichen andere von Nero; der bei Rosette, dem Metelis der Alten, am westlichen Nilarme aufgefundene Stein; drei auf Befehl der hohen Priester eingehauene Aufschriften von gleichem Belange, eine davon in Hieroglyphen, die andere in der alten heimischen egyptischen, und die dritte in griechischer Sprache enthaltend, und die Dienste erwähnend, welche Ptolemäus der Fünfte dieser Gegend erwiesen; eine kleine Statue eines Egyptiers, der auf einer viereckigen Vorlage kniet, und mit seinen Händen eine Art von Altar trägt, auf dessen Vorderseite sich ein Isisbild bemerklich macht; eine andere kleine Statue eines bärtigen Egyptiers mit einer kurzen Schürze, von wildverwegenem Blicke, aufrecht stehend mit abwärts gesenkten, und vom Körper etwas entfernten Armen; eine gemalte Statue, in einem Grabmale zunächst den Pyramiden gefunden; ein roh ausgearbeiteter Löwe; eine viereckige, mit Hieroglyphen bedeckte Tafel von Breccie, welche zum Zermalmen des Getraides diente ꝛc.

Nach diesem Saale folgen im zehnten auf einmal wieder griechische und römische Bildnereien, 97 an der Zahl. Von den vielen, prachtvollen Stücken derselben will ich bloß eines Kopfes der Juno mit ausgezacktem Diademe, der Cybele, eines lachenden Fauns und des Adonis, des Jupiter Serapis von grünem Basalte, der marmornen Statue von einem Scheibenwerfer (Discobolus), der sich eben zum Scheibenwurfe anschickt, die Büste eines nackbrüstigen Kindes und einer unbekannten weiblichen Person im Charakter der Isis, des Kopfes einer Muse mit einem Lorbeerkranze, so wie eines der Dioscuren und des von einer Kappe überdeckten Kopfes des Vulkans, einer Gruppe von zwei Cupidos und einer Venus, einer weiblichen Hand, die eine Haarlocke, und einer andern, wahrscheinlich von einer Psyche, welche einen Schmetterling hält, und endlich auch noch der Statue eines berauschten Fauns und des auf einem Felsenstücke ruhenden Merkurs gedenken.

Eilfter Saal. Den Stock zu dem in diesem Saale aufgestellten Medaillen- und Münzkabinette bildeten die Sammlungen des Hans Sloane, von welchem ich schon weiter oben gesprochen habe und des Sir Robert Cotton. Seit dieser Zeit gewann sie nach ihrem Inhalte durch Ankäufe und Geschenke mehr und mehr an Umfang, und wurde vorzüglich bedeutend durch das großmüthige Vermächtniß des Sir C. M. Cracherode. Dieses Cabinet ist in drei Abtheilungen gebracht, wovon die erste die alten, und zwar die griechischen und römischen, die zweite die neuen Münzen, die dritte die Medaillen in sich begreift.

Die griechischen Münzen sind geographisch, die römischen chronologisch, die modernen wie die griechischen geordnet. Die Medaillen-Sammlung verwahrt sowohl in- als ausländische Gepräge, und ist wie die der modernen Münzen geordnet.

Im zwölften Saale steht die Sammlung von Antiquitäten des Sir William Hamilton. Die Gegenstände sind von Bronce, Stein und Glas und theils von Griechen und Römern, theils von den Hindus, Chinesen und Japanern. Sie sind in acht und siebenzig Kästen aufbewahrt.

Dreizehnter Saal. Dieser Raum schließt eine ausgedehnte und werthvolle Sammlung von Kupferstichen und Gemälden ein, welche großentheils ein Vermächtniß des C. M. Sir Cracherode sind. Sowohl diese Sammlung, als das Münz- und Medaillencabinet kann zu einer und derselben Zeit nur von wenigen Personen, und zwar nur mit besonderer Erlaubniß des Vorstandes besehen werden.

Vierzehnter Saal. In diesem stehen drei und zwanzig antike Basreliefs, Fragmente von dorischen und jonischen Säulen und andere Ueberbleibsel von griechischen und römischen Gebäuden. Die genannten Basreliefs stellen den Kampf der Centauren und Lapithen auf elf, und den Zweikampf zwischen den Griechen und Amazonen auf zwölf Marmortafeln vor und wurden in den Ruinen des Tempels von Apollo Epicurius aufgefunden. Die genaue Kenntniß von der Zeit, in welcher dieses Kunstwerk verfertiget wurde, verleiht demselben ein ganz besonderes Interesse. Pausanias nämlich sagt, daß dieser Tempel Apolls von Ictinus, einem Zeitgenossen des Perikles, errichtet wurde, von demselben, welcher zu Athen das Parthenon erbaute, das noch heute in seinen Trümmern die Bewunderung der Welt ist.

Der fünfzehnte und letzte Saal endlich schließt nicht weniger als 312 Werke der alten römischen und griechischen Kunst ein, deren nähere Angabe ich aber, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe.

Verordnungen, die Besichtigung des britischen Museums betreffend.

Das Museum steht dem Publikum in der Woche dreimal zur Ansicht offen, nämlich am Montag, Mittwoch und Freitag, mit Ausnahme der Weihnachts-, Oster- und Pfingstwoche, so wie der Monate August und September.

Personen, welche das Museum zu sehen wünschen, sind ersucht, im Vorsaale des Gebäudes zwischen zehn und zwei Uhr

ihren Namen, sowie die Zahl der Fremden, die sie zum Besuche mitzunehmen gedenken, in einem zu diesem Behufe aufliegenden Buche einzuschreiben, und hierauf eine Karte zu lösen, welche beim Eintritte in den ersten Saal des obern Stockes vorgezeigt, und beim Eintritte in die Gallerie der Gemälde abgegeben wird.

Man erwartet, daß alle das Museum besuchende Personen in Kleidung und Anstand schicklich und ordentlich sich zeigen, widrigenfalls die Aufseher den Eintritt verweigern würden. Dieser ist Kindern unter zehn Jahren gänzlich versagt. Hunde, Regenschirme und Stöcke müssen im Vorsaal des Museums zurückgelassen werden.

Verordnungen in Beziehung auf den Besuch des Lesesaals des britischen Museums.

Der Lesesaal ist täglich von zehn bis vier Uhr geöffnet, mit Ausnahme des Sonntags und Sonnabends, sowie der Weihnachts-, Oster- und der Pfingstwoche. Personen, welche den Eintritt zu genießen wünschen, müssen sich in einer schriftlichen Eingabe, welche ihren Tauf- und Zunamen, Rang oder Profession, sowie ihren Aufenthaltsort genau angiebt, an den Ober-, oder in dessen Abwesenheit an den ältern Unterbibliothekar wenden, der ihnen dann unmittelbar hierauf den Zutritt gestattet, oder ihre Bittschrift in der nächsten Generalversammlung, oder dem Vorstehungsausschusse vorlegt. Da es aber in einer so bevölkerten Hauptstadt, als London, so sehr gefährlich ist, durchaus fremde Personen zuzulassen, so setzt man voraus, daß jede derselben, welche zugelassen zu werden wünscht, eine Gewähr leistende Empfehlung einem Vorstande oder Beamten des Hauses vorlegt. Gesuche, welche in dieser Beziehung unvollständig sind, werden nicht beachtet.

Die Erlaubniß für den Besuch des Lesesaals gilt im Allgemeinen nur für sechs Monate; nach Verfluß derselben muß das Gesuch von Neuem gestellt werden.

Den Bibliothekaren ist es strenge eingeschärft, das Gesuch des Lesers um gedruckte Bücher oder Manuscripte so schnell als möglich zu befriedigen; allein in einer ausgedehnten Bibliothek ist es nicht immer möglich, die fraglichen Artikel sogleich aufzufinden.

Den Lesern ist es erlaubt, einen Auszug oder mehrere derselben von einem gedruckten Werke oder Manuscripte zu machen, aber ohne besondere Erlaubniß von dem Vorstande darf kein Manuscript ganz, oder der größere Theil desselben abgeschrieben werden. Auch ist es den Abschreibern verboten, das Papier, worauf sie schreiben auf die vorliegenden Bücher oder Manuscripte zu legen; eben so wenig sind ohne besondere Erlaubniß des Vorstandes Durchpausungen gestattet.

Niemand darf, unter keinerlei Umständen, auf einen Theil eines gedruckten Buches oder eines Manuscriptes, welches dem Museum zugehört, schreiben; und findet Jemand einen Defekt oder eine Beschädigung darin, so ist er aufgefordert, hievon die Anzeige einem Beamten der Bibliothek zu machen, damit dieser seine Maßregeln darnach nehmen kann.

Es ist kaum zu bemerken nöthig, daß tiefes Stillschweigen an einem den Studien geweihten Orte beobachtet werden müsse.

Die Zulassungskarten sind durchaus nicht an Andere verleihbar; auch dürfen die Leser keine Fremde oder Gehülfen ohne eigene Karten einführen.

Die letzten Stuarts im Exil.

(Schluß.)

Unglücklicher Weise waren es nicht bloß die Whigs, welche den Ruf des Prätendenten antasteten. Wahrscheinlich, um sich zu entschuldigen, daß sie ihren Schwüren entsagt hatten, wiederholten jacobitische Schriftsteller, nach dem Beispiele des Dr. King, alle Redensarten ihrer politischen Widersacher von Karl Edwards Unfähigkeit, Egoismus, Undankbarkeit, selbst Feigheit; so leicht ist es, das Unglück zu verleumden. Einige englische Reisende, um dem regierenden Hause zu schmeicheln, gefielen sich darin, die Schwächen des greisen Fürsten zu Rom und Florenz zu schildern. Wohl verschont das Alter die Helden nicht, und am Wenigsten die, welche, gleich den Söhnen Jakobs II, Viel gekämpft und Viel geduldet; aber die Lorbeere von Preston-Pans und Falkirk hätten sollen mehr Achtung einflößen vor den grauen Haaren des verbannten Königs. Der Volksdichter von Schottland, von dem sich nicht vermuthen läßt, daß er ein Feind der Freiheiten seines Landes sey, Robert Burns, denkt auf diesen Punkt anders. In seinen Balladen hat er mehr als ein Mal die Tapferkeit, die Tugenden und das Unglück des Letzten der Stuarts gefeiert. Die Ansicht des Geschichtschreibers ohne Zweifel darf nicht, wie die des Dichters, ausschließlich sich vom Gefühl für das Unglück bestimmen lassen; die Sache der gestürzten Dynastie hatte unter Jakob III aufgehört, Sache des Volkes zu seyn und sie konnte nur durch die Zuhülfnahme des Namens der Freiheit wieder dazu gemacht werden; wenn aber der Thron dem Würdigsten verliehen ward, legt ein solcher Ursprung den Nachfolgern des vorangegangenen Fürsten nicht um so strengere Pflichten auf? Wenn sie diesen Anforderungen nicht entsprechen, wie es der Dynastie Braunschweig unter Robert Walpole vor und nach dem J. 1745 allerdings zur Last gelegt werden kann, und wenn dann ein Mitbewerber wie Karl Edward in die Schranken tritt, auf welcher Seite sollen wir das Recht suchen? Die Politik der Souveräne gab diesen Fürsten und seine Sache auf, welche die ihre war. Karl Edward, lange Zeit geächtet und beinahe verschollen, starb den 31 Januar 1788 zu Florenz; ein Jahr, ehe die französische Revolution alle Legitimitäten Europas zweifelhaft machte und der verödete Palast von Holyrood sich öffnete, um den Bourbonen, die wie einst die Stuarts von Königreich zu Königreich irrten, eine Zufluchtsstätte darzubieten.

Als katholischer Fürst war Karl Edward von so duldsamem Charakter, daß das Gerücht von ihm ging, er habe Etwas gethan, was Heinrich IV den gefährlichen Sprung nannte, nämlich seine Religion gegen die anglicanische Kirche vertauscht; aber glücklicher Weise erachtete er es nicht für nöthig, seinen Glauben zu verleugnen, um den Unterthanen seines Großvaters die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu beweisen, und so starb er im Schoße der Kirche.

Sein Leichenbegängniß war in der Kathedrale von Frascati, dem alten Tusculum, dem Bischofssitze des Cardinals von York. Der Cardinal verrichtete bei dieser traurigen Veranlassung das Amt: es war ein imposantes Schauspiel, als der Bruder des Hingeschiedenen — ein Diener des Gottes, der Throne zertrümmert — mitten unter den umflorten Wappenschildern seiner Familie, am Sarg eines Königs ohne Reich, in den Worten der heiligen Schrift die Eitelkeit der irdischen Dinge verkündigte und von dem Himmel den ewigen Frieden erflehte für diesen Bruder, dessen Leben so stürmisch gewesen. Ein einfaches Mausoleum wurde ihm errichtet, worauf bloß Name und Titel standen. Sein Herz ruht bei Seite in einer Urne, worauf man folgende italienische Inschrift liest:

Di Carlo il freddo cinere
Questa brev' urna serra;
Figlio de Terzo Jiacomo,
Signor d'Inghelterra.
Fuor de regno patrio
A lui che tomba diedo?
Infidelta di popolo,
Integrita di fede.

Der Cardinal von York hatte, in den geistlichen Stand tretend, darauf verzichtet, den Thron von England zu besteigen und selbst den Königstitel zu führen; indeß konnte er als ein Fürst der Kirche, der das göttliche Recht verwahren mußte, nicht umhin, auf einer Münze, die er auf den Tod seines Bruders prägen ließ, diese Entsagung auszusprechen. Um sein Bild herum stehen die Worte: Henricus Nonus Angliae Rex — und auf der Rückseite, welche eine Stadt ziert: Gratia Dei sed non voluntate hominum. Seine kirchlichen Würden bildeten eine lange Reihe: er war Cardinal-Bischof von Ostia und Velletro, Bischof von Frascati, Abt von Anchim und St. Amand in Frankreich, Vicekanzler der römischen Kirche, Erzpriester der Basilica des Vaticans ꝛc. ꝛc. Man rühmt seine milden Sitten; stets nahm er sich eifrigst der englischen Reisenden in Italien an und übte gegen alle eine wohlwollende Gastfreundschaft. Wie sein Vater und Großvater schien er Gott zu danken, daß er ihn habe drei Königreiche verlieren lassen, wenn er nur dadurch besser geworden; doch war seine Frömmigkeit aufgeklärt, ohne Aberglauben. Hätte er in seinem Herzen einige Bitterkeit hegen können gegen die Könige, die seine Familie im Stich ließen, so lebte er lange genug, die Kinder dieser Souveräne so unglücklich zu sehen, als es seine Vorfahren waren. Indeß blieb er selbst nicht außer dem Bereich der politischen Stürme, die Europa erschütterten. Er verlor im J. 1793 eine Pension, die ihm aus Spanien zufloß und die Einkünfte aus seinen Abteyen in Frankreich. Eine Demokratie, furchtbarer dem Katholicismus als die der Rundköpfe, trat, bespritzt mit dem Blut eines andern Karls I, selbst in Rom auf, um den Händen des Nachfolgers des heiligen Petrus die eiteln Blitze des Vaticans zu entreißen. Um Pius VI in seiner Noth beizuspringen veräußerte der Cardinal die Pretiosen seiner Familie, unter andern einen Rubin, den man zu 50,000 Pf. St. schätzte; bald darauf wie alle Cardinäle vertrieben, flüchtete er sich im J. 1798 krank und arm — erliegend unter doppelter Schmach als Sohn eines Königs und als Fürst der Kirche — nach Venedig. Er sah endlich noch die Zeit, wo ein anderer Cromwell sich höher erhob, als der erste und dem christlichen Rom den Frieden schenkte, während er es nöthigte, seiner Größe zu weichen. Im J. 1801 nach Rom zurückgekehrt ließ sich der Cardinal von York bewegen, eine Pension von dem König Georg anzunehmen, die man ihm als Erben Maries von Este, der Gemahlin Jacobs II, anbot, der das Parlament eine durch den Traktat von Ryswick garantirte Dotation von 58,000 Pf. St. bewilligt hatte; zum Dank für die Anerkennung dieser alten Schuld, welche die Usurpation ihm hätte bestreiten können, vermachte er der englischen Regierung seine Papiere. *) Er starb im J. 1807 als Decan des heiligen Collegium's, in einem Alter von 82 Jahren. Da Karl Edward keine legitime Nachkommenschaft hinterließ, so endete mit Heinrich Benedikt Stuart, unter dem Hut eines Cardinals, der letzte Sprößling Jacobs II, der dem Papismus die dreifache Krone von Großbritannien zum Opfer gebracht hatte.

Viehzucht im Kaiserthum Marokko.

In der landwirthschaftlichen Akademie in Florenz reichte neulich der bekannte Gelehrte, Graberg di Hemsö eine interessante Denkschrift über die Viehzucht des Kaiserthums Marokko, den Hauptnahrungs- und Handelsquell dieses Landes, namentlich der Gebirgsgegenden desselben, ein. Er schätzt die Zahl des Rindviehs auf 40 bis 45 Millionen, von welchen an einem einzigen Tag (am letzten des mohammedanischen Jahrs); in der Regel 600,000 Stück geopfert werden. Die Ziegen schlägt er zu 10 bis 12 Millionen an, die Kamele zu etwa einer Million, die Pferde bloß zu 400,000; etwas höher die Zahl der Maulthiere; die Esel zu mehr als zwei Millionen. Unglaublich groß soll die Zahl der Hunde seyn, wobei Graberg die wohl noch der Bestätigung bedürfende Bemerkung macht, daß, wenn die Hunde, wie in den meisten Gegenden des nördlichen Africas, so allerdings auch in Marokko niemals von der Wuth befallen würden, dafür in diesen Gegenden die Maulthiere der eigentlichen Wasserscheu unterworfen seyen, welche sie so wüthend mache, wie bei uns die an jener Krankheit leidenden Hunde, obwohl ihr Biß bei den Menschen nicht abermals die Hydrophobie zur Folge habe.

Reisen im russischen Asien.

Während man sich in St. Petersburg ernstlich damit beschäftigt, sich mit den Ländern in freundschaftliche Verhältnisse zu setzen, welche zwischen den englischen Besitzungen in Indien und Rußland liegen, was man aus der kürzlich erfolgten Reise eines afghanischen Prinzen an den kaiserlichen Hof schließen muß; vergißt man nicht, auch wissenschaftlichen Gewinn aus den entlegenen Provinzen des unermeßlichen Reichs zu ziehen. Parrot, kaum von seiner Reise nach Immirethien zurückgekehrt, hat sich sogleich wieder auf den Weg gemacht, um sich nach den Ufern des caspischen Meers zu begeben, dessen Niveau er mathematisch bestimmen soll. Hier wird er mit den beiden Naturforschern Meyer und Menetrier zusammentreffen, die von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg dahin geschickt worden sind, um die östliche Kette des Caucasus zu untersuchen. Die Letzteren haben den Winter in Baku zugebracht und gedachten mit Anfang des Frühjahrs ihre Arbeiten in den Umgebungen dieser Stadt zu beginnen.

*) Damit widerlegt sich, was in in- und ausländischen Blättern gegen die Nachricht gesagt wurde, daß die Papiere der Familie Stuart nächstens in England im Druck erscheinen würden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 141. 21 May 1830.

Ueber des chinesischen Philosophen Laodsö Leben und Schriften.

(Mitgetheilt von Heinrich Kurz in Paris.)

Die Missionäre, deren Arbeiten täglich mehr hervorgezogen und geschätzt werden, hatten uns doch in mannichfacher Hinsicht ganz falsche Ansichten über China und das chinesische Volk beigebracht. Ich will nicht von den lächerlichen Meinungen sprechen, welche nur ihres großen Unsinnes wegen Eingang gefunden, und die, leider! in Deutschland noch von gar zu Vielen geglaubt, ja sogar von Personen, die sich mit der Kenntniß der chinesischen Sprache brüsten, als merkwürdige Neuigkeiten wiederholt werden; nicht davon, wie abgeschmackt das Geschwätz dieser Sinologen ist, welche eines Theils behaupten, daß es der chinesischen Schriftzeichen so unermeßlich viele gebe, daß selbst in China nur ein ausgezeichnetes Genie im Stande sey, nach vieler und angestrengter Arbeit zu einer vollkommenen Kenntniß dieser Charakterschrift zu gelangen, und die uns andern Theils erzählen, daß die chinesische Sprache so arm an Ausdrücken und so überfüllt sey mit gleichtönenden Wörtern, daß es eine reine Unmöglichkeit werde, sich zu verständigen, und daß daher die Chinesen selbst sich gezwungen sähen, die Worte in die Luft oder auf sonst eine Weise hinzumalen, um den Andern begreiflich zu machen, was sie eigentlich wollten; als ob es wohl ein Volk geben könnte, das eine Sprache zwar besäße, sich aber in derselben nicht zu verständigen vermöchte. Warum nicht gleich sagen, daß die Chinesen alle taubstumm sind, und daß sie bloß mit den Fingern reden?

Ich will mich nicht bei diesen und andern dergleichen Abgeschmacktheiten aufhalten, wegen deren wir den Gelehrten unter den Missionären keine Schuld beimessen können. Aber auch diesen haben wir, leider! manche Irrthümer zu verdanken, die um so gefährlicher sind, als wir sie nicht so leicht auszumitteln vermögen und sie uns durch die Gelehrsamkeit ihrer Urheber blenden.

So hatten sie, wenn sie von chinesischer Philosophie sprachen, nur das moralische System Kungdsö's (Confucius) erwähnt; sie hatten es als das einzige hingestellt, oder sie sprachen von den andern als von den absurdesten Hirngespinnsten, die nur je in dem Kopfe eines müßigen Menschen hatten entstehen können. Ganz mißverstanden wurden vorzüglich der Philosoph Laodsö und seine Schule, welche allerdings im Laufe der Zeiten ihre ursprüngliche Würde beinahe gänzlich verloren haben, und durch falsche Auslegungen herrlicher und tief gedachter Sätze auf ganz widersinnige Ideen gekommen sind. Aber Dieß kann der ursprünglichen Lehre ihren Werth nicht nehmen. Es wird gewiß den Lesern des Auslandes nicht unangenehm seyn, wenn wir in einer Reihe von Mittheilungen diese religiöse Schule näher bekannt machen, vorzüglich da wir Auszüge aus ihren Schriften zu geben gedenken. Zum Anfange wollen wir einen Auszug aus Abel-Remüsats Abhandlung über Laodsö und seine Schriften mittheilen, die nicht weniger tief und gediegen ist, als die andern Werke dieses großen Kenners chinesischer Sprache und Literatur.

Li-eül, gewöhnlicher Lao-dsö genannt, welcher am Anfange des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. blühte, wird noch jetzt als der Vater und Reformator der religiös-philosophischen Secte der Daosse betrachtet, zu welcher sich ein großer Theil des chinesischen Volkes bekennt. Von den Schriftgelehrten oder Anhängern Kungdsös selbst als ausgezeichneter Denker anerkannt, welchen zu befragen ihr Meister sogar nicht verschmäht hatte, ist Laodsö seinen Anhängern nicht bloß ein tiefdenkender Weiser, sie verehren ihn vielmehr als einen Unsterblichen, als das einzig vollkommene Geschöpf, ja sie glauben sogar, er sey die menschgewordene höchste Vernunft oder Gottheit.

Von diesen verschiedenen Ansichten rühren auch die verschiedenen Erzählungsweisen seines Lebens her; denn wenn die Einen überall ihren Gott werden erblicken wollen, so werden die Andern hingegen alle nur einigermassen das Gewöhnliche überschreitenden Nachrichten als falsch von sich weisen, und somit nicht weniger irre gehen, als die Daosse selbst.

Das Daseyn Laodsö's kann nicht bezweifelt werden; alle Geschichtschreiber, die ältesten und kritischesten nennen ihn. Er wurde gegen das Ende des siebten Jahrhunderts vor Chr. Geb. im Fürstenthume Tschin geboren; sein Familienname war Li, sein Beiname Eül und sein Ehrenname Dan. Er lebte am kaiserlichen Hofe und bekleidete dort die Stelle eines Reichsgeschichtschreibers. Sein Ruf verbreitete sich bald durch das ganze Land; seine Weisheit, seine Kenntniß des Alterthums und der

Gebräuche war so berühmt, daß selbst Kungdsö zu ihm hinreiste, um ihn über die letzteren zu befragen.

Dieser Besuch und die dabei vorgefallene Unterredung wird auf verschiedene Weise erzählt, je nachdem es ein Schriftgelehrter oder ein Daosse ist, der davon spricht.

Der große Geschichtschreiber Semathsian, den Abel-Remusat übersetzt, erzählt sie folgendermaßen: Kungdsö, der zwar damals noch sehr jung war, hatte dennoch schon das Beispiel der Weisen des Alterthums als höchste Norm aufgestellt und verlangt, daß nur eine durchgreifende Nachahmung ihres Lebens zur Weisheit und zur Tugend führen könne. So hatte er auch gegen Laodsö sich ausgesprochen. Dieser antwortete ihm aber: „Die Leute, von denen Du sprichst, sind seit langer Zeit nicht mehr; ihre Gebeine selbst sind in Staub zerfallen, und einige eitle Sittensprüche sind Alles, was von ihnen übrig geblieben ist. Der Weise soll der Zeit folgen und den Verhältnissen sich anschmiegen; er soll sie benützen, wenn sie günstig sind, im entgegengesetzten Falle aber soll er nachgeben. Man verbirgt sorgfältig einen gefundenen Schatz, und läßt ihn nicht vor aller Welt sehen; eben so besteht des Weisen gründliche Tugend darin, daß er sich dumm stelle (d. h. daß er seine Tugend nicht erblicken lasse). Gieb diesen Deinen Stolz auf, und Deine übertriebenen Ansprüche; denke nicht mehr an Deine thörichten Plane, die Dich doch zu Nichts führen können. Dieß ist mein wohlmeinender Rath; suche ihn zu benutzen."

Das Buch Kungdsö-Kiajú oder Kungdsös Hausgespräche, ein in vielfacher Hinsicht merkwürdiges Werk, erzählt die Unterredung der beiden Philosophen etwas anders.

Kungdsö (so heißt es am Ende des 11 Cap.) sprach zu Laodsö: „Wahrlich! in unserer Zeit ist Deine Lehre von der Intelligenz und vom Durchdringen derselben nicht leicht auszubreiten. Mit Aufmerksamkeit habe ich sie angehört und voll Zutrauen habe ich sie den Fürsten unserer Zeit vorgetragen, aber sie haben sie nicht begriffen. Schwer ist es, in unserer Zeit Deine Lehre zu verbreiten!"

Laodsö entgegnete ihm: „Der Sprechende fehlt in der Unterscheidung; der Hörende wird durch die Worte verwirrt. Wenn man nur diese zwei Dinge wohl weiß und sie gehörig anzuwenden versteht, so wird auch meine Lehre von der Intelligenz nicht untergehen!"

Diese etwas räthselhaft klingenden Worte werden aus dem Folgenden deutlicher werden; man weiß aber nicht, welchen Eindruck sie wohl auf Kungdsö gemacht haben mögen. Als er einst mit seinen Schülern über Laodsö sprach, was er übrigens immer zu vermeiden suchte, sagte er: „Ich wundere mich nicht darüber, daß die Vögel fliegen, daß die Fische schwimmen und daß die vierfüßigen Thiere laufen; ich weiß, daß man die Fische in Netzen, die wilden Thiere in Gruben fängt, und daß man die Vögel mit Pfeilen erlegt; aber ich weiß nicht, auf welche Weise der Drache, von Wind und Wolke getragen, sich bis zu dem Himmel erheben kann. Ich habe Laodsö gesehen; er ist dem Drachen ähnlich!"

Laodsö hatte sich länger mit der Bearbeitung seines Buchs über Vernunft (oder Intelligenz) und Tugend beschäftigt, und stets hatte er sich verborgen gehalten. Als er aber bemerkte daß die damals regierende Dynastie ihrem Untergang sich näherte, faßte er den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen. Er würde auch sein Werk unvollendet gelassen haben, wenn ihn nicht ein Kriegshauptmann, der die Grenze bewachte, an welche Laodsö auf seiner Reise gekommen war, bewogen hätte, wenigstens ein Denkmal zu hinterlassen, aus welchem man seine Lehre erlernen könnte. Laodsö vollendete sein Buch, dann aber verließ er das Land und niemals kam er zurück.

Dieß ist das Wenige, was wir mit historischer Zuverlässigkeit von diesem großen Manne wissen. Aber außerdem giebt es eine unzählige Menge von Sagen und mit Wundern ausgeschmückten Legenden, deren vollständige Kenntniß gewiß sehr Viel zur ganzen und richtigen Anschauung der Sache beitragen würde. So erzählt man, daß die Mutter Laodsös 81 Jahre lang mit ihm schwanger gegangen sey, und daß er daher seinen Namen Laodsö, d. h. das alte Kind, erhalten habe. Andere behaupten, daß man ihm diesen Namen gegeben, weil er mit weißen Haaren auf die Welt gekommen sey.

Ein Schriftsteller, der ihn, wie alle seine Anhänger, Taischang laokün, d. h. den sehr erhabenen alten Fürsten nennt, sagt, daß er von Ewigkeit her lebte, aber daß er früher noch nicht geboren worden war. Unter der zweiten Herrscherfamilie (im 15 Jahrhundert vor Chr. Geb.), fügt er hinzu, trennte sich sein Geist und wurde Seele im Leibe einer wunderbaren Frau, wo er ein und achtzig Jahre lang sich aufhielt. Er kam auf der linken Seite seiner Mutter zur Welt; und sogleich zeigte er auf einen Birnbaum (chinesisch li), unter dem seine Mutter ihn geboren hatte, und sagte: „So soll mein Familienname seyn!" Schon bei seiner Geburt hatte er weiße Haare, ein gelbes Gesicht, lange Ohren, kleine Augen, eine breite Stirne, einen schönen Bart und einen viereckigen Mund *).

Seit dieser Zeit soll er sich mehrere Male vermenschlicht haben und unter verschiedenen Gestalten erschienen seyn. Es wäre aber unnöthig, alle diese Menschwerdungen zu erzählen, weil sie alle übereinkommen, und weil kein Jahrhundert vorübergeht, in welchem er nicht erschienen wäre; und so behaupten seine Anhänger, daß Buddha niemand anders sey, als ihr Meister Laodsö. Das Merkwürdigste in allen diesen Fabeln, und das, worin sie Alle übereinkommen, ist, daß Laodsö große Reisen in fremde Länder unternommen hat; und Dieß erhält vorzüglich eine besondere Bedeutung, wenn wir sehen, in wie viel Stücken dieser chinesische Weise mit den gleichzeitigen Philosophen des Abendlandes übereinstimmt, so daß man leicht auf seine Ve-

*) Man muß nicht glauben, daß man den Laodsö, wenn er auf diese unsern Geschmack und unser Schönheitsgefühl so abstoßende Weise geschildert wird, dadurch wirklich als eine Art Ungeheuer darstellen wollte; alle seine körperlichen Eigenschaften entsprechen vielmehr gänzlich den Anforderungen, welche die Chinesen an ein schönes Aeußeres machen. So habe ich in einem Romane, betitelt: Hoaa-tschung-tschim, d. h. Wahrheit in der Lüge, den Helden also beschrieben gefunden: „Seine aufwärtsgerichteten Augenbrauen waren dünn und lang; er hatte große Ohren und ein viereckiges Gesicht." Und doch gilt er als ein Muster von Schönheit!

kanntschaft mit denselben schließen kann. Mehrere seiner Biographen setzen zwar die Zeit seiner Reise ans Ende seines Lebens und nach der Verfertigung seines Buchs, andere dagegen behaupten, er hätte dieses Buch erst nach seiner Zurückkehr verfaßt oder bekannt gemacht.

Dieses bis auf uns gekommene Werk, das Dao-de-ging oder classische, heilige Buch von der Intelligenz und der Tugend, hat 81 Kapitel, welches vielleicht die obenangegebene Sage, daß Laodsö 81 Jahre im Leibe seiner Mutter geblieben sey, erklären kann. Man kann zwar nicht mit Bestimmtheit ergründen, ob dieses Buch dem großen, vom Kaiser Tsinschi-choangdi befohlenen Bücherbrande entgangen sey; doch läßt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, da dieser Kaiser ein warmer Anhänger der Sekte der Daosse war, und da er ausdrücklich alle Bücher ausgenommen hatte, welche die Wahrsagerkunst, die Heilkunde und die Sterndeutekunst betrafen. Doch auch zugegeben, daß das Daobeging der Vernichtung preisgegeben worden ist, so läßt sich doch, mit viel Zuverlässigkeit sogar, behaupten, daß es ziemlich rein erhalten wurde, da man theils alte Exemplare wieder auffand, theils viele Leute es ganz auswendig gelernt hatten. Es ist vielfältig herausgegeben, erläutert und kritisch beurtheilt worden, und von fünftausend siebenhundert acht und vierzig Charakteren, aus denen es besteht **), sind nur höchstens zwei bis dreihundert für nicht ganz echt anerkannt. Die erste Ausgabe dieses Buchs erschien schon 157 vor Chr. Geburt.

(Schluß folgt.)

Reise von Nepal nach der chinesischen Grenze.

(Schluß.)

Am dreizehnten Tage kommt man nach Tingri, einer ansehnlichen bhutischen Stadt, wo die Poststraße über Lahassa nach China anfängt — eine Linie von Stationen, auf denen Pferde zum Gebrauche der Reisenden unterhalten werden. Der Winter ist zu Tingri außerordentlich streng. Die gemeine Nahrung des Volkes ist eine Mischung aus Sattu, Gerste, Butter und Thee, die in einem festen Zustande, in Kügelchen geformt, viermal des Tages zum Thee gegessen wird. Der Reisende kann sich hier Esel, Maulthiere und Kameie miethen. — Das vierzehnte Nachtlager ist zu Schigar, einer Stadt von 9000 Häusern, welche ausschließlich von Bhutiern bewohnt sind. Man findet hier sehr viele Lamas. Die Stadt ist stufenweise von dem Fuße bis zum Gipfel eines Hügels hinaufgebaut. Dieser Hügel wird für heilig gehalten; und es geht die Sage, daß er eine Goldmine enthalte, zu der eine goldene Thür führe, über welche aber die Lamas strenge Wacht hielten. Tausend Soldaten liegen zu Schigar als Besatzung. — Sakyu, am Ende der zwanzigsten Tagreise ist eine große Stadt am Fuße eines Berges. Die Häuser sehen schwarz aus, weil sie mit Holzkohlen überstrichen werden; die Einwohner tragen schwarze Wollenzeuge. Die Herrscher (rulers) von Sakyu sind zwei Lamas, deren Stamm auf dieselbe Quelle zurückgeführt wird, aus welcher das gegenwärtige kaiserliche Haus in China seinen Ursprung ableitet. Diese Lama's werden als göttliche Wesen betrachtet; und um diese Würde zu behaupten, leben sie in beständiger Abgeschiedenheit von der Welt, in geistiger Abziehung und strenger Selbstverleugnung. Zu Sakyu ist ein unermeßliches Gebäude, Ukar, oder das Haus der Todten; ein großer Kirchhof, von dem der Aberglaube eine Menge furchtbarer Dinge erzählt. Alle Jahre wird ein Register der Verstorbenen und Begrabenen verfertigt und nach Lahassa gesandt, wo dann ein großes Fest, „für die Erlösung der Seelen der Verstorbenen," gefeiert ist. Die Lamas zerfallen in zwei Classen, von denen die eine, Kumbamba genannt, im Cälibate lebt; die andere heißt Tumzan, und dieser gehören die großen Lamas von Sakyu an. Alle Jahre einmal gehen die letzteren nach dem zwölf Tagereisen entfernten Lahassa, wo sie von dem Civilgouverneur mit großer Ehrfurcht aufgenommen werden und umhergehen, um die Kranken zu heilen und andere gute Werke zu verrichten.

Auf der zwei und zwanzigsten Tagreise legt der Reisende, nachdem er einen vierzig Ellen breiten und verhältnißmäßig tiefen Strom überschritten hat, eine Strecke von sechs Cos über eine wohlangebaute Ebene zurück, um nach Ratan zu gelangen, einer großen Stadt, die über 300,000 Seelen, meist von der Lama-Kaste, enthalten soll. Die Stadt ist mit Mauern umgeben und hat zwei Thore, von denen das eine östliche Bhutia, das andere im Westen Scharka heißt. Ein Cos von Ratan ist Tischu Lhambu, die Residenz des großen Lama, der diesem Theile von Bhuti vorsteht. Hier findet man Hunderte von Ghumbas oder Klöstern und einige Häuser, die von Kaschmirern, Newars und Chinesen bewohnt werden. Der Basar ist trefflich versehen und steht von Tagesanbruch bis Mittag offen, worauf er auf das Zeichen einer Glocke geschlossen wird. Ein zweites Cos bringt den Reisenden nach der großen Stadt Digurtschi, die sich hauptsächlich von Norden nach Süden erstreckt. Hier fängt eine neue Sprache an, die Tschangi heißt. Die Häuser sind von Pukka gebaut, und es liegen 3000 bhutische und 2000 kataische Soldaten in der Stadt als Besatzung. Gewöhnlich nimmt man hier zur Fortsetzung seiner Reise frisches Zugvieh.

Zwei bis dreihundert Schritte von Digurtschi, nach Osten, kommt der Reisende an den Fluß Tschuer Erku, der von Norden nach Süden läuft, ungefähr 300 Ellen breit und außerordentlich tief ist. Man überschreitet ihn auf einer eisernen Brücke von dreizehn Bogen (?), die ein früherer Lama gebaut hat, und die unter dem Namen Samba Gur oder der östlichen Brücke bekannt ist. Von hier aus nach Pina, der nächsten Station, geht der Weg durch eine wohlangebaute Ebene, bis an die Ufer eines Flusses, über welchen eine Brücke in die Stadt Pina führt. Diese liegt am Fuße eines Hügels, auf dessen Gipfel eine kleine Abtheilung von bhutischen und chinesischen Soldaten liegt. — Die nächste Tagreise geht durch eine herrliche Landschaft, voll Waizen, Gerste und Bohnen. Zu Kyrangzhi, dem Orte des Nachtlagers, wird täglich in der Mitte der Stadt von Morgen bis Mittags offener Markt gehal

---

**) Wie die Juden, die Mohammedaner und die Christen, so haben auch die Chinesen etwas darin gesucht, die Charaktere oder Wörter ihrer heiligen Bücher zu zählen, und überhaupt verschiedene Berechnungen mit ihnen vorzunehmen, die späterhin dem Aberglauben vielen Stoff zu Abgeschmacktheiten gegeben haben; ganz wie bei andern Völkern.

ten; es werden hier mehrere Arten von Wollenzeugen gewoben, und die Färber von Kyrangzhi sind weit berühmt.

Die sieben und zwanzigste Station ist Lagantschi, ein Dorf von ungefähr 200 Häusern mit Bhutiern und einigen wenigen Chinesen. Im Süden des Dorfes befindet sich ein großer Binnensee, mit drei felsigen Inseln, auf denen Hirten zahlreiche Heerden von Yaks weiden. Das Wasser ist außerordentlich salzig und bitter, jedoch voll von Fischen; weßhalb auf den erwähnten Inseln auch viele Fischer wohnen, die lederne Boote haben. Jenseits Laganschi kommt man durch eine weite unangebaute Ebene, in der man wilde Thiere aller Art in Menge findet und wohin deßhalb die Bhutier dieser Gegenden häufig auf die Jagd gehen. Der große See von Yamzu begleitet den Reisenden nach Pallie, einem kleinen Dorf, wo ein Polizeibeamter das Gepäck und die Pässe untersucht. Auf der neun und zwanzigsten Tagreise kommt man zu dem Berge Khamba, den man anderthalb Cos weit hinaufsteigt. Auf dem Gipfel ist eine treffliche Quelle. Drei Cos abwärts gelangt man in das Dorf Khamba, das aus hundert Häusern besteht, die von Bhutiern bewohnt werden. Hier liegen zwei chinesische Soldaten, um über den kaiserlichen Dack die Aufsicht zu führen. Auf der nächsten Tagreise kommt man über einen großen und ungestümen Fluß, der wohl ein Cos breit ist und Yekotschango heißt. Man überschreitet ihn entweder auf einer eisernen Brücke, oder mittelst einer Fähre. Zwei oder drei Tage lang kommt der Reisende durch eine fruchtbare Gegend, die besonders reich an Obst ist, an Aepfeln, Pflaumen u. s. w. und in welcher er von Zeit zu Zeit den Fluß Yekotschango zu Gesichte bekommt. Von dem Berge Katschain Katschun auf der vier und dreißigsten Tagreise an ist das ganze Land eine Sandebene; die Station ist die Stadt Nitang, wo eine Menge chinesischer Buden sind und der Reisende ein gutes Mittagsmahl findet.

Die sechs und dreißigste Station ist Lahassa; unter Weges sieht man den Berg Botala, die mönchische Behausung des großen Lama. Das Kloster steht auf dem Gipfel des Berges und ist außerordentlich prächtig; die Decken sind vergoldet, die Pfeiler von Silber. Die Abhänge des Berges sind trefflich angebaut und dicht bevölkert. Lahassa ist eine große und prächtige Stadt, von einer steinernen Mauer umgeben. Der Obergouverneur wohnt in der Mitte der Stadt und die vier Beamten, welche zunächst im Range auf ihn folgen, an den vier Ecken.

Diese fünf Personen, mit zwei anderen, welche Tusien heißen und richterliche Funktionen ausüben, bilden eine Art Staatsrath, welchem die Verwaltung des ganzen Landes untergeben ist. Kleine Vergehen werden bestraft, indem man den Verbrecher mitten auf dem Markte in eine Art Stock sperrt und einige Tage darin sitzen läßt, darauf wird er ausgepeitscht und entlassen. Ueber Mordthaten richten die beiden Tusien, und die gewöhnliche Strafe ist die Enthauptung. Ueber politische Verbrecher wird an den Kaiser nach China berichtet. — Die Stadt Lahassa hat fünf Thore, das Nepal-, das Selungi-, Ladhaki-, Dschwani und das chinesische Thor, welche alle sorgfältig bewacht werden, besonders aber das chinesische Thor, wo der Reisende einen ganzen Tag mit Bitten und Bestechungen verlieren muß, ehe er die Erlaubniß erhält zu passiren. Die Kälte ist zu Lahassa im Winter außerordentlich streng; im Sommer ist die Hitze mäßig und immer durch ein leichtes Lüftchen gekühlt. Die Einwohner sind hauptsächlich Bhutier und Chinesen. Ein Cos von Lahassa ist der Fluß Schanga, der ungefähr hundert Ellen breit ist und über den man in ledernen und hölzernen Booten setzt. Der ersteren bedient man sich für die Menschen, der letzteren für das Vieh.

Auf dem Wege nach Schu-bin-din, der sechsten Station von Lahassa aus, kommt man an den Fluß Kungschu; über den eine eiserne Brücke von fünf und zwanzig Bogen führt und wo ein Zoll von fünf und zwanzig Pice für den Mann erlegt wird. Das Wasser des Kungschu ist dunkel wie eine Kohle, aber gut, und man behauptet, daß die, welche es trinken, frei von Kröpfen bleiben. Schu-bin-din ist ein Ort von mäßigem Umfang; die Schwänze der Yaks gelten hier nur zwei Pice das Stück, und eben so wohlfeil sind alle übrige Artikel; dennoch findet man nirgends zahlreichere und kühnere Diebe, als hier. Die Häuser sind meist von Holz gebaut und mit Steinen gedeckt.

Die nächsten sechs Tagreisen führen durch eine trefflich angebaute Ebene, in der man Ueberfluß an Getraide, Früchten und Gemüsen aller Art, aber auch an Dieben findet, nach Tazedo, der Grenzstadt zwischen Bhuti und China. Hier erreichte die Reise unseres Berichterstatters ihr Ende. Tazedo ist eine große Stadt, von Kataiern, Bhutiern und Chinesen bewohnt. Die Kataier sind chinesische Mohammedaner, schön gebaute, große und derbe Menschen.

Unkenntniß und Vorurtheil.

Die Gazette literäre führte vor einiger Zeit folgende Stelle aus einer englischen Denkschrift an. „In mehreren Gegenden Deutschlands dürfen sich die Juden an keinem öffentlichen Ort sehen lassen. In vielen Städten müssen sie einen außerordentlichen Zoll entrichten, wenn sie daselbst übernachten wollen; aus andern werden sie jeden Abend in Masse hinausgejagt, und dürfen erst am folgenden Morgen wieder herein. In einer gewissen deutschen Stadt giebt man dem Juden bei Entrichtung seines Eingangszolls einen Zettel worauf die Worte: Jude und Schwein stehen. Letzteres Wort wird sodann ausgestrichen und dafür angeschrieben: der Jude hat seinen Zoll bezahlt. Der König von Würtemberg" — (man kennt die neuerer Zeit in Würtemberg gegebnen liberalen Gesetze hinsichtlich der jüdischen Staatsbürger) — „hat sich vor Kurzem durch mehrere Ordonnanzen das Recht zugeeignet, in die bürgerlichen und religiösen Gebräuche der Juden eigenmächtig einzugreifen."

Russisches Amerika.

Im vorigen Jahr liefen zwei Compagnieschiffe im Hafen von Ochotzk ein. Das eine aus Neu-Archangel mit einer Ladung Pelzwaaren 1,100,000 Rubel an Werth, das zweite von den Kurilen mit einer Ladung von 400,000 R. Eine Brig wurde in Kamtschatka aus Neu-Archangel noch erwartet. Der Bericht der Generaldirektion lautet sehr günstig. Für die Verproviantirung war hinreichend gesorgt und die Jagd hatte auf den Kurilen den besten Fortgang. Eine Expedition, die von Kadiak nach dem Norden abgegangen, sollte das bis dahin unbekannt gebliebene Innere des Landes erforschen und mit den Eingebornen Handelsverbindungen anknüpfen.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 142. 22 May 1830.

Ueber des chinesischen Philosophen Laodsö Leben und Schriften.

(Schluß.)

Die ganze Philosophie Laodsös gründet sich auf den Dao, d. h. die Vernunft. Doch muß man diesem Worte einen weit höheren Begriff beilegen, als man ihm gewöhnlich zu geben pflegt. Denn der Dao ist ihm die Vernunft, die Intelligenz oder Kraft, welche die Welt geschaffen hat und welche sich zu ihr verhält, wie die Seele zum Körper. In diesem Sinne nennen sich die Anhänger Laodsö's Daosse, Anhänger der Vernunft; in diesem Sinne nennen sie ihre Lehre Dao-duo oder die Lehre von der Vernunft; deßwegen widmen sie ihr Leben der Erforschung der Vernunft; deßwegen behaupten sie, daß Diejenigen, welche die Vernunft durchdrungen hat, Alles wissen, vollkommen tugendhaft sind, übernatürliche Kräfte besitzen, und sich z. B. zum Himmel erheben, oder unsterblich machen können, daß sie mit einem Worte mit dem Dao, der Vernunft, der Gottheit, vereinigt werden; so wie es die Neuplatoniker von Denen behaupteten, welche die Intelligenz vollkommen verstanden hatten.

Das Buch selbst ist, wie Remusat mit vollem Rechte sagt, äußerst schwierig; dennoch wäre es sehr zu wünschen, daß dieser Gelehrte eine vollständige Uebersetzung unternähme, da er allein diesem Geschäfte gewachsen ist; denn er ist der Einzige in Europa, der mit gründlicher Kenntniß der chinesischen Sprache tiefen philosophischen Geist verbindet.

Die Schwierigkeit des Daodeging rührt wohl größtentheils von der ungeheuern Subtilität der in ihm niedergelegten Ideen, und vielleicht auch von der unzureichenden Erklärung der Hauptbegriffe in den chinesischen Commentatoren her; aber so wie Platon öfters mit Absicht in Räthseln spricht, um von Uneingeweihten nicht verstanden zu werden, so kann Dieß auch bei dem Buche Laodsö's der Fall seyn; und wir werden vorzüglich für diese Meinung gewonnen, wenn wir aus den ältesten Geschichtschreibern erfahren, daß die Schriften, welche höhere und den gewöhnlichen Menschen unverständliche Ideen enthielten, in festen mit goldenen Bändern umgebenen Kisten eingeschlossen und dem Volk mit Sorgfalt verborgen wurden. So sagt ein chinesischer Kaiser in einer Vorrede zu einer Sammlung philosophischer Werke:

„Als der Weise noch nicht geboren war, lebte die Intelligenz in dem Weltall; als aber der Weise geboren war, lebte die Intelligenz in ihm; aber die Menschen konnten sie noch nicht begreifen; daher verbargen die Herrscher des Alterthums die Aussprüche des Weisen in Kisten mit goldenen Schlössern, damit die Menschen sie nicht sehen sollten."

Wir werden jetzt die einzelnen von Remusat übersetzten Stellen mittheilen, ohne jedoch mit ihm auf die tiefere Erklärung derselben einzugehen, da sie mit vielen andern mit dem Zwecke dieser Blätter nicht vereinbaren Untersuchungen verbunden sind; wir werden uns begnügen, die von ihm angegebenen Parallelstellen anzuführen.

„Die (Ur-) Vernunft", so lautet der Anfang des Daodeging, „kann mit der (menschlichen) Vernunft begriffen werden; sie ist aber doch übernatürlich; ihr Name kann ausgedrückt werden, aber er ist unaussprechbar. Ohne Namen ist sie des Weltalls Urgrund; mit Namen ist sie die Mutter aller Dinge. Sey ohne Leidenschaften, wenn du sie in ihrer Vollkommenheit anschauen willst; denn mit Leidenschaften wirst Du nur ihren Umriß bemerken. Dieß ist weiter Nichts, als zwei Arten, einen einzigen Urgrund zu bezeichnen. Mit einem einzigen Namen kann man ihn undurchdringliche Tiefe nennen, und diese Tiefe ist das Thor zu allem Herrlichen."

Ueber den Satz, daß die Vernunft einen Namen hat, daß dieser Name aber nicht ausgesprochen werden kann, sagt ein chinesischer Commentator: „An sich und ihrem Wesen nach kann die Vernunft keinen Namen haben, denn sie war früher da, als alle Wesen (und da der Name aus dem Verhältnisse eines Wesens zu einem andern herrührt, so konnte ein allein bestehendes Wesen keinen Namen haben). Aber als die Bewegung anfing, und das Seyn auf das Nichtseyn folgte, da konnte die Vernunft einen Namen erhalten."

Dasselbe sagt Hermes Trismegistos mit den Worten: „Daher hat der Geist alle Namen, weil er eines Vaters Sohn ist; und er hat keinen Namen, weil er aller Dinge Vater ist."

Ueber das Wort Dao selbst fügt Remusat hinzu, daß es am Besten mit dem griechischen Worte Logos wiedergegeben werden kann; aber es mag manchem Anhänger der Vernunft

eben so gehen, wie dem Faust bei Göthe, wenn er sich einen deutlichen Begriff verschaffen will von Dem, was dieses Wort in sich faßt.

Ein anderer Abschnitt sagt:

„Vor dem Entstehen des Himmels und der Erden war eine vollkommene Verwirrung der Dinge, Alles unendlich und leer. Allein stand sie und unbeweglich; immer wirkend und niemals sich verändernd. Man kann sie die Mutter des Weltalls nennen. Ich kenne ihren Namen nicht, ich nenne sie aber die Vernunft. Gezwungen sie zu benennen, heiße ich sie Größe, Vorschreiten, Entfernung, Gegensatz. Die Vernunft ist eine Größe, der Himmel ist eine Größe, die Erde ist eine Größe, der König auch ist eine Größe; und so giebt es vier Größen in der Welt, von denen auch der König eine ist. Des Menschen Urbild ist die Erde; der Erde Urbild ist der Himmel; des Himmels Urbild ist die Vernunft; der Vernunft Urbild ist die Vernunft selbst.

Aus dem letzten Satze folgt nothwendig, daß der Mensch ein Abbild der Vernunft ist, und diesen Gedanken finden wir bei einigen andern chinesischen Denkern: „Das Weltall", sagt einer von ihnen, „besteht aus den zwei Grundeigenschaften, der Mensch auch; so ist denn das Weltall ein Mensch und der Mensch ist ein Weltall." „Der Geist des Menschen", sagt ein anderer, „ist der Geist des Weltalls." Dieß Alles scheint uns übrigens ganz mit dem biblischen Satze, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, übereinzustimmen.

Die berühmteste, vielleicht auch die wichtigste Stelle des Daodeging ist folgende:

„Wenn die Weisen vom ersten Range von der Vernunft hören, so ergreifen sie dieselbe und üben sie aus. Die Weisen des zweiten Ranges werden in Zweifel geworfen, und die Niedrigsten spöttein über sie; oder wenn sie nicht spötteln, so sind sie nicht im Stande, sie für die Vernunft zu halten. Daher heißt es: die Vernunft aufklären wollen, das ist sie verfinstern; sich zu ihr nähern wollen, das ist von ihr sich entfernen. Die größte Vernunft ist wie die Ungleichheit des Seidenfadens; die höchste Tugend ist wie ein Thal; das Sonnenlicht selbst ist wie die Schmach. Die ausgebreitetste Tugend ist nicht hinreichend; die festeste ist wandelbar; die vollkommenste Wahrheit ist veränderlich. Sie ist ein großes Viereck ohne Ecken; ein großes, aber erst spät vollendetes Gefäß; eine erhabene, aber selten nur tönende Stimme; ein großes Bild ohne Form. So ist die Vernunft verborgen und ohne Namen und nur die Vernunft ist weise, mittheilend und vollkommen.

„Die Vernunft hat Eins, Eins hat Zwei, Zwei hat Drei und Drei hat das All hervorgebracht. Das All wird von der Materie getragen und von der Idee umfaßt; ein leises Wehen hält es zusammen. Was die Menschen am Meisten fürchten, das ist die Elternlosigkeit und der Mangel an Allem; und doch nennen sich die Könige und Fürsten Waisen. Daher vermehren sich die Dinge durch das Abnehmen und sie nehmen ab durch die Vermehrung. Was Andere gelehrt haben, das lehre auch ich. Aber die Hartherzigen werden einen solchen Tod nicht erreichen. Was mich betrifft, so werde ich für den Vater dieser Lehre gehalten werden."

Wir werden in einem zweiten Artikel auf die in dieser Stelle angedeuteten Zahlverhältnisse und ihre Wichtigkeit im Systeme Laodsö's zurückkommen; wir wollen hier nur auf eine — wie mir scheint — sehr bedeutungsvolle Aeußerung des Philosophen aufmerksam machen. Man hat sehr Viel über das Alterthum der Lehre von der Vernunft gestritten, und es ist bekannt, daß die Anhänger dieser Lehre ihren Ursprung in die ältesten Zeiten versetzen; daß dagegen die Anhänger Kungdsö's behaupten, sie allein hätten des Alterthums Ansichten und Grundsätze ererbt. Sollte man nicht, um diesen Streit zu schlichten, die gleichsam prophetische Aeußerung Laodsö's als Hauptbeweis aufstellen können? „Was andere Menschen gelehrt haben", sagt er, „das lehre auch ich; aber ich werde einst doch für den Vater dieser Lehre gehalten werden!"

„Den man anschaut", so lautet eine andere Stelle unseres Buchs, „und nicht erblicken kann, den nennt man J; auf den man horcht, und den man nicht hören kann, den nennt man Hi; den man suchend nicht greifen kann, den nennt man Wei. Diese drei Wesen können nicht untersucht werden; daher werden sie vereinigt und sie machen nur Eines aus. Das oberste von ihnen ist nicht heller, das unterste ist nicht dunkler, als die andern. Wie im Kreise aufeinanderfolgend müssen sie stets wiederkommen, und doch kehren sie in das Nichtseyn zurück. Dieß nennt man eine Gestalt ohne Gestalt, ein Bild ohne Bild, ein unbeschreibliches Wesen. Wenn man ihm entgegengeht, so findet man keinen Anfang; wenn man ihm folgt, so findet man kein Ende. Wer die Vernunft festhält, so daß er das jetzt Bestehende leiten kann, der vermag ihren Uranfang zu erforschen; und Dieß nennt man die Verkettung der Vernunft."

Dieser Abschnitt hat viel Aufsehen erregt bei den Missionären, und ein neuerer Kenner der chinesischen Sprache, Antonio Montucci, hat Manches darüber geschrieben, und sogar gefabelt. Sie erkannten die Idee der Dreieinigkeit in dem mit drei Namen belegten Wesen, und ihrer vorgefaßten Meinung folgend erklärten sie die dabei vorkommenden chinesischen Wörter auf eine sehr willkürliche Weise, so daß sie die Dreieinigkeit nach christlichen Ansichten in dem Philosophen Laodsö wiederfanden, der sieben Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebte.

Abel-Remusat macht eine viel tiefere und, wie es uns scheint, eine sehr wahrscheinliche Conjectur, indem er, sich auf die Erklärung der chinesischen Commentatoren stützend, behauptet, daß die drei Wörter J, Hi und Wei durchaus keine Bedeutung im Chinesischen hätten, daß sie vielmehr fremde Laute vorstellen sollten. Dieses Wort J-hi-wei nun aber mit den Anfangsbuchstaben allein ausgedrückt JHW (י) scheint ihm identisch mit dem Worte Jao der Gnostiker, und weiter zurückgehend erklärt es für einerlei mit Jehovah, überhaupt mit dem Namen des obersten Gottes beinahe aller orientalischen Völker.

So scheint es, daß Laodsö diesen Namen und die darauf gegründeten Ansichten aus den westlichen Theilen Asiens erhalten hätte; man behauptet zwar, daß sein Werk vollendet war, als er seine große Reise ins Abendland unternahm, aber man kann doch noch fragen, woher er wohl den Gedanken, diese Reise zu machen, erhalten hätte, wenn ihm diese Länder nicht näher

bekannt gewesen wären. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß er auf irgend eine Weise von den damals im Abendlande verbreiteten Lehren gehört, und daß er deßhalb wünschte, an die Quelle derselben zu gehen, und genauer und tiefer in die Gegenstände einzudringen, die ihn beim ersten Angriffe so gewaltig ergriffen hatten.

Folgende zwei Anekdoten scheinen mir das ganze Verhältniß der beiden Hauptlehren des chinesischen Volkes genau zu charakterisiren. Die eine, nur moralisch und nur das Verhältniß der Menschen zu einander berücksichtigend, kann bloß politische Studien erheischen; die andere dagegen, durchaus metaphysisch, immer strebend nach der Erkenntniß des Absolutwahren, muß alle nur möglichen Wege dazu einschlagen, alle Wissenschaften müssen von ihr dazu benutzt werden, vorzüglich diejenigen, welche das Verhältniß der Natur zum Menschen entwickeln.

Das schon angeführte Buch: Hausgespräche Kungdsö's, führt folgende Unterredung zwischen Kungdsö und zweien seiner Schüler, Dsöchia und Dsögung an:

Dsöchia sprach: „Das Buch von den Gebirgen (Schanging) enthält eine merkwürdige Stelle. Die Berge der Erde, sagt es, sind die aufstrebende Tugend; die Ströme sind das Alles durchbrechende Laster. Die Hügel sind das Männliche, die Thäler sind das Weibliche. Daher ist der Mensch auf hartem Lande geboren, stark; der Mensch eines weichen Bodens ist schwach; im Gebirgslande ist er groß; klein aber in sandiger Erde; schön ist er in einem dünnen, häßlich aber in einem dicken Lande. Was Wasser genießt, das wandert gern und kann Kälte ertragen; was Erde ißt, hat kein Herz und athmet nicht; was Holz frißt, das ist stark und es kann nicht gebändigt werden; was Kräuter zu sich nimmt, das läuft gut und ist dumm; was Maulbeere genießt, das hat Seidenfaden und wird zu Schmetterlingen; was Fleisch frißt, das ist kräftig, ausdauernd und wild. Was Früchte speist, das ist klug, gutherzig und geschickt; was Luft ißt, das stirbt nicht, und ist geistiger Natur."

Dsöchia sprach's und ging zur Thüre hinaus. Da wendete sich Dsögung an den Meister und sagte: „Was sagst Du dazu?"

Kungdsö aber antwortete ihm nicht auf seine Frage, sondern forderte ihn auf, zu sagen, was er selbst dazu meine? Da sagte der Schüler, er glaube, daß alles Dieses nicht dazu geeignet sey, eine gute Staatsverwaltung zu ersinnen. Der Meister entgegnete ihm dann: „Wohl! aber Jeder denke, was er mag!"

Deutlicher stellt die zweite Anekdote dar, wie die Anhänger Laodsö's von der Nothwendigkeit der Naturwissenschaften überzeugt waren, und wie sie dem Kungdsö vorwarfen, dieselben gänzlich zu versäumen. Sie wird von Liedsö einem der ausgezeichnetesten Philosophen der laodsö'schen Schule mitgetheilt. „Als Kungdsö einst auf einer Reise begriffen war, begegnete er zwei kleinen Knaben, welche heftig mit einander stritten; Kungdsö frug sie, warum sie mit solcher Heftigkeit sprächen. Da sprach der eine Knabe: „Ich glaube daß die Sonne bei ihrem Aufgange dem Menschen näher ist, als zur Mittagszeit." —

Der andere erwiederte: „Ich glaube hingegen, daß die Sonne zur Mittagszeit uns bei Weitem näher ist, als wenn sie aufgeht."

Kungdsö frug sie, ob sie auch Gründe hätten für ihre Meinungen."

Da antwortete der erste Knabe: „Ja wohl! denn wenn die Sonne aufsteht, so ist sie groß wie ein Wagenrad; hingegen wenn sie mitten am Himmel steht, ist sie nicht größer, als eine Schüssel: und scheint denn Das, was entfernt ist, nicht klein, und Das, was nahe ist, nicht groß?"

„Der andere Knabe entgegnete ihm aber: „Gut! wenn aber die Sonne aufsteht, so ist sie furchtbar kalt, wenn sie hingegen die Mitte ihres Laufes erreicht hat, so ist sie heiß, wie siedendes Wasser; und ist denn Das nicht warm, was nahe ist, und Das kalt, was entfernt liegt?"

„Kungdsö konnte den Streit nicht entscheiden, aber die beiden Knaben lachten ihn aus und sprachen, ist das der weise Mann?"

Wenn Kungdsö gewußt hätte, setzt ein Commentator hinzu, daß man sich brennt, wenn man die Hand über einem Lichte hält, daß man sie aber auf der Seite ganz nahe hinhalten kann, ohne sich zu brennen, so würde er von den kleinen Jungen nicht ausgelacht worden seyn.

Landleben in Schottland vor sechzig Jahren.

Die Behausung eines schottischen Pächters in den südlichen Grafschaften war vor sechzig oder siebenzig Jahren ein einfaches mäßiges Gebäude, das in seinem Aeußern ungefähr die Mitte hielt zwischen den Schlössern des niedern Adels und den Hütten des arbeitenden Theiles des Landvolkes. Das Pächterhaus, in dem die kleinen Fenster des zweiten Stockes oft aus dem Strohdache hervorragten, bildete gewöhnlich die eine Seite eines Vierecks, in welchem das junge Vieh eingepferchi war; die drei anderen Seiten desselben waren von Scheuern, Ställen und ähnlichen Gebäuden eingenommen. Ein Küchengarten, mit den damals gewöhnlichen Gemüsen versehen, zuweilen auch wohl mit einigen Obstbäumen, breitete sich auf der einen Seite aus, von einer Schleedorn- oder Hagebutten-Hecke umgeben, und hier und da von einigen alten Nadelbäumen geschützt; während die niedern strohgedeckten Hütten der Gärtner und Arbeitsleute, jedes mit seinem kleinen Kohlgarten und einem Vorrathe von Torf, in einiger Entfernung standen. Eine Pacht von vier oder fünfhundert Morgen, wie die meisten waren, beschäftigte drei oder vier Pflüge; und die Haushaltung des Herrn zählte, außer seiner eigenen Familie, sechs oder sieben unverheirathete Dienstboten — Knechte und Mägde. Die verheiratheten Dienstboten nämlich ein Ober-Schaafhirt und ein Hintermann (hind), wie die verheiratheten Arbeiter genannt werden, hatten ihre besonderen Hütten; ebenso die Gärtner, die nicht sowohl eigentliche Dienstboten, als eine Art von Unterpächter waren, welche gegen die Verpflichtung dem Herrn statt des Pachtzinses gewisse Frohndienste zu leisten ein Stück Land zu ihrer Benutzung erhielten. Das Ganze bildete, vorzüglich in

den entfernteren Gegenden, eine kleine unabhängige Gemeinde, die faſt alle ihre Bedürfniſſe ausſchließlich von der eigenen Production der Pacht bezog. Der Haushalt des Herrn belief ſich häufig allein auf fünfzehn oder zwanzig Seelen, und die ganze Bevölkerung der Pacht wohl auf das Dreifache dieſer Zahl, eine bei Weitem größere Zahl, als man gegenwärtig gewöhnlich auf einer Pachtung von gleichem Umfange findet, die aber ſtets fleißig beſchäftigt, obwohl nicht durch Arbeit erdrückt war. Von dem Rangunterſchiede zwiſchen den Pächtern und den Lohnarbeitern, der gegenwärtig ſo eiferſüchtig bewacht wird, war Wenig bekannt. Die Verbindung zwiſchen Herrn und Knecht hatte Weniger einen kaufmänniſchen, als einen patriarchaliſchen Charakter; jede Haushaltung bildete eine einzige in ſich abgeſchloſſene Geſellſchaft. Die Herren, damals faſt immer nüchterne, rechtſchaffene und religiöſe Männer, nahmen mit väterlicher Sorge auf das Wohl ihrer Dienſtboten, dieſe mit kindlicher Liebe auf das Intereſſe ihrer Herrſchaft Bedacht. Sie ſaßen zuſammen, aßen miteinander und arbeiteten mit einander; und wenn die Arbeiten des Tags vorüber waren, ſo verſammelten ſie ſich miteinander um das lodernde Feuer in dem Hauſe des Pächters und unterhielten ſich über die Vorfälle des Tages, die Gerüchte, die im Lande in Umlauf waren oder alte Kriegsgeſchichten; nicht ſelten wurden auch religiöſe Gegenſtände beſprochen; nicht vergeſſen wurde das Andenken von braven Männern oder von jenen, die in böſen Zeiten für das Recht geſtritten oder gelitten hatten. Dieſer häusliche Verkehr war eben ſo anſtändig, als freundlich; auf gute Ordnung und pünktlichen Gehorſam wurde ſtreng gehalten. Wenn neue Dienſtboten angenommen werden mußten, ſo war es die größte Sorge der Herrſchaften, nur ſolche die von nüchternem und gottesfürchtigem Wandel waren, zu erhalten; Wer zu der geringſten Klage in dieſer Beziehung Veranlaſſung gab, war ſicher bei dem nächſten Ziele entlaſſen zu werden. Die Dienſtboten dachten in dieſen Tagen nicht daran ihre Herrſchaften zu wechſeln, wenn nicht Etwas vorfiel, was einen ſolchen Schritt unumgänglich nothwendig machte. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten nahm der Herr oder Guts-Mann, wie er genannt wurde, ſeinen Sitz an dem oberen Ende eines großen Tiſches, die Frau zu ſeiner Rechten, die Kinder zu ſeiner Linken, nächſt dieſen die männlichen Dienſtboten und an dem untern Ende die weiblichen, von denen eine die Bedienung verſah. Der Gebrauch von Thee, der gegenwärtig ſo allgemein iſt, war unbekannt, außer in den Häuſern der Gentry (des Adels); das gewöhnliche Gericht zum Frühſtück und Abendeſſen war eine Suppe; zum Mittageſſen Fleiſchbrühe und Fleiſch, Milch, Käſe und Butter. Zweimal des Jahres, außer den außerordentlichen Gelegenheiten, welche ein Familienfeſt veranlaſſen, war ein allgemeines Feſt, woran jeder Bewohner der Pächterei Theil nahm, nämlich die Kirmeß oder das Erntefeſt gegen das Ende des Herbſtes und die Feier des neuen Jahres. Dann lohte Ueberfluß von Gebackenem und Gebratenem das Herz des ärmſten Arbeiters, und ein Krug im Hauſe gebrauten Bieres machte mit anſtändiger Fröhlichkeit den Beſchluß des Feſtes. Beſonders achtungswerth war die religiöſe Ordnung. Der ganze Haushalt verſammelte ſich am Morgen vor dem Frühſtück, am Abend vor dem Nachteſſen in dem Speiſezimmer oder der Küche, jeder ſeine Bibel in der Hand; der Hausherr leitete dieſe Andachtsübungen. Dieß wurde ſelbſt in den geſchäftigen Tagen der Ausſaat und der Ernte nie verſäumt. Des Sonntags gingen Alle zur Kirche, wie groß auch die Entfernung ſeyn mochte; außer einer einzigen Perſon, die Reihe am zurückblieb, um des Hauſes und der kleinen Kinder wahrzunehmen, und einiger andern, die bei dem Vieh beſchäftigt waren. Nach dem Mittagsmahle, nach der Rückkehr, verſammelte ſich der ganze Haushalt um den Herrn, der zuerſt die Kinder, darauf die Dienſtboten katechiſirte. Jedes wurde aufgefordert zu erzählen, was es ſich aus dem Gottesdienſte gemerkt hatte, jedes mußte ein Stück aus dem kleinen Katechismus herſagen und alle wurden darauf über die Hauptlehren des Chriſtenthums examinirt. Während des ganzen Sonntages wurden alle weltlichen Geſchäfte, außer ſolchen, die durchaus keine Unterbrechung zulaſſen, bei Seite gelegt; und Nichts durfte in der Unterhaltung eine Stelle finden, außer religiöſen Gegenſtänden. Deßhalb war das Leben dieſer biedern Landleute keineswegs ſo bäuriſch, einförmig und freudlos, wie man ſich vielleicht denken könnte; im Gegentheil, es wurde gewiß mehr wahre Fröhlichkeit und Heiterkeit unter ihnen gefunden, als man gegenwärtig bei dem Landvolke ſieht. Sie hatten mehr Zeit vergnügt zu ſeyn als ihre Nachkommen; und Niemand dachte daran, unſchuldige Vergnügungen zu verbieten. Das Frühjahr und der Herbſt waren die einzigen Jahreszeiten, die bei dem alten Syſteme der Landwirthſchaft eine angeſtrengtere Arbeit erforderten; dann aber kamen dieſe Jahreszeiten nie ohne ihre feſtlichen Freuden, weßhalb auch die Arbeiten mit mehr Friſche und Munterkeit angegriffen wurden, als in unſeren Tagen des regelmäßigen Wechſels und des Maſchinenweſens. In den andern Jahreszeiten waren die Arbeiten verhältnißmäßig leicht. Torfſtechen und Heueinholen, Kuhmelken und Schafſcheeren und das Austreiben und Waiden des Viehs waren beinahe die einzigen Arbeiten der luſtigen Sommertage. Im Winter waren die Stunden der Muße noch zahlreicher und die Vergnügungen, welche ſie ausfüllten, nicht weniger mannigfaltig. Zwiſchen den Arbeitsſtunden, oder wenn Froſt und Schnee den Pflug zu Haus hielten, wurden muntere Spiele auf dem Felde getrieben, an denen der Hausherr nicht verſchmähte Theil zu nehmen; und in den langen Winterabenden wechſelten Schwänke und Scherze mit ernſter und belehrender Unterhaltung; die alten romantiſchen Balladen und Legenden oder andere ſchöne Lieder wurden geſungen; und ſo vergingen, ohne Bücher und Zeitungen, Hazardſpiele und berauſchende Getränke, den ehrlichen Leuten ihre Stunden auf eine eben ſo angenehme und gewiß auf eine eben ſo vernünftige Art, als ihren verwöhnten und verbildeten Nachkommen.

Hiſtoriſch-chronologiſch-geographiſcher Atlaß des ruſſiſchen Reichs.

In Petersburg iſt vor Kurzem der erſte Band eines hiſtoriſch-chronologiſch-geographiſchen Atlaſſes des ruſſiſchen Reichs herausgekommen. Der Verfaſſer dieſes auf die „Geſchichte Rußlands von Karamzin" gegründeten Werks heißt Akmaton. Bereits der verſtorbene Kaiſer Alexander hatte zu der Unternehmung aufgemuntert und einen Theil der Koſten auf ſich genommen. Das Ganze wird aus 71 Karten beſtehen, wovon 36 die bis jetzt erſchienene erſte Abtheilung bilden, welche um 50 Papierrubel verkauft wird.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 143 und 144. 23 und 24 May 1830.

Die hindu'schen Gerichtshöfe.

8) Pflichten der Richter.

Die Stellen über das Benehmen, die Verrichtungen und Obliegenheiten der Richter in den Schriften über das hindustanische Gesetz sind sehr zahlreich.

Aus der häufigen Erwähnung des unmittelbaren Antheils, welchen der Fürst an der Rechtsverwaltung nimmt, und dem besondern Gewicht, welches gerade auf diesen Umstand gelegt wird, geht hervor, daß sowohl zur Zeit, wo die Gesetze selbst geschrieben wurden, als wo spätere Schriftsteller, deren Werke in vielen Gegenden Indiens selbst beinah Gesetzeskraft haben, jene bearbeiteten, die Hindufürsten in ihren Gerichtshöfen den Vorsitz führten, und die Verwaltung der Justiz persönlich und thätlich besorgten.

Die Verbindlichkeit zu unparteiischer Gerechtigkeit wird dem Fürsten und den Richtern mit starken, ausdrucksvollen Worten eingeschärft. Sorgsame Untersuchung, unverfälschte Angabe der Meinung, kräftiger Widerstand gegen ungerechte Entscheidungen werden aufs Angelegenste zur Pflicht gemacht; wobei man aus vielen Stellen deutlich ersieht, daß der in Person vorsitzende Fürst für die gefaßten Beschlüsse persönlich verantwortlich ist. Die Beisitzer geben bloß ihre Ansicht ab, haben aber bei der Entscheidung selbst keine Stimme *).

*) Ein König, welcher seiner Pflicht nachkommen will, muß die genaueste Sorgfalt anwenden, Recht von Unrecht zu unterscheiden; denn der menschliche Geist ist verworren. Der Himmel scheint auf dem Boden zu ruhen und das Licht, welches am Himmel glänzt, scheint Feuer zu seyn, und doch ruht der Himmel nicht auf dem Boden und in dem Himmelslicht ist kein Feuer. Daher muß jede Thatsache genau untersucht werden, selbst wenn sie vor den Augen des Untersuchenden selbst vorfiel. Wer über den Thatbestand durch strenge Untersuchung sich vergewissert, der weicht nicht ab vom Pfade der Gerechtigkeit. Ein König, welcher über die gerichtlichen Sachen pünktliche Aufsicht führt, geht auf Erden durch ein Feld des Ruhmes und gelangt nachher in die strahlende Wohnstätte der Sonne. Nareda.

Ein König, der sorgsam über die gehörige Verwaltung der Gerechtigkeit, wie dieselbe vom Gesetz geboten ist, wacht, geht auf Erden durch ein Feld des Ruhmes und wird nachher Indras Räthen beigesellt. Wrihaspati.

Ein König, der alle Kreatur schützt, und bloß Diejenigen mit dem Schwert schlägt, die verdienen geschlagen zu werden, handelt gleich, als ob er jeden Tag ein Opfer von hunderttausend Gaben brächte. Menu. Ein König, der die Schuldigen straft und die Todeswürdigen, wie sich gebühret, tödten läßt, bringt ein Opfer von hunderttausend Gaben. Yadschnyawalkya. Ein König, der Schuldlose bestraft und Schuldige nicht bestraft, bringt große Schande auf sich, und wird an den Ort der Qual verwiesen werden. Menu.

Was den Grundsatz betrifft, daß der König der Verwalter der Gerechtigkeit sey, so soll durch selbigen anerkannt werden, daß der König ausschließlich mit der Gewalt bekleidet ist, Geldbußen und Leibesstrafen aufzulegen. Tadel und Verfluchung (imprecation) kann auch der Oberrichter aussprechen; aber nur der König ist befugt, eine Geldbuße zuzuerkennen, und einen Mann, der des Todes würdig ist, hinrichten zu lassen. Tadel und Fluch sind, weil sie bloß bessern sollen, dem Richter nicht verboten. Ueberhaupt ist aber zu bemerken, daß wirkliche Richter und bloße Schiedsrichter, sitzen sie nun in einem stehenden, oder wandelnden Gericht, nur die Macht haben, ein Urtheil zu fällen, aber nach dem Gesetzbuch nicht berechtigt sind, irgend eine Strafe selbst ertheilen zu lassen. Mitra Misra.

Der König soll Nichts thun, was dem geoffenbarten oder überlieferten Gesetz widerstreitet, oder einem lebenden Wesen sonst Schaden bringt; geschieht Dergleichen, so soll er eine solche Handlung tadeln. Was von einem andern König unbedachtsamer Weise gegen das Recht gethan worden ist, soll er nach den Aussprüchen des überlieferten Gesetzes wieder gut machen. Nareda.

Ueberliefertes Gesetz ist die Weda. Watschespati Misra.

Den schlechten König, welcher ungerechtes Urtheil fällt, werden seine Feinde bald unterjochen. Menu. (Immer sind es nur dergleichen durch die Gottheit verhängte Strafen, welche den ungerechten König treffen. Ein Attentat des Volks gegen einen die Gesetze nicht achtenden Fürsten, obwohl der That nach in Indien nichts ganz Seltenes, wird, wie es scheint, von keinem indischen Rechtsphilosophen als erlaubt anerkannt.)

Wenn der König bei einem Rechtsstreit ein ungerechtes Gebot erläßt, so sollen die Richter demselben Vorstellungen machen, und ihn von der Ausführung zurückhalten. Von der Versammlung der Richter muß schlechterdings ein gerechtes, unparteiisches Gutachten gestellt werden; befolgt der König dasselbe nicht, so ist der Richter dadurch nicht entschuldigt; sondern dieser soll, wenn er bemerkt, daß des Königs Sinn vom Weg der Gerechtigkeit abgewandt ist, dessen Meinung keineswegs schmeichlerischer Weise beistimmen: ein Richter, der also thäte, würde sich zum Verbrecher machen. Die Glieder des Gerichtes sollen nicht unterlassen, den König zu tadeln, wenn er ungerecht han-

9) Strafen der ungerechten Richter *).

Ungerechte Richter sind mit Geldbußen, Verbannung, Einziehung ihres Vermögens zu bestrafen.

Die Geldbuße eines parteiischen Richters besteht in einer zweimal so großen Summe, als die verlierende Partei hätte erlegen müssen, oder, nach einem andern Ausspruch des nämlichen Gesetzes, in einer zweimal so großen Summe, als der Werth des Gegenstandes, um welchen es sich handelt **); wo dieser jedoch nicht angegeben werden kann, in gänzlicher Einziehung des Vermögens. Doch ist Dieß ein bestrittener Punkt, und gewöhnlich wird nur die erstere Bestimmung befolgt ***). Die Confiscation erstreckt sich auf die ganze Habe des Verbrechers und wird bei wirklicher Bestechung allerdings zuerkannt, so wie auch die Verbannung *).

Wird das Vergehen des Richters erst entdeckt, wenn das Urtheil bereits gesprochen ist, so ist derselbe verpflichtet, der hintergangenen Partei den ganzen Betrag ihres Schadens zu ersetzen. Ob die Rechtssache selbst noch einmal vorgenommen werden soll, wird bestritten; die Einen behaupten, es sey eine Revision des Prozesses nothwendig; die Andern: man dürfe das Urtheil selbst nicht antasten, sondern der zu kurz gekommenen Partei sey bloß Schadenersatz zu leisten. Diese Verschiedenheit der Ansichten beruht auf einer verschiedenen Lesart des Gesetzbuches **).

10) Das Gerichtshaus.

Hinsichtlich der Lage und des Aussehens eines Gerichtshauses, so wie der Ausschmückungen des Gemaches, in welchem das Gericht gehalten wird, findet man sehr umständliche Bestimmungen. Es wird in dieser Beziehung genügen, die Worte einiger indischen Schriftsteller in der Note anzuführen ***).

---

helt: Die, welche diese Pflicht vernachlässigen, fallen mit jenem selbst an den Ort der Verdammniß. Richter, die mit dem König einstimmen, wenn derselbe einen ungerechten Ausspruch thun will, theilen seine Schuld. Deßhalb soll der König von den Gliedern des Gerichtshofs gemach (slowly) eines Bessern belehrt werden. Katyayana.

Durch den Ausdruck „gemach" ist angedeutet, daß die Richter nicht etwa aus übergroßer Besorgniß sich zu versündigen sogleich und ohne Vorbereitung dem König sich entgegensetzen, sondern ihm die Sache bei der nächsten schicklichen Gelegenheit ausreden sollen. Smriti Tschandrika.

Ein Richter, der einem ungerechten Urtheilsspruch des Königs seinen Beifall giebt, macht sich zum Verbrecher, und zwar trifft die Schande eben so gut denjenigen, welcher bloß unterläßt dem König Vorstellungen zu machen, wenn derselbe vom Pfad der Gerechtigkeit abweicht, als denjenigen, welcher dem König in seiner Abweichung von diesem Pfad nachfolgt. Wyawaharatattwa.

Wenn gerichtliche Streitigkeiten gerecht entschieden werden, so erhalten die Richter selbst Erbarmen, denn ihre Unbeflecktheit hängt von der Gerechtigkeit ihrer Aussprüche ab. Nareda.

*) Thut ein Richter aus Zuneigung zu einer Partei, oder auch nur aus Unwissenheit, oder aus Geiz einen ungerechten Spruch, so wird er vom Gesetz als strafwürdig erklärt. Nareda.

Ein ungerechter Richter, ein falscher Zeuge und der Tödter eines Priesters werden als gleiche Verbrecher betrachtet. Wrihaspati.

**) Richter, welche aus Furcht, Geiz, Parteilichkeit gegen Gesetz und Rechtsgebrauch handeln, sollen mit einer zweimal so hohen Buße belegt werden, als die Kosten des Prozesses sich belaufen. Yadschnyawalkya. Nach einigen Schriftstellern sollen der Oberrichter und dessen Beisitzer mit einer Geldbuße selbst dann belegt werden, wenn sie sich vor Entscheidung der Sache auch nur in ein Privatgespräch mit einer der Parteien einlassen. Smriti Tschandrika.

Richter, welche gegen das geschriebene Gesetz, oder gegen den Rechtsgebrauch handeln, sey es nun durch Leidenschaft, zu große Zuneigung, Geiz oder Schreckhaftigkeit, sollen zu einer zweimal so großen Geldbuße verurtheilt werden, als die Summe beträgt, welche die verlierende Partei zu entrichten hätte: nicht zu einer zweimal so großen Buße, als der Werth der bestrittenen Sache beträgt; denn sonst könnte man meinen, daß bei einem Prozeß wegen Ehebruchs oder einer andern (nicht pecuniären) Sache gar keine Buße zu erlegen sey. Parteilichkeit, Geiz, Furcht sind dieser Geldstrafe unterworfen; nicht aber bloße Unachtsamkeit oder Irrthum. Mitakschara.

***) Richter, welche aus Leidenschaft einen gesetzwidrigen Spruch thun, sollen zu einer zweimal so großen Strafe verdammt werden, als der Werth der bestrittenen Sache beträgt. Dieß Gebot läßt sich jedoch nur auf Dinge anwenden, die einen bestimmten Geldwerth haben. Bei andern Rechtshändeln, wie z. B. wegen persönlicher Beleidigung, ist eine andre Bestrafung zu verstehen; wie denn die Confiscation des Vermögens von Wischnu auf Bestechung gesetzt wird, wo aber die Bestechung bloß beispielsweise angeführt ist. Apararca.

*) Richter, welche gegen Gesetz und Recht sprechen, und sich bestechen lassen, sollen ohne Gnade verbannt werden. Wrihaspati. Wer sich bestechen läßt, dessen Vermögen soll der König einziehen, ihn selbst aber des Landes verweisen. Yadschnyawalkya.

**) Jeder einer Partei durch den Richter zugefügte Schaden muß von diesem wieder ersetzt werden; das Urtheil selbst aber soll der König nicht wieder umstoßen; wogegen Andre lesen: der König soll eine also entschiedene Sache von Neuem vornehmen. Wyawahra Tschintamani.

Katyayana setzt die Bestrafung fest, auch wenn das Vergehen des Richters erst nach Entscheidung der Sache an den Tag kommt. Obwohl aber die Entscheidung von einem verbrecherischen Richter ausging, soll der König das Urtheil doch nicht umstoßen, sondern den Richter bloß nöthigen, den Schaden zu ersetzen. Smriti Tschandrika.

***) Der Gerichtshof soll im östlichen Theil des königlichen Palastes sich befinden, und mit Feuer und Wasser versehen seyn. Smriti Tschandrika.

Inmitten seiner Burg soll der König ein besonderes Haus erbauen, mit Bäumen und Wasser zur Seite — (Dieß ist Madhawiya's Lesart; Smriti Tschandrika liest: ein großes mit Wasser umgebenes Haus) — und soll dem Gerichtshof ein eigenes Gemach in demselben, nach Osten zu, anweisen, welches gegen Osten geöffnet und geräumig genug ist, ausgestattet mit einem Thron, geschmückt mit Kränzen, durchduftet von wohlriechenden Harzen, versehen mit Korn (supplied with corn), verschönt durch Edelsteine, geziert mit Statuen und Gemälden, und mit Bildern von Gottheiten, und mit Feuer und Wasser gerüstet. Wrihaspati.

Der Ort, wo die Untersuchung oder Constatirung einer Rechtssache nach gesetzlicher Vorschrift und von den dazu befugten Männern vorgenommen wird, heißt ein Gerichtshof — Dharmadhikarana — ein Ausdruck, der seinem ursprünglichen Sinn nach einen Ort bedeutet, wo der Thatbestand einer Sache nach den Vorschriften des Gesetzes genau untersucht wird. Smriti Tschandrika.

11) Zeit und Weise der Sitzung.

Die in die kleinsten Umstände gehenden Anweisungen hinsichtlich der Zeit, wo der Gerichtshof Sitzung halten soll, haben etwas Sonderbares, das gleichwohl den Gebräuchen der heutigen Hindufürsten nicht sehr entfernt steht. Wir verweisen abermals auf die Noten *).

Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik.

12. Wahl des Prinzen Leopold zum Souverän von Griechenland.

(Schluß.)

Ein gut Stück Arbeit, welches unserm deutschen Lykurg in Griechenland verbleibt! Die Civilisation, welche die Welt aus diesem classischen Lande empfing, dahin zurückbringen ist seine Aufgabe! Nie gab es traurigeren Sittenverfall aufzurichten, trostloseres Elend zu mildern! Zwei Jahrtausende der Knechtschaft haben einem regsamen und empfänglichen Geschlecht das Brandmahl einer Reihenfolge nichtswürdigeren Zwingherr von den Römern bis zu den Moslimin aufgedrückt. Ob lateinischen Prätoren fröhnend, oder von den Gothen überwältigt, oder von den Venetianern unterjocht und geplündert, oder von den Türken unterdrückt — immer seufzten die Griechen unter einer fremden Tyrannei, welche tiefe Spuren der Barbarei und Entwürdigung an ihnen zurückließ; Arglist, Verrätherei, Unredlichkeit, Falschheit, Treulosigkeit, und alle die Künste, deren die hülflose Schwäche sich als einer Schutzwaffe gegen rohe Gewalt bedient, geheimer Stolz, um sich für Verachtung schadlos zu halten, Geiz, um der Beraubung zu entgehen, gemeine Kriecherei, um willkürliche Bestrafungen zu vermeiden — sind nur zu bekannte Eigenschaften dieses Volks. Wie hätten sie sollen gewerbsam bleiben, da ihnen keine Frucht ihres Fleißes zu ernten vergönnt war? Wie hätten sie sollen die Tugend der Wahrheit üben und die Unabhängigkeit des Charakters behaupten — unter dem gesetzlosen Regiment der Bastonnade und des Säbels, wovor sie oft Nichts als Geschmeidigkeit und Unterthänigkeit zu retten vermochte? Wie das Gesetz achten lernen, das ihre Gebieter jeden Augenblick mit Füßen traten? Wo Beweggründe hernehmen, sich geistig auszubilden, Kunst und Wissenschaften zu pflegen, wenn Talent und Wissen bloß auf Verfolgung zu rechnen hatten? Selbst die Religion mußte die herrschende Verkehrtheit theilen, und statt auf einen höhern Standpunkt der Sittlichkeit zu erheben und ein lebendigeres Gefühl der Menschenwürde zu nähren, mußte sie sich durch die Unwissenheit zu einem Werkzeug elenden Aberglaubens erniedrigen lassen. Da war kein geselliges Leben möglich, worin Jeder seine geeignete Stelle mit den zugehörigen Pflichten findet, kein Sinn für das allgemeine Wohl, keine Selbstachtung oder Scheu vor der öffentlichen Meinung, kein Mitwirken zu einem Staatszwecke, kein Gemeingeist, kein vereintes Beginnen, das Credit oder Vertrauen erheischt, kein Verzichtleisten auf die Gegenwart um einer ungewissen Zukunft willen! Sie mochten von ihren Priestern hören, daß ihre Vorfahren ehedem ein berühmtes Volk waren, sie mochten um sich her einige ihrer riesenhaften Denkmäler wahrnehmen; allein diese Erinnerungszeichen vormaliger Größe erblickten sie in Trümmern, während das Minaret mitten unter ihren Cypressenhainen emporstieg, und über die Pracht der Tempel ihrer heidnischen Altvordern wie über die Demuth ihrer eignen stillen Capellen seine stolzen Schatten warf! Braucht man sich zu wundern, daß so selten eine Kraft der Tugend in ihrer Revolution sich kund that, außer dem Haß gegen die Türken? Kaum hatten ihre verabscheuungswürdigen Tyrannen ihnen eine andere Empfindung übrig gelassen. Die neue Regierung darf aber deßhalb nicht muthlos werden — je mehr zu thun, deßto mehr Ruhm und Verdienst ist für sie zu gewinnen.

Einer der ersten und wichtigsten Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird, ist das Kirchen- und Schulwesen. Es ist anerkannt und Rizo hat es vor Kurzem wieder nachgewiesen, daß die griechische Kirche die Hauptursache war, welcher die Griechen ihre Erhaltung als Volk verdanken — gleichsam die Arche, welche ihre Nationalität über die Sündfluth der mohammedanischen Barbarei trug und sie bewahrte, bis der Oelzweig ankündigte, daß sich die Wasser wieder gesetzt

*) Nachdem sich der König in der letzten Nachtwache erhoben, sein Leib rein und sein Geist aufmerksam geworden, und er dem Feuer seine Huldigung und den Priestern die gebührende Ehrfurcht erwiesen, soll er in den Gerichtssaal treten, in mäßigem Schmuck. Menu.

Nachdem der König früh am Morgen seine Opfer gebracht, seine Waschungen vollzogen hat, im Gemüth gesammelt ist und seinen geistlichen Berathern, gelehrten Astronomen und Aerzten, den Göttern und Bramanen und seinem Hauspriester mit Blumen, Schmuck und Kleidung die gebührende Ehre erzeugt, und seine geistlichen Berather und die Uebrigen gegrüßt hat, soll er den Gerichtssaal heitern Antlitzes betreten. Wrihaspati.

Der König soll, ohne Partei zu nehmen, nach der vom Gesetz vorgeschriebenen Art die Rechtshändel entscheiden, Vormittags in seinen Gerichtshöfen; nicht am ersten Achtel des Tages, sondern während der drei nächsten Achtel. Katyayana.

Nach den ersten vier Stunden (Ghettika), denn diese Zeit ist dem Dienst des ewigen Feuers und andern religiösen Obliegenheiten bestimmt. Smriti Tschandrika.

Nur während des Vormittags wird die Untersuchung von Rechtshändeln geboten, weil zu dieser Zeit der Verstand klar, und der König durch kein andres Geschäft abgehalten ist. Mitra Misra.

Ein weiser Mann soll keine gerichtliche Sache vornehmen am Vierzehnten jeder Mondshälfte, noch am Tag der Conjunktion (Neumond); noch am Tag der Opposition (Vollmond); noch am Achten jeder Mondshälfte. Semwerta.

Dieß Verbot hat einen geistlichen Zweck, da kein weltlicher Grund für dasselbe angeführt werden kann; gerade wie das Verbot über Tisch nach einer gewissen Gegend hin (Süden) zu sitzen. Mitra Misra.

Der König soll bei der Gerichtsverhandlung das Gesicht nach Osten und die Richter nach Norden gerichtet haben; der Rechnungsführer nach Westen, und der Schreiber gen Süden blicken; und der König soll Gold, Feuer, Wasser, das Gesetzbuch und andre heilige Dinge in die Mitte der Versammlung setzen lassen. Wrihaspati.

Die Uebrigen mögen nach ihrem Belieben sitzen, da in Bezug auf ihre Plätze kein Gebot gegeben ist. Mitra Misra.

hatten. Der Sultan begünstigte diese Kirche mehr, als er sie bedrückte, weil sie die Griechen mit den Ketzereien des Abendlandes entzweite, die ihnen hassenswerther däuchten, als die Verbrüderung mit dem grünen Turban oder den Nachkömmlingen des Propheten, und weil, da er den Patriarchen von Konstantinopel als den Stellvertreter der Nation in seiner Gewalt hielt, er sich gewissermaßen mit dem Gedanken schmeicheln konnte, den jener römische Tyrann als einen Wunsch ausdrückte, daß die Köpfe aller seiner rebellischen Sklaven auf Ein Paar Schultern säßen. Die Türken machten nun allerdings keinen Versuch, die Kirche zu vernichten; nichts desto weniger aber blieb von der Unwissenheit und Entwürdigung des Volks neben den ihr eigenthümlich inwohnenden Gebrechen ihr ein gemessener Antheil.

Die Clerisey, welche in die klösterliche und die weltliche zerfällt, erscheint, je nachdem sie der einen oder der andern Classe angehört, in verschiedenen Beziehungen theils der innern Bildung, theils der äußern Stellung. Aus der ersten Classe gehen die Bischöfe und Prälaten hervor; sie erstehen ein Noviziat, brauchen etwas Gelehrsamkeit und beziehen ihren Unterhalt von Ländereien oder von der geistlichen Bank in Konstantinopel. Weltpriester wird man ohne alle Vorbereitung, aber als solcher hat man auch vor der Masse des Volks gar Nichts voraus. Kaum im Stande, das Kirchengebet zu lesen, führen diese Pfarrer ein höchst armseliges, oft nichtsweniger als musterhaftes Leben; ihr Auskommen beruht lediglich auf dem Almosen ihrer Gemeinden, und sie können es dann natürlich mit der geistlichen Zucht nicht zu genau nehmen: in Maina ist es z. B. ganz in der Ordnung, daß sie Räuberexpeditionen förmlich einsegnen und selbst begleiten; ihre Unwissenheit soll so weit gehen, daß Reisende unter ihnen Personen gefunden haben wollen, welche das alte Testament nicht einmal dem Namen nach kannten: kein Wunder, wenn unter ihren Händen die Religion sich in einen eiteln Afterdienst verwandelt. Ihr Cultus erliegt unter der Last von Ceremonien, Festen, Fasten, Mitternachtsandachten, Wachskerzen und Bildern, so daß Lehre und Beispiel kaum noch eine Stelle finden. Die kirchlichen Gebäude, wo diese Priester ihre Verrichtungen ausüben, waren meist schon vor der Revolution in einem Zustande völliger Verödung, zum Theil ohne Dach, zum Theil mit geborstenen Mauern.

Es versteht sich von selbst, daß es während den Stürmen des Vertilgungskriegs in keinerlei Hinsicht besser geworden ist. Wahrscheinlich wird daher der neue Souverän sich genöthigt sehen, eine Art Synode zu versammeln, um den eingerissenen Mißbräuchen Einhalt zu thun, eine allmälige Reform einzuleiten, die Verhältnisse der Kirche des freien Griechenlands zu dem Patriarchen und der Synode von Konstantinopel festzusetzen, und die Art und Weise zu bestimmen, wie es mit der Bestallung der Bischöfe und ihrer Berufung aus dem großen Seminar des Berges Athos zu halten seyn dürfte. Eben so wird es nöthig seyn, auf einige Zuschüsse für die Kirche Bedacht zu nehmen; wiewohl die türkischen Moscheen mit den ihnen zugetheilten Grundstücken vielleicht in manchen Fällen diese Fürsorge entbehrlich machen. Ob das Gewissen des Fürsten sich so weit mit der Politik vertragen werde, daß es ihm erlaubt, sich zu dem Glauben seiner neuen Unterthanen zu bequemen, wissen wir nicht; aber wir trauen ihm so viel Mäßigung und Verstand zu, daß er ihre religiösen Vorurtheile nicht beleidigen wird. Heinrich IV dachte, die Krone von Frankreich sey wohl eine Messe werth, als er zwischen Messe und Krone zu wählen hatte; Fürst Leopold ist nun zwar nicht in einer solchen Alternative, aber er wird doch einige Huldigung der Panagia und St. Spiridion nicht versagen.

Was aber auch seine Entschließung in Bezug auf diesen Gegenstand seyn mag, so giebt es einen Punkt, der in innigem Zusammenhange mit der Religion steht, und dem er nicht genug Aufmerksamkeit widmen kann — die Erziehung des Volks. Einige unsrer Philhellenen sprachen von der Nothwendigkeit Schulen und Zeitungen zu gründen schon zu einer Zeit, als die Türken noch im Lande hausten oder es mit Einfällen bedrohten und die Einwohner im Grunde Nichts zu thun hatten, als die Waffen zu führen. Capo d'Istrias hat seit seiner Ankunft in Griechenland Einiges für die Erziehung gethan; aber Zeit und Mittel waren bei ihm zu sehr beschränkt. Dieser Gegenstand sollte jetzt mit einem seiner überwiegenden Wichtigkeit angemessenen Eifer betrieben werden. Das griechische Landvolk bildet einen tüchtigen Menschenschlag, der aber durch den Druck, unter dem die Primaten oder Capitani ihn hielten, in seinem Werthe sank. Wenn noch ein Keim der Tugend vorhanden ist, so muß man denselben hier suchen; mit diesen Bauern und Hirten beginne man die Wiedergeburt der Nation, indem man in jedem Bezirke eine Schule für den Elementarunterricht errichtet; von dem guten Samen, den man auf diesem reichen Boden anbaut, lasse man die verdorbenen Sklavenseelen der höhern Stände befruchtet werden. Dann schaffe man ein Collegium, eine Universität oder ein Nationalinstitut, und Athen schaue in einem Lyceum oder einer Akademie die Weisheit seiner alten Philosophen in schönem Bunde mit der Wissenschaft der Nachwelt. Allein die erste Sorge der Regierung nehmen immerhin die physischen Bedürfnisse der Nation in Anspruch — die Heilung der Wunden, welche die Revolution schlug, und die Ausgleichung der durch den Wechsel der Herren und des Systems entstandenen augenblicklichen Mißverhältnisse. Der entsetzliche äußere und innere Krieg (plus quam civilia bella) hat in Griechenland Spuren der Barbarei auf viele Jahre zurückgelassen. Die Städte liegen in Ruinen, die Felder wüste, der Handel ist zerstört, das Geld ist verschwunden, das Heer erhält keinen Sold, die Finanzen sind in Verwirrung, die Gerichte ohne Richter, die Gesetze ohne Ansehen, und das Volk ganzer Districte irrt, fern von seinen Behausungen, heimatlos umher. Communicationen fehlen fast gänzlich: an eine Fahrstraße ist nicht zu denken, kaum giebt es hin und wieder eine Brücke. Wo soll man anfangen? Vor Allem ist von dem nachgelassenen Grundeigenthum der Türken die Schätzung zu machen und dasselbe zu theilen; das Volk muß seine Wohnsitze haben, wo es frei von dem Einflusse der Häuptlinge, unter der Herrschaft der Gesetze leben kann.

Erfüllt Prinz Leopold auch nur die Hälfte der Aufgabe, die ihm vorliegt, so ist er der besten Art von Ruhm unter seinen euro-

zäischen Mitsouveränen gewiß. Wenn er auch nicht mit den Waffen zur Unabhängigkeit seines Adoptivvaterlandes beigetragen hat, so kann er dagegen das würdige Rüstzeug werden, welches dieser Unabhängigkeit die Weihe verleiht, und so jenen höhern Preis verdienen, welchen Cicero dem Gründer weiser Institutionen vor dem Erfechter patriotischer Siege in der Parallele *) zuerkennt, die er zwischen den alten Gesetzgebern und den Feldherren der beiden berühmten Republiken zieht, welche einen Theil der Herrschaft König Leopolds bilden werden.

Erinnerungen aus Brasilien.

(Schluß.)

3. Züge aus dem Leben der Einwohner. Villa Fernalba. Eine Pantherjagd.

Am folgenden Morgen wurde ich durch das Aussehen meines Führers nicht wenig überrascht. Auf einem magern Gaul, über einem hohen spanischen Sattel, die langen, dürren Glieder in Leder gehüllt, das in einiger Entfernung einem Panzerhemd nicht unähnlich sah, auf seinem Kopf einen Hut von gleichem Stoff, und der Form nach das vollendete Conterfei von Mambrins berühmtem Helm, in der Rechten eine lange Lanze, die er aus Gewohnheit stets mit sich trug — erinnerte er lebhaft an den Ritter von der traurenen Gestalt, während der kleine Portugiese, auf einem mausfarbenen Pferd, mit zwei gewaltigen Alforga's kein schlechtes Abbild Sancho Panza's darstellte.

Wir machten gegen drei Uhr bei einer Hütte am Saum der Sandwüste der Leueros Grandes Halt. Ich hatte den Führer stark in Verdacht, daß die Ursache dieses Stillstandes keine andre war, als das außerordentliche Beiwesen eines Schmetterling-Jägers hier zum Besten zu geben. Beim Waden durch einen Bach war nämlich eines der Saumthiere gefallen, weßhalb ich meinem Diener befahl, den naß gewordenen Theil des Gepäckes an der Sonne zu trocknen. Hierunter befanden sich denn unter Anderem drei Mäntel. „Ave maria santissima!“ rief einer der Hirten, als er sie gewahr wurde, „zu einer Reise wie diese hat er drei Mäntel! wie viele muß er erst zu Haus haben!“

In China gilt eine Pfauenfeder als das höchste Zeugniß menschlicher Größe; in Brasilien zieht ein Mantel eine Schaar ehrfurchtsvoller Bewunderer um dessen Träger. Der Zeitpunkt wo der Brasilianer dieses Kleidungsstück zum ersten Mal anlegt, bildet einen eigenen Abschnitt in seinem Leben, auf welchen er stets mit wohlgefälliger Erinnerung zurückblickt. Nicht daß er übrigens mit den in Europa gewöhnlichen Ehrenzeichen unbekannt wäre! Im Gegentheil, ich kenne kein Land, wo in den letzten Jahren Bänder und Kreuze so verschwenderisch ausgetheilt wurden, als in Brasilien; und der rothe Schmuck des Bandes weicht keinem seiner Besitzer, mag dieser nun in vollem Hofkleid oder in der einfachen Haustracht sich befinden, je von der Seite; ja der Geschmückte ist auf das glänzende Spielzeug so erpicht, daß er es wahrscheinlich selbst im Bette nicht ablegt.

Mit Aufgang des Mondes zogen wir in die Wüste ein. Ein Gefühl von Verlassenheit schien über die kleine Gesellschaft zu kommen, denn instinktmäßig schlossen wir uns enger an einander an. Erhaben war das feierliche Schweigen durch diese öde Gegend. Zwischen meinem Reisegefährten und meinem Führer verstummte allmälig die bisher gepflogene lebhafte Unterhaltung, und Jeder von uns ritt in seine eigenen Betrachtungen versenkt. Eben dämmerte der Morgen, als wir die Meeresküste erreichten. Noch waren wir nicht weit an derselben hingezogen, als mir ein Haufen menschlicher Schädel und Gebeine, gebleicht von Sonne und Regen, überragt von einem roh gefertigten Kreuz, in die Augen fiel. Es war das Denkmal einer Geschichte tiefen Wehs. Ein Sclavenschiff mit mehr als vierhundert dem Unglück Geweihter hatte hier gestrandet, und alle Neger ihren Tod gefunden. „Die Armen!“ rief der Führer aus, „sie waren nicht getauft!“

Gegen Mittag erreichten wir die Ufer des Rio des Perguicas (Faulthierfluß). Wir mußten eine geraume Zeit warten, eh der Fährmann am jenseitigen Ufer uns wahrnahm, und ich war eben daran, nach einer zehn Stunden weiter entfernten Furth mich auf den Weg zu machen, als wir das Boot von drüben abstoßen sahen. Der Fährmann entschuldigte sich damit, daß er eben sein Mittagschläfchen gehalten habe, und nicht sobald hatten wir das gegenüberliegende Ufer erreicht, als er sich wieder in seine Hängematte warf. Ich ärgerte mich über die Unbekümmertheit des Kerls dermaßen, daß ich ihm drohte, ich wollte ihn aus seinem Lager reißen. „Deos e Grande!“ sagte er, und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen; wie er denn überhaupt die Natur seiner Nachbarn, der Faulthiere, ganz eingesogen zu haben schien.

Spät Abends erreichten wir die kleine Stadt Tutria am Gestade des großen Flusses Fernalba gelegen. Am folgenden Morgen miethete ich ein Boot, mich den Fluß hinauf nach meinem Bestimmungsort zu bringen. Ich langte dort endlich an und wurde von dem General-Gouverneur abermals aufs Freundschaftlichste aufgenommen. Er verschaffte mir sogleich ein Haus, wo ich fürs Erste meinen Abstand nehmen konnte. Meine Reise von Maranhan hatte vierzehn Tage gedauert, während welcher Zeit ich fast jeden Bedürfnisses beraubt war, da der Weg größtentheils durch ununterbrochene Wüsten ging.

*) Sed cum plerique arbitrentur res bellicas majores esse quam urbanas, minuenda est haec opinio. Vere autem si volumus judicare, multae res exstiterunt urbanae, majores clarioresque quam bellicae. Quamvis enim Themistocles jure laudetur, et sit ejus nomen quam Solonis illustrius citeturque Salamis clarissimae testis victoriae, quae anteponatur consilio Solonis, ei, quo primum constituit Areopagitas; non minus praeclarum hoc quam illud judicandum. Illud enim semel profuit; hoc semper proderit civitati: hoc consilio leges Atheniensium, hoc majorum instituta servantur. Est enim bellum gestum consilio Senatus ejus, qui a Solone constitutus erat. Licet eadem de Pausania Lysandroque dicere, quorum rebus gestis quamquam imperium Lacedaemoniis paratum putatur, tamen ne minima quidem ex parte Lycurgi legibus et disciplinae conferenda sunt! (De off. L. 1.)

Die Villa von Fernalba, wo ich meinen Sitz aufschlug, ist eine kleine Stadt an einem der kleinern Arme des Stromes gelegen, von welchem sie den Namen trägt; sie war sehr dünn bevölkert und so ungemein ungesund, daß ein zu gewissen Jahreszeiten ausbrechendes Fieber eben wieder die Hälfte der Bewohner weggerafft hatte. Man kann sich kein jämmerlicheres Schauspiel von Trägheit denken, als das von diesen Leuten gegebene. Am Ufer eines großen Stromes lebend, hätten sie durch gehörige Bewässerung die Wirkungen der Dürre, welche sie mit Hungertod bedrohte, leicht aufheben können, aber, wenn auch für die eigene Selbsterhaltung, die geringste Mühe auf sich zu laden, war ein Gedanke, der nicht in ihren Kopf paßte.

Von Morgen bis Abend sah ich oft den Einen oder Andern sich in seiner Hängematte schaukeln und dazu auf einer Zither klimpern. Dabei ging ihr Hochmuth über alles Maß. Kein chinesischer Mandarin treibt die Förmlichkeiten des Umgangs weiter, als die Bewohner von Fernalba. Geht man an der Wohnung eines Bekannten vorüber und ist auch nirgends Jemand am Fenster, so erfordert die Sitte dennoch, den Hut abzunehmen. Sie hatten die ausschweifendsten Vorstellungen über den Einfluß ihres kleinen Nestes auf die Schicksale der Welt. Das winzige Oertlein hatte sich kurze Zeit vorher, ohne jedoch die geringste Vorstellung von einer solchen Staatsform zu haben, zur unabhängigen Republik erklärt, welche jedoch der Schrecken vor Lord Cochranes Name schnell wieder auflöste. Es war ein Verband von Politikern da, welcher unter Anführung eines Padre Vigario, von Früh bis Abend jeder monarchischen Regierungsform in Europa den Untergang schwor.

Was mir besonders auffiel, ist das Gemisch von kunstloser Einfalt und ungeheurer Verderbniß im Charakter dieses Völkchens. Aus diesen wunderlichen Gegensätzen ragte jedoch der Gouverneur, General Semplecio Dias de Silva, hervor, wie eine griechische Säule über die rohen Hütten wandernder Araber. Gebildet auf der Universität Coimbra, vereinigte er mit einem umfassenden Verstand ausgedehnte und mannigfache Kenntnisse. Sein Vermögen war fürstlich und sein Regierungsbezirk hätte es mit jedem deutschen Fürstenthum aufnehmen können. Seine Lebensart bot einen Verein europäischer Verfeinerung mit barbarischer Pracht, der durch seine Neuheit auf den Fremden keinen übeln Eindruck machte. Wirklich war dieses Haus eine Welt in sich selbst. Mit beträchtlichen Kosten und Mühen hatte er Alles gesammelt, was zu wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Unterhaltung beizutragen vermochte. Traurig wars zu sehen, wie oft sein feiner Geschmack von den weniger ausgebildeten Fähigkeiten anderer Familienglieder durchkreuzt wurde. So stand z. B. auf einem buntschäckig gemalten Betstuhl eine herrliche französische Uhr, und neben einem sehr feinen Kupferstich von der Schlacht bei Austerlitz hing ein Schnupftuch, worauf die Schlacht bei Vimeira elend gedruckt war. In einer Beziehung übrigens ergab sich der Gouverneur selbst als ein vollkommener Brasilianer, nämlich in der Behandlung des weiblichen Theils seiner Familie, der in mehr denn türkischer Abgeschlossenheit leben mußte.

Der größte Theil meiner Zeit verstrich mir unter den Freuden der Jagd, wozu die Nachbarschaft reiche Gelegenheit bot. So voll gestopft waren die Wälder mit Wild jeder Art, daß das Schießen hier den gleichen Dienst vertrat, wie das aus dem Lager Jagen in einem wohlgefüllten Park. Mehrmals sagte mir der Gouverneur, ich würde mich durch das lange Verweilen in den Sonnenstralen einem Fieber aussetzen, und seine Verkündigung traf leider ein. Ich ward von einem so heftigen Fieber befallen, daß ich festiglich glaubte, mein Paß nach der andern Welt sei bereits ausgefertigt, und wirklich zweifle ich, ob ich jetzt noch auf dieser Welt wandelte, wenn ich nicht den Beistand des einzigen Arztes im Orte hartnäckig abgelehnt hätte.

Da ich nach meiner Wiedergenesung den Lieblingszeitvertreib gleichwohl mit nicht minderem Eifer fortsetzte, beschloß der Gouverneur, gutmüthig genug, mir eine Pantherjagd zum Besten zu geben. Begleitet von seinen Söhnen ritten wir denn früh Morgens nach einer ausgedehnten Ebne, in deren Mitte ein hoher Moorwuchs sich befand. In diesen hatten die Vaqueiros in der Nacht einen mächtigen Panther getrieben. Wir nahmen unsern Stand auf einer Anhöhe, welche eine Aussicht auf die ganze Umgegend bot. Das laute Bellen der Hunde, das wilde Geschrei der Jäger, wie sie, die Meute anhetzend, um den Saum des Sumpfgebüsches sprengten, bildeten ein sehr lebendiges Schauspiel. Aus dem Lager gejagt sprang der Panther wüthend gegen seine Feinde hervor. Der ihm am Nächsten befindliche Vaqueiro ritt auf ihn los. Es war schön anzusehen, wie er die Schlinge in der Luft schwang, und seinen muthigen kleinen Hengst ansporate, dessen weite Nüstern, feurige Augäpfel und aufrechte Mähne von seiner instinktartigen Furcht vor dem entgegenstehenden Feind zeugten. Der Panther duckte sich, um auf den Anrückenden einen Satz zu thun, aber der gewandte Gegner kam ihm zuvor, indem er schon aus einer Entfernung von vierzig Fuß die Schlinge mit sicherer Hand abschwirren ließ. Kaum war sie seiner Rechten entfahren, als das wohlgeübte Pferd bereits umwandte und über die Ebene setzend den wehrlosen Panther hinter sich herschleppte; die Schlinge war nämlich so gut geworfen worden, daß die Vorderpfote des Thieres fest an dessen Nacken gefesselt war. Die ganze Gesellschaft stürzte jetzt vorwärts, Zeuge von der Erlegung des Gefangenen zu seyn. Der Vaqueiro, im Galopp nachlassend, zog die Schnur immer näher an sich, bis der Panther nur noch wenige Schritte von ihm war, worauf er mit Windesschnelle aus dem Sattel sprang und sein breites Messer, das hell in der Morgensonne funkelte, wie der Blitz dem Thier ins Herz senkte. Höchlich ergötzte ich mich an diesem edeln, mannhaften Waidwerk, das wundervolle Gewandtheit und ungemeine Geistesgegenwart zugleich erfordert.

Der König von Westphalen.

In den eben erschienenen Memoiren eines Pagen (Mémoires et Révélations d'un Page de la Cour Impériale, Paris, 1830. 2 vols 8.) finden wir unter anderen unterhaltenden Anekdoten folgende in Bezug auf den Exkönig von Westphalen. Von seiner Erhebung zu der Fürstenwürde führte Jerome Bonaparte ein etwas leichtsinniges Leben in Paris und wurde häufig in den Theatern und

an andern öffentlichen Unterhaltungsplätzen gesehen. Er hatte eine vertraute Verbindung mit mehreren jungen Schriftstellern geschlossen, die damals eben wegen ihres Witzes und heitern Humor's en vogue waren. Am Abend, nachdem er zum König von Westphalen ernannt worden war, begegnete er zweien seiner muntern Gesellschafter, als er eben das Theater verließ. „Meine besten Freunde, sagte er, ich bin entzückt Euch zu sehen; Ihr wißt doch schon, daß ich zum König von Westphalen gemacht worden bin?" — „Ja, Sire, und erlauben Sie uns, unter den Ersten zu seyn" — „Ei, was! Ihr werdet ceremoniell, glaube ich; das möchte hingehen, wenn ich von meinem Hofe umgeben wäre; aber jetzt hinweg mit allen Formalitäten und laßt uns auf dieselbe freundschaftliche Weise mit einander umgehen und eben so frei und lustig seyn, wie bisher! und nun zum Souper!" — Jerome führte seine Freunde zu einem der besten Restaurateurs im Palais Royal. Das Trio schwatzte und lachte und sagte und that Tausend jener närrischen Dinge, welche, wenn sie ungerufen kommen, so viel Vergnügen machen. Die Conversation wurde, wie man sich denken kann, nicht ohne Wein unterhalten. Als dieser seine Wirkung zu thun anfing, sagte Jerome: „Meine guten Freunde, warum sollen wir einander verlassen? Wenn Ihr meinen Vorschlag annehmt, so begleitet Ihr mich. Du C., sollst mein Secretär seyn, und Dich P. weil Du doch ein Bücherwurm bist, ernenne ich zu meinem Bibliothekar." Der Handel war schnell geschlossen, und wurde über einer neuen Flasche Champagner ratificirt. Endlich dachte die Gesellschaft an das Nachhausegehen und rief nach der Rechnung. Jerome zog seine Börse; aber der König von Westphalen, dessen königlicher Schatz nicht immer in den besten Umständen war, fand nicht mehr als zwei Louisd'or, welche nur einen kleinen Theil der zweihundert Franken bildeten, auf die sich die Forderung des Restaurateurs belief. Die neuen Kronbeamten konnten, indem sie all ihren irdischen Reichthum zusammensuchten, nicht mehr als drei Franken aufbringen. Was war zu thun? Wo waren um ein Uhr des Morgens noch andere Hülfsmittel aufzutreiben? Endlich fand man es nöthig nach dem Herrn des Hauses zu schicken und ihn davon in Kenntniß zu setzen, wie die Sachen stünden. Dieser schien den Spaß nicht übel aufzunehmen und fragte nur nach dem Namen der Herren, welche er die Ehre gehabt hatte, in seinem Hause zu bewirthen. „Ich bin Secretär des Königs von Westphalen." — „Und ich Bibliothekar Sr. Majestät." „Vortrefflich," rief der Restaurateur, der jetzt seine Gäste als Gauner zu erkennen glaubte, „und dieser Bursch dort ist ohne Zweifel der König von Westphalen selbst." — „Allerdings," sagte Jerome, „ich bin der König von Westphalen." — Meine Herren, es beliebt Ihnen zu scherzen, aber wir werden sogleich sehen, wie dieser Spaß dem Polizeicommissär gefallen wird." — „Ums Himmelswillen," rief Jerome, dem die Sache nicht mehr recht behagen wollte, „macht keinen Lärmen! Da Ihr Zweifel in uns setzt, so lasse ich Euch meine Uhr zurück, die zehnmal so viel werth ist, als Eure Rechnung;" dabei überreichte er dem Wirth eine prächtige Uhr, die er von Napoleon zum Geschenk erhalten hatte, und auf welcher die Chiffre des Kaisers in Brillanten gesetzt war. Die Freunde erhielten hierauf die Erlaubniß, das Haus zu verlassen. Als der Restaurateur indessen die Uhr näher untersuchte, fiel es ihm ein, daß sie wohl gestohlen seyn könnte und er brachte sie daher zu dem Polizeicommissär. Dieser, der die kaiserliche Chiffre darauf erkannte, lief damit zu dem Präfecten, der Präfect zu dem Minister des Innern und der Minister zu dem Kaiser, der sich zu St. Cloud befand. Das Resultat des Ganzen war, daß an einem der nächsten Tage der Moniteur eine Ordonnanz enthielt, in welcher dem König von Westphalen befohlen wurde, sich sogleich in seine Staaten zu begeben und zugleich das Verbot, irgend eine Ernennung vorzunehmen, bevor er in seiner Hauptstadt angekommen wäre.

Dobell's Reisen in Kamschatka und Sibirien.

So wenig in Rußland auch eine Reise nach Sibirien und selbst nach dem äußersten Kamtschatka und bis nach China zu den Seltenheiten gehört, so unbekannt ist doch noch in mehr als einer Beziehung der Zustand dieser Gegenden; und die beiden Bände, „Reisen in Kamtschatka und Sibirien" (Travels in Kamschatka and Siberia, with a Narrative of a Residence in China, Lond. 1830. 2 vols. 8.), die der russische Staatsrath Dobell uns auf dem Wege der londner Presse zugesandt hat, enthalten daher neben der anziehendsten Lectüre für die große Lesewelt Vieles, was selbst dem gelehrtesten Geographen und Ethnographen neu seyn dürfte.

Der Verfasser landete an der Südspitze von Kamschatka im August 1812, durchstreifte die Halbinsel in jeder Richtung und wandte sich darauf nordwestlich nach Sibirien, und von hier nach China und Rußland. Ein Anhang enthält Notizen von einem frühern Besuche in China, im Jahr 1798, aus denen wir im Verfolge unsern Lesern einige Züge mitzutheilen denken. Besonders interessant war uns die Nachricht von Kamschatka, die über jeden einigermaßen wichtigen Gegenstand in das genaueste Detail geht. Die Hauptstadt St. Peter und Paul liegt an einer herrlichen Bai, welche die vereinigten Flotten von ganz Europa mit der größten Bequemlichkeit aufnehmen könnte; die hohen Bergkegel, welche dieselbe umgeben, scheinen erloschene Vulkane zu seyn und gewähren von der See aus die malerischesten Ansichten. Aus den zahlreichen Erdhügeln, künstlichen Höhlen und ähnlichen Spuren, die man überall in Kamschatka findet, schließt der Verf., daß das Land in frühern Zeiten sehr stark bevölkert gewesen sey. Gegenwärtig ist bekanntlich gerade das Gegentheil der Fall, obwohl an Wild und Fischen, Wäldern, Holz und wahrscheinlich auch an werthvollen Mineralien der größte Ueberfluß vorhanden ist. Die Breite der Halbinsel ist dieselbe, in welcher Großbritannien liegt; und alle Lebensbedürfnisse finden sich in solchem Ueberflusse, daß selbst eine Armee nicht nöthig hätte für morgen zu sorgen. „Ich war wirklich überrascht," sagt Dobell, „durch die unermeßliche Menge von Fischen, die ich sah; so wie der Fluß mit lebendigen, so waren die Ufer mit todten und halbtodten Lachsen überfüllt. Als wir über einen kleinen Arm des Flusses setzten, gerade ehe wir zu dem Hause unsers Wirths kamen, fanden wir den Lachs darin so dick aufgehäuft, daß unsere Pferde ihn beinahe aus dem Wasser gescheucht hätten. Von der Menge der Fische in Kamschatka kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Alles, Menschen, Hunde, Bären, Wölfe, Füchse Zobel, Raubvögel, fast ausschließlich von ihnen lebt." Ueberall hat der Verfasser auf seinen Streifzügen „Fisch und Wild wie gewöhn-

lich;" und gelegentlich kommt hiezu wohl noch ein treffliches Stück von einer Gemse (mountain sheep), welches unendlich delicater ist, als alles Wildpret. Diese Gemsen sind nicht ganz so groß, wie das Rennthier; aber bei Weitem flüchtiger; sie erklimmen Felsgipfel, wohin Niemand ihnen folgen kann. Das Gras steht außerordentlich hoch; und der Verf. sah die schönsten Korn-, Gerste-, Hafer-, Kartoffel- und Gemüse-Felder; während unermeßliche Wälder und Savannen mit Schafen, Rehen und andern Thieren, unter denen man freilich Wölfe und Bären nicht vergessen darf, gefüllt waren. Um sich für den Winter vorzubereiten, werden im Herbst Victualienvorräthe aufgehäuft, die unsern Reisenden in Erstaunen setzen. So hatte ein Hausvater, nebst seinen Söhnen, bloß zwölf Bären, eilf Gemsen, mehrere Rennthiere, eine große Menge Gänse, Enten, Schwäne und Phasanen erlegt. „Im November, sagte er, werden wir noch eine Anzahl Hasen und Rebhühner bekommen, und vor Kurzem habe ich ein Tausend frische Lachse gefangen, die ich für den Winter aufbewahren will." Die Häuser sind indessen sehr roh, fiaster, schmutzig und räucherig und wimmeln von Ungeziefer aller Art; die Einwohner leiden beständig an Pocken, Fiebern, Lustseuche und jener verderblichsten aller Seuchen, dem Genuß hitziger Getränke, wodurch die Bevölkerung fortwährend decimirt wird.

Ein eben so umständlicher und nicht weniger interessanter Bericht wird uns über Sibirien gegeben, dessen Verwaltung bei unermeßlichen völlig unbenutzten Hülfsmitteln merkwürdig schlecht seyn muß. Rußland scheint eine besondere Vorliebe dafür zu haben, Städte auf Punkten anzulegen, wo tausend natürliche Hindernisse entgegen stehen, die es unmöglich machen, daß sie je in Aufnahme kommen. So fügt Dobell, nach einer ausführlichen Beschreibung von Ochotsk mit seinen Arsenalen, Docken u. s. w. hinzu: „Ich halte diesen Ort für völlig ungeeignet zu einem Seearsenal, da ihm die erste und wichtigste aller Bedingungen — ein guter Hafen fehlt." Von Ochotsk geht Dobell nach Jakutsk, wo er eine Colonie von Verbannten beschreibt, die wohlauf zu seyn schienen, gute Wohnungen und Ueberfluß an Vieh nebst Wild und Fischen hatten. Aber Jakutsk, die Hauptstadt der zweiten Provinz von Sibirien, ist in der kältesten und rauhesten Gegend des ganzen Landes angelegt! Dobells chinesischer Bedienter war indeß mit dieser Stadt ungemein zufrieden; denn sie war voll von Schweinen, und „der Chinese hat eine verächtliche Meinung von jedem Lande, das nicht hinreichend mit Schweinen versehen ist." Die Honoratioren von Jakutsk haben treffliche Fenster von Glas; die Armen müssen sich dagegen statt derselben mit den durchsichtigen Eingeweiden von Bären und Seehunden behelfen. Zu Irkutsk fand Dobell ein äußerst zweckmäßiges System in der Behandlung der Sträflinge und Verbannten angewandt; und es tritt hier der seltene Fall ein, daß die Strafanstalten, statt dem Staate Etwas zu kosten, ihm nicht unbedeutende Summen einbringen. Die Reflexionen, mit denen der Verf. von Sibirien Abschied nimmt, sind sehr einsichtsvoll und verständig; doch möchten einige derselben außerhalb den Grenzen des Zarenreiches sich wenig Billigung versprechen dürfen.

Scheltema über die niederländische Geschichtschreibung.

Es ist bekannt, daß im Jahre 1826 von der niederländischen Regierung eine Aufforderung an alle Geschichtsfreunde erging, eine ausführliche Skizze von einem Entwurf zu liefern, nach welchem die Geschichte der gesammten Niederlande aus den Quellen dargestellt werden könnte; die beste Abhandlung sollte dem Verfasser das ehrenvolle Amt als Geschichtschreiber des Reiches, anstatt des verstorbenen Gelehrten Stuart, bringen. Fünf von den vierzig eingesandten Abhandlungen, nämlich die der HH. Beijerman, Groen vom Prinsterer, de Jonge, Roijaards und Scheltema wurden gekrönt, indem sie nach dem Bericht einer dazu angeordneten Commission eine Belobung von Seiten des Königs und eine goldene Ehrenmedaille empfingen. Ein Geschichtschreiber des Reiches wurde indessen nicht ernannt; und die gekrönten Abhandlungen blieben dem Publikum unbekannt, bis zu Ende des vor. J. Scheltema zuerst seine Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenis der Nederlanden (Te Haarlem, 1829. 8) an das Licht gab. Scheltema, der Veteran der niederländischen Literatur, ist durch sein Staatkundig Nederland, seine Schriften über Hooft und Tesselschade, sein Mengelwerk (Vermischtes), sein Rusland en de Nederlanden und so manches Andere als einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Geschichtsforscher seines Vaterlandes bekannt; den Entwurf, welchen er für die Bearbeitung seiner vaterländischen Geschichte aufstellte, können wir indessen nicht billigen, da das Jahr 1515, mit welchem er dieselbe beginnen will, uns eben so wenig zum Anfang, als die Vereinigung von Holland mit dem französischen Kaiserreiche im J. 1810 zum Ende geeignet scheint. Außerdem sollen von dem Jahr 1581 an, als dem ersten Jahre der niederländischen Freiheit, die westlichen Provinzen ausgeschlossen werden, während diese doch an der utrechter Vereinigung gleich den östlichen Theil hatten, und ihre spätere Trennung zuletzt doch — wenn auch erst nach zwei hundert und dreißig Jahren — durch die Errichtung des Königreiches der vereinigten Niederlande wieder aufgehoben wurde.

Carporama.

Der Franzose Robillard d'Argentelle, Capitän bei der Expedition, die im Jahr 1802 nach Isle de France abging, beschäftigte sich 25 Jahre damit, die merkwürdigsten Pflanzen und Früchte der Tropenländer zu modelliren. Leider nahm er das Geheimniß seines Verfahrens mit in das Grab; aber seine in ihrer Art einzige Sammlung kam glücklich über das Meer. Sie besteht aus 1200 Pflanzen, die ganz oder theilweise in natürlicher Größe und mit einer solchen Wahrheit dargestellt sind, daß das Aug eines geübten Botanikers dazu gehört, um sie von wirklichen zu unterscheiden. Dem Studium der Pflanzenkunde leisten diese Abbildungen bessere Dienste als jede noch so genaue Beschreibung oder Zeichnung; Dieß hat auch die Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 10 August 1829, wo sie sich über diese Sammlung Bericht erstatten ließ, anerkannt. Man findet hier den Cacaobaum von Guyana und den Mango von Malabar, den Zimmtbaum von Ceylon und den Lotus von Japan — kurz die edelsten und seltensten Repräsentanten des Pflanzenreichs welche man in Europa mit aller Mühe nie acclimatisiren kann.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 145. 25 May 1830.

Jovellanos.

Nach seinem Leben und seinen Schriften *).

Gaspar Melchor de Jovellanos ist als Schriftsteller, Staatsmann und Patriot einer der ausgezeichnetsten Männer des neuern Spaniens, und als solcher so allgemein anerkannt, daß der Torymann Dr. Southey eine Lobrede auf ihn schrieb, während der freisinnige Lord Holland seine Büste neben die des großen Fox stellt und sich rühmt, sein Freund gewesen zu seyn. Jovellanos war der erste Beförderer des Geschmacks für die Wissenschaften, der unter der Regierung Karls III einen so mächtigen Impuls erhielt, und büßte seinen Eifer für die Aufklärung seiner Mitbürger, seine Unbestechlichkeit und seine wissenschaftliche Thätigkeit unter der Despotie des unwissenden, anmaßenden Friedensfürsten, der Karls IV Indolenz und der Königin Schwäche benutzte, um die sich entfaltende Blüte der spanischen Civilisation zu ersticken. Er war es, der mit hohem Muth die französische Usurpation bekämpfte, die Kräfte des Widerstandes stählte, und den heiligen Krieg der Unabhängigkeit zur Volkssache machte. Seinen Anstrengungen und seiner Beredsamkeit gelang es, in seinen Landsleuten das Bewußtseyn zu wecken, daß sie nicht bloß die geschändete Würde der Nation zu rächen hätten, er zeigte ihnen die Bahn, auf der sie auch die Freiheit, die ein dreihundertjähriger Despotismus zu Boden getreten, wieder erkämpfen könnten. Die Natur hatte ihn geistig und leiblich so reich begabt, daß seit dem ersten Wirken des Jünglings bis auf die letzten Stunden des hochbetagten Greises jeder Schritt, den er that, ein Fortschritt, jeder Versuch ein Gewinn für die Wissenschaft, jede Unternehmung ein Triumph der Wahrheit über den Irrthum, der gründlichen, gemeinnützigen Bildung über eitle, prunkende Gelehrsamkeit war. In Allem, was er entweder aus eigenem Antriebe oder auf Veranlassung der Regierung oder der gelehrten Gesellschaften, denen er angehörte, begann, erscheint er als ein Mann von fruchtbarem und vielseitigem Geiste, der vor keinen Schwierigkeiten zurücktritt. Voll von dem Gedanken an den Ruhm seines Volkes rügte er mit unerbittlicher Strenge das Laster und die Schwäche, aber verzweifelte nie an der Heilung derselben.

Die Spanier sind weder so unwissend, noch so vorurtheilsvoll, als man sich gewöhnlich auswärts einbildet, noch fehlt es ihnen an der sittlichen oder geistigen Fähigkeit, mit dem raschen Fortschreiten europäischer Gesittung gleichen Schritt zu halten; doch sind sie, wie viele von ihnen selbst zugestehen, meist von ihrem ehemaligen Glanze zu sehr verblendet, als daß sich ein gehöriger Nacheifer bei ihnen einstellen könnte; gar zu gern glauben sie, alle neuere Weisheit sey schon in den ehrwürdigen Reliquien ihrer Vorzeit enthalten; man hört sie daher oft klagen, daß die vorhandenen Schätze von ihren Landsleuten zu wenig benützt, und in dem Auslande unbekannt seyen; selten aber lassen sie sich auf eine kritische Beurtheilung oder auch nur eine Nachweisung dieser gepriesenen Herrlichkeiten ein. Wirklich ist in Spanien dieser höchst wesentliche Theil der Literatur — eine gesunde Kritik — aufs Kläglichste vernachlässigt. Eine vollständige Herausgabe der Werke*) von Jovellanos würde daher schon aus diesem einzigen Grunde die größte Wohlthat für Spanien seyn. Allein Jovellanos ist auch der vollendetste Meister der schönen kastilischen Sprache, giebt ihr all jene ciceronische Rundung, deren sie fähig ist, einen Reichthum, Wohllaut, eine Beugsamkeit und Reinheit, daß seine Werke auch deßhalb in Aller Hände zu seyn verdienen; um so mehr, da eine der Haupt-

*) Noticias historicas de D. Gaspar Melchor de Jovellanos. Consagradas a sus respetables cenizas. J. M. de A. M. Palma 1812.
Memorias para la vida del excelentisimo Sennor D. Gaspar Melchor Jovellanos y noticias analiticas de sus obras. Por D. Juan Augustin Cean Bermudez. Madrid, 1814.

*) Manche dieser Schriften sind selbst in Spanien selten, ob man ihnen hier gleich nicht die Ehre angethan hat, wie zu Rom, daß man sie verbot, z. B. Memoria sobre las diversiones publicas 8. Madrid, 1812. Elogio de Carlos III, 12mo Madrid, 1789. Elogio de Don Ventura Rodriguez ilustrado con notas, 12mo, Madrid, 1790. Informe en el Espediente de la ley agraria, 4to, Lerida, 1815. Carta historicoartistica sobre el edificio de la Lonja de Mallorca, 8vo, Palma, 1812. Memorias historicas sobre el Castillo de Bellver en la isla de Mallorca, 4to, Palma, 1813. Memoria de Jovellanos a sus compatriotas, 2 vol. 4to, Corunna 1811. El Delinquente honrado, Comedia, 12mo, Madrid, 1803.

ursachen der Unwissenheit unter den niederen Volksklassen der Spanier darin besteht, daß außer einigen Gebetbüchern (Catechismo del P. Astete, gerzizio cotidiano, Anno Christiano) kein allgemein lesenswürdiges Buch in ihren Bereich gelangt.

Jovellanos kam in Gijon in dem Fürstenthume Asturien zur Welt. Er stammte aus einer edeln Familie und war Erbe eines mäßigen Vermögens. Obgleich anfänglich für die Theologie bestimmt, entschied er sich später auf den Rath seiner Freunde und seines Oheims, des Herzogs von Cosada, von welchem er auch bei Hof eingeführt wurde, für die Rechtsgelahrtheit. Nach Vollendung seiner Elementarstudien zu Gijon, begab er sich auf die Universitäten Oviedo, Avila und Alcala, wo er zuerst Colegiale ward. Vierundzwanzig Jahre alt wurde er bei dem Gerichtshofe zu Sevilla angestellt, wo ihm, wie er selbst bekennt, der erste Strahl jenes wissenschaftlichen Lichtes aufging, das er später über ganz Spanien leuchten ließ. Von Sevilla, wird erzählt, mußte er sich einmal in die Hauptstadt begeben, um die Befehle des Präsidenten des castilischen Rathes, des berühmten Conde de Aranda, zu empfangen. Als der Minister die muntere, jugendkräftige Gestalt des neuen Richters und die üppige Fülle seines Haares sah, fragte er ihn: „Haben Sie keine rothe Perücke, um sich damit gleich den andern Räthen zu behelmen? Aber nein, Sie sollen mir Ihr Haar nicht abschneiden; ich verbiete es Ihnen. Lassen Sie es nach der Form der pariser Parlamentsglieder zustutzen, während Ihre Collegen eine Sitte beibehalten, die ihrem Staatsrock nicht mehr Würde giebt.“ Jovellanos war, sagt Bermudez sein vieljähriger unzertrennlicher Freund, mehr über als unter der mittlern Größe; von leichter Gestalt, mit aufrechtem Haupte, schönem, blühendem Gesichte, lebhaften Augen, wohlgeformten Beinen und Armen, Hände und Füße gleich denen einer Frau, sein Gang natürlich und fest, obgleich ihn Einige geziert finden wollten; er war reinlich und zierlich in seinem Anzuge, mäßig in seiner Diät, höflich und leutselig im vertrauten Umgang, den er durch eine wohllautende Stimme und ein gefälliges Conversationstalent noch angenehmer machte; er war edelmüthig, prachtliebend, und selbst verschwenderisch, so weit es seine Mittel erlaubten, religiös ohne Vorurtheil, launig, aber ohne Bosheit, ein Freund der Wahrheit, Ordnung und Gerechtigkeit, fest in seinen Entschlüssen, aber mild und gütig gegen seine Gegner, dankbar gegen seine Wohlthäter, unermüdlich im Studiren und ausdauernd in Ertragung von Beschwerden. Freundschaft kann man seine herrschende Leidenschaft nennen, welcher sich alle andern in der Brust dieses bewunderungswürdigen Mannes unterordneten. Mehrere seiner Werke, besonders aber die Denkschrift an seine Mitbürger, enthalten wahrhaft begeisterte Stellen, wenn er auf Freundschaft oder Dankbarkeit zu sprechen kommt. Hier scheint sich der ganze Adel seiner Gesinnungen auszudrücken, von all dem Pathos, der Majestät und der göttlichen Beredsamkeit belebt, deren die kastilische Sprache empfänglich ist. Sein Leben war ein beständiges Muster von Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung und unbedingter Aufopferung für das Wohl seiner Mitmenschen und die Fortschritte der Aufklärung. In Sevilla wollte er die mit seinem Amte verbundenen Sporteln nicht annehmen und es bedurfte der Autorität des Präsidenten, ihm diese edle Neuerung abzurathen, zu der keiner seiner Amtsgenossen Lust bezeugte. Was er durch sparsamen Haushalt erübrigte, verwendete er auf die Beförderung des Instituto Asturiano und anderer gemeinnützigen Anstalten. Zum Repräsentanten von Asturien in die Centraljunta gewählt, verzichtete er auf den damit verbundenen Gehalt zu Gunsten des Provincialfonds für die Bekämpfung der französischen Invasion. Kurz nach seinem Rücktritt von diesem wichtigen Amte hatte er nicht die nöthigen Reisekosten von Cadix nach Asturien und nahm 12,000 Realen von einem alten, treuen Diener an, der ihn niemals verlassen hatte. Und doch sehen wir diesen tugendhaften und unbestechlichen Patrioten mit in die wider die Centraljunta erhobene Unterschleifsanklage eingeschlossen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortsetzung.)

Die Beschaffenheit des Landes machte den Berg- und Inselschotten eine außerordentliche Frugalität nothwendig, und man hat gesehen, daß sie für eine lange Reise durch öde Gegenden statt alles andern Mundvorraths bloß einen kleinen Sack mit Rockenmehl mitnahmen, welches sie in Quellwasser zergehen ließen und das ihre einzige Nahrung war. Eben so nehmen die Araber und Mauren nur einige Handvoll von ihrem Kuscus mit, wenn sie mehrere Tagereisen durch die Sandwüste machen wollen; ebenso die griechischen Seeleute auf ihre langen Seereisen bloß trockne Oliven und etwas Schiffszwieback oder höchstens getrocknete Fische, kein Pökelfleisch oder geräuchertes Fleisch. Sie genießen überhaupt sehr wenig Nahrung und können lange hungern und dürsten. Dieselbe Mäßigkeit besitzen auch die Mainoten und andre Griechen. Aus schlechtem Gerstenbrod, Ziegenkäse, Wasser und Oliven besteht ihre ganze Tafel. Ein Fremder kann gar nicht bei ihnen ausdauern, er würde bald ganz verkommen und abzehren.

Die Bergschotten haßten auch sehr die Weichlichkeit und Bequemlichkeit; wenig Völker brachten es darin weiter als sie. Cameron von Lochiel schlief mit seinem Gefolge auf dem bloßen Schnee. Das aus Schnee geballte Kopfkissen seines Enkels stieß er zornig mit dem Fuße hinweg. Ein so thätiges Leben entwickelte in ihnen den energischen Charakter, der die kriegerischen Völker auszeichnet, während die intellectuelle Ausbildung freilich sehr zurückblieb. Gleiche Abhärtung findet man bei den Soulioten und Moreoten mehr als bei den übrigen Griechen. Sie schlafen meist nur auf dem harten Boden in den Mantel gehüllt, ohne sich auszukleiden und nie in einem Bett. Davon melden Chandler, und besonders die Philhellenen Müller, Dannenberg, Lieber, Lassen u. a. in ihren Reisebeschreibungen häufig. —

Ein Beispiel von Trotz, Unerschütterlichkeit und Treue ist Folgendes. Der Graf Morap nahm zweihundert Gefangene.

Auf dem Schaffott bot er ihnen Gnade an, wenn sie den Aufenthaltsort ihres Anführers nennen wollten. Sie weigerten sich standhaft. Aehnliche Beispiele von Verachtung des Todes kommen oft bei den Sulioten vor. Man erinnere sich des Photo Giavella, der schönen Chaido ꝛc. Wie viele Griechen wählten nicht auch aus Anhänglichkeit an ihren Glauben lieber einen schmerzhaften Tod, als daß sie zum Mohammedismus übergingen! Helden und Heldinnen, wie Flora Macdonald, die als Mädchen von 24 Jahren den Prätendenten Karl Edward 1746 mit Lebensgefahr rettete, oder wie Roderick Mackenzie, der sich für ihn ausgab und daher ermordet wurde, nach der verlorenen Schlacht bei Culloden, oder wie Mac Kennedi, der bei einer andern Gelegenheit den Prinzen rettete, solche Helden findet man wieder in Bobolina, Chaido, Konstantin Kanari, Kapitän Georg.

Feldarbeit und Ackerbau half den Hochschotten Nichts, denn oft zerstörte ein plötzlicher Ueberfall eines feindlichen Stammes die Frucht eines jahrelangen Fleißes. Daher wurde das Land wenig oder gar nicht bestellt. Gerade so ging es in dem Gebiet her, wo Ali Pascha regierte, aber auch in Morea und anderswo. Daher so wenig Ackerbau in Griechenland.

Wenn man nach den beständigen Beraubungen des Niederlandes und feindlicher Stämme auf den Charakter der Gäles schließen wollte, so könnte man sie leicht als Räuber ohne alles Gesetz, und ohne Achtung vor dem Eigenthumsrecht ansehn. Allein so verhält es sich nicht. Der Diebstahl im eigenen Familienstamm wurde strenge bestraft. In dieser Beziehung zeigt sich neben einiger Aehnlichkeit einige Verschiedenheit bei den Griechen. Diese ließen im Befreiungskrieg von 1823 einen Verräther öffentlich auf der Insel Hydra lebendig verbrennen; aber leider wurden Mord, Diebstahl und kleinere Vergehen seltener geahndet. Fürst Maurokordato wollte in Mesolongi einen Sulioten zur Rechenschaft ziehen, der einen andern Griechen ermordet hatte. Die übrigen 700 Sulioten schützten ihn vor der Strafe — wieder ganz der hochschottische Parteigeist und Familienschutz, den wir in geringerem Grade Nepotismus nennen, oder, wenn er sich auf einzelne Personen bezieht, Egoismus. Etwas Aehnliches ist der Spheterismus.

In dem nunfolgenden Zug erblicken wir wiederum eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den nordischen Hochschotten und den südlichen Griechen: Die Unwissenheit der Gäles war nicht die Folge einer geistigen Erstarrung und Verstocktheit, denn der Gäle zeichnet sich nicht nur durch Scharfsinn und Klugheit aus, sondern er hat auch eine Begierde zu lernen und neue Ideen sich anzueignen, welche ihn antreibt, alle Fremde, die ihm begegnen, eifrigst auszufragen; es fehlte ihnen bloß an Unterricht; die Einrichtung von Pfarrschulen war noch sehr unvollkommen, wenn es anders deren schon gab. Es hielt natürlich schwer, die kriegerischen Gewohnheiten der Hochschotten mit der Geduld und Ruhe der Studien zu vereinigen. Auch war die gälische Sprache bloß eine geschriebene und gesprochene, nicht eine gedruckte Sprache; kaum erst seit fünfzig Jahren hat man angefangen, eine gälisch gedruckte Bibel dort auszutheilen. Die seltsame Orthographie fördert das Lesen dieser Sprache eben nicht. Es gab vor Kurzem genug Schotten, die das Gälische als ihre Muttersprache sprachen, die es aber nie lesen lernten. Seit der Veränderung in der Verwaltung von Hochschottland ist es den Bemühungen der hochländischen Gesellschaft (highland society), des Vereins zur Verbreitung des Christenthums, und der wohlunterrichteten Geistlichkeit gelungen, jene Hindernisse großentheils zu beseitigen: so daß heutzutage kein Dorf in den Gebirgen ist, wo die Kinder nicht Gälisch lesen und schreiben lernen, und die heil. Schrift ist in den Händen aller Hochländer. Alles wie bei den jetzigen Griechen! Die neugriechische Sprache war ebenfalls bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum mehr als eine gesprochene Sprache; nur äußerst Wenig war darin gedruckt *). Aber da begann der Streit über den Vorzug des Neu- und Altgriechischen zum Behuf der Volksbildung. Den Eifer der hochländischen Gesellschaft kann man vergleichen mit dem rühmlichen Streben der gelehrten gräkodacischen Societät der Wissenschaften in Bukarest unter dem Patrioten Ignatios, die nachher in Wien den Logios Hermes herausgab. Ein ähnlicher Verein war die Hetärie der Philomusen in Wien, die 1814 entstand, und sehr viel nützte. Ein großer Theil der griechischen Geistlichkeit besaß wenigstens gelehrte theologische Kenntnisse, war aber leider nicht aufgeklärt. Die schottische Empörung von 1745 läßt sich vergleichen mit der griechischen von 1770 in Morea, die auch so unglücklich endete; nur fehlte natürlich der Prätendent.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Fehden.

1. Klaproth gegen Davis und Morrison.

Klaproth fährt fort als rüstiger Streiter gegen jede literarische Anmassung. Dieß Mal gilt es zwei englischen Sinologen. Bekanntlich hat Hr. Davis, derselbe, welcher das in China erscheinende Canton-Register redigirt, vor einiger Zeit eine englische Uebersetzung des chinesischen Drama Han-kung-tsiu (vergl. Ausl. vor. J. Num. 233 und 237) herausgegeben; diese Arbeit unterwarf Klaproth im Juliheft des N. Journal asiatique einer Kritik, welcher Hr. Davis in der Vorrede zu seinem neusten Werk, der Uebersetzung des Romans Hao chiu tschhuan oder die glückliche Verbindung (S. Ausl. v. J. N. 363) zu widerlegen sucht. Dagegen tritt Klaproth im Aprilheft des neuen asiatischen Journals abermals auf: er führt hier namentlich an, daß Davis jenes Drama nur ausgezogen habe; der Text des Originals bestehe aus etwa 6800 Charakteren; die Uebersetzung gebe nicht mehr als 4,100, und wolle Jener sich damit entschuldigen, daß die ausgelassenen Stellen bloße Wiederholungen wären, so sey Dieß nicht wahr. So weit war der Streit bloß zwischen Davis und Klaproth. Nun hatte aber Letzterer sich einige bescheidene Zweifel gegen die Vortrefflichkeit von Morrisons großem lexikalischem Werk erlaubt; damit beleidigte er den englischen Stolz, wofür ihm Davis mit der Beschuldigung einer unsinnigen Wuth dient, die ihn dergestalt verblende, daß er sich einbilde, der Aufenthalt in China

*) Die vielen neugriechischen Handschriften des Mittelalters hat Ducange angezeigt.

habe in Bezug auf das Studium der chinesischen Literatur vor dem in Paris Nichts voraus. Dagegen bemerkt Klaproth wieder: Die Art, wie die Engländer in Macao und Kanton Chinesisch lernen, laufe in der Regel darauf hinaus, daß sie einen jungen Gelehrten, zuweilen einen Sieu-Thsai (baccalaureus) in ihre Dienste nehmen, um unter seiner Leitung ihre Studien zu betreiben. Manche, die das Glück hätten, einen geschickten Lehrer zu bekommen, machten denn wohl auch in der Kenntniß der chinesischen Literatur bedeutende Fortschritte. Zu diesen zähle er den Uebersetzer des chinesischen Strafgesetzbuches Sir Georg Thomas Staunton und Hrn. Manning. Andere aber, wenn sie auch Chinesisch sprechen lernten, brächten es doch nicht zum Verständniß der in ideographischen Charakteren geschriebenen Schriftsprache, die unendlich schwerer sey. Zu den letztern gehöre Morrison, der unmöglich der Verfasser des unter seinem Namen erschienenen Lexicons seyn könne.

Die ostindische Compagnie hatte 12,000 Pf. St. für die Ausgabe eines vollständigen chinesischen Wörterbuchs ausgesetzt, wobei das des Kaisers Chang-hi zum Grund gelegt werden sollte. Dr. Morrison, seit dem J. 1807 Missionär in Kanton, wo sich übrigens seine Wirksamkeit darauf beschränkte, daß er die heilige Schrift und Erbauungsbücher — bis zum J. 1818 in 140,249 Exemplaren — vertheilte und zuweilen vor Einer oder zwei Personen bei verschlossenen Thüren predigte, übernahm die Arbeit; er gilt in England für einen vollkommenen Kenner des Chinesischen und noch in den letzten Tagen des Februars von diesem Jahr erklärte Hr. Majoribanks vor dem mit der Untersuchung des englisch-chinesischen Handels beauftragten Parlamentsausschusse, der Doctor spreche Chinesisch wie Englisch und sein Wörterbuch sey bei den Japanesen (die sich derselben Schriftzeichen bedienen, wie wohl sie eine verschiedene Sprache reden) in allgemeinem Gebrauch. Nach Dem zu urtheilen, was Klaproth heraus hebt, scheint nun allerdings dieses gepriesene Werk nach der in England gewöhnlichen Manufakturmethode entstanden zu seyn, ohne daß Morrison eigentlich in die Geschichte und Literatur von China eingeweiht gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Schreiben des Kronprinzen von Persien an die asiatische Gesellschaft in London.

In einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London legte der Präsident vor Kurzem zwei Briefe von Abbas Mirsa, dem persischen Thronerben, vor, in welchen dieser Prinz für das Diplom eines Mitgliedes der Societät, welches ihm von Sir John Malcolm im Jahr 1827 persönlich überreicht worden war, seinen Dank ausspricht. Die Uebersetzung lautet wie folgt:

Erster Brief.

„Den edeln, durch Weisheit und Tiefe berühmten Männern, welche mit Erfolg den Pfad der Wissenschaft erklimmen, Mitgliedern der Königlich-asiatischen Societät in London.

Wir geben denselben freundschaftlich Nachricht, daß Uns der Brief zugekommen, welchen Sie Uns geschrieben haben; daß Wir denselben mit freundlichem Auge gesehen und daß selbiger, als Denkmal der Wissenschaft und Weisheit, Uns ein lebhaftes Vergnügen verursacht hat, weil Die, so ihn geschrieben, als die weisesten unter den Menschen bekannt sind. Wir haben ein größeres Vertrauen zu Uns selbst gefaßt, da wir erfuhren, daß Unser erhabener Name mit Ehrfurcht in der Societät genannt werde, und auf eine Unserem Rang entsprechende und geziemende Weise eingeschrieben sey in die Verzeichnisse der Königlich-asiatischen Societät. Wir hoffen, daß Unsere Handlungen in Zukunft die Lobsprüche und die Billigung dieser Männer erfahren werden, welche berühmt sind durch Weisheit und Gerechtigkeit. Denn so sind Wir stets gewesen und so wollen Wir verbleiben; das ist Unser heißester Wunsch. Wir können mit Wahrheit versichern, daß eine Landeserweiterung Uns nicht so großes Vergnügen gemacht haben würde, als Wir bei Erhaltung Ihres Briefes empfanden; und nach den herzlichen Gesinnungen, welche Sie gegen Uns ausdrücken, wird es immer mit einem wahren Vergnügen, einer wirklichen Herzensbefriedigung geschehen, daß wir Uns fürderhin als Mitglied der Königlich-asiatischen Gesellschaft betrachten. Die Wahl, wodurch Sie Uns zu Ihrem Mitglied gemacht haben, wird für Uns noch ein Sporn seyn, Unsere Wissenschaft zu vermehren.

Wir ersuchen Sie, stets von Uns in Ihren Versammlungen zu sprechen, wie es Ihre Weisheit und Gerechtigkeit eingeben wird, und Wir ermahnen Sie, die Rechte der Freundschaft und Verbindung, die Sie uns geboten haben, stets unbefleckt zu erhalten. In Folge dieser Freundschaft können Sie drauf rechnen, daß Unser Wohlwollen Sie niemals vergessen wird. Mögen Sie Uns, in Anbetracht der freundschaftlichen Neigung Unseres Herzens zu Ihnen, mit Ihren Wünschen und Aufträgen bekannt machen.

Datirt vom Ramasan 1245 (1828).

Zweiter Brief.

Es freut Uns zu schreiben und zu versichern, daß, obwohl Wir die Mitglieder der Königlich-asiatischen Societät niemals gesehen, Wir oft deren Lob vernommen haben. Wir hegen über Alles den Wunsch diese Versammlung zu sehen, obschon Wir wissen, wie schwer auszuführen dieser Wunsch ist. Die edelste Eigenschaft, deren ein Mensch theilhaftig seyn kann, ist die Weisheit. Die, welche mit Weisheit ausgerüstet sind, stehen über dem sonstigen Menschengeschlecht, und von allen Dingen, aus welchen ein Mensch Vortheil zu ziehen vermag, giebt es kein köstlicheres, als den Beifall und die Freundschaft der Weisen. Aus diesem Grund haben Wir mit großem Vergnügen ersehen, daß Unser Name mit Ehre und Achtung in der Versammlung ausgesprochen worden, und um die Freude Unsres Herzens auszudrücken, haben Wir diese wenigen Zeilen geschrieben, noch außer Unserm ersten Briefe, und haben ein kleines Stück Zobra beigefügt, damit die Societät den Duft Unsres Wohlwollens atme, und deren Glieder gewiß seyen der besondern Achtung, welche Wir für dieselben hegen.

Major James Rennell.

Dieser kürzlich verstorbene Gelehrte, welche die Engländer ihren Danville nannten, machte sich zuerst durch die Herausgabe seiner Reise in Hindustan und eine Denkschrift über die Karte von Indien bekannt. Später verdankte man ihm ein Werk über die Geographie Herodots und zuletzt noch eine Abhandlung über den Rückzug der zehntausend Griechen; die Geographie bereicherte er hauptsächlich durch die vielen scharfsinnigen Bemerkungen, womit er die Reisewerke Hornemanns, Houghton's, Mungo Parks ꝛc. begleitete.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 146. 26 May 1830.

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Fortsetzung.)

Der Grieche ist gleichfalls unwissend, aber dabei klug und fein, ja noch listiger als der Schotte, dann auch eben so lernbegierig und bildungsfähig. Das Neugriechische ist auch durch eine seltsame Orthographie entstellt und somit erschwert, besonders die Provincialdialekte wie z. B. in Kreta, und das Tzakonische in Maina. Manche gebildete griechische Kaufleute können ebenfalls nur schwer ihre Landessprache lesen. Im Jahr 1812 bis 1813 wurde die lancasterische wechselseitige Lehrmethode auf der hohen Schule oder dem Gymnasium zu Edinburgh eingeführt, jedoch mit den nöthigen Modifikationen, und demnächst auch durch den Rektor Hrn. Pillan auf den Unterricht des Lateinischen, Griechischen und der Geographie angewandt. Der Erfolg hat die Erwartungen übertroffen; die Kenntnisse haben sich gründlicher eingeprägt, als nach der alten Methode, auch zeigt sich mehr Wetteifer unter den Zöglingen *). Ungefähr in denselben Jahren wurde auch in der Türkei die wechselseitige Methode eingeführt, wie z. B. in Jassy ganz vorzüglich durch den Griechen Kleobulos. Wahrscheinlich ist sie hier ebenfalls auf das Studium der griechischen Sprache angewandt.

Die Unwissenheit erzeugt Leichtgläubigkeit; diese und die lebhafte Einbildungskraft, die beim Anblick erhabener Naturscenen beständig aufgeregt wird, zumal in einem Gebirgslande am Gestade eines furchtbaren Oceans, hat bei den Gälen viel Aberglauben erzeugt, der auch zum Theil noch aus dem Heidenthum stammt, theils druidischen und hebräischen Gebräuchen ähnelt, theils ganz eigenthümlich ist. Von der katholischen Religion haben sie eine gewisse Verehrung für manche Oerter ererbt, die vor Alters durch diesen Gottesdienst geheiligt waren, und sie gehen in Wallfahrten nach gewissen Quellen, oder Höhlen, die noch jetzt nach Heiligen benannt sind, um dort Genesung von ihren Krankheiten zu finden. So z. B. der Brunnen St. Fillan, wohin man Mondsüchtige führt, die er heilen soll. Man taucht den Patienten dreimal unter, läßt ihn Nachts in einer Kapelle ꝛc. Der erste Ausgang einer Wöchnerin muß nach der Kirche geschehen; Opfergaben werden an den Zweigen alter Eichen aufgehängt u. dgl.

Meist Alles wie bei den neueren Hellenen, Manches auch wie schon bei den alten Hellenen. So wie die Schotten Nichts als Felsen, Meer und Inseln haben, so auch die Griechen. Vom Aberglauben erzählen Vaudoncourt und Pouqueville sehr Viel. Von den heiligen Quellen oder Alasmen (ἁγιασμα, von ἁγιος heilig) liest man Einiges in dem Werk von Guys. Wallfahrten sind nicht selten.

Die Gälen glaubten auch an Geister und Gespenster. Sie hatten viele böse Geister und untergeordnete Gottheiten. Jede einsame, düstre Felsenschlucht hatte ihren Geist, dessen Gestalt scheußlich und dessen Charakter grausam und bösartig war. In einer Gebirgsgegend wohnte die Glastig, eine böse Fee in Gestalt einer riesenhaften, abgemagerten Frau *). Der Lauchdearg oder blutige Hand, war ein Geist in alter Rüstung in den Wäldern von Glenmore. Urisk war eine Art Faun oder Satyr in den Höhlen, halb Ziege, halb Mensch. Er beschützte (wie Pan) die Heerden. Aehnlicher Art war der Brownie der Niederschotten, die auch den Flußgott Kelpy hatten. Dem Urisk gleicht bei den Savoyarden der Servant, der des Nachts in den Stall kommt und die Pferde besser striegelt und pflegt als ein Reitknecht. Die Daoineschi oder Friedensleute sind kleine Kobolde in den Bergen, die im Mondenschein tanzen nach der sanftesten Musik, in prächtigen Palästen wohnen und leckere Gerichte essen (wie sie im altdeutschen Heldenbuch geschildert sind). Aehnlich sind die Erions oder Gorics der Bas-Bretons, die das merkwürdige Denkmal von Carnac errichtet haben sollen (ein druidisches Denkmal?). Jährlich wird am 1 Mai das ländliche Opfer Bealtuin gefeiert, das druidisch oder heidnisch ist und von den Hirten in Hochschottland begangen wird. Sie tanzen um ein Feuer, kochen daran ein Essen, wovon sie Libationen umhergießen, sprechend: Dieß ist für Dich, o Fuchs, o Rabe und Adler! schonet meiner Heerde! Dieser Gottesdienst wurde ehemals der Sonne oder dem Bel gebracht (einerlei nach

*) Benthams Chrestomacy, London 1815.

*) Sie scheint dieselbe zu seyn, die Walter Scott in einem nach ihr benannten Roman: „Die Circe von Glastynn" nennt.

Herodian). Belis bedeutete in Wales die Sonne; die Bas-Bretons nennen sie noch jetzt Bel — vielleicht der Götze Baal der Israeliten. Gruagach oder der junge Mann mit dem blonden Haar war bei den Gälen auch einer der Namen des Sonnengotts, der Apollon Chrysokomos der Griechen. Steine von Gruagach nennt man noch jetzt die unförmlichen Steinblöcke, welche die Druiden an den Plätzen errichteten, wo sie ihren Gottesdienst hielten, und die Sage behauptet, daß auf diesen Steinen Milchlibationen gespendet wurden. Jede große Familie hatte ihren Schutzgeist, der beim Tode eines ihrer Glieder erschien, z. B. die Fee May Monlach (Mädchen mit dem haarigen Arm) bei der Familie Grant. Andere alte Feen mit fliegenden Haaren verkündeten den Tod. — Die Gälen hatten auch Vorbedeutungen, glückliche und unglückliche Tage, an welchen sie Nichts unternahmen. Der 14 Mai war unglücklich und so jeder Wochentag, worauf derselbe Tag in dem Jahre fiel. Das Verfahren Taghairm ist, wenn man einen Mann in die Haut eines frisch getödteten Stiers wickelt und Nachts an einen Wasserfall stellt, wo er inspirirt wird. Das zweite Gesicht ist die Fähigkeit des Sehers, unsichtbare Gegenstände zu sehen. Seine Visionen haben immer eine Beziehung auf ihn und sind oft Prophezeiungen.

Vieles von Diesem, wenn auch nicht Alles, findet sich bei den jetzigen Griechen wieder. Die Brukolaken (βρουκολακες) oder nächtlichen Blutsauger, Vampyrn, sind solche Gespenster *). Ein behextes Kind wird dadurch gereinigt, daß die Eltern ihm ins Gesicht spucken. Nach dem Tode eines Gälen stellen die Verwandten einen Todtentanz an, oder einen Leichenball, wobei ein Klaggeschrei erhoben wird. Ladewake heißt dieser Ball. Bei dem Ton der Sackpfeife wird geweint und geheult, und Dieß alle Nächte so lange, bis die Leiche begraben ist. Den Leichenzug begleiten Frauen, die ein schreckliches Geheul ausstoßen, sich das Haar ausreißen und mit lauter Stimme das traurige Corenach singen. Es ist dasselbe, was bei den Irländern das Hullulu **). Oft besteht es nur in unartikulirten Tönen und Seufzern; es ist jedoch ein Lied, worin die Thaten und Tugenden des Verstorbenen auf eine rührende und poetische Weise geschildert werden. Zuletzt folgt eine große Mahlzeit, wobei die Leute sich in Whisky oder Branntwein betrinken. Dieses Klaggeschrei ist auch in Griechenland. Einige Philhellenen wurden davon so geplagt, daß sie es nicht aushalten konnten und aus dem Hause gehen mußten ***).

(Schluß folgt.)

---

*) Vergl. Pouqueville's Capitel: Ueber den Aberglauben, in dess. erster Reise. Auch Baudoncourt, Guys und von Halem, und was sie über die Mühlenlieder, Brunnenheilslieder und ähnliche Gesänge sagen.

**) Der: O orro orro ollalu, in dem irischen Liede in Goethes Kunst und Alterthum, Heft von 1825. Aehnliche Gebräuche bei den Hebräern erwähnt Jahn in archaeolog. bibl. S. 299.

***) Einen solchen Todtengesang von höchst rührendem Inhalte lesen wir in Castellans Reise, metrisch übersetzt in der weimarer Verdeutschung (1809) und in der Schrift: Leukothea. II.

Jovellanos.

(Fortsetzung.)

In den Akten des Gerichtshofes von Asturien dürften sich unwiderlegliche Beweise von der wohlthätigen Wirksamkeit des jungen Jovellanos finden, wie er namentlich in das Polizeifach Ordnung brachte, und die Strenge des schrecklichen Tortursystems milderte, das er trotz seinen unablässlichen und kräftigen Vorstellungen nicht gänzlich abschaffen konnte, und wie er die Zucht der Gefängnisse verbesserte, welche er als Sicherheits- und nicht als Straforte betrachtete. „Mit der Verpflichtung," sagt er, „die der Mensch mit auf die Welt bringt, zum Wohl seiner Mitgeschöpfe beizutragen, übernimmt man auch die, seine Talente für diesen hohen Zweck auszubilden, und diese Verpflichtung entschied meine Bestimmung, seit ich selbst über meine Zukunft verfügen konnte. In meiner frühen Jugend mußte ich den gewohnten Schlendrian der öffentlichen Schulen durchlaufen, und Wer diesen kennt, wird sich nicht wundern, wenn ich viel kostbare Zeit nutzlos vergeudete. Obgleich ich mein Ziel früh vor Augen hatte, so wurde mir die dahin führende Bahn durch die gegen und in der Rechtswissenschaft herrschenden Vorurtheile doch gar sehr erschwert. Die Jurisprudenz übt den Verstand, und weckt alle Geisteskräfte; die Kenntniß unsrer Gesetze und die Kunst, sie auf die Verhältnisse des Lebens anzuwenden, und, im Falle mangelhafter Institutionen, aus den Wahrheiten des Vernunftrechts zu berichtigen und zu ergänzen ist die Aufgabe des Rechtsgelehrten und von gebieterischer Nothwendigkeit. Aber Dieß einzusehen, ist nicht die Sache Jedermanns, und wer es einsieht, darf um so sicherer darauf zählen, vielfach mißdeutet zu werden. Eine Nation, bei welcher Cultur, Handel, Schifffahrt und Gewerbe im Fortschreiten begriffen sind, oder welche ihre politische Lage zu verbessern sucht, bedarf beständig neuer Gesetze; und doch ist die Wissenschaft, aus welcher der Gesetzgeber seine theoretischen Grundsätze, wie die praktischen Data dazu zu schöpfen hat, unsrer gewöhnlichen Rechtskunde völlig fremd. Diese Ueberzeugung gab meinem Streben eine entschiedenere Richtung, weil ich bei Erwägung der bedeutenden und mannichfaltigen für die Legislatur erforderlichen Kenntnisse fand, daß bei Weitem die wichtigste und wesentlichste von Allem die Staatswissenschaft ist, sofern diese sich mit den Quellen des öffentlichen Wohls beschäftigt, und bei der Verwerfung unnützer oder verderblicher und der Aufnahme nothwendiger und wohlthätiger Maßregeln beständig zu Rath gezogen werden muß!"

Dieser menschenfreundlichen und patriotischen Ansicht gemäß richtete Jovellanos sein Hauptaugenmerk auf alle Gegenstände, die den erleuchteten Staatsmann interessiren, und es giebt nicht leicht einen Theil der Verwaltung, mit dem er sich nicht gründlich bekannt gemacht hätte. So richtete er zu Sevilla beinah zu gleicher Zeit im Namen des Gerichtshofs eine sehr gelehrte Denkschrift über die Leihhäuser an den Rath von Kastilien, las eine eben so gelehrte als beredte Abhandlung über die Lage der Spitäler vor mit Beziehung auf den Gesundheitszustand der

Stadt, und gab auch eine zweite sehr gerühmte Denkschrift über den Zustand der Heilkunde und deren Studium auf der Universität ein. Kurz darauf schrieb er an den berühmten Campomanes einen Brief, der das schätzbare alte Werk von Ludwig Valle de la Cerda über die Montes de Piedad beleuchtete. Da er unablässig den Schatz seiner Kenntnisse zu bereichern bemüht war, erwarb er sich endlich jene unermeßliche Gelehrsamkeit, wodurch er später so segensreich einwirkte. Die Menge von Denkschriften, die er verfaßte, zeugt für seine ungemeine Thätigkeit. Unter diesen verdient seine Abhandlung über den Zustand des Ackerbaues in Spanien (Informe en el Espediente de la ley Agraria) eine genauere Beleuchtung. In ihr sucht er aus triftigen, der Geschichte des Volks und den geselligen Einrichtungen entnommenen Gründen in lebhaftem Vortrag die physischen, moralischen und politischen Ursachen der Verarmung seines Vaterlandes darzuthun. Nachdem er das Uebel in seinem ganzen Umfange zu Tage gelegt, zeigt er der Regierung, welche diese Untersuchung veranlaßt hatte, und zu welcher die ökonomische Gesellschaft zu Madrid durch seinen Mund sprach, alle die Mittel an, durch welche sich der gesunkene Wohlstand herstellen ließe.

„Möchte es Euern Excellenzen gefallen", sagt er unter Anderem, „mit einem Mal all die barbarischen Gesetze aufzuheben, welche so viele Strecken unseres großen Reiches zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammen; welche das Eigenthum der Einzelnen der Habsucht und der Indolenz zur Beute werden lassen *); welche Viehheerden Menschen vorziehen und mehr Sorge für die Wolle zur Kleidung, als für den Getraidebau zur Nahrung tragen **); welche durch Begünstigung des Grundbesitzes in der todten Hand weniger mächtiger Körperschaften das Capital und die Industrie der Nation verkümmern; welche den Handel mit den Erzeugnissen des Bodens drückenden Beschränkungen unterwerfen; welche endlich dem Verderben dadurch die Krone aufsetzen, daß sie alle Lasten auf den Consumenten wälzen ***). Lassen Eure Excellenzen die Klasse der Landeigenthümer in der nützlichen Wissenschaft Dessen, was die Wohlfahrt der Staaten begründet, unterrichten, und erleichtern Sie die Mittel der Belehrung für die arbeitenden Klassen, daß sie von den Forschungen und Erfahrungen der Sachverständigen die nöthige Aufklärung erhalten. Kehren Ew. Excellenzen vor, daß das Gemeinwesen die Anstrengungen der Privatbetriebsamkeit unterstütze, oder wenigstens nicht vereitle. So erfüllen Ew. Exc. das große Werk, wofür Sie so lange gearbeitet haben, so entsprechen Sie den öffentlichen Erwartungen, und rechtfertigen das hohe und schätzenswerthe Vertrauen, das die Nation von jeher in Ihre Weisheit und Ihren Eifer gesetzt hat."

*) Durch das verderbliche Verbot der Einfriedigung des Privateigenthums.

**) Durch die verderblichen Privilegien der Besitzer von Vieh und Waideland.

***) Durch das ungerechte Monopol der Gesellschaften und Korporationen.

Durch dieses anhaltende Studium gelang es dem unermüdlichen Patrioten wirklich manche seit Jahrhunderten festgewurzelten Uebel nicht nur aufzudecken, sondern zum Theil auch zu heilen.

Ohne dieser wichtigsten Aufgabe seines Lebens sich zu entziehen, fand er denn immer noch einige Freistunden für den Dienst der Musen. Die Strenge seiner Studien und der hohe Sinn, womit er Alles erfaßte, entführten ihn indeß später den Reizen der lyrischen Poesie, worin er sich in frühern Jahren versucht hatte. Während seiner Laufbahn zu Sevilla erntete er aber, durch den gelehrten und liebenswürdigen Don Pablo Olavide, dessen Gesellschaftszirkel viele Männer von Geschmack und Gelehrsamkeit in sich schloß, aufgefordert, großen Beifall bei den Freunden der schönen Literatur ein. Die Dienste, welche er der Wiedergeburt der spanischen Dichtkunst leistete, sichern ihm eine Stelle unter seinen ausgezeichneten Mitarbeitern in diesem Fach Melendez, Quintana, Gonzalez und Cienfuegos, welche das ausschließlich erotische Feld verlassend ihre Kunst an ernstern, patriotischen Gegenständen erprobten und sich die Beförderung der Sittlichkeit, die Aufmunterung tugendhafter Gesinnungen und ruhmvoller Thaten zum Ziele setzten. In mehrern seiner Briefe an Melendez und P. Gonzalez, den würdigen Nebenbuhler des P. Luis de Leon, weist er nach, wie durch verständige Variation der Cäsur die Harmonie und der Wohllaut des Verses befördert werde; seine Bemerkungen über die Poetik trugen nicht Wenig zu den Fortschritten bei, welche die kastilische Dichtkunst damals zu Salamanca machte. Seine Fingerzeige hat Moratin in seiner metrischen Struktur und seinen wechselvollen Cadenzen aufs Schönste benützt. Mit seiner Komödie El Delincuente Honrado *) gab er eine Abhandlung über das Drama, und mit seinem El Pelayo **) eine über das Trauerspiel. (Dieses kam nachher unter dem falschen Namen Munuza heraus.) Er schrieb auch zwei treffliche Satiren in reimlosen Versen (verso suelto) über die Verderbniß des jungen Adels in beiden Geschlechtern, mehrere philosophische Epistein in dem gleichen Metrum, einige äußerst lebendige satirische Versuche über den großen Kampf der von Huerta vertheidigten Romantizisten und der Klassizisten, welche Iriarte unterstützte, eine Uebersetzung des ersten Gesangs von Milton's verlornem Paradies ꝛc. In seinen spätern Jahren begeisterte sich sein poetischer Genius bei der Invasion der Franzosen zu einem kräftigen Kriegslied an die Asturier.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Stück sollte die Unrechtigkeit und die Unpolitik eines kurz vorher erlassenen königlichen Edikts beweisen, das den Zweikampf für ein Kapitalverbrechen erklärte.

**) Ein ächtes Nationalstück aus der Zeit des Aufstandes gegen die Maurenherrschaft.

Ueber Champollions Reise in Egypten.

Uebersicht der gemachten Entdeckungen.

(Schluß.)

Während der Quarantäne in Livorno ordnete ich unser großes Portefeuille, indem ich zunächst zwischen Religion und Geschichte der Egyptier unterschied; letztere theilte ich wieder in innere und äußere Geschichte ab, d. h. das bürgerliche und Privatleben einerseits, und die Unternehmungen in fremden Ländern andrerseits. Jede Unterabtheilung zerfällt wieder in besondre Abschnitte.

(Die sofort angegebenen Einzelheiten enthalten größtentheils ganz Dasselbe, was wir bereits aus dem Bericht Acerbi's, S. 215, 233 und 238 des Ausl. unsern Lesern aufgeführt haben, daher wir Rosellinis Briefe nur diejenigen Gegenstände entlehnen, welche von Acerbi gänzlich übergangen oder minder umständlich beschrieben worden sind.)

Der vierte Abschnitt der zweiten Unterabtheilung, d. h. der äußern Geschichte, enthält die Schlachten und Siege Rhamses des Großen, des dritten seines Namens, über die Baktrianer und andre scythische Völkerschaften. Unsre Forschungnn haben nachgewiesen, daß dieser Pharao der so berühmte Osimandias des Diodor von Sicilien ist, und ihm das Gebäude bestimmt war, von welchem jener Schriftsteller eine so prachtvolle Schilderung geliefert hat, und das die Reisenden gewöhnlich unter dem Namen Memnonium anführten. Die Zeichnungen jener Schlachten u. s. w. sind den Wänden der eben so furchtbaren als hoheitsvollen Höhle von Ibsambul in Nubien entnommen.

Der fünfte Abschnitt stellt ein großes Bruchstück aus den Schlachten des eben genannten Osimandias zu Bezwingung der aufrührerischen Baktrianer dar; ein Gegenstand, welcher von Diodor als im Denkmal des Osimandias befindlich angegeben wird und von uns wirklich auch in den Ruinen dieses Denkmals aufgefunden wurde. Unter Anderem bemerkt man den Angriff auf eine Art Cittadelle, die von einem Fluß umgeben ist, und den Sturm auf eine Festung vermittelst Leitern. Die Söhne des Königs sind unter den ersten Vorkämpfern.

Der sechste Abschnitt enthält eine kriegerische Unternehmung von Rhamses Meiamun, dem Haupt der 20 Dynastie, oder dem sog. Sesostris dem Großen gegen die das Ufer des Indus bewohnenden Völker Asiens. Die lange Reihe der hieher gehörigen Basreliefs beginnt mit Austheilung der Waffen an die Kämpfer. Dann kommt der Wagen Ammons mit der Siegesgöttin. Hierauf Handgemeng der Egyptier mit den Feinden, welche von den Pfeilen des riesenhaft auf seinem Wagen sich erhebenden, und ringsum Schrecken und Tod verbreitenden Königs in die Flucht gejagt werden. Dieser zieht sofort siegreich durch des Feindes Land, und hat mit den Löwen zu kämpfen, welche die Wege gefährden. Der Krieg wird durch eine Seeschlacht entschieden, wo der König vom Ufer aus auf die erschrockenen, abgewandten Haufen der Feinde abermals mit Pfeilen schießt. Groß ist die Zahl der Gebliebenen; um sie zu zählen, werden ihnen die Hände abgeschnitten und über einander geschichtet. Der König, durch seine Feldherren umständlich über den Hergang der Schlacht berichtet, theilt den Tapfern Belohnungen aus; und im Triumph mit allen Siegeszeichen fortgeführt, bringt er selbst die Gefangenen an einer Fessel den großen Gottheiten Egyptens zum Geschenk dar. Den Stoff zu all diesen Abbildungen hat der Palast von Medinet-Abu in Theben geliefert.

Der siebente Abschnitt stellt die verschiedenen fremden africanischen, asiatischen, vielleicht wohl auch europäischen Völker dar, welche auf den egyptischen Denkmalen vorkommen. Diese Sammlung ist nicht nur wegen des Namens, welchen wir diesen Völkerschaften meistens beigesetzt fanden, höchst wichtig, sondern auch wegen der treuen Darstellung der physischen Charaktere und wunderlichen Kleidung derselben. Der größte Theil ist colorirt, und folglich für Kunst und Geschichte eine ungemeine Ausbeute.

Der zwölfte Abschnitt der ersten Unterabtheilung (innere Geschichte) giebt den Tanz und die Tonkunst der Egyptier. Unter den musikalischen Instrumenten bemerkt man Harfen von den mannigfachsten und schönsten Formen, mit verschiedener, bis zu 22 steigender Saitenzahl; die Theorbe (eine Art Mandoline); die Flöte, die Querpfeife, die Langpfeife und die bachische Cymbel. Unter den Tänzen sieht man einige, welche ganz denjenigen entsprechen, die mehrere Jahrhundert später von den Griechen unter dem Namen der Bacchanalien aufgeführt wurden. Die Tanzenden sind auch hier mit Thierfellen bekleidet und mit dem Thyrsus bewehrt; auch hier trinken sie, geberden sich wie wüthend, und treiben allerhand Lärm und Geraffel.

Der siebente Abschnitt der religiösen Abtheilung enthält die Leichengebräuche, und zwar 1) eine Darstellung der Begräbnißfeierlichkeiten beim Tod egyptischer Könige, den Königsgräbern in Theben entnommen. 2) Anbetungen der Könige vor den Gottheiten, welche über den Verstorbenen wachen. 3) Leichenfeierlichkeiten beim Tod von Privatpersonen. Man sieht hier das Einbalsamiren; die festliche Begleitung der Mumie an den Begräbnißort; das Wehklagen der Verwandten und Freunde; die Besprengungen, Gebete und den letzten Gruß, und endlich den Leichenschmaus, womit jeder den Todten dargebrachte Dienst sich schloß.

Bildungsanstalten in Chili.

Man findet in der Hauptstadt — sagt ein Schreiben aus Valparaiso vom 13 Dezember 1829 — drei Collegien für junge Leute; nämlich das „Institut," welches 300 Zöglinge zählt; das Collegium von San Jago, wo deren 120, sämmtlich unter französischen Lehrern sind; endlich das Lyceum, das ungefähr eben so viel Schüler hat. Beide letztern Anstalten sind ganz auf europäischem Fuß eingerichtet. Man lehrt daselbst das Lateinische, Französische, Englische, die Logik, Physik, Chemie, Mathematik, das Naturrecht, die Musik und das Tanzen. Auch giebt es zwei Erziehungsinstitute für Damen, deren jedes davon hundert Schülerinnen, zum Theil aus den angesehensten Familien, enthält. Die neulich statt gefundenen öffentlichen Prüfungen sprechen sehr zum Vortheil der jungen Leute. Der männlichen Jugend gar nicht zu gedenken, so sah man junge Chilieninnen ganz fertig Spanisch, Französisch und Englisch sprechen, und die befriedigendsten Kenntnisse in der Erdbeschreibung nachweisen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 147. 27 May 1830.

Briefe über Indien *).

Siebenter Brief.

Lieber Georg!

Es freut mich zu hören, daß Du gesund angekommen; von Herzen wünsch ich Dir Glück zur Genesung des Bedienten von seiner Krankheit, eine Sache, mit welcher ich Dein Gefühl durch kein längeres Verweilen quälen will. — Verstehe ich Dich recht, so wirst Du, bis Du den ersten Studienlauf durchgemacht, dem Dienste Hrn. G.'s, des Steuereinnehmers, beigegeben werden, und ich hoffe, Du werdest einen guten Theil Deiner Vergnügungen Deiner wissenschaftlichen Ausbildung opfern. Magst Du doch meinethalben Deine Morgen vor dem Frühstücke und Deine Abende nach Sonnenuntergang, ja selbst den Anfang der Nacht körperlicher Bewegung widmen: während der Tageshitze aber solltest Du Dich ganz Deinem Munschel hingeben. Gegen Morgenbesuche, Gabelfrühstücke, Nachtschwärmereien und dergleichen Gelegenheiten, wobei die Leute, namentlich Damen und junge müßiggängerische Herren zusammenkommen, muß ich mich geradezu erklären. Nichts ist unter dem indischen Himmelsstrich so gefährlich für die Gesundheit als diese Schwelgereien, wo wacker gespeist und gezecht, und dem Körper der nöthige Schlaf entzogen wird. Besonders entstehen dadurch alle Arten von Leberbeschwerden, und die Seele wird so hinfällig, als der Leib.

Der indische Himmel läßt kein Umherstreifen während der hohen Tageszeit ohne Gefahr zu, so daß während dieser Zeit zu Haus zu bleiben für Dich wirklich kein hartes Gebot, vielmehr eine Bevorrechtung ist, welche dem Civilisten und Geschäftsmann vor dem Soldaten zu Gute kommt, dessen Ungeborgenheit gegen die brennende Sonnenglut und die frösteinden, nebligen Nächte so oft Krankheiten in unserem Heere erzeugt.

Die Zeit, welche Dir von Deinem Munschel etwa übrig bleibt, möchte ich Dir rathen der Durchsicht von G's amtlichen Rechnungen in den letzten zwei bis drei Jahren zu widmen; ein besondrer Vortheil wird es Dir hiebei seyn, wenn Du Erlaubniß erhältst, die Abschriften der abgehenden Briefe durchzusehen, und die gewöhnlichen kurzen Auszüge von den auf dem Amt eingehenden Schreiben selbst zu entwerfen. Durch dieses Mittel wirst Du allmälig Einsicht in das Laufende des Geschäfts erhalten, und Dich, wenn Du einmal Kenntniß genug von der Sprache hast, um die Eingaben der Eingeborenen zu übersetzen, zu einem brauchbaren Gehülfen bereits herangebildet haben.

Ich bemerke, daß Du über die Art, wie Du die verschiedenen Kasten zu empfangen habest, einiger Maßen in Verlegenheit bist. Du weißt, daß die Braminen den Priesterstand bilden, ja ich dürfte wohl sagen den gebildeten Stand überhaupt, da sie in der That die einzige Kaste sind, in welcher jedes Mitglied lesen und schreiben kann. Unter den Braminen selbst giebt es wieder mehrere Sekten, von welchen keine sich durch Heirath mit einer andern verbindet, ja von welchen einige sich zu verunreinigen glauben, wenn sie mit einander essen. In Folge der feinern Erziehung und des höher gebildeten Verstandes versehen sie beinah alle bürgerlichen Aemter unter hindu'scher, ja selbst unter mohammedanischer Regierung. Unter letzterer besorgen sie gewöhnlich die Finanz- und Handelsangelegenheiten, unter ersterer werden alle bürgerlichen und selbst einige militärischen Aemter durch sie verwaltet. Unter britischer Regierung stehen sie, mit Ausnahme des Heers, gleichfalls jedem Posten vor, an welchen Eingeborne berufen werden können. In ihren Geschäften sind sie pünktlich und gelehrig, aber ziemlich geneigt Geld zu gewinnen, mit dessen Erwerb sie's in der Regel nicht sonderlich genau nehmen, wie die meisten Menschen, denen Viel anvertraut ist, und welche gleichwohl eine geringe Besoldung beziehen. In Allem, was ihre Persönlichkeit betrifft, sind sie sehr reinlich, in ihrem Benehmen mild, und äußerst selten hört man einen rohen Ausdruck von ihnen. Aus der Stufe, welche diese Menschen in der Gesellschaft einnehmen, geht hervor, daß sie mit Recht nicht nur auf Höflichkeit, sondern selbst auf gewisse Achtungsbezeugungen zählen, wie z. B. daß man sie zum Sitzen einladet, wenn man mit ihnen spricht, oder nach ihnen gesandt hat, und sie nicht Stundenlang vor dem Haus warten läßt, wie ich wohl bisweilen gesehen habe. Ein hervorstehender Zug unter den Braminen ist ihre Neigung zusammenzuhalten, und ihr Bestreben, Männer aus ihrer Kaste, wenn sie dieselben auch nicht genau kennen, solchen aus einer andern Kaste, gesetzt diese haben auch viele größere Fähigkeiten, vorzuschieben.

In der zweiten Kaste finden wir die erblichen Häuptlinge

*) Fortsetzung von S. 395 des Ausl.

der Hindu's, von welchen manche im Besitz kleiner Herrschaften, die jährlich kaum 3—4000 Pfund abwerfen, ihren Stammbaum zwei bis drei Jahrhunderte hinauf führen, während welcher die Herrschaft vielleicht ohne Unterbrechung stets unter demselben Geschlecht geblieben ist. Diese Häuptlinge sind, wie leicht zu erachten, sehr stolz auf ihre Abstammung, und bildeten besonders in Dekkan den Feudaladel des Marattenreiches. In ihren Fürstenthümern haben sie Gewalt über Leben und Tod, und sind abgerechnet, daß sie keine Truppen zu eigenem Gebrauch halten, und dem Regenten auf Verlangen aufwarten müssen, in jeder Beziehung unbeschränkt. Diese Fürstenthümer waren Staatslehen und mußten, wenn der Besitzer starb, bei Erneuerung des Patents an dessen Erben einen beträchtlichen Grundzins, etwa so Viel, als das Einkommen eines ganzen Jahres, entrichten. Wahrscheinlich gab es ehmals in Indien unter der Regierung der Eingebornen überall dergleichen Feudalherren. Wo wir Besitz vom Lande genommen, da sind sie meistens verschwunden, weil wir im Ermangelungsfall von Erben das Lehn an den Staat heimfallen lassen, statt es an neue Familien zu vergeben. Der Einfluß und die Gewalt dieser Menschen haben unter der englischen Regierung große Demüthigungen erfahren müssen, und gleichwohl sind sie in den meisten Provinzen der Hauptnerv der Kraft, und ihr Vaterland kann durch sie eben sowohl gehalten als gestürzt werden. Einige dieser Lehnsgüter sind durch üble Wirthschaft so tief in Schulden gerathen, daß die Fürsten nicht im Stand sind, ihr Truppenkontingent zu besolden; gleichwohl geht der Familienstolz so weit, daß, eh sie Etwas von ihren Lehn abtreten, der Häuptling selbst, wie ich mit eigenen Augen gesehen, lieber fast ohne Kleider auf dem Leib herumgeht, und gar häufig ohne Mittel, sich und seiner Familie den ganzen Tag über einen Bissen zu verschaffen, falls ihm sein Bankier keinen Credit mehr giebt und der Kaufmann ihn nicht mehr mit Lebensmitteln versorgt. — Natürlich ist man diesen Häuptlingen alle Ehrerbietung zu erweisen schuldig.

Bei der dritten Kaste, welche Kaufleute, Künstler, Handwerker umfaßt, hängt so Viel von dem Charakter und Vermögen des Einzelnen ab, daß sich keine allgemeine Regel hinsichtlich ihrer Behandlung aufstellen läßt. Nicht selten, daß Einer ein ärmliches Lädchen hält und seine Waaren im Kleinen verkauft, den wir ein Paar Jahre später als einen reichen Wechsler und Kaufherrn wiederfinden, welcher vielleicht die Finanzen eines ganzen Königreichs verwaltet und durch Stellung und Einfluß berechtigt ist, den ersten Familien an Rang beigezählt zu werden. Doch befähigt Nichts einen solchen Mann, sich von einer Kaste in eine andere zu erheben, noch kann er aus einem andern Stamm, als seinem eigenen, heirathen, so daß in dieser Beziehung der Reichthum allerdings nicht das Ansehen giebt, welches er in jeder Gegend verleiht, wo man Nichts von Kastenverschiedenheiten weiß. Auf ungefähr gleicher Stufe mit dem Künstler und Handwerker steht der kleine Landeigenthümer; allen Dreien kommt das Recht zu, sich auf den Boden zu setzen, wenn sie uns Etwas zu sagen haben. Ein Sprichwort der Eingebornen sagt: „Niemand kann seine Meinung stehend abgeben," was bedeutet, daß Jeder, der fähig ist, seine Meinung über Etwas abzugeben und dieselbe durch zu führen, vor Allem mit so viel Rücksicht behandelt werden soll, daß man ihn sitzen heißt; eine Höflichkeit, welche die Eingeborenen selbst nur gegen das eigentliche Gesinde und gegen Auswürflinge nicht beobachten. Mit letzteren sich Viel abzugeben, ist wenn auch menschenfreundlich, doch nicht klug, und wir Engländer setzen uns oft bloß durch Vermeidung dieser Menschen in größeres Ansehen, als durch unsre Macht oder unsern persönlichen Charakter. Die Portugiesen ließen sichs sehr angelegen seyn, die Kastenunterschiede aufzuheben; allein trotz den großen Leistungen ihrer berühmten Feldherren und Statthalter aus früherer Zeit wird doch sicherlich kein Volk in Indien so gering geachtet, als eben sie, obwohl viele derselben dort völlig einheimisch geworden sind, und seit vielen Menschenaltern im Lande wohnen. Aus gleichen Gründen werden auch alle andern Europäer mehr oder minder verachtet; nur in Bengalen, wo die Engländer die Vorurtheile der Eingebornen selbst so eingesaugt haben, daß sie Keinen aus der niedern Kaste in das Heer oder unter ihre Bedienung aufnehmen, stehen wir in weit größerem Ansehen, als in jeder der beiden andern Präsidentschaften. In Madras, wo sehr viele Paria's im englischen Dienste sich befinden, und sich auch wirklich zu anstrengenden Arbeiten trefflich anlassen, aber nun einmal wegen ihrer Gebräuche für unehrlich gelten, haftet das Mal der Unreinheit in bedeutendem Grad auch an ihren Gebieten. Unter Kriegsleuten mag die Reinheit von solchem Makel nicht von so großer Bedeutung seyn; bei bürgerlichen Beamten aber, welche so häufig mit der Hefe des Volks in Berührung kommen, und an deren Geschäften auf der andern Seite wiederum größtentheils Braminen Theil nehmen, ist es wichtig, keinen Auswürfling im Dienste zu haben. Wirklich muß es auffallen, daß wir diesem Umstand bisher so wenig Berücksichtigung geschenkt haben, denn obwohl wir allenthalben die Sieger waren, wo es bis jetzt in Indien zum Krieg gekommen ist, verdanken wir doch gewiß einer richtigen Staatsklugheit und friedlichen Vermittelungen eben so Viel, als dem Schwert, und es würde schlimm seyn, wenn wir auch nur einen Augenblick annehmen wollten, daß unsre gegenwärtigen Besitzungen auf etwas Anderem, als unsrer moralischen Kraft beruhten. Die Mohammedaner, welche Indien mit den Waffen in der Hand betraten, in der angelobten Absicht, das Land nicht nur zu besiegen, sondern zu bekehren, fanden es leichter die physische, als die moralische Stärke der Indier zu beugen, und waren endlich genöthigt, ihrem Plan, Proselyten zu machen, oder die Kastenunterschiede aufzuheben, gänzlich zu entsagen.

Im Verlauf der Zeit wurden die Mohammedaner selbst eine besondre Kaste, welche die Auswürflinge mit demselben Abscheu behandelt, wie Dieß von den Hindu's geschieht; und hiedurch haben sie sich, obwohl ihre äußere Macht wie die portugiesische beinah allenthalben in Indien umgestoßen ist, in Ansehen erhalten. Hiedurch will ich Dir gegen jene armen Auswürflinge kein Vorurtheil beibringen. Sie bilden einen bedeutenden Theil jeder Dorfgemeinde, sind die Wächter, Wegweiser, Träger, Fährmänner und Polizeidiener, und scheinen im Allgemeinen ein recht verständiger Menschenschlag. Aber stelle Dir vor, ein

obrigkeitliche Person schickte z. B. einen Auswürfling mit dem Amtszeichen in das Haus eines Braminen, um diesen aus irgend einer Ursache vor das Gericht zu laden; wahrlich das Haus müßte in diesem Fall von oben bis unten gereinigt werden, weil ein Unreiner dessen Schwelle betreten hätte, und der Bramine selbst, falls er berührt worden wäre, hätte eine Buße zu bestehen, und eine Strafe an den Tempel zu entrichten. Wollte es daher ein Beamter darauf anlegen, einen Bramin zu verfolgen, oder zu ruiniren, so dürfte er denselben nur recht häufig durch einen Auswürfling vorladen lassen. Da indeß unsre Richter und sonstige Personen, die sich lang in Indien aufgehalten haben, den Abscheu der Hindu's gegen Auswürflinge kennen, so kommt es wohl nie vor, daß ein Mensch aus dieser Klasse ein öffentliches Amt erlangt; aber gar häufig geschieht es, daß junge Leute Deines Alters, in welchen die Eingeborenen ihre künftigen Richter sehen, die gröbsten Mißgriffe in diesem Punkt machen. Mehr als einmal hab ich bemerkt, daß junge Engländer herumziehenden Gauklern, welche gewöhnlich aus dem niedrigsten Stand und von sehr verworfenen Sitten sind, erst mit Bewunderung zusahen, dann auf dieselben zugingen, sie streichelten, und mit dem weiblichen Theil der Bande zu plaudern und zu lachen anfingen, was in den Augen eines Hindu ganz empörend ist.

Literarische Fehden.

1. Klaproth gegen Davis und Morrison.

(Schluß.)

Da uns der Charakter dieser Blätter nicht erlaubt, in die Einzelheiten der klaproth'schen Kritik mit ihren bald linguistischen bald chronologischen Beweisen einzugehen, so begnügen wir uns eine an sich interessante Stelle unsern Lesern mitzutheilen, wovon Morrison in seinen Horis sinicis (London 1812) eine Uebersetzung herausgab und wovon jetzt Klaproth eine berichtigte Uebersetzung giebt, indem er auf eine Menge Uebersetzungsfehler des Erstern aufmerksam macht, zum Beleg, daß Jener unfähig sey, auch das kleinste Stück chinesischer Literatur richtig zu verstehen. Diese Stelle, welche die Einführung des Buddhismus in China betrifft, ist nach Klaproths berichtigter Uebersetzung folgende.

„Der Buddha Sche kia mu ni hatte den Familiennamen Tschhali, sein Vater war Thsing fan, und seine Mutter eine Person strahlend in Anmuth und von musterhafter Reinheit. Er erreichte den höchsten Grad der Frömmigkeit und kam zur Welt in dem Himmel, welcher heißt Teu sü thian; er ward genannt die trefflichste der göttlichen Incarnationen, so wie der große Meister, welcher das Licht beschützt. Er schritt durch die Versammlung aller Götter im Himmel, welche sprachen: „„Siehe da der Vollendete, welcher kommt sich zu offenbaren im Fleisch den zehn Welten und sie zu unterweisen im Gesetz.““ Das Buch Pu yao king spricht: „„Der Buddha ward geboren zuerst in dem königlichen Geschlechte von Tschha li; der Glanz seiner unermeßlichen Weisheit erleuchtete die zehn Welten; die Erde ließ ihre Wasser sprudeln und die vergoldeten Lotus entfalteten ihre Blüten.““ Mit seinen zwei Füßen that er sieben Schritte von Ost nach West und eben so viel von Süd nach Nord; mit einer Hand zeigte er auf den Himmel, mit der andern auf die Erde und rief aus mit Löwenstimme: „da oben und da unten und gegen die vier Hauptseiten des Himmels Wer ist ehrwürdiger als ich!“ Dieß geschah in dem cyklischen Jahr Kia yn, welches ist das 24 Tschao wang der Kaiser aus dem Hause Tscheu, den 8 Tag des 4 Monden *) Am 8 Tag des 2 Monden des 42 Jahrs (desselben Kaisers d. i. 1011 Jahr vor Chr.), als er 19 Jahr alt war, gedachte er seine Familie zu verlassen; er überlegte, wohin er ginge; da erhob er seine Augen nach den vier Thoren und schaute die vier Stufen des Elends und seine Seele ward durchdrungen von Schmerz; und nimmer, selbst in der Freude, verließ ihn der Gedanke an die Uebel des Alters, die Krankheiten, den Tod und die endliche Auflösung des Menschen. Er war versunken in diese traurigen Betrachtungen; da erschien zwischen elf und ein Uhr der Nacht ein göttliches Wesen, Thsing Kiu (Bewohner der Reinheit) des Namens, an seinem Fenster, reichte ihm die Hand und sprach: „„Prinz, der Augenblick dessen Du geharrt, deine Familie zu verlassen, ist gekommen; zeuch von hinnen.““ Diese Worte klangen lustig in das Ohr des Prinzen; er sprang über die Mauer und begab sich nach dem Berg Tan The schan (der Sandelbäume) um sich in der Lehre zu unterrichten. Zuvörderst zog er nach Tan, einem Vereinigungsort andächtiger Leute; hier studirte er drei Jahre ohne Nutzen, bis er sah, daß daselbst Nichts für ihn sey. Dann verließ er diese Gegend und zog zum Hause des Pü Theu lan foe **); dort studirte er drei andere Jahre, aber gleichfalls ohne Nutzen; wiederum überzeugte er sich, daß der Platz nicht für ihn tauge; er schied also und wanderte nach dem Berg des Elephantenkopfes, wo er sich einer Gesellschaft von Frommen anschloß, die aber einer andern Lehre folgten als der seinigen. Seine tägliche Nahrung bestand aus Hanf- und Waizenkörner; sechzehn Jahre verlebte er hier. Bei dieser Gelegenheit sagt das classische Buch: ohne daß er daran dachte oder darauf ausging, bekehrte er Alle, die anderes Glaubens waren, er rügte ohne Unterlaß ihr falsches Gesetz, erläuterte ihnen aufs Deutlichste alle Regeln, enthüllte ihre Irrthümer und zeigte ihnen den Weg des wahren Glaubens (phu thi). Im Buch Pu tsy king stehet geschrieben: am 8 des zweiten Monats ward der Bodhisattwa ***) zum Buddha und empfing den Ehrennamen Thian schin szü (Lehrer, Gottmensch). Er war damals 30 Jahre alt und Dieß geschah in dem dritten Jahr der Regierung von Mou wang, im Jahr des Cyclus Kouei wei (998 v. Chr.) In dem Garten des Parks der Hirsche hielt er seine Vorträge und drehte mit fünf seiner Schüler das Rad des Gesetzes der vier Grundartikel; dort erklärte er seine Philosophie und unterwies sie in seiner Lehre, welche sich durch die Welt verbreitete. Als er sein neun und vierzigstes Jahr angetreten, unterrichtete er also seinen Schüler Mo ho kia ye: „„Durch die Seelenreinheit, durch das Auge des Gesetzes entdecken wir des Nichtseyns (nie pan) ****) wun-

*) Dieser Tag wir noch jetzt in ganz China als das Geburtsfest des letzten Buddha S'akya Muni (Sanskr.) feierlichst begangen.

**) Name einer göttlichen Incarnation.

***) (Sankr.) Einer der die Wahrheit begriffen hat.

****) Im Sank. Nirwanna d. h. die ewige Seligkeit der Nicht-Existenz, denn alle Existenz ist ein Leiden.

erbare Wesenheit; Seyn und Nichtseyn — es ist das köstlichste und wahrhaftigste Erkenntniß, welches ich Euch vermache; bewahre alle meine Gebote; Anan *) wird Dir beistehen bei der allgemeinen Bekehrung — so werde denn nicht müde im Werk!"" Darauf sprach er diesen Spruch: „„Die Grundlehre der Lehre ist die Nicht-Lehre **), die Lehre der Nicht-Lehre ist jedoch selbst eine Lehre; wenn es an der Zeit ist, die Nicht-Lehre, die Lehre der Lehre, zu offenbaren, wo ist diese Lehre?"" Als der Ehrwürdige des Weltalters diese Rede geoffenbart, fuhr er fort zu unterweisen den Mo ho kia ye. „„Nimm,"" sagte er, „„das geistliche Gewand ***) des Kia li, das goldgestickte, ich übergebe Dir es, bis daß erscheint der da kommen soll, Buddha der Vollender und Erbarmer; nimm es in Acht, damit es nicht beschädigt werde oder verderbe."" Mo ho kia ye, diese Worte vernehmend, warf sich zu den Füßen des Meisters, mit dem Gesicht zur Erde, und sprach: „„Edelster! Edelster! ich gehorche deinen gütigen Befehlen und unterwerfe mich dem Buddha!"" Hierauf begab sich der Ehrwürdige des Weltalters nach der Stadt Kiü schi na; allda lehrte er das Volk in großer Versammlung; er sprach: „„mir wird bange zu Muth, mich verlangt in Nirwanna einzugehen."" Und er schritt zu dem Flusse Hiran und saß zwischen zwei Bäume So lo, legte sich auf seine rechte Seite, streckte seine Füße aus, und verschied in dem Augenblick; doch erhob er sich nochmals aus der Gruft, um die Lehre zu verkünden, die er noch nicht vollendet hatte. Seine beiden Füßen verwandelten sich in Chipho****); denn Alles ist vergänglich, wie es im Sprichwort heißt: „„Alle Werke sind unstatthaft; Geburt und Tod haben ihre Regel; was geworden ist, zerstört und zerstört sich selbst; Heil Dem, der ruhig der Vernichtung entgegenblickt!"" Da versammelten sich seine Schüler, errichteten ihm aus wohlriechenden Zweigen den Holzstoß von King Tschan pi und zündeten denselben an. Der goldne Sarg blieb aber wie zuvor. Und alles Volk setzte sich vor Buddha und sprach diesen Spruch zu seinem Lob: „„alles Gewöhnliche wird verzehrt durch die Kraft des Feuers; aber welches Feuer könnte ihn verbrennen; wir bitten den Ehrwürdigen, daß er uns sende das Feuer des Samadhi †), damit zu umgeben den goldfarbenen Leib."" Und der goldene Sarg erhob sich von dem Thron, auf dem er lag, und sieben Bäume So lo gingen hin und kamen wieder in dem leeren Raum des Himmels und der Samadhi verwandelte sich in Feuer und der Sarg in Asche; und man sammelte acht Ho und vier Teu voll S'arira *). Dieß begab sich in dem Jahr Dschin Schin, dem 52 der Regierung von Mu wang, am 15 Tag des 2 Monats.

Tausend und siebzehn Jahre, nachdem der Ehrwürdige des Weltalters in das Nichts zurückgekehrt, gelangte seine Lehre nach China. Um diese Zeit sah der Kaiser Ming ti, aus dem Hause der spätern Han, im Traum einen Mann von Gold, hoch von Gestalt, mit dickem Hals, der einen Glanz um sich warf, wie den der Sonne und des Mondes. Der Kaiser befragte die Großen seines Hofes über diesen Traum und sie antworteten: „„In den westlichen Ländern ist ein Heiliger, welcher den Namen Foé (Buddha) trägt, sollte Ew. Maj. diesen nicht gesehen haben?"" Sofort schickte man Gesandte nach Thian tschú (Indien), diese zogen Erkundigungen ein über seine Lehre und empfingen seine Schriften und brachten mit sich einen Schamen **). Dieser Schamen erzählte, daß Buddha sechzehn chinesische Schuh hoch und von Goldfarbe war; daß um seinen Hals ein Glanz schwebte, wie der von Sonne und Mond; daß es nichts zu Großes und nichts zu Fernes gab, wo seine Verwandlungen nicht hindrangen; daß er ergründete alles Seyn und mit seinem Erbarmen alle lebenden Wesen umfaßte." So weit die Klaproth'sche Berichtigung der langen Reihe morrison'scher Mißverständnisse, deren Spezification in dem neuen asiatischen Journal nachzulesen ist; nur wäre es vielleicht billiger gewesen, zum Hauptgegenstand der Kritik ein späteres Werk des englischen Missionärs zu wählen, da dieser inzwischen in der chinesischen Literatur Fortschritte gemacht haben konnte, die ihm nach dem so kurzen Aufenthalt von kaum vier Jahren noch nicht zuzumuthen waren.

*) Oder Ananta, der zweite Schüler und geistliche Nachfolger des S'akya Muni.

**) Diesen Spruch findet Klaproth sehr räthselhaft; wir glauben jedoch, daß der Buddha damit nichts Anders als Dasselbe ausdrücken wollte, was die deutsche Philosophie unter intellektueller Anschauung oder Glauben als Grundlage des Wissens versteht. Es ist der unendliche Anfangspunkt des Wissens und Seyns — als solcher wirkliche Nicht-Lehre; der aber zur Lehre wird, so wie die Philosophie ihn in ihren Kunstbau hereinnimmt.

***) Wem fällt hier nicht der Mantel des Elias ein?

****) Den himmlischen Genius des hohen Alters.

†) Die tiefste religiöse Betrachtung.

Feuerberg in Neu-Süd-Wales.

Ueber den vor einiger Zeit entdeckten Vulkan (vergl. Ausl. Num. 55.) erhält man aus Veranlassung eines Besuchs, welchen Hr. Wilton, ein Geistlicher aus Paramatta, demselben abstattete, aus der sydneyer Zeitung eine nähere Nachricht, welche die frühere des Hrn Mackie in mehreren Punkten berichtigt. Es ist ein aus kompaktem Sandstein gebildeter Berg mit zwei Kuppen, welchen die schwarzen Eingebornen Wingen nennen; die Gegend, wo das Feuer gegenwärtig seinen Heerd hat, begreift zwei Seiten desselben. Die Richtung des Brandes ging früher die Nordspitze hinab und geht jetzt die etwas tiefer gelegene Südspitze hinauf. Das Areal, über welches er sich verbreitet, beträgt ungefähr einen halben Morgen. Wahrscheinlich ließ sich Mackie durch den Anblick der in dem Kessel zwischen den beiden Bergspitzen wüthenden Esse verleiten, hier einen Crater zu finden. Die Sache verhält sich so: Der Felsen zerfällt, nachdem die unterirdische Hitze ihn gehörig bearbeitet hat, da und dort in mehr oder weniger weite Klüfte; aber einen eigentlichen Crater giebt es nicht. Wilton untersuchte den größten dieser Erdfälle. Der Fels, eine feste Masse von Sandstein, war ungefähr zwei Fuß weit auseinander geborsten; man konnte ungefähr 15 Fuß hinabsehen. Die Wände des Felsen waren weiß geglüht, gleich einem Kalkofen; Schwefeldünste stiegen in Rauchsäulen aus der Tiefe empor; das Geräusch der Steine, welche man hinabwarf, schien sich in unermeßlichen Abgründen zu verlieren. Schöne Crystallisationen von Schwefel schmückten den Rand der Spalten; ihre Farbe ging von dem dunkelrothen Orange, das durch die Eisenbeimischung entstand, bis in die blassefte Strohfarbe über, in der der Alaun vorherrschte. (Schluß folgt.)

*) Teu, ein chinesischer Scheffel, auf welchen 10 Ho kommen. S'arira sind Reliquien göttlicher Incarnationen.

**) Schamane, buddhistischer Priester.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 148. 28 May 1830.

Aus Griechenland *).

Napoli di Malvasia, d. 12 Juli.

Seit wenigen Tagen bin ich hier. Am 5 Juli kam der bekannte französische Oberst Voy de St. Vincent nach Napoli di Romania, um sich von Oberst Heidegger einen Arzt für die Naturforscher der französischen wissenschaftlichen Expedition zu erbitten, von denen mehrere sich krank und ohne alle Hülfe in schlimmer Lage befanden. In zwei Stunden war ich reisefertig, und fuhr mit einer Kanonierbarke aus dem Hafen. Meine Fahrt wäre ganz gleichgültig abgelaufen, hätte mich nicht den andern Morgen die Stille des Meeres und das scheinbar Unbewegliche meines Schiffes ins Wasser gelockt. Als geübter Schwimmer besann ich mich nicht lange in die See zu springen und wollte ein Paar Mal um die Barke her schwimmen. Kaum war ich aber nach dem Sprunge mit dem Kopfe wieder in der Höhe, als das Fahrzeug schon weit weg war, und die Matrosen, bis sie nur recht wußten, daß ihr Hr. Kommandant dahinten im Wasser läge, mich kaum rufen hörten. Ich schrie „die Segel ein," man that es; „wendet," Das ging nicht so schnell; ich fluchte: „macht daß Ihr die Ruder herausbringt, oder" — (ein Maul voll Salzwasser!). — Endlich sah ich die Ruder von beiden Seiten herausstrecken, und mir schien ihr eiligster Schlag so langsam, wie einem Verwundeten, der am Verbluten ist, der gravitätische Schritt des herannahenden Arztes. Mit Mühe gelangte ich wieder an Bord, wo die Matrosen sich nicht genug verwundern konnten, daß ich ins Wasser gesprungen im Augenblick, wo frischer Wind kam! — Hier angelangt fand ich fünf Kranke, drei der jungen Naturforscher, de Launay, Viriet und Brullé, ihren Drageman und einen Soldaten. Vom vorletzten dachte ich beinahe: sectio docebit, aber auch die andern waren schlimm genug daran. Ununterbrochenes Reisen in der ungewohnten und selbst hier ungewöhnlichen Hitze, nebst unpassender, mehr für französischen Gaumen als für spartanisches Klima berechneter Kost hatten ihnen allen das gastrisch-gallige Fieber zugezogen, welches während der heißen Jahreszeit so häufig, vorzüglich unter den Fremden, wüthet, und welches ich dem Handwerksgebrauch zu Folge für Aerzte als Febris biliosa inflamatoria cum congestionibus cephalicis in febrem adynamicam tendens bezeichne. Für diese müßte ich auch noch die Bemerkung beifügen, es sey in der That schon unter den Symptomen, mit welchen diese Krankheit eintritt und verläuft, schwer, die passenden Momente der verschiedenen nöthigen Behandlungsweisen nicht zu versäumen oder zu verwechseln. Anfangs schreien die heftigsten entzündlichen Symptome nach Blut, Blut! Bald sagt der Puls und die aufs Aeußerste sinkenden Kräfte: Steck Dein Schwert ein! die gastrisch-biliösen Symptome mahnen aufs Ernstlichste: Laß genug seyn des grausamen Spiels der Blasenpflaster und Sinapismen, und nimm den bittern Gallenkelch von uns. Man reicht ausleerende Mittel aller Art, der Feind flieht auf verschiedenen Wegen, aber mit bei uns beispielloser Erbitterung ist das gallige Prinzip immer neu vorhanden. Glaubt man nun mit dieser Methode fortfahren zu müssen, so kann man bald mit dem letzten Brechmittel den letzten Athem entfliehen sehen. Läßt man sich dagegen durch das äußerste Sinken der Kräfte verleiten, bei noch bestehenden galligen Symptomen kräftige nervina zu geben, so hat man das Thor zum Nervenfieber (kein lateinischer Name paßt mir so gut zur allgemeinen Bezeichnung) geöffnet. Die Hauptschwierigkeit ist daher immer, den rechten Moment zu treffen, wo nach beseitigten entzündlichen Symtomen und nach vorhergeschickten Ausleerungsmitteln bei noch bestehenden gastrischen, besonders biliösen Symptomen einfache tonica und amara gegeben werden müssen. Dieses ist gewöhnlich zwischen dem 7 — 14 oder 14 — 21 Tag. Wird dieser Moment richtig getroffen, so kann man mit Zuversicht einen günstigen Ausgang der Krankheit erwarten, und bisher hat es mir, Gottlob! noch selten damit fehlgeschlagen. So gelang es mir denn auch, meine jungen französischen Freunde sämmtlich in der Zeitlichkeit festzuhalten, was ihnen vielleicht bei der Behandlung durch ihre Aerzte nicht so gut geworden wäre.

(Schluß folgt.)

*) Diese Briefe sind zwar nicht von neuestem Datum; da sie aber von Dr. Zuccarini, einem alten guten Bekannten unserer Leser, herrühren, so werden sie auch jetzt noch willkommen seyn.

Briefe über Indien.

Achter Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Es freut mich, daß Du meinen Rath, die Tischgelage unsrer Landsleute zu vermeiden, befolgt hast, und Dich dafür desto mehr auf das Hindustanische legst. Hr. G. ist sehr wohl mit Dir zufrieden, nur bist Du ihm ein etwas zu eifriger Liebhaber der Jagd, und Deine Gesellschafter sind ihm nicht solid genug. Kostet Dir das Jagen bloß einen Tag in der Woche, so habe ich Nichts dagegen; bleib mir nur in der Zwischenzeit vom Spieltisch weg. Dein Freund T. aber will auch mir keineswegs gefallen. Ist es wahr, daß dieser junge Mensch vier Pferde für das nächste Wettrennen in Bereitschaft hat und im Ganzen sieben Pferde hält? Auch soll er, wie ich höre, ein regelmäßiger Besucher der Nachtschwärmereien in Major B.s Hause seyn, wo man sein Geld am Spieltisch, oder für das Lächeln einer F—y oder R—y los werden kann. Wenn Dergleichen seiner Gesundheit keinen Schaden bringt, so ist Dieß wahrlich nicht sein Verdienst *).

Was Deine Fragen hinsichtlich der Bauern und sonstigen Dorfbewohner betrifft, so versteht sich von selbst, daß zwischen Städtern und Landleuten in Indien ein eben so großer Unterschied Statt findet, wie in Europa, und man kann sich kein Bild von den letzteren machen, wenn man bloß erstere gesehen hat. Du wirst unter dem Landvolk viele verständige und ehrenwerthe Pächter finden, zwar meistens nur von geringem Vermögen, und daher nicht im Stand, bedeutende Verbesserungen auf ihren Gütern vorzunehmen, aber keineswegs unbekannt mit den Vortheilen des Feldbaus, wie Bewässerung, zweckmäßige Aufeinanderfolge der Einsaaten, und Urbarmachung unbebauten Landes. Obwohl man zum Pflügen der trockenen Felder sich bloß der Ochsen, für die nassen **) der Büffel bedient, so werden diese von den Leuten doch mit der größten Leichtigkeit geleitet, und sind bewunderswürdig gelehrig. Gleich dem Rindvieh in England hat jedes dieser Thiere seinen besondern Namen und verrichtet seinen Dienst mit nicht minder Verständigkeit, als ein englisches Pferd. Pflug, Egge, Walze, Hacke und andere unsrem europäischen Feldgeräth entsprechende Stücke scheinen in Indien seit undenklicher Zeit in Anwendung zu seyn. Auf der Dreschtenne, wohin ein kleines Dorf seine sämmtliche Ernte zugleich bringt, lernst Du die verschiedenen Arten kennen, wie man das Getraide hier zu Land drischt oder tritt; bemerkst, zu welchem Zweck die Halme oder das Stroh jeder Getraideart angewandt werden, und die Weise, wie sie den Häckerling mischen, ein Futter, welches sie, neben seiner Wohlfeilheit, in der dürren Jahreszeit, wo es kein Gras giebt, auch für das nahrhafteste halten.

In jedem Bezirk oder Canton von 100 oder 150 Flecken und Dörfern sind 10 bis 15 berechtete Kosbas oder Marktflecken, in welchen ein, zwei Mal oder noch öfter die Woche, Markt gehalten wird; in größern Städten ist je nach bestimmten Tagen an verschiedenen Plätzen Markt, und das Quartier der Stadt wird nach diesem Markttage benannt, wie auch wir etwa sagen könnten: im Montag-Viertel, im Donnerstag-Viertel, um das Viertel zu bezeichnen, in welchem an einem gewissen Wochentage Markt gehalten wird. Diese Wochenmärkte hindern nicht, daß nicht jeden Tag in den einzelnen Läden verkauft werde, der Marktpreis des letzten Wochenmarkts bildet aber die Norm, nach welcher bis zum nächsten Markttag die Waaren abgegeben werden.

Außer den Märkten giebt es jährliche oder halbjährliche Messen, die an dem Jahrestag irgend eines für die jedesmalige Stadt denkwürdigen Ereignisses, oder zu Ehren einer Gottheit oder eines Tempels, die in besonderem Bezug zu dieser oder jener Gegend stehen, Statt finden. Dergleichen Festlichkeiten scheinen dann den Kastenunterschied und die Trennung beider Geschlechter immer bedeutend aufzuheben. Auf beiden Seiten einer langen Straße, welche zu diesem Zweck auf einem Gemeindeplatz, oder wohl auch auf dem trockenen Theil eines Flußbettes gezogen wird, sind Buden errichtet. Hier kann man zugleich chinesisches Seidezeug und europäisches Tuch, getrocknete Früchte und andre Erzeugnisse Kaschmirs und Persiens, und die verschiedenen Manufakturwaaren Indiens sehen. Beiher findet man, wie in Europa, alle Arten Kinderspielzeug und sonstigen Schicknack, von der kleinen, quäckenden Pfennigtrompete, der Knabenflinte und dem Säbelchen, bis zu Puppen, Königen und Königinnen, welche in gewaltiger Pracht auf Zuckerkuchen gebacken sind. An einem Ort werden Tiger und andre wilde Thiere gezeigt, während der possirliche, fratzenhafte Affe, auf einer Ziege als seinem Pferd reitend, nicht fehlt, wo man Lachen erregen will; an einer andern Stelle lassen sich Gaukler, Quacksalber, wandernde Schauspieler mit Marionettenkästen bewundern. Mehr an der Außenlinie des Gedränges sind die Korn-, Vieh-, Schaaf- und Pferdemärkte, und als die letzte, obwohl nicht die unbedeutendste Erscheinung des Ganzen kommt der riesenmäßige, dreißig Fuß hohe Hindawagen mit Rädern von entsprechendem Umfang. Auf diesem Fuhrwerk befindet sich das Bild des Gottes, dessen Jahresfest begangen wird; langsam naht es durch die Budenstraße, bedeckt mit vergoldeten Gewändern und Blumen, und von vielen hundert Menschen gezogen, deren jeder es für eine Pflicht der Andacht hält, bei Fortbewegung dieses wandernden Tempels Hand mit anzulegen. Verliebte alte Männer und Weiber bringen sich dann wohl freiwillig zum Opfer, indem sie die Räder über sich hingehen lassen. Doch kommt Dieß neuerer Zeit seltener vor, und die vorschreitende Aufklärung wird die Sitte endlich wohl ganz abschaffen.

*) In einem nachfolgenden Brief, den wir nicht mittheilen, weil sein Inhalt für Nicht-Engländer ohne Interesse ist, wird der Tod dieses jungen Mannes gemeldet. Die einzige Bemerkung, welche wir daraus anführen zu müssen glauben, ist, daß das Klima Hindustans an sich keineswegs sehr ungesund für Europäer zu seyn scheint, die Engländer aber sich daselbst häufig der ungebundensten Schwelgerei überlassen, welche unter diesem heißen Himmel dem Leben denn freilich oft früh genug ein Ende macht.

**) Der Reis z. B. gedeiht nur auf Feldern, die beständig unter Wasser gehalten werden.

Man hat hie und da behauptet, unsre Regierung sollte gegen einen solchen Gebrauch einschreiten; allein jede fromme Wuth wird durch den Gedanken, beengt zu seyn, leicht aufs Aeußerste getrieben, und sollte ein solcher Argwohn in Indien um sich greifen, so ist wirklich nicht zu sagen, wie weit die Folgen gehen könnten. Die bloße Vorstellung, daß man so Etwas verbieten wolle, würde wahrscheinlich weit Mehrere zu dem Entschluß bringen, sich zu opfern, als bisher der Fall war, indem zu dem Verdienst der Hingebung an die Gottheit noch der Ruhm des Märtyrers für die Religion käme, und wo man jetzt gelegenheitlich von Einer solchen Tödtung hört, da würden bald fünfzig sich ruchbar machen. Im Fall eines Versuchs, die Sache mit Gewalt zu unterdrücken, (und der einzig mögliche Weg Dieß auszuführen, bestünde entweder darin, die Prozessionen ganz und gar zu verbieten, oder dieselben mit gewaffneter Macht zu umgeben), würde aller Orten das Geschrei ertönen: „Die Religion ist in Gefahr!" Unternehmende Menschen würden einen Vortheil aus der Sache ziehen; Abgeneigtheit gegen unsre Regierung würde, von einer Kaste zur andern sich verbreitend, vielleicht auch unsern Truppen sich mittheilen, und die übeln Folgen unsrer Einmischung unter Verhältnissen vor uns bringen, wo es eben so gefährlich seyn dürfte, auf jenem Verbot zu bestehen, als schwierig und unpolitisch, dasselbe zu wiederrufen. Vor noch nicht vielen Jahren befand sich einmal die ganze Madras-Armee, 40,000 Mann stark, in einem Zustand von Gährung, der schwer zu beschreiben ist. Der Oberbefehlshaber hatte nämlich nach vorgängiger Berathung mit seinem Stab ein neues Reglement entwerfen lassen, durch welches die Kastenzeichen, und die bei einigen Klassen üblichen Ohrringe verboten wurden, ohne daß man bedachte, wie diese Zierathen von den Mohammedanern nicht nur zum Schmuck, sondern auch als Pfänder der Andacht getragen werden, durch welche man sich diesem oder jenem Tempel eines Heiligen verfallen erklärt, zu dem man ein Gelübde für einen in Erfüllung gegangenen Wunsch gethan hat. Ueberdieß ward noch eine Mütze, welche der bisher gewöhnlichen nicht entsprach, sondern eher derjenigen der europäischen Soldaten ähnelte, eingeführt. Der Befehl wurde durch die ganze Armee auf Einen Tag bekannt gemacht, und Maßregeln getroffen, denselben sogleich in Wirksamkeit zu setzen. Ein Sipoyregiment in Madras widersetzte sich offen; nachdem die Rädelsführer auf der Stelle bestraft worden, wurde dasselbe zum Zeichen der Ungnade von Madras nach Wellore verlegt. Zu gleicher Zeit trafen aber von allen Seiten, auf eine Entfernung von vielen hundert Meilen her, Nachrichten über den Unwillen ein, womit der neue Befehl aufgenommen worden, und am 10 Juli 1806 fielen die zwei eingebornen Regimenter, welche zur Besatzung von Wellore gehörten, über sechs Compagnien vom englischen neun und sechzigsten Regiment, welche ebenfalls dort lagen, her, und machten nicht nur einen großen Theil von diesen, sondern sogar viele ihrer eigenen Offiziere nieder. Noch andre zahlreiche Beispiele, daß die Wuth der ergrimmmten Soldaten auch der Anführer nicht schonte, kamen vor. Ein junger in Indien geborner englischer Offizier hatte einen jungen Hindu in seinem Regiment, dessen Mutter seine Amme gewesen war, immer besonders begünstigt. Als Kinder waren beide mit einander erzogen worden und nach der Rückkehr des Offiziers von England, wo dieser, wie gewöhnlich, seine Erziehung erhalten hatte, wurde sein Milchbruder durch seine Fürsprache Korporal. Als an dem Unglückstag die Sipoys auf ihre Obern zu schießen anfingen, rief der Offizier, Jenen gewahr werdend, einigen Freunden zu: „Gott sey Dank! wir sind gerettet, dort seh ich meinen Korporal!" damit winkte er ihm, und bat, ihm entgegeneilend, um seinen Schutz. Der junge Krieger aber, jedes andern Bandes, als desjenigen, welches ihn an seine Kaste fesselte, uneingedenk, legte an und schoß den Wohlthäter durchs Herz. Auch ich wurde damals aufgefordert, meinen Einfluß anzuwenden, um die Leute mit der neuen Tracht zu versöhnen, und sprach zunächst mit einem jungen Burschen darüber, der, eh er zu seinem Regiment kam, einige Jahre bei mir in Diensten gestanden, nun aber seit mehrern Tagen mir seine Aufwartung nicht mehr gemacht hatte. Er, der sonst der höflichste, gutmüthigste Mensch war, der mich mit aller erdenklichen Ehrerbietung behandelte, hatte im Augenblick der seinem Stamm drohenden Gefahr auf einmal die Natur ganz verwandelt; er antwortete mir trotzig, und auf meine Frage: was man denn an dem neuen Turban auszusetzen hätte, rief er: „Turban nennen Sies? Es ist kein Turban, 's ist ein europäischer Hut, und eh ich einen solchen trage, sterb ich lieber." Wir müssen also wohl auf unsrer Hut seyn, diese reizbare Eifersucht gegen unsre Herrschaft nicht aufzuregen, welche in der Brust jedes Eingeborenen von Rang und Ansehen unleugbar vorhanden ist, wenn auch zugegeben werden muß, daß im Allgemeinen unsre Verwaltung der Wohlfarth der ganzen Volksmasse gewiß förderlicher ist, als irgend eine rein indische Regierung, die an unsre Stelle träte.

(Schluß folgt.)

*) Die Sitte, Ohrringe als Zeichen der Dienstbarkeit zu tragen, ist sehr alt im Morgenland. 2 Mos. 21, 6, „so bringe ihn (den Knecht) sein Herr vor die Götter, und halte ihn an die Thür der Pfosten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch sein Ohr, und er sey sein Knecht ewig." Ebenso erwähnt Xenophon Symposi. II, Cap. 1 der Sache. Heut zu Tag brauchen die Perser, wenn sie sagen wollen, Jemand sey einem Andern gänzlich ergeben, den Ausdruck: „Er trägt dessen Ring in seinem Ohr."

Webster's Reisen durch die Krim, die Türkei und Egypten.

(Travels through the Crimea, etc. by the late Webster. 1830.)

Der Nachlaß eines jungen Rechtsgelehrten, der nachdem er seine Studien vollendet hatte, einen beträchtlichen Theil von Europa, Asien und Africa durchreiste, erscheint hier von einem seiner Freunde für den Druck bearbeitet. Ein Bericht über den Tod des Kaisers Alexander schien uns merkwürdig genug, um denselben im Auszuge diesen Blättern einzuverleiben. „Zu der Zeit, als der Kaiser in der Krim erschien, also nicht lange vor seinem Tode, im Monat November, stand er in der vollsten Blüte der Gesundheit und fand das größte Vergnügen daran, die herrlichen Landschaften auf den südlichen Gestaden der Krim zu besichtigen und die tatarischen Be-

wohner dieser Gegenden zu sehen, denen er sehr geneigt war. Eines Tages war er auf dem flachen Dache eines Tatarenhauses von mehr als hundert Eingebornen in ihrer orientalischen Tracht umgeben; er betrachtete sie lange durch sein Augenglas mit der größten Theilnahme und rief endlich aus: „welche stolze Gestalten! und was für ein schöner Menschenschlag sie sind! Sie dürfen nicht aus dem Lande getrieben werden.“ Er bezog sich hiebei auf einen Wunsch, der unter den Russen beinahe allgemein war, indem diese die Krim gern mit ihren eigenen Landsleuten bevölkert hätten. Als er die Hütte verließ, theilte er Geld unter die Umstehenden aus und ließ sich von ihnen die Füße und die Hände küssen, was sie mit wahrer Begeisterung thaten; er behandelte sie, wie ein Vater seine Kinder behandelt haben würde.

Zu Taganrog ging der Kaiser häufig aus und war ungemein thätig in der Untersuchung aller Hülfsquellen des Landes; dabei gab er seine Befehle in Bezug auf die Anlage eines großen öffentlichen Gartens, der unter der Aufsicht eines Engländers geschaffen werden sollte, welcher zu diesem Zweck besonders von St. Petersburg aus berufen worden war. Gewöhnlich speiste er um zwei Uhr zu Mittag, und schlief in seinem Feldbette, welches lederne Kissen hatte, dasselbe, in welchem er starb. Er trug für seine Gesundheit wenig Sorge, und oft sah man ihn bis an die Knöchel im Kothe gehen, während die gewöhnlichsten Vorbauungsmittel gegen Krankheiten vernachläßigt wurden; denn er hatte so großen Widerwillen gegen Medicin, wie sein Vorfahr Peter gegen das Wasser. Der äußere Schein des ruhigen und friedlichen Zustandes, in welchem sein Reich bisher gewesen, wurde plötzlich durch die Ankunft eines Couriers unterbrochen, der mitten in der Nacht dem Kaiser, der eben zu Alupka eingetroffen, die Nachricht von einer Verschwörung wider sein Leben und die bestehende Ordnung des Reiches brachte. Noch während der Nacht wurde der General Diebitsch, der in einem benachbarten Tatarenhause schlief, zweimal zu dem Kaiser gerufen; sie brachten mehrere Stunden mit einander in ernster Berathung zu, und vor dem Morgen wurde ein Courier nach dem Hauptquartiere der Verschwörer abgefertigt. Am folgenden Tage konnte indeß Niemand eine auffallende Veränderung in dem Benehmen des Kaisers wahrnehmen, und Niemand ahnte das Geringste von der betrübenden Nachricht, die er empfangen hatte; nur bemerkte man, während der Reise nach Sebastopol, daß der Kaiser ungewöhnlich reizbar und mit seinem Pferde, so wie mit der Straße und Allem, was er sah, unzufrieden war; schon hatte der erste Keim der Krankheit sich in ihm entwickelt. Das Gerücht, welches sich in einem großen Theile von Europa verbreitete, daß der Kaiser vergiftet worden sey, ist nicht gegründet; der Kaiser starb ohne Zweifel an dem gemeinen Fieber, welches in diesen Gegenden so oft herrschend ist, und welches er sich bei seinem Aufenthalte in der Krim während einer ungesunden Jahreszeit durch seinen Mangel an Vorsicht zugezogen hatte. Zu diesen gewöhnlichen Ursachen trat jetzt noch die geistige Aufreizung in Folge der unerwarteten Entdeckung einer Verschwörung in einem Augenblicke, wo er sich allgemein beliebt und geachtet glaubte. Seine hartnäckige Weigerung, Medicin zu nehmen, ließ die Gewalt der Krankheit ungehindert überhand nehmen und beschleunigte natürlich seine Auflösung. Die Zeichen waren Anfangs ein leichter Katarrh, auf den ein Wechselfieber folgte, das sich zuerst zu Orechoff im Anfange des Novembers 1825 zeigte. Am 5 November (alten Stils) kam Alexander zu Taganrog an; die Fieberanfälle kehrten täglich und immer stärker wieder; und da der Kaiser sich fortwährend weigerte, Medicin zu nehmen, und sich überhaupt irgend einer ernstlichen Vorschrift zu unterwerfen, so sah der Leibarzt, Sir James Wylie, sich endlich genöthigt, seinem hohen Patienten anzukündigen, daß er sich in einem gefährlichen Zustande befinde. Auf den Wunsch der Kaiserin drang er zugleich in den Kaiser, ernsthaft an die Anwendung geistlicher Hülfe zu denken, so lange seine Sinne durch das Fieber nicht gestört wären. Es wurde gegen diesen Vorschlag keine Einwendung gemacht; und der Kaiser nahm daher am fünfzehnten November um 5 Uhr Morgens das Abendmahl. Er forderte, eh Dieß geschah, den Priester auf, seine Beichte eben so als die jedes anderen Christen zu hören und ihn dabei nicht als seinen Kaiser zu betrachten. Darauf erhielt er das Abendmahl, und der Geistliche, der ihm dasselbe reichte, machte ihm die beweglichsten Vorstellungen, daß er doch die Hülfe eines Arztes nicht von sich weisen solle, indem er ihm sagte, daß er, wenn er Dieß nicht thue, seine Christenpflicht keineswegs ganz erfüllt habe. Der erlauchte Patient willigte jetzt ein, sich Blutigel an den Kopf setzen zu lassen; aber es war zu spät und schon am folgenden Morgen war der Kaiser seiner Sinne nicht mehr mächtig. Als die Krankheit diesen hoffnungslosen Grad erreicht hatte, wurde von General Diebitsch, der damals an der Spitze des kaiserlichen Stabes stand, zufällig ein alter Mann, Namens Alexandrowitsch, erwähnt, welcher in dem Hospital zu Taganrog einen Kranken geheilt haben sollte, der an derselben Krankheit litt, wie der Kaiser; als er geholt wurde, war er indessen bei dem Anblick des Fürsten wie vom Donner gerührt und sagte, der Fall, welchen er behandelt habe, sey von dem des Kaisers völlig verschieden; für diesen, müßte er gestehen, sey keine Hülfe mehr; und in der That erfolgte auch der befürchtete Ausgang nach wenigen Augenblicken. Bei der Section fanden sich in dem Leichnam, außer zwei Unzen Fluidum in den Gefäßen des Gehirns und außer dem Umstande, daß alle Venen und Arterien des Kopfes strotzend mit Blut gefüllt waren, keine auffallenden Symptome; und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser, wenn er nicht jede ärztliche Hülfe verschmäht hätte; gerettet worden wäre. Aber während seiner ganzen Krankheit war er nicht einmal im Bett zu halten, obwohl er so schwach war, daß er kaum zu demselben zurückgehen konnte, wenn er es verlassen hatte; auch sprach er sehr viel und blieb keinen Augenblick ruhig. Einmal schien er die Absicht zu haben, den Personen, die ihn umgaben, ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, indem er sagte: „Kaiser leiden mehr als andere Menschen; mein Nervensystem ist zerrüttet;“ dann hielt er ein, warf sich auf sein Kissen zurück und rief aus: „Es war eine verdammliche That, welche sie vollbrachten!“ Die letzten drei Stunden vor seinem Tode wich die Kaiserin kaum von seinem Bette, und die Scene, als er starb, war ungemein rührend. Sie kniete, neben ihren Gemahl, die Augen wehmüthig auf ihn geheftet, während er immer schwächer und schwächer wurde, bis alle Zeichen des Lebens vorüber waren; dann stand sie auf, schloß seine Augen und nahm ein Taschentuch, mit welchem sie ihm den Kopf hinauf band, damit der Kinnbacken nicht herabfalle. Darauf faltete sie ihm die Hände über die Brust, küßte seine kalte leblose Hand, und blieb, indem sie neben dem Bette niederkniete, eine halbe Stunde in innigem Gebet. — Sie war ein treffliches Weib und starb kurze Zeit nach Alexander, an einer Herzkrankheit, die ihr der Schmerz über ihre Vernachläßigung von Seiten des Kaisers in einer früheren Periode ihres Lebens zugezogen haben soll.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 149. 29 May 1830.

Aus Griechenland.

(Schluß.)

Nun vor Allem ein Paar Worte über die Gegend, wo ich jetzt hause. Monembasia oder Napoli di Malvasia ist eine kleine felsige Insel, oder vielmehr ein Fels am Ufer der lakonischen Küste, durch eine Brücke aus der Zeit der venetianischen Herrschaft — der Periode aus der alle großen Gebäude stammen, die nicht Reste des alten Hellenenlandes sind — mit dem festen Lande verbunden. Die Insel hat wohl nicht viel mehr als eine Stunde im Umkreise; vom Meere einwärts erhebt sich der Felsgrund Anfangs mäßig, starrt aber bald, den Mittelpunkt und die Höhe der Insel bildend, senkrecht als ringsherum steile ungeheure Felsenwand in die Höhe, auf deren Gipfel die Festung gebaut ist. Du weißt, daß es viele Dinge giebt, deren Anblick man sich, bevor man sie zum ersten Mal gesehen hat, viel romantischer und großartiger vorstellt, als man sie in der Wirklichkeit findet; dahin gehört denn auch ein rechtes Felsenschloß, wie es die Holzschnitte in Chroniken, Rittergeschichten ꝛc. darstellen. Ich sage Dir aber, man kann dieses Felsennest mit den ungeheuren, Schauder und Schwindel erregenden Wänden, mit Mauern, Zinnen und Thürmen gekrönt, hie und da eine Kanone herabschauend, mit dem schwarzen düstern verschlossenen Thore, die Bewaffneten hoch auf den Mauern umherschreitend, Sperber und Raben den gewaltigen Felsen umkreisend und in seinen vielen Höhlen krächzend und kreischend, tief unten das rauschende, schäumende, hohl anschlagende Meer — dieß Alles in seltsam großartigem Einklang, nicht schroff genug beschreiben noch in Holz schneiden. Freilich verhält es sich mit der Furchtbarkeit dieser Festung wie mit manchem Bramarbas mit grimmigem Schnurrbart und großem Säbel. Wer nicht weiß, wie es immer aussieht, muß sich wohl fürchten. Es könnten aber mehr Kanonen auf den furchtbaren Batterien stehen, als schießbare Kugeln für die aufgepflanzten Stücke vorhanden sind; viel Steine und wenig Wasser, ein Schutthaufen wo eine Windmühle stand, einige Musketen, von denen jede wenigstens doppelt so viel werth ist, als der Soldat, der sie trägt ꝛc. — Die Fläche oben auf dem Felsengipfel, welche die Festungswerke einschließen, hat fast eine Stunde im Umfang. Einst standen viele Häuser darin, jetzt gewähren ihre Ruinen, reich mit Feigenbüschen und Granatbäumen begrünt, einen traurig-schönen Anblick. Besonders malerisch ist die halb zerfallene, halb erhaltene Kirche in griechischem Style auf einer Anhöhe mit einigen andern schönen Ruinen einzeln stehend, seltsames Buschwerk ringsherum, hinter ihr einige Cypressen aufragend. An der südlichen Seite ist den Abhang hinunter bis ans Meer die Stadt gebaut. Starke, besser als die Festung vertheidigte Mauern schließen ein Gedräng von Kirchen und Häusern ein, die so durch- und übereinander gehäuft sind, daß fast keine Straße vorhanden ist. Wenn sich ein mäßig großer Mann queer über die Hauptstraße legt, so ist sie völlig gesperrt, und wer Hühneraugen hat, setzt sich gewiß nicht mit ausgestreckten Beinen vor seine Hausthüre. Die Häuser sind massiv steinern, venetianisch, viele zerstört. An der Westseite ein stark befestigtes Thor, das an den eine halbe Stunde entfernten Landungsplatz und die Brücke führt, die aus zwölf Jochen besteht und an der Seite der Insel mit einem ziemlich starken Thurme befestigt ist. So weit ich das feste Land gegenüber besucht habe, ein Paar Stunden auf- und abwärts vom Strande, ist es nicht viel besser als die felsige Insel.

Dürre, nackte Berge mit Strauchwerk bedeckt geben der Gegend ein düsteres graues Ansehen. Einzeln und weit von einander liegen grüne Fleckchen wie Oasen in der Wüste. Wo sich nämlich Wasser findet, das entweder als Quelle zu Tag tritt oder aus Cisternen mittelst durch Esel getriebener Räder beständig heraufgepumpt wird, da sammelt sich animal und vegetabile, baut Hütten und Nester, grünt und pflanzt sich fort, die Häuser stehen anmuthig im Schatten der Orange-, Feigen-, Maulbeer-, Mandel- und anderer Bäume, dichte Myrtenbüsche grünen, dem Laufe des Wassers nach schießt der Oleander empor, das Land ist, so weit es gewässert werden kann, als Garten gebaut, der Melonen und Gemüse liefert, oder mit Mais-, Baumwollenstauden, Tabak- und Getraidefeldern bedeckt. Jetzt zeugen freilich in den meisten dieser Oasen nur häufige Ruinen von der zahlreichen Bevölkerung vor dem Kriege. In solchen Revieren treibe ich mich herum. Weit kann ich mich, meiner Kranken wegen, nicht entfernen. Meine Exkursionen erstrecken sich auf's Thier- und Pflanzenreich, d. h. ich laufe mit der Flinte und Botanisirbüchse, einem Stöckchen, um Schlangen und Eidechsen zu erlegen, und einem Branntweinglase zum Behuf der Insek-

ten, herum. In der Büchse ist auch gewöhnlich noch Platz für einige Steine. So gerüstet dünke ich mich eine ganze gelehrte Forscher- und Sammlergesellschaft zu seyn und richte auch so Viel aus, als solche Gesellschaften häufig zu thun pflegen; d. h. wenn z. B. ein Rebhuhn und ein seltner Kabinetsvogel neben einander fliegen, so schieße ich erst das Rebhuhn. Erwische ich dann den Kabinetsvogel auch noch, so ist es recht gut, er wird ausgebälgt, die Haut fährt eine Zeit lang herum, bis die Motten mir nachgerade noch einen Flügel als Federwisch übrig lassen, dann laß ich ihn hübsch grün und roth malen, beschreibe seine Sitten und Gebräuche, als ob ich ein Scheffel Salz mit ihm gegessen hätte, und das Kabinetsstück ist fertig. In der Amphibiologie bin ich aufrichtiger und gestehe gerade heraus, daß ich zum Schlangenfangen zu furchtsam und zum Eidechsenfangen zu langsam bin. Doch kann ich Manches davon erzählen. Mit der Botanik sieht es besser aus. Die Pflanzen lassen sich hübsch ruhig pflücken; was sticht, laß ich stechen, und was ich einmal besitze, kann ich getrost nach Hause tragen. Ich enthalte mich alles Bestimmens und Beschreibens und begnüge mich, meine Schätze sorgfältig einzulegen und zu trocknen, wenn ich Zeit und Gelegenheit habe. Daran fehlt es leider sehr oft. Alles Papier ist von erbärmlich kleinem Formate; meine Pflanzen müssen sich biegen und schmiegen wie auf Dioscorides und Fuchsii Holzschnitten. Manchmal ist um alles Geld kein Blatt Papier zu haben und die Industrie hilft sich, wie sie kann. So z. B. mußte ich in Kreta einmal einem Pfaffen die Bibel stehlen, um einlegen zu können. Ich hätte das Sacrilegium nicht begangen, wenn das Buch nicht dick bestäubt gewesen wäre. Dennoch hatte es der gute Mann gemerkt, erwähnte es aber nur flüchtig, während er laut nach der Gerechtigkeit Gottes schrie, weil in derselben Nacht unsre Soldaten ihm ein Spanferkel geraubt hatten. Trocknen und Transportiren macht oft Schwierigkeiten. Oft kann ich nur im Vorbeieilen schnell abrupfen, und Manches wirst Du ohne Wurzel finden, die hartnäckig im Felsen stecken blieb. Ein Mal erwischten mir in Morea die Palikaren ein Packet, warfen den Kräuterschatz heraus, wollten aus dem Papier Patronen machen und wickelten endlich, da sie es hiezu nicht tauglich fanden, Käse und gestohlenes Fleisch darein. Einer fing an, von den getrockneten Kräutern zu rauchen, es bekam ihm aber nicht zum Besten. Dieß erinnerte mich an die Piraten in Carabusa, die (leibhaftig wahre Thatsache) die runden holländer Käse neben den Kanonen aufschichteten, mit den Chokoladetafeln die Leder zum Abziehen der Rasirmesser bestrichen, mit Copaiva-Balsam ihren Salat anmachten u. s. w. —

Napoli di Romania den 23 Jul.

Den 18 kam Oberst Bory mit dem Dampfschiff Hermes, um uns abzuholen. Meine Leutchen waren alle ziemlich gut. Abend um 10 Uhr fuhren wir ab, und erreichten schon den andern Morgen um 8 Uhr, trotz heftigem ganz konträrem Wind, Napoli di Romania. Die Bewegung dieses Schiffes ist so sanft, daß man sie selbst bei unruhigem Meere kaum bemerkt. Hier fand ich leider eine ziemliche Ernte des Knochenmanns, denn dieselben gastrisch und nervösen Fieber hatten auch hier überhand genommen. Die Hitze ist unerträglich, 32° Reaumur im Schatten ganz gewöhnlich. Als Nachtrag sage ich Dir, daß, sobald sich Gelegenheit giebt, ein Transport Pflanzen über Triest an Dich abgeht. Mit Insekten und Amphibien sieht es schlecht aus, doch werden einige Türkenschädel aus den Ebenen von Korinth mitkommen.

Jovellanos.

(Fortsetzung.)

Zu Sevilla lebte Jovellanos in einem Kreise von Schülern und Freunden, mit denen er die Genüsse und die stillen Reize der sie umgebenden Landschaft theilte. Allgemeine Achtung belohnte seine vielfachen Tugenden, und es schien ihm Nichts mehr zu wünschen übrig, als er im J. 1778 durch einen Befehl des Königs als Oberrichter an den Gerichtshof nach Madrid berufen ward. In der Hauptstadt erfreute er sich der Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer, welche den literarischen Zirkel des berühmten Campomanes bildeten. Hier wurde er zuerst mit Don Francisco Cabarrus bekannt, fand diesen über gewisse Punkte der Staatswirthschaft gleicher Ansicht, und es bildete sich ein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen, welches die Hauptquelle von Jovellanos spätern Unglücksfällen und Verfolgungen wurde. Campomanes, damals Präsident der historischen Akademie, führte Jovellanos als Mitglied vor, und von dem Tage seiner Wahl an wurde ihm eine Unzahl von Aufträgen anvertraut, die er alle mit bewundernswürdigem Takte löste und wobei er dieselbe Vertrautheit mit der Nationalgeschichte und den Alterthümern zeigte, welche er bereits in andern Zweigen der Literatur und der Wissenschaft an Tag gelegt hatte *).

Während seines madrider Aufenthalts wetteiferten alle Akademien und literarischen Gesellschaften ihn als Mitglied zu gewinnen und von seinen wundervollen Talenten und Kenntnissen Nutzen zu ziehen, und bei allen rechtfertigte er durch anhaltende und wichtige Arbeiten die hohe Meinung, die sie von seiner Gelehrsamkeit, seiner Beredsamkeit und seinem patriotischen Eifer gefaßt hatten. Der Rath der Militärorden, in welchem er bald darauf Sitz und Stimme erhielt, übertrug ihm die schwierigsten Commissionen, die Visitation seiner Collegien, die Anordnung der wichtigen Archive zu Uclés und die Aufnahme einer Karte der verschiedenen den Militärorden der spanischen Halbinsel zugehörigen Gebiete, welche er auch aufs Gewissenhafteste

*) Wir nennen unter diesen Schriften vor allen seine Abhandlung über die Volksbelustigungen, die er auf Befehl des Raths von Kastilien schrieb. Dieses schätzbare Werk macht der Gelehrsamkeit und den freisinnigen Ansichten Jovellans die größte Ehre. Der erste Theil enthält eine Beschreibung des Ursprungs der öffentlichen Spiele in Spanien und deren Fortschritte bis auf die Gegenwart. Der zweite weist den Einfluß nach, den sie auf die öffentliche Wohlfahrt haben könnten, und giebt die Mittel an, wodurch seiner Meinung nach dieses Ziel erreicht werden dürfte.

ausgeführt hat. Von dem Umfang und der Wichtigkeit seiner Arbeiten für die spanische Akademie und die von San Fernando liegen die vollsten Beweise vor. Die Archive beider Gesellschaften wurden von ihm durch beredte Abhandlungen und ausführliche Beleuchtungen alter Werke nebst kritischen Versuchen über verschiedene Zweige der Wissenschaft bereichert. Gleiche Thätigkeit bewies er in der ihm von der Regierung übertragenen Anlegung einer Straße von Leon nach Oviedo und von Oviedo nach Gijon, wo er mehrere Monate blieb und seinen Einfluß zur Ermunterung der Industrie und des Unternehmungsgeistes der Asturier benutzte. Nach Madrid zurückgekehrt nahm ihn die Vertheidigung seines Freundes des Grafen Cabarrus in Anspruch, gegen welchen die Verfolgung begann, als derselbe als Direktor der Bank von San Carlos sich weigerte, sich zu den Launen der Königin herzugeben, welche dieses Nationalinstitut gerne mißbraucht hätte.

Rache und Haß zögerten nicht, den Mann, der den Gegenstand ihres Grolls so offen vertheidigte, zum Opfer zu ersehen. Man beschloß, Jovellanos, koste es was es wolle, vom Hofe zu entfernen. Um einen Vorwand blieb man nicht lange verlegen. Nach einem nichtssagenden Auftrag die Collegien der Militärorden zu reformiren, gab man ihm den seiner Stellung noch unwürdigern — die Kohlenbergwerke im Fürstenthum Asturien zu visitiren. Bei dieser Gelegenheit war es, daß er im J. 1794 zu Gijon die Errichtung des asturischen Institutes durchsetzte, dessen Gründung immerhin unsers erleuchteten Zeitalters würdig ist. Es wurde von ihm mit einer Rede eingeweiht, in welcher eben so sehr seine Gelehrsamkeit als Beredsamkeit glänzte. Sein Plan beschränkte sich jedoch nicht auf Asturien. Er wollte das Institut zu Gijon als Muster aufstellen, um zu zeigen, was sich für Spanien erwarten ließe, wenn dessen gothische Universitäten und Collegien durch Erziehungsanstalten ersetzt würden, die den Anforderungen des Jahrhunderts mehr entsprächen. „So lange die spanischen Universitäten," bemerkt er in einer Adresse an die Regierung, „bleiben, was sie bisher gewesen sind, so lange sie noch unter der Tyrannei des Scholastizismus stehen, können die neuen Normalschulen nicht gedeihen. Die Richtung des Geistes auf wissenschaftliche Forschungen wird seiner Zeit auch Gegenstand der Fürsorge Ew. Excellenzen werden, da Sie für die Besserung der Volkserziehung so aufrichtig besorgt sind, um aber zu diesem unsrer Wünsche so würdigen Ziele zu gelangen, wird es nothwendig, mit einer gänzlichen Reform der in unsern öffentlichen Schulen gegenwärtig vorherrschenden Unterrichtsweise zu beginnen." So sprach vor dreißig Jahren dieser weise Spanier von dem verkehrten Zustand der Unterrichtsanstalten in seinem Vaterland. Das asturische Institut besteht noch fort, trotz den Revolutionsstürmen, welche Spanien verheerten.

(Schluß folgt.)

Die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen.

(Schluß.)

Nach der Empörung von 1745 wurde eine allgemeine Entwaffnung der Bergschotten befohlen und mit Gewalt ausgeführt. Englische Truppen zogen nach Schottland und die alte Verfassung wurde aufgelöst; mit Grausamkeit herrschten die rachsüchtigen Sieger; das Volk sollte entnationalisirt werden, seine eigenthümliche Kleidung nicht mehr tragen, die Muttersprache nicht mehr sprechen. Dennoch bewahrte es mit Stolz und Kraft seine alten Sitten und versöhnend trat Chatham ins Mittel. Ihren Nationalgewohnheiten zurückgegeben, entwickelten die Bergschotten nun einen neuen und interessanteren Charakter, indem sie die Tugenden der wilden Völker behielten, die Laster derselben ablegten. Die Vaterlandsliebe, die Treue, die Gastfreundschaft fuhren fort, unter ihnen zu blühen. Sie gewöhnten sich, alle Schotten als Brüder und Landsleute zu betrachten, zu welchem Familienstamm sie auch gehören mochten; und, worüber man sich nicht genug verwundern kann, dieselben Menschen, die noch vor 60 Jahren vom Raube lebten, werden jetzt wegen ihrer Moralität oft angeführt und sind in ganz Großbritannien diejenigen, die den Criminalgerichtshöfen am Wenigsten zu thun geben. Noch zeigen sie den heroischen Muth, der sie sonst in den kleinen inneren Kriegen befeuerte. Strenge Beobachter der Religionspflichten erfreuen sie alle Christen durch ihre thätige Frömmigkeit, mit welcher sie durch Sturm und Wetter zu fernen Kirchen ziehen. Eben so sehr strengen sich ihre Geistlichen und Priester an, denen Missionäre als Gehülfen beigegeben sind. Jedes nur etwas bedeutende Dorf in den Gebirgen und auf den Inseln besitzt gegenwärtig eine Schule, wo Lesen und Schreiben gelehrt wird. Der Anfang dieser Schilderung kommt ziemlich überein mit der schrecklichen Züchtigungsperiode in Morea gleich nach dem Kriege von 1770, wo Türken und Albanesen in den Peloponnes einrückten und den absolutesten Despotismus ausübten. Aber späterhin sich selbst wieder überlassen, begannen die Griechen dieselbe Uebergangsperiode zum Bessern: die Idee des Vaterlands gewann unter ihnen Raum und brachte die alte Stamm- und Familienscheidungen mehr und mehr in Vergessenheit. Wer kennt nicht jene schöne Sitte der Freundschaft, welche unter ihnen herrscht, wie der Freund dem Freunde zum ewigen Bunde sich antrauen läßt und den priesterlichen Segen empfängt (Adelphosine)? Diese Sitte allein schon macht ihnen die Pflicht der Bruderliebe anschaulich, wenn sie ihnen auch nicht durch Bedürfniß, Sprache, Abstammung und gemeinsame Rettung nahe gelegt würde. Der fleißige Besuch der Kirchen findet auch bei den Griechen Statt; ihr religiöser Sinn artet vielmehr noch zu oft in blinden fanatischen Eifer aus. Schulen hatte fast jeder kleine Ort bis zum Anfang des Befreiungskrieges; und so wird auch dort Unwissenheit und Aberglaube sich nach und nach verlieren.

Nicht bloß in Hinsicht der Sitten und des Charakters können wir zwischen den Bergschotten und Berggriechen eine Aehn-

lichkeit wahrnehmen, die sich gleichfalls auf die Inselgriechen erstreckt, sondern auch in Betracht der Sprache findet eine Vergleichung Statt. Als Probe mag folgendes Verzeichniß dienen:

Gälisch. Geschrieben.	Gesprochen.	Griechisch.	Deutsch.
Ce	Ké	γη	Erde
Deich	Dêch	δεκα	Zehn
Mathair	Maer	μητηρ	Mutter
Gin	Guin	γινομαι und γινναω	hervorbringen
Fonn		φωνη	Stimme, Ton, Melodie
Ubh	Ouv	ϝωὸν (ovum) l'αυγὸν, neugr.	Ei
Saighde	Sâchte	σαϊττα od. σαγίττα	Pfeil
Teampull.	Tchampoull.	τίμπλον (ngr.) von τίμενος, το,? altgr.)	Tempel
Uair.	Ouar	ὥρα (hora)	Stunde
Tarbh	Taru	ταῦρος	Stier.
Mile (d. h. tausend)	Mile	μίλιον	Meile von 1000 Schritten.
Airgiod	Argid	ἀργύριον (argentum)	Silber.
Mil	Mill	μέλι (mel)	Honig.
Fiabhrus	Fiavrus	πυρετὸς	Fieber.
Bacholl	Bâchol	βάκτρον (baculum)	Stock.
Claireach	Clerâch	κληρικος (neugr.)	Geistlicher. (clericus)
Meadhon	Mêchon	μισον (medium)	Mitte
Leugh	Leuch	λέγω	lesen.
Righ	Ri	ρηγας, ρηξ (ngr.) rex	König.
Maighistir	Mahistir	μαστορης (ngr.)	Meister.
(μαστορικὸς, meisterhaft, vom altgr. μάστωρ? Forscher).			
Tu	Tu	συ	Du.
Nochd	Nôche	νὺξ (nox)	Nacht.
Ochd	Oche	ὀκτω	acht.
Lachd	Lâche	(γαλάκτιον (lac) γάλα, γάλακτος.)	Milch, lait.

Orientalische Literatur.

Den Bemühungen eines Sohns des Herzogs von Clarence, des Obristen Fitzclarence, verdankt England ein Institut, welches für die Verbreitung der orientalischen Literatur in Europa sehr folgenreich zu werden verspricht — den Verein zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Werke. Der Verein, welcher einen Anhang zu der Königlich-asiatischen Gesellschaft bildet, bestimmt durch seinen Ausschuß (oriental translation committee) die Wahl der zu übersetzenden Werke, welche er theilweise oder ganz, und gelegentlich mit dem Originaltext und Erläuterungen begleitet, auf seine Kosten erscheinen läßt. Die Sprache, in welcher übersetzt wird, ist die englische, in besondern Fällen die französische oder lateinische. Kein Werk, welches dem Verein angeboten wird, kann gedruckt werden, ehe wenigstens acht Mitglieder des Ausschusses sich damit einverstanden erklärt haben. Der Verein vertheilt jährlich vier Belohnungen im Betrag von je 50 bis 100 Guineen, und vier Medaillen, jede im Werth zu 20 Guineen, worauf die Namen der Individuen, denen, und die Titel der Bücher, wegen deren sie verliehen werden, geschrieben stehen. Für die zwei besten Arbeiten hat Georg IV zwei goldene Medaillen, jede zu 25 Guineen, hinzugefügt. Der Uebersetzer eines Werks, welches der Verein übernimmt, kann auf 25 Exemplare Anspruch machen. Dasjenige Mitglied des Vereins, welches 10 Guineen und drüber jährlich subscribirt, bekommt von jedem Werk, welches man drucken läßt, ein Exemplar auf feinem Papier mit schönverziertem Titelblatt, worauf der Name des Subscribenten; wer jährlich 5 G. unterzeichnet, ist blos zu so vielen Exemplaren um die Hälfte des Preises, welchen Nicht-Mitglieder bezahlen, berechtigt, als seine Subscription beträgt. Eine allgemeine Versammlung der Gesellschaft findet jährlich am 7 Juni Statt; ausnahmsweise, wenn neun Mitglieder mit Angabe des Grundes eine verlangen. Der Ausschuß hält Sitzung, so oft der Sprecher oder der Secretär oder zwei Mitglieder es für nöthig erachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reben von Tokai.

Ein alter ungrischer Schriftsteller, Szirmay de Szirma, giebt die folgende Notiz über die tokaier Reben; die Bergkette der Grafschaft Zemplin, eine Verzweigung der Karpathen, von mittlerer Höhe, heißt im Ungrischen Hegy-Allya, d. h. Fuß des Gebirges. Der Berg Magos-Hagy, auf welchem sich eine mit Lava umgebene Vertiefung findet, scheint vulkanischen Ursprungs. In diesen Grund, der aus calcinirtem Basalt besteht, ließ König Bela IV im Jahr 1241 die ersten Reben legen, welche den nachher so berühmt gewordenen tokaier Wein hervorbrachten, dessen Ertrag jährlich zu 240,000 Eimern geschätzt wird. Er soll die Reben aus Italien und Morea über Venedig bekommen haben, und der „Formint", wie eine der besten Arten des Tokaiers heißt, scheint wirklich dem von Horaz so hoch gepriesenen Wein von Fermia einiger Maßen zu entsprechen. Eine andere Art soll von Malvasia abstammen. Im 16 Jahrhundert war der Tokaier noch wenig bekannt. Szirmay erzählt, daß, als einst während des tridentinischen Conciliums einige italienische Prälaten die Weine ihres Vaterlandes rühmten, Georg Draskowich, Bischof von Cotoiza, behauptet habe, der ungrische Wein thue es allen andern zuvor. Da Niemand ihm glauben wollte, ließ er alsbald eine Probe von Tallyamada, einer der besten Tokaiersorten, herbeibringen. Der Pabst selbst kostete davon, und gestand, daß er nie etwas Besseres getrunken. Dieß geschah 1562; der Tokaier ist aber noch weit vorzüglicher geworden, seit man angefangen hat, die Trauben auszulesen."

Szirmay erwähnt auch des vegetabilischen Goldes, das man in der tokaier Traube gefunden haben will, und hält dasselbe für Zuckerweiser, um welche herum der Traubensaft sich krystallisire. Bemerkenswerth ist übrigens, daß selbst Chaptal an das Daseyn des vegetabilischen Goldes glaubt, und es durch mehrfache Versuche darzustellen gesucht hat.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 150 und 151. 30 und 31 May 1830.

Rio Janeiro *).

1) Negersclaven. Die Umgebung der Hauptstadt.

Glühend war die Nacht gewesen; die Stiche der Muskito's machten dieselbe wahrhaft unerträglich, und ich hatte sie bald unter meinem erstickenden Mückentuch, bald im Zimmer auf und ab wandelnd durchpaßt, und Thür und Fenster umsonst einem Luftzügchen geöffnet. Erst gegen drei Uhr Morgens war ich eben daran, aus Müdigkeit einzuschlafen, als ich an die Hausthür klopfen hörte. Verdoppelte Schläge weckten mich gänzlich auf und brachten mir zu Sinn, daß M. mich mit Tagesanbruch abholen wollte, um mich zum Wasserfall von Tijuka zu führen. Ich rief Lorenz, welcher herumtappend und über die Leiber der Neger, welche in den Gängen und auf der Treppe schliefen, hinschreitend, M. die Thür öffnete.

Noch mit dem Ankleiden beschäftigt, trieb mich ein gewaltiger Lärm, der sich plötzlich im Hause erhob, aus dem Zimmer zu treten, um nach der Ursache zu sehen. Da erblickte ich denn den Neger, der mein Pferd gebracht, und der wüthend, daß er lang vor dem Haus hatte warten müssen, die Schwarzen, welche nicht bei dem ersten gegebenen Zeichen aufgewacht waren, mit seinem Stock aufs Emsigste bearbeitete. Diese falteten ganz ruhig und ohne ein Wort zu verlieren, ihre Decken zusammen, als ob Schläge und Scheltworte ihnen gar nicht gälten, und nicht der mindeste Grund vorhanden wäre sich zu beeilen, oder zu beklagen, zu vertheidigen, zu rächen. Die Wuth des Schwarzen, der so gut ein Sklave war, als Die, welche er schlug, die bämische Ruhe der Andern während seiner Mißhandlungen, setzten mich nicht in Verwunderung; schon hundert Mal war ich Zeuge eines solchen Schauspiels in den Injegna's **) gewesen. Ich schickte den Tobenden auf die Straße zurück, um mein Pferd zu halten, das er dort frei hatte stehen lassen, vollendete meinen Anzug, und fort ritten wir.

Die Stadt lag in tiefem Stillschweigen. Die Glocken der zahlreichen Thürme waren noch nicht in Bewegung, und nur hier und da öffneten Neger die kleinen grünen Sommerläden der Mittelthüren *), welche den Eingang zu den meisten Häusern bilden. Noch Niemand auf den Granit-Trottoirs; aber da und dort lagen unter den Säulengängen der Kirchen ein Paar freie heimathlose Neger, oder zerlumpte, von Elend und Cachas **) entwürdigte Europäer schlafend ausgestreckt. An der Ecke der Straße Uvidor war bereits eine Schenke offen; drei aufrecht stehende Negerinnen, mit Körben auf dem Kopfe, rauchend aus kleinen Pfeifen mit kurzen Röhren, und abwechselnd aus demselben gewaltigen Humpen, die man ihnen vorgesetzt, Branntwein trinkend, waren in feuriger Unterhaltung begriffen und schwatzten alle Drei zugleich, indem sie ihre Reden nach Gewohnheit mit weit hin schallendem Händeklatschen begleiteten.

Wir zogen über den Platz San Antonio, auf welchem sich das von den Franzosen zu Ehren der Vermählung des Kaisers errichtete Denkmal erhebt ***). Seine geschmackvolle Form, die im Kleinen die Säule vom Vendôme-Platz wiedergiebt; die französischen Inschriften um die Namenszüge Pedros und Amalias her, mitten auf einem Platz, dessen portugiesische Bauart mit den einfachen Linien des neuern europäischen Stiles so wenig übereinstimmt, boten einen um so überraschendern Anblick, als die Gipfel der Granitberge, welche hoch über die Kirchthürme von San Antonio und deren verzierte Spitzen sich erheben, keinen Zweifel über den ausländischen Ursprung eines Monumentes ließen, welches Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe hier errichtet haben. Jede fremde in Rio angesiedelte Nation hat ihr Denkmal zur Feier jener Vermählung aufgeführt; so bemerkten wir vor dem Schauspielhaus den Obelisk der Portugiesen; auf der Plaza d'Acclamationes den Triumphbogen der Engländer.

Kaum waren wir vor der Stadt auf der Straße nach San Christophero, als die Sonne am Himmel emporstieg und uns mit ihren brennenden Stralen bald übers Haupt hereingekommen war.

*) Bruchstück eines Schreibens des Obristen Brack an Casimir Delavigne, vom 28 December 1829.

**) Zuckersiedereien.

*) portes bâtardes, Thüren, welche kleiner sind, als eigentliche Thore, durch welche man mit Wagen und Pferd einfährt, aber größer, als eine bloße Hinter- oder Zimmerthür.

**) Aus Zuckerrohr gewonnener Branntwein.

***) Dieses Denkmal ist nach dem Entwurf und unter der Leitung Pezerats, ehemaligen Zöglings der französischen polytechnischen Schule, gegenwärtig Majors im brasilischen Geniecorps und Architekt des Kaisers, ausgeführt.

Die ganze Natur erwachte. Die Stadtglocken tönten; der Kanonenschuß verkündete die Oeffnung des Hafens; Neger mit Milch, Früchten, Gemüse bedeckten die Wege, und in Kurzem befanden wir uns in einer Staubwolke, aufgeregt durch die Heerden kleiner, langgehörnter Ochsen, welche man zur Stadt trieb, und die Heerden von Sclaven, welche durch die Peitsche ihrer gleichbürtigen oder mulattischen Tyrannen zum Feld gejagt wurden.

Eine dieser Menschenheerden kam an uns vorbei. Sie bestand aus dreißig Kindern von sechs bis zwölf Jahren. Zwei junge Mütter folgten ihnen nach, um die Mitte des Leibes in einem groben Stück Zeug zwei Kinder von einem bis zwei Jahren tragend. Der Aufseher trieb den Marsch der schweigenden Truppe hart an, die durch ihre durchgängige Abmagerung auf all die Entbehrungen schließen ließ, welchen sie seit dem Verkauf an den Küsten Africas unterworfen gewesen. Die Unglücklichen trugen noch die Ueberbleibsel des Wilden-Schmucks, den man ihnen Tags zuvor angelegt, um die Käufer mehr anzulocken; noch war ihre Haut geölt, um schwärzer und gesünder zu erscheinen; ihre Köpfe waren mit rothen Wollenmützen bedeckt, und kleine Stücke weißer, neuer, gewaschner Baumwolle deckte ihre Blöße und ihr Elend. Jedes, obwohl es nur mit Mühe sich selbst fortzuschleppen vermochte, war nichts desto weniger noch mit dem Geräthe beladen, welches ihr Herr nach seiner ländlichen Wohnung zu schaffen hatte. Irdene Töpfe, Teppiche, Stöcke, Luxusgegenstände, Sättel, Peitschen, Ketten beschwerten ihre Köpfe, deren herrschender Ausdruck die Stupidität des Unglücks war.

Ich eilte, dem traurigen Anblick bald möglichst zu entgehen, und bald kamen wir in Sankt Christoph an, wo zwei Offiziere vom brasilischen Geniewesen, Pezerat und Riviere, beide Franzosen, und stolz auf diesen Namen, unsrer warteten. Unser Zug wandte sich links an dem Bache hin, der am Rand des kaiserlichen Parks fließt, und näherte sich dem Gebirg.

Die Ebene, worauf Rio de Janeiro liegt, hat ganz den Charakter einer früher vom Meer eingenommenen, und durch dieses geebneten Gegend. Das Amphitheater von hohen Bergen, welches sie umgiebt, erhebt sich fast senkrecht über ihr, und die Wasser, welche von den Gipfeln des Tijuka und Corcovado herabstürzen, scheinen, unten angelangt, sich mühsam durch das Flachland, das auf eine Strecke von zwei französischen Stunden jedes Abhangs entbehrt, mühsam hinzuschleppen. Einige kleine Hügel mit Bäumen vom schönsten Grün bedeckt; einige Granitfelsen, welche da und dort vereinzelt, wie riesenhafte Grenzmarken, emporsteigen, runden das herrliche, mit Landhäusern malerisch bedeckte Thal, harmonisch zu.

Das Gebäude, welches vor allen ins Auge fällt, ist der Palast von Sankt Christoph, der gewöhnliche Aufenthalt des Kaisers. Auf einer einzeln stehenden Anhöhe gelegen beut es einen köstlichen Ueberblick des Gebirgs, der Ebene, der Stadt und des Meerbusens dar. Ich zweifle, ob sich eine Gegend in Europa an Hoheit mit diesen verschiedenen Aussichten messen darf; besonders die Bai kann man sich nicht herrlich genug vorstellen. Zwischen zwei üppigen Hügeln hindurch, deren einer zu den kaiserlichen Gärten gehört, der andre den weniger malerischen Theil der Stadt bedeckt, sieht man zunächst zwischen Bananen, Kokosbäumen, blühenden Orangen das Schloß der Königin von Portugal, sowie dasjenige, welches der Prinz von Leuchtenberg bewohnt, eine Kaserne, eine Wasserleitung, einige hübsche Landhäuser, und all Das so schön, so anmuthig geordnet, daß der geschickteste Maler, daß ein Poussin selbst nichts Aehnliches je erfunden hat. Weiter hinten zu dehnt sich weit die Bai aus, mit ihren zauberhaften, duftenden Inseln, bei deren jeder man im Vorbeifahren sich des Gedankens nicht erwehren kann: „hier möchte ich mein ganzes Leben zubringen;“ — die Bai mit ihren zierlichen Segeln, mit den hundertfarbigen Flaggen aller Nationen, hell wie der Himmel, der ihr leuchtet, glänzend wie die Sonne, die sie vergoldet. Am Gesichtskreis erheben sich die Orgelberge, welchen ihre schmalen, senkrechten und gleichlaufenden Spitzen diesen Namen mit Recht gegeben haben. In ihrer hohen Kühnheit scheinen sie wie absichtlich von Gott hingesetzt: sie sind Brasiliens Blitzableiter, ziehen und brechen alle Stürme dieser neuen Welt.

Die Vorderseite des Palastes von Sankt Christoph besteht aus einem großen Fenstergang, zu welchem man auf einer steinernen Treppe emporsteigt; zu beiden Seiten dieser Galerie befinden sich zwei Pavillons, der eine in dem wunderlichen Geschmack der Bauwerke Ludwigs XV vom vorigen König errichtet; der andre vom Kaiser nach neuem, seinem Entwurf gebildet; Fresken schmücken ihn von unten bis oben.

(Schluß folgt.)

Jovellanos.

(Schluß.)

In Mitte seiner hochsinnigen Beschäftigungen ward Jovellanos plötzlich auf den hohen Posten gerufen, für welchen seine Talente und Tugenden ihn so ausnehmend eigneten; obgleich diese Eigenschaften sich nicht mit der Verderbniß und den Gefahren um ihn her vertrugen. Entweder trat bei der Regierung ein lucidum intervallum ein, oder spielte eine Hofintrike — Jovellanos ward mit einem Mal der hohen Würde eines Ministers der Gnade und der Justiz für würdig befunden. Er bekleidete diesen Posten zwar nur wenige Monate, aber schon in diesem kurzen Zeitraum entsprach er ganz der hohen Achtung, die er sich früher in der Magistratur, als Gelehrter und als Privatmann erworben hatte. Er blieb seinem Streben für die Verbreitung der Volksaufklärung treu. In einer Denkschrift an den König spricht er sich über diesen Gegenstand in folgenden Worten aus, welche über die Literargeschichte Spaniens und den Zustand der Volksbildung äußerst belehrend sind. „In meinem ganzen Geschäftskreis,“ sagt er, „hat ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit besonders beschäftigt, der wegen seines wichtigen Einflusses die Beachtung Ew. Majestät vornehmlich verdient — ich meine den öffentlichen Unterricht, dessen Gedeihen die Wohlfahrt, und dessen Vernachläßigung den Verfall und Ruin der Völker im Gefolge hat. Es ist anerkannte Thatsache, daß dieser Unterricht das sicherste Unterpfand des Gemeinwohls

ist, und daß die Völker je nach dem Grade ihrer Aufklärung oder ihrer Unwissenheit mächtig oder schwach, glücklich oder unglücklich sind. Denn ist es nicht der Unterricht, der die nützlichsten Zweige der Erkenntniß entdeckt, und sie auf die Bedürfnisse der Nationen anzuwenden lehrt? Giebt es aber ein Land, das eine größere Anzahl von Anstalten für classische Literatur, für Philosophie, Medicin, Theologie und Jurisprudenz besitzt, als wir, das sich so vieler Universitäten, Collegien, Seminarien, so vieler und so reicher Dotationen für Kirchen und Schulen rühmen kann? Die Ursache unserer Unwissenheit liegt also nicht in der Vernachläßigung des Gegenstands, sondern in der Art der Behandlung. Es war eine Zeit, wo Spanien, aus der herrschenden Finsterniß emporringend, mit sorglichem Eifer der wissenschaftlichen Bildung oblag. Ueberzeugt, daß alle menschlichen Institutionen ein Erbstück des Alterthums seyen, strebte es ursprünglich dieses zu erforschen, das Erforschte zu verbreiten und zu beleuchten, und blieb nach der Verbreitung der gewonnenen Schätze mit Vorliebe bei denjenigen stehen, wo der Geist am Glänzendsten schimmerte, der Geschmack und die Phantasie die stärkste Anziehung fanden. Spanien war der Sitz der Humanität, schritt in der Philologie, Poesie, Rhetorik und Geschichte erfolgreich vor, nahm aber nicht in den Kreis seiner Studien jene Wissenschaften auf, von denen das spätere Wohl und der Ruhm des Volkes abhingen. Hierauf folgte eine Zeit, in der die Gefahr für den Glauben alle geistigen Strebungen in Anspruch nahm. Die Periode der Ketzerei trat ein, und die Sekten wurden um so gefährlicher für die Staaten, als sie, mit Fragen über die Rechte der Fürsten und der Völker sich beschäftigend, die öffentlichen Gewalten bedrohten, und schreckvolle Aussichten auf Anarchie und Verwirrung eröffneten. Seit diesem Augenblicke ging die geistige Richtung in Spanien hauptsächlich auf die kirchlichen Wissenschaften, und was hierin geleistet wurde, zeigte sich auf der tridentischen Kirchenversammlung und den großen auf uns gekommenen Werken. Daß unsre Hochschulen demselben Geschmacke huldigten, ist sehr begreiflich. Ursprünglich bestanden sie aus geistlichen Körperschaften und waren als solche unter päpstlicher Autorität gegründet. In dem Studienplan dieser Collegien nahmen Theologie und kanonisches Recht jederzeit die erste Stelle ein. Philosophie wurde nur als Vorschule für diese Wissenschaften gepflegt, und selbst Medicin und Jurisprudenz wären vernachläßigt worden, hätte man bei der natürlichen Liebe zum Leben und zum Eigenthum die Mittel ihrer Erhaltung vergessen können. Ich brauche mich nicht über die Gebrechen dieses Unterrichts weitläufig zu verbreiten, die zum Theil aus dem allgemeinen Zustande der Civilisation in Europa, zum Theil aus der Verfassung jener Körperschaften entsprangen. Bei der Wiederherstellung der Literatur am Schlusse des Mittelalters war die Welt peripatetisch, und die scholastische Methode, das außereheliche Kind des Aristotelismus, ihr Gängelband. Alle Völker warfen jedoch früher oder später dieses Joch ab, und wenn das unsre es noch trägt, so ist es darum nicht minder geneigt, es abzuschütteln und auf den rechten Weg einzulenken. Was sage ich aber von dem verderblichen Mißgriffe, der die Quelle so vieler Uebel ist, von der Mißachtung oder gänzlichen Vernachläßigung, womit bei dieser Unterrichtsweise die nützlichsten Wissenschaften behandelt werden? Wurde auch hin und wieder Mathematik oder Physik getrieben, so diente jene nur zum Kalendermachen, diese zu eitlen Spekulationen, um Grundsätze zu verewigen, welche die Erfahrung für lächerlich und nichtig erklärte."

Als Seitenstück zu diesem Gemälde des frühern und zum Theil noch fortdaueruden Zustands des Unterrichts in Spanien — nach welchem dieser von der Laune oder dem Einflusse der Regierung abhängt — dient, was Jovellanos in seiner Gedächtnißschrift auf Karl III — einem Meisterstück von akademischer Beredsamkeit bemerkt. „Nützliche Wissenschaften, staatswirthschaftliche Grundsätze, ein Geist der Aufklärung — sind die Wohlthaten, welche Spanien der Regierung Karls III verdankt. Wenn Jemand noch zweifelt, daß diese die Grundlage des Volksglücks bilden, so wende er sein Auge auf jene kläglichen Zeitläufte, da Spanien in Aberglauben und Unwissenheit versunken lag. Welch trauriger, empörender Anblick! Religion, zur Erleuchtung und Tröstung der Menschheit vom Himmel gesandt, durch Selbstsucht in Verfolgung und Täuschung verkehrt — Anarchie an die Stelle der Ordnung getreten — das Haupt der Staatsverwaltung entweder ein Tyrann oder der Spielball des Adels — das Volk, gleich einer rechtlosen Horde, der Habsucht der Herrscher preisgegeben — der Dürftige von den Lasten des Staatshaushalts darniedergedrückt — der Reiche davon befreit und autorisirt, noch drückendere zu machen — die Gerechtigkeit geschändet — die Gesetze öffentlich umgestoßen und mit Füßen getreten — alle Bande der Sittlichkeit gelöst — an der Stelle der Ordnung und der Sorge für das Gemeinwohl Verwirrung und Zerrüttung, und wo, wo war damals jener Sinn für das Bessere, ohne den die Nationen von der Zeit Nichts zu erwarten haben? Spanien blieb einige Zeitalter hindurch in diesem Abgrunde begraben; mit der Dämmerung des sechzehnten Jahrhunderts aber hatte der Fürst sein Ansehen wieder gewonnen; die Vorrechte des Adels wurden ermäßigt, das Volk erhielt eine vernünftige Vertretung; die Gerichtshöfe wurden die Beschützer des Rechts, die Sitze energischer Gerechtigkeitspflege; Ackerbau, Gewerb und Handel erblühten unter dem Schutze der Gesetze. Welche menschliche Macht vermochte Spanien von diesem Zenith der Größe zu stürzen, wenn der Geist wahrer Aufklärung ihm das so schnell Errungene zu sichern zur Seite stand? Spanien hat die Literatur nicht verachtet; auf dieser Bahn fortwährend zum Ruhme gestrebt. Welche Früchte aber reiften bisher von den Arbeiten seiner Gelehrten? Was haben Spanien seine kirchlichen Studien genützt, wo klerische Spitzfindigkeiten die Moral und das göttliche Wort verdrängten? Was die Jurisprudenz, die auf der einen Seite Gesetze vervielfältigt und auf der andern sie einer willkürlichen Auslegung unterwirft? Was die Naturwissenschaften, die man bloß aus dem lächerlichen Mißbrauche kennt, den man in der Astrologie und der Alchymie mit ihnen trieb? Was endlich die Mathematik, die bloß spekulativ behandelt und nie auf das Wohl der Menschheit angewendet wurde? Wenn der Nutzen der beste Probstein des Verdienstes ist, was verdankt man den vielen Namen, welche wir bestän-

dig citiren, um unsrer Indolenz und unserm Stolze zu schmeicheln? Unter allen Studien suchen wir vergeblich die Staatswirthschaft, eine Wissenschaft, deren Prinzipien noch nicht, wie die der Politik, der Verderbniß zur Beute geworden, und deren Entwickelung wir ausschließlich der Philosophie der neueren Zeit verdanken. Welche Wahrheiten, welche Belehrung enthielt unsre Staatswirthschaft, wenn wir von einer reden können? Schwankend in ihren Grundsätzen, ungeräumt in ihren Deduktionen, unsicher in ihren Bewegungen, ebenso ungeschickt in Erforschung der Uebel, als in der Wahl der Gegenmittel, bot sie uns kaum einen einzigen gesunden Regierungsgrundsatz. Jeder Staaatswirth bildete sich sein eigenes System, leitete den Ursprung der Wissenschaft aus verschiedenen Quellen ab, und verfolgte sein Ziel auf verschiedenen Wegen. Und doch giebt es kein Gebrechen, keinen Fehlgriff, keinen Mißbrauch, der nicht bekämpft worden wäre. Der Reichthumder Geistlichkeit, die Vertheilung der Steuern, die Rechtspflege, der unmäßige Staatsaufwand ward untersucht, zu Tage gestellt, getadelt, aber nirgends ward abgeholfen. Die Ursachen wurden mit den Wirkungen verwechselt; Niemand verfolgte den Ursprung des Uebels — verstopfte die Quelle desselben; während England, Flandern und Italien unsre Mitbürger zu Grunde richteten, unsre Schätze vergeudet, unsre Hülfsquellen erschöpft wurden, seufzte unsre Nation unter den Händen von Quacksalbern, welche sie zu heilen unternommen. In eine so traurige Lage hatte eine falsche Richtung des Geistes in diesem Lande geführt, als im siebenzehnten Jahrhundert die österreichische Dynastie erlosch."

Seinen Verbesserungsgrundsätzen gemäß verfolgte der Minister rasch seine Bahn und versuchte den Gebrechen die Art an die Wurzel zu legen, namentlich die Inquisition aufzuheben und die Universität Salamanca zu reformiren, damit diese den andern spanischen Universitäten als Muster diente, und den König zu Entfernung seines auf den Staat verderblich einwirkenden Günstlings zu vermögen. Allein letzterer Plan, der Anfangs zu glücken versprach, und von dessen Erfolg die beiden andern abhingen, mißlang; der Einfluß Godoys stieg und ward nur noch ungebührlicher; Jovellanos trat aus dem Ministerium. Nach Asturien verwiesen, mit dem Range und Gehalt eines Staatsraths, kehrte er zu der Leitung seines Lieblingsgeschäfts nach Gijon zurück, dem ihm aufgetragenen Straßenbau, und vollendete die Untersuchung der Steinkohlengruben und andere gemeinnützige Arbeiten, welche er, vor neun Monaten in das Ministerium gerufen, angeordnet hatte. Dritthalb Jahre verlebte er hier unter den mannigfaltigsten öffentlichen und Privatbeschäftigungen, welche sein Biograph Ceau Bermudez umständlich berichtet, endlich aber schoß die Hofnatter ihr volles Rachegift auf den Mann, der es gewagt hatte, ungebührlicher Willkürherrschaft Schranken setzen zu wollen. Jovellanos wurde von dem Statthalter von Asturien auf Befehl des Königs in seinem Hause verhaftet und als Staatsverbrecher unter Bedeckung einer Schwadron Reiter durch Leon, Kastilien, Navarra, Arragonien und Katalonien nach Barcelona gebracht, wo er sich nach dem Orte seines Exils, dem Kloster Valledmosa auf der Insel Majorka, einschiffen mußte. Die gute Behandlung der Mönche milderte indeß die Unbilden der Lokalbehörden, welche die Werkzeuge des boshaften Godoy waren. Kaum hatte er sich von den erlittenen Mißhandlungen etwas erholt, als er dem König in zwei unterthänigen, aber nachdrücklichen Zuschriften seine Unschuld betheuerte, und vor ein kompetentes Tribunal gestellt zu werden bat. Der Erfolg dieses Schrittes war geschärfte Strenge, die so weit ging, daß man ihm das Schloß Bellver auf derselben Insel zum Kerker anwies und ihn alles Verkehrs nach Aussen und selbst des Schreibmaterials beraubte. Als endlich diese vielfältigen Drangsale seine Gesundheit untergraben hatten, kam er um den Gebrauch von Seebädern ein. „Die Regierung", erzählt Jovellanos, „willfahrte meinem Gesuch, bestimmte aber einen Badeort, wo ich den Blicken der Vorübergehenden auf der Landstraße nach Portupi ausgesetzt gewesen wäre, und befahl zu meiner Bewachung die unanständigsten Vorsichtsmaßregeln, so daß ich es vorzog, darauf zu verzichten, als mich dem Mitleid und Hohn des Pöbels preiszugeben."

Diese Mißhandlungen dauerten bis zum Jahre 1806, wo dem Gefangenen der Genuß der freien Luft, der Gebrauch einiger Bücher und der Umgang mit einigen gebildeten Personen der Hauptstadt, welche ihn besuchten und unterhielten, erlaubt ward. Jetzt sammelte er Materialien für die Geschichte der Insel und zeigte so, daß er unter allen Lebenswechseln sich der Welt nützlich zu machen verstünde. Seine Spazirgänge wurden Besuche der Wohlthätigkeit, er milderte das Elend der Armen aus seinen kärglichen Mitteln und durch wohlwollende, menschenfreundliche Gespräche; auch arbeitete er für die Flora bellverica, welche er in lateinischer, majorkanischer und kastilischer Sprache herausgab, und in historischen Memoiren mit allem Geschick eines Kunstkenners beschrieb er die öffentlichen Gebäude von Palma.

Dieß war jedoch nicht die erste Gelegenheit, wo er seine tiefe Einsicht und seinen feinen Geschmack in den schönen Künsten bethätigte. Seine Rede bei der Vertheilung der Preise in der Akademie von S. Fernando am 14 July 1781 fand allgemeine Bewunderung. Einige Jahre später ward er mit dem Sammeln des Materials für das Werk beauftragt, welches damals unter der Aufsicht des Staats über die arabischen Alterthümer von Granada und Cordova herausgegeben werden sollte. Jovellanos rieth, einen zuverlässigen Kunstkenner nach diesen beiden Städten zu schicken. Seinen Rath unterstützte die Akademie; die Regierung aber, befürchtend, diese Genauigkeit möchte die Herausgabe der Stiche verzögern, ließ die Sache mit solcher Eilfertigkeit betreiben, daß das Werk weit hinter dem neuern des britischen Architekten Murphy zurückblieb, welches gleichfalls diese arabischen Denkmale zum Gegenstande hat, und das den vollkommensten Beifall verdient *).

*) Jovellanos Denkschrift zu Ehren des berühmten Architekts Don Ventura Rodriguez, vorgelesen in der königlichen Gesellschaft von Madrid, müssen wir hier erwähnen: in ihr ward der Ursprung der gewöhnlich für gothisch oder deutsch gehaltenen Bauart nachgewiesen. Jovellanos nennt sie überseeisch (ultramarina) und zeigt, daß sie die Kreuzfahrer aus Palästina brachten, und alle Gelehrten stimmen ihm bei. Selten findet sich so

Ihm gebührt der Ehrentitel eines Beschützers und Beförderers der edeln Künste in Spanien; er war es, der ihr Studium weckte, und die Errichtung von Schulen, in denen sie öffentlich gelehrt werden, betrieb, der in zwei beredten Dissertationen die Freiheit vertheidigte, deren sie bedürfen. Der Briefwechsel, welchen er mit Don Antonio Ponz, dem Verfasser der schätzbaren Viaje de Espanna unterhielt, betraf vornehmlich diese Materie; es sind zehn Briefe voll der schätzbarsten Beobachtungen, welche er auf seinen vielen Reisen durch die verschiedenen Provinzen des Königreichs zu machen Gelegenheit hatte.

Sieben Jahre hatte Jovellanos auf Majorka zugebracht, bis die Revolution von Jahre 1808 den Friedensfürsten von seiner unnatürlichen Höhe herabstürzte und Ferdinand VII den Thron bestieg. Da kam ein königliches Dekret, welches ihm mit dürren Worten erlaubte, nach Madrid zurückzukehren. Diese wenn gleich frohe Botschaft wurde Jovellanos nicht auf eine seinem gerechten Selbstgefühl genügende Weise mitgetheilt; er wandte sich daher ohne Verzug an den König, legte ihm seinen Fall vor, ersuchte um ausdrückliche Anerkennung seiner Dienste, die Nichtigerklärung des Verfahrens gegen ihn, die Zurückstellung seiner Papiere und Entschädigung Derer, die in seiner Sache gelitten hatten. Dieses Gesuch blieb ohne Erfolg; denn als der Bittsteller in Madrid ankam, saß Ferdinand nicht mehr auf dem Thron. Jovellanos schickte sich an, nach Asturien abzugehen, als die spanische Insurrektion wider Frankreich ausbrach, deren Resultate auf der Halbinsel noch nicht entschieden sind. Von diesem Zeitpunkte an ist Jovellanos sein eigener Biograph. Die schöne Denkschrift, welche er wenige Monate vor seinem Tode zur Vertheidigung der Centraljunta herausgab, ist unstreitig das vollendetste unter allen seinen Werken. Interessant als Erzählung, höchst wichtig als Beleg für die Zeitgeschichte, voll der vernünftigsten Grundsätze des constitutionellen Rechts, die er sowohl im Werke selbst, als in den wichtigen Dokumenten des Anhangs entwickelt, und mit edler Beredsamkeit, einem Reichthum der Ideen und stylistischer Schönheiten geschrieben, bleibt sie eine der ausgezeichnetsten Zierden der spanischen Literatur. In dem ersten Theile vertheidigt er siegreich die Centraljunta gegen den Vorwurf der Ungesetzlichkeit, der Anmaßung königlichen Ansehens, des Unterschleifs und der Unredlichkeit gegen das Vaterland; im zweiten legt er seine eigenen Ansichten und sein Benehmen von der Zeit seiner Befreiung bis auf die Herausgabe dieser Vertheidigungsschrift zu Tage.

General Sebastiani schrieb an Jovellanos: „Sie sollten eine Partei verlassen, welche bloß für die Inquisition, die Erhaltung von Vorurtheilen, für die Interessen weniger Granden in Spanien und für England flicht.“ Der edle Repräsentant von Asturien entgegnete: „Ich folge keiner Partei, ich folge der gerechten und heiligen Sache meines Vaterlands, der wir uns einmüthig geweiht, indem wir aus seiner Hand die ruhmvolle Pflicht seiner Vertheidigung und Regierung übernommen, und geschworen haben, ihr bis in den Tod treu zu bleiben. Wir kämpfen nicht, wie Sie behaupten, für die Inquisition, nicht für visionäre Vorurtheile, nicht für die Interessen der spanischen Granden — wir kämpfen für die unschätzbaren Rechte unseres Königs, unsrer Religion, unsrer Verfassung und unsrer Unabhängigkeit.“

Dieß waren die Gesinnungen, welche ihn von dem Augenblicke, da er seinen Kerker verließ, vor und nach seiner Mitgliedschaft in der Centraljunta bis auf seine letzten Lebensaugenblicke mit allem Feuer der Jugend beseelten; die Zusammenberufung der Cortes war sein innigster Wunsch, und das Erste, was er in der Centraljunta vorschlug, und die Reform der spanischen Verfassung der Lieblingsgegenstand seiner gelehrten Studien bis in seine letzte Lebenszeit. Er hätte die spanische Revolution auf eine Reform der Grundgesetze der Monarchie beschränkt, und nicht auf jene endlosen Neuerungen ausgedehnt, deren unglücklicher Versuch die Nation von der endlichen Ordnung ihrer Interessen noch weiter entfernt hat. Jovellanos gestand weder der Centraljunta, noch der Nation das Recht der Bildung einer neuen Verfassung zu, bestand aber auf der Nothwendigkeit, die alte Verfassung umzuschaffen, die wesentliche Form der Monarchie zu erhalten, die Grundgesetze zu berichtigen, die königliche Prärogative und die großen Vorrechte der Hierarchie zu beschränken, und sie mit den unveräußerlichen Rechten des Volks in Einklang zu bringen, damit die bürgerlichen und die politischen Freiheiten auf die festeste Basis gegründet würden. Zu dem Ende glaubte er, man müsse sich in dem Plane einer Reform vor jeder unvernünftigen Sucht nach Realisirung neuer noch unerprobter Theorien, so wie vor jener allzuängstlichen Anhänglichkeit an alte Institutionen hüten, welche die Nation den Angriffen des Despotismus Preis gab. Dem Könige wünschte er die Ausübung der Exekutivgewalt in ihrem vollen Umfang mit dem Recht des absoluten oder beschränkten Veto's, je nachdem man es rathsam fände, der Regierung ihre ganze Autorität unter der Verantwortlichkeit der Minister zu bewahren, der Nation dachte er die Legislativgewalt durch die Cortes in zwei Kammern zu, wovon die eine aus den Abgeordneten des Volks, die andern aus denen der Geistlichkeit und des Adels bestünde, und die erstere das Recht, die Gesetze vorzuschlagen, und zu entwerfen, die letztere das der Revision und Bestätigung hätte — der richterlichen Gewalt eine unabhängige Stellung mit der Verpflichtung der Nation die etwaigen Mängel in den Gesetzen aufzudecken, alle Municipalregierung aber wollte er von ihr getrennt. „Man wird“ sagt Jovellanos, „wenn man diese Verfassungsgrundsätze hört, mir vielleicht vorwerfen, ich wolle die Spanier englisiren; ich erwiedere, wenn Ihr die englische Verfa-

---

viel Gelehrsamkeit, so viel Geschmack, so viel Logik beisammen, als Jovellanos in dieser Denkschrift vereinigt. Auf Majorka schrieb er eine Abhandlung über die englische Bauart, zu welcher er zwar den Stoff hauptsächlich aus Ferris de St Constant's Londres et les Anglais schöpft, die aber durch die beigegebenen Erläuterungen den Rang eines Originalwerks erhält. Er handelt den Ursprung der englischen Bauart ab, indem er sie bis auf die Zeit der Druiden zurückführt und sie in die sächsische, gothische und moderne theilt. Einige Gebäude aus den jeweiligen Zeitaltern, besonders in der St. Pauiskirche in London, und andere aus dem siebenzehnten Jahrhundert werden ausführlicher beschrieben.

sung recht versteht, die großen Vortheile erkennt, welche dieses erleuchtete und mächtige Volk seiner Regierungsform verdankt, und die große Aehnlichkeit zwischen ihr und unsrer alten Verfassung beachtet, wenn Ihr ferner bedenkt, daß jede theilweise Unvollkommenheit, die sich vielleicht in der englischen findet, und jeder Mangel der unsrigen in einer vernünftigen Reform vermieden werden könnte, so hätten wir gewiß wenig Grund, uns über sie zu beklagen.“

Es gehörte zum Geschick dieses Mannes, daß, wie die großen Dienste, welche er in jüngern Jahren seinem Vaterland geleistet, durch Neid und Verfolgung und die Bosheit eines übermüthigen Emporkömmlings belohnt worden waren, so die seines Alters, eben so wichtig und ausgezeichnet, durch Verleumdung, Beschimpfung, Kränkung, durch Indiskretion und Unmoralität, die von jeder, auch der besten Revolution unzertrennlich sind, vergolten wurden. Bei der Einsetzung der Regentschaft wurde die Centraljunta gesprengt und ihre Mitglieder, als sie sich von Cadix entfernten, der schimpflichen Durchsuchung ihres Gepäcks an Bord der Fregatte, auf der sie sich einschifften, unterworfen, und kaum waren sie nach Ferrol gekommen, als man sie fest hielt und verhaftete, weil ein Ankläger behauptete, daß sie dreihundert Kisten mit Gold und Silber, aus dem öffentlichen Schatz entwendet, mit sich führten. Jovellanos, der auf einem andern Schiffe gerade nach Gijon segelte, entging dieser Schmach; als er aber nach Noja kam, in dessen Nähe er Schiffbruch litt, erging es ihm nicht besser. Diese Unbilden veranlaßten ihn, seine vortreffliche Denkschrift an seine Landsleute (Memoria a mis compatriotas) zu schreiben, worauf er sich nach seinem lang ersehnten Asyle in Gijon begab, hier mit neuem Eifer die Reform des Instituts vornahm, und so die spätesten Augenblicke seines Lebens dem öffentlichen Unterrichte widmete. Um dasselbe aus der klägischen Lage, in die es bei der französischen Invasion gerathen, wieder zu erheben und zu vervollkommnen, schlug er freiwillige Geldbeiträge vor, wegen deren er eine Adresse an die Asturier erließ, die man gleichsam den Sterbehauch seines patriotischen Sinnes nennen könnte. „Durch den Arm des Despotismus aus Eurer Mitte gerissen, begannen die Feinde meines Namens den Ruin des Instituts, und die unsres Vaterlandes vollendeten ihn. Wenn meine Mittel noch wären, wie sonst, so würde ich den größern Theil derselben dem Zwecke widmen, der seit langer Zeit einer meiner eifrigsten Wünsche war; aber ich werde wenigstens thun, was in meinen Kräften liegt. Mein Gehalt, der über 134,000 Realen betrug, ist jetzt auf 40,000 reducirt; allein ich will ihn theilen mit Denen, welche ihr Vaterland schützen und belehren. Von dem folgenden Monat an soll ein Viertheil desselben unsern Truppen, ein zweites Viertheil unserem Institute gehören. Wenn Ihr mich unterstützt, so soll die Erziehung unsrer Jugend wieder wie früher der Gegenstand meiner eifrigsten Fürsorge seyn. Ich will die ersten Schritte des Zöglings leiten, ihn in seine Studien einführen, über seine Fortschritte wachen, und mit der Liebe und Sorgfalt eines Vaters seinem Wohle mich widmen. Bloß dazu bin ich nach so langer Abwesenheit unter Euch zurückgekehrt, diesem Zwecke will ich den Rest meiner Lebenskräfte opfern, die mir nach so viel Verfolgungen und Drangsalen geblieben sind.“ —

Vier und sechzig Tage nach diesem Aufruf war Jovellanos nicht mehr. Da Asturien wieder von einem Einfall der Franzosen heimgesucht ward, mußte dieser berühmte Veteran seine Heimath verlassen; er starb auf der Flucht, doch noch innerhalb der Grenzen seiner Provinz. Die Cortes, deren Zusammenberufung er mit so vielem Eifer betrieben hatte, gaben diesem Helden in Tugend und Wissenschaft das wohlverdiente Zeugniß, daß er sich um sein Vaterland verdient gemacht habe *). Seine Büste in Marmor, von einem geschickten Künstler in Sevilla ausgeführt, befindet sich in England, im Besitz seines vertrauten Freundes und Verehrers, des Lords Holland. Ein anderer seiner Freunde hat folgendes Epigramm auf dieselbe gedichtet:

Alma Jovellanos haec e.t sapientis imago:
Gratia quanta illi! Quantus in ore decor!
Quod si ars virtutem mentemque effingere posset,
Non orbe in toto pulchrior ulla foret.

Die Geschichte des Krieges in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814.

Nach der französischen Revolution ist ohne Zweifel der Umsturz der Riesenmacht Napoleons durch die vereinigten Anstrengungen aller Nationen Europas das wichtigste Ereigniß der neueren Geschichte. An Materialien zu der Begründung eines richtigen Urtheiles über jene Periode fehlt es auf keine Weise; um so auffallender ist es daher, daß noch Niemand es versucht hat, uns eine unparteiische nicht bloß den äußeren Gang, sondern auch die innere Entwicklung der Begebenheiten umfassende Schilderung derselben zu geben. Die „Erzählung von dem Kriege in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814“ von dem Marquis von Londonderry (Narrative of the War in Germany and France, in 1813 and 1814, Lond. 1830. 4), welche so eben zu London in einem ansehnlichen Quartbande erschienen ist, bietet auf's Neue dem künftigen Geschichtschreiber manchen dankenswerthen Beitrag; besonders setzt seine Stellung in den Hauptquartieren der Verbündeten den Verfasser in den Stand uns manche Aufschlüsse zu geben, die wir aus anderen Quellen wohl so bald noch nicht zu erwarten gehabt hätten. Die unentschiedene Haltung Bernadotte's, die freilich schon in den Bewegungen und Zögerungen seines Armeekorps sich ausspricht, lernen wir hier auf eine Weise kennen, die keiner Erläuterungen mehr bedarf. „Ich speiste,“ sagt der Marquis, „an dem Tage meiner Ankunft zu Greifswald bei dem Kronprinzen von Schweden und hatte zwei lange Unterredungen mit Sr. königlichen Hoheit. Seine einnehmenden Manieren, seine geistreiche Unterhaltung, die Leichtigkeit des Ausdruckes und das Talent, welches sich in jedem Worte zeigte, welches er sprach, überzeugte mich bei meiner ersten Zusammenkunft, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Indessen war es meine Pflicht mich durch diesen Brillantglanz nicht blenden zu lassen, sondern wo möglich durch den Schimmer, der ihn umgab, zu er-

*) In der öffentlichen Sitzung vom 8 Januar 1812 auf Antrag des Grafen von Toreno.

forschen, was seine wahren Absichten wären und in wiefern die Dienste, welche er in der Wirklichkeit der allgemeinen Sache leistete, der Wärme seiner Versicherungen und dem hohen Schwunge seiner Pläne entsprächen. Das vorsichtige Benehmen, welches er während des letzten Feldzuges beobachtet hatte, war für die Verbündeten von den wichtigsten Folgen gewesen. Bis jetzt war noch Nichts vorgekommen, was man ihm zum Vorwurfe hätte machen können, doch — man mußte sich Dieß gestehen — auch Nichts, was unbedingtes Vertrauen gerechtfertigt hätte; es blieb daher zu ermitteln, ob die Zukunft bei ihm ein mehr versprechendes Ansehen gewinnen könne. Der unzweideutigste Beweis seiner Aufrichtigkeit würde es gewesen seyn, wenn er offen und rücksichtslos seine neuen Unterthanen gegen seine alten Freunde in's Feld geführt hätte. Man konnte unmöglich daran glauben, daß es ihm vollkommen ernst sey, solange man ihn nicht an der Spitze seiner Schweden den Franzosen gegenüber im Feuer sah.

„Bei einer anderen Zusammenkunft breitete der Prinz, wie gewöhnlich, seine Carte aus und sprach mit eben so großer Beredsamkeit, als Sachkenntniß über die combinirten Operationen, welche im Werke waren. Dieß war alles recht gut; aber ich wünschte seine Armee in Bewegung zu sehen; und da ich wiederholt hierauf drang, so entschlüpfte er meinen Vorstellungen, indem er sagte: es würde nicht klug seyn, seine Waffen zu früh zusammenzuziehen, da dem Feinde dadurch ihre Concentrationspunkte verrathen würden; doch versicherte er mich, daß 10,000 Mann bereits auf dem Marsch wären. Mit Wem sich der Prinz auch unterhielt, so geschah Dieß immer mit der liebenswürdigsten Leutseligkeit und Herzlichkeit. Es ist unmöglich dem Zauber seiner Beredsamkeit zu widerstehen, oder gegen sein einnehmendes Wesen gleichgültig zu bleiben; und wenn man ihn seine Eaudecologneflasche in der einen Hand und ein weißes Taschentuch in der anderen vor sich sieht, wie er Alles um sich her mit dem Parfüme überschwemmt, so erfordert es viele Keckheit, die Fassung nicht zu verlieren und durch die glänzende Aussenseite in den Kern des ausserordentlichen Mannes zu dringen, zu dem man jederzeit freien Zutritt hat und von den man nie anders als mit Mon ami! angesprochen wird."

Alle Bemühungen des Marquis, den Kronprinzen zu einem entscheidenden Schritte zu vermögen, waren ohne Erfolg; und endlich sah er sich genöthigt geradezu an ihn zu schreiben: Je parle actuellement comme soldat; et si vous ne commencez pas votre marche, vous vous en repentirez toujours! Die Zurechtweisung, welche der edle Lord für diese etwas peremptorische Aufforderung erhielt, können wir nicht anders als wohlverdient nennen. „Als ich am Morgen des 18 Octobers in das Hauptquartier zurückkehrte, war ich eben so sehr überrascht, als verletzt, als der Prinz mit einem Blick, der an unterdrückten Zorn grenzte, mir entgegentrat, mich in ein Fenster zog und halblaut mich anredete: Comment, Général Stewart, quel droit avez vous de m' écrire? Ne rappellez vous pas, que je suis le Prince de Suède, un des plus grands généraux de l'age? Et si vous étiez à ma place, que penseriez vous si quelqu'un vous écriroit comme vous m'avez écrit? Vous n' êtes pas accrédité près de moi; c'est par mon amitié que vous êtes ici; et vous m' avez donné beaucoup de peine!"

Neu wird für die meisten unserer Leser seyn, was Lord Londonderry über Napoleons Friedensunterhandlungen vor der Schlacht bei Leipzig berichtet:

„General Meerveldt, der am 16 gefangen worden war, wurde von Bonaparte auf sein Wort entlassen und mit Friedensvorschlägen an den Kaiser von Rußland beauftragt. Bonaparte sah den General Meerveldt in dem Dorfe Lutschen; er sprach ungemein ernsthaft mit ihm über die Möglichkeit eines allgemeinen Friedens; zuvörderst erklärte er ihm indessen, daß er noch 200,000 Mann in der Linie und eine viel zahlreichere Cavallerie habe, als die Verbündeten erwarteten. Er erbot sich unter der Bedingung eines Waffenstillstandes während der Unterhandlungen Danzig, Stettin, Cüstrin, Glogau, Dresden, Torgau und, wenn es seyn müßte, selbst Wittenberg zu räumen. Zugleich versprach er, sich hinter die Saale zurückzuziehen; und in Bezug auf die Friedensbedingungen sagt er, daß England Hannover wieder erhalten könne; die Flaggen von Hamburg und Lübeck sollten neutral seyn, Holland unabhängig und Italien zu einem selbstständigen Staate vereinigt werden. Von einer Zurückgabe von Mantua an Oesterreich wollte er Nichts hören, indem er wiederholte, daß Italien ganz bleiben müsse. Meerveldt bemerkte, die Verbündeten würden vielleicht Murat nicht als König von Neapel anerkennen wollen; seine Antwort war, daß man in dieser Beziehung den Unterhandlungen nicht vorzugreifen brauche; aber wiederholt erklärte er, er könne unmöglich glauben, daß England je auf einen Frieden eingehen werde, außer unter einer Bedingung, der er sich nie unterwerfen werde, nämlich der Beschränkung der französischen Marine auf eine gewisse Anzahl Kriegsschiffe. General Meerveldt fragte hierauf, ob er auch Erfurt gleich den übrigen Festungen aufgeben wolle. Napoleon zögerte; und der General sagte hierauf, die Resignation des Protectorates des Rheinbundes sey unumgänglich. Bonaparte erwiederte, Dieß sey unmöglich; als ihm aber gesagt wurde, daß Bayern sich von seinem Schutze zurückgezogen hätte und daß bereits andere Unterhandlungen im Werke wären, so rief er aus: „dann hört das Protectorat des Bundes von selbst auf." In Bezug auf Spanien bemerkte er, dieß sey nur ein Familienstreit; je n'y suis plus, also ist diese Frage entschieden. — Dieß waren die Hauptgegenstände der Unterhaltung, wie General Meerveldt dieselbe wiedergab."

(Schluß folgt.)

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung.)

Am 7 Mai 1828 trat der Verein, nachdem mehrere der ersten Orientalisten Englands, wie Sir Georg Staunton, Sir Alexander Johnston, Professor Lee, Colebrooke ꝛc. ihm ihre Unterstützung zugesagt, zum ersten Mal in allgemeiner Versammlung zusammen. Die Königlich-asiatische Gesellschaft gab ihr Haus her. Der Prinz Leopold von Sachsen Coburg nahm den Präsidenten-Stuhl ein, und erledigte sich seines Amtes mit eben so viel Urbanität als Gewandheit. Der Bericht, welchen der Sprecher des Ausschusses, Sir Gore Ouseley, über die bis dahin getroffenen Einleitungen vortrug, bot die schönsten Aussichten für das Gedeihen des Unternehmens dar, obgleich seit dem Entstehen desselben erst vier Monate verflossen waren.

Auf der Subscribentenliste prangten die ersten Namen Großbritanniens; voran als Patron Se. Majestät; hierauf als Vice-Patronen die königlichen Herzoge von Clarence, Sussex, Cambridge, Gloucester, Sachsen-Coburg, der Erzbischof von Canterbury, der Lord Kanzler, die Lords Wellington, Lansdowne, Spencer, Amherst, Bentink, Melville, Goderich, Grenville, Ellenborugh, die HH. Williams Wynn und H. T. Colebrooke, Präsident und Direktor der Königlich-asiatischen Gesellschaft, Robert Peel, Heinrich Goulburn und die Gouverneure von Madras, Ceylan und Bombay, Easthington, Barnes und Malcolm. Den Ausschuß bildeten Ouseley, Wynn, Staunton, East, Johnston, Wilks, Fitzclarence, Morritt und Huttmann. Die asiatische Gesellschaft hatte dem Verein einen jährlichen Zuschuß von 100 Guineen, den sie von der ostindischen Compagnie bezog, abgetreten; die englischen Universitäten hatten die von dem Ausschuß ausgedrückte Hoffnung, die Druckkosten durch Hülfe der Universitätspressen erleichtert zu sehen, freundlich erwiedert. Abschriften des Plans gedachte man in die Hauptstädte der Türkei, Persiens, Egyptens, der Barbareskenstaaten zu schicken, wo man auf die Unterstützung der zahlreichen Consuln und Residenten rechnete. Dieselbe Versendung sollte durch die Präsidentschaften in Indien an den indischen Höfen und in den verschiedenen europäischen Niederlassungen bis zu den Grenzen von Pundschab, Tibet, China und Japan geschehen. Die Missionäre in Indien, Palästina, im Caucasus, auf der malaiischen Halbinsel; alle Beamten der russischen Regierung von den südlichen Provinzen des Reichs bis zu den Grenzen von Kamschatka sollten zur Mitwirkung eingeladen, der Generalgouverneur von Indien, die Gouverneure von Madras, Bombay, Ceylan, Prinz Wales-Eiland und Mauritius, so wie die Vorstände der gelehrten Gesellschaften in diesen Präsidentenschaften und auf Ceylan zur Errichtung von Correspondenzausschüssen in oder bei Calcutta, Madras, Bombay, Colombo, George Town und Port Louis veranlaßt werden. So dürfte allerdings dieser Verein, der es sich besonders angelegen seyn lassen will, die orientalische Literatur durch Ankauf neuer oder seltner Manuscripte zu bereichern, bald einen bedeutenden Einfluß auf die Beförderung der Studien zur nähern Kenntniß des Morgenlandes ausüben. Die Werke, welche auf diese Weise bereits zu Tage gefördert worden oder sich noch in der Presse befinden, sind folgende: 1) Reisen von Ebn Batuta, übersetzt nach dem abgekürzten arabischen Manuscripte auf der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, mit einem fortlaufenden historischen, geographischen, botanischen, antiquarischen ꝛc. Commentar. Von S. Lee, Prof. der arabischen Literatur in Cambridge 4t.; (Preis*) 1 Pf. St.) 2) Denkwürdigkeiten des Kaisers Dschehenguir, geschrieben von ihm selbst und übersetzt nach einem persischen Manuscript von Major David Price, 4 t. (Pr. 12 Sch.). 3) Reisen von Macarius, Patriarchen zu Antiochien, beschrieben durch seinem Begleiter, den Archidiaconus Paul von Aleppo, Arabisch. 1 Th. Anatolien, Romelien und Moldau. Uebersetzt von F. C. Belfour 4 t. (Pr. 10 Sch.) 4) Die Sorgen des Hauses Han. Chinesische Tragödie, übersetzt aus dem Original, mit Anmerkungen, von J. F. Davis 4 t. (Pr. 5 Sch.) 5) Geschichte der Afghanen, aus dem Persischen von Neamet Ulla, übersetzt von Bernhard Dorn 4 t. 1 Th. (Pr. 14 Sch.) 6) Die glückliche Verbindung, ein Roman aus dem chinesischen Original mit erläuternden Anmerkungen übersetzt von J. F. Davis 2 BB. 8. (Pr. 16 Sch.) 7) Yakkun Nattannawa, ein cingalisches Gedicht, Schilderung der in Ceylan herrschenden Dämonologie, nebst einem Anhang über die Gebräuche eines Capua oder Teufelspriesters von einem Buddhisten; und Kolan Nattannawa, ein cingalisches Gedicht, Schilderung einer cingalischen Maskerade; übersetzt von J. Callaway, vormaligem Missionär auf Ceylan. 8. (Pr. 8 Sch.) 9) Das Leben von Scheich Ali, genannt Hasin oder der Sorgenvolle, beschrieben von ihm selbst. Uebersetzt aus dem Persischen von F. C. Belfour. (Dieser berühmte Dichter ward geboren zu Ispahan in dem J. der Hedsch. 1103 (Chr. 1692); durch seine mancherlei Reisen und Abenteuer gewinnen seine autobiographischen und geschichtlichen Memoiren ein vielseitiges Interesse.) 10) Hatim Tai, übersetzt von Duncan Forbes. (Persische Volkserzählung). 11) Reisen von Celia Effendi, übersetzt aus dem Türkischen durch Joseph von Hammer. (Beschreibung einer Reise durch alle Theile der Türkei, Turkistans ꝛc. in der Mitte des XVII Jahrhunderts). 12) The Tuhfat al Kebar of Kateb Chelebi al Marhoom, übersetzt von J. Mitchell. (Ausführliche türkische Geschichte der türkischen Seekriege im mittelländischen und schwarzen Meer, auf der Donau ꝛc. von der Gründung des Reichs bis zum J. 1640). 13) Edrisi's großes geographisches Werk, übersetzt von G. C. Renouard. (Dieses arabische Werk ward verfaßt im J. 1153, zur Erklärung eines großen für König Roger von Sicilien verfertigten Globus; es ist in die sieben Himmelsstriche eingetheilt, wie sie die griechischen Geographen annehmen). 14) Ebn Chalikan's Leben berühmter Männer, übersetzt von Dr. F. A. Rosen. Arabisches biographisches Lexicon, enthaltend in alphabetischer Folge die Geschichte der berühmtesten arabischen Geschichtschreiber, Dichter, Krieger ꝛc. in den sieben ersten Jahrhunderten der mohammedanischen Aera (600 n. Chr. bis 1300). 15) The Mukhtasar fi hisab el-jebr wa'l mokabeleh, by Mohammed ben Musa of Khovarezm, übersetzt von Dr F. A. Rosen. (Das älteste System der Algebra, welches in arabischer Sprache vorhanden.)

(Schluß folgt.)

*) Jedes Mal für Nicht-Subscribenten.

Das beschriebene Thal am Berg Sinai.

Es ist bekannt, daß im Nordwesten vom Berg Sinai etwa 13 Stunden Wegs vom Kloster ein Thal liegt, dessen Sandsteinwand mit Inschriften bedeckt ist; und das daher von den Arabern Alwadi Almukatteb, das beschriebene Thal, genannt wird. Niemand hatte sich die Mühe gegeben diese Inschriften abzuschreiben, bis im Jahr 1815 ein englischer Geistlicher Namens Gray, der von Jerusalem aus den Sinai bereiste, sich in das Thal führen ließ und mit Mühe von seinen arabischen Begleitern die Erlaubniß erhielt 3 Tage zu bleiben und die Schriftzüge abzuschreiben; viele waren zerstört, weil die Wasser großen Theils die Wand untergraben und abgerissen hatten, andere waren dadurch unzugänglich geworden, doch blieben noch Hunderte sichtbar und wurden von ihm abgeschrieben. Die meisten sind in einer unbekannten Schrift, alle in derselben, wenige Zeilen lang, und lesen sich von der Linken zur Rechten, wie es überhaupt sichtbar eine phönizisch hebräische Schrift ist. Andere sind griechisch mit Kreuzen, von christlichen Pilgern, einige lateinisch, im Ganzen 4—500. Bei wenigen sind Figuren eingegraben, wie ein Kamel oder andere Thiere. Es wäre zu wünschen, daß das Ganze lithographirt und bekannt würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 152. 1 Juny 1830.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Von Dr. Michaelles.

2. Reise von Cirknitz nach Adelsberg *).

Der Regen ergoß sich in Strömen, als sich unser Fuhrwerk langsam die Anhöhen von Cirknitz hinauf gegen Adelsberg bewegte, und gestattete uns keinen Rückblick auf den berüchtigten See. Daß nach solchen Regenströmen ein See, der felsigen Grund hat, und ringsum von Gebirgen eingeschlossen ist, auch außer der gewöhnlichen Frühlings- und Herbstzeit, wo in jedem Lande die Gewässer zunehmen, schnell steigen muß, wurde uns heute von Jupiter Pluvius ad oculos demonstrirt, da das von den höhern Gebirgen herabströmende Regenwasser selbst auf der Heerstraße theilweise kleine Weiher bildete, und das Unglück wollte, daß eines unsrer Räder bei einer solchen kritischen Stelle brach und wir dadurch gezwungen wurden, den größten Theil des Vormittags in einem kleinen Dorfe zuzubringen.

Die Bauart der krainerischen Dörfer ist im Ganzen schlecht und nur die in der Umgegend der größeren Städte Illyriens und an den Hauptstraßen gelegenen Ortschaften machen eine Ausnahme. Die Häuser sind fast durchgängig von Holz, mit Schindeln, selten mit Stroh gedeckt, und im Innern im höchsten Grade unreinlich. Sobald man zur Thüre hineintritt, gelangt man in die Küche, die meistens ohne Rauchfang und schwärzer als die Nacht ist. Der Rauch mag sich dann zur stets offnen Thüre oder den im Dache befindlichen Spalten einen Ausweg suchen. Dem eintretenden Neulinge droht Erstickungstod und wenn er mit gewaltiger Anstrengung seiner Lungen die Glut zu Flammen bringt und der Rauch sich allmälig vermindert, so wird die Unheimlichkeit nur um so mehr erhöht, da ein über dem niedern Heerd von einem Dachsparren herabhängender Kessel sichtbar wird, der das ganze Gemach mit höchst unbalsamischen Knoblauchsgerüchen erfüllt, womit der Krainer alle seine Speisen würzt. Auf und an dem Heerde sitzt die Familie in größtem aber nichts weniger als reizendem Negligé; Männer und Frauen mit Schafpelzen umgethan, halbnackte Kinder spielen auf dem ungepflasterten Boden mit Ferkeln und Hühnern, ein Faß Wein steht in einem Winkel der Küche, in einem andern ein Schaff Wasser. Kupferne Kessel mit einem langen am Ende umgebogenen Stiele sind fast das einzige Küchengeräthe. Der Krainer begnügt sich mit der schlechtesten Nahrung und genießt nur ausnahmsweise Fleisch; Mittwoch, Freitag und Sonnabend sind in ganz Illyrien gebotne Fasttage zum Jammer aller Reisenden, die dann mit elenden Mehlspeisen fürlieb nehmen müssen! Dem Krainer selbst fällt Dieß nicht hart, da er auch die andern Tage sich meist auf Gemüse, gesottne süße Kastanien, die dort häufig wachsen, und den in allen Alpenländern bekannten Sterz *) beschränkt. Kartoffeln hat man erst in neuerer Zeit angefangen zu bauen. Die Art, wie die Getraidearten aufbewahrt werden, ist sehr unzweckmäßig. Auf freiem Felde werden zwei hohe Pfähle in 20—30füßiger Entfernung eingerammelt und durch ebenso lange horizontale 1—1½ Fuß von einander entfernte Stangen, die vom Boden bis an's Ende der zwei großen Pfähle steigen, verbunden. Oben wird von zwei Brettern ein schmales Dach gebildet, wo denn die Feldfrüchte in kurzen Garben zwischen den horizontalen Stangen von unten bis oben aufgespeichert und allen Einwirkungen des Wetters überlassen werden. Daß die körnerfressenden Vögel sich hier gleichfalls schaarenweise einfinden, ist leicht zu errathen, und es geht auf diese Art ein großer Theil der Ernte unnütz verloren. Auch die wenigen Scheuern, die man in Dörfern sieht, sind schlecht, da zwischen den Balken nur Flechtwerk ist, das Vögel und Regen gleichfalls nur wenig abhält. Die Gerüste auf freiem Felde, die man in einigen süddeutschen Gegenden zum Trocknen des Klees anwendet und Harfen nennt, heißen im Krainerischen Kosouz; oft wirft sie die reißende Bora *) um, die dem Obst- und Feldbau in Krain noch so manche andere Hindernisse entgegensetzt. Von der Küche der krainerischen Bauernhäuser führt eine Thüre zu einem zweiten größern Ge-

*) Vergl. S. 263 folgg.

*) Heidel, dem Kraut, Speck, Butter und Milch beigemischt wird, eine Speise, deren Geruch und Anblick jeden Ungewohnten erschreckt.

*) Die Gewalt der Bora, eines von Nord-Ost kommenden Landwinds, ist besonders in der Gegend von Adelsberg und Wippach fast unglaublich; Güterwägen von 60 Centnern, Roß und Mann wirft sie hier nicht selten zu Boden; sie bringt gewöhnlich frisches, trocknes Wetter mit. —

nach, das ein oder zwei kleine Fensterchen hat und hauptsächlich zum Schlafzimmer und Winterquartier dient. Ein großer Ofen in Form einer abgestutzten Pyramide, mit weißen, rundvertieften Kacheln läßt auf die Strenge der hiesigen Winter schließen. Ein Heiliger, der in einem Winkel des Zimmers hängt, und einige schlechte Tische und Stühle vollenden den ganzen Hausrath.

Der Krainer selbst, ein Abkömmling der alten Slaven, deren Sprache er noch gemeinschaftlich mit den Böhmen und Russen spricht *), ist von starkem Körperbau, sein Blick ist frei und muthig, Augen und Haare gewöhnlich braun, letztere kurz abgeschnitten, die Gesichtsfarbe etwas gelblich, ein Umstand, der dem weiblichen Geschlechte, das ziemlich frisch gefärbt ist, gut ansteht. Von dem Aberglauben des Landvolks ließe sich Viel erzählen; er wird nur noch von dem der Croaten übertroffen. Den Krainer im Allgemeinen dumm zu nennen, finde ich ungerecht; daß er aber wenig Industrie besitzt und etwas Unfreundliches in seinem Wesen hat, ist wahr, und wer einmal Krain durchreisen mußte, wird es für die Zukunft zu vermeiden suchen, da die Lebensmittel schlecht sind, und die deutsche und italienische Sprache von den Einwohnern fast gar nicht verstanden wird.

Die Mittagsstunde war nahe angerückt als unser Fuhrwerk wieder in Stand gesetzt ward. Tasso, der uns bis jetzt die Zeit verkürzen half, wurde wieder eingepackt, und gern verziehen wir ihm, daß er in dichterischer Begeisterung den cirknitzer See allzusehr erhebt:

Alla palude Lugea, onde si vanta
La nobil Carnia lunga età vetusta
Non ha secmato ancor l'onore e grido
Quivi si pesca prima, e poi ch'è fatta
Secca ed asciuta, in lei spargi il seme
E si raccoglie e tra le verdi piante
Prende gl'incauti augelli.
E in guisa tal divien; che in vari tempi
L'istessa sia palude e campo e selva. **)

Leid that es uns, daß uns unsre Straße nicht über das benachbarte St. Canzian führte. Hier steht auf einem ungeheuern Felsenbogen eine Kirche nebst einigen Wohnungen, und große Grotten, von wilden Tauben bevölkert, sollen sich in der Nähe befinden. Uns führte eine ziemlich neu angelegte Straße mitten durch den berüchtigten birnbaumer Wald, nachdem wir die Vicinalstraße, auf der wir von Planina nach Cirknitz gekommen waren, rechts hatten liegen lassen. Gegen unser Erwarten minderte sich allmälig der Regen; der vorher allseitig mit einfärbigem Regengewölke überzogene Horizont wurde in heiterer Bläue sichtbar, während die schweren Wolkenhaufen eine beginnende Bora schnell zerstreute. Hohe Fichten und Tannen mit Buchen *) untermischt schlossen zu beiden Seiten die Straße ein. Bei jedem Windzuge fiel in großen Tropfen neuer Regen aus ihrem Laubdach, Stämme von schönstem Wuchse lagen links und rechts verwitternd auf der Erde und dampften, da jetzt die Sonnenstrahlen ihre feuchte Oberfläche durchglühten. Dichter junger Anflug bedeckte jedes übrige Plätzchen, und die Art scheint hier noch wenig ihre Rechte ausgeübt zu haben. Der Umstand, daß man so vieles brauchbare Holz unbenützt zu Grunde gehen läßt, während das viel weiter entfernte Kärnthen Schiffbauholz nach Triest fördert, bestätigte unsre auf viele andre Thatsachen begründete Meinung von der schlechten Industrie und Faulheit der Krainer. Nach einer Stunde befanden wir uns wieder außerhalb des Waldes und kamen auf die laybach-triester Straße. Die Gegend ist ungemein traurig. So weit der Blick reicht ein Meer von Klippen und Felsblöcken, auf denen nur hie und da eine verkrüppelte schwarze Fichte wurzelt. Selbst die Vögel scheinen diese unwirthbare Gegend zu fliehen, und in hohen Kreisen bewegten sich über uns nur einzelne Raubvögel, die in den Klippen horsten.

(Schluß folgt.)

*) Die Krainer machten sich während der Durchzüge russischer Truppenabtheilungen denselben ziemlich leicht verständlich.

**) Stolz aller krainer Gau'n, lugner See,
Behauptest Deinen Ruhm aus grauem Alterthum!
Der Fischer zieht von Dir zurück mit schwerem Netz,
Der Landmann pflügt nach ihm Dein ausgetrocknet Bett,
Bis Hörnerklang der Jagd in Deinem Ried erschallt.
Man fischt, man sät, man jagt in Dir in Jahresfrist
Mit solchem Ruhm gekrönt ist traun kein andrer See!

Briefe über Indien.

(Schluß des achten Briefs.)

Die Gefahr, welche aus jeder Einmischung in die religiösen Gefühle oder Glaubenssätze der Hindu's für uns entspränge, ist meines Ermessens insbesondere auch bei jedem Versuch vorhanden, den etwa unsre Regierung wagte, die Selbstopferungen der Hinduwitwen zu verbieten. **) Das Verbot dürfte dieselben nur anreizen, auf eine noch schädlichere Art zu ihrem Zwecke zu gelangen, denn der Beweggrund, der sie jetzt auf den Scheiterhaufen treibt, (nämlich nach dem Tod mit einem geliebten Mann auf ewig verbunden zu werden,) würde sie in geheimer Versammlung auch Gift nehmen lehren, wo dann die Regierung gar nicht mehr einschreiten könnte. Auch möchte es sehr die Frage seyn, ob sich eine solche Maßregel überhaupt ausführen ließe. Man behauptet, daß unter einigen mohammedanischen Herrschern die Sache ebenfalls verboten gewesen sey, eine Behauptung für welche ich übrigens keinen Beleg weiß ***), allein es ist ein großer Unterschied ob man einem besiegten, sich unter dem Schwerte krümmenden Volk ein Zugeständniß versagt, oder ob man mitten im Frieden durch ein ganzes großes Reich plötzlich einen Gebrauch aufheben will, dem hundertjährige Beobachtung die Sanktion eines Rechtes gegeben hat. Ueberdieß ist es bekannt, daß die Mohamme-

*) Unsre heimische Eiche ist in Südkrain nicht mehr anzutreffen, wird aber durch andre Eichenarten z. B. die Ceres-Eiche ersetzt.

**) Bekanntlich hat die englische Regierung in Calcutta dieses Verbot neuester Zeit wirklich ergehen lassen. Vergl. Ausl. S. 530.

***) Sehr beschränkte wenigstens die Verbrennung der Hinduwitwen der mohammedanische Kaiser Dschehenguir, vergl. Ausl. vom vor. Jahr S. 1314.

daner sich niemals anheischig machten, die Hindu's nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren, sondern stets nur die Sprache trotziger Eroberer führten, denen ihre Unterworfenen es noch hoch zu danken hatten, wenn nur ihr Leben verschont blieb, und daß, wenn den Hindu's auch einige Zugeständnisse gnädig ertheilt wurden, sie doch eigentlich keine Rechte genoßen. Die Engländer haben sich nie eine solche Herrschaft angemaßt; vielmehr nicht nur die Eigenthümlichkeiten jeder Kaste als eben so viele dieser zustehende Rechte anerkannt, sondern auch jeder Kaste vollkommene Religionsfreiheit und gänzliche Unbeschränktheit in allen Gebräuchen versprochen, falls diese den Rechten ihrer Mitunterthanen nicht entgegen liefen, ja sogar auf öffentliche Kosten jede Vorkehr zum Unterhalt der indischen Tempel treffen lassen, von welchen unter mohammedanischer Herrschaft nicht ein einziger geduldet worden wäre. Die einzigen bedeutenden Ueberreste heiliger Gebäude finden sich südlich von den Flüssen Krischna und Tungbodra, wo die Mohammedaner nie in den Besitz unbestrittener Herrschaft gelangten.

Wir haben die Erwartungen sämmtlicher Hindukasten gleich Anfangs durch die heiligsten Zusagen aufgeregt, und dieselben auch wirklich erfüllt. Bloß durch diese Maßregel ist unsere Obergewalt bisher erhalten worden, und wir müssen sehr vorsichtig seyn, wenn wir in irgend einem Punkt von derselben abweichen wollen. Man hat unsre Herrschaft in Indien eine Herrschaft der Meinung genannt, einer Meinung nämlich, die von unsrer Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit, und von unserer Geneigtheit, das Volk nach seinen eigenen Gesetzen zu regieren, abhängt. Schlimm würden die Folgen seyn, wenn ein Treubruch gegen die Nation eintreten sollte, und wehe der Regierung, die unter solchen Verhältnissen über Indien zu herrschen versuchte!

In Bezug auf das Recht oder Unrecht der Witwenopferung will ich mich auf die Thatsache beschränken, daß es ein Glaubenssatz der Hindu's ist, die Frau, welche sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrenne, erlöse denselben von seinen Sünden und sey zum Lohn ihrer Treue im künftigen Leben unauflöslich mit ihm vereint. Wer immer Zeuge von der Selbstopferung einer Witwe war, wird wie ich zugestehen müssen, daß wenigstens der religiöse Glaube bei diesen begeisterten Frauen sich im höchsten Grad kund giebt; es dürfte also zweifelhaft seyn, ob wir ein Recht haben, dieselben des einzigen Trostes, welcher ihnen in ihrem Jammer bleibt, zu berauben, und überdieß bin ich der Ansicht, daß förmliche Einschreitung von Seiten der höchsten Gewalt, um jenen Gebrauch aufzuheben, für unsre Herrschaft in Indien ungemein gefährlich werden könnte. Nicht als ob ich fürchtete, daß überall sogleich eine Empörung ausbräche, wo man die Sitte verböte, obwohl auch diese Folge durch eine ungeschickte Einführung des Befehls leicht entstehen möchte; sondern die Gefahr ist meines Erachtens noch viel tiefer begründet. Es ist mir nämlich sehr wahrscheinlich, daß eben wegen des Verbots zahlreichere Opferungen Statt finden, daß dieselben mit den gehörigen Vorkehrungen vor sich gehen würden, um der Regierung Widerstand zu leisten, und daß es wohl nöthig seyn dürfte, die gewaffnete Macht gegen jene aufzubieten. Die öffentliche Meinung würde sich aber aufs Stärkste gegen das Abweichen von dem Grundsatz aussprechen, der uns bisher abhielt, irgend eine religiöse Feierlichkeit zu untersagen, und leicht möchten daher auch die indischen Soldaten sich eines Dienstes weigern, der ihre Landsleute eines bisher unantastbar gehaltenen Vorrechtes beraubte. Man glaube aber ja nicht, daß in solch einem Augenblicke unsre englischen Truppen die Würde oder auch nur die Unverletzbarkeit der Regierung zu sichern im Stande wären. England kann sich des eingeborenen Heeres nicht überheben, und das englische dem ersteren keineswegs die Spitze bieten. Die Ungleichheit des Verhältnisses zwischen 230,000 regulären Truppen, die von einer 100 Millionen starken Bevölkerung unterstützt werden, gegen 25,000 Europäer springt zu sehr in die Augen, als daß hier irgend auf einen glücklichen Erfolg gerechnet werden könnte.

Nun noch einige Worte über die Möglichkeit den Gebrauch durch ruhige Ueberredung abzuschaffen. Wir haben vernommen, daß es Duncan in Benares und Obrist Walker in Kattywar gelungen ist, den Radschkumars und Dscheredscha-Radschputs das Tödten ihrer weiblichen Kinder auszureden. Der Grund, von welchem Jene ausgingen, war höchst lobenswerth, und die von ihnen angewandten Maßregeln die einzige vernunftgemäße Art, jene Sitte abzuschaffen; allein ich zweifle, ob der Erfolg den Erwartungen entsprach, und habe im Gegentheil versichern gehört, daß die Ermordung der weiblichen Kinder bei den Radschkumars von Dschoanpur noch eben so sehr, als irgend vorher im Schwung sey. So unmenschlich dergleichen Gebräuche daher immer auch seyn mögen, so würdigen wir doch den indischen Charakter nicht gehörig, wenn wir irgend eine durch die Religion geheiligte Handlung auf Ein Mal durch Verbote unterdrücken wollen. Unsre einzige Hoffnung muß in dieser Beziehung auf der fernen aber sicheren Aussicht beruhen, Aberglauben und Vorurtheil durch den langsamen Gang der Vernunft nach und nach zu bekämpfen. Bereits hat die Aufklärung ihr Werk begonnen und ihre Wirkungen sind in jeder Präsidentschaft bemerkbar; täglich nimmt die Ehrfurcht vor Götzenbildern und heiligen Bräuchen ab, und sind sie einmal um ihr Ansehen gekommen, so wird die gänzliche Aufhebung unvernünftiger und grausamer Ceremonien von selbst nachfolgen. Uebrigens ist es nicht geradezu unmöglich, daß die Bemühungen eines englischen Justiz- oder Staatsbeamten den Bewohnern des ihm untergebenen kleinern Bezirks, jene Sitte auszureden, glücken mögen, und ich will zugeben, daß es vielleicht sogar gelingen dürfte, einige Hindufürsten zu einem Verbot der Witwen-Opferung in ihren Staaten zu vermögen. Ein auf diese Art gegebenes Beispiel würde dann um sich greifen, und die Sitte allmälig auch in andern Gegenden abnehmen. Aber gewiß ist ein solcher Erfolg nicht, und in jedem Fall würden seine Wirkungen nur langsam sich verbreiten.

Das bisher Angeführte wird Dich selbst zur Betrachtung der gefährlichen Höhe führen, welche unsre Macht in Indien erreicht hat. Eben die Höhe, die uns vergessen läßt, auf welchem Weg wir dieselbe erstiegen haben, und von welcher wir mit zu ruhigem Aug den ungeheuern Länderstrich überschauen, der ganz und gar in unsre Gewalt gegeben zu seyn scheint, kann uns verderblich werden. Die Aussicht von da oben ist allerdings für Den

der nur im Vorbeigehen einen Blick auf dieselbe wirft, groß und schön; allein sie hat eine Menge Unebenheiten, welche nur durch die wachsamste Hut und geübteste Hand gleichförmig gebahnt werden können. Vieles, was Anbau scheint, ist wilder Pflanzenwuchs, und was in der Entfernung nur wie ein Regenbächlein aussieht, kann durch Mißleitung zu einem Strom anschwellen, welcher dereinst das ganze Land unter Wasser setzt. So wie unser indisches Reich eingerichtet ist, vermögen nur Männer von den höchsten Eigenschaften dasselbe zu leiten, und kein Amt der Krone Englands erfordert mehr Verstand, Wachsamkeit und Pflichttreue, als das des Generalgouverneurs von Ostindien.

Die Geschichte des Krieges in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814.

(Schluß.)

An komischen Zügen mitten in diesen ernsten Drama, in welchem das Schicksal von Europa entschieden wurde, fehlt es nicht; besonders reich ist in dieser Hinsicht der kurze Aufenthalt des Lord's an dem Hofe des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz.

„Ich hatte befohlen, mich bei meiner Ankunft, die spät in die Nacht fallen mußte, in einen Gasthof zu führen; ich selbst war, gleich meinen Adjutanten in dem Wagen, in festem Schlaf, als wir unter dem Thore anlangten, und meine Ordonnanz wies daher vom Bocke meinen Paß vor. Ich erfuhr auf diese Weise nicht, daß vom Schlosse der Befehl an die Wache gekommen war, mich nebst meinem Gefolge in den Palast des Bruders des regierenden Fürsten zu bringen. Als ich abstieg, erstaunte ich über die Pracht der Gemächer, in welche wir geführt wurden, und die zahlreiche Dienerschaft, die uns in den Speisesaal hinauf leuchtete. Hier lag ein großes Couvert zum Souper bereit; und ich wünschte mir mit meinen Begleitern Glück zu diesem ausgezeichneten Gasthofe. So fuhren wir denn fort, um uns her zu rufen, unsere Befehle auszutheilen und mit einem Worte uns zu benehmen, als ob wir in einem Wirthshause gewesen wären. Die Weine waren vortrefflich; mehr und mehr wurden herauf verlangt; eine Anzahl Flaschen mußte bei Seite gestellt werden, um sie auf unsere nächste Tagreise mitnehmen zu können; und endlich begaben wir uns sämmtlich in dem angenehmsten Delirium zu Bett. Die Consternation, die indessen den nächsten Morgen darauf folgte, kann man sich denken. Als ich erwachte, wurde mir gemeldet, der Bruder des Herzogs sey in dem Vorzimmer und wünsche zu erfahren, si son excellence étoit content de sa reception? Das Ridicule, welches diese Anecdote auf mich lud, verließ mich nicht, solange mein Aufenthalt an dem Hofe des Herzogs zu Strelitz und in der Mitte der bezaubernden Gesellschaft, die damals an demselben vereinigt war, dauerte.

„Während des Aufenthaltes des Kronprinzen von Schweden und des Herzogs von Cumberland daselbst, hatten wir nicht geringe Mühe, die Etikette dieses kleinen Hofes in Bezug auf die beiden Prinzen in das Reine zu bringen. Der Kronprinz, als Thronerbe von Schweden, behauptete, daß ihm der Vorrang gebühre. Der Herzog von Cumberland konnte seinerseits nicht zugeben, daß sein königliches Blut an dem Hofe seines Oheim's Bernadotte nachstünde; und noch weniger hatte er Lust, die schöne Prinzessin abzutreten, die an demselben präsidirte. Der alte Herzog bat mich unter diesen Umständen, einen Plan zu entwerfen, nach dem sie ohne Streit aus dem Salon in den Speisesaal kommen könnten. Nach einiger Ueberlegung schlug ich vor, daß die beiden Damen von Rang, welche gegenwärtig waren, die Prinzessin von Solms und die Landgräfin von Darmstadt mit einander vorausgehen, und die beiden Prinzen, Arm in Arm, ihnen folgen sollten. Dieß wurde nicht ohne Schwierigkeit in's Werk gestellt; doch bald brach der Herzog von Cumberland den Vertrag und nahm den ersten Platz neben der Prinzessin ein, was der Kronprinz nicht nur bemerkte, sondern gewiß sehr übel empfand, da er während des ganzen Diner's den übelsten Humor zeigte."

Heut eine Schlacht, in welcher dreißigtausend Menschen bluten oder sterben, und morgen ein kleiner Streit darüber, Wer zuerst die Treppe hinaufgehen oder in den Speisesaal eintreten soll; wir glauben bei einer Scene dieser Art uns keinen Zusatz erlauben zu dürfen!

Feuerberg in Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

Die Oberfläche des Bodens in der Nähe der Klüfte war zu heiß, als daß man hätte lange darauf stehen können; auch waren die aufsteigenden Dünste eine ziemlich beschwerliche Zugabe für das Athmen. An den Ecken mehrerer der Klüfte nahm Wilton eine glänzendschwarze harzige Substanz wahr; dagegen fand er von Lava keine Spur; eben so wenig von Kohlen, obgleich die ganze Umgegend entschieden kohlenhaltig ist. Sonderbarer Weise aber entdeckte er beim Hinaufsteigen auf der Südseite eine Quelle trefflichen Wassers, die er jedem Reisenden als köstliche Labung nach den erstickenden Schwefeldünsten empfiehlt. Die Höhe des brennenden Theils von Wingen über den Spiegel der See schätzt er nach Cunninghams Berechnung der benachbarten Liverpoolkette zu 1500 Fuß. Wie er glaubt, reicht der Anfangspunkt des Verbrennungsprozesses weit über Menschengedenken ja weit über die ganze gegenwärtige Generation der schwarzen Eingebornen hinaus. Hatte Elektricität oder irgend eine unbekannte Ursache von Zeit zu Zeit die Glut angefacht, so bewirkte die Expansivkraft der Hitze und des Dampfes ein Zerbersten der festen Felsenmassen, wodurch jene Spalten entstanden. Auf einem Punkt des Bergs, der denselben Anblick der Zerrissenheit darbot, wie derjenige Theil, wo der Brand ist, standen Bäume, welche seit der Zeit aufgewachsen seyn müssen, nachdem die Gegend, wo sie sind, vom Feuer heimgesucht worden; denn auf der gegenwärtigen oder auch nur auf der kürzlich verlassenen Brandstätte ist alle Vegetation zerstört und man sieht noch manche halbverzehrte Baumstämme umherliegen. Wilton bestieg die höchste Spitze des Bergs; dort auf der Krone und um dieselbe, auf einem Raum von vielleicht 100 Morgen im Umfang, bemerkte er, wie noch Alles vom Rauch angegriffen war, wie sogar Steine mit dem Ansehen von Verglasung umherlagen, wie aber nichts destoweniger Bäume, deren mehrere ein bedeutendes Alter verriethen, überall Wurzel geschlagen hatten. Allein Wilton fand (darin weicht er von Mackie ab) selbst nur wenige Fuß von der gegenwärtigen Brandstätte Bäume und Gras. Er nimmt endlich keinen Anstand, die Erscheinungen des Feuerbergs in Australien für ein in seiner Art einziges Naturspiel zu erklären.

München, in der literisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 153. 2 Juny 1830.

Rio Janeiro.

2. Wasserfall von Tijuka. Graf von L.

(Schluß.)

Die unterscheidenden natürlichen Merkmale dieses allenthalben riesenartigen Landes sind zunächst die Mannigfaltigkeit und das herrliche Grün der Gewächse; der Charakter des Granit-Urgebirges mit seiner graulichen, glänzenden Farbe, und seinen kühnen, jede europäische Erinnerung überbietenden Umrissen; endlich die geringe Dichtheit der Luft, welche die Sonne des Morgens schneller in die Mitte des Himmels zu führen, und sie länger im Zenith festzuhalten scheint, von wo sie den ganzen Tag über nur kurze, schwarze, feste Schatten aufkommen läßt.

Der Mangel an einem Winter, das ewige Leben der Natur, der fortwährende Ersatz der Blätter, welche von neuen Trieben abgestoßen werden, geben den Baumzweigen stets ein junges Grün, welches jedoch keineswegs einförmig ist, da die Arten ins Unendliche wechseln.

So zogen wir eine Stunde fort, rechts und links Landhäuser gewahrend, deren Bauart fast durchgängig dieselbe ist und für einen Europäer nichts Neues darbietet. Beinahe überall eine an die Straße stoßende Mauer, ein Schlagbaum, Citronenhecken, eine gerade Allee, zu deren Seiten sich mit Capy*) eingesäte und gleichmäßig mit Mango- und Pomeranzenbäumen besetzte Anlagen hinziehen; sodann ein einstöckiges Haus mit einem Sonnenzelt nach vorne zu; Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben, weiß und gelb bemalte Wände, ein niedres Dach mit runden Ziegeln; die Wohnung umgeben von einem kleinen, französischen Blumengelände, wo einige einheimische Sträucher mit herrlichen Blüten, einige bengalische Rosenstöcke, einige spanische Jasminbüsche unter dem Schatten des lang und feinblättrigen Mangos, oder des Jakbaums, mit dem kräftigen Laub und den ungeheuren Früchten, üppig wuchern. So sind fast alle Häuser gestaltet, wo die Bewohner von Rio Janeiro, so wie die fremden Diplomaten und Kaufleute, der Landluft und Ruhe genießen.

Wir hielten einen Augenblick auf der Straße bei einer Schenke, um welche sich einige brasilische Reisende gelagert hatten, und weiterhin einige Neger, mit abgelegter Bürde, rasteten. Unter letztern war eine Frau, die das lange, gleichförmige Stück Tuch, das um ihre Hüften gebunden war, abnahm, daraus ein Kind von etwa einem Jahr hervorzog, und dasselbe auf den Boden setzte. Ich nahm es auf die Arme und ging damit an den Wirthstisch, wo ich der Mutter einige Erfrischungen zu reichen befahl. Ganz beschäftigt mit dem armen Geschöpfe, dessen Verwunderung sich auf seinem schwarzen, ernsthaften Gesichtchen und in seinen weißen, unverwandt auf mich blickenden Augen abmalte, sah ich nicht auf meine Umgebungen, als plötzlich Etwas an meinem Kleid zupfte. Ich wandte mich, und gewahrte einen Brasilier, der um meinetwillen roth vor Scham war. „Fi donc!“ rief er in schlechtem Französisch, „fi donc! ça ne se fait pas! laissez ça.... Quest-ce qui touche à ça? Il faut que vous soyez bien étranger!.... Mettez ça par terre!“ Ich fügte mich nicht sogleich dieser wohlwollenden Einladung — wie ich sie allerdings nennen darf, da Der, welcher dieselbe an mich machte, weiter Nichts in der Sache sah, als daß ich meiner weißen Farbe Etwas vergab — sondern warf meine Blicke auf die Mutter, die über ein solches Glück starr vor Verwunderung schien. Mit einem Ausdruck von Unruhe, Eitelkeit und Dankgefühl, welchen ich nie vergessen werde, sah sie mich an; auf die Knie geworfen, mit offnem Mund, feuchten Augen und gefalteten Händen streckte sie mir die Arme entgegen, in welche ich ihr Kind niederlegte. Sie küßte meine Füße, hob aber einige Geldstücke, die ich ihr hinwarf, nicht auf.

Unser Weg ging sofort einen steilen Berg hinauf; unsre Pferde waren weiß von Schaum. Riviere machte mich auf die an den Felsen hangende Wasserleitung, durch welche Rio Janeiro versorgt wird, aufmerksam. Hier konnte ich denn den Unterschied zwischen unsern secundären, europäischen Bergen und dem brasilischen Urgebirge recht deutlich wahrnehmen. In Europa sind die zu Tag liegenden Felsenschichten stets nur blockweise vorhanden und zeigen mehr oder minder zahlreiche Spalten. Hier dagegen besteht jeder Berg, so hoch er auch seyn mag, immer nur aus Einem Stück, glatt wie eine Metallplatte. Allenthalben, wo nicht ein urbarer Boden Bäume getrieben hat, die ihre Riesenarme weit hin ausdehnen, erscheint das Gestein

*) Eine hohe Grasart, die zum Pferdefutter dient.

grau oder vom Wasser geröthet, und giebt das Bild ewiger Oede *).

Bei einer Sägemühle machten wir Halt, und ließen unsre Pferde dort. Ich sah daselbst einen jungen zehnjährigen Neger-Kakerlaken. Sein Kopf entsprach der Form nach den übrigen Negerschädeln vollkommen, aber seine Haut war weiß und rosenroth; seine Haare, oder vielmehr seine Wolle, aschblond; seine Augen blau; seine Wimpern weiß. Sein Denkvermögen war nur wenig entwickelt. Bei Nacht, sagte er, sehe er besser, als bei Tag, und sein Herr bestätigte diese Versicherung.

Halb gebraten von der Sonnenglut langten wir endlich gegen eilf Uhr bei dem Wasserfall von Tijuka an. Ein von französischer Hand gezogener Weg unter Bäumen, deren Art mir ganz neu war — von ungemeiner Kräftigkeit des Holzes und höchster Zierlichkeit des Laubs — hatte uns vor denselben gebracht. Der prachtvolle Wozenssturz, ganz an die schweizerischen Wasserfälle erinnernd; die liebliche, kühlende Einsamkeit; die enge Begrenzung des Thals, unmittelbar nach der weit gedehnten, ungeheuern Aussicht, die Einen fortwährend übermannt und aus sich selbst hinausgerissen hat; der Schatten, der Waldstrom, der Staubregen in einem Land, wo es sonst beinah keinen Schatten und kein Wasser giebt — all Das bewog den französischen Maler Taunay sich hier niederzulassen. Ein Häuschen mit einer Thür und zwei Fenstern, vor welchen Vorhänge von weißer Leinwand hängen, eine kleine, durchsichtig geflochtene Hängematte, eine europäische Umpfählung, einige gepfropfte Pomeranzenbäume, ein Paar Blumen zeugen noch jetzt von seinem Aufenthalt. Er soll nach Frankreich zurückgekehrt und dort gestorben seyn. —

Je mehr ich den Wasserfall betrachtete, desto mehr erlabte ich mich an seiner wohlthätigen Dunstwolke, berauschte mich am Getöse seines Sturzes und versetzte mich in Gedanken nach der schönen Schweiz. Vor mir waren Rigbi und Schaffhausen zugleich; wie dort las ich zum Andenken kleine Kiesel auf und pflückte Blumen ab.

Endlich mußten wir wieder fort. Pezerat mahnte mich an den weiten Weg bis Sankt Christoph, wo ich bei dem Prinzen L. zu Tisch geladen war. Auf dem Rückweg kamen wir zu dem Ort, wo die Wasser des Tijuka sich in zwei Arme theilen; der zur linken Seite fließt gegen Rio Janeiro, der andre fällt auf der entgegengesetzten Seite des Berges ins Meer. Wie ich mir die Gegend betrachtete, fiel mir ein, daß sie an la Gavia angrenzte, wo Prinz Eugen im J. 1816 Ländereien hatte ankaufen und urbar machen lassen. Zur nämlichen Zeit suchte sich der General der alten Kaisergarde, Hogendorp, eine Zufluchtsstätte in Brasilien, und baute mit eigenen Händen in einem Wald die Hütte, wo er vor Elend starb. Welch seltsames Schicksal schwebte,

*) Der Verfasser fügt hier eine sehr kräftige Apostrophe an die französischen Landschaftmaler bei, statt im Wald von Fontainebleau und im Holz von Boulogne, die Natur in Brasiliens herrlicher Fülle zu studiren. Wir Deutsche dürfen von der eben angetretenen Reise unsres Landsmannes, des Malers Rugendas, nach den südlichen Gegenden Amerikas, die erfreulichste Ausbeute für das Fach der Landschaftmalerei erwarten.

lern von Europa, unter der Breite von St. Helena, über dem Verbannungsorte des Generals, und jenen Ländereien, welche der Prinz vielleicht ebenfalls als eine Zufluchtsstätte betrachtet hatte! Zwölf Jahre später war Prinzessin Amalia von Leuchtenberg Kaiserin von Brasilien!

„Was ist das für eine Anlage?" sagte ich zu Riviere. „Eine Kaffeepflanzung," war die Antwort. — „Sie scheint mir wohl unterhalten." — „Allerdings! Sie gehört dem Mann, der unter jenem niedern Ziegeldache wohnt." — „In jener ärmlichen Hütte am Weg?" — „Ja." — „Und wie heißt der Pflanzer?" — „Graf von ....." — „Wie der Graf von ....., dieser Franzose, von welchem man auch mir gesagt hat, der seit der Zeit, da er sich in Brasilien aufhielt, ein merkwürdiges Beispiel von Muth und Unglück gab?" — „Ja! wollen wir ihm einen Besuch machen?" — „Ganz gewiß!" Wir traten in einen kleinen Hof, der von der einen Seite durch eine zerfallene Mauer, von der andern durch die niedre, gleichfalls beinah in Trümmern liegende Hütte, worin der Graf wohnte, geschlossen war.

Eine alte Negerin meldete ihm unsre Ankunft; er trat uns entgegen. Die hölzernen Sandalen, die zerrissenen Kleider und der durchlöcherte Strohhut bildeten einen schneidenden Abstich gegen sein feines Benehmen, sowie sein Lächeln gegen die tief auf sein Gesicht gegrabnen Schmerzenszüge. Nach einigen Mächeleien an der Thür über die Ehre des Vortritts, ganz nach Art der pariser Salons, traten wir in ein Stübchen von 7 Fuß Höhe, 6 Fuß Länge, wo wir ein schlechtes Bette, einen aus Brettern lose zusammengefügten und auf wurmstichigen Füßen stehenden Tisch und zwei hölzerne Stühle fanden. Kaum hatten wir fünf zusammen Platz in dem Zimmer. Dasselbe erhielt sein Licht durch die offen stehende Thür und ein Fensterchen, dessen vier kleine Scheiben mit Papier geflickt waren. Der Boden bestand aus gestampfter Erde. Auf dem Tisch lag ein von vielem Lesen abgegriffenes Buch.

Riviere nannte unsre Namen und stellte uns dem Grafen vor, der uns eifrigst alle Erfrischungen vorsetzte, über welche er gebieten konnte, nämlich im Fluß geschöpftes Wasser, rohen schwarzen Zucker und Laranja da Terra.*) Wir nahmen die Gaben an, und ließen uns in ein Gespräch ein. Emsig fragte er um Neuigkeiten aus Frankreich; ich befriedigte seine Wißbegierde; dann sprach er, und seine Unterhaltung war sehr geistreich und anziehend. Ihr**) Marino, der Streit der Classiker und Romantiker wurde nicht vergessen. So oft die umgebende Einsamkeit und sein sich zur Schau stellendes Unglück mich, beinahe gegen meinen Willen, trieben ihm den Antheil zu bezeugen, den ich an seiner Lage nahm, brach er alsbald die Unterredung ab und lenkte sie mit Adel und scheinbarer Fröhlichkeit auf einen andern Gegenstand.

Wir traten mit ihm aus der Hütte; er zeigte uns seinen Garten, der ganz seine Schöpfung ist, und gab mir einen Be-

*) Wilde Orangen.

**) Delavigne's.

weis von der erstaunenswerthen Fruchtbarkeit des brasilischen Bodens, indem er auf Bäume von mehr als dreißig Fuß Höhe wies, die er vor fünf Jahren als Kerne gesteckt hatte. Bei diesen Bäumen, neben einigen Theepflanzen und ein Paar Beeten mit Erdbeeren und europäischen Gemüsen, bemerkte ich Ziegel drei Fuß hoch über der Erde, auf Stücke von Holz gelegt. „Das ist das Schloß," sagte er heiter, „das ich während der vier ersten Monate meines hiesigen Aufenthaltes bewohnte," und setzte seinen Weg fort.

Eine Frau ging stillschweigend vorüber; ihre Gestalt war hoch und aufgerichtet; ihr Kopf erhaben; ihr Blick fest und stolz; ihre Züge von leichtem Braun edel und regelmäßig; ihre Haare glatt und schwarz, der Ausdruck ihres Gesichts Ruhe im Leiden. Ein weißes, geschlossenes Hemd, ein Rock von grober Baumwolle, ein dichter, blauer Schleier bildeten ihren Anzug. Ohne Zögerung, Verlegenheit oder Neugierde kam sie auf uns zu, und ging, ihren Schritt weder verdoppelnd noch zurückhaltend, an uns vorüber, als der Graf sie portugiesisch anredete: „Guten Morgen Margareta." — Guten Morgen. — „Geht es besser?" — Besser. — „Wo wollt Ihr hin?" — Da hinunter. Und ruhig, ohne sich zu neigen oder den Kopf zu wenden, schritt sie weiter. „Es ist eine Indianerin," sagte der Graf, „seit Langem krank, und will eine ihrer Freundinnen im Gebirg besuchen." Diese halb wilde Frau machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich; sie hatte eine ungemein edle Physiognomie und entsprechende Bewegungen; ein wahres Musterbild des eingebornen Stammes.

Wir folgten der Seite des Baches. Der Graf führte uns auf einen Hügel, von welchem man das Meer sieht, und sagte: „Daher wollte ich Anfangs meine Hütte versetzen, habe aber darauf verzichtet." — „Warum? Die Aussicht ist so schön; Ihr gegenwärtiger Aufenthalt aber hat gar keine." — „Wohl ist Dem so; aber ich befände mich hier nicht besser." — „Wie so? ist es doch hier weit nicht so öde!" — „Allerdings; aber unter jenem Dach, dem Bananengesträuch gegenüber, wohnte noch vor einigen Jahren Frau von ..... Ihr hohes Alter war voll schwesterlicher Anhänglichkeit an mich. In ihrer letzten Krankheit ließ sie sich zu mir bringen; ich wartete ihrer wie ein Sohn bis zum Tode. Sie starb und ich blieb allein; mein Schmerz war groß; ich hoffte das Andenken an ihre Freundschaft zu mir und an die Dienste, welche ich glücklich genug war, ihr zu leisten, würde ihre Familie bewegen, mir bisweilen einen Besuch zu machen; aber Niemand fand sich ein."

Nach einer Weile fuhr der Graf von L. fort: „Zwei Hunde blieben mir; es waren meine wahrsten, treusten Freunde. Als ich einmal mit ihnen den Weg da unten hin ging, sagte der Mulatte, der jene Hütte mit den neuen Ziegeln bewohnt, laut: Die Hunde schlag ich todt! Vor Zorn und Staunen vermochte ich nicht zu sprechen. Er wiederholte die Drohung. Thut's, rief ich wüthend, thut's, und ich räche sie an Euch. — Du wirst es schon inne werden, sagte er mit wildem Lächeln. Verzweifelnd kehrte ich nach Hause; ich fühlte mich von heftiger Krankheit ergriffen. Er wird seine Drohung ausführen, dachte ich, und befahl meine armen Hunde zu tödten. Jetzt bin ich allein, ganz allein."

Der Graf soll in Frankreich eine Schuld auf sich geladen haben; aber welcher Art sie auch seyn mag, ist sie nicht blutig abgebüßt?

Traurig und still kehrten wir zurück. Ich sah und hörte Nichts mehr bis zu der Thür des Prinzen, wo ich die düstern Eindrücke in der geistreichen Unterhaltung meines Wirthes und des Grafen Mechin, seines Begleiters, bald vergaß.

Schwedische Literatur und Kunst.

1. Der Heimdall.

Schweden besaß seit mehreren Jahren nicht Ein Zeitungsblatt, das ausschließlich oder auch nur vorzugsweise die schöne Kunst berücksichtigte. Diejenigen Blätter, in deren ursprünglichem Plane Dieß lag, sind theils eingegangen, theils auch, mehr oder weniger, zu politischen Zeitungen geworden. Der seit 1828 erscheinende „Heimdall" half daher einem drängenden Bedürfniß ab. Die Tendenz dieses Blatts zeigt sein Name an. Nach der nordischen Mythologie ist nämlich der Heimdall der Wächter der Götter, das Sinnbild des Lichts, der Schutzgott reiner Freuden, ein Bekämpfer der Finsterniß und des Bösen. So will denn unser Heimdall nicht nur unterhalten und erheitern, sondern namentlich auch den Kunstsinn und Geschmack seiner Leser wecken und läutern, und er wird seinen Zweck gewiß nicht verfehlen; dafür bürgen schon die Namen der Mitarbeiter, worunter z. B. Tegner, der auch im Auslande als einer der größten, jetzt lebenden Dichter anerkannt ist. Heimdall enthält Nachrichten und Urtheile über interessante Erscheinungen im Gebiete der in- und ausländischen Literatur und schönen Kunst, Concert- und Theater-Kritiken, kleinere Gedichte und Aufsätze, unter letztern auch wissenschaftliche, die jedoch durch Inhalt und Form für jeden gebildeten Leser verständlich sind. Um mehr Leser zu gewinnen, dadurch sein Fortbestehen zu sichern, und in weiterem Umfange zu wirken, bringt das Blatt auch sonst Manches zur Sprache, das sich, ohne der Kunst anzugehören, auf die innern Angelegenheiten und das äußere Leben der Menschen überhaupt bezieht, so daß also nur streng wissenschaftliche und politische Gegenstände von ihm ausgeschlossen sind. Unverkennbar ist seine Tendenz, in der Poesie auf der einen Seite dem noch fortdauernden Einfluß der mehrentheils matt und geistlos französirenden Akademie, auf der andern der phantastischen Romantik, welche den französischen Geschmack meist schon verdrängt hat, entgegen zu arbeiten. Die Opposition gegen letztere, welche von den Deutschen aus nach Schweden drang, ist wohl Hauptursache davon, daß von jenen auf die Engländer hingewiesen wird. Zwar heißt es, der Geist der letztern harmonire mehr mit dem des schwedischen Volks. Allein hievon kann man sich schwer überzeugen, am Wenigsten jetzt, da die Selbstsucht des englischen Volks, den humanen, gutmüthigen Schweden so ganz fremd, greller als je hervortritt. Möge der kaum vor 30 Jahren von einer unwürdigen Vormundschaft befreiten, jetzt mit jugendlicher Kraft aufblühenden schwedischen Literatur, und dem Geschmack des Publikums

das nun erst allgemeines Interesse für die schöne Kunst gewinnt, daher einer Leitung wohl bedarf, hindurch nicht aufs Neue eine einseitige Richtung gegeben werden, was da am Meisten zu befürchten ist, wo Ein Blatt den Ton angiebt. Bis jetzt hat es zwar über den Engländern andere Völker noch nicht ausser Acht gelassen; doch wünschten wir, es möchte Publikum und Literatoren mehr an das eigne Volk und Land und an die Dänen weisen. Sehr wohlthätig ist unstreitig auch die Bemühung des Blatts, mehr Sinn für Musik zu wecken, als bisher in Schweden zu finden war. Sind wir Deutsche gleich noch nicht ein singendes Volk geworden, wie es ein Mann wünscht, der ohne Zweifel das Singen so weit gebracht hat, daß er seine Stimme in öffentlichen Blättern abgeben kann, so wird man doch bei uns jedes Land bald für barbarisch halten, das nicht voll von Liederkränzen, Singvereinen u. dgl. ist, mag es übrigens auch das Vaterland eines Berzelius und Tegner seyn. Charakteristisch sind die vielen Nachrichten des Heimdalls über die Aufnahme schwedischer Schriften im Auslande. Ob die Schweden hierin wohl mehr den Engländern oder den Deutschen gleichen?

2. Volkslieder und Zaubersprüche.

Schweden besitzt in Afzelius und Geyers „svenska Folkvisor" (Stockh. 1814. 3 Bde. 8. mit vielen Musikbeilagen und einer interessanten Einleitung) eine vorzügliche Sammlung vaterländischer Volkslieder, welche zum Theil durch ihr Alter, großentheils durch Beides, viele Aufmerksamkeit verdienen (nicht wenige der ältern überraschen auch durch ihre Verwandtschaft nicht nur mit dänischen, sondern auch mit deutschen Liedern.) Als die erste Sammlung dieser Art ist sie noch ziemlich unvollständig. Möchte daher die Hoffnung welche der Heimdall (schon 1828) giebt, daß die reiche und wohlgeordnete, von einem durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Einsicht in allen Zweigen der Diplomatik und Alterthumskunde ausgezeichneten Gelehrten (Liljegren? Hallenberg?) veranstaltete Sammlung von schwedischen Volksliedern im Druck erscheinen werde, bald in Erfüllung gehen. Der Literator, der hiemit beauftragt ist, soll auch eine Sammlung von alten schwedischen Zauberkünsten u. dgl. besitzen, deren Bekanntmachung jedoch für das ungebildete Volk gefährlich scheine. Warum dieß? wissen wir nicht. Möchte dann wenigstens ein Theil deutsch bekannt gemacht werden! Nach der Iduna, einer mit Recht sehr geschätzten Alterthumszeitung, hat Professor Cederström in Upsala seit lange eine beträchtliche Anzahl schwedischer Volkssagen gesammelt, aber auch sie sind, wie es scheint, verdammt, noch lange ungekannt dazuliegen; in Norwegen, das so reich an Sagen aller Art ist, sind dieselben, so viel wir wissen, noch gar nicht gesammelt. Auch über die schwedischen Volksbücher besitzt man noch Nichts, als einen Bogen mit kurzen Notizen, veranlaßt durch des verdienstvollen, vor ¾ Jahren verstorbenen, dänischen Literators Nyerup almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge (jennem Aarhundreder (Kjb. 1816 ältere und neuere, in Dänemark und Norwegen bekannte Volksbücher.) In Verhältniß zu dem kleinen Publikum in Schweden, Norwegen und Dänemark ist in diesen Ländern weit Mehr als bei uns in allen diesen Beziehungen geschehen und nur der leicht erklärbare, durchaus nicht zu einem Vorwurf gereichende Mangel an Absatz ist Ursache, daß dafür nicht noch Mehr geschieht. In Deutschland finden alle Uebersetzungen fremder Volkslieder, Sagen u. dgl. so guten Absatz; wenn sich hiedurch ein Scandinavier ermuntern ließe, was er in seiner Muttersprache nicht herausgeben kann, in's Deutsche übertragen, bekannt zu machen! Aber freilich je näher der Norden mit uns verwandt ist, desto weniger bekümmern wir uns um ihn. *) — Auffallende Volksgebräuche und Sitten, die zum Theil noch im Heidenthum ihren Grund haben, gäben eine höchst interessante Beilage; einiges Dergleichen hat Thiele seinen dänischen Volkssagen (Kopenh. 1818—23 4 Sammlungen) beigefügt.

Schulz's Tod.

Die letzten Nachrichten aus Persien enthalten einige Details über den Tod des gelehrten und unglücklichen Reisenden Schulz. Er kam im Juni letzten Jahres krank in Tauris an, wo er bei dem englischen Gesandten lebte, und sich die Freundschaft und Zuneigung Aller erwarb, mit denen er umgieng. Als im Herbst seine Gesundheit wieder befestigt war, beschloß er den unerforschten Theil von Curdistan, der südlich von Wan und östlich von Mosul liegt, zu bereisen. Er wurde umsonst gewarnt diese Gegenden, welche unter curdischen Fürsten stehen, welche die Oberherrschaft der Pforte oder Persiens nur scheinbar anerkennen, zu vermeiden, weil die Eifersucht dieser kleinen Grenzstaaten jeden Fremden von der Durchreise abzuhalten sucht. Die Umstände waren noch besonders schwierig, indem der englische Oberst M—th dieselben Gegenden im Jahr 1821 bereist, und in einem Gefecht den Neffen eines der curdischen Fürsten, der ihm den Weg nach Persien abschneiden wollte, erschossen hatte. Die Familie des Erschossenen schwor Rache gegen M—th; aber da sie ihn nicht erreichen konnten, so war nur gar zu wahrscheinlich, daß sie sich an dem ersten Europäer rächen würden, der in ihre Hände fiel. Alles Dieß wußte Schulz, aber dennoch ging er nach Urmia, von da nach Ablak und endlich nach Dschulmerik, von wo er seine Rückreise gegen Tauris antrat, aber in der Nähe von Baschkulah ermordet wurde. Die englische Gesandschaft forderte von dem Kaimacan des Prinzen Abbas Mirsa, daß Offiziere hingeschickt werden sollten, um die Effecten des Ermordeten zu erhalten und die Mörder zu bestrafen. Dies geschah, und der curdische Fürst von Ablak schwor, daß er Nichts von der That vorher gewußt, daß er das Eigenthum der Mörder confiscirt und sie selbst in's Gebirg verfolgt habe, wo sie wegen des Schnees nicht haben erreicht werden können. Er gab die gefundenen Effekten heraus, bestehend in 4 Pferden, Gewehren, 5 Büchern u. dgl. und versprach noch 1 Pferd und 1 Buch zu schicken. Von Papieren ist in der Liste keine Rede, wenn nicht die Bücher etwa gebundene Tagebücher sind.

*) Wenn es vor einiger Zeit in dem Ausl. auffallend gefunden ward, daß die Deutschen, die sonst Fremdes sehr zu würdigen wissen, der holländischen Literatur keine Aufmerksamkeit schenken, so scheint Dieß vielmehr ganz in ihrer Art. Holländer stehen ihnen am Nächsten, ja sind im Grunde so wenig, als die deutschen Schweizer oder die unter Dänemark stehenden Friesen ein von ihnen verschiedenes Volk; verdienen daher in ihren Augen noch weniger Werthschätzung, als die schon etwas entfernter stehenden Dänen und Schweden. Vielleicht kommt auch Das in Betracht: das Holländische ist für Deutsche, selbst für Süddeutsche, so leicht verständlich, daß es fast überflüssig scheint Schriften aus ihm in's Deutsche zu übersetzen, da sie jeder Deutsche, der sie kennen lernen will, schnell im Original verstehen lernen kann; doch aber liest es sich auch nicht ganz ohne Schwierigkeit und Anstoß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 154. 3 Juny 1830.

Erinnerungen aus Morea *).

1) Navarin.

Zehn Tage nach meiner am 19 März Statt gefundenen Abreise von Alexandria langte ich in Navarin an. Ein heftiger Westwind hatte uns Anfangs nach der Küste von Karamanien geworfen, deren schwarze, gefurchte Gipfel sich am Rande des Gesichtskreises mächtig hervorhoben. Mit großer Mühe gelang es, wieder den Weg nach Abend zu gewinnen. Rhodus mit seinem weißen Gestade erschien zu unsrer Rechten; näher noch malten sich Scarpanto und Caro, ein grünes Blumengehänge, gegen den Himmel ab; eine Grotte, ein Haus am Meer mahnten mich an Don Juan und Haydi; ein röthliches Segel in der Ferne kündigte das Fahrzeug von Lambro und dessen unheilvolle Rückkehr an. Bald fesselten Cretas Schneegipfel unsre Aufmerksamkeit; ein frischer Wind aus Süden gestattete uns unsre Straße durch das Inselmeer zu nehmen. Einen ganzen Tag lang fuhren wir in der Richtung Moreas hin, erst die weiten Gefilde am Fuße des Ida zu unsrer Seite, dann Candia, Suda, Cannea erkennend. Ein traurig erhabenes Schauspiel bot uns diese schöne Insel mit ihrem Kampf von Lenz und Winter, dem Abbild des grausamen Zwistes, der sie seit so langer Zeit zerreißt; mit den frischen Erinnerungen an ihre Blutbäder und Verräthereien, und mit der düstern Zukunft, in welche ihr Schicksal verhüllt ist.

Abends, nachdem wir an der Spitze von Carabusa vorüber waren, bekamen wir den vollen Wind von Africa, dessen Kraft der Ida bisher hemmte; aber an den Fluthen hing noch der Eindruck des wechselvollen Luftzugs, der den ganzen Tag angedauert hatte. Unruhig und zerschlagen schien die See durch den Eigensinn ihres Zwingherrn ganz die Fassung verloren zu haben. Die Sonne ging unter, ohne die schwarzen Wolken zu zerstreuen, welche Cap Malea umflorten, und eben ward es dichte Nacht, als wir Cerigos nackte Felsen zu erblicken gehofft hatten.

Die Drohungen des Abends kamen jedoch nicht zur Ausführung; ohne dem tänarischen Neptun eine Hetatombe gelobt zu haben, fanden wir uns am folgenden Morgen der Insel Sapienza gegenüber, und erblickten zur Rechten, gerad über dem Meeresspiegel, Modons zinnenreiche Ringmauern. Noch einige Stunden, und „die Circe" hatte in der Rhede von Navarin Anker geworfen, mitten unter dem französischen Geschwader, wo die weiße Flagge von mehr als 30 Fahrzeugen wehte.

Wessen Einbildungskraft sich im Andenken an das alte Griechenland wiegt, der lande nicht zum ersten Mal bei Navarin, oder suche, wenn ers nicht anders machen kann, in seinen nordischen Erinnerungen einige recht langweilige Strecken, einige recht graue, kahle Felder und ein ärmliches Bollwerk, etwa an den Dünen von Jütland; denn nicht Weniger bedarfs, ihn auf Navarins öden Eindruck vorzubereiten; und zuletzt, was kann man überall an Messeniens verlassener Küste suchen, als das Andenken an Unglück, als Trümmer über Trümmern! Eine Gegend, die seit Homer keine schöne Zeit mehr gehabt hat; dem Fieber verfallene Gestade; unfruchtbaren Sand, giftige Sümpfe, ausgerissene Wurzeln, gebleichte Gebeine! Schritt für Schritt muß man die Bai durchzogen haben, um sich eine Vorstellung von der peinlichen Verwirrung zu machen, worein die Berichte aller Zeiten die Fantasie des Wanderers versetzen. Pylos und der peloponnesische Krieg; Zanchlo, das an Pylos Stelle tritt, und die fast verwischte Erinnerung an dessen romanhafte Gründung und schnelle Bevölkerung; neben dem Grabe von Brasidas dasjenige von Santa-Rosa und Pfammados! Hier bestanden vierhundert Spartaner mit wunderhaftem Muthe alle Schrecken des Hungers; dort starben fünfhundert Türken als Opfer ihrer vorher ausgeübten Tyrannei, mitten unter den wilden Gesängen ihrer Sieger, den Hungertod; weiter nach hinten erschien Ibrahim mit seiner Flotte, welcher die europäischen Regierungen ein glücklicheres Los versprochen hatten; auf dieser Höhe rückte das Heer der Mainotten vor, um den Unsern ihrer Väter bei Navarin kalt mit anzusehen; auf dieser kleinen Ebne stehen die ungeprobten Banden des Peloponnesos vor dem ersten Anprall der halb disciplinirten Schlachthaufen Ibrahims; in jenem kleinen angestrichnen Haus, das unter den Trümmern der Stadt hervorsieht, entwarf der junge Despot den Vernichtungsplan eines ganzen Volks, und mehr als Ein Christ in seiner Umgebung malte sich im Stillen die lockende Plünderung

*) Von Karl Lenormand, Mitglied der champollion'schen Expedition. Aus der Revue de Paris.

von Hydra. Aber ein großes erhabenes Bild tritt verwischend an die Spitze all dieser Jammerscenen. Eine Flotte mit dreifacher Flagge bedeckt in der Ferne das Meer; still dringt jedes Fahrzeug durch die enge Pforte der Bai, deren Kanonen noch schweigen. Die Linie entwickelt sich, dehnt sich aus und umfaßt von allen Seiten die andre, rothbeflaggte Linie, die bald nur Asche und Wrack seyn soll. Wer hat zu dieser drohenden Stellung der christlichen Schiffe aufgemuntert? Wer hat diesen plötzlichen Verein dreier Gegner zu Wege gebracht, deren Zwist bisher stets dem Islam zur Erhaltung diente? Wars Verrath oder Recht, Mißbrauch der Macht oder Tapferkeit? Zufall oder Plan? Niemand weiß es bis jetzt. Es heißt bloß: auf einmal habe ein Schuß von der französischen Flotte den tausend Schüssen, die ihm nachfolgten, zum Zeichen gedient; keine Schlachtordnung sey im Voraus bestimmt gewesen, so daß Jeder, nach Maßgab des eignen Eifers, sich in die Gefahren stürzte und dort seinen Feind wählte.

Warum aber mußte die Rhede von Navarin, nach diesem schönen Tage ihren Trauerflor wieder anlegen? Warum muß der Ankömmling auf frische Gräber tapfrer Männer blicken, die teils vom Fieber hingerafft, oder unter den Trümmern des Schlosses begraben wurden? Wie jedoch die Zukunft sich gestalten möge, immer wird Navarin ein geweihter Ort seyn, den der Franzose, den der Freund der Freiheit nur mit Rührung betritt.

2. Modon.

Navarin liegt von Modon höchstens zwei Stunden entfernt. Aus dem noch jetzt vorhandenen venetianischen Thor getreten, gewahrt man zur Rechten eine niedrige Wasserleitung; zur Linken deuten tiefe Höhlungen auf jetzt aufgegebene Steinbrüche. Verschiedene, wie vom Zufall gezogene Pfade vereinigen sich allgemach in einen größern Weg, auf welchem der Reisende durch die Trümmer einer marmorglatten Kunststraße zurechtgewiesen, zugleich aber auch in seinem Gang aufgehalten wird.

Nach einer ziemlich steilen Höhe und einer engen Durchwindung zwischen zwei kahlen Seiten streckt sich der Weg nach einer Ebene hinab, an deren Rand die weißen Mauern Modons aufsteigen. In der sanften Beugung der Hügel, in den weißlichen Felsenzügen, auf deren Gipfeln fand ich eine liebliche Erinnerung an die Provinz Nato in Sicilien. Der Boden war mit Anemonen von allen Farben geschmückt, wie auf der Villa Pamphili im April. Die Regsamkeit auf der Straße bildete einen wunderlichen Gegensatz zu der unbebauten, wilden Natur umher. Hier Pulverwägen mit ihrem Gespann, dort Abtheilungen von Fußvolk, Offiziere zu Pferd, Alles voll fröhlichen, guten Muths; dort Heerden aus dem Gebirg hergetrieben, mit Lumpen bedeckte Moreoten, jonische Händler neben ihren schwer bepackten Maulthieren; kurz das ganze improvisirte Leben eines Lagers. Auf halbem Weg nach Modon hatte ein französischer Marketender sein Zelt am Rand eines türkischen Brunnens aufgeschlagen. Man las auf letzterem die Inschrift: „Gutes lyoner Bier. Morgen trinkt man hier umsonst.“ In einiger Entfernung, etwas mehr auf dem Berge, zeigten andre Zelte mit weißer Flagge eine wichtigere französische Niederlassung an. Es war der Mittelpunkt des Parkes, worin sich das für die Occupationsarmee nöthige Rindvieh befand. Diese Heerden dienten zugleich zur Umpflügung von beinah ganz Messenien. Marschall Maison hatte den Einwohnern erlaubt, die zu Bestellung ihrer Felder nöthigen Thiere von uns zu entlehnen.

Rechts von der Straße, etwas vor Modon, sieht man die Ueberbleibsel des Lagers, welches Ibrahims Armee so lang zum Aufenthalt diente. Auch die französische Reiterei lag außerhalb der Stadt. Beim Thor und auf dem Waffenplatz, der gleich nach dem Thor kommt, herrschte laute Bewegung; jedoch bloß von den Franzosen herrührend; Griechen sah man fast keine.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

2. Reise von Cirknitz nach Adelsberg.

(Schluß.)

Schon ziemlich lange hatten wir die Ruinen des alten adelsberger Schlosses erblickt, als wir in das etwas tiefer liegende Städtchen gelangten, das ziemlich hübsche steinerne Häuser und in der Post einen guten Gasthof besitzt. Die Italiener nennen Adelsberg Postoina, welches im Krainerischen so viel als Adler bedeuten soll. Es sollte daher im Deutschen Adlersberg heißen. Adelsberg, das im 13 Jahrhundert als Besitzthum einer gleichnamigen adelichen Familie zuerst historisch auftritt, hat seit dieser Zeit bald unter der Botmäßigkeit von Oesterreich, bald der venetianischen Republik, bald selbst den Türken unter Malkozh-beg gestanden. Von 1559—1564 wütheten die letztern in der Umgegend; die Einwohner wurden als Sklaven verkauft, und Adelsberg selbst abgebrannt. Gegenwärtig ist Adelsberg Sitz eines k. k. Kreisamts und einer Abtheilung Infanterie. Die Nachbarschaft Italiens, hinsichtlich der Einrichtung unseres Gasthofs, merkten wir zu unserm großen Vergnügen sehr bald und der heutige Nachmittag sollte zur Besichtigung der Magdalenengrotte angewendet werden.

So waren wir denn nun in dem Orte, das uns vor allen andern angezogen, dessen benachbarte Grotten als die ersten Europas gerühmt werden, und deren Inneres der Wohnplatz des merkwürdigsten europäischen Thieres, des Schlangen-Olm's (proteus anguinus) ist! Kaum vermochten wir unsre Ungeduld zu zügeln. Drei Führer zeigten uns den Weg, der zuerst durch eine steinige kahle Landschaft, dann einen dichten Wald führte. Nach einer kleinen Stunde waren wir am Eingange der Magdalenengrotte. Ein ziemlich tiefer Kessel, mit Rasen und Buschwerk bewachsen, führt zu einer niedern Felsenöffnung, die sich unter einer gerade emporsteigenden Wand befindet. Wild beugen sich die am Rande des Kessels stehenden Bäume über diesen zusammen und ihr Laubdach ließ nur wenige Sonnenstrahlen durch, während der schwarze Schlund den [illegible] dicken Dunst aushauchte. Unsre Führer hatten unterdeß Lampen

und Fackeln, wir unsere Hamen in Ordnung gebracht und erwartungsvoll wurde das Innere der Grotte betreten. Lampen und Fackeln verbreiteten Anfangs mehr Rauch und Dämmerlicht, als klaren Schein und aus dem Dunkel der Nacht traten, je nachdem ein flackernder Lichtstrahl auf sie hinfiel, die wunderbarsten Stalaktitenbildungen hervor. Diamantflimmer strahlten die Kalkspathsäulen und Wände der Grotte in tausendfachem Glanze zurück; je tiefer wir hinabschritten, desto großartiger wurden die Tropfsteingestalten, desto höher wölbten sich über uns die unterirdischen Dome. Solch ein Bild muß dem Dichter des Palasts Neptuns, dem Dichter der Crystall-Paläste der arabischen Mythen vorgeschwebt haben. Versunken im Anschauen wurden wir bald wieder aus unsern Träumen und Phantasien durch die Interpretation unserer Cicerone's gestört, die uns sorgfältigst auf versteinerte Perückenstöcke, Schwalbennester und andern dergleichen Unsinn aufmerksam machten und uns sogar eine versteinerte arme — Seele zeigten. Je weiter wir hinabklimmten, desto beschwerlicher wurde unsre Bahn, lose Kalksteine rollten unter unsern Füßen in unermeßliche Abgründe und ihr Anprallen an Stalaktitensäulen bezeichnete ein dumpfer Glockenton, der das Schauerliche der unheimlichen Partie nicht wenig erhöhte; von schwarzen Schlünden trennt den Wandrer oft nur ein vom ewigen Regen morsches, schlüpfriges Brett, ein Fehltritt und er ist ohne Rettung verloren!

Nach langem Hinabklettern erreichten wir einen lettigrothen ziemlich ebenen Platz. Ein träges jedoch fließendes Wasser, das, aus Felsschlünden kommend, sich bald wieder in unbekannte Tiefen ergießt, verbietet das Weiterschreiten. Dieses Wasser ist es, wo der Proteus hauptsächlich gefunden wird. Die Art, wie man ihn fangt, ist einfach: man leuchtet über die Fläche des Baches hin, und wenn man einen sieht, so bedient man sich schnell des Hamens; deßwegen darf aber auch das Wasser dann nicht trüb seyn, was leider heute der Fall war. In Adelsberg werden diese Thierchen nun in Gläsern, wie bei uns die Goldfischchen, als Curiosität gehalten und an Reisende für 48 kr. verkauft. Wir hatten an 3 Stunden im Innern der Höhle zugebracht und den Rückweg bei einem schönen Abende angetreten. Südlich lag der abgeplattete, steile Monte Nanas, nördlich die beschneiten Alpen Kärnthens. Im Walde trafen wir frische Fährten eines Bären, der wenige Tage nachher bei Bischofslack erlegt wurde. In Adelsberg kauften wir alle zu habenden lebende Proteuse; bald hatte ich eine Colonie von einigen dreißig kleinen und großen Individuen dieses merkwürdigen Thieres beisammen. Der Proteus anguinus bewohnt ausschließlich die Gewässer, die in den Grotten des Krainerlands fließen, und ist bis jetzt nur an drei Orten, nämlich in der Magdalenengrotte, dann in Verd ohnweit Sittich und bei Weißenstein hinter Planina gefunden worden. An beiden letzten Orten wird er nur sekundär, vielleicht durch die Gewalt des Wassers an's Freie mit fortgerissen, angetroffen. Er ist ziemlich von der Gestalt unserer Wassereidechsen, doch in allen seinen Verhältnissen schlanker und zarter; seine Farbe ist fleischfarb, und hinten, an beiden Seiten seines ziemlich langen vorne abgestumpften Kopfes, sind drei kreuend rothe Kiemenbüschel. Augen hat dieses Thier äußerlich durchaus nicht, sein unterirdischer Aufenthalt scheint sie ihm entbehrlich zu machen; die Füße sind ungemein schwach und zart, die vordern haben drei, die hintern zwei nagellose Finger; der Schwanz ist seitlich zusammengedrückt und lanzenförmig. Legt man das Thier auf den Rücken, so ist seine Haut so durchsichtig, daß man das Herz und alle Eingewaide deutlich wahrnimmt. In den Gewässern der Grotten sucht er sich kleine Conchylien zur Nahrung; wie lange er aber hungern könne, beweist der Umstand, daß die meinigen seit 1½ Jahren durchaus keine Nahrung zu sich nahmen, ohne an ihrer Munterkeit bedeutend zu verlieren. Der Transport dieser Thiere, die während desselben durchaus nicht außer dem Wasser leben können, ist sehr beschwerlich. Den Namen Proteus, den sich neuere Naturforscher nicht zu erklären wußten, und daher abzuschaffen vorschlugen, glaube ich darin sehr gut begründet zu finden, daß der Olm bei langer Gefangenschaft ganz schwarz wird. Daß der Proteus anguinus eine merkwürdige Rolle in dem Thierreich spielt, kommt eben sowohl von seiner sonderbaren Lebensweise und seinem paradoxen äußern Körperbau als davon her, daß er beständig zugleich durch Lungen und Kiemen athmet und dadurch gleichsam ein Mittelglied zwischen den Fischen und Amphibien bildet. Wir wissen jedoch, daß er ein völlig ausgebildetes Amphibium ist, und in einigen Theilen Americas nahe Verwandte hat.

In Adelsberg tranken wir neuen süßen Refosko, der in den Umgebungen Triests gebaut wird. Alt ist er von einem angenehmen gewürzreichen Geschmacke, schwer von Farbe, fast schwarzroth und färbt dadurch selbst auf kurze Zeit die Zähne schwärzlich. Dieser Wein ist aller Wahrscheinlichkeit nach schon den Römern bekannt gewesen; auf ihn — nicht, wie einige Reisebeschreiber meinen, auf den heutigen Prosecco-Wein — scheint sich Plinius Lob *) zu beziehen. Was der Triestiner heut zu Tage Proseccowein nennt, ist ein hellgelber, leichter, mussirender Wein und erst seit neuerer Zeit, nachdem man die ersten Fechser aus der Champagne geholt hatte, um Triest acclimatisirt.

Mit Anbruch des nächsten Morgens befanden wir uns am Eingange der nur eine Viertelstunde von Adelsberg entfernten St. Catharinengrotte, zu der eine hübsche mit jungen Bäumchen bepflanzte Straße führt **). Unter uns floß der Poik-Fluß, der eine Mühle treibt und sich dann in die Höhle stürzt, um weit entfernt unter einem andern Namen zuerst als Unz, dann als Laybach, wieder ans Tageslicht zu gelangen. Die adelsberger Grotte, die schon seit dem 13 Jahrhundert besucht wurde, zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in die sogenannte alte und

*) Plinius sagte von ihm: „Er wächst am adriatischen Meerbusen, in der Nähe des Ursprungs des Timavus, kommt auf den dortigen steinigen Hügeln fort, ist ungemein schwarz und seinem Genusse hat die Kaiserin Julia Augusta ihr hohes Alter von 82 Jahren zu verdanken.“ Da Refosco auch heute in den dortigen Gegenden gebaut wird, so paßt diese ganz plinianische Stelle in allen Punkten.

**) Die Magdalenengrotte ist die kleinere entferntere, die nur wegen des Proteus besucht wird. Beide Grotten werden indeß häufig mit einander verwechselt. Unter adelsberger Grotte ohne Beisatz versteht man jedoch immer die St. Catharinengrotte.

die neue Grotte. Die erstere, in der man viele alte Inschriften von 1213 an findet, ist nur 200 Klafter lang, während die neue 1250 Klafter weit, ohne daß man dadurch ihr Ende erreicht hätte, bekannt ist. Der Ritter von Löwengreiff, Obersteuereinnehmer zu Adelsberg, ist es, der sich um diese neue Grotte durch zweckmäßige Benennungen ihrer einzelnen Theile, durch nöthige Brücken und Geländer ꝛc. sehr verdient gemacht hat; jedoch scheint sie schon dem alten Valvasor bekannt gewesen zu seyn.

Nachdem wir das Thor, das den Eingang versperrt, hinter uns zugeschlossen hatten und so von der ganzen Außenwelt getrennt waren, befanden wir uns in einem langen Gang, wo durch einige Spalten noch das Sonnenlicht durchdrang, während wir das Geräusch der Pok unter uns stets hörten und zuweilen das Wasser selbst sehen konnten. Der erste merkwürdige Punkt ist ein ungeheures 60 Klafter langes und 19 Klafter hohes Felsengewölbe, eine von der Natur gesprengte Felsenbrücke führt hier über die in schwarzer Tiefe rauschende Pok in die alte Grotte. In dieser alten Grotte sind einige ziemlich beschwerliche Stellen, und wir mußten von ihrem Ende denselben Weg wieder zurück in den Dom nehmen, dessen ungeheure Ausdehnung uns keinen genauen Ueberblick gestattete. Man kommt nun in die neue seit 1818 hauptsächlich besuchte Grotte über eine künstliche Brücke. In einer nach dem Erzherzog Ferdinand benannten Nebengrotte sind majestätische Tropfsteinbildungen; Säule an Säule wächst aus der Erde gegen die Decke, und von dieser wieder herab; Gruppen wie Niobe und ihre Kinder und Arabesken wie sie die üppigste Phantasie nicht malt, spielen mit den Farben des Regenbogens, und man kann es dem alten Valvasor gerne verzeihen, wenn er in seinen Abbildungen lauter Drachen und Teufelsfiguren an den Wänden der Höhle darstellt, da in der That manche Tropfsteinfiguren, wenn sie bei flackerndem Fackellicht aus ihrer Nacht emportauchen, wunderliche Gestalten darbieten. Wir verließen Ferdinands Seitengrotte, und unser Compaß zeigte uns, daß wir in nördlicher Richtung weiter gingen. Die Vereinigung zweier Grotten, das Stockhaus und der Tanzsaal, sind interessante Stellen. Einen pompösen Eindruck muß die Erleuchtung des letzteren gewähren. Sein Boden ist eben und trocken mit festem Thon von Natur überzogen, und wird alle Pfingstfeiertage von dem Adel Triests, Laybachs und der Umgegend mit Musik und allen Erfrischungen als gewiß einzig merkwürdiger Tanzsaal gebraucht. Ob das Tanzen hier mit der Gesundheit verträglich seyn möge, will ich dahingestellt seyn lassen; mir kam Aeneas und Dido unwillkürlich ins Gedächtniß!

Immer wechselten die Gestalten; doch von dem riesenhaften Dom, den kühnen Säulen, den jeden Augenblick herabzustürzen drohenden riesengroßen Stalaktiten einzelne Beschreibungen zu geben, möchte den Leser so sehr ermüden, als wir selbst nach einem stundenlangen Marsche in der Höhle des Schauens müd zu werden anfingen. Es war zu Viel des Schönen und Bezaubernden, schnell wurden wir von einem Wunderbilde zum andern fortgerissen, wo wir so gerne Stunden geweilt hätten. Der Springbrunnen, Kahlofen, das Bild, die Mumien, das Grab, die Kanonensäule, der Beichtstuhl, die Reitschule sind einige der merkwürdigsten Partien im fernern Verlauf der Grotte, die sich nun stark westwärts wendete. Einer unsrer Führer, der sich unvermerkt von uns entfernend weit vorauneilte, und uns in einer kanzelähnlichen Tropfsteinnische erwartete, überraschte uns angenehm, und der Platz, den man uns das rothe Meer nannte, werde ich nie vergessen. Hier ist ein hoher Dom mit ebnem Boden, der ziemlich dunkelroth und voll kleiner wellenartiger, harter, erhabner, vermuthlich mit Mineralien vermischten Erhöhungen ist, und einen Anblick darbietet, den Worte nicht zu beschreiben vermögen. Ueber den Tropfbrunnen hinaus ist ein tiefes Wasserbecken — die bis jetzt unüberstiegene Grenze, die auch uns zum Rückzuge nöthigte.

Erst gegen elf Uhr, nachdem wir vier Stunden in der Grotte zugebracht hatten, gelangten wir ermattet ans Tageslicht. Solch ein Schauspiel hatten wir nicht erwartet, Muggendorfs Grotten verhalten sich zu dieser Königin wie ein Calvarienberg zum Himalaya, und dem Dichter, der Adelsbergs Höhle in einem getreuen Panegyricus zu besingen verspricht, möchte sein Unternehmen nicht leichter seyn, als dem Maler das Bild der Mittags-Sonne!

Auch in der Catharinengrotte wurden Ueberreste urweltlicher Thiere, aber auch Menschenknochen aus neuerer Zeit gefunden, da sie während der Türkenverheerungen den unglücklichen Bewohnern zum Zufluchtsort gedient haben mochte, die den Hungertod weniger als das Loos ihrer Brüder, die in die Sclaverei fortgeschleppt wurden, fürchteten.

Ronchetti, der kunstliebende Schuster.

In Mailand besitzt ein Schuster, Namens Ronchetti, eine Sammlung von Sculpturen, Gemälden und geschnittenen Steinen, welche Werke der ersten Meister, nicht nur aus der italienischen, sondern, was in Italien keineswegs häufig ist, sogar aus der niederländischen Schule aufweist. Seine Neigung zu den schönen Künsten hat seiner Geschicklichkeit im Schuhmachen keinen Eintrag gethan. „Nie," heißt es in dem Brief eines Engländers, welchen die Gazette literaire anführt, „nie erhielt ich bessere Stiefel, als Ronchetti mir gemacht hat. Gewöhnlich verfertigt er zuerst nur Einen Stiefel, den er dann seinen Kunden anprobirt. Man erzählt sich in dieser Beziehung folgende Anekdote, die zwischen ihm und Napoleon vorfiel. Während eines Aufenthaltes in Mailand hörte der Kaiser von Ronchetti, und ließ bei ihm ein Paar Stiefel bestellen. Nach einigen Tagen kam der Meister nach seiner Gewohnheit mit Einem Stiefel an, denselben zu probiren. Napoleon hielt eben Staatsrath, und war jetzt nicht geneigt, dem Ronchetti Gehör zu geben. Nach zwei Stunden verlor dieser endlich die Geduld. „Ich will den Stiefel da lassen" — sagte er — „Se. Majestät kann ihn anprobiren, wenn Sie Zeit hat." Der Stiefel paßte wie angegossen; aber der Italiener konnte nun um keinen Preis bewogen werden, vollends den andern zu machen. — Es ist wirklich zu verwundern, daß die in Italien Reisenden dieses Mannes noch nie Erwähnung gethan haben; er verdient es wahrhaftig, daß man ihn besucht. Wenn Sie nach Mailand kommen, so vergessen Sie seine schöne Gallerie und ihn selbst nicht. Seine Unterhaltung ist interessant; er erzählt eine Menge pikanter Anekdoten über die schönen Künste und die hohen Personen, welche er in der doppelten Eigenschaft eines Liebhabers der Malerei und eines Schuhmachers kennen gelernt hat."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 155. 4 Juny 1830.

Algier.

1. Geographische Lage.

Zweihundert Stunden von den südlichen Küsten Frankreichs, auf der entgegengesetzten Seite des mittelländischen Meers, wo vor Alters die fruchtbaren und volkreichen Landschaften Numidien und das cäsareische Mauritanien blühten, liegt das Königreich Algier. Durch ein sonderbares Verhängniß scheint diese Küste von jeher zum Sitz gesetzloser Barbaren bestimmt gewesen zu seyn. Wie oft werden von den römischen Dichtern die Völker, welche in der Nähe der Syrten wohnen, als die Geisel und der Schrecken der harmlosen Seefahrer des mittelländischen Meeres geschildert! Die Karthager selbst erscheinen in so manchen ihrer Expeditionen gegen die balearischen Inseln, gegen Sardinien, Sicilien ꝛc. nicht viel besser, denn als Piraten von etwas höherem Rang. Dieses Raubwesen, das allen Handelsverkehr zerstörte, nöthigte den römischen Senat und später die Kaiser mehr als einmal, zu strengen Maßregeln zu schreiten. Konnten die Herren der Welt das Uebel nicht gänzlich ausrotten, so ist begreiflich, daß es in der Anarchie des Mittelalters wieder mehr als je aufkommen mußte. Indeß die Erscheinung förmlich constituirter und — man kann sagen — völkerrechtlich anerkannter Raubstaaten gehört zu den Widersprüchen der neuern Geschichte und Politik! Wie man die Türken ohne Nachtheil des europäischen Gleichgewichts nicht untergehen lassen zu können glaubt, so scheint England *) die Barbaresken als nothwendig zum Gleichgewicht des Welthandels zu betrachten. Wird es also dem Verderben, welches den mächtigsten und uncivilisirtesten dieser Raubstaaten bedroht, gleichgültig zusehen?

Das Gebiet von Algier zerfällt in die drei Provinzen des Westens, Ostens und Südens, Tlemsan oder Oran, Constantina und Titteri; jede derselben steht unter einem Dey, der mehr oder weniger abhängig von dem Dey in Algier und demselben zinspflichtig ist. Die Grenzen des Staats (zwischen 5° westl. und 7° östl. L. Par. und 32° und 37° nördl. Br.) zwischen dem

*) Wir erwarten nicht anders, als daß das englische Cabinet Frankreich um die Frucht seiner Expedition bringen wird. Wie kommt es, daß in England, wo man gewiß die Barbaresken besser kennt, als in irgend einem Theil von Europa, fast gar Nichts über Algier herauskommt? Fast scheint es, als sey dort Regierung und Volk mit einander einverstanden, jede neuere Kunde über dieses Land vor den Franzosen als Staatsgeheimniß zu bewahren. Daher ist auch trotz den vielen literarischen Produkten, welche die französische Presse in der neuesten Zeit über Algier zu Tage gefördert hat, die Unzulänglichkeit der Mittel, um sich die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung klar zu machen, ersichtlich. Das sonst so redselige England schweigt, aber dieses Schweigen sagt genug! Da läßt man noch durch den guten alten Sir Sidney Smith, (man braucht ja einen unverdächtigen Mann, also nimmt man den Ex-vorstand des Anti-piratenvereins) ein freundschaftliches Sendschreiben abfassen, worin Freund Wellington seinem Freund Polignac den ungebetenen Rath ertheilt, nicht gegen die Piraten zu ziehen! England mischt sich nicht gerne in fremde Angelegenheiten, allein es ertheilt gern seinen guten Rath! Doch um wieder auf die französische Literatur über Algier zu kommen, so bemerken wir, daß dieselbe, wenn wir darunter die Schriften von Renaudot, Perret, Alexander de la Borde ꝛc. die buchstarken Aufsätze in dem Globe, Temps, National, Journal des Voyages ꝛc. begreifen, Nichts als ephemere Compilationen enthält, die, was das Geographisch-Statistische betrifft, größten Theils aus Malte Brun geschöpft sind, in Bezug auf die politische Erörterung der Frage aber die Farbe des einseitigsten Parteigeistes an sich tragen; so daß für uns Deutsche Shaw (travels and observations relating to several parts of Barbary 2 Ed. Lond. 1757) und Pananti (Narrative of a Residence in Algiers etc. ed. by Edward Blaquiere London 1818) und namentlich Ritter, der Diese und überhaupt Alle, die bis zum Jahr 1821 geschrieben, kritisch zusammengestellt hat, immer noch die brauchbarsten Materialien liefern. Unter den neuesten Werken dürfte bloß das von Shaler (Sketches of Algier, Boston 1826), welcher zehnjähriger Consul der Vereinigten Staaten war, eine ehrenvolle Ausnahme verdienen. Wie mit den Schriften, so mit den Karten; letztere sind fast noch mangelhafter und confuser als die erstern. Um so mehr glauben wir unsere Leser auf eine eben so sehr durch fleißige Benützung der vorhandenen Hülfsmittel, als durch elegante Ausführung der Arbeit ausgezeichnete Karte aufmerksam machen zu müssen, welche in der hiesigen cotta'schen Buchhandlung, unter Leitung des in diesem Fach rühmlich bekannten Hauptmann Michaelis, so eben erscheint. Auf demselben großen Tableau, welches in der Mitte Algier und das Mittelmeer darstellt, befinden sich eine Ansicht der Stadt Algier und ihrer Festungswerke, eine topographische Skizze und eine perspektivische Ansicht des Hafens nebst einer tabellarischen Uebersicht der wichtigsten statistischen und historischen Notizen über das Land, so daß man in einem Ueberblick Alles vor sich hat, was erforderlich ist, um sich über die algier'sche Frage zu orientiren.

westlichen Marocco und dem östlichen Tunis sind die beiden Flüsse Maluja (die alte Malva) und Zaine, zwischen welchen die Ausdehnung 260 Stunden beträgt; weniger bestimmt ist die Grenze gegen das südliche Binnenland, so wie auch die Ansprüche der Herrschaft über die Wanderstämme daselbst nicht unbestritten sind; doch mag man immerhin die Breite im Durchschnitt zu 180 Stunden annehmen.

Um aber den geographischen Charakter von Algier genauer zu bezeichnen, müssen wir einen Blick auf den Atlas werfen. Das Königreich Algier bildet nämlich eine Strecke jenes unermeßlichen Berggürtels, der sich von dem flachen Strand der großen und kleinen Syrte in allmäliger Erhebung westwärts bis zu dem steilen umbrandeten Cap de Ger, in der Bay von Agadir, fast auf der Höhe des canarischen Archipels, hinzieht, und welchen wir die Berberey, die morgenländischen Geographen, mit einer schönpoetischen Anschauung seiner Abgeschiedenheit zwischen unwirthlichen Wasser- und Sandmeeren, die atlantische Westinsel (Magrab) nennen. Nehmen wir die Eintheilung dieses Gebirgs in den großen und kleinen Atlas zu Hülfe, so sehen wir, daß es der große Atlas ist, dessen südlicher Abhang sich gegen das Sandmeer der Sahara neigt, dem er einige salzige Flüsse zusendet, welche die dürren Steppen des einst wegen seiner Burgen, Schlösser und Städte, wegen seiner Landhäuser, Gärten und Palmenhaine gepriesenen Bled-ul-dscherid bewässern, das aber nur noch sparsame Ueberreste seiner vormaligen Kultur zeigt, wenn gleich seine Oasen noch immer die Heimat der herrlichsten Datteln sind; während parallel mit jenem und durch mannigfaltige Verzweigungen mit ihm verbunden der kleine Atlas von der Straße von Gibraltar längs dem Gestade des mittelländischen Meeres sich erstreckt, an das er meist fast unmittelbar hinantritt — den Flüssen, die ihm entströmen, nur kurzen Lauf vergönnend, oder in das er in kühnen Vorsprüngen gäh hinabfällt, indem sein schwarzer poröser Sandstein, voll scharfkantiger Rücken und Spitzen, zu tausendartigen Grotten durchbrochen, wo die Wogen hineindringen, die schaudervollsten Felspartien bildet. In dieser Zerrissenheit stellt sich die Küste besonders im Osten der Stadt Algier dar, und die Klippen mit den unzähligen Sandbänken, die sich immer von Neuem an ihnen ansetzen, sind für den Seefahrer um so furchtbarer, als sich nicht leicht ein sicherer Hafen findet, das Schiff in der Noth aufzunehmen. In den Gegenden, wo der Meeresgrund bloß die Fortsetzung des terrassenförmig sich absenkenden Gebirgs ist, tritt ein neuer Uebelstand ein. Die in diesen Gewässern herrschenden Winde sind der Ost und West; da diese nun keine tiefen Buchten treffen, in die sie das Meer hineintreiben können, so wälzen sie es in kleinen Wellen über den flachen seichten Grund, wodurch die für das Anlanden so gefährliche Widersee entsteht. Ein Admiral sagte daher zu Kaiser Karl V: es gebe nur zwei gute Häfen an der africanischen Küste — dieß seyen der Monat Juni und Juli. In der Mitte dieser beiden Gebirgszüge und von ihnen getragen, erhebt sich ein breites, von Thälern *), Ebenen und Flüssen vielfach durchschnittenes Bergland, welches, wie es selbst durch die Höhe seiner Lage den südlichen Charakter seines Clima's mildert, so insonderheit dem Küstenland zu einem Bollwerk gegen die verderblichen Einflüsse des versengenden Simum dient. Denn wenn die vordersten Hügelreihen kaum 4 bis 600 Fuß erreichen, so steigen die folgenden Bergstufen allmälig über 7,000 F. empor, ja westwärts, gegen die Stadt Marocco zu, über die Schneelinie, welche unter dieser Breite 10,800 F. beträgt. Im Staat Algier darf man indeß den eigentlich hohen Atlas nicht suchen; wiewohl das Gebirg mit seinen südöstlichen Aesten, dem Jurjura, Wannuga, Aureß ꝛc. eine ansehnliche Höhe gewinnt, und noch mehr westlich, hinter Tlemsan, sich bereits an die steilsten Abstürze des hohen Atlas anlehnen soll. Haben auch die meisten dieser Berge noch bebaute Gehänge, so bieten ihre Rücken und ihre obern Seiten doch nicht selten bloße nackte Felsenwände und Abgründe dar, welche oft kaum durch eine senkrechte höchstens 6 bis 7 F. breite Bergspalte zugänglich sind, wo wenige Menschen ganzen Heeren den Weg abzuschneiden vermögen. Durch mehrere dieser Engpässe kommt man auf der kurzen Strecke zwischen Algier und Constantina. Diese Schwierigkeit der Communication mag wohl eine der Hauptursachen seyn, warum von Algier aus kein Caravanenverkehr mit dem innern Africa Statt hat, und die französischen Publicisten haben wenigstens in dieser Beziehung so unrecht nicht, wenn sie Algier als sehr ungünstig für den Handel gelegen darstellen.

*) Auf dem nördlichen Abhang des Gebirgs sind gegen Osten die tiefen Thäler von Zowah, Wadi el Kibir; auf der Rückseite das lange Thal des Schellif, welches sich von O nach W, und das Thal des Dschedid, welches sich von N nach S öffnet. Die erstern senden ihre Wasser ins Mittelmeer, die andern in die Wüste.

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Eilfte Vorlesung.

Die Naturwissenschaften bei den Römern während der Republik. Cato, Varro, Cäsar, Lucrez *).

Rom wurde ums Jahr 750 vor Christus gegründet, mehr als sieben Jahrhunderte, nachdem Cecrops und Danaus die ersten Keime der Bildung nach Griechenland gebracht, drei Jahrhunderte, nachdem die Griechen sich an den Küsten Kleinasiens niedergelassen, ein Jahrhundert, nachdem sie sich in Italien angesiedelt hatten; 80 Jahre vor der Erneuerung des Verkehrs zwischen Egypten und Griechenland, 200 Jahre vor der Zeit des Cyrus, 400 vor Alexander. Ums Jahr 508 vor Christus schaffte Rom die Königswürde ab; damals hatten die Griechen mit ihrer ganzen Bildung die Küsten Italiens, besonders das jetzige Land Neapel, bereits eingenommen; im Innern aber waren noch die Urbewohner. Der junge Freistaat unterwarf sich bald seine Nachbarn. Latiner, Volsker, Etrurier wurden nach einander bezwungen, und zur Zeit, als Alexander der Große starb, stand schon beinah ganz Italien im Gehorsam der Römer. Zwei Jahr-

*) In der Ueberschrift des vor uns liegenden französischen Originals wird auch Columella genannt, derselbe aber im Texte selbst nicht berührt.

hunderte später, nämlich etwa 30 Jahre vor Christus, war Rom Gebieterin aller Länder um das Mittelmeer, und dehnte seine Herrschaft weit ins Innere von Asien, Europa und Africa hinein.

Ohne Zweifel waren die Phönizier die Ersten, welche einige wissenschaftliche und merkantilische Kenntnisse nach dem Abendland brachten, und Dieß schon vom grauesten Alterthum an. Bald nach der Zerstörung von Troja gründeten sie Utika (1170), Karthago (1185) und weiter gegen Westen, auf der andern Seite des Mittelmeeres, d. h. der spanischen Küste, noch mehrere Handelsniederlassungen. In all diesen Gegenden führten sie ihren Handel, ihre Religion, ihre Sitten ein. Besonders scheinen die Karthager Bewahrer der ihnen von Phönicien zugekommenen Ideen und Kenntnisse gewesen zu seyn. Die Wissenschaften dieses Volks waren nach Dem, was uns hierüber bekannt ist, ganz aufs Praktische gerichtet. Doch können wir bloß nach der zur Zeit des Sokrates unternommenen „Seereise des Hanno" schließen, welche von Aristoteles bereits angeführt wird. Aus diesem Berichte, von welchem eine griechische Uebersetzung auf uns gekommen ist, geht hervor, daß Hanno über die Säulen des Herkules hinausdrang, und, seinen Lauf nach Mittag zu nehmend, an den Küsten Africas bis Senegambien hinfuhr. Man findet einige mährchenhaft klingende Geschichten darin, die jedoch eine Erklärung zulassen: so z. B. von haarigen Weibern, welche von den Matrosen gefangen wurden. Man nahm einige mit; allein diese bissen, kratzten, kneipten und hungerten sich endlich zu Tode. Ihre Felle zog man ab und hing sie sofort im Tempel der Juno zu Karthago auf. Wahrscheinlich große Affinnen! So ist von Feuerströmen die Rede, welche man Nachts von den Bergen stürzen sah. Vermuthlich waren Dieß Grasbrände in den Bergschluchten, welche die africanischen Hirten zur Regenzeit absichtlich veranstalten, damit das Vieh in dem neu aufschießenden Triebe ein zärteres Futter finde.

Ein andrer karthagischer Schriftsteller war Mago, der 28 Bücher über den Ackerbau geschrieben hatte. Nach der Zerstörung Karthagos brachte Scipio der Jüngere dieselben nach Rom, wo sie auf Befehl des Senats ins Lateinische übersetzt wurden. Später ward eine griechische Uebersetzung gemacht; beide jedoch sind verloren gegangen und wir kennen das Werk bloß durch einige Bruchstücke bei Columella. Die Römer konnten nur Wenig von den Karthagern lernen, mit welchen sie fast fortwährend im Kriege lagen; unterrichtend aber ward für sie der Verkehr mit den Etruriern, ihren Nachbarn, die ein sehr merkwürdiges Religionssystem hatten, und bei welchen Wissenschaften und Künste zu einem ziemlich hohen Grade der Ausbildung gekommen waren. Der Ursprung dieses Volkes ist sehr ungewiß; Einige glauben, dasselbe sey aus Lydien, Andere es sey von den thyrrhenischen Gebirgen entsprungen, nach der Niederlassung in der neuen Heimat aber mit den Griechen in Verbindung gekommen. Wie Dem auch sey; zu bemerken ist, daß es sich dort zur Zeit der großen Auswanderungen aus Egypten niederließ. Anfänglich wohnten die Etrurier bis an die Alpen, angegriffen jedoch von den Galliern mußten sie sich gegen das jetzige Toskana zurückziehen, kamen bis zum Tiber und wurden somit unmittelbare Nachbarn der Römer, mit welchen sie beständig Krieg führten, bis sie ums Jahr 282 vor Christus, bald nach dem Tod Alexanders, sich gänzlich unterwerfen mußten.

Nach den etrurischen Denkmalen und Dem, was man von den Künsten und Wissenschaften des Volks weiß, findet eine außerordentliche Aehnlichkeit desselben mit den Indiern und Egyptiern Statt. Wie diese hatten sie das Land zur Seite der großen Flüsse mit Kanälen durchgraben, hatten die Pyramidalform an ihren Monumenten, z. B. am Grabe des Porsenna. Aus Ueberresten der Mauer in Volterra sieht man, daß sie in der Baukunst weit vorgeschritten waren; ja es scheint sogar, die berühmten Cloaken Roms seyen ihr Werk gewesen. Die Egyptier kannten das Gewölbe nicht, so daß in diesem Falle die Etrurier die Baukunst bedeutend gefördert hätten. Sehr viele Vergleichungspunkte bietet auch die etrurische Götterlehre mit derjenigen der Indier und Egyptier. Wie diese wurden die Etrurier von einer Kaste beherrscht, die den Krieger- und Priesterstand in sich vereint zu haben scheint; zum Mindesten bewahrte dieselbe vor dem Volke religiöse Geheimnisse, welche sie den Römern nachher mittheilte. Von erstern bekamen letztere die Augurn. Das etrurische Alphabet stammte, wie alle europäischen, vom phönizischen ab; die Etrurier hatten dasselbe aber wohl nicht von den Griechen erhalten, da sie die bei den Morgenländern übliche Art von der Rechten zur Linken zu schreiben beibehielten, und die kurzen Selbstlaute wegließen, welche in der Folge durch Punkte angedeutet wurden. Gewiß mußten sie also mit den Völkern Indiens in Verbindung gestanden seyn; ihre schönsten Werke rühren jedoch erst aus der Zeit her, wo sie bereits mit den Griechen in Berührung gekommen waren; denn all ihre Zeichnungen drücken Gegenstände der griechischen Götterlehre aus.

(Schluß folgt.)

Schwedische Literatur und Kunst.

3. Urtheil eines Schweden über das königliche Theater in Stockholm.

Das Theater hat mehr Bedeutung für's Leben, als alles Andre im Gebiete des Schönen. Nicht nur kann es auf die Sitten unmittelbaren Einfluß haben, es hat einen solchen auf den Schönheitssinn des Volks im Ganzen, weil es dem größern Publikum zugänglicher ist, und durch das Anschauliche der Darstellung der gewöhnlichen Fassungskraft näher liegt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es mehr, denn irgend eine andere freie Kunst, als Nationalangelegenheit zu betrachten. Bei der dramatischen Abtheilung halten wir uns am Längsten auf, weil sie die wichtigste, und die auf dem königl. Theater mangelhafteste ist.

Was hier am Meisten in Betracht kommt, ist ohne Zweifel die Wahl der Theaterstücke. Denn von ihr hängt größtentheils der Werth des Theaters selbst ab, indem sich ja die Aufführung, Aktion u. s. f. nach dem Inhalt des aufzuführenden Stückes richtet. Die Aufführung, mag sie auch jedem mittelmäßigen Stück etwas aufhel-

sen, vermag ihm doch nicht eine andere Richtung, einen andern Ton zu geben, als der Dichter vorgezeichnet hat. Wird in dieser Beziehung den Anforderungen der Zeit, der Ausbildung der Kunst und der Nation nicht entsprochen, so erklärt sich Dieß besonders aus Zweierlei — aus der Vorliebe für die französische Literatur und aus der Aufnahme von Stücken, die gar zu wenig Kunstwerth besitzen.

Früher wurde Schweden bloß von herumziehenden, französischen und deutschen Schauspielertruppen besucht. Gustav III *) stiftete und unterhielt zuerst ein stehendes Theater. Ganz sein Werk, erhielt es auch ganz das Gepräge seiner Ansichten und Bildung, es wurde eine Copie des Théatre français in Paris. Für den vaterländischen Geschmack war Dieß in mancher Beziehung nachtheilig. Wir sind weit entfernt, die dem französischen Theater eigenen Vorzüge zu verkennen, Niemand kann Moliere höher schätzen, als wir, und auch das Recht des französischen Trauerspiels auf unsre theilweise Huldigung bestreiten wir durchaus nicht, aber es ist nun, nachdem sich Europa seit 30 Jahren des Joches der französischen Sanggöttinnen entledigt hat, unser allgemeiner Wunsch, daß kein Geschmack ausschließlich herrschend sey, sey es nun französischer oder deutscher, spanischer oder englischer, daß wir nicht mit den mehr als mittelmäßigen, ja oft völlig gedankenleeren und geistlosen Lappereyen, die aus der Werkstätte von Scribe und C. hervorgehen, abgespeist werden. Eine Kleinigkeit kann auf einem Vaudevilletheater in Paris, ja selbst auf dem Théatre français Interesse erregen, vielleicht verdienen, bloß durch eine unbedeutende Zufälligkeit, eine Anspielung auf Tagsbegebenheiten u. dgl. ohne daß Dieß darum auch für Stockholm gilt. Den Schweden zum Franzosen zu machen, ist unter allen Verirrungen die größte. Der erstere gleicht dem letzteren allein in Thorheiten (nämlich Modethorheiten und etwa Eitelkeit). Aber in Beziehung auf Neigungen, Gemüths- und Denkart kann sich Niemand mehr entgegengesetzt seyn. Soll der Schwede einem Fremden nahe kommen, so ist es der Engländer. (?) Die Franzosen sind daher am Wenigsten geeignet, in Dem, was Empfindung und Phantasie berührt, Vorbild für uns zu seyn, und doch sind sie's geworden: ja! während sonst diese Herrschaft in Sachen der Kunst abnahm, hat sie sich auf der Bühne wieder verstärkt, so daß die Früchte des Siegs, welchen Alexhielm durch Einführung von Hamlet und Maria Stuart über sie erfocht, nun fast abgefallen sind. Es ist indessen zu hoffen, wir werden von den Franzosen lernen, uns mehr nach den Engländern, und somit mehr in Uebereinstimmung mit unserer Natur, unsern Anlagen und geschichtlichen Erinnerungen auszubilden. **)

Gehen wir auf den zweiten Punkt über, so verlangen wir wohl nicht zu viel, wenn wir meinen, es sollte kein Stück zugelassen werden, daß nicht entweder in sich selbst genug Kraft und Leben besitzt, um auch bei mittelmäßigem Spiel zu gefallen, oder in hohem Grad theatralisch ist, durch welches letztere Moment sich viele Stücke von Kotzebue und französischen Dramatikern zweiten Rangs empfehlen. Unglücklicherweise aber fehlt auch dieß Einzige, was jenen noch einigen Werth giebt, ihren Nachtretern. Auch in den besseren der neuen kleinen Stücke, welche seit einigen Jahren gegeben worden sind, drängt ein psychologischer Mißgriff, eine Unwahrscheinlichkeit und Ungereimtheit die andere und doch wollten wir uns noch glücklich schätzen, wenn dergleichen Mängel auch nur in der Mehrzahl der gewöhnlich aufgeführten Machwerke durch einzelne Funken von Witz oder durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit einigermaßen ersetzt würden. Wie viele Stücke aber langweilen auch noch dadurch, daß sie keine Spur von Erfindung, Neuheit, Laune zeigen. Von Charakterzeichnung, Wahrheit in Darstellung der Verhältnisse des Lebens, oder gar von dichterischem Werth, von Idealität kann in ihnen keine Rede seyn, die selbst das gemeinste Alltagsleben, nicht einmal unterhaltend, geschweige treffend und überraschend, zu schildern wissen. Würde man bei Anzeige dieser Stücke bemerken, es werde auf dem Theater gespeist werden, man könnte voraussagen, welche Speisen man zu erwarten habe!

(Schluß folgt).

*) Er war selbst dramatischer Dichter. Seine Werke erschienen unter dem Titel: Theater Stycken af Gustav III 2 Voll. (Stockholm 1826.)

**) Hiernach scheint denn doch der Geschmack Eines fremden Volks herrschend werden zu sollen, was allerdings immer noch besser seyn möchte, als bei den verschiedensten betteln zu gehen. Hat jedes Volk seine eigne Denk- und Gemüthsart, und ist die Poesie kein Wortprunk, sondern Ausdruck des Innern, so daß der Mund überfließt von Dem, dessen das Herz voll ist, so folgt von selbst, daß es immer noch weiter führen muß, wenn der Geschmack Eines, nahe verwandten Volkes herrschend wird, als wenn man die einander großentheils ausschließenden Eigenthümlichkeiten und Vorzüge mehrerer gleichsam in sich verschmelzen will.

Weinbau in Mexiko.

Der botanische Garten in Genf besitzt eine Sammlung von mehr als 600 Rebenarten aus den verschiedenen Weingegenden Frankreichs, Italiens und der Schweiz. Im Monat November 1827 wurde eine Auswahl der vorzüglichsten Ableger an L. Alaman, einen der ersten Grundeigenthümer in den Vereinigten Staaten von Mexico, gesandt, welcher dieselben auf seinen Ländereien in dem Staat Guanaruato anpflanzte. Wie er nachher schrieb, standen hundert und fünf Stöcke in vollem Wachsthum, und der Uebelstand, der das Aufkommen des Weinbaus in Cayenne und in mehreren Theilen der nordamerikanischen Union hindert, namentlich das ungleichzeitige Reifen der Trauben tritt auf den Hochebenen von Mexico nicht ein: so daß er diesen einst von der spanischen Regierung verbotenen Kulturzweig in einem Klima, das dem von Rom und Murcia nicht unähnlich ist, bald einheimisch zu sehen hofft. So hätte also das nördliche Genf die Weinpflanze dem südlichen Mexico geliefert, und hiebei erinnert man sich, daß es der botanische Garten von Paris war, welcher die Insel Martinique mit der Kaffeepflanze versah, von wo alle Kaffeepflanzungen America's ausgingen, und daß eben daher in unsern Tagen Cayenne den Brodfruchtbaum empfing, wo er jetzt ausnehmend gedeiht. Thatsachen dieser Art beweisen, daß solche Anstalten, die bloß für theoretische Studien bestimmt scheinen, auch sehr praktischen Nutzen haben können.

Berichtigung. S. 613, Sp. 2, Z. 9 oben lies Mejean.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 156. 5 Juny 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

Wenn die französische Regierung laut verkündet, es sey ihre Absicht, in Algier den Sitz der Piraterie für immer zu zerstören; was soll alsdann aus Algier werden? Offenbar zählen die Franzosen auf den Beistand eines Theils der Bevölkerung; ihre Politik wird also dahin gehen, das Interesse der ursprünglichen Eingebornen von jenem ihrer eingewanderten Unterdrücker zu trennen, und es ist mithin derselbe Fall, wie bei Bonapartes Expedition in Egypten; nur mit dem Unterschied, daß dort die Mammelucken, hier die Türken es sind, welche einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müssen. Ist die militärische Hierarchie der letztern gestürzt, so könnte man zwar die Mauren und Sarazenen sich selbst überlassen, um sich eine Regierung zu geben; allein Wer stünde dafür, daß diese nicht das alte Unwesen beibehielten, oder nur, daß sie im Stand wären, aus der bei jeder Revolution unvermeidlichen Anarchie sich zu retten, zumal da die unter ihnen noch größtentheils obwaltenden Stammverhältnisse einer Vereinigung hemmend im Wege stünden? Es bleibt also wohl kaum eine andere Wahl, als Algier zu colonisiren und dadurch für die Civilisation zu gewinnen. In diesem Fall erlangt die Frage nach Clima, Produkten und Bevölkerung eine hohe Wichtigkeit, weil sich bloß daraus absehen ließe, was man sich von Algier als europäischer Colonie versprechen dürfte.

Algier war einst die Kornkammer Roms; ein Schriftsteller des Mittelalters nannte es in seinem barbarischen Latein Speciositas totius terrae florentis. Um dieß Prädikat noch jetzt zu verdienen, bedürfte es bloß des Fleißes des Anbaues. Sein Boden ist noch so fruchtbar wie vor Zeiten; aber gelegen an unnahbaren Küsten und selbst entfernt von den großen Karawanenstraßen nach dem Innern des Continents, mußte es noch tiefer als seine Nachbarstaaten in Barbarey versenken und in Unfähigkeit, daraus hervorzugehen, nachdem es einmal von dem großen Länderbunde des Abendlandes losgerissen war, dessen Mitte die Bahn der Civilisation durchschnitt. Wenn jetzt die Civilisation es besuchen will, so kann sie es nur dadurch ihrem Reiche wieder einverleiben, daß sie den Ackerbau, und durch den Ackerbau den Handel ins Leben ruft! Denn sonst wird sich der Geschmack des Volks an dem leichten Erwerb des Raubes sobald nicht verlieren. Ob sich der Ackerbau mit Erfolg in Algier herstellen ließe, darüber kann kein Zweifel seyn. Das Clima entspricht so ziemlich dem des südlichen Europa; die Jahreszeiten folgen sich regelmäßig. Die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter — beide sind mäßig. Wenn indessen der Wind der Wüste *) weht, was zuweilen in der warmen Jahreszeit der Fall ist, steigt wohl das Thermometer auf 33° und 34° R.; doch hält derselbe nicht leicht über drei Tage an; oft dauert er nur einige Stunden. Meist fängt er um 1 Uhr Mittags an, und läßt gegen Untergang der Sonne nach. Ein feuriges Meteor, welches sich über einen beträchtlichen Theil des Horizonts erstreckt — ein starker Erdharzgeruch, welchen das glühende Gewölk ausströmt, und die von heftigen Stößen begleitet sind — an diesen Vorboten kann man ihn erkennen. Immer dichter wird das Gewölk und zuletzt zerreißt es über den Häuptern der bestürzten Einwohner. „Zu Boden, der Simum kommt!" mit diesem Schreckensruf wirft sich Alles nieder und hält Mund und Nase zu; selbst die Thiere drücken den Kopf gegen die Erde. Vor Allem hat man sich vor dem ersten glühenden Pesthauch zu hüten; denn oft erstickt er Diejenigen, welche sich nicht gehörig vorsehen, oder verursacht er ihnen wenigstens eine bleibende Engbrüstigkeit. Wenn der Simum beginnt, so färbt sich der obere Theil der Atmosphäre hellgelb, der untere Theil derselben mit einem düstern Roth. Diese Erscheinung rührt von den Sonnenstrahlen her, die durch einen außerordentlich feinen Sand spiegeln, einen Sand, welcher den Leuten durch alle Oeffnungen der Kleider dringt, ihnen Augen, Mund und Ohren füllt, und die Luft dergestalt verdunkelt, daß man keine drei Schritt vor sich sieht. Die trockene Hitze, die dann eintritt, läßt sich nur mit der eines starkgeheizten Ofens vergleichen: sie entzündet das Blut, bringt die höchste Spannung in das Nervensystem und beklemmt das Athmen. Wenn, um uns eines africanischen Ausdrucks zu bedienen, das Herz geborsten,

*) In Italien heißt er Sirocco, in Syrien Samiel, in Egypten Kamsin, in der Berberei Simum.

Lauft Blut aus Augen und Nase, nach ein Paar Stunden ist der Leib schwarz und die Glieder verlieren ihre Elasticität. Während des Simums sieht man oft da und dort unermeßliche Sandsäulen sich erheben, die manchmal so hoch werden, daß sie sich in den Wolken verlieren. Bald erscheinen sie wie ein dichtes Gehölz, wo die Aeste der Bäume majestätisch sich hin und her bewegen; bald wie ungeheure Rauchfänge; bald wie Abtheilungen eines Heeres, das auf einer Ebene seine Schwenkungen macht; ihre Farbe ist bald dunkles Schwarz, bald ein Glanz wie der des Regenbogens mit unzähligen funkelnden Sternen. Die Explosion, mit welcher diese Sandmassen zerplatzen, gleicht der eines Kanonenschusses oder eines fernen Donners. In seiner vollen Furchtbarkeit zeigt sich begreiflicher Weise der Simum nur in jenem unermeßlichen wasserleeren Meer (bahr billa mah), wie die Araber die große Wüste nennen; doch mag er auch außer seinem eigentlichen Gebiet, zumal in den kleinern Wüsten, deren das Innere von Algier mehrere in sich schließt (worunter die größte die von Anzard, welche Algier von Marocco trennt), wenn auch die mit ihm verknüpfte Gefahr sich mindert, wenigstens für eine europäische Invasionsarmee noch immer bedenklich genug seyn. Sollte das französische Cabinet nicht auch für Verwahrungsmittel gegen den Simum gesorgt haben, wie seiner Vorsicht ja nicht einmal der Umstand entging, daß man mit dem Wasser aus den Brunnen Blutigel und andere Insekten verschlucken möchte, oder daß die Brunnen gar vergiftet seyn könnten, weßhalb sie den Soldaten Selher, um das Wasser zu reinigen, und Hunde, um es zu probiren, mitgegeben haben soll? Etwa eine luftdichte Kapuze —? Vielleicht aber verläßt es sich darauf, daß vom April bis zum September wenigstens in der Regel Ostwind weht, und daß dann die Witterung feucht bleibt, obwohl sie nicht regnerisch ist? Und kann nicht vor dem Herbst, der eigentlich heißen Jahreszeit, Viel geschehen seyn? Im übrigen Theil des Jahrs herrscht der Westwind vor, der schon leichter in den Simum der Wüste umspringt. Die Regenperiode fängt mit dem November an und währt bis zum April; am Anhaltendsten regnet es im November und December; Januar und Februar sind oft schon wieder schön. Im Januar schmücken sich die Wiesen mit Blumen, und im April und Mai glaubt man sich in einen ungeheuren Garten versetzt. Vom Juli bis October, wenn die Sonne alles Wachsthum weggebrannt, ist das Land noch immer belebt von dem Immergrün des Oleanders, und selbst dann wird die Hitze durch die häufigen Nordwinde sehr gemildert. Das Clima ist deßwegen eben so mild als gesund; von den mörderischen Krankheiten, welche die Europäer in den Antillen wegraffen, sogar von der egyptischen Augenkrankheit weiß man Nichts, und die Pest, die so oft ihre Verheerungen bis nach Malta und Gibraltar erstreckt, kennt man als einen seltnen Gast an diesem Strand.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Geschichte der Naturwissenschaften.

Eilfte Vorlesung.

Die Naturwissenschaften bei den Römern während der Republik. Cato, Varro, Cäsar, Lucrez.

(Schluß.)

Die Hetrurier waren die ersten Lehrer der Römer, und nach ihrem Beispiele nahmen diese die Scheidung in Patrone und Clienten, (nicht in Patricier und Plebejer) an. In Bezug auf die Naturwissenschaften konnten sie jedoch denselben nur sehr Wenig mittheilen; höchstens etwa einige Unterweisungen über die Vögel, da der Gebrauch, die Zukunft nach dem Vögelflug zu bestimmen, die Priester zur Beobachtung des Lebens und Treibens dieser Thiere veranlaßt haben mußte. Plinius führt mehrere hetrurische Vögelnamen an, weiß aber nicht recht, auf welche Arten er sie anwenden soll, woraus erhellt, daß zu seiner Zeit die Auguren die Ueberlieferungen aus Etrurien bereits nicht mehr kannten. Es waren also eigentlich die Griechen, durch welche die Römer gebildet wurden. Großgriechenland unterhielt stets Verbindungen mit der alten Heimat; die Philosophen reisten vom einen zur andern. Es wäre also sehr natürlich gewesen, daß die Römer von den Griechen ihre Bildung schon sehr frühe erhalten hätten, besonders da diese Gesandte an jene schickten; aber die Regierung wies Wissenschaften und Künste ab, da sie dieselben für Mittel der Verweichlichung ansah. Lange Zeit hatte Rom keinen Schriftsteller; nach mehr als 500 Jahren erst trat der Dichter Ennius auf, der überdieß aus einem von Rom sehr entlegenen Theil Italiens gebürtig war, nämlich aus der Stadt Rudiä in Calabrien. Dieser Dichter schrieb Jahrbücher in Versen und Tragödien. Fabius Pictor, etwas jünger als Ennius, jedoch noch sein Zeitgenosse, war der erste Geschichtschreiber in ungebundener Rede. Dieser so lange Zeit anhaltende Mangel an geschichtlichen Werken erklärt das Dunkel, welches über den ersten Zeiten der Republik schwebt.

Nach Ennius und Fabius Pictor kam Cato der Censor, der erste lateinische Schriftsteller, von welchem wir noch ein vollständiges Werk besitzen; ihn gerade nennt übrigens Cicero den ältesten von denjenigen, welche verdienen, gelesen zu werden. Er schrieb über Geschichte, Moral, Landbau. Auf einem Feldzuge kam er zu einem Pythagoräer zu wohnen, von welchem er einen Anflug griechischer Wissenschaft gewann; er blieb jedoch deßhalb den römischen Sitten nicht weniger getreu, wovon er bei seiner Zurückkunft nach Rom einen Beweis ablegte. Es hatte sich eine Streitigkeit zwischen Athen und Sicyon erhoben, in welcher die Römer von den Athenern zu Schiedsrichtern gewählt und Karneades, das Haupt der dritten Akademie, so wie zwei Peripatetiker, Kritolaus und Diogenes, als Gesandte nach Rom geschickt wurden. Diese drei Männer hielten öffentlich einige Reden und gaben Unterricht, welchem die jungen Leute schaarenweis zuströmten. Cato war hierüber dermaßen erschrocken, daß er die Sache, welche die Gesandten herbeigeführt hatte, aufs Schleunigste abmachen ließ, um ihnen jeden Vorwand für ein längeres Verweilen in der Stadt zu benehmen. Nichts desto weniger gaben sich die Römer alsbald dem Studium grie-

chischer Literatur hin, und Cato selbst, in seinem Greisenalter, folgte dem Beispiele.

Cato hat eine Abhandlung de re rustica hinterlassen, nicht sowohl ein landwirthschaftliches System, als eine Sammlung von Regeln. Von jedem auf Nutzung eines Pachtgutes sich beziehenden Gegenstand findet man darin Etwas. Der Verfasser sagt, wie man sich gegen seinen Verwalter, gegen seine Sklaven zu benehmen habe, in welcher Hinsicht er sehr harte Maßregeln angiebt. Die Sklaven sollen jede Nacht eingesperrt, und sogar, wenn man irgend Ursache hat, denselben zu mißtrauen, angekettet werden. Ferner findet man Verschiedenes über die unmittelbare Hauswirthschaft, z. B. über die Art Schinken, Würste u. s. w. zu bereiten. Auch ist die Rede von den Krankheiten der Hausthiere und der Art, dieselben zu heilen, was sich jedoch bloß auf einige wunderliche Formeln erstreckt — Worte, die weder griechisch noch lateinisch sind, und welchen von Cato eine magische Kraft beigelegt wird. Derselbe hatte zwar von einem Pythagoräer Unterricht empfangen; allein diese Philosophen selbst waren, zumal seit der Erneuerung ihrer Schule, nicht abgeneigt, manchen Worten geheimnißvolle Wirkungen beizulegen, wie sie Dieß auch hinsichtlich der Zahlen thaten.

Einige Jahre nach der Reise des Karneades dehnten die Römer ihre Herrschaft bereits in Griechenland aus. Man kann auf den raschen Gang ihrer von dorther gewonnenen Verfeinerung schließen, wenn man mit Catos Werken diejenigen des Varro vergleicht, der etwas über sechzig Jahre später schrieb.

Markus Terentius Varro, geboren um's Jahr 116 vor Christus, bildete sich mit seinem Freunde Cicero in Athen aus. Wie dieser wurde er von Antonius proscribirt, fand aber Mittel, dem Tode zu entgehen, und erreichte ein hohes Alter. Er wird als der gelehrteste Römer betrachtet. Selbst in der praktischen Arzneiwissenschaft besaß er Kenntnisse und stillte, wie man behauptet, eine gefährliche Seuche auf der Insel Corcyra. In Form eines Gesprächs hat er eine Abhandlung de re rustica geschrieben, die durch wissenschaftlichen Geist und Feinheit des Stils gegen Catos unförmliches Erzeugniß auf's Stärkste absticht. Das erste Buch derselben handelt über den Ackerbau im Allgemeinen und die Natur des Bodens; das zweite über die Hausthiere, deren Nutzung und Krankheiten; das dritte über das Geflügel. Man sieht daraus, daß die Römer bereits damals Pfauen für die Tafel aufzogen. Alle unsre Hausvögel hatten auch sie, selbst Drosseln, welche bei uns nicht im Hause gezogen werden. Eben so hielten sie einige Vierfüßler unter Dach, welche man gegenwärtig nur in Wäldern trifft, wie Hirsche, Rehe, wilde Schweine und drei Arten von Hasen, nämlich den gewöhnlichen Hasen, den spanischen Hasen oder das Kaninchen, und endlich den Wandelhasen, dessen Fell im Winter weiß wird. Auch Murmelthiere und selbst Schnecken mästeten sie, und brachten letztere durch eine eigenthümliche Nahrung zu einer wunderhaften Größe. Ueber die Weiher der Römer und die verschiedenen darin erzogenen Fischarten spricht Varro ebenfalls.

Cicero, Varros Zeitgenosse, befaßte sich zwar mehr nur mit der spekulativen Philosophie; doch finden wir in seiner Abhandlung über die Natur der Götter mehrere Thatsachen aus der Naturgeschichte angeführt.

Julius Cäsar, geboren im Jahre 98 vor der christlichen Zeitrechnung, reiste in seiner Jugend in Griechenland und studirte später in Rhodus unter Apollonius Molon. Wenige wissen vielleicht, daß man in seinen Schriften die ersten Notizen über die Thiere in Deutschland findet, unter welchen er das Rennthier, das Elennthier und den Auerochs aufführt, die sämmtlich aus jenen Gegenden nunmehr längst verschwunden sind. Der Auerochs findet sich nur noch in den Wäldern Litthauens, und das Rennthier und Elenn im Norden von Rußland und Schweden. Bekanntlich bereitete Cäsar sowohl durch eigene Arbeit, als durch die von ihm beauftragten Astronomen, auch auf die Verbesserung des Kalenders vor, welche indessen erst 15 bis 16 Jahrhunderte nach ihm durch Pabst Gregor eingeführt wurde.

Lucrez war vier Jahre jünger als Cäsar, und starb, 43 Jahre alt, 50 Jahre vor Christus. Sein Werk, obwohl in der Schreibart etwas veraltet, gehört zu den schönsten Stücken der römischen Poesie. Es behandelt ganz dieselben Gegenstände, welche Epikur zum Vorwurfe seiner Lehre gemacht hatte, und wir bei Gelegenheit der vierten philosophischen Schule der Griechen (Ausl. S. 388) bereits auseinander gesetzt haben. Im letzten Buche spricht er von den Meteoren; aber seine Physik genügt einer geläuterten Ansicht eben so wenig, als seine atomistische Philosophie.

Fourier.

Einige Worte über die wissenschaftlichen Leistungen des so eben verstorbenen franz. Akademikers Fourier werden unsern Lesen nicht unwillkommen seyn.

Bekanntlich spielte in den zahlreichen Theorien über den gegenwärtigen Zustand unsres Planeten seit Beginn des 18 Jahrh. die Annahme eines Centralfeuers eine sehr bedeutende Rolle. Die Hypothese, vermöge welcher ein innerer Wärmequell in der Erde angenommen wird, herrschte schon im höchsten Alterthum (vgl. Ausl. S. 383) und wurde neuerer Zeit zuerst von Descartes wieder hervorgezogen, welcher die Erde für eine kleine erloschene Sonne hielt, deren Oberfläche erkaltet sey; so wie von Leibnitz, der ungefähr dieselbe Idee hatte, und alle Planeten als kleine Sonnen betrachtete. Indessen war die Lehre beider großen Geometer in dieser Beziehung denn doch nicht viel mehr als ein genialer Einfall, den sie ohne weitere Begründung und ohne etwas Positives daraus zu folgern, hinwarfen. Da zugleich die Aufmerksamkeit der Naturkundigen immer mehr auf die Muscheln und sonstige Meereserzeugnisse hingewiesen ward, welche man in so großer Menge mitten auf dem festen Lande findet, so hielt man sich fast durchgängig an eine ganz entgegengesetzte Ansicht — an den Satz nämlich, daß die Erde aus dem Schoß der Wasser hervorgegangen sey. Uebrigens schließen beide Annahmen einander nicht aus, denn die Wirksamkeit des Wassers konnte sehr wohl nach derjenigen des Feuers eintreten. Die alten Philosophen, und Leibnitz selbst, nahmen diese doppelte Action sogar wirklich an; später aber wurden die Punkte, welche auf Annahme

eines Feuers hindeuten, aus dem Gesicht verloren, bis Büffon eine Lehre vorübergehend wieder aufbrachte, welche man bisher mehr nur als eine großartige Träumerei behandelt hatte. Allein auch gegen Büffon trug der unphilosophische, sich zu sehr im Einzelnen verlierende Geist seines Jahrhunderts den Sieg davon, und das Centralfeuer gerieth abermals in Vergessenheit.

Dießmal aber nicht lange; und zwar war es eben die Neigung zu einzelnen Thatsachen, was nun zu jener Annahme zurückführte. In wenigen Jahren hatten Mineralogen, Geologen, Physiker eine Menge Beobachtungen zusammengehäuft, welche auf den merkwürdigen Umstand hinwiesen, daß die auf der Oberfläche herrschende Temperatur zunimmt, je mehr man ins Innere der Erde dringt, woraus denn klar hervorging, daß die Sonne nicht die einzige Ursache der irdischen Wärme sey. Allein was aus den Thatsachen selbst so augenscheinlich hervorleuchtete, schien auf gänzlich unannehmbare Folgen zu leiten. Offenbar rührten doch alle Wärme-Erscheinungen auf der Oberfläche der Erde lediglich von der Sonne her, und wenn die Erde ein sich abkühlender Körper war, so mußte es noch vor wenigen Jahrhunderten bemerkbar wärmer gewesen seyn, wovon aber durchaus keine Spur sich kund gab.

Fourier fühlte, was in den bisherigen Annahmen Falsches lag. Eh man auf die möglichen Wirkungen des problematischen Centralfeuers sich einlassen konnte, mußten zuvor die Wirkungen genau bestimmt seyn, welche die Sonnenwärme auf der Oberfläche und in den dieser zunächst liegenden Schichten der Erde hervorbringt. Er begann also damit, nachzuweisen, daß, falls die Erde keine andere Temperatur hat, als die, welche von ihrer Entfernung von der Sonne abhängt, man im Verlauf vieler Jahrhunderte Folgendes wahrnehmen müßte:

1) Auf der Oberfläche ganz denselben Wechsel, welcher durch den Unterschied von Tag und Nacht und die verschiedenen Jahreszeiten daselbst wirklich hervorgebracht wird.

2) Unter der Oberfläche eine an jedem Punkt, selbst in den untersten Tiefen, gleichförmige Temperatur, welche der mittleren Temperatur der Oberfläche entspräche. Nur wenn die Einwirkung der Sonnenstralen nicht lang genug angehalten hätte, um die Erde gänzlich zu durchwärmen, würde die Temperatur abnehmen, je tiefer man hinabdränge; in keinem Fall aber vermöchten die Sonnenstralen die tieferen Erdschichten wärmer zu machen, als die mehr nach der Oberfläche zu liegenden. Nun ist aufs Strengste bewiesen, daß die Temperatur der Erdschichten mit ihrer Tiefe zunimmt; die Erde muß also eine eigenthümliche Wärme haben, welche von der durch die Sonne mitgetheilten Temperatur in keiner Beziehung abhängt. Welchen Einfluß dieser innerliche Wärmequell auf die Oberfläche selbst übe, läßt sich bloß durch Berechnung bestimmen, dieß aber so genau, daß der Geometer nur das Verhältniß zu wissen braucht, in welchem die Temperatur, je mehr man ins Innere der Erde dringt, zunimmt, um eben damit auch das Maß der Temperatur zu kennen, welches jener innere Brennpunkt der Oberfläche mittheilt. Die Zunahme der Wärme von der Oberfläche an läßt sich aber an jedem Orte messen; folglich kann man auch das Maß der von der Centralwärme herrührenden Temperatur an jedem Ort der Oberfläche nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Isthmus von Darien.

Der Engländer Lloyd und der schwedische Capitän Falmare hatten von Bolivar den Auftrag erhalten, den Isthmus von Darien zu nivelliren, um die passendste Communikationslinie zwischen beiden Meeren auszumitteln. Im März 1828 in Panama angekommen, machten sie sich am 5 Mai an ihre Arbeiten, welche sie von jener Stadt längs der alten Straße von Porto Belo bis zum Fluß Chagres, der sich in den Golf von Mexico ergießt, beharrlich fortführten. Die größte Höhe, welche sie passirten, war 633.32 Fuß über dem Hochwasser von Panama. Indessen litt ihre Gesundheit durch Regen und Wetter dergestalt, daß sie sich genöthigt sahen, sich eine Wohnstätte am Chagres zu erbauen und ihr Geschäft bis auf die trockene Jahreszeit auszusetzen. Am 7 Februar 1829 begannen sie von Neuem, indem sie von einem Punkt unterhalb ihrer vorherigen Station, der 152.55 Fuß über dem Hochwasser von Panama lag, ausgingen und das Ufer des Flusses bis La Braja, 5 Stunden von seiner Mündung, verfolgten. Das Wasser wird daselbst bereits brackisch und es ist durchaus keine Strömung mehr bis zum Meer bemerkbar. Aus ihrer Untersuchung ergaben sich folgende Resultate: 1) die mittlere Höhe des stillen Oceans in Panama ist = 3.52 Fuß über dem atlantischen Meer in Chagres. 2) Die Differenz in Panama zwischen dem höchsten und niedersten Wasserstand ist = 27.44 Fuß; im Durchschnitt = 21.22 F.; in Chagres bloß = 1.16 F.; Daraus folgt 3) daß das Hochwasser, welches auf beiden Seiten der Landenge ziemlich gleichzeitig eintritt, in Panama ein mittleres Steigen von 10.61 F., am atlantischen Meer von 0.58 F. erfährt, also das erstere über das letztere eine Erhöhung von 13.55 Fuß. Da aber 4) die Ebbe in beiden Meeren in demselben Verhältniß unter dem mittlern Wasserstand zurückbleibt, so folgt, daß dann der Wasserstand des stillen Meeres um 6.51 F. unter den des atlantischen fällt — daß mithin der Wasserspiegel des stillen Meers im Verlauf der Zeit von einer Fluth zur andern erst höher, denn gleich, und zuletzt tiefer als der des atlantischen Meeres steht.

Der Bronce-Elephant zu Paris.

Der colossale Bronce-Elephant, der ursprünglich die Bestimmung hatte, als Fontäne auf den Platz der Bastille in Paris zu kommen, wird jetzt, wie es heißt, auf einem Piedestal in den Champs Elisées aufgestellt. Das Piedestal soll ungefähr fünfzig Fuß hoch werden, und das Castell auf dem Rücken des Elephanten wird eine Erhebung von fünfzig Fuß von dem Boden haben. In den Beinen des Elephanten werden Treppen angelegt, mittelst deren man zu dem Castell emporsteigt, und der Rumpf wird auf das Eleganteste zu einem Salon eingerichtet. Personen, welche den Elephanten besuchen wollen, haben einen Franc Entrée zu bezahlen, wovon der Architekt, dem diese Einnahme für achtzig Jahre überlassen ist, ein reiches Einkommen hofft.

Berichtigung.

Seite 515 Sp. 1 Zeile 10 v. o. lies Hayder st. Haykl. und S. 620, Sp. 2 Z. 4 u. lies das andre st. die andern.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 157 und 158. 5 und 6 Juni 1830.

Memoiren von Robespierre. *)

Daß diese angeblich von Robespierre während seiner großen politischen Laufbahn verfaßten Memoiren Hrn. Moreau-Rosier, ihrem Verleger und Herausgeber, nicht daher gekommen sind, woher er sie der Vorrede nach erhalten haben will, giebt diese Vorrede selbst am Besten zu verstehen**); daß sie, trotz den beigegebenen Fac simile's von Robespierres Handschrift, eben so wenig von diesem selbst herrühren, leuchtet wohl mit nicht minderer Gewißheit aus dem Werke hervor; ob aber das Ganze etwa von einem Mann verfaßt sey, der mit Robespierre und dessen nähern Verhältnissen genau bekannt war, darüber möge man nach den hier mitzutheilenden Auszügen urtheilen.

Das Werk beginnt, wohl nicht ohne richtige Auffassung von

*) Memoires authentiques de Maximilien de Robespierre. 2 vol. Paris, Moreau-Rosier, éditeur.

**) Ihr zufolge sind sie in den Besitz des Herausgebers durch den Großknecht (garçon de ferme) eines Landeigenthümers in dem Städtchen Gretell gekommen. Dieser Großknecht, gegenwärtig ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ist nämlich der Neffe von Robespierres ehemaliger Hauswirthin in der Straße, Saint-Honoré Nr. 366. Einmal war sein Vater nach Paris gegangen, und plötzlich ganz athemlos mit einer Rolle Papier zurück gekommen, die er der Mutter einhändigte, indem er lang mit ihr sprach, worauf er abermals nach Paris ging, und der Sohn ihn nie wieder gesehen hat. Folgenden Tags schrie man Robespierres und seiner Mitschuldigen Hinrichtung in den Straßen aus. Die Mutter legte Trauer an und sprach zu ihrem Knaben nie mehr von dem Vater; aber sie führte ihn aus ihrem bisherigen Haus, das von der Republik zum Verkauf ausgesetzt wurde. Genöthigt sich im Verborgenen zu halten, starb sie vor Gram. Auf ihrem Todbett übergab sie dem Sohn jene Papiere: „Bewahre dieselben", sagte sie, „als das größte Geheimniß. Es wird noch lang anstehen, bis Du sie Jemand ohne Gefahr mittheilen kannst. Sie wurden Deinem Vater anvertraut, und rühren von einem Mann her, welcher der Abgott unsrer Familie war." — „Treulich folgte ich dem Gebot meiner Mutter", fährt der Knecht fort, „die Papiere sind heute noch, wie sie mir dieselben zugestellt hat, und von deren Inhalt weiß ich nicht mehr, als Sie. Glaubt aber mein Herr, die rechte Zeit sey jetzt da, so will ich Ihnen (Hrn. Moreau-Rosier) Alles zustellen." Die Bedenklichkeiten des Mannes werden vollends leicht überwunden; man erbricht das versiegelte, und mit drei roth, weiß und blauen Bändern umwundene Packet, und findet zwei starke Hefte nebst einer großen Menge fliegender Blätter. Hr. Moreau-Rosier kann vor Erstaunen kaum zu sich kommen: er sieht die Denkwürdigkeiten Maximilian Robespierres, von dessen eigner Hand geschrieben, vor sich! Eifrigst dringt er in den Besitzer, dieselben herauszugeben. „Nein", antwortet der Großknecht, „um alles Geld der Welt möchte ich mich in Dergleichen nicht mengen. Die Erinnerung an meine Kindheit ist sehr traurig, und ich muß sorgsam Alles vermeiden, was mir dieselbe zurückruft. Ueberdieß haben einige Namen noch zu viele Zauberkraft für mich, und sind gewisse Begebenheiten zu sehr mit dem Unglück meiner eignen Familie verbunden, als daß ich mir erlauben dürfte, die eigenen Augen darauf zu werfen. Sind Sie indessen der Meinung, daß die Bekanntmachung dieser Manuscripte von einigem Interesse seyn könnte, so biete ich Ihnen dieselben an, in der Ueberzeugung, daß Sie die Gedanken eines Mannes nicht entstellen werden, (ne dénaturerez pas) welcher wenigstens keinen Feind in mir zu finden berechtiget ist; und unter der Bedingung, daß Sie niemals meinen Namen nennen, und meine Ruhe nicht gestört werde." Mit Dank nimmt der Buchhändler die Cession an, und sein Honorar verschafft dem ehrlichen Mann die Mittel sich ein kleines Landgut zu kaufen, das er nunmehr auf eigene Rechnung umtreibt. „Dieß" sagt Hr. Moreau-Rosier, „ist die Geschichte des Manuscriptes, das ich gegenwärtig zum Theil bekannt mache. Der gerade Bericht jenes einfachen Mannes, den ich in all seiner Naivetät wiederzugeben suchte, wird meine Leser von der Authenticität des Werkes überzeugen. Personen von vollgültigstem Urtheil, welche Robespierre persönlich kannten, haben dasselbe eingesehen und seine Bekanntmachung gebilligt. Ich füge nur noch ein Wort hinzu. Ich habe Dem, welchem ich das Manuscript verdanke, versprochen, den Charakter des Verfassers nicht zu entstellen, und meine Zusage gehalten: Robespierre erscheint hier wie er sich selbst geschildert hat; allein Umstände nöthigen zur Discretion; deßhalb ist eine kleine Anzahl Blätter unterdrückt worden. Der Leser kann indessen versichert seyn, daß, wenn mein Werk nicht Alles enthält, was die Handschrift giebt, in demselben wenigstens Nichts enthalten ist, was nicht in der Handschrift steht. — Die erste Hälfte muß von Robespierre im Lauf des Jahres 1792 geschrieben worden seyn, und zwar begonnen zur Zeit, als er öffentlicher Ankläger bei dem Seine-Tribunal war, geendigt nach dem 20 Juni, da diese Katastrophe das letzte bedeutende Ereigniß ist, dessen er erwähnt. Die fliegenden Blätter, deren jedes sein Datum trägt, beginnen mit dem August 1792 und enden mit den letzten Tagen Robespierres; das letzte ist von 7 Thermidor des Jahres 3."

Robespierre's Sinne, mit einem langen Anruf an Jean Jacques Rousseau, worauf der Verfasser zu einigen persönlichen Beziehungen übergeht, die wir, wie billig, dem Ganzen vorausschicken. „Ich ward," sagt er, „in Arras geboren, (Tag und Jahr der Geburt sind nicht angegeben;) mein väterlicher Urgroßvater, ein Irländer, folgte dem verjagten Jakob II nach Frankreich; mein Vater war Rath am Gerichtshof von Aras, und bot der Tochter eines Brauers, Maria Josephine Carreau, seine Hand. Umsonst widersetzte sich mein Großvater, ebenfalls ein Rechtsgelehrter, dieser Verbindung mit einer Roturière, mein Vater drang durch und bald hatte die Tugend der jungen Frau das Herz des Greises gewonnen. — Ich war die erste Frucht des glücklichen Bundes; ein zweiter Sohn und zwei Töchter folgten. Als ich neun Jahre alt war, starb meine Mutter; mein Vater verlor darüber beinahe den Verstand. Seine Gesundheit wieder herzustellen machte er eine Reise durch Deutschland, England und Amerika. Nach Arras zurückgekehrt verfiel er von Neuem in tiefe Melancholie, daher er diesen Aufenthalt aufs Neue verließ. Ich erfuhr später, daß er nach einem gramvollen Leben und langem Umherstreifen in München gestorben sey. *) Bald nach meinem Vater verloren wir in unserm Großvater unsre letzte Stütze. Da wurde der Bischof von Arras, Hr. von Conzie, ein alter Freund unsres Hauses, mein Beschützer. Er ließ mich unter die Chorknaben der Hauptkirche aufnehmen. Als solcher empfing ich den ersten Unterricht. Später, im Jahr 1770, erhielt er für mich eine Freistelle im Collegium Ludwigs des Großen. **) Ich verließ demzufolge Arras, und trat zu Paris in das Collegium. Unter meinen Mitschülern fand ich später einige auf dem politischen Theater wieder. Camille Desmoulins ist einige Jahre jünger, als ich. Mit einer Feuerseele und mit begeisterter Feder hat er sich nachher in die Bahn geworfen, für welche er vom Schicksal bestimmt scheint; er wird weit gehen. ***) Uebrigens verdanken wir die Erziehung Camilles dem Capitel in Laon. Seine Familie war ohne Vermögen, er aber erhielt durch Verwendung der Chorherren eine Freistelle im Collegium Ludwigs des Großen. Camille ist häßlich im weitesten Sinne des Worts; sein schwarzes, glänzendes Gesicht hat einen unedlen Ausdruck; seine Aussprache ist mühsam, er stottert, und dennoch weiß er sich Gehör zu verschaffen, entzückt und bewegt die Menge, weil er in seiner Rede die ganze Anziehungskraft einer natürlichen Ueberzeugung hat, die weder Berechnung noch Kunstgriffe kennt. Er ist ein fürchterlicher Gegner und ein indiscreter Freund, verwegen aber mächtig; sein Leben im Collegium war gerade wie sein jetziges: feurig, unüberlegt, selbstthätig. Beim kleinsten Funken von Widersetzlichkeit in den Köpfen seiner Mitschüler konnte man darauf zählen, daß er das Feuer anschüren und sich an die Spitze der Unruhigen stellen werde.

„Freron, der Volksredner, war ebenfalls mit mir im Collegium Ludwigs des Großen. Sein Vater hielt damals noch das Scepter des Journalismus; er setzte Voltaires Sarcasmen unerschütterliche Kaltblütigkeit und neue Angriffe entgegen, welche die Eigenliebe des Dichters aufs Empfindlichste kränkten. Wir waren mit diesem Kampfe nicht unbekannt; aber der Geist der Unabhängigkeit und des Unglaubens, der bereits in unsern jungen Köpfen brütete, zog uns auf die Seite des Skeptikers und Spötters. Freron empfand die geringe Vorliebe seiner Mitschüler für die Lehrsätze seines Vaters oft sehr übel. Bald jedoch warfen ihn das ansteckende Beispiel, vielleicht auch einige Spöttereien, aus der Bahn jenes Lehrers. Gegenwärtig glaube ich ihn der Sache der Freiheit aufrichtig zugethan. Sein Talent reicht nicht weit; sein Herz halte ich nicht für böse, obwohl er mir nicht die Sympathie eingeflößt hat, die ich für Camille empfinde.

„Von all meinen Mitschülern im Collegium Ludwigs des Großen hat Duport Dutertre die glänzendste, aber auch die gefährlichste Rolle ausgeführt. Er ist einige Jahre älter als ich und ich stand in meinen Knabenjahren nur in geringer Verbindung mit ihm. Mit vollkommener Rechtschaffenheit vereint er ein feines Benehmen, Bescheidenheit und Talent. Sein Ruf als Advokat war groß und verdient; mit Unrecht strebte er noch nach einem andern. Es ist nicht Jedermanns Sache, aus dem Stegreif ein geschickter Staatsmann zu werden; man braucht dazu mehr, als wissenschaftliche Bildung und Rechtlichkeit, und bloß diese besitzt Duport. Auch giebt es Umstände, unter welchen Das, was in gewöhnlichen Zeiten Tugend ist, zum Verbrechen wird und nimmermehr Verzeihung erhält.

„Lebrün war im Collegium nur als Abbé Toudn bekannt. Trotz seinen Ueberschlägchen führte er ein sehr romanhaftes Leben. Camille, der ihm an Jahren am Nächsten stand, hat mir tausendmal auf eine Art davon erzählt, daß mir vor Lachen das Wasser in die Augen kam. Anfangs Geistlicher, wurde er in der Folge Eleve des Seewesens, dann Drucker, dann Soldat, dann Journalist, dann Revolutionär im Lüttichischen. Unter diesem Titel hielt er vor den Schranken der Nationalversammlung eine sehr patriotische Rede, die ich jedoch lieber aus dem Mund eines gebornen Lüttichers gehört hätte. Gegenwärtig ist er bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Er ist ein Tollkopf vom ersten Rang, dem man, ich weiß nicht warum, diplomatische Kenntnisse zugetraut hat, der aber höchstens fähig ist, die Stelle eines Kabinets-Courriers zu versehen.

„Süleau, ein exaltirter Mensch, hat sich, weil er nicht auf die erste Stelle unter den Reformatoren hoffen konnte, den Aristokraten blind in die Arme geworfen. Die Heftigkeit seiner Blätter und seine Spaßwuth haben ihn bekannt genug gemacht. Es wäre übel angebracht, ihm in einem Werk, das er nicht zu Gesicht bekommen wird, die Angriffe zurückzugeben, mit welchen er mich beehrt hat. Besitzt er wirklich Ueberzeugung für seine Sache, so verdient er den Haß, nicht die Verachtung der Vaterlandsfreunde. Seine contrerevolutionären Drohungen, die

*) Abermals ohne Angabe des Jahres und Tages; widrigenfalls es uns nicht schwer fallen sollte, dieses Factum aus den hiesigen Kirchenregistern constatiren zu lassen.

**) Seltsamer Weise wird dieser Ausdruck fortwährend, und weit häufiger, als in unserm gedrängten Auszug anzuführen der Raum erlaubte, dem grimmigen Gegner der Aristokratie in den Mund gelegt.

***) Il ira loin. Bekanntlich Worte, die Mirabeau über Robespierre selbst prophetisch aussprach.

Digitized by Google

für Niemand ein Geheimniß sind, haben ihn bereits dem Haß des Volkes bezeichnet, welches seine Feinde nie vergißt und früh oder spät Gelegenheit findet, dieselben zu bestrafen.

„In der letzten Zeit meines Aufenthalts im Collegium Ludwigs des Großen wurde ich durch einen bemerkenswerthen Umstand etwas bekannt. Im Juni 1775 hielt Ludwig XVI nach der Krönung in Rheims seinen feierlichen Einzug in Paris. Jede anerkannte Corporation begrüßte ihn mit einer Rede. Auch die Zöglinge traten, wie das vom Rektor vertretene Corps der Professoren, besonders auf, und ich wurde zu ihrem Sprecher erwählt. Ich erinnere mich keines Wortes aus der Rede, welche ich ablegte; das Einzige, was mir noch gedenkt, ist, daß Abbé Proyart, (der Vorsteher des Collegiums) bei jeder Linie ausrief: „Seht einmal den jungen Schwindelkopf! 's ist unglaublich!" und damit durchstrich er, schmälte, und durchstrich abermals. Beim Zurückgeben sagte er mir: „Was Sie doch für ein Republikaner seyn würden! aber die Gelegenheit hätten Sie besser wählen sollen! Warten Sie immer noch. Für dieß Mal will ich die Rede selbst machen." Seine Rede wurde vom König gnädig aufgenommen, und mir ein sehr huldvolles Kompliment darüber gemacht.

Nach diesem gedrängten Bericht über Robespierres Jugendleben mögen in unsern nächsten Blättern einige größere Auszüge, der Darstellung seiner öffentlichen Laufbahn entnommen, folgen.

Erinnerungen aus Morea.

3) Patras.

Als die Circe, um Truppen an Bord zu nehmen, nach Patras segelte, beschloß ich, die Reise mitzumachen. Wir gingen am 3 April unter Segel, und fuhren am folgenden Tage mit Sonnenaufgang an Zante vorüber, dessen unzählige Häuschen über das Grün des Gestades ausgesät waren, wie Perlen über eine Malenwiese. Um vier Uhr Nachmittags warfen wir bei Patras Anker, nachdem wir Ithaka und Cephalonia links liegen gelassen. Vor uns spiegelten Aetoliens Berge, senkrecht aus dem Meere aufsteigend, ihre braunen, zackigen Massen ab. Links von denselben zog sich das flache Sandgestade, mit Strauchwerk ärmlich bedeckt, gegen Anatoliko und Missolunghi hin; rechts liefen die beiden niedern Spitzen aus, welche den Golf von Korinth schließen. Wir lagen auf der Stelle, welche die Türken in der Schlacht von Lepanto einnahmen, und mit einiger Anstrengung der Einbildungskraft vermochten wir uns Don Juans Galeeren hervorzurufen, wie sie zwischen dem Festland und den Echinaden durchzogen und ihre fünfhundert Segel vor uns entfalteten. Auf der andern Seite suchten wir eine Stadt zwischen den Trümmern, welche amphitheatralisch den Hügel decken, wo Patras war und vielleicht einst wieder seyn wird, konnten aber Nichts unterscheiden, als die massiven Thürme der Burg, welche sich an die noch mit Achaias Schnee bedeckten Berge lehnte. Erst als ich an's Land stieg, wurde ich inne, was eigentlich die Gärten waren, aus welchen, wie mir vorgekommen, die ganze Stadt bestand; auf eine halbe Stunde Entfernung hatte ich nämlich die gänzliche Zerstörung, auf welcher der Frühling jetzt eben mit neuem Grün prangte, nicht bemerkt. Was ich für Gartenumgebungen gehalten, ergab sich als Mauern eingestürzter Gebäude. Zwischen diesen Trümmern umherirrend urtheilte ich nach der noch bemerkbaren Bauart, ob ich hier ein Ueberbleibsel von Gestern, dort eines von fünfzehn Jahrhunderten her vor mir hatte. Jede zusammengesunkene neue Steinlage bringt hier die alte zum Vorschein, auf welche sie gegründet war.

In diesen Zustand hat der Krieg die reiche, wohlbevölkerte Stadt gesetzt, welche sonst alle Reisenden mit einer Art Vorliebe beschrieben. Als die Franzosen in Patras anlangten, fanden sie daselbst 5—6000 Türken, Männer und Weiber, Greise und Kinder, auf den Ruinen gelagert, ohne anderes Obdach als elende Strohhütten, die ihrer Form nach großen Bienenstöcken glichen. Es kam Befehl, die ganze Bevölkerung einzuschiffen, welche sich dann stumm und gleichgültig, ohne Verwunderung, Eilfertigkeit oder Murren, an's Gestade begab, und nachdem die französischen Schiffe sie an die ätolische Küste übergeführt, dort ihr Lager von Neuem, mit derselben dumm-erhabenen Resignation aufschlug.

Von diesem Zeitpunkte an fanden sich wieder viele griechische Familien unter dem Schutze der französischen Besatzung in Patras ein. Hölzerne Hütten, ähnlich unsern Marktbuden, wurden in der Eile am Meeresstrand errichtet, und bilden nun unregelmäßige, zahlreich mit Kramläden besetzte Straßen. Die ionische Bevölkerung, sowohl nach ihren europäischen als orientalischen Bestandtheilen, tritt am Meisten hervor; die schönsten Kaffeeschenken, die reichsten Magazine gehören ihr an. Sie ists, die den Franzosen ihre Bedürfnisse um schweres Gold zuwiegt. Auch die Pallikaren haben ihre Buden, wo eingeborene Arbeiter Gold und Seide zu zierlichen Stickereien vermischen: weiter hin stellt ein alter Maler seine Panagia's (Marienbilder), wie einst Apell, in einem Kramlädchen aus. Man sieht, daß dem Volke Kleiderschmuck und Kirchenverzierung so nothwendig sind, als Brod. Gehe Einer durch die Straße der Missolonghier: allenthalben gewahrt er auf Stroh-Sophas schöne junge Mädchen mit goldbesetzten Sammtkleidern und langen, mit Bändern und Goldstücken geschmückten Zöpfen, am Rahmen reiche mit Gold durchzogene Spitzen bereitend. Am Abend des Festes der Verkündigung standen alle Häuser leer; Frauen in flimmerndem Schmucke saßen in fröhlichen Kreisen auf den Trümmern; spielende Kinder stellten vor ihren aufmerksamen, leidenschaftlichen Zuschauern Ringübungen dar; Klephten in der weiten Fustanella, bleiche, halbnackte rumelietische Landleute, französische Matrosen mit der indolenten, verdutzten Miene, die sie auf dem festen Lande annehmen, drängten und stießen sich in den Straßen; die Soldaten sangen in den Schenken aus voller Brust, glücklicher als ihre Anführer, deren unbeschäftigtes Aussehen nicht sehr für den Sieg ihrer Galanterie über orientalische Sittenstrenge zeugte. Bei Anbruch der Nacht füllten sich die kleinen Kapellen am Ufer mit Andächtigen; insonderheit strömte eine große Anzahl nach den Trümmern der Basilika von

Sankt Andreas. Ich folgte ihr nach. Reiche Mosaiken bedecken das Grab des Apostels; Grabschriften mit lilienbesetzten Schilden, fast verwischte Denkmale französischer Herrschaft in Morea, kann man auf dem alten Kirchenpflaster noch unterscheiden. Die Mauern stürzten unter den Händen von Barbaren nieder, und die Tyrannei verbot, dieselben neu aufzuführen; aber auch in den Ruinen fand sich die gläubige Menge zum Gebete ein. Seit der Befreiung von dem türkischen Joche zeugen bloß eine Glocke und ein hölzernes Dach über dem Hochaltar für die wiedergewonnenen Rechte der Religion. Aber eben die Oede des Ortes, im Widerspruch mit den Festgewändern, der ruhigen Freude, die in allen Blicken glänzte, liehen dem Gebete ein um so rührenderes Ansehen. Auf diesen Trümmern, heißt es, erschien der Apostel Griechenlands an dem Tage, als Gott durch die Hand Don Juans der bisher unbesiegbaren Macht der Türken die ersten Wunden schlug.

Die französische Besatzung liegt nicht am Meeresrand, sondern in der Burg und den Umgebungen der Stadt. Von dem Hügel, auf welchem die Burg erbaut ist, erblickt man Berge, Inseln, Meer in wunderbare Weite hin gedehnt. Die in der Gegend zerstreuten Ruinen und das schöne Grün, das jene bedeckt, geben Anfangs das Bild eines emsigen, ergiebigen Anbaues; kommt man aber näher, so sieht man nur verlassene Mauern, und Moore ohne Abfluß. Kaum ein Drittel dieser Ebene ist gegenwärtig angepflanzt, die vor zehn Jahren mit Häusern, Weingärten, Citronen- und Oelbäumen überfüllt war, und auf deren Ertrag sich ein beträchtlicher Handel gründete. An einigen erhöhten Stellen wurden indeß die Reben, welche die beste Possolina hervorbrachten, nur am Fuße abgehauen und mit Erde bedeckt. Die Sprossen treiben gegenwärtig wieder, und versprechen neue Früchte. Ueberhaupt würde Alles auf baldige Erholung hindeuten, wenn nicht das Fieber mit seinen periodischen Verheerungen sich eingenistet hätte. Auch diesen Feind kann der Anbau des Landes endlich besiegen, aber nur nach langen Anstrengungen.

Die Erinnerungen an das Alterthum nahmen mich unter dieser neuen Welt nur wenig in Anspruch. Ich wußte, daß das alte Patras erst unter August zu einiger Bedeutung gelangte, wo es eine römische Colonie wurde. Auch tragen alle seine Ruinen einen vergleichungsweise neuen Charakter — die Brunnen der Ceres und das Theater, die Reste des Thors und der Tempel des Aeskulap, die Ueberbleibsel der Bäder und die Grabmale. In den Thälern hinter der Stadt bemerkt man großartige Wasserleitungen, deren eine zwei Reihen Bögen über einander hat. Die einzigen wirklich griechischen Trümmer bestehen in zahlreichen Stücken dorischer Säulen, die unter andern Mauersteinen der Burg vorkommen. Aus dem Mittelalter sind, die St. Andreaskirche ausgenommen, wenige Spuren zu bemerken. Eine ziemlich schöne byzantinische Kirche wurde in ein Feldhospital umgewandelt, und aus einer türkischen Moschee, deren innere Anordnung nicht ohne Eigenthümlichkeit und Eleganz ist, hat man ein Magazin gemacht.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Unangebaut dem größten Theil nach und Hirtenvölkern überlassen, welche den Werth des Bodens nicht zu schätzen wissen, könnte das Königreich Algier leicht eine Freistätte für die zahlreichen Auswanderungen werden, welche rastlos America zuströmen. Wegen seiner Nähe bei Europa und des Reichthums der Natur würde es sicherlich den Vorzug vor jenen entlegenen und halbwilden Ländern verdienen. Der bald schwarze, bald rothe Boden, obgleich leicht, sandig, und mit Felsen untermischt, verräth in manchen Gegenden eine Fruchtbarkeit, die wirklich außerordentlich ist, und die üppige Fülle von Vegetation, welche die Erde unter dem glücklich vereinten Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme von freien Stücken hervorbringt, beweist, wie unendlich sich die Arbeiten des Ackerbaus lohnen müßten, wenn Algier nicht ein Staat wäre, wo es nur einen unumschränkten Gebieter giebt, und neben diesem einen Troß von Sclaven, die, ohne Sinn für allgemeine Wohlfahrt und unkundig des Namens Vaterland, zufrieden sind, wenn sie von einem Tag auf den andern zu leben haben. Man kann annehmen, daß drei Viertheile dieses herrlichen Landes brach liegen; kaum läßt die Pflugschaar eine Spur auf den Feldern zurück; die Wiesen und Waldplätze werden zwar, wo Dieß geschehen kann, bewässert; aber von einer landwirthschaftlichen Behandlung ihrer Güter und einer den Zwecken des Ackerbaues entsprechenden Betreibung der Viehzucht haben die Einwohner keinen Begriff. Statt Stoppeln und Unkraut auszujäten, zünden sie dieselben an, wodurch oft Erdbrände entstehen, die viel weiter um sich greifen, als man beabsichtigte, und Monate lang fortdauern. Ein entsetzlicher Anblick — diese Feuerströme, aus denen eine Höllenhitze in die Athmosphäre aufqualmt und denen Menschen und Thiere zu entrinnen Mühe haben!

Gerste und Waizen sind die gewöhnlichen Getraidearten, mit deren Anbau die Algierer sich beschäftigen, und wovon die Ernten troh Allem acht- bis zwölffältigen Ertrag abwerfen. Das Korn ist von etwas harter Art; das Mehl hat ein sandiges Aussehen, und läßt sich schwer kneten; doch giebt es ein vorzügliches Brod. Auch Mais, Hirse, Reis, Tabak und eine Art Kichererbsen, die man in Spanien Garbanços nennt und die man geröstet ißt, werden überall gepflanzt. Die Saatzeit für das Korn fällt in den Herbst, die Ernte in den April oder Mai; die Saatzeit von Mais und Hirse (sorgho) ins Frühjahr, die Ernte in den Sommer; Haber wächst von selbst. Statt in Scheunen pflegen die Algierer ihre Vorräthe in großen Gruben in der Erde aufzubewahren. Die alten Schriftsteller haben diesen Theil von Africa als von Holz entblößt dargestellt: Dieß ist noch heut zu Tag nicht anders, und Nichts hält schwerer, als Bäume von hohem Wuchs in den Ebenen zu finden. Doch fehlt es in den höhern Regionen an den Seiten der fruchtbaren Berge nicht an schönen Waldungen von Nadel- und Laubholz, namentlich von verschiedenen Eichenarten (quercus suber, pseudosuber, ilex,

coccifera, ballota), wovon die Eicheln zum Theil wie Kastanien schmecken und von dem Volk genossen werden. Daselbst trifft man auch den Maulbeer-, den Masir-, den atlantischen Pistazien-, den Nuß-, den Mandel-, den Kastanien-, den Geruch- (thya articulatus), den Brustbeer- und Gerberbaum (rhus pentaphyllon); die große Cypresse — diese immer grüne Pyramide — streckt ihre Zweige gegen den Himmel; die Olive wächst wild und die Granate wird dreimal so groß, als in Italien. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) trägt seine röthlichen Beeren; der Haidebusch verbreitet einen lieblichen Duft; der Stechbirnbaum (ficus indica) verzweigt seine Aeste zu einem undurchdringlichen Gehäg. Im April und Mai muß man nach den ein Wenig höher gelegenen Thälern gehen — es sind dann wahre Elysien; der Schatten, die Frische, der Schimmer des Grüns, die Mannigfaltigkeit der Blumen, die Mischung der Wohlgerüche — Alles bezaubert den Botaniker, der sein Vaterland vergessen könnte, wenn der Anblick der Barbarey, der sich ihm aller Orten aufdrängt, ihn nicht in seinen Träumen störte. Vom Januar an belauben sich oder blühen die Orange, die Myrte, die Lupine, die Jungfernrebe, der Narciß; aber im Juni, Juli, August und September ist der Boden, außer in den Niederungen, gedörrt und aufgerißt, und oft nur mit falben Trümmern einer todten oder sterbenden Pflanzenwelt bedeckt, während allein noch die Lorbeerrose fortfährt, von dem Gipfel der Berge bis in die Tiefe der Thäler, an den Ufern aller Bäche und aller Flüsse ihr buntes Prachtgewand zu entfalten. Alle Früchte der gemäßigten Climate gedeihen; einige derselben stehen indeß in Hinsicht der Qualität zurück: eine Regel, die von Orangen, Feigen, Trauben und Aprikosen keineswegs gilt. Melonen, Gurken, Kohl und Salat werden in allen Gärten gezogen. Die Artischoke ist heimisch und kommt ohne Pflege fort. Der Kürbiß wird riesenartig. Ungeachtet der Feindschaft muselmännischer Religion gegen Bacchus, haben die Mauren nicht weniger als sieben Arten von Reben, welche ihre Guirlanden von Baum zu Baum schlingen, und deren Stamm oft so dick ist, als der eines Birnbaums. Der Wein, den sie durch Christensclaven bauen lassen, ist von der Güte des spanischen in Rosas; aber ein Heuschreckenbesuch bringt ihn um seinen Wohlgeschmack. Baumöl wird in Menge erzeugt; allein die Algierer wissen nicht mit der Bereitung desselben umzugehen, so daß es ziemlich schlecht ist; sie beschneiden den Baum nie, worunter nothwendig die Frucht leidet. Aus Allem geht hervor, daß von Seiten des Climas und des Bodens dem Anbau des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Indigos Nichts im Weg stünde. Die Indigofera glauca besitzt Algier ohnehin schon, und bezieht davon eine gute Farbe; ein anderer Färbestoff wird aus der Henna gewonnen. Das Zuckerrohr gedeiht trefflich; eine Art desselben, Soliman genannt, schießt zu einer sehr beträchtlichen Höhe empor und enthält mehr Zucker als irgend eine andere. Von botanischen Pflanzen rühmt man die Cineraria als ein vorzügliches Mittel gegen den Stein. Die gemeinen heimischen Pflanzen blühen an den Ufern oder wurzeln tief in dem beweglichen Sand; die seltenern in den Sümpfen und Wäldern. Das trockene Küstenland bekleiden verschiedene Arten von fetten Salzpflanzen und harten langwurzeligen Pflanzen, z. B. salsola, salicornia, panerais maritima, scilla maritima, lygeum spartum, saccharum cylindricum, agrostis pungens (untermengt mit Meerwinden und Sonnenblumen); in den dürren Thälern finden sich reseda odorata, erica arborea, und der prächtige Cactus. Die steinigen Hochebenen, welche die Thäler des Innern von einander trennen, bieten eine auffallende Aehnlichkeit mit den spanischen Halden dar: sie sind voll Dickichten von Korkbäumen und immergrünen Eichen, unter deren Obdach Salbei, Lavendel, Rosmarin und Thymian üppig wuchern; sie würzen die Luft mit ihren Wohlgerüchen, und an manchen Orten feuert man damit. Mit Lust verweilt das Auge des Wanderers auf den bunten Rosenhecken, welche die in Europa so berühmte Rosenessenz liefern. Der Ginster, mancherlei Arten von Cistrosen, die Bartnelke, der Sumach, das Haidekraut, die Aloe, die Agave und eine Menge Euphorbien und Cactus zieren die Spalten der Felsen, wo sie, der Hitze und der Dürre trotzend, den Ziegen Nahrung und wohlthätigen Schatten gewähren.

Aber die berühmtesten Bäume Africas sind der Lotus und die Palme, beide gleich gepriesen von Dichtern und Naturforschern. Plinius nennt jenen die Zierde der Welt, und die orientalische Mythologie verehrt in ihm ihr großes Symbol. Die Braminen sagen, daß Brama in dieses Baumes heiligem Schoße geboren ward, und Wischnu, der Erhalter, wird stets mit einem Zweige von der im Wasser wachsenden Art desselben dargestellt, zum Zeichen, daß alle Dinge aus dem Ocean entsprungen. Der Lotus hat eine große Aehnlichkeit mit dem Brustbeerbaum, nur mit dem Unterschied, daß seine Frucht von runder Form, kleiner und substanzieller ist. Die Farbe dieser Frucht ist die des Safraus; sie reift auf dem Baum und ist von der Größe der Myrtenkörner. Die Neger nennen sie Tomberong; ist sie einige Tage an die freie Luft gesetzt und getrocknet, so wird sie in einem Mörser zerstoßen und aus dem Mehl davon Brod gebacken. Die noch unzeitigen Theile, welche inzwischen abgesondert werden, geben, mit Wasser gemengt, ein angenehmes und erfrischendes Getränk. Thut man ein Wenig Mehl dazu, und läßt man es zusammen kochen, so erhält man einen schmackhaften und nahrhaften Brei. Oft ißt man den Lotus auch in seinem natürlichen Zustand, und aller Wahrscheinlichkeit nach hat man vormals einen Liqueur daraus gebrannt. Wie Plinius erzählt, verdankte eine Provinz, wo die Nahrung der Einwohner hauptsächlich aus Lotus bestand, dieser Frucht ihren Namen: Dieß war das Land der Lotophagen, in der Nachbarschaft der großen Syrte, auf der Küste des heutigen Tripoli, zwischen Bengasi und dem Cap Mesurata. Die Geschichtschreiber fügen bei, daß es den Fremden dort so wohl gefiel, daß, wenn sie eine Zeit lang von der köstlichen Frucht gekostet, sie ihrer Heimat nicht mehr gedachten. So erging es den Schicksalsgefährten des Odysseus, die, nachdem sie einmal dort gewesen, ihrem Herrn nicht weiter folgen wollten. Jetzt ist es anders geworden, und Wen das Geschick nach Africa treibt, der sehnt sich bald wieder fort von dem ungastlichen Gestade. Eine unmittelbarere Stelle in der Naturgeschichte von Algier nimmt die Palme ein. Dieser Baum hat vielleicht eine stärkere Wurzel als jedes andere harte Holz, so daß er dem furchtbarsten Orkan die Stirne bieten kann. Er braucht dreißig Jahre, bis er Früchte

bringt; dann trägt er aber sechzig Jahre lang jedes Jahr 15 bis 20 Bouquets Datteln, jedes zu mehreren Pfunden. Die Frucht wächst unter den Blättern am Stamm hervor und in gerader Richtung aufwärts. Wenn man sie pflückt, wickelt man sie in Felle ein; diese Vorsicht bewirkt, daß sie leicht vollends zeitigt und ihren Wohlgeschmack nicht verliert. So lange die Datteln am Baum stehen, sind sie von gelber Farbe; gereift werden sie röthlich. Ihr Geschmack, der Anfangs sauer ist, wie der des Mostapfels, wird dann bald süß. Die Palme findet man in Algier fast überall; die fächerförmige namentlich auf der ganzen Küste; die besten Datteln aber, wenn auch etwas kleiner als die von Dschebel Karkan, auf den mittlern Bergzügen, erzeugt Beled-ul-dscherid. Nächst dem indischen Cacao und dem australischen Brodbaum dürfte die Palme derjenige Baum seyn, welcher der Menschheit die meisten Dienste leistet; er mildert die Schrecken der Einsamkeit der Wüste und nimmt den Wanderer unter sein Schattendach auf, das sich bis zu einer Höhe von 80 bis 90 Schuh emporwölbt. Außer seinem syrupartigen Saft, der sich durch Gährung in Wein oder Liqueur verwandeln läßt, und ein erquickendes Getränk giebt, das bei keinem mauritschen Fest fehlen darf, außer seiner Frucht, die schon manche Caravane vom Untergang gerettet, ist es sein Holz, welches zu Brettern geschnitten, seine faserige Wurzel, welche zu Tauen gedreht und woraus Segeltuch gesponnen wird, sind es seine Blätter, welche zu Fächern, Sonnenschirmen, als Beutel und als Zierathen dienen. Endlich dürfen wir die poetische Bedeutung der Palme nicht übersehen: sie ist das Bild des Ruhms, der Triumphe, der Heldentugend, der Unsterblichkeit. In anmuthiger Schlankheit steigt sie senkrecht gegen den Himmel auf, vor dem sie ihren majestätischen Kopfputz ausbreitet. Odysseus, um den geheimen Zauber zu beschreiben, der ihn in die Nähe der schönen Königin von Ogygia bannt, vergleicht denselben mit dem Entzücken, das er zu Delos fühlte über den Anblick der Palme, die sich bei dem Tempel der Götter erhob.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Naturgeschichte der Berberei, daß das Aussehen der Oberfläche dieses Landes weniger von gewaltsamen Veränderungen zeugt, als die meisten andern Gegenden der Erdkugel. Erderschütterungen sind weniger fühlbar als in denjenigen Ländern des benachbarten Europa, mit welchen die Ufer von Nordafrica auf gleicher Linie über dem Meer liegen — Spanien und Italien.

Bis jetzt waren Blei und Eisen die Hauptmetalle, welche man in der Berberei entdeckt hat. Das erstere, welches am Oestesten vorkommt, findet sich mit einer starken Beimischung von Thon, dem es ein dunkles Gelb mittheilt, während die Sandtheilchen in das Schwarze spielen. Manche behaupten, der große Atlas enthalte Gold; ob dieß mehr als eine bloße Vermuthung sey, muß die Zukunft entscheiden. Von sonstigen Mineralien giebt es Marmor, Jaspis, Porphyr — sämmtlich nicht in Menge; Zinnober ist häufiger; auch rühmt man einen kleinen sehr durchsichtigen Crystall, Salenites genannt; ferner eine seifenartige Erde, deren man sich in den Bädern bedient, um die Haut weiß zu machen. Nördlich vom Atlas ist die Gebirgsformation Kalkstein; bald ist er weiß und fein; bald schwärzlich und eisenhaltig. Die Mineralquellen (darunter auch heiße) sind sehr zahlreich. Außer denen von Haman, in der Nähe von Bona, gehören die Bäder von Merega, in einem tiefen Thal einige Stunden von Constantina, zu den Merkwürdigkeiten des Landes. Sie hauchen einen beinahe unausstehlichen Geruch aus; Schwefel und Erdharz bilden ihre wesentlichsten Bestandtheile; immer kochend dringt das Wasser durch kleine trichterförmige Oeffnungen, wie aus eben so vielen Kratern, hervor, die mit allerlei Kalkniederschlägen und schönen Stalaktiten von Schwefel und Vitriol inkrustirt sind; das Wasser kocht so, daß der Merkur in dem reaumur'schen Thermometer auf 77° steigt. Nicht ferne von diesen so heißen Quellen befinden sich andere von äußerster Kälte; obwohl der Boden in der Nachbarschaft so glühend ist, daß man kaum darüber zu gehen vermag. Ein dumpfes unterirdisches Getöse, welches sich ohne Unterlaß vernehmen läßt, trägt sehr dazu bei, den Eindruck dieser Scene zu etwas Uebernatürlichem zu steigern. Diese Quellen werden im Frühjahr von den Mauren fleißig besucht, und man versichert, daß sie gegen rheumatische Uebel, Gelbsucht und Hautkrankheiten sehr gut sind. Aus den Ruinen, die man entdeckte, schließt man, daß bereits die Römer daselbst Badanstalten angelegt hatten.

Algier wird von einer Unzahl von Quellen und Bächen bewässert, die sich unmittelbar ins Meer ergießen; aber es besitzt keine bedeutenden Flüsse. Die Meluja haben wir bereits als denjenigen angeführt, der die westliche Grenze von Algier bestimmt; den Hamimam und Schellif müssen wir gleichfalls erwähnen. Der Schellif ist der beträchtlichste der dortigen Flüsse überhaupt. Er hat seine Quelle im Süden der Provinz Titteri, nähert sich der Stadt Algier auf 20 Stunden und empfängt viele Flüsse, die ihn verstärken; hierauf lenkt er plötzlich westwärts, läuft in fast paralleler Richtung mit der Küste und stürzt zwölf Stunden westlich vom Cap Tenes ins Meer. Der Schellif ist ohne Zweifel auf eine ansehnliche Entfernung von seiner Mündung selbst für größere Fahrzeuge schiffbar. Während der Regenperiode tritt er aus seinen Ufern und setzt das umliegende Land unter Wasser, wodurch er den Verkehr zwischen Algier und Oran unterbricht. Auf der östlichen Küste fließen der Misser, der Zowah, der Serbus und der Zaine *), welche das Meer, im Innern der Wad-Dschedid, den der See Melgig **) aufnimmt. Die Ufer mehrerer Flüsse sind mit Theilchen von Salz und Salpeter überzogen. Die erstere dieser Substanzen herrscht dermaßen auf dem Gebiet von Algier vor, daß es nicht nur Salzquellen und Salzwasser, sondern ganze Salzberge und Salzfelder (schibbas) giebt. Im Frühling stehen diese Felder im Wasser und sehen wie Seen aus; später trocknen sie und sind dann mit einem schönen Grün geschmückt. Bei einigen derselben ist der Grund hart, ohne Beisatz von Erde oder Sand, ein Bett von crystallisirtem Salz.

*) Der Wad el-Serrof entspringt zwar noch in Algier, gehört aber mehr Tunis an.

**) Von Seen sind noch der El-Schel, der Ukuß und der Titteri zu bemerken.

Außer einem Ueberfluß an Fischen, welche das Meer von Algier hegt, bringt die Küste zwischen Cale und Bona einen Gegenstand hervor, welcher eine reiche Quelle der Industrie und des Handels für jene Gegenden werden könnte — die Koralle. Bekanntlich hatte Frankreich den Korallenfang auf einer Küstenstrecke von etlichen und siebzig Stunden gepachtet, und die Nichterfüllung des Pachtvertrags ist eine der Beschwerden*) der französischen Regierung. Der Dey steigerte nämlich den Pachtschilling von 17,000 Fr. allmälig auf 60,000, und zuletzt auf 200,000 Fr. In der Nachgiebigkeit, die man in Paris fortwährend gegen ihn bewies, nur Schwäche erkennend, schaffte er im Jahr 1826 das Privilegium der Franzosen sogar ab, und gab den Korallenfang allen Nationen Preis, ohne daß er jedoch auf jene Summe verzichtete, die er wahrscheinlich als ein Aequivalent für den ihm von Frankreich vorenthaltenen Tribut betrachtete. Die Korallen zeigen sich unter dreierlei Uebergangsformen: Anfänglich erblickt man eine Gruppe lebendiger Polypen, beladen mit Myriaden kleiner Kügelchen von klebriger Feuchtigkeit, die aus dem Gipfel der Zweige hervorzusprossen scheinen, wo sie Tropfen bilden, in welchen einige Naturforscher die Korallenblüte finden wollten; allein es sind wirkliche Thierchen, die in Cellchen längs dem Innern der Zweige leben. Hier geht die Verwandlung in einen stattlichen Baum vor sich, welcher bald zu einer harten mineralischen Substanz wird. Die Polypen sterben; ihr Tod aber ist eher eine Art Verknöcherung als Versteinerung; oder eigentlich zu reden, die Koralle ist weder Stein, noch Pflanze, noch Mineral, sondern vielmehr eine Metamorphose zahlloser Polypen; sie gleicht einem sehr ausgedehnten Stammbaum, wo der Großpolype von seiner Nachkommenschaft umgeben erscheint, wo der Sohn das Grab des Vaters wird, und wo die ganze Familie, dem gemeinsamen Geschicke folgend, ihr bewegliches Daseyn gegen einen bleibenden Zustand zu vertauschen strebt.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott's poetische Werke.

Erster Artikel.

Der letzte Band der gesammelten poetischen Werke Sir Walter Scott's (The Poetical Works of Sir Walter Scott, Edinburgh 1830, 11 vols. 8.) bringt eine Selbstbiographie des großen schottischen Dichters, die für den denkenden Freund der Literatur, so wie für den gewöhnlichen Leser, von dem höchsten Interesse seyn muß. Ueberraschend war uns, ungeachtet der unverkennbaren Aehnlichkeit in Denkart und Darstellungsweise beider Dichter, die auffallende Uebereinstimmung, die sich auch in der äußeren Entwickelung des poetischen Talents zwischen Walter Scott und Göthe zeigt. Gleich Göthe erfreute Walter Scott von Jugend auf sich einer glücklichen Unabhängigkeit, welche ihm die Freiheit gewährte, ohne Rücksicht auf den äußern Erwerb sich ganz den Studien seiner Neigung hinzugeben; gleich Göthe wurde er bei seinen ersten poetischen Versuchen besonders dadurch begünstigt, daß kein ebenbürtiger Mitbewerber ihm dem Lorbeer streitig machte; das Studium der englischen Literatur erweckte Göthe's, das Studium der deutschen Walter Scott's Talent; und es war natürlich, daß beide ihre Zeitgenossen, die nur die schlechten heimischen Vorbilder kannten, weit hinter sich zurückließen.

„Meine Geburt," sagt W. Scott, „ohne nur die geringsten Ansprüche auf Auszeichnung zu geben, war die eines Gentleman und setzte mich mit mehreren angesehenen Familien und sehr gebildeten Männern in Verbindung. Meine Erziehung war eine gute gewesen, obgleich eine schwächliche Leibesbeschaffenheit mich gerade zu der Zeit eines Theils ihrer Vortheile beraubte, wo Anstrengung aller Kräfte mir am Nützlichsten gewesen wäre. Die jungen Leute, mit denen ich zusammen aufgezogen wurde, und am Vertrautesten umging, waren solche, die ihrer äußeren Lage, ihrer Geburt und ihren Talenten nach die größten Fortschritte in dem Stande erwarten ließen, für welchen wir alle bestimmt waren; und ich habe noch jetzt das Vergnügen, mit vielen von ihnen, die durch ihre Verdienste zu den höchsten Stufen ihres Berufes gelangt sind, meine alte freundschaftliche Verbindung zu unterhalten. Auch befand ich mich nicht in einer Lage, in welcher die res angusta domi mich belästigt hätte, die meinen Bestrebungen in einem Stande, in welchem das Fortrücken sprichwörtlich langsam ist, leicht hinderlich seyn können. Ich erfreute mich im Verhältniß zu meiner Stellung einer hinreichenden Thätigkeit, und die Freundschaft von mehr als einer Person von Bedeutung konnte meinen Aussichten für das Geschäftsleben nicht anders als förderlich seyn. Das Vermögen, welches ich von Hause zu erwarten hatte, gewährte keinen Ueberfluß, erhob mich indessen weit über alle Besorgnisse des Mangels. Ich erwähne diese Umstände nur, weil sie wahr sind. Mancher bessre Mann als ich hat sein Emporkommen aus Dürftigkeit und Dunkelheit nur seinen eigenen Talenten verdankt, die ohne Zweifel mehr geeignet waren, ihn emporzuheben, als die meinigen. Wenn es auch thöricht und undankbar wäre, zu leugnen, daß ich von der Literatur manche Auszeichnung herschreibe, die mir auf anderem Wege nicht werden könnte, so wäre es doch auf der andern Seite lächerlich, wenn ich den Schein annehmen wollte, als verdankte ich der Gunst des Publikums meine Stellung in der Gesellschaft, oder die Mittel, dieselbe mit Anstand zu behaupten, da beide mir durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge längst gesichert waren. So Viel habe ich für nöthig gefunden, über einen Gegenstand zu sagen, der freilich für jeden Andern außer mir von sehr geringer Wichtigkeit seyn wird. Ich gehe jetzt zu den Umständen über, welche meine literarische Thätigkeit bestimmten. Während der letzten zehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts war in der britischen Poesie eine merkwürdig niedrige Ebbe eingetreten. Hayley, dem die Mode einige Jahre vorher einen viel höheren Rang angewiesen hatte, als das reifere Urtheil ihm zugestehen wollte, hatte allen Dichterruf verloren; obwohl er noch immer als ein sehr gebildeter Mann und angenehmer Gesellschafter geachtet wurde. Der Sänger des „Gedächtnisses" schlief auf seinen Lorbeeren, und jener der Hoffnung hatte kaum begonnen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Cowper, ein Dichter von tiefem Gefühl und glänzendem Geist, war todt; und selbst bei seinem Leben ver-

*) S. Moniteur 20 April.

sagte seine Hypochondrie ihm die Gunst des Publicums. Burns, dessen Genius unsere südlichen Nachbarn kaum verstehen konnten, hatte sich lange darauf beschränkt, nur Volkslieder zu dichten. Namen, welche jetzt bekannt und geachtet sind, soweit die englische Sprache gesprochen wird, wurden damals kaum schon genannt, und außer dem geringen Kreise von Personen, welche gewohnt sind, einen Theil ihrer Muße der Literatur zu widmen, waren die von Southey, Wordsworth, Coleridge wenig bekannt. Das Gebiet des Parnassus schien, gleich so manchem Königreich jener Zeit, dem ersten kühnen Eroberer offen zu stehen, gleichviel ob derselbe ein verwegener Usurpator war, oder einen legitimen Anspruch auf die Herrschaft vorzuweisen hatte." —

„In Edinburgh, wo die auffallende Uebereinstimmung zwischen der deutschen Sprache und dem niederschottischen Dialect so manche jungen Leute bestimmte, sich dieser neuentdeckten Quelle der Literatur zu nähern, wurde von sechs oder sieben vertrauten Freunden eine Gesellschaft gebildet, die zum Zweck hatte, sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen. Sie waren gewohnt, viel mit einander zu leben, und die Stunden, welche sie in diesem neuen Studium zubrachten, gehörten zu denen, die ihnen die angenehmste Unterhaltung gewährten. Einen nicht geringen Antheil an dem Stoffe derselben trug die Nachlässigkeit eines der Mitglieder bei; des gegenwärtigen Verfassers, der, ohne sich der unentbehrlichen Mühe des grammatischen Studiums zu unterziehen, seinen Weg zu der Kenntniß des Deutschen durch seine Bekanntschaft mit dem Schottischen und Angelsächsischen durchkämpfte und daher eine Menge Verstöße beging, die von seinen sorgfältigeren und fleißigeren Gefährten nicht übersehen wurden. Eine noch allgemeinere Quelle der Belustigung war die Verzweiflung unsres Lehrers, der es unmöglich fand, in seinen schottischen Schülern den Grad von Empfindsamkeit zu erregen, den er für nöthig hielt, um die Schönheiten des Autor's zu genießen, mit welchem er uns zuerst bekannt machen zu müssen meinte. Wir waren begierig, mit einem Schritte in die tiefsten Heiligthümer der deutschen Literatur einzudringen und verlangten Göthe, Schiller und andere Meister kennen zu lernen, deren Ruf bei uns zuerst durch Mac Kenzie verbreitet worden war. Dr. Willich, ein Arzt, der unser Lehrer war, traf indessen sehr zweckmäßig die Wahl, unsere Studien mit der einfachern Diction Geßners zu beginnen und bestimmte uns den Tod Abel's als das Werk, an welchem wir unsere ersten Sprachübungen versuchen sollten. Der frömmelnde Stil dieses Schriftstellers war wenig geeignet, junge Leute von unserm Alter und unseren Neigungen anzuziehen. Wir konnten eben so wenig in die überspannte Sentimentalität Adam's und seiner Familie einstimmen, als wir Mitgefühl haben konnten mit dem munteren Faun, der seinen schönen Krug zerbrach und dann ein Lied darauf machte, welches ganz Staffordshire zu Thränen hätte rühren können. Um den Schmerz unsers Lehrers auf den höchsten Grad zu bringen, erklärten wir Abel einstimmig für einen unerträglichen Schwätzer und zogen in Bezug auf männlichen Charakter seinen Bruder Cain oder Lucifer selbst vor. Wenn diese Scherze, welche durch die kränkelnde Eintönigkeit und affectirte Verzuckung des Poeten veranlaßt wurden, uns nicht mehr belustigten, hatten wir unsern Spaß an den unaussprechlichen Tönen, welche ein Franzose, einer unserer Mitschüler, hervorbrachte, der den ökonomischen Plan hatte, zwei Sprachen zu gleicher Zeit zu lernen, und das Deutsche, von dem er Nichts verstand, durch Hülfe des Englischen erwerben wollte, wovon er beinahe eben so Wenig wußte. Der Himmel weiß, welche Töne er ausstieß, indem er mit seinem ungeübten Organ die Gutturalen dieser beiden unbiegsamen Sprachen nachahmen wollte. Und zum Schluß, mitten unter vielem Lachen und wenigem Studieren, gewannen die meisten von uns eine mehr oder weniger gründliche Kenntniß der deutschen Sprache und wählten für sich selbst theils aus Kant's Philosophie, theils aus den lebendigern Werken der deutschen Dramatiker Leseproben, die mehr ihrem Geschmack zusagten, als der Tod Abels."

Walter Scotts erste Honorare.

Die Lady vom See, welche Anfangs unter der gewöhnlichen Bedingung der Theilung des Gewinns zwischen dem Verfasser und den Verlegern erschienen war, wurde nicht lange darauf von den letztern, Longman und Comp., für 500 Pf. St. erkauft, wozu sie später wegen des außerordentlichen Erfolges dieser Unternehmung noch ein Geschenk von 100 Pf. hinzufügten. Die Herausgeber des Lay of the Last Minstrel boten, durch den Beifall, den dieses Gedicht fand, ermuthigt, für Marmion 1000 Pf. Honorar. Dieser Umstand, der auf keine Weise geheim gehalten wurde, veranlaßte Lord Byron, welcher damals in einem allgemeinen Krieg mit der Schriftstellerwelt lag, zu einem Ausfall in seiner Satire English Bards and Scotch Reviewers, der um so ungeeigneter erscheinen muß, da von einem jüdischen Markten bei Walter Scott nie die Rede war, und seine Verleger mit ihrer Speculation so wenig unzufrieden waren, daß sie außer dem bestimmten Honorare dem Dichter noch ein Oxhoft des besten Claret zusandten.

Gegenwärtiger Zustand von Neu-Süd-Wales.

Der Wohlstand von Neu-Süd-Wales ist fortwährend in unglaublich schnellem Zunehmen begriffen. Während noch vor zehn Jahren ein Schiff von 300 Tonnen sämmtliche verwerthbare Producte der Colonie (für ein Jahr) nach England führte, gingen von dem 19 Juni 1828 bis zum 18 Juni 1829 nicht weniger als vier und zwanzig Schiffe, die zusammen 6752 Tonnen hielten, nach dem vereinigten Königreich unter Segel, mit Frachten zu dem Werthe von 154,614 Pf. St. Die Aussichten nach andern Punkten betrugen während derselben Zeit 30,106 Pf.; also zusammen 184720 Pf. Dagegen belief sich die Einfuhr von Großbritannien auf 508434 und von andern Puncten auf 170,229 Pf. oder zusammen auf 678,663 Pf.; und die britische Regierung sah sich noch immer genöthigt, eine Summe von 140,123 Pf. für die Ausgaben der Colonialverwaltung zuzuschießen. Die Bevölkerung betrug nach einem offiziellen Census 36598 Personen, wovon 4473 männl. und 4254 weiblichen Geschlechts in der Colonie geboren, 2846 männl. und 1826 weibl. frei eingewandert, 5353 männl. und 1390 weibl. durch Ueberstehung ihrer Strafzeit oder Begnadigung frei geworden und 14155 männl. 1573 weibl. noch in ihrer Strafzeit begriffen waren; 2,906,346 Morgen Landes waren vertheilt, 231,573 zum Anbau vorbereitet und 71523 wirklich angebaut. Die Zahl der Pferde betrug 12479, des Hornviehs 262,868, des Schafviehes 536391. Zu den wichtigsten Veränderungen in der gesellschaftlichen Verfassung der Colonie gehört ohne Zweifel die Einführung einer Constitution, die dem bisherigen gesetzgebenden Rathe des Gouverneurs ähnliche Macht verleiht, wie jene des Hauses der Gemeinen in England. Die Katholikenbill wurde hier noch einmal debattirt und angenommen; auch manches andere wichtige Localgesetz erhielt gesetzliche Kraft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 159. 8 Juny 1830.

Napoleon nach seinen körperlichen Beziehungen.

(Auszug aus den Memoiren Constants, Kammerdieners des Kaisers.)*)

Bei seiner Rückkehr von Egypten war der Kaiser sehr mager und ausgezeichnet gelb, mit kupferfahlem Teint, die Augen ziemlich tief liegend, die Formen schön, obwohl etwas hager. Das Bild, welches Horaz Vernet auf der „Heerschau des ersten Consuls auf dem Carrouselplatz" von ihm entwarf, habe ich sehr ähnlich gefunden. Seine Stirn war sehr hoh und offen; er hatte, besonders auf den Schläfen, wenig Haare, diese aber waren sehr fein und zart, kastanienbrauner Farbe. Seine Augen, von einem schönen Blau, malten die Bewegungen, welche in seinem Innern vorgingen, mit unglaublichem Ausdruck nach; bald waren sie außerordentlich sanft und schmeichelnd, bald streng und selbst hart. Sein Mund war sehr schön, die Lippen gleich und etwas zusammengezogen, besonders bei übler Laune. Seine Zähne, ohne sonderlich ebenmäßig gesetzt zu seyn, waren sehr weiß und sehr gut; niemals hatte er an denselben zu leiden. Seine Nase, von griechischer Form, war ohne Tadel, und sein Riechvermögen ausgezeichnet fein. Ueberhaupt war das Ganze seiner Gestalt regelmäßig schön. Seine ausnehmende Magerkeit hinderte jedoch damals, die Schönheit seiner einzelnen Züge zu bemerken, und sein ganzes Aussehen machte keinen angenehmen Eindruck. Man hätte jeden Theil besonders vornehmen müssen, um die Regelmäßigkeit und Schönheit des Ganzen zu begreifen. Sein Kopf war groß, zwei und zwanzig Zoll im Umfang; mehr lang als breit und daher an den Schläfen etwas abgeplattet; der Kaiser hatte in demselben ein äußerst feines Gefühl, weßhalb ich seine Hüte mit Watte füttern ließ und sie jedesmal einige Tage in mein Zimmer nahm, um die Falten sich legen zu lassen. Seine Ohren waren klein, wohlgeformt und gut gestellt. Auch in den Füßen war der Kaiser höchst empfindlich, daher ich seine Stiefel und Schuhe in den ersten Tagen von einem Garderobediener, Namens Joseph, tragen ließ, der genau denselben Fuß hatte, wie der Kaiser.

Seine Höhe betrug fünf Fuß, zwei Zoll, drei Linien; der Hals war etwas kurz, die Schultern etwas eingezogen, die Brust breit und nur wenig behaart; Schenkel und Wade musterhaft; die Zehen wohl gesetzt und vollkommen frei von Leichdornen oder Schwielen; seine Arme wohlgeformt und fest; seine Hände bewundernswürdig, ohne durch die Nägel verunstaltet zu werden, für die er, wie für seine ganze Person, die größte Sorgfalt trug, jedoch ohne Affektation. Zuweilen nagte er an den Nägeln, indessen nur leicht; es war bei ihm ein Zeichen von Ungeduld oder Vertiefung in Geschäfte.

Später wurde er sehr wohlbeleibt, ohne übrigens von der Schönheit seiner Formen zu verlieren; im Gegentheil er sah als Kaiser besser aus, denn als Consul; seine Haut war weiß geworden und seine Farbe belebt.

Der Kaiser hatte in den Stunden, wo er arbeitete oder nachdachte, eine eigene Gewohnheit, die vom Nervensystem herzurühren schien und welche er durch sein ganzes Leben beibehielt; nämlich mit der rechten Schulter häufig und schnell hinter einander zu zucken; was Leute, die mit dieser Angewöhnung nicht bekannt waren, oft als ein Zeichen der Unzufriedenheit und Mißbilligung ansahen, indem sie die Ursache seines Mißfallens unruhig zu ergründen suchten. Er selbst dachte gar nicht daran, und wiederholte stets dieselbe Bewegung, ohne es gewahr zu werden.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist, daß der Kaiser nie sein Herz schlagen fühlte. Er hat dieses Hrn. Corvisart und mir selbst oft gesagt, und ließ uns mehr als Ein Mal die Hand auf seine Brust legen, um uns selbst von dieser regelwidrigen Erscheinung zu überzeugen; nie fühlten wir die geringste Pulsation *)— Der Kaiser aß sehr schnell; kaum daß er zehn Minuten bei Tische verweilte. Nach der Mahlzeit stand er auf und begab sich in den Familiensaal; die Kaiserin Josephine aber blieb, und gab den Gästen ein Zeichen ebenfalls zu bleiben; zuweilen jedoch folgte auch sie Sr. Majestät nach, und dann entschädigten sich ohne Zweifel die Palastdamen in ihren Zimmern, wohin man ihnen jede Speise brachte, die sie wünschten. Eines Tags, als Prinz Eugen unmittelbar nach dem Kaiser von der Tafel aufstand, wandte dieser sich um und sagte: „Aber Du hattest wohl nicht Zeit zum Essen, Eugen?" — „Verzeihen Sie," erwiederte der Prinz, „ich hatte im Voraus zu Mittag gespeist." Die

*) Da es sich bei Notizen, wie den vorliegenden, hauptsächlich um Authenticität handelt, so haben wir den Stil des Originals ganz in seiner eigenthümlichen Form gelassen.

*) Nichts Menschliches schlug unter seinem Harnisch. Lamartine.

übrigen Gäste mochten wohl finden, daß Dieß keine unnöthige Vorsichtsmaßregel war. So verhielt sichs nämlich vor dem Consulat; denn später speiste der Kaiser, selbst als er nur noch erster Consul war, mit der Kaiserin allein, falls er nicht Jemand aus seiner Familie zur Tafel zog, welche Auszeichnung stets mit Freude aufgenommen ward. Es gab damals bereits einen Hof.

Das Frühstück nahm der Kaiser in der Regel allein auf einem Gueridon von Acaju, ohne Serviette. Dasselbe dauerte 8 bis 10 Minuten.

Ich werde gleich sagen, welche schlimme Wirkungen die üble Gewohnheit, zu schnell zu essen, für die Gesundheit des Kaisers häufig nachzog. Aber auch abgesehen von dieser Gewohnheit, obwohl wieder in Folge seiner Eilfertigkeit, fehlte Viel, daß er gesetzmäßig gespeist hätte. Gerne bediente er sich seiner Hände statt der Gabel, ja sogar statt des Löffels. Man sorgte, daß die Schüssel, welcher er den Vorzug gab, in seiner Nähe stand; er nahm daraus auf die eben beschriebene Weise, und tauchte sein Brod in die Brühe; worauf denn die Schüssel gleichwohl an der Tafel umher geboten wurde; Wer es über sich vermochte, aß davon, und wenige Gäste vermochten es nicht. Ich bemerkte sogar, daß Einige diesen sonderbaren Beweis von Muth als ein Mittel zu betrachten schienen, den Hof zu machen. Auch will ich wohl glauben, daß bey Einigen die Bewunderung für Se. Majestät jeden Eckel überwog, wie man kein Bedenken trägt von dem Teller einer geliebten Person zu essen oder aus deren Glas zu trinken, sollte sie übrigens auch nicht sonderlich reinlich seyn. Das Gericht, welches der Kaiser am Meisten liebte, war jene Art von fricassirtem Huhn, welchem eben die Vorliebe des Besiegers von Italien den Namen Marengo-Huhn gegeben hat; auch aß er gern Bohnen, Linsen, Rippchen, geröstete Hammelsbrust, gebratenes Huhn. Die einfachsten Speisen waren ihm die liebsten; aber in der Art des Brodes war er schwer zu befriedigen. Es ist nicht wahr, daß er einen unmäßigen Gebrauch vom Kaffee machte; er trank bloß nach dem Frühstück eine halbe Tasse und eine andre nach dem Diner. Doch konnte es ihm auch, wenn er sehr beschäftigt war, geschehen, daß er, ohne daran zu denken, zwei Tassen nach einander zu sich nahm; so Viel aber machte ihm dann Wallungen und ließ ihn nicht schlafen. Häufig auch geschah's ihm, daß er den Kaffee kalt, oder ohne Zucker, oder mit zu vielem Zucker trank. Diesen Uebelständen abzuhelfen, nahm es die Kaiserin Josephine selbst auf sich, dem Kaiser seinen Kaffee einzugießen, und die Kaiserin Marie Louise folgte diesem Beispiel. Wenn sich der Kaiser nach der Tafel in den kleinen Saal begab, folgte ihm ein Page, auf einer vergoldeten Platte Kaffeekanne, Zuckerdose und Tasse tragend, nach. Ihre Majestät, die Kaiserin, goß selbst den Kaffee ein, fügte den nöthigen Zucker bei, schlürfte ein Paar Tropfen zur Probe, und überreichte ihn dem Kaiser.

Der Kaiser trank bloß Chambertin, und selten rein. Er liebte den Wein nicht sonderlich und war ein schlechter Kenner desselben. Einmal, im Lager von Boulogne, hatte Se. Majestät mehrere Offiziere zur Tafel gezogen und fragte den Marschall Lugereau mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, wie er den Wein fände. Dieser kostete ihn eine Zeit lang, indem er mit der Zunge an den Gaumen klatschte, und sagte endlich: „es giebt keinen bessern!" jedoch mit einem nicht sehr einschmeichelnden Ton. Obwohl der Kaiser sich einer andern Antwort versehen hatte, lächelte er doch, wie die übrigen Gäste, über die Freimüthigkeit des Marschalls.

(Schluß folgt.)

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

In der Schilderung eines Landes, das so viel eigenthümliche Seiten darbietet, darf das Thierreich nicht übergangen werden; indessen muß man auch in diesem Gebiet der Naturkunde vor der Hand mit Bruchstücken fürlieb nehmen, und es fragt sich sehr, ob man sich von der französischen Expedition bedeutende Bereicherungen der Wissenschaft versprechen darf, da bis jetzt von einer gelehrten Zugabe Nichts verlautet; welche jedoch nicht ausbleiben dürfte, sobald einmal das Unternehmen besser basirt ist.

Zuvörderst eine Uebersicht der Hausthiere, die natürlich bei einer Bevölkerung, die so viele Nomaden in sich schließt, sehr zahlreich sind. Das Rindvieh ist nicht so groß, als in Europa, und die Kühe geben, wegen des theilweise eintretenden Futtermangels, auch weniger Milch, hören überhaupt auf Milch zu geben, so wie sie ihre Kälber verlieren. Von Ziegen giebt es eine Menge Arten; einige derselben suchen ihres Gleichen in der Welt; ihre Farbe — fast immer ein blendend Weiß — entspricht ganz dem Geschmack der Beduinen, sich zu kleiden. Eine dieser Arten zeichnet sich durch ihre langen Fettschwänze aus, die für einen köstlichen Braten gelten; eine andere Art ist von der Größe des Dambirsches und hat selbst mit demselben einige Aehnlichkeit, ob sie gleich eben so lange und feine Haare bekommt, als andere Ziegen. Durch eine sonderbare Anomalie macht sich die muselmännische Religion, die so gleichgültig gegen das Menschenleben ist, ein Gewissen daraus, diese Thiere zu verstümmeln. Die Esel der Berberei sind denen Egyptens oder der Mark Ancona gleich; sie vertreten bei den Eingebornen die Stelle von Wägen und Kutschen. Ihre helle Stimme kündigt bei Nacht die Annäherung Fremder an; ihr Fleisch schätzen die Mauren so hoch als Mäcenas in den schönen Tagen der römischen Küchenkunst. Aus der Begattung dieser Esel mit heimischen Stuten entspringt ein flinkes und kräftiges Geschlecht von Maulthieren, die den Pferden vorgezogen werden. Letztere würden übrigens in Bezug auf Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Verhältnisse den arabischen und dongolischen*) kaum nachstehen, wenn die Mauren ihnen die Pflege angedeihen ließen, wie der Beduine den seinigen. Der Araber schließt mit dem edeln Thier gleichsam Freundschaft und setzt einen Stolz darein, sein Loos mit ihm zu theilen. Allein unter dem Despotismus von Algier, wo Niemand seines Eigenthums von heute auf morgen sicher ist, wie sollte da eine solche

*) Die englische Zucht stammt aus der Berberei.

Anhänglichkeit möglich seyn? Die Pferde, welche für den Dienst des Dey verwendet werden, stehen wohl Tage lang in der Sonne, gesattelt, mit gefesselten Füßen und gesenktem Kopf, den sie nur erheben, um einen forschenden Blick auf ihre indolenten Herren zu werfen. In der Regel werden auch die Pferde in der Berberei (les barbes) vor der Zeit dämpfig und dienstunfähig. Sonst sind sie jedoch arbeitsam und ausdauernd; ihre bewegliche magere, schlanke, zartgliedrige Gestalt macht sie im Krieg sehr geschickt zum Angriff, eignet sich jedoch weniger zu den regelmäßigen Schwenkungen europäischer Reiterei. Ihr Mund ist so hart, daß er eines stärkern Gebisses als gewöhnlich bedarf, und die Sitte aufkam, sich des Endes ihres langen Zaums als Peitsche zu bedienen. Man übt diese Pferde häufig im Galopp, indem man ihnen den Zaum auf den Hals wirft, und für das größte Verdienst eines Reiters gilt es, wenn er den Renner mitten im Lauf anzuhalten versteht. Bei diesen Uebungen kann es geschehen, daß die Reiter auf ein Haus, eine Mauer oder einen Baum ansprengen, und davor angekommen plötzlich Halt gebieten. Dieses Reiten schadet den Pferden sehr, aber man sieht auch manche der Rossebändiger, welche ihre Geschicklichkeit zeigen wollen, mit der ganzen Länge ihres Leibes den Boden messen und gleich den Helden der Iliade den Staub lecken. Schritt oder Trab kennt das africanische Pferd nicht; einmal in Bewegung ist sein Gang beständiger Galopp. Die Mauren lieben die Stuten mehr als die Hengste, weil jene leichter sind, nicht wiehern, und also zu Flucht oder Ueberfall besser taugen. Das wilde Pferd, obwohl mager und ungestalt, übertrifft das zahme durch seine hirschmäßige Schnelligkeit; es läßt sich daher nur mit Mühe fangen. In Marocco oder Algier verkauft, frißt es sich zwar bald heraus und verbessert sein Aussehen; es lebt aber nicht lange; seine Wonne ist die Freiheit der Wüste. Man giebt den Pferden während der heißen Jahreszeit wenig Wasser; statt dessen zuweilen Kamelsmilch, welche sie eben so gerne trinken, als sie ihnen wohl bekommt.

Aber das wohlthätigste Geschenk, womit die Vorsehung die Bewohner Africas begnadigte, ist das Kamel, das Schiff der Wüste, auch Hadschi Baba, der Vater der Pilgrime, genannt. Letzterer Ehrentitel gebührt ihm als dem Träger der Geschenke des Großherrn nach Mecca. Mohammed gestattete ihm den Eintritt ins Paradies zur Belohnung für die Dienste, welche es dem Propheten geleistet. Soll man sich wundern über die Verehrung, deren dieses Thier sich erfreut? Wie der Hindu sich mit dem Mist der heiligen Kuh einreibt, so [illegible]cht der Beduine sich das Gesicht mit dem Schaum, der vom Mund des Kamels fleußt. Das Kamel nimmt ungeheure Lasten auf sich; oft sitzt ihm eine ganze Familie auf dem Nacken; es liefert seinem Besitzer Milch, Fleisch, Haut, Haare. Der müde Wanderer, der sich auf den Sand legt, um auszuruhen, findet unter seinem Leib ein schirmendes Obdach; es wacht, während er schläft, und wie der treue Hund *), warnt es ihn vor dem Feind, der um das Lager schleicht. Durch seinen Instinkt weiß das Thier auf eine beträchtliche Entfernung, wo Wasser ist; sein erstaunenswerther Ortssinn macht es zu einem sicheren Wegweiser durch die Wüste; Hunger, Durst, Strapazen — Alles erduldet es mit unvergleichlicher Geduld; es setzt seine Muskeln in Thätigkeit und geht seine Straße, so lange seine Kräfte nicht erschöpft sind; und nur wenn es nicht mehr kann, sinkt es zusammen, und hört nicht eher auf nützlich zu seyn, als es seinen letzten Seufzer aushaucht. Manchmal spannt man das Kamel wie den Ochsen oder das Pferd vor den Pflug; doch gewöhnlich dient es bloß als Saumthier. Zum Laden läßt es sich auf die Knie nieder, und durch ein Zischen oder eine Bewegung des Kopfes giebt es zu verstehen, wann es genug hat. Man braucht es nicht zu führen oder durch Schläge anzutreiben. Obgleich langsamen Schrittes, scheut es lange Märsche nicht, und legt ohne zu rasten — Stunde für Stunde — seine 15 bis 16 Stunden zurück; nur auf nassem Boden wird ihm das Gehen sauer, da es wegen der Form seines Fußes leicht ausgleitet. Wenn eine Karawane zusammenreist, so schlagen die Vordersten die Trommel; auch bindet man dem Leitkamel Glöckchen an die Knie. Will man sich spuden, so stimmt man einen Gesang an, wodurch sich die Thiere ermuntert fühlen, ihre Schritte zu beschleunigen. Das Gewicht der Last, die man ihnen zu tragen giebt, mag sich auf 50 bis 100 Centner belaufen, und bei dieser Bürde kann es vier bis fünf Tage ohne Wasser seyn, indem es sich begnügt, die Wurzeln und jungen Schößlinge, auf welche es auf seinem Pfade stößt, im Gehen abzuwalden. Wermuth, Nessel und Distel werden nicht verschmäht. An seinem Hals hängt ein Sack mit Gerste und kleinen Broden, die es unter Wegs zur Nahrung empfängt. Durch eine weise Vorkehrung der Natur führt das Kamel in sich einen Behälter, woraus es wie aus einem Brunnen, wenn es Noth thut, eine Zeit lang den Durst stillt, und oft sterbend verschmachtenden Reisenden Labung spendet. Die Eingebornen von Africa ziehen sein Fleisch jedem andern vor; es ist nur etwas hart; desto trefflicher aber schmeckt seine Milch, aus der man einen Käs bereitet, der dem besten italienischen, dem von Pratalino oder Rouka, Nichts nachgiebt. Von so sanftem Temperament das Kamel ist, so ruft doch die Brunstzeit in ihm, zumal in den Weibchen, eine Heftigkeit — man kann fast sagen — eine Wuth hervor, die so weit geht, daß sie sich rennen und beißen, und man ihnen den Kopf verhüllen muß. Da setzt es förmliche Raufereien ab, welche den Türken und Mauren so belustigen, als den Engländer seine Hahnenkämpfe, den Spanier seine Stiergefechte. Das der Berberei eigenthümlich angehörige Kamel heißt Demel; es ist weit größer als das asiatische. Das Dromedar, welches in Algier in nicht großer Anzahl getroffen

*) Der Hund ist indessen, wie man aus dem Umstand ersieht, daß man seinen Namen als Schimpfwort für Christen gebraucht, bei den Mauren in keiner Achtung; desto mehr die Katzen, deren es hier so schöne giebt als in Angora. Zu der natürlichen Neigung des Mauren für ein so gesetztes und schläfriges Thier, die aus einer Charakterverwandtschaft hervorzugehen scheint, kommt noch eine gewisse religiöse Verehrung. Der Prophet, erzählt man, fand einst eine Katze schlafend im Aermel seines Mantels; statt sie zu wecken, schnitt er mit seinem Säbel den Aermel ab, und ging hin, in seinem verstümmelten Mantel, sein Gebet zu verrichten in der heiligen Kaaba.

wird, ist ein Zweig desselben Stammes; nur sind seine Formen eleganter, und es verhält sich zu jenem wie der Haushund zum Windspiel. Man befestigt ihm in der Oberlippe einen Ring, woran man ein Seil bindet, welches den Zaum vorstellt. Die Flüchtigkeit dieser Thiere grenzt ans Wunderbare, wenn man anders Alles glauben darf, was die Araber davon zu erzählen wissen. Wenn, sagen sie, Ihr einem Mann auf einem Dromedar begegnet, den Ihr grüßt, so ist er bereits Euch wieder aus dem Gesicht, ehe er mit seinem Salam aleikum das Eurige erwiedert hat. Der englische Reisende Jackson behauptet, einen Weg, zu dem eine Caravane fünf und dreißig Tage brauche, vollende man auf einem Dromedar in fünf. Ein solcher Reiter läßt sich quer hinaufbinden und zieht, um sich gegen die Einwirkungen der Atmosphäre zu verwahren, ein Tuch über das Gesicht. Der Bau des Kamels entspricht ganz seinen übrigen Eigenschaften. Die erhabene Lage seines Halses schützt es gegen die erstickenden Sandwolken; eben so seine halbgeschlossenen und durch dichte Brauen beschatteten Augen; seine breiten Fußsohlen erleichtern ihm das Gehen auf beweglichem Grund; die Schnelligkeit seines Schrittes, welcher zwei Schritten eines Pferdes gleich kommt, vermindert die Schwierigkeit seiner Aufgabe; kurz, während alle Geschöpfe sich mühsam durch den Sand der Wüste Bahn brechen, befindet sich hier das Kamel in seinem Element.

(Fortsetzung.)

Leake's Besuch in einem griechischen Dorfe in Laconien.

Als wir uns Finikiotika näherten, ergriffen die Einwohner die Flucht und verbargen sich. Ich erhielt indeß bald Zulaß in der besten Hütte des Dorfes, in welcher der erste Gegenstand, auf den mein Auge fiel, ein Marmor mit einer griechischen Inschrift war. Das Haus ist auf die gewöhnliche Weise gebaut, von Lehm mit einem Gipsüberzuge; das Dach mit Stroh gedeckt, was man in griechischen Dörfern nur selten findet. Ein etwas erhöhter Erdaufwurf in der Form eines Halbkreises dient zum Heerde, obgleich keine Spur eines Schornsteines vorhanden ist; auf der andern Seite sondert eine niedere Lehmwand den Theil des Gebäudes, welcher zum Aufenthaltsorte für die Menschen bestimmt ist, von jenem, den die Ochsen und Esel einnehmen; eine Thür führt in beide Abtheilungen. Die gewöhnlichen Geräthschaften einer griechischen Bauernhütte stehen oder hängen an den Wänden umher: ein Webstuhl, runde geflochtene Körbe, die mit Lehm ausgeschlagen sind, um Korn darin aufzubewahren, ein Sieb, kupfernes Küchengeschirr und zwei Lauten. Der Boden ist die bloße Erde, doch gleich den Wänden mit einem Lehmüberzuge bedeckt. An der Außenseite des Gebäudes ist ein Backofen angebracht; und im Garten zeugen einige Bohnen und Artischocken und ein Weinstock, der über das Dach gezogen ist, von einem höhern Grad von Wohlstand oder Arbeitsamkeit. Der Marmor mit der Inschrift befand sich in der Wand neben der Thür, und es zeigte sich, daß er ein merkwürdiges Denkmal des Alterthums war. Er wurde zu Ehren des Cajus Julius Eurykles errichtet, der zu Strabo's Zeit Statthalter von Laconien und ein so reicher Mann war, daß die Insel Cythera (Cerigo) ihm als Privateigenthum gehörte. Auf den lacedämonischen Kupfermünzen, die unter seiner Statthalterschaft geprägt wurden, wird sein Name gefunden. Strabo fügt hinzu, daß Eurykles das Vertrauen des römischen Kaisers dazu mißbrauchte, einen Aufstand zu erregen, der indessen bald mit seinem Tode endigte. Pausanias sagt uns, daß er ein prächtiges Bad zu Korinth baute. Als der Herr der Hütte des Abends von seiner Feldarbeit nach Hause kehrte, erzählte er mir: er habe den Stein zu Blitra gefunden, wie gegenwärtig einige Ruinen bei Kavo-ppli heißen, und ein Türke, der jetzt todt sey, habe ihm gerathen, ihn nach seinem Hause mitzunehmen. „Aber wie weiß ich, schloß er, ob er meinem Hause nicht noch Unglück bringt, wenn er vielleicht zu einer alten Kirche gehört hat?" Der Grund des Türken, weßhalb er mit dem Marmor Nichts zu thun haben wollte, war, daß er ein Werk der Ungläubigen gewesen sey. Das Unglück aber, welches der Grieche fürchtete, war meine Ankunft mit zahlreichem Gefolge, wodurch seiner Meinung nach ihm Kosten, wo nicht etwas Schlimmeres verursacht werden konnte.

Capefigue's Geschichte von Philipp August.

Eine der wichtigsten Perioden in der französischen Geschichte ist die Zeit, wo König Philipp August zuerst die Macht der großen Vasallen brach und dadurch den Grund zu jener großen Monarchie legte, welche selbst durch die Stürme der Revolution zwar erschüttert aber nicht gestürzt werden konnte. Die Geschichte Philipp Augusts von Capefigue (Historie de Philippe Auguste, par Capefigue, Paris 1829. 4 vols. 8.) schildert uns jene denkwürdige Zeit, nach den Quellen, treu ohne Vorurtheile, mit scharfem richtigem Blick, aber zum Unglück in einer Manier, welche sonderbar genug gerade durch ihr Streben nach vollendeter Wahrheit die Wahrheit verfehlt. Schon in den Romanen Walter Scott's ist es als ein Fehler bemerkt worden, daß die Personen derselben mitten in ihrer alterthümlichen Umgebung die Sprache unserer Salons sprechen; bei Weitem in höherem Grade störend ist es aber, wenn der Geschichtschreiber, während er den Chronikenton seiner alten einfachen Gewährsmänner affectirt, sich nicht enthalten kann, die Ideen und Ansichten seiner eigenen Zeit einzuflechten; und sofern Dieß geschiehe, sehen wir nicht ein, warum man die alten Chroniken, die bereits vorhanden sind, noch einmal schreiben will! Der einzig richtige Weg scheint uns, auf der einen Seite die Geschichte in dem Tone zu schreiben, in den man doch immer wieder zurückfällt, weil er einmal bereits mit der Muttermilch eingesogen ist, und sofern man es für nöthig findet, die große Lesewelt nicht bloß mit den Thaten, sondern auch mit dem Colorit der Vorzeit bekannt zu machen, die gleichzeitigen Geschichtschreiber in zweckmäßigen Bearbeitungen zu erneuen: ein Unternehmen, welches vor einigen Jahren von einer deutschen Buchhandlung beabsichtigt, aber leider bisher noch nicht ausgeführt wurde.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 160. 9 Juny 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.
(Fortsetzung.)

Unter den wilden Thieren der Berberei ist das wilde Schwein das gewöhnlichste; es wird jedoch oft die Beute der stärkern Raubthiere, namentlich des Löwen. Vor diesen Feinden haben sich die Karawanen in Acht zu nehmen; es wird daher bei jedem nächtlichen Haltmachen ein nach den besten Regeln der Vertheidigung eingerichtetes Lager aufgeschlagen, und dasselbe mit einer Linie von Feuern eingeschlossen; wiewohl der Wolf und der Schakal sich durch derlei Vorsichtsmaßregeln nicht immer abhalten lassen. Mit einem dumpfen Gebrüll, das immer lauter und lauter wird, und zuletzt dem Donner gleicht, nähert sich der Löwe, und ehe der Schrecken sich gelegt, oder ehe eine Kugel ihn erreicht, hat er sich schon seines Raubes versichert. In einigen Theilen der Berberei giebt es so zu sagen förmlich bestellte Löwenjäger; sie betreiben die Jagd auf zweierlei Art: entweder binden sie ein Stück Vieh als Köder an einen Baum und verbergen sich in der Nähe; wenn dann der Löwe kommt, seinen Appetit zu befriedigen, so schießen sie ihre Büchsen auf ihn ab und tödten ihn; oder sie graben große Gruben, die sie mit Baumzweigen und Rasen zudecken, damit er sich darin fängt. Diese Jäger essen das Fleisch des Löwen, ungeachtet seiner außerordentlichen Härte und seines widrigen Geschmacks, der sogar die Hunde abstößt; ihre Haut werfen sie als Schabrake auf ihre Pferde, und wohl mag sie auch Mancher, wie ein anderer Alcide, um seine Schultern hängen. Tiger findet man in der Berberei nicht, und das Thier, welches diesen Namen trägt, ist der Panther. Auf dem Atlas haust auch der grimmige braune Bär. Legionen der allgezeit hungrigen wolfähnlichen Schakale umschwärmen unter entsetzlichem Geheul die Dörfer und wühlen die Gräber auf; aber still und einsam bei nächtlicher Weile zieht die Hyäne zum Krieg gegen die Wohnungen der Menschen und der Thiere aus; mit brennenden Augen folgt sie den Karawanen, die Gelegenheit zum Ueberfall erspähend. Die Hyäne ist mit einem besondern Instinkt begabt, der sie einen frisch eingescharrten Leichnam schon in der Ferne wittern läßt. Hin und wieder schaaren sich aber auch die Hyänen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen zusammen, und mit ihrem Fraß auf dem Rücken kehren sie langsam nach dem Dickicht ihrer Wälder oder dem Dunkel ihrer Höhlen zurück.

Für den Waidmann ist Arbeit vollauf. Außer den genannten Thieren, deren Jagd freilich nicht Jedermanns Sache seyn dürfte, und außer manchen andern, die man noch nicht hinlänglich kennt, sind Stachelschweine, Gasellen, die sämmtlich in Menge vorhanden, Hasen (letztere klein und minder zahlreich), wilde Katzen, und aus dem Geschlecht der Vögel *) Rebhühner, Schnepfen verschiedenerlei Enten ꝛc., vor Allem aber Strauße interessante Gegenstände. Letztere, in der Wüste Angard zu Haus, zeigen sich manchmal in großen Haufen, die, von Weitem gesehen, man für einen Trupp Beduinen zu halten versucht wird. Zu Anfang des Winters verliert der große Strauß (Kamelstrauß genannt, wegen der Aehnlichkeit seines Fußes mit dem eines Kamels, s. wie wegen der Haltung seines Kopfes) seine schönsten Federn, wo dann die Araber nicht ermangeln, sie zu sammeln. Allein damit begnügen sie sich nicht, sondern sie machen auch auf ihn Jagd; es bildet sich eine Gesellschaft von zwanzig bis dreißig Reitern; diese gehen hinaus, und wenn sie auf einen Trupp Strauße stoßen, so nöthigen sie den unbeholfenen Vogel gegen den Wind zu laufen, bis seine Kräfte erschöpft sind, indem der Wind in seine Flügel, die nur bestimmt scheinen ihn im Gleichgewicht zu halten, wie in ein Segeltuch hineinbläst. Der Balk

*) Die Ornithologie der Berberei bietet ein weites Feld dar. Man findet fast alle Vögel des südlichen Europa's. Wachteln und Staaren, besonders erstere, sind außerordentlich zahlreich — sie stellen sich als Zugvögel im Herbst ein. Von Tauben giebt es wenigstens zwanzig Arten. Der Storch wird verehrt wie in Holland. Pananti sah blaue Lerchen, die man in Italien nicht kennt. Die gemeine Ente ist am Kopf weiß, am Schnabel roth, am Leib schwarz, an den Flügeln scheckig. Zu den seltenern Vögeln gehören der aschfarbene Falk (karabur) und die große Krähe der Wüste (graab) mit rothem Schnabel und rothen Beinen; der Saharag gleicht unserer Aelster, nur hat er eine durchdringendere Stimme; die Trappe wird wegen ihrer Gewandtheit, dem Falken zu entgehen, gerühmt, und ihre Galle wird als ein unfehlbares Mittel gegen Augenübel betrachtet. Der Capsi, eine große Art von Sperling, mit schimmernder Brust und röthlichen Seiten soll eine schönere Singstimme haben als die Nachtigall oder der Hänfling, dieselbe aber im Bauer verlieren.

des Straußen, der eher einem Fell als irgend etwas Anderem gleichsieht, wird sehr geschätzt und die Jagd soll eben so gewinnreich, als belustigend seyn.

Daß es in einem Land unter dieser Breite, welches in der Cultur so vernachlässigt ist, nicht an Reptilien fehlt, läßt sich erwarten. Viele Schlangen, die man findet, sind sehr giftig. Die Schlange, welche den Marsch der Armee des Regulus aufhielt, und welche zu tödten man sich der Kriegsmaschinen bedienen mußte, war vermuthlich eine Boa. Von Allem aber, was da kriecht, soll am Gefährlichsten der Scorpion seyn, deren es, wie in Brasilien, mancherlei Variationen giebt, von denen die Farbe bald vom Schwarzen ins Braune, bald vom Gelben ins Weiße schillert. Der Scorpion der Berberei ist größer als der italienische, und so giftig, daß kein Jahr vergeht, wo nicht einer Anzahl von Personen sein Biß verderblich wird, der immer außerordentlich schmerzt, und außer den Monaten Juli, August und September, auch immer tödtlich ist. Wegen der Leichtigkeit, womit dieses Reptil sich in die Häuser einschleicht, muß man sich sehr hüten, ein Bett an die Wand zu stellen. Man will wissen, daß es, gleich den Psyllern des Alterthums, noch jetzt Leute gebe, welche die Kunst Schlangen und Scorpione zu bezaubern und unschädlich zu machen, verstünden. Die Einwohner machen sich mit den letztern einen eignen Spaß; sie sperren eine Ratte und einen Scorpion zusammen in einen Käfig, und bald beginnt ein erbitterter Kampf, der eine Stunde dauern kann und meist mit dem Tod des Scorpions endet. Aber wenige Augenblicke — und der Sieger schwillt an, verfällt in Zuckungen und theilt das Schicksal des Besiegten. Eine andere Unterhaltung nach maurischem Geschmack besteht darin, eines dieser Reptilien auf einen Platz zu setzen, den man rings mit Stroh umgiebt, welches man anzündet. Nach vergeblichen Versuchen die Flamme zu passiren, wendet der Scorpion seine Stachel gegen sich selbst und wird sein eigner Henker.

Ein Insekt dürfen wir nicht übergehn, welches man die allgemeine Landplage Africa's nennen kann — wir meinen die Heuschrecke. Einige dieser Thierchen haben braungefleckte Flügel mit hellgelbem Körper; andere — und zwar die gefürchtetsten sind roth. Gewöhnlich erscheinen die Heuschrecken gegen den Mai hin; sie verbreiten sich in den Ebnen und Thälern, um ihre Eyer zu legen, aus welchen einen Monat nachher die Jungen ausschlüpfen. Sofort sieht man sie in so ungeheurer Menge, daß sie oft ein dicht geschlossenes Heer bilden, welches mehrere Morgen Lands bedeckt. In gerader Linie sich fortbewegend verzehren sie mit unglaublicher Geschwindigkeit was sie auf ihrem Weg treffen; ein Paar Stunden und alle Hoffnung des Landmanns ist vernichtet. Zuweilen tritt die Bevölkerung eines ganzen Districts, welcher so heimgesucht wird, zusammen und beschäftigt sich mit den Mitteln, sich seiner ungebetenen Gäste zu entledigen. Es werden Gräber gegraben oder Feuer angezündet; umsonst: das Vernichtungsheer setzt seinen Marsch fort; Nichts hält es auf oder lenkt es von seiner Bahn ab. Die Heuschrecken stürzen sich mit Ungestüm in die Flammen und ersticken diese durch ihre Masse. Sie werfen sich in die Gräber und füllen sie aus — und fort geht es unaufhaltsam. Auf die Vordern drängen die Hintern, und wenn jene auch zum Theil gefallen, gleichgültig schreiten die folgenden über ihre Leichname hinweg; jede Lücke ersetzt sich augenblicklich wieder. Zwei oder drei Tage nach dem Durchzug des ersten Heeres kommen andere Abtheilungen, welche Wurzeln und Zweige der Bäume zerstören, deren Laubwerk und Früchte von jenen abgenagt wurde. Hat der Krieg gegen die Fluren und Felder auf diese Weise etwa einen Monat lang gedauert, so haben die Heuschrecken ihre natürliche Größe erreicht und es geht mit ihnen eine Verwandlung vor. Sie hängen sich an Gebüsch oder Felsen und nach zehn Minuten zeigen sie sich in ihrem neuen Staat. Anfangs sind sie noch schwach und matt; aber bald verleiht die Sonne ihren Fittigen Schwungkraft; sie erheben sich in die Höhe, und verdunkeln die Luft; auf Meilenweite ertönt ihr Flügelschlag. Während ihres kurzen Verweilens verrathen diese Insekten eine Hast des Hungers, die sie fort und fort — oft blindlings bis ins Meer — treibt. Tritt plötzlich Nordwind ein, so zerstört er sie zu Millionen — über Hunderte von Meilen zerstreut liegen dann ihre Cadaver und pestartige Krankheiten stehen zu erwarten. Wären die Mauren weniger indolent und weniger verblendet von ihrem Fatalismus, so könnten sie leicht einen großen Theil dieser Insekten zerstören, wenn sie den Zeitpunkt benützten, wo dieselben ihre Eyer legen; so aber verlassen sie sich auf die Vorsehung und auf den Vogel Samarmog, von dem sie glauben, daß er die Heuschrecken befehde, wie der Storch die Schlangen. Wenn die Kinder daher eine Heuschrecke fangen, so lassen sie sie wieder fliegen und rufen dem Samarmog. Einen Vortheil zieht man endlich doch auch von diesen Insekten; man liest deren ganze Säcke voll auf, thut sie in heißes Wasser und läßt sie auf der Erde wieder trocknen. Dann kann man sie braten und speisen; sie sollen nicht übel schmecken. So möchte also wohl außer Zweifel seyn, daß diese Heuschrecken dieselbe Art sind, welche in die Küche der Anachoreten von Thebais kamen. *)

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Literatur und Kunst.

3. Urtheil eines Schweden über das königliche Theater in Stockholm.

(Schluß.)

Was sollen wir endlich von den unmoralischen Bühnenstücken sagen? Daß zwar die Poesie nicht das Gnadenbrod bei der Sittenlehre genießen solle, daß es aber keine unglücklichere Verirrung gibt, als die, unmoralische, niedrige Neigungen und Leidenschaften u. s. f., welche man verächtlich oder lächerlich machen will, durch die Schlüpfrigkeit der Darstellung in ein reizendes Licht zu stellen, wie Dieß z. B. in Kotzebues Kleinstädtern der Fall ist. Nichts ist verführerischer, untergräbt mehr die sittliche Kraft des Menschen, als gerade Dieß, was weder Tugend noch Laster, weder

*) Von den ordinären Insekten sind die beschwerlichsten die Fliegen; wenn von diesen ein Schwarm über ein Pferd herfällt, so kennt man Beispiele, daß ein solches sich an den Stichen verblutete.

Dichtung noch Wahrheit, weder Scherz noch Ernst ist, und sich in so vielen Schauspielen Kotzebues und Andrer findet. Die Verirrungen eines großen Geistes schaden hier weit weniger, als die eines kleinen. Werther und die Räuber machten zwar manchen warmblütigen Jüngling toll im Kopf, aber was will Dieß seyn in Vergleichung mit den Wirkungen der lafontäneschen Romane, welche beinahe ein ganzes Zeitalter entnervt und wahrhaft zu Grunde gerichtet haben!*) Wir kommen noch einmal darauf zurück, die Armuth drängt uns nicht so sehr, daß wir nach dem nächsten Besten greifen müßten. Europas dramatische Kunst besitzt noch viele unter uns bekannte und unbekannte Schätze von hohem Werth. **)

Man hält uns vielleicht entgegen, solche unbedeutende Stücke füllen Theater und Theaterkasse mehr, als jedes andere. Allein diese Behauptung ist ungegründet. Der niedern Volksklasse behagt allerdings vor Allem das Rauschende, Wilde, Schreckliche, aber gerade deßhalb sind die Stücke, über welche wir uns eben beklagten, nicht einmal bei ihr beliebt. Doch auch solche Stücke, deren Verfasser diesen Geist des Volks wohl berücksichtigten, werden, wenn sie keinen innern Werth haben, nur Eins oder ein Paar Male gefallen, während dagegen das wahre Verdienst zuletzt immer und selbst von Denjenigen anerkannt wird, die sich in ihrem Urtheil nur von Andern leiten lassen, (daher sich Hamlet, wenn gleich für die Menge so schwer verständlich, auf unsren Schaubühnen, wie auf fremden, immer erhalten hat). Nur verbessere man den Geschmack des Publikums durch eine gute Auswahl. Hiezu ist in der That Nichts geeigneter als das Theater, das sozusagen alle Künste umfaßt, und allen Klassen offen steht, daher es auch auf der andern Seite, mehr als alles Andere, den Geschmack verderbt, sobald es im Staube kriecht, der Schwachheit schmeichelt, und statt das Publikum zu sich heraufzuziehen zu ihm hinabsteigt. — Endlich ist es denn etwa mit dem königl. Theater auf eine Geldspekulation abgesehen? Sucht man nicht vielmehr seine Einnahme zu vermehren, damit es desto vollkommener, damit der Anfangs genannte Zweck um so sicherer erreicht werde, dem man durch Aufführung schlechter Stücke, mag sie noch so Viel einbringen, offenbar entgegenarbeitet? Machte man somit die Erreichung des Zwecks nicht unmöglich um des Mittels willen? Freilich beginne man nicht allein mit Shakespeare, noch weniger mit Calderon, der wenigstens nicht seinem ganzen Umfange nach von der Menge begriffen werden kann, sondern mit Göthe, Schiller, Lessing, Oehlenschläger — auch von den bessern Arbeiten der Franzosen besitzen wir eine hübsche Anzahl — man vertheile die Rollen zweckmäßig, und bald wird Niemand oder beinahe Niemand mehr den Lappereien nachgehen, welche jetzt die gewöhnliche Augenlust des Volks ausmachen. Daß Othello keinen Beifall fand, erklärt sich aus der Zeit seiner Aufführung, den Mängeln der Uebersetzung und aus den Umtrieben einer literarischen Partei, welche die Zeit zwischen den verschiedenen Vorstellungen dieses Meisterwerks dazu benützte, ihren Ansichten Eingang beim Publikum zu verschaffen. Kleinere Schauspiele sollten auf größern, stehenden Bühnen, nur zuweilen zur Abwechslung aufgeführt, nie aber sollten ihrer mehrere an Einem Abend gegeben werden. Aus dem gesellschaftlichen, alltäglichen Leben geschöpft, und dasselbe schildernd, gehören dramatische Kleinigkeiten vorzugsweise ihm zu, sie eignen sich daher besonders für kleinere herumziehende Truppen, oder für Liebhabertheater. Dagegen können sich bei Aufführung solcher unbedeutenden, flüchtig zusammengesetzten Stücke keine vorzüglicheren Talente entwickeln, und sie gewährt höchstens einen angenehmen Zeitvertreib, aber keinen höhern Kunstgenuß. Sorgfältige Auswahl und Abwechslung nach Ton, Farbe und nationalem Geist ist hier so sehr, als irgendwo, nöthig. Die kleinen französischen Stücke, wenn auch vergleichsweise die besten, können nicht in die Länge unterhalten, weil man auch das Leben anderer Völker geschildert wünscht. Warum, hält man sich nun aber bloß an Scribe, Mazéres und andere Franzosen, warum nicht auch an einen Coleridge, Wilman, Knowles, die berühmte Johanna Baillie und andere neuern Dramatiker der Engländer; warum nicht an Oehlenschläger und Heiberg, und wollen wir ältere dänische Stücke benützen, so sollten wir wenigstens Holberg nicht so ganz vergessen, der mit Moliere den Thron im neuern Lustspiel einnimmt. *) Seine etwas derben Späße ließen sich leicht für den

*) Um nicht eine zu geringe Meinung von dem schwedischen Theater, und damit (gemäß den einleitenden Bemerkungen über die Wichtigkeit des Schauspiels im Allgemeinen) von der Bildung der schwedischen Nation zu bekommen, vergesse man nicht, daß der Verfasser dieses Aufsatzes den Zustand desselben betrachtet, wie er seyn sollte, und keineswegs wie derselbe sich gegenwärtig fast überall befindet. Nur darum, weil hier auch ein Fremder, zwar vielleicht zu starke, doch gewiß treffende und zeitgemäße Bemerkungen über den Verfall der Bühne überhaupt giebt, fanden sie hier eine Stelle. Der Ausländer kann durch sie den Zustand des schwedischen Theaters, allerdings nicht kennen lernen; sie halten sich für ihn zu sehr im Allgemeinen, vergleichen es nicht mit dem der ihm bekannten Bühnen.

**) Auch dieser Vorwurf, daß man so vielfach zum nächsten Besten greife, trifft Schweden gewiß nicht mehr, als z. B. Deutschland. Nur sind wir darob noch mehr zu tadeln, da wir, bei unsrem eignen Reichthum, nicht einmal dieser fremden Schätze bedürfen. Aber die unsrigen sind freilich wie die fremden meist nicht mehr neu, und unser Publikum scheint mehr Interesse für's Neue, als für's Schöne zu haben.

*) Für Den, welcher Abwechslung nach Ton, Farbe und nationalem Geist verlangt, ist Holberg ohne Veränderung genießbar. Gerade, weil er so ganz seiner Zeit und seinem Volk angehört, wird er nie veralten und überall gefallen. Welche Lebendigkeit, Frische und Wahrheit! Wir erhalten durch seine Lustspiele eine eben so getreue, als unterhaltende Schilderung von Dänemark, besonders von Kopenhagen, wie sie vor 100 Jahren waren. Manche Modethorheiten, die er lächerlich macht (z. B. in Jean de France) sind auch zu unsrer Zeit wieder an der Tagesordnung. Sollte er aber von Zeit zu Zeit auf die Bühne geführt werden, so müßte er sich allerdings viele Veränderungen und Ausscheidungen gefallen lassen, da uns jene Zeit nicht so sehr interessiren kann, daß uns Bilder aus ihr öfters unterhalten könnten. Möchten unsre Lustspiel-Fabrikanten, in deren Machwerken sich „keine Spur von Erfindung, Neuheit und Laune findet," gute, aber veraltete Stücke von Holberg und Andern — nicht etwa umarbeiten, sondern nur — mit den nöthigsten Abänderungen und Auslassungen, in unsre Sprache übersetzen. Nur ist es freilich um's Moderalisiren immer eine bedenkliche Sache, die selten gelingt. Durch Schillers ungünstiges Urtheil über Holberg lasse man sich nicht irre machen. Es beweist die Wahrheit des Urtheils, welches Schiller in Beziehung auf seinen Beruf zum Lustspieldichter über sich selbst fällt. Heiberg, der Sohn des großen, nur zu scharfen Satirikers war leider

Geschmack unserer Zeit genießbar machen. Deutschland besitzt auch gegenwärtig manches Stück von Verdienst, z. B. Klingemanns Lustspiel „Don Camacho's Hochzeit." Schweden selbst das hübsche Stück „Erich XIV"*) (von Beskow.) Zum Beweis, daß einige Theater in Landstädten verschiedene gute romantische Stücke angenommen haben, führen wir an, daß Hamlet zu Karlskrona schon in den 1780 Jahren, zu Gothenburg einige Jahre früher, als in der Hauptstadt aufgeführt wurde. Hier sah man auch schon vor mehreren Jahren Aemilia Galotti. Hr. Djurström hat die Räuber und Kabale und Liebe, Oehlenschlägers Axel und Walborg, Kalderons „das Leben ein Traum," Müllners Schuld, Grillparzers Ahnfrau, Körners Hedwig gegeben, Alles mit großem Beifall.**) Oehlenschläger, der uns den alten Norden von so vielen Seiten so schön darstellt, verdient besonders, im Nachbarland beachtet zu werden. Auch Schiller hat, schon als Verfasser des Wallenstein, bei den Schweden die ungerechte Vergessenheit nicht verdient, wozu er verdammt ward. Die Direktion des königl. Theaters wird gegründeten Wünschen der Nation um so eher zu entsprechen suchen, da die Errichtung andrer Theater in der Hauptstadt verboten, diese also allein an jenes gewiesen ist.

Mit unsern Bemerkungen über die lyrische Abtheilung können wir uns kürzer fassen. Was die Oper betrifft, so ist man im Ganzen mit Takt und Ueberlegung zu Werke gegangen, und das Publikum hat sich empfänglich gezeigt. Erinnert zu werden verdient bloß, daß unbedeutendere Künstler, wie Spontini, durch Eine Kompesition hinlänglich repräsentirt wären, eher wären Webers Oberon, oder Euryanthe, oder Spohrs Zemir und Azor zu wünschen. Man hat es besonders dem vorigen Direktor, Grafen Lagerbjelke, zu danken, daß Dekoration, Gruppirung und was sonst zur Aufführung gehört, gewöhnlich fast Nichts zu wünschen übrig läßt. Nur im Costüme wurden manche Mißgriffe bemerkt, und was wir besonders zu rügen haben — es wurden zuweilen auf die Oper mehr Kosten verwandt, als nöthig waren, und als die beschränkten Einkünfte des Theaters gestatteten. Noch mehr — indem das Aeußere, Zufällige auf Kosten des Innern, Wesentlichen begünstigt ward, brachte man dem Publikum mehr Geschmack an dem Glänzenden, als an dem Schönen bei. Wo will man am Ende einem beständig wachsenden Luxus steuern? Wie zuletzt ein von Prachtliebe erschöpftes Publikum zufrieden stellen? Daß schon jetzt die Opern, in welchen die meiste Pracht verschwendet wird, die beliebtesten sind, sieht man daraus, daß der mittelmäßige Ferdinand Cortez immer weit mehr besucht wird, als Figaros Hochzeit. Wir würden einige 1000 Thlr. von Dem, was auf diesen Cortez verwandt wird, auf eine und die andere von Mozarts Opern vertheilen, die ziemlich stiefmütterlich behandelt worden sind, (so wie wir auch auf Othello Mehr verwandt wünschten, als auf so manches Schauspiel, das durch alle Vorsorge der wohlverdienten Vergessenheit nicht entzogen werden kann). Der Instrumentalabtheilung kann kein anders, als ein vortheilhaftes Zeugniß gegeben werden. Mit mehr Genauigkeit, Einheit und Haltung in Ausführung der Partieen könnte auch die königl. Kapelle jede Vergleichung mit den bessern ausländischen aushalten. Was man etwa einzuwenden hat, daß sich die dramatische Abtheilung von jener zu wenig unterstützt sehe, daß das Orchester zu schwach besetzt sey, daß zu wenig in den Musikalien gewechselt werde, hat seinen natürlichen Grund darin, daß die vorzüglicheren Künstler für größere Dinge aufgespart werden müssen, und daß ein beständiges Einüben neuer Stücke große Schwierigkeiten hat.

Das Ballet ist oft weniger günstigen Beurtheilungen ausgesetzt gewesen und sicher würde es neben vielen andern eine mittelmäßige Figur machen. Wenige Mitglieder haben mehr, als mittelmäßige Talente, die meisten sind nicht einmal mittelmäßig.*)

---

durch Geldverlegenheiten genöthigt, gleich bei seinem ersten Auftreten seine Talente in den Dienst des Modegeschmacks zu geben, und Scribe zum Vorbild zu nehmen, weßhalb er jedoch stark angegriffen ward. Oehlenschläger möchten wir als Lustspieldichter nicht hoch stellen; darüber aber, daß auch seine Trauerspiele in Deutschland so selten aufgeführt werden, wundert und beklagt er sich mit vollem Recht. In mehr als einer Rücksicht, nicht bloß weil er seine Dramen selbst in's Deutsche übersetzt, dürfen wir ihn zu den vaterländischen Dichtern zählen; man sollte denken, gerade gegenwärtig wäre es uns herzlich willkommen, einen solchen Mann als einen der unsrigen ansehen zu dürfen. Wie würde es uns schmeicheln, wenn ein Franzose oder Engländer uns die Ehre erwiese, deutsch zu schreiben; der Däne steht uns zu nahe!

*) Das aber kein Lustspiel ist. Beskow giebt den Heimdall heraus.

**) Was über die Entstehung der schwedischen Bühne bemerkt worden ist, macht es begreiflich, warum in den Provinzialstädten nicht französische Stücke früher, als in der Hauptstadt aufgeführt wurden. In jenen entschied die Stimme des Publikums, das von dem französischen himmelweit entfernt, durch französische Produkte nicht vorzugsweise angezogen werden konnte, in dem königl. Theater der Geschmack des französirten Hofs und Adels.

Die britischen Provinzen in Hinterindien.

Den neuesten Nachrichten zufolge sollen Unterhandlungen über die Rückgabe der britischen Eroberungen auf der Westküste von Hinterindien an die Birmanen im Gange seyn. Ein Aufstand, der zu Tavay und Mergui ausbrach, konnte nur durch militärische Gewalt unterdrückt werden; und im Allgemeinen sind diese Besitzungen für die ostindische Compagnie eine wahre Last, da die Verwaltungskosten die Einkünfte bei Weitem übersteigen. Indessen ist nicht von allen, sondern nur von den Tenasserimprovinzen die Rede.

---

*) Da dieser Aufsatz, bemerkt unser Referent, insofern für deutsche Leser Interesse hat, als er Wahrheiten zur Sprache bringe, die gegenwärtig überall nicht stark genug ausgesprochen werden können, indem z. B. die deutschen Theater, (selbst solche, wie das wiener Burgtheater, das berliner u. s. f.) dieselben Vorwürfe treffen, wie das stockholmer, so habe ich keinen Anstand genommen, ihn im Auszuge mitzutheilen. Ich selbst kann von dem stockholmer Theater Nichts sagen, als daß ich nicht Einen Schauspieler schlecht spielen sah. Einen vorzüglichen sah ich ebenfalls nicht, weil ich nicht das Glück hatte, Hjortberg zu sehen. Auch in Stockholm wie in Kopenhagen fand ich keinen schlechten, und nicht leicht einen mittelmäßigen, während auch auf den besten deutschen Bühnen Pfuscher oft Alles verderben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 161. 10 Juny 1830.

Memoiren von Robespierre.

Zweiter Artikel.

Ehe wir noch den politischen Schauplatz betreten, wird eine Mittheilung aus dem literarischen Treiben des Parlamentsadvokaten Robespierre nicht ohne Interesse seyn — ein Auszug aus der Lobrede auf den Dichter Gresset, und ein Madrigal auf ein junges Mädchen — auf deren beiderseitige Echtheit man sich wohl verlassen darf, da erstere den Schriften der Akademie von Amiens vom Jahr 1785, letzteres den Memoiren des Grafen Montlosier entnommen, Robespierres angeblichem Werk als pièces justificatives beigefügt sind.

1) Auszug aus der Lobrede auf Gresset.

Hunc lepidique sales lugent, veneresque pudicae
Sed mores prohibent, ingeniumque, mori.

„Das wahre Lob eines Mannes sind seine Thaten und seine Werke; jede andre Lobrede dürfte seinen Ruhm wohl nicht weiter fördern; gleichwohl aber ists ein schönes Schauspiel, wenn ein Volk Denjenigen, durch die es selbst berühmt geworden, die feierlichen Huldigungen darbringt; wenn es mit gerechtem Stolz diese Monumente seines Glanzes, diese Rechtstitel auf seine Hoheit betrachtet, und in der Brust seiner Bürger eine nützliche Nacheiferung erweckt durch das öffentliche Lob, das es den Tugenden und Talenten, die ihm Ehre erworben haben, zuerkennt.

Gresset war einer solchen Huldigung würdig, und Wem, meine Herren, kam es so wohl zu, als Ihnen, ihm dieselbe darzubringen? Sein Ruhm, der ganz Europa ins Auge strahlt, muß für Sie noch besonders erfreulich seyn; Sie theilen denselben; unter Ihnen wurde der große Dichter geboren, wollte unter Ihnen leben und sterben. . . . . .

Streuen wir denn um die Wette Blumen auf das Grab des Liebenswürdigsten der Sänger. Obwohl mich kein Band mit demselben vereint, soll mein Eifer doch nicht geringer seyn, denn der Ihrige. Sein Andenken wird auch Der heilig halten, der nur seine Schriften gelesen, nur von seinen Tugenden sprechen gehört hat.

O Gresset, Du warst ein großer Dichter, Du warst noch weit Mehr, Du warst ein guter Mensch; Religion und Tugend zürnen nicht über das Lob, das Deinen Talenten gespendet wird. Glücklich der Schriftsteller, der jene wie Du stets zu achten und zu befolgen versteht, der ihren erhabenen Stempel seinem Herzen, wie seinen Werken aufzudrücken weiß!

Gresset trat frühe in die berühmte Gesellschaft, welche seine Jugend gebildet hatte und Jedem, der vom Reiz des Studiums und der Wissenschaften angezogen war, eine liebliche Zufluchtsstätte zu bieten schien. In ihrem Schoß reifte der Dichter der Grazien.

Als er aber Die wieder verließ, welchen er durch Bruderbande angehörte, schwor er die Gefühle der Freundschaft, welche er ihnen gelobt, nicht ab, sondern beeilte sich, ihnen eine öffentliche Huldigung darzubringen, die ihn selbst noch mehr ehrt, als Die, an welche seine Worte gerichtet waren; er ließ ihnen in jenem seines Herzens und seines Talentes so würdigen Gedichte *) ein unsterbliches Pfand seiner Achtung und Liebe. So gebührte es Gresset, von den Jesuiten zu scheiden, und ein solcher Abschied gebührte einer Congregation, wo er einen Brumoi, einen Tournemine, einen Bougeant zurückließ.

Ein auffallendes Verdienst unterscheidet, meines Ermessens, Gressets Lieder von andern Erzeugnissen ähnlicher Art. Anakreon und seine Nachfolger haben die Lust des Bacchus, die Reize der Liebe besungen. Gresset öffnete sich eine neue Bahn: er verstand es, Vernunft mit Scherzen zu vereinigen und der Weisheit heitre Freude beizugesellen. Er hat jener leichten Poesie eine Sittlichkeit, einen Adel gegeben, deren man sie kaum für fähig hielt, ohne ihr irgend Etwas von ihrer natürlichen Anmuth zu entziehen. Gott verhüte, daß ich die Wuth jener entschlossenen Panegyristen nachahme, die sichs zur Aufgabe zu machen scheinen, der Größe ihres Helden alle Diejenigen zu opfern, die sich durch ein gleiches Talent ausgezeichnet haben. Lieblicher Chapelle, zarter Chaulieu, möchte ich auf ewig des Vergnügens beraubt seyn, Eure Schriften zu lesen, wenn ich es wagte, Euern Ruhm verdüstern zu wollen; aber Ihr selbst würdet zugestehen, daß dem Feuer Eurer lachenden Gemälde, der Weichheit und Leichtigkeit Eurer Pinsel durch Gresset Bestimmtheit, Correktheit, fortwährende Eleganz, verbunden mit einem Schwung und

*) Wir haben dieses Gedicht Ausl. 1829 Seite 1291 mitgetheilt.

einem philosophischen Sinn beigefügt worden sind, deren Ihr nicht in diesem Grad fähig wart.

Ein gleichzeitiger Dichter schien ein gefährlicherer Nebenbuhler für Gresset. Von Voltaire war jedes Fach der Literatur umfaßt worden; unter allen aber hatte sich sein Talent in jener leichten Art der Poesie am Entschiedensten ausgesprochen und das meiste Glück gemacht. Es dürfte vielleicht schwer seyn, zwischen beiden großen Dichtern in dieser Beziehung zu entscheiden, obwohl ihre beiderseitigen Erzeugnisse einen verschiedenen Charakter tragen. Vielleicht wird man in Voltaire mehr Witz, Abwechselung, Feinheit, Correktheit, in Gresset mehr Harmonie, Fülle, Natur, mehr jene liebliche Nachlässigkeit, jene glückliche Ungesuchtheit finden, welche den Hauptzug der leichten Dichtweise bilden. Der Erste unterhält, überrascht, bezaubert den Geist; der Zweite bringt dem Herzen eine noch süßere Lust; ich möchte Voltaires Lieder einem herrlichen, durch den Geschmack eines reichen Besitzers veredelten Garten vergleichen; die Eindrücke aber, die durch Gresset in mir erregt werden, der sanften Rührung, welche man beim Anblick jener anmuthigen Landschaften fühlt, wo die Natur all ihre Reize auszustreuen scheint, und die Empfindung ihrer Schönheit bis in die innerste Seele bringt.

Wir haben in unsern Tagen das Gebiet der Schaubühne durch Entstehung der sogenannten Dramen sich erweitern sehen. Ich weiß nicht, welche tolle Wuth eine Menge Kritiker mit einer Art von Fanatismus gegen diese neue Erscheinung antreibt. Ueberzeugt, daß die Natur bloß Tragödien und Komödien kenne, sahen jene hitzigen Kunstrichter jedes dramatische Werk, das nicht einen der beiden eben genannten Namen trägt, für ein Ungeheuer an, das man in der Geburt ersticken müsse; als ob die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit interessanter Gemälde, welche der Mensch und die Gesellschaft uns darbieten, nothwendig unter jene zwei Rubriken fallen müßte; als ob die Natur bloß zwei Töne besäße, und nicht tausende, die in der Mitte zwischen der Ungebundenheit des Frohsinns und den Ausbrüchen der tobendsten Leidenschaft liegen.

Aber die Dramen und der richtige Verstand haben über alle Schreier den Sieg davon getragen. Umsonst wollten sie uns das Vergnügen, daß wir bei jenen Werken empfanden, zur Schande anrechnen, und uns überreden, daß man bloß über den Untergang von Königen und Heroen gerührt werden dürfe. Während sie Bücher gegen die Dramen schrieben, eilten wir ins Theater um sie vorstellen zu sehen, und fühlten, daß unsre Thränen auch für ein andres Unglück, als dasjenige eines Orests, einer Andromache, in süßer Wehmuth fließen können.

Ich will mich nicht zum Richter machen zwischen den Philosophen, die das Schauspiel bekämpft, und denen, welche es gepriesen haben; ich will nicht untersuchen, ob Gresset Recht hatte, als er seine herrlichen dramatischen Werke schrieb, oder als es ihn gereute, daß solche von ihm verfaßt worden waren. Der Freund der Literatur wird die Erzeugnisse bedauern, mit welchen der Dichter diese Literatur noch ferner hätte bereichern können; der Bürger, welcher seufzt ob der Ueberfüllung der Bühne mit Stücken, die sie in eine öffentliche Schule schlechter Sitten umwandeln, wird mit Schmerz daran denken, wie früh dieselbe eines Genius beraubt wurde, der in seinen Werken den Abdruck eines tugendhaften, reinen Herzens zurückgelassen hätte. Wer aber wird dem rechtlichen Manne ein Opfer zum Vorwurf machen, welches er der Zartheit seines Gewissens schuldig zu seyn glaubt, und ihm die Grenzen, welche er seiner Liebe für die Tugend stecken soll, andeuten wollen!

Mögen Gressets Grundsätze zu streng oder nicht zu streng gewesen seyn; genug er hatte sie einmal, und besaß den Muth, ihnen zu folgen; er sah hier seinen Ruhm, dort seine Pflicht, und opferte den Ruhm der Pflicht. Ihr stolzen, hoch gestiegenen Geister, die ihr die sogenannten Vorurtheile mit so vieler Verachtung niedertretet, dünkt euch das Gefühl, durch welches ein solches Opfer hervorgerufen ward, etwa auch eurer Verachtung, eurer Schmähworte würdig? Wohlan, dann weihe ich mich selbst euern Epigrammen; ich erkläre, daß das Große und Heldenmäßige in meinen Augen das Unrecht, kein hingerissener Bewunderer eurer Lieblingsstudien gewesen zu seyn, weit aufwiegt; ich setze es über alle Werke, welche Gresset ausgezeichnet haben und noch fürderhin hätten auszeichnen können; und der Ruhm, der erste Lustspieldichter zu seyn, kommt in meinen Augen dem Verdienste, diesen Titel verachten zu können, nicht gleich.

Die Lobrede der meisten Schriftsteller endigt mit der Aufzählung ihrer Werke. Gressets Werke machen den geringern Theil seines Lobes aus. Warum läßt sich Dieß nicht auf Alle anwenden, die durch große Talente geglänzt haben? Sind Geist und Tugend nicht zu einem ewigen Bündniß bestimmt? Durch welch unseliges Verhängniß mußte das Talent der Tugend so oft den Krieg erklären? Schriftsteller — berühmter noch durch eure Unsittlichkeit als euer Talent — ihr waret geboren die Schmerzen eurer Mitmenschen zu versüßen, um Blumen auf die Lebensbahn zu werfen — und ihr habt dieselbe vergiftet, ihr habt euch ein grausames Spiel daraus gemacht, alle jene furchtbaren Leidenschaften gegen uns loszuketten, die unser Elend, unsre Schuldhaftigkeit verursachen.

Mitten in der unheilvollen Verwirrung war es ein großes Schauspiel, einen der ersten Geister des Jahrhunderts Religion und Tugend rächen zu sehen durch den Muth, womit er ihren erhabenen Geboten nachzustreben wagte, und dieselben durch das Gewicht seines Beispiels gegen den Angriff so vieler frechen Federn zu vertheidigen. Aber er glaubte, daß Dictatur der Constitution der Gelehrten-Republik entgegen sey, und würde Bedenken getragen haben, einen Titel des Vorrangs über Diejenigen anzunehmen, denen gleich zu seyn er sich zur Ehre rechnete."

2) Madrigal.

Crois moi, jeune et belle Ophélie
Quoi qu'en dise le monde, et malgré ton miroir,
Contente d'être belle et de n'en rien savoir,
Garde toujours ta modestie;
Sur le pouvoir de tes appas
Demeure toujours alarmée:
Tu n'en seras que mieux aimée
Si tu crains de ne l'être pas.

Napoleon nach seinen körperlichen Beziehungen.

(Schluß.)

Jedermann hat wohl von den großen Vorsichtsmaßregeln gehört, die Se. Majestät getroffen haben soll, um nicht vergiftet zu werden. Das sind Geschichten, wie die von dem Küraß, dessen Festigkeit gegen Schuß und Stich er probirte. Im Gegentheil, der Kaiser trieb das Vertrauen fast zu weit. Sein Frühstück wurde jeden Morgen in ein Vorzimmer gebracht, das Jedem offen stand, welchem er eine Privataudienz bewilligt hatte, und der dort zuweilen ganze Stunden warten mußte. Das Frühstück wartete eben so lang; man hielt die Platten so heiß als möglich bis zum Augenblick, wo Se. Majestät aus ihrem Kabinet trat, um sich zu Tisch zu setzen. Das Diner beider Majestäten wurde von der Küche in die obern Gemächer in offenen Körben getragen; es wäre nicht schwer gewesen, unvermerkt Gift hineinzubringen, allein nie kam ein solcher Gedanke die Bedienten an, deren Ergebenheit und Treue für den Kaiser, selbst die untersten nicht ausgenommen, alle Beschreibung überstieg.

Die üble Gewohnheit zu schnell zu essen verursachte dem Kaiser oft heftige Magenschmerzen, die sich gewöhnlich mit Erbrechen endigten. Einmal kam einer der dienstthuenden Lakaien eiligst zu mir gerannt, mir zu sagen, daß mich der Kaiser augenblicklich zu sich verlange: sein Essen sey ihm schlecht bekommen und er befinde sich sehr übel. Ich lief nach dem Zimmer des Kaisers und fand ihn der Länge nach auf dem Fuß-Teppich ausgestreckt, nach seiner Gewohnheit, wenn er sich unwohl befand. Die Kaiserin Josephine saß neben ihm, und der Kopf des Kranken ruhte auf ihren Knieen. Er ächzte und fluchte abwechselnd oder zugleich, denn er ertrug dieses Uebel mit weniger Standhaftigkeit, als tausend andre, viel schwerere Ungemächlichkeiten, welche das Leben im Lager mit sich bringt; und der Held von Arcole, der sein Leben in tausend Schlachten, und selbst bei andern Gelegenheiten als im Gefechte, ohne Bedenken gewagt hatte, zeigte sich über die Maßen weichlich bei Schmerzen, die ein Kind ertragen hätte. Die Kaiserin tröstete und ermuthigte ihn so Viel sie konnte; sie, die bei ihrem halbseitigen Kopfweh, das seiner Heftigkeit halber für eine wirkliche Krankheit gelten konnte, so standhaft war, hätte gern den Schmerz ihres Gemahls auf sich genommen, von welchem sie durch den bloßen Anblick vielleicht so Viel litt, als er selbst. „Constant" rief sie mir bei meinem Eintritt entgegen, „schnell herbei! der Kaiser braucht Sie; machen Sie ihm Thee und weichen Sie nicht von ihm, bis er besser ist." Se. Majestät hatte nicht sobald drei Tassen getrunken, als das Uebel bereits abnahm; er ließ seinen Kopf fortwährend auf dem Schoß der Kaiserin liegen, die ihm mit der weißen, runden Hand die Stirn streichelte und die Brust rieb. „Befindest Du Dich besser? Willst Du nicht ein Wenig aufs Bette liegen? Ich bleibe mit Constant bei Dir." War das nicht eine rührende Zärtlichkeit, besonders bei so hohem Rang? Mein Dienst im Innern verschaffte mir oft Gelegenheit, das Schauspiel dieser guten Ehe zu sehen.

Da ich am Capitel von den Krankheiten des Kaisers bin, so will ich einige Worte über die stärkste sagen, von der er ausgenommen diejenige, welche seinen Tod zur Folge hatte, je befallen wurde.

Bei der Belagerung von Toulon, im Jahr 1793, da der Kaiser erst Artillerieobrist war, wurde ein Kanonier neben seinem Feldstück getödtet. Obrist Bonaparte ergriff den Setzkolben und lud selbst die Kanone zu wiederholten Malen. Der gefallene Artillerist hatte aber eine sehr bösartige Krätze gehabt, von welcher der Kaiser angesteckt wurde. Erst nach mehreren Jahren gelang es ihm, sich vollkommen zu heilen, und die Aerzte waren der Meinung, diese übel behandelte Krankheit sey der Grund seiner lang anhaltenden Magerkeit und galligen Farbe gewesen. In den Tuillerien nahm er Schwefelbäder und trug eine Zeit lang ein Blasenpflaster. Früher hatte er Dieß stets abgelehnt, weil er, wie er sagte, keine Muße zu sorgsamer Behandlung seiner Gesundheit habe. Hr. Corvisart hatte lebhaft auf ein Fontanell gedrungen, der Kaiser aber, der auf einen unversehrten Arm hielt, wollte Nichts von diesem Mittel hören.

Eben während jener Belagerung war er vom Obristlieutenant zum Obrist erhoben worden, in Folge eines glänzenden Angriffs auf die Engländer, bei welchem er einen Bajonettstich in den linken Schenkel erhalten hatte, dessen Narbe er mir oft vorwies. Die Wunde, die er bei Regensburg in den Fuß bekam, und welche die ganze Armee in Alarm brachte, hinterließ nicht einmal eine Spur. Wir waren etwa zwölfhundert Schritt von Regensburg, und der Kaiser, welcher die Oesterreicher fliehen sah, glaubte Alles beendigt. Man hatte sein Frühstück in einem Flaschenkeller an die von ihm bezeichnete Stelle gebracht. Er näherte sich dem Orte zu Fuß, als er plötzlich, sich gegen Marschall Berthier wendend, ausrief: ich bin verwundet. Der Anprall war so heftig, daß der Kaiser in sitzender Stellung niedersank; die Kugel hatte die Ferse gestreift. An ihrem Kaliber erkannte man, daß sie von einem tyroler Schützen herrührte, deren Gewehr so weit zu tragen pflegt, als wir von der Stadt noch entfernt waren. Man kann sich denken, daß ein solches Ereigniß Unruhe und Schrecken in der Umgebung des Kaisers verbreitete. Ein Flügeladjutant holte mich herbei; bei meiner Ankunft fand ich Hrn. Jean eben daran, den Stiefel Sr. Majestät wegzuschneiden, und ich half ihm sofort die Wunde verbinden. Trotz dem noch sehr lebhaften Schmerze wollte der Kaiser nicht einmal leiden, daß man ihm erst einen andern Stiefel holte, und um den Feind zu täuschen und die Armee über seinen Zustand zu beruhigen, stieg er zu Pferd, sprengte im Galopp mit seinem ganzen Gefolge weg und flog durch alle Linien. Wie sich denken läßt, frühstückte Niemand an diesem Morgen, und Jedermann aß in Regensburg zu Mittag.

Se. Majestät empfand einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Arzneien, und wenn er je eine nahm, was höchst selten geschah, so war es Hühnerbrühe, oder Cichorienabsud, oder Weinstein. Hr. Corvisart hatte ihm empfohlen, jedes Getränk von scharfem oder unangenehmem Geschmack zu vermeiden, wie ich glaube, aus Besorgniß, daß ein solches Gift enthielte.

Um welche Zeit auch der Kaiser zu Bett gegangen seyn mochte, stets trat ich zwischen 7 und 8 Uhr Morgens in

sein Zimmer. Seine erste Frage betraf unveränderlich die Stunde der Tageszeit und das Wetter. Manchmal klagte er gegen mich, daß er übel aussehe. War Dieß begründet, so gab ich's zu, wie ich es leugnete, wenn ich's nicht so fand. In letzterem Fall zupfte er mich bei den Ohren, nannte mich lachend einen Tölpel, (grosse bête) verlangte einen Spiegel und gestand dann häufig zu, er habe mich zum Besten gehabt, und befinde sich ganz wohl. Er nahm seine Journale, fragte nach den Namen der Personen, die vorgelassen zu werden wünschten, nannte Diejenigen, welche er sprechen wollte, und unterhielt sich sofort mit Diesem oder Jenem. Kam Hr. Corvisart, so wartete dieser nicht erst auf Erlaubniß einzutreten. Der Kaiser hatte seinen Spaß daran, ihn mit der Medicin aufzuziehen, indem er sie ein bloßes Herumtappen (art conjectural) nannte, und behauptete, alle Aerzte seyen nur Charlatans, wofür er Beispiele aus der eigenen Erfahrung hernahm. Der Doktor gab niemals nach, wenn er irgend Recht zu haben glaubte. Während dieser Gespräche rasirte sich der Kaiser, denn es war mir gelungen ihn zu vermögen dieses Geschäft auf sich selbst zu nehmen. Oft vergaß er, daß er nur auf Einer Seite rasirt sey. Ich machte ihn darauf aufmerksam; er lachte und vollendete die Arbeit. Hr. Ivan, der Leibchirurg, mußte wie Hr. Corvisart sein gutes Theil Kritiken und Schmähungen gegen seine Kunst anhören. Dergleichen Unterredungen waren sehr unterhaltend; der Kaiser war dabei ungemein wohl aufgelegt und plauderte sehr Viel, und ich glaube wohl, daß wenn er nicht gleich ein Beispiel bei der Hand hatte, das er für seine Behauptungen anführen konnte, er kein Bedenken trug, ein solches zu erfinden. Auch glaubten ihm jene Herren nicht immer aufs Wort. Einmal fiel es Sr. Majestät nach ihrer sonderbaren Gewohnheit ein, einen ihrer Aerzte (ich glaube Hrn. Hallé) bei den Ohren zu zupfen. Der Doktor wich barsch zurück und rief: „Sire, Sie thun mir weh!" Diese Worte mochten wohl von einigem Unmuth geschärft gewesen seyn und der Doktor vielleicht ein Recht dazu gehabt haben. Wie Dem sey, seit diesem Tag liefen seine Ohren keine Gefahr mehr.

Beim Aufstehen trank der Kaiser gewöhnlich eine Tasse Thee oder Pomeranzenblütenabsud; nahm er ein Bad, so verfügte er sich in dasselbe unmittelbar nach dem Bette, und ließ sich dort von einem Secretär (bis zum Jahr 1804 von Hrn. v. Bourrienne) Depeschen und Tagblätter vorlesen. Badete er nicht, so setzte er sich ans Kaminfeuer und ließ sich dort vorlesen, oder las sehr häufig selbst. Er dictirte dem Secretär die Antworten und die Bemerkungen, zu welchen ihn jene Papiere veranlaßten. So wie er dieselben durchgangen hatte, warf er sie ohne Ordnung auf die Seite. Der Secretär nahm sie nachher auf, und ordnete sie, um sie ins Kabinet zu tragen. Vor der Toilette trug der Kaiser im Sommer Pantalons von weißem Piqué und einen gleichen Schlafrock, im Winter Pantalons und Schlafrock von Moltan. Seine Kopfbedeckung war ein Stück Madras, auf der Stirn zusammengenäht, dessen beide hintere Zipfel bis auf seinen Hals hinab fielen. Er legte sich des Abends diesen über die Maßen übel stehenden Kopfputz selbst an. Stieg er aus dem Bad, so reichte man ihm einen andern Madras, denn der, welchen er trug, war von seinen unaufhörlichen Bewegungen im Bade naß. Nachdem das Bad vorüber, oder die Depeschen gelesen waren, begann er seine Toilette. So lang ich ihn noch nicht gelehrt hatte, sich selbst zu rasiren, rasirte ich ihn. Als er selbst dieses Geschäft auf sich nahm, bediente er sich Anfangs eines ans Fenster befestigten Spiegels; er trat aber so nahe an denselben hinan, und seifte sich so übermäßig ein, daß Spiegel, Fensterscheiben, Vorhänge, Toilette und er selbst überschwemmt wurden; diesem Uebelstand abzuhelfen, hielt der Leibdienst berathende Versammlung und es wurde beschlossen, Rustan solle den Spiegel Sr. Majestät vorhalten und sich dann nach Bedürfniß des Kaisers drehen und wenden. Nach dem Rasiren wusch sich der Kaiser Gesicht und Hände, und reinigte sich mit Sorgfalt die Nägel; hierauf nahm ich sein Gilet von Flanell und sein Hemd ab, und rieb ihm den ganzen Rumpf mit einer feinen Bürste von Seide. Sodann machte ich ihm Frictionen von cölnischem Wasser, dessen er auf diese Art sehr Viel verbrauchte, denn jeden Tag bürstete und rieb man ihn auf die eben beschriebene Weise. Er hatte diese Gesundheitsmaßregel, welche er sehr gut fand, im Orient angenommen. Waren all diese Vorbereitungen vorüber, so zog ich ihm leichte flanellene oder kaschmirne Socken an die Füße, sodann Strümpfe von weißer Seide, (niemals trug er andre), Unterhosen von sehr feiner Leinwand oder Barchent, und darüber bald Beinkleider von weißem Kasimir mit weichen Reiterstiefeln, bald dicht anliegende Pantalons von demselben Stoff und derselben Farbe, mit kleinen englischen Stiefeln, die bis an die Wade gingen, mit kleinen silbernen Sporen, von nur sechs Linien Länge, besetzt. Sofort legte ich ihm sein Flanellgilet und sein Hemd an, so wie eine dünne Cravate von Mousselin und drüber eine Halsbinde von schwarzer Seide, endlich eine Weste von weißem Piqué und ein Jagdkleid oder eine Grenadieruniform, doch häufiger das erstere. Nach vollendeter Toilette überreichte man ihm sein Schnupftuch, seine Tabaksdose, und eine kleine Schachtel von Schildpat voll fein geschnittenem, mit Anis bestreutem Süßholz. Man sieht aus dem eben Erzählten, daß der Kaiser sich von Kopf zu Fuß ankleiden ließ; er selbst legte keine Hand an, ließ sich gehen wie ein Kind und befaßte sich während dieser Zeit mit seinen Geschäften.

Ich habe vergessen zu sagen, daß er sich für seine Zähne buchsbaumener Stocher und einer mit Opiat getränkten Bürste bediente.

Campar.

Campar ist ein alter malaiischer Staat auf der Ostküste von Sumatra, der zwischen den Flüssen Siak und Danir liegt. Die Mündung des Flusses Campar, welcher das Land durchströmt, ist unter 0° 38′ N. B. und 102° 51′ O. L. Eine kurze Strecke von der Mündung theilt sich der Strom in zwei Arme, die man zwölf Tagreisen hinauf durch ein flaches gut angebautes Land verfolgt. Die Ufer sind mit Dörfern überdeckt, und die Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel mit der Bevölkerung des Innern der Insel, so wie mit der britischen Ansiedlung auf Sincapur. Ihre Hauptprodukte sind Reis, Cocos- und Betelnüsse und Zuckerrohr; aus dem Innern erhalten sie Caffee und Cassier, die sie gegen indische und europäische Manufacturwaaren eintauschen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 162. 11 Juny 1830.

Das französische Wahlgesetz. *)

§. 1. Ausfertigung der Wahllisten.

Vom ersten bis zehnten Juny jeden Jahres, an den von den Unterpräfekten anzuzeigenden Tagen, versammeln sich die Maires sämmtlicher Gemeinden eines Kantons in der Mairie des Hauptortes, und nehmen, unter dem Vorsitz des dortigen Maire's; die Revision der nach dem Gesetz vom 2 Mai 1827 gebildeten Wahlliste vor. Sie werden in diesem Geschäft von den Einnehmern des Kantons unterstützt. (Art. 2 des Ges. v. 2 Juli 1828.)

In den Städten, welche für sich allein einen Kanton bilden, oder die in mehrere Kantone zerfallen, wird die Revision der Liste von dem Maire, dessen Adjunkten und den drei ältesten Mitgliedern des Stadtrathes vorgenommen. Die Maires der von einem solchen Kanton abhängigen Gemeinden sind ebenfalls zur Revision berufen und versammeln sich unter dem Vorsitz des Stadt-Maire's.

In Paris nehmen die Maires der 12 Stadtbezirke mit Beistand der Einnehmer die Revision vor, unter Vorsitz des Obereinnehmers (Art. 3 des näml. Ges.)

Das Ergebniß dieses Geschäftes wird dem Unterpräfekten zugestellt, welcher dasselbe vor dem ersten Juli, mit seinen Bemerkungen begleitet, dem Departements-Präfekten übergiebt, (Ebend. Art. 4.)

Vom ersten July an nimmt der Departementspräfekt die allgemeine Durchsicht der Listen vor. Er fügt diejenigen Bürger bei, welche die vom Gesetz geforderten Eigenschaften seit dem vorigen Jahr erworben haben, und diejenigen, welche früher etwa gesetzwidrig übergangen worden sind. Er streicht aus: 1) die seit vorigem Jahr Gestorbenen; 2) Die, welche die erforderlichen Eigenschaften verloren haben; 3) Diejenigen, deren Inscription von den befugten Behörden für ungültig erklärt worden ist; 4) Diejenigen, von welchen er weiß, daß sie widerrechtlich auf der Liste eingetragen worden sind, gesetzt ihre Inscription sey auch noch nicht angegriffen worden. Ueber all' diese in Beziehung auf das Wahlrecht getroffenen gesetzlichen Entscheidungen hält er ein Verzeichniß, mit Erwähnung der Motive, welche ihn dazu bewogen und ihrer amtlichen Rechtfertigung. (Ebend. Art. 5 und 6.)

Die auf diese Art gefertigte Liste muß alle Individuen umfassen, welchen die nöthigen Bedingungen zukommen, um zur Theilnahme an den Wahlcollegien des Departements berechtigt zu seyn, und muß neben dem Namen des Berechtigten die Angabe der Steuerbezirke enthalten, wohin er seine eignen oder übertragenen Abgaben entrichtet, so wie den Betrag und die Art der Abgabe an jeden Bezirk (Art. 3 des Gesetzes vom 29 Juny 1820; Art. 2 des Gesetzes vom 2 Mai 1827; Art. 7 des Ges. v. 2 July 1828.)

Diese Liste muß im Hauptort jeder Gemeinde spätestens bis zum 15 August angeschlagen, und nach dem 30 September für das laufende Wahljahr geschlossen seyn. Ein Exemplar wird auf dem Secretariat jeder Mairie, der Unter-Präfecturen und der Präfecturen niedergelegt, um Jedem, der es verlangt, mitgetheilt zu werden. (Art. 3 des Ges. v. 2 Mai 1827; Art. 7 des Ges. vom 2 July 1828.)

Der öffentliche Anschlag der Liste dient Denjenigen, deren Inscription dem Gesetz gemäß erfolgt ist, zu Bekanntmachung dieser in Bezug auf sie getroffnen Entscheidung.

Jede Entscheidung hingegen, wodurch Einer aus der Liste ausgestrichen wird, muß während der nächsten zehn Tage an diesen selbst, oder, falls er nicht in dem Departement wohnt, an das Domicil berichtet werden, welches er zu Ausübung seiner bürgerlichen Rechte erwählt hat.

Die zehn Tage, innerhalb welcher eine solche Entscheidung berichtet werden muß, sind vom Tage der Entscheidung an zu rechnen, nicht vom Tag des öffentlichen Anschlags der Liste. (Rundschreiben vom 25 August 1828.)

Sobald die Liste angeschlagen ist, hört die bloß verwaltende Thätigkeit der betreffenden Behörde auf, und tritt die richterliche ein. Nur noch auf Reclamation und dem Wege legisla-

*) In Rücksicht auf die in Frankreich neu bevorstehenden Wahlen wird eine nähere Auseinandersetzung des franz. Wahlgesetzes nicht ohne Interesse seyn, wenn dieses auch bei der bevorstehenden außerordentlichen Wahl nicht nach allen hier anzuführenden Bedingungen in Anwendung kommen kann.

tiver Entscheidung kann nunmehr der Liste Etwas beigesetzt, oder Etwas aus ihr gestrichen werden.

Alle 14 Tage wird eine Rectificationstafel bekannt gemacht, entsprechend den Entscheidungen, die während dieser Zeit auf Reclamation der interessirten Parteien selbst, oder ihrer Bevollmächtigten, oder eines Dritten, getroffen wurden.

Diese Tafel dient Denjenigen, deren Namen während dieser Zeit noch eingetragen werden, zur Benachrichtigung der in Bezug auf sie getroffnen Entscheidung.

Diejenigen Entscheidungen hingegen, wodurch eine nachgesuchte Inscription nicht angenommen, oder eine bereits eingetragene gestrichen wird, müssen innerhalb fünf Tagen, von ihrem Erlaß an, den betreffenden Individuen besonders mitgetheilt werden.

Entscheidungen, wodurch Gesuche um Ausstreichung oder Rectifikation verworfen werden, müssen ebenfalls in derselben Zeit sowohl dem Reclamanten, als dem Individuum, dessen Inscription von jenem bestritten worden ist, mitgetheilt werden. (Ges. v. 2 Jul. 1828 Art. 15.)

Am 16 October schreitet der Präfekt zum Abschluß der Liste; die letzte Rectificationstafel, der endliche Abschluß und in den Departemens, wo es mehrere Collegien giebt, die Liste der Departements-Collegien müssen am 20 desselben Monats angeschlagen werden. (Ebend. Art. 16.)

Von diesem Augenblick an kann von Veränderungen auf der Liste nur noch in Folge solcher Vorbringen die Rede seyn, welche in der weiter unten zu bezeichnenden Form eingereicht werden. (Ebend. Art. 17.)

Die also ausgefertigte und geschlossene Liste wird permanent. (Ebend. Art. 1.)

Die jährlichen Listen und die Rectificationstafeln müssen allen Druckern, welche dieselben abdrucken wollen, mitgetheilt werden, und es ist diesen gestattet, dieselben unter jedem ihnen beliebigen Format drucken zu lassen, und sie zum öffentlichen Verkauf auszubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Ist die Naturgeschichte von Nordafrica nur mangelhaft bekannt, so ist Dieß begreiflicher Weise auch mit der Statistik der Fall. Es wäre daher vermessen, die Bevölkerungsverhältnisse genau bestimmen zu wollen. Doch mag die Zahl immerhin gegen zwei Millionen betragen: von diesen leben Einige in Dörfern und Städten, und treiben Landwirthschaft und Handel; Andere, halb Bauern halb Hirten, wohnen auf den Gebirgen; noch Andere irren auf den Steppen umher.

Die große Mehrheit, aber keineswegs den liebenswürdigsten Theil der Bevölkerung, bilden die Mauren; in ihrer Physiognomie liegt etwas Unfreundliches, was den Europäer zurückstößt. Die Ausschweifungen, denen sie zu fröhnen pflegen, wirken eben so entnervend auf ihren Körper, als auf ihren Geist. Sie sind von schlankem Wuchs und wohlgestalt, mehr flink als kräftig; mehr, wie es scheint, gemacht zu den Uebungen des Wettlaufs als zu den anstrengenden Arbeiten des Ackerbaus. Sie haben schöne Augen, schöne Zähne und ziemlich regelmäßige Züge; aber kein edler Gedanke, kein großmüthiges Gefühl beseelt ihr Gesicht; die Glut einer düstern Leidenschaft ist vielmehr der Ausdruck desselben, und um ihre Lippen zuckt fast immer ein unheilvolles Lächeln, das zumal Hohn und Tücke verräth. Die Mauren beweisen im Leiden eine erstaunenswerthe Geduld; allein diese Geduld trägt mehr das Gepräge der kalten Gleichgültigkeit des Wilden, als der freien Standhaftigkeit des Weisen an sich. Man sah einen Mauren, erzählt Pananti, der mit Füßen und Ohren an einen Pfeiler genagelt war, ruhig eine Pfeife fordern; ein anderer, dem man eine Hand abgehauen hatte, hob sie auf und lief davon. Ohne Schauspiel, Gesellschaft oder geistige Beschäftigung, kennen sie keine andern als die Genüsse — der Wollust, der Rachgier, der Habsucht und des Ehrgeizes. Geld vor Allem ist des Mauren Losung; in dieser Beziehung sind Sprichwörter wie folgende charakteristisch: „Geschenkter Essig schmeckt besser als gekaufter Honig;" und „lieber ein Aug verloren als einen Thaler." Seinen Reichthum zu benützen — daran denkt der Maure nicht: seine Freude besteht im Zusammenscharren, so daß selten ein Familienvater stirbt, ohne seinem Sohn einen Schatz zu hinterlassen, der vor aller Welt sorgfältig verborgen gehalten wird. Unter einer Regierung, welche den Unterthanen stets die Aussicht auf Tod und Vermögensconfiscation eröffnet, darf man sich über eine solche Monomanie nicht wundern. Aus der Angst des Verlustes, in der man schwebt, erklärt sich auch die häufig vorkommende Gewohnheit, große Summen Geldes zu vergraben. Traurige Frucht des Despotismus! Denn was Anders macht aus den Mauren jene verschmitzten heuchlerischen Egoisten ohne Treu und Glauben, was Anders erzeugt in ihnen jene Frömmelei ohne Liebe, jenen vorurtheilsvollen Haß gegen Fremde, jenes Mißtrauen gegen Jedermann, und jene Isolirung, die selbst das Heirathen von einer Familie in die andere hindert, und überhaupt keine Befreundung weder unter sich noch nach Außen aufkommen läßt! Der Maure kann eine gute Handlung verrichten, aber er verrichtet sie herzlos; er kann einem Bettler ein Almosen zuwerfen, aber er hat kein Wort des Trostes für einen Unglücklichen. Im Augenblick, wo er darauf sinnt, Jemand einen Betrug zu spielen, giebt er sich gegen ihn die ehrlichste Miene von der Welt, und dem Christen, der an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, sagt er in seiner Frankensprache: „Mi andar dritto, ti andar torto; mi non parlare che quel sentire; mi avere in bocca che aver nello cuore!" Kurz diese Abkömmlinge der Eroberer Spaniens gleichen, wie alle aus einer vorgerückten Civilisation in die Barberei zurückgesunkenen Völker, einem alten Wein, von dem Nichts mehr übrig ist, als die Hefe.

In seiner äußern Erscheinung kommt den Mauren so ziemlich der allgemeine orientalische Typus zu. Wie alle Muselmänner,

ner tragen sie den Kopf geschoren, lassen jedoch einen kleinen Schopf auf dem Scheitel stehn; eben so wird große Sorgfalt auf den Bart verwendet, und derselbe mit vieler Würde gestrichen und zurecht gelegt. Ihr Hauptgewand ist der talarartige Kaftan, der bis unter die Knie reicht; darüber kommt eine reich mit Gold und Silber gestickte Jacke; lange Beinkleider, ein rother Gürtel um den Leib, gelbe oder rothe Stiefel oder Pantoffeln (meist ohne Strümpfe) vollenden den Anzug. Je vornehmer Einer ist, desto mehr Kleider hängt er an sich hin; was sie so weit treiben, daß sie manchmal ihre Glieder nicht mehr frei bewegen können. Den einzigen Vortheil, den sie von dieser abgeschmackten Mode haben, ist der, daß ihre steife Gravität dadurch noch vermehrt wird. Bloß diejenigen, welche die Pilgerschaft nach Mecca gemacht, schmücken sich mit dem Turban; die andern müssen sich mit einer rothen Mütze oder einigen Schleiern, die sie um den Kopf schlingen, begnügen.

Während in Fes und Marocco eine gewisse Einfachheit in der Kleidung herrscht, zeichnet man sich in Algier und Tunis darin durch einen wirklich verschwenderischen Luxus aus; namentlich wird an der Ausstattung der Frauen Nichts gespart. Wohl mag es hier in höherm Grade, als dort, klug seyn, sie zu Bewahrerinnen eines großen Theils des Reichthums zu machen, da das Gesetz des Propheten, welches der Tyrannei gegen die Männer so Viel einräumt, das weibliche Eigenthum unter seine besondere Obhut nimmt. Eine algierische Dame kleidet sich Winters in Baumwolle, Sommers in Seide; ihre Röcke (jubas genannt) welche von der Form der Tuniken sind, strotzen von Goldstickereien und Garnituren mit Brillanten. Sie lieben dieselben vielfarbig, und oft ist eine Seite davon gelb, die andre blau. Ein fantastisch mit einem Tuch durchflochtener Kopfputz, kostbare Armgehänge, große goldene Ringe an Fingern und Ohren (letztere etwa von der Länge des kleinen Fingers, von fünf Zoll im Umfang und einen Halbmond darstellend), zierlich gearbeitete Pantoffeln gehören zum Staat einer maurischen Schönheit. Um den Kaftan geht ein Band von karmesinrothem Sammt, und wenn sie sich aus der Stadt auf das Land begeben, schützt sie ein Strohhut vor der Sonnenhitze. Ihre Art zu reisen verdient bemerkt zu werden. Sie sitzen nämlich in einer Art von Käfig, der aus Weiden geflochten und mit einem feinen Gaze umgeben ist, so daß die Luft frei circuliren und die Frau, ohne daß sie gesehen wird, Alles sehen kann. Dieses sonderbare Fuhrwerk hat gewöhnlich für zwei Frauen Platz und wird einem Pferd oder einem Kamel aufgeladen, welche ein Sclave leitet. Ein Mal in der Woche gehen die Damen in das öffentliche Bad; bei dieser Gelegenheit suchen sie sich in Glanz zu überbieten, und man sieht manche Stirn, um welche sich eine goldne Perlenschnur als Diadem schlingt. Bei Besuchen, die sie einander abstatten, wickeln sie sich in ihren Haik, der ihnen den ganzen Körper verhüllt, der aber so auf dem Kopf angebracht ist, daß sie ihn nach Belieben auseinander thun können, um durchzublicken, während man von ihnen selbst Nichts gewahrt als eine sich bewegende gestaltlose Masse. Die Toilette nimmt einen großen Theil der Tageszeit in Anspruch. Mehrere Sclavinnen unterstützen die Herrin bei diesem wichtigen Geschäft: Die eine färbt ihr die Augenbrauen; eine andere mahlt ihr die Haare; eine dritte reicht ihr den Schleier; eine vierte besprengt sie mit Rosenessenz. Die Anordnung des Kopfputzes erfordert am Meisten Kunst: Vor Allem wird das Haar in zwei Flechten zertheilt, die man parfümirt, und wo man so viel goldne Ketten und andere Zierathen anhäuft, daß manche Dame unter der Last dieser Herrlichkeiten fast erliegt.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Literatur und Kunst.

4. Ueber Bildung überhaupt.

Da in Schweden schon seit Jahr und Tag eine Reformation des gesammten Schulwesens im Werke ist, so wurde schon vor mehreren Jahren C. A. Schröder beauftragt, die Bildungsanstalten in Deutschland, Italien, der Schweiz, Frankreich und England zu besuchen. Ein Aufsatz, den derselbe in Beziehung hierauf in die Svea einrücken ließ, wird im Heimdall recensirt, oder vielmehr es wird seine Vorliebe für Deutschland gerügt. Es heißt hier unter Anderm: „Hr. Schröders Abhandlung ist sehr inhaltsreich; seine im Allgemeinen vorurtheilsfreien Ansichten beurkunden Kenntnisse und lebendige Aufmerksamkeit; einige Vorliebe für Deutschland läßt sich dennoch nicht verkennen, und doch dürfte letzteres für Schweden nicht vorzugsweise Muster seyn. Gründlichkeit trifft man auch anderwärts, eine Fortsetzung der theoretischen Einseitigkeit aber, welche Deutschlands Bildung überhaupt auszeichnet, wünschen wir uns nicht. Deutschland ist eigentlich bloß in wissenschaftlicher Hinsicht in Europa merkwürdig; außerdem hat es sich in neuerer Zeit nur in gewissen Zweigen der Kunst, wie Theater und Musik, hervorgethan. Aber der Deutschen einseitige Richtung aufs Innere hat in nicht geringem Maße die Bildung vom Leben losgerissen, und jene in ein theoretisches Steinbild verwandelt. Die bessern, jetzt lebenden Schriftsteller Frankreichs und Englands beweisen, daß Gründlichkeit mit abstrakter Hexe oder mystischer Verwirrung nicht gleichbedeutend ist. Man nehme z. B. Barante, Madame Stael, Sismondi; den Globe oder das edinburgh Review zur Hand und man wird wissenschaftliche Haltung, ernste Forschung mit einer angenehmen, äußerst klaren Darstellung gepaart finden. Was ist aber die Erziehung, wenn sich ihre Früchte nicht in den Werken des Menschen zeigen? Die mönchische Absonderung der Gelehrten steht unsrer Zeit nicht an und kann kein Heil bringen. Deutschlands Denker haben die Menschheit vom philosophischen Nihilismus gerettet und von der leichtgewonnenen encyklopädischen Weisheit; seine Kunstlehrer haben die Ketten einer beschränkten Aesthetik zerbrochen; aber es ist zu fürchten, man habe eine Aeußerlichkeit mit einer andern erkauft.“ — Unsre deutschen Gelehrten werden den Vorwurf, sie hätten, wenigstens bisher, fast nur für ihre Kaste geschrieben, schwerlich ganz beseitigen können. Zugleich können sie, die gegenwärtig so sehr darüber erfreut sind, daß ihre Verdienste endlich auch das Ausland anerkennt, hier von einem mit der deutschen Literatur wohl bekannten Ausländer erfahren, welche Hindernisse sie selbst hinwegzuräumen haben, um in fremden Ländern noch mehr geschätzt zu werden. So sehr indessen im Allgemeinen als gegründet betrachtet wer-

den muß, was hier von den schriftstellerischen Arbeiten der Deutschen gesagt ist, so scheint doch der Recensent vielmehr gegen unsre Lehranstalten Vorurtheile zu haben, als Schröder für sie. Schlägt er die angegebenen Verdienste der deutschen Denker und Aesthetiker nicht zu niedrig an in Vergleich mit ihrer schwachen Seite? Haben diese großen Mängel ihren Grund in der Einrichtung unsrer Lehranstalten? Die mystische Verwirrung wenigstens finden wir in unsern Tagen anderswo, wie in Deutschland, wo sie vor 50 Jahren gewiß nicht vorherrschend war, und doch waren die Lehranstalten damals im Allgemeinen, wie jetzt beschaffen, ja es sind — Wer möchte das leugnen — seitdem viele Veränderungen mit ihnen vorgenommen worden, die unsrer Zeit wohl anstehen. Hat die Losreißung der Bildung vom Leben, die Absonderung der Gelehrten ihren Grund in der Einrichtung der Universitäten (die hier, da von der Bildung der Gelehrten die Rede ist, doch hauptsächlich in Betracht kommen) und nicht vielmehr in dem Mangel an öffentlichem Leben überhaupt, und an der schroffen Trennung aller Stände, und damit zuletzt in der politischen Verfassung Deutschlands? Endlich spricht der Recensent bloß von den deutschen Gelehrten, Schröder von den Bildungsanstalten überhaupt. Liest man die zuverlässigsten Berichte über den Zustand der Volksschulen und der Volksbildung, z. B. in Frankreich, und vergleicht man damit, wie in Deutschland nicht leicht Jemand zu finden ist, der nicht wenigstens erträglich lesen und schreiben kann, so muß man glauben, Recensent würde, wenn er dieselben Länder, wie Schröder in derselben Absicht durchreiste, über das deutsche Schulwesen im Ganzen auch dasselbe Urtheil fällen. (Dänemark steht in dieser Beziehung wohl auf gleicher Stufe mit Deutschland.)

Eine Bemerkung, welche der Heimbald über die deutschen Nachahmer Walter Scotts macht, ist zu charakteristisch wahr, als daß wir sie übergehen möchten. Sie suchen, sagt er, gemäß der Sinnesart ihres Volks mehr Glanz, mehr Farbenschimmer, mehr Rosenduft, als ihre englischen oder nordamerikanischen Brüder. Bei ihnen bildet das Gräßliche, Schauerliche die Hauptpartie, während ihm bey Scott selbst das Gute und Schöne das Gegengewicht hält. Besonders im Verfasser des Walladmor erkennt man an der Menge widriger Auftritte, welche in Deutschland seit Hoffmann oft mit dem Erhabenen verwechselt worden sind, den Schüler des letztern. Walladmor scheint eine von jenen Parodien zu seyn, welche eines beliebten Schriftstellers Manier verhaßt machen sollen.

Die Grundsteuer in Indien *).

Es ist ein merkwürdiger Zug, in der altindischen Staatsverfassung, daß jedes Dorf seine eigene Municipalität hatte, und einer gewissen Anzahl von Dörfern immer ein erblicher Häuptling (Semindar) vorstand, der großen Localeinfluß und ein bedeutendes Grundeigenthum besaß. Die Mohammedaner sahen, als sie sich der Herrschaft bemeisterten, alle Vortheile ein, welche diese Einrichtung ihnen gewährte, und behielten dieselbe daher unverändert bei. Die Steuern, welche äußerst mäßig waren, ein Zehntheil, ein Sechstheil und nur bei außerordentlichen Bedürfnissen ein Viertheil des Ertrages, wurden von diesen Ortsvorständen erhoben, und die Vertheilung derselben blieb den Municipalitäten überlassen. Nur Alaeddin, der grausamste und habsüchtigste unter allen Herrschern von Delhi, legte eine Steuer auf, welche der Hälfte des Ertrags gleich kam; aber unter dieser wilden und eisernen Regierung mußte auch das ganze Land entvölkert werden. Unter den afghanischen Fürsten wurde diese barbarische Politik aufgegeben. Schier-Schah hatte den Grundsatz, die Forderungen der Regierung auf ein Viertheil des Ertrages zu beschränken; doch nöthigten die mannigfaltigen Mißbräuche, die nach ihm in der Steuerverwaltung eintraten, den großen Akbar (zu Ende des 16 Jahrhunderts) ernsthaft an eine Verbesserung derselben zu denken. Es wurde seit dem J. 1571 eine allgemeine Vermessung des Landes vorgenommen; und jedes Jahr sollte von jedem Grundeigenthümer ein Drittheil des Ertrages erhoben werden. Bald zeigte es sich, daß diese Maßregel völlig unausführbar war, und man kehrte daher zu dem Grundsatz zurück, den Semindars und den Ortsobrigkeiten die Steuervertheilung zu überlassen. Selbst in der letzten Zeit der mohammedanischen Herrschaft wurde den alten Grundeigenthümern nie ihr Eigenthumsrecht abgesprochen; nur hatten die Statthalter von Bengalen die Gewohnheit angenommen, um während der kurzen Dauer ihrer Verwaltung sich möglichst schnell zu bereichern, von den Semindar's statt der gesetzlichen Steuern eine bestimmte Pachtsumme zu erheben, die dann von den einzelnen Eigenthümern wieder nach dem Gutdünken der Pächter beigetrieben wurde. Als die Engländer in den Besitz des Landes kamen, behielten sie dieses System bei; und auf diese Weise wurden die Semindars, da es ihnen überlassen blieb, die kleinen Eigenthümer willkürlich zu besteuern, aus bloßen Vorstehern oder Beamten allmälig zu wahren Herren des Grundes und Bodens in ihren Distrikten. Als Folge hiervon ergab sich, da auf der einen Seite von den Semindars möglichst Viel gefordert, auf der andern von diesen wieder jede Erpressung geübt wurde, die zunehmende Verarmung des Landes, welches einst das reichste und blühendste der Erde war, und jetzt, ungeachtet seiner herrlichen Natur, eines der elendesten ist.

*) Nach einem ausführlichen Aufsatz im Asiatic Journal, May p. 38—46.

Römische Alterthümer in Frankreich.

Vorigen November fand ein Taglöhner in Dortan, im Kanton Ogonar, Departement Ain, in einer Felsenspalte gegen 1200 ehrne Münzen aus der Zeit des römischen Kaiser Maximianus Herkules und Chlorus, (Vater Constantins des Großen,) welche beide zu Anfang des vierten Jahrhunderts regierten. Ohne Zweifel wurde dieser Schatz zu einer Zeit der Gefahr in jener Spalte verborgen, wo er dann 15 Jahrhunderte liegen blieb. Auf der Rückseite der meisten dieser Münzen ist der Genius des römischen Volkes vorgestellt, der auf einem Altar ein Opfer darbringt, und die personifizirte Münze mit Wage und Füllhorn. Am bemerkenswerthesten sind wohl beide folgende Revers: 1) Constantius Chlorus Fortunae reduci Caes. NN — in der Mitte — eine stehende Fortuna mit einem Helm in der Rechten und einem Füllhorn in der Linken. 2) Maximianus Herculeo salvis Augg. et Caess. auctis Kart. (d. i. Karthagine) — in der Mitte eine stehende Ceres, in beiden Händen Kornähren haltend, eine Anspielung auf den Kornreichthum Africas. Bekanntlich kam dieses Land, bei der im Jahr 286 vorgenommenen Vertheilung des römischen Reichs zwischen Diocletian und Maximian, an letztern. Sämmtliche Münzen haben verzierte Ränder; einige tragen auf dem Rande den Namen des Kaisers Diocletian.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 163. 12 Juny 1830.

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

Mitgetheilt von Weißenburg, Architekt in Rom.

Hetrurien mit ſeiner Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigte ſchon ſeit vielen Jahren die Alterthumsforſcher, ohne daß bis jetzt ihre Bemühungen zu einem beſtimmten Reſultate geführt hätten. Vorzüglich zeichnen ſich in dieſem Gebiet die italieniſchen Gelehrten aus, wie man Dieß aus dem verdienſtvollen Werk des Lanzi erſehen mag. Der Grund hievon iſt, weil theils der Anblick der Monumente ſelbſt ſie dazu auffordert, theils weil ſie es als eine vaterländiſche Angelegenheit betrachten, über den früheſten Zuſtand und Urſprung ihrer Vorfahren Forſchungen anzuſtellen. Um unſere Leſer gleich unmittelbar in die neueſte Geſchichte der Entdeckungen einzuführen, bemerken wir vom Frühern nur ſo Viel, daß über keinerlei Monumente aus dem höhern Alterthum mehr ſtreitige Urtheile und Meinungen vorhanden waren und ſind, als über die bemalten Vaſen von gebrannter Erde. Lange Zeit wurden dieſelben ziemlich allgemein von Gelehrten und Nichtgelehrten hetruriſche Vaſen genannt. Als man endlich in unſerer Zeit durch die Forſchungen berühmter, namentlich engliſcher Reiſenden und Gelehrten mit Griechenland und der Kunſt der Griechen näher bekannt wurde, glaubte man einen Unterſchied machen zu müſſen zwiſchen hetruriſchen und griechiſchen Vaſen. Und da man von Sculptur und Architektur auf die Vaſen ſchloß, ſo folgte, daß alle vortrefflich gezeichnete Vaſen griechiſch (mochten ſie auch, in welchem Lande es ſey, gefunden werden), die ſchlechten und rohen aber hetruriſch ſeyn mußten, denn die Reſte von griechiſcher Sculptur und Architektur waren ja das Vortrefflichſte, was man in dieſer Art beſaß, während die hetruriſchen Reſte von derſelben Gattung ſich niemals über das Mittelmäßige erheben, ja meiſt unter dieſem bleiben. In wie weit dieſe Argumentation, welche ſo ferne anſcheinende Wahrheit für ſich hat, als die bildenden Künſte unter ſich zu jeder Zeit in der engſten Verbindung ſtehen, falſch ſeyn kann, wird ſich aus dem Folgenden ergeben.

Sah man eine Vaſe von ſchöner Form und Zeichnung, welche für hetruriſch galt, weil ſie vielleicht im alten Hetrurien gefunden worden, ſo war man mistrauiſch dagegen und zweifelte an deren ächtem Urſprung, beſonders da bis jetzt die ſchönſten Vaſen Sicilien und Großgriechenland geliefert hatten. Selbſt Winkelmann blieb in dieſem ſteten Zweifel, und traute ſich nicht unbedingt darüber zu entſcheiden. Dazu kam noch der Umſtand, daß die Inſchriften auf dieſen Vaſen meiſt mit altgriechiſchen Buchſtaben geſchrieben, und oft leicht und deutlich zu leſen ſind, während in den Inſchriften auf den unbezweifelt hetruriſchen Skulpturen die Buchſtaben ſich ſehr weit von den griechiſchen entfernen, oft mehr Aehnlichkeit mit den lateiniſchen haben, häufig aber einen ganz fremdartigen Charakter an ſich tragen, und das Leſen derſelben meiſt große Schwierigkeiten hat. Als man endlich durch die Entdeckung der äginetiſchen Skulpturen (im Beſitze Sr. Majeſtät des Königs von Bayern) die griechiſche Kunſt von einer andern Seite kennen lernte, ſo legte man beſtimmt dem Stile, welcher ſich dem egyptiſchen etwas nähert, den Namen altgriechiſch bei, und betrachtete ihn als die Vorſchule jenes goldnen Zeitalters der Künſte unter Perikles; obwohl in dieſen beiden Stilen ganz verſchiedene Principien herrſchen, und ihr Zuſammenhang ſehr loſe iſt. Mit dieſem Stile wagte man ſchon eher die hetruriſche Kunſt in Einklang zu bringen, da er ſich der hetruriſchen Skulptur mehr nähert, und ſo entſchloſſen ſich denn manche Kenner und Alterthumsforſcher, diejenigen Vaſen, welche ſchwarze Figuren auf gelbem Grund (Firniß) haben, als nicht hetruriſch, die andern aber, wo die gelben Figuren auf ſchwarzem Grund ſind, und deren ſchöne Zeichnung mehr in die Augen fällt, und leichter zu beurtheilen iſt *), als griechiſch zu bezeichnen. Doch war dieſe Anſicht bis jetzt nur von Wenigen unterſtützt und nur ſelten ausgeſprochen, denn jemehr man mit Griechenland und ſeiner Kunſt in unſern Tagen vertraut ward, jemehr Monumente man im alten griechiſchen Stil auffand, deſto mehr ſtempelte man alle hetruriſchen Kunſtwerke von einigem Werthe zu griechiſchen. Da überdieß die

*) Die ſchönen Vaſen, welche ſchwarze Figuren auf gelbem Grund haben, ſind nicht ſchlechter gezeichnet, als diejenigen, welche gelbe Figuren auf ſchwarzem Grund haben. Da aber die Umriſſe ſchwarz ausgefüllt werden mußten, ſo erhielten ſie dadurch die ſchattenrißartige Geſtalt, und ſcheinen daher beim erſten Anblick jenen nachzuſtehen. Die Details, welche nachher theils eingeritzt oder mit weißer und rother Farbe darauf geſetzt ſind, klären ihre Schönheit freilich nur für ſehr geübte Augen auf.

Oerter in Italien, wo man bisjetzt ausschließlich Vasen ausgrub, griechische Colonien waren, so ward daher für schlechtweg unbestreitbar angenommen und festgestellt, daß die Kunst diese Gefäße von gebrannter Erde zu machen von Griechenland nach Italien gekommen sey.

Allein eine Entdeckung, wie sie seit Jahrhunderten das Gebiet der Alterthumskunde nicht aufzuweisen hat, drohet dem bisjetzt herrschenden Systeme einen völligen Umsturz; und wenn es irgend möglich ist, in die dunklen Gänge der entfernten Vorzeit einen Lichtstrahl zu werfen, so läßt sich Dieß von unserer Zeit erwarten, wo so viele helle Köpfe bemüht sind, die Fackel der Kritik stets brennend zu erhalten. Wir wollen hier nur das Geschehene erzählen, ohne uns bis jetzt darauf einzulassen, die Art und Weise zu berichten, wie man zu der Entdeckung gelangte, was wir bei einer andern Gelegenheit thun werden. Wir erklären nur vorläufig hierüber, daß Dieß bis jetzt noch nicht aufrichtig und der Wahrheit gemäß geschehen ist.

Es war in den Jahren 1827 und 28, daß ungefähr in einem Umkreise von fünf bis sechs römischen Milien, in der Nähe von Canino, wo ehedessen, wie man annimmt, Vulcia, eine alte hetrurische Stadt stand, über 4000 Vasen ausgegraben wurden, unter denen sich eine große Anzahl befindet, die an Größe und Schönheit Alles übertreffen, was man bisher gesehen. Die erste Sammlung *) legte Hr. Dorow, k. preußischer Hofrath, an, die zweite der Hr. Fürst von Canino, die dritte Hr. Candelori, und die vierte die HH. Feoli. Die erste Sammlung brachte Hr. Dorow nach und nach durch Ankauf an sich, die übrigen aber entstanden durch regelmäßige Ausgrabungen, welche die genannten Personen auf dem ihnen zugehörigen Grund und Boden anstellten. Der Hr. Fürst von Canino war darin am Glücklichsten, denn er bekam in kurzer Zeit 2000 Gegenstände zusammen, unter welchen 4 bis 500 von vorzüglicher Schönheit. Von dieser Sammlung ist bereits der erste Theil des Catalogs erschienen, welcher die Beschreibung von 200 Hauptstücken enthält. Demselben ist eine Abhandlung beigefügt, worin der Hr. Fürst seine Gedanken über diese Entdeckung, so wie überhaupt über hetrurische Kunst und deren Ursprung niedergelegt. Da dieser Catalog nicht für den Buchhandel bestimmt ist, und die wenigen Exemplare, die davon gedruckt wurden, bloß verschenkt werden, so glauben wir den Liebhabern des Alterthums keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir einen Auszug daraus mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese vortreffliche Sammlung hetrurischer Alterthümer besteht nicht allein aus Gegenständen von dem so eben genannten Orte, sondern noch aus vielen Monumenten, die in andern hetrurischen Städten ausgegraben sind.

Das französische Wahlgesetz.

§. 2. Ueber die in Bezug auf die Revision der Listen vorgebrachten Reclamationen.

Vom 15 August, als dem Tag der Bekanntmachung der Wahllisten, an, ist auf dem Generalsecretariat der Präfektur ein von dem Präfekten mit Ziffern und Paragraphen versehenes Verzeichniß aufgelegt, worin nach dem Datum ihrer Vorbringung, und Beifügung der gebührenden Numer, alle hinsichtlich der Listen eingereichten Reclamationen eingeschrieben sind. Diese müssen von dem Reclamanten, oder dessen Bevollmächtigtem unterzeichnet seyn. (Ges. vom 2 Jul. 1828.)

Von eben diesem Tage an kann von dem Präfekten keine ordnungsmäßige Inscription mehr vorgenommen werden. Er kann nur noch diejenigen Wähler auf die Liste eintragen, deren Inscription von ihnen selbst oder von einem Dritten „reclamirt" worden ist. Air, 5 Mai 1830.

Der Generalsecretär hat gegen jede Reclamation und deren Rechtfertigungs-Beweise einen Empfangschein auszustellen, welcher Datum und Numer der Einregistrirung enthält. (Ebend. Art. 10.)

Jeder, der gesetzwidrig eingeschrieben, weggelassen oder gestrichen worden zu seyn, oder sich wegen irgend eines sonstigen in Bezug auf seine Person vorgefallenen Irrthums gegen die Abfassung der Liste beklagen zu können glaubt, kann bis zum 30 September, einschließlich, seine Reclamation, nebst den zu ihrer Rechtfertigung nöthigen Beweisen, einreichen. (Ebend. Art. 11.)

Falls der Reclamant durch einen Bevollmächtigten handelt, hat dieser dem Rechtfertigungs-Beweise noch das ihm übergebene Mandat beizufügen. Dieses kann in Form eines bloßen Briefes abgefaßt seyn. (Rundschreiben vom 9 Oct. 1827 und 25 Aug. 28.)

Der königliche Gerichtshof von Rouen hat sogar entschieden, daß wenn Derjenige, welcher den Rechtfertigungs-Beweis eines nicht eingeschriebenen Individuums überbringt, aussagt, er sey zugleich mündlich mit dem Mandat beauftragt worden, er eben damit berechtigt sey, die Inscription dieses Individuums zu fordern, in Gemäßheit des Gesetzes vom 2 July 1828. (Bescheid vom 20 Dec. 1828.)

Dieser Gerichtshof scheint das Gesetz richtiger interpretirt zu haben, als in dem Circular geschehen ist, welches verlangt, daß dem Rechtfertigungsbeweise das Mandat beigelegt sey, wodurch mithin vorausgesetzt wird, daß die Uebergabe jenes Beweises von Seiten des Wählers an einen Dritten, letztern der Verbindlichkeit, ein Mandat vorzuweisen, nicht enthebe.

Wenn ein Mandat vorgewiesen wird, so muß die Unterschrift desselben rechtskräftig bestätiget seyn (Lyon, 15 Oct. 1829.)

Der Präfekt muß eine mit Gründen belegte Entscheidung über die Forderungen der Reclamanten, oder ihrer Bevollmächtigten, innerhalb der ersten fünf Tage nach Uebergabe der Forderung, von Seiten des Präfekturrathes ergehen lassen. (Ges. v. 2 Jul. 1828. Art. 14.)

Das für die Reclamationen bestimmte Verzeichniß ist mit dem 30 September geschlossen; an diesem Tag müssen die Büreaux der Präfektur bis Mitternacht offen bleiben, gesetzt es wäre auch ein Feiertag.

Kann ein Reclamant, der seine Forderung vor dem 30 September geschrieben hat, sie aber bis dahin noch nicht mit den

nöthigen Beweisen zu versehen vermochte, dieselbe nach diesem Tag noch einreichen? (Der Gerichtshof von Rouen entschied am 13 Novemb. 1828 mit Nein.)

3 §. Ueber die Intervention eines Dritten.

Vom 15 August bis 30 September einschließlich kann jedes auf die Liste eingetragne Individuum die Inscription jedes hiezu berechtigten, bis jetzt aber noch nicht eingetragnen andern Bürgers, das Streichen jedes unrechtmäßig eingetragnen, so wie die Rectifikation jedes sonst etwa begangnen Irrthums fordern, wozu es denn die nöthigen Beweise vorzubringen hat. (Ges. v. 2 Jul. 1828. Art. 12.)

Keine der genannten Forderungen aber kann von einem Dritten angenommen werden, so lang er nicht den Beweis beifügt, daß dieselbe von ihm dem Betheiligten notificirt worden sey, welchem zehn Tage, von der Notification an, offen stehen, um seine etwaigen Einwendungen vorzübringen. (Ebend. Art. 13.)

Die Notification muß durch den Huissier geschehen.

Der Präfekt muß die Entscheidung über die von einem Dritten vorgebrachten Forderungen innerhalb der nächsten fünf Tage nach Verfluß der dem Betheiligten zustehenden zehn Tage im Präfekturrathe ergehen, und diese Entscheidung mit den Entscheidungsgründen belegen lassen.

Die in Bezug auf die vorliegende Sache von beiden Seiten vorgebrachten Beweise sind jedem dabei interessirten Theil auf Verlangen nach der Ordnung vorzulegen.

Der intervenirende Dritte braucht seine Eigenschaft als Wahlberechtigter seinerseits nicht zu erweisen, sondern es kommt dem Generalsecretär zu, sich zu vergewissern, ob derselbe auf die Liste eingetragen ist.

Jede von einem nicht berechtigten Dritten vorgebrachte, oder nicht mit den gesetzmäßigen Förmlichkeiten begleitete Forderung wird zurückgewiesen; wozu denn auch gehört, wenn die Forderung dem Betheiligten erst nach dem 30 September notificirt worden ist. (Rennes 16 Dec. 1828 und 10 Jan. 1829.)

Wohl aber kann der Wahlberechtigte, dessen Befugniß von einem Dritten angegriffen wird, erst nach dem 30 September den Beweis der Abgaben vorbringen, die er vorher nicht deklarirt hatte. (Caen, Rennes, Paris 29 Dec. 1828, 9 Jan. und 20 Nov. 29.)

Daher sind denn auch (nach dem 26 Art. des Ges. v. 2 Jul. 1828) die Steuereinnehmer gehalten, jedem in das Steuerbuch Eingetragenen, gegen eine Belohnung von 25 Cent. einen Auszug über seine Steuern auszufertigen. Hinsichtlich der Verification der Thür- und Fenstersteuer, welche den Miethmann trifft, waltet jedoch in diesem Bezug eine Schwierigkeit vor, indem diese Steuer unter dem Namen des Hauseigenthümers im Steuerbuche läuft. Bestreitet nun ein Dritter die Steuersumme eines Miethmanns, so kann er von dem Einnehmer bloß den Betrag der auf dem ganzen Haus haftenden Steuer mitgetheilt erhalten, und müßte folglich wegen dieses unzureichenden Beweises abgewiesen werden. Dieser Schwierigkeit läßt sich jedoch folgender Maßen abhelfen. Der den Miethmann treffende Antheil der Steuer wird nach einem Certificat des Hauseigenthümers, oder wohl auch nach dem mündlichen Bericht eines Steuerbeamten berechnet, und das Ergebniß auf dem Auszug des Steuereinnehmers bemerkt. Diese Nachweisungen hat der Präfect dem Reclamanten mitzutheilen, oder durch den Einnehmer mittheilen zu lassen. (So beschlossen den 14 Jan. 1829.)

§. 4. Ueber den Recurs gegen die amtlichen Entscheidungen des Präfekten.

Wie bemerkt, wird über sämmtliche gegen die Wahllisten erhobenen Einwendungen in erster Instanz von dem Präfekten im Präfekturrath entschieden.

Die betheiligten Parteien, so wie der reclamirende Dritte können ihre Beschwerden gegen eine solche Entscheidung bei dem Gerichtshof einreichen. In solchem Fall muß die Vornahme der eingereichten Sache von Seiten der zweiten Instanz sowohl dem Präfekten, als den betheiligten Parteien, innerhalb zehn Tagen notificirt werden, widrigenfalls die Vornahme ungültig wird; auch ist diese Frist von zehn Tagen wegen Entfernung des Wohnorts der genannten Personen nicht etwa einer Ausdehnung fähig. (Agen 15 Jan. 1829.)

Verwirft die amtliche Entscheidung des Präfekten die von einem Dritten verlangte Inscription, so kann nur von Demjenigen selbst, dessen Inscription gefordert worden ist, Beschwerde beim Gericht geführt werden.

Die Sache wird von dem Gerichte summarisch vorgenommen, ohne daß ein besonderer Anwalt dazu nöthig wäre. Der Gerichtsbeschluß wird unentgeldlich einregistrirt. Die Verhandlung ist öffentlich. (Ges. v. 2 Jul. 1828, Art. 18.) Der Präfekt hat die ihm mitgetheilte Entscheidung als Rectification auf die Wahlliste einzutragen.

Der Recurs an den Gerichtshof ist keine Appellation, sondern ein direkter Akt.

Ob der Präfekt von dem Gerichtshof als Partei zu betrachten und als solche vor demselben zu belangen sey, darüber sind sehr verschiedene Gerichtsaussprüche ergangen; die meisten aber kommen in demselben Resultat überein, nämlich daß der Präfekt allerdings gerichtlich belangt werden könne. (So entschied der Cassationshof, durch Erlaß vom 22 Febr. 1830.)

Ob dagegen der Präfekt in die Kosten zu verurtheilen sey: dagegen hat der Gerichtshof von Nancy unterm 24 November 1828 mit Nein entschieden, früher jedoch, am 10 desselben Monats, den entgegengesetzten Ausspruch gethan. Die übrigen Gerichtshöfe, welchen diese Frage vorgekommen ist, haben die angegriffenen Entscheidungen des Präfekten bloß reformirt, ohne ihn in die Kosten zu verurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Fourier.

(Fortsetzung.)

Die mittlere Zunahme der Temperatur beträgt (wenigstens in unserem Klima) etwa 1 Grad auf 30 Metres, durch welche Wärmequantität, wie Fouriers Berechnung ausweist, die Temperatur der

Oberfläche je nach der Leitungsfähigkeit des Gesteins, welches die obern Erdschichten bildet, oft nicht um das Dreißigstel, in keinem Fall um das Zehntel eines Grades erhöht wird. Man sieht also, daß das Centralfeuer, wenn ein solches wirklich vorhanden ist, nur einen geringen Einfluß auf die Oberfläche ausübt, und man schon deßhalb keine zu irgend einer geschichtlichen Zeit stattgefundene bedeutende Wirkungen desselben auf unsre Erdoberfläche erwarten darf; zugleich hat aber die Genauigkeit, mit welcher die Gesetze der Wärme durch Fourier bekannt wurden, die Vorstellungen über die Zeit, deren die Erde zum Abkühlen bedarf, berichtigt. Wäre uns die Temperatur der Erde zu irgend einer vergangenen Zeit genau bekannt, so würde die Berechnung der Temperatur-Abnahme bis auf unsre Zeit sehr leicht; allein ein Aufschluß hierüber fehlt uns ganz und gar. Wohl aber können wir sagen, wie vieler Jahrhunderte es bedurfte, um zu einem Zeitpunkt zu gelangen, wo die mittlere Temperatur unsres Klimas auch nur Einen Grad höher war, als gegenwärtig, und diese Zahl übersteigt alle Vorstellungen der alten Physiker. Einer der letzten Lehrsätze von Fouriers Theorie der Wärme beweist nämlich aufs Strengste, daß die Erde, um sich von irgend einer gegebenen Temperatur abzukühlen, in 1,280,000 Jahren nur auf den Punkt gelangt, auf welchem eine — aus den gleichen Theilen bestehende — Kugel von einem Metre im Durchmesser bereits innerhalb einer Sekunde kommt. Büffon hatte die Zeit der Abkühlung ganz in dem Verhältniß berechnet, worin sich kleine Massen abkühlen; allein die Zeit nimmt in gleicher Proportion mit der Größe des Körpers zu, und richtet sich außerdem nach dem Wärme-Leitungsvermögen des fraglichen Körpers. — Jenem Gesetz der Wärmeabnahme gemäß bedarf es immer noch 30,000 Jahre, um den sehr unbedeutenden Einfluß, welchen die innere Temperatur auf die Oberfläche der Erde ausübt, auf die Hälfte des Maßes herabzusetzen, welches ihm gegenwärtig zukommt.

Noch darf aber ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, welcher auf den Wechsel von Wärme und Kälte an der Erdoberfläche sehr bedeutend einwirkt, nämlich die Temperatur des Raumes, in welchem unser Planet sich bewegt. Bekanntlich fühlt man, wenn man sich in der Atmosphäre erhebt, diese kälter und kälter werden, je mehr die Erhebung über die Erdoberfläche zunimmt. Die Gipfel sehr hoher Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt. Gay-Lüssac, der im Luftballon höher aufstieg, als bisher irgend ein Anderer gekommen ist, fand anderthalb Lieue's über Paris eine Temperatur von 12 Graden unter dem Gefrierpunkt, während die Luft an der Oberfläche der Erde 25 Grad über den Gefrierpunkt hatte. Bis zu welchem Grad geht nun die Abnahme der Wärme in den höhern Luftschichten? Fourier hat diese Frage mit seiner gewohnten Gründlichkeit beantwortet. Er zeigte, daß die Temperatur des Raumes, in welchem die Erde sich bewegt, sich selbst überlassen 50 Grad unter dem Gefrierpunkt beträgt; je höher man also in der Luft steigt, um so mehr wird die Kälte sich jenem Punkte annähern, und ihn endlich erreichen, nie aber geht sie über diesen hinaus. Es ist zu bemerken, daß dieser Kältegrad, obwohl auf längere Dauer mit dem Leben nicht verträglich, doch eine gewisse Zeit über vom Menschen bestanden werden kann, wie z. B. Capitän Parry auf der Insel Melville bewiesen hat. Von jener Temperatur des Planetenraumes wird die Temperatur auf der Oberfläche der Erde in mehrfacher Beziehung influencirt; so hängt z. B. der Wärmeunterschied zwischen Tag und Nacht nothwendig mit von jener Temperatur ab — so hat die nämliche Ursache einen bedeutenden Einfluß auf den Wärmegrad der verschiedenen Jahrszeiten und auf das Verhältniß, in welchem die Wärme abnimmt, je mehr man sich den Polen nähert. Besonders an den Polen muß sie beinahe allein die Temperatur bestimmen, da die Polgegend von den überhin gleitenden Sonnenstralen kaum noch berührt wird; man darf mithin so ziemlich überzeugt seyn, daß die mittlere Temperatur der Pole sich wenig über 50 Grad unter dem Gefrierpunkt erhebt, und mithin dort nicht, wie häufig angenommen wird, ein offenes Meer seyn kann.

Die Entdeckung der Temperatur der Planetenräume verhalf Fourier zur Bestimmung der Temperatur, wie sie auf der Oberfläche der meisten Planeten herrschen muß. Da nämlich Alles dafür spricht, daß die übrigen Planeten desselben Ursprungs seyen, wie die Erde, so müssen sich die Gesetze unserer Erd-Temperatur auch auf sie anwenden lassen, und folglich ihre Temperatur beinahe ausschließlich von ihrer Entfernung von der Sonne, von der Art, wie sie ihre Oberfläche der Sonne darbieten und endlich von dem Zustand dieser Oberfläche abhängen; denn das Daseyn oder der Mangel einer Atmosphäre, oder einer großen auf ihnen sich befindlichen Wassermenge kann in jener Beziehung sehr bedeutende Verschiedenheiten zur Folge haben. Daß wir über diese Punkte noch nicht unterrichtet sind, ist also der einzige Grund, warum wir die Temperatur jedes einzelnen Planeten nicht genau bestimmen können. Doch waltet über die an den Grenzen des Sonnensystems befindlichen Planeten in eben genannter Hinsicht keine Ungewißheit mehr vor, und in Betracht der uns über dieselben zu Gebot stehenden Kunde darf man beinahe überzeugt seyn, daß auf jenen Planeten die Oberfläche einer Temperatur unterworfen ist, welche nur Wenig von der Temperatur des Planetenraumes abweicht, folglich sich mit einem Leben, wie unser irdisches, nicht verträgt. Besonders gilt Dieß von dem Uranus, welcher 660 Millionen Stunden von der Sonne entfernt rollt.

So gering nun, um wieder zu der Erde zurückzukehren, so gering auch der Einfluß der innern Wärme auf die Oberfläche ist, so läßt sich doch nach Fouriers Gesetze die Wärmemenge, welche von jener Quelle in einer gegebenen Zeit in die Atmosphäre ausströmt, genau berechnen; die Wärmemenge, welche z. B. während eines Jahrhunderts an einem einzelnen Orte ausströmt, ist gerade so groß, um an diesem Ort die Temperatur des Winters zu derjenigen des Sommers umzuwandeln.

Später werden die von Fourier gefundenen Gesetze der Wärmebildung ohne Zweifel zu genauerer Ergründung der regelmäßigen Bewegungen in der Atmosphäre und im Ocean führen.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Nachforschungen in Neapel.

Der Herzog von Calabrien hat das bernerische Schweizerregiment in neapolitanischem Dienst aufgemuntert, seine müßigen Stunden auf Ausgrabung von Alterthümern zu verwenden. Die Früchte ihrer Arbeit sind bestimmt, nach Bern gesandt zu werden, um das dortige Museum auszuschmücken.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 164 und 165. 13 und 14 Juni 1830.

Ueber den Einfluß des Repräsentativsystems auf Literatur und Sitten in Frankreich. *)

(Preisschrift von Ph. Chasles.)

„Die Freiheit schafft die großen Thaten und die großen Ideen nicht; aber sie bricht ihnen Bahn und öffnet ihnen Thür und Thor."

Es giebt in dem Leben der Völker eine Epoche des unmittelbaren Einklangs zwischen der Gewohnheit des gesellschaftlichen Daseyns und der Lehre des geschriebenen Gesetzes, zwischen dem Staat und der Sitte; wo das Ganze vorwärts schreitet wie der Einzelne, ungestört in seinen Bewegungen, ungehemmt in seinem Siegeslauf, stark und unwiderstehlich durch die Macht der Einheit beider. Da entfaltet sich das Volksthum in seiner ganzen Schöne und Größe; da wirkt der kriegerische Geist der Römer, der künstlerische Geist der Griechen seine Wunder. Aber wie bald hat dieses Zeitalter der Kraft und des Glückes sich erschöpft! Wie bald schleicht sich die Zwietracht in den Bund! Die Gesetze lösen sich von den Sitten, die Sitten spotten der Gesetze, bis endlich nach einem langen und schmerzhaften Ausscheidungsprozeß eine Zeit der Zerrissenheit eintritt, wo die Gesellschaft sich nach einem frischen Lebensprincip umsieht, wo die neuen Ideen neue Institutionen heischen, wo die Vergangenheit, die sich selbst überlebt hat, noch eine letzte verzweifelte Anstrengung wagt, ehe sie vor der vernichtenden Gegenwart auf immer in den Staub sinkt!

Auf diesen Punkt war Frankreich gekommen, als der Stoß, welcher die Monarchie erschütterte, auch die Schwachen und Blinden überzeugen mußte, daß der Augenblick vorhanden, wo die politische Verfassung ihres Vaterlandes, dem Volk entfremdet, untergehen würde, um sich gewaltsam wieder zu erneuen. Dieß erforderte ein blutig mühsam Stück Arbeit; denn Gift und Krankheit wühlten bis in die innersten Eingeweide des gesellschaftlichen Körpers. Den Sitten, welchen es oblag, die veralteten Gesetze zu verjüngen, fehlte die concentrische Kraft; so brachen denn die Institutionen, obgleich mit der Autorität der Zeit bewaffnet

*) Die Herausgeber der Revue de Paris hatten unter'm 20 October vor. J. einen Preis von 2000 Fr. auf die beste Beantwortung der Frage ausgesetzt: „Quelle a été l'influence du gouvernement représentatif, depuis quinze années, en France, sur notre littérature et sur nos mœurs?" Die Bewerber mußten ihre Arbeiten (discours) vor dem 1 März 1830 eingesandt haben. Eine literarische Jury, welche aus den HH. Graf Alexander de la Borde, Benjamin Constant, dem ältern Bertin, Bert, Casimir Delavigne, Herzog Choiseul, Dubois, Du Closel, Etienne, Kératry, Vicomte Lainé, Malitourne, Marchand, Mérimée, Michaud, Graf Pastoret, Ponselet, Reydet, Scribe, Thiers, Victor Hugo, Villemain bestünde, sollte über die Preiswürdigkeit erkennen. Neun und fünfzig Bewerber fanden sich ein, was schon allein beweist, wie sehr man sich in Frankreich für constitutionelle Fragen interessirt; die Jury widmete ihrem Prüfungsgeschäfte acht Sitzungen. Mehrere der Arbeiten wurden zweimal durchgegangen; endlich schienen aber doch nur zwei den Anforderungen zu entsprechen: nämlich Nr. 38 mit dem Motto aus Chateaubriand: „L'esprit du siècle a pénétré de toutes parts; il est entré dans les têtes et même dans les coeurs de ceux qui s'en croient le moins entachés;" und Nr. 58 mit dem Motto: „La liberté ne crée ni les grandes actions, ni les grandes pensées; elle leur livre passage, elle leur ouvre la porte." In einer eignen Sitzung wurden nun die beiden Rivalen verglichen, worauf sich die Stimmenmehrheit für die letztere entschied, die wir hiemit vollständig mittheilen; doch kam man dahin überein, daß zwei Preise (ein Fall, der schon in der Einladung vorgesehen worden) ausgetheilt werden, Nr. 58 den ersten mit 1500 Fr., Nr. 38 den zweiten mit 500 Fr. erhalten sollte. Als Verfasser von jenem zeigte sich Hr. Philaret Chasles, den die französische Akademie schon früher zweimal gekrönt hatte, Verfasser von diesem Hr. Eduard Ternaux. Eines Accessit würdig fand man Hrn. Amadeus Pommier, Verf. von Nr. 24 mit dem Motto von Frau v. Staël: „La liberté, la vertu, la gloire, les lumières, le cortége imposant de l'homme dans sa dignité naturelle, ces idées alliées entre elles et dont l'origine est la même, ne sauraient exister isolement. Le complement de chacune est dans la réunion de toutes." Mit Lob erwähnt sind Nr. 37 (Verf. Hr. Anquetin, Med. Dr.) mit dem gleichfalls aus Frau von Staël entlehnten Motto: „On ne saurait nier que la législation d'un peuple ne soit toute puissante sur ses goûts, sur ses talens, sur ses habitudes, puisque Lacédémone a existé à côté d'Athènes, dans le même siècle, sous le même climat, avec des mœurs si différentes; Nr. 26 (Verf. Hr. Adolf Mosse) mit dem Motto: „Aidez-moi et puis advienne que pourra; Nr. 54 (Verf. Hr. Didron) mit dem Motto: „La liberté est bonne à tout. Die vier letztern wurden je mit einem unentgeldlichen einjährigen Abonnement auf die Revue de Paris beehrt.

und stark durch die Dauer des Besitzes, in sich selbst zusammen, und als man sie ersetzen wollte, begannen die unverträglichen Elemente, welche im Schoß der Gesellschaft aufgohren, jenen entsetzlichen Kampf, wovon das wankende Europa die Erschütterung noch jetzt spürt.

Die Nachahmung der griechischen und römischen Republiken, ein Angebinde, das man den alten Reichscollegien verdankte; der Geist der philosophischen Kritik, welchen die freie Entwicklung der Intelligenz durch das Christenthum hervorrief; die Ergebenheit der Priesterschaft gegen den Thron; der Adel mit seinen Feudalbegriffen; das gallicanische Kirchenthum; die ultramontanischen Theorien; der nach anderthalb Jahrhunderten voll Leiden sich erhebende Protestantismus; die so lange Zeit unter dem Druck gehaltene Demokratie, welche die mit einem Male erlangte Macht als Rache ausübte; kurz nicht bloß die positiven Interessen, sondern die tollsten Widersprüche der Meinungen, wie sie nur von erbitterten Massen repräsentirt werden konnten, die meist Henker und Opfer zugleich waren — all Dieß zusammen erweckte und belebte den Kampf. Uns, die wir seine Früchte ernten, kommt es nicht zu, über ihn den Fluch auszusprechen. Wissen wir ja, daß die Charte nichts Anderes ist, als der endliche Vergleich zwischen dem wiedergebornen Königthum, der Aristokratie, die zu Boden lag, und der Demokratie, die ihrer Triumphe und Ausschweifungen und der Züchtigung, die ihr Bonaparte's Ruhm auferlegt hatte, müde war. Diese neue Form entsprang unmittelbar aus den Bedürfnissen der Zeit; unsre Sitten geboten sie; allein noch geschlagen von den langwierigen Stürmen und der festen Bildung noch ermangelnd, bedurften eben diese Sitten, um sich mit der Charte, welche ihr Werk gewesen, zu verständigen, wiederum der Charte, um unter deren Einfluß sich vollends zu gestalten. Seltsames Schauspiel! Man sah Frankreich die Charte empfangen, ihr widerstehen, sich ihr unterwerfen und nach ihr sich formen, während es fortfuhr, sich mit einigen ihrer Resultate unzufrieden zu bezeugen. Ein Geschöpf unserer Staatsumwälzung ist die Charte ihrerseits wieder zur Schöpferin, aus einer Wirkung ist sie zu einer Ursache geworden. Produkt eines unter den Wehen der Zeit entwickelten socialen Prinzips hat sie die Rolle getauscht, und ward Reformatorin!

Kann man also wohl sagen, daß das gegenwärtige Frankreich ein Kind der Charte sey, daß all die auffallenden Metamorphosen, welche das Land durchlaufen, aus dieser einzigen Ursache sich erklären? Wir haben nicht unter dem Kaiserthum und der Republik gelebt — unsere Väter Mirabeau's und Voltaire's Asche nicht im Triumph umhergetragen, ohne daß von diesen verschiedenen Erscheinungen, die der Charte vorangingen, der Gesellschaft Eindrücke geblieben wären. Die Denkzeichen der constituirenden Versammlung, des Nationalconvents, des Consulats selbst der alten Monarchie konnten nicht wie Schatten verschwinden; ihre Spuren sind da, sind noch lebendig; und ihre Verschmelzung ist es, woran man Tag für Tag arbeitet, und wovon der Bestand unserer Institutionen und der neuen Sitten abhängt. Die Charte hat die Vergangenheit nicht vernichtet; sie hat dieselbe in ihren Theilen verknüpft, mit sich selbst versöhnt. Ihre bewunderungswürdige Aufgabe, das Streitende zu vermählen — sie hat sie erfüllt. Keine unserer Erinnerungen läßt sie verloren gehen, keine unserer Hoffnung getäuscht werden.

So geschieht es vor unsern Augen, daß der Befreundungsakt zwischen unsern Sitten und unsern Gesetzen nach und nach vor sich geht; wir sind aber um so weniger uninteressirte Zuschauer und Mitspieler dabei, als unsere sittliche Existenz, unsere äußern Verhältnisse, unsere Vergnügungen, unsere Entwürfe von Glück und Ruhm unablässig angefochten oder gefördert werden durch eine Bewegung, die wir verwünschen oder segnen, hemmen oder beschleunigen, auf keinen Fall aber in ihrer Bahn anhalten können.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die hetrurischen Vasenausgrabungen.

(Fortsetzung.)

„Das alte Hetrurien," sagt der Fürst von Canino, „beherrschte im trojanischen Zeitalter Italien und seine beiden Meere. Vetulonia, die Hauptstadt dieses Reiches, ward in so frühen Zeiten zerstört, daß selbst die alten Historiker gestehen, daß sie die Lage dieses Hauptsitzes der italienischen Herrschaft nicht genau angeben können. Man wußte jedoch, daß Vetulonia nicht weit vom Meeresufer lag, wo man die Erze aus den Minen der Insel Elba auslud, und daß seine Bäder, Caldane genannt, berühmt waren. Diese Angaben ließen mich vermuthen, daß die jetzt entdeckten Hypogeen den Ruinen von Vetulonia angehörten. Denn die schon im ersten Jahrh. n. Chr. berühmt gewesenen Mineralbäder von Canino, welche damals vom Proconsul Minucius restaurirt wurden, fand ich vor 20 Jahren wieder auf und ließ sie herstellen. In den Ruinen dieser alten Bäder sieht man noch viele marmorne Fußböden mit den Stufen, und mächtige Wasserleitungen, welche das Wasser von den Bergen herbeiführten. Ich stieß daselbst auf ein Piedestal mit der Inschrift Minucius, und eine marmorne Statue, die Hygiea vorstellend. Von diesen Mineralbädern erhielt ein Theil der Gegend den Namen Caldane, der ihm bis auf den heutigen Tag verblieben ist. So werden auch die Erze aus den Bergwerken von Elba noch jetzt daselbst ausgeladen und geschmolzen. Diese wenigen genauen Merkmale, welche uns die Alten über die Lage von Vetulonia hinterließen, passen daher vollkommen. Alles Dieses, zusammengenommen mit den nun an demselben Ort entdeckten Meisterwerken, bestärkte mich immer mehr in meiner Vermuthung über die Lage des alten Vetulonia. Ich hoffte auf eine Inschrift, welche meine Muthmaßung zur völligen Gewißheit bringen würde; allein bis zum 22 April, wo sich bereits die Zahl der mit Inschriften versehenen Stücke auf 200 belief, bezog sich noch keine auf Vetulonia. Endlich fand ich in dem Grabe der Familie Arionsa, in einer 20 Palmen tiefen Grotte, eine ganze, vollkommen erhaltene Vase mit der deutlichen Inschrift Vithlon ochei, (auf der Vase ist die Inschrift geschrieben VIΘAONOTEI). Das Gemälde auf dieser Vase stellt die Vetulonienser vor, welche in den Gestalten einer Matrone und einer männlichen Figur dem ältern Bacchus huldigen. Die Be-

trachtung dieses herrlichen Fundes und der vielen Hypogeen, die mit den Inschriften hetrurischer Familien *) bedeckt und angefüllt waren mit Meisterstücken der Kunst, und daher gewiß nur der Hauptstadt angehören konnten, ließen mich nicht länger zweifeln, daß der Ort unserer Grabungen das alte Vetulonia sey. Es giebt wohl nur wenige Facta aus der entfernten Vorzeit, die unseres Bedünkens sich zu einem solchen Grad der Wahrscheinlichkeit erheben können. Die Ansicht Derer hingegen, welche Vetulonia in die Gegend von Piombino setzen, ist durch keinen triftigen Grund unterstützt. Die Stadt Vulcia und die andern Ueberbleibsel, welche sich in diesen Gegenden vorfinden, wurden auf den Ruinen von Vetulonia gebaut, und die drei prächtigen Brücken, von welchen man eine noch erhalten und zwei in Trümmern sieht, vereinigten wahrscheinlich die beiden Theile der Hauptstadt. Ueber die Epoche, welcher man die ausgegrabenen Gegenstände zuschreiben muß, läßt sich Folgendes angeben. In den ersten Jahrhunderten Roms existirte Vetulonia nicht mehr, folglich fallen diese Hypogeen vor die Gründung Roms. In Griechenland blühten die Künste erst im vierten Jahrhundert nach der Erbauung jener Stadt; es sind daher diese bereits entdeckten Meisterstücke vier Jahrhunderte früher als die Blüte Griechenlands. Daraus folgt, daß die Priorität der schönen Künste in der alten Welt in demselben Maße Italien angehört, wie dasselbe das Primat darin in der neuen Zeit besitzt. Wären diese Vasen nicht unter der Erde gelegen, so würden sie gewiß als solch kostbare Gegenstände von den erobernden Römern fortgeschafft worden seyn, besonders da auf vielen das Bild des Vaters Aeneas vorgestellt ist, was für jene noch ein größeres Interesse verliehen hätte. Auch würden die hetrurischen Künstler, welche damals den Römern nach Rom gefolgt sind, die Vasenmalerei dorthin verpflanzt haben. Wir wissen aber, daß diese Kunst den Römern gänzlich unbekannt geblieben ist; wir wissen ferner, daß die Römer in ihren drei ersten Jahrhunderten mit den Hetrurien beständig im Kriege lagen, und daß Lucumo von Tarquinia von den Römern im J. 384 Roms, d. h. 50 Jahr vor Phidias **) überfallen wurde. Zu dieser Epoche konnten in diesem Lande keine hetrurischen Vasen mehr auf der Erde vorhanden, und die Kunst sie zu malen muß ebenfalls verloren gewesen seyn, denn sonst müßten die Römer sowohl diese Kunst als diese Monumente gekannt haben. Unsere Hypogeen sind daher mit mathematischer Gewißheit früher als Phidias, und mit einer Wahrscheinlichkeit, die beinahe an mathematische Evidenz grenzt, vor die Gründung Roms in das trojanische Zeitalter, und wenig nachher, zu setzen; in eine Periode, als das hetrurische Reich ganz Italien in sich faßte, Unteritalien, Sicilien und die Inseln nicht ausgenommen. Vetulonia war der Mittelpunkt dieses Reichs, als die Hetrurier Herren der beiden italischen Meere sowohl als der übrigen waren, als sie die Argonauten siegreich bekämpften, nach Mitylene und im ganzen Archipel Handel trieben, und nach allen Seiten hin das wohlthätige Licht der schönen Künste brachten.

„Diejenigen, welche nirgends etwas Gutes und Schönes gestatten, als in Griechenland, triumphiren zwar, daß es in den Inschriften auf den hetrurischen Vasen Buchstaben giebt, welche den altgriechischen ähnlich sind, so wie es ebenfalls mit einigen Wörtern der Fall ist. Allein ehe wir hierauf antworten, fragen wir — ist es wohl möglich, daß die Griechen, welche 50 Jahre vor (?) Phidias noch keine gute Malereien besaßen *), jene Meisterstücke nach Italien gebracht hätten? Wie könnten sie unsere Hypogeen damit anfüllen, welche sich dazumal schon im Besitze der Römer befanden, ohne daß diese davon gewußt hätten? Warum hätten die Griechen, die ohnehin gern prahlten, und sich alle Erfindungen zuschrieben, nicht auch von den Vasen gesprochen, wenn sie deren besaßen? **) Es scheint daher sehr klar, daß die Italiener die Erfindung der gebrannten Erde gemacht, und diese Entdeckung allein möchte schon hinreichend beweisen, daß unter den italischen Völkern schon Künste und Wissenschaften blühten, als Griechenland noch in Barbarei und der übrige Theil des Occidents in Finsterniß versunken war. Was aber die griechischen Buchstaben betrifft, so antwortet für uns Herodot, welcher (Buch 5 Cap. 59) berichtet, daß die hetrurischen Buchstaben und die altgriechischen einander glichen, und in der That war das Altgriechische nichts Anders als das Pelasgische, und dieses war nothwendig die Sprache der alten Hetrurier. Alles kam uns aus dem Orient. Die Pelasger kamen nicht von Griechenland, obgleich ein Theil derselben durch Griechenland zog, als sie nach Italien wanderten. Nach der Zerstreuung der pelasgischen Völker in Italien, Griechenland und den Inseln, existirte wohl nur Eine Sprache in diesen Ländern, und daher ohne Zweifel auch in der frühesten Zeit dieselbe Schrift. Wir folgern hieraus, daß die hetrurischen Monumente, je höher ihr Alter hinaufreicht, desto mehr in Uebereinstimmung mit den altgriechischen seyn müssen. Wenn wir daher auf denselben einige Worte und Namen lesen, welche an die griechischen erinnern, so geht daraus hervor, daß diese pelasgisch, altgriechisch oder hetrurisch sind. In beiden Sprachen müssen sich eben so ähnliche Nahmen zeigen, wie im heutigen Italienischen und Lateinischen. Es sind aber auch sehr viele Wörter darunter, die zwar lesbar aber unverständlich sind. Von den Buchstaben der eugubinischen Tafeln scheint klar, daß sie nach der Gründung Roms entstanden, und daher erweist sich an ihnen der Uebergang von der griechischen Sprache zur lateinischen. Unsere Hypogeen hingegen, welche in die Zeit vor Roms Erbauung fallen, können auf den darin gefundenen Monumenten Nichts vorgestellt enthalten, was später als diese wäre, und so ist es auch gerade der Fall. Die mythologischen Begebenheiten gehören der pelasgischen Geschichte an; sie mußten deßhalb auch von den Hetru-

*) Die bis jetzt in diesen Hypogeen aufgefundenen Namen hetrurischer Familien sind Minuca, Fuesca, Ania, Ranuto Apia, Arusania Tarthia, Fepia und Arionsa.

**) muß heißen 50 Jahre nach Phidias. W.

*) Diese Annahme ist ungegründet. Sie müssen wohl sehr gute Malereien gehabt haben, sonst würden bald darauf nicht jene herrlichen Maler entstanden seyn. W.

**) Dieses geschieht wohl, aber freilich sehr spärlich und unbedeutend. W.

rien früher, als von den Griechen gefeiert werden, weil Hetrurien schon mächtig und civilisirt war, als Griechenland noch in der Kindheit lag. Eben deßhalb mußte auch ihre Auffassung von der spätern Darstellung der Griechen oft abweichen, wie Dieß auf verschiedenen Vasen zu sehen ist. Der thebanische und trojanische Krieg, europäische Begebenheiten, welche die Welt mit ihrem Rufe erfüllten, wie hätten sie nicht auch diejenige Nation beschäftigen sollen, welche damals auf der Bahn der Künste voranschritt? Und waren nicht Dardanus und seine Trojaner hetrurischen Ursprungs? *) Gingen nicht oft Colonien von Hetrurien nach Griechenland, und von dort wieder nach Hetrurien? Wären überhaupt unsere Monumente später als die Gründung Roms und die Blütezeit der griechischen Kunst, wie wollte man erklären, daß keine einzige Vorstellung auf Romulus oder Alexander, oder sonst ein Ereigniß jenes schönen Zeitalters anspielte?

„Um das ultragriechische System zu behaupten, (was jedoch vor gegenwärtiger Entdeckung zu entschuldigen war) hat man vorgegeben, daß mehrere Vasen, wie die hetrurischen, in Athen Theben und Corinth ꝛc. ꝛc. gefunden worden; allein wir erwiedern hierauf, daß es nicht genug sey anzuführen, daß ein Monument an irgend einem Orte gefunden worden, sondern man muß es auch beweisen können. Man gewinnt auch Nichts, wenn man Strabo citirt, weil dieser nur überhaupt von Vasen spricht, und nicht von gemalten. Endlich ist hier nicht bloß von gemalten Vasen die Rede, sondern von Meisterstücken der Kunst. Grobe gemalte Vasen finden sich auch in den Ländern der Wilden. Gesetzt aber, es wären wirklich einige vorzügliche Vasen in Griechenland gefunden worden, so ist eher wahrscheinlich daß die Hetrurier, welche auf dem Meere von Italien und den Inseln herrschten, einige Meisterstücke nach Griechenland brachten, als daß die Griechen, welche niemals von dergleichen Vasen sprechen, mit Tausenden derselben unsere Hypogeen füllten oder daß gar Künstler von Griechenland kamen, um Dinge in Hetrurien zu fertigen, welche sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht machten. Wir wissen ferner, daß Aristophanes ironisch von den Malern spricht, welche Vasen für die Todten malen, was er gewiß nicht gethan haben würde, **) wenn die vorzüglichsten Maler Griechenlands damit sich beschäftigt hätten. Es ist daher viel wahrscheinlicher, daß durch die hetrurischen Colonien von Capua, Nola und Sicilien etliche Meisterstücke dieser Art nach Griechenland gelangten. Indessen Dieses wäre eine Ausnahme, die nicht einmal Etwas bewiese, wenn sie auch gegründet seyn sollte, allein die ganze Behauptung ist noch sehr zweifelhaft. Denn das Prädikat griechisch, welches den hetrurischen Vasen beigelegt worden, hat bis jetzt den Preis derselben erhöhet, und es wäre daher möglich, daß aus diesem Grund im Handel manche Vase für griechisch gelten mußte, welche gar Nichts mit Griechenland zu schaffen hatte. Die Vasen, welche der Ritter Inghirami herausgab und in Theben und Corinth gefunden haben will, sind von einem zu rohen Stile, als daß sich aus ihm in Bezug auf das Zeitalter jener Meisterstücke, wäre man auch ihrer Herkunft sicher, die geringste Folgerung ziehen ließe."

So weit im Wesentlichen der fürstliche Archäolog. Nachdem er hierauf am Schlusse der Abhandlung noch viele Beweisstellen aus alten und neuen Schriftstellern angeführt, spricht er auch von denjenigen Stellen, welche gegen seine Ansicht streiten. Er erwähnt des Cicero, der sagt, daß man Alles den Griechen verdanke, und des Tacitus, der erzählt, daß Demaratus die Malerei und die Schrift von Griechenland nach Hetrurien gebracht habe. Um diesen Widerspruch zu beseitigen nimmt er zwei Perioden in der hetrurischen Kunst an: eine vorrömische, welche er die hetrurisch-pelasgische nennt, und eine spätere welche eintrat, nachdem die Künste und Wissenschaften in Italien untergegangen waren, und nun in Griechenland erwachten, von wo sie Demaratus wieder nach Hetrurien verpflanzte.

Wir fügen der interessanten Abhandlung des Hrn. Fürsten einige Bemerkungen bei. Im Allgemeinen möchte es wohl schwer, ja ganz unmöglich seyn, mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, dieses oder jenes Land sey die Wiege der Kunst, und von dort aus habe sie sich über alle andere Länder verbreitet. Die Ueberlieferungen hierüber sind verworren und widersprechend, und können nicht anders seyn, selbst wenn in jenen frühen Zeiten Alles genauer niedergeschrieben worden wäre, und Dasselbe sich bis auf uns erhalten hätte. Mit augenscheinlicher Wahrscheinlichkeit läßt sich aus den Gesetzen des menschlichen Geistes erweisen, daß die Kunst in vielen Ländern zu gleicher Zeit begonnen. Die ersten Anfänge derselben sind die nothwendigen Ausflüsse der geistigen Thätigkeit, sie sind dann ein matter Schimmer von jenem Lichtglanz, welchen der Schöpfer der gesammten Menschheit zugetheilt hat. Allein der selbstständigen Entwickelung und dem allmäligen Fortschreiten, oder der Erziehung dieses schwachen Kindes, daß es zum starken wohlgebildeten Manne heranwachse, stehen oft Hindernisse im Wege, die von äußern Umständen abhängen. Aeußerlich ist ein Volk mehr begünstigt als das andere, so daß die innere Entwickelung schneller vorwärts geht. Der Einfluß des mildern Himmels gewährt hierin die größten Vortheile, indem der Mensch die äußern Formen nur von den ihn umgebenden Gegenständen entlehnen kann. So schreitet er in seinen Bildungen um so rascher zur Schönheit vor, je schöner die Natur um ihn erscheint. Später erst, nachdem ein Volk eine gewisse Höhe in der Cultur erreicht, fängt der Einfluß auf andere Völker an, deren äußere Umgebungen für ihre Ausbildung nicht so vortheilhaft sind. Haben daher Völker ähnliche äußerliche Begünstigungen, wie Dieß bei den Hetruriern und Griechen der Fall ist, so läßt sich um so weniger behaupten, daß ein Volk von dem andern die ersten Anfänge der Kunst erborgt habe. Dem Hrn. Verfasser des Catalogs ist wohl daher in seiner Meinung, daß die Kunst zuerst in Italien entstanden, und von da nach Griechenland gebracht worden, nicht beizupflichten, aber auch eben so wenig Denen, die Alles von Griechenland ableiten, dieses Land

*) S. Servius in lib. 3. Aeneid Virg. lib. 7. V. 205 und Sil. italic. lib. 4 Punicor. W.

**) Dieser Komiker ließ sich bekanntlich von solchen zarten Rücksichten nicht fesseln in seiner Laune, sobald Ihm etwas für seinen Zweck tauglich schien. W.

als die Quelle aller Cultur betrachten und jede selbstständige Entwickelung anderer Länder verwerfen. Die wenigen Ueberlieferungen, die uns hierüber hinterblieben, widersprechen auch gänzlich solchen Annahmen. Wir wissen zwar, daß Hetrurien schon zwischen 1100 und 1000 vor Christus ein blühender mächtiger Staat war, allein wir wissen auch, daß Dädalus, den man 1260 v. Christus setzt, der erste war, welcher die Statuen mit frei stehenden Beinen und Händen machte (früher waren diese Theile des menschlichen Körpers immer anliegend gebildet, wie bei den egyptischen Statuen.) Homer, der um 1000 v. Christus gesetzt wird, muß nothwendig eine sehr weit gediehene Kunst vor sich gehabt haben, indem er sonst unmöglich die herrlichen Beschreibungen von Waffen und andern Dingen hätte machen können. Sie tragen zu sehr den plastischen Stempel an sich, als daß er Dergleichen nicht gesehen haben sollte. Daß aber der Orient früh schon eine gewisse Stufe in der Kunst erreicht, und durch Auswanderungen auf die übrigen Länder großen Einfluß ausgeübt, scheint sowohl durch sich selbst, als durch die Nachrichten, die wir hierüber besitzen, sehr gegründet, obwohl die Griechen uns spärlich davon Erwähnung thun.

(Fortsetzung folgt).

Memoiren von Robespierre.

Dritter Artikel.

Erste öffentliche Reden.

Die drei Stände des französischen Volks waren im Jahr 1789 zusammengekommen, hatten sich zur Nationalversammlung erklärt, die Bastille war erstürmt worden — noch hatte der Abgeordnete von Arras nicht öffentlich gesprochen. Endlich, als am 20 Juli Lally-Tollendal in der Versammlung den Antrag machte, von allen Kanzeln verkünden zu lassen, daß jeder Störer der öffentlichen Ruhe fortan der Justiz überantwortet werden würde, erhob sich Robespierre zum ersten Mal, *) diesen Vorschlag zu bestreiten, und zu zeigen, daß das französische Volk in den bis jetzt vorgenommenen Schritten nur sein gutes Recht ausgeübt habe. Der kleine Auszug, welchen die Memoiren aus dieser Rede mittheilen, enthält, abgesehen von dem richtigen Sinn, womit der Redner das bisher Vorgefallene auffaßt, nichts Interessantes; eben so wenig was von den nächst darauf gefolgten Reden — am 27 Juli über einen aufgefangenen Brief, am 31 über die Verhaftung Bezenvals — nur mit wenigen Worten aufgeführt wird; eher fesselt Robespierres vierte am 24 August gehaltene Rede die Aufmerksamkeit. Sie betrifft die Preßfreiheit; unsre Memoiren führen unter Anderem folgende Stelle aus derselben an: „Sie dürfen nicht anstehen, die Freiheit der Presse unumwunden zu erklären. Freien Männern kann es nie zukommen, ihre Rechte auf zweifelhafte Art auszusprechen; bloß der Despotismus hat Einschränkungen erfunden und dadurch ist ihm gelungen, jedes gute Recht zu schmälern.“ In seiner fünften Rede, am 26 August, über die Steuerbewilligung, sagt Robespierre: „das Recht die Steuern zu bewilligen setzt das Recht voraus, daß die Steuer von uns abhänge, während der in Vorschlag gebrachte Artikel der Nation bloß eine Art Veto zugesteht. Jenes Princip übrigens war anerkannt, ehe die Nation die gesetzgebende Gewalt wieder erhalten hatte: soll nunmehr, da ihr diese Gewalt nicht mehr entgehen kann, ihr Recht sich bloß darauf beschränken, die Steuern zu prüfen und zu bewilligen, oder soll nicht vielmehr von ihr das Gesetz hinsichtlich der Steuern überhaupt ausgehen? Wenn es sich um eine Begriffsbestimmung der Steuer handelt, so würde ich dieselbe einen Theil des Eigenthumes der Bürger nennen, der zu Sicherung der allgemeinen Bedürfnisse niedergelegt wird; man kann also nicht von den Rechten der Nation sprechen, ohne zugleich von der ihr heimgefallenen gesetzgebenden Gewalt zu sprechen.“ *)

In den ersten Tagen des Septembers bestritt er die Zulässigkeit des königlichen Vetos, sei dasselbe absolut oder suspensiv. Aus dem sehr langen Auszug, welchen die Memoiren von dieser Rede mittheilen, wählen wir Folgendes: „Jeder Mensch hat von Natur die Fähigkeit, sich durch seinen Willen zu beherrschen; die zu einer politischen Gesammtheit vereinigten Menschen, d. h. ein Volk, hat also das gleiche Recht, nämlich die Fähigkeit eines Gesammtwillens, zusammengesetzt aus den Fähigkeiten der einzelnen Willen, und die gesetzgebende Gewalt dieses Willens ist unveräußerlich, unbeschränkt, unabhängig von irgend einem gesellschaftlichen Verhältniß, wie sie's in jedem Menschen ist, der von seines Gleichen getrennt lebt. Die Gesetze sind bloß Akte dieses allgemeinen Willens. Da aber ein großes Volk als Gesammtheit die gesetzgebende Gewalt nicht ausüben kann, und ein kleines vielleicht nicht darf, so überträgt es die Ausübung seinen Repräsentanten, den Bevollmächtigten seiner Gewalt.

„Hiemit ist offenbar ausgesprochen, daß der Wille dieser Repräsentanten als der Wille des Volks betrachtet und respektirt werden, und eine geheiligte, über jedem Einzeln-Willen stehende Vollkraft haben müsse, widrigenfalls das Volk seiner gesetzgebenden Gewalt und Selbstmächtigkeit beraubt seyn würde.

„Wer behauptet, daß ein Mensch das Recht habe, das Gesetz nicht anzuerkennen, sagt: der Wille eines Einzelnen stehe über dem Willen Aller; die Nation sey Nichts und ein einziger

*) Im Ganzen hielt Robespierre, nach dem den Memoiren angehängten Verzeichniß, vom 20 Juli 1789 bis zum 28 September 1791, 106 größere Reden in der Nationalversammlung; häufig zwei an einem Tag, und nicht selten zwei, selbst drei, über denselben Gegenstand; so z. B. innerhalb zwei Tagen (14 und 15 Juli 1791) drei Reden über die Flucht des Königs.

*) Robespierres Vorschlag ging nicht durch; das Wort „bewilligen“, welches er durch „ausschreiben“ (établir) ersetzt wissen wollte, wurde beibehalten, und seine Bedeutung nicht in jenem weiten Sinne genommen. Das Gesetz ward in folgenden Worten ausgedrückt: „jeder Bürger hat das Recht, in eigner Person oder durch seine Repräsentanten, die Nothwendigkeit der allgemeinen Besteurung zu untersuchen, sie zu bewilligen, über ihre Anwendung zu wachen und die Quantität, den Ansatz, die Beitreibung und Dauer derselben zu bestimmen.“

Mensch Alles. Fügt er bei, dieses Recht stehe Dem zu, welcher mit der vollziehenden Gewalt bekleidet ist, so sagt er: der von dem Volk zu Vollziehung des Volkswillens aufgestellte Mensch habe das Recht den Volkswillen zu hemmen und zu fesseln; er erschafft ein nach moralischen und politischen Grundsätzen unbegreifliches Ungeheuer, und dieses Ungeheuer ist das königl. Veto.

„Durch welches Verhängniß muß diese seltsame Frage die erste seyn, welche die Stellvertreter des französischen Volks, die demselben die Freiheit begründen sollen, in Anspruch nimmt? Durch welch Verhängniß soll der erste Satz der von ganz Europa mit so vieler Ungeduld erwarteten Verfassung eine Erklärung der Uebermacht der Könige über die Völker, eine Aechtung der heiligen Rechte der letztern seyn? Nein ..... dieses abentheuerliche, unselige Gesetz wird nicht zum Voraus als entschieden angenommen werden; ich glaube nicht daran, denn es ist mir gestattet, seine Ungereimtheit in Gegenwart der Vertheidiger des Volks den Augen der Nation vorzulegen.

. . . . . .

„Wir dürfen nicht mehr fortwährend sagen: Frankreich ist ein monarchischer Staat, und aus diesem obersten Grundsatz die Königsrechte als ersten und wichtigsten Theil der Verfassung ableiten, vielmehr sollten wir uns erinnern, daß das Wort „monarchisch" lediglich Nichts, als einen Staat bedeutet, in welchem die vollziehende Gewalt einem Einzigen anvertraut ist; wir sollten bedenken, daß jede Regierung vom Volk und für das Volk aufgestellt ist, und folglich alle Regierende, und selbst die Könige, bloß die Mandatare und Bevollmächtigten des Volkes sind; daß die Verrichtungen jeder Staatsgewalt, und folglich auch der Königswürde, Staatspflichten, und keineswegs persönliche Rechte oder besondres Eigenthum eines Individuums sind; daß man also kein Aergerniß daran nehmen darf, wenn in der Versammlung der Stellvertreter des französischen Volks, welche mit der Gewalt bekleidet ist, eine Verfassung zu entwerfen, ein Bürger glaubt. Freiheit und Rechte des Volkes seyen der Gegenstand, welcher uns zuerst in Anspruch nehmen müsse, und die königliche Macht dürfe nur nach der diesen Zwecken entsprechendsten Weise bestimmt werden.

. . . . . .

„„Die Volksrepräsentanten können ihre Gewalt mißbrauchen, man muß also dem Könige die Macht ertheilen, ein Gesetz zu verwerfen.""

„Das ist als ob man sagte: „„der Gesetzgeber kann irren, folglich muß man ihn vernichten.""

„Es setzt ein großes Mißtrauen in den gesetzgebenden Körper, und ein ungemeines Vertrauen in die vollziehende Gewalt voraus. . . . . .

„Der gesetzgebende Körper besteht aus Bürgern, welche vom Volk erwählt, mit einer friedlichen Magistratur bekleidet sind, und zwar nur auf eine bestimmte Zeit, nach deren Verlauf sie in die Menge zurücktreten. Was ist dagegen die vollziehende Gewalt? Ein Monarch mit ungeheurer Macht, welcher über Heere, Gerichtshöfe, über die ganze Kraft eines großen Volkes verfügt Wie leicht wird es hiedurch, die Herrschsucht zu befriedigen, zumal da die Erblichkeit der Krone den Fürsten erlaubt, an dem Plan zu Vergrößerung einer Macht, die sie als ein Familienbesitzthum betrachten, fortwährend und folgemäßig zu arbeiten?

. . . . . .

„Die handgreifliche Ungereimtheit eines Veto's im Allgemeinen hat nun zwar in dieser Versammlung zu Erfindung des suspensiven Veto's geführt — eines neuen Wortes für eine neue Staatseinrichtung; allein ich gestehe, daß ich diese nicht zu fassen vermag. Was ich weiß, ist, daß ein solches Veto dem König das Recht giebt, die Wirksamkeit der gesetzgebenden Gewalt auf eine Zeit zu suspendiren, über deren Dauer man bis jetzt noch verschiedene Ansichten hegt. Was mich ermuthigt, ein solches Gesetz zu bekämpfen, welches allerdings von sehr guten Bürgern vertheidigt wurde, ist, daß eine große Zahl dieser letztern mir nicht verhehlt hat, daß sie zwar das Veto überhaupt für unverträglich mit richtigen Grundsätzen hielten, da sie aber überzeugt wären, daß ein solches seiner ganzen Strenge nach von einer bedeutenden Mehrzahl der Versammlung im Voraus angenommen sey, so glaubten sie, der einzige Weg solcher Plage zu entfliehn gehe dahin, seine Zuflucht zu einem suspensiven Veto zu nehmen.

„Ich war bloß in Einem Punkt verschiedener Meinung, darin nämlich, daß ich an der Macht der Wahrheit und am Heil des Volkes nicht verzweifeln zu dürfen glaubte. Ich sage daher unumwunden, daß mir das eine Veto von dem andern mehr nur dem Wort, als dem Sinn nach, verschieden dünkt, und beide gleich darauf berechnet sind, unsre Freiheit in der Geburt zu vernichten.

„Man führe mir nicht das Beispiel Englands an. Abgesehen, daß die Vertreter des französischen Volks nicht hier sind, um ein Gesetz, das in Zeiten der Unwissenheit und des Kampfs feindlicher Parteien gegeben ward, sklavisch nachzubilden, ist Eure Nation, | die sich unter ganz andern Umständen befindet, nun einmal nicht geeignet, jenen wesentlichen, von den Engländern selbst anerkannten Fehler der engl. Verfassung auf sich zu nehmen. Englands Lage enthebt dasselbe der Nothwendigkeit der ungeheuern Militärmacht, wodurch die vollziehende Gewalt so gefährlich für die Freiheit wird. Häufige Staatsumwälzungen, lange, schreckliche Kämpfe zwischen Volk und König haben dem Engländer einen kraftvollen Charakter, und jenes heilsame Mißtrauen gegeben, wodurch die Freiheit am Besten gesichert wird: wir aber, die solche Proben noch nicht bestanden haben, wir würden uns wohl unserer selbst überheben, wenn wir glauben wollten, wir hätten mit Einem Schlag den Leichtsinn die Flatterhaftigkeit, deren man uns bisher immer beschuldigt hat, abgelegt. Auch ist England jener Hyder von Aristokratie entgangen, die sich vom Mark des Landes nährt: unter uns lebt sie noch; voll neugeschöpften Muths erhebt sie schon hunderttausend drohende Köpfe und sinnt auf neue Listen, um ihre Macht auf den Trümmern der Freiheit wieder herzustellen. Endlich ist Lage und Charakter des französischen Volks von der Art, daß eine gute Verfassung, indem sie den öffentlichen Geist

entwickelt, dasselbe in kurzer Zeit zur Freiheit führen kann; eine schlechte Verfassung hingegen, wo auch nur Eine Thür für den Despotismus und die Aristokratie offen steht, dasselbe nothwendig in eine Sclaverei zurückwirft, die um so unzerstörbarer ist, als die Constitution selbst den Kitt dazu hergiebt.

„Auch war, meine Herren, unsre erste, edelste Aufgabe, den Sinn unsrer Mitbürger durch unsre Grundsätze und unser Beispiel zu derjenigen Höhe der Gedanken und Empfindungen zu erheben, welche diese große, herrliche Staatsumwälzung fordert. Wir haben begonnen, jene Aufgabe zu erfüllen, und mit welch süßem, ehrenvollem Lohn hat nicht die Dankbarkeit des Volks unsre Mühe und Gefahren belohnt? Mögen wir auch fortan nicht hinter unsrer erhabenen Bestimmung zurückbleiben! Mögen wir stets unsres Amtes würdig uns beweisen vor Frankreich, das wir retten sollen, vor Europa, dem wir zum Vorbild dienen können."

Robespierres Bemühung war umsonst; das suspensive Veto ging bei der Versammlung durch. Die Memoiren, welche die eben angeführte Rede als pièce justificative im Anhang mittheilen, legen dem Autobiographen bei dieser Gelegenheit folgende Worte in Mund: „Meine Aufrichtigkeit mißfiel sehr; man fing bereits an, mich als einen unverträglichen Menschen zu betrachten, weil ich, jede Discussion auf die Grundwahrheiten zurückführend, in Bezug auf die Volksrechte weder nachgeben, noch unrechtmäßig erworbne Rechte schonen wollte." So wenig es wahrscheinlich ist, daß diese Bemerkung, wie überhaupt der ganze erzählende Theil des Werkes, von Robespierre selbst herrühre — (anders verhält sichs mit den Reden, die theils geradezu als pièce justif. beigefügt sind, theils wenigstens in sofern eine bedeutende Verfälschung nicht zulassen, als noch Viele leben, die solche mit anhörten, auch wohl die meisten derselben in den französischen Blättern jener Zeit noch zu lesen sind) — so wird man doch andrerseits vielleicht zugestehen, daß jene Stelle Robespierres Auftreten wahr genug zeichnet, oder daß sie ein Commentar zu Mirabeaus Worten über den künftigen Beherrscher der Revolution sind: „Dieser Mensch sagt, was er denkt; er wird weit gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Texas *).

In dem Augenblick, wo die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Begriff steht, ihrem Gebiet eine Provinz des mexicanischen Reichs einzuverleiben, gewinnt die Erörterung der Zweckmäßigkeit dieser Politik ein um so höheres Interesse, als es sich um eine Landschaft handelt, über deren physischen Charakter man, wie sich zeigt, völlig im Irrthum war. Man pflegte Texas immer als eine dürre Steppe zu betrachten, wo sich weder ein Anbau lohnte, noch für den wissenschaftlichen Reisenden ein Gewinn zu suchen wäre. Dem aber ist nicht also. Texas, gleich so manchen Ländern von ähnlicher Lage, bietet eine große Verschiedenheit des Bodens und des Clima's dar: allein aus dem — wenn auch unvollständigen — Thatbestand, der sich für jetzt erheben läßt, scheint wenigstens so Viel hervorzugehen, daß, wenn einmal Boden und Clima geleistet haben werden, was sie können, sowohl die Einen sich getäuscht haben dürften, welche sich daselbst ein Paradies träumen, als die Andern, welche es gerne als eine Wüste verschreien möchten.

1. Geographische Orientirung.

Vor der Revolution bildete Texas eine der innern Provinzen (provincias internas) von Neuspanien und machte mit der angrenzenden Provinz Coahuila einen bedeutenden Theil der Intendantschaft von San Luis de Potosi aus. Diese Intendantschaft begriff die Provinzen Neu-Santander, San Luis Potosi, Neu-Leon, Coahuila, und ein gut Stück von Neu-Mexico in sich. So waren die Grenzen bestimmt, als Mexico seine Unabhängigkeit errang. Ein Congreßbeschluß vom J. 1822 trennte dieß unermeßliche Gebiet in die drei verschiedenen Staaten Neu-Leon, San Luis Potosi und das östliche Binnenland, und zwar so, daß die beiden erstern ihre unveränderten Grenzen beibehielten, das letztere die Provinzen Neu-Santander, Coahuila und Texas in sich aufnahm. Die immer noch unverhältnißmäßige Ausdehnung dieses Staats, und als Folge davon die Schwierigkeit der innern Verwaltung, führte indeß im Jahr 1824 eine abermalige Theilung herbei, indem Sant-Ander unter dem Namen Tamaulipas zu einem unabhängigen Staat erklärt und aus den beiden nach übrigen Provinzen gleichfalls ein Staat, Coahuila und Texas genannt, errichtet wurde. Bei der Berichtigung der Grenzen ward dieß Mal ein beträchtlicher Theil von Coahuila dem Staat Santa Fé oder Neu-Mexico zugeschlagen.

Da seit jener Zeit in der Eintheilung dieser Staaten Nichts mehr geändert worden, so fällt die Lage von Texas zwischen 27° und 35° n. Br. und 16° und 26° w. L. v. Washg. oder 93° und 130° w. L. von Greenw. Die Umrisse sind folgende: Im N stößt es an Arkansas und den Bezirk von Ozark, von welchen es durch den rothen Fluß getrennt ist; im O an den Staat Louisiana; im S an den Golf und den Staat Tamaulipas; im W an den Staat Chihuahua, die Provinz Coahuila und den Staat Santa Fé; oder genauer: man ziehe eine Linie an der Meeresküste von der Mündung des Sabinesees bis zu der des Nuecesflusses, welcher die südwestliche Grenze ist — 260 M.; diese Linie erstrecke man vom Meeresfluß hinauf bis zu seiner Quelle — 350 M.; verfolge sie von da längs der Bergkette, welche die Wasser des Rio Bravo von denen des Brazos, Colorado ꝛc. scheidet, und sich am rothen Flusse endigt — 430 M.; führe sie hierauf den rothen Fluß hinab bis zu einem bestimmten Punkt, nördlich der Westgrenze von Louisiana — 560 M.; rücke sodann südlich mit dieser Grenze bis zum Sabinefusse unter 32° n. Br. — 60 M. und begleite endlich den letztern Fluß bis zu seiner Mündung — 220 M., so kommt im Ganzen ein Umfang von 1600 M. heraus, was nach einer genauen Berechnung einen Flächenraum von 179,200 Quadratm. giebt, d. h. einen Flächenraum so groß als die Staaten Louisiana, Mississippi, Alabama und Südcarolina. Läßt man aber, wie auf alten Karten irrthümlicher Weise geschieht, Texas bis zum Rio Bravo sich ausdehnen, so stellt sein

*) Considerations on the propriety und necessity of annexing the province of Texas to the United States. By a revolutionary officer. New York 1829. American-Quarterly Review, March 1830.

Areal, welches sich auf 330,000 Quadratm. beläuft, eine Oberfläche dar, welche außer den genannten Staaten dem Areal von Georgia, Tenessee und Nordcarolina entspricht. Eine solche Ausdehnung anzunehmen berechtigt jedoch weder ein Gesetz der Republik, noch des Mutterlandes. Texas würde so noch zwei Drittheile von Coahuila in sich begreifen, welches eine besondere Provinz dieses Staats bildet; beinahe die Hälfte von Tamaulipas; ohngefähr ein Drittel von dem Staat Chihuahua und einen ansehnlichen Abschnitt von Santa Fé. Sollte die nordamericanische Regierung den Ankauf dieser ganzen Ländermasse bis zum Rio Bravo beabsichtigen, wodurch eine Zerstücklung dieser sämmtlichen Staaten herbeigeführt würde, so kann man's voraus wissen, daß die mexicanische Regierung sich nie dazu verstehen wird, wenn sie auch das Land innerhalb der weiteroben bezeichneten Grenze abzutreten nicht abgeneigt ist. Es kann also wohl nur von Texas im engern Sinne die Rede seyn.

Ueber die Grenzen des neuen griechischen Staats *)

Die engere Beschränkung des griechischen Staats durch das Protokol vom 4 Februar 1830 hat den General Church zu einer Flugschrift veranlaßt, welche sein Schwager William Horton soeben in London herausgegeben hat. Sie ist dem englischen Parlament und dem Prinzen Leopold gewidmet. Der Verf. weist darin nach, daß die von der Diplomatik improvisirte Markung dem neuen Staat auf keinerlei Weise genügen könne; daß die Sicherheit Griechenlands und selbst seine Existenz eine ausgedehntere, noch mehr aber eine festere Grenze erfordere.

Soll Griechenland als Staat einige Ansprüche auf Achtung machen, so müssen seine Grenzen zum Mindesten von Volo bis Arta sich erstrecken; denn dann ziehen sie sich über eine Gebirgskette, welche stark genug ist, das Land gegen eine fremde Invasion zu schützen. Die Gebirge von Maurovuni, Delacha, der Pindus mit seinen östlichen und westlichen Verzweigungen würden eine haltbare Vertheidigungslinie bilden, für die im Osten Nola, in der Mitte Patradschik, im Westen Arta und Prevesa einen passenden Anlehnungspunkt darböten. Dieß wäre ungefähr die Grenze des Protokols vom 22 März 1829. Geht man von dieser Basis ab, so überliefert man Griechenland, das man gerettet zu haben vorgiebt, von Neuem seinen Feinden und was die Mächte seit drei Jahren für dasselbe gethan, ist umsonst geschehen.

Die Diplomatik war anderer Meinung. Mit einem Federzug verkürzte sie das Gebiet des freien Griechenlands um ein Drittel. Der Aspropotamos und der Golf von Zeituni traten an der Stelle der einen halben Grad nördlicher gelegenen Golfe von Arta und Volo. Abgesehen von der Ungerechtigkeit, die Waffenbrüder Derer, die man frei erklärt, unter dem Joch zu lassen, und somit zwei Bevölkerungen zu trennen, welche gemeinschaftlich ihr Blut für die Unabhängigkeit vergossen haben, abgesehen von der Unmöglichkeit die Griechen aus den Landschaften, die man der Pforte zurückgeben will, zu verjagen — bleibt immer noch die Ungereimtheit der Bestimmung von Grenzen, die für Griechenland nicht haltbar sind.

General Church ist mehr als irgend Einer im Stand, in dieser Sache ein richtiges Urtheil zu fällen. Durch einen mehrjährigen Krieg auf demselben Grund und Boden, welchen man jetzt Griechenland zur Grenze anweist, weiß er, wie wenig Hülfsquellen das Land dort besitzt. Er hat beinahe alle Punkte vertheidigt oder angegriffen, welche in Frage kommen. Wenn er die Verzweiflung der Griechen schildert, als sie den Beschluß der Mächte erfuhren, so kann man ihm als Augenzeugen glauben; seine Flugschrift ist auf einer Reise von Aegina nach Argos entworfen und aus Epidaurus datirt. Spricht er von dem Grafen Capo d'Istrias und seiner Verwaltung, so muß man sich des persönlichen Zerwürfnisses mit dem Präsidenten erinnern, in dessen Folge der General den griechischen Dienst verließ. Es ist wahrscheinlich, daß er das Benehmen des Grafen nicht unparteiisch gewürdigt hat, so sehr er auch seine Kaltblütigkeit versichert. In dem seiner Flugschrift vorangeschickten Schreiben an seinen Schwager setzt er die Gründe auseinander, warum er die Feder ergreife. Er will die Sache des Landes, für das er so lange gefochten, in dem Augenblick nicht verlassen, wo sie für immer entschieden werden soll. „Ich kann," sagt er, „nicht gleichgültig zusehen, wenn es sich um das endliche Schicksal Griechenlands handelt. Die Beschlüsse, die man gefaßt, berauben, wenn man sie ausführt, denjenigen Theil von Griechenland der Unabhängigkeit, welcher vielleicht am Ehesten verdiente, frei zu seyn und Griechenland selbst lassen sie ohne eine Grenze, die man zu vertheidigen vermag und seinen Souverän machen sie zu einem Fürsten, der an Umfang des Gebiets sich kaum mit einem kleinen Bassa messen kann, und an wirklicher Macht dem Gebieter von Janina und Scutari nachsteht."

(Schluß folgt.)

*) Observations on an eligible line of frontier for Greece as an independent state, by Lieutenant General Richard Church. London 1830.

Vincente Zuchero.

Vincente Zuchero, gegenwärtig sieben Jahre alt, gebürtig aus Sicilien, ward unlängst wegen seiner erstaunungswürdigen Fertigkeit im Rechnen an den Hof von Neapel gebracht, wo man ihm in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung mehrere schwierige Aufgaben vorlegte. Zuerst fragte ihn der Herzog von Calabrien, wie viele Minuten in 500 Jahren enthalten wären, das Jahr zu 365 Tagen, 6 Stunden gerechnet. Nach kurzem Bedenken erwiederte der Knabe: 262,980,000 Minuten. Hierauf fragte Prinz Pignatelli, wie viele Schritte ein Gärtner thun müßte, der 100 je 5 Schritte von einander entfernt stehende Bäume zu begießen, und das Wasser für jeden Baum aus einem Brunnen zu schöpfen hätte, der 10 Schritte von dem ersten Baum entfernt wäre. Augenblicklich antwortete der kleine Zuchero 51,500 Schritte. — Es wäre interessant, über die anderweitigen Geistesgaben dieses Wunderkindes Nachricht zu erhalten, da die Fälle nicht ganz selten sind, wo die höchste arithmetische Virtuosität sich mit beinahe vollendeter Obtusität des übrigen intellectuellen Vermögens verbindet. Noch mehr aber wünschten wir zu wissen, ob gleich ein Mathematiker bei der Hand war, welcher von diesen Rechnungen die Probe machte?

Berichtigung.

Seite 650, S. 2, Z. 6 u. l. Ruder statt Helm.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 166. 15 Juny 1830.

Ueber die hetrurischen Vasenausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Von den Zügen der Pelasger nach Hetrurien und Griechenland finden sich bei den alten Schriftstellern zwei Haupteinwanderungen berichtet. Die erste geschah um das Jahr 1400 v. Ch., von welcher gesagt wird, daß Tyrrhener aus Lydien einwanderten. Tyrrhener wurden aber von den Griechen die Pelasger genannt, wie Dieß bei Thucydides, Plutarch, Dionysius von Halikarnaß u. m. a. vorkommt. Zur Zeit des Argonautenzugs 1260 v. Ch war Hetrurien schon sehr mächtig und hatte die Herrschaft zur See. Denn die Tyrrhener griffen die Argonauten auf ihrer Rückkehr an und besiegten sie gänzlich. Es fehlt überhaupt nicht an Nachrichten, welche hinreichend beweisen, daß Hetrurien zur Zeit des thebanischen Kriegs (1230) und des trojanischen (1184) sehr reich und mächtig war.*) Die zweite Haupteinwanderung geschah nach der Angabe Herodots zur Zeit des Lykurgs (883). Man kann daher mit dem Hrn. Fürsten von Canino annehmen, daß die Pelasger vom Orient zuerst nach Griechenland gekommen, und daß ein Theil derselben wegen Mangels an Raum von dort nach Hetrurien sich begab. Später mögen dann diese Einwanderungen von Griechenland aus fortgedauert haben, da, wie bei jeder Colonisation zu geschehen pflegt, die erste Niederlassung, sobald sie glücklichen Erfolg hat, immerfort neue Ansiedelungen nach sich zieht. Daraus folgt dann allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die ältere hetrurische Sprache mit der altgriechischen oder pelasgischen entweder Aehnlichkeit hatte oder gar dieselbe war, und daß sie später erst, als die Römer Hetrurien unterjochten, sich mehr und mehr dem Lateinischen näherte und sich mit ihm vermischte. Auch berichtet Diodor von Sicilien, daß zwar im Allgemeinen die Buchstaben Phönikia genannt wurden, weil sie von den Phöniziern zu den Griechen gelangten, daß sie aber im Besondern Pelasgika hießen, in sofern die Pelasger zuerst die ins Griechische übertragenen Buchstabenzüge gebrauchten.

*) Die Begebenheiten dieser beiden Kriege, die Thaten des Herkules und Theseus, bachische Scenen, und gymnastische Uebungen, sind die Hauptgegenstände, welche sich sehr häufig auf den hetrurischen Darstellungen wiederholen.

Ferner sagt derselbe Schriftsteller, Linus habe die Thaten des ersten Bacchus und das übrige Mythensystem in pelasgischer Schrift abgefaßt und in sieben Büchern hinterlassen. Plutarch erwähnt des Triumphwagens, welchen Romulus aus der eroberten hetrurischen Stadt Camerta genommen, worauf sich eine Inschrift befand, in Buchstaben, welche den altgriechischen glichen.

Betrachtet man Hetrurien rücksichtlich der Kunst, so fehlt es ebenfalls nicht an Zeugnissen für den hohen Standpunkt derselben. So weiß Plinius, daß aus der Stadt Volsipium, dem heutigen Bolsena, 2000 Statuen nach Rom geholt worden. Wir rücken hier noch das Bild ein, welches Diodor von Sicilien in wenigen Zügen von der Macht und dem Reichthum der Hetrurier entwirft. „Sie hatten sich in alten Zeiten durch ihre Tapferkeit hervorgethan, eroberten viele Länder und erbauten viele Städte. Eben so hatten sie eine starke Seemacht, behaupteten lange Zeit hindurch die Herrschaft des Meeres, und von ihnen rührt es her, daß das Meer in Italien das tyrrhenische genannt wurde. *) Für den Landkrieg erfanden sie die tyrrhenische Trompete, die von so vorzüglicher Brauchbarkeit ist, und den Befehlshabern verschafften sie dadurch mehr Ansehen, daß sie ihnen Liktoren, einen elfenbeinernen Stuhl und einen mit Purpur ausgeschlagenen Rock gaben. Bei ihren Palästen führten sie Säulengänge ein, als ein gutes Mittel das Getümmel des Volkes, das seine Aufwartung machte, abzuhalten. All' diese Dinge wurden von den Römern bestens nachgeahmt und in ihren Staat verpflanzt. Die Wissenschaften, Natur- und Götterlehre erfreuten sich ihrer Pflege; doch vor Allem lag ihnen die Beobachtung des Donners an. Daher bewundern die Römer, fast der ganzen Welt Beherrscher, diese Leute bis auf den heutigen Tag noch, und gebrauchen sie bei Vorbedeutungen des Donners als Zeichendeuter.“ Diodor fügt noch ein Gemälde des Luxus bei den Hetruriern bei, wonach derselbe alles dazumal Bekannte weit übertraf. Ueberhaupt nach den einstimmigen Zeugnissen der Alten herrschte der höchste Grad der Bildung in Wissenschaft und Kunst in Hetrurien, und zwar so frühe schon,

*) Nach das adriatische Meer trägt seinen Namen von der hetrurischen Stadt, welche unter den drei verschiedenen Benennungen Adria, Hadria und Atria vorkommt: Plin. lib. 3 cap. 16 und Plutar. in Camillo.

daß unmöglich anzunehmen ist, die Kunst sey von Griechenland nach Hetrurien gebracht worden. Zumal wenn man die Blütezeit der griechischen Kunst erst mit Phidias anfangen läßt, wie Dieß gewöhnlich geschieht, weil uns von der Vorschule dieser Zeit so wenig bestimmte Monumente hinterblieben sind. Allein diese Zeit ist wohl eher der Gipfel, die letzte Spitze der griechischen Kunstpyramide zu nennen; vielleicht ist Phidias selbst der Schlußstein jenes herrlichen Gewölbes, und schließt dasselbe ganz in dem Maße, wie Raphael in seiner Zeit, die Kunst des Mittelalters; wie diese liegt uns auch daher die phidiasische als Wendepunkt der griechischen Kunst vor. Zwischen beiden Perioden zeigt sich nur der Unterschied, daß wir erstlich die Geschichte der mittelalterlichen Kunst in ihrem Stufengang bis ans Ende verfolgen können, während bei der griechischen Kunst das phidiassche Zeitalter einen übermäßigen Sprung gemacht zu haben scheint, was aber gewiß gar nicht der Fall ist. Zweitens hat die griechische Kunst das Ziel möglicher Vollendung erreicht, und für alle Zeiten den Grenzstein abgesteckt, deßhalb steht sie auf ihrem höchsten Gipfel rein und makellos, erhielt sich eine Zeit lang in dieser beispiellosen Trefflichkeit, trat ihren Rückweg langsamen Schrittes an, und brauchte lange bis sie zu ihrem gänzlichen Verfall kam. *) Denn die Wirkung des sichtbar gewordenen Ideals ist so mächtig und dauerhaft, daß selbst die gewaltsamsten und zerstörendsten Zeiten sie nicht mehr aus dem Leben verbannen können. Getrübt kann wohl eine solche Erscheinung werden, allein niemals vernichtet, und immer wieder neu aufgegriffen, dient sie für ewige Zeiten der Menschheit als Stütz- und Haltpunkt. Die Kunst des Mittelalters aber erfreut sich dieser unübertreffbaren Vollendung nicht, sie ist in ihrem schönsten Streben durch die Zeit, wie ein junger Baum in seinem besten Treiben, geknickt worden und kannte das kräftige Mannesalter nicht. Deshalb trägt sie auf ihrer höchsten Höhe schon Spuren des Verfalls an sich, und nachdem sie bald die ersten Rückschritte gethan, eilte sie ihrem gänzlichen Verfalle zu. Diese Bemerkung, die sich uns hier aufdrängte, steht mit unserer Vasenentdeckung in sofern in enger Verbindung, als diese Meisterstücke ein helles Licht auf die Vorschule des Phidias werfen, denn wir ersehen daraus, daß die Kunst auch damals nicht den angenommenen unmöglichen Sprung gemacht, sondern daß sie allmählig fortgeschritten, und daß jene glänzende Periode nach den persischen Kriegen, in welcher Phidias das Glück hatte zu leben, nur das Wenige, was noch zu ihrer höchsten Vollendung fehlte, ergänzte. **) Diesen Schluß glauben wir viel richtiger und angemessener, als den gewöhnlichen, daß nämlich jene Vasen gerade deßwegen aus keiner frühern Zeit herrühren, sondern dem phidiasischen und späteren Zeitalter angehören, weil sie so trefflich sind, und der vollendeten Kunst so nahe kommen. Durch unsere Annahme ist es allein möglich, das Räthselhafte und Unbegreifliche jenes Zeitalters aufzulösen.

(Schluß folgt.)

*) Die besten Figuren der Aegineten sind zwar so vortrefflich, daß sie sich allerdings nahe an das phidiassische Zeitalter anreihen, allein da die äginetische Schule als eine ganz eigene von den Alten schon bezeichnet wird, die ihren eigenthümlichen Gang stets beibehielt, so läßt sich auch nichts Bestimmtes über die Periode dieses Styls angeben. Es kann recht gut seyn, daß diese Statuen gleichzeitig mit den phidiassischen Arbeiten, oder auch sogar später gemacht worden sind.

**) Obgleich wir die jetzt entdeckten trefflichen Vasen für hetrurische Arbeiten halten, so glauben wir doch nicht, daß Griechenland zu jener Zeit Hetrurien in der Kunst nachgestanden habe, und bei dem damaligen Verkehr, den beide Länder miteinander hatten, waren sie gewiß auch in ihren Kunstleistungen wechselseitig bekannt.

Das französische Wahlgesetz.

Fortsetzung von §. 4.

Der Gerichtshof kann nur dann über eine Reclamation entscheiden, wenn bereits von dem Präfekten im Präfekturrathe ein Urtheil über dieselbe gefällt worden ist.

Kann das Gericht, wenn vor ihm ein vom Präfekten nicht aufgenommenes Individuum seine Inscription mit Beibringung von Beweisen verlangt, welche dem Präfekten nicht vorgelegt wurden, sich auf Untersuchung dieser Beweise einlassen, und falls es dieselben gültig findet, die Entscheidung des Präfekten umstossen und die Inscription verfügen?

Ja (Rouen und Grenoble.) Nein (Amiens, Agen und Poitiers.)

Wenn zwischen der Entscheidung des Gerichtshofs und der Eröffnung der Wahlcollegien nur noch wenige Tage inne liegen, so kann Derjenige, welcher vom Gerichtshof als Wahlberechtigter anerkannt worden ist, die gerichtliche Ausfertigung dieser Entscheidung in der Minute fordern. (Rennes, 9 Januar 1829.)

Falls der Präfekt von der überbrachten Entscheidung des Gerichtshofes keine Notiz nimmt, und daher dem Wahlberechtigten nicht die Karte einhändigt, ohne welche dieser bei dem Wahlcollegium nicht vorgelassen wird, kann der Wahlberechtigte die Entscheidung des Gerichtshofes dem Präsidenten des Collegiums zu wissen thun, und seine Inscription durch andere Wähler reclamiren lassen, die, falls auch sie dieselbe vom Präfekten nicht erhalten können, Solches zu Protokoll zu geben haben. Auch kann gegen den Präfekten in diesem Falle auf Schadenersatz geklagt werden.

Der Rekurs und die Klage wegen unrechtmäßigen Ausstreichens aus der Liste wirken suspensiv für den Ausgestrichenen. (Ges. v. 2 Jul. 1828., Art. 18.)

§. 5. Ueber die Bildung einer Rectifikationstafel in Fall der Auflösung oder partiellen Einberufung eines Wahlcollegiums.

Wenn die Wahl-Versammlung in dem Monat geschieht, welcher auf Bekanntmachung der letzten Rectifikationstafel folgt, die am 20 October angeschlagen werden muß, so erleidet die Tafel keine Veränderung. In diesem Fall müssen zwischen der Erhaltung des Befehls zur Einberufung und dem wirklichen Zusammentritt wenigstens 20 Tage verfließen. (Ges. v. 2 Jul. 1828, Art. 21.)

Wenn die Versammlung aber später geschieht, so muß der

Zwischenraum zwischen Erhaltung des Befehls und dem wirklichen Zusammentritt wenigstens 30 Tage umfassen.

Im letztern Fall, d. h. also, wenn die Einberufung erst in die Zeit vom 21 November des laufenden bis zum 20 October des folgenden Jahres fällt, hat der Präfekt den Befehl zur Einberufung augenblicklich anschlagen zu lassen; das Verzeichniß der Reclamationen wird in dem Generalsecretariat der Präfektur eröffnet, und die bereits fertigen Reclamationen müssen, bei Verlust ihrer Gültigkeit, innerhalb acht Tagen dort vorgelegt werden.

Der Präfekt ist gehalten, die aus diesen Reclamationen sich ergebende neue Rectificationstabelle zu entwerfen und sie am elften Tag nach Bekanntmachung des Einberufungsbefehls, oder später, anschlagen zu lassen. Entscheidungen, wodurch eine nachgesuchte Inscription verweigert, oder eine eingetragne gestrichen wird, müssen innerhalb 5 Tagen den interessirten Partelen mitgetheilt werden. Ebenso verhält sichs mit den Entscheidungen, wodurch Gesuche um Ausstreichung oder Rectification abgewiesen werden. (Ebend. Art. 22.)

Wenn der Recurs beim Gerichtshof ergriffen wird, so wirkt derselbe nur im Fall der Ausstreichung suspensiv.

Zur Einsprache gegen die Entscheidung des Gerichtshofs stehen acht Tage offen, nach deren Verfluß dieselbe keine Widerrede mehr zuläßt. (Ebend. Art. 23.)

Die einzigen Veränderungen, welche auf der Wahlliste, eingerechnet die Rectificationstabelle, vorgenommen werden dürfen, sind solche, welche Folge eines Factums sind, das erst nach dem jährlichen Abschluß der Liste, oder vielmehr nach dem Abschluß der Reclamations-Zeit eintrat, die mit dem 30 September endigt. Das Gesetz sagt nämlich: „die Rectificationstabelle wird in Rücksicht auf die nach Abschluß der Liste erworbnen oder verlornen Rechte gebildet, und die Reclamationen Derer, welche bei der ursprünglichen Abfassung der Liste übergangen wurden, ihr Wahlrecht aber noch vor Bekanntmachung die Liste gewonnen, werden nur angenommen, sofern sie vor dem ersten October eingereicht sind.“ Man kann also keinen vor jener Zeit widerrechtlich eingeschriebnen Wähler streichen, wenn vor dem 1 October keine Einsprache gegen denselben erfolgt ist; und eben so keinen vor jener Zeit widerrechtlich übergangenen Wähler eintragen, wenn seine Inscription nicht vor dem ersten October gefordert worden; wohl aber kann man Einen, dessen Recht vom 30 September an erst erworben wurde, oder verloren ging, eintragen oder ausstreichen.

Soll Derjenige seines Rechtes verlustig gehen, welcher zwar vor dem ersten October reclamirt hat, damals aber mit der Reclamation gerichtlich nicht angenommen wurde, weil es ihm nicht möglich war, dieselbe vor dem 1 October mit den nöthigen Beweisen zu belegen? Nein (Favard de Langlade, in seinem Werk: legislation électorale.)

Geht Derjenige seines Rechtes verlustig, welcher bis zum 30 September nicht das zur Wahlberechtigung nöthige Vermögen besaß, nach demselben aber von seiner Mutter, Großmutter oder Schwiegermutter eine Delegation erhält, wodurch er in Stand gesetzt wird, jenes Vermögen (300 Franken) zu erweisen? Nein (Caen, 19 Januar 1830.)

Man hat gefragt, ob der Präfekt bloß auf sich selbst hin im Präfekturrathe Reclamationen über ein seit dem 30 September gewonnenes oder verlorenes Recht vorbringen könne, ohne daß in dieser Beziehung die interessirte Partei oder ein Dritter reclamirt hätte? und die Administration hat durch einen Erlaß vom 31 August 1829 mit Ja geantwortet. Dagegen hat der Gerichtshof von Aix durch Beschluß vom 5 Mai 1830 entschieden, daß die Initiative der Rectificationen den Präfekten nach dem 15 August nicht mehr zustehe. Eben so verhalte sichs hinsichtlich der nach dem 31 October einberufenen Wahlcollegien. Im Fall einer Auflösung der Kammer der Deputirten wird also durch den 22 Art. des Ges. v. 2 Jul. 1828 und in Folge dessen näherer Auslegung durch den eben angeführten Beschluß des Gerichtshofs von Aix den Präfekten jede direkte Einwirkung bis zu dem Zeitpunkt untersagt, wo wieder die Wahlliste des folgenden Jahres ausgefertigt wird. (Gazette des Tribunaux, 12 Mai 1830.)

§. 6. Ueber die Bildung des Departementalcollegiums (großen Collegiums.)

Die Departementalcollegien bestehen aus dem den Einzelnen nach am Höchsten besteuerten Viertheil sämmtlicher Wähler eines Departements.

Diese Collegien ernennt 172 Abgeordnete (Ges. v. 29 Jun. 1820, Art. 2.)

In den Departemens, wo nicht über 300 Wähler sind, so wie in denjenigen, welche bei einer Theilung in 5 Unterpräfekturen deren nicht über 400 haben, bilden die Wähler ein einziges Collegium *).

Die Liste der Wähler des Departementalcollegiums wird am 20 October zugleich mit der letzten Rectificationstabelle und der allgemeinen Wahlliste angeschlagen.

Werden bei dem Viertel sämmtlicher Wähler eines Departements, aus welchem das Collegium besteht, Brüche mit berücksichtiget?

Wenn die Zahl sämmtlicher Wähler eines Departements ein Multiplum von 4 bloß um 1 übersteigt, so wird dieser Bruch nicht berücksichtigt; übersteigt er ein solches aber um 2 und 3, so wird dafür das Viertel des unmittelbar darauf folgenden Multiplums von 4 gesetzt **). (Beschlossen am 29 Aug. 1820.)

Wenn zwei gleichbesteuerte Wähler mit einander hinsichtlich der Aufnahme in das Departementalcollegium concurriren, so hat der ältere den Vorzug. (Ebend.)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Acht Departemens befanden sich im Jahr 1827 in diesem Fall: Dep. der niedern Alpen, Corsica, Lozère, niedre Pyrenäen, hohe Pyrenäen, östliche Pyrenäen, Wogesen.

**) Gesetzt z. B. die Zahl sämmtlicher Wähler sey 401, so wird das 1 nicht berücksichtigt und die Zahl der im Departemental collegium Wählenden, welche aus dem vierten Theil sämmtlicher Wähler besteht, beträgt mithin bloß 100; ist aber die Gesammtzahl der Wähler 402 oder 403, so wird gerechnet, als ob sie 404 wäre, und die Zahl der Wähler im Departementalcollegium beträgt also 101.

Nathanael Pierce.

Einer der merkwürdigsten Abenteurer unſrer Zeit war ohne Zweifel der kürzlich verſtorbene Begleiter des bekannten engliſchen Reiſenden Salt — Nathanael Pierce. Gleich Robinſon Cruſoe von angeſehenen Eltern geboren, hatte er eine ziemlich gute Erziehung erhalten, wurde aber durch ſeine Neigung zum Wanderleben früh aus dem elterlichen Hauſe in den Seedienſt getrieben, und zeigte als Knabe ſchon die erſten Spuren jenes unternehmenden Geiſtes, der ihn bis zu ſeiner letzten Stunde nicht verließ. Während der Schreckensperiode der franzöſiſchen Revolution wurde er in einem Gefechte mit den Republikanern gefangen genommen und zu Vannes in ein Gefängniß geworfen, in welchem ſich mehrere Opfer der Revolution befanden. Mit einigen derſelben gelang es ihm, aus dem Kerker zu entkommen; ſie wurden indeſſen wieder feſtgenommen, ehe ſie die Küſte erreicht hatten, und er mußte Zeuge bei der Hinrichtung ſeiner unglücklichen Genoſſen ſeyn, die einer nach dem andern auf dem Glacis der Feſtung erſchoſſen wurden; zugleich wurde ihm angekündigt, daß ein gleiches Schickſal ihn erwarte, wenn er ſich noch einmal auf ein ſolches Wagſtück einließe. Dieß konnte ihn indeſſen nicht abſchrecken, einen zweiten Verſuch zu machen; und dießmal führte er wirklich eine Anzahl ſeiner Mitgefangenen ſicher an Bord eines engliſchen Kreuzers. Er nahm Dienſte auf einem engliſchen Kriegsſchiffe, dem Scepter, welcher unfern des Vorgebirgs der guten Hoffnung zu Grunde ging. Er ſank mit dem Wrack, wurde bewußtlos an den Strand geworfen und hier durch die Bemühungen einiger ſchottiſchen Pflanzer in das Leben zurückgerufen. Er trat darauf in Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, eine Reiſe nach China an, landete jedoch auf einer der malaiiſchen Inſeln und blieb unter den Eingebornen bis das Schiff von Canton zurückkehrte. In der Folge kam er an Bord eines Kriegsſchiffes, welches zu Bombay ſtationirt war; hier konnte ſein unruhiger Geiſt nicht lange ausdauern, er deſertirte und ging zu der Armee des Peſchwa über, der eben mit den Engländern in Krieg lag. Zu ſeinem Unglück wurde nach kurzer Zeit Friede geſchloſſen, und er, nebſt anderen ſeiner Landsleute, als Ueberläufer ausgeliefert. Sie wurden nach Bombay gebracht, um dort vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden; er entkam indeſſen aus dem Fort, worin er ſaß, indem er auf das Land hinüberſchwamm, floh nach Goa, und ging als Matroſe an Bord des Schiffes, mit welchem Lord Valentia im Begriff ſtand nach dem rothen Meere abzuſegeln. Das Schiff litt in dieſen Gewäſſern durch einen heftigen Sturm ſo großen Schaden, daß es genöthigt war, ſich nach Bombay zurückzuwenden. Dahin durfte Pierce ſich nicht wagen, er ging daher zu Mocka an das Land und nahm, um ſich des Schutzes der Eingebornen zu verſichern, den mohammedaniſchen Glauben an. Bald wurde er aber dieſer neuen Laufbahn überdrüſſig und da überdieß die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung in Zweifel gezogen wurde, ſo war er froh, ſich Lord Valentia wieder anſchließen zu können, als dieſer von Neuem an jener Küſte erſchien. Er begleitete ſpäter Salt auf ſeiner Reiſe nach Abyſſinien, und da es ihm in dieſem Lande gefiel, ſo beſchloß er, ſich hier für immer nieder zu laſſen, und trat in die Dienſte des Vicekönigs der Provinz Tigreh, Raas Welled Kleſſi. Bald zeichnete er bei den militäriſchen Unternehmungen dieſes kriegeriſchen Häuptlings ſich aus, und es wurde ihm daher das Commando einer beträchtlichen Truppenabtheilung anvertraut; er heirathete eine Verwandte der Gemahlin des Raas, und Salt fand ihn bei ſeinem zweiten Beſuche in Abyſſinien in großem Wohlſtande und Anſehen. Nach dem Tode des Raas drangen jedoch die Gallas, ein räuberiſcher Negerſtamm auf der ſüdweſtlichen Grenze von Abyſſinien in das Land, Pierce wurde ſeines ganzen Vermögens beraubt und ſah ſich genöthigt in die Gebirge zu fliehen, wo er lange mit den größten Mühſeligkeiten zu kämpfen hatte. Nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, kehrte er in die Stadt Antalow zurück und lebte dort einige Zeit in großer Armuth, bis er endlich den Entſchluß faßte, ſich wieder unter den Schutz ſeines alten Freundes Salt zu begeben, der inzwiſchen britiſcher Conſul in Egypten geworden war. Er entfloh mit einem ſeiner Weiber, denn unter den abyſſiniſchen Chriſten iſt die Vielweiberei erlaubt — und kam in ſeinem wilden abyſſiniſchen Aufzuge glücklich in Cairo an. Hier verlor er ſein Weib, das wenige Monate nach ihrer Ankunft ſtarb; er ſelbſt beabſichtigte nach England zu gehen, in der Hoffnung für die Erforſchung des Innern von Afrika verwandt zu werden, als auch ihn in einem Alter von wenig mehr als vierzig Jahren eine Krankheit dahin raffte.

Während ſeines Aufenthaltes in Abyſſinien ſtand er fortwährend in Correſpondenz mit Salt; von ſeinen Papieren iſt indeſſen außer einigen charakteriſtiſchen Briefen in den Transactions of the Bombay Literary Society (Vol. II p. 15) bisher noch Nichts bekannt geworden.

Verhältniß der Heilbarkeit des Wahnſinns in den Vereinigten Staaten.

Nach einer unlängſt in New-York herausgekommenen Schrift wurden von 1584 Individuen, die während einer beſtimmten Zahl von Jahren ins Hoſpital der Wahnſinnigen gebracht worden waren, 700, d. h. 44,19 vom Hundert, geheilt entlaſſen. In dem Spital der Wahnſinnigen zu Pennſylvanien wurden von 3487 Patienten 1254, d. h. 35,96 vom Hundert, geheilt; und in allen Spitälern der Vereinigten Staaten zuſammen 41,30 von je Hundertten, während dieſes Verhältniß in Frankreich 44,81 auf 100, und in England nur 37,100 auf 100 beträgt. Im Staat New-York, deſſen Bevölkerung im Jahr 1825 1,616,458 zählte, waren 819 Wahnſinnige und 1421 Blödſinnige, d. h. 1 Wahn- oder Blödſinniger kam auf 720 Einwohner. In Paris kommt ein ſolcher auf 350, in London auf 600, und in Schottland auf 400 Einwohner.

Selbſtmorde in Oberitalien.

Im J. 1826 ſtand die Zahl der Selbſtmorde in den verſchiedenen Provinzen der Lombardei in folgendem Verhältniß zur Bevölkerung. In Breſcia kam 1 Selbſtmord auf 120,256 Menſchen; in Lodi 1 auf 109,410; in Como 1 auf 100,749; in Pavia 1 auf 91,984; in Bergamo 1 auf 82,012; in Mantua 1 auf 79,083; in Cremona 1 auf 72,718; in Sondrio 1 auf 66,537; in Mailand 1 auf 53,328 — in der Stadt Mailand 1 auf 18,111.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 167. 16 Juny 1830.

Ueber medicinische und juridische Behandlung des Wahnsinns in England.

Bekanntlich nimmt der Engländer an dem Civilgesetz seines Landes keineswegs so regen Antheil, wie an seiner politischen Verfassung, und so sucht denn auch der Fremde jene Intelligenz, womit politische Fragen von der Masse der Nation in den unzähligen Tag- und Monatsblättern Großbritanniens erörtert werden, auf dem Gebiete der bloß bürgerlichen Rechtstheorien und Einrichtungen gar häufig umsonst. Die Leichtigkeit, womit ein Mensch in England für wahnsinnig erklärt werden kann, folglich all seiner Rechte als selbständiges Individuum verlustig geht, gehört mit zu jenen schneidenden Abnormitäten, auf welche man im alten Heimatlande der persönlichen Freiheit so häufig stößt. Wir glauben in diesem Bezuge durch eine umständliche Erzählung folgender, neuester Zeit in England vorgefallenen Geschichte keinen uninteressanten Beitrag zur Würdigung von Englands bürgerlicher Polizei zu liefern.

Edward Davies — erzählt das Quarterly Review vom März dieses Jahres, welches die in genannter Beziehung vorwaltenden Mängel ernstlich rügt — stammte von einer niedrigen Familie her; seine Mutter war eine Köchin, sein Vater ein Schenkwirth. Er besuchte die Schule in Westbury in Suffolk, wo Hr. Low, gegenwärtig sein erster Commis, einige Jahre lang sein Genosse war. Low sagt, daß er zur damaligen Zeit ausgezeichnet schüchtern gewesen sey und selten an den Spielen der übrigen Knaben Antheil genommen, gleichwohl aber allgemein als verständig und scharfdenkend gegolten habe. Nachdem Davies die Schule verlassen, verlor ihn Low aus dem Gesicht bis zum Jahr 1825, wo er ihn als Theehändler in London wiederfand. Low beschreibt ihn um diese Zeit wie in seinen Knabenjahren: reizbar, scheu, excentrisch in seinem Wesen; aber von unermüdlichem Fleiße und ungemeiner Gewandtheit in seinem Handel, besonders in der Weise verschiedene Theearten so zu mischen, daß sie einen feinen Geschmack gaben. Durch diese Geschicklichkeit, und weil er sich mit einem geringern Verkaufgewinn begnügte, als die andern Händler, hatte er sein Geschäft allmälig sehr groß und einträglich gemacht. Allerdings aber war er so ängstlich und reizbar, daß er in der Nacht vor den großen Theeverkäufen im ostindischen Haus niemals schlafen konnte und nach dem Verkauf sich oft so erschöpft fühlte, daß er seine Zuflucht zu einer nervenstärkenden Arznei nehmen mußte. Zuweilen litt er an jenem Magenübel, welches die Aerzte Dyspepsie nennen, und überhaupt schien seine Gesundheit etwas schwach zu seyn. Sehr gern las er medicinische Bücher, und bildete sich dann, wie Dieß häufig zu gehen pflegt, ein, selbst an den Uebeln zu leiden, von welchen er gelesen. Da er bloß den Unterricht einer Landschule erhalten hatte, so suchte er, als er ein Mann von Vermögen geworden, diesen Mangel durch Lektüre der ihm am Besten dünkenden Schriften zu ersetzen, legte aber, wie viele Menschen, die erst spät zu einiger Bildung gelangen, eine lächerliche Eitelkeit auf seine neuen Kenntnisse an Tag, und führte Denen, welche weniger, als er selbst wußten, gern lange Stellen aus seinen Büchern an, was er gewöhnlich mit einer theatralischen Miene und einem Aufwand von Geberden begleitete, der sonst unter Engländern nicht gewöhnlich ist; denn seine Glieder schienen durch sehr fügsame Gelenke an seinem Rumpf zu sitzen und er bewies allenthalben eine ungemeine Beweglichkeit.

Ein ausgezeichneter Charakterzug unsres Theehändlers war Furchtsamkeit: eine Schwäche des Geistes, eine Neigung eher Andern zu folgen, als seinen eignen Willen geltend zu machen. In Folge hievon fand die unumschränkte Herrschaft Statt, mit welcher seine Mutter, (gegenwärtig Frau Bywater,) über ihn schaltete. Obwohl er 27 Jahre alt war, sein Geschäft ganz allein führte und für einen so jungen Mann sich bereits ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, ließ ihm die alte Dame ohne ihre besondre Erlaubniß und Anweisung nicht das geringste Geldstück in der Tasche, noch gestattete sie ihm die unbedeutendste Ausgabe; ja er durfte ohne ihre Einwilligung nicht einmal ein Paar Stunden aus dem Haus. Hatte er aus irgend einem Grund ihren Unwillen auf sich geladen, so jagte sie ihn ohne Weiteres aus seinem Gewölbe weg. Da sie voraussah, daß seine Verheirathung ihr das bisher geübte Regiment rauben würde, so suchte sie seinen Umgang mit jungen Frauenzimmern auf alle Art zu verhüten. Bereits aber hatte sie ihn bei mehrfachen Gelegenheiten dahin gebracht, verschiedenen Gliedern ihrer Familie beträchtliche Summen zum Geschenk zu machen; dem einen

1000 Pfund, einem andern 300, wieder einem andern 200, und so fort.

Davies machte mehrere Versuche sich zu emancipiren; er bot der Mutter an, sein Gewölbe ihr zu überlassen, wenn sie zugebe, daß er an einen andern Ort ziehe, oder ihr 7000 Pfund zuzusichern, falls sie selbst sich wo anders hin verfügen wolle; allein seine Vorschläge waren umsonst. So verließ er denn eines Tages nach einem heftigen Streit sein Haus und ging nach Brixton, mit dem Entschluß nicht zurückzukehren, bis die Mutter weggezogen wäre; allein ein Verwandter brachte ihn durch hinterlistige Mittel wieder mit ihr zusammen, und im Triumph wurde er nach seinem Haus zurückgeführt, dort das alte Joch von Neuem auf sich zu nehmen. Die Kämpfe zwischen dem armen Mann und seiner Mutter wurden im Winter 1828—1829 stärker und stärker. Im Juni vorigen Jahrs hatten sie ihre höchste Höhe erreicht, wo denn einst die alte Dame nach einem sehr heftigen Wortwechsel die merkwürdige Aeußerung that: „Dafür sollst Du mir noch büßen, eh dieses Jahr zu Ende geht." Ihm kam nicht in den Sinn, was sie damit sagen wollte; die unaufhörlichen Verdrießlichkeiten aber, bei seinem von Natur zarten Körper, seinem reizbaren Gemüth und seinem allerdings nicht sehr starken Verstand, schwächten seine Gesundheit und störten die Ruhe seines Seelenvermögens. Am ersten Juli consultirte er Hrn. Lawrence in dessen eigener Wohnung „wegen unangenehmer Gefühle in der Gegend der Kehle." Der Arzt untersuchte die Stelle, konnte aber nichts Ungewöhnliches auffinden. Nach einer langen Geschichte über seine Gesundheit kam Davies auf seinen Theehandel zu sprechen, wobei sein Blick wild, sein Benehmen jach und ungestümm war. Drei Tage später besuchte ihn Hr. Lawrence in seinem Gewölbe in Philpotlane; auch hier war seine Unterredung ziemlich ungeordnet; er deklamirte Stellen aus Dichtern und schien zu vergessen, daß seine Gesundheit der Grund war, weßhalb der Arzt zu ihm gekommen; gegen seine Mutter und einige Verwandte drückte er eine heftige Abneigung aus, sagte, die Leute überhaupt mißgönnten ihm seinen Gewinn, und schnitten ihm verächtliche Gesichter. Dabei schloß er, aus Furcht belauscht zu werden, die Thür. Er fiel vor Hrn. Lawrence auf die Knie und sprach mit einem lebhaften Geberdenspiel. Dieser betrachtete ihn als gemüthskrank und sagte in der Folge Hrn. Hobler, Davies Anwalt, das Uebel würde aufhören, wenn er mit seiner Mutter und Familie versöhnt werden könne — eben im Widerwillen gegen seine Mutter stecke seine Selbsttäuschung.

Frau Bywater ließ sofort Hrn. Burrows, einen Arzt für Wahnsinnige, zu ihrem Sohn rufen. Davies hatte den größten Abscheu gegen einen „Narrendoktor"; er sah einen solchen für nichts Besseres, denn das Haupt einer Bande von Menschen an, die Andern die Freiheit rauben wollen, so daß der bloße Name Burrows sein schon vorher gereiztes und geängstigtes Gemüth zum höchsten Grad von Aufregung brachte; er glaubte, die Besuche des Arztes seyen nur das Vorspiel, ihn in einen hoffnungslosen Kerker — nach Clapham — zu sperren.

Gleichwohl trug keine seiner Handlungen das Gepräg des Wahnsinns. Er wußte, daß das gesetzliche Instrument, wodurch Jemand als seines Verstandes nicht mächtig eingesperrt wird, das Certificat eines Arztes über den Wahnsinn dieser Person ist, und daß einem solchen Instrumente durch das Certificat eines andern Arztes, wodurch die Person als nicht wahnsinnig erklärt wird, entgegengewirkt werden kann. In dieser Absicht begab er sich zu Dr. Latham, fand aber nicht diesen selbst, sondern dessen Sohn zu Haus. Dieser beschrieb die stattgefundene Unterredung folgender Maßen:

„Ich sah Hrn. Davies zweimal; das erste Mal am 28 Juli. Er ließ sich melden, und sagte, daß er meinen Schutz zu erhalten wünsche; dabei zog er die Broschüre über den dem Lord Portsmouth angeschuldigten Wahnsinn aus der Tasche, und äußerte, daß er um des Gutachtens willen, das ich in dieser Sache abgelegt, zu mir gekommen sey. Ich erwiederte, daß Dieses nicht ich, sondern mein Vater gethan habe; er aber meinte, mein Aussehen spreche ihn gleichwohl an, und er sey überzeugt, ich würde ihm denselben Schutz gewähren All Dieß brachte er sehr heftig vor. Dann nahm er einen Stuhl, und setzte sich ganz nahe zu mir, faßte meine Arme mit einiger Gewalt und sagte halb leis, er habe mir eine fürchterliche Geschichte zu erzählen. Damit riß er sich von mir los, und machte einen Satz mitten ins Zimmer, wo er unruhig nach jedem Winkel umhersah und fragte: ob uns wohl Niemand beherchen könnte? Sodann bat er, die Thür verriegeln und die Fenster, die eben offen standen, schließen zu dürfen. Ich willigte ein, daß er die Fenster schließen möge, verbat mir aber das Verriegeln der Thür. Er setzte sich dann wieder zu mir, faßte mich und sagte abermals, er habe eine schreckliche Geschichte zu erzählen, sprang aber sofort von Neuem auf, riß seine Halsbinde ab und öffnete seinen Hemdekragen, worauf er unter fortwährender Aenderung der Stellung Etwas hermurmelte, das ich jedoch nicht verstand. Abermals sagte er, ich sollte eine grauenvolle Geschichte zu hören bekommen, fing aber nicht an zu erzählen. Er fuhr über eine Stunde lang fort sehr unzusammenhängend zu sprechen, so daß es schwer war, den Sinn seiner Worte aufzufassen. Oft erinnerte ich ihn, daß er mir die grauenvolle Geschichte noch nicht erzählt habe; er sprang aber stets zu einem andern Gegenstand über. Als er endlich gehen wollte, erinnerte ich ihn nochmals daran, und nun sagte er, vor wenigen Tagen habe ihm seine Mutter entdeckt, daß ein naher Verwandter von ihm, ich glaube ein Oheim, wahnsinnig sey. Er würde nicht von mir weichen, bis ich ihm versprochen, ihn dieser Tage besuchen zu wollen; bisher sey er von den HH. Lawrence und Burrows behandelt worden, und merke wohl, daß ihn Burrows gern in sichern Gewahrsam brächte; was Lawrence's Ansicht sey, wisse er nicht, er frage mich aber, ob ich ihn für wahnsinnig hielte. Ich gab ihm hierauf keine Antwort; er aber fing nun an von seinem Reichthum, seiner Gewandtheit in Führung seines Handels, seinen Kenntnissen in der Literatur zu sprechen, und ohne sich zu erklären, welches Fach der Literatur er meine, führte er lange Stellen aus Dichtern an, sprach sehr theatralisch, mit lebhaften Geberden, und warf mit den Armen um sich. Er citirte Lord Byron und Shakespeare; ich war mit den einzelnen Stellen, die er wählte, nicht bekannt genug, um sagen zu können, ob er sie richtig vor-

brachte, jeden Falls aber folgten sie wild durcheinander, wie sein ganzes übriges Gespräch, in welchem er stets von einem Gegenstand zum andern übersprang. Mehrmals fragte er mich, ob mir sein Ansehen wie das eines Tollen vorkäme. Beim Abschied sagte er: „Wenn Sie nicht Wort halten, (ihn nämlich zu besuchen,) so fürchten Sie die Rache eines Wahnsinnigen; ich habe geladene Pistolen bei mir.“ Ich sah nirgends eine Pistole. — Sein ganzes Benehmen überzeugte mich, daß sein Geist leide. Folgenden Tags besuchte ich ihn; fand aber keinen Grund meine Ansicht über ihn zu ändern. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Davies hatte mir gesagt, Dr. Burrows wüßte ihn gern in engern Gewahrsam gebracht; ich glaube nicht, daß er hiebei das Wort „Tollhaus“ gebrauchte, verstand aber wohl, daß er auf dieses anspielen wollte. Zur Zeit, als ich mein eidliches Zeugniß ablegte, hatte ich bloß so Viel über ihn in Erfahrung gebracht, daß ich rathen konnte, ihn unter Aufsicht zu stellen, nicht aber, daß man ihn als einen förmlich Wahnsinnigen einsperren sollte. Ohne weitere Erfahrungen gemacht zu haben konnte ich zu diesem äußersten Mittel noch nicht rathen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß des Repräsentativsystems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Versetzen wir uns in das Jahr 1815 zurück. Eine schmählichere Zerrüttung läßt sich nicht denken als diejenige, worin Frankreich sich befand, in dem Augenblick, als die Erbschaft des Kaiserthums und der Republik — eine Erbschaft, eben so schwer vorzuenthalten, als zu behaupten — der wiederersteheuden Autorität der alten Dynastie zufiel. Selbst die Anarchie, welche die blutigste Epoche unserer Revolution bezeichnete, bot kein solches Bild der Verwirrung dar! Diese Revolution hatte wenigstens ihren Crater, aus dem eine riesenhafte Macht des Todes, des Entsetzens und des Sieges hervorsprang; man hörte das Vae victis! den Ruf der Rache, den Ruf der Wuth erschallen. Die Parteien rannten gegen einander wie Colosse; die Vendée und der Convent standen sich trotzig gegenüber. Aber im J. 1815, nach so vielen Trophäen des Ruhms und Empörungen der Leidenschaften finden wir bloß ein Chaos von Schwäche, Unordnung, Interesselosigkeit; nirgends eine moralische Kraft, einen Brennpunkt; Schutt, Trümmer, grauenvolles Unheil überall; Feinde die es müde sind, sich zu schlagen, aber nicht müde, sich zu hassen, zusammengeworfen in der aufgelösten Gesellschaft gleich Verwundeten auf einem Schlachtfeld.

In der Literatur bemerkte man neben einander alte Gewohnheiten und neue Neigungen, wie im geselligen Leben die seltsame Mischung von gutem Geschmack und Cynismus; hier die Sprachneuerung der Volksmänner in den Pamphletrn, gepaart mit den Blumen erlernter Schönrednerei, und die Heftigkeit der Journalistik mit der Anmuth des Madrigals; dort den falschen Enthusiasmus der Factionen und den gemeinen Ton der Klubbs vermählt mit den Erinnerungen des Direktoriums, des Kaiserreichs und der angestammten Eleganz französischer Sitten.

Der Gewinn militärischer Zucht war nicht verloren; des noch lebenden Bonaparte's Schatten schwebte über der von seinen gewaltigen Händen gekneteten Gesellschaft. Mittlerweile strebten aber alle Keime, die er durch seine Kühnheit und seinen Willen erstickt hatte, neu auf zu leben; der Feuerstoff der republicanischen Ideen drohte sich zu entzünden; Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft wünschten sich Glück zu dem vollern Maße der Freiheit, das ihren Bemühungen trefflich zu Statten kam.

Alle Lehren, welche Mirabeau der Vater, welche Saint-Simon, Hr. von Bonald, die constituirende Versammlung gepredigt, spuckten und kochten zusammen in den Köpfen wie ein höllischer Hexenbrei (so heurtaient comme dans un pandemonium infernal). Keine Schattirung unserer Parteien, kein Blatt unsrer Geschichte seit fünfzig Jahren, das damals nicht Ausdruck und Organ hatte, das sich nicht nach dem Zuschnitt der Leidenschaften, der Interessen modelte, das sich nicht den Bücklingen des Ehrgeizes und den Launen der Eitelkeit schmiegte! Wunderliche Zerfallenheit des gesellschaftlichen Gebäudes, wo die entgegengesetztesten Bestrebungen sich durchkreuzten, wo alle Formen sich vermengten, alle Epochen mit ihrem ganzen Gefolge von Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten, Anmaßungen, nebst all ihren Bedauernissen, Sophistereien und Hoffnungen vertreten waren. Dieß waren die Elemente, welche das Repräsentativsystem in Frankreich vorfand.

Der eigenthümliche Charakter dieser politischen Verfassung ist die Discussion, die Kritik. Jede Handlung der ausübenden Gewalt unterliegt vor oder nach einer beständigen Controlle. Aus diesem Grundsatz ergeben sich alle Folgesätze mit Nothwendigkeit: die freie und öffentliche Aeußerung der Meinung; die Bedeutung, welche dem Bürger durch die Macht der Meinung zukommt; die Garantie der persönlichen Sicherheit, welche schon darin gegeben ist, daß jede Klage ein tausendfältiges Echo findet, welches sich bis in den großen Rath der Nation verbreitet; die stehende Censur, welcher alle Staatsmänner sich unterwerfen müssen, und die, nachdem die Deputirten ihre Aufgabe vollzogen, in der Oeffentlichkeit der Journale sich fortsetzt.

Auf dem Wettstreit der Meinungen, der sich auf diese Weise entspinnt, beruht das Lebensprincip des Repräsentativsystems; die Aneinanderreibung der Geister und der rasche Umschwung der Ideen machen seine Kraft aus. Es eröffnet sich ein Kampfplatz, auf dem alle Interessen sich durchfechten; in der Mitte erhebt sich der Thron, das geheiligte Palladium, dem die Obhut des unverletzbaren Grundgesetzes anvertraut ist; zu den Füßen dieses Throns bewegt sich Alles; hier ertönt die Stimme der Beredsamkeit, der Vaterlandsliebe, der Freiheit, der aufopfernden Treue, des politischen Zornes, hier geht der große Staats-Zweikampf vor sich, ohne den Monarchen zu erreichen, welcher Befugniß hat, denselben zu beschwichtigen oder ihm Ruhe zu gebieten, der aber zu hoch steht, um sich darein zu mischen.

Seit die Einberufung der Generalstaaten das Lärmsignal zur Revolution gab, hatte unser Vaterland nie unter einem solchen Gesetz gelebt, es kannte den Gebrauch und die Wohlthat

der wahrhaften Oeffentlichkeit nicht. Die freie Prüfung der öffentlichen Angelegenheiten, das freie Spiel der Ansichten in voraus abgesteckten Grenzen waren Dinge, wovon man nur vom Hörensagen wußte; das hitzige Fieber des Republicanismus, der militärische Gehorsam und die derbe Manneszucht des Kaiserthums bereiteten darauf nicht einmal sonderlich vor. Unsere parlamentarische Erziehung hatten wir noch zu machen, und vielleicht sind wir noch nicht damit fertig. Giebt es ja unter uns der furchtsamen Gemüther noch genug, welche vor dem Anblick dieses immerwährenden Kriegszustandes sich entsetzen, hartnäckige Idealisten, welche sich nicht von ihren Utopien trennen können. Versteckte und offene Angriffe wurden versucht, dieß Fundament unserer politischen Existenz zu untergraben. Noch hegen nicht alle Parteien, wie in England, eine rückhaltloses Vertrauen zu der Trefflichkeit und Nothwendigkeit der neuen Institutionen; die Zeit, die Weiherin der Gesetze, die sie schafft, um sie in der Folge wieder zu verschlingen, hat die Charte, die wir in der Wiege sahen, noch nicht mit jenem ehrwürdigen Rost des Alters gestempelt, welcher ihr die Achtung Aller sichern würde; endlich, um Nichts zu verschweigen, müssen wir gestehen, daß wir nicht glauben, daß das Repräsentativsystem, dessen Frankreich gegenwärtig genießt, schon alle die Früchte trug, die sich von ihm erwarten lassen, all den Einfluß auf unsre Sitten ausübte, dessen es fähig ist. Indeß es hat — Dank den unklugen Händen, die es wanken machen wollten — nun Festigkeit erlangt; seine Vorgänge bilden bereits einen Codex; die Frankreich durch diese politische Norm mitgetheilte Bewegung verbirgt sich nicht. Werfen wir also einen Blick auf die gleich laufenden Fortschritte, welche unsere Institutionen und unser geselliges Leben gemacht, betrachten wir, was unsere im J. 1814 so verworrenen Sitten durch die Charte geworden; was die durch Bonaparte zu langem Schweigen verurtheilte Nation von der Oeffentlichkeit gewonnen; wie eine geregelte Freiheit ein Volk gestaltet, welches von der Freiheit nur ihre gichtrischen Zuckungen und ihre so grausam bestraften Excesse gekannt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

Als im April 1825 Paul Louis Courier durch Meuchelmord fiel, nahm die Mehrheit des Publikums keinen Anstand, den Tod dieses originellen und freisinnigen Schriftstellers politischem Hasse zuzuschreiben. Indessen hing ein dunkler Schleier über der That, welchen der Arm der Justiz umsonst zu zerreißen sich bemühte. Man kam den Schuldigen mehrmals auf die Spur; aber Mangel an Beweisen machte jede Prozedur unmöglich. Endlich hat sich der Mörder gefunden: es ist Fremont, der Wildschütz (garde-chasse) Courier's.

Der bis jetzt erhobene Thatbestand, welcher in der Anklageakte am 9 dieses Monates den Assisen von Tours vorgelegt werden sollte, ist folgender:

Ein Zeuge war bei Courier's Katastrophe gegenwärtig; derselbe sah Alles, was in diesem Augenblick vorging; er sah, wie die Banditen ihr Opfer erschlugen; er ward mit ihnen confrontirt und erkannte die Identität ihrer Personen unbedenklich an. Er hatte fünf Jahre ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet, und ohne einen zufälligen und wie es scheint unbedeutenden Umstand hätte er nie die Eröffnungen gegeben, welche jetzt die Basis einer neuen Anklage bilden. Dieser Zeuge ist eine Magd. Während der letzten Weinlese schickte sie ihr Herr nach Chêne-Pendu zum Streusammeln. Dieß ist der Ort, wo der unglückliche Courier starb, und wo man seinem Andenken ein Monument errichtet hat; und hier war es, wo das Pferd, welches die Magd ritt, einen Fehltritt that, und sie beinahe abwarf. Nach Hause gekehrt, erzählte sie den Unfall, dem sie soeben entgangen, naiv mit den Worten: „Meinem Pferd muß es so bang gewesen seyn, als mir an dem Tag, da Hr. Courier ermordet wurde." Ihr Herr, dem diese Beziehung gleich auffiel, fragte sie hierauf weiter aus und sie beschrieb nun umständlich die ganze Mordscene, der sie angewohnt hatte. Vor dem Instruktionsrichter wiederholte sie ihre Aussage.

„Am 10 April 1825, am Sonntag Quasimodogeniti," sagte sie, „ging ich mit einem jungen Menschen aus der Kirche von Vereh heim. Unser Weg führte uns durch den lauzayer Wald und wir setzten uns im Heidekraut, wo es sehr hoch und dicht stand, um auszuruhen, nieder. Kaum hatten wir eine halbe Stunde daselbst zugebracht, als wir ganz in der Nähe einige Personen hörten, die sich zankten. Bald darauf sahen wir Hrn. Courier nach der Stelle kommen, wo man ihn nachher todt fand. Er war begleitet von Symphorien Dubois und seinem Wildschütz, der ein Gewehr trug. Plötzlich faßt Symphorien Dubois Hrn. Courier am Fuß und wirft ihn auf den Bauch. Fremont eilt herbei und drückt seine Flinte auf ihn ab. Symphorien wendet den Leichnam auf den Rücken, und durchsucht ihn. Fast in demselben Augenblick kommen von verschiedenen Seiten Peter Dubois, mit einem bloßen Säbel, Franz Arrault, Martin Boutet und ein Vierter, den ich nicht kannte, angelaufen. Fremont tritt ihnen entgegen und sagt: Er ist jetzt todt; auf und davon und keinen Mund gehalten! Sofort zerstreuten sie sich, die einen nach der Landstraße zu, die andern nach der Seite von Tartres."

Die Magd nannte auch den jungen Menschen, mit dem sie im Wald zusammen war; sie erkannte ihn bei der Confrontation wieder; dieser aber leugnete und schützte ein Alibi vor. Sein Herr, auf den er sich berief, unterstützte ihn jedoch in diesem Vorgeben nicht; aber auf der andern Seite wollten auch die Zeugen, auf welche das Mädchen sich berief, um ihr Verhältniß mit jenem zu beweisen, davon Nichts wissen. So hat die Justiz vor der Hand bloß Einen Zeugen. Schon vor zwei Jahren war der Wildschütz Fremont in Untersuchung gewesen; er wurde also auf die Anklage der Magd von Neuem in Haft genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Procida, Tragödie von Nicolini.

Eine neue Tragödie Nicolini's, betitelt Procida, erregt in Italien die höchste Aufmerksamkeit. Man hat sich sehr gewundert, daß dieselbe in Florenz sogar aufs Theater gebracht werden durfte, da sie voller Anspielungen ist, die politisch schwerlich gebilligt werden möchten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 168. 17 Juny 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

1 Auswärtige Kriege des Vicekönigs.

(Schluß.)

Der Defterdarbey, auf die Nachricht von Ismaels Tod, eilte nach Sennar und schwur den Manen des Gefallenen zwanzigtausend Verräther zu schlachten. Nie war ein Mann geeigneter, einen solchen Schwur zu erfüllen, und man versichert, daß die Zahl seiner Opfer diese Summe überstieg. Indeß Nimir, den die gräßlichste Todesstrafe erwartete, wurde nie gefangen, und wie man glaubt, entfloh er nach Abyssinien.

So hatte also der unbändige Defterdarbey den Oberbefehl über beide Heere *), den er auch bis zum Herbst 1824 behielt, wo er von den regulären Truppen abgelöst wurde. Er behauptete dieselbe Operationslinie und dasselbe Schreckenssystem und sandte dem Vicekönig ganze Schaaren Neger für den Nisam. Seine Soldaten fürchteten ihn nicht minder als die Völker, über die er sein eisernes Zepter schwang. Es mochte wohl seyn, daß der Vicekönig einen Mann von solchem Charakter für nothwendig erachtete, um Egypten von seiner soldatischen Hefe, der Hinterlassenschaft der langen Anarchie, unter welcher dieses gesegnete Land geseufzt hatte, vollends zu reinigen; denn die Truppen, welche er Ismael Pascha nachführte, bestanden hauptsächlich aus jenen unbotmäßigen Albanesen, deren Rest bei ihrer Zurückkunft aus Nubien nach Candia geschickt wurde, von wo der Ruf ihrer rohen Wildheit bis nach Europa sich verbreitete. Im Januar 1824 begann das erste Regiment, welches wie alle egyptischen Regimenter 4000 Mann zählte, und nach Sennär bestimmt war, sich in Assuan zu sammeln. Am 15 März war Alles in Bereitschaft und das erste Bataillon sollte eben den Marsch antreten, nachdem schon einige Tage zuvor vierzehn mit Munition und Lebensmitteln beladene Barken, unter Bedeckung einer Compagnie Sapeurs und zweier Compagnien von der Linie, unter Segel gegangen. Dieser Vortrab hatte Wadi Sebuhr erreicht, als unter den Bewohnern Oberegyptens ein Aufstand ausbrach, welcher sich den Truppen mitzutheilen drohte. Ein Scheich, der sich für einen Propheten ausgab und zum Pascha erklärte, befand sich an der Spitze der Insurrektion, die sich durch alle Dörfer von Esné bis Theben erstreckte. Mehrere Vorsteher dieser Dörfer schrieben an den Obrist Osman Bey, welcher das erste Regiment befehligte, schleunigst zurückzukehren. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Das künstlich ausgestreute Gerücht von dem Tode des Vicekönigs hatte den Absichten des Scheichs so gut Vorschub geleistet, daß ihm eine Masse von 30,000 bewaffneten Landleuten, die sich jeden Augenblick vergrößerte, zu Gebot stand. Der Oberst machte also Halt und berathschlagte, was zu thun wäre. Der Gedanke, daß er dem Schauplatz der Gefahr am Nächsten stünde, entschied seinen Entschluß. Er ließ das fünfte Bataillon in Assuan und mit dem übrigen Regiment brach er gegen die Empörer auf. Allein der Geist der Unzufriedenheit hatte bereits seine Soldaten ergriffen, und wenig hätte gefehlt, so wäre das ganze Regiment auseinander gelaufen und die Folgen der Revolution wären unberechenbar gewesen. In der Nacht seiner Ankunft in Esné rissen 700 Mann, 400 vom ersten Bataillon, 300 von den übrigen, aus. Der Obrist ließ das Regiment ausrücken, den Eid der Treue schwören, die Schuldigsten, die noch zu finden waren, verhaften und beorderte einen Adjutanten an den Vicekönig ab, um dessen Befehle zu empfangen. Eine Cavallerieabtheilung, welche in der Provinz cantonnirte, wurde von den Bauern blockirt gehalten; diese ward jetzt von den regulären Truppen befreit. Da lief am 20 die Nachricht von einer Verschwörung ein, die in dem 5 Bataillon angezettelt worden; die Offiziere zu ermorden, ihrer Pferde sich zu bemächtigen und mit wehenden Fahnen zu den Rebellen zu stoßen, war der Plan. Die Entdeckung geschah noch gerade zu rechter Zeit, daß der Commandant die Gewehre in Bündel zusammenbinden lassen konnte, worauf die Soldaten, welche sich ohne Waffen sahen, ihre Unteroffiziere angaben, und ihre Anhänglichkeit gegen die Regierung betheuerten. Die Schuldigen wurden so fort festgenommen und blieben bis auf Weiters gefangen. Am 25 erfuhr man, daß die drei Compagnien, welche die Vorhut bildeten, sich aufgelehnt, der Hälfte der Barken bemächtigt hatten und den Nil herabfuhren. Das fünfte Bataillon erhielt Befehl, ihre Vereinigung mit den Rebellen zu verhindern und sie zum Gehorsam zurückzubringen.

*) Die Truppen waren folgender Maßen vertheilt: 1) in Sennar 1400 Mann J., 350 Mann C.; 2) in Walet Madenè 530 Mann J., 500 Mann C.; 3) in Schendy 500 Mann J., 1000 Mann C.; 4) in Cordofan 550 Mann J., 800 Mann C. Im Ganzen 5830 Streiter.

Oberhalb der Insel Phylä traf dieß Bataillon auf die Meuterer: man versuchte zuerst, indem man zwei Sergenten abschickte, und ihnen im Namen Sr. Hoheit Verzeihung anbieten ließ, wenn sie sich unterwürfen, den Weg der Güte. Umsonst; da entspann sich ein Musketenfeuer; zu wiederholten Malen stiegen die Rebellen aus ihren Barken und griffen das Bataillon an; drei Barken brannten, mehrere trieben auf den Katarakt zu. Nach drei Stunden eines hartnäckigen Kampfes hörte das Schießen auf, 200 Rebellen deckten das Schlachtfeld, 40 waren auf einem gescheiterten Fahrzeug in Gefangenschaft gerathen. Das Bataillon selbst zählte 11 Todte, worunter ein Offizier und 15 Verwundete. Im April stiegen die Unruhen aufs Höchste, als der Vicekönig 2 Bataillone aus dem Lager von Bene-Aly als Verstärkung schickte, welche zugleich von einem Preis von 25 Beuteln, welchen Mohammed Ali auf den Kopf des Rebellenanführers gesetzt, Kunde brachten. Der Scheich verschwand; die Empörer beharrten jedoch auf ihrem Widerstand, bis sie eine völlige Niederlage erlitten, in welcher 7000 von ihnen, wie man versichert, das Leben verloren. Von Soldaten büßten 45 ihre Schuld mit dem Tod.

In einem Augenblick, wo es sich darum handelte, in Egypten ein neues System zu begründen, hätte dieser Vorfall leicht von den verderblichsten Folgen seyn können. Gelang es nicht der Empörung Meister zu werden, so ging die ganze Frucht europäischer Kriegszucht und Uebung verloren und damit war es um die Grundlage des neuen Systems geschehen. Man sieht aber hieraus zugleich, daß, wenn Mohammed-Ali sich nach und nach in mehrere auswärtige Kriege einließ, wovon der unmittelbare Nutzen für sein Land schwer einzusehen seyn dürfte, seine Politik darin ihre vollkommene Rechtfertigung findet, daß es keine bessere Methode gab, den Soldaten mit seinen neuen Gewöhnungen zu befreunden, als die praktische Schule des Feldlagers, die ihm zugleich von Allem den Nutzen anschaulich machen mußte

Unter diesen Umständen verzog sich der endliche Ausbruch des ersten Regiments bis zum 10 Juni, an welchem Tag es sich auf dem östlichen Ufer des Nils in Marsch setzte; am 12 August traf es in Dongola, am 16 September in Cartum an der Mündung des blauen und weißen Flusses ein, ohne daß es mehr als ein Scharmützel mit einem arabischen Stamm, von welchem die Gellaps (Kaufleute von Sennar) geplündert worden, zu bestehen gehabt hätte. Cartum liegt auf der äußersten Spitze des Winkels, dessen Seiten die beiden Flüsse bilden, 6 Tagreisen von Sennar und Waled-Madenö, den Hauptstädten dieses Königreichs. Die Betrachtung der glücklichen und festen Lage dieses Ortes, sowie die Fruchtbarkeit seines Bodens veranlaßte den Oberst hier sein Hauptquartier aufzuschlagen, und seine Magazine und Spitäler zu errichten. So wurde Cartum ein Stapelplatz, der bald den Handel Abyssinien's anzog. Drei Bataillone mit dem Oberst blieben daselbst und die beiden andern rückten nach Cordofan, um diese Provinz zu besetzen und die Grenze Darfur's zu bewachen, eines Landes, nach welchem es den Vicekönig stets gelüstet, das aber mächtig genug ist, sich schwachen Eroberungsmitteln zu trotzen.

Obrist Osman-Bey führte das Ruder nicht lange; er starb in Sennar, und ein ebenso habsüchtiger als unwissender und fanatischer Mann, Namens Suleiman, trat an seine Stelle. Letzterer vollendete den von dem Defterdar-Bey begonnenen Ruin des Landes, das sich immer mehr entvölkerte. Am Uebelsten war Cordofan daran, weil der Kriegszustand gegenüber von Darfur die Aufmerksamkeit des neuen Gouverneurs am Meisten dahin lenkte. Nicht zufrieden, den Ertrag und die Hülfsquellen dieser Provinz völlig vernichtet zu haben, brachte es der Obrist dahin, daß seine Truppen an Allem Mangel litten und ein großer Theil derselben vor Elend umkam. Die Kranken bekamen keine Arznei; an Soldzahlung durfte Niemand denken und im günstigsten Fall mußte man mit Waaren oder Sklaven auf Abrechnung für lieb nehmen. Ein Bezirk, welcher fünf und siebzig Dörfer enthielt, wanderte ganz aus. Die Abyssinier, die keine Sicherheit im Handel fanden, blieben weg. Eines Tags ließ der Obrist in seinem abergläubischen Humor einen trefflichen Brunnen mit Steinen füllen, um in einem Augenblick der Dürre das Wasser des Himmels herbeizubeschwören, das Beispiel des Propheten nachahmend. Sein schönes Regiment schmolz auf zwei Drittheile herab, und konnte im folgenden Jahre aufgerieben seyn. Indessen nahm die Gefahr von dem neun Tagreisen von Cordofan entfernten Darfur, wo ein alter Feind war, dessen Argwohn Egypten gereizt, täglich und stündlich zu. Mohammed-Ali weiß es am Besten, wessen er sich von dieser Seite zu versehen hat, wo seit Jahren sein Gesandter zurückgehalten wird, welcher der Volkswuth nur dadurch entging, daß er sich zu dem Oberhaupt der Gläubigen, dessen Haus für ein unverletzliches Asil gilt, flüchtete. Zum Glück rief der Tod den Obrist Suleiman im October 1826 von seinem Posten ab, so daß man, mochte auch sein Nachfolger seyn, wer da wollte, einer wohlthätigen Veränderung entgegen sah.

Am 14 dieses Monats reiste Rustim Bey, zum Oberst des ersten Regiments und Statthalter in Sennar und Cordofan ernannt, von Kairo ab. Er bekam sehr ausgedehnte und strenge Verhaltungsbefehle mit. Er sollte 1) den Geist der Truppen beleben und die Kriegszucht herstellen; 2) durch eine weise Verwaltung und ein humanes Benehmen die Bevölkerung von Cordofan, die sich in die Berge des Südens geworfen, zur Rückkehr bewegen; 3) die für den Gewerbsfleiß und den Handel geeigneten Gegenstände ausmitteln, den Ackerbau beschirmen und den Verkehr mit dem Ausland befördern; 4) aus den Eingebornen ein Truppencorps bilden; 5) Hospitäler anlegen nach Art der egyptischen, gegen Verbreitung ansteckender Krankheiten Maßregeln treffen — mit einem Wort das Volk und die Armen zu einer für das Land und für Egypten nützlichen Wechselwirkung verbinden. „Wäre ich Gouverneur von Sennar und Cordofan," sagte der in der Geschichte der Wiedergeburt Egyptens berühmte Osman-Nurredin in Manats Gegenwart zu Rustem-Bey, so müßte dieses Land bald die reichste und nützlichste der Besitzungen des Vicekönigs seyn; ich würde die Tochter der ersten Standsperson in der Colonie heirathen; meine Officiere und Bekannte würden meinem Beispiel folgen; indem auf diese Art das Interesse für die Erhaltung des Bodens mit dem Interesse der Blutsverwandtschaft zusammenträfe, wollte ich leicht Zutrauen, Ueberfluß, Industrie und Handel zurückrufen. Die

Karawanen von Darfur kämen wieder, Goldstaub, Elfenbein, Gummi und Straußenfedern gegen unsre egyptischen Produkte einzutauschen; die goldnen Ringe, die von den Märkten in Cartum verschwunden sind, fänden sich wieder ein, so wie die Aethiopier nicht mehr für ihre Sicherheit zu fürchten hätten. Ist das Monopol des Handels in unsern Händen, so sind es traurige Umstände, welche die Regierung nöthigten (?), dasselbe an sich zu reißen. Der zurückkehrende Wohlstand brächte auch Freiheit des Handels zurück." Daß jene Provinzen Egypten zur Last fallen, daran sind wirklich nur die unvernünftigen Statthalter schuld, die dort gar zu gräulich gewirthschaftet haben. Von dem sanften Charakter der Eingebornen ließe sich, wenn derselbe nicht durch Ungerechtigkeit und Bedrückung erbittert wird, alles Ersprießliche erwarten. Sie könnten in einigen Jahren Oberegypten wieder bevölkern; die fruchtbaren Ufer des Nils lockten sie an; ihre zahlreichen Heerden von Rindern, mit denen sie Nichts anzufangen wissen, hülfen ihnen Wasser schöpfen und kämen den Märkten von Siut und Tanta zu Gut. Aber dazu bedürfte es schützender Gesetze und jener Gewährleistungen, welche die Bande des Bluts darbieten. Sind diese vorhanden, so werden Städte aus der Erde hervorspringen und die alten Zeiten werden wieder erscheinen; aber wenn man leider, daß ein Barbar von einem Gouverneur seine tollsten Launen über diese unglücklichen Gegenden ausschüttet, daß er die Einwohner als Sklaven mit sich schleppt, und ihnen ungeheure Ketten an die Füße hängt; daß er sich damit belustigt, arme Gefangene vor die Mündung einer Kanone zu binden, um ihre Glieder in der Luft zerschmettert zu sehen; daß er wegen der geringsten Vergehen Zungen ausreißen, Hände abhauen, Zähne ausbrechen, Hufeisen auf die Fersen nageln läßt; daß eine durch Seuchen geschwächte und durch Noth und Elend demoralisirte Soldateska alle Arten von Ausschweifungen ungestraft verübt; dann ist die Wüste fertig.

Nun sollten wir wohl auch ein Wort von dem wichtigsten Krieg des Vicekönigs, den Feldzügen in Morea, reden. Hierüber nur wenige Bemerkungen. Solange es bloß die Zeitungen waren, die uns von grenzenlosen Greueln berichteten, welche Ibrahim-Pascha in Morea verübt haben sollte, konnte man noch immer an Manchem zweifeln, da der anerkannte Philhellenismus der meisten dieser Blätter Uebertreibungen erwarten ließ; nun aber tritt Planat auf, bei dem man dieses günstige Vorurtheil für die Griechen nicht voraussetzen darf und legt im Ganzen dasselbe Zeugniß ab, so daß man jetzt über den Charakter jenes Kriegs und der Hauptperson, welche darin eine Rolle spielte, völlig ins Klare kommt. In dieser Beziehung und sofern ihm treffliche Quellen zu Gebot standen, ist Planat ein achtbarer Gewährsmann für die unparteiische Würdigung dieses Theils der Tagsgeschichte. Eigentliche Bülletins scheint Ibrahim nicht geschrieben zu haben, aus denen Planat hätte schöpfen können; allein ein Briefwechsel, den er mit einem Officier des Pascha's, einem seiner vormaligen Zöglinge, während des Kriegs fortwährend unterhielt, lieferte ihm eine ziemlich vollständige Uebersicht der Hauptereignisse, ihrer Motive und ihres innern und äußern Zusammenhangs. Auch kann man aus Planats Mittheilungen am Sichersten berechnen, wie hoch der griechische Krieg dem Pascha zu stehen kam. Die erste Ausrüstung, welche 63 Kriegsschiffe und 100 Transportschiffe zählte und am 26 Februar 1825 in Modon gelandet wurde, führte 17,000 Mann Fußvolk *) und 800 Pferde nebst einem vollständigen Apparat von Feld- und Belagerungsgeschütz und sonstigem Material über. Die Verstärkung, welche Ibrahim im folgenden Jahr aus Egypten erhielt, betrug 8000 **) und die letzte Verstärkung 4000 Mann. Von diesen 30,000 Mann sah kaum die Hälfte die Ufer des Nils wieder!

Orientalische Literatur.

(Schluß.)

Folgendes ist eine Uebersicht der Schriften, deren Druck der Verein für Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Werke für den Druck bestimmt hat:

I. Theologie, Ethik und Metaphysik.

1) The Sánc'hya Cárica, übersetzt von H. Th. Colebrooke (Dieses sanskrit'sche Werk enthält in zwei und siebzig Stanzen die Grundsätze des Sánc'hyasystems der Metaphysik.)

2) The Akhlak-e-Naseri of Naser-ud-Din of Tus in Bucharia; übersetzt von H. G. Keene. (Ein persisches Moralsystem, nach griechischen Mustern, das in Persien in sehr hohem Ansehen steht.)

3) Eine Sammlung der syrischen Manuscripte des N. T., sowohl nestorianischen als jakobitischen, soweit sie in England zugänglich sind, von Professor Lee.

4) The Didascalia, or Apostolical Constitutions of the Abyssinian Church; übersetzt von T. P. Platt. (Dieses alte äthiopische Werk, welches in Europa noch unbekannt ist, enthält viele merkwürdige Ansichten.)

II. Geschichte, Geographie und Reisen.

5) Reisen von Macarius, Patriarchen von Antiochien, beschrieben von seinem Begleiter, Archidiaconus Paul von Aleppo, und übersetzt von F. C. Belfour. 2r Th.

5) Sheref Nameh, aus dem Persischen übersetzt von Professor Charmoy. (Eine Geschichte der Dynastien, welche in Kurdistan regiert haben, verfaßt von Scherif Ebn Schems ud Din, am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts.)

7) Geschichte von Masenderan und Tabaristan, aus dem Persischen übersetzt von Professor Charmoy. (Diese Geschichte eines Theils des persischen Reichs, verfaßt von Sahir ud Din, geht bis auf das Jahr 1475 n. Chr.)

8) The Tareki Afghan, aus dem Persischen übersetzt von Dr. Bernhard Dorn. 2r Th. (Eine Geschichte der Afghanen, welche ihrem Vorgeben nach von den Juden abstammen. Ein Verzeichniß der afghanischen Stämme ist beigegeben.)

---

*) Das 3, 4, 5, 6 Regiment; vier Compagnien Sapeurs; irreguläre türkische Artillerie und Cavallerie.

**) Das 7 und 8 und zuletzt das 10 Regiment.

9) Annalen des Elias, Metropolitans von Nisibis, überſetzt von Joſua Forſhall. (Eine ſyriſche Chronik, enthaltend chronologiſche Tabellen über die vornehmſten Dynaſtien der Welt, nebſt einer kurzen Nachricht über die Patriarchen der neſtoriſchen Kirche und Notizen über die merkwürdigſten Ereigniſſe des Orients, von der Geburt Chriſti bis zum Anfang des eilften Jahrhunderts.)

10) The Ghazavati Bosnah, überſetzt von Karl Frazer. (Dieſes türkiſche Werk, geſchrieben von Omar Effendi, einem Bosniaken, enthält die Geſchichte der in Bosnien zwiſchen den Oeſterreichern und Türken von 1736 bis 1739 geführten Kriegen.)

11) Naima's Annalen, überſetzt von Dr. Henderſon. (Dieſe türkiſche Geſchichte umfaßt den Zeitraum von 1622 bis 1692, die Periode der türkiſchen Invaſion in Deutſchland, die Belagerung von Buda, Wien ꝛc.)

12) The Asseba as Syar of Syed Muhammed Reza, überſetzt von Mirſa Alexander Kaſem Beg. (Eine türkiſche Geſchichte der Chane der Krim, mit vielen intereſſanten Einzelheiten, welche die Türkei, Rußland, Polen und Deutſchland betreffen.)

13) Geſchichte Georgiens, überſetzt von Julius Klapreth. (Dieſes Werk umfaßt den Zeitraum von 1647 bis 1757. Einen Anhang dazu bildet Wachtangs Chronik Georgiens vor der Einführung des Chriſtenthums daſelbſt, nebſt einer chronologiſchen Ueberſicht der georgiſchen Geſchichte von dieſer Epoche bis zum J. 1647.)

14) Beſchreibung Tübets, von Julius Klaproth. (Ein Auszug aus verſchiedenen chineſiſchen und mandſchu'ſchen Werken, wodurch man eine vollſtändige Nachricht über Tübet und die Buddhareligion erhält, deren Hauptſitz dieſes Land iſt.)

15) Ebn Chaldun's Geſchichte der Berbern, überſetzt von Profeſſor Lee. (Ein ſeltenes und ſchätzbares Werk über Urſprung, Blüte und Verfall der Dynaſtien in Nordafrica.)

16) Geſchichte Wartan's, Königs von Armenien, überſetzt von Profeſſor Neumann. (Geſchichte der Religionskriege zwiſchen den Perſern und Armeniern im ſechſten Jahrhundert, mit vielen wichtigen Dokumenten über die Religion Zoroaſters, verfaßt in dem reinſten claſſiſchen Armeniſch von Eliſäus, der von manchen der Ereigniſſe, die er berichtet, Augenzeuge war.)

17) Makriſis Chitat, oder Geſchichte und Statiſtik von Egypten, überſetzt von Abraham Salamé. (Dieſes arabiſche Werk giebt Kunde von der Eroberung Egyptens im Jahr 640 und liefert eine Beſchreibung von Städten, Dörfern, alten und neuen Bewohnern ꝛc.)

18) Part of Mirkhond's Ruzet-al-Suffa, überſetzt von David Shea. (Dieſer Auszug aus dem größern perſiſchen Werk giebt die Geſchichte Perſiens von Kaiomurs bis zum Tod Alexanders des Großen.

III. Schöne Wiſſenſchaften und Biographie.

19) Heft Peiker, ein hiſtoriſcher Roman von Behräm Gur, überſetzt aus dem Perſiſchen des Niſami von Gandſcha von Sir Gore Ouſeley. (Die romantiſche Lebensgeſchichte Behräm's, des fünften Monarchen aus dem Haus der Saſſaniden.)

20) Meher va Mushteri, überſetzt von Sir Gore Ouſeley. (Dieſes perſiſche Gedicht, welches abgekürzt erſcheint, iſt von Mohammed Aſſar und erzählt die Freundſchaft und die Abenteuer der oben genannten Söhne des Königs Sapor und ſeines Großweſirs.)

21) The Bustan of Sadi, überſetzt von Jacob Roß. (Das bewundertſte perſiſche Dichterwerk, beſtehend aus moraliſchen Erzählungen ꝛc.)

22) The Tuzzuk Timuri, überſetzt von Major Karl Stewart. (Geſchichte der erſten 47 Jahre Tamerlan's, beſchrieben von ihm ſelbſt in der dſchagatai-türkiſchen Sprache und überſetzt ins Perſiſche von Abu Talib Hoſſeyni.)

Texas.

2. Küſten, Baien ꝛc.

Wenn man bei dem Ausfluß des Sabineſees beginnt, ſo nimmt die Küſte von Texas eine ſüdweſtliche Richtung, welcher ſie folgt bis Galveſton-Bai — 50 M. Galveſton-Bai, der größte Einſchnitt, welchen das Meer in dieſem Theil des Golfs in das Land macht, wird durch die Landſpitze Bolivar und die Inſeln Pelican und Galveſton gebildet. Sie bietet einen guten Hafen und eine ſichere Einfahrt dar, indem die Tiefe des Waſſers über den Barren überall 12, und an einzelnen Orten 15 Fuß beträgt. Dieſe Bai erſtreckt ſich 35 M. in nordw. Richtung von der Galveſton-Inſel an, durch welche, ſo wie durch die Landſpitze Bolivar, ſie ganz vom Land umſchloſſen wird; ihre mittlere Breite iſt 15 M., ihr Areal 525 Quadratm. Von dem öſtl. Punkt der Galveſton-Inſel läuft die Küſte in Einer Richtung 30 M. gegen SW bis zu der weſtl. Einfahrt vom Galveſton-Sund; und von da, ohne weſentliche Abweichung, faſt 85 M. bis zu Paſſo Cavallo oder der Matagorda-Bai. Ungefähr 20 M. ſüdweſtl. von Galveſton-Einfahrt ergießt ſich der anſehnliche Fluß Brazos in den Golf, und 12 M. weiter der San Bernardo. Matagorda-Bai kommt in Bezug auf Umfang, Tiefe des Waſſers und Sicherheit mit Galveſton-Bai ziemlich überein, nur iſt ſie von mehr unregelmäßiger Form. Von Paſſo Cavallo behält die Küſte ihre ſüdw. Richtung bis Aranſaſo-Einfahrt, 60 M., bei. Halbwegs zwiſchen dieſen beiden Punkten tritt die Bai del Eſpiritu Santo bis auf zwei M. an den Golf hinan, mit dem ſie der hochwehende Oſtwind häufig in Verbindung ſetzt. Dieſe Bai, mittelſt der Aranſaſo-Einfahrt und eines kleinen Bayou, wodurch die erſtere mit der Matagorda-Bai zuſammenhängt, trennt einen beträchtlichen Theil des Landes von der Hauptküſte und bildet die Inſel Eſpiritu ſanto. Die Bai dieſes Namens, faſt parallel mit der Küſte gelegen, nimmt die Flüſſe San Antonio und Guadalupe auf, welche ſich 10 M. landeinwärts vereinigen. Weſtlich von der Bai del Eſpiritu ſanto und nordw. von der Inſel liegt die Bai Aranſaſo, welche ſich 30 M. nach W ausdehnt, und eine mittlere Breite von 5 M. hat. Bei Aranſaſo-Einfahrt wendet ſich die Küſte und ſchlägt eine vollkommen ſüdl. Richtung ein, 25 M., bis nach Copano, der Mündung des Nueceſfluſſes und dem ſüdw. Endpunkt der Küſte von Texas. Ungefähr 30 M. von dieſer Mündung erweitert ſich der Nueces zu einer geräumigen Bai, an welche eine andere beinahe von gleicher Form und Ausdehnung auf der Nordſeite anſtößt — die Papelote-Bai, ſo genannt von einem kleinen Fluß, der an ihrem weſtl. Ufer ſich mit ihr vermählt. Texas bietet auf dieſe Weiſe gegen den mexicaniſchen Meerbuſen eine Fronte von 260 M. dar, welche, wie faſt alle Theile des Golfs, tüchtiger Höhen gänzlich ermangelt. Die Baien, mit wenigen Ausnahmen, ſind insgemein ſeicht, und Sandbänke und Untiefen, welche eben ſo ſchnell entſtehen als ſie wieder verſchwinden, erſchweren die Schifffahrt. Die Barren an den Mündungen der Flüſſe ſind nicht minder wandelbar; ſie haben jedoch in der Regel nicht unter 4 und nicht über 12 F. Waſſer.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 169. 18 Juny 1830.

Memoiren von Robespierre.

Vierter Artikel.

Unter allen Materien, die ein Robespierre zum Vorwurf öffentlicher Reden erwählt haben konnte, hätte man sich einer Bekämpfung der Todesstrafe wohl am Wenigsten versehen; aber er hielt eine solche am 30 Mai 1791; die Memoiren theilen sie ihrer ganzen Länge nach unter den pièces justif. mit, motiviren dieselbe jedoch im Text durch folgende Worte:

„Die wichtigste Frage, die eine Versammlung von Gesetzgebern und Philosophen in Anspruch nehmen kann, beschäftigte uns in den letzten Tagen des Mais: Hat die menschliche Gesellschaft das Recht die Todesstrafe zu verhängen, und ist diese Strafe von wirklichem Nutzen?

„Ich hatte Viel nachgedacht über diese wichtigen Punkte des Naturrechtes, sie aber mehr vom Standpunkt des Theoretikers, als des in Verhältnissen eines wirklichen Staats lebenden Gesetzgebers betrachtet. So trug denn meine Rede ganz den Ausdruck des jugendlichen Feuers, mit welchem ich bei meiner akademischen Preisbewerbung *) gegen die infamirenden Vorurtheile gesprochen hatte. Jetzt, nachdem eine längere Erfahrung in der Politik mich gelehrt hat, bis zu welchem Grad die Unverbesserlichkeit mancher Menschen geht, bin ich mir über die furchtbare Nothwendigkeit klar geworden, worin sich die Gesellschaft manchmal befinden kann, das Daseyn Einzelner aufheben zu müssen, um die Ruhe und Freiheit Aller zu sichern. Meine Ansicht in jener Verhandlung ist, ich gestehe es offen, die einzige von allen je auf der Rednerbühne von mir geäußerten, die ich nicht frei von Irrthum und Uebertreibung finde; aber es war wenigstens eine menschenfreundliche Uebertreibung."

*) Robespierre hatte im Jahr 1784 — im seinem 25 Jahr, wie ihn die Memoiren bei dieser Gelegenheit erwähnen lassen, so daß er also zur Zeit der Rede gegen die Todesstrafe 32 Jahre zählte — folgende von der Akademie zu Metz vorgeschlagne Preisfrage beantwortet: „1) Was ist der Grund der Meinung, nach welcher die mit der infamirenden Strafe eines Verbrechers verbundene Schande einem gewissen Theil nach auf dessen sämmtlicher Familie haftet? 2) Bringt diese Meinung etwa mehr Schaden als Nutzen? 3) Ist Solches wirklich der Fall, durch welche Mittel kann diesem Schaden am Ehesten vorgebeugt werden?" — Der Preis wurde Lacretelle, der später ebenfalls in der Nationalversammlung saß, zuerkannt; Robespierre jedoch erhielt eine goldne Medaille von 400 Livres Werth als Accessit, während der erste Preis selbst nur in einer gleich großen Geldsumme bestand. — Er ließ seine Rede drucken.

Rede gegen die Todesstrafe.

(Im Auszug)

Als die Nachricht nach Athen kam, daß in Argos Bürger zum Tode verurtheilt worden seyen, eilte man in die Tempel und flehte zu den Göttern, von den Athenern solch grausame und unheilvolle Gedanken abzuwenden. Ich komme, nicht die Götter zu bitten, sondern die Gesetzgeber, welche Werkzeuge und Dolmetscher der ewigen von Gott den Menschen eingeprägten Wahrheiten seyn sollen, aus dem Gesetzbuch der Franzosen das blutige Gebot zu streichen, welches den Mord von Rechtswegen befiehlt, gegen welches sich aber ihre Sitten und ihre neue Verfassung sträuben. Ich will denselben beweisen 1) daß die Todesstrafe ihrem Wesen nach ungerecht ist; 2) daß sie keineswegs diejenige ist, wodurch man am Meisten von Verbrechen abgehalten wird, sie vielmehr dieselben weit eher vermehrt, als vermindert.

Greift außerhalb des Bereichs der bürgerlichen Gesellschaft ein Feind mein Leben oder mein Gut an, so muß ich, weil ich ihm Nichts entgegensetzen kann, als meine körperlichen Kräfte, entweder selbst zu Grund gehen, oder ihn tödten, und das Gesetz der natürlichen Nothwehr billigt das Letztere. In der Gesellschaft aber, wo die Macht Aller gegen den Einzelnen gewendet ist: welcher Rechtsgrundsatz kann uns da befugen, auf Tod gegen jenen zu erkennen? Ein Sieger, der seine Gefangenen tödten läßt, wird ein Barbar genannt! Ein Mensch, der ein Kind, statt es zu entwaffnen und zu strafen, umbringt, scheint uns ein Ungeheuer! Ein Angeschuldigter, welchen die Gesellschaft zum Tod verurtheilt, ist für sie nichts Weiteres, als ein besiegter, machtloser Feind, schwächer als ein Kind gegen einen Erwachsenen.

Also sind in den Augen der Gerechtigkeit und Wahrheit die Todesspiele, die man mit so vielem Prunk anordnet, im Grunde Nichts, als feiger Mord — öffentliche, feierliche Verbrechen, nicht von Einzelnen begangen, sondern von ganzen Nationen, mit dem Anschein rechtlicher Formen. So grausam, so ausschweifend dergleichen Gesetze daher auch seyn mögen, wundert Euch nicht mehr darüber: sie sind die Erfindung von Tyrannen,

sind die Ketten, womit diese das Menschengeschlecht belasten, die Waffen, womit sie dasselbe unterdrücken; mit Blut wurden sie geschrieben. „Es ist nicht erlaubt, einen römischen Bürger zum Tod zu verurtheilen": so lautete das Gesetz des römischen Volks; Sylla aber, der Sieger, sprach: „Alle, welche die Waffen gegen mich getragen haben, sind des Todes würdig." Octavius und die Gefährten seiner Frevel bestätigten dieses Gesetz.

Unter Tiberius war das Lob des Brutus ein todeswürdiges Verbrechen. Caligula verdammte Diejenigen zum Tod, die gottesschänderisch genug waren, ihre Kleider in Gegenwart eines Bilds des Kaisers auszuziehen. Als die Tyrannei das Verbrechen der beleidigten Majestät ersonnen hatte, welches entweder in einer an sich gleichgültigen, oder in einer heroischen Handlung bestand — Wer hätte da, ohne sich selbst des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen, denken dürfen, daß einer solchen Handlung eine gelindere Strafe zukomme, als der Tod?

Als der Fanatismus seinerseits das Verbrechen der beleidigten Majestät Gottes erfand, als er in seinem Wahnsinn es auf sich nahm, diesen Gott selbst zu rächen: mußte er da demselben nicht auch Blut darbringen, und ihn so auf Eine Linie mit jenen Ungeheuern setzen, die sich sein Abbild nannten?

Die Todesstrafe ist nothwendig, sagen die Anhänger des alten Barbarenbrauchs; ohne sie giebt es keinen Zügel gegen das Verbrechen. Wer hat Euch Das gesagt? Habt Ihr alle Federn berechnet, durch welche das Strafgesetz auf die Empfindung des Menschen einwirken kann? Ach! welche Schmerzen des Leibs und der Seele kann der Mensch dulden, eh er stirbt!

Die Lust zum Leben ist Nichts gegen die Ehrsucht, die gewaltigste aller Leidenschaften, die das Menschenherz beherrschen; die schrecklichste aller Qualen für den in Gesellschaft lebenden Menschen ist die Schande. Wenn der Gesetzgeber die Bürger an so vielen Stellen, auf so viele Arten verwunden kann, wie soll er da die Todesstrafe für nothwendig erachten? Die Strafen haben nicht den Zweck den Verbrecher zu quälen, sondern dem Verbrechen durch Furcht vorzubeugen.

Der Gesetzgeber, welcher den Tod des Verbrechers vorzieht, verletzt das Zartgefühl des Volks und verwischt dessen moralischen Sinn; ja er nützt die Springkraft der Herrschergewalt eben dadurch ab, daß er sie höher spannen will. Er entsagt dem Grundsatz, die Strafen nach dem Charakter der sie veranlassenden Leidenschaften zu bestimmen, und somit diese gleichsam durch sich selbst zu strafen. Er wirft Alles durch einander, verwirrt die Verhältnisse und handelt dem Zweck der Strafgesetzgebung geradezu entgegen.

Ihr sagt die Todesstrafe sey nothwendig? Ist Dem so: warum haben sich mehrere Völker derselben zu entäußern gewußt? Und durch welche Fügung sind es gerad die weisesten, glücklichsten, freiesten Völker gewesen? Wenn die Todesstrafe am Geeignetsten ist, große Verbrechen zu verhüten, so müssen diese bei Völkern, welche jene angenommen haben, am Seltensten seyn. Aber gerade das Gegentheil ergiebt sich. Nirgends größere und häufigere Verbrechen, als in Japan, wo die Todesstrafe am Häufigsten ist. Glaubt Ihr Rom sey, als die Lex Portia die strengen Gesetze der Könige und Decemvirn abschaffte, durch mehr Verbrechen besudelt worden, denn unter Sylla, welcher jene wieder einführte, und unter den Kaisern, welche die Strenge zu einem ihrer schmachvollen Zwingherrschaft würdigen Grad trieben?

Hört die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft; sie ruft uns zu, menschliches Urtheil sey nie so unfehlbar, daß die Gesellschaft einem Menschen durch andre Menschen, die wie er dem Irrthum unterworfen sind, den Tod zuerkennen lassen könnte. Dem Menschen die Möglichkeit rauben, sein Verbrechen durch Reue, durch tugendhafte Handlungen wieder gut zu machen, ihm unbarmherzig jede Rückkehr zur Tugend, zur Selbstachtung verschließen, ihn noch bedeckt mit der frischen Spur seines Verbrechens ins Grab drängen, ist in meinen Augen die schauderhafteste Ausbildung der Grausamkeit.

Das Gesetz soll dem Volke das reinste Vorbild der Gerechtigkeit und Vernunft entgegen halten. Treten an die Stelle gebietender Strenge, gemäßigter Ruhe der Zorn und die Rache, so vermischen sich im Herzen des Bürgers die Vorstellungen von Recht und Unrecht, so entstehen im Schoß der Gesellschaft wilde Vorurtheile, die ihrerseits andre, neue Vorurtheile zur Folge haben. Der Gedanke des Mords verbindet sich weit nicht mit so viel Schreckhaftem, wenn das Gesetz selbst das Beispiel davon zu Schau giebt. Hütet Euch wohl, die Wirksamkeit der Strafen mit dem höchsten Grad der Strenge gleich zu denken. Eines widerspricht dem Andern vollkommen. Alles arbeitet einem milden Gesetz entgegen; Alles verschwört sich gegen ein grausames Gesetz.

Man hat bemerkt, daß in freien Ländern die Verbrechen seltener, die Strafgesetze milder sind: natürlich! In freien Ländern werden die Menschenrechte geachtet, und sind folglich die Gesetze gerecht. Wo diese hingegen die Menschheit durch übertriebene Strenge beleidigen, da ist die Würde des Menschen unbekannt, die Würde des Bürgers nicht vorhanden; da ist der Gesetzgeber nur ein Herr, der seinen Sklaven gebeut, und sie, nach Gutdünken, unbarmherzig züchtigt. Ich trage darauf an, daß die Todesstrafe abgeschafft werde.

Fullers Reisen durch das türkische Reich.

Zu den vielen Reisen durch die Türkei, welche wahrscheinlich nie an das Licht gekommen wären, wenn nicht gerade die Zeitverhältnisse die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Gegenden gelenkt hätten, müssen wir eine neue hinzufügen: John Fuller's Bericht von einer Reise durch einige Theile des türkischen Reiches (Narrative of a Tour through some Parts of the Turkish Empire, by John Fuller, Lond. 1830. 8). Wer Etwas beschreibt, was er selbst gesehen hat, wird beinah immer, wenigstens für einen gewissen Kreis, etwas mehr oder weniger Neues und Interessantes einfließen lassen; und so giebt denn auch Fuller Manches, was wohl auch in dieser einfachen und schmucklosen Darstellung mit Vergnügen gelesen werden dürfte.

Die Bevölkerung von Aleppo, sagt er bei Gelegenheit seiner Beschreibung dieser Stadt, ist bedeutend und besteht beinahe ausschließend aus Mohammedanern; denn die europäischen Heiden wohnen haupt-

sächlich in den benachbarten Dörfern; und christliche Familien findet man an diesem Ufer unserer Religion nicht mehr als einhundert, die sämmtlich zu den griechischen Schismatikern gehören. An einen der vornehmsten dieser letzteren, einen jungen Mann, Namens Jussuf Saba, hatte ich ein Empfehlungsschreiben von Mussy Elias. Er nahm mich äußerst zuvorkommend auf, und entschuldigte sich nur, daß er mich nicht in seinem eigenen Hause beherbergen könne, weil dieses sich in der größten Verwirrung befinde. Ein alter Diener, der viele Jahre in seiner Familie gewesen war, stand im Begriff sich zu verheirathen; nach der Sitte dieser Gegend, wo der Unterschied zwischen Herr und Diener noch nicht so scharf bezeichnet ist, als bei den civilisirteren Nationen, sollte die Heirath in dem Hause seines Herrn vor sich gehen; und Jussuf hatte, um seine Achtung vor seinem alten Diener zu bezeugen, beschlossen, daß sie mit gebührender Pracht gefeiert werden solle. Die Ceremonie sollte erst nach zwei Tagen Statt finden, aber die Besuche und Festlichkeiten hatten bereits angefangen und das Geräusch der Vorbereitungen war auf seinem Gipfel. Jussuf verschaffte mir daher ein Gemach in dem Hause seines Schwagers, eines anderen wohlhabenden Christen, wo ich, wie er glaubte, mehr Ruhe finden würde, als in seinem eigenen. Den größten Theil des folgenden Tages hielt mich der Regen zu Hause; als aber der Abend kam, war ich froh zu meiner Unterhaltung den Hochzeitleuten einen Besuch machen zu können. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft, die größtentheils aus den christlichen Einwohnern der Stadt zusammengesetzt war, jedoch auch einige der benachbarten ensyrischen Bauern einschloß. In der Mitte des Zimmers sah ich einen alten hageren Mann mit grauem Haar und Bart, in dem ich bald den Hauslustigmacher entdeckte. Alle Anwesenden wurden durch seine lächerlichen Einfälle und sonderbaren Gebehrden ungemein ergötzt; der wirksamste Theil seines Witzes schien indeß in der ungeheuern Menge Aquavit zu bestehen, welche er trank; denn bei jedem neuen Zuge brach Alles in ein schallendes Gelächter aus. Auch schienen die übrigen Güste eben nicht weniger geneigt, dem Alten nachzuahmen, als ihn zu beklatschen; denn alle fünfzehn Minuten wenigstens ging ein kleines Glas herum, welches ich nur selten zurückweisen sah. Die Christen im nördlichen Syrien sind fast ohne Ausnahme dem Branntwein ergeben, theils aus Neigung, theils um sich von ihren mohammedanischen Nachbarn zu unterscheiden, die auf das Wasser beschränkt sind. Das Branntweintrinken erhält dadurch eine religiöse Bedeutung, und die Orthodoxie und Frömmigkeit wird nach den Quantitäten hitziger Getränke abgemessen, die man im Stande ist, zu sich zu nehmen. Die übrigen Vergnügungen des Abends bestanden in Gesang und Tanz, woran mehrere der anwesenden Güste Theil nahmen. (?) Der vorzüglichste Sänger war ein junger Jude von Aleppo, dessen Auftreten mit einem allgemeinen Zuruf begrüßt wurde. Er hatte eine sehr schöne Stimme und war ein Meister in der Singkunst nach orientalischer Art. Der Beifall, mit welchem seine schneidenden und näselnden Töne aufgenommen wurden, war enthusiastisch; und ich sah nie eine größere Wirkung durch die ausgezeichnetsten Talente in Europa hervorgebracht. Jeder Blick, jede Gebehrde sprach das Entzücken der Zuhörer aus, bis sie allmälig einer nach dem andern von ihren Sitzen aufstanden und nach dem Takte mit den Füßen stampften und in die Hände schlugen, während der junge Mensch, die hohle Hand hinter das Ohr haltend, seine scharfen Töne mit voller Kraft seiner Lunge ausstieß. Zwischen dem Singen fing man an zu tanzen; eine Uebung, welche die Einwohner von Obersyrien ungemein lieben. Ihre Tänze werden gewöhnlich nur von einer oder zwei Personen ausgeführt, und einige derselben, besonders der Säbeltanz, eine Art von Scheins-Zweikampf, der wahrscheinlich von dem alten pyrrhischen Tanze abstammt, sind sehr lebendig und malerisch; im Allgemein theilen indessen diese Darstellungen den Charakter, der dem ganzen Orient eigenthümlich ist. Als der Abend vorrückte und der Branntwein die Gemüther erhitzte, war es ergötzlich, selbst die alten ehrwürdigsten Herren sich in die Belustigungen der Jugend mischen zu sehen. Ueberhaupt scheinen die Christen zu Antiochien der Meinung zu seyn, daß eine so natürliche Uebung wie der Tanz in keinem Alter unschicklich werden könne. Während diese Vergnügungen unter den Männern vor sich gingen, schienen die Damen ihrerseits — nach dem lauten Freudengeschrei, das von Zeit zu Zeit aus ihrem Gemach erschallte, sich nicht weniger gut zu unterhalten. Ungefähr um ein Uhr nach Mitternacht brach die Gesellschaft auf; Alle schienen die Gegenwart ihres fremden Gastes auf das Beste aufzunehmen, und zum Zeichen ihrer Aufmerksamkeit begleiteten mich mehrere junge Leute, eine Trommel, eine Pfeife und eine Mandoline voraus, bis zu meiner Wohnung.

Der Sonntag war für die eigentliche Hochzeitfeier festgesetzt, da die Vorbereitungsfestlichkeiten bereits drei Tage gedauert hatten. Um drei Uhr sammelten sich die Verwandten der Braut in dem Hause von Jussuf Saba, welches der Bräutigam ihnen überlassen mußte, der hierauf seine Zuflucht in das Haus nahm, wo ich wohnte. Sein Aeußeres war eben nicht sehr einnehmend; da der Gebrauch verlangte, daß er mehrere Tage vor der Hochzeit seinen Bart wachsen lassen und in seinen ältesten und abgetragensten Kleidern einher gehen mußte. Sobald das Haus des Bräutigams geräumt war, machten sich die Frauenzimmer auf den Weg, um die Braut aus ihrem elterlichen Hause abzuholen. Es waren ihrer ungefähr fünfzig, alle in weißen Schleiern, die nicht nur das Gesicht, sondern beinahe die ganze Gestalt verhüllten. Sie trugen Guirlanden von Blumen in den Händen und eilten mit unsicherem Schritt über die Straße. Von dem Volke wurden sie dabei nicht belästigt, da die Mohammedaner entweder aus Verachtung oder aus vernünftiger Schonung es sich zum Gesetz machen, sich von allen christlichen Festlichkeiten entfernt zu halten. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang kam eine Anzahl von Freunden und Verwandten, um den Bräutigam abzuholen, der sich indessen seinen Bart abgenommen hatte, aber noch immer in seinen alten Kleidern blieb. Er wurde bei Kerzenlicht nach Jussufs Hause geführt. Ich begleitete den Zug, und bei unserer Ankunft fanden wir den ganzen Hof gedrängt voll von Freunden und Zuschauern. Es wurde jetzt in einem Winkel ein Teppich ausgebreitet, auf den die neuen Kleider gelegt wurden; und mit dem Beistande von vier Priestern, die seine Kammerdiener bei dieser Gelegenheit machten, war er bald seines alten Anzuges entkleidet und von Kopf zu Fuß neu equipirt. Gleich dem Bourgeois Gentilhomme wurde er unter dem Schall der Musik angezogen; denn während der ganzen Ceremonie stimmten die Priester in einem erbärmlichen Recitative ein Lied an, in welches die Zuschauer, die mit Kerzen in der Hand umherstanden, von Zeit zu Zeit einstimmten. Sobald dieß Aus- und Ankleiden vorüber war, begaben wir uns in ein großes

Gemach, welches auf den Hof hinausging; in der Mitte desselben stand die Braut und ihre Brautjungfer, die erstere bedeckt mit einem großen weißen Schleier, der bis auf den Boden herabfiel und ihre ganze Gestalt verhüllte; überdieß war noch ein rosenfarbenes Gazetuch über ihren Kopf geworfen; ihre Begleiterin trug dieselbe Tracht, mit Ausnahme des Gazetuches, und wie beide so allein und bewegungslos in der Mitte eines großen Gemaches da standen, würde Niemand sie für lebende Wesen genommen haben. Zu ihren Füßen kauerten zwei der schmutzigsten und elendesten Geschöpfe, die ich je gesehen hatte. Als ich fragte: „wie sie hereingekommen, da sie doch kein festliches Gewand hätten," sagte man mir, daß es arme kranke Weiber seyen, die man zugelassen habe, weil man glaube, daß es ein sicheres Mittel gegen ihre Krankheit sey, wenn sie den Vermählungssegen sprechen hörten. Sobald die nächsten Verwandten und Angehörigen eingetreten, wurden die Thüren geschlossen, so daß das Gemach durchaus nicht überfüllt war, indem die Zahl der Anwesenden nicht über dreißig betrug. Die Braut und der Bräutigam wurden nebeneinander gestellt; vor ihnen stand der Oberpriester und sprach eine Art Litanei, auf welche von Zeit zu Zeit die Uebrigen antworteten. Darauf schwang er den Ring dreimal über die Stirn des Bräutigams und eben so oft über die Stirn der Braut, zog dann ihre zarte kleine Hand unter dem rosenfarbenen Schleier hervor und steckte ihr jenen an den Finger. Ein Blumenkranz wurde dem Bräutigam, ein anderer der Braut auf das Haupt gesetzt; und beide nahmen aus einem silbernen Becher ein wenig Wein, worauf der Priester den Rest austrank. Sie gaben sich darauf die Hände und gingen mit ihren Begleitern in gemessenen Schritten nach dem Takte eines Gesanges, welcher von den Geistlichen angestimmt wurde, dreimal um den Altar, dessen Stelle bei dieser Gelegenheit ein Lehnstuhl in der Mitte des Zimmers vertrat. Hierauf wurde die Einsegnung ausgesprochen, und damit war die Ceremonie beendigt. Die Brautjungfrau führte die Braut jetzt wieder zu ihren Freundinnen in das Frauengemach zurück, aus dem während der Vermählungsceremonie fortwährend der freudige Ausruf: „Lillah! lillah! lillah!" erschallte, und das Haus wurde aufs Neue ihrem ausschließlichen Besitz überlassen. Die Männer begaben sich indessen in meine Wohnung und der Abend mit einem großen Theile der Nacht wurde auf dieselbe lustige Weise zugebracht, wie der vorhergehende; indem man fortfuhr zu singen, zu tanzen und zu trinken bis gegen Tagesanbruch. Der Bräutigam blieb nebst einem jungen Freunde, welcher sein Beistand war, in einem Winkel des Gemaches von der übrigen Gesellschaft entfernt, und es brannte eine große Kerze vor ihm, um ihn desto deutlicher als die Zielscheibe der eben nicht allzudelikaten Witze zu bezeichnen, mit denen er von allen Seiten überschüttet wurde. Man sagte mir, daß er eigentlich nach der strengen Etikette auf einem Beine stehen sollte, daß Dieß ihm indessen erlassen worden sey — man habe ihm nicht nur die Erlaubniß ertheilt, sich beider Beine zu bedienen, sondern sogar sich nieder zu setzen, wenn nicht gerade ein vornehmer Gast sänge oder tanzte. Bei alledem machte der Mann für seine beneidenswerthe Lage, als Bräutigam, eine traurige Figur; und da er überdieß ein ernsthafter und gesetzter Fünfziger war, so kann man sich denken, daß die Lächerlichkeit der ganzen Scene dadurch nicht vermindert wurde. Das Wetter blieb am folgenden Tage so regnerisch, daß ich nicht ausgehen konnte; und um zwölf Uhr hatte ich das Vergnügen, mein Zimmer aufs Neue von Gästen gefüllt zu sehen, die kamen, um den Nachmittag mit den gewöhnlichen Belustigungen zuzubringen. Gegen Sonnenuntergang begaben wir uns zu Jussuf Saba, wo die Festlichkeiten mit einem großen Nachtmahle beschlossen wurden, an welchem gegen sechzig Personen Theil nahmen. Sobald dasselbe vorüber war, empfahl sich der Bräutigam der Gesellschaft und erhielt Einlaß in das Frauengemach, wo er zum ersten Male die Züge seiner Braut zu sehen bekam, indem die Verbindung nach orientalischer Sitte von einer dritten Person eingeleitet und die Braut bis nach Vollziehung der Heirath vor den Augen des Bräutigams verborgen gehalten worden war.

Paul Clifford.

Ein neuer Roman von Bulwer, dem Verfasser von Pelham und Devereux, unter dem Titel „Paul Clifford" (Lond. 1830. 3 vols. 8) ist in England mit dem ausgezeichnetsten Beifall aufgenommen worden; ein schönes Talent ist auch hier unverkennbar, doch leider! an einem eben nicht allzu dankbaren Stoffe verschwendet. Eine Räubergeschichte, so vortrefflich sie auch seyn mag, bleibt doch immer eine Geschmacklosigkeit; das Abnorme in der moralischen Welt kann eben so wenig, als eine physische Mißgeburt der Hauptgegenstand einer ästhetischen Darstellung seyn. Freilich ist Paul Clifford in eine Zeit verlegt, wo der Reiz des wilden gesetzlosen Räuberlebens ohne Zweifel größer war als jetzt; so erzählt der Verfasser eine Anekdote, die in der That für die guten alten Zeiten charakteristisch ist. Ein Straßenräuber, der in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen und in der vornehmsten Gesellschaft Zutritt gehabt hatte, stand bereits auf der Leiter, den Strick um den Hals, als der Geistliche ihn ermahnte: „sein übel zugebrachtes Leben jetzt zu bereuen." — „Uebel zugebracht, Du Hund! — Gott, (mit den Lippen schnalzend) es war köstlich!" — „Pfui! Pfui! Herr — erheben Sie Ihre Gedanken zu dem Himmel!" — „Aber ein kurzer Gallop über die Haide — oh!" stammelte der Verbrecher, und seine Seele galoppirte in die Ewigkeit.

Gell's Pompeiana.

Von dem trefflichen Werke unsres wohlbekannten Freundes Sir William Gell über die Ausgrabungen in Pompeji — Pompeiana, or Observations on the Typography, Edifices and Ornaments of Pompeii by Sir W. Gell — ist so eben der erste Theil einer neuen Serie erschienen, welche theils das bisher Ausgelassene ergänzen, theils Das, was seitdem an neuen Entdeckungen hinzugekommen ist, nachholen soll und für den Künstler und Alterthumsforscher von nicht geringerem Interesse seyn wird, als die früheren Arbeiten des geschätzten Verfassers. Den Inhalt des vorliegenden Heftes bilden, außer einem eleganten Titelblatt und mehreren Vignetten: „der Wall des Pantheon," glänzend colorirt; „die Porten," eine classische Skizze; das Frigidarium; und ein Theil der Straße der Mercurii mit den benachbarten Häusern.

Berichtigung.

Nr. 166 S. 665 Sp. 1 Z. 13 u. 14 v. o. l. spätestens st. oder später. Sp. 2 Z. 1 v. o. ist in der Parenthese nach dem Wort Franken das Wort Steuer, und Z. 9 v. u. sind nach dem Wort Alpen die Worte: Dep. der hohen Alpen ausgefallen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 170. 19 Juny 1830.

Ueber den Einfluß des Repräsentativsystems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Repräsentativverfassung, wie sie uns die Charte gegeben, beschränkt das Recht der Controlle über die Gewalt auf eine bestimmte Anzahl reicher Bürger; und diese letztern läßt sie wiederum von andern Bürgern gewählt werden, die zwar weniger reich sind als jene, aber gleichfalls ein Vermögen besitzen müssen, dessen Schatzung das Gesetz bestimmt. Diese Einrichtung, welche von der Liste der Bürger die untern und armen Classen, und von der Liste der Mitglieder, aus denen die Volkskammer gebildet wird, Jeden, der nicht hochbegütert und altersreif, ausschließt, brachte von den ersten Jahren der Epoche an, die wir schildern, eine sehr bestimmte und leicht vorauszusehende Wirkung hervor.

Kaum nahmen die nach Maßgabe der Charte neugewählten Deputirten ihre Sitze ein, als sich zwei Einflüsse mächtig in dem Schoß der berathschlagenden Kammern zu entwickeln begannen: die Potenz des Vermögens und des Verdienstes. Wer nach unserem Wahlsystem diese beiden Vorzüge vereinigt, ist des ihm gebührenden Ranges unter seinen Mitbürgern sicher. So haben sich die Aristokratie des Reichthums und die Aristokratie der Geburt in der Gesellschaft neben einander gesetzt. Die öffentlichen Beamten, bloße Agenten der Gewalt, deren Stellung unter Bonaparte's Regiment nicht eben nothwendig ausgezeichnete Fähigkeiten oder ein beträchtliches Vermögen erforderte, sanken eben damit in ihrem Rang und verloren an ihrem Ansehen. Man fühlte, daß Verdienst ohne Vermögen und Vermögen ohne Verdienst nicht hinreichen; alle Bestrebungen gingen deßhalb dahin, diese Doppelkraft, welche der große Alles erschütternde Hebel der gegenwärtigen Welt ist, in sich zu vereinigen. Waren Männer von Talent, früher in der Regel gleichgültig gegen die Güter des Glücks, so drängt sich ihnen jetzt — nicht als Geldinteresse, sondern als Bedürfniß der Zeit, als Rechtstitel auf die öffentliche Achtung — die Nothwendigkeit des Erwerbes auf. Aber andererseits streben auch die Eigenthümer der reichsten Ländereien, der ergiebigsten Industriezweige für sich oder ihre Kinder nach jenem geistigen Ansehen, welches der Reichthum zu verleihen nicht vermag. Sonst sagte eine Mutter zu ihrem Sohn: „sey liebenswürdig?" nun heißt es: „werde ein Mann von Verdienst und mach Dir Geld!" Unter diesem zweifachen Antrieb haben Kunstfleiß, Wissenschft und Handel ihre Leistungen verdoppelt. Freilich fehlt es da auch nicht an lächerlichen Ausgeburten der Zeit, als da sind Pedanterie des Reichthums und Geckenhaftigkeit des Wissens. Etwas Schwerfälliges, Kleinliches, Materielles und, wenn man will, Prosaisches hat sich in eine Gesellschaft eingeschlichen, wo Alles auf Berechnung hinausläuft. Von Jugend auf hat man seinen Zweck vor sich, den man verfolgt; an die Stelle der geheuchelten oder wirklichen Bescheidenheit, welche man in der vormaligen Gesellschaft von dem Talent forderte, ist eine Sucht sich geltend zu machen getreten, die Jeder ungescheut äußert. Der Speculationsgeist ist in das Gebiet der Künste eingedrungen; der Rangstolz in das Arbeitshaus des Fabrikherrn, den sein Reichthum und seine Thätigkeit zum Antheil an der Gewalt berechtigen. So bietet jede Epoche, gleich jeder persönlichen Erscheinung, Stoff dem Lobredner dar wie dem Satiriker; und sind wir stolz auf die neuen Tugenden, welche unsre neuen Sitten schufen, so nehmen wir, ohne uns zu beklagen, auch die Fehler unsres Zeitalters, auch die Mängel unsrer Tugenden, die Lächerlichkeiten unsrer Individualität hin.

Allein die Repräsentativverfassung zieht noch ganz andre Resultate nach sich — die Oeffentlichkeit, die Unabhängigkeit, die Kühnheit der Meinungen, die Gewohnheit und die Nothwendigkeit der Discussion, die Entwicklung großer Persönlichkeiten. Diese verschiedenen Momente sind nicht unfruchtbar geblieben; suchen wir die Spuren davon in unseren Sitten.

Zuvörderst hat sich aus dem Chaos der Parteien allmälig das Ungleichartige ausgeschieden und das Gleichartige zusammengefunden; es sind bestimmte Panière aufgepflanzt worden, besondere Gruppen haben sich um dieselben aufgestellt; man hat sich erkannt; man ist inne geworden, welche Feinde man zu bekämpfen, auf welche Freunde man zu zählen hat. Jede Unterabtheilung der Ansichten und Interessen trägt ihr Abzeichen, unterscheidet sich durch eine scharfe Schattirung. Dieses Wunder verdankt man dem Licht der Oeffentlichkeit, welches, wenn auch noch nicht vollscheinend und noch oft unter den Scheffel gesetzt, denn doch unsere Gesellschaft nöthigt das Visir aufzuschlagen.

fochten die Meinungen kaum noch mit Nichts als Haß und Lüge, und versteckten sich hinter Ausflüchten oder warfen mit Anathemen um sich, so haben sie die Maske, welche sie über ihre Leidenschaften zogen, jetzt zerrissen; sie entwickeln ihre Theorien, bekennen ihre Hoffnungen, legen ihre Gründe dar. Die Vorwürfe, mit denen sie einander gegenseitig überhäuften, haben sie über ihre Fehler und Thorheiten aufgeklärt. Gleichwie in einem chemischen Prozeß die vermischten zusammenkochenden Elemente sich isoliren, niederschlagen und in ihrer wirklichen Form erscheinen; so sieht man die Elemente der französischen Gesellschaft ihre Stelle suchen und sich von ihren Schlacken lösen; nicht, als ob wir glaubten, dieß Geschäft sey bereits vollendet, aber es ist im Werden begriffen und zeitigt unter unsern Augen. Der dem Repräsentativsystem einwohnende Associationsgeist, wo immer Massen gegen Massen ringen, hat das allgemeine Streben verstärkt. Nicht bloß, daß Jedermann seine Meinung laut äußert, sondern (was bisher ohne Beispiel war) Jedermann kleidet sich auch in die Farbe seiner Meinung. Die vornehmen und höhern Classen der Gesellschaft, von Neuem huldigend jenen religiösen Uebungen, welche das XVIII Jahrhundert in Mißkredit gebracht hatte, brüsten sich mit dieser wiedererstehenden Frömmigkeit, worin sie zugleich eine Stütze für die Monarchie, einen Anlehnungspunkt für ihre Stellung und eine Absageformel gegen den philosophischen Unglauben erblicken, von dessen Einfluß sie übertriebene Vorstellungen hegen und den zu bekämpfen ihnen Freude macht. Eine Mischung von echten und erkünsteltem Gefühl, von wirklicher Religion und Partelsucht hat diese Richtung hervorgerufen. Die zarten Seelen bedurften des Glaubens; die ehrgeizigen Seelen fanden darin ein Werkzeug für ihre Entwürfe. Dagegen der thätige, wohlhabende, industriöse, produzirende Bürgerstand, gefesselt an die Interessen des neuen Frankreichs, wie sie die Revolution schuf, hat seine Nationalsubscriptionen, seine philanthropischen Collekten, seine patriotischen Vereine zur Verbreitung des Unterrichts unter den Volksclassen, zur Aufrechthaltung der constitutionellen Grundsätze. Der Weise, dem ein Herz im Busen schlägt, welches die Siege der Humanität feyert, mag sich über diesen doppelten Fortschritt zum Bessern mit vollem Recht freuen: wenn dort die Mächtigen der Erde, die so oft undankbar sind gegen die Vorsehung, welche sie mit Wohlthat überschüttet, an dem Fuß der Altäre knien, während hier die Reichen durch Werke menschenfreundlicher und großsinniger Vaterlandsliebe den Gebrauch des Reichthums veredeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber medicinische und juridische Behandlung des Wahnsinns in England.

(Fortsetzung.)

Davies merkte bald, daß seine Rettung vor dem Narrenhaus bloß in der Flucht bestehe, und verließ daher kurz nach der letzten Unterredung mit Dr. Latham seine eigene Wohnung. Er aß statt des Mittagbrods bei einem Pasetenbäcker einige Pfefferkuchen und begab sich gegen Abend in einen Gasthof, um dort die Nacht zuzubringen. Die Scene möge hier nach dem Verhör des einzigen Augenzeugen beschrieben werden:

„Ich kenne Hrn. E. Davies; jedoch bloß daher, weil er am 3 August gegen drei Uhr Nachmittags in Furnivals Gasthof kam. Ich bin dort Aufwärter und Neffe der Frau des Hauses. Er sprach wild, und fuhr mit der Hand an Kopf und Brust. Er schien mir kein geeigneter Gast fürs Caffeezimmer, daher ich ihn hinter die Schranken *) nahm. So that ich, weil er seine Uhr jeden Augenblick herauszog, mir ins Ohr flüsterte, laut lachte, und mich herumschütteite. Er trug mir auf, nach Hrn. Forbes auf dem Ely-platz zu gehen; ich that es und Hr. Forbes begab sich zu ihm. Was zwischen Beiden verhandelt wurde, weiß ich nicht. Hr. Davies legte sich in unserem Haus, gegen zehn Uhr Nachts, zu Bette. Zu Mittag hatte er nicht gespeist, nahm aber etwas Suppe und ein bis zwei Flaschen Sodawasser zu sich, und Abends aß er Etwas zu Nacht. Gegen Ein Uhr klingelte er; ich klopfte an seine Thür. Er fragte, ob ich der Neffe der Frau vom Haus sey, und auf meine Bejahung sagte er: „es sind Diebe hier im Haus, ich höre sie die Pistolen spannen und Licht schlagen.“ Ich sagte ihm, Dem wäre nicht so, er solle immerhin wieder einschlafen; worauf ich ihn verließ. Um sechs Uhr Morgens sah ich ihn im Gang auf und ab wandeln; ich öffnete meine Thür und er trat zu mir ein, packte mich beim Hemd und hieß mich auf sein Zimmer kommen. Dagegen weigerte ich mich und hielt ihm die Unziemlichkeit vor, geklingelt und die Gäste gestört zu haben. Er fragte, ob diese wirklich durch ihn beunruhigt worden seyen und auf mein Bejahen sagte er, Das thue ihm leid, er wolle niederknieen und mir Abbitte thun. Ich sagte ihm, es sey unnöthig vor mir zu knieen, aber er fiel dennoch auf die Knie. Was er knieend vorbrachte, erinnere ich mir nicht mehr, ausgenommen, daß er um Verzeihung bat, die Gäste beunruhigt zu haben. Nach Allem, was ich an ihm bemerkte, schloß ich daß er in heftiger Bewegung seyn müsse. Ich hätte ihm kein Geschäft von Wichtigkeit anvertrauen mögen. Ich kann aber nicht sagen, daß er eigentlich von Verstand gekommen war. Er verließ unser Haus Morgens neun Uhr mit zwei Männern. Wer diese waren, weiß ich nicht. Sie kamen gegen acht Uhr Morgens. Ich sah nicht, in welcher Art er dieselben empfing.“

John Kendrick.

Ohne daß ein irgend haltbarer Beweis gegen Davies vorgelegen hätte, wurde er nach einem kurzen Aufenthalt auf seinem Landhaus Crouch-hill in der Nähe von London, nach Chlopham, in Dr. Burrows Anstalt für Wahnsinnige, gebracht. Offenbar befand sich der Unglückliche zwar allerdings in einem sehr aufgeregten Zustand, aber keineswegs konnte er ein fürs Hospital geeigneter Verrückter genannt werden. Es ist erwiesene Thatsache, daß Diejenigen selbst, die ihn als Menschen, der unfähig sey, sein Geschäft zu führen, ins Narrenhaus sperren lie-

*) Hinter welchen in englischen Gasthöfen die Wirthin die Bezahlung in Empfang nimmt.

ßen, ſich dort bei ihm über eben dieſes Geſchäft unterrichteten. Keinen Schritt vermochten ſie ohne ihn zu thun, und der ganze Handel wurde noch bis zum 22 Auguſt lediglich nach ſeiner eingeholten Leitung betrieben. — Er war von jeher ſehr reizbar, ſein Geberdenſpiel von jeher ſehr lebhaft geweſen; er hatte von jeher gern poetiſche Stellen auf theatraliſche Weiſe vorgetragen; hatte von jeher gern von dem glücklichen Fortgang ſeines Geſchäfts geſprochen, von jeher Inſultationen von ſeinen Nebenbuhlern im Theehandel geargwohnt. Selbſt das Niederknien konnte bei einem Menſchen, der noch im 27 Jahr ſich furchtſam unter die Zuchtruthe ſeiner Mutter beugte, keineswegs als etwas ſo Außerordentliches gelten, daß daraus zu ſchließen war, er habe den Verſtand verloren. Auch fanden ihn an denſelben Tagen, wo er den HH. Lawrence, Latham und dem Aufwärter, die ihn ſämmtlich zum erſten Mal ſahen, nicht ganz bei Sinnen zu ſeyn ſchien, ſeine Freunde, die mit ſeinem reizbaren Weſen ſchon bekannt waren, ganz in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand, und ſo tüchtig als je in der Leitung ſeiner Handelsangelegenheiten. Endlich rührte eben jene wilde Haſt, jene Aufregung, von welcher die Zeugen ſprechen, von der Furcht vor dem Tollhaus her; unmöglich konnte alſo das Tollhaus ein Heilmittel gegen ſolchen Zuſtand ſeyn.

In der Anſtalt ließ ſeine Aufregung nach; nicht weil der Aufenthalt an ſich für ihn geeignet war, ſondern weil er überhaupt bloß in jenem Zuſtand erhöhter Reizbarkeit ſich befunden hatte, welcher durch Zweifel, Ungewißheit, Angſt immer hervorgebracht wird, durch das einmal ausgeſprochene Schickſal aber ſchnell wieder zur Ruhe zurückkehrt. Der einzige Grund, weßhalb er jetzt noch für wahnſinnig angeſehen ward, war ſein Widerwille gegen ſeine Mutter, und einige von ihm geäußerte Beſorgniſſe, die man für Selbſttäuſchungen hielt. Er wurde von mehreren ſeiner Freunde, unter Andern von Hrn. Hobler, ſeinem Anwalt, beſucht. Seine Losſprechung zu erhalten, wandte ſich Hobler an den Lord Kanzler, der deßhalb den Dr. Macmichael zu Davies ſchickte. Der Bericht dieſes ſehr berühmten Arztes lautete günſtig für die geiſtige Geſundheit des Gefangenen; da jedoch die nachher von der Familie geſchickten HH. Tuthill, Monro und Sutherland einſtimmig der Meinung waren, Davies ſey geiſteskrank, und nicht geeignet wieder in Beſitz ſeiner Freiheit und ſeines Vermögens zurückzukehren, ſah ſich der Lordkanzler genöthigt, eine Commiſſion anzuordnen, die unter ſeinem eigenen Vorſitz die von beiden Parteien vorgebrachten Gründe zu prüfen hatte. Zu dieſem ſonderbaren und nebenher höchſt koſtſpieligen Mittel, über die geiſtigen Fähigkeiten eines Menſchen ins Klare zu kommen, entſchloß der Kanzler ſich allerdings ſehr ungern, und hatte vorher alles Mögliche angewandt, die Parteien zu einem Vergleich zu vermögen; jedoch umſonſt. (Es geht jedoch aus einer Bemerkung des Quarterly Review hervor, daß wenn der Anwalt, ſtatt ſich an den Lordkanzler zu wenden, mit Berufung auf eine neuere Lunatic-Acte unmittelbar um eine Commiſſion eingekommen wäre, die den des Wahnſinns Bezüchtigten ſelbſt, nicht die Berichterſtatter zu prüfen hatte, dieſer weitläufige und unſichere Weg zum Ziel zu kommen, hätte vermieden werden können.)

Aus welchen Gründen nun die in Bezug auf Geiſteskrankheiten ausgezeichnetſten Aerzte Londons vor eben genannter Commiſſion des Lordkanzlers auf Wahnſinn erkannten, möge man aus ihrem eigenen Bericht vernehmen.

Sir George Tuthill, als Zeuge vernommen von Sir C. Wetherell. „Ich verfügte mich zu Hrn. Davies auf Geheiß des Lordkanzlers am 3 September. Vorher hatte ich weder ihn, noch ſonſt Jemand von den vor gegenwärtiger Commiſſion intereſſirten Parteien gekannt. Ich ſah Hrn. Davies am 3, 4, 7 September; dann wieder am 18 October und endlich am 8 December. Er war meiner Anſicht nach geiſteskrank, als ich ihn zum erſten Mal ſah. Derſelben Meinung war ich am 4 und 7 September und am 18 October. Das Ergebniß meines Beſuchs vom 8 December iſt, daß er fortwährend am Geiſt leidet. Er hatte ein ſehr lebhaftes Geberdenſpiel; ſein Benehmen war ſehr theatraliſch, und bei Gelegenheit ſehr ungeſtüm. Ich zweifelte nicht, daß er wahnſinnig ſey.“

Nach Erwähnung einiger Umſtände, welche dem Sir George von Hrn. Davies in der beſten Ordnung erzählt worden waren, geht das Verhör alſo weiter:

Hr. Adolph (ein Mitglied der Commiſſion.) „Kam in ſeiner Erzählung oder den Thatſachen, auf welche er ſich berief, irgend ein Umſtand vor, vermittelſt deſſen Sie die Wahrheit oder Unwahrheit des von ihm gegen Sie Vorgebrachten auf anderem Weg, als nach den von den Hoſpital-Wärtern oder ſeiner Mutter geſchöpften Erkundigungen, hätten beurtheilen können?“ — Zeuge. „Es kam kein ſolcher Umſtand vor.“

Hr. Adolph. „Es kam kein ſolcher Umſtand vor!“

Der Zeuge fuhr fort: „Ein vernünftiger Menſch, den man wie einen Narren eingeſperrt hätte, würde hierüber auch ſeine Entrüſtung ausgedrückt haben. Aber nicht auf die Art, wie Hr. Davies Dieß that.“

Adolph. „Sagen Sie mir umſtändlich, Sir George, was geſchah bei Ihrer letzten Zuſammenkunft mit Hrn. Davies. Ich frage Sie nämlich: was kam in ſeinem Benehmen damals vor, das Sie veranlaßte, ihn für wahnſinnig zu halten?“ — Zeuge: „Nichts entſchieden, als die Art wie er von ſeiner Familie ſprach.“

A. „Und Das war Alles?“ — Zeuge. „Eine Verkehrung der natürlichen Neigungen iſt ein Symptom des Wahnſinns“ (Wahrſcheinlich Worte irgend eines engliſchen Lehrbuchs über den Wahnſinn, die nun mit Zuverſicht vorgebracht werden. Auch Dr. Lawrence hatte, wie angeführt wurde, hauptſächlich aus der Entrüſtung gegen die Mutter und Familie geſchloſſen, daß der Patient gemüthskrank ſey.)

A. „Iſt alſo Jeder, der mit ſeiner Mutter in Zwiſt lebt, ein Wahnſinniger?“ — Zeuge. „Nein.“

A. „Kann hieran nicht eben ſo gut üble Behandlung von Seiten der Mutter, als Wahnſinn die Schuld haben?“ — Zeuge. „Ja.“

A. „Würden Sie etwa, wenn Hr. Davies erklärt hätte, er wolle wieder zu ſeiner Mutter gehen, gerathen haben, ihm die Thore der Anſtalt alsbald zu öffnen?“ — Zeuge. „Keineswegs! Ich hätte weit mehr Beweiſe gebraucht, um ihn nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen für entlaßbar zu erklären.“

A. „Wirklich! Und doch ſagten Sie uns noch eben vorhin,

Sie hätten keinen andern entschiedenen Grund gehabt, ihn für wahnsinnig zu halten, als die Art, wie er gegen seine Familie sprach!"

Auf andre Fragen giebt der Zeuge folgende Auskunft: „Nachdem ich seine Mutter in ihrer Wohnung gesprochen, nahm ich als wahr an, daß er Papiere von Wichtigkeit an Jemand gegeben habe, den er gar nicht kannte; und Dieß war einer der Gründe, auf welche ich meine Ansicht, daß er wahnsinnig sey, baute. Wäre ich noch in Zweifel gewesen, so würde der Wahnsinn seines väterlichen Oheims die Wagschale gegen ihn gewandt haben. Die andern Gründe, die mich zu jener Ansicht bestimmten, waren, weil er Boxen lernte, weil er einen Vogel um 10 Schillinge kaufte, und weil er sagte, er möchte weinen, daß er seine kleinen Kaninchen schon seit sechs Wochen nicht gesehen habe."

A. „Die nämlich, ihrem Herrn ungleich, in Freiheit waren!"

Zeuge. „Davon hat er Nichts gesagt! Das letzte Mal, da ich bei ihm war, trat ich unangemeldet zu ihm, indem Hr. Pollard mir einen Wink gab, daß, wenn ich mich melden ließe, ich von Hrn. Davies nicht angenommen werden möchte."

Nach nochmaligem Verhör: „Ich würde Hrn. Davies für wahnsinnig halten, selbst wenn ich Nichts von dem Wahnsinn seines Oheims wüßte. Ich würde ihn für wahnsinnig halten, selbst wenn mir nicht bekannt wäre, daß er Hrn. Hobler, einem ihm unbekannten Manne, wichtige Papiere zugestellt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Grenzen des neuen griechischen Staats.

(Schluß.)

„Die Thermopylen," fährt General Church fort, „haben längst aufgehört als Grenzen zu dienen. Die Berühmtheit dieses Engpasses reicht nicht hin, Neugriechenland als unabhängiges Reich zu decken. Dieses findet seine Sicherheit in dem doppelten Schlüssel der Thermopylen und des Makrin-Oros; bekanntlich hat es von Epirus her am Meisten zu fürchten, also von Janina, welches der Mittelpunkt aller Positionen von Epirus und selbst von Thessalien ist.

„Es hält freilich nicht schwer auf einer Karte eine Grenzlinie zu ziehen; aber es giebt auch nicht wohl etwas Unvernünftigeres. Die besten Karten wimmeln von Irrthümern; da steht ein Berg geschrieben statt eines Hügels, da ein See statt einer Ebene, da ein Fluß statt eines Bachs. Ich, der ich mich an Ort und Stelle befinde, kann versichern, daß die Grenzbestimmung des Protokolls vom 4 Februar nicht minder grobe Verstöße enthält.

„Was soll Griechenland mit solchen Grenzen anfangen? Darum läßt sich auch unmöglich die Verzweiflung des Volks beschreiben, als es erfuhr, daß die durch das Protokol Griechenland gegebenen Grenzen Acarnanien und einen großen Theil von Aetolien ausließen. Ich rede nicht von den Inseln, obwohl sie eben so gut verdient hätten frey zu seyn, und obwohl auf Candia das beste Griechenblut floß. Da mir das Protokol noch nicht zu Gesicht gekommen, so kann ich nicht glauben, daß die edelmüthige Vermittlung der Mächte damit geendet, ein so unheilvolles Geschick über Griechenland zu verhängen, daß, statt ihm eine Grenze zu geben, sie ihm diejenige genommen hätten, welche es hat, um den Türken alle militärischen Positionen zu überliefern, welche ihnen den Besitz von Lepanto, Missolonghi und den Thermopylen fast entbehrlich machen. Ich berufe mich auf jeden Militär, der das Land kennt, namentlich auf Obrist Leake, ob die Türken, wenn sie Herren von Patradschik, Carpenisi und Brachori bleiben, nicht ohne Mühe die Thermopylen umgehen können, indem sie von Brachori oder Biochos nach Lepanto und Salona hinabsteigen, ohne daß ihnen die Griechen von Missolonghi aus das Mindeste in den Weg zu legen im Stande sind? Ich spreche aus Erfahrung; denn als die Türken in Missolonghi und Lepanto hausten, hielten meine Truppen Brachori besetzt und verjagten die Türken aus den Distrikten von Cravari und einigen andern, wobei wir dennoch unsere Communication mit der Küste über den Berg Zigos und Crio-Nero, unfern der Mündung des Fidaris, behaupteten.

„Der Aspropotamos, ein Fluß, der acht Monate im Jahr trocken liegt, als Grenze — ist ein Unding. Mit einer solchen Grenze, wie man sie beabsichtigt, vermag Griechenland nicht einmal die Pest von sich abzuwehren, wenn sie in den benachbarten türkischen Provinzen herrscht. Die Griechen, getäuscht durch das Protokol vom 22 März, überließen sich einer lebhaften Dankbarkeit gegen die Verbündeten; aber damals sollte ihre Grenze von Volo nach Arta sich erstrecken. In der That, der natürliche Verstand des Volks erkannte, daß dieß die einzige haltbare Grenze ist. Diese Grenze haben auch die Griechen in diesem Augenblick noch mit den Waffen in ne, und ich zweifle sogar, ob es die Türken sobald gelüsten wird, sie ihnen streitig zu machen. Niemals gehörte Akarnanien der hohen Pforte de facto, und die Leute haben in dieser Beziehung ein merkwürdiges Sprichwort: Ganz Rumili, sagen sie, ist für die Türken, Karlili nicht. Unter Karlili aber versteht man Acarnanien und einen Theil von Aetolien, eine Landschaft mit 35,000, jetzt vielleicht nur noch mit 22,000 Einwohnern, die aber für Griechenland, namentlich auch wegen ihres Reichthums an Schiffbauholz, einen hohen Werth hat.

„Armes Griechenland," ruft der General am Schluß aus, „wie wird sich dein Souverän in dir glücklich fühlen, wenn er deiner tapfersten Vertheidiger sich beraubt, deiner schönsten Provinzen sich entäußern muß, die mit Griechenland so eng zusammenhängen, als mit England die Grafschaften Kent und Sussex! Gebe der Himmel, daß es in diesen jetzt so ruhigen und glücklichen Provinzen nicht anders werde! Und die Verbündeten, die Griechenland so edelmüthig unter ihren Schutz genommen, mögen sie sich neue Ansprüche auf dessen Dankbarkeit erwerben, indem sie ihm die Grenzen bewahren, von denen seine politische Existenz und seine Nationalunabhängigkeit abhängt."

Die Colonie am Schwanenfluß.

Briefe vom 26 November, welche man in England erhalten hat, widerlegen die ungünstigen Gerüchte, welche über die Lage dieser Niederlassung in Umlauf waren. Die an dem Fluß angelegten drei Städte, Perth, Freemantle und Guilfort befanden sich damals im besten Gedeihen; die Eingebornen bezeugten sich freundlich; an trefflichen Fischen und Geflügel hatte man Ueberfluß; das Land auf beiden Seiten des Gebirgs war mit dem schönsten Bauholz bewaldet; bei der anhaltenden köstlichen Witterung gelang es dem Fleiß und Unternehmungsgeist der Ansiedler nach und nach alle Hindernisse zu überwinden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 171 und 172. 20 und 21 Juni 1830.

Dobell's Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

1. Reise nach Nischnei Kamtschatsk.

Es war eine herrliche Mondscheinnacht, am 21 August 1812, als ich zuerst, etwas westwärts von Tschipunskl Noß, die Küste von Kamtschatka erblickte. Wir liefen in ein Gewässer ein, welches eine weite Bai schien, und warfen unsern kleinen Buganker in einer Tiefe von acht Faden aus.

Als das Tageslicht uns in den Stand setzte, genauer zu untersuchen, wo wir uns befanden, sahen wir uns in einer schönen tiefen Bucht, mit sandigem Ufer, auf dessen östlicher Seite ein ungefähr zwei oder drei Meilen langer See war, den die Russen Bolschoy Ozera nennen. Dieser See hat eine Einfahrt vom Meere her, und ist im Sommer von einer unermeßlichen Menge von Fischen von der Gattung der Lachse gefüllt. Wir sahen mehrere große Bären an den Ufern des Sees, aber es war uns unmöglich zu landen, wegen der heftigen Brandung, die mit furchtbarer Gewalt gegen das Gestade schlug.

Zwei Tage hinter einander wehte der Wind fortwährend grade in die Bucht hinein, doch blieb er beständig so leicht, daß jeder Versuch, den wir machten, wieder herauszukommen, vereitelt wurde. Ich befahl daher das Schiff mittelst eines Katzankers hinauszuziehen, und da sich inzwischen ein günstiger Wind erhob, so nahmen wir unsere Richtung nach der Bai von Awatscha, die sich nur wenige Meilen weiter westwärts befindet. Ehe wir die Bucht verließen, untersuchte ich sie in meinem Boote und fand, daß die Tiefe derselben gegen das Ufer hin allmälig von acht Faden bis zu zwei und einem halben Faden abnahm; auch war der Ankergrund nicht gut, indem er größtentheils aus Kies, Sand und Schlamm bestand.

Während wir uns hier aufhielten, fingen wir mehrere treffliche Kabljaus und Flünder; und da wir durch eine Windstille einige Zeit an dem Eingange der Awatscha Bai festgehalten wurden, bedeckte unsere Mannschaft das ganze Verdeck mit Fischen.

Wegen des schwachen Windes, den wir fanden, gelangten wir in den Hafen von St. Peter und Paul nicht vor dem 25. Die Bai von Awatscha hat vierzig Werste im Umfang und ist von waldbedeckten Bergen, so wie von ausgedehnten Strecken niederen flachen Landes umgeben. In dieser Bai könnten alle Flotten von Europa vereinigt in vollkommener Sicherheit vor Anker gehen, da der Grund so zähe ist, daß es manchmal schwer fällt, den Anker wieder heraus zu bekommen. Im Ganzen vereinigt sie malerische Schönheit, Größe und Sicherheit in einem Grade, wie kaum ein anderes Gewässer in irgend einem Theile der Welt. Die große Bai schließt fünf kleinere Buchten ein, nämlich Solowarey, Rakowy, St. Peter und St. Paul, Tseroglasky und Tarinsky. Solowarey und Tseroglasky sind klein und unsicher, indem sie den Nordwest- und Südostwinden ausgesetzt sind. St. Peter und Paul ist in Bezug auf seine trefflichen Ankerplätze wohlbekannt. Rakowy und Tarinsky sind beide große und sichere Buchten, besonders die letztere, welche zehn bis zwölf Meilen im Umfang und schönes tiefes Wasser hat. Zwei Flüsse, die Paratunka und die Awatscha, ergießen sich in die große Awatscha Bai, und beide haben einen ungemeinen Ueberfluß von Fischen, besonders von der Lachs- und Forellenart. Der Awatschafluß hat über hundert Mündungen, und diese, nebst mehreren Salzwasser-Canälen vom Meere her, durchschneiden ein unermeßliches Delta, das früher mit Dämmen und Teichen versehen war, die es gegen Ueberschwemmungen schützten.

Dämme und Erdhügel findet man hier, wie in allen andern Theilen von Kamtschatka, in großer Menge: ein Umstand, der den offenbarsten Beweis liefert, daß das Land einst stark bevölkert war. Mehrere Personen wollten mich überreden, daß diese Erdaufwürfe natürliche Erhöhungen wären; man kann dieselben indessen unmöglich sehen, ohne sich zu überzeugen, daß sie das Werk der Kunst und die Frucht vieler Anstrengungen seyn müssen. Noch sind die unzweideutigsten Spuren vorhanden, wo die Erde herausgegraben und aufgeworfen wurde; die Aushöhlungen, welche sehr tief waren, sind jetzt Teiche, während die kleineren sich mit weichem Schlamm ausgefüllt und mit einer dicken Torfoberfläche überzogen haben, wodurch sie den sogenannten bebenden Mooren gleichen. Daß sie das Werk von Menschenhänden sind, kann nicht in Zweifel gezogen werden; wann sie aber gemacht wurden, habe ich bisher noch nicht entdecken können. Die Kamtschadalen hatten keine Aufforderung, eine so mühvolle Arbeit zu unternehmen, da sie zu der Zeit, wo man sie zuerst kennen lernte, weder Pferde noch Hornvieh besaßen. Wahrscheinlich

rühren jene Denkmäler daher aus der ersten Zeit nach der Besitznahme des Landes durch die Russen her, als diese zuerst den Gebrauch der Hausthiere einführten. Denn sichtlich sind sie dazu bestimmt, die Niederungen zu Wiesen und Waldegründen zu bewahren; und dieser Zweck ist so vollständig erreicht worden, daß der größere Theil derselben sich noch gegenwärtig in vollkommen gutem Stande befindet.

Bei meiner Ankunft zu St. Peter und Paul sah ich mich durch die Abwesenheit des Gouvernörs, der seinen Sommersitz in dem siebenhundert und fünfzig Werste entfernten Nischna Kamtschatsk hatte, genöthigt, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen meine Reise weiter fortzusetzen. Am 1 September brachen wir, nachdem wir uns mit einem tüchtigen Vorrathe von Pulver und Kugeln, nebst zwei Flinten, versehen hatten, nach dem kleinen Dorfe Awatscha auf, das zwölf Werste von St. Peter und Paul entfernt ist, und wo wir Canoes erhalten sollten, um auf denselben den Fluß hinauf zufahren. Awatscha liegt in dem innersten Busen der Bai, die wir bei dem mildesten und heitersten Wetter durchschifften. Die Stille wurde nur durch die unzählbaren Schaaren von Wasservögeln und Seehunden unterbrochen, die um uns herumspielten; oft steckten die letztern ihre Köpfe dicht neben dem Boot aus dem Wasser und schienen ihre fremden Gäste mit nicht geringer Neugierde zu betrachten. Viele von den majestätischen Berggipfeln, welche diese Bai umgeben, sind erloschene Vulcane und erheben mit ihren spitzen Kegeln sich hoch in die Wolken; während der Vordergrund von niedern dichtbewaldeten Hügeln eingenommen ist; das Ganze bildet die reizendste und romantischeste Landschaft.

Zu Awatscha schifften wir uns in zwei Canoes ein, deren jedes zwei Kamtschadalen mit langen Stangen einnahmen, um sich damit zwanzig Werste weit den Strom der Awatscha hinaufzuarbeiten, bis nach Starri Ostrog, wo wir zu der Fortsetzung unserer Reise Pferde erwarteten. Wir fanden die Strömung Anfangs sehr unbedeutend; um so reißender wurde sie aber gegen Abend, und es machte mir viel Vergnügen, die unermüdliche Kraft und die Geschicklichkeit zu sehen, mit welcher die Kamtschadalen unsere Canoes durch die schwierigsten Stellen brachten. Unsere Fahrt ging indessen der Strömung, so wie der häufigen Sandbänke wegen, nur langsam von Statten, und ich unterhielt mich daher damit, von Zeit zu Zeit eine Ente oder einen Taucher zu schießen, da beide auf dem Flusse in Menge herumschwärmten.

Die Ufer der Awatscha bestehen größtentheils aus schönem Wiesengrund, oder aus Hügeln, die dicht mit Birken bedeckt sind. Zu Awatscha wie in der ganzen Umgebung könnte man ohne Mühe für jede noch so große Menge Hornvieh Fütterung finden; bei der sparsamen Bevölkerung des Landes müssen indessen alle diese Vortheile vernachläßigt werden. Das Gras erreicht in Kamtschatka gewöhnlich volle Pferdeshöhe; selbst jenes, welches auf den Abhängen der Hügel oder auf feuchtem Boden wächst, wird brusthoch; es ist jedoch grob und wird von dem Vieh nur gefressen, so lange es noch jung ist.

Da wir das Dorf Awatscha spät am Nachmittage verlassen hatten und die Nacht herannahte, so legten die Kamtschadalen unsere Canoes an einer kleinen Sandinsel bei, die sich mitten in dem Flusse befand. Der Strom hatte auf derselben eine Menge alter Bäume und Treibholz aufgehäuft, wovon der größte Theil vollkommen trocken war und uns das schönste Brennholz lieferte. Wir machten uns daher ein gutes Feuer; und eine erquickende Tasse Thee, nebst einer kalten Fischpastete und einigem Zwieback, war ein so gutes Nachtmahl, als ein Reisender in unserer Lage es nur verlangen konnte. Nach dem Essen zogen wir uns in unsere Canoes zurück, wo wir tüchtig mit Pelzwerk bedeckt bis zu dem Anbruch des Morgens schliefen. Obwohl es nicht fror, war doch der Thau ungemein kalt, und wir fanden daher unsere Bärenfelle und Parkas *) nicht nur behaglich, sondern auch unentbehrlich.

Am 2 September setzten wir am frühesten Morgen unsere Reise fort, und da wir den Fluß sehr reißend und überdieß seicht und beschwerlich fanden, so waren wir froh, um sieben Uhr den Ort zu erreichen, wo die Pferde für uns bereit standen. Wir sandten einen unserer Leute nach einem kleinen Bache, der nur wenige hundert Schritte von uns entfernt war, um uns Fische zu unserem Frühstücke zu fangen; und bald kam er mit zwei herrlichen Lachsen zurück, die er gespießt hatte. Diese, nebst Brod, Butter und Thee befriedigten unseren durch die Morgenluft geschärften Appetit, und wir würden uns dabei auf das Vortrefflichste befunden haben, wenn wir nicht durch die zahllosen Schwärme von Mosquitos gestört worden wären, die rings um uns her schwärmten, so daß wir genöthigt waren, beständig einen dicken Rauch zu unterhalten und uns mitten in denselben hinein zu setzen, um uns gegen ihre Stachel zu schützen. Ungeachtet dieser Vorsorge litten wir doch nicht wenig, und unsre Ohren und Gesichter waren zuletzt von ihren Stichen ganz geschwollen. Da wir wußten, daß wir noch dicke Waldungen zu durchwandern hatten, die mit diesen fliegenden Blutsaugern wohl versehen waren, so banden wir uns Taschentücher um die Ohren und Wangen und bewaffneten uns mit Birkenzweigen, um sie von uns hinweg zu scheuchen. Auf diese Weise gelang es uns, unsere Reise durch Myriaden dieser lästigen Gäste hindurch fortzusetzen, ohne viele Beschwerde von ihnen zu empfinden.

Wir überstiegen zwei oder drei sehr steile Berge; und an einem derselben sahen wir uns genöthigt, von den Pferden zu steigen, weil es unmöglich war, zu Pferde hinauf- oder hinab zu kommen. In einem Walde, wenige Werste von Karakiptrog, worauf wir zu gingen, fanden wir die Frau des Toyon (Ortsvorstehers) und ein anderes Weib, die damit beschäftigt waren, Heidelbeeren zu sammeln; kaum sahen sie, daß ein Fremder angekommen sei, als sie mir ein Birkenrinden-Gefäß voll Beeren anboten; sie ließen sich auf keine Weise bewegen Bezahlung dafür anzunehmen.

Zwischen zwölf und ein Uhr kamen wir in der Ostrog an, die vier und vierzig Werste von St. Peter und Paul entfernt ist, und unser Morgenritt hatte uns so hungrig gemacht, daß

*) Die Parka ist eine Art Hemd oder Rock aus Rennthierfellen, von denen die Haare nach innen zugekehrt sind. Es giebt deren auch doppelte, die nach innen und außen Pelzwerk haben; diese werden dann Kokhankas genannt.

wir nach Nichts so sehr verlangten, als nach einem guten Mittagsmahle. Binnen einer halben Stunde war Alles bereit, und nachdem die Frau des Toyun uns, nach Landesart, mit Thee bewirthet hatte, wurde der Tisch mit Lachs, wilden Enten, Beeren und andern Landesproducten reichlich gedeckt, wofür wir unserm freundlichen Wirth eine kleine Tasse voll Thee und einige Stücke Zucker zurückließen, was ihn so zufrieden stellte, als wenn wir ihm in Gold bezahlt hätten.

Zu Natschika, das vierzig Werste weiter entfernt war, kamen wir am Abend des 2 Septembers so spät an, daß wir nicht umhin konnten, die Nacht dort zuzubringen. Das Haus oder die Hütte war vom Rauch und Schmutz ganz schwarz; da aber die Bewohner so freundlich und gastfrei waren, als gewöhnlich, so überwand ich meine Abneigung gegen die Hütte und beschloß in derselben mein Quartier zu nehmen. Unser Nachtessen war, wie gewöhnlich, köstlich; denn schönere Forellen und besseres Wildpret, als uns von diesen armen Leuten geboten wurde, möchten in der Welt nicht zu finden sein. Meine Hartnäckigkeit, mit welcher ich dem Rath meiner Begleiter widerstand, nicht in der Hütte, sondern unter unserem Zelt im Freien zu übernachten, hatte ich indessen schwer zu bereuen; denn kaum hatte ich zwei Stunden geschlafen, als ich durch die empfindlichsten Schmerzen geweckt wurde. Alles Ungeziefer der Hütte hatte sich, schien es, auf mich gestürzt; ich sah mich genöthigt, mitten in der Nacht aufzustehen und Licht zu machen und fand meinen ganzen Leib mit großen rothen Flecken bedeckt. Ich wusch mich mit Brandtwein, um die Entzündung zu lindern; und während dieser Operation versicherten mich die Kamtschadalen zu meinem Troste, daß sie jede Nacht hier schliefen und nie die geringste Unbequemlichkeit empfunden hätten!

Nach dem Frühstück ging es des nächsten Morgens fort nach Malka, einer Ostrog, die nur 36 Werste entfernt war, wo wir aber erst um 4 Uhr Nachmittags anlangten. Das Wetter war neblig und feucht; doch war der Nebel nicht so dick, daß er uns die vielen schönen romantischen Aussichten verborgen hätte, welche die Ufer des Bistrafluſſes darboten. Zu Malka fanden wir wie gewöhnlich einen gastfreien Toyun mit seiner Frau und ein Haus, das geräumiger war, als irgend eines, welches wir bisher noch gesehen hatten. Es war erträglich reinlich; doch waren die Fliegen und andere Insecten so zahlreich, daß sie uns in die Milch fielen und jedes Gericht verdarben, das auf den Tisch kam. Unser Hunger zwang uns den Ekel zu überwinden, und wir nahmen eine tüchtige Mahlzeit zu uns. Wir hatten Fisch und Wild wie immer; dazu kam indessen noch ein schönes Stück Bergschaf, das unendlich zarter und delicater ist, als Wildpret. Das Bergschaf (argallis) von Kamtschatka findet sich hier überall in Ueberfluß.

(Fortsetzung folgt.)

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Die Häuser der Mauren, obwohl im Innern niedlich und bequem, nehmen sich von Außen nicht sonderlich aus, was hauptsächlich daher kommt, daß fast gar keine Fenster auf die Straße gehen. In Mittelpunkt des Hausraums ist ein viereckiger von Säulen umschlossener Hof mit einem Brunnen; eine Thür auf jeder Seite führt nach einem Zimmer. Die Dächer sind platt und dienen zur Aufnahme des Regenwassers, welches von da einen Abfluß nach den Cisternen hat. Auf den Dächern trocknet man Leinwand und ergeht sich in kühler Luft; stets in Bereitschaft gehaltene Leitern geben den Nachbarn Gelegenheit einander Besuche abzustatten, ohne daß sie auf die Gasse hinunter zu steigen brauchen. Das Harem befindet sich immer in einem Hintergebäude; an der Stelle der Fenster ist ein vergitterter Balkon angebracht, auf welchem die Familie bei Festlichkeiten sich versammelt. Die Häuser sind insgemein nieder und höchstens zweistöckig; die Fußböden mit einem Mörtel von Marmor bekleidet, der aus Italien kommt. Der Herr, die Söhne und die Domestiken wohnen abgesondert. Das Kochen geschieht in kleinen irdenen Oefen im Hof, die sauber geweißt sind und sich in kleine Kuppeln endigen. Die große Aehnlichkeit, welche man zwischen den Häusern der Berberei und denjenigen von Pompeji und Herkulanum bemerkt, ist schon vielen Reisenden aufgefallen. In Algier legt das Gesetz jedem Hauseigenthümer die Verpflichtung auf, seine Wohnung einmal im Jahr weiß anstreichen zu lassen. Diese Maßregel, welche sich eben so wohl auf das Innere als das Aeußere des Gebäudes erstreckt, trägt zur Erhaltung der Gesundheit wesentlich bei. So wenig in maurischem Haushalt von Luxus die Rede seyn kann, so herrscht doch eine ungemeine Reinlichkeit und selbst Eleganz, und Keiner betritt ein Zimmer ohne die Schuhe auszuziehen; indeß besteht das ganze Geräthe aus einer französischen Uhr, zwei oder drei Spiegeln, einigen reichen Teppichen, Betten oder Sopha's in jedem Winkel des Saals, Polstern längs den Seitenwänden und leichten Vorhängen an den Fenstern. Die Wände haben Karniese mit arabischen Charakteren verziert, und die Dachziegel sind gefirnißt, wie in Holland. Zu einem Bette gehören einige ziemlich harte Polster und Ohrenkissen mit Federn, die jeden Morgen wieder zurecht gelegt werden. In den Schlafzimmern hängen an der Wand an Haken die Kleider herum, wie man Dieß ebenfalls bei den Arabern sieht. Fremde werden in einem kleinen Gemach in der Nähe des Eingangs empfangen; hier macht der Hausherr gewöhnlich auch Geschäfte ab. Während der heißen Jahreszeit setzt er sich auf einer Matte vor die Thüre; und Wer ihn zu besuchen kommt, wird eingeladen sich neben ihn nieder zu lassen.

Wenn sich ein Geringerer einem Vornehmen nähert, so küßt er ihm die Hand; Gleiche umarmen sich. Der Begriff des Geburtsadels behauptet in Algier, wie unter allen reindespotischen Regierungen, nur einen sehr relativen Werth. Rang und Würde gehen von dem Posten, den Jemand einnimmt, selten auf die Person und auf die Familie über. Daher bekümmert man sich in der Berberei wenig um Geschlechtsregister; denn der Zufall des Glücks, der den Einen jetzt erhebt, kann ihn eben so schnell Morgen wieder stürzen und aller Glanz und alle Größe verschwinden. Indessen, da die Mauren ihren Namen immer den ihres Vaters und meist auch ihres Geburtsorts beifügen, und

damit nicht selten eine Aufzählung ihrer Vorzüge verbinden, so können sie leicht mit so vielen Titeln prangen, als die spanischen Edelleute, mit denen die Bewohner Nordafrica's so manche verwandte Züge darbieten.

Die Mäßigkeit der Mauren ist bekannt; Niemand versteht besser Hunger und Durst zu ertragen, als sie; allein nach Befinden der Umstände können sie nicht nur tüchtig schwelgen, sondern auch die größten Quantitäten zu sich nehmen. Ihr berühmtes Cucusu ist ein Fladen aus Reis und einem andern der Berberei eigenthümlichen Korn, welches auf den durchbrochenen Deckel eines mit Geflügel und Hammelfleisch wohlangefüllten Kessels gesetzt und aus dem Dampf desselben aufgekocht wird. Thut man etwas Butter und einige der festen Theile, die in dem Kessel sind, dazu, so erhält man eine der schmackhaftesten Speisen, welche man sich denken kann. Kein Wunder, wenn das Cucusu das Nationalgericht in der Berberei ist. Etwas sehr Häufiges ist auch der Pillau, eine Art Pudding, wozu manchmal gesalzenes Ochsen- oder Hammelfleisch kommt. In einer maurischen Küche geht viel Zucker, Gewürz und Rosenessenz auf.

Vor der Mahlzeit waschen die Mauren immer sorgfältig ihre Hände, worauf sie sich mit gekreuzten Beinen um die Tafel setzen, welche fast den Fußboden berührt. Die Gewohnheit der Europäer einige Stunden zu tischen, und sich dabei über Politik oder Scandale zu unterhalten begreifen die Mauern nicht. Sie sitzen nicht länger, als bis sie gespeist haben, worauf sie ohne Ceremonie sich erheben. Da giebt es keine Tischtücher noch Servietten und ein Abwischtuch reicht für alle Gäste aus. Man speist mit hölzernen Löffeln; wer sich eines elfenbeinernen Löffels rühmen kann, gilt schon für einen Mann von Bedeutung. Messer und Gabel sind nicht vorhanden; aber man vermißt sie auch nicht, da das Fleisch stets in sehr kleinen Stücken oder ganz verkocht aufgetragen wird. Eben so wenig kennt man Trinkgläser, sondern ein großer Krug mit Wasser oder Limonade geht herum, den Jeder an den Mund nimmt. Der Wein und mit ihm der Frohsinn ist von diesen Mahlzeiten verbannt; doch giebt es manche Gläubige in Algier, welche, uneingedenk der Gebote des Propheten, den Schenken fleißig zu sprechen; bei solchen Excessen haben sie aber immer die Vorsicht, ihre Flaschen schnell zu leeren, um nicht ertappt zu werden. So oft ein Araber oder Maure auf Reisen ist, pflegt er Etwas zum Kauen in den Mund zu stecken, gewöhnlich einige Blätter Tabak, die ihn in den Stand setzen, ganze Tage ohne andre Nahrung hinzubringen. Was übrigens einem Mauren über Alles geht, ist eine Tasse Kaffee, am Liebsten aus Yemen. Der Verbrauch des Kaffees ist daher auch in der Berberei unermeßlich. Man mahlt ihn aber nicht, wie in Europa, sondern, nachdem er geröstet ist, zerstoßt man ihn in einem Mörser, und statt ihn aufstochen zu lassen, gießt man bloß Wasser über, wie beim Thee. Der zubereitete Kaffee sieht vollkommen wie Rosenöl aus. Nach Tisch wird eine Pfeife angezündet und Siesta gehalten, wie denn der Prophet dem Gerechten selbst im Paradies ein Plätzchen verliehen hat, wo er des köstlichen Schlummers genießen kann.

(Fortsetzung folgt).

Ueber medicinische und juridische Behandlung des Wahnsinns in England.

(Fortsetzung.)

Das zweite Zeugniß ist von Dr. Algernon Frampton.

„Ich kannte Hrn. Davies nicht vor dem 6 August, wo ich zuerst von seinen Freunden beauftragt wurde, ihn zu besuchen. Damals traf ich in seinem Haus die Doktoren Cobb, English und Davis. Man führte mich in ein großes Zimmer, wo mehrere Personen waren, von welchen ich, jene Aerzte ausgenommen, Niemand kannte. Wir kamen überein, daß Jeder von uns Hrn. Davies allein vornehmen sollte. Aus Dem, was ich damals zu sehen bekam, schloß ich, daß derselbe geisteskrank sey. , ... Später sah ich Hrn. Davies wieder am 8 December. Noch immer halte ich ihn für wahnsinnig. Das Zeugniß des Sir G. Tuthill, das ich so eben mit angehört, ist nach Allem, was zwischen ihm und Hrn. Davies und mir vorfiel, vollkommen richtig. Auch am 7 December machte ich Hrn. Davies einen Besuch. Ich fragte ihn über seine beabsichtigte Heirath und den von ihm vorgenommenen Ankauf von Crouch-hill. Er sagte mir, er habe allerdings an zwei verschiedene Frauenzimmer gedacht, wollte mir aber dieselben auf mein Befragen nicht nennen. Auf die Frage, ob er zu seiner Mutter zurückkehren und sich mit derselben versöhnen wolle, erwiederte er: aus einem Gefühl kindlicher Pflicht wolle er jeden ungefälligen oder rachgierigen Schritt gegen seine Mutter vermeiden; so aber, daß er wieder mit ihr in Einem Hause lebe, werde er sich nicht versöhnen. Ich fragte ihn, warum? Er erwiederte, daß sie sich zu Viel in die Führung seines Geschäftes mische, und eine Herrschaft in Dingen führen wolle, wo er sie nicht ertragen könne. Auf meine Frage, was Dieß für Dinge seyen, sagte er; er halte es zur Förderung seines Geschäftes für nothwendig, daß seine Leute stets reinlich und wohlgekleidet erschienen, und sich um neun Uhr Morgens im Waarenhaus einfänden. Auch bekümmere sie sich zu Viel um sein Taschengeld. Ich fragte, ob er noch irgend eine andre Beschwerde gegen sie habe; er erwiederte, er habe keine. Diese beiden Punkte waren die einzigen, welche er gegen seine Mutter vorbrachte. Ich suchte mich zu überzeugen (!!), daß sein Geist noch so krank war, wie in Crouch-hill. Er gab zu, daß er Mehreres gethan habe, was er nicht hätte thun sollen, sagte aber nicht, was er hierunter verstand. Weiter erinnere ich mich keines irgend bedeutenden Umstands mehr, der in unsrer Unterredung am 7 December vorgekommen wäre.

In dem darauffolgenden Verhör (cross-examination, das auf den von dem Zeugen zuerst ohne Zwischenrede des Examinators gegebenen Bericht folgt), äußerte sich Algernon Frampton folgender Maßen: „Am 7 spielte ich ihm auf die Kosten seines Prozesses an, und bemühte mich, ihn zu überreden, demselben ein Ende zu machen."

Hr. Brodrick: „Das heißt, sich für wahnsinnig zu erklären!" — Zeuge. „Ich sagte ihm, er sey auf dem Weg der Besserung und der Prozeß würde bald von selbst unnöthig werden. Das

Nämliche wiederholte ich noch selbigen Abend seiner Mutter. Ich sagte ihm nicht, daß wenn er in der Untersuchung den Kürzern zöge, er für wahnsinnig erklärt werden würde. Er klagte darüber, wie ein Wahnsinniger eingesperrt zu seyn, da er doch vollkommen im Besitz seines Verstandes sey. Wäre er wirklich bei Verstand und gleichwohl als wahnsinnig eingesperrt, so müßte ich seine Erklärung, keinen beleidigenden Schritt gegen seine Mutter thun zu wollen, als den Beweis eines edelmüthigen Herzens annehmen, und soll ich als Mann von Erziehung sprechen, so wäre es meiner Ansicht nach immerhin ein Zeichen von seinem Sinn, daß er die Namen der beiden Frauenzimmer, zwischen welchen seine Wahl schwankte, nicht angab."

Brodrick. — „Gut; wenn Dieß Ihre Ansicht ist, was war demnach sonst in seinem Benehmen am 7 December, was sie veranlaßte ihn damals für wahnsinnig zu halten?" — Zeuge. „Ich konnte ihn am 7 December deßhalb nicht für vernünftig halten, weil er nicht einräumen wollte, daß er am achten August verrückt gewesen sey. Auch halte ich dafür, daß hinsichtlich des Benehmens seiner Mutter eine Selbsttäuschung bei ihm Statt fand. Hat sich aber seine Mutter in seine Angelegenheiten gemischt, wie er es beschreibt, so wäre allerdings keine Selbsttäuschung von seiner Seite vorhanden. Aber es ist mir nun einmal nicht bekannt, daß seine Mutter sich in seine Sachen gemischt habe. Ich bin einer von den Berechtigten, (I am one of the gentlemen,) der ein Certificat ausfertigen, und Jeden, wenn mirs beliebt, ohne ihn gesehen zu haben, ins Tollhaus senden kann. Ich habe nie Erkundigungen darüber angestellt, wie Hr. Davies sein Geschäft am sechsten August führte, obwohl ich erklärt habe, daß er unfähig sey, dasselbe zu führen. Ich war der Meinung, daß der Ankauf von Crouch-hill um 6000 Guineen an sich allein schon eine Handlung des Wahnsinns sey. Könnte das Gut aber auch um einen höhern Preis wieder verkauft werden, so würde ich Davies dennoch wegen dieses Ankaufs für verrückt halten. Ich sehe den Ankauf als eine Handlung des Wahnsinns an, in Anbetracht der mit demselben verknüpften Umstände."

Brodrick. „Was ist Ihnen von diesen Umständen bekannt?" — Zeuge. „Es ist mir Nichts von diesen Umständen bekannt," (Gelächter) „aber ich denke so, weil ich dafür halte, daß ein Mann, der sein Geld in seinem Geschäft liegen hat, nicht so Viel von seinem Capital verstecken sollte. Je ausgedehnter das Geschäft, desto mehr braucht er sein Capital."

Brodrick. „Gesetzt also Hr. Davies besäße ein Vermögen von 40,000 Pfund, und seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 4000 Pfund, er wünschte aber, seines Vergnügens oder seiner Gesundheit wegen, ein Landhaus um 7000 Pf. zu kaufen: würden Sie ihn deßhalb für verrückt halten?" — Zeuge. „In seiner Lage, als derjenigen eines Kaufmanns, allerdings. — Dieselben Gründe, die mich bestimmten, ihn am 7 August für toll zu halten, hatte ich auch am 8 December. Ich hatte am 8 December keinen andern Grund, ihn für toll anzunehmen, als seine wiederholte Ableugnung, daß er am 7 August toll gewesen sey."

Noch Einiges von dem Zeugniß des Doctors Haslam.

„Er schilderte mir den Eindruck, welchen das Benehmen der Wärter auf ihn gemacht. Ich kenne dieselben nicht. In der Regel sind es Bediente und niedres Volk. Es ist sehr möglich, daß ein reizbares Gefühl Anstoß nehme, wenn Bediente sagen: Pah! pah! Dr...! Dr...! aber von solchen Menschen Etwas als wirkliche Beleidigung hinnehmen, kann nur ein Verrückter. Ich weiß nicht, ob seine Klagen gegründet oder nicht waren. Mögen sie aber wahr oder falsch gewesen seyn, jedenfalls war sein Bericht darüber der eines Wahnsinnigen."

Brodrick. — „Nehmen Sie einmal an, die Mutter eines Kaufmanns mische sich in dessen Geschäft, mache ihm die größten Verdrießlichkeiten, erkläre ihn endlich für wahnsinnig und er sage nun: Ich will nicht zu meiner Mutter zurückkehren, denn ich kann kein Vertrauen zu ihr haben — würde eine solche Antwort Ihnen als ein Beweis von Verrücktheit gelten?" — Dr Haslam. „Ja sie würde Dieß. . . . Ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß so lang seine krankhafte Feindseligkeit gegen die Mutter andauert, man ihn füglicher Weise nicht frei lassen darf."

Als Gegenzeugen wurden Dr. Macmichael und Dr. Mackinnon von der Commission vernommen. Die Aussage Macmichaels lautete folgender Maßen:

„Davies Befinden war bei meinem ersten Besuch in der Besserung, seine Sprache ruhiger, ohne daß ich Grund gehabt hätte, anzunehmen, er thue sich Gewalt an. Auf alle Fragen, ausgenommen eine einzige, antwortete er willig und von freien Stücken. Ich überzeugte mich, daß er von keiner Selbsttäuschung befallen sey, und sein Geschäft selbst zu führen vermöge. Er sagte mir, er trüge Feuergewehr bei sich, weil die Straße unsicher sey, und er besorge angegriffen zu werden.

Sir Karl Wetherell. „Ist es kein Beweis von Verrücktheit, wenn ein Mann, dessen jährliches Einkommen zwischen 3 und 4000 Pf. beträgt, das Boxen lernt?"

Machmichael. „Auf mein Wort, ich glaube nicht. Es mag eine Grille seyn, aber ein Zeichen von Verrücktheit ist es nicht. Männer von größerem Einkommen haben die Boxkunst gelernt."

Sir K. Wetherell. „Wie? eine Grille! folgt ein Hypochonder, der nah am Auszehren ist, bloß einer Grille, wenn er das Boxen lernt?"

M. „Glauben Sie mir! selbst der Ausdruck Grille ist vielleicht zu stark. Seine Hypochondrie konnte ja von Mangel an Bewegung entstanden seyn, und ich bin sogar geneigt zu dieser Annahme, da seine Aerzte, wie ich höre, ihm den Gebrauch eines Pferdes empfehlen."

W. „Sie sind also der Meinung, Hr. Davies habe ganz vernunftgemäß gehandelt, wenn er den Faustkampf lernte, um seine Brüder im Theehandel durchzuboxen?"

M. „Das hab ich nicht gesagt; wurde er aber wirklich von Theehändlern insultirt, und hielt für gut, seine Rache in die eignen Hände zu legen, so konnte er allerdings nichts Vernünftigeres thun, als boxen lernen."

W. „Und daß er eine Pistole bei sich trug, war Dieß auch bloß grillenhaft, oder war es vollends gar vernünftig?"

M. „Wenn er eine Pistole bei sich trug, sich gegen Räuber zu vertheidigen, so war Dieß vernünftig und nichts Grillenhaftes. In London brauchte er eine solche nicht, weil dort die Polizei ihn schützte."

Sir Charles Wetherell geht nun alle noch übrigen Punkte, aus welchen man auf Wahnsinn des Hrn. Davies hatte schließen wollen, mit Dr. Macmichael durch, der sie sammt und sonders als keineswegs für Verrücktheit sprechend erklärt. Einen schneidenden Contrast mit den abgeschmackten Entscheidungen seiner geistlosen, oder vielmehr, wie aus Allem hervorzugehen scheint, seiner von der Gegenpartei gewonnenen drei Widersacher, bildet unter Anderem sein Ausspruch über einen Traum, welcher von Davies gelegenheitlich erwähnt worden war, in welchem er eine überirdische Erscheinung gehabt hatte. „Würde mir Jemand behaupten" sagt Macmichael, „er habe eine Unterredung mit Gott gehabt, so würde ich einen solchen allerdings für verrückt halten. Träume aber, so seltsam sie auch seyn mögen, sind nicht als Zeichen des Wahnsinns anzuführen. Die Fantasie eines Schlafenden steht nicht unter der Leitung der Vernunft. Sich von Träumen dieser Art zu Handlungen bestimmen zu lassen, würde auf gestörte Geisteskraft deuten, aber an seltsame Träume bloß geglaubt haben auch viele ihres Geistes vollkommen mächtige Personen. Hr. Davies sagte mir, daß er seinen ökonomischen Wohlstand für eine Gabe der Vorsehung halte; er verstehe jedoch hierunter nur eine allgemeine Einwirkung der Vorsehung, keinen zu seinen Gunsten unmittelbar oder speciell vorgenommenen Akt derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Mackenzie's Bemerkungen über Haiti.

Den treuesten und vollständigsten Bericht über den gegenwärtigen Zustand von Haiti, der bisher bekannt geworden ist, enthalten die kürzlich erschienenen „Bemerkungen über Haiti." (Notes on Haiti, made during a Residence in that Republik, by Charles Mackenzie, Esq. Lond. 1830. 2 vols. 8.) Der Verfasser, der fünfzehn Monate als britischer Generalconsul auf der Insel zubrachte, hatte durch seine offizielle Stellung Gelegenheit, Manches zu beobachten und in Erfahrung zu bringen, was wohl jedem anderen Fremden selbst bei längerem Aufenthalte entgangen seyn möchte; er nimmt Nichts als wahr an, wovon er sich nicht selbst als Augenzeuge unterrichtet hat oder durch vollkommen glaubwürdige Zeugen unterrichtet worden ist; was er selbst gesehen hat, erzählt er einfach und treu, und was aus der zweiten oder dritten Hand entlehnt ist, führt er immer gerade und offen auf seine Quellen zurück.

„Port-au-Prinze ist der Sitz der republikanischen Regierung und der Hauptort eines Bezirks unter der besonderen Aufsicht des Präsidenten, der den Beruf zu seiner erhabenen Stellung sonderbar genug zu bethätigen sucht, indem er sich in Alles mischt, was irgend in seiner Nähe vorgeht. Der Staatsdienst, dessen Leitung er hat, ist in verschiedene Zweige getheilt. Der Generalsecretär, Inginac, vereinigt in seiner Person die verschiedenen Aemter des Kriegsministers und der Minister des Innern und des Aeußeren. Neben seinen anderen Pflichten hat er besonders das Amt, alle Befehle des Präsidenten, so wie die Gesetze, welche seine Sanction erhalten haben, bekannt zu machen, und die wichtigsten Documente zu contrasigniren. Ich glaube, daß dieses Generalsecretariat bereits zu der Zeit des Colonialsystems bestand. Der Finanzminister, Imbert, und der Generalschatzmeister Rau haben alle Angelegenheiten des Fiscus zu besorgen, während der Großrichter, der seltsam genug ein Offizier ist, in dem obersten Gerichtshofe präsidirt und die Aufsicht über alle niederen Gerichtshöfe und Rechtsbeamte ausübt. Neben der bezeichneten Gerichtsstelle ist zu Port-au-Prince auch ein Cassationshof, so wie ein Civil- und Criminalgericht, welches in erster Instanz entscheidet, und das Amt eines Juge de paix für geringere Sachen aller Art. Von einem Handelstribunale wurde gesprochen, doch weiß ich nicht, ob dasselbe bereits eingeführt ist. Die Stadt so wie das Fort Bizottor hat eine Besatzung von regelmäßigen Truppen, und man sieht innerhalb und außerhalb der Stadt eine Menge militärischer Posten. Bei den meisten hat man den sonderbaren Anblick, Stühle und Sitze für die Schildwachen im Dienst stehen zu sehen, während die übrige Mannschaft bequem in ihren Hängmatten ruht. Bei dem Thor von Leegane sah ich häufig den wachthabenden Soldaten auf dem Boden kauern, die Flinte zwischen den Knieen und selten wurde er aus dieser eleganten Attitüde aufgestört, außer etwa durch den Hufschlag eines Pferdes, welches sich schneller bewegte, als in der Nähe eines haitischen Postens erlaubt ist. Dann springt er auf und ruft die gefürchteten Worte: au pas! die allen Trabbelinquenten so bekannt sind. Ein anderer Antrieb, der ihn in Bewegung setzen kann, ist die Aussicht auf die Confiscation von Pissangs, Yams oder Früchten, die irgend ein unglücklicher Wicht an den von dem Code rural verbotenen Tagen zu Markte bringt. Die Polizei ist militärisch organisirt und bildet ein besonderes Regiment; und da ich zwei Monate lang dem Juge de paix gegenüber wohnte, so kann ich als Augenzeuge die Versicherung ertheilen, daß sie beständig überflüssige Geschäfte hat, deren sie sich mit der gewöhnlichen Delicatesse dieses Standes entledigt. Die Sträflinge waren gewöhnlich Missethäter beiderlei Geschlechts, die sich gegen den Code Rural vergangen hatten, indem sie es vorzogen, die ganze Nacht hindurch zu tanzen und Tafia zu trinken, statt die von den Gesetzen vorgeschriebenen Arbeiten zu verrichten.

„In Folge eines Mißverständnisses, welchem die Proclamation des Präsidenten ausgesetzt war, wurden die Wahlen zu der Abgeordnetenkammer fast allgemein statt im folgenden Monate bereits im December 1826 gehalten. Die Hauptstadt blieb indessen von diesem Mißgriffe frei und übte ihr Wahlrecht nicht vor dem bestimmten Tage. Die Stadt wählt drei regelmäßige Mitglieder und drei Ersatzmänner, wie Dieß in Spanien während der Constitution üblich war und noch jetzt in Mexico der Fall ist. Das Gesetz des Landes, welches auf der Magna carta von Haiti, der im Jahre 1816 revidirten Constitution von 1806 beruht, ist allgemeines Stimmrecht. Nur jene Personen können nicht mitstimmen, welche sich unter einem gerichtlichen Urtheilsspruche befinden, oder erwiesene Blödsinnige oder Lohnbediente sind. Diesem Gesetze gemäß wollten die americanischen Einwanderer, welche das Bürgerrecht erhalten haben, Einen von ihnen, einen methodistischen Prediger, zum Mitglied wählen und zogen

daher in Masse nach der Kirche, wo die Wahlen Statt fanden; aber so wie sie zu der einen Thür hereintraten, wurden sie mit größter Höflichkeit zu der anderen wieder hinausbefördert, ohne daß sie auch nur eine einzige Stimme hätten abgeben können. Der erste Candidat wurde ohne die geringste Opposition erwählt; der zweite wurde von der Regierung vorgeschlagen und daher natürlich gleichfalls gewählt; denn obwohl mehr als ein Mitbewerber gegen ihn war, so trat doch der merkwürdige Fall ein, daß sich fünf Stimmen mehr für ihn fanden, als überhaupt Wähler anwesend waren. Diese scheinbare Unregelmäßigkeit hielt indessen den Gang der Verhandlungen nicht auf; und nur ein einziges Individuum wagte es, einige Bemerkungen über diesen Ueberschuß von Stimmen zu machen. Er hatte indessen kaum zu sprechen angefangen, als sich ein solcher allgemeiner Lärmen erhob, daß er froh seyn mußte, au grand pas davon laufen zu können; und man erzählt, daß er nicht eher still stand, bis er sich sicher unter seinen Penaten sah, in einer Entfernung von einer halben Meile von der Scene des Tumultes. Die Partei, welche einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, beschloß, durch diesen Erfolg ermuthigt, ihr sinnreiches und einfaches Expediens nicht aufzugeben; und als die Stimmen für den nächsten Candidaten, gleichfalls in dem Interesse der Regierung, gesammelt wurden, fanden sich zwanzig Kugeln mehr zu seinen Gunsten, als anwesende Wähler; und er ward daher natürlich zum Mitgliede ausgerufen. — Dem Präsidenten wurden über diese Unregelmäßigkeiten zwar Vorstellungen gemacht, er erklärte indessen, daß er Etwas der Art unmöglich glauben könne; und da man in Haiti von Untersuchungskommissionen bei den Wahlen nie gehört hat, so glaube ich, daß die beiden würdigen Mitglieder ihre Sitze bis zu der Auflösung der Kammer ohne Anstand behaupteten."

Zu Aux Cayes war Mackenzie Zeuge einer Scene, die selbst die Lachmuskeln eines britischen Generalconsuls in Bewegung setzen mußte. „Der Adjutant des Gouvernörs, der, wenn ich mich recht erinnere, den Rang eines Capitäns bekleidet, übt nebenbei die Profession eines Kochs aus und steht als solcher großmüthig Jedem, der seine Hülfe anspricht, gegen eine Doublone zu Diensten. In seiner ersten Eigenschaft hatte er mich in einer prächtigen Uniform, grün mit Gold, besucht; in der letzten war er meinem Wirth behülflich, ein großes Mahl für die Magnaten der Stadt zubereiten; und zu meinem Erstaunen sah ich ihn, nachdem er seine Arbeiten vollendet hatte, zwischen zwei Reihen Soldaten abführen. Ich besorgte, daß mein Freund das Mißfallen des Generals erregt habe, weil er seinen Stand entwürdigte, indem er zu seinem ursprünglichen Berufe zurückkehrte, und fragte ängstlich nach der Ursache seiner Verhaftung; aber wie groß war meine Ueberraschung, als man mir berichtete, der Adjutant sey sehr geneigt, sich dem Trunk zu ergeben, wenn er eine so heiße Arbeit vollbringe, als die, mit welcher er eben beschäftigt gewesen sey; der General habe die Absicht, in einem oder zwei Tagen eine Anzahl Freunde zu bewirthen, und um sich des Beistandes des Großkochs von Cayes zu versichern, habe er ihn in Gewahrsam nach seinem Hause auf dem Lande bringen lassen, ehe er noch eine Gelegenheit gehabt habe, sich „siegreich über alle Leiden dieses Lebens"" zu erheben."

Die Behauptung, welche neuerer Zeit mehrfach wiederholt worden ist, daß sich auf Haiti keine edlen Metalle finden, wird durch Mackenzies Zeugniß widerlegt, der zwei Phiolen mit wenigstens drei Unzen Goldstaub (in jeder) sah, welcher in dem Sande des Yaqui gesammelt worden war. Eines der Goldkörner war so groß, als das Ende seines kleinen Fingers. Ueber das Vorhandenseyn von Gold kann daher kein Zweifel obwalten; und es fragt sich nur, ob die Quantität desselben die Mühe des Aufsuchens belohnt.

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortsetzung.)

Nach mehreren Versuchen durch Leugnen sich durchzuschlagen, gab Fremont am verflossenen 20 und 24 December folgendes Geständniß von sich: „Am 10 April 1825 ließ mich Hr. Courier Morgens in sein Cabinet rufen. Hier ertheilte er mir in Gegenwart von Symphorien Dubois, der einige Augenblicke nach mir eingetreten war, Befehl, meine Runde in den Revieren von Montbaron zu machen, und mich hierauf nach Fosse-à-Lalande zu begeben, wo er sich um 7 Uhr Abends einfinden wollte. Wirklich traf ich ihn um diese Stunde daselbst, und während er mir einige Laßhölzer zeigte, die er umhauen zu lassen beschloß, kam auch Symphorien und sagte zu Hrn. Courier, er gehe seine Brüder zu sehen. Hr. Courier entfernte sich ungefähr zwanzig Schritt von uns in den Wald. In diesem Augenblick trat Symphorien auf mich zu, faßte mein Gewehr und fragte, ob es geladen sey? Ein Lauf ist geladen, erwiederte ich. Gut, so lade ich es. Zugleich zog er den Pfropf und das Blei, die sich in einem der Läufe befanden, heraus, und lud beide mit Munition, die er aus seiner Tasche langte; ich glaube, es waren Kugeln oder Posten. Sodann stellte er mir mein Gewehr wieder zu, indem er sagte: heute Abend muß Das enden; Du mußt mir Hrn. Courier tödten. Ich glaubte Anfangs nicht, daß er im Ernst rede und fragte ihn, wie ich Dieß verstehen solle. Es giebt kein andres Mittel, wiederholte er; es muß heute Abend ausgehen. Während Dieß geschah, näherte sich uns Hr. Courier wieder und kündigte uns an, daß er weiter zu gehen gedenke, indem er den Weg nach Lalande einschlug. Ich folge ihm. Symphorien Dubois tritt wieder an meine Seite und sagt mir noch einmal: Es muß ausgehen; Du mußt ihn tödten. Jetzt sieht er einige Schritte von uns seinen Bruder herkommen und sagt: Da kommt mein Bruder, tödtest Du Hrn. Courier nicht, wenn ich ihn zu Boden werfe, so ist es um Dich geschehen. Dieß gesagt, stürzt er auf Hrn. Courier los, ergreift ihn an den Beinen und reißt ihn nieder. Hr. Courier ruft: Ich bin verloren! Schieß, ruft Symphorien, oder es gilt Dir. Da mir keine Wahl bleibt, so drücke ich das unglückliche Gewehr ab, und rette mich so. Ich war so bestürzt, daß ich keine andern Personen bemerkte; ich behaupte indessen nicht, daß nicht noch andere Personen mit Peter Dubois da gewesen seyen. Als Hr. Courier getödtet wurde, war es noch Tag; ich weiß jedoch nicht, ob die Sonne schon untergegangen war." Bei der Confrontation mit der Magd leugnete er, daß er im Moment des Schusses sonst Jemand wahrgenommen als Peter Dubois, oder daß er Hrn. Courier durchsucht und dann mit den Andern, welche sie bezeichnete, Franz Arrault, Martin Boutet und dem Unbekannten sich entfernt habe.

Symphorien Dubois ging am 19 August 1827 mit Tod ab. Sein Bruder Peter wollte ein Alibi geltend machen; allein die Zeugen, die von ihm angesprochen wurden, bestätigten bloß, daß sie ihn

eine Viertel- oder halbe Stunde vor Sonnenuntergang in la Dorée einem 1600 Toiſen von dem Schauplatz des Verbrechens entfernten Orte geſehen hätten. Die Magd erkannte ihn bei der Confrontation immer als denjenigen an, welcher den bloßen Säbel trug. Martin Boutet probirte daſſelbe Mittel, und nach allen Zeugen, die man deßhalb abhörte, hätte er ſich am 10 April den ganzen Abend bis nach Sonnenuntergang zu Haus befunden. Deſſenungeachtet blieb die Magd dabei, daß er unter den Mördern geweſen und als der Schuß fiel, mit Franz Arrault Wache geſtanden. Was den letzteren betrifft, ſo war er an dem fraglichen Tag um 3½ Uhr, Reiſig ſammelnd, im Wald bemerkt worden; gegen Sonnenuntergang begab er ſich nach Haus, das er nicht mehr verließ. Der Beklagte, wie ein anderes Individuum, welches ihm im Wald bei der Arbeit half, wollte von keinem Schuß Etwas gehört haben.

Dieß ſind die Thatſachen, auf welche der k. Prokurator in Tours, Miron de l'Epinay, ſeine Anklage gründete, indem er den Peter Dubois als Mitſchuldigen, und den Martin Boutet und Franz Arrault als Helfershelfer des von Fremont verübten Verbrechens erklärte. Noch einige andere Punkte, welche man durch das Zeugenverhör herausbrachte, müſſen wir erwähnen. Auf der Runde, welche Fremont am 10 in den ſeiner Obhut anvertrauten Waldungen machte, begegnete ihm einer der Zeugen, der ihn fragte: ob Hr. Courier wohl gegen Geld und gute Worte erlauben werde, daß man Reiſig ſammle? „Wie! antwortete Fremont, Ihr denkt daran, daß er es Euch erlaube? Da macht Ihr Euch die Rechnung ohne den Wirth; er hat zu viel Angſt, man möchte gutes Holz mitſpaziren laſſen. Der Lump, der Spitzbube, der Gauner — er wirft mir alle Tag vor, ich laß ihm Holz ſtehlen; aber er wird bald ſein Theil bekommen, und bälder als er ſich's einbildet.“ An demſelben Morgen unterhielten ſich Symphorien Dubois und Fremont bei ihrer Zurückkunft nach la Chavonière, Hrn. Courier's Wohnſitz, mit einander im Stall: heute Abend, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, geht Hr. Courier in den Wald. Recht, entgegnete Symphorien, die Actien ſtehen gut. Werden die Andern da ſeyn? fragte der Wildſchütze. Ja, ſagte Symphorien. Dieſe Angabe hatte man nicht von Dem, welcher das Geſpräch vernommen, ſondern von deſſen Witwe, die es oft mit den nämlichen Worten wiederholte. Ihr Mann, der es ihr erzählt hatte, war vor zwei Jahren, zwei Tage nach einem Mahl, welchem Symphorien Dubois beigewohnt, in Folge heftigen Erbrechens geſtorben. Man erinnerte ſich, daß ihm Letzterer während der Verhandlungen der erſten Unterſuchung geſagt hatte: Du biſt ſchon zweimal im Verhör geweſen, um gegen uns zu zeugen; aber wenn ich erfahre, daß Du geſchwatzt, ſo haſt Du es mit mir zu thun. Endlich ſoll Franz Arrault, als er an jenem Abend nach Hauſe kam, blaß und verſtört ausgeſehen und den Hut mit den Worten abgelegt haben: wenn der Hut wüßte, was in meinem Kopf iſt, ſo würfe ich ihn ins Feuer.

Anfangs war einiger Verdacht auf Madame Courier gefallen; dieſe iſt nun völlig gerechtfertigt und wird bloß als Zeugin vor den Aſſiſen erſcheinen.

Texas.

3. Flüſſe und Seen.

„Der rothe Fluß, welcher die ganze Nordgrenze von Texas ſowohl als (gemäß dem Vertrag von 1819) von Mexico und den Vereinigten Staaten von Nordamerica bildet, entſpringt in den Ebenen am öſtlichen Fuß der Gebirge von Anahuac, durchſchneidet unter 35° n. Br. und 25° w. Länge die Weſtgrenze von Texas, und fließt dann in faſt öſtlicher Richtung bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Kiameche; von da einen ſüdöſtlichen Lauf einſchlagend ſtrömt er durch den ſüdweſtlichen Theil des Arkanſasgebiets, und den Staat Luiſiana, und fällt ungefähr unter dem 31° n. Br. in den Miſſiſippi. Von den Quellen des rothen Fluſſes iſt über den Towſongau hinaus äußerſt Wenig bekannt; und ſelbſt der von dieſer Niederlaſſung eingenommene Bezirk erſcheint auf allen Karten um mehrere Minuten ſüdlicher gelegen, als die neueſten Breitebeobachtungen denſelben ſetzen. Nach Alexander von Humboldt wären die Flüſſe Rajo und Moras, wovon erſterer 25 M. nordöſtlich von Taos in Neu-Mexico, letzterer in derſelben Entfernung öſtlich von der Stadt Santa-Fé entſpringt die Quellen des rothen Fluſſes. Allein die Annahme des Major Long, welcher die fraglichen Flüſſe als die Hauptarme des Canadian bezeichnet, iſt wahrſcheinlicher, und wir zweifeln nicht, daß ihre Richtigkeit bei einer künftigen Ausmeſſung des Landes ſich bewähren wird. Die Länge des rothen Fluſſes von dem Punkt, wo er die weſtliche Markung von Texas durchſchneidet, bis zum Arkanſasgebiet, beträgt ungefähr 560 M. Seine Richtung iſt im Ganzen OSO. Er bewäſſert in Texas ein Areal von 18,000 Quadraten.

Der Sabineſluß, auf der Oſtgrenze von Texas, entſpringt in einem dichten Wald, unter 32° 45′ n. Br. und 18° 30′ w. L.; nach einem ſüdöſtlichen Lauf von 100 M. nimmt er von der rechten Seite den Cherokee Creek auf; ungefähr 30 M. weiter, unter 32° n. Br. und 17° w. L. durchſchneidet ihn die Grenzlinie zwiſchen Texas und Luiſiana. Von dieſem Punkt an krümmt ſich der Sabine öſtlich, bildet ein Stück von einer Ellipſe, geht abermals unter dem 17 Meridian weſtl. von Wash. durch und mündet nach einem fernern Lauf von 220 M. durch den Sabineſee, der im Grunde Nichts iſt als eine Fortſetzung und Erweiterung von jenem, 5 bis 6 Fuß tief, 20 M. von N nach S lang und 4 bis 5 M. breit, unter 29° 30′ n. Br. in den Golf. Sein Fahrwaſſer, durch zahlloſe Sandbänke unterbrochen, bietet der Schifffahrt ungemeine Schwierigkeiten dar; wenige Meilen vom Ausfluß ins Meer verengt er ſich wieder bis zu einem kaum eine halbe Meile breiten Kanal. „Dieſer Fluß,“ ſagt Darby, „kommt in Bezug auf die Schifffahrt faſt gar nicht in Betracht; in der Regel hat er nicht mehr als 3 F. Waſſer über ſeiner Barre, der See nicht über 5 F., und an ſeinen Ufern noch weniger.“ Die ganze Länge des Sabineſluſſes beträgt von ſeinem Urſprung bis zum Golf 550 M.; ſeine Richtung iſt im Ganzen SSO; den Theil von Texas, welchen er mit ſeinen Zuflüſſen bewäſſert, ſchätzt man zu 18,750 Quadraten.

Der Neches fluß entſpringt in den Salzquellen, unter 32° n. Br. und 18° 20′ w. L.; nach einem ſüdöſtlichen Lauf von 140 M., und ſeiner Vereinigung mit dem Angelinafluß, der von Norden her in ihn ſich ergießt, wendet er ſich ſüdwärts, bis er nach einem fernern Lauf von 80 M. unter 30° Br. in den Sabineſee fällt. Die Schifffahrt auf ihm geht nach dem Zeugniß des Obriſts Austin bis zur Opelouſasfurche, d. h. 20 M. oberhalb ſeiner Mündung in den Sabineſee, wohl auf 30 M. von da hat er eine Breite von 600 Schritt; ſeine ganze Länge beträgt 220 M.; ſeine Hauptrichtung iſt SO.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 173. 22 Juny 1830.

Dobell's Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

1. Reise nach Nischnei Kamtschatsk.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen setzten wir unsere Reise durch eine wilde, aber romantisch schöne Gegend nach Ganal fort. Wir kamen durch herrliche Birkenwälder und Wiesengründe, die vielfach von Bächen und Flüssen durchschnitten waren. Zwei Bären liefen über den Weg, aber in zu großer Entfernung, um auf sie feuern zu können. Der Tag war ungemein heiter und so warm, daß wir mit unseren Pferden unter dem Schatten der Bäume eine Zeitlang ausruhen mußten. Wir trabten hierauf rüstig weiter und erreichten um vier Uhr des Nachmittags Ganal. In dem kleinen Flusse, den wir überschritten, ehe wir zu dem Hause des Toyun kamen, waren die Lachse so dicht, daß wir sie beinahe aus dem Wasser geschreckt hätten, als unsre Pferde durchwateten. — Wir hatten Fische zu unserem Mittagsmahl verlangt; als dasselbe aufgetragen wurde, mußten wir sie aber noch einmal fordern, indem unser Wirth diese Speise für zu gemein hielt, als daß er sie seinen Gästen vorsetzen dürfte. Obwohl er selbst nur von getrockneten Fischen lebte, so war unsere Tafel doch mit Wildprett, Sarannas (Lilium pomponium) und Beeren besetzt. Jeder Kamschadale, so arm er auch seyn mag, hält es für seine Pflicht, einen Theil des von ihm erlegten Wildes für Reisende aufzubewahren.

Am 4 September um 7 Uhr, waren wir wieder zu Pferde. — Unsere Bedeckung war ein alter Cosak, der mehrere Jahre zu Ganal gelebt hatte. Er sagte uns, die Bären wären sehr zahlreich, und ließ seine Kamtschadalen, so wie mich selbst, unsere Flinten in Bereitschaft setzen. Die meinige hängte ich nach der Sitte des Landes über die Achsel, und so bewaffnet, brachen wir nach unsrem Bestimmungsorte auf. Ehe wir noch zwölf oder fünfzehn Werste zurückgelegt hatten, sahen wir schon mehrere große Bären; da aber der Wind ihnen entgegen wehte, so bekamen sie die Witterung von uns und gingen so schnell davon, daß wir auf keinen einzigen von ihnen schießen konnten. Endlich sah ich einen, der auf einer Wiese nicht weit von der Straße Beeren schmauste. Ich machte einen Umweg, um ihm den Wind abzugewinnen, und indem ich durch einen kleinen Bach watete, gelang es mir, bis in eine Nähe von fünfzig oder sechzig Schritt von ihm zu kommen, ehe er mich wittexte. Er erhob sich auf seine Hinterbeine, um sich umzusehen; aber in demselben Augenblick hatte ich ihm auch eine Kugel in die Seite gesetzt, die seine Lungen durchbohrte und ihn auf der Stelle todt zu Boden streckte. Er war ein schöner, vollkommen ausgewachsener Bär, der sich gut genährt haben mußte, denn er war sehr fett. Die Kamtschadalen machten sich anheischig, ihm das Fell abzuziehen und dasselbe für mich aufzubewahren; ehe sie indessen dazu kamen, vergaßen sie ihre gewöhnliche Ceremonie nicht, nämlich ihm ein Messer in jedes Auge zu stecken und den Bauch aufzuschlitzen. Dieß, sagten sie, sei unumgänglich nothwendig, da Bären sich häufig, wenn sie schon mehrere Wunden hatten, wieder erholt und Personen getödtet hätten, die ihnen eben den Bauch aufschnitten, um sie auszuwalden. „Hätte man ihnen aber zuvor die Augen ausgestochen, so würden sie Nichts gesehen haben, und jene Personen ohne Schaden davon gekommen seyn."

Während der Fischzeit ist der Lachs in allen Flüssen und Bächen von Kamtschatka so häufig, daß die Bären ihn mit der größten Leichtigkeit fangen und nur den Kopf und den Rücken von ihm verzehren. Die Kamtschadalen sagen, daß ein großer Bär oft auf diese Weise fünf und zwanzig bis dreißig Fische in jeder Nacht verderbe. Wenn die Jahreszeit weiter vorrückt und die Fische seltener sind, werden auch die Bären weniger wählerisch in ihrer Nahrung; und die, welche sich hinreichend gemästet haben, bereiten sich gegen das Ende des Septembers ihre Höhlen, in die sie sich nach dem ersten Schnee im October den Winter über zurückziehen. Die mageren dagegen streifen bis spät in dem Herbst herum, und machen selbst während des Winters zuweilen Excursionen. Diese sind meistens durch den Hunger außerordentlich wild; und die Eingebornen sind selten geneigt sie anzugreifen, weil ihr Fell schlecht ist und sie daher durch Nichts für die Gefahr entschädiget.

Da wir noch eine bedeutende Strecke zurück zu legen hatten, so eilten wir so schnell als möglich weiter; gegen Abend wurden indessen unsre Pferde völlig erschöpft und die Nacht erreichte uns daher, ehe wir zu Puschinna ankamen. Nach langem Pochen gelang es uns endlich, die Wirthsleute zu wecken; doch kostete es eine halbe Stunde, ehe der Kessel am Feuer stand, und eine ganze Stunde verstrich über der Zubereitung der Nachtmahlzeit.

Unser Wirth war jedoch nicht weniger freundlich und gastfrei, als seine übrigen Landsleute und entschädigte uns für die Verzögerung durch ein treffliches Mahl von Fisch, Wild, Beeren, Seraunas, Milch und Rahm. Die Hütte war elend, niedrig und räucherig; der Tisch war aber rein und weiß gescheuert; Alles wurde auf das Reinlichste aufgetragen und die Speisen waren vortrefflich bereitet. Nur durften wir es nicht versuchen, uns empor zu richten, so lange das Feuer im Ofen brannte, denn eine dicke Rauchwolke umzog die ganze Decke, die sehr niedrig war und statt des Rauchfanges ein kleines viereckiges Loch hatte. Aller Rauch, der nicht durch dasselbe hindurchdringen konnte, nahm seinen Ausweg durch die Thür, aber so langsam, daß wir genöthigt waren, beständig auf unseren Sitzen zu bleiben, um unsere Köpfe aus der erstickenden Atmosphäre zu halten, die über uns schwebte.

Am andern Tage war ich eben nicht unzufrieden, als ich fand, daß beinahe die Hälfte des Weges zu der nächsten Station in Canoes zurückgelegt werden mußte. Wir schifften uns auf dem Flusse Kamtschatka ein, der hier ein schmaler, reißender, in viele Arme getheilter Strom ist und sich zwischen einer Menge Inseln hindurchwindet, welche mit Bäumen bedeckt sind und die ganze Gegend ungemein malerisch machen. Die Fische spielten wie gewöhnlich in Myriaden um uns her, während die Ufer mit Resten derselben bedeckt waren, die der Strom ausgeworfen hatte. Es fing an zu regnen, und meine sämmtlichen Flinten wurden durchnäßt, so daß ich von acht Bären, die wir während unserer Fahrt auf dem Flusse sahen, nicht einen einzigen schießen konnte. Der Regen fiel in Strömen, und durchnäßte bald unsere Kleider bis auf die Haut. Wir zitterten vor Kälte, als wir endlich unsere Pferde fanden, und waren froh, uns durch das Reiten etwas erwärmen zu können. Zum Glück hörte nach einer halben Stunde der Regen auf, das Wetter wurde mild und heiter und unsere Beschwerden waren daher bald vergessen.

Unter Weges sahen wir mehrere Hunde, die ich Anfangs für Wölfe hielt, weil sie ohne alle Aufsicht umherirrten; man sagte mir indessen, daß im Sommer viele Kamtschadalen ihre Hunde in's Freie hinausjagten und selbst für ihre Nahrung sorgen ließen; was indessen nicht schwer fällt, da sie sich von Fischen nähren, die in allen Strömen in so unermeßlicher Menge vorhanden sind, daß sie in den seichten Stellen und an den Ufern zu Tausenden verfaulen.

Wir kamen durch mehrere schöne Birkenwaldungen; auch bemerkte ich an den Ufern eines Baches Erlen, Pappeln und Weiden. Als wir uns Scherrom näherten, sahen wir weit ausgedehnte Wiesengründe, durch welche sich die verschiedenen Arme des Flußes Kamtschatka hinzogen; die Inseln, die dieser bildete, waren mit Bäumen bedeckt, unter denen uns besonders die Balsampappel durch ihre Größe in die Augen fiel.

Jetzt öffnete sich das Thal von Scherrom unsern Blicken, von Bergen umgeben, die mit der üppigsten Vegetation bekleidet waren; und in der Mitte desselben lag an einem der Nebenflüsse des Kamtschatka-Stromes das Dorf vor uns, von welchem das Thal seinen Namen hat. Bald standen wir vor der Hütte des Toyun, ich steckte meinen Kopf in das offene Fenster und wurde durch die Reinlichkeit und Ordnung in jenem ganz überrascht. Der Eigenthümer war mit seinem Weibe abwesend; aber wir wurden deßhalb von seiner Tochter und Schwiegertochter, zwei reinlich gekleideten artigen Kindern, nicht weniger freundlich aufgenommen. Alles vereinigte sich, uns unseren kurzen Aufenthalt in dieser ärmlichen Hütte angenehm zu machen. Die Tische und Stühle waren von Pappelholz und weiß wie Schnee, die Wände waren glatt gehobelt und geweißt, und unsere ganze Umgebung bildete ein Gemälde der Sauberkeit und Behaglichkeit, wie wir es in Kamtschatka bisher noch nicht gesehen hatten. Fünfzehn Minuten nach unserer Ankunft war eine Tasse Thee bereitet, die nebst frischem Butter, Rahm und Milch uns das köstlichste Mahl nicht vermissen ließ. Am Abend kam der alte Toyun vom Fischfang zurück, ein ehrwürdiger Greis, mit langem weißem Barte, der hoch in den Sechzigen zu seyn schien und ganz außer sich vor Freuden war, so seltsame Gäste bei sich zu sehen. Er war von einem russischen Edelmann, dem bekannten Ewaschkin, der unter der Regierung Katharina's II nach Kamtschatka verbannt wurde, erzogen worden, las und schrieb das Russische geläufig, und war bei Weitem der gebildetste und verständigste Mann, den ich in Kamtschatka je gesehen habe.

Als wir am folgenden Morgen uns einschifften, um den Fluß hinab nach Werkney Kamtschatsk zu gehen, brachten die guten Leute uns Butter, Rahm, Kartoffeln u. s. w. in unsere Canoes und schienen ganz unglücklich, daß wir nicht zu vermögen waren, länger bei ihnen zu verweilen. — Die Kamtschadalen sind treffliche Wetterpropheten und können mit großer Sicherheit auf vier und zwanzig bis sechs und dreißig Stunden vorher sagen, ob es regnen wird oder nicht. Unser biederer Wirth sagte uns, es würde regnen, und rieth uns, noch einen Tag bei ihm zu bleiben. Wir wollten indessen gerne so bald als möglich an das Ziel unserer Reise kommen und widerstanden daher allen seinen Bemühungen. Zwei Stunden nach unserer Abfahrt überzeugten wir uns von der Richtigkeit seines Urtheils; der Regen durchnäßte uns vollkommen, und da überdieß ein kalter Wind wehte, so befanden wir uns in der unangenehmsten Lage, bis wir zu Werkney Kamtschatsk ankamen. Die Ufer des Flusses, auf welchem wir bald durch den Strom reißend schnell dahin gerissen wurden, bald sanft dahin glitten, waren ungemein malerisch; Inseln, Wiesen, Wälder und Berge wechselten in unendlicher Mannigfaltigkeit, und jeden Augenblick wurde das Auge durch den Reiz einer neuen schöneren Scene entzückt.

Von Werkney Kamtschatsk, wo wir in dem Hause eines russischen Unteroffiziers die gewöhnliche gastfreie Aufnahme fanden, brachen wir erst spät am Morgen des achten zu Pferde nach Milowa auf. Hier, wie in dem kleinen Dorfe Schegatschik, welches wir unter Weges besuchten, fanden wir trefflichen Rocken und Gerste, die eben geschnitten worden waren. Während unseres Mittagsmahles wurden vier Boote in den Stand gesetzt, uns nebst unserem Gepäck den Fluß hinab zu führen. Je zwei dieser Boote wurden mit einander verbunden, indem Stäbe darüber gelegt und mit Stricken befestigt wurden, die einem

Verdeck von Brettern zur Unterlage dienten, auf welchem wir mit der größten Bequemlichkeit umher gehen konnten. Um zwei Uhr des Nachmittags fuhren wir in diesen Doppelbooten ab, und in dritthalb Stunden hatten wir vier und dreißig Werste zurückgelegt, mitten unter Myriaden von Fischen, die um uns herumspielten, und zahllosen Schwärmen von Enten, Tauchern und Gänsen, die theils auf der Oberfläche des Flusses schwammen, theils von allen Seiten um den Kahn herumflogen. Nachdem wir zu Kirgank, einem kamtschadalischen Dorf, wo wir durch die Abwesenheit des Toyun eine Zeitlang aufgehalten wurden, unsere Ruderer gewechselt hatten, glitten wir wieder schnell den Strom hinab und erreichten um acht Uhr Abends die Ballagans von Maschura. Das Dorf Maschura liegt in einiger Entfernung von dem Flusse; die Bewohner bringen daher den Sommer und Herbst in der Ballagan's zu, um ihre Fische zu fangen und zu trocknen. Hier blieben wir die Nacht über und fanden einen Ueberfluß von herrlichem Lachs, der mit Milch, Butter und Beeren unser Abendessen ausmachte. — Ein Ballagan ist ein Gebäude von der Form eines Kegels, das aus Pfählen von ungefähr vierzehn oder fünfzehn Fuß Länge besteht, die in der Peripherie eines Kreises von zehn oder zwölf Fuß im Durchmesser emporgerichtet und an dem obern Ende mit Stricken oder Weidenzweigen verbunden werden. Die Außenseite jener Pfähle wird darauf mit Fichten- oder Birkenrinde und grobem Gras bedeckt; darüber legt man andere Pfähle, die gleichfalls durch Weidenzweige befestigt werden. Gewöhnlich wird eine solche Hütte auf einer viereckigen Plattform gebaut, die zehn oder zwölf Fuß über dem Boden erhaben ist und auf großen in die Erde gestoßenen Pfählen ruht. Unter dieser Plattform sind wieder kleinere Pfähle in Reihen aufgestellt, auf denen man die Fische trocknet und aufbewahrt. Die Thür der Hütte ist immer gerade auf das Wasser gerichtet; und außerhalb derselben bildet auf einer Ecke der Plattform ein irdener Heerd den Feuerplatz. Ein großer Balken, in welchen statt der Stufen Einschnitte mit dem Beil gehauen sind, liegt unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden gegen die Plattform an und dient statt der Treppe. Früher war ein Ballagan der beständige Sommeraufenthalt der Kamtschadalen; und im Winter zogen sie sich in eine unterirdische Jurte zurück, gleich jenen, die noch gegenwärtig bei den Koraki's in Gebrauch sind.

(Schluß folgt.)

Der Muselmann.

Madden, der Verfasser der bekannten „Reisen in der Türkei," die auch in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnt wurden, hat für gut gefunden, die Resultate seines Aufenthaltes im Orient uns auch noch in einer zweiten leichteren Form mitzutheilen. Unter dem Titel „The Musulman" (Lond. 1830. 3 vols. 8.) hat er eine Reihe von Skizzen aus dem Leben des „Muselmanns" vereinigt, welche ungemein lebendig und unterhaltend, aber freilich zur Erreichung dieses Zweckes großentheils nicht wenig überladen sind. So wird folgende Erzählung als eine Schilderung von dem gewöhnlichen Zustande des Landvolkes geboten:

Die früheste Erinnerung meiner Kindheit, erzählt ein egyptischer Gauner, ist die, daß ich einen Spitzbuben aus dem Dorfe hinausprügelte, weil er einen Küchleinofen bestohlen hatte. Ich war so erzürnt gegen den Burschen, daß ich glaube, ich würde ihn getödtet haben, wenn ich ein Schwert gehabt hätte. Heiliger Prophet! sagte ich, wie ist es möglich, daß es solche Schurken in der Welt giebt? Ist es nicht angenehmer sein eigenes Brod zu essen, als das eines Fremden? Und ist es nicht sicherer, sich durch den Fleiß seiner Hände zu ernähren, als durch Betrügerei? Diese Schurken müssen eine andere Natur haben, als ich; sie müssen von einer ganz anderen Race seyn. Mein Vater starb, und ich folgte ihm als sein Erbe in dem Besitze seines ganzen Vermögens nach. Ich habe nicht nöthig, Euch zu sagen, daß es unter den Beys erworben wurde; denn seit Mohammed Ali unser Pascha wurde, ist Niemand im Stande gewesen, sich Geld zu machen, und noch viel weniger das zu behalten, welches sein Vater für ihn gemacht hatte. Ich pachtete zwanzig Feddans des besten Landes in dem Fayoum von dem Herrn des Bodens, dem mächtigen Pascha. Ich warf die Erde um, und Bohnen und Reis kamen in Ueberfluß hervor. „Gelobt sey Allah!" dachte ich, „was für eine herrliche Welt ist dieß?" Aber die Soldaten kamen und sagten: „wo ist die Ernte von dem Lande des Pascha's;" und als sie in mein Haus traten, fanden sie einen Reispilau auf dem Boden. „Allah!" riefen sie, indem sie ihre Schnurrbärte strichen: „Hier ist ein Pessawink, der die Keckheit hat das Korn zu essen, das er baut; nieder mit dem unverschämten Buben und herauf mit seinen Füßen!" In einem Augenblicke bearbeiteten ihre Stöcke meine Fußsohlen; und als sie von dieser Operation ermüdet waren, und ich vor Schmerz halb todt, befahlen sie mir aufzustehen. „Kafir," sagte ihr Hauptmann, „glaubst Du, Deine Seele sey Dein in dem Lande Mohammed Ali's, daß Du es wagst, seinen Reis aufzuessen? Weißt Du nicht, daß Du der Sclave eines großmüthigen Herrn bist, der alle Produkte des Bodens zu seinem eigenen Preisen nimmt?" Und damit maßen sie meinen Vorrath und führten ihn hinweg; wogegen sie mir eine Anweisung auf den Miri gaben, für eine Summe, die ihnen beliebt hatte zu bestimmen. Kaum ersetzte sie meine Bestellungskosten; als ich aber zu dem Hasnahder ging, gab er mir nur ein Viertheil des Belaufes in baarem Geld und eine Anweisung auf einen Kaufmann für den Rest. Der Kaufmann sagte mir, ich müsse die Hälfte in Tüchern und Baumwolle nehmen; ich konnte mich nicht weigern, Dieß zu thun; und nachdem ich diese Waaren in dem Basar für die Hälfte des Preises losgeschlagen hatte, den sie mich kosteten, kehrte ich halb zu Grunde gerichtet nach Hause zurück. Es ist besser, sagte ich, die Pacht ganz aufzugeben, eine zweite gute Ernte würde mich ganz ruiniren! Ich ging zu dem Kascheff, der dem Distrikt vorstand; aber er lachte mir in den Bart, als ich ihm meine Absicht sagte. „Die Pacht aufgeben, in der That!" sagte er, „bist Du toll genug zu glauben, daß der Pascha Dieß zugeben wird. Gehe nach Hause und ziehe Deine Gräben, und vergiß nicht Deine Reisfelder wohl zu bewässern; denn wenn Dein Anbau nicht besser ist, als im vorigen Jahre, so rechne auf eine tüchtige Anzahl Schläge!" Ich ging nach Hause mit einem kummervollen Herzen; ich bestellte mein Feld; ich wässerte vom Morgen bis in die Nacht; die Frucht ging auf, mein Herz starb mir in der Brust bei dem Anblicke dieses Reichthumes; die Ernte war reicher als je; ich war

völlig verloren. Ich sah keine andere Rettung vor dem Fluch eines so grausamen Segens, als in der Flucht, und ich floh daher den zu seinem Unglück fruchtbaren Distrikt. Ich dachte jetzt, der Mann, der den Ofen bestahl, müsse ein Pächter des Pascha's gewesen seyn. Der Bauer kann Nichts thun, als stehlen, dachte ich, wenn der Fürst ein Bedrücker ist. Ich habe einen weisen Mann sagen gehört: das Gebet des Unterdrückten sey noch zu fürchten, wenn auch die Pfeile des Tyrannen bereits das Blut des armen Mannes aus ihm herausgezogen hätten. Ich dachte, daß es Nichts schaden könnte, wenn ich die öffentlichen Magazine bestöhle. Ich ließ mich in einem derselben anstellen; ich fing an mit einer Handvoll Bohnen und endigte mit einem Sack voll Opium und Indigo. Endlich ward ich entdeckt; und ich glaube, ich habe nicht nöthig zu sagen, daß ich auf keinem meiner Beine stehen konnte, als ich zur Thür hinausgeworfen wurde. „Warum sollte ich meine Plünderungen auf das Eigenthum Mohammed Ali's beschränken?" dachte ich; „er ist nicht der einzige Bedrücker des armen Fellah, des schwer arbeitenden Bauern. Jeder, der reich ist, ist der Feind des Armen, und ihn zu berauben kann daher kein Verbrechen seyn. Ich fing zuerst bei einem jüdischen Bankier an; ich schlüpfte in der Dämmerung in sein Haus und verließ dasselbe mit einem Dutzend Schibuken (Pfeifen) mit Ambramundstücken. Ich nahm an Geschicklichkeit zu, so wie die Kühnheit meiner Unternehmungen stieg; endlich entführte ich einen Ballen Tabak aus dem Magazin eines Kaufmanns von Bar el Cham; der Prophet war nicht mit mir; ich wurde vor meiner eigenen Thür ergriffen und geschlagen, bis alle Schläge überflüssig schienen. Es stand geschrieben, daß ich damals noch nicht sterben sollte. Ich erholte mich bald wieder, und der erste Gebrauch, den ich von meiner wiederkehrenden Kraft machte, war, aus einer Moschee fünf persische Gebetteppiche zu stehlen. (Hier entstand ein allgemeines Gemurmel der Mißbilligung unter den Gefangenen.) Ich konnte nicht anders, fuhr der gewissenlose Kirchenräuber fort. Die Unterdrückung des Paschas machte mich zum Dieb, die Verachtung und die Liebloſigkeit der Welt machte mich zum Schurken, und die Mißgunst meines Planeten, so wie der Verlust des Schutzes des Propheten machte mich zum Kafir, und ich beraubte einen Tempel Allah's; aber Dieß sollte mir nicht gut bekommen. Ich verkaufte meinen Raub einem griechischen Priester, der auf den Wege nach der heiligen Stadt Jerusalem war, für dreihundert Piaster. Ich kehrte nach Hause zurück, in der größten Freude über meinen guten Handel. Ich betrachtete mein Geld und zählte es einmal über das andere; ein Stück fiel auf den Boden; ein Erdkloß auf einer kalten Brust kann keinen dumpferen Schall geben. Bart des Propheten; rief ich, hier ist Verrätherei! Ich untersuchte die übrigen Stücke, und Alles war falsches Geld. Allah Allah! schrie ich in meiner Verzweiflung, es ist keine Treue und kein Glauben mehr in der Welt; der Priester betrügt den Kirchenräuber um seinen Raub. Ich muß dieß Geld los werden, sagte ich, so gut ich kann, und so stürzte ich mit Flüchen auf die Mutter des Priesters von dannen. Es fiel mir ein, daß ein tauber Juwelier in dem Basar war. Ich ging zu seinem Laden in der Hoffnung, daß er eben so wie ich durch das gute Aussehen der Münzen getäuscht werden würde. Es war Niemand bei ihm, als der blinde Muessin von einer benachbarten Moschee. Der Kaufmann untersuchte das Geld; „es scheint gut, sagte er, und ich glaube, daß es so ist; wenn der arme Muessin nicht blind wäre, würde ich ihn bitten es gleichfalls zu untersuchen." Dank dem Himmel, sagte ich zu mir selbst, daß er blind ist, sonst würde es mir übel ergehen. Ich war im Begriff den Laden zu verlassen, meinen Einkauf unter dem Arm, als der unglückliche Sohn des Dunkels seinen Weg zu dem Zahltisch fand und den Kaufmann bat, die Geldstücke einmal auf demselben auffallen zu lassen. Ich wollte in die Erde sinken. Stück auf Stück wurde auf den Tisch geworfen und verurtheilt. Ich versuchte zu entkommen, aber der Kaufmann hielt mich fest, und hier bin ich, bedeckt mit Verbrechen, welche Allah in seiner Gerechtigkeit vor die Thür des Unterdrückers des Armen, des Pascha's von el Mahr, legen wird.

Israeli's Commentar über das Leben Karls I.

Zu den Schriftstellern, die in England sich eines großen Rufes erfreuen, ohne daß derselbe deßhalb auf das Ausland übergegangen wäre, gehört Israeli; von seinen zahlreichen literarischen Produkten ist bisher namentlich in Deutschland nur Wenig bekannt geworden, und es thut uns leid, auch dem neuesten, einer Lebensgeschichte Karls I (Commentaries on the Life and Reign of Charles the First, King of England. Lond. 1830. 4 vols. 8.), kein besseres Schicksal versprechen zu können. Fleiß und Scharfsinn, wenn sie nicht von einem tieferen Blick in das Innere der Begebenheiten begleitet werden, genügen uns an unseren Geschichtschreibern nicht mehr; und so gern wir dem Verfasser die beiden ersten Eigenschaften in einem eminenten Grade zugestehen, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß die Ansicht, die dem Ganzen zum Grunde liegt, eine durchaus oberflächliche ist.

Dampfschifffahrt zwischen Suez und Bombay.

Wie wir früher in diesen Blättern anzeigten, ging das erste Dampfboot der Compagnie am 19 November vor. J. von Bombay ab. Nach einem kürzlich von dem dortigen Gouverneur erlassenen Reglement hat jeder Reisende für die Ueberfahrt, sey es hin oder zurück, 1200 Rupien zu bezahlen. Dafür hat er Kost und bekommt einen Diener zu seiner Verfügung. Reisende, die ihren eigenen Diener mitzunehmen vorziehen, entrichten für denselben, wenn er ein Europäer, 150, und wenn er ein Indier ist, 75 Rupien. Die Dampfboote werden von Offizieren der Compagnie-Marine befehligt. Die Verbindung zwischen Alexandria und England soll durch drei Dampfschiffe, je zu 120 Pferdkraft, bewerkstelligt werden. Man berechnet, daß ein Dampfboot von Falmouth nach Gibraltar neun, von Gibraltar nach Malta gleichfalls neun, von Malta nach Alexandria sieben, also im Ganzen fünf und zwanzig Tage brauche. Die Reise von Alexandria nach Suez durch die Wüste erfordert vier Tage, und die Ueberfahrt nach Bombay drei Wochen; so daß man also künftig zwischen England und Indien in fünfzig Tagen hin und zurück reist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 174. 23 Juny 1830.

Reise in Japan *).

Von Don Rodrigo de Vivero y Velasco, Generalgouverneur der Philippinen **).

1. Ankunft. Besuch eines japanischen Dynasten.

Bis unser deutscher Landsmann Siebold Europa nähere Nachrichten über das verschlossene Land bringt, welches der gefährliche Gegenstand seiner Forschungen war, bieten wir unsern Lesern nachfolgenden, vor vollen 222 Jahren geschriebenen Bericht über Japan. Derselbe befand sich Jahrhunderte lang dem Publikum gänzlich entzogen in der Bibliothek des Escurials, bis im Jahr 1823 der Gelehrte, welcher denselben nunmehr ins Französische übersetzt und dem in der Note genannten Journal einverleibt hat, von dem Pater Bibliothekar das bisher unbekannte Buch sammt der Originalhandschrift des Verfassers zu seinem Gebrauche erhielt. Eben sosehr Europas Unbekanntschaft ***) mit Japan, bei welcher auch eine unvollständige Notiz von Werth ist, als die ewige Stabilität der Verhältnisse in diesem Land, vermöge welcher der innere Zustand immer noch so seyn dürfte, wie Don Rodrigo denselben beschreibt, läßt vermuthen, daß die Mittheilung dieses Reiseberichts nicht unangenehm seyn werde. — —

„Im Jahr 1608, am 30 September, dem Tage des preiswürdigen Heiligen Hieronymus, fand der Schiffbruch des Fahrzeuges Sankt Franz Statt, welches ich bei meiner Abreise von den Philippinen bestiegen hatte, wo ich Sr. Majestät als Statthalter diente. Die Stürme und die Mühsale, welche ich bis zu diesem Augenblick bestand, waren der Maßen, daß ich zweifle, ob je auf den Meeren des Nordens oder Südens 75 schrecklichere Tage verlebt worden sind. Das Ende aber war noch unglücklicher; denn es war der Anfang neuer Leiden. Mein Fahrzeug strandete an den Riffen, welche die japanischen Küsten unter 35½ Grad der Breite umgeben, während auf den Karten sämmtlicher Seefahrer dieser Theil von Japan unter 33½ Grad gesetzt ist. Dieser Umstände wegen, oder vielmehr weil es Gott so gefiel, ging die Galione mit mehr als für zwei Millionen Waaren an

*) Journal des voyages.

**) Don Rodrigo de Vivero y Velasco, um die Mitte des 16 Jahrhunderts geboren, war zuerst Edelknabe bei Anna, der Gemahlin König Philipps II. Im Jahr 1581 machte er den Feldzug gegen Portugal mit, und begab sich von da nach Neu-Spanien, wo er 12 Jahre lang unter Don Luis de Velasco, Marquis von Salinas, Dienste that. Zur Belohnung erhielt er das Commando über das Schloß San Juan d'Ulua, und die ausgezeichnete Art, mit welcher dieses Amt von ihm verwaltet wurde, hatte seine Ernennung zum Gouverneur und General-Capitän von Neu-Biscaya zur Folge. Beim Tode Don Pedro's d'Acuna, Gouverneurs der Philippinen, ward ihm dieser wichtige Posten zu Theil, in welchem ihn später Don Juan de Silva ablöste. Auf der Rückreise nach Europa machte er den Schiffbruch an der japanischen Küste durch, welcher den Gegenstand unsrer Erzählung bildet. Nach Madrid zurückgekommen wurde er Gouverneur der Provinzen Terra Firma und Veragua, und ward dort zum Grafen von Orizaba ernannt. Im Jahr 1536 machte ihn der König zur Belohnung seiner gegen die Holländer bei ihrem Landungsversuch in Vera-Cruz geleisteten Dienste zum Generalfeldmarschall sämmtlicher in Neuspanien stehenden Truppen. Bald nach dieser Zeit starb er mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes.

***) Wie es scheint, hat man die grauenhafte Verfolgung, welche das Christenthum in Japan ausrottete, und das Land von da an für Europa größtentheils verschloß, einigen unklugen Aeußerungen spanischer Missionäre zu danken, welche von den eifersüchtigen, nach dem Alleinhandel mit diesen Gegenden lüsternen Holländern der japanischen Regierung hinterbracht wurden. Vor dem Jahr 1614 gab es in Japan, den damaligen Berichten zu Folge, nicht weniger als 1,800,000 Christen, welche von der Regierung nicht im Mindesten beschränkt waren. Von jener Verfolgung im Jahr 1614 an wurden die Verbindungen Europas mit Japan immer seltner. Gegenwärtig dürfen bloß Holländer dort landen; Engländer und Amerikaner haben diese Erlaubniß vergeblich nachgesucht; eben so wenig fruchtete eine von den Russen im Jahr 1803 geschickte Gesandtschaft. Die Regierung nahm dieselbe zwar mit ungemeiner Artigkeit auf, lieferte den russischen Fahrzeugen Lebensmittel im Ueberfluß und ließ ihnen Alles, was man auf einem kurz zuvor an der japanischen Küste gestrandeten russischen Schiff gefunden hatte, gewissenhaft ausliefern, selbst die Stücke eines Spiegels, mit der Entschuldigung, daß dieser von unwissenden Landleuten zerbrochen worden sey; zugleich aber wurde die Gesandtschaft höflichst ersucht, so schnell als möglich wieder abzufahren. Der ausschließende Vorzug, welchen die Behörden den Holländern geben, geht so weit, daß im Jahr 1813 während der Besetzung der batavischen Colonien durch die Engländer, die Schiffe welche nach Japan gingen, die holländische Flagge aufstecken und die Matrosen sich in holländische Tracht kleiden mußten. Indessen dürfen die Holländer selbst das Innere des Landes nicht betreten.

Bord unter. Von 10 Uhr Abends, wo das Schiff anlief, bis den folgenden Morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang, hingen alle Die von uns, welche dem Tod entgingen, am Tackelwerk und den Tauen; auch die Unerschrockensten vermeinten jeden Augenblick durch die Wuth der Wogen unterzugehen, welche uns nach und nach 50 Menschen raubten. Gott aber warf einen Blick des Erbarmens auf uns und gestattete, daß der größere Theil der Mannschaft sich mit mir rettete, die Einen auf Brettern, die Andern indem sie sich an einem Theil des Hintertheils unsres Fahrzeuges festhielten, das vom Meer noch ganz erhalten ans Land gestoßen wurde.

Die Küste war uns gänzlich unbekannt, wegen des angeführten Fehlers auf den Seekarten, und wir wußten nicht, ob wir uns auf einer Insel, oder dem Festlande befänden. Ich befahl zweien Matrosen auf den Wrack des Hintertheils zu steigen, und von da einen Blick auf die Gegend zu werfen. Bald kamen sie ganz freudig wieder herab und meldeten mir, sie hätten Reisfelder gesehen. Solche Nachricht vergewisserte uns zwar unsres Lebensbedarfs, aber nicht unsres Lebens, da wir uns ohne Waffen und ohne irgend ein Mittel der Vertheidigung befanden, wenn die Landesbewohner unglücklicher Weise andere gewesen wären, als sie waren. In weniger denn einer Viertelstunde erkannten wir, daß dieselben Japaner seyen, was uns eine große Freude verursachte, insonderheit mir, weil ich, als die Statthalterschaft über die Philippinen von mir angetreten wurde, daselbst zweihundert Japaner wegen einer Sache, die mir nicht hinlänglich erwiesen dünkte, in den königlichen Gefängnissen eingeschlossen fand, welchen ich nicht nur die Freiheit gab, sondern die ich auch sicher nach ihrem Lande bringen ließ, wofür mir der Kaiser seinen besondern Dank hatte ausdrücken lassen, so daß ich der Hoffnung war, dieser Fürst könnte jenen Vorgang nicht vergessen haben, und festes Vertrauen faßte, er werde sich bei dieser Gelegenheit erkenntlich gegen mich beweisen. Ich fand in der Folge, daß ich mich nicht betrogen hatte.

Fünf oder sechs von den Japanern, die wir erblickten, näherten sich uns und schienen Mitleid mit dem traurigen Zustand zu haben, in welchem sie uns sahen, und der in Wahrheit sehr kläglich war; denn die Glücklichsten unter uns hatten kaum ihr Hemde gerettet. Ich hatte in meinem Gefolg einen christlichen Japaner, durch welchen ich sie fragen lassen konnte, wo wir wären. Sie sagten mir mit wenigen Worten, wir befänden uns in Japan, anderthalb Stunden von ihrem Dorfe, genannt Yu-Banda, wohin wir uns denn auf den Weg machten. Es herrschte eine herbstliche Kälte, die wir um so lebhafter verspürten, als wir sehr leicht gekleidet waren. Wir kamen in einem befestigten Flecken an, der, obwohl gegen 1500 Einwohner zählend, doch einer der unbeträchtlichsten in einem Lande ist, wo, wie man später sehen wird, die Dörfer größer sind, als die Städte in Europa. Das Ort gehörte einem der unbedeutendsten Herren im Reiche, obwohl derselbe viele Vasallen hatte, nebst mehreren befestigten Flecken und Dörfern, und in einem uneinnehmbaren Schloße wohnte, von dem ich in der Folge Mehreres sagen werde.

Bei unsrer Ankunft sagte mein japanischer Dolmetscher den Bewohnern, daß ich der Statthalter von Luson, wie sie die Philippinen nennen, sey, und erzählte denselben unsere jammervolle Geschichte, welche sie sehr zu rühren schien. Ihre Weiber, die außerordentlich mitleidig sind, weinten heiße Thränen und waren die ersten, welche ihre Männer ersuchten, uns Kleider zu borgen, welche sie Quimones nennen und die von doppelter Baumwolle sind, was denn jene gern thaten, wobei sie, was mich betraf, sagten, daß ich diejenigen, welche sie mir selbst gaben, als Geschenk behalten sollte. Großmüthig theilten sie auch ihre Speisen mit uns, die aus Reis, einigen Früchten, wie Rüben und Melangan-Aepfeln und etwas Fischen bestanden, mit welchen letztern sie nicht reichlich versehen sind, da dieser Küstenstrich wenige Fische hat. Sie ließen den Tono oder Herrn des Dorfes, welcher sechs Stunden von demselben entfernt wohnte, von unsrer Ankunft benachrichtigen, worauf dieser befahl, mich, so wie Die, so mit mir waren, gut zu behandeln, aber wohl Sorge zu tragen, daß Keiner von uns sich vom Orte entferne. Darf ich meinem Wirthe glauben, so hatte ein Theil der Einwohner den Plan gehabt, uns zu tödten, bevor der Herr unsre Ankunft erführe. Ist diese Versicherung, die ich nicht glauben mag, wahr, so gefiel es dem Allmächtigen, uns aus dieser neuen Jährlichkeit zu erlösen; denn nach drei oder vier Tagen kam der Tono selbst, mir mit großem Prunk einen Besuch abzustatten, indem ihm mehr denn ihrer Dreihundert voranschritten, welche verschiedene Abzeichen oder Fahnen des Dayri und des Kaisers von Japan trugen, Jeder nach seinem Stand und Rang. Die Mehrzahl dieses Gefolges war mit Lanzen, Feuerröhren und einer Art Hellebarden bewaffnet, welche sie Nanquinatas nennen, einiger Maßen unsern spanischen ähnlich, aber, meines Bedünkens, weit besser als diese. Vor dem Eintritt ins Dorf schickte mir der Tono Einen von seinen Leuten mit etwa 30 Begleitern zu, mir sagen zu lassen, daß er mir einen Besuch abzustatten gedenke. Ich erwiederte, ich würde denselben mit vielem Vergnügen annehmen; und jener ging, es seinem Herrn zu sagen. Bald darauf kam ein Andrer mit größerem Gefolg und mit mehr Förmlichkeiten; dieser sagte mir, daß der Tono angekommen sey, daß er mir die Hände küsse, und daß je weiter er voranschritte, das Vergnügen, welches er sich von seinem Besuch verspreche, immer mehr zunehme. Ich glaubte mich dem Landesgebrauch fügen zu müssen und schickte ihm daher Jemand entgegen, welcher ihn schon ganz in der Nähe meiner Wohnung traf, und auf dessen Bekomplimentirung er antwortete, wie es der geschliffenste Hofmann von Madrid nicht besser vermocht hätte. Er stieg von dem prächtigen Pferd, das er ritt, und schickte mir einen Dritten mit noch größerem Pomp, mir zu wissen zu thun, daß er jetzt zu mir hereintrete. Ich ging hinaus, ihn zu empfangen. Wie er meiner ansichtig ward, grüßte er mich mit Kopf und Hand, nicht viel anders, als wir es in Europa machen. Er drang lange in mich, den Ehrenplatz einzunehmen, welcher in Japan zur Linken ist, welche sie die Degenseite nennen, die man nur Dem gestatte, welchem man sich anvertraue. Ich war genöthigt, seinen Bitten nachzugeben, ließ ihm daher den Vortritt bei der Thür, blieb aber während der ganzen Zeit seines Besuchs stets auf seiner Linken. Er begann

damit, mir ein Condolenzcompliment über mein Unglück zu machen, auf so feine Art und in so gewählten Ausdrücken, daß ich wegen meiner Antwort nicht in geringe Verlegenheit gerieth. Er machte mir vier von den schon genannten Kleidern, so sie Quimones nennen, zum Geschenk. Sie waren von Damast und andern kostbaren Stoffen, mit Gold und Seide eingefaßt, und nach Landesart zugeschnitten. Auch gab er mir einen Degen, (genannt Catana,) eine Kuh, junge Hühner, treffliche Früchte und Wein, der mir auserlesen dünkte, obwohl er nicht aus Trauben bereitet war. Außerdem that er noch Etwas, was verdient berichtet zu werden. Nämlich er befahl, daß, bis der Kaiser seinen Willen hinsichtlich meiner und meines dreihundert Mann starken Gefolges ausgesprochen habe, wir sämmtlich auf seine Kosten unterhalten werden sollten, was denn auch 37 Tage lang Statt fand. Auch erlaubte er mir zwei Personen an den Kronprinzen und an dessen Vater, den Kaiser, abzusenden, mit dem Bericht von meinem Unglück, wozu ich den Hauptmann Sevicos und den Lieutenannt Antonio Pequeno erwählte,

(Fortsetzung folgt.)

Dobell's Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

1. Reise nach Nischnei Kamtschatsk.

(Schluß.)

Am neunten, mit Tagesanbruch, brachen wir auf. Ein dicker Nebel lag über den Fluß gebreitet, vertheilte sich indessen allmälig, wie die Sonne emporstieg und wich einem schönen, heitern und warmen Tage. Wir landeten bald darauf an einer Stelle des Ufers, wo eine Masse trockenes Holz aufgehäuft war; und während hier unser Frückstück bereitet wurde, nahm ich meine Flinte und stieg das Ufer hinauf, um mich in der Gegend umzusehen. Wie war ich erstaunt, überall die schönste schwarze Dammerde zu finden, die nur auf die Hand des Menschen wartete, um die fruchtbarsten Ernten zu spenden! Ich fand mich bald in einem dichten Walde von Pappeln, Espen, Birken, Pechtannen und Erlen, worunter mehrere Bäume von außerordentlicher Größe waren. In dem Dickicht bemerkte ich einige Büsche, die voll von großen rothen Beeren hingen; es waren Johannisbeeren, von vortrefflichem Geschmack, nur viel schärferer Säure, als die, welche man in unseren Gärten findet. Ohne Zweifel würden sie sich indessen durch Verpflanzung und Anbau sehr verbessern lassen. Es giebt überhaupt mehrere Arten sehr schmackhafter Beeren in Kamtschatka, wie die Himbeere, Heidelbeere, Moroschka und die delicate Kneschinka, eine Art wilder Erdbeere, von dem feinsten aromatischen Geschmack. Die Beeren des Vogelbeerbaumes, der auf Russisch Rebina genannt wird, sind in Kamtschatka besser, als in Sibirien oder Rußland, so auch eine kleine wilde Kirsche, Tscherunka genannt. Auch die Brombeere hätte ich einrechnen sollen, so wie eine rothe Beere, die auf einem sehr kleinen Strauche wächst, den die Russen Brusnika nennen, und der sich hier in großer Menge findet. Keine einzige dieser Beeren ist süß genug, ohne Zucker gegessen zu werden; die Eingebornen verschmähen sie indessen auch in ihrem natürlichen Zustande nicht und halten sie für vortrefflich.

Der Kamtschatkastrom, dem wir uns jetzt wieder anvertrauten, war bei Weitem weniger reißend geworden, als bisher; und es bedurfte des Beistandes der Ruder, um uns dem Ende unserer Tagereise entgegen zu führen. Die Ufer des Stromes stiegen zuweilen steil in waldbedeckten Vorgebirgen empor; zuweilen boten sie den Anblick von weit ausgedehnten Wiesen, oder Seen und Sümpfen dar; die ganze Gegend, die wir diesen und den folgenden Tag durchschifften, war sehr wild, aber auch ungemein romantisch und malerisch. Besonders fielen mir mehrere Wälder von ungemein großen Pechtannen auf.

Am 11 begegneten wir einer Anzahl Kamtschadalen, die auf dem Fischfang waren und uns mit den schönsten frischen Lachsen versahen. Diese Leute gehörten zu der nächsten Ostrog, Kogorefsky, wo wir bald darauf eintrafen und von unserem eben erworbenen Vorrath uns ein Mittagsmahl bereiten ließen. Einen der Lachse ließen wir uns auf kamtschadalische Art rösten. Er wurde an mehrere kleine Stäbe befestigt, die wieder an einen größeren befestigt waren, welcher vor einem guten Feuer in den Boden gesteckt ward. Alle Fische, die auf diese Weise geröstet werden, sind vortrefflich, und besonders sehr saftig. Die Nacht brachten wir, während des heftigen Regens, recht bequem in dem Gestell eines alten Ballagans zu, das wir auf der Wetterseite mit Reisig bekleidet hatten; doch waren wir den Tag, nachdem wir, bei zweimaligem Wechsel unserer Kähne und Ruderer, achtzig Werste zurückgelegt hatten, froh, uns des Abends zu Klutschi in ein warmes behagliches Haus flüchten zu können, das dem Staroste oder Schulzen des Dorfes gehörte.

Früher wurde hier eine bedeutende Quantität Roggen, Gerste und Kartoffeln gebaut; neuer Zeit ist indessen der Feldbau gegen den bequemern Fischfang und die Jagd aufgegeben worden, und die Einwohner sind nicht besser daran, als alle übrigen Kamtschadalen. Als wir am folgenden Tage unsere Fahrt fortsetzten, sahen wir erst die großartige Scene, welche bei unserer Ankunft die Nacht uns verborgen hatte. Das Dorf, das aus fünfzehn bis zwanzig Häusern und einer Kirche besteht, liegt auf dem hohen Ufer des Kamtschatkaflusses, welcher sich hier in zwei Arme theilt, von denen der eine, zwischen Felsen eingeengt, sich mit furchtbarem Getöse über die Klippen stürzt; auf der einen Seite des Dorfes windet sich ein Bach in vielfachen Krümmungen der Kamtschatka zu; und gegenüber bildet ein steiler Berg, mit dichtem Wald bedeckt, das Ufer dieses Stromes. Hinter dem Dorfe erhebt sich der majestätische Vulcan Klutschefsky, der sein schrecklich flammendes Haupt hoch über die Wolken emporträgt. Dieser ungeheure Berg ist ein vollkommner Kegel, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist, während aus dem Krater eine Masse von Flammen und Rauch aufsteigt, die sich mehrere Meilen weit durch die Luft zieht. Zuweilen wird auch seine Asche ausgeworfen, die unbemerklich niederfällt und die Atmosphäre schwängert, so daß sie beim Athmen mit eingeschluckt wird. Die Einwohner von Klutschi unterrichteten mich, daß hierdurch ein beschwerlicher Husten, so wie ein Anschwellen der Drüsen veranlaßt werde, das demjenigen gleicht, welches durch die Unterdrückung der

Perspiration herbeigeführt wird. Wenn eine reine Flamme aus dem Krater des Klutschefskoy aufsteigt, so ist dieselbe bis auf den Aleuten, in einer Entfernung von dreihundert Werften, sichtbar. Einmal soll dieser Vulcan auch eine weißliche zähe Masse ausgeworfen haben, welche an den Fingern klebte und vollkommen süß schmeckte, indessen gegen Mittag, als die Sonne zu scheinen anfing, wieder verschwand. Nach dieser Beschreibung wäre dieß Phänomen eine Art Honigthau gewesen, wie er auch in Carolina und Südamerica bemerkt worden ist. In der Nähe des Klutschibaches sind mehrere warme Quellen; und da einige derselben in dem Bette des Baches selbst aufsprudeln, so bleibt dieser beständig offen, und der Lachsfang dauert daher hier auch während des Winters fort. Der Lachs ist indessen in Kamtschatka nach seiner gewöhnlichen Zeit nicht gut zu essen, indem das Fleisch weiß und weich wird, so wie auch äußerlich der ganze Fisch so entstellt ist, daß man ihn kaum wieder erkennen kann. Sonderbar genug ziehen die Kamtschadalen ihn gerade in diesem Zustande vor, in welchem sein Genuß doch unmöglich gesund seyn kann.

Wir verfolgten unseren Weg jetzt bis zu der Ostrog Kamminа, zwanzig Werste unter Klutschie, wo wir unsere Ruderer und Boote wechselten. Hier fanden wir ein flaches Land, voll von Seen und Sümpfen; auch sahen wir ähnliche Eindeichungen, wie jene, welche ich an der Awatscha beschrieben habe. Gänse, Taucher und Enten schwirrten in so unermeßlichen Schaaren umher, als ich noch in keinem anderen Lande sah. Unterhalb Kammina verbreitete sich der Strom beträchtlich, theilte sich jedoch von Zeit zu Zeit in mehrere Arme, die reizende Inseln bildeten. Seine Strömung hatte jetzt ihre frühere Schnelligkeit ganz verloren, und wir kamen so langsam von der Stelle, daß es neun Uhr des Abends wurde, ehe wir unser Nachtlager erreichten, eine elende Hütte, die kaum achtzehn Werste von Nischnei Kamtschatsk entfernt war, wo wir endlich am frühen Morgen des 14 Septembers eintrafen.

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortsetzung.)

Am 9 dieses Monats begannen die Verhandlungen vor den Assisen zu Tours. Um 11 Uhr Morgens wurden die drei Angeklagten, Peter Dubois, Franz Arrault und Martin Boutet von Gendarmen eingeführt. Die Menge, welche sich in dem engen Saal zusammendrängt, möchte gerne an den Gefangenen die Züge finden, welche das Verbrechen zu stempeln pflegen. Dieß Mal wird aber die Neugierde nicht befriedigt. Sanftmuth und Ruhe sprechen aus ihren Gesichtern. Peter Dubois ist ein schöner Mann, von gesetzter Haltung und regelmäßiger Gestalt. Seine Gefährten sehen zwar weniger verständig aus, als er; allein in beiden liegt jener Ausdruck von Schlichtheit und Gutherzigkeit, den man sich bei Landleuten als charakteristisch denkt. Martin Boutet, obwohl, gleich seinen Mitschuldigen, über 30 Jahr alt, scheint kaum 20; nur ist er, ungeachtet die Anschuldigung gegen ihn weniger stark lautet als gegen die andern, etwas mehr niedergeschlagen. Was Fremont, den Wildschützen, anbelangt, so glaubt das Gericht, in Betracht, daß er gezwungen den Schuß that, ihn nicht unter die Angeklagten stellen zu müssen: er wird bloß als Zeuge vorgeladen.

Nun verliest der Gerichtsschreiber die Anklageakte, welche die Beschuldigten mit vollkommener Kaltblütigkeit anhören. Die Zahl der Zeugen, welche sodann vorgeladen werden, beträgt 85; Fremont giebt nur mit schwacher Stimme seinen Namen an; das Bewußtseyn seiner That und die allgemeine Aufmerksamkeit, die er auf sich zieht, ist für ihn ein drückendes Gefühl. Madame Courier stellt sich nicht, und der k. Prokurator, Hr. Chancel, theilt aus einem Schreiben des Polizeypräfekten von Paris die Nachricht mit, daß sich diese Frau gegenwärtig in Italien befinde. Es ergeht deßwegen an die Beklagten die Frage, ob sie wünschten, daß man trotz der Abwesenheit von Madame Courier in der Prozedur fortfahren solle. Sie willigen ein und Dubois bemerkt: er sey lang genug im Gefängniß, um keinen Aufschub zu begehren.

Der Präsident schreitet zum Verhör und zwar beginnt er mit Peter Dubois: Fr. Ihr wart in Hrn. Couriers Diensten, ehe Euer Bruder eintrat, und seitdem seyd Ihr mit ihm zugleich darin gewesen? Antw. Ja, mein Herr. Fr. Wie seyd Ihr von ihm weggekommen? A. Er hat mich fortgeschickt. Fr. Geschah Dieß in Folge eines Zanks? A. Nein, mein Herr. Nie ist der geringste Streit zwischen mir und Hrn. Courier vorgefallen; nie hat er mich ausgescholten. Fr. Habt Ihr nicht mehr bei ihm gearbeitet, nachdem Ihr ausgetreten wart? A. Nein, mein Herr; er ließ mir diesen Antrag machen, den ich aber ausschlug. Fr. Euer Bruder Symphorien ist in den Diensten Hrn. Couriers und seiner Erben bis an seinen Tod geblieben? A. Ja, mein Herr. Fr. Seyd Ihr bei Madame Courier wieder eingestanden? A. Nein, mein Herr. Fr. Habt Ihr gesagt, wenn Hr. Courier todt wäre, so würdet Ihr besser daran seyn? A. Nein, nie; wenn man Dieß gesagt hat, so ist es eine Falschheit, eine Lüge. Ich habe mir nie so Etwas beikommen lassen. Soweit das Verhör mit Peter Dubois.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik des Gewerbfleißes in den Vereinigten Staaten.

In einer vor der Gesellschaft „der Künste und Handelsfreiheit" in Boston gehaltenen Rede schätzt der Obrist Knapp die Zahl der Künstler und Handwerker in den V. St. zu 480,000, was ungefähr 1 auf 25 Einwohner beträgt. Die Rechtsgelehrten schlägt er zu 9000 oder 1 auf 1333 an, die Aerzte auf 12000 oder 1 auf 1000, die Geistlichkeit jeder Confession auf 7000 oder 1 auf 1700, und endlich die Lehrer, diejenigen mitbegriffen, welche auch nur einige Monate des Jahrs über Unterricht ertheilen, zu 36,000. Diese Schätzungen scheinen im Allgemeinen ziemlich genau, doch bestreitet eine americanische Zeitschrift die Richtigkeit der Zahl, welche Knapp den Künstlern und Handwerkern zuerkennt, und behauptet, daß dieselben sogar den vierten Theil der ganzen Bevölkerung bilden. Schade, daß die Regierung diesen Aufschwung des Gewerbfleißes noch durch einen lästigen Tarif fördern zu müssen glaubte. Die V. St. wären zu vollkommen freiem Handel und freiem Gewerb vor allen andern geeignet. Zwar würden durch eine solche Einrichtung die industriellen Fortschritte im Norden etwas gehemmt; aber zum Mindesten mischte sich nichts Erkünsteltes in die Sache, und das Volk hätte nicht jeden Augenblick zu besorgen, daß durch Zurücknahme eines Gesetzes, durch Schmälerung eines Rechtes, ihm Nachtheile entstehen; es wäre nicht jenen unglücklichen Handelskrisen ausgesetzt, welche nun die Nation von Zeit zu Zeit betreffen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 175. 24 Juny 1830.

Muthmaßliche Anzahl der Bekenner der verschiedenen Religionen auf der Erde.

(Mitgetheilt vom Ehm. Stkr. v. K.)

Eine vergleichende Uebersicht der verschiedenen Religionen unserer Erde, nach der Zahl ihrer Anhänger, kann nicht ohne Interesse seyn. Sie führt auf so manche Betrachtungen über die seit Jahrtausenden fortgehende, unsere Begriffe von der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts sehr durchkreuzende Verschiedenartigkeit des Hauptweges, auf welchem eine höhere Weltregierung die Menschen ihre Bestimmung, ihre Bildung und ihr inneres Glück finden läßt; sie führt nothwendig wenigstens auch auf Duldsamkeit.

Mehrere deutsche und französische Statistiker haben eine solche Uebersicht von Europa aufgestellt; Alexander Humboldt von Amerika. *)

Die Mangelhaftigkeit unserer geographischen Kenntnisse von den übrigen Welttheilen macht es schwierig, deren Bevölkerung gleichfalls nach den Religionen zu klassifiziren. Der gröste Theil des innern Afrika, wo noch keines Europäers Fuß hingekommen ist, weite Länderstrecken im innern Asien, und die meisten Inseln der Südsee sind uns bis jetzt so wenig bekannt, daß wir allenfalls nur ihre geographische Ausdehnung nach der äußern Begränzung zu erkennen und zu berechnen, ihre Bevölkerung aber bloß nach einem willkürlichen Maßstabe von deren Dichtheit auf einem solchen Flächeninhalt muthmaßlich anzunehmen, und von dem dortigen Religionswesen noch weniger zu sagen vermögen. Bloße Schätzungen müssen hier also die allgemeinen Berechnungen von dem ganzen Erdboden ausfüllen helfen; diese werden daher immer eben so schwankend als ungewiß seyn.

Malte-Brun nimmt (in seinem Précis de la géographie universelle, 1810. Th. II. S. 591.) folgende Zahlen für die Bekenner der verschiedenen Religionen auf der Erde an:

der katholischen Kirche	116	Millionen,
der griechischen	70	—
der protestantischen u. a.	42	—
Zusammen des Christenthums	228	Millionen.
der jüdischen Religion . . . 4 bis	5	—
der mohammedanischen . . . 100 bis	110	—
der bramanischen	60	—
der schamanischen, oder der des Dalai Lama	50	—
der buddhistischen, der des Fo u. a.	100	—
des Fetischismus und verschiedener anderer	100	—
Totalsumme	653	Millionen.

In einer gedruckten Gedächtnißrede der englischen Bibelgesellschaft vom März 1824 sind wieder andere Zahlen aufgestellt, nehmlich: Unter 1000 Millionen Bewohner der Erde

2,500,000 Juden,

200,000,000 Christen, worunter 90,000,000 römisch-katholische,
35,000,000 griechische oder orientalische,
75,000,000 welche keiner dieser beiden Konfessionen angehören.

140,000,000 Mohammedaner und

657,000,000 Heiden, oder solche die sich zu keiner dieser Religionen bekennen; letztere beide Klassen im Abnehmen, die der Christen im Zunehmen begriffen.

Ohne Zweifel ist die Gesammtzahl der Bewohner der Erde in der ersten Berechnung zu gering, und in der zweiten zu hoch angesetzt; und gegen die meisten Angaben der einzelnen Religionen wird sich auch das Eine oder das Andere erinnern lassen.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hat es nicht für überflüssig gehalten, eine nähere numerische Uebersicht aller Religionen des Erdbodens, auf seinem eigenen Wege, im Einzelnen nach den glaubwürdigsten Angaben von den statistisch genauer bekannten Ländern, und nach möglichst wahrscheinlichen Schätzungen von den minder oder gar nicht bekannten, zu ermitteln, und die Resultate in Summarien nach den Welttheilen darzustellen. Er glaubt, daß wenigstens die Gesammtzahlen sich von Dem, was in der Wirklichkeit seyn mag, nicht sehr ent-

*) In seinem Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne, Th. I. S. 323.

fernen dürften, wenn gleich manches in ihnen mitbegriffene Einzelne sich durchaus nicht fest begründen läßt. Er giebt daher auch bloß als einen Versuch, der weitere Prüfungen und Berichtigungen veranlassen möge, die nachstehend berechnete

muthmaßliche Zahl der Bekenner	in Europa	in Asien	in Afrika	in Amerika	in Australien	Ueberhaupt auf der Erde.
der christlichen Religion, und zwar der römisch katholischen	114,500,000	3,100,000	1,110,000	23,420,000	15,000	142,145,000
der evangelischen und aller nicht zur römischen oder griechischen Kirche gehörenden abendländischen Sekten	49,200,000	700,000	180,000	12,620,000	85,000	62,785,000
der griechischen	47,500,000	9,600,000	10,000	(1,000)	. . . .	57,110,000
der armenischen, koptischen, und anderer von der römischen und griechischen Kirche getrennten monophysitischen und morgenländischen Sekten	. . .	2,850,000	3,000,000	. . .	. . . .	5,850,000
Zusammen der christlichen	211,200,000	16,250,000	4,300,000	36,040,000	100,000	267,890,000
der jüdischen Religion	1,800,0000	750,000	700,000	10,000	. . . .	3,260,000
der mohammedanischen	3,500,000	79,000,000	55,000,000	. . .	200,000	137,700,000
der bramanischen	. . .	117,000,000	. . .	. . .	. . . .	117,000,000
der buddhistischen, auch der Lehre des Confutse, Fo, Xinto u. a.	. . .	230,000,000	. . .	. . .	200,000	230,200,000
der schamanischen (lama'ischen)	. . .	42,000,000	. . .	350,000	. . . .	42,350,000
des Fetischismus und anderer s. g. heidnischen und unbekannten Religionen	. . .	10,000,000	60,000,000	2,100,000	1,500,000	73,600,000
Totalsummen	216,500,000	495,000,000	120,000,000	38,500,000	2,000,000	872,000,000

Reise in Japan.

2. Besuch bei dem Tono von Hondaque.

Der Kronprinz residirte in der Stadt Jedo, vierzig Stunden vom Orte meines Aufenthalts entfernt, und der Kaiser in Zurunga, welches noch weitere vierzig Stunden entfernt liegt. Unerachtet dieser Entfernung, und obwohl ein so unvorhergesehener Fall bei der japanischen Regierung hätte Bedenklichkeiten veranlassen dürfen, wurden die nöthigen Befehle doch so schnell erlassen, daß meine Gesandten schon nach 24 Tagen zurückkehrten mit einem Beamten des Prinzen, zu dessen Regierungsbezirk das Dorf, worin ich war, gehörte; und zwar muß diese Zeit um so mehr als kurz erscheinen, da es der Prinz nicht auf sich genommen hatte, ohne Anfrage bei seinem Vater Etwas zu entscheiden. Die Depeschen, die mir zugestellt wurden, besagten auch wirklich, daß der Kaiser selbst von unsrem Fall benachrichtigt worden, und der Beamte, der auch von dem Kaiser beauftragt war, überbrachte mir die Beileidsbezeugungen von Vater und Sohn, nebst einem Befehl, daß mir Alles zugestellt werden sollte, was von unsrem Schiff noch habe gerettet werden können. Zu gleicher Zeit händigte er mir die Erlaubniß ein, mich an den Hof des Prinzen und den des Kaisers zu begeben, sammt einer Anweisung an die Behörden der Orte, welche ich passiren mußte, sich meine Beherbergung aufs Beste angelegen seyn zu lassen. Unter Andrem hieß es in den Depeschen, da nach den Reichsgesetzen alles Gut der Schiffbrüchigen, sowohl fremder, als eingeborner, dem Landesfürsten gehöre, so mache der Fürst dieses sein Eigenthum wiederum mir zum Geschenk, daß ich damit nach Gutdünken verführe. Es erhob sich unter uns die Frage, ob der Kaiser befugt sey, mir ein solches Geschenk zu machen, und ich, dasselbe mit gutem Gewissen anzunehmen. Obwohl es derjenige Augenblick meines Lebens war, wo ich mich in der größten Entbehrung befand, und die Andern ziemlich allgemein dafür stimmten, daß ich ein Recht hätte, mir dieses Capital anzueignen, so entschied ich mich doch, Alles, was von den gestrandeten Waaren noch vorhanden seyn möchte, den ursprünglichen Eigenthümern in Manilla zurückzuerstatten, und trug dem Capitän und dem Schiffmeister auf, meinen Willen seiner Zeit zu vollziehen.

Nach Beendigung dieses Geschäfts begab ich mich nach Jedo. Ich brachte den ersten Tag in einem befestigten Flecken von 10 bis 12000 Seelen zu, genannt Hondaque. Kaum war ich in einem Wirthshaus abgetreten, als mich der Tono höflich fragen ließ, warum ich nicht bei ihm abgestiegen, und mir zu wissen that, daß er mir persönlich einen Besuch abstatten werde, wodurch ich genöthigt ward, mich nach seiner Residenz zu begeben, die auf einer den Flecken beherrschenden Anhöhe lag. Dieses Haus, oder besser gesagt diese Feste, war mit einem Graben von 50 Fuß Tiefe umgeben; man trat auf einer Zugbrücke ein, deren Aufziehung die Wegnahme des Hauptthors unmöglich oder doch sehr schwierig machen mußte. Noch mehr verwundert aber war ich über Das, was ich sah, sobald ich das Thor hinter mir hatte, das, wie überhaupt alle Thore an diesem Schloß, von Eisen war. Mit Erstaunen bemerkte ich auch die Vollkommenheit und Stärke der Mauern, die gleich jenseits des Grabens emporstiegen. Sie waren 18 Fuß hoch und eben so dick. Zu Seiten des Thors standen gegen hundert Büchsenschützen mit ihren Gewehren in der Hand, und so genau in Reih und

Glied, als wäre der Feind in der Nähe. Hundert Schritte etwa von diesem ersten Posten entfernt, war ein zweites Thor und eine zweite, etwas niedrigere Mauer von zugehauenen Steinen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Thor befanden sich Häuser, Baumstücke, Gärten und Reisfelder, so daß die Bewohner auf mehrere Monate mit Lebensmitteln versehen schienen, wenn ihnen auch jede Verbindung mit Außen abgeschnitten blieb. Bei dem zweiten Thor standen 30 mit Lanzen bewaffnete Männer; ihr Befehlshaber empfing mich mit vieler Höflichkeit und geleitete mich bis zum Schloß, das noch 50 Schritte entfernt lag, wo ich denn den Tono fand, der mich an der ersten Thür seines Hauses mit einem Gefolg von 15 bis 20 Bedienten erwartete. Nachdem er mich gegrüßt und über meine Ankunft bei ihm bekomplimentirt hatte, ging er voran durch 5 bis 6 Säle, indem er mir einige seiner Leute zu Führern anwies. Die Zimmer waren ganz von Holz, nach Landesart, indem die Häufigkeit der Erdbeben den Gebrauch von Steinen bei den Zimmern der Vornehmen bedenklich macht. Die Häuser sind aber mit solcher Kunst und Vollkommenheit gebaut, und mit einer solchen Verschwendung seiner goldener, silberner und gefirnißter Zierathen nach allen Theilen ausgeschmückt, daß das Auge überall mit Vergnügen verweilt. Ich kam endlich in das Zimmer, wo der Tono war, mit welchem ich mich einige Zeit sitzend unterhielt; worauf er mir seinen Rüstsaal zeigte, der mir eher eines Fürsten, als bloßen Privatmanns würdig dünkte. Als die Zeit zum Essen gekommen, erhob er sich und brachte mir selbst die erste Schüssel, nach Gebrauch der japanischen Herren, wenn sie ihre Gäste ehren wollen. Das sehr reichliche Mahl bestand aus Fleisch, Fisch und köstlichen Früchten aller Art. Ich kann sagen, daß dasselbe, trotz der Verschiedenheit zwischen ihrer und unsrer Weise, die Gerichte zu bereiten und zu würzen, ausgesucht war. Nachdem ich noch etwas verweilt, nahm ich von diesem Herrn Abschied, um mich noch zwei Stunden weiter nach meinem Nachtquartier zu begeben. Er ließ mir ein treffliches Pferd aus seinem Marstall zuweisen, und von diesem Tag, bis ich ihn nach sechs Monaten am Hof des Kronprinzen wieder traf, schrieb mir der würdige Tono häufig Briefe, um die zwischen uns geschlossene Freundschaft aufrecht zu halten.

Auf den dreißig Stunden Wegs, die ich bis Jedo, der Residenz des Kronprinzen, noch zurückzulegen hatte, fiel mir nichts Bemerkenswerthes auf, denn obwohl die Städte, durch welche ich kam, noch bedeutend größer waren, als die Flecken, welche ich Anfangs gesehen, und obgleich die ungeheure Bevölkerung uns in fortwährendem Staunen hielt, so glaube ich doch, da ich Dergleichen noch sehr Viel, ja Weit mehr in dem Lande sah, diesen Theil meines Berichts abkürzen zu müssen. Ueberall ward ich mit einer Sorgfalt und mit Vorkehrungen empfangen und beherbergt, die man selbst dem angesehensten und besten Freund des Kaisers nicht in stärkerem Grad hätte können angedeihen lassen.

Am Tag, welcher zu meinem Einzug in der berühmten Hauptstadt Jedo bestimmt war, kamen mir mehrere Edelleute entgegen, mit der Bitte, in ihrer Wohnung meinen Abstand zu nehmen. Ich kam über die Wahl nicht in Verlegenheit, denn es war mir auf Befehl des Prinzen zu wissen gethan worden, daß ein eignes Haus zu meiner Aufnahme bereit stehe. Ich langte Abends gegen 5 Uhr an, begleitet von den Edelleuten, die mir entgegen gegangen, und von einer unzähligen Menge, welche die Neugier herbeigezogen hatte, Menschen zu sehen, die nach Zügen und Tracht von den Japanern so verschieden waren.

Es war nöthig, daß Polizeibeamte uns durch die Straßen Weg bahnten, obwohl mir dieselben unverhältnißmäßig breit gegen die unsern dünkten. Das Gerücht von unsrer Ankunft hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet, was denn eine solche Menge Neugieriger nach Jedo zog, daß ich die acht Tage lang, während welcher ich das erste Mal dort war, keinen Augenblick Ruhe hatte. Ich glaubte mich des Besuchs der angesehensten Einwohner nicht entheben zu dürfen; aber ich wandte mich an den Geheimschreiber des Prinzen, um der Zudringlichkeit des großen Haufens los zu werden, und erhielt, daß an meine Wohnung ein Anschlag der Obrigkeit geheftet wurde, durch welchen diese Jedem untersagte, ohne meine Erlaubniß einzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortsetzung.)

Die Zeugen werden vorgenommen. Zuvörderst die Magd, die ledige Grivault. Sie ist eigentlich eine Schäferin, und Nichts verräth, daß Etwas an ihr sey, was über ihren Stand ginge. Ihre Hände sind rauh, ihre Kleider fast Lumpen; ihr Gesicht ist häßlich und von der Sonne verbrannt. Ich bezeuge, sagte sie, daß ich sah, wie der verstorbene Symphorien Dubois und Fremont den verstorbenen Hrn. Courier ermordeten. Symphorien nahm Hrn. Courier bei den Beinen und warf ihn zu Boden, und Fremont feuerte einen Schuß auf ihn ab, der ihn augenblicklich tödtete. Symphorien wendete den Leichnam um, Fremont durchsuchte ihn und Peter Dubois, Arrault und Boutet kamen alsbald nach der Stelle, wo sich die Mörder befanden. Der Präsident: So seyd Ihr also dessen gewiß, daß Ihr den Mord sahet; könnt Ihr es versichern? A. O ja, ich hab's gesehen und kann's versichern. Fr. Hat Hr. Courier in dem Augenblick, als er fiel, Etwas gesagt? A. Er sagte: ich bin verloren; und er hatte Recht, denn es war Niemand da, der ihm hätte zu Hülfe eilen können. Fr. Und was haben die Leute nach dem Mord gesagt? A. Flieht! Flieht! Er ist todt! Flieht! Es ist Zeit! Der junge Mensch und ich waren so erschrocken, daß wir Nichts sprachen; aber einige Augenblicke nachher gaben wir einander das Versprechen, Nichts zu sagen von Dem, was wir gesehen. Fr. Wie weit waret Ihr von den Mördern? A. Zwanzig Schritte; so weit als von hier zu jener Dame (indem sie auf eine Dame unter den Zuschauern deutet). Fr. Wie kommt es, daß die Mörder Euch nicht sahen? A. Ich weiß es nicht; aber ich habe sie deutlich gesehen. Fr. Nach welcher Seite war Hr. Courier gewendet? A. Nach der Seite von Chêne kendu — und dort fiel er auch. Fr. Wie war Hr. Courier gekleidet? A. Er trug enge weiße Beinkleider, weiße Weste, leichte Schuhe, und einen Hut mit Wachstuch. Fr. Welches sind die Personen, die auf den Schuß herbeiliefen? A. Diese drei da, Peter Du-

bois, Franz Arrault, Martin Boutet und ein Unbekannter. Fr. Woher kamen die vier Personen, welche auf die Stelle des Mordes herbeiliefen? A. Ich weiß es nicht, woher sie kamen; aber sie befanden sich auf der Seite von Fosse-à-Lalande und waren auf den drei Wegen aufgestellt, welche von dort herführen. Fr. Wer hat gesagt: Flieht, er ist todt? A. Peter Dubois und Fremont. Sie haben Alle das Nämliche gesagt. Fr. Waren sie bewaffnet? A. Ja, Dubois hatte einen bloßen Säbel, der Unbekannte einen Stock, und die Andern hatten Nichts. Fr. Haben die Mörder sich nahe an den Leichnam gemacht? A. Ja (oui, tout raz), der Todte war auf das Gesicht (sur dents) gefallen. Symphorien hob ihn auf und Fremont durchsuchte ihm die linke Tasche.

Hierbei bemerkte der Präsident, ohne Zweifel habe Fremont die Hand auf Hrn. Couriers linke Seite gelegt, um zu fühlen, ob das Herz noch schlage; alsdann wandte er sich an Dubois und die übrigen Beklagten: Was habt Ihr auf die Anklage der Dirne zu erwiedern? A. Das ist falsch, durchaus falsch. Dubois setzt noch bei: Ich kann beweisen, daß ich an diesem Tag gar nicht in dem Wald war. Fr. Wer kann die Zeugin zu dieser Angabe wider Euch veranlaßt haben? Hat sie einen Beweggrund der Rache oder des Hasses? Dubois: Ich weiß es nicht; was soll ich sagen, was soll ich antworten? Sie hat einen falschen Eid geschworen; ich kann auch nicht sagen, warum. Der Präsident zu der Grivault: Seyd Ihr dessen gewiß, daß Ihr diese drei Personen erkanntet? A. Ich wohl. Sie hielten alle drei Wache auf den Wegen von Fosse-à-Lalande. Fr. Warum seyd Ihr, als Fremont zum ersten Mal vor Gericht stand, nicht erschienen, um Zeugniß abzulegen? A. Ich war damals nicht zu Haus. Ich war in Dienst im Kirchspiel Joué. Fr. Seyd Ihr dessen gewiß, daß Ihr mit Honore Veillaut in dem Wald wart? A. Ja, wohl; es war eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang. Als der Streit anging, versteckten wir uns. Fr. Was sagten Die, welche sich stritten? A. Symphorien sagte laut: Genug, hier muß der Brodschmecker vorbei (c'est fini, il faut qu'il passe ici, le goût du pain); dann zankte er sich mit Hrn. Courier; sie sagten einander abscheuliche Dinge; sie gingen arg mit ihm um. Hr. Courier wollte fort, um sich zu retten; aber Symphorien hielt ihn und faßte ihn am Bein. Fr. Wie kommt's, daß die Mörder Euch nicht gewahrten? A. Wir gingen queer waldein.

Hr. Julien, der Advokat Dubois's, macht darauf aufmerksam, daß aus dem an Ort und Stelle den Tag nach der That aufgenommenen Protokol hervorgehe, daß das Holz in jener Gegend nichts weniger als dicht stehe, es also unmöglich sey, sich daselbst zu verbergen, ohne gesehen zu werden. Die Grivault, befragt über die Entfernung von Saint-Avertin und einigen andern Ortschaften in der Nähe der Stelle, wo der Mord vorfiel, zeigt sich völlig unwissend über jedes Maß von Entfernung. Mit dem Zeitmaß ist es bei ihr eben so. Sie behauptet unbedenklich, daß drei halbe Stunden eine Stunde ausmachen. Hr. Julien macht ferner darauf aufmerksam, es sey erwiesen, daß Hr. Courier einen weißlichen Hut mit Wachstaffent und eine weiße Weste angehabt habe; auch daß sie sich über die Kleidung der Beklagten täusche. Einige der Geschwornen bemerken, die Angaben der Grivault verwirrten die Sache mehr als sie dieselbe aufklärten.

Der Zeuge Fremont wird vorgefordert. Fremont erscheint bleich, zitternd, sich mit Mühe aufrecht haltend. Seine Lippen bewegen sich mechanisch, seine Augen haften starr auf dem Boden. Er ist ein Mann von 45 Jahren, klein, von blasser Farbe, mit grauen tiefliegenden Augen, rothem Bart und sehr langen über die Schulter hängenden Haaren, welche bereits anfangen zu grauen. Sein Anzug und sein ganzes Aeußeres ist erbärmlich. Der Präsident: Was auch die Lage seyn mag, in der Ihr Euch befindet, so habt Ihr geschworen, die Wahrheit zu sagen — die ganze Wahrheit. Diese seyd Ihr dem Gericht schuldig. Indem aber das Gesetz Euch zum Eide zuließ, legt es Euch vielleicht in höherem Grade als jedem Andern die Pflicht auf, ihm Nichts zu verbergen. Ihr setzt Euch sonst den Strafen aus, welche den falschen Zeugen treffen. Seyd ruhig, faßt Euch, sprecht bestimmt und laut. Fremont: Einen Monat oder 6 Wochen vor Hrn. Couriers Tod sagte mir Symphorien Dubois: Wenn nur Hr. Courier stürbe, so hätten wir es viel besser; unsere Frau käme dann von Paris zurück, während er sie jetzt einsperren lassen will. Peter Dubois, welcher hier ist, sagte das Nämliche zu mir. Eines andern Tages, als wir uns in der Schenke von Chêne Pendu zusammen befanden, setzte sich Symphorien auf einen Schemel zwischen meinen Füßen und ließ mich freundlich an (se prit à me filouter). Er umarmte mich und sprach: Ich habe Dir ein Geheimniß zu sagen: Die Abwesenheit der Madame Courier ist für uns ein rechtes Unglück; sie steht sehr schlecht mit ihrem Mann; ich wollte er wäre todt; ich habe Briefe von Madame Courier, worin sie mir von sich Nachricht giebt; sie wünscht es auch. Wenn ich wie Du alle Tage in den Wäldern mit ihm zu thun hätte, so wäre die Sache bald abgemacht. Fremont wiederholt hierauf Alles, was sich am Morgen des Tages der Ermordung und bei der Ermordung selbst zugetragen. Er bemerkt, als er sich Abends zu dem von Hrn. Courier bestimmten Stelldichein begeben, sey er auf Franz Arrault gestoßen, der einen Wagen mit Reisig lud. Nachdem er dieß Alles erzählt hat, fährt er fort: Ich langte vor Symphorien in Chavonniere an. Als er zurückkam, sagte er: Sprich nicht von dem Vorgefallenen; Dein Leben hängt davon ab. Warum? entgegnete ich ihm, warum habt Ihr mich genöthigt, eine solche That zu verüben? Madame Courier, war seine Antwort, hat es so gewollt. Wir leben als Mann und Frau. Es gab kein anderes Mittel. Präsident: So habt also Ihr den Schuß gethan? Fremont: Ja, ich ... ich habe es schon erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarischer Fleiß.

Die Kammer der Gemeinen hielt im vor. Monat 15 Sitzungen; in 13 derselben, wo man nicht eher als Morgens zwischen halb 2 bis halb 4 Uhr auseinander ging, kamen 1001, also in jeder ungefähr 77 Gegenstände vor; außerdem hatte die Kammer in dieser Zeit 20 bis 30 Ausschüsse in Thätigkeit. Das Morningchronikle, welches Dieß erzählt, setzt hinzu: als ob es noch nicht genug gewesen wäre, mußten noch immer Mitglieder und selbst ausgezeichnete Mitglieder die Kammer um einen Augenblick der Aufmerksamkeit bestürmen, um ihr neue Gegenstände der Berathung und neue Motionen vorzulegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 176. 25 Juni 1830.

Reise in Japan.

3. Die Stadt Jedo.

Obwohl die Stadt Jedo noch nicht die beträchtlichste in Japan ist, so verdient sie doch ihren großen Ruf in vielen Beziehungen. Ich will mich in Betreff dieser Hauptstadt auf alle Einzelheiten einlassen, deren ich mich noch entsinne.

Jedo zählt 700,000 Einwohner, und, obwohl nicht am Meeresufer liegend, genießt sie vermöge eines großen, sie durchschneidenden Flusses, welcher Fahrzeugen mittlerer Größe bis zu ihr zu fahren erlaubt, doch alle Vortheile einer Küstenstadt. Auf diesem Fluß, der sich im Innern der Stadt in mehrere Arme theilt, kommen alle zum Leben und Unterhalt der Bewohner nöthigen Vorräthe an. Nahrungsmittel jeder Art trifft man denn auch in solchem Ueberfluß, daß ein Mann daselbst des Tags füglich um einen Real (2 Silbergroschen 2 Pf. preuß. Kur.) leben kann. Die Japaner backen wenig Waizenbrod, obwohl dasjenige, welches sie bereiten, das trefflichste von der Welt ist, und sehr gut verkauft wird. Straßen und Plätze in Jedo sind sehr schön, vollkommen wohl unterhalten und so reinlich, als würden sie gar nicht betreten. Die Häuser bestehen aus Holz und beinah alle haben zwei Stockwerke. Aeußerlich stellen sie weniger vor, als die unsrigen, innerlich aber sind sie unendlich bequemer und schöner. Sämmtliche Straßen haben bedeckte Seitengänge, und jede einzelne ist nur von Leuten desselben Gewerbes bewohnt, so daß z. B. in der einen bloß Zimmerleute, in der andern bloß Schneider, in der dritten Schmide, in der vierten Goldarbeiter vorkommen, und so noch viele Andre, deren Kunst oder Handirung unbekannt in Europa ist. Kaufleute und Händler sind eben so abgetheilt, so daß die Käufer ihre Bedürfnisse in der Nähe haben, und ihre Wahl treffen können, ohne erst weit herum streichen zu müssen. Ein großer Theil der Plätze und öffentlichen Märkte ist im Ueberfluß mit in gleicher Art gesonderten Lebensmitteln versehen, so daß jede Art ihren eigenen Ort hat; so sah ich z. B. denjenigen, wo das Wildprett verkauft wird; ich traf daselbst eine unzählige Menge Kaninchen, Hasen, wilde Schweine, Damhirsche, Gemsen und Thiere, die ich noch gar nie gesehen hatte. Der Fischmarkt ist sehr groß und ungemein reinlich. Ich sah daselbst mehr denn tausend Arten von frischen und gesalzenen Fluß- und Meerfischen. Ueberdieß enthielten ungeheure Kufen eine große Menge lebendiger Fische. Endlich stand der Frucht- und Gemüsemarkt an Reinlichkeit und Ueberfluß dem Fleisch- und Fischmarkt nicht nach, und auf allen dreien konnte ich mich überzeugen, daß die Wohlfeilheit, die Zahl und die Beschaffenheit der Lebensmittel den Bewohnern Jedo's ihr Fortkommen sehr erleichtern müsse. Auch die Wirthshäuser sind sämmtlich in einigen besondern Straßen, zunächst denjenigen, wo ausschließlich die Pferdeverkäufer und Verleiher wohnen, welche in so großer Anzahl da sind, daß ein ankommender Reisende, der nach Landesbrauch von zwei Stunden zu zwei Stunden mit den Pferden wechselt, nur über die ihm zu Gebot stehende Wahl in Verlegenheit geräth.

In der Nähe des Quartiers der Kaufleute, der Wirthshäuser und Märkte ist auch dasjenige der öffentlichen Dirnen.

Die Herren und Edeln bewohnen ebenfalls einen gewissen Theil der Stadt allein. Diesen erkennt man an den geschnitzten, bemalten und vergoldeten Wappen über den Thüren der Häuser. Die japanischen Vornehmen legen auf dieses Standesvorrecht großen Werth. Es kann da Thüren geben, die ihre 20,000 Dukaten kosten*).

Die höchste Staatsbehörde bildet ein Statthalter, der das Oberhaupt aller bürgerlichen Behörden und aller militärischen Posten ist. In jeder Straße giebt es einen Richter oder Alcaden, wozu gewöhnlich der angesehenste Bewohner erwählt wird. Derselbe richtet in erster Instanz über alle Civil- und Criminalfälle, und weist die schwierigern dem Statthalter zu. Diesen Richtern ist streng verboten, auf außergerichtliche Sollicitationen der Parteien zu hören.

Die Straßen werden mit Anbruch der Nacht an beiden Enden durch ein Thor geschlossen. Auch am Tage befindet sich bei jedem Thor ein Wachtposten, der mit dem Wachtposten des nächsten Thors durch einzelne, in gewisser Entfernung von einander aufgestellte Schildwachen in Verbindung steht, so daß, sobald ein Verbrechen begangen worden, die Nachricht davon augenblicklich bei beiden Thoren anlangt, welche auf der Stelle geschlossen werden, und selten vermag sich dann der Schuldige der Bestrafung zu entziehen.

*) Der spanische Dukaten ist gleich 21 Silbergroschen, 8 Pfennigen preuß. Kur.

Was ich von Jedo erzähle, läßt sich auf alle Städte des Reichs anwenden, sowohl in Rücksicht der städtischen Behörden, als in jeder andern Beziehung. Noch füge ich bei, daß die Japaner selten anderes Fleisch genießen, als das Wild, so sie auf der Jagd erlegen, indem bürgerliches und religiöses Gesetz den Gebrauch des geschlachteten Fleisches beinahe gänzlich untersagen. Der Kronprinz hat den Franciskaner-Barfüßern erlaubt, sich in Jedo öffentlich niederzulassen. Diese Erlaubniß ist einzig im ganzen Reich, wo es sonst nirgends eine christliche Kirche giebt. Die dem Dienst unsrer heiligen Religion gewidmeten Häuser sind nur gebildet, und sehen wie Privathäuser aus.

Zwei Tage nach meiner Ankunft schickte mir der Kronprinz, der mich schon zweimal von seinem Admiral hatte besuchen lassen, seinen Geheimschreiber, Namens Konsekonduno, mich zu benachrichtigen, daß ich zum Handkuß kommen dürfe, was ich denn Nachmittags um 4 Uhr that. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich eine richtige Vorstellung von all Dem geben könnte, was ich Bewunderungswürdiges in dieser Stadt sah, sowohl in Beziehung der übrigen Bauten und Paläste, als der Pracht und des Pomps an dem Hofe. Ich glaube versichern zu können, daß ich von dem Eintrittsthore bis zu den Gemächern des Prinzen mehr denn 20,000 Menschen traf, die nicht gerade um dieses Tages willen versammelt, sondern in fortlaufendem täglichem Dienst des Hofes waren.

Die Hauptmauer dieses Palastes ist von ungeheuern, zugehauenen Steinen gebildet, die ohne Mörtel aufeinander gelegt sind. Sie ist ungemein breit, und von Zeit zu Zeit von Schießscharten durchbrochen, um Artillerie anzubringen, die jedoch nur in geringer Anzahl vorhanden ist. Am Fuß dieser Mauer befindet sich ein sehr tiefer Wassergraben. Man tritt über eine Zugbrücke von ungemein sinnreicher Erfindung ein, die ich nirgends sonst angewandt gefunden habe. Die Thore sind sehr fest; sobald sie mir geöffnet waren, sah ich mich zwischen zwei Reihen von Büchsenschützen und Musketieren, deren Zahl ich auf tausend Mann anschlage, (so glaube ich gab der Anführer mir dieselbe an.) Dieser Offizier geleitete mich bis zum zweiten Thor, wo ich einen sehr gut erbauten Erdwall nebst Glacis fand. Es mochten 300 Schritte vom ersten bis zum zweiten Thor seyn. In dieses eingetreten sah ich eine Abtheilung von vierhundert Mann, mit Picken und Lanzen bewaffnet. Ich kam zu einer dritten Mauer von 12 Fuß Höhe, die von Zeit zu Zeit Räume für Büchsenschützen und Musketiere hatte. Hier waren etwa 300 Soldaten mit Hellebarden, genannt Manquinatas. Man sagte mir, daß die Soldaten, so ich in den drei Vorhöfen gesehen, zwischen diesen Mauern selbst wohnten, in der Mitte sehr schöner Gärten, die mit jeder Art von Fruchtbäumen und Gemüsen bepflanzt sind. In weniger Entfernung von dem dritten Thor tritt man in den Palast; zuerst bemerkt man die Ställe, welche damals 300 Handpferde enthielten, denen Nichts abging, um eben so vollkommen zu seyn, wie die unsrigen, als eine gleich sorgfältige Dressur. Jedes war mit einem eisernen zweiarmigen Halfter angebunden, das Hintertheil gegen die Wand gerichtet, so daß man ohne alle Gefahr im Stall umherspazieren konnte. Auf der andern Seite ist das Arsenal des Prinzen, reich an Kürassen und nach Landesart vergoldeten Halskrägen, und vielen Angriffs-Waffen, wie Büchsen, Piken, Lanzen, Degen, so daß man wohl hunderttausend Mann mit denselben ausrüsten könnte.

Der erste Saal, durch welchen man in den Palast eintritt, war so reich geschmückt, daß ich nicht das geringste Fleckchen vom Boden, den Wänden oder der Decke sehen konnte. Die Fußteppiche, welche sie Tatames nennen, sind herrlich mit Stoffen, Gold und Sammt, von bewundernswürdiger Arbeit, besetzt. Wände und Decke sind mit angenehmen Bildwerken in Gold oder Firniß gezlert und mit Gemälden, welche Gegenstände der Jagd darstellen. Wir armen Schiffbrüchigen glaubten nach dem Anblick eines solchen Saales Nichts, was denselben übertrafe, sehen zu können; aber zu unsrer großen Ueberraschung sollte sich unser Staunen von Saal zu Saal mehren bis zu demjenigen, wo der Prinz uns empfing. Ich wurde von einem Gemach ins andre durch verschiedene Offiziere geführt, die mich jedesmal an der Thür verließen, nachdem sie mich andern übergeben hatten, woraus ich schloß, daß die Hofsitte wie in Europa so auch in Japan eine Stufenfolge in dem Recht aufstelle, in diesen oder jenen Saal eintreten zu dürfen. Der Prinz empfing mich in einem großen Saal, in dessen Mitte sich ein Auftritt von zwei Stufen befand, woselbst er auf dem platten Boden, der mit einem prächtigen Teppich von scharlachenem, goldbesetztem Sammt belegt war, saß. Er trug ein grün und gelbes Ueberkleid über zwei von jenen Gewändern, die man Quimones nennt, und darüber einen Gürtel, an welchem sein Dolch und sein Degen hingen. Seine Haare waren mit Bändern verschiedener Farbe geschmückt, ohne daß er sonst Etwas auf dem Kopfe hatte. Er ist ein Mann von 35 Jahren, braun, von angenehmem Gesicht und guter Statur. Die beiden Geheimschreiber des Prinzen befahlen meinen Begleitern stehen zu bleiben und ich schritt allein bis zu einer Art Stuhl vorwärts, der fast so niedrig war, als der Boden und vier Schritte zur Linken von dem Prinzen entfernt stand. Er hieß mich das Haupt bedecken und ließ mir lächelnd durch seine Dolmetscher sagen, daß das Vergnügen, welches er im Voraus empfunden, mich zu sehen und meine Bekanntschaft zu machen, jetzt getrübt sey, weil ich ihm traurig und verdüstert über das mir zugestoßene Unglück scheine; brave Männer dürften sich aber über einen Unfall, der sie nicht durch eigne Schuld betroffen, nicht betrüben, ich sollte Muth fassen, ich wäre in seinem Reich, wo er mir Alles, was in meinem Wunsche liege, würde angedeihen lassen. Ich dankte ihm, und antwortete, so gut ichs vermochte. Der Rest des Gesprächs bestand in Fragen, die er mir über die näheren Umstände meines Unglücks machte, und ich schloß mit der Bitte um die Erlaubniß, morgenden Tags abreisen zu dürfen, um mich an den Hof seines Vaters, des Kaisers, zu begeben. Er erwiederte: für Morgen gehe Das noch nicht an, da er jenen zuvor darüber in Kenntniß setzen müsse, in vier Tagen aber könne ich mich auf den Weg machen; er werde Befehl geben, daß ich allenthalben, wo ich durchkäme, nach meinem Verdienst beherbergt und aufgenommen würde. Auf Dieß verabschiedete ich mich von dem Prinzen und kehrte in meine Wohnung zurück.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsezung.)

Das Leben der Mauren bietet nur wenig Abwechslung dar; fällt es ihnen einmal ein, sich von ihrer gewohnten Ruhe los zu reißen, so fliegen sie zu Pferd und bringen einige Tage auf dem Lande zu. Hier ist eine ihrer Lieblingsbelustigungen die Vogeljagd; sie setzen sich unter ein kleines buntgemaltes Zelt, um welches bald eine Menge von Vögeln flattert, die sich ohne Mühe schießen lassen. Sonst gehören Damen- und Schachspiel zu ihrer Unterhaltung; Kartenspiel verbietet ihnen das Gesetz des Propheten. Einige Stunden des Tags werden in den Köschks zugebracht: einer Art von Säulenhallen, die mit einem Dach versehen, aber nach allen Seiten offen sind. Hier rauchen sie Taback und Rosenblätter und schlürfen wohl auch eine Tasse starken Kaffee aus Yemen. Wenn sie sich's recht wohl seyn lassen wollen, nehmen sie eine gute Portion Opium und träumen sich dann bis in den dritten Himmel, mitten unter die Schönheiten und entzückenden Genüsse des Paradieses. Daher wenn sie von Jemand sagen wollen, daß es ihm recht gut gehe, so heißt es, er lebe von Opium. Zuweilen führen öffentliche Sängerinnen und Tänzerinnen wollüstige Scenen vor ihnen auf, die nur in denen der Bajaderen Indiens ihres Gleichen finden, welchen aber die Mauren mit demselben schweigsamen Ernste anwohnen, als ob es religiöse Ceremonien wären; die zahlreichste Gesellschaft, welche hier beisammen ist, wechselt oft in ein Paar Stunden keine zwölf Worte. Zuweilen treten hier auch jene bei den Arabern so beliebte Geschichtenerzähler auf; wenn sie geendet, so lassen sie wie die italienischen Improvisatoren der niedern Classe die Mütze herumgehen und empfangen ihren Ehrensold. Manche derselben stehen in einem hohen Ruf der Gelehrsamkeit. Ein andrer wichtiger Sammelplatz sind die Barbierstuben. Die Barbiere haben wie überall das Vorrecht der Neuigkeitskrämerei. Ihre Buden trifft man vom Morgen bis Abend angefüllt mit müßigem Volk, wovon die Einen, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, die Andern mit unterschlagenen Beinen und die Körner an den Rosenkränzen abzählend, daßen und mit offenem Munde ihrem Orakel zuhören.

Die Bäder (haman) bilden in Algier, wie in allen muselmännischen Ländern, einen Gegenstand des Luxus und des Bedürfnisses zugleich, und wahrscheinlich stehen sie den berühmten constantinopolitanischen, welche Lady Montague so schön beschrieben hat, nicht nach. Der Vorsaal ist eine große Rotunde mit Bänken, auf welchen die Kleider abgelegt werden. Hat der Badende sich entkleidet, so wirft man ein großes Leintuch über ihn und führt ihn in einen Corridor, der nur wenig geheizt ist. Von da gehts langsam nach und nach durch das Frigidarium und Tepidarium in das Calidarium. Hier angekommen streckt man sich auf den Polstern, mitten in einer Wolke von Wohlgerüchen, aus; sobald dann nach einigen Augenblicken der Ruhe die Glieder gehörige Gelenkigkeit bekommen haben, bemächtigen sich zwei Personen des Badenden und kneten ihn wie ein Stück Teig durch. Die Hitze und das Reiben verursachen Anfangs zwar einige Beschwerden, aber bald fühlt man sich von einer Empfindung des Wohlbehagens durchdrungen, welche man sich nicht angenehmer vorstellen kann — man fühlt sich freier um die Brust; das Blut fließt rascher durch die Adern, kurz eine neue Thätigkeit äußert sich durch alle Lebensverrichtungen. Für die Damen ist das Bad der einzige Ort, wo sie sich einer völligen persönlichen Freiheit erfreuen und allen Prunk ihres Putzes vor ihren Freundinnen auskramen. Im Bad werden sie unter Anderm vom Kopf bis zu den Füßen mit Rosenwasser übergossen, und ihre Haare mit kostbaren Oelen angefeuchtet; selbst die Kleider, ehe sie dieselben wieder anziehen, werden mit Aloeholz durchräuchert. Nach vollendeter Toilette verfügen sie sich in das äußere Gemach, wo überzuckerte Früchte, Confituren und andere Erfrischungen, nebst den Unterhaltungen des Gesangs und Tanzes, (welche Künste übrigens nur von Sklavinnen oder öffentlichen Dirnen ausgeübt werden, und in der Art, wie Dieß geschieht, im grellen Abstich gegen die herrschenden strengen Begriffe von weiblicher Sittsamkeit erscheinen) ihrer harren. So üppig und für europäische Zuschauer unschicklich solche Tänze sind, indem die höchste Virtuosität in einer lebhaften Beweglichkeit der untern Theile des Körpers besteht, während die obern Theile desselben ruhig bleiben; so würde man es doch nicht zugeben, daß Manns- und Frauenpersonen oder daß nur zwei Personen überhaupt eine Partie zusammenmachten.

Während der heißen Jahreszeit steht der reiche Maure etwa zwei Stunden vor Tag auf, um die erquickende Zephiren der Nacht zu genießen; er besucht das Schlafzimmer seiner Kinder, trinkt seinen Caffee und legt sich, nachdem er eine Pfeife geraucht, wieder zu Bett. Um 8 Uhr steht er zum zweiten Mal auf, sagt seinem Harem dann einen guten Morgen, speist um 10 Uhr, trinkt wieder Kaffee und schläft wieder, worauf er ein Bad nimmt. Wenn er in seinem Saal sitzt, so sieht man vier Sklaven mit gekreuzten Armen und starr auf ihren Herrn gerichteten Augen immer in Bereitschaft, jedem seiner Wünsche zuvorzukommen, jeden Befehl zu vollbringen, den die leise Bewegung seiner Hand oder eine leichte Beugung seines Haupts andeutet. Die Morgenbeschäftigung beschließt ein Spaziergang auf der Terrasse. Um Sonnenuntergang wird zu Nacht gespeist, zwei Stunden darauf legt man sich zur Ruhe und am nächsten Morgen setzt man denselben Kreislauf fort. Ein Besuch unterbricht vielleicht je und je diese tödtliche Einförmigkeit. Eine freundschaftliche Aufnahme erfordert, daß man dem Gast das Gesicht mit Rosenwasser besprengt und daß ein Sklave ihm ein Rauchfaß über den Kopf hält, bis er über und über im Weihrauch schwimmt; worauf Kaffee, Sorbet, Pfeifen und, oft außer ihrem beliebten syrischen Taback, Aloeblätter, gereicht werden. Von Politik oder Religion ist bei solchen Besuchen nie die Rede, überhaupt beschränkt man sich auf Gesprächsgegenstände, wobei man sich nicht compromittirt, z. B. Algier ist eine feste Stadt, oder: wie befindet Ihr Euch, oder: es ist ein heißer Tag ꝛc. Der, welcher den Besuch empfängt, erhebt sich nie beim Eintritt des Fremden, er bleibt sitzen, bis dieser ihn begrüßt hat; dieselbe Gleichgül-

tigkeit zeigt er beim Verabschieden; nur während des Besuchs hat er die Pflicht mit Erfrischungen aufzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

(Fortsetzung.)

Daß Peter Dubois anwesend war und daß Symphorien ihm denselben zeigte, bestätigt Fremont; doch weiß er nicht anzugeben, ob er ihn bewaffnet gesehen. Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß der Pfropf, den man in Courier's Wunde fand, aus dem Blatt einer Zeitung bestand, von welcher Fremont alle übrigen Numern besaß, erwidert der Letztere, daß Symphorien in seine Kammer eingetreten sey wie in seine eigne, und daß er dieses Blatt so genommen haben könne. Präsident: Ich gebe zu, daß Symphorien Euch befahl, Hrn. Courier zu tödten; daß er diesen Befehl mit Drohungen begleitete. Allein Ihr hattet Euer Doppelgewehr geladen; Symphorien war unbewehrt, und von Hrn. Courier unterstützt konntet Ihr mit Symphorien und Peter Dubois es aufnehmen. Ihr habt folglich das Verbrechen beabsichtigt und seyd mitschuldig. Ich fordere Euch um Eures eignen Besten willen auf, die ganze Wahrheit zu sagen; Ihr habt keinen Grund, Etwas zurück zu halten. Die Gerechtigkeit kann Euch als Mörder nicht mehr erreichen; aber sie kann Euch als falschen Zeugen finden. Fremont (ruhig): Wenn ich noch Etwas zu sagen hätte, als was ich gesagt habe, so würde ich es sagen. Präsident: Habt Ihr nicht zu Einem, Namens Mignot, der Reisig sammeln wollte, gesagt: Mein Herr ist ein Lump, ein Spitzbube, ein Gauner; aber er wird sein Theil bekommen, ehe er sich dessen versieht. Fremont: Wenn ich Dieß gesagt habe, so erinnere ich mich's nicht mehr. Ich hatte übrigens keine Ursache so zu reden. Hr. Barthe fragt den Zeugen, ob er keinen Verdacht geschöpft, als ihm Symphorien das Gewehr abforderte, um es zu laden? Fremont: Nein ich dachte an Nichts; wenn ich an Etwas gedacht hätte, gewiß — ich würde es sagen. Hr. Barthe: Fremont war bewaffnet, Hr. Courier hatte seine natürlichen Kräfte sich zu wehren. Auf ein Zeichen seines Wildschützen konnte er sich in Vertheidigungsstand setzen und Widerstand leisten. Indessen auf ein Wort Symphorien's tödtet Fremont seinen Herrn. Fremont: Ich war trunken, ich handelte als ein Sinnloser. Präsident: Ihr gabt an, daß Ihr nur den Franz Arrault getroffen, da er seinen Wagen lud; hätten sich Andere im Wald verbergen können? Fremont: Ja, wohl hätten sich Tausende darin verstecken können, denn das Haidekraut stand hoch. — Die Grivault wird mit Fremont confrontirt; sie bleibt bei ihren frühern Aussagen. Fremont leugnet, daß er den Leichnam durchsucht habe.

Die Reihe kommt an den Zeugen Veillaut, den jungen Menschen, welcher nach dem Aussagen der Grivault den Frevel mit ihr ansah. Er ist ein großer Bursch, mit offener Miene, stark untersetzt, gegen 25 Jahr alt. Er erklärt, daß er weder in der Kirche von Saint Avertin, noch mit der Dirne in dem Wald gewesen. Nie, sagt er, habe ich mich geschämt, mit einer Weibsperson zu gehen; wenn ich bei ihr gewesen wäre, würde ich es gerade heraus gestehen; aber ich habe nie mehr mit ihr gesprochen, als daß ich ihr guten Morgen oder guten Abend wünschte. Präsident: Was habt Ihr an dem Sonntag Quasimodogeniti gethan? Veillaut: Ich weiß es nicht mehr, denn es ist schon lang her; aber so Viel weiß ich, daß ich an jenem Tag nicht aus dem Hause ging; wenn die Grivault etwas Anderes gesagt hat, so lügt sie. — Man läßt die Grivault eintreten, die auf Allem, was sie in Bezug auf ihn angegeben, beharrt. Veillaut behauptet das Gegentheil, und es entspinnt sich ein ziemlich langer Wortwechsel zwischen beiden Zeugen. Prokurator: Warum seyd Ihr, da Ihr doch Stallknecht wart, auf einmal Schuster geworden? Veillaut: Dieß that ich, als ich mich verheirathete. Procurator: Was hat Euch Eure Frau zugebracht? Veillaut: Ihre Aussteuer. Procurator: Woher hattet Ihr das Geld, um Euch einzurichten? Veillaut; Pardieu, so gar Viel brauchte ich nicht. Procurator: Man könnte vermuthen, daß Ihr, im Besitz eines schrecklichen Geheimnisses, Euer Stillschweigen Euch hättet mit Geld bezahlen lassen. Veillaut: Mit solchen Voraussetzungen kommt man auf falsche und sehr falsche Dinge. Seht, ich hatte Geld von meinen Ersparnissen, und ich hätte noch mehr gehabt, wenn ich nicht bei einer gewissen Geschichte um Etwas gekommen wäre. Procurator: Bei was für einer Geschichte? Veillaut: Als ich für eine gewisse Person, die nicht bezahlen konnte, ein Bankbillet von 500 Fr. einwechseln mußte. Procurator: Für was für eine Person? Veillaut: Für meinen Vater. — Hr. Julien ersucht das Gericht, von den Prädikatszeugnissen Veillauts Kenntniß zu nehmen. Veillaut, indem er abtritt: Mein Betragen ist bekannt; ich fordere Jeden heraus, der auch nur, was auf einen Nagel hingeht, gegen mich weiß.

Jerome Girault, der Herr der Grivault, und Jeanne Roland, eine ihrer Kamerädinnen, folgen. Die beiden Zeugen erzählen, was ihnen die Grivault über den Mord mittheilte. Sie stimmen darin überein, daß es Franz Arrault gewesen, der den bloßen Säbel gehabt. Die Grivault hatte als diesen den Peter Dubois bezeichnet. Die Sitzung wurde Abends um 5 Uhr aufgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersetzung deutscher Romane ins Französische.

Bei der Vorliebe der Franzosen heutiger Zeit für die deutsche Literatur greifen sie keineswegs immer nach den neuesten Erzeugnissen unsres Parnasses. So wurde kürzlich die Ehre der Uebersetzung einem in Deutschland längst verdrängten Buche — Veit Webers Sagen der Vorzeit — zu Theil, das unter dem Titel: Traditions du temps passé, par Veit Weber, traduites de l'allemand par feu M. l'abbé de l'Ecluse in Paris herausgekommen ist. Die erste Lieferung giebt die Geschichte des „Adolf de Dachsburg" in fünf Bänden, welche einem Kritiker in der Gazette litteraire gewaltig lang und abenteuerreich bedünken will, übrigens, seiner Versicherung nach, in der französischen Uebertragung die Naivetät Veit Webers eben so glücklich wiedergiebt, als vor Kurzem der fantastische Genius Hofmanns auf französischen Boden verpflanzt worden sey. Nach den von ihm gegebenen Proben ist der Uebersetzung allerdings das Verdienst möglichster Treue nicht abzusprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 177. 26 Juni 1830.

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Bekannt ist der sonderbare maurische Schönheitssinn, welcher die weiblichen Reize nach der Wohlbeleibtheit ihrer Besitzerinnen ermißt. Statt daß die Damen bei uns durch Anwendung von Mieder und Schnürbrust die Schlankheit ihrer Gestalt hervorzuheben suchen, bietet eine maurische Schöne Alles auf, ihrer Person den möglich größten Umfang zu geben. Ja ihre ganze Erziehung von früher Jugend ist dahin berechnet, diese Massivität auszubilden. Es findet daher eine förmliche Mästung Statt: die einstige Herzenseroberin wird nemlich in einen engen Raum eingesperrt, wo sie unter Aufsicht der sorgsamen Mutter eine gute Anzahl kleiner mit Oel getränkter Teigkugeln zu verschlucken bekommt, und wozu sie auf der Stelle Wasser trinken muß. Doch zeichnen sich die Mauriunen auch noch durch andere Vorzüge aus, welche auch in den Augen eines europäischen Liebhabers Werth haben dürften — durch eine schöne feine Haut und ein Paar lebendige Augen, welche die Natur aus einem Mittelding zwischen Feuer und Geist gebildet zu haben scheint, so daß man sie, wenn sie durch den Schleier durchblicken, mit den Strahlen der Sonne vergleicht, welche hinter einer Wolke steht.

Es ist in der Berberei Sitte, Mädchen fast noch in der Wiege zu verloben, und in der Regel wird mit dem zwölften oder dreizehnten Jahr bereits die Ehe vollzogen. Um diese Zeit, sagt ein orientalischer Dichter, entfaltet die Rose ihre Knospen und öffnet sich dem belebenden Strahl der Liebe. Die Liebe hat indeß meist mit dem Heirathen Nichts zu thun. Ja oft sehen sich die für einander Bestimmten erst am Hochzeittag. Die einzigen Mittel, welche der Mann besitzt, sich der Reize seiner Künftigen zu vergewissern, sind, daß er eine alte Frau, die freien Zutritt bei jener hat, als Vermittlerin gewinnt, durch welche er eine zärtliche Botschaft mit einem reichen Blumenstrauß begleitet an sie gelangen läßt, oder daß er sie beobachtet, wann sie sich nach der Moschee begiebt, wo er aus ihrer Art zu gehen, ihren Gebehrden und Bewegungen wichtige Schlüsse auf Gestalt und Charakter machen kann. Ist die Vermählung eines jungen Paares zwischen den beiderseitigen Vätern einmal beschlossen, so versammeln sich die Familien und man kommt über die Bedingungen überein. *) Die Mauren, welche in den Berggegenden wohnen, sollen sich hiebei des Brauchs der Nasamonier bedienen, welchen man auch unter den spanischen Landleuten**) trifft, d. h. der Bräutigam bringt ein Glas an die Lippen der Braut und diese thut Dasselbe bei ihm. Zu dieser Symbolik fügen sie dann noch das Versprechen der Treue hinzu und darauf beschränkt sich oft die ganze Hochzeitsfeyerlichkeit. Mehr Ceremoniell beobachten sie in den Städten. Einige Tage vor der Hochzeit reitet der Bräutigam unter dem Klang von Pauken und Pfeifen, gefolgt von seinen Freunden, deren einige Fahnen tragen, andere Salven in die Luft feuern, durch die Stadt. Am Hochzeittag selbst nimmt er einen andern Weg und der Umzug bewegt sich etwas feyerlicher, und mit einer größern Begleitung; er trägt einen rothen Mantel und ist mit einem schönen Säbel umgürtet. Sein Gesicht hat er verhüllt, um sich gegen Einwirkung des bösen Auges zu verwahren. Was die Braut betrifft, so wird diese drei Tage vor der Hochzeit jeden Tag ins Bad geführt, und an der Hochzeit spricht ihr Verlobter in Gegenwart seiner Freunde und einiger Imams ein Gebet, worauf er sich zu ihr begiebt, die in seinem Zimmer seiner wartet. Von diesem Augenblick an werden sie als Mann und Frau betrachtet, und mit Ausnahme der nächsten Verwandten entfernt sich Jedermann. Die Frau entschleyert sich nun zum ersten Mal vor seinen Augen; nachdem sie aber seine Neugierde befriedigt hat, zieht auch sie sich zurück nach Haus, bis Abends neun Uhr die Gesellschaft, welche der Hochzeit angewohnt, sie nach ihrer künftigen Wohnung abholt. Ihr Vater allein geht nicht mit, zum Zeichen, daß die väterliche Gewalt aufhört. Diesen Heimgang macht die Frau

*) Das Zubringen der Frau besteht in wenig Mehr als in ihren Kleidern nebst Schmuck und einigen Teppichen; was zusammen auf ein Kamel gepackt und mit großem Pomp nach dem Haus des Gatten transportirt wird.

**) Die Uebereinstimmung mauischer und spanischer Sitten ist auch in anderer Beziehung äußerst merkwürdig: so hat z. B. der maurische Pflug ganz die Form des spanischen und zu beiden kommt kein Eisen. Wägen mit Rädern aus einem festen Holzblock sind in beiden Ländern gewöhnlich; und der Spanier wie der Maure führt seine Früchte und andere Verkaufsgegenstände in einer Art Netz, das er auf dem Rücken eines Maulthiers befestigt, zu Markt.

zu Pferd, in einer jener käfigartigen Sänften ſitzend, welche die mauriſchen Damen auf Reiſen zu gebrauchen pflegen. Brennende Fackeln gehen der Cavalcade vor und nach. Beim Eintritt in das Haus hütet jene ſich wohl, die Schwelle zu berühren, weil Dieß von ſchlimmer Vorbedeutung wäre. Der Mann tritt ſeiner Frau, die ihm jetzt überantwortet wird, entgegen, und es bleiben nur einige weibliche Perſonen zurück, welche die Rolle der hochzeitlichen Nymphen ſpielend die Neuvermählte, während ſie ihres Putzes entledigt wird, mit Liebeserzählungen unterhalten und ihr vor der Brautkammer einen Hymenäus ſingen. Die Proben der Jungfrauſchaft gelten für ſehr weſentlich; ſind ſie vorhanden, ſo werden ſie der ganzen Stadt zur Schau ausgehängt; im Ermanglungsfall aber kann der Mann ſeine Frau ihrem Vater zurückſenden, und dieſer muß ſich ſchämen, daß er die Ehre ſeiner Tochter ſo wenig bewahrt hat.

Das frühzeitige Heirathen hat die Folge, daß die mauriſchen Frauen bald altern; mit zwanzig Jahren könnte man ſie bereits für Vierzigerinnen halten. Die ſitzende Lebensart in den Harems, der unmäßige Gebrauch der Bäder und endlich die Vernachläßigung von Seite ihrer Männer wirkt ſehr mit. Die Lage des weiblichen Geſchlechts iſt daher nichts weniger als beneidenswerth. Ausgeſchloſſen von jedem Umgang hat die Frau nicht einmal das Recht, am Tiſch ihres Gatten zu ſpeiſen. Frauen der niedern Claſſe warten ihren Männern bei Tiſch auf, reichen ihnen das Waſchwaſſer und küſſen ihnen ehrerbietigſt die Füße. Sonſt liegt ihnen das Geſchäft ob, aus entfernten Brunnen das Waſſer herbei zu tragen, die Kamele zu laden, die Zelte aufzurichten oder die Zelttücher zu waſchen. Laſſen ſich Damen von Stande auch nicht zu dieſen gemeinen Dienſtleiſtungen gebrauchen, ſo ſind ſie doch der Willkür ihrer Eheherren vom Geſetz nicht weniger Preis gegeben — einer Willkür, gegen welche ſie ihre Verwandte nicht ſchützen. Eine Frau beklagte ſich eines Tages bei ihrem Vater, daß ſie von ihrem Gatten einen Schlag auf den Backen bekommen; auf der Stelle verſetzte ihr der Vater einen Streich auf den andern Backen, mit den Worten: Geh', ſage Deinem Mann, wie er meine Tochter geſchlagen hat, ſo habe ich ſeine Frau geſchlagen, und nun ſind wir quitt.

Wie ſoll man aber die ungeheure Eiferſucht erklären, mit welcher die Mauren behaftet ſind? Ohne Zweifel geht ſie noch öfter aus jener Selbſtſucht einer rohen Natur hervor, welche gerne Alles ihrer tyranniſchen Gewalt unterwirft, aus jenem Mißtrauen, welcher ein Grundzug des mauriſchen Charakters iſt, als aus der leidenſchaftlichen Neigung, welche den Verluſt eines geliebten Gegenſtandes unerträglich findet. Von mauriſcher Eiferſucht erzählt man ſich furchtbare Ausbrüche und komiſche Anekdoten. Ein Bey, gequält von dem Gedanken, daß ſein Harem in die Gewalt eines Feindes fallen könnte, gegen den er zu Feld ziehen ſollte, befahl alle ſeine Frauen zu tödten. Ein anderer Bey hörte von der Ankunft eines Mahlers; denn er beſaß eine ſchöne Favoritin, von der er ein Porträt wünſchte. Geht nur gleich an's Werk, ſagte der Maure zu dem Künſtler. Dieſer bat, ihm Die zu zeigen, welche er die Ehre hätte zu malen. Wie, rief der Muſelmann mit flammendem Auge und ducknden Lippen, ich ſoll meine Frau Euren Blicken ausſetzen? Wann ich ohne Dieß ihr Porträt nicht erhalten kann, ſo verzichte ich lieber tauſendmal auf das Vergnügen, welches ich mir davon verſprach. Der Maler ſchätzte ſich glücklich, daß man ihm nicht den Weg durch das Fenſter wies. Ein eiferſüchtiger Maure, der ſich allein mit ſeiner Frau im Zimmer befand, zerſchlug einen großen Spiegel mit ſeinem Stock, weil es ihn ärgerte, daß ſie ſich in Geſellſchaft eines Mannes ſähe. Ein anderer erlaubte ſeiner Frau nicht, den Namen irgend eines Thiers männlichen Geſchlechts auszuſprechen. Wird ein Arzt in das Harem gerufen, um einer Patientin den Puls zu fühlen, ſo wird ihr Arm mit einem Schleyer bedeckt, damit nicht die Hand eines Mannes ihre feine Haut berührt. Nähert ſich ein Fremder einem Haus, ſo benachrichtigt der Ruf „Karit" alle weiblichen Weſen ſich zu entfernen; und in den Stunden, wo die Damen auf den Terraſſen luſtwandeln, muß man ſich wohl in Acht nehmen, ſeine Augen aufzuſchlagen. Aber die Sitte verſöhnt den Menſchen mit den härteſten Entbehrungen und die meiſten Mauriunen würden ſich dagegen ſträuben, wenn man ſie der Gefangenſchaft*) des Harems entreißen wollte. Bloß gewohnt, für ihren Gemahl zu leben, das leiſeſte Zeichen von Wohlwollen, welches ihr dieſer angedeihen läßt, mit Dankbarkeit zu empfangen und mit zärtlicher Liebe zu vergelten, ſchmückt ſich die Maurin mit ihrem beſten Schmuck, wenn ſie ſeinen Beſuch erwartet und durchräuchert mit Wohlgerüchen das Gemach, welches ihren Gebieter aufnehmen ſoll.

Stirbt ein Maure, ſo erbt ſeine Lieblingsfrau ein Drittheil ſeines Vermögens; ſtirbt ſie zuerſt, ſo hat daſſelbe Recht der Mann; während ihres Lebens aber findet keine Gemeinſchaft der Güter Statt. Ehliche Kinder erben zu gleichen Theilen; Kinder von Konkubinen haben beim Tod ihres Vaters bloß Anſpruch auf ein Viertheil ſeiner Hinterlaſſenſchaft. Männliche Kinder bleiben unter der Aufſicht der Mutter bis in's ſiebte Jahr, weibliche bis zu ihrer Verheirathung. In der Berberei kann ein Mann eine neue Frau nehmen, drei Tage, nachdem er eine andere verſtoßen hat; eine Frau darf erſt nach drei Monaten einen neuen Bund ſchließen. Will der erſte Mann ſeine verſtoßene Gattin wieder ehlichen, ſo mag er Dieß thun, nachdem dieſe zuvor an einem Andern verheirathet war. Die Polygamie iſt zwar nach muſelmänniſchem Geſetz erlaubt; allein nur Wenige machen Gebrauch von dieſem gefährlichen Vorrecht,**) da jedem ſo viel Concubinen zu halten zuſteht, als ihm beliebt. Damit jedoch die rechtmäßige Gattin durch dieſe Kebsweiber in ihrer Stellung nicht beeinträchtigt wird, ſo räumt ihr der Prophet das Recht einer Aufſicht über dieſelben ein, vermöge deſſen ſie jede, die ſich mit ihr nicht verträgt, entfernen und dieſe außerehelichen Liebsverhältniſſe ihrem Gemahl als ihr Verdienſt aufrechnen kann.

Noch einige Worte über die mauriſchen Sitten bei Leichenbegängniſſen. Wie faſt bei allen Völkern äußert ſich das Leid-

*) Schwangere genießen eine verhältnißmäßige Freiheit, und man ſucht ſo viel als möglich alle ihre Wünſche und Launen zu befriedigen.

**) Wer eine zweite Frau nehmen will, muß vor dem Kadi nachweiſen, daß er dieſe Frau ſtandesgemäß zu ernähren im Stande iſt.

wesen stärker als der Schmerz. Bei einem Todesfall stürzen die Trauerweiber mit aufgelösten Haaren in das Haus des Verstorbenen. Eine derselben, eine Verwandte, hält ihm eine Lobrede, worauf das Klaggeschrei beginnt. Bald bringt man den Sarg, der ein längliches Viereck ist, und jene legen, ihren Kopf hinein; bei dieser Ceremonie verdoppelt sich ihr Kummer; nun erscheinen zwei Frauen mit brennenden Fackeln und Blumensträußen; die Blumen werden in den Sarg gestreut; der Leichnam, gewaschen und in ein Leintuch gewickelt, wird hineingethan, nachdem man ihm zugleich Nase und Ohren mit Kampfer und andern Essenzen angefüllt hat, und sofort, unter vielen Seufzern nach seiner letzten Ruhestätte befördert. Der Nachtheil und die Gefahr dieses schnellen Beerdigens fallen in die Augen. Allein die Vorstellung, daß jener der Freuden des Paradieses theilhaftig werde, so wie der Körper in die Erde komme, leitet sie bei dieser Eile; der Engel der Gerechtigkeit, sagen sie, harre der Seele des Hingeschiedenen. Die Gräber der Männer unterscheiden sich durch einen Grabstein mit einem Turban; die des andern Geschlechts durch das Symbol eines Blumenstraußes. Ein Todtenmahl, bei welchem in reichlichem Maß Erfrischungen ausgetheilt werden, macht den Beschluß der Feyer. Während der Trauerzeit ist jeder Gebrauch von Putz, Spiegel, Parfümerien gänzlich verboten. Eine Witwe von Rang vertauscht ihr mit Edelsteinen besetztes Diadem gegen ein einfaches weißes Band; sie kleidet sich in die unansehnlichsten Gewänder; wenn sie in der Nähe des Meeres wohnt, so setzt sie sich auf einen Felsen am Strand und kämmt mit einem goldenen Kamm ihre Haare, die dann aufgelöst bleiben. Nach vier Monaten und zehn Tagen kehrt sie an diesen Ort zurück mit demselben Kamm und vier frischen Eyern. Die Eyer bietet sie der ersten besten Person, der sie begegnet, welche dieß Geschenk nicht ausschlagen darf, obwohl man glaubt, daß es alle Betrübniß der Geberin auf den Empfänger übertrage; den Kamm wirft sie ins Meer und von diesem Augenblick kann sie sich wieder verheirathen. Jeden Freitag besuchen Verwandte und Freunde das Grab eines kürzlich Verstorbenen, das, wie sie glauben, an diesem Tag sein Geist umschwebt. Manchmal ziehen die Mauren dem Todten kostbare Kleider an, damit er mit Ehre und Anstand in den Kreis der Geister eintreten möge. Die Gräber werden mit einem polirten Mörtel übertüncht und oft geweißt; rings werden Blumen gepflanzt und alle schädlichen Kräuter in der Nähe sorgfältig ausgerottet. Oft sollen Freunde, den Altar des Propheten und das Gedächtniß des heimgegangenen Freundes anrufend, über einem Grab sich den Schwur der Treue schwören; sie schneiden sich eine Wunde in den Arm und fangen das Blut in einem gemeinschaftlichen Gefäß auf. So wählen die Wilden in den Wäldern Nordamerica's einen stürmischen Tag, um an den höchsten Bäumen die Gebeine ihrer Todten aufzuhängen und — im Angesicht dieser heiligen Reste ihre Bündnisse zu erneuen. Wenn dann der Orkan durch die Aeste fährt und die Gebeine schüttelt, so zweifeln sie nicht, daß der große Geist, umgeben von den verehrten Schatten Derer, die einst unter ihnen wandelten, nahe sey und ihr Gelübde vernehme. Dieselben Gefühle führen die Bewohner der Südsee-Inseln bei ihren einsamen Morais zusammen. (Forts. f.)

Die Armenier.

Wenn schon die Vereinigung des Romanschreibers mit dem Historiker Manches gegen sich hat, ungeachtet jede geschichtliche Darstellung der Nachhülfe der Einbildungskraft nicht entbehren kann, so kann Vereinigung des Romanschreibers mit dem Reisebeschreiber noch viel weniger gebilligt werden. Von dem letztern verlangen wir in der Regel weder gründliches Studium, noch tiefe Reflexionen; aber um so mehr müssen wir darauf bestehen, daß er uns Nichts giebt, als was er wirklich gesehen hat. Fällt es ihm ein, seiner Phantasie freien Spielraum zu lassen, so können wir fast immer darauf rechnen, daß die äußere Wahrheit der Darstellung durch die phantastische Ausschmückung, und die innere Wahrheit der Poesie durch die Unbeholfenheit der Bewegungen in einem fremden Gewande leiden; und wir erhalten daher weder einen Roman, der uns befriedigt, noch eine Reisebeschreibung, die billigen Anforderungen genügt. Dieß ist ungefähr das Urtheil, das wir auch über Mac Farlane's Armenier (The Armenians, a Tale of Constantinople, by Charles Mac Farlane, Lond. 1830. 3 vols. 8.) sprechen würden, wenn nicht eine große Anzahl trefflicher Skizzen uns mit der mißlungenen Idee und Ausführung des Ganzen wieder versöhnte. Der Monolog des Griechen, der in die schöne Armenierin verliebt ist, charakterisirt die kleinlichen Nationalvorurtheile, welche die verschiedenen Stämme der Bewohner des türkischen Reiches von einander trennen, vortrefflich.

„Wahr, es ist zu wahr; sie ist ein hübsches Mädchen; aber sie bleibt eine Armenierin, bei all Dem. Sie gehört zu dem Geschlechte der Eselsohren, Dickhäute und plumpen Hände und Füße. Doch verräth sie ihre Geburt nicht; ihre Haut ist so zart, wie jene des reinsten griechischen Blutes, das ich jetzt drei Monate lang verehrt habe; ihre Hand lag in der meinigen, klein und sanft, wie ein unbefiederter Vogel in seinem Nest; ihre Füße — verflucht diese Schleppen! — habe ich nicht gesehen; aber ich werde sie sehen, und ihre Ohren dazu, wenn sie nicht mehr Liebe für den Yaschmack hat, als sie diesen Abend zeigte. Ich würde mich wundern, wenn sie so lang wären, als die Ohren meiner Nachbarin, der schönen fetten Papul, die aussehen wie Pilze, welche noch nicht zugerichtet sind. Aber mögen sie so lang seyn, als die des heiligen Maulthiers, welches jährlich die Geschenke des Padischah nach Mecca bringt, Veronica ist ein schönes Mädchen; — und ich bin entschlossen, sie wieder zu sehen."

Eine Dame, welche ein Weib für ihren Sohn sucht, führt uns in das Innere eines griechischen Frauengemaches. „Der große Saal, in welchen die Gesellschaft von der Wirthin gebracht wurde, war leer; aber im Augenblicke ließ sich ein Zuschlagen von Thüren und ein Schlürfen von Pantoffeln vernehmen und herein rannten die neun unverheuratheten Töchter des Hauses, eine nach der andern, wie in einem Wettlauf. Als sie einmal in dem Gemach waren, wurden sie indessen so sanft und sittsam, als man nur verlangen konnte, und traten, gleich wirbelnden Derwischen, die im Begriff sind, ihren heiligen Tanz zu beginnen, mit abgemessenen Schritten und langsam heran, die Arme über der Brust gekreuzt, um der Fremden die Hand zu küssen, welche gekommen war, sich eine Schwiegertochter unter ihnen auszusuchen. „Da sind sie, bei dem Segen der Jungfrau, und alle zu verheurathen!" sagte die Mutter; und indem sie —

eine nach der andern — bei dem niedern Divan vorbei gingen und ihre Lippen auf die Hände der Frau drückten, welche für eine von ihnen einen Sohn in die Welt gebracht hatte, nannte jene die Namen und die guten Eigenschaften einer Jeden, ganz in der Art, wie ein Roßhändler seinen Marstall einem Käufer aufführen würde. An Mannigfaltigkeit war kein Mangel, da die Reihe von reifen neun und zwanzig bis zu kindischen dreizehn herabstieg; auch zeigte sich diese Verschiedenheit noch in anderen Dingen, als im Alter. Die Eine zeichnete sich aus durch die Kunst Tabaksbeutel zu sticken, die andere war eine gute Köchin und Zuckerbäckerin, wieder eine andere machte Scherbets, die so gut waren, als die besten, welche je in dem Serail getrunken wurden; eine war die Seele der Oeconomie, sie wußte einen ganzen Tag mit einem Rubieh weniger als irgend eine andere Haus zu halten; noch eine war die Seele des Geschmacks, denn sie mahlte Tauben und Rosen auf Kalemkiars und sang Psalmen und türkische Lieder zu der Musik einiger alten armenischen Pfeifer, die ihrer Kunstfertigkeit wegen in ganz Pera berühmt waren."

Der Pelicantanz eines englischen Bedienten war uns, selbst in der Beschreibung, äußerst ergötzlich. „Ein Freund, der kein Verächter eines heiteren Schwankes ist, befand sich mit einem anderen englischen Reisenden in der Dardanellenstadt. Eines Tages wurde sein Bedienter vermißt, ein lustiger Bursch, der eines solchen Herrn vollkommen würdig war. Nach einigem Suchen fand man ihn in dem Basar, wo er mit einem großen zahmen Pelican eine Menuet tanzte. Er ließ sich durch die Ankunft seines Herrn indessen nicht aus der Fassung bringen, sondern beendigte seinen Tanz, nahm dann mit einer tiefen Verbeugung seine Dame bei dem Flügel und führte sie mit zierlichem Schritt zu einem benachbarten Laden, um einige Erfrischungen einzunehmen. Die ernsten Türken wollten umkommen vor Lachen, und das Gebrüll, welches aus dem Basar aufstieg, konnte kaum geringer seyn, als jenes der Dardanellenbatterie, da Tott die große Kanone abfeuerte."

Ermordung Paul Louis Courier's.

Zweite Sitzung.

Die Sitzung vom 10 Juny begann damit, daß einer der Geschwornen verlangte, die Grivault sollte noch einmal vernommen werden. Der Präsident läßt sie rufen. Fr. Welche Auskunft vermögt Ihr über den vierten Mörder zu geben, denjenigen, der Euch den Rücken zugekehrt hatte, und den Ihr nicht kanntet? A. Nun, es ist Dubois der Vater. (Dieß war das erste Mal, daß die Grivault Dubois den Vater unter den Mördern nannte. Sie schien es unbewußt zu thun, ohne an die schreckliche Folge ihrer Worte zu denken. Der k. Prokurator bemerkt indessen, daß sie schon in der Voruntersuchung jenen als den vierten Mörder zu erkennen geglaubt hatte; welche Bemerkung Hr. Julien, Peter Dubois's Sachwalter, dahin modifizirt, daß er sagt, die Grivault habe bei dem ersten Verhör erklärt, sie kenne den vierten Mörder nicht, allerdings aber habe sie später, als man Dubois den Vater vor ihr erscheinen ließ, ihn als den vierten Mann, der mit einem großen Hut bedeckt war, zu erkennen geglaubt.) Fr. Seyd Ihr dessen gewiß, daß Ihr Dubois den Vater erkanntet? A. O nein; die Andern, die da sitzen, kannte ich wohl; aber von diesem weiß ich es so gewiß nicht.

Der Zeuge Rondeau, bei dessen Vater die Grivault in Diensten gewesen, wird gerufen; er giebt an, daß diese Dirne ihm immer von sehr verliebtem Temperament geschienen, und daß Veillaut ihm gesagt, er sey in vertrauten Verhältnissen mit ihr gestanden. Veillaut (lebhaft): Das habe ich nicht zu Rondeau gesagt; ich habe sie wohl gekannt, die Dirne, aber ich bin nie . . . nie mit ihr gegangen. Ich sprach nur ein einziges Mal wegen ihr mit Rondeau, damals, als ein burgunder Bursch, der sehr häßlich war und keine Nase hatte, mit ihr schäkerte. Rondeau machte sich über den Burgunder lustig und sagte zu ihr: wie mögt Ihr Euch mit diesem Kerl abgeben? Ihr könntet etwas Vorzüglicheres finden; worauf der Burgunder meinte, es sey eben immer noch besser, Holzschuhe zu haben als gar keine und baarfuß zu gehen. (Man lacht). Was mich betrifft, so machte ich meine Anmerkungen dazu; aber sonst habe ich nie von dieser Dirne gesprochen. Ein Geschworner: Vielleicht versteht die Grivault nicht, was der Ausdruck „in vertrauten Verhältnissen stehen" bedeutet. Fragt sie, ob Veillaut ihr Liebhaber (bon ami) war. Hierüber geräth die Dirne in Verlegenheit und sie ist zu keiner direkten Antwort auf die Frage des Geschwornen zu bewegen. Der Procurator richtet hierauf einige Fragen an sie, wegen der Kinder, die sie mit mehrern ihrer Liebhaber erzeugte. Sie behauptet, trotz der Versicherung ihres Herrn, der den Ort nennt, wo eines ihrer Kinder in Kost ist, niemals niedergekommen zu seyn. Durch Fragen in die Enge getrieben, beobachtet sie zuletzt in Bezug auf Veillaut und alle die Bursche, die man ihr als solche anführt, mit denen sie zu thun gehabt, ein beschämtes Stillschweigen. Rondeau und Jerome Girault, der Herr der Grivault, betheuern einstimmig, sie sey zu dumm, als daß sie Das erfunden hätte, was sie vor dem Tribunal angab, und ihres Dafürhaltens sind die Aussagen der Dirne vollkommen wahr. Auf die Aufforderung des Advokaten der courier'schen Kinder, Hrn. Barthe, wird der Zeuge Veillaut von Neuem vorgefordert; der Präsident ermahnt ihn nochmals dringend die Wahrheit zu gestehen. Veillaut (mit Nachdruck): Ich war nicht bei ihr; ich schwör's bei Gott und den Menschen; ich spreche frei und recht in meinem Gesetz (je suis franc et juste dans ma loi). Man darf mich in Stücken hauen, wenn ich nicht immer Dasselbe sage. Präsident: Wenn man Euch Geld gegeben oder einen Eid abgenommen hätte, damit Ihr schwieget, würdet Ihr Euch für verbunden halten, Alles dem Gericht kund zu thun? Veillaut: Ja, ich würde Alles dem Gericht sagen; ich würde weder einen Dieb verheimlichen, noch einen Mörder; wäre es mein eigner Vater, ich würde ihn nennen. Präsident zu der Grivault: Hört Ihr, was Veillaut sagt; er behauptet, daß er nicht bei Euch gewesen sey. Was antwortet Ihr ihm? A. Er war bei mir; er sah das Verbrechen; ich schwöre es bei Gott und den Menschen. Aber ich weiß, warum er nicht mit der Sprache heraus will; es ist vielleicht nicht gut reden; er hat einen Verwandten unter den Schuldigen und fürchtet die Eifersucht seiner Frau. Präsident: Wer hat Euch gesagt, daß er einen Verwandten unter den Schuldigen hat? A. Stephan Huré, der gestern den Hrn. Procurator sprach.

Das Gericht glaubt keine weitern Nachforschungen über diese angebliche Verwandtschaft anstellen zu müssen; man ladet sodann mehrere Zeugen vor, welchen die Grivault in der Kirche zu Saint-Averin begegnet seyn wollte, als sie sich mit Veillaut dort befunden. Alle strafen sie geradezu Lügen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 178 und 179. 27 und 28 Juny 1830.

Das französische Wahlgesetz.

(Schluß.)

§. 7. Von den Wahlkarten.

Die Präfekten haben nach Art. 7 der Ordonnanz v. 4 September 1820 den Maires die Einlaß-Karten für die Wähler ihrer entsprechenden Gemeinden zuzustellen. Selbige sind mit dem Tag und Ort der Wahlversammlung bezeichnet, und müssen dem Wähler in sein Domicil gesandt werden. Da jedoch nicht die Karte, sondern die Inscription auf der Wahlliste das Recht ertheilt, mitzustimmen, so kann man einem inscribirten Bürger, der seine Einlaßkarte entweder nicht erhalten, oder sie verloren hätte, den Eintritt nicht streitig machen, falls seine Identität hinlänglich constatirt ist. (Favard de Langlade Legisl. elect. S. 274.)

§. 8. Vom Präsidenten der Wahlcollegien.

Die vom König ernannten Präsidenten sind zugleich Mitglieder ihrer respektiven Collegien, können jedoch nur in dem Fall mitstimmen, wenn sie nach Alter und Besteurung die Wahlberechtigung haben. (Art. 40 und 41 der Charte.)

In denjenigen Wahlcollegien, die in Sectionen zerfallen, gehört der Präsident zur ersten Section. Jeder der übrigen Sektionen steht ein ebenfalls vom König ernannter Vicepräsident vor (Ges. v. 5 Febr. 1817 Art. 10.) Falls ein Präsident oder Vicepräsident plötzlich an Ausübung seiner Function verhindert würde, ernennt der Präfekt an dessen Stelle einen der Wähler (Ordonnanz v. 11 Oktob. 1820 und Ges. v. 5 Febr. 1817 Art. 4.)

Die Polizei des Collegiums oder der Sektion des Collegiums kommt dem Präsidenten oder Vicepräsidenten zu. Keine bewaffnete Macht darf in der Nähe der Collegien aufgestellt werden, außer auf Verlangen des Präsidenten oder Vicepräsidenten. Die Militärcommandanten sind gehalten, dem Ruf desselben Folge zu leisten. (Ordonnanz v. 11 Oct. 1820 und Ges. v. 5 Febr. 1817 Art. 11.)

Keiner, der nicht Wähler ist, mit welcher Gerichtsbarkeit er sonst auch bekleidet seyn mag, darf in dem Wahlcollegium erscheinen.

Die Sitzung des Collegiums dauert 10 Tage oder länger; es darf sich mit Nichts beschäftigen, als mit der Wahl der Deputirten. Jede Discussion, jede Deliberation ist ihm verboten. (Ges. v. 5 Febr. 1817, Art. 10 und 8.)

Entsteht eine Discussion, so erinnert der Präsident oder Vicepräsident an das Gesetz, und dauert dieselbe dennoch fort, so hebt er die Sitzung bis zum folgenden Tag oder später auf. Die Wähler sind gehalten, sogleich auseinander zu gehen. (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 10.)

§. 9. Vom Wahlbüreau.

Sobald der Präsident Platz genommen und fünf Bürger bezeichnet hat, die er zu provisorischen Scrutatoren und Secretären bestimmt, haben die Wähler darauf zu sehen, daß für das Geheimniß des Votums die genaueste Sorgfalt getroffen sey, wie solche geboten wird in Art. 6 des Ges. vom 29 Juni 1820, welches sogar vorschreibt, daß der Wahlzettel dem Präsidenten verschlossen übergeben werde. Kommt es sofort zum Namensaufruf, so tritt jeder Wähler nach der Reihe vor, und spricht, eh er sein Votum abgiebt, nach dem 12 Art. der Ordonnanz v. 11 October 1820 folgenden Eid:

„Ich schwöre Treue dem König, Gehorsam der constitutionellen Charte und den Gesetzen des Königreichs.“ Hierauf schreibt er auf dem Schreibtisch, welcher eine solche Vorrichtung haben muß, daß keiner der provis. Büreau-Beamten sieht, was geschrieben wird, sein Votum in Bezug auf die Wahl der definitiven Büreaubeamten auf den Zettel, welchen er hiezu vom Präsidenten erhält, oder läßt es durch einen andern von ihm ausgelesenen Wähler schreiben, worauf er den Zettel verschlossen dem Präsidenten überglebt, der denselben in die hiezu bestimmte Urne legt. Wähler, welche ihren Zettel nicht selbst, oder doch nicht leserlich schreiben können, haben sich entweder an einen Wähler zu wenden, auf den sie sich persönlich verlassen können, oder, bei dem Votum für den Deputirten, an einen der definitiven von der Versammlung gewählten Büreaubeamten.

Die Wähler haben das Recht, sich hinter das Büreau zu stellen und das Verfahren der provisorischen Büreaubeamten zu beobachten.

Sollte ein Mitglied des Büreaus einen andern Namen von dem Zettel ablesen, als der Wähler darauf geschrieben, so ver-

fällt es nach Art. 111. des Strafgesetzbuches der Strafe des Prangers.

An Einem Tag kann nur Eine Sitzung vorgenommen werden, eine solche aber schließt mit der Eröffnung der Wahlzettel; das definitive Büreau und der Deputirte selbst können also nicht an Einem Tag gewählt werden. (Ges. v. 5 Febr. 1817, Art. 7.)

Die respektive Niederschreibung und Eröffnung der Wahlzettel muß in Einer Sitzung geschehen.

§. 10. Wählbarkeit zum Deputirten.

Zum Deputirten kann der Ordnung gemäß nur derjenige französische Bürger ernannt werden, der volle vierzig Jahre alt ist und 1000 Franken direkte Steuern entweder von seinem eigenen Vermögen, oder durch Delegation seiner Mutter, Großmutter oder Schwiegermutter zahlt. (Art. 38 der Charte.)

Wenn jedoch in einem Departement nicht 50 Personen vorhanden sind, auf welche die eben genannten Bedingungen angewendet werden können, so soll diese Zahl durch die zunächst unter der Summe von 1000 Franken am Höchsten Besteuerten ersetzt werden, die dann eben so, wie ein wirklich zu 1000 Franken Besteuerter, zum Deputirten wählbar sind. (Art. 39 der Charte.)

Präfekten eines Departements und Offiziere, welche in dem Departement liegende Truppen kommandiren, können in diesem Departement nicht zu Deputirten gewählt werden. (Art. 17 des Ges. v. 5 Febr. 1817). Eben so wenig können Unterpräfekten in solchen Wahlcollegien, die ganz oder auch nur einem Theil nach aus Wählern bestehen, die zu dem Gerichtsbezirk des Unterpräfekten gehören, zu Deputirten ernannt werden.

§. 11. Erwählung des Deputirten.

Ist ein Collegium in mehrere Sektionen getheilt, so bringt der Vicepräsident jeder dieser Sectionen das Ergebniß der in Bezug auf den Deputirten vorgenommenen Wahl ins Büreau des Collegiums, welches in Gegenwart sämmtlicher Vicepräsidenten die Berechnung des Gesammt-Ergebnisses vornimmt. (Ges. v. 5 Febr. 1817, Art. 13) Das Resultat jeder Abzählung der Stimmen wird augenblicklich bekannt gemacht.

Haben eine oder mehrere Sectionen ihr Geschäft noch nicht geendigt, oder sind Fehler bei demselben vorgefallen, so werden die Stimmen der übrigen Sectionen doch zusammengerechnet, und die Candidaten, welche die hinlängliche Stimmenzahl erhalten haben, proclamirt.

Um gleich durch die erste oder auch die zweite Abzählung zum Deputirten erwählt zu seyn, muß man die Hälfte, mehr Eins, aller vorhandenen Stimmen, und ein Drittel, mehr Eins, aller Wähler des Collegiums für sich haben. (Ges. v. 29 Jun. 1820, Art. 7.)

Bei ungleicher Stimmenzahl wird so gerechnet, daß die Hälfte von 125 Stimmen = 63, das Drittel = 42 ist.

Führt die erste Stimmenzählung zu keinem Resultat, so schreitet man zu einer zweiten. Gelangt man auch auf diesem Weg noch zu keiner Majorität, so nimmt man die Ballotage vor, bei welcher bloß für solche Candidaten gestimmt werden kann, deren Namen auf einer durch das Büreau gebildeten Liste stehen, welche Liste von Denjenigen, welche beim zweiten Scrutinium die meisten Stimmen erhalten haben, eine doppelt so große Zahl enthält, als Deputirte zu wählen sind. (Ges. v 5 Febr. 1817, Art. 15.) Bei diesem dritten Scrutinium erfolgt die Wahl durch Stimmenmehrheit. (Ebend.)

Erhalten zwei Candidaten gleiche Stimmen, so hat der ältere den Vorzug. (Ebend. Art. 16.)

§. 12. Vom Protokol.

Das Protokol wird nach Bildung des definitiven Büreaus eröffnet. (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 7.) Es muß alle Vorkommenheiten zur Kunde bringen, die sich während des Wahlgeschäfts zutragen, denn die Kammer hat dasselbe vor Augen, wenn sie die Vollmacht der Deputirten verificirt und sich in letzter Instanz über die Gültigkeit der Wahl ausspricht. Es muß den versammelten Wählern vorgelesen werden.

§. 13. Schluß des Wahlgeschäftes.

Sobald der Präsident die Auflösung des Collegiums ausgesprochen hat (Ordon. v. 11 Oct. 1820, Art. 20) haben die Wähler auseinander zu gehen; jedoch müssen die Wahlzettel vorher in ihrer Gegenwart zerrissen oder verbrannt werden seyn.

Ueber medicinische und juridische Behandlung des Wahnsinns in England.

(Schluß.)

Dr. Mackinnons Zeugniß lautete folgender Maßen: „Ich bin mit der Familie des Hrn. Davies durch Heirath verwandt, und kenne ihn seit mehreren Jahren. Er war stets von höchst nervöser, reizbarer Constitution, und konnte sich über unbedeutende Veranlassungen sehr erbosen. Sehr oft legte er es darauf an, einen Spaß zu machen, sehr oft citirte er Stellen aus Dichtern. Er hat mir immer etwas grillenhaft geschienen. In seinem Geschäft kam er mir sorgfältig vor, ob er aber Gewandtheit für dasselbe besaß, darüber kann ich nicht Richter seyn. So Viel ich weiß, war er immer fähig seine Angelegenheiten zu führen. In der Anstalt habe ich Hrn. Davies sieben Mal gesehen. Vorigen August war ich in der Stadt, obwohl aber Frau Bywater von meiner Anwesenheit wußte, hat sie mich doch nicht aufgefordert, ihren Sohn in Crouchhill zu besuchen; so daß ich ihn zum erstenmal am 19 September, als er bereits in der Anstalt war, sah. Er sprach dort jedesmal ganz vernünftig und im Zusammenhang. Ich kann nicht sagen, daß ich bei diesen Gelegenheiten eine große Verschiedenheit in seinem Benehmen und Gespräche von der Art, wie er sich früher betrug, wahrgenommen hätte. Als ich ihn das erste Mal, am 19 September sprach, rief er, sobald er meiner ansichtig wurde: „Gott sey Dank! da sind Sie endlich; warum kamen Sie nicht früher zu mir?“

Auf meine Antwort, daß man meiner nicht begehrt habe, sagte er: „Haben Sie meine Mutter gesehen?“ Ich erwiederte: „Ja, gestern Abend.“ Da hub er die Hände auf und sagte: „Sie

ist eine niederträchtige Schurkin," (a base villain). Ich sagte, dafür hätt' ich sie nie gehalten, und halte sie noch jetzt nicht dafür. Auf Dieß packte er mich fest beim Arm und fragte, ob ich drei Stunden bei ihm bleiben könnte. „Heute nicht," entgegnete ich, „aber zwanzig, nicht nur drei Stunden, will ich Ihnen widmen, falls Sie es wünschen;" worauf ich hinzusetzte: „was soll diese unnatürliche Feindseligkeit gegen Ihre Mutter?" Er sagte: „Können Sie Dieß, wenn Sie mich in einem solchen Hause finden, noch fragen?" Ich erwiederte: „Aber Sie müssen Narrenstreiche gemacht haben, Edward?" wogegen er einwandte, daß wenn ich nicht wenigstens zwei Stunden bei ihm verweilen könnte, Dieß ihm zu Nichts hälfe, da er mir zu Viel mitzutheilen hätte. Auf meine nochmalige Frage, was er gegen seine Mutter habe, mit welcher er früher doch in Eintracht gelebt, erwiederte er, er sey allerdings bis zum einem Jahr vor seiner Einkerkerung einträchtig mit ihr ausgekommen, von da an habe sie sich aber immer mehr eine Gewalt angemaßt, die ihr nicht gebühre, habe den Thee in kleineren Portionen verkauft, als ihm mit dem Ansehen seines Geschäfts verträglich scheine, habe sich mit Leuten verbündet, die ihm nicht besonders respektabel dünkten, habe ohne sein Wissen seine besten Commis weggejagt, verlange, daß er ihr Vollmacht gebe, in seiner Abwesenheit Geld von seinen Bankiers zu beziehen, und daß er sie zur gesetzlichen Theilnehmerin seines Handels annehme. — All seine Fragen und Antworten waren vollkommen vernünftig, und sobald seine bei mehreren Gelegenheiten ausbrechende Heftigkeit wieder nachgelassen, war auch sein Benehmen ganz das gewöhnliche. Einmal ließ mich Hr. Davies nicht vor: es ist aber nicht wahr, daß ich bei dieser Gelegenheit gesagt habe: „Mir ists gleich, ob er mich sieht, oder nicht; er ist ein völliger Narr!" Ich schwöre es, daß ich Dieß nicht gesagt habe. Meine Praxis in Fällen des Wahnsinns ist nicht groß, aber ausgedehnt in der allgemeinen ärztlichen Beziehung. Es sind mir mehr Fälle von angeschuldigtem, als wirklichem Wahnsinn vorgekommen."

Hr. Wright: „Haben Sie die deutschen Schriftsteller über Wahnsinn gelesen?"

Mackinnon. „Ich kann nicht sagen, daß ich mit ihren Werken genau bekannt wäre, aber ich bin in Deutschland gewesen, und habe mich mit vielen Aerzten über diesen Gegenstand unterhalten."

Wright. „Was ist das beste Werk in Deutschland über diesen Gegenstand?"

Adolph — „Was geht das Sie an, meine Herren Geschworenen? Sitzen Sie hier um über den Werth deutscher Schriftsteller zu entscheiden?"

Wright. „Gut also! was ist das beste englische Buch über Wahnsinn?"

Mack. „Das ist eine Sache individueller Meinung."

Wright. „Haben Sie Dr. Hamslams Werk über den Wahnsinn gelesen?"

Mack. „Ja."

Wright. „Was halten Sie davon?"

Mack. „Ueber lebende Schriftsteller äußere ich nicht gern eine Meinung."

Wr. „Ich bestehe auf einer Antwort."

Adolph. „Wahrlich meine Herren, das ist das erste Mal, daß ich Jemanden die Kritik bei seinem Zeugen-Eid abfordern höre!"

Die Commission entschied, daß der Zeuge auf solche Fragen nicht zu antworten brauche, und that nach nochmaliger Ueberhörung Hrn. Mackinnons den Ausspruch, daß der Theehändler in Freiheit zu setzen sey. Dieser trug einigen Freunden die Ordnung seiner Angelegenheit auf, zu deren erster Bedingung er die Entfernung der Mutter aus seiner Wohnung machte. Wirklich verließ diese das Haus, und er führte das Geschäft nun wieder einige Zeit mit unbeschränkter Freiheit. Da er jedoch durch den Lärm, welchen sein Prozeß beim Publikum gemacht hatte, ein Gegenstand lästiger Neugierde geworden war, so beschloß er seinen Handel niederzulegen, und sich aus der Stadt zurückzuziehen. Seine Mutter kaufte ihm das Gewölbe ab, und er ist jetzt Squire Davies von Trefeen, einem Gut in Montgomeryshire. — Beyläufig erwähnt das Quarterly Review noch zweier andern Individuen, die um dieselbe Zeit, wie Davies, ins Narrenhaus gesperrt wurden — der eine, weil sein Unwille auf seine Verwandten, die ihn seiner Ansicht nach unnöthiger Weise gefangen gehalten hatten, unverhältnißmäßig für eine solche Veranlassung gelten mußte; der andre, weil er, eingerechnet, daß sein Benehmen und Ausdruck etwas Sonderbares hatte, glaubte, seiner Frau jüngstes Kind sey nicht das seinige. Dieß wurde als Verrücktheit ausgegeben, obwohl die ganze Nachbarschaft Dasselbe glaubte, und die Geschichte seiner Heirath, sein abgelebtes Aussehen, die Jugend seines Weibs und die Rüstigkeit des Cicisbeo, die Sache höchst wahrscheinlich machten.

Giebt Vorschützung des Wahnsinns ein bequemes Mittel sich eines lästigen Gatten zu entäußern, zu dem Vermögen eines reichen Sohnes zu gelangen, so scheint es andrerseits beinahe, als ob in dem spekulativen Lande auch die Narrenhäuser nur als Stock eines tüchtigen Capitals errichtet würden, und es dem Unternehmer daran liege, die möglich größte Menge Candidaten für seine Anstalt zu bekommen und darin fest zu halten, gleich viel, ob sie einer solchen Anstalt je bedürft haben, oder nicht. Die eben genannte Zeitschrift macht endlich noch auf die tadelnswürdige Einrichtung dieser Häuser aufmerksam, indem sie sagt, das Zimmer eines Wahnsinnigen sollte immer eine Vorrichtung haben, vermittelst welcher derselbe von seinen Freunden gesehen werden könnte, ohne ihrer ansichtig zu werden, in England aber würden die Freunde oft wochenlang unter dem Vorwand, daß der Patient zu reizbar sey, und eine Zusammenkunft ihm schaden dürfte, zurückgewiesen, während das hülflose Opfer Bedienten dahin gegeben bleibe, die, wie wir im Verlauf dieser Erzählung gesehen haben, mit ihren Gefangenen keineswegs aufs Zarteste umgehen.

Ueber die hetruriſchen Vaſenausgrabungen.

(Schluß.)

So ſehr wir rückſichtlich des frühen Zeitalters dieſer trefflichen Vaſen mit der Anſicht des Hrn. Fürſten von Canino übereinſtimmen und ſie noch zu bekräftigen geſucht haben, ſo wie wir uns darin auch noch mit ihm vereinigen, daß wir dieſe Meiſterſtücke als ſelbſtſtändige hetruriſche Kunſtwerke ohne griechiſche Beihülfe betrachten, ſo weichen wir doch darin gänzlich von ihm ab, daß er die Kunſt von Italien nach Griechenland verpflanzt wiſſen will. In dieſer Anſicht wird ihm wohl kaum irgend Jemand beipflichten. Auch halten wir Dieß nicht für ſo ernſtlich gemeint, und ſchreiben es bloß dem Ausbruch der Freude über dieſen bedeutenden Fund zu, die ihn etwas weiter gehen ließ, als er verantworten kann. Dieß thaten aber auch auf der andern Seite mehrere alte Schriftſteller. So kann man unmöglich mit Tacitus und Plinius annehmen, daß Demaratus, welcher gegen das Ende des erſten Jahrhundert der Gründung Roms wegen der Tyrannei des Cypſelus von Korinth nach Tarquinia auswanderte, die Schrift und die Kunſt nach Hetrurien gebracht haben ſoll. Zu dieſer Zeit reifte die Macht des hetruriſchen Staats ſchon ihrem Untergang entgegen. Eben ſo wenig läßt ſich die Behauptung Cicero's, daß man Alles den Griechen verdanke, ſo weit ausdehnen, und ſie kann mehr nur als eine Aeußerung der Vorliebe dieſes Redners für die Griechen gelten *). Denn mit der oben angeführten Stelle Diodor's ſtimmen auch faſt alle Schriftſteller überein, daß nämlich die Römer in frühern Zeiten ihre ganze Civiliſation von den Hetruriern entlehnt haben. Die Einrichtung ihrer Triumphzüge, die Wahrſager, Zeichendeuter, die Lictoren mit den Faſces ꝛc. ſind von den Hetruriern hergenommen. Die bekannte Stelle des Silius italicus bezeichnet ſogar die hetruriſche Stadt Vetulonia namentlich als diejenige, welche die Faſces mit den Beilen, die elfenbeinernen Stühle, und die mit Purpur ausgeſchlagenen Röcke zuerſt eingeführt habe. Vetulonia wird überhaupt als eine vorzügliche Stadt der Hetrurier gerühmt von den Alten, und Dionyſius von Halikarnaß und Plinius rechnen ſie zu den fünf Städten, welche den von den Römern vertriebenen König Tarquinius mit Truppen unterſtützten. Doch geſchieht nirgends Erwähnung, daß Vetulonia die Hauptſtadt des hetruriſchen Reichs geweſen ſey, wie der Hr. Fürſt glaubt. Da Hetrurien eine gleichförmige ariſtokratiſche Verfaſſung hatte, ſo iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß keine beſondere Hauptſtadt, worin ſich alle Kräfte des Reiches concentrirten, vorhanden war. Noch weit irriger aber iſt die Behauptung des Hrn. Fürſten, daß in Griechenland keine Vaſen gefunden würden. Es exiſtiren im Gegentheil ſehr viele Vaſen, die man in Griechenland gefunden hat, und deren werden noch täglich gefunden, von denen die Authenticität eben ſo wenig in Zweifel gezogen werden kann, als die Echtheit der obengenannten Vaſen-Sammlungen. Der Unterſchied iſt folgender. Erſtens hat das eigentliche Griechenland bis jetzt keine Ausbeute von Vaſen geliefert, welche ſich mit den hetruriſchen vergleichen laſſen. Zweitens geht den griechiſchen auch die Mannigfaltigkeit der Formen ab, ob es wohl dort jede Gattung von Fabrication giebt. Eine Gattung trifft man ſogar in Griechenland vor, wie ſie in Hetrurien noch nicht entdeckt worden, wir meinen die Vaſen von einem ganz weißen Grund. Dieſer iſt jedoch nicht ein eingebrannter glänzender Firniß, ſondern eine Art matter Kreidegrund, wie etwa auf den zubereiteten Holztafeln der alten Bilder. Auf dieſem Tempragrund ſind die Umriſſe der Figuren roth gezeichnet, die nackten Theile weiß gelaſſen, die Haare und die Gewänder mit bunten Farben auf das Schönſte colorirt, nicht etwa wie bei den hetruriſchen Vaſen, ſondern ganz wie bei den pompeianiſchen Wandgemälden. Bisweilen iſt auch Gold aufgeſetzt, und der Schmuck wie Ohrgehänge, Armbänder u. ſ. w. gewöhnlich in erhabener Arbeit dargeſtellt. Der Verfaſſer hat dergleichen Gefäße von ganz vorzüglicher Schönheit geſehen, die an Reinheit des Stils die hetruriſchen Vaſen übertreffen, indem bei dieſen, ſelbſt den allervorzüglichſten immer noch eine gewiſſe Convenienz, ein gewiſſer angenommener Typus in der Zeichnung herrſcht, wovon aber jene gänzlich frei ſind. Da dieſe weißen Vaſen kein Firniß bedeckt, ſo ſind ſie auch mehr dem Verderben unterworfen, und ſehr ſchwer zu reinigen. Wir halten ſie für jünger als die gefirnißten, und beſäße man deren viel, ſo würden auch die darauf abgebildeten Gegenſtände unſere Muthmaßung bekräftigen, indem nach dem Wenigen zu ſchließen, was uns hievon zu Geſicht gekommen, die mythologiſchen Figuren darauf ſchon einen neuern Schnitt haben. Auf den hetruriſchen Vaſen erblickt man ſehr viele geflügelte Gottheiten und Helden, wie die griechiſche Kunſt dieſelben nur in ſehr frühen Zeiten vorſtellte, auch alle männliche Gottheiten mit Bärten, ſogar Apoll, wovon uns freilich nur ein Beiſpiel bekannt iſt: auf einer trefflichen und bis jetzt noch ganz einzigen Schale in der ausgezeichneten dorow'ſchen Sammlung, worauf die Hauptgötter abgebildet ſind, erſcheint Apoll mit einem Bart. Die hetruriſche Kunſt zeigt ſich überhaupt mehr ſymboliſch, als die griechiſche, und hat ſich nie davon losgeſagt, ſelbſt in ihrem Verfall nicht, ſo wie ſie auch ihren orientaliſchen Urſprung niemals ganz verleugnet. Sogar in der Art, wie manche hiſtoriſche Begebenheiten aufgefaßt ſind, laſſen ſich die Spuren dieſes Vaterlands aller Symbolik wahrnehmen. Wie der Orient ſchon in den früheſten Zeiten auf die Civiliſation der übrigen Welt gewirkt, mag immerhin räthſelhaft ſeyn und bleiben, daß Dieß aber geſchah, iſt wohl nicht in Zweifel zu ziehen. Es iſt daher ganz natürlich, daß die älteſten Monumente auch noch mehr Verwandtſchaft mit ihm zeigen, als die ſpätern, die ſich immer mehr davon entfernten. Obgleich wir behaupten, daß in Hetrurien und in Griechenland die Kunſt bis zu einer gewiſſen Zeit ſich ſelbſtſtändig entwickelt hat, ſo ſcheint uns doch nach den jetzt vorliegenden Daten, daß in Hetrurien die Vaſenfabrication nicht nur

*) Selbſt mit der Annahme zweier Perioden, wie es der Hr. Fürſt thut, iſt der Widerſpruch nicht gehoben. Denn die Schrift kann Demaratus nicht ſo ſpät nach Hetrurien gebracht haben. Auch kann die Kunſt niemals in Hetrurien ſo erloſchen geweſen ſeyn, daß ſie durch Demaratus wieder neu ins Leben gerufen ſeyn ſollte, beſonders da ſie früher einen ſo hohen Standpunkt erreicht hatte. Die ſpätern hetruriſchen Kunſtwerke ſind zudem meiſt ſchlecht, und halten mit unſern Vaſen gar keinen Vergleich aus.

Digitized by Google

vorzüglich betrieben wurde, sondern daß diesem Lande auch die Erfindung oder wenigstens die Vervollkommnung der Zubereitung der gebrannten Erde angehört. Wir bauen diese Vermuthung darauf, daß der Gebrauch von Ziegelsteinen jeder Art in Italien von jeher sehr häufig war, während in Griechenland nur selten dieses Material angewandt wurde. Es kann daher sehr wohl seyn, daß in diesem Zweige der Kunst Hetrurien Griechenland übertraf, und daß die hetrurischen Vasen, welche man in Griechenland ausgrub, durch Handel von Italien dahin gelangten, ausgenommen jene weißen Vasen, die unbezweifelt ein ächtgriechisches Produkt sind. Wurden aber auch diejenigen Vasen, welche den hetrurischen gleichen, in Griechenland verfertigt, so geschah Dieß gewiß nach hetrurischen Mustern, während jene weiße Vasen griechischer Erfindung aus der Blütezeit der griechischen Kunst seyn können, wodurch auch ihr Kunstwerth um so höher stehet. Bei den Griechen läßt sich allerdings schließen, daß zu jener Zeit ihre Vasen dieselbe Stufe der Trefflichkeit erreicht hatten, auf welchen bei ihnen alle Zweige der Kunst standen; allein bei den Hetruriern, wo wahrscheinlich die gesammte Kunst sich nicht zu dieser höchsten unübertreffbaren Vollendung emporschwang, kann recht gut der umgekehrte Fall eintreten: daß sie nehmlich in der Bereitung der Vasen eine Höhe einnahmen, zu welcher die übrigen Kunstfächer sich nicht erhoben. Der nehmliche Fall ist mit der Kunst des Mittelalters. Es stehen dort ebenfalls nicht alle Zweige der Kunst auf gleicher Stufe, so steht z. B. die Bildhauerei den übrigen bedeutend nach, und der malerische Sinn und Hang haben bei Weitem die Oberhand gewonnen. Daß bei den Hetruriern die Vasen zum Handelsartikel geworden, läßt sich aus der großen Anzahl der Künstler, die sich damit beschäftigt, folgern. Die bis jetzt gefundenen Namen mögen sich in die Hunderte belaufen.

Außer den Vasen bekam man aus den Hypogeen auch sehr schöne Bronzen, meist in hübsch verzierten und schön geformten Gefäßen und kleine Idole, worunter ebenfalls manche von schöner Arbeit; auch viel bronzene und eiserne Waffen, darunter ein sehr schön verzierter Schild in der dorow'schen Sammlung, der wegen seiner Größe und geschmackvollen Anordnung wohl bis jetzt seines Gleichen sucht; derselbe war ganz mit Goldblech überzogen, wovon noch einige Stücke in diese Sammlung übergingen; er stammt aus den Hypogeen von Tarquinia. Viele Scarabäen, darunter manche von bedeutender Größe und guter Arbeit, andere geschnittene Steine, elfenbeinerne und schmaltene Idole, ganz den egyptischen ähnlich, viele bronzene Masken des gehörnten Bacchus mit emaillirten Augen, bronzene Kirchengeräthschaften, und sehr viele goldene Schmucksachen, von ganz vorzüglicher schöner Arbeit, sind fernere Früchte dieser glücklichen Grabungen. Zum Schlusse bemerken wir noch für diejenigen Gelehrten, denen etwa der Catalog des Hr. Fürsten von Canino in die Hände kommen sollte, daß die darin bekannt gemachte Inschrift von einer Schale mit Buchstaben, welche den persepolitanischen oder überhaupt andern altorientalischen ähnlich seyn sollen, ganz und gar falsch ist. Der Verfasser hat die Vase genau untersucht, und hat gefunden, daß diese vermeinte Schrift nichts Anders ist, als Sprünge in dem Firniß. Dieselbe hat nehmlich einen schwarzen Kreis am Rande, der Firniß ist wahrscheinlich zu dick aufgetragen, so daß sich entweder beim Brennen, oder später kleine Risse gebildet, wie etwa auf dem Firnisse von alten Bildern. Durch diese feinen Sprüngchen sieht die gelbe Tonerde der Vase heraus, und die hierdurch entstandenen unregelmäßigen Züge hat der Hr. Fürst als eine Inschrift bekannt gemacht. Der Irrthum fällt selbst dem unkundigsten Beschauer jener Vase sogleich in die Augen, indem diese vermeinte Inschrift nicht einmal mit der Art übereinstimmt, wie durchgängig die Inschriften auf Vasen geschrieben sind. Diese sind entweder mit schwarzer, brauner oder weißer Farbe mittelst dicker Striche aufgetragen oder tief eingegraben. Jene Züge sind aber ganz fein und gezahnt, wie Dieß bei jedem Sprung zu seyn pflegt. Wir glauben hierauf nicht nur deßhalb aufmerksam machen zu müssen, weil eine einzige solche falsche Angabe leicht einen Irrthum über den ganzen Gegenstand verbreiten kann, sondern weil auch dadurch zu Lächerlichkeiten Anlaß gegeben wird. Es hat hier bereits an Auslegern dieser Inschrift nicht gefehlt. Die Architektur, welche auf diesen Vasen vorkommt, ist die dorische und die jonische Ordnung. Endlich ist noch zu bemerken, daß diejenige Gattung von Vasen, welche von ganz schwarzer Erde sind, und die von einigen Alterthumsforschern unrichtig für ungebrannt gehalten werden, sich auch in den Gräbern in Griechenland finden, doch aber hier meist klein und unbedeutend. Die Vasen, welche man in Chiusi zu Tausenden ausgräbt, und zwar in einer so großen Abwechslung von Formen, daß sich die bemalten Vasen in dieser Hinsicht gar nicht damit vergleichen lassen, scheinen ein nicht hetrurisches Produkt zu seyn, und Chiusi war ohne Zweifel der Hauptfabrikort davon. Denn es giebt daselbst sehr wenige bemalte Vasen, und diese sind gewöhnlich im ältesten Stil. Von den schwarzen Vasen mit Basreliefs hat man bis jetzt aus Griechenland keine. In den besprochenen Hypogeen und in denen von Tarquinia haben sich diese Vasen ebenfalls gefunden, doch lange nicht in solcher Mannigfaltigkeit und Menge, als in Chiusi.

Csoma de Körös.

Zu den Männern, welche der Drang des Wissens allen Schwierigkeiten trotzen läßt, gehört der ungrische Reisende in Tübet, Csoma de Körös (vergl. Ausl. vor. J. S. 1363). In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta vom 1 July 1829 hatte man durch einen Brief an Hrn. Fraser neue Nachrichten von ihm erhalten, und es wurde beschlossen, ihm eine monatliche Unterstützung an Geld angedeihen zu lassen, so wie ihn mit allen Büchern zu versehen, die in Calcutta aufzutreiben wären. Dr. Gerard, der kürzlich von seinem Ausflug nach dem Himalaya zurückgekehrt war, erzählte bewundrungswerthe Dinge von dem wissenschaftlichen und literarischen Heroismus dieses Mannes. Er traf ihn in dem Dorfe Kanum, in einer kleinen Hütte, in seine gelehrten Studien vertieft, wohl und gesund. Seine Hütte liegt in der Mitte zahlreicher Mönchs- und Nonnenklöster in einer äußerst romantischen Gegend. Den Winter von 1828/29 hatte Csoma de Körös in einer Höhe von 10,000 F. über dem Meer zugebracht: in dieser Höhe saß er von Kopf zu

Fuß in wollene Tücher eingemummt an seinem Schreibpult, den ganzen langen Tag, ohne eine andere Erholung als sein frugales Mahl, welches unabänderlich aus einer Suppe von Thee, Butter, Wasser und Salz bestand. In Kanum war die Kälte verhältnißmäßig unbedeutend gegen den Winter in dem Kloster von Zunskar, in welchem er mit seinem Lama und einem Diener, sämmtlich auf ein Gemach von 9 Quadratfuß beschränkt, ein Jahr lang herbergte. Ueber vier Monate hielt ihn dort die Witterung, da die Temperatur unter 0 blieb, in's Zimmer gebannt: Die Kälte wird als so streng geschildert, daß es eine schwierige Aufgabe für ihn gewesen sey, seine Hände aus dem Fließ seiner Aermel hervor zu thun, um ein Blatt umzuwenden. Dessenungeachtet las und studirte er ohne Feuer, ohne Bett, und durch Nichts als die einfachen Wände des Gemachs gegen die Schrecken des Clima's geschützt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend und nach der Dämmerung selbst ohne Licht. In dieser Lage sammelte und ordnete er 40,000 Wörter der tübetanischen Sprache zu einem Lexicon, mit dem er, so wie mit einer Grammatik derselben Sprache, wahrscheinlich in diesem Augenblick fertig ist. Sein Freund der Lama soll ein Mann von ausgebreitetem Wissen und sehr anspruchlosem Benehmen seyn; von dem vereinten Eifer beider lassen sich bedeutende Resultate erwarten. Die Forschungen unsers Reisenden umfassen die Religion, Philosophie, Geschichte, Ethnographie ꝛc. der Völker um ihn her, und er hat große Lust, von Tübet sich nach der Mongolei zu begeben.

Texas.

3. Flüsse und Seen.

(Fortsetzung.)

Der Dreieinigkeitsfluß hat seine Quelle in den Cros Timbers, unter 33° 45′ n. Br. und 21° w. L.; er fließt in südöstlicher Richtung 100 M. bis zu seinem Zusammenfluß mit seinem östlichen Arm, hierauf 60 M. südöstlich bis zu einem andern beträchtlichen Arm, der ihm von Osten kommt. Die letztere Richtung behält er von da bei 170 M. lang, bis er in den Nordostwinkel der Galvestonbai mündet. Die ganze Länge des Trinidad ist 390 M., seine Hauptrichtung SSO, sein Bewässerungsareal 15,500 Quadratm.

Rio San Jacinto entspringt unter 30° 45′ n. Br. und 18° 50′ w. L. Sein Lauf ist 100 M. südöstlich; er ergießt sich 20 M. südwestlich von der Mündung des Trinidad in die Galvestonbai. Der Buffalo Bayou, der bedeutendste Arm des San Jacinto, fließt östlich und ergießt sich 23 M. von seiner Mündung in diesen Fluß. Er ist 90 bis 100 Schritt breit und eignet sich gut zur Schooner-Schifffahrt bis 8 M. oberhalb Harrisbury. Das Bewässerungsareal des San Jacinto umfaßt 3,450 Quadratm.

Der Brazos, oder vielmehr sein Hauptarm der Tanpisaracho, entspringt in den großen Steppen, unfern der westlichen Grenze der Provinz, unter 33° n. Br. und 25° 30′ w. L.; nach einem östlichen Lauf von 130 M. ergießt er sich in den großen Salzsee der Comancher. Dieser See, eigentlich bloß eine Erweiterung des Brazos, in Folge der unzähligen Salzquellen, welche in der Nachbarschaft sind, hat eine Länge von 20 M. von O nach W, und eine mittlere Breite von 4 M.; er bietet dem Reisenden einen angenehmen Contrast dar gegen den furchtbar einförmigen Anblick der Steppen, deren ununterbrochene Fläche der gewaltigsten Gesichtskraft trotzt. Die zwei starken Flüsse Tosohunova und Keriachehunova, der erstere von NW, der letztere von SW kommend, vergrößern die Wassermasse des Salzsees. An seinem östlichen Ende verengt sich der See wieder zum Fluß, welcher als Brazos seinen östlichen Lauf noch 30 M. fortsetzt, bis zu seiner Vereinigung mit dem Incoquasluß, der von N her in ihn fällt. Jetzt wendet sich der Brazos gegen NO und empfängt 45 M. unter der Mündung des Incoqua von SW den Taray. Hierauf wird sein Lauf südöstlich und unter 28° 53′ n. Br. und 18° 22′ w. L. beschließt er ihn im mexicanischen Meerbusen. Die Länge des Brazos ist 700 M.; seine Hauptrichtung SO; sein Bewässerungsareal 50,000 Quadratm.; seine Breite bis Brazoria im Durchschnitt 300, von da bis zu dem Dorf Waco 200 Yards. Bis zur Grenze von Ebbe und Fluth, d. h. etwas über Brazoria hinauf, kann man ihn zu allen Zeiten beschiffen, und bei Hochgewässern, welche häufig eintreten, können kleine Dampfboote bis San Felipe de Austin, 118 M., und Kielboote bis zum Dorf Waco, 268 M. vom Golf, hinauf. Die Mündung des Brazos verschließt eine 30 Yards breite Barre, über welcher man nur mit Sicherheit auf 6 Fuß Wasser rechnen darf, obwohl die Tiefe zuweilen 8 und 9 F. beträgt. Die Ufer des Brazos sowohl als die seiner zahlreichen, namentlich nördlichen Zuflüsse liegen sehr schön; zumal gegen das Gebirg hin, wo sich die Fluthen über die Klippen von San Saba herabstürzen, wird die Scenerie äußerst romantisch und imposant.

(Schluß folgt.)

Ermordung Paul Louis Courier's.

Zweite Sitzung.

(Fortsetzung.)

Die ledige Gauthier, Hrn. Courier's Köchin, wird vorgefordert. Sie erklärt, als Fremont am Abend des 10 April von seiner Runde heim kam, habe er zu ihr gesagt, daß er Hrn. Courier an dem ausgemachten Ort nicht gefunden, und zugleich habe er gethan, als ob er seinen Herrn rufen und ihn in seinem Zimmer suchen wollte. Sie fügt hinzu, Fremont sey ihr ganz und gar nicht wie betrunken vorgekommen. Der Präsident zu Fremont: Ihr seht es, da spielt Ihr noch den gefälligen Diener, nachdem Ihr Euren Herrn getödtet habt; sagt uns die ganze Wahrheit. Fremont: Ich habe sie gesagt; (und dabei wiederholt er seine ganze frühere Aussage mit denselben Worten und mit derselben Betonung.) Präsident: Was hat Symphorien bewogen, Hrn. Courier zu ermorden? Fremont: Symphorien sagte: wir bekämen es besser, wenn der Herr todt wäre, weil dann die Frau, die seit drei Monaten in Paris war, nicht ins Kloster müßte. Präsident: Was hättet Ihr durch Hrn. Courier's Tod gewonnen? Fremont: Ich, ich hätte völlig Nichts gewonnen; ich wäre nicht Mehr geworden, als ich war. Präsident: Stand Madame Courier mit Peter Dubois in Briefwechsel? Fremont: Jedermann wußte es. Der Präsident: Arrault hat bekannt, daß er oft Briefe besorgte? Arrault: Ich habe Bücher und Zeitungen besorgt; keine Briefe. Dubois: Ich habe nie Briefe empfangen. Procurator: Madame Dubois hat selbst erklärt, daß sie Euch geschrieben hat. Präsident zu Fremont: Ihr behauptet, daß Symphorien Euch zum Mord veranlaßte, indem er sagte, Madame Courier wolle es, und doch ist sie diejenige, welche Euch gerichtlich belangt.

habt Ihr dieſer Dame, als ſie von Paris zurückkehrte, das Verbrechen entdeckt? Fremont: Man kommt nie ſehr in Verſuchung, ſolche Dinge zu ſagen.

Präſident zu Dubois: Wißt Ihr, warum Hr. Courier Euch aus ſeinem Dienſt entließ? Dubois: Nein. Präſident: Madame Courier hat von dieſen Beweggründen geſprochen. Dubois: Ich weiß Nichts, als daß dieſe Gründe falſch ſind. Präſident; Die Unterſuchung hat aber gezeigt, daß das Benehmen der Madame Courier gegen Euch leichtſinnig, ſeltſam war. Dubois: Sie benahm ſich gegen mich wie gegen alle Domeſtiken, wie gegen Jedermann.

Arrault, befragt über die Umſtände, welche die Entdeckung des Leichnams begleiteten, giebt an, daß einer der Arbeiter, die mit ihm waren, Fremont bat, den Todten zu durchſuchen, daß dieſer aber ſich deſſen weigerte aus Furcht, wie er ſagte, ſich zu compromittiren.

Ein Geſchworner: Hr. Präſident, wollten Sie nicht Fremont fragen, ob man ihm nicht ſeine Lektion hat auswendig lernen laſſen? Wir haben wahrgenommen, daß, als er ſeine geſtrige Ausſage heute wiederholte, er ſich derſelben Ausdrücke und derſelben Betonung bediente. Fremont: Ich habe die Sache geſagt, wie ſie iſt.

Der Hufſchmid Goubert erſcheint, um von einigen ungeziemenden Aeußerungen Rechenſchaft zu geben, welche Peter Dubois über Madame Courier ſich erlaubt haben ſollte, als er einen Monat vor Hrn. Courier's Ermordung deſſen Pferde bei ihm beſchlagen ließ. Dubois: Ich konnte Hrn. Courriers Pferde nicht einen Monat vor deſſen Ermordung beſchlagen laſſen, da ich 13 Monate vorher ſeinen Dienſt verließ. Präſident: Ihr habt vor dem Inſtruktionsrichter hievon Nichts vorgebracht? Goubert: Der Hr. Maire Debeaune von Berey hat mir aufgetragen, es zu ſagen. Hr. Barthe macht das Gericht darauf aufmerkſam, daß Peter Dubois dieſe Aeußerungen, die man ihm Schuld giebt, nicht gethan haben konnte, und daß alſo die Zeugen von Hrn. Debeaune über Das, was ſie anzugeben hätten, vorher unterrichtet worden ſeyen. Uebrigens ſprach der Zeuge auch noch von der Anweſenheit der Madame Courier in La Chavonniere, während ſich beweiſen laſſe, daß ſie damals in Paris war.

Nach Vornahme zwei unbedeutender Zeugen läßt der Präſident Boutet und Arrault entfernen. Dubois bleibt, welchen er fragt, ob es wahr ſey, daß er einige Zeit vor dem Morde mit Fremont in der Schenke von Chêne Pendu zuſammengetroffen, leiſe geſprochen und ihn umarmt habe? Dubois: Das iſt falſch; ich ging zu Tricot (Name des Wirts); ich traf Fremont; ich bot ihm die Hand; aber ich habe ihn nicht umarmt. Fremont: Ich war bei Tricot; Dubois kam; er tätſchelte mich; umarmte mich; klopfte mich (m'a tapoté) auf die Knie. Wir traten in ein anderes Zimmer; hier meinte er: wenn er, wie ich, ſo oft mit Hrn. Courier im Wald wäre, ſo würde er wohl Gelegenheit finden ... Weiter ſagte er nicht. Dubois: Das iſt falſch; ſo Etwas iſt mir nicht in den Mund gekommen. Fremont (kalt): Nun doch, Du haſt es geſagt. Dubois: Du biſt ein Betrüger. Fremont: Du haſt's geſagt; ich bin nicht dabei intereſſirt, daß ich es ſage; wenn ich es daher ſage, ſo muß es wahr ſeyn. Präſident zu Fremont: Hat er Euch ſonſt Nichts geſagt? Fremont: Ich erinnere mich nicht. Dubois: Es wäre wohl möglich, daß er ſich noch alles Möglichen beſänne, da er ſich einer Sache erinnert, die ich nicht geſagt habe. Präſident zu Fremont! Waren Arrault und Boutet da, als er Euch umarmte? Fremont: Ich erinnere mich nicht. Präſident: Ihr habt bloß ein Gedächtniß für Dinge, die Ihr ſagen wollt. — Arrault und Boutet werden eingeführt; ſie behaupten, daß ſie nicht bei Tricot geweſen. Der Wirth dagegen verſichert, daß ſie ſich mit Fremont bei ihm befanden, und daß ſie in ſeiner Kammer alle vier mit einander flüſterten. Arrault: Ihr täuſcht Euch, Vater Tricot; ich war nie bei Euch mit Dubois und Fremont. Tricot: Gewiß Ihr Drei wart mit Fremont bei mir, ich ſchwöre es bei Gott und den Menſchen. Dubois: Vater Dubois irrt, wenn er ſagt, daß ſie bei ihm waren. Ich weiß, daß er Dieß nicht aus Bosheit gegen mich ſagt; aber er kann ſich täuſchen. Tricot (lebhaft): Ich weiß es zu gewiß: Arrault, Boutet, Fremont waren mit Dir zuſammen. Präſident zu Fremont: Wie es ſcheint, liegt Euch Viel daran, daß man nicht glauben ſoll, der Mord ſey eine vorbedachte That; ohne Zweifel denkt Ihr, es ſey gefährlich, Dieß zu geſtehen? Fremont: Nein, ich fürchte Nichts. Präſident: Fürchtet Ihr Euch vor Niemand, wenn Ihr die ganze Wahrheit geſtündet? Fremont: Selbſt wenn ich für mich fürchtete, würde ich eben ſo Alles ſagen. Präſident: Habt Ihr Nichts davon gehört, daß Barrier, welcher in Eurer Sache Zeuge war, ermordet worden ſey? Fürchtet Ihr daſſelbe Loos? Fremont: Nein, ich fürchte Nichts; ich wiederhole, Arrault und Boutet waren nicht mit mir bei Tricot. — Der Tiſchler Voland giebt an, daß er es geſehen, wie Dubois Fremont umarmte und ihm ins Ohr ſprach; dieſer Umſtand ſey ihm ſpäter, nach Hrn. Courier's Ermordung, wieder eingefallen, und er habe gedacht, daß die Burſche wohl in dieſem Augenblick den Mordplan ausgebrütet hätten. — Dubois leugnet, daß er Fremont umarmte, und Fremont beſtätigt, daß er nicht umarmt worden; ob er gleich einige Augenblicke zuvor das Gegentheil betheuerte; es ſcheint aber, daß weder das Gericht noch die Geſchwornen dieſen Widerſpruch bemerkten. So endete die Sitzung vom 10.

Dritte Sitzung.

In der Sitzung vom 11 dauert das Verhör der Zeugen fort. Mehrere derſelben beſtreiten die Angabe, daß ſie die Grivault in der Kirche von Saint-Avertin mit Veillaut getroffen, aufs Beſtimmteſte. Andere, denen ſie ihre Verhältniſſe mit Veillaut anvertraute, bezeugen, Dieß noch vor wenigen Tagen von ihr gehört zu haben. Dieß leugnet jetzt aber die Dirne, ob ſie gleich ſelbſt dem Gerichte über die Art der Verhältniſſe, welche ſie an Veillaut knüpften, keinen Zweifel übrig gelaſſen.

Saget, ein Domeſtike Hrn. Courier's, wird vernommen. Am 11 traf er, als er Hrn. Courier's Leichnam ſuchen half, Dubois Vater und Sohn in Tricots Schenke. Sie befanden ſich daſelbſt ſeit dem früheſten Morgen und wollten nicht fort, ehe ſie wußten, ob auf Jemand Verdacht fiele. André, genannt Coupeau, welcher gleichfalls in der Schenke war, erzählt, daß er, als er Hrn. Courier's Tod erfuhr, zu Peter Dubois ſagte: Nimm Dich in Acht, Burſche, man wird bei Dir Verdacht ſchöpfen. Auf die Frage des Präſidenten erklärt Coupeau, daß er Dieß aus der Art geſchloſſen, wie Peter Dubois zu Hrn. und Frau Courier ſtand.

Man ruft die Frau Fremont. Eine allgemeine Bewegung der Neugierde zeigt ſich unter dem Publikum. Ich weiß Nichts von Allem, ſagt ſie, indem ſie haſtig eintritt. Ich kann bloß auf die Punkte antworten, die man mich fragen wird. Was Hrn Courier's Tod betrifft, ſo habe ich davon keine Kenntniß; ich hatte auch vorher

keine Ahnung davon; sonst hätte ich das Unglück verhindert. Präsident: Hat Euch Euer Mann seitdem Etwas mitgetheilt? A. Er hat mir Nichts gesagt. Er gestand mir selbst Hrn. Courier's Tod nicht eher, als nachdem er gegen Andere damit herausgerückt war. Bis auf diese Zeit blieb ich immer arglos über mein Unglück. Fr. Bemerktet Ihr an Eurem Mann bei seiner Heimkunft am Abend des 11 Aprils nichts Ungewöhnliches in dem Ausdruck seines Gesichts? A. Mir ist Nichts aufgefallen. Es gehört Viel dazu, meinen Mann aus der Fassung zu bringen. Er kam mir nicht anders vor als sonst. Fr. Habt Ihr Eurem Mann keinen bösen Rath gegeben? A. Nie habe ich ihm Etwas der Art in den Kopf gesetzt; wenn er es that, so that er es, weil er dazu genöthigt wurde; eine Ursache, es zu thun, hatte er nicht. Fr. Ihr seyd nach Tours gekommen, um Euch wegen Eures Mannes Raths zu erholen? A. Ja, ich habe mich erkundigt, ob er wieder gefaßt werden könnte; man hat mir erwiedert, es könnte auf hundert Jahr Galeeren für ihn hinauslaufen. (Bei diesen Worten geräth Fremont, der bisher ruhig gewesen, in die heftigste Bestürzung; er verbirgt sein Haupt in seinen Händen.) Präsident zu Fremont: Fürchtet Ihr, nochmals in Anklagestand versetzt zu werden? A. Ich habe schon auf Alles geantwortet, was man mich fragt. Die Frau zu ihrem Mann: Nicht Dieß ist, worauf Du antworten sollst, sondern ob Du fürchtest, daß man Dich belangen könnte, weil Du Hrn. Courier getödtet hast? Fremont fährt fort, die Hände über das Gesicht zu halten und antwortet Nichts. Die Frau: Hr. Präsident, er ist seit drei Tagen gar nicht wohl. Am Dienstag kostete es ihm so viel Mühe, hieher zu kommen, daß er unterwegs wie todt umsank. Seit mehr als zwei Tagen nahm er Nichts zu sich. Präsident: In Bezug auf den Mord hat er Nichts zu besorgen; das Entbindungsurtheil schützt ihn; aber er setzt sich allerdings sehr schweren Strafen aus, wenn er die Wahrheit nicht sagt. Die Frau: Er hat mir gesagt, daß er nicht Mehr sagen würde; daß er Alles gesagt habe. Er hat nicht gesagt, daß die Andern nicht dabei gewesen, sondern nur, daß er sie nicht gesehen. Frau Fremont erzählt hierauf eine Unterredung mit Madame Courier, als diese nach La Chavonniere zurückkam. Ich bildete mir wohl ein, sagt sie, daß Madame ihn in Verhaft nehmen lassen würde, weil mein Mann es war, der sie beobachtete, und der Hrn. Courier über Alles schrieb, was er sah. Auf eine rechtfertigende Bemerkung von Seiten des Hrn. Barthe in Bezug auf die Anschuldigungen, welche man von Neuem gegen Madame Courier vorbringen zu wollen scheine, antwortet der k. Procurator, es sey nicht zu leugnen, daß Fremont mit Hrn. Courier Briefe gewechselt. Der Procurator liest mehrere Eingänge von Briefen vor, die man in der Kammer des Wildschützen fand; z. B.: „Mein Herr, Madame Courier wünscht, daß man eine große Jagd veranstalte, um einen Hasen zu schießen. Da es aber nicht möglich ist, eine solche Jagd allein zu halten, so braucht man Jäger, um einen ... ꝛc.“ Ein anderer Brief, der noch bezeichnender lautete, war an Madame Courier gerichtet: „Madame, ich bitte Sie, sich nicht zu entfernen, wenn der Herr abwesend ist, sonst haben es Ihre Domestiken zu büßen. So viel Narrheit verdient Züchtigung. Fleißig die Messe besuchen ist der beste von allen Grundsätzen.“ Fremont, welchen man fragt, was er mit dieser letzten Redensart gemeint, antwortet: es seyen abgerissene Gedanken aus Büchern, die er auf Papierschnipfel hingeschrieben. Die Frau bittet jetzt um Erlaubniß, mit ihrem Mann sich einen Augenblick wegzubegeben; was ihr gestattet wird. Hr. Barthe läßt sich vom Gericht beurkunden, daß Fremont bekannte, er habe auf Hrn. Courier geschossen.

Clement Gerier, Adjunkt des Maire von Vereh, bringt einige Angaben vor, die er von Fremont vernommen, und fügt gelegentlich bei, er habe die Grivault in ziemlich vorgerückter Schwangerschaft gesehen. Die Grivault erhebt sich im Augenblick, den Adjunkten Lügen zu strafen, der nichts destoweniger auf seiner Behauptung beharrt.

Die Witwe Barrier bezeugt unter beständigem Weinen, daß ihr Mann es war, der von Hrn. Courier den Auftrag erhielt, Fremont auf den Abend nach Chêne Pendu zu bestellen. Symphorien Dubois befand sich bei Fremont. Gut, sagte er, als er die Bestellung hörte; Dieß ist uns gerade recht. Werden die Andern kommen, fragte Fremont. Ja, erwiederte Symphorien, ich hole meinen Vater und die Andern. Nachher, schließt die Witwe Barrier, speiste mein armer Mann mit den Beklagten eine Gans und zwei Tage darauf verschied er unter heftigem Erbrechen. Einige Augenblicke vor seinem Ende sagte er: Ich bin verrathen. (Nach einer Bemerkung des Procurators wurde der Leichnam 21 Tage nach der Beerdigung ausgegraben, ohne daß man jedoch bei der Autopsie eine Spur von Vergiftung entdeckte.)

Die Frau Pieton, welche Symphorien Dubois in seiner letzten Krankheit wartete, wird verhört. Wie sie berichtet, besuchte Madame Courier den Kranken in seinen letzten Stunden, und da der Schweiß auf ihm stand, nahm sie ein Schnupftuch und trocknete ihm die Stirn. Den folgenden Tag kam sie wieder und setzte sich neben die Leiche: ich verliere an ihm, sagte sie, einen guten Diener; war er da, so konnte ich mich darauf verlassen, daß Alles geschah, so gut, als wenn ich selbst da gewesen wäre. Etwas später kam Dubois der Vater dazu. Madame Courier nahm alsdann aus einem Schrank einen Ring, welchen sie von Symphorien hatte, und steckte ihn dem Todten an den Mittelfinger.

Madame Desfinances, Postmeisterin, wird vorgeladen. Präsident zu Dubois: Habt Ihr Nichts dawider, wenn Madame über Das, was sie von einem Brief weiß, der an Euch gerichtet war, Red und Antwort giebt? Dubois: Sie mag Alles sagen. Madame Desfinances: Ich werde Nichts sagen; der Eid, den ich als Postmeisterin geschworen, verpflichtet mich zu schweigen. Und trotz den Bemerkungen des k. Procurators, des Präsidenten, und selbst des Hrn. Barthe, welcher Madame Courier damit einverstanden erklärt, daß jene Alles sage, was ihr von dem Brief, den diese am 9 April 1825 an Dubois schrieb, bekannt sey, beharrt die Postmeisterin auf ihrem Stillschweigen; sie versichert überdieß, sie habe bei der Generaldirektion angefragt, welche ihr Stillschweigen billige; sie werde also auch nicht davon abgehen. Der Procurator trägt daher auf eine Geldstrafe von 100 Fr. gegen Madame Desfinances an. Allein das Gericht ist der Meinung, die Postmeisterin sey nicht strafbar, wenn sie sich weigere, über einen simplen Brief Rechenschaft zu geben, der in ihren Büchern keine Spur zurückgelassen.

Endlich wird dem Franz Arrault noch von Einigen bezeugt, daß sie ihm am Abend des 10 Aprils beim Reisigaufladen geholfen hätten, und daß sie den ganzen Nachmittag nicht von seiner Seite gewichen wären.

Die Sitzung ist zu Ende. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Juni 1830.

Num. 180.

Memoiren von Robespierre.

Fünfter Artikel.

Rede über die Flucht des Königs, im Jakobinerklub. *)

(Fragment.)

. . . . . Bei der großen Frage, welche gegenwärtig die Nationalversammlung beschäftigt, einer Frage, welche man ihres Gegenstands — des Königs — wegen groß nennt, obwohl von Seiten der Moral betrachtet Alles, was in den Bereich dieser göttlichen Wissenschaft fällt, dem Wesen nach gleich geschätzt werden muß, und nur durch die Größe der That sich unterscheidet, ohne daß auf die Person Rücksicht genommen wird; — bei jener Frage, sag' ich, geben die Redner der Nationalversammung ein beklagenswerthes Beispiel von den Verirrungen, worein der menschliche Geist geräth, wenn er statt die allgemeinen Grundsätze aus einzelnen Beobachtungen herzuleiten, das Einzelne zum Voraus dem Allgemeinen unterwerfen will, und unfähig sich in der Mitte zu halten, oder sich nach allen Punkten gleichmäßig zu verbreiten, von einem Aeußersten zum andern schwankt.

Hr. Petion will die Grenzen der Unverletzbarkeit des Königs erläutern und behauptet, daß dieselbe sich bloß auf Handlungen der Regierung erstrecke, bei der geringsten Privatsache aber nicht Statt finde. Hr. Prügnon, dem ein vor den Gerichtshöfen verantwortlicher König offenbar als ein unschicklicher Gedanke vorkommt, will daß der Monarch nicht vor dieselben zu laden sey, selbst nicht um des Verbrechens der beleidigten National-Majestät willen, was eine Zusammensetzung der ungeheuersten Frevel ist, weil es seinen Urheber zu einem Eidbrüchigen, zum Haupt einer allgemeinen Empörung gegen das Gesetz, zum Räuber des der Nation theuersten, für ihre Ruhe nothwendigsten Gegenstandes, des präsumtiven Thronerben, endlich zum Henker seines Volks macht, zum Nero, der durch seine Flucht, so weit an ihm liegt, den Wunsch jenes entarteten Kaisers in Erfüllung bringt, welcher wünschte, das römische Volk möchte nur einen einzigen Kopf haben, um ihn demselben mit Einem Hieb abhauen zu können! Endlich besorgt Hr. Prügnon, der dem Monarchen eben so gut seine Zeit, als sein Ansehen wahren möchte, der König, welchen unaufhörliche Prozesse vor die Schranken riefen, hätte keinen Augenblick mehr frei, um über die Vollziehung der Gesetze zu wachen; als ob nicht selbst vor der Constitution der König wegen seiner Domänen, oder wegen Verbindlichkeiten, welche seine Vorfahren eingegangen, genöthiget gewesen wäre, sich in Prozesse einzulassen, die ihn nicht nur den Regierungsgeschäften nicht entzogen, sondern ihn nicht einmal von seinen Vergnügungen abhielten. Bei einem Einkommen von 25 Millionen kann man, sollt' ich meinen, immer noch Prokuratoren und Geschäftsführer zahlen! Allerdings ist wahr, daß man jenes Ansehen, das erste Bedürfniß der Königswürde, wie Hr. Prügnon dasselbe nennt, nicht zu sehr einschränken solle, was geschehen würde, wenn man dem König zu sehr die Stellung eines Privatmanns gäbe. Der König soll also nicht um geringfügiger Dinge willen vor Gericht gefordert werden, aber in Bezug auf Capitalverbrechen waltet kein Zweifel ob, daß die Gerechtigkeit ihre Hand bis zu seinem gesalbten Haupt erheben dürfe. Jedoch, könnte man mir einwenden, ein Verbrechen, wie dasjenige, welches der König vor hatte, verdient den Tod bei einem Privatmann: wollt ihr Europa eine Wiederholung der blutigen Tragödie geben, deren erster Schauspieler der heimtückische Cromwell war?

Solche Frage schon wäre ein Verbrechen; eine Antwort darauf ein zweites. Ich sage, eben um der Erhaltung jenes der Krone so nothwendigen Ansehens willen sey es nicht möglich, daß ein König, der sich durch Treubruch entehrt hat, ein Verbrechen das unter allen möglichen die französische Sinnesart am Feindlichsten angreift, daß ein König, der kaltblütig das Blut der Franzosen vergießen wollte — daß ein solcher König noch auf dem Thron erscheine; der letzte seiner Unterthanen würde sich in ihm entehrt glauben, und die Ehre, die Seele der Schlachten, wäre erstickt in der Brust der Franzosen; endlich wie könnte das nöthige Vertrauen zu dem Vollzieher der

*) Wenn man bedenkt, daß die sehr zahlreichen und mitunter sehr langen Reden, welche Robespierre im Klub der Jakobiner hielt, zu den 166 Verträgen in der Nationalversammlung (vgl. Ausl. S. 659) noch als besondre Beigabe hinzukommen, so muß man wenigstens über die oratorische Fülle staunen, mit welcher dieser Mann während des kurzen Zeitabschnitts seiner politischen Wirksamkeit auftrat.

Gesetze zurückkehren, wenn er ein Mal, von seinem Posten desertirend, dieselben hatte verdammen und abschwören wollen?*)

Indessen beruhige sich Hr. Prügnon über den Fortbestand der Monarchie, an welcher, seit sie constitutionell geworden, nicht nur ein Theil der Nation, wie er selbst sagt, sondern die ganze Nation mit Herzensantheil hängt. Freilich aber würde die französische Monarchie bald nicht mehr in den Herzen der Franzosen Wurzel schlagen, wenn die Niedermetzelung des Volks der Preis ihres Fortbestandes wäre. Dem Monarchen kommt es zu, die Monarchie geliebt und geehrt zu machen; wäre diese Liebe, diese Ehrfurcht von Seiten des Volks unbegründet, so würde sie die gefährlichste aller Götzendienereien seyn. Sicherlich waren die Römer der Tarquinier nicht müde, aber die Tarquinier waren der Gerechtigkeit müde; sie selbst halfen sich verjagen, nicht das Volk verjagte sie.

(Schluß folgt.)

*) Eine schlagende Parallele, die in obigen Zeilen keinem unsrer Leser entgangen seyn wird, dürfte auf die Vermuthung leiten, daß diese Rede, oder wenigstens die eben angeführten Stellen derselben untergeschoben seyen. Wir setzen daher die Note bei, welche der Herausgeber am Ende der in dem Jakobinerklub gehaltenen Vorträge anfügt, indem wir einem vor der ganzen französischen Nation namhaft gemachten Rechtsgelehrten und Schriftsteller überlassen müssen, ob derselbe die auf so feierliche Art proclamirte Authenticität des von ihm Gelieferten für eine hinlängliche Rechtfertigung derselben halten wird, oder nicht. „Diese Auszüge aus den Reden Robespierres bei den Jakobinern, so wie einen großen Theil der übrigen beigelegten Aktenstücke verdanken wir der Güte des Hrn. Deschiens, Advokaten beim königl. Gerichtshof zu Paris, wohnhaft in Versailles, Verfasser der Bibliographie des Journaux, der die herrlichste Sammlung, welche über die franz. Revolution existirt, zu unsrer Verfügung gestellt hat; Frucht vierzigjähriger Arbeit und Geduld ist dieselbe ein wahres Nationaldenkmal, in dessen Besitz zu gelangen ein auf Erhaltung wichtiger Geschichtsquellen bedachtes Ministerium sich angelegen lassen seyn sollte."

Algier.

2. Clima, Produkte und Bevölkerung.

(Schluß.)

Nächst den Mauren**) kommen in der Bevölkerung von Algier die Berbern, oder, wie sie sich selbst heißen, die Amazirghen oder Mazirghen, die Abkömmlinge der Urbewohner des Landes. Dieser Name ist uralt*) und findet sich schon bei Herodot, Strabo, Silius Italicus und andern Schriftstellern der Vorzeit, und nach Ammians Marcellinus nannten die Römer die jetzige Stadt Algier insula Mazucana, wie die Araber Dschezair Beni Mazghanan, d. h. die Insel der Söhne Amazirgh's oder Mazigh's. Den Namen Berbern kennen sie gar nicht, und vermöchten ihn auch nicht auszusprechen, da ihre Sprache den Buchstaben b nicht hat. In Algier führen sie den Namen Kabilen oder Dschebalien, d. h. Bergbewohner; die Tuariks der Wüste scheinen mit ihnen stammverwandt. Die Amazighigen sind von weißer Farbe, mittlerem Wuchs, athletischer Gestalt, lebhaft in Manieren, und stark und ausdauernd in Strapazen; sie zeichnen sich durch schöne Zähne und schöne Augen aus; weder fett noch fleischig sind sie fast Nichts als Nerven und Muskeln; ihr Augapfel ist gewöhnlich von einem hellen Braun gleich altem Bronze; ihr thätiges Leben bewahrt sie vor den Schwächen des Alters, welches man bei ihnen nur an dem weißen Bart und den grauen Haaren bemerkt; man trifft unter ihnen nicht selten blaue Augen und blonde Haare, welche man eher bei Bewohnern des nördlichen Europas, als bei Africanern suchen würde. Sollten diese vielleicht zu jenen Nachkömmlingen der Wandalen

**) Nach Graberg di Hemsö (Antologia Aprile 1830) nehmen sie numerisch sogar die Stelle vor den Mauren ein: dieser ausgezeichnete Gelehrte giebt nehmlich folgende Bevölkerungsverhältnisse:

1) Berbern	850,000	Einwohner.
2) Arabische Mischlinge oder Mauren	600,000	—
3) Reine Araber oder Beduinen	200,000	—
4) Neger	70,000	—
5) Israeliten	45,000	—
6) Türken und Coluli	33,500	—
7) Europäische Christen	1,300	—
8) Renegaten	200	—
	1,800,000	—

Indessen eben weil die Mauren eine gemischte Race sind, welche in alle dortigen Völkerschattirungen überspielt, dürften sie wohl auch am Zahlreichsten seyn. Ueberdieß waren und sind sie die eigentlichen Herren des Bodens, und als solche, da ihre Existenz auf den Ackerbau basirt ist, in einer der Bevölkerung günstigern Lage, als die Araber und Berbern, welche ihrer Masse nach aus Hirten bestehen.

*) Vergl. Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie etc. suivi de recherches sur les Berberes Atlantiques, anciens habitans de ces contrées, par le Comte Charles Octave Castiglioni. Milano 1826. Wir schließen hier einen Auszug aus den von Graberg di Hemsö mitgetheilten Literatur-Notizen über Algier an. Als einen der ältesten und besten Schriftsteller über diesen Gegenstand bezeichnet unser Gewährsmann Nicolas de Nicolai, dessen Werk unter dem Titel: Navigations et Pérégrinations im J. 1568 in einem Foliobande zu Lyon herauskam, 18 Jahre, nachdem er den Gesandten Sr. allerchr. Maj. d'Aramente nach Algier begleitet hatte. Noch früher ist die ursprünglich lateinisch geschriebene und dann in's Französische und Englische übersetzte Geschichte der Expedition Karls V von dem berühmten englischen Buchdrucker Richard Grafton; sie erschien in London im J. 1542 in 8. John Wyland gab davon drei Jahre darauf eine neue englische Uebersetzung in 4 heraus. Eine andere Geschichte dieser berühmten Expedition ist die in Antwerpen im J. 1554 in 4 erschienene: Rerum a Carolo V in Africa bello gestarum anno 1535 seqq. commentarii ex variis scriptoribus in unum congesti, auctore Cornelio Sceppero. Im J. 1602 erschien in Valladolid Topografia o Historia general de Argel, in 4, von dem Spanier Hoedo, und im J. 1637 von dem französischen Mönch Peter Dan Histoire de la Barbarie et de ses corsaires, worin Algier eine bedeutende Stelle einnimmt. Von neuern Schriftstellern führen wir an: den Engländer J Morgan (von ihm eine ziemlich oberflächliche Geschichte Algiers in 2 Octavb. London 1731 und wahrscheinlich auch die Geschichte der spanischen Expedition nach Oran, 8. London 1732); den Schweden Karl Reftelius (Beschreibung

gehören, von welchen Shaw spricht und welche Bruce auf einem gefährlichen Ausflug in das Innere in den Thalgründen des Aureß entdeckt haben will? — Sie sind ein ansäßiges Volk, das vom Ertrag seiner Heerden lebt und seiner Mehrheit nach in Dörfern (dascar's) wohnt. Zu ihren Hütten (gurbie) nehmen sie Lehm oder Bruchstücke von Ruinen, decken sie mit Stroh und thun eine Lage von Baumzweigen darüber; indeß giebt es in jedem Dorf einen oder zwei Thürme, um sich gegen einen Feind zu vertheidigen und einige aus Stein und Kalk gebaute Häuser (tagimi) welche denselben Dienst leisten; um manche Wohnungen gehen Mauern mit Schießscharten; auf der andern Seite findet man aber auch noch wirkliche Troglodytem. Ihre Kleidung besteht aus einem Hemd ohne Aermel und kurzen Hosen; sie rasiren sich das Haar aus der Stirne und lassen es am Hinterkopf wachsen; von Bart bleibt bloß ein Busch am Kinn und der Knebelbart stehen. Von kühnem und stolzem Charakter sind sie unversöhnlich in ihrem Haß; sie gelten für treffliche Jäger und um ein Gewehr mit Elfenbein und Silber auszustaffiren läßt sichs gern Einer seine 70 bis 80 spanische Thaler kosten; um ihren Kindern die Gewohnheit des Muthes früh beizubringen, hängen sie ihnen die Tatze eines Löwen oder sonst eines reißenden Thieres an den Hals, und junge Eheleute machen sich mit ähnlichen Amuletten Geschenke. Sie besitzen gut angebaute Felder und haben eine große Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, das sie fast nie verlassen; am Liebsten wählen sie die höchstgelegenen Orte zum Aufenthalt. Die Mauren sprechen die sogenannte meghrebinische Mundart des Arabischen; die Kabilen ihre eigenthümliche Sprache, Sciovia genannt, einen Dialekt des Amazirghischen, welches eine der ältesten Sprachen der Welt ist und sein Gebiet von der atlantischen Region der canarischen Inseln bis zu den Barabras von Unternubien und bis tief in die große Sahara hinein erstreckt. (Fortsetzung folgt.)

---

der Stadt Algier ꝛc. in 2 Quartb., Stockholm 1737; ein gutes aber äußerst seltnes Werk); Laugier de Tassi (Histoire générale du Royaume d'Alger, in 2 Duedezb. Paris 1725) und Leeroy, welcher aus dem vorhergehenden hauptsächlich schöpfte (Etat général et particulier du royaume d'Alger; Haag 1750); Major Will. Dalrymple (Reise in Spanien und Portugal nebst einem [trefflichen] Bericht über die spanische Expedition gegen Algier im J. 1775. London 1777); Poiret (Voyage en Barbarie pendant les années 1785 et 1786 suivi de recherches sur l'histoire naturelle de la Numidie; höchst schätzbar wegen der vielen mitgetheilten Thatsachen); Bruce (dessen Reisen, Edinb. 1790 5 Quartb.); René des Fontaines (Flora Atlantica, sive historia plantarum quoad in Atlantis agro tunetano et algerensi crescunt. Paris 1798 4; das beste Werk über die Physiographie von Algier); Rehbinder (Notizen und Bemerkungen über Algier; der Verf. war dänischer Consul in dieser Hauptstadt; sein Werk, mit Karten und Kupfern erschien in 3 Octavb. Altona 1798); Edward Blaquiere (Briefe vom mittelländischen Meer; London 1813 2 Octavb. nebst Karten; sehr gut geschrieben, handeln aber mehr von Tunis und Tripolis); D. A. Azuni (Recherches pour servir à l'histoire de la Piraterie, avec un précis des moyens propres à l'extinction des pirates barbaresques. Genua 1816 8); Kapitän Walter Croker (Briefe an ein Mitglied des englischen Parlaments über die Sclaverei der Christen in Algier London 1816, 8); Karl Will. Janson (Ueber den gegenwärtigen Zustand der Barbaresken, mit Rücksicht auf Clima, Boden, Produkte, Bevölkerung, Manufacturen, Land und Seemacht der Staaten Marocco, Fez, Algier, Tripolis und Tunis; nebst einer Schilderung ihrer Art Kriege zu führen und vielen Anekdoten über die grausame Behandlung der Christensclaven; angehängt ist eine vortreffliche hydro-geographische Karte; London 1810, 8; überhaupt ein unschätzbares Werk); Abraham Salamé (Bericht über die Expedition des Lord Exmouth, Lond. 1819 8; der Verfasser, aus Alexandria in Egypten gebürtig, wohnte als Dolmetscher der Expedition bei); ꝛc.

Ermordung Paul Louis Courier's.

Sitzung vom 12, 13 und 14 Juny.

Boutet und Dubois werden über die Anwendung ihrer Zeit am 10 April 1825 befragt. Sie behaupten, daß sie von dem Ort des Verbrechens in dem Augenblick, wo dasselbe begangen wurde entfernt gewesen seyen. Mehrere Zeugen reden zu ihren Gunsten.

Man fordert Fremont vor. Er vermag sich kaum vor den Präsidenten zu schleppen. Man war genöthigt, ihn am Morgen in das Sitzungshaus zu tragen; seine Augen, die er mit seiner linken Hand bedeckt, scheinen das Licht des Tages nicht aushalten zu können. Fremont bleibt dabei, daß er die ganze Wahrheit gesagt habe. Die ledige Anne Petit bezeugt, daß die Grivault aufs Umständlichste von ihren Umgang mit Veillaut mit ihr sprach. Du hast es mir mehr als zehnmal gesagt, fügte sie bei, indem sie sich an die Grivault wandte; Du hast es Deinem Herrn gesagt; Du sagtest es Jedermann. Die Grivault behauptet aber, Nichts zu Anne Petit gesagt zu haben. Der Procurator zu der Grivault: Erinnert Ihr Euch, was Ihr gestern zu dem Gendarmen sagtet, der Euch nach Eurer Herberge führte? Die Grivault versichert sogleich wiederholt, daß sie Nichts zu dem Gendarmen gesagt habe. Der Präsident erinnert sie an die Strafe, welche einen falschen Zeugen trifft. Man läßt den Gendarmen holen und dann bekennt sie, daß sie ihm gesagt, Veillaut sey ihr Liebhaber. Der Gendarme giebt noch an, sie hätte ihm unter Anderem vertraut, daß Veillaut an einem verborgenen Theil des Körpers eine Narbe habe. Das Gericht läßt Veillaut sogleich durch einen Arzt untersuchen. Und wirklich findet sich eine ziemlich starke Narbe oben am äußern Theil des rechten Schenkels. Die Grivault will indeß diese Narbe nicht selbst gesehen, sondern von einer andern Weibsperson es erfahren haben. Auf eine neue Aufforderung des Präsidenten, die Wahrheit zu sagen, giebt die Grivault nachträglich an, daß sie einmal gegen Symphorien Dubois habe merken lassen, sie wisse um den Mord, worauf dieser ihr mit Drohungen Stillschweigen geboten. Um einen letzten Versuch zu machen, werden Veillaut und die Grivault noch einmal confrontirt; beide aber beharren auf ihren früheren Aussagen; jener leugnet seine Anwesenheit in dem Wald, diese behauptet ihr Zusammensеyn.

Hr. Barthe hat nun das Wort. In einer langen Rede bemüht er sich hauptsächlich, die Ehre der Madame Courier gegen Fremonts gehässige Beschuldigungen zu retten, indem er den verdächtigen Umstand nachweist, daß Fremont bei dem ersten Prozeß die Last seines Verbrechens auf die Frau des Ermordeten wälzte, während er es jetzt einem Verstorbenen aufbürden will. Er schließt damit, daß er sich gegen Fremont den fernern Weg Rechtens vorbehält (qu'il fera usage de l'acte de declaration que lui a donné le tribunal

pour poursuivre Fremont comme homicide). Das Ende der Sitzung wartet Fremont in einem anstoßenden Saal, den Kopf in den Händen, in mehr als drei Stunden lang vollkommen unbeweglicher Stellung ab. Man muß ihn halten, als er in seine Herberge zurückging.

Die Sitzung vom 13 füllten die Vorträge des k. Procurators Chaucel und des Hrn. Julien, welcher Peter Dubois Sache führte, aus. In der Sitzung vom 14 plädirte Hr. Bérié für Franz Arrault und Hr. Forêt für Boutet. Nach einer halbstündigen Berathung sprachen die Geschwornen den Peter Dubois mit Stimmengleichheit (6 gegen 6) und die beiden Andern einstimmig frei. Das Gericht verurtheilte die courier'schen Kinder in die Prozeßkosten. Während der ganzen letzten Verhandlung befand sich Fremont in einem Vorzimmer, wo er den Kopf auf einen Tisch lehnte, und ihn von Zeit zu Zeit ein convulsivisches Zittern befiel. Seine Frau verließ ihn keinen Augenblick und widmete ihm die aufmerksamste Sorgfalt. Am Schluß der Sitzung wurde Fremont der Betrag der Kosten (dommages interêts) in einem Wechsel von 30,000 Fr. eingehändigt. Fremont, sagt man, gedenke sich in ein Trappistenkloster zurückzuziehen und eine bedeutende Person wolle ihm zur Aufnahme dazu behülflich seyn.

Werfen wir einen Blick auf diesen außerordentlichen Proceß, so können wir unsre Verwunderung über das Resultat nicht verbergen. Die Kinder des Ermordeten müssen dem geständigen Mörder ihres Vaters Schadloshaltung bezahlen! Eben so sonderbar däucht uns die Procedur, vorweg aus dem Thäter einen Zeugen zu machen! Schwerlich dürfte der funk'sche Prozeß in Deutschland und der berüchtigte von Fualdez, Bastide und Madame Manson in Rhodez monströsere Anomalien darbieten. In dem funk'schen Prozeß fanden damals die Freunde der geheimen Justiz einen so gründlichen Beweis gegen die Neuerung des Geschwornengerichts, daß man versucht wird zu vermuthen, diese Herren von der alten Schule hätten es selbst etwas auf Skandal angelegt, um dem ihnen so verhaßten Institut hintennach seine Sündenregister vorzuhalten; als wenn man sie nicht hätte fragen können, ob denn bei dem nicht-öffentlichen und nicht-mündlichen Verfahren Justizmorde gar nicht möglich, gar nie vorgekommen wären? So weit werden sie sich selbst nicht vermessen, daß sie alle Blutschande (wenn wir so sagen dürfen) von ihrem System abzuwischen versuchen sollten, aber sie mögen sich damit brüsten, daß die Schande seltener an den Tag kommt! Bei dem vorliegenden Prozeß kann das Geschwornengericht kein Tadel treffen, daß es nach den schwankenden widersprechenden Daten, welche es erhielt, kein „Schuldig" aussprach! Allein warum konnte nichts Besseres ausgemittelt werden? Wer ist daran Schuld? Latet anguis in herba! Courier hatte gegen die Aristokratie, die Hierarchie gekämpft, und er war um so gefährlicher, als er populär war. Darum darf die Mörder der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen!

Die pariser Zeitungen, die sonst kein Blatt vor den Mund nehmen, haben sich bis jetzt noch nicht geäußert. Was bedeutet dieses Stillschweigen? Fürchten sie vielleicht das Geschwornengericht, wenn sie die Geschichte mit der Fackel der Kritik beleuchten, mit compromittirt zu finden? Allein für die Franzosen ist das Geschwornengericht ja keine theoretische Frage mehr, und sie können die Mängel, die mit diesen Institut verknüpft sind, aufdecken, ohne daß sie befürchten müssen, das Kind mit dem Bad auszuschütten. Aber das Kind mit dem Bad ausschütten heißen wir, wenn man um einiger juristischen Scrupulositäten willen, weil vielleicht der Frau Justiz vor dem Plädiren bangt, die politischen Vortheile, welche das Geschwornengericht darbietet, verloren giebt.

Römische Alterthümer in Holland.

Wo eine sehr starke Bevölkerung auf engem Raume sich drängt, können Ruinen sich nicht lange erhalten: so sind denn auch in der Provinz Holland alle sonst bemerkten Spuren römischer Bauwerke bereits seit Jahrhunderten von der Erde verschwunden. Indessen ließ die niederländische Regierung seit dem J. 1827 auf der angeblichen Stelle des Forum Hadriani Ausgrabungen anstellen, deren Ergebniß zu seyn scheint, daß das dortige Anwesen weit ausgedehnter war als die bloß militärischen Niederlassungen auf der alten Militärgrenze des römischen Reichs am Rhein. Abgesehen von einer Angabe in der Chronik der Bischöfe von Utrecht, wo von einem sehr festen Castrum, unsern Voorburg, die Rede ist, welches im IX Jahrhundert von den Normannen zerstört wurde, dessen Identität mit dem Forum Hadriani aber nicht nachgewiesen wird, kannte man das letztere bis jetzt nur obenhin einzig und allein aus der alten Karte von Peutinger. Die Gelehrten waren daher über die Frage, ob die römische Ruinen, welche, wie man wußte, zu Arentsburg und in der Umgegend vorhanden waren, und die jenem zerstörten Castrum ohne Zweifel angehörten, das Forum Hadriani seyen, getheilt. Schon im XVI Jahrhundert schätzte man die Ausdehnung dieser Ruinen auf 10 Morgen; eine Schätzung, welche durch die Ansicht des Bodens und die örtliche Tradition bestätigt wird. Was von ältern Entdeckungen, die man hier machte, bekannt geworden, hat Baron de Westreenen de Tiellandt (Recherches sur l'ancien Forum Hadriani Amsterdam et la Haye 1826 12) so ziemlich vollständig gesammelt; und über die Geschichte der neuen Ausbeute ist von Professor Reuvens aus Leyden, welchen Se. Maj. der König der Niederlande mit der Leitung dieser antiquarischen Nachforschungen beauftragte, so eben ein Programm nebst einem Plan der Ruinen (Notice et Plan des constructions Romaines, trouvées dans les fouilles faites en 1827—1829 sur l'emplacement présumé du Forum Hadriani à la campagne nommée Arentsburg, commune de Voorburg, près de la Haye, par C. T. C. Reuvens) erschienen. Da Alles unter einer 3 bis 4 Fuß tiefen mit voller Vegetation bedeckten und zum größern Theil mit Hochwald bewachsenen Erdschichte begraben lag, so kostete es, um die Ruinen zu Tage zu fördern, bedeutende Vorarbeiten; doch war im November vor. J. das Unternehmen so weit gediehen, daß man sich von fünf Partien, in welche das ganze Bauwerk zerfällt, Rechenschaft geben konnte. Von den Mauern fand man, wenige ausgenommen, welche mit ihren alten Fußböden noch standen, meist nur noch die Fundamente und auf einigen Punkten sogar nur noch die durch Ueberbleibsel von Mörtel bezeichnete Richtung derselben. *) Es begreift sich, daß die Conjecturalkritik der Antiquare hier ein weites Feld vor sich hat. Dem Publikum ist der Zutritt für 1830 und 1831 gestattet.

*) Ueber die sonstigen Gegenstände, welche man bei dieser Gelegenheit gefunden, vergl. die niederl. Staatsz. vom 12 October 1827 und 5 September 1828. Ein ausführliches Werk über das Ganze steht zu erwarten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 181. 30 Juni 1830.

Die geographische Verbreitung der Berauschungs-Mittel. *)

Zu allen Zeitaltern und bei allen Nationen sind verschiedene Mittel bekannt gewesen, durch welche in uns auf künstliche Weise angenehme Empfindungen erregt werden. Die Civilisation ist frei von der Schuld, die Menschheit die Kunst gelehrt zu haben, durch diese oft verderblichen Aufregungen die Vernunft herabzuwürdigen; die rohesten, ungebildetsten Nationen sind in dem Besitze dieses Geheimnisses gefunden worden. Die Mittel, welche zu diesem Zwecke benutzt werden können, sind so verschieden, und einige derselben liegen so nahe, daß es in der That auffallend wäre, wenn selbst in den frühesten Weltaltern sich nicht Gelegenheiten geboten hätten, die wunderbaren Wirkungen natürlicher oder künstlicher Narcotica zu erfahren. So wie diese Wirkungen, nebst der Art und Weise, dieselben nach Willkür hervorzubringen, einmal bekannt waren, wurde die Entdeckung als der kostbarste Schatz betrachtet und von Geschlecht zu Geschlecht der Nachwelt überliefert, als ein Talisman, der die sinnlichen Wahrnehmungen schärfte und die Ideen belebte, oder alles Gefühl in einen Zustand hinüber führte, der über die Grenzen des Schlafes hinausging und sich der Vergessenheit des Todes näherte.

In einigen Gegenden bot die Traube ein leichtes Mittel dar, den Zustand der Trunkenheit in jedem beliebigen Grade hervorzubringen, in anderen erreichte man denselben Zweck durch einen Wein, der aus dem Getraide bereitet wurde; und wo diese Hülfsmittel nicht so leicht zu verschaffen waren, entdeckte ein verkehrter Scharfsinn, daß das mildeste und nahrhafteste aller Getränke, die Milch, sich in dieses erniedrigende Gift verwandeln lasse. Zuweilen bot die Natur selbst die Hand, wo die Kunst nicht ausreichte, und vegetabilische Gifte wurden dazu gemischt; da man sie aber nur in geringer Quantität nahm, so konnten sie ihren verderblichen Einfluß nur in einem geringeren Grade äußern. Solche Stoffe sind auch unter verhältnißmäßig gebildeten Nationen gesucht, deren religiöser Glaube den Gebrauch berauschender Getränke, die durch Gährung hervorgebracht werden, verbietet; so wurde der Buchstabe des Gesetzes erfüllt, indeß der Geist desselben umgangen wurde. Der Koran verbietet den Gebrauch derselben auf das Strengste; die Edda dagegen erklärt es für eine Heldentugend, Bier in ungeheuren Quantitäten zu trinken. Vor der Bekehrung der alten Scandinavier zum Christenthume glaubten sie, daß eine der Hauptquellen der Glückseligkeit in den Hallen Odin's übermäßiger Genuß geistiger Getränke seyn würde.

Opium ist das wohlbekannte Hülfsmittel der Mohammedaner, und leider ist der Gebrauch dieses Stoffes auch unter den gebildeten Europäern nicht unbekannt. In geringem Maße, selten gebraucht, bringt es Heiterkeit des Geistes und angenehme Empfindungen, es erhöht den körperlichen Muth und die animalischen Bedürfnisse, woher auch wahrscheinlich der Gebrauch desselben in den Ländern rührt, wo die Polygamie herrschend ist. Früher war es Sitte der Türken, eine Quantität Opium von der Größe einer Haselnuß zu sich zu nehmen, wenn sie in die Schlacht gingen, um sich dadurch zu kühnerem Muth zu begeistern.

Die Unglücklichen, welche unter uns, durch die Reizbarkeit ihres Temperaments oder andere Gründe verleitet, die Gewohnheit angenommen haben, Opium zu essen, müssen in der Folge für das vorübergehende Vergnügen, das ihnen dadurch verursacht wurde, furchtbar büßen. Das Opium führt allgemeine Schwäche,

*) Die britische Cabinets-Encyclopädie, von der wir unsern Lesern gleich bei dem Erscheinen der ersten Bändchen Nachricht gaben, ist seitdem raschen Ganges fortgeschritten. Das Werk über die Haushaltung (Domestic Economy by M. Donovan Lond. 1830. 8.), welches im gegenwärtigen Augenblicke uns vorliegt, giebt einen überraschenden Beweis von den Vortheilen der den Engländern und Franzosen eigenthümlichen lichtvollen Behandlungsweise der abstrakten Wissenschaften. Die Theorie der Künste und Kunstgriffe des Hauswesens wird so zweckmäßig auf die Erklärung des Praktischen angewandt daß auf der einen Seite jeder Gebildete mit Vergnügen das Verfahren kennen lernt, welches man bei Bereitung seiner gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse beobachtet, und auf der andern der Brauer, Essigsieder oder Bäcker zu seinem Besten mit den Gründen so mancher chemischen Processe bekannt wird, die er bisher nur mechanisch herbeigeführt und benutzt hat. Wir entlehnen aus dem ersten Bändchen, welches sich besonders mit der Bierbrauerei und der Destillation, so wie mit der Wein- und Ciderbereitung, der Essigsiederei und der Bäckerei beschäftigt, die obige Skize einer Geschichte der berauschenden Speisen und Getränke.

Verlust des Appetits und des Gedächtnisses, frühes Alter und kurzes Leben herbei. Der Mensch, der sich daran gewöhnt hat, zeichnet sich durch Unempfindlichkeit und Trägheit und durch eine unüberwindliche Scheu vor allen körperlichen Anstrengungen aus. Sobald er nicht unter dem Einfluß seines Zaubers ist, versinkt er in die schrecklichste Niedergeschlagenheit und Verzweiflung; alle seine Bewegungen werden durch ein unwillkürliches Zittern der Glieder gehemmt; er wird paralytisch, vielleicht apoplectisch und stirbt an einem Anfalle dieser Art. Der Gebrauch des Opiums hat beinahe dieselbe Reihe von Schwächen und Krankheiten zur Folge, als die eingewurzelte Gewöhnung an den übermäßigen Genuß geistiger Getränke. Eine zu starke Dosis kann den risus Sardonicus, Geistesverwirrung, Tollheit, Convulsionen und plötzlichen Tod herbeiführen.

Der wilde Hanf (Cannabis Indica), in Egypten Assis oder Gaschisch genannt, wird zu einer Substanz verarbeitet, die Bang heißt und in Egypten, Arabien, Persien und Hindustan allgemein als ungemein kräftiges Berauschungsmittel gebraucht wird. Zu diesem Zwecke wird entweder aus dem Safte ein Trank bereitet, oder die getrockneten Blätter werden zusammengeballt, wie Dieß in Arabien geschieht, und so hinuntergeschluckt. In Hindustan wird diese Pflanze zu keinem anderen Zwecke gebaut, als zum Behufe des Berauschens. Sie bringt eine eigenthümliche Geistesruhe und einen Zustand der Heiterkeit hervor, während dessen man unwillkürlich lacht, unzusammenhängend spricht und unermüdet singt und tanzt. Gleich dem Opium regt sie den Muth und die sinnlichen Begierden an. Während des Schlafes bringt sie angenehme Träume.

Auch dem gemeinen Hanf und selbst dem Flachs scheinen ähnliche narkotische Wirkungen nicht fremd zu seyn. Die Ausdünstungen des frischen Hanfes sollen das Auge schwächen und den Kopf angreifen; und das Wasser, in welchem die Pflanze geweicht wird, ist nach Rap ein gefährliches Gift. Der gemeine Flachs vergiftet gleichfalls das Wasser, in welchem er längere Zeit liegt, weßhalb es auch in mehreren Ländern durch die Gesetze verboten ist, Flachs oder Hanf in Brunnen oder fließenden Wassern oder in Teichen, in welchen das Vieh getränkt wird, zu weichen.

Auf den meisten Südseeinseln wird ein berauschendes Getränk aus einer Wurzel bereitet, die auf den Freundschafts-Inseln Kawa, zu Otaheiti und auf den Sandwichinseln Awa heißt; das Getränk führt denselben Namen. Die Zubereitungsweise ist ungemein ekelhaft. Nach Anderson ist die Kawa eine Art Pfeffer, die auf Otaheiti gewöhnlich um die Häuser her gebaut wird. Der einzige Theil derselben, welchen man benutzt, ist die Wurzel; diese wird, nachdem sie ausgegraben ist, von den Personen, die damit beschäftigt sind, in Stücke gebrochen und mit einer Muschelschale gereinigt. Dann kaut ein Jeder seine Portion und spuckt dieselbe auf ein Pisangblatt, welches vor ihm liegt. Der, welcher das Getränk zu bereiten hat, sammelt alle diese einzelnen Portionen und thut sie in ein großes hölzernes Gefäß, worauf er so viel Wasser hinzufügt, als nöthig ist, um dem Trank das verlangte Maß von Kraft zu geben. Darauf wird das Ganze mit den Händen untereinander gemischt und gepreßt, um den Saft herauszuziehen, welcher darauf besonders aufbewahrt wird. Bei Personen, die an den Genuß dieses Getränkes gewöhnt sind, äußert dasselbe keine unmittelbare Wirkung; aber Cook's Begleiter, welche davon versuchten, empfanden eine ähnliche Betäubung, gleich jener, welche das Opium hervorbringt. Der Geschmack dieses Trunks ist so unangenehm, daß selbst die Eingebornen sich nicht enthalten konnten, das Gesicht zu verziehen und zu schaudern, so oft sie davon zu sich nahmen. Die Wirkung ist schrecklich. Männer, welche Cook bei seinem ersten Besuch auf diesen Inseln in der blühendsten Gesundheit gesehen, fand er bei dem zweiten als bloße Skelette; und als er nach der Ursache dieser Veränderung fragte, so wurde allgemein zugestanden, daß dieselbe von dem Genuß der Kawa herrühre. Die Haut dieser Leute war rauh, trocken und mit Schuppen bedeckt, die von Zeit zu Zeit abfielen.

(Schluß folgt.)

Memoiren von Robespierre.

Fünfter Artikel.

(Schluß.)

Wir haben uns bis jetzt hauptsächlich auf Robespierre's Reden, als den interessanteren Theil, gegen dessen Echtheit im Allgemeinen sich Wenig einwenden lassen dürfte, beschränkt; mögen nun als Proben des erzählenden Theils hier die Urtheile über zwei Koryphäen der Revolution folgen.

1) Mirabeau.

„Mirabeau starb zu rechter Zeit; seine Popularität hing nur noch an der Bewunderung, welche sein gewaltiges Talent einflößte. Schon aber war sein Abfall kein Geheimniß mehr. Als er der Versammlung sagte, er würde die Aufrührer bekämpfen, welcher Seite sie auch angehören möchten, unterschrieb er eben damit seinen neuen Vertrag mit dem Hof; denn der Name Aufrührer (factieux) war von den s. g. unparteiischen und von den monarchistischen Rednern und Blättern den festesten Freunden des Volks gegeben worden. Uns wollte er bezeichnen; aber so allmächtig er auch war, in diesem Kampf wär Mirabeau erlegen: er hatte Nichts hinter sich, und wir ein ganzes Volk.

„Indessen war er jetzt nicht mehr, und die Dienste, welche seine Kühnheit und Beredsamkeit der Freiheit geleistet, standen noch frisch in unserm Gedächtniß. Eine Deputation des Departements von Paris erschien vor den Schranken, für seine Reste außerordentliche Ehren zu fordern. Sie verlangte, daß fortan die Kirche der heiligen Genofeva zur Aufnahme der sterblichen Hüllen großer Männer bestimmt werden, und mit Mirabeaus Körper der Anfang gemacht werden sollte.

„Ich war der Erste, der über die Petition sprach: Im Augenblick, sagte ich, wo der Schmerz noch neu ist, wo er sich

um einen Mann handelt, der dem Despotismus einen hohen Muth entgegengesetzt hat, kann man dem Erguß der Gefühle, welche ein so wichtiger Verlust erregt, nicht widerstehen. Ich unterstütze daher den ersten Theil der Petition mit aller Macht, oder vielmehr mit ganzem Herzen, und trage darauf an, daß derselbe unverweilt zugestanden werde.

„Man wunderte sich um mich her, daß ich auf solche Art mich für die bittern Sarcasmen räche, welche Mirabeau bei mehr als Einer Gelegenheit gegen mich verschwendet hatte."

Früher äußern sich die Memoiren bei Gelegenheit der von Robespierre geforderten, von Mirabeau bestrittenen Permanenz der Distrikte von Paris also: „Ich wunderte mich nicht über die etwas bittre Opposition von Seiten eines Mannes, welcher bisher als die festeste Stütze der Volkssache betrachtet worden war. Obwohl ich mir zur unabänderlichen Regel gemacht, mich in keiner Weise mit den Intriken zu befassen, welche von Hof und Adel angesponnen wurden, so war doch das Gerücht von den Verführungen, womit Mirabeau umlagert worden, zu mir gedrungen. Die persönlichen Verhältnisse, in welche ich mit demselben in den ersten Zeiten der Versammlung stand, hatten mich belehrt, daß er unter der Larve des Patriotismus eine tiefe Immoralität verberge, und Tugend ihm nur ein Name sey. Von da an zog ich mich von ihm zurück, überzeugt, daß er nicht der Mann sey, welchen das Volk brauche, und daß er früher oder später, mit bewienenswerthem Mißbrauch seines herrlichen Talents, Dem, der reich genug wäre, ihn zu ködern, sich verkaufen würde.

„Die, welche sich in Bezug auf ihn noch einen Schein vermachten, wurden bald aufgeklärt. Die wichtige Frage über das Recht des Kriegs und Friedens, welche unvermuthet zur Sprache gekommen war, nöthigte ihn, sich auszusprechen; trotz den zweideutigen Wendungen und dem halben Widerruf in seiner Rede, indem er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit behauptete, er sey nicht recht verstanden worden, mußte er doch endlich zum Schluß kommen, und dieser Schluß war — antinational. Eine große Verschiedenheit der Ansichten über jenes Recht herrschte vor den Debatten in der sogenannten Volkspartei vor. Während Maury, Cazales, Montlosier und Andre dasselbe ausschließlich dem König zugetheilt wissen wollten, Petion, Rewbel und die Minorität der Linken es für das Volk und dessen Repräsentanten in Anspruch nahmen, trat eine Mittelpartei mit der halben Maßregel auf, das Recht zwischen der Nation und dem König zu theilen, und mithin diesem hierin zu gestatten, was ihm die Constitution in jeder andern Beziehung verweigerte — die Initiative. Ich stellte mich auf Petions Seite, und billigte den Vorschlag, welchen er machen wollte, vollkommen. Wir wußten, daß Mirabeau das Wort über den großen Gegenstand nehmen würde, und daß seine Ansicht der vollziehenden Gewalt günstig sey. Auch war bekannt, daß seine Widersacher alle Kräfte aufgeboten hatten, den Riesen Stück für Stück niederzuschmettern, der sie an der Hand auf das Feld der Popularität geführt hatte. Es war kein Kampf der Principien mehr, sondern ein Kampf der Eigenliebe; man nahm die Zuflucht mehr zur Redekunst als zur Vernunft, und in dieser Hinsicht waren es sehr winzige Gegner, die man unserem Demosthenes entgegensetzte. Immer steht mir noch der Augenblick vor den Sinnen, wie er hoch auf der Rednerbühne, die er mitten unter dem Murren bestiegen, wie mit Zauberkraft erst die Aufmerksamkeit der Versammlung durch einige bedeutungslose Worte fesselte und dann, seiner Zuhörer gewiß, ausrief: „„und auch mich wollte man im Triumph aufführen und schon schreit man in den Gassen die große Verschwörung des Grafen Mirabeau aus. Ich bedurfte dieser Lehre nicht, um zu wissen, daß es vom Capitol nicht weit zum tarpejischen Felsen ist, aber der Mann, welcher für Vernunft und Vaterland kämpft, giebt sich nicht so leicht besiegt."

„Bei diesem Schwung der Worte unterbrach allgemeiner Beifall den Redner. Die Gallerien, angefüllt mit Leuten, die sonst natürlichen Verstand genug hatten, über Mirabeau's Abfall entrüstet zu seyn, wurden zur gleichen Begeisterung fortgerissen. Ich selbst klatschte, und kaum gereut mich dessen heute. Es liegt so viel Verführerisches im Genie! es verdient eine Krone, sollte sie auch das Blutgerüst eines solchen Mannes schmücken.

„Indessen war die Bewunderung für ein großes Talent nicht der einzige Grund, der mich bewog, Mirabeau's gewaltiger Stimme zu klatschen. Ich sah beiher in derselben einen plötzlichen beschämenden Streich gegen die Menschen, deren falsche Popularität meinen Argwohn erregte. Ich las besser als das Volk im Herzen dieser Parteiführer, welche sich demselben bald so zeigen sollten, wie die Natur und eine höfische Erziehung sie gebildet hat — gierig nach Herrschaft, unter welcher Staatsform es auch sey, und bereit ihrem Ehrgeiz jedes Opfer zu bringen, das die Umstände fordern.

„Nach acht Tagen der Berathung wurde das Gesetz ausgesprochen, und jede Partei schrieb sich den Sieg zu, was augenscheinlich bewies, daß man schöne Worte gesagt hatte, ohne dieselben zu verstehen, und nicht wußte, über was man eigentlich verschiedener Meinung war."

2) Danton im Jahr 1791.

Danton fing damals an, seine Energie, sein eigenthümliches Feuer zu entwickeln. Zu roh selbst für die Jakobiner, welche die Anwesenheit vieler Deputirten und der ausgezeichnetsten Schriftsteller zu einer Geschliffenheit, einem Maß im Ausdruck gewöhnt hatte, das er verachtete, zog er den Klub der Cordeliers vor, zu dessen Gründern er nebst Camille Desmoulins gehörte. „Man hat Danton vorgeworfen, und wirft ihm noch jetzt vor, daß er unter der Maske der Vaterlandsliebe persönlichen Ehrgeiz und weitgehende Plane im Interesse eines Prinzen des regierenden Hauses verberge, und hat hievon einen Beweis in der Unterstützung zu finden geglaubt, die er Lacios, einem erklärten Agenten jenes Prinzen, zur Zeit der bekannten Petition angedeihen ließ. Man hat auch von Geldgeschenken, bezahlten Schulden, Bestechung u. s. w. gesprochen. Dergleichen Behauptungen, was auch an ihnen seyn mag, sind für einen öffentlichen Charakter niemals günstig. In einer Staatsumwälzung ist die Geldbegierde das schlimmste aller Laster, denn es bringt das-

jenige Gefühl, durch welches die Andern Einem folgen, die Ueberzeugung, in Zweifel. Zum Unglück ist Dantons geringe Moralität bekannt; gleichwohl sage ich mit Vertrauen: dieser Mann greife mit beiden Händen zu, um verschwenderisch wieder hinauszuwerfen; man glaube ihn erkauft zu haben, weil man ihn bezahlt hat; ja er gebe sogar seinen Bestechern frevelhafte Versprechungen — dennoch wird er der Sache des Volks unveränderlich ergeben bleiben, und seinen Spaß darin finden, Leute hinters Licht geführt zu haben, von welchen sonst Andre hinters Licht geführt werden. Dafür bürgt mir das ganze Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Geistesart, die nach dem Modell der Volkstribunen gebildet zu seyn scheinen; dafür bürgt mir die hohe Freundschaft Camille's (Desmoulins) für ihn, desjenigen Menschen, der unter Allen, welche ich kenne, der Sache des Volks am Aufrichtigsten ergeben ist."

Sir Walter Scotts poetische Werke.

Zweiter Artikel.

Die ersten poetischen Versuche Walter Scott's erfuhren dasselbe Geschick, welches wohl von jeher erste poetische Versuche gehabt haben; auch das Geständniß, daß seine dichterische Fähigkeit in den Schuljahren wenig Anerkennung fand, befremdete uns nicht.

„Ich hatte zwar auf der Schule einige metrische Uebersetzungen versucht, welche uns gelegentlich empfohlen wurden, doch erhielt ich nur dafür, daß ich mich bemüht hatte, Etwas zu thun, was uns aufgegeben worden war, aber selten für die Art der Ausführung einiges Lob; und ich fühlte mich glücklich genug, wenn meine Uebersetzungen mit anderen von anerkanntem Verdienst verglichen wurden. Einmal war ich in diesen Bestrebungen so weit gegangen, daß ich einiger Verse auf ein Gewitter schuldig wurde, die ungemein gelobt wurden, bis ein mißgünstiger Recensent in der Gestalt eines Apothekerweibes erstand, welches behauptete, daß meine schöne Poesie aus einem alten Magazine gestohlen sey. Nie vergab ich ihr diese Beleidigung und selbst jetzt fühle ich noch eine gewisse Erbitterung gegen das Andenken des armen Weibes. Sie klagte mich in der That mit Unrecht an, wenn sie sagte, daß ich meine Besen bereits fertig gemacht gestohlen habe; da aber, wie bei allen vorzeitigen Poeten alle Worte und Ideen, aus denen meine Verse bestanden, copirt waren, so hatte sie in sofern Recht, als nicht ein einziger eigener Gedanke in den ganzen sechs Zeilen stand. Auch später, nachdem ich auf diese Weise von dem Apothekerweibe meiner Federn beraubt worden, machte ich noch einen oder zwei Versuche in der Verskunst; aber immer rieth mir ein oder ein anderer guter Freund, mein Poem in das Feuer zu werfen, und gleich Horaz in dem Lustspiele gehorchte ich, obwohl mit schwellendem Herzen. Kurz, wenn ich den gewöhnlichen Zoll an die Augen der Geliebten ausnehme, der mehr die Sprache der Leidenschaft als der Poesie ist, so hatte ich seit zehn Jahren kaum den Wunsch gehabt Love und dove miteinander zu paaren, als ich es mir plötzlich, da ich Lewis in so hoher Achtung sah und überzeugt war, ihm wenn nicht an poetischer Kraft, doch an allgemeiner Bildung überlegen zu seyn, in den Kopf setzte, mich auf die Laufbahn zu wagen, die ihm soviel Ruhm gebracht hatte. Glenfinlas und der Vorabend des St. Johannesfestes wurden um diese Zeit geschrieben.

„So war ich also unter die Poeten eingeweiht; und gleich einem Hausirer, der zwei Ballen bekommen hat, mit denen er die Welt durchzieht, machte ich die Runde bei allen meinen Bekannten, zeigte die kostbare Waare und erbat mir ein unparteiisches Urtheil, eine Bitte, die ein Autor nie umsonst thut. Denn in der Poesie, wie überhaupt in der Kunst, halten Die, welche selbst nicht im Stande sind, im Geringsten Etwas hervorzubringen, sich deßhalb für nicht weniger berechtigt, über die Werke Anderer zu entscheiden; und bis zu einem gewissen Grade mit Recht; denn das Verdienst einer Composition, die keinen anderen Zweck hat, als der Welt im Allgemeinen zu gefallen, kann nur durch die Meinung der Individuen gewürdigt werden; und vielleicht ist hier, wie bei Molière's alter Magd, es um so besser, je weniger verbildet die Person ist, die man befragt. Doch wußte ich zu der Zeit, von welcher ich spreche, noch nicht, daß obwohl der Beifall der Mehrheit die Verdienste eines Werkes richtig schätzen mag, es doch eben nicht gerathen ist, dasselbe im Einzelnen der Kritik derselben Individuen zu unterwerfen, nachdem sie sich einmal auf den Richterstuhl gesetzt und in eine kritische Haltung geworfen haben, um ex cathedra zu docken. Im Ganzen wurde mir beinahe immer aller Beifall, den ich nur hatte wünschen können, aber die Bedingungen, die dann als Vorschläge zu Aenderungen und Verbesserungen zum Vorschein kamen, waren wahrhaft grausam. Umsonst schnitt und feilte und operirte der junge Autor, der alle Rathschläge mit gebührender Bescheidenheit anhörte, an seinen unglücklichen Balladen herum; umsonst schob er ein, änderte er, stellte er her; jeder neue Rathgeber war mit den Zugeständnissen seiner Vorgänger unzufrieden; und beinahe durchgehends fand der Verf. den meisten Tadel dafür, daß er zwei Löcher gemacht, um eines zuzuflicken. Endlich, nachdem ich lange ernstlich über die Sache nachgedacht hatte, verfertigte ich eine Reinschrift des Glenfinlas, bei der ich alle die verschiedenen Aenderungen, welche vorgeschlagen worden waren, am Rande bemerkte. Im Ganzen hatte man Aenderungen in jeder Strophe, beinahe in jeder Zeile verlangt; und die einzigen Verse der ganzen Ballade, welche die Kritik verschonte, waren jene, die man weder gut noch schlecht nennen konnte, indem sie die gewöhnlichen Lückenbüßer waren, deren man bedarf, um eine Geschichte zu Ende zu bringen. Dieß unerwartete Resultat bestimmte mich, nach vierzehntägiger Unruhe, einen Grundsatz anzunehmen, von dem ich mich in einer dreißigjährigen literarischen Laufbahn nur selten entfernt habe. Wenn ein Freund, dessen Urtheil ich achte, entschieden und nach reifer Ueberlegung mir gesagt hat, daß ein Manuscript Nichts werth sey, oder wenigstens Nichts enthalte, was hinreichend für seine Fehler entschädige, so habe ich es gewöhnlich bei Seite geworfen; aber auf Kritiken im Detail achte ich gewöhnlich gar nicht, so wie ich auch einen Freund, der mir die Ehre erzeigt, mich um Rath zu fragen, mit denselben verschone. Ich bin überzeugt, daß in der Regel, wenn auch vielleicht Fehler leichterer Art entfernt werden, der Charakter der Originalität verloren geht, der im Ganzen doch wohl Das ist, wovon der Werth einer Production am Meisten abhängt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

12
6
2

Inv. Nº 4238.

Digitized by Google